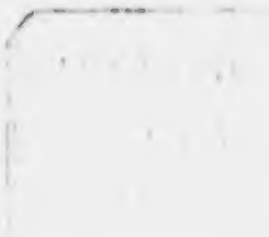
MÄRCHEN.

F. W. Hacklander.



Märchen

von

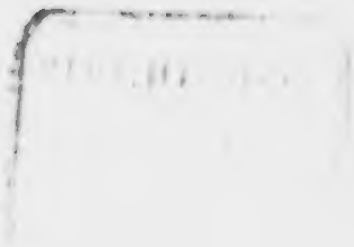
F. W. Hackländer.

Mit sechs Original-Stahlstichen

von

J. H. Zwecker.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1843.



Gedruckt auf einer Schnellpresse von K. Fr. Hering & Comp.

Ihrer

Königlichen Hoheit

Marie Friederike Charlotte,

Prinzessin von Württemberg,

vermählten Gräfin Reipperg

Märlein und wir, Brüder und Schwestern,
Gar bunt gestaltet, gar bunt gereiht;
Wir kommen hervor aus unsern Nestern,
Im Wald, im Weiher, in Wolken weit,
Um auf dem Rasen, unter den Rosen
Mit Dir zu spaßen, mit Dir zu kosen,
Wir, Dein lustiges Hofgesind',
Du holdes, Du herrliches Königskind!

Vergib, Du, viel und allzeit gütig,
An der ein Volk mit Liebe hangt,
Wenn auch dies Veilchen übermüthig
In Liebe sich an Dich schmiegt und drangt.
Vergib, wenn Du, deren ganzes Leben
Der Liebe sich dahingegeben,
Eine Wahrheit jetzt, eine Dichtung sind,
Wenn Du selbst ein Märlein uns erscheinst!

In alles Leben mischt ein Märlein,
In jedes Märlein ein Leben nicht;
Ein verschwistertes oder ein liebendes Pärlein,
Das Dichtung und Wahrheit eng umflicht?
Den Sinn aus Beiden gesunden hat,
Wer in Liebe Beide verbunden hat;
Dem wird Leben im Märlein untergehn,
Und Märlein im Leben auferstehn!

Schloß Schweigern . . . . . Seite 1
Das Zwergenvolk 43
Von der Prinzessin Morgana 83
Das Gericht im Monde 161
Der Zauberkrug 187
Weihnachtsmärchen 243

Schloß Schweigern.

Schloß Schweigern.

In der alten Zeit, aus der sich die meisten unserer schönen Sagen und Märchen herschreiben, prangten die herrlichen Gefilde am Neckar noch nicht, wie jetzt, im Schmuck der Getraide- und Obstfelder; die Höhen bedeckte damals noch dichter, finsterer Wald, aus dem nur hie und da ein Lug ins Land, auch Langerhans genannt, wie man sie heute noch erblickt, emporragte. Doch diese alten Gemäuer, deren Thurm und Fenster jetzt mit wehendem Epheu bedeckt sind, und an deren Fuß das dichte Unkraut emporwuchert, faßten damals ein ganz anderes Leben in sich. Da hörte man nicht den fröhlichen Gesang der Weingärtner oder das Geknarr eines Wagens, der hinaus ins Feld fuhr, um die goldenen Früchte aufzuladen, sondern der Knappe, der mit eherner Pickelhaube und gewaltigem Spieß dort oben hinter der Brustwehr stand und in die Gegend hinaussah, vernahm nur zuweilen das Röhren eines Hirsches, den Schall eines

Hämmerne oder den Schlag der Axt, die einen mächtigen Eichbaum niederwarf. Der Neckar, der schöne klare Fluß, strömte, wie auch noch jetzt, zwischen den Bergen dahin: doch sahen seine Ufer keine reichen Städte oder blühende Dörfer, sondern sie waren bedeckt mit Schilfgras und Weidengesträuch, durch das nur hie und da ein kleiner Pfad wand, der Wechselgang der Hirsche, wo diese zu Wasser gingen.

Etwas abseits von dem Flusse, ungefähr eine Stunde weit ins Land hinein, in ein schönes Thal, rings von Bergen eingefaßt und beschützt, eine Wohnung der süßen traulichen Einsamkeit, ein Thal, ruhig und still, das klein genug war, um den vorüberziehenden Wanderern verborgen zu bleiben, und groß genug, um den Blicken seiner Bewohner die Abwechslung des dichten frischen Waldes mit grünen, saftigen Wiesen und klarem Wasser, das von den Bergen niederströmte, zu gewähren.

Von den umliegenden Bergen, die aus dem Thale sanft aufwärts stiegen, sah man weit hinaus in die Landschaft, sah den Neckar, wie er sich in tausend Krümmungen hindurchwand und endlich zwischen fernen Bergen verlor, hinter denen wieder höhere emporstiegen. Und wenn man das Alles gesehen und sich lange umgeschaut in der reizenden Gegend, die rings herum wie ein schönes Gemälde aufgerollt war, so stieg man gern wieder hinab in das Thal, denn so schön, wie dieses, war doch keines der umliegenden. Selbst die Thiere des Waldes fanden es hier am heimlichsten, und wenn zahlreiche Rudel von Hirschen und Rehen auch gerne unter den hochstämmigen Eichen der umliegenden Berge herumspringen, so war

doch im Thal selbst ihr Aufenthalt und sie kehrten am Abend in lustigen Sprüngen dahin zurück.

Aber trotz der Schönheit, mit der die Natur dies Thal geschmückt hatte, war es von keinem Menschen bewohnt und wurde vielmehr von Allen, die in diese Gegend kamen, gemieden. Die Jäger und Holzknappen der umliegenden Schlösser, wenn sie bei der Verfolgung eines Wildes in seine Nähe kamen, und im Eifer der Jagdlust eine der Höhen bestiegen hatten, von wo es hinabging, ließen dem Wild seinen freien Lauf und verfolgten es nicht weiter. Wohl schauten die jüngsten und unerfahrensten mit Begier dem enteilenden Hirsche nach und wären ihm gern gefolgt; allein jedesmal wurden sie von den ältern Jägern zurückgehalten und den Unwissenden von der Sage erzählt, die im Munde des Volks lebte und nach der das Thal verrufen und gefährlich für Jeden sey, der es wage, die Markung zu überschreiten.

Die ältesten Knappen und Waldmeister hatten dasselbe von ihren Eltern gehört und wußten Beispiele anzuführen, daß Leute, die neugierig hinabgestiegen, nie zurückgekommen seyen. Wohl habe man dieselben von Zeit zu Zeit unten im Thale wandeln sehen, auch seyen sie zuweilen an den Höhen hinaufgestiegen und in ihrer alten Tracht oft nahe zu den Holzhauern und Jägern gekommen; allein niemals hätten sie die Gränze des Thals überschritten und auf keine an sie gerichtete Frage Antwort gegeben, vielmehr wären sie kopfschüttelnd zurückgegangen, indem sie sich wie Stumme auf den Mund deuteten.

Wenn die alten Jäger so bei der Ruhe, die sie

unter einem alten Eichbaum oben auf dem Berge hielten, von dem Thale drunten erzählt hatten, führten ſie die jüngern an einen andern Theil deſſelben, wo die Waldung etwas lichter war und letztere hinabſchauen konnten. Und da ſahen dieſe mit Verwunderung unten ein ſtattliches Schloß liegen, deſſen Aeußeres ſo wohl erhalten war, daß man glauben konnte, es ſey bis auf den heutigen Tag bewohnt. Die Fenſter deſſelben glänzten im Sonnenſtrahl, die Zugbrücken waren heruntergelaſſen, die Mauern ohne Fehl und zierlich gebaut, und ſelbſt die Windfahnen auf dem Dach ſahen neu aus, als wären ſie eben erſt dahin geſetzt.

Aber über dieſen Gebäuden und dem weitläufigen Parke, der ſie umgab, lag eine unheimliche Stille; das Waſſer in den Seen ſchien gemalt und war unbeweglich; die Blätter der Bäume rauſchten nicht, und keiner der Vögel, die um Schloß und Wald flogen, ließ ſeine Stimme erſchallen.

Und ſo war es aber auch in dem ganzen Thale. Da gab das zahlreiche Gewild, das herumlief, keinen Laut von ſich, da erſchallte kein Vogelgeſang. Alles war ruhig und ſtill. Nie ſah man Jemand aus dem Schloſſe treten, der mit der äußern Welt in Verbindung gekommen wäre. Und deshalb wußten die Jäger und Holzhauer von den benachbarten Schlenern, die, wenn ſie ihren Geſchäften nachgingen, zuweilen in dieſe Gegend kommen mußten, ſchon ſeit den älteſten Zeiten keinen andern Namen, als den ihm das Volk wegen der Oede und Stille gegeben, und nannten es Schloß Schweigen oder ſpäter Schloß Schweigern.

Im Munde des Volks hatte sich über Thal und Schloß eine alte Sage erhalten. Nach dieser lebte hier vor langen, langen Jahren ein mächtiger König, der eine schöne, aber sehr wunderliche Tochter hatte, die einen gar sonderbaren Schwur gethan. Wer nämlich ihr Herr und Gemahl werden wolle, müsse versprechen, sie nicht zu überleben, das heißt, wenn sie zuerst stürbe, dürfe er sich nicht scheuen, mit seiner Gemahlin sich lebendig begraben zu lassen. Durch diese sonderbare Bedingung, die im Lande so ziemlich bekannt geworden war, hielt sich Jeder abgeschreckt, um die Prinzessin zu werben, und diese sah schon mit innerlichem Grausen die Zeit herannahen, in der ihre außerordentliche Schönheit verblühen und sich dann Niemand mehr finden würde, der so seltsame Verpflichtungen auf sich nähme. Da begab es sich, daß der Sohn eines benachbarten Königs sie sah und sich so heftig in sie verliebte, daß er auf Erden keine Ruhe mehr zu finden glaubte, als wie in ihrem Besitz. Dieser bewarb sich um die Prinzessin, worauf der König antwortete: „Wer meine Tochter heirathen will, muß sich nicht fürchten, lebendig begraben zu werden," und erzählte ihm, was die Prinzessin für einen Schwur gethan. Aber die Liebe des jungen Prinzen war so groß, daß er an keine Gefahr dachte und das Versprechen zu halten gelobte, worauf ihre Hochzeit mit großer Pracht gefeiert wurde.

Nun lebte das neuvermählte Paar eine Zeit lang glücklich und vergnügt mit einander, da geschah es, daß die junge Prinzessin krank ward und kein Arzt ihr helfen konnte, also daß sie starb. Und als sie todt da lag, fiel

dem jungen Prinzen mit Schrecken ein, was er versprochen hatte, daß er sich lebendig mit ihr wolle begraben lassen, und der alte König, aus Furcht, sein Tochtermann möchte das Versprechen bereuen, ließ alle Thore mit Wachen besetzen, damit dieser nicht entfliehen könnte, und sprach, nun müßte er halten, was er gelobt hätte.

Als der Tag kam, wo die Leiche in das königliche Gewölbe beigesetzt wurde, da ward er mit hinabgeführt und alsdann das Thor der Gruft verriegelt und verschlossen. Neben dem Sarg stand für den Lebendigbegrabenen ein Tisch, darauf ein Licht, vier Laibe Brod und vier Fläschchen Wein, wenn das zu Ende ging, mußte er verschmachten. Nun saß er da bei dem Sarg voll Schmerz und Trauer und aß jeden Tag nur ein Bißlein Brod, trank nur einen Schluck Wein und sah doch, wie der Tod ihm immer näher rückte. Da geschah es, daß er einmal aus der Ecke des Gewölbes eine Schlange hervorkriechen sah, die sich der Leiche näherte. Und weil er dachte, die Schlange käme, um die todte Prinzessin zu verletzen, zog er sein Schwert, und hieb die Schlange in vier Stücke, indem er ausrief: „So lange ich lebe, sollst du sie nicht anrühren." Ueber eine Weile sah er, wie eine zweite Schlange aus der Ecke herauskroch; doch als diese die andere todt und zerstückt da liegen fand, kroch sie eilend zurück, kam aber bald wieder und hatte drei silberne Ringe im Munde. Alsdann nahm sie die vier Stücke der getödteten Schlange, legte sie zusammen, wie sich's gehörte und steckte über jede Wunde einen der Ringe. Alsbald fügte sich das Getrennte an einander und die Schlange regte sich, war lebendig und beide

eilten fort. Doch da das Loch, zu welchem sie herein gekommen waren, kaum groß genug war, um den Schlangenleib durchzulassen, so streifte die eine Schlange bei dem Hinausschlüpfen ihre drei silbernen Ringe ab, die auf der Erde liegen blieben.

Der Prinz, der Alles mit größtem Staunen angesehen hatte, dachte: Welch' wunderbare Kraft muß in diesen Ringen stecken! Haben sie eine Schlange wieder lebendig gemacht, so helfen sie vielleicht auch einem Menschen. Er hob die Ringe auf und legte einen davon auf den Mund der Todten und auf jedes Auge einen. Alsbald bewegte sich das Blut in ihrem Leib und stieg in das bleiche Angesicht, daß es sich wieder röthete. Da schlug sie zur größten Freude des Prinzen die Augen auf und sprach: „Ach Gott, wo bin ich?" — „Du bist bei mir, liebes Weib," antwortete dieser, gab ihr etwas Wein und Brod, um sie zu stärken und erzählte ihr, wie Alles gekommen und wie er sie wieder in's Leben erweckt. Da stand die Prinzessin fröhlich auf und der Prinz klopfte an die Thüre der Gruft so laut, daß es die Wachen, die aufgestellt waren, hörten und dem alten König meldeten. Dieser kam selbst und öffnete die Thüre, da standen Beide frisch und gesund, und er führte sie hinauf und erfreute sich mit ihnen, daß nun alle Noth überstanden sey. Die drei silbernen Ringe aber reihte der junge Prinz sorgfältig an eine Schnur und hing sie sich um den Hals.

Es war aber, als ob das Herz der Prinzessin, die sonst treu und gut gewesen war, seitdem ihr Mann sie durch die Schlangenringe wieder in's Leben gerufen, sich

ganz umgekehrt und verändert habe, denn es dauerte nicht lange, so faßte sie eine unerlaubte heftige Neigung zu einem der Ritter des alten Königs, und die Beiden trachteten nur, den jungen Prinzen ums Leben zu bringen. Zu dem Zweck ritt die Prinzessin eines Tages mit ihrem Gemahl zum Jagen in den dichten Wald und verließ ihn da, wie von ungefähr: denn dort hatte sie Meuchelmörder versteckt, die plötzlich über ihn verfallen und ihn umbringen sollten. Obgleich deren viele waren, so gaben doch die drei silbernen Ringe dem jungen Prinzen eine solche Kraft, daß er sie alle darniederschlug und unverletzt seine Gemahlin wieder fand. Dieser erzählte er, was ihm eben passirt, und als sie sich falschlich darüber verwundert und erfreut stellte, daß er eine so große Anzahl Mörder habe niedermachen können, vertraute er ihr unvorsichtiger Weise, wie ihm, so lange er die Schlangenringe bei sich trage, kein Leid geschehen könne. Dies merkte sich das böse Weib und mischte eines Tages, als der alte König gerade abwesend war, einen Schlaftrunk, den ihr Gemahl trinken mußte, worauf sie ihn beredete, auf dem tiefen See, der vor dem Schlosse lag, mit ihr eine Spazierfahrt zu machen.

Kaum hatten sie sich mit jenem Ritter in den Nachen gesetzt, als der junge Prinz in einen tiefen Schlaf versank. Alsbald nahm die Prinzessin eine Scheere zur Hand und durchschnitt die seidene Schnur, um so die drei silbernen Ringe zu bekommen. Allein sie benahm sich so ungeschickt dabei, daß die Ringe durch ihre Finger glitten und in den tiefen See fielen. Zu gleicher Zeit hatte der Ritter den armen Prinzen erfaßt und über

den Nachen hinaus in's Waſſer geworfen, wo dieſer ſogleich unterſank und nicht wieder zum Vorſchein kam. Kaum hatten ſie auf dieſe Art das Verbrechen begangen, ſo war es, als ſey der böſe Zauber von der Prinzeſſin gewichen; ſie ſchauderte vor ihrer Unthat zurück, warf ſich auf die Kniee und gerieth in die ſchrecklichſte Verzweiflung. Als ſie wieder in's Schloß zurückgekommen waren, eilte ſie dem alten König entgegen und bekannte ihr Verbrechen. Dieſer aber ſprach: „Wenn du das gethan haſt, iſt keine Gnade für dich; dein Gemahl hat für dich ſterben wollen, und du haſt ihn im Schlafe umgebracht. Darum ſollſt du deinen verdienten Lohn haben.“ Da ward ſie hinaus an den See getragen und hineingeworfen, ſo daß ſie elend ertrinken mußte. Der alte König aber legte ſich nach drei Tagen hin und kam vor lauter Gram zu ſterben. Doch ehe ihn der Tod erreichte, ſprach er wegen der Unthat ſeiner Tochter einen ſchrecklichen Fluch über das Schloß aus, auf daß es in Freude und Luſt nicht mehr bewohnt würde, bis jener Fluch gelöst ſey. — —

So erzählte die alte Volksſage und ſetzte noch hinzu, in Mitten des See's, wo der arme Prinz verſank, ſey eine Pflanze mit ſchwarzen Blättern emporgewachſen, die blutroth geſäumt ſeyen, und auf den klaren Wellen zeige ſich bisweilen ein ſchwarzer Schwan, das ſey die junge Prinzeſſin, die in entſetzlicher Trauer über ihr Verbrechen umherſchwimmen müſſe, bis der Zauber gelöst ſey. Doch wie dies geſchehen könne, wußte Niemand.

Das Alles hatte ſich, wie geſagt, vor langen Zeiten begeben, und man wußte ſelbſt nicht einmal genau, ob

Thal und Schloß Schweigern seit noch einen Herrn habe oder nicht. Niemand kümmerte sich darum, und da in jenen Zeiten wie überall, so auch an den Ufern des Neckars, auf viel Land wenige Menschen kamen, so ließ man das Thal links liegen und vergaß es allmählig. Die Wege, die früher hingeführt, überwuchsen nach und nach mit Gras und Unkraut oder es erhoben sich sogar mächtige Bäume auf denselben, mit ihren starken Aesten die Eingänge ins Thal gleich eisernen Gittern verschließend.

Und doch lebte noch Jemand auf der Erde, dem Schloß Schweigern als rechtmäßige Erbschaft zugefallen war. Allein dieser hatte selten nach dem Erbgute Erkundigungen eingezogen, und wenn er es gethan, so waren die Nachrichten, die er darüber erhielt, nicht einladend genug, um dem unbekannten Besitzthum einen Besuch zu machen. Wäre er ein alter, lebensmüder Herr gewesen, der die Welt genugsam kennen gelernt hat und der das lustige, muntere Hofleben so durch und durch genoß, daß ihm eine stille Einsamkeit, wo ihn nichts mehr an frühere Lustbarkeiten und Thorheiten erinnerte, wohlthuend gewesen wäre, so hätte er sich vielleicht entschlossen, das Gut einmal näher zu besehen und den Rest seiner Tage in der einsamen Gegend zu verbringen. Aber so war der Herr und Besitzer von Schloß Schweigern ein junger lebenslustiger Graf, der auf seiner Burg an der Donau hauste, wo Tag um Tag mit lustigen Spielen und Turnieren hingebracht wurde, und dem nichts auf der ganzen Welt so zuwider war, als Einsamkeit und Stille. Oft kam im Geräusche

der Jagd oder in einer lustig durchtanzten Nacht unter ihm und seinen Freunden das Gespräch auf Schloß Schweigern, und die jungen Herren unterließen dann nicht, ihre witzigen Bemerkungen darüber zu machen. Wenn sie auch der Sage, daß keiner, der die Markung jenes Thales überschritten, zurückkehren könne, sondern in beständigem Schweigen dort sein Leben verbringen müsse, nicht unbedingt glaubten, so wagte man doch in damaligen Zeiten nicht, mit einem Zauberspuck zu spotten und keiner hätte es gewagt, das Schloß zu besuchen, wo den muntern jungen Herrn etwas so Schreckliches wie Schweigsamkeit für's ganze Leben gedroht hätte.

Graf Raimund, so hieß der Erbe von Schloß Schweigern, zog es daher vor, als er einmal glaubte, eine Luftveränderung könne ihm nicht schaden, an den Hof eines benachbarten mächtigen Königs zu reiten, von dem man erzählte, daß neben drei wunderschönen Töchtern, die seinen Hof schmückten, derselbe ein Sammelplatz der edelsten Ritter und Geschlechter der ganzen Welt sey. Graf Raimund, dem sein Vater in der eisernen Truhe des Schlafgemachs eine gute Summe an vollwichtigen Goldmünzen hinterlassen, rüstete sich und seine Knappen auf's Prächtigste zu der Reise. Alles strotzte von Gold, Sammet und Seide und den Panzer des Grafen konnte man bei Sonnenlicht nicht ansehen, solche Strahlen warf die eingelegte Goldarbeit auf dem spiegelglatten Stahlgrunde. Die Zügel der Rosse waren mit köstlichen Steinen besetzt, die Stangen und Steigreife von edlem Metall und die Trompeten der Herolde, die den Bannerträger umgaben, bestanden aus purem Silber.

So zog der Graf an einem schönen Morgen in die Königsburg ein, angestaunt von allen Gästen und Grafen, die dort versammelt waren. Der befanden sich gerade in diesem Augenblicke nicht wenige da, und weil heute eben ein großes Fest gefeiert wurde, gleichfalls in sehr prächtigem Anzuge. Der König vermählte nämlich seine beiden ältesten Töchter an benachbarte Königssöhne und hatte deshalb für acht Tage die unerhörtesten Lustbarkeiten ausschreiben lassen.

Als Graf Raimund eintrat, saß Seine Majestät, umgeben von dem Hofstaat, in seinem Thronsaal und empfing die Gäste. Zu beiden Seiten saßen seine ältesten Töchter und etwas weiter zurück die jüngste, die sich als Unvermählte noch nicht so den Blicken der versammelten Ritterschaft aussetzen durfte.

Daß diese jüngste Prinzessin nicht ebenfalls auch schon verheirathet war, lag weniger daran, daß sich keine Bewerber um sie gemeldet hatten, als vielmehr, daß zu viele um sie geworben hatten. Man konnte aber auch in der That nicht leicht eine angenehmere und wohlthuendere Erscheinung sehen. So liebevoll und sanftmüthig das Herz der Prinzessin war, so war auch ihr Aeußeres, und all' die Tugenden und guten Eigenschaften, mit denen sie geschmückt war, drangen nach Außen und wirkten unwillkührlich auf ihre ganze Umgebung. Wo sie sich befand, oder wo sie gerade hinkam, schwand aller Hader und Zwist. Die Fäuste der wilden Ritter, die oft in Streit gerathend, schon die Griffe ihrer Schwerter gefaßt hatten, öffneten sich wieder und fuhren an's Herz, das beim Erscheinen der Prinzessin unruhig zu schlagen

begann. Jedes Gesicht klärte sich auf und alle Schatten des Unmuths verschwanden wie dunkle Gewitterwolken, wenn ein Sonnenstrahl sie durchbricht. Deßwegen liebte der König aber auch diese jüngste Tochter vor allen und freute sich, in den vielen Bewerbern, die sich für sie fanden, eine Ursache zu haben, sie bei sich zu behalten; denn er sagte, er wolle keinem wehe thun, indem er dem andern seine Tochter gebe. In Wahrheit aber wäre der Verlust der Prinzessin für den König ein unersetzlicher gewesen, denn Niemand als sie verstand es, ihn in verdrießlichen Stunden aufzuheitern, was ihr oft blos mit dem anmuthigen Lächeln in ihren Zügen gelang. Die Hofbeamten behaupteten sogar, dies holde Lächeln und die freundlichen Worte, die sie dabei sprach, wirkten auch auf die schweren Träume, die den König oft beim Nachmittagsschlaf quälten, denn wenn er sich auf dem seidenen Lager herumwarf, beugte sich die Prinzessin über ihn, küßte ihm sanft die Stirn und flüsterte leise, worauf die finstern Mienen, die ihm die Träume verursachten, plötzlich entschwanden und er in einen ruhigen Schlaf versank.

Doch wir kehren in den Audienzsaal zurück, wo die Herolde fleißig ihre silbernen Trompeten gebrauchten und die Pauken jedesmal einen raschen Wirbel erschallen lassen, sobald von dem Oberceremonienmeister ein neuer Name genannt wird, dessen Besitzer in reichem Kleide bei dem König und den Prinzessinnen vorbeischreitet, sich verbeugt und alsdann unter dem großen Haufen, der den König und die Prinzessinnen umgibt, verliert. Für letztere, besonders für die jüngste Prinzessin, waren diese Vor-

stellungen sehr langweilig. Schon hundertmal sah sie dieselben ehrenfesten Ritter vor sich wanken, ohne mehr dabei zu denken, als ob die Farben des Kleides auch gut zusammen paßten, oder wie schon der und der von diesem und jenem beim letzten Turnier in den Sand gelegt worden sey. Sie sah alle gleich freundlich theilnehmend oder theilnahmlos, wie man will, an und schien selbst nicht einmal die feurigen Blicke, die von den benachbarten Königsbuben oder reichen Damen neben dem Papa vorbei auf sie zudrangen, zu bemerken. Wenig scheue schaute sie dem jungen blühenden Ritter, der sich ihr zu Liebe auf's Beste geschmückt hatte, eben so freundlich und unbefangen in's Auge, wie einem alten, dem sie schon als Kind auf den Armen der Wärterin an dem langen grauen Barte gezupft hatte.

Jetzt schmetterten die Trompeten auf's Neue, die Pauken wirbelten lustig darein, und an den Thüren des Saals wurden fremde unbekannte Farben sichtbar. Es war Graf Raimund mit seinem Gefolge, der glänzend, wie der junge Tag, und schön und schlank, wie eine Tanne des Hochwaldes, durch den Saal schritt und auf's Neue Aller Augen auf sich zog. Er beugte vor dem König ein Knie, und bat um die Vergünstigung, bei den Ringelrennen und Turnieren, die ausgeschrieben seyen, zu Ehren der hohen Vermählten einen Speer brechen zu dürfen. Der König bewillkommte ihn auf's Freundlichste, und Graf Raimund, der sich eines Armes von Stahl bewußt war, blickte, als er sich von dem König erhob, forschend im Kreise der Ritter umher, ob ihm da nicht eine besonders kraftige Gestalt in's Auge fiel, an der er

ſich nachher verſuchen könne. Doch wenn er auch dieſe Muſterung mit feſten Blicken und etwas trotzigem Geſicht begonnen, ſo hatte er noch nicht die Hälfte des Kreiſes, der den König umgab, angeſchaut, als ſein Blick alle Sicherheit verlor und ſeine gebietenden Züge plötzlich den Ausdruck der tiefſten Unterwürfigkeit annahmen. Er hatte die Prinzeſſin erblickt, die den ſchönen Grafen eben ſo verwundert anſah und zum erſten Mal in ihrem Leben die Verbeugung eines Mannes mit einer kleinen Befangenheit im Auge und einem leichten Erröthen erwiederte. Das war ein wichtiger Augenblick für Beide, und wenn das Ehrenfräulein der Prinzeſſin nicht eben ſo unerfahren geweſen wäre, wie ihre Gebieterin, ſo hätte ſie wohl gewußt, warum dieſe, als der Hof aus einander und in ſeine Gemächer ging, ſo zerſtreut geweſen wäre und auf ganz gewöhnliche Fragen die verkehrteſten Antworten gab.

Aber dem armen Grafen ergieng es noch ſchlimmer, denn der tiefe Blick, den er in das ſchöne Auge der Prinzeſſin gethan, hatte ſein ganzes Denken und Fühlen umgewandelt. Er erwachte wie aus einem langen Traume und ein neues glänzendes Licht, das in ſeinem Herzen aufgegangen, ſchien von ſeiner Bruſt trübe düſtere Schleier zu entfernen, die ſein ganzes Denken und Trachten bisher eingehüllt. Er dachte jetzt mit Trauer und Beſchämung an die vielen Stunden, die ihm ſonſt im Toben der Jagd und im Kreiſe der luſtigen Freunde ſo ſchön erſchienen waren, und es war ihm, als hätte er alle Tage, ehe er die Prinzeſſin geſehen, gar nicht verlebt. Sein Pferd und ſeine Waffen waren ihm in dieſem Augenblicke nur

deshalb lieb und werth, weil er sie mit noch größerer Tapferkeit als sonst zu führen bemüht, um sich so durch Niederwerfung aller Gegner vor der Prinzessin bemerkbar zu machen. Beides gelang ihm auch. Die neu erwachte Liebe stählte seinen ohnehin schon starken Arm noch mehr und es wurde am Hof des Königs kein Turnier gehalten, in welchem Graf Raimund nicht einen Preis errungen hätte. Fast alle bewährten Ritter mußten von seiner Faust zu erzählen, denn beim Turnier schien eine wahre Wuth über den Grafen zu kommen, und wen er mit dem Speer traf, der mußte zu Boden, da half kein Gott. Wenn die Festlichkeiten noch wenige Tage länger gedauert hätten, würde der Hof des Königs ein wahres Spital geworden seyn, und von den mannhaften Rittern wenige übrig geblieben, um den Karneval mit aufzuführen.

Aber trotz diesen Heldenthaten, die Graf Raimund täglich verübte, war er doch selbst nie so sehr überwunden worden, als gerade jetzt. Die Fesseln, womit ihn die Prinzessin umwunden, wurden immer fester und erpreßten ihm manchen Seufzer. Ach, der tapfere Graf war nur für den Augenblick des Turniers ein Held; wenn er in seine Gemächer zurückkehrte und entwaffnet war, sank er seufzend und klagend in seinen Sessel und blickte gegenüber nach den Fenstern der Königsburg, wo seine Sonne, sein Leben wohnte. Aber auch die Prinzessin schaute jetzt öfter als sonst zu den Fenstern hinaus, und die Zofen wußten lange nicht, warum ihre Gebieterin so plötzlich an den alten Mauern drüben Geschmack gefunden habe. Auch sie war seit einiger Zeit ganz verändert, blickte nicht

mehr jedem unbefangen und freundlich in's Gesicht, sondern schlug oft ganze Minuten lang die Augen nieder, heftete sie dann wohl mit ungemeiner Innigkeit gedankenlos auf einen alten Panzer, der in der Ecke des Saals hing, erröthete, wenn Graf Raimund in's Gemach trat, und erbleichte, wenn man von ihm sprach, kurz, die Stunde der guten Prinzessin hatte ebenfalls geschlagen.

In der ersten Zeit hatte das liebende Paar Niemand, dem es seine Noth klagen konnte. Es geht den vornehmen Personen darin weit schlimmer, als den geringen. Der Graf, wenn er sich auch in einsamen Stunden manchen Blick der Prinzessin, manches Lächeln zu seinem Vortheil zusammen zu reimen suchte, stürzte doch den Augenblick darauf diese glänzenden Luftschlösser wieder um, glaubte nicht an sein Glück, von der Prinzessin geliebt zu werden, und war der Unglücklichste aller Sterblichen. Wenn es auch der Prinzessin in einem Punkt besser erging, und sie wohl an dem Benehmen Raimunds sah, was er für sie fühlte, so war sie doch auf der andern Seite viel mehr gefesselt, und mußte auf ihre Mienen und Worte genauer Achtung geben, um den Zustand ihres liebenden Herzens nicht in einem unbewachten Augenblicke vor dem Papa, den Schwestern oder dem Grafen zu verrathen.

Dieser hatte nur einen einzigen vertrauten Freund bei Hofe, ein biderber Ritter, der mehrere Züge in das heilige Land gethan. Diesem erzählte er an einem schönen Morgen seine ganze Leidensgeschichte. Anfänglich stutzte derselbe ob der vermessenen Idee, daß sein Freund sein Auge zur Tochter des Königs erhoben, doch da er wußte daß sich die Liebe nicht gebieten läßt, versprach er dem

Grafen seine Hülfe, und hatte auch bald Mittel und Wege entdeckt, durch die er erfuhr, daß die Prinzessin das Bild seines Freundes ebenfalls mit der glühendsten Liebe in ihrem Herzen aufgestellt hatte. Diese Nachricht, die den Grafen Raimund im ersten Augenblick vor Freuden außer sich brachte, räumte manche Schranke, die sich der Annäherung der beiden Liebenden entgegen gestellt hinweg und in kurzer Zeit sahen sie sich zum ersten Male ohne Beisein des ganzen Hofes. Der Graf stürzte der Prinzessin zu Füßen, schwur, ohne sie nicht leben zu können, und nachdem hin und wieder einige Thränen geflossen, reichte sie ihm die Hand, und nahm ihn, vorläufig wenigstens im Geheimen, zu ihrem Ritter an. Doch war damit noch nicht viel gewonnen und wenn auch in phantasiereichen Augenblicken Graf Raimund sich Hoffnung machte, daß ihm der König doch vielleicht seine jüngste und geliebte Tochter zur Gemahlin geben würde, so fielen diese schimmernden Pläne bei kälterem Beleuchten wieder gänzlich zusammen und die beiden Freunde gestanden sich, daß sie vor einer wahren Klust stünden, die auszufüllen oder zu überschreiten, wohl unmöglich sein würde.

Und so war es auch. Nicht so bald hatte der König durch geschäftige Zwischenträger, die sich überall unberufen eindrängen, von einem Einverständniß erfahren, das zwischen seiner Tochter und dem Grafen Raimund stattfinden sollte, als er in einen gelinden Zorn ausbrach und in einer vertraulichen Stunde die Prinzessin ausforschte. Hier sah denn nun der König zu seinem Schrecken ein, daß sich die Sache wirklich so verhalte und

das Herz der Tochter sehr zwischen väterlicher Liebe und der Treue, die sie dem Grafen zugeschworen, schwankte. Da nun eine Verbindung zwischen Beiden das Letzte war, woran der König in seiner Ueberraschung dachte, so bemerkte er dem Grafen in einer Unterredung, es schien ihm sehr, als bedürften seine weitläuftigen Güter der unmittelbaren Aufsicht ihres Herrn, und da Raimund diesen Wink verstand, so wurde er nicht wenig bestürzt, und empfahl sich mit halb gebrochenem Herzen dem Könige zu fernerer Gnade und weiterem Wohlwollen.

Mit welchen Gefühlen der Graf in seine Wohnung zurückkam und dem Freunde Bericht erstattete über alle fehlgeschlagenen Hoffnungen, kann man sich leicht denken. Sein Stolz erlaubte ihm nicht, auch nur einen Tag länger bei Hofe zu bleiben, und das Schlimmste war, daß er nicht einmal mehr Gelegenheit fand, die Prinzessin zu sehen. Ihr nochmals Liebe und Treue bis zum Grabe zu schwören, mußte er seinem Freund überlassen und konnte nur der nachblickenden Geliebten durch Farben der Feldbinde und Kleidung seine traurigen Gefühle kund geben.

So zog er am folgenden Morgen aus; seine Herolde bliesen wehmüthig das Lied:

„Zu Grab in Ruh'"

und der schöne Graf, der in den reichsten, prächtigsten Gewändern eingeritten war, verließ das Hoflager in tiefschwarzer Rüstung und in einer Feldbinde von himmelblauer Farbe als Zeichen der Treue.

Wie sehr hatten sich seine Gedanken, ja sein Herz verändert, seit er seine lustige Burg an der Donau

verlassen. So traurig sich auch jetzt sein Leben zu gestalten begann, so kam ihm doch sein damaliges Treiben unter seinen Freunden noch viel schaaler und nüchterner vor; denn das Bild, das er jetzt in seinem Herzen trug, war, wenn auch mit Trauer umgeben, doch von einem kleinen Hoffnungsstrahl beglänzt, und füllte all' sein Denken so süß aus, daß er andern Gegenständen auch nicht den kleinsten Platz gönnen mochte.

Wenn er jetzt von Streifungen heimkehrte, dachte er mit Lust an seine stattliche Burg und freute sich, seine Pferde, Mannen, ja selbst seine Hunde wieder zu sehen, allein jetzt dachte er mit Unmuth an alle diese Sachen und an das laute Getummel seiner Freunde, und wäre viel lieber für sich geblieben, um seinen stillen Traumereien ungestört nachhängen zu können. Während er in diesen Gedanken gesenkten Hauptes die Straße dahin ritt und seinem Rosse die Zügel ließ, fiel ihm plötzlich sein nie betretenes Besitzthum, das einsame Schloß Schweigern, ein. Er suchte in seinem Gedächtniß all' die Erzählungen zusammen, die man ihm von dem schönen stillen Thale gemacht, erbaute sich daraus einen Aufenthalt, der ihm zu seiner betrübten Gemüthsverfassung sehr passend erschien, und führte augenblicklich den Gedanken aus, sich auf den Weg nach seinem Schlosse Schweigern zu machen. Die Schaar seiner Knappen und Reisigen wußte anfänglich nicht, warum der Graf sein Roß nach einer ihnen unbekannten Gegend hinwandte, und folgte ihm mehrere Tage lang, bis sie zu den Ufern des Neckars kam, wo ihr der Graf seinen Entschluß kund that.

Anfänglich ſtutzte das Gefolge nicht wenig und verſuchte es, den Grafen von der Vermeſſenheit abzuhalten, in jenes verrufene Thal zu dringen, deſſen ſtille Schrecknisse den Jüngern aus dem Munde der Aelteren bekannt waren. Allein da der Graf feſt auf ſeinem Vorhaben beſtand und all' denen, die ihn verlaſſen wollten, freien Urlaub bewilligte, befand ſich kein Einziger, der ſeinen Herrn im Ernſt hätte verlaſſen mögen, und alle erklärten ſich bereit, ihm nöthigen Falls in die Hölle zu folgen.

Nachdem der Trupp an den Ufern des Neckars eine Weile ausgeruht hatte, ſchickte der Graf einen Reiſigen nach einigen jener Wartthürme hinauf, die an den Ufern des ſchönen Fluſſes ſtanden, und erbat ſich Jemand, der ihm den Pfad nach Thal und Schloß Schweigern zeige. Bei dieſer Bitte bekreuzte ſich anfänglich die edle Knappenſchaft droben, und erſt als ſie hörten, daß der rechtmäßige Beſitzer von Schloß Schweigern dort unten halte, ſandten ſie einen hinab, der dem Grafen querfeldein vorritt. Bald ſah die kühne Schaar eine Bergkette vor ſich liegen, welche ihnen der Knappe als die Höhe bezeichnete, die das Thal Schweigern umſchließt. Auch gab er ihnen die ungefähre Richtung an, nach welcher ſie hinreiten müßten, um einen der Wege zu finden, die früher in's Thal geführt, beurlaubte ſich dann von dem Grafen, wandte ſein Roß und ſprengte im vollen Galop den Weg nach ſeiner Heimath zurück.

Graf Raimund, der viel zu ſehr mit der entfernten Geliebten beſchäftigt war, um an gefährliche Abenteuer, die ihm hinter jenen Bergen aufſtoßen konnten, zu denken, ritt ruhig die Höhe hinan. Ihm folgte zwar die Schaar

seiner Reisigen, doch sah man an den Vorbereitungen, die hie und da gemacht wurden, daß die Ruhe, welche die Brust ihres Herrn ausfüllte, bei ihnen nicht sehr zu finden war. Der Eine schnallte seine Pickelhaube fester, der Andere lüftete das Schwert etwas in der Scheide und ein Dritter setzte sich im Sattel zurecht und faßte die Hellebarde. So hatten sie die Höhe erstiegen und sahen vor sich einen Hohlweg, der in's Thal hinab führte, aber fürchterlich verwahrlost war. Die Eichen und Buchen, die an seinen Seiten wuchsen, hatten sich mit Wurzel und Krone gegen einander geneigt und den Hohlweg mit dichtem Geflechte ausgefüllt, so daß sich der Graf selbst einen Augenblick bedachte, ob er mit seinem Pferde durchkommen könnte. Indessen machte er den Versuch und wie er die Zweige berührte, schienen sie sich von selbst aus einander zu thun und ließen ihn und die Schaar ungehindert durch.

Stillschweigend ritten sie immer tiefer hinab, und den Wald, der die Thalwände bedeckte, verlassend, traten sie auf frische grüne Wiesen hinaus, die von klaren Wasserbächen durchschnitten waren, und sahen vor sich ein stattliches Schloß liegen. Die Furcht, allerlei seltsamen Schrecknissen zu begegnen, so wie die unheimliche Stille, die auf dem ganzen Thale ruhte, hatte die Schaar der Knappen und Reisigen eingeschüchtert, und keiner wagte es, den Mund zu öffnen. Doch jetzt, als sie die hohen Mauern einer Burg vor sich liegen sahen, kehrte ihnen der frische Muth wieder und die Trompeter setzten ihre silbernen Hörner an den Mund, um beim Einreiten ein lustiges Stücklein zu blasen. Allein o Schrecken! so

große Meister sie auch auf ihren Instrumenten waren und so sehr sie sich anstrengten, recht schön zu blasen, so brachte doch keiner einen Ton hervor. Sie setzten mit neuer Kraft an, daß ihnen die Gesichter blau anliefen, aber vergebens! Kein Laut unterbrach die unheimliche Stille. Bestürzt sahen sich Alle um und wollten in lauten Worten ihr Schrecken über dies Wunder kund geben, als die ganze Schaar ein neues Entsetzen befiel, denn keiner konnte ein Wort hervorbringen: alle waren stumm geworden.

Graf Raimund, der vorn an der Spitze ritt, wandte sein Pferd, um einen Blick in die herrliche Gegend zu werfen, als er die unruhigen, verstörten Gesichter seiner Knappen sah, und im Begriffe, sich nach der Ursache zu erkundigen, auch ohne Antwort gleich darüber belehrt wurde; denn auch er konnte kein Wort von seinen Lippen bringen. Von dieser Entdeckung nicht sehr erbaut, blickte er gleichfalls bestürzt zurück, und sah, wie die letzten der Knappen einen vergeblichen Versuch machten, dem Thal zu entrinnen; denn die zusammen gewachsenen Gebüsche, die ihnen so bereitwillig den Eingang gestattet, hatten sich wieder zusammen geschlossen und machten somit den Rückweg unmöglich.

So gefangen wandte der Graf kopfschüttelnd sein Pferd gegen das Schloß und ritt, von der bestürzten Schaar umgeben, durch das gewölbte Thor in den Hof. Hier war Alles auf's Beste eingerichtet und in der schönsten Ordnung, und so sehr sich auch die Reisigen ängstlich in allen Ecken umsahen, ob nicht ein neues Unheil sie überfallen würde, so fand sich doch hier so

wenig Unnatürliches, daß sie nach kurzem Bedenken ihre Pferde abfatteln und in die geräumigen Ställe zogen.

Der Graf, von seinem Stallmeister gefolgt, eilte die Treppen des Schlosses und wandelte durch einen langen Gang, der mit einer Sammlung der seltensten und stärksten Hirschgeweihe geschmückt war, einer Reihe Gemächer zu, die freilich etwas altmodisch, aber auf das Prächtigste eingerichtet waren. In einem der letzten, dessen Fenster eine Aussicht auf den großen, aber verwilderten Park gewährten, ließ Raimund sich die Waffen abnehmen und erkor dies Zimmer zu seinem Schlafgemach. Auch die Knappen, die in dem untern Theil des Schlosses herumstoberten, beruhigten sich einigermaßen, als sie Alles so wohnlich fanden und endlich sogar an eine wohlgefüllte Speisekammer geriethen, die an eine große Küche stieß, deren sonderbare Geräthschaften aus einer uralten Zeit herzustammen schienen. Noch mehr aber stieg ihre Zufriedenheit mit dem alten Schlosse, als sie an eine offene Kellerthür kamen und auf einer steinernen Treppe in ein großes Gewölbe hinabstiegen, wo eine Menge großer und kleiner Fässer in schöner Reihe neben einander ruhten.

Anfänglich schien es ihnen etwas sonderbar, daß die hölzernen Reifen und Dauben verfault waren, wofür sich aber der Wein ein eigenes Faß geschaffen, indem sich unter demselben ein faustdicker Weinstein angesetzt hatte.

Da auf diese Art die ganze Schaar in dem Thal Schweigern nichts weiter vermißte, als sich durch Worte ausdrücken zu können, so fanden sie sich bald in jenen Zustand und lernten sich in kurzer Zeit durch Pantomimen

so trefflich verstehen, als hätten sie sich von Jugend auf nie anders mit einander unterhalten. Auch der Graf fing an, sich in seiner stillen Verbannung heimisch zu finden. Störte ihn doch kein Gelärm der Hüfthörner, kein Geschrei der Dienstleute oder das Gebell der Hunde in seinen Gedanken an die entfernte Geliebte, der er jeden Augenblick die herzlichsten Grüße zusandte. Seine Waffen hatte er bei Seite gestellt und beschäftigte sich mit der Knappenschaar in dem großen Park, den er bald zu einem reizenden Aufenthalt umschuf. Es war, als habe der Zauber, der über dem Thal Schweigern ruhte, auf die Pflanzen und Bäume vortheilhaft eingewirkt, denn mit der geringsten Mühe keimten und sproßten überall die wundervollsten Gewächse empor. Das Schloß mit seinen Terrassen und dem Park glich in Kurzem einem üppigen Blumengarten und war so traulich und wohnlich geworden, daß der Graf nichts vermißte, als die Nähe des Bildes, das sein ganzes Herz ausfüllte. Aber daß er von der Gebieterin seines Herzens auch nicht die geringste Nachricht erhalten konnte, vermehrte seinen Kummer. Schon oft hatte er versucht, einen seiner vertrautesten Reisigen mit einer Botschaft an den Hof des Königs zu senden, aber der böse Zauber ließ keinen hinaus und alle kehrten unverrichteter Sache in's Schloß zurück.

So saß er eines Tages in dem Park unter seinen Blumen und unterhielt sich mit ihnen, als wie mit der entfernten Geliebten. Ihm war das schneeweiße, sammtartige Blatt der Lilie der herrliche Grund ihres lieben Gesichtes, die heimliche Farbe der duftigen Nachtviole

blickte ihn still und liebend an, wie in der glücklichen Zeit ihre schönen Augen, und die eben aufgebrochene purpurrothe Rose hauchte ihre wunderbaren Wohlgerüche an sein Gesicht, und es war ihm, als vernahme er in dem zarten Duft eine heimliche Klage, ein leises Flüstern, das ihm von ihren Grüßen sprach. So saß er in Träume versunken da, als eine von den schneeweißen Tauben, deren Flug um das Schloß und den Park er oft zugesehen hatte, sich auf seine Schultern setzte und den Kopf an seine Wangen lehnte. Er streichelte das hübsche Thierchen und fühlte plötzlich unter seinen Fingern einen kleinen goldenen Reif, den die Taube an ihrem Hals befestigt hatte. Rasch untersuchte er das Halsband und glaubte anfänglich, Rosa's Vetter habe auch ihm ein Blatt der Hoffnung von der fernen Geliebten gebracht. Doch fand er nichts an dem Ringe, als einen kleinen Haken, an den man einen Brief zu befestigen pflegt. Nicht so bald hatte er diesen entdeckt, als ihm diese Taube wie ein Wink des Schicksals vorkam, um durch sie einen neuen Versuch zu machen, der Geliebten die Versicherung seiner unwandelbaren Treue zukommen zu lassen. Gedacht, gethan. Er beschrieb in kurzen Worten seinen Aufenthalt im Schlosse Schweigern, sprach von dem Schmerze seines Herzens, die Geliebte nicht zu sehen, und vielleicht auf ewig von ihr getrennt zu seyn, befestigte dies Blättchen an dem Haken des Ringes und ließ das Thier auffliegen. Sogleich erhob sich die Taube hoch in die Luft, schwang sich höher und höher, und der Graf sah um t Entzücken, wie sie bald die Gränzen des verzauberten Thales verlassen hatte und sich in der Ferne verlor.

Am Hofe des Königs hatte ſich indeſſen auch ſeit dem Abzug des Grafen Raimund Vieles und Trauriges zugetragen, und der König, der geglaubt hatte, ſobald der Graf entfernt ſey, würde ſeine Tochter dieſen bald vergeſſen haben, ſah zu ſeinem Schrecken ein, daß er ſich ſehr geirrt. Von dem Tage an, wo die Herolde des Grafen zum Abſchiede bliesen:

„Im Grab iſt Ruh'"

war es, als habe die arme ſchöne Prinzeſſin dieſen Gedanken erfaßt und fände an dem lauten Getreibe des Hofes kein Behagen mehr. Ihre feurigen Augen erloſchen, ihr munteres Weſen verſchwand und nicht genug, daß ſie die Launen des Königs durch ihr freundliches Geplauder nicht mehr verjagen konnte, mußte dieſer ſich dazu entſchließen, die trüben Stunden der Prinzeſſin zu erheitern, was er denn auch mit allen möglichen Troſt und Vernunftgründen zu thun verſuchte, ſich dabei anfänglich aber wohl hütete, des Einzigen, der ihrem Herzen wirklich Troſt bringen konnte, zu erwähnen. Doch nicht lange war das Vaterherz des Königs im Stande, den Schmerz ſeines liebſten Kindes mit anzuſehen. Ueberdieß bemühte ſich der Freund des Grafen, der bei dem Herrn in hoher Gunſt ſtand, ihn zum Guten zu bewegen, wodurch der König am Ende erweicht wurde und geneigt ſchien, dem Grafen ſeine Tochter zur Gemahlin zu geben.

Mit dieſer guten Botſchaft ſchickte der Freund ſechs Reitende nach einander mit Briefen der Prinzeſſin an den Grafen ab, von denen jeder ein Poſtſcriptum des vorangegangenen war. Allein Alle kehrten nach wenigen

Tagen unverrichteter Sache mit der Nachricht zurück, der Graf sey weder auf seine Burg an der Donau heimgekehrt, noch habe er Botschaft gesandt, wo er hingeritten sey. Jetzt erhob sich der Jammer von Neuem und der gute König, der durch die Thränen seiner Tochter am Ende selbst auf den Gedanken gebracht wurde, der Graf habe sich ein Leid gethan oder sey gegen die Ungläubigen gezogen, machte sich heimliche Vorwürfe, daß er doch ein wenig zu hartherzig gewesen.

Wer weiß, ob die Prinzessin in ihrem Schmerz nicht in ein Kloster gegangen wäre, wenn nicht noch zu rechter Zeit, als sie Abends auf ihrem Balkon saß und Thräne um Thräne dem verlorenen Geliebten nachsandte, die Taube von Schloß Schwetzingen mit der Botschaft angelangt wäre, wo sich der Graf befände und welcher Zauber ihn gefangen halte. So erfreut die Prinzessin und selbst der König über diese Nachricht war, so war doch dem Letztern der Umstand, daß der Graf sich nicht persönlich bei Hofe einfinden könne, recht unangenehm, und um das Ceremoniell nicht zu verletzen, beschloß er endlich, in eigener Person nach Schloß Schwetzingen zu ziehen und dort die Vermählung vollziehen zu lassen.

Der Freund des Grafen ritt noch an demselben Tage dem Neckar zu, um Raimund die glückliche Wendung seines Schicksals zu erzählen. Einige Tage darauf ließ auch der König seinen ganzen Hofstaat rüsten und zog mit vieler Pracht und Gepränge von dannen. Die Prinzessin ritt einen weißen Zelter und hatte ihre ganze muntere Laune wieder erhalten. Sie lebte nächtlich

wieder auf und wußte ihres Entzückens kein Ende. So zogen sie dahin und am Abend wurden prächtige Zelte aufgeschlagen, unter welchen sich der ganze Hof lagerte, um die Nacht zu verbringen. Doch schien der Mond so hell und es war der Prinzessin so wohl um's Herz, daß sie unmöglich einschlafen konnte. Sie trat deshalb vor's Zelt und setzte sich nieder, um ihre Träume dahin vorauszuschicken, wo das Liebste verweilte, das sie auf der Welt besaß. So hatte sie noch nicht gar lange gesessen, als sie über sich etwas rauschen hörte, und in die Höhe blickend, einen mächtigen Adler gewahrte, der in weiten Kreisen über ihrem Haupte schwebte. Anfänglich blickte sie dem Fluge des großen Vogels mit Vergnügen zu, doch als er sich immer tiefer herabsenkte, ward es ihr unheimlich und sie wollte aufstehen, um in's Zelt zurückzukehren. Doch plötzlich ließ sich der Adler herab, umschwebte sie mit rauschendem Flügelschlag ganz nahe, so daß die arme Prinzessin nicht von der Stelle konnte. Bestürzt blickte sie den Vogel an und verwunderte sich nicht wenig, als er ehrerbietig den Kopf neigte und sie anredete: „Schönste Prinzessin," sprach er, „vergib, daß ich dich beunruhige; doch sah ich hoch in der Luft, wie hier unten im Mondschein das goldene Krönlein so herrlich glanzte, das du auf deinem Haupte trägst, und mich faßt ein unüberwindliches Verlangen, solches für mein Weib, die Frau Adlerin zu erbitten. Ich kenne dein gutes Herz und würde dir, wenn du meine Bitte gewährst, dafür sehr dankbar seyn."

Als die Prinzessin den Vogel so anständig reden hörte, verlor sie alle Furcht, indem sie innerlich über die

Gnadlein des Adlers, daß er seine Frau mit einer Krone schmücken wolle, lächeln mußte. Aber sie machte das Geschmeide von ihrem Haupte los, und reichte es dem Vogel. Dieser nahm es mit seinen Krallen, bedankte sich auf's Zierlichste und schwang sich den Wolken zu, wo er bald verschwunden war.

Die Prinzessin blickte ihm nach und als sie darauf wieder in's Zelt gehen wollte, bemerkte sie, daß vor ihr auf der Erde etwas Glänzendes lag. Sie betrachtete es näher und sah, daß es eine glänzend schwarze Feder des Adlers war. Sie hob sie auf und nahm sie mit sich in's Zelt.

Den folgenden Tag zog der ganze Heimaat weiter und lagerte sich den Abend wieder auf einem großen freien Plan unter den Zelten. Die Prinzessin, die sich ihres gestrigen Abenteuers erinnerte, setzte sich abermals in den Mondschein und dachte in ihrem guten lieben Herzen an die Krenke, welche die Frau Adlerin über das Kreuzlein haben wurde, blickte dabei zufällig aufwärts und sah mit Erstaunen, daß der Adler wieder über ihrem Haupte schwebte und sich langsam herabließ. Er kam näher, verneigte sich wieder vor der Prinzessin; allein heute hatte sein Auge einen traurigen Ausdruck, als er ihr sagte: „Ach, gnädigste Prinzessin, du wirst deine Güte gegen mich verwünschen, denn ich komme auf's Neue, dich um Etwas zu bitten. Die Frau Adlerin hat dein Kreuzchen so nach ihrem Geschmack gefunden, daß sie mich ersuchte, dich auch um deine Halskette zu bitten, die herrlich dazu passen würde. Ich kenne dein gutes Herz und würde dir, wenn du meine Bitte gewährst, dafür sehr dankbar seyn."

Die Prinzeſſin, die auf's Neue über den Stolz der Frau Adlerin lächeln mußte, mochte in ihrem guten Herzen dem bedrängten Vogel ſeine Bitte nicht abſchlagen, ſondern löste ihre Halskette und gab ſie dem Adler, der alsbald damit verſchwand, nachdem er auf's Herzlichſte gedankt hatte. Auch diesmal ließ er wieder eine Feder zurück, die die Prinzeſſin zu der erſten ſteckte.

Der andere Tag brachte ſie an das Ziel ihrer Reiſe. Sie erreichten den ſchönen klaren Neckar und lagerten ſich ſo, daß ſie vor ſich die Höhen erblickten, welche Thal und Schloß Schweigern umgaben. Hier, ſo im Angeſichte des Ortes, wo ihr künftiger Gemahl weilte, konnte die Prinzeſſin gar nicht in dem Zelte verbleiben, ſondern trat hinaus und ſchickte manche Grüße jenem Thale zu. Wenn ſie auch an den Beſuch des Adlers von geſtern und vorgeſtern dachte, ſo hätte ſie ſich doch nicht träumen laſſen, daß er heute wieder kommen und nochmals um Etwas bitten würde. Und doch war dem ſo. Kaum hatte ſie den ſchönen Vollmond einen Augenblick angeſehen, ſo rauſchte es über ihrem Haupte, und der Adler ſenkte ſich wieder herab, ſah aber noch viel verdrießlicher und unmuthiger aus, als geſtern. „Ach, gütigſte Prinzeſſin," ſprach er, „ich werde vor deinem Herzen als ſehr unverſchämt erſcheinen, denn Frau Adlerin hat mich ſo lange gequält, bis ich ihr verſprach, dich auch noch um deine Armſpange zu bitten, damit das ganze ſchöne Geſchmeide vollſtändig ſey. Wenn ich nicht dein gutes Herz kennte, würde ich dieſe Bitte nicht gewagt haben, doch ſey verſichert, daß ich dir aus allen Kräften dafür dankbar ſeyn werde."

Die gute Prinzessin mußte jetzt doch über den Stolz der Frau Adlerin herzlich laut lachen, machte aber ihre Umfangen los und reichte sie dem Vogel, der sich in Tanzschwingen ergoß und verwundert gen Himmel flog, nachdem er eine dritte Feder zurückgelassen hatte, welche die Prinzessin gedankenlos aufhob und zu den zwei ersteren steckte. Dann ging sie in's Zelt zurück und schlief mit der Hoffnung, den Grafen Raimund morgen wieder zu sehen, recht froh und glücklich ein.

Dieser war indessen durch die Ankunft seines Freundes nicht wenig überrascht worden und zugleich ungemein entzückt über die frohe Botschaft, die er ihm mitgebracht. Da es aber dem biedern Ritter nicht besser erging, als dem Grafen Raimund und der ganzen Knappenschaar, indem er beim Eintritt in's Thal Schweigern stumm wie ein Fisch wurde, so hatten die Beiden anfänglich manche Schwierigkeit, sich zu verständigen, denn die sonderbare Zeichensprache, die im Schlosse angewendet wurde, war dem Neuangekommenen gänzlich fremd.

Graf Raimund wußte sich vor Entzücken über sein Glück nicht zu fassen. Zum ersten Mal befahl er den Knappen, ihre Waffen zu putzen und in guten Stand zu setzen, und eilte dann stündlich hinaus an die Gränze seines Thales, um nach dem anrückenden Zuge auszuspähen. Alles in Schloß Schweigern war in der größten Thätigkeit und bemühte sich, Burg und Park aufs Beste herauszuputzen; ja es war, als wüßten selbst die leblosen Gegenstände, wen sie zu empfangen hätten, denn die Blumen hatten nie so herrlich geduftet, nie in so schönen Farben geprangt, wie gerade an diesem Tage. Selbst

in die uralten Eichen und Buchen schien die Begierde gefahren, sich gegen die eintretende Prinzessin galant zu zeigen, denn die alten Stämme, die sonst mit ihren Zweigen mürrisch den Weg versperrten, streckten diese höher empor und bildeten über dem Haupteingang zu Schloß Schweigern einen natürlichen schönen Schattenweg.

Auf der Höhe des Berges, wo man den Neckar sehen konnte und wo die Gränze von Thal Schweigern war, die des mächtigen Zaubers halber Niemand überschreiten konnte, ließ der Graf einen ungemein zierlichen Pavillon erbauen, der zur Hälfte auf seinem Grund und Boden stand und dessen andere Hälfte darüber hinausging, um den König und sein Gefolge aufzunehmen, die nicht Lust hatten, durch den Eintritt in's Thal Schweigern auf Gott weiß wie lange Zeit stumm zu werden.

An einem schönen Abend erblickte der Graf endlich den glänzenden Zug, wie dieser sich zwischen den Bergen an den Ufern des Neckars hervorwand und in der Ebene lagerte. Ihm war das Herz so voll, sowohl vor Entzücken, seine geliebte Braut wieder zu sehen, als auch, weil ihm eine innere Stimme sagte, daß allein durch der Prinzessin treues reines Wesen der Zauber von Schloß und Thal Schweigern genommen werden könnte. So in angenehmen Träumen verging die Nacht, und der erste Strahl der aufsteigenden Morgensonne sah sämmtliche Reisige und Knappen von Schloß Schweigern in ihren glänzenden geputzten Rüstungen im innern Theil des Pavillons aufgestellt. Jetzt bewegte sich auch der Zug des Königs näher und nach den ersten herzlichen Begrüßungen von beiden Seiten ging der Act der Vermählung

mit aller für die Verhältnisse möglichen Pracht vor sich. Allein ehe dies geschah, konnte der König nicht unterlassen, seine geliebte Tochter nochmals mit einer feierlichen Rede auf Alles das aufmerksam zu machen, was sie verlasse, wenn sie jene Gränze betrate, so wie auf das mancherlei Unangenehme, was ihrer dort harre, worin er vor Allem die fatale Schweigsamkeit für's ganze Leben recht scharf hervorhob. Allein die Treue und Liebe der Prinzessin zu dem Grafen war so groß, daß sie dieser Worte nicht achtete. Sie sank ihrem Vater unter einigen Thränen nochmals an die Brust und trat über die Gränze von Thal Schweigern ihrem Gemahl entgegen, ein Schritt, der von dem ganzen Hofstaat mit einem lauten Ausruf des Erstaunens begleitet war; denn Alle hatten geglaubt, wenn die Prinzessin die stumme Gesellschaft drüben erst recht ansahe, würde sie ihren Entschluß schon ändern.

Kaum hatte die Prinzessin ihrem Gemahl die Hand gereicht, als sich ein großes Wunder begab, indem sie durchaus nicht stumm geworden war, sondern in deutlichen klaren Worten ihre herzliche Freude über ihr Glück kund that. Den Ehrendamen, die der Prinzessin folgten, und dem Troß der Kammerjungfern ging es nicht so gut; denn so sehr sich diese auch bemühten, den Zurückgebliebenen ihre besten Grüße in die Heimath mitzugeben, so konnte doch keine derselben einen Laut hervorbringen und ihre komischen Anstrengungen, zu sprechen, brachten auf beiden Seiten trotz des schmerzlichen Abschieds einige Fröhlichkeit hervor.

Der König, sehr erfreut und entzückt, daß die

Prinzeſſin nicht die Sprache verloren, ertheilte ihr nochmals aus der Entfernung ſeinen Segen und zog zufriedener von dannen.

Indeſſen kehrte mit der Ankunft der Prinzeſſin in Schloß Schweigern ein neues fröhliches Leben dort ein. Es war, als ſey die Luft um Feld und Bach würziger geworden und als blühten die Blumen mit verdoppelter Pracht. Allen, beſonders dem Grafen, that es unendlich wohl, wieder eine menſchliche Stimme zu hören und beſonders die der Prinzeſſin, die ſo ſanft und melodiſch war, daß Jedem, der ſie hörte, das Herz vor Freude erzitterte.

So lebte das edle Paar glücklich und vergnügt in ihrer Einſamkeit, und die Beſchäftigungen im Park, die der Graf früher allein verſah, theilte er jetzt mit der Prinzeſſin, unter deren Hand Alles ſchöner und herrlicher gedieh. Auch verſchmähte ſie es nicht, mit ihm hinauszureiten in den Wald und dem luſtigen Springen der Hirſche und Rehe zuzuſehen, die bei ihrem Erſcheinen zutraulich näher kamen, als wüßten ſie, daß der Jagdſpieß des Grafen es nicht wagen würde, ihnen ein Leid zu thun.

Im Parke, der das Schloß umgab, war unter hohen Platanen und Buchen eine Stelle, wo die Prinzeſſin am liebſten verweilte. Dort ſah man Thal Schweigern vor ſich ausgebreitet liegen, und der Blick ſchweifte mit Entzücken über die kleinen Bäche, die es durchſchnitten, oder flog die Thalwände hinauf, die aus grünen friſchen Wieſen beſtanden, woran ſich die dichten Waldungen reihten, deren wechſelnde gezackte Gränze ſich freundlich abzeichnete. Von dieſem Platze führte ein Weg abwärts

bis an den Fuß des kleinen Hügels, auf welchem Schloß Schweigern lag und wo allem Anſchein nach ein kleiner See liegen mußte. Allein bis zu dieſer Stelle hatte weder der Graf, noch einer aus der Knappenſchaar je dringen können, denn am Ende des Weges hemmte ein undurchdringliches Gebüſch jeden weitern Schritt, ſogar jeden neugierigen Blick. Schon oft hatte man verſucht, einen Theil des Gebüſches niederzuhauen, das wie eine Laube jenen See einfaſſen mußte, und deſſen Zweige gleichfalls oben zuſammen gewachſen waren, aber vergebens. Da ſaß eines Abends die Prinzeſſin auf ihrem Lieblingsplatze und war in Träumereien verſunken, wie ſchön das Thal erſt werden müſſe, wenn der Zauber von ihm genommen ſey und es wieder mit der äußern Welt in Verbindung treten könne.

So denkend ſtand ſie auf und wandelte den Weg hinab bis an jenes Gebüſch und ſah, wie ſie ſich ihm näherte, zu ihrer nicht geringen Verwunderung vor ſich durch die dichten Zweige einen kleinen Weg, der ihrem Blick geſtattete, den klaren, aber regungsloſen Spiegel eines Sees zu entdecken. Im erſten Augenblick wollte ſie umkehren, doch wurde ſie durch eine unſichtbare Macht vorwärts getrieben, betrat den kleinen Pfad, der nie zuvor da geweſen war und der ſie an das Ufer jenes kleinen Sees führte. Wie wuchs aber hier ihr Erſtaunen, als ſie auf demſelben in der Mitte des Waſſers eine Pflanze ſah, deren Blätter kohlſchwarz und nur mit einem kleinen rothen Streifen geſäumt waren, und einen Schwan bemerkte, der ebenfalls ſchwarz war und beſtändig in weiten Kreiſen um jene Pflanze ſchwamm.

Dieſer Anblick, ſo wie der ganze See, deſſen Waſſer durch die überhängenden Zweige dunkel gefärbt ſchien, war ſo unheimlich, daß die Prinzeſſin gern wieder umgekehrt wäre; doch ſie vermochte es nicht, vielmehr ſetzte ſie ſich ganz willenlos auf eine der kleinen Steinbänke, die am Ufer ſtanden, und ſo ſehr ſie auch ankämpfte gegen eine gewaltige Müdigkeit, die ſie überfiel, ſank ſie doch in einen tiefen Schlaf. — —

Da war es ihr im Traume, als ſchwämme der ſchwarze Schwan ganz nahe an's Ufer und erzählte ihr, er ſey eine verzauberte Prinzeſſin, die ihren Mann, der ſie treu und wahr geliebt, verrathen und um's Leben gebracht hätte; ſie ſey deßhalb zur Strafe von ihrem Vater hieher verwünſcht, ſo lang in Trauer und Verzweiflung auf dem einſamen See zu verweilen, bis ſich eine Königstochter fände, die durch innige Treue und Liebe gegen ihren Gemahl im Stande ſey, den Zauber zu löſen. „Dein Anblick, ſchöne Schweſter," fuhr der Schwan fort mit trauriger Stimme zu ſingen, „hat nach einem Jahrtauſend vergeblichen Wartens die Hoffnung in mir rege gemacht, daß ſich der Zauber bald löſen könne. Daß du deinen Geliebten nicht vergaßeſt, iſt ein Beweis deiner Treue, ſo wie, daß du ihm in dies verzauberte Thal folgteſt, ein Zeichen deiner innigen Liebe. Auch muß dein Herz gänzlich rein und klar ſeyn, denn ſonſt würden dir die Gebüſche, die dieſen See umgeben, wie jedem Andern den Eintritt verwehrt haben. Doch trotz dem fehlen noch drei gewaltige Sachen, ohne welche der Zauber, der uns gefangen hält, nicht ſchwinden kann. Dieſe ſind ein Tropfen vom Waſſer des Lebens, ein

Samenkorn der Blume Rof und ein Hauch jenes warmen Windes, der über das glückliche Arabien weht. Aber diese drei Dinge sind nur dem möglich zu erlangen, der nicht nur gegen seine Nebenmenschen stets freundlich und mildthätig war, sondern auch durch Güte und Herzlichkeit es vermochte, daß ihm die Thiere in den Lüften und auf der Erde zu Dank verpflichtet sind."

So träumte die Prinzessin und als sie wieder erwachte und den Schwan ruhig wie vorher auf dem See umher schwimmen sah, gedachte sie der Worte, die er zu ihr gesprochen, und ging still und sinnend dem Schlosse zu. Ihrer unwandelbaren Liebe und Treue gegen den Gemahl, so wie eines reinen Herzens war sie sich wohl bewußt. Doch wie sie die drei Dinge, die außerdem zur Lösung des Zaubers erforderlich waren, beschaffen sollte, wußte sie nicht. Wie sie so darüber nachdachte, fielen ihr auf einmal die drei Adlerfedern in die Hände, die sie seit jenen Abenden bei Seite gelegt und nicht mehr beachtet hatte. Plötzlich kam ihr der Gedanke, ob sie nicht die Dankbarkeit des Vogels, die ihr dieser so sehr gerühmt, in Anspruch nehmen solle. Voll von diesem Gedanken entschlief sie und beim Erwachen am andern Morgen beschloß sie, einen Versuch zu machen, ob sie den Adler durch die drei Federn herbeiwünschen könne, und ob sie wohl im Stande sey, den Zauber von Taubloß Schweigern zu lösen.

Am Abend wandelte sie einsam und allein dem See zu, dessen Umgebungen ihr wieder bereitwillig den Durchgang gewährten, und setzte sich auf dieselbe Steinbank wie gestern. Sie nahm eine der Adlerfedern und

ſprach dabei den Wunſch aus, daß ſich der Vogel ihrer erinnern und aus den hohen Wolken droben herabkommen möchte. Kaum hatte ſie dieſen Wunſch ausgeſprochen, ſo rauſchte es über ihrem Haupte, und der Adler ſchwang ſich eilig herab, ſie mit freundlichen Worten begrüßend. „Schöne Prinzeſſin," ſagte er, „ich hoffe, Du haſt mich gerufen, um jetzt Deinerſeits eine Bitte auszuſprechen, und es freut mich ſehr, Dir meine Dankbarkeit bezeigen zu können." Die Prinzeſſin entgegnete ihm hierauf, daß ſie eine große, kaum zu erfüllende Bitte an ihn habe, die in nichts Geringerem beſtünde, als in Herbeiſchaffung eines Tropfens vom Waſſer des Lebens. Der Vogel verneigte ſich ehrerbietigſt und verſicherte mit großer Freundlichkeit, daß ihm die Gewährung dieſer Bitte eine Kleinigkeit ſeyn würde. Er nahm eine der Adlerfedern, ſchwang ſich in die Wolken und war bald ihren Blicken entſchwunden. Der ſchwarze Schwan ſchien dieſe Verhandlungen verſtanden zu haben, näherte ſich dem Ufer, wo die Prinzeſſin ſaß, ſah ſie lange an, und als er gewahrte, daß er ihre Aufmerkſamkeit erregt, nahm er mit ſeinem Schnabel einen Tropfen Waſſer aus dem See, ſchwang ſich über die Pflanze und ließ den Tropfen darauf fallen.

In weniger als einer Minute kehrte der Adler zurück und trug in ſeinem Schnabel das verlangte Waſſer, das er auf das Geheiß der Prinzeſſin, die den Schwan wohl verſtanden hatte, ebenfalls auf die Pflanze tröpfeln ließ. Kaum war dies geſchehen, ſo verliefen die rothen Ränder und die ſchwarzen Blätter in einander und es wurde eine helle, freundlich grüne Farbe daraus.

Auf gleiche Art hat die Prinzessin den Adler, ein Samenkorn der Blume Rock herbeizuholen, so wie einen Hauch des warmen Windes, der über das glückliche Arabien weht, was dieser auch Beides in weniger als einer Minute brachte. Kaum war das Samenkorn auf die Pflanze im See gefallen, als sich in Mitten derselben eine große Knospe erhob, über welche der Adler alsbald den Hauch jenes fruchtbringenden Windes hinströmen ließ.

Da brauste ein gewaltiger Donner durch das Thal Schweigern und die Wellen des See's, die früher spiegelglatt gewesen waren, gährten in furchtbarer Empörung. Mit heftigem Knall zerplatzte die Knospe der Pflanze und aus ihr wuchs eine Blume, die aus einem einzigen großen Blatte bestand, das von purpurrother Farbe war, und auf welchem drei silberne Ringe glänzten. Noch zweimal wiederholten sich der betäubende Donnerschlag und das gewaltige Brausen des See's so heftig, daß die arme schöne Prinzessin die Augen schloß und in tiefe Ohnmacht dahin sank.

Aber auch im Schlosse Schweigern hatte man das heftige Prasseln des Donners gehört und Alle vom Grafen bis zum niedrigsten Stalljungen durchbebte dabei ein freudiger Schreck, denn anstatt daß sie sonst bei dergleichen Veranlassungen ihre Empfindungen in Zeichen kund gaben, gelang es ihnen zum ersten Mal wieder, ein lautes Wort von sich zu geben. Der Graf fuhr von seinem Sessel auf und wunderte sich sehr, seinen Stallmeister fragen zu können, woher aus heiterer Abendluft der plötzliche Donnerschlag gekommen sey. Die Zofen

und Ehrendamen ließen ihre Arbeit fallen und kreischten laut auf. Dem Kellermeister, der eben einen Schluck über Durst thun wollte, fiel mit einem lauten Fluch das Glas aus der Hand, und ein paar Stalljungen, die sich sehr unvollkommen durch Geberden gezankt hatten, wunderten sich sehr, daß sie plötzlich ihren Streit mit den nöthigen Schimpfworten begleiten konnten.

Die erste Frage des Grafen, als er wieder auf seinen Sessel zurückgefallen, war nach der Prinzessin, und als er über den Corridor nach ihrem Zimmer eilte, begegneten ihm schon die Ehrendamen, die ihre Herrin gleichfalls suchten und in den Park liefen, wohin sie vor einiger Zeit gegangen sey. Alle suchten die Prinzessin auf ihrem Lieblingsplatz, und der Graf, der zuerst dorthin kam, war sehr erschreckt, sie nicht dort zu finden, und ebenso überrascht, am Fuß des Hügels das Gebüsch verschwunden zu sehen. Doch an seiner Stelle erblickte er einen stillen klaren See, der mit schönen Rosen umgeben war, die über einer Steinbank zu einer großen Laube zusammengewachsen waren, unter welcher die Prinzessin saß. Diese erwachte in dem Augenblick von ihrer Ohnmacht und sank ihrem Gemahl mit Freudenthränen an die Brust. Sie erzählte ihm mit kurzen Worten, auf welche Art sie den Zauber von Thal und Schloß Schweigern gelöst. Alles Unheimliche und Finstere des See's war verschwunden, hoch in den Lüften schwebte ein mächtiger Adler und über einer purpurnen Wolke die gen Osten zog, schifften emsig ein paar weiße Schwäne. Der See selbst war wieder klar und ruhig geworden und am

Ufer, wo die Prinzessin saß, schaukelte das rothe Blumenblatt mit den drei silbernen Ringen.

Da dem Grafen wohl die Sage von den drei heilbringenden Schlangenringen bekannt war, und er durch die Erzählung seiner Gemahlin wußte, daß dieselben bei der Entzauberung von Thal und Schloß Schweigern wieder aus der Tiefe des See's emporgestiegen waren, so hielt er sie gar hoch und that daran nicht unrecht; denn ihre Zauberkraft ging auf ihn und die Prinzessin über, und wenn sie vorher schon von Jedermann geliebt waren, so fühlte sich jetzt jeder doppelt wohl und glücklich, dem es vergönnt war, in ihrer Nähe zu weilen. Auch nahm der Graf die drei silbernen Ringe in sein Wappen auf, wo sie noch bis auf den heutigen Tag im rothen Felde zu sehen sind.

Das Zwergennest.

Das Zwergennest.

Es war einmal ein Mann, der war seines Handwerks ein Weber, das heißt, er bekam von den Kaufleuten in der Stadt Seide und Wolle, aus denen er zu Haus auf seinem Webstuhl schöne Zeuge zu verfertigen wußte. Da ihm das Leben in der Stadt, selbst bei der ärmlichsten Kost und der schlechtesten Wohnung, für sein Bischen Verdienst zu theuer gekommen wäre, so hatte er sich nach einer andern Wohnung außerhalb umgesehen und endlich eine gefunden, die, wenn auch nichts weniger als bequem oder schön aussehend, ihn doch so ziemlich gegen heftigen Regen und rauhes Wetter schützte.

Diese seine Wohnung stand nämlich in der Nähe eines benachbarten Dorfes und war eine baufällige, schlechte Hütte, die an ein altes Gemäuer geklebt war. Von dem Gemäuer sagte man, daß es in uralten Zeiten ein Gefängnißthurm gewesen sey und zu einer weitläuftigen Burg gehört habe, deren Ruinen man noch auf

einem benachbarten Fels ſah. An dieſen Gefängnißthurm nun hatte früher der Schäfer des Orts von alten Balken und ſchlechten Brettern ein kleines Haus gebaut und darin gewohnt, um ſeine Schafe zu beaufſichtigen, die ſich gern zwiſchen den alten Mauern herumtrieben und denen das fußhohe, ſaftige Gras zwiſchen den ſchwarzen, halb verbrannten Steinen gut zu ſchmecken ſchien.

Doch hatte der Schäfer hier noch nicht gar lange gehauſet, als ihn ganz bedenkliche Umſtände zwangen, ſeine kleine Wohnung zu verlaſſen. Oftmals nämlich mitten in der Nacht gerieth ſeine Schafheerde, die ſich theils bei ſeiner Hütte, theils in dem alten Schloßhofe gelagert hatte, in eine ſolche Verwirrung und ſolchen Aufruhr, als ſeyen ein Dutzend Wölfe unter ſie hinein gerathen. Die armen Thiere blökten jämmerlich und fuhren in einer wahren Angſt aus einander, dahin und dorthin, wo [illegible] eben gerade eine Oeffnung in den Mauern des alten Schloſſes den Durchgang geſtattete. Alsdann mußte der Schäfer aus Leibeskräften rufen und pfeifen, allein trotz dem war keine von den ſonſt ſo folgſamen Thieren, das ſeiner Lockung Gehör gegeben hatte und zurückgekommen wäre. Vielmehr ſahen dieſe in ihrer Angſt nicht auf den Weg, den ſie nahmen, und da kam es denn nicht ſelten, daß ſie zwiſchen die Felſen ſtürzten und jämmerlich umkamen. Die Hunde des Schäfers, die bei Tage ſchon manchmal den Wolf tüchtig zerzauſt und zurückgetrieben hatten, zogen bei dieſem Spektakel, der mitten in der Nacht losging, ihre Schwänze ein, heulten vor Angſt und waren weder durch Prügel noch gute Worte dahin zu bringen, unter die Schafe zu gehen und

ſie ordentlich zurück zu bringen. Der Schäfer, gerade auch nicht der furchtſamſte Menſch, war über den Verluſt ſeiner Schafe in Verzweiflung und deßhalb ſehr wachſam und gleich bei der Hand, ſo oft ſo ein toller Spektakel wieder anfing, was meiſtens in einer Vollmondnacht geſchah, und obgleich es dann ſo hell war, daß er ſeine ganze Umgebung überblicken konnte, ſo ſah er doch nie das Geringſte, weder Wölfe noch böſe Menſchen, die ſeine Schafheerde in Unordnung hätten bringen können. Wohl aber meinte der Schäfer, wenn er ſo zwiſchen den unruhigen Thieren hin und her lief, als höre er bald hier bald dort ein leiſes Lachen oder den Jagdruf: Halloh, halloh! wie ihn die Jäger ausſtoßen, wenn ſie das Wild in den Wäldern vor ſich her jagen.

Nachdem der Schäfer mit mehreren Leuten des Dorfs, die beim Verluſt ihrer Schafe anfangs auf den Hirten ſelbſt Verdacht hatten, viele Vollmondnächte gewacht und den Spektakel mit eigenen Augen geſehen, auch das leiſe Lachen und den Hallohruf mit eigenen Ohren gehört hatten, waren alle darüber übereingekommen, daß es die Wichtelmänner oder Zwerge ſeyen, die ſchon ſeit undenklichen Zeiten in den benachbarten Felſen und Gründen wohnten und ſich hier zum Schaden der Menſchen auf ihre eigene Fauſt ein Jagdvergnügen veranſtalteten. Es war nicht das erſte Mal, daß die Zwerge hervorkamen und den Menſchen durch ihre Spiele und loſe Streiche ſo offenbaren Schaden zufügten. Geſehen hatten ſie alte und auch jüngere Leute ſchon häufig, beſonders die, welche auf die nahe liegenden Orte zum Jahrmarkt gingen oder ſonſt in der Umgegend Geſchäfte hatten. Dieſe Leute

mußten nämlich an gewissen Orten, gewöhnlich kleinen grünen Waldthälern, vorbei, die mit frischem grünem Moos bedeckt, von uralten Bäumen umgeben waren. Stand in der Mitte eines dieser Plätze ein einzelner großer Baum, dessen weit ausgestreckte Zweige eine Art von Laubzelt bildeten, so war solch ein Ort der Sammelplatz der Wichtelmänner und sie kamen hier bei dem ersten Strahl des Mondes, der über die Berge stieg, schaarenweise zusammen, um ihre Tänze auszuführen. Schon oft erzählten alte Jäger, die bei Verfolgung eines Hirsches noch spät in der Nacht sich einem solchen Platze genähert, daß sie die höchst wunderbaren Spiele der Wichtelmänner gesehen, und wußten von den zierlichen hohen Sprüngen, dem allerliebsten Tanz und den pfeilschnellen Wendungen der kleinen Zwerge und Zwerginnen nicht genug zu sagen. Nur mußte sich solch ein unberufener Zuschauer so still wie möglich verhalten und gut verbergen seyn, damit ihn das scharfe Auge der Zwerge nicht erspähte, denn sonst hörten diese oft mitten im Tanze auf, verschwanden und rauschten durch die Luft davon, wobei sie ein Geräusch machten, wie ein starker Bienenschwarm, der über ein Blumenfeld hinzieht.

Zuweilen passirte es auch einem solchen Neugierigen, der sich gar zu unvorsichtig genähert, daß ihm beim Verschwinden der Elfen von unsichtbaren Händen eine solche Anzahl unsichtbarer, aber sehr fühlbarer Ohrfeigen verabreicht wurde, daß er betäubt dahin fiel und am andern Morgen mit braunen und blauen Flecken aufstand.

Lange hatten die Elfen so ziemlich entfernt von den Dörfern ihr Wesen getrieben, doch da die Wälder immer

mehr und mehr gelichtet und besonders die alten starken Bäume abgehauen wurden, so hatten sie ihre Tanzplätze bei alten Gemäuern aufgeschlagen, die auf steinigem, unfruchtbarem Boden standen und von den habsüchtigen Menschen in Ruhe gelassen wurden. Hierdurch wurde es nun schwerer, den nächtlichen Tänzen derselben zuzuschauen, denn durch das Vertreiben aus ihren einsamen Waldthälern waren sie vorsichtiger geworden und tanzten selten dem menschlichen Auge sichtbar, auch wurden sie durch den Vorwitz der Menschen boshafter und es gelang selten mehr einem Sterblichen, ihnen unbeachtet und ohne geprügelt zu werden, zuzusehen. Hierdurch war allmählig der Glaube an das kleine Volk etwas verschwunden, und selbst wenn ein neugieriger Bursche am andern Morgen braun und blau geschlagen erschien, und seine Abenteuer, die er mit den Wichtelmännern gehabt, erzählen wollte, so lachte man ihn gewöhnlich aus und meinte, der Deckel der Bierkanne würde wohl seine Nase blutig geschlagen haben.

Bei dem Vorfall mit dem Schäfer wurde man aber wieder auf die kleinen Männer aufmerksam, und sah erst, nachdem den Besitzern der Heerden ein bedeutender Schaden zugefügt war, daß man nothwendig den Wichtelmännern das Feld räumen und sie in ihrem Zufluchtsort, dem einsamen Gemäuer, zufrieden lassen müsse. Der Schäfer verließ demnach seine Hütte und wurde anderwärts untergebracht, wo es sich alsbald an seinen Schafheerden zeigte, daß die Wichtelmänner sehr versöhnlicher und im Grunde auch gutmüthiger Natur seyen, denn als diese auf die vorhin erzählte Art ihren Spiel- und

Tummelplatz von dem Blecken und Scharren der Schafe befreit fanden, ließen sie durch geheime Zaubertränke oder wer weiß was sonst, die Heerden des Dorfs dergestalt gedeihen, daß deren Besitzer für die verlorenen Schafe bald vollkommen entschädigt waren.

Mittlerweile stand die Hütte des Schäfers leer und da sie vordem schon nicht in sehr wohnlichem Zustand gewesen war, so zerfiel sie immer mehr; die Fenster waren zertrümmert und Sonne, Wind, Regen und Wind machten von allen Seiten im Innern derselben Besuche. Trotz dem hatten sich die Wände, welche aus Rasenstücken bestanden, auf's Beste erhalten, denn sie waren zu einem Ganzen zusammengewachsen. Ueberdem war die Hütte von Sträuchern und Kräutern in Menge umgeben, so daß sie von Weitem wie ein grüner Hügel oder wie ein großes Wespennest aussah und im Zusammenhang mit den Wichtelmännern von den Leuten im Dorf das Zwergennest genannt wurde, und die Burg auf dem benachbarten Berge die Zwergenburg.

So hatte das Häuschen eine lange Zeit leer gestanden, bis der Weber, von dem ich eben erzählte, nach langen Wanderjahren in seine Heimath zurückkehrte. Da alle seine nahen Verwandten und Bekannten unterdessen gestorben und seine Aeltern vor ihrem Tode arm geworden waren, so wollten sich die noch übrigen entfernten Verwandten des armen jungen Mannes keineswegs annehmen und Niemand that nur einmal so viel für ihn, um ihm eine elende Kammer zu vermiethen, worauf er seinen Webstuhl hätte aufschlagen und sich von seiner Hände Arbeit ernähren können. Dies Benehmen hatte

freilich noch einen andern Grund, denn der Vater des Webers, der ein Waldschütz gewesen war, hatte die Tochter eines Köhlers geheirathet, die mit heilkundigen Kräutern sehr Bescheid wußte, und deshalb von den Leuten für eine Zauberin ausgeschrien und gemieden wurde, obgleich sie Niemanden etwas Böses that. Von diesem Glauben war auch ein guter Theil auf den Sohn übergegangen, über den die andern Weiber des Dorfs, als er noch ein Knabe war, schon neidisch und erbost waren. Denn wenn ihre eigenen Kinder elend und krank aussahen, so strotzte Konrad, so hieß der Sohn des Waldschützen, von Fülle und Gesundheit und war das schönste Kind, das man nur sehen konnte. Da seine Aelte[illegible] glücklicher Weise so lange lebten, bis er seine Lehrz[illegible] bei dem Webermeister in der Stadt durchgemacht und auf die Wanderschaft gehen konnte, so hatte er auch so lange keine Noth zu leiden und brauchte nicht für sich selbst zu sorgen. Doch kaum hatten die Aeltern an seiner fleißig durchlebten Lehrzeit ihre Freude gehabt, kaum hatten sie aus der Fremde einige Mal einen Brief von ihm erhalten, worin er ihnen schrieb, wie auch dort die Meister mit ihm zufrieden seyen, so starben Beide rasch nach einander und hinterließen ihm gar nichts; denn ihr Bischen Hausrath, was sie sonst noch hatten, wurde von den habsüchtigen Nachbarn für die Kosten des ärmlichen Begräbnisses an sich gerissen. Endlich kam Konrad, der sich unterdessen in mancher Herren Länder umgesehen hatte, zurück und wollte in der Heimath seinen Webstuhl aufschlagen; doch wie schon gesagt, von ihm wollte keiner etwas wissen, und wenn nicht die mächtige Liebe, die

jeden an die Heimath fesselt, in ihm besonders stark gewesen wäre und ihn zurückhielt, den Ort zu verlassen, wo seine beiden Aeltern begraben waren, so würde er schon am ersten Tage seiner Zurückkunft dem Dorfe den Rücken wieder zugekehrt haben und aufs Neue in die Welt hinaus gegangen seyn. Allein so lief er geduldig verschiedene Mal der Reihe nach bei den Leuten des Dorfs vorbei, um eine Wohnung für sich zu finden, und wurde von den rohen Menschen nicht selten mit rauhen Worten abgewiesen. Unter Anderm sagte ihm einer: er habe keinen Platz für ihn übrig, und wenn er denn durchaus in dem Dorfe bleiben wolle, so solle er droben zu den Zwergen gehen, die würden ihm vielleicht mit Vergnügen und für billigen Miethzins das Zwergennest überlassen. Ohne auf diese Spöttereien zu achten, erinnerte sich plötzlich der Weber der kleinen Hütte, in welcher er als Knabe so oft gespielt und die er bei seinem Eintritt in's Dorf mit ihrem grünen Dach und Wänden wie früher an dem Gesangnißthurm gesehen hatte, und ihm kam plötzlich der Gedanke, daß es vielleicht nicht so übel wäre, den aus bösem Herzen gegebenen Rath zu befolgen.

Eilig machte er sich daher auf den Weg, öffnete die morsche Thür der Hütte, die ihm anfangs einigen Widerstand leistete, und sah zu seiner großen Freude, daß das Innere des kleinen Häuschens wohl sehr baufällig war, aber mit einiger Mühe und Arbeit sich recht gut wieder herstellen ließe. Sogleich begann er die Holztrümmer, das Laub und den Staub aus dem Innern zu entfernen, ging dann nach der Stadt, holte von dort einige seiner alten Freunde, die ihres Handwerks Zimmerleute, Glaser

und Dachdecker waren, und brachte mit deren Hülfe das Zwergennest bald in eine solche Verfassung, daß es ein stattliches Aussehen bekam und er getrost in demselben seinen Webstuhl aufschlagen konnte.

Die bösen Leute im Dorf sahen diesen Anstalten und Zurichtungen mit nicht geringer Verwunderung zu, lachten aber dabei in ihr Fäustchen und freuten sich, daß der arme Konrad bald wieder ausziehen würde, wenn einmal die Zwerge von seinem Daseyn Kunde erhalten hätten. Obgleich der Weber selbst sich oft der Erzählungen erinnerte, die im Munde des Volks von dem Zwergennest lebten, so war er doch durch seine vielen Wanderschaften, auf denen ihm nie etwas Unheimliches passirt war, ganz von dem Glauben an dergleichen Wesen zurückgekommen und dachte in der ersten Nacht, die er in seinem Häuschen zubrachte, an ganz andere Sachen, als an das Erscheinen der Zwerge, die kommen könnten, ihn in seinem kleinen Besitzthum zu stören.

Es war eine recht klare Vollmondnacht und seine Gedanken ließen ihn lange nicht schlafen. Er hörte im Dorfe die Kirchenuhr schlagen und endlich verkündigten ihm zwölf Schläge, daß Mitternacht herangekommen sey. Jetzt nahm er sich aber ernstlich vor, einzuschlafen, wandte sich auf seinem Lager herum und wollte die Augen schließen, als er im Zimmer ein leises Räuspern und Husten hörte. Er riß die Augen weit auf und wer beschreibt sein Erstaunen, als er neben sich ein kleines Männchen erblickte, das kaum eine Spanne lang war. Es war angethan mit einem zimmetfarbenen Röckchen, kurzen Höschen und schwarzen Strümpfen mit Schuhen, auf denen silberne

Schnallen befestigt waren, die aber gegen die ganze Figur so groß erschienen, daß er kaum begreifen konnte, wie sie das kleine Wesen fortzuschleppen vermochte.

Anfänglich glaubte der Weber, er träume, und rieb sich ganz bestürzt die Augen. Er besann sich auf dies und jenes, fand aber, daß er vollkommen wach sey. Das kleine Männchen indessen spazierte im Zimmer hin und her, besah sich die neuen hölzernen Tische, sprang mit einem Satz an die Fenster hinan und klopfte mit einem kleinen Stöckchen, das es in der Hand trug, mit zufriedenem Lächeln an die neuen blanken Fensterscheiben. Auch die Reinlichkeit des Bodens und die frischen weißen Wände schienen ihm zu gefallen, denn es wiegte zufrieden sein kleines Haupt und gab durch allerhand murmelnde Töne sein Wohlgefallen zu erkennen. Der Weber, der dies Alles mit Verwunderung angesehen hatte, richtete sich jetzt von seinem Lager in die Höhe und wollte durch ein bemerkbares Räuspern und Husten dem kleinen Manne ebenfalls seine Gegenwart kund thun. Doch dieser ließ sich anfänglich gar nicht stören, sondern winkte ihm nur mit der Hand, als wollte er ihm sagen: „Gleich, gleich!“ und setzte seine Untersuchung fort. Endlich aber schien er Alles genau besichtigt zu haben, schwang sich mit einem Satz auf den Tisch, der neben des Webers Bette stand, und setzte sich da auf einem großen Laib Schwarzbrod zurecht, von dem er von Zeit zu Zeit ein Bröckchen in den Mund steckte. Nachdem sowohl der Weber als das Wichtelmännchen sich eine Zeitlang stillschweigend angesehen, sagte das Männchen mit einer feinen, krähenden Stimme, indem es vom Sitze aus nochmals seinen Blick

in dem Zimmer herumfahren ließ: „Wir freuen uns sehr, mein lieber Freund, einen Miethsmann erhalten zu haben, der unsere Sachen so ordentlich in Stand gesetzt hat; wenn du auch sonst die Bedingungen, die wir als die Eigenthümer dieses Hauses von dir mit Recht fordern können, zu unserer Zufriedenheit erfüllst, so werden wir hoffentlich recht wohl mit einander fortleben können.“ Der Weber, dem es nicht eingefallen war, hier in dem früher so verfallenen Zwergennest noch eine Miethe zu bezahlen, horchte hoch auf, war aber zu klug, um es mit diesen gefürchteten Wesen zu verderben, und erkundigte sich bescheiden nach den Bedingungen seines neuen sonderbaren Miethsherrn. Der Zwerg erzählte ihm mit kurzen Worten die Geschichte des Schäfers, dessen unvernünftige Heerde sein ganzes Volk aufs Schwerste bedrängt und belästigt hatte, und setzte hinzu, daß bei des Schäfers Vertreibung aus diesem Hause das Zwergenvolk keine Bosheit gegen das Menschengeschlecht habe ausüben wollen, sondern es sey ihnen nur darum zu thun gewesen, Ruhe zu bekommen. Konrad, der durch die freundliche Anrede des Männleins und durch den gutmüthigen Ausdruck auf dem Gesichte desselben sich von seiner anfänglichen Bestürzung erholt hatte, sagte zu ihm, wie sehr er sich freue, unvermuthet eine so vornehme Bekanntschaft zu machen, und er hoffe, daß ihm die Miethsbedingungen so gestellt würden, daß er darauf eingehen könne; freilich Geld oder Geldeswerth, Silber oder Gold sey bei ihm nicht zu finden. Der Zwerg brach sich ein ziemliches Stück Brod ab und erwiederte ihm lächelnd: „Die unnützen Artikel, die du uns nennst,

sind es nicht, welche uns erfreuen oder nützen können. Mit Gold und Edelsteinen sind wir genugsam versehen und deswegen in Euern Augen ein reiches Volk. Doch fehlt uns Manches, was wir nur durch die Hülfe guter und fleißiger Menschen erwerben können. Wir haben dich seit deiner Kindheit nicht aus den Augen gelassen und mit Vergnügen gesehen, daß dein Herz sich von Trug und Arglist frei erhalten hat, und dies ist mit ein Grund, warum wir uns deiner Benutzung unseres Eigenthums, des kleinen Hauses hier, nicht widersetzt haben. Wir Zwerge wissen auch die menschlichen Tugenden zu schätzen und halten uns lieber in der Nähe frommer und fleißiger Menschen auf, als bei solchen, denen diese Eigenschaften fehlen, zu denen, beiläufig gesagt, auch der Schäfer, der früher hier wohnte, gehörte. Bleibe deshalb fleißig, wie du bis jetzt gewesen, arbeite still für dich und es soll dir an unserem Beifall und unserer Hülfe nicht fehlen. Jetzt aber höre auf unsere Miethsbedingungen, die darin bestehen, daß du uns jeden Monat einmal in einer Nacht, wenn der Mond voll am Himmel steht, deine Geräthschaften und selbst deinen Webstuhl zu unserem Gebrauche überlassest. Sey in solchen Stunden nicht vorwitzig, sondern begib dich in deine Kammer und wir wollen schon dafür sorgen, daß dich alsdann ein tiefer Schlaf überfällt, der dich verhindert, das Geräusch unserer Arbeit zu hören."

Bei den letzten Worten wurde das Gesicht des Zwerges ernster und er schloß seine Rede, indem er sagte: „Merke dir ja, daß du nicht vorwitzig seyn sollst, unserer Arbeit zuzusehen, und merke dir auch dabei, daß

nur, ſo lange dein Herz frei von den gewöhnlichen Laſtern der Menſchen iſt, wir in ſolchen Stunden im Stande ſind, dich in Schlaf zu verſenken, daß es aber nicht in unſerer Macht liegt, Gedanken an böſe Thaten, die du vollbracht, zu beſeitigen oder dich von Gewiſſensbiſſen zu befreien."

Der Weber hatte dies Alles ruhig mit angehört und ſich freuend, ſo wohlfeile Miethsbedingungen erhalten zu haben, ſchlug er vergnügt in die dargebotene Hand des Zwerges ein, mit dem Verſprechen, das Seinige beitragen zu wollen, damit die Arbeit der Zwerge nie geſtört würde.

Nach dieſem abgeſchloſſenen Bündniß ſprang das Männchen an dem Brode herunter, lächelte den jungen Mann noch einmal freundlich an und verſchwand. Der Weber legte ſich auf die andere Seite und ſchlief bis zum hellen Morgen.

Am andern Tag war ſein erſter Gang in die Stadt, um ſich dort Arbeit zu ſuchen, und da war es auch ſchon, als ob ihn ein guter Geiſt begleitete; denn gleich bei dem erſten Kaufmann, wo er anfragte, wurde ihm eine gute Aufnahme zu Theil, und nachdem ihn der Werkmeiſter deſſelben gehörig geprüft und dadurch erſehen, daß der junge Mann wirklich in der Weberei gut erfahren ſey, ließ er ſeinen Namen in das große Buch eintragen, wog ihm Seide und Baumwolle zu, die er mitnehmen durfte, um einen ſchönen Stoff daraus anzufertigen. Zu Hauſe angekommen machte ſich der Weber gleich mit allem Fleiß an das Geſchäft und es war ihm noch nie die Arbeit ſo ſchnell von der Hand gegangen, ſo daß er

sich selbst darüber wundern mußte. Alle die kleinen Unfälle, die sonst dem geschicktesten Meister begegnen, kamen bei ihm höchst selten vor; es rissen ihm selten die Fäden in der Kette, und die vielen Schnüre an seinem Webstuhl verwickelten sich nie in einander. Wenn er an seinem Spulrad saß, um die Seide auf die kleinen Röllchen zu wickeln, die dann in das Weberschiffchen gelegt werden, so mußte er sich oft darüber wundern, mit welcher Blitzesschnelle das Rad herum lief und daß sich der Faden nie verwirrte, sondern immer glatt auf der Spule lag, als sey er mit der größten Langsamkeit und Sorgfalt aufgewickelt. Andere Weber mußten zu diesem Zweck ein paar kleine Buben halten, allein er verrichtete dieses Geschäft des Abends im Zwielicht allein und hatte in kurzer Zeit für den ganzen folgenden Tag genug solcher Spulen vorräthig. Wenn der Mond Abends am Himmel wieder sichtbar wurde und die weiße Sichel so stand, daß man mit der linken Hand hinein greifen konnte, so war der Mond im Wachsen und es ging auf die Nacht zu, wo Konrad den Zwergen durch Ueberlassung seines Webstuhls den Miethzins zu entrichten hatte. In diesen Zeitpunkten wußte er es immer so einzurichten, daß seine Arbeit für den Kaufmann in der Stadt beendigt war, und er bemühte sich alsdann, den leeren Webstuhl in schönste Ordnung zu bringen, damit die kleinen Männer sich in keiner Weise über ihn zu beklagen hätten.

In der Nacht, da der Mond voll wurde, legte er sich in sein Fenster und sah hinaus in die Gegend, wo die blauen Nebel so langsam aufstiegen, hörte, wie die Heimchen im Grase sangen, und schaute dem Allem

vergnügt so lange zu, bis der Himmel in der Gegend der Zwergenburg anfing heller und heller zu werden und der Mond langsam aufstieg. Dann begab er sich auf sein Lager und da ihn keine bösen Gedanken quälten, so entschlief er bald. Zuweilen glaubte er so bei dem Einschlafen ein sonderbares Summen und Getreibe zu hören, doch da er von Natur nicht vorwitzig war, bekümmerte er sich nicht darum und fiel bald in einen festen Schlaf. Als er nach einer solchen Nacht zum ersten Mal am andern Morgen aufstand und an seinen Webstuhl trat, sah er deutlich, daß die Zwerge in der Nacht gearbeitet hatten, denn hie und da zwischen den Schnüren und an dem Holz hing ein kleines Flöckchen Seide von wunderbarer Farbe und ein Goldfaden blitzte ihm von dem Boden entgegen. An dem Weberbaum, auf den die fertigen Stoffe aufgewickelt werden, bemerkte er einen schmalen Streifen Zeug, den die Zwerge beim Abschneiden hatten hängen lassen, von so wundervoller Zeichnung und Farbe, wie er früher nie etwas Aehnliches gesehen. Er nahm dasselbe herunter, untersuchte es genau, und als er das nächste Mal in die Stadt kam, bat er sich von dem Werkmeister des Kaufmanns Seide in ähnlicher Farbe aus und schickte sich dann zu Hause an, die Arbeit der Zwerge nachzumachen. Wenn ihm dies auch nicht vollkommen gelang, so brachte er doch einen so schönen Stoff zu Wege, wie der Werkmeister noch nie gesehen und der ihm mit theurem Gelde bezahlt wurde.

Durch die letzte Arbeit wurde man in der Fabrik des Kaufmanns auf den jungen Weber aufmerksamer

und die Herren und Werkmeister, die ihn auch früher wohl als einen fleißigen Arbeiter angesehen, aber nicht weiter beachtet hatten, beschäftigten sich mit ihm aus dem Grund, um zu erfahren, ob die schöne Zeichnung des Stoffes auch wirklich von ihm sey und um ihn alsdann recht zu ihrem Nutzen zu gebrauchen, und der arme Weber, der, wie wir früher gehört haben, von seiner Kindheit an nie recht beachtet, noch weniger ausgezeichnet worden war, fühlte sich durch das Benehmen des Werkmeisters und der jungen Kaufleute außerordentlich geschmeichelt. Diese zogen ihn Abends mit in ihre Gesellschaften, und wenn er sich auch anfangs in diesen Kreisen, wo viel Bier und Wein getrunken wurde, und wo sich die Unterhaltung nicht gerade um die saubersten Gegenstände herumdrehte, nicht heimisch fühlte, wozu hauptsächlich noch kam, daß sein schlichtes Wamms neben diesen Jüngern des Merkurs, die geschniegelt und gebügelt, geschnürt und frisirt waren, etwas sehr abstach, so löste doch der Dampf des Weines und die kunstreiche Arbeit des geschickten Webers diese Standes- und Kleidungs-Unterschiede leicht auf.

Bisher hatte Konrad mit dem, was er durch seine Arbeit verdiente, sehr gut leben können, ohne daß er sich gerade hätte bei derselben zu sehr anstrengen müssen. Doch da bei diesen nächtlichen Schmäusen und Trinkgelagen der Stadt sein Geld unbegreiflich schnell verschwand, so sah er sich bald gezwungen, zu den Stunden, die er bisher gearbeitet hatte, Morgens und Abends noch einige hinzuzufügen, um seinen Verdienst zu erhöhen

und das nöthige Geld zu den Abendunterhaltungen herbeizuschaffen.

Zuweilen, wenn er so spät in der Nacht nach Hause kam, fiel es ihm wohl ein, daß er bei seinem jetzigen Leben nicht ganz auf dem rechten Wege sey, und wenn er alsdann durch die Ruinen der Zwergenburg zu seiner Wohnung hinabstieg, so kam es ihm hie und da vor, als sehe er seinen kleinen Miethsherrn drunten auf einem Stein sitzen und ziemlich betrübt den Kopf gegen ihn schütteln. Doch überredete er sich leicht, er habe nicht recht gesehen und wollte in seinem Herzen nicht begreifen, weßhalb der Zwerg nicht mit ihm zufrieden seyn könne; denn so oft sich der Mond füllte, brachte er nach wie vor seinen Webstuhl in Ordnung und hatte es noch nie gewagt, eine solche Nacht außer dem Hause zuzubringen, was aber hauptsächlich wohl daher kam, weil er begierig war, gleich am andern Morgen das schmale Streifchen Zeug von dem Weberbaum zu nehmen, das ihm die Zwerge regelmäßig übrig ließen und wornach er die kunstreichen Arbeiten machte, die den Werkmeister in der Stadt und die Herren so in Bewunderung setzten. Doch einstmals mochte er entweder mit seinem Kalender nicht in Ordnung seyn, oder denken, die Elfen könnten auch ohne ihn fertig werden, genug, er schnitt am Abend vor einer Vollmondnacht seine fertige Arbeit von dem Webstuhl herunter und brachte sie nach der Stadt, wo dieselbe alsbald in Empfang genommen wurde und seine Bekannten ihn nicht eher losließen, bis der Mond hoch am Himmel stand.

Beim Nachhausegehen fiel es ihm doch ein Bischen

ängstlich auf's Herz, daß er seinen Miethsherrn vernachläßigt, indem er ihm den Webstuhl nicht gehörig in Ordnung gebracht und die Nacht außer dem Hause geblieben sey. Wenn ihm auch unter diesen Betrachtungen der Gedanke aufstieg: jetzt schnell nach Haus zu eilen, um die Zwerge bei ihrer vollen Arbeit zu sehen, so hatte er doch zu viel Angst vor den kleinen Wesen und zu viel Scheu vor seinem gegebenen Wort, sie nicht zu belauschen; war überhaupt noch nicht verderbt genug, seine Versprechungen so in den Wind zu schlagen. Da es auch gerade um diese Zeit Sommer war, so verbrachte er den Rest der lauwarmen Nacht unter einer alten Tanne, wo er sich in's Moos streckte und bald einschlief.

Als er am andern Morgen erwachte, eilte er mit schnellen Schritten und nicht geringem Herzklopfen seiner Wohnung zu, weil er fürchtete, die Zwerge möchten sich für diese Vernachläßigung auf irgend eine Art an ihm gerächt haben. Doch war dies nicht der Fall; er öffnete die Thüre seines Häuschens und horchte zuerst hinein, ob er nichts Ungewöhnliches hörte; aber da war Alles in der alten Ordnung. Die hölzerne Uhr, die über seinem Bette hing, pickte ruhig hin und her, und sein Hänfling, den er in einem kleinen Bauer vor dem Fenster hangen hatte, sang dem anbrechenden Morgen lustig entgegen. Er eilte rasch zu seinem Webstuhle und fand auch hier nichts Außergewöhnliches. Wie immer sah er an den kleinen Flöckchen Seide und Goldfaden, die umher lagen, daß die Zwerge gearbeitet hatten, nur fand er diesmal die Zeichnung an dem kleinen Stückchen Zeug, das ihm dieselben wie immer zurückgelassen, von den früheren

ganz verändert. Sonst hatten die Farben neben einander so freundlich, so lustig ausgesehen und standen in gutem Einklange und artig neben einander, so daß es einem beim Ansehen derselben zu Muthe war, als höre man eine schöne Melodie, allein heute hatte Zeichnung und Farbe des zurückgebliebenen Stoffes etwas Unbehagliches, ja Unheimliches. Es schwamm viel Dunkelroth und Schwarz durch einander und dazwischen kleine Silberfäden wie leuchtende Blitze, so daß es dem Weber beim Anblick des Stoffes einmal wieder recht auf's Herz fiel, daß er doch seine guten Miethsherrn schlecht behandle und überhaupt ein Leben führe, wie es sich nicht für ihn passe und vor welchem ihn der Zwerg so sehr gewarnt hatte.

Leider hatte ihn das böse Beispiel der jungen Leute in der Stadt schon so verderbt, daß er diese leise Stimme seines Gewissens nicht achtete, und sich gleich damit beschäftigte, den neuen Stoff nachzumachen, dessen sonderbare wilde Zeichnung in Kurzem seinem leichtfertigen Sinne besser behagte, als die frühere. Den Herren, so wie dem Werkmeister in der Stadt, der wohl noch mit ärgerem Leichtsinn begabt war, als der Weber, gefiel das neue Stück Arbeit ausnehmend gut. Letzterer war aber ein schlauer Fuchs, der es schon lange nicht begreifen konnte, daß so ein einfältiger Mensch, wie der Weber, all' diese schönen Muster selbst erdacht und ausgeführt habe. Wenn es ihm auch nicht in den Sinn kam, daß es das stille Volk der Zwerge sey, deren Arbeit der Weber nachbildete, so glaubte er dagegen, daß Konrad von seinen Reisen eine Menge Muster und sonderbarer Stoffe

mitgebracht habe, die er jetzt absichtlich erst nach und nach zum Vorschein brächte, um mehr Geld damit zu verdienen.

Schon oftmals hatte der Werkmeister beim Glase Wein das Gespräch auf die Muster gebracht, aber die natürliche Klugheit des Webers war ihm stets verständig ausgewichen und hatte nichts verrathen. Dennoch ließ der Werkmeister nicht ab, in ihn zu dringen und brachte es nach und nach durch seine Schlauheit so weit, daß ihm der Weber sein ganzes Geheimniß mittheilte, auch bei seinem nächsten Besuch etwas von der Arbeit der Zwerge mitbrachte, über deren Schönheit die Sachverständigen die Hände vor Verwunderung über dem Kopf zusammenschlugen.

Das Einzige, was er klüglicher Weise verschwiegen hatte, war der Ort und die Zeit, wo die Zwerge ihre nächtliche Arbeit abhielten, indem er fürchtete, daß man sie da belauschen könnte und ihm alsdann seinen ganzen Verdienst für immer zerstören würde; denn durch die Lebensweise, die er seit einiger Zeit geführt, hatte auch sein Fleiß nachgelassen, so wie die Sorgfalt, mit der er früher seine Arbeiten anfertigte, und das Einzige, wodurch er Geld verdiente, war die Arbeit der Zwerge, deren selbst schlechte Nachahmung den Kaufleuten so lieb war, daß sie ihm viel dafür bezahlten. Der Werkmeister hatte die Quelle, woher der Weber seine Muster erhielt, einigen guten Freunden entdeckt, und diese hatten es Andern nicht verschwiegen, weshalb Konrad bald in ein solches Gerede kam, daß seine bisherigen Freunde gezwungen waren oder gezwungen schienen, den Umgang mit

ihm aufzuheben. Er aber hatte sich so an lustige Gesellschaft gewöhnt, daß er sich andere Gumpane aufsuchte, mit denen er die Nächte verjubelte, und wenn das früher bei einem Glase Wein oder Bier geschehen war, so sank er in kurzer Zeit so tief herab, daß er jetzt fast nie ohne einen tüchtigen Branntweinrausch nach Hause zurückging.

Was ihm der Zwerg bei Abschließung des Miethcontractes mit ernster betrübter Miene gesagt hatte: daß sie nur so lange gute Freunde bleiben und er sich ihres Schutzes erfreuen würde, als sein Herz von den Lastern und Fehlern der Menschen frei bliebe, und daß die Arbeit des stillen Volkes in seinem Hause nur so lange zu seinem Nutzen seyn werde, als ihn sein Gewissen ruhig schlafen lasse, ging nun allmählig in Erfüllung. Schon oft hatte er bei Vollmondnächten, wenn die Zwerge bei ihm arbeiteten, sich unruhig auf dem Lager hin und her gewälzt und war auch dann und wann erwacht, um ein verworrenes Summen und leises Tönen in seinem Zimmer nebenan zu vernehmen, das ihm seine fünf Sinne auf eine zauberhafte Art zusammen zu schütteln schien, so daß er in solchen Augenblicken nie zu einem klaren Bewußtseyn gelangte, und unter heftigen Schmerzen und brennendem Fieber wieder in einen unruhigen Schlaf versank. Da sich seine Lebensart auch nicht besserte, sondern er mit jedem Tage ausschweifender und liederlicher wurde, so kamen diese Pausen im Schlaf noch häufiger vor und er wälzte sich oft Stunden lang unruhig auf seinem Lager herum, wenn nebenan die Zwerge in voller Arbeit waren. Bis hieher hatte er noch immer die Vorschrift seines Miethsmannes respectirt und weder

seinen Augen noch Ohren erlaubt, sich genauer um das Getreibe des stillen Volkes zu bekümmern. Doch allmählig vergaß er ihre Ermahnungen und wenn er auch den Vorsatz, die Zwerge zu belauschen, anfangs wieder verwarf, so richtete er sich doch in einer dieser Nächte auf seinem Lager empor, um wenigstens mit den Ohren, so viel er konnte, von der Arbeit der Zwerge zu erlauschen. Da hörte er deutlich den Webstuhl arbeiten, das Schiffchen schoß mit außerordentlicher Geschwindigkeit hin und her und die Spulräder liefen, als würden sie vom Wirbelwind herumgewebt. Schon hatte er die Klinke der Thür gefaßt, um seine Miethsleute zu überraschen, als der bessere Theil seines Herzens ihn noch einmal davon zurückhielt. Er riß sich mit Gewalt von der Thüre fort und warf sich wieder auf sein Lager.

Am andern Morgen eilte er zu seinem Webstuhl, suchte überall herum nach dem Stückchen Zeug, das die Zwerge ihm bisher gelassen hatten, und suchte vergebens, da war nichts mehr zu finden. Auch der Webstuhl, der sich immer in der besten Ordnung befand, war nicht mehr, wie früher. Die Schnüre und Latten waren durch einander geworfen, kurz Alles das zeigte dem Weber an, daß sich die Gesinnung seines Miethsherrn gegen ihn geändert und er sich nicht mehr seines mächtigen Schutzes zu erfreuen habe. Auch in der Stadt bei dem Werkmeister fand er zu seinem großen Schrecken, daß man nicht mehr so gegen ihn gesinnt sey, wie früher, denn als er diesmal mit leeren Händen kam und selbst nicht einmal das Muster eines neuen Stoffes mitbringen konnte, wie er durch die Hülfe der Zwerge sonst immer

gethan, empfing man ihn mit kurzen rauhen Worten und sagte ihm, daß man mit seiner Lebensweise und seiner Arbeit gar nicht mehr zufrieden sey. Aus besonderer Gunst, wie der Werkmeister sagte, gab ihm dieser noch einmal eine Parthie Seide zu einem letzten Versuch und bedeutete ihm, wenn er hieraus keine gute und sorgfältige Arbeit liefere, müsse man ihn aus der Fabrik entlassen.

Konrad ging nach Hause unter mannigfaltigen sonderbaren Gedanken, wobei ihm auch zuweilen mit einem sehr unbehaglichen Gefühl die Erinnerung früherer Tage ankam, in denen er doch ein ganz anderes Leben geführt. Doch war es diese Erinnerung nicht, die ihn heute gegen seine sonstige Gewohnheit nüchtern nach Haus trieb, vielmehr hatte er lange in seinen Taschen nachgesucht, ob er nicht noch einige Münze fände, um wenigstens im Wirthshaus einen kleinen Anfang machen zu können, aber vergeblich; seine Taschen waren ganz leer, und er wagte es auch nicht, noch einmal um einen Vorschuß zu bitten, wie er schon oft gethan. Zu Hause gab er sich daran, den Webstuhl in Ordnung zu bringen, was ihm recht sauer ankam und dann bemühte er sich, die erhaltene Seide auf's Beste aufzuspannen, um wieder einmal ein gutes Stück Arbeit zu liefern, was ihm dann auch so ziemlich gelang; allein es war nicht die Lust zu arbeiten, die ihn hiezu antrieb, sondern vielmehr die Begierde, Geld zu erhalten, um seine Ausschweifungen ferner fortsetzen zu können.

So verging der Monat und er hatte gerade vor der Nacht, in welcher die Zwerge wieder erscheinen sollten,

seinen Stoff fertig gemacht und glaubte, daß ihm derselbe sehr gut gelungen sey. Als er ihn so betrachtete und dabei ausrechnete, wie wenig Geld er doch für die mühevolle Arbeit erhalten würde, kam ihm ein Gedanke, den er anfänglich zwar hastig unterdrückte, der aber bald darauf noch heftiger in ihm rege wurde. Er dachte nämlich zum ersten Male in seinem Leben, wie es wohl zu machen wäre, seinen Herrn zu betrügen, indem er von dem ihm anvertrauten Zeug ein paar Ellen herunter schnitte und sie zu seinem eigenen Nutzen verkaufte, um mehr Geld zu bekommen als der armselige Weberlohn betrage. Anfänglich sträubte sich sein besseres Gefühl dagegen, allein es zeigte sich bei ihm sehr wahr, daß, wer einmal einen bösen Gedanken aufkommen läßt, von demselben leicht überwältigt wird. Kurz, nach einigem Bedenken nahm er seine Scheere und schnitt für sich ein ziemliches Stück von dem Stoff herunter.

Da es für heute zu spät war, nach der Stadt zu gehen, so wickelte er das übrige Zeug zusammen und warf sich, nicht ohne starkes Herzklopfen auf sein Lager. Er versuchte zu schlafen, allein das wollte ihm heute gar nicht gelingen, denn er hörte seine Uhr Stunde um Stunde schlagen, ohne daß es ihm möglich gewesen wäre, die Augen zu schließen. Jetzt wurde es draußen hell und der Mond begann aufzusteigen. Zu gleicher Zeit rauschte es um das Zwergennest, als zögen unzählige Bienenschwärme in der Luft herum; es trippelte und summte und er vernahm das Alles so deutlich, wie noch nie. Schon war das stille Volk in seine Stube gezogen, denn er hörte, wie es an dem Webstuhl beschäftigt war,

und wie die Spulräder liefen, auch vernahm er dabei einen seltsamen Gesang, der, obwohl sehr einförmig klingend, doch eine wundervolle Melodie hatte, die ihm mit Gewalt die Augen zu schließen schien. Doch wenn er diesem Drange folgen und sich zum Schlafe anschicken wollte, so kam ihm plötzlich der Diebstahl in den Sinn, den er heute Abend begangen und sein Herz klopfte ihm bei diesem Gedanken immer stärker und stärker.

So lag er eine Stunde ungefähr und wälzte sich schlaflos auf seinem Lager. Mitunter kam ihm der Gedanke, dem Verbote seines Miethsherrn zuwider aufzustehen und das Treiben der Zwerge zu beobachten. Doch lange kämpfte er gegen diesen Vorwitz an, richtete sich bald in die Höhe, legte sich dann wieder hin, verdeckte sich jetzt die Ohren, um nichts zu hören und lauschte alsdann wieder um so sorgfältiger. Kurz ihm war, als zögen ihn unsichtbare Gewalten auf seinem Lager hin und her, bald dahin, bald dorthin. Nun richtete er sich wieder in die Höhe, erhob sich und stand an der Thür, um die Zwerge in ihrer vollen Arbeit zu überraschen. Noch in diesem Augenblicke wollte er wieder zurücktreten, doch widerstand er der Versuchung nicht länger, ein Druck, die Thür flog auf und anstatt etwas zu sehen, stürzte der Weber, von einem furchtbaren Schlage getroffen, besinnungslos auf den Boden dahin. — —

Als er wieder erwachte, rieb er sich anfänglich die Augen, und wußte nicht, wie ihm geschehen. Er starrte um sich und sah, daß er zwar in seiner Hütte lag, deren Wände aber nicht mehr ganz und rein aussahen, wie früher, sondern hie und da Spalten zeigten, durch welche

der Morgenwind hineindrang, der mit den Nesseln und dem Gesträuch spielte, das aus dem mit Schutt bedeckten Boden hervorwucherte. Konrad, auf dessen Kopf eine Betäubung lag, wie er sie früher nie empfunden, richtete sich mühsam auf und konnte sich kaum daran erinnern, was er gestern Abend gethan und im Sinn gehabt hatte. Neben ihm lagen die Stücke eines zerbrochenen Webstuhls und vor ihm der eingewickelte Stoff. Erst als er das Stück sah, welches er von demselben heruntergeschnitten hatte, fiel ihm der ganze Verlauf des gestrigen Tages und der gestrigen Nacht ein, und er erkannte zu seinem Schrecken, auf welche Weise er sich vergangen habe. Jetzt kam ihm zum ersten Male der Gedanke wieder recht lebhaft, wie schlecht er gehandelt und was für ein Mensch er geworden sey. Er faßte den festen Vorsatz, ein besseres Leben anzufangen, nahm das fertige Seidenzeug, nebst dem Stück, das er heruntergeschnitten in der Absicht, Beides seinem Herrn einzuhändigen, wo er alsdann seinen Fehler eingestehen und auf's Feierlichste geloben wolle, sich ernstlich zu bessern. Von diesem guten Gedanken innerlich erbaut, verließ er das zerstörte Zwergennest, indem er sich fest vornahm, nicht mehr dahin zurückzukehren, da er den armen kleinen Männern ungerechter Weise die größte Schuld an dem Zustande beimaß, in dem er sich jetzt befand. Als er so heraus aus seiner Hütte in die frische Morgenluft trat, war es ihm, als sey ein finsterer Bann von ihm gewichen und er schämte sich ernstlich seines schlechten Lebenswandels, wie er ihn bisher geführt. Zum ersten Mal nach langer Zeit besuchte er das Grab seiner Aeltern und nachdem

er ſich hier noch einmal Beſſerung gelobt, wandelte er getroſt der Stadt zu.

Schon hatte er dieſelbe faſt erreicht, als er ſich am Wege niederſetzte, ſein Päckchen öffnete, um den darin befindlichen Seidenſtoff noch einmal genau durchzuſehen und ſchön zu ordnen. Doch wer beſchreibt ſeinen Schrecken, als er das Papier aus einander that und das Päckchen mit ſchwarzem Staub und Schutt angefüllt ſah. Verzweiflungsvoll ſchlug er ſich vor die Stirn und wälzte ſich im Graſe herum. Mit allen Verwünſchungen und Schimpfworten, die ihm gerade in den Sinn kamen, gedachte er der Zwerge, die er als die alleinige Urſache ſeines Unglücks anſah. Bald ſprang er auf, bald warf er ſich wieder nieder, dann erhob er ſich und lief Stunden lang zwiſchen den Thälern und Felſen umher, beſah hundertmal das Papier, das er in der Hand feſtklemmte, aber aus dem Staube wollte kein Seidenzeug werden. Darauf klagte er auf's Neue dem ganzen Weltall ſein Elend und ſeine Noth. Dazwiſchen glaubte er zuweilen ein heiſeres Lachen zu vernehmen, was ſeinen Zorn noch vermehrte, doch wenn er ſich dorthin wandte, von woher das Geräuſch zu kommen ſchien, hörte er nichts mehr. So lief und tobte er umher, bis der Abend kam, und warf ſich dann erſchöpft am Fuße einiger Felsblöcke nieder. Laut weinend erklärte er ſich hier als den unglücklichſten der Menſchen, dem gerade in dem Augenblick, wo er ſich ernſtliche Beſſerung vorgenommen, alle Mittel hiezu abgeſchnitten ſeyen. Doch bald übermannte ihn ein verzweiflungsvoller Trotz, der zuweilen den Unglücklichen anwandelt, und er ſprach laut zu ſich ſelbſt.

„Wohlan denn, Gott weiß, daß ich mich habe bessern wollen und ein anderes Leben anfangen, aber er hat den bußfertigen Sünder nicht annehmen wollen und mir Alles nehmen lassen, wodurch ich mir hätte wieder empor helfen können. Jetzt mag mit mir geschehen, was da will, und wer mich will, der hat mich!“

Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, so hörte er über seinem Haupte ein Geräusch und sah auf der Spitze eines Steines neben sich eine kleine, sonderbare Gestalt sitzen. Anfänglich glaubte er, es sey sein Miethsherr und wollte erschreckt aufspringen, um davon zu laufen. Doch ein genauerer Blick belehrte ihn, daß die Gestalt des vor ihm sitzenden Wesens eine ganz andere und verschieden von der der Zwerge sey. Sie war nur zwei Fuß hoch und hatte einen dicken, unförmlichen Kopf mit einem tückischen, bösartigen Gesichte, aus dem besonders die rothen Augen recht unheimlich hervorleuchteten. Die Kleidung bestand in einem schwarzen, ledernen Wamms und eben solchen Hosen; an den Füßen hatte sie große Reitstiefel, von denen sie aber einen auf dem Schooße liegen hatte und ihn mit der Hand einzureiben und geschmeidig zu machen schien. Der kleine Mann räusperte sich und sagte zu dem Weber, der ängstlich aufhorchte: „Ja, ja, mein Lieber, wenn Euch das Ernst ist, was Ihr eben versichertet, daß Ihr Euch jedem gern verdingen wollt, so findet Ihr keinen bessern Herrn als mich. Wollt Ihr bei mir in Dienste treten?“

Der Weber, dem es ziemlich unheimlich wurde und der jetzt erst einsah, daß er so eben lästerliche Worte gesprochen, wollte anfänglich davon laufen, doch fiel ihm

schon beim ersten Schritt seine hülflose Lage und sein ganzes Unglück wieder ein, und er dachte bei sich, du kannst doch erst hören, was der kleine Geselle mit dir im Schilde hat. Deshalb wandte er sich wieder um und fragte: „Was wollt Ihr mir?“

Der Kleine wand und drehte seinen Stiefel eifrig in der Hand herum, grinzte dazu und entgegnete: „Lieber Freund, ich lese in Euern Gedanken, daß Ihr am Ende glaubt, ich sey der Böse gar selbst, doch thut Ihr mir damit zu viel Ehre an. Ich bin ein viel geringeres Wesen und gehöre den Geschöpfen an, die Ihr Menschen mit dem Namen Kobolde belegt. Ich habe auch nicht im Mindesten Absicht auf Eure Seele, denn ich wüßte mit einem solchen Ding durchaus nichts anzufangen. Allein Ihr könntet mir diese Nacht einen Dienst erzeigen, wenn Ihr wollt, und außer dem Lohn, den ich dafür in klingendem Golde bezahle, räche ich Euch überdies an Euern Feinden, die zugleich auch die meinigen sind, an jenen kleinen, erbärmlichen Wesen nämlich, die Euch mit ihren sonderbaren Bedingungen um Alles gebracht haben.“

Als der Weber auf diese Art sah, daß seinem Seelenheil keine Gefahr drohe, so war ihm die Aussicht, den Zwergen, die mit ihm so unbarmherzig verfahren, ebenfalls einen rechten Treffer zu versetzen, sehr erwünscht, und er erklärte sich deshalb bereit, dem Kobolde zu dienen. Dieser zog nun grinzend und lachend seinen Stiefel wieder an, nahm hierauf einen kleinen Becher aus seinem Wammse und ließ den Weber einen herzhaften Schluck thun, dann befahl er demselben, zu einem benachbarten Teiche zu gehen und dort zwei starke Halme Schwindelhaber zu

holen. Konrad machte ſich ſogleich dahin auf den Weg, während der Kobold ſeinen andern Stiefel auszog und ihn ebenfalls zu reiben begann. Unten an dem Waſſer ſuchte ſich der Weber zwei kräftige Halme mit langen Büſchen aus und brachte dieſelben dem Kobold, der ſich ſehr zufrieden damit bezeigte und ſeinen Stiefel alsdann wieder anzog.

„Höre mich nun," ſprach derſelbe, „obgleich du nur mein Diener biſt, und ich alſo eigentlich nicht nöthig habe, dir zu ſagen, warum ich dieſes oder jenes thue, ſo will ich dir doch mit kurzen Worten erzählen, was ich heute Nacht auszuführen gedenke." Hier rieb ſich der Kobold vergnügt die Hände und grinzte bedeutend dazu. „Die Zwerge, denen du in den Vollmondnächten deine Wohnung einräumteſt, ſind mit dem ſehr achtungswerthen und ehrenhaften Stamme der Kobolde in beſtändigem Hader und Zwiſt. Die Stoffe und Gewänder, die ſie bei dir anfertigten, waren zu den Kleidern einer Hochzeit beſtimmt, die heute Nacht unter ihnen ſtattfinden wird und die ich zu ſtören gedenke. Hätteſt du die kleinen Männer geſtern Nacht in ihrer Arbeit nicht geſtört, ſo wären ſie mit ihren Webereien gänzlich fertig geworden, wodurch es mir unmöglich geweſen wäre, ihnen einen Schaden zuzufügen. So aber kann ich mich in ihr Gelage ſtehlen und die ſchöne Braut, der ich lange meine Liebe zugewandt habe, für mich entführen."

Wenn dem Weber auch bei dieſer Erzählung anfänglich der Gedanke kam, daß er doch ſehr unrecht an ſeinem alten Miethsherrn handle, ſo fiel ihm dagegen ſein ganzes Unglück wieder ein und er freute ſich, Rache nehmen zu

können. Der Kobold erhob sich jetzt und befahl dem Weber, die beiden Halme von der Erde aufzuheben, steckte einen davon zwischen seine Beine und gebot seinem Diener, ebenso zu thun. Dann schnalzte er mit der Zunge und schlug mit seinen Beinen, wie es der Reiter macht, wenn er ein faules Roß antreiben will, und wer vermag es, das Erstaunen Konrads zu beschreiben, als er fühlte, wie der Halm zwischen seinen Beinen, in die Breite und Länge wachsend, zu einem vollkommenen Pferde wurde, das, über Gräben und Hecken setzend, pfeilschnell mit ihm und dem Kobold davon flog. Doch o weh, bei dem Aufsitzen hatte er nicht genau acht gegeben und die Haberkörner in die Hand genommen, wodurch er jetzt verkehrt auf dem Pferde saß und statt dem Zaum den Schwanz in der Hand hielt, an dem er sich zum großen Ergötzen des Kobolds krampfhaft festklammerte.

So ritten sie durch die Nacht dahin, durch dichte Wälder, über öde Haiden, dann wieder jähe Felsenabhänge herunter und durch schäumende Flüsse, und der Weber wunderte sich über nichts so sehr, als daß er von seinem Gaule nicht herabfiel. Freilich fühlte er keine Stöße und kein Rütteln, wie bei gewöhnlichen Pferden, denn das Zauberpferd, auf dem er ritt, strich nur so über dem Boden dahin, und wie es schien, ohne mit den Füßen aufzutreten. Endlich schienen sie den Ort ihrer Bestimmung erreicht zu haben, denn sie waren in einem Thal voll seltsam geformter Felsen angekommen, wo der Kobold plötzlich sein Pferd anhielt und sich hinabpurzeln ließ. Das Thier schrumpfte hierauf augenblicklich

wieder ein und wurde ein Haberhalm, wie es früher gewesen.

Der Weber, ein wenig schwindlich geworden von all' dem Wunderbaren, das er bisher gesehen, fühlte sich auf einmal mit einem gewaltigen Ruck auf die Erde gesetzt und als er sich nach seinem Rosse umsah, war es ebenfalls verschwunden und er sah nur einen geknickten Haberhalm zu seinen Füßen liegen. „Wir sind auf der Stelle," sprach der Kobold, „und wenn du dich jetzt klug benimmst, so ist in kurzer Zeit die hübsche kleine Braut mein und dein Lohn soll nicht gering seyn; nur folge genau meinen Worten, fasse meinen Gürtel und laß' ihn nicht los, bis wir mit dem schönen Elfenkinde wieder im Freien sind. Vor Allem aber merke dir und behalte es wohl im Gedächtniß, daß du kein Wort sprechen darfst, mag auch geschehen, was da will." Der Weber versprach diese leichte Bedingung auf's Pünktlichste zu erfüllen und faßte den Gürtel des Kobolds, der nun auf einen der größten Felsen losging und behend durch eine schmale Spalte schlüpfte, die sich da vorfand. Hier hielt der Weber einen Augenblick ein, denn es wollte ihm doch nicht möglich erscheinen, daß er mit seinem ziemlich dicken Körper durch eine solch enge Ritze schlüpfen könne, doch da er sich schämte, den Kobold zu verlassen, und letzterer des Webers Anhalten bemerkte, so gab er sich einen kleinen Ruck und Beide waren in dem Felsen. Der Weber konnte sich nicht erwehren, an seinem Leibe herunterzufassen, denn er glaubte, daß er bei diesem Durchschlüpfen wenigstens so dünn wie ein Kartenblatt geworden sey. Doch dem war nicht so. Er befand sich mit

seinem Herrn in einer großen Steinhalle, die mit tausend Lichtern auf das Prächtigste verziert war. Eine Menge Zwerge von der Größe seines Miethsmannes und auch ganz von dessen Aussehen liefen geschäftig hin und her, und trugen in ihren Händen goldene und silberne Gefäße, denen ein so ausgezeichneter Duft entströmte, daß dem armen Weber, der seit dem frühen Morgen keinen Bissen gegessen, ganz wohl und wehe wurde. Anfänglich hatte er große Furcht, als ihn der Kobold so mitten zwischen die Reihen der Zwerge hindurchführte, denn wenn er auch wohl wußte, daß sie Beide für das Auge dieser Wesen unsichtbar seyen, so fürchtete er dennoch, von ihnen bemerkt zu werden und schloß deshalb seine Augen fest zu, wie es der Vogel Strauß macht, wenn er von seinen Feinden nicht gesehen seyn will. Plötzlich aber drang eine wunderliebliche Musik in seine Ohren und durch seine fest zusammen geschlossenen Augenlieder zuckte der feine Strahl eines glänzenden Lichtes, so daß er unwillkürlich genöthigt war, mit weit offenen Augen um sich zu schauen. Da sah er denn, daß er sich mitten im Hochzeitsaal der Zwerge befand, die in langer bunter Reihe an einer Tafel saßen und sich freuten und jubilirten. Oben auf einer Erhöhung saßen die Musikanten, allerlei seltsame, prächtige Geräthschaften in den Händen haltend, und machten eine Musik so wunderlieblich und durch das Herz gehend, wie der Weber nie etwas Aehnliches gehört. Trotz dem daß der Saal für die Größe der Zwerge sehr hoch war, so mußte er doch gebückt dastehen, und wenn er auch in einer Ecke des Gemachs stand, so reichte sein Kopf doch bis über die

Tafel der Zwerge, an deren oberem Ende der Bräutigam und die Braut saßen. Doch wie ward ihm, als er in dem lustigen Hochzeiter seinen Miethsherrn erkannte und als er ferner sah, daß sowohl dieser wie die andern Zwerge in Stoffe gekleidet waren, die sie auf seinem Webstuhl gefertigt hatten.

Der Bräutigam schien außerordentlich vergnügt und koste freundlich mit der Braut, die ein so allerliebstes, niedliches Geschöpfchen war, daß der Weber schon von Herzen bedauerte, seinem neuen Herrn das Versprechen gegeben zu haben, dieselbe für ihn zu rauben. Der Kobold war eben an die Decke des Saals geklettert und hatte sich da an des Webers Kopf in der Nähe eines Kronleuchters festgeklammert. Jetzt kletterte er dem Ohr Konrads noch etwas näher und sagte ihm grinsend vor Freude: „Du siehst, daß der Augenblick sehr günstig ist. Fasse mit deiner Hand langsam hinunter, nimm mit einem keken Griff die kleine Braut fort und setze sie hier eben neben mich, daß sie den Augen der Andern eben so unsichtbar wird, wie wir, alsdann wollen wir im Tumulte, der hierdurch entsteht, unbemerkt entschleichen. Hörst du, strecke deine Hand hinunter und jetzt gleich."

Plötzlich aber ward es dem armen Weber recht traurig um's Herz und es fiel ihm ein, daß es doch eigentlich unrecht wäre, wenn er so schlechte Rache an seinem Miethsherrn nähme, der ihm doch, im Grunde besehen, nicht eher etwas zu Leide gethan habe, als bis er ihn durch Nachlässigkeiten und Schlechtigkeiten auf's Bitterste gekränkt. Er wollte dem Kobold bescheidene Gegenvorstellungen machen, doch dieser, fest an seinem Ohr, ließ

ihn nicht zu Worte kommen, summte wie eine Wespe und sagte ihm mit boshafter Stimme: „Höre, du darfst dich nicht mucksen, denn du bist mein Diener. Strecke augenblicklich die Hand aus und hole die Kleine herauf, sonst verlasse ich dich und wehe dir, wenn dich die Zwerge hier sehen.“

Zitternd ob dieser Drohung streckte Konrad die Hand hinab, allein sein besseres Gefühl siegte wieder, denn er brachte sie abermals leer herauf. „Was machst du?“ summte ihm der Kobold in die Ohren. „Ach, Herr,“ entgegnete ihm der Weber, „mich hat es plötzlich in meiner Nase gekitzelt und da habe ich gefürchtet, ich müßte laut niesen.“ — „Hm, hm! höre du,“ sagte der Kleine, „mach' mir keine Ausreden und geh' an dein Geschäft.“ Abermals streckte der Weber die Hand hinab und wollte die arme kleine Braut ergreifen, doch da glaubte er, es zucke ihm so seltsam im Arm, daß er wieder leer mit der Hand herauffuhr. Jetzt biß ihn der Kobold ein wenig in's Ohr und brummte zornig, daß es klang, als fliege um seinen Kopf ein ganzer Schwarm Hornisse. „Du! was soll das? Warum bringst du die Braut nicht herauf?“ — „Ach, verzeiht, Herr,“ entgegnete ihm der Weber, „es ist mir von dem Dampf der Speisen da unten so heiß geworden, daß mir ein Schweißtropfen die Nase herabgelaufen ist, den ich erst abwischen muß; denn er könnte sonst auf den Tisch fallen und uns verrathen.“ Dies war wenigstens keine Lüge, nur daß es nicht der Dampf der Speisen, sondern die innere Angst war, die ihm Schweißtropfen auf die Stirne trieb.

Zum dritten Mal streckte jetzt der Weber die Hand

hinab und sein innerer Kampf, ob er den Raub begehen solle oder nicht, war so groß, daß sich seine Finger krampfhaft öffneten und schlossen. Schon würde er die Braut gefaßt haben, wenn ihr nicht der Bräutigam gerade in diesem Augenblick einen Blumenstrauß geboten hätte, den sie lachend an Brust und Gesicht drückte. In der Todesangst, in der sich Konrad befand, suchte er alle Mittel und Ausflüchte, um seine grausame Handlung wenigstens für einige Augenblicke zu verschieben. Jetzt wollte er zugreifen, als die Braut bei dem Geruch der Blumen heftig anfing zu niesen und der Weber, das Gebet des Kobolds vergessend, in seiner innerlichen Angst laut die Worte hervorrief: „Gott segne Euch!"

Da krachte und blitzte es gewaltig in dem Felsen, die Zwerge und ihre Tafel wurden dunkler und dunkler und verschwanden endlich ganz, und der Kobold an seinem Ohr summte ihm in heftiger Wut zu: „So hältst du dein Versprechen, du schlechter menschlicher Lump!" und darauf trat er ihm mit einem seiner schweren Stiefel so heftig in's Genick, daß der arme Konrad besinnungslos auf's Gesicht fiel und eine Zeitlang so liegen blieb.

Als er wieder erwachte, fühlte er sich wie an allen Gliedern zerschlagen, und es dauerte lange, bis er sich der verborgebenden Stunden erinnern konnte. Er rieb sich die Augen und wollte aufstehen, um langsam davon zu schleichen, als er zu seinem größten Erstaunen und Schrecken neben sich seinen Miethsherrn stehen sah, der also zu ihm sprach: „Fürchte dich nicht vor mir, denn ich bin nicht gekommen, dir ferner Uebles zuzufügen; das, was wir dir gethan, geschah mit vollem Recht,

denn du wirst dich erinnern, wie du die festgesetzten Bedingungen unseres Miethsvertrags gebrochen hast, und was du überhaupt für ein schlechter und unordentlicher Mensch in der letzten Zeit geworden bist. Doch Alles sey vergessen und vergeben. Da du in der vergangenen Nacht mir und meiner geliebten Gemahlin einen unbezahlbaren Dienst erwiesen hast, so will ich dir wieder helfen, damit du ein ordentlicher, glücklicher Mensch werdest. Zwar Gold und Kostbarkeiten kann ich dir zu deinem eigenen Besten nicht geben, denn mir ist zu wohl bekannt, daß diese Sachen selten zum Glücke beitragen, sondern im Gegentheil, daß durch dieselben fast immer Unglück und Elend in mannigfacher Gestalt über euch Menschen kommt. Doch kehre zu deinem Hause zurück und fange wie früher an zu arbeiten. Wir bedürfen deiner nicht mehr und werden deshalb nicht wieder kommen, deine Neugierde auf die Probe zu stellen. Ich hoffe, du wirst klug geworden seyn und nicht wieder in dein altes Leben zurückfallen. Wenn ich dir auch keine sichtbaren Beweise meiner Dankbarkeit einhändige, so wirst du dich doch überzeugen, daß wir dir unsichtbar mit Rath und That beistehen."

Hierauf verschwand der Zwerg, und als der Weber beim ersten Strahl des Tages, der über die Berge glänzte, um sich schaute, sah er, daß er sich nicht weit von der Zwergenburg befand. Rasch eilte er seinem Häuschen zu, und da er an die Zerstörung dachte, in der er es gestern verlassen, so wunderte er sich um so mehr, daß er heute davon nicht das Geringste bemerkte. Die Thür war verschlossen, auch hörte er drinnen die Uhr picken

und den Handlung fingen. Ebenso fand er seinen Webstuhl in bester Ordnung; den Stoff, von dem er gestern ein Stück abgeschnitten, unversehrt daneben liegend, und ebendrein sah er, daß derselbe von so wundervoller schöner Arbeit war, wie er früher nie etwas gesehen. Er trug ihn in die Stadt. Allein ihm waren die Orte seiner früheren Ausschweifungen so verhaßt, daß er nach abgemachtem Geschäfte alsogleich davon lief, als brenne es hinter ihm.

Wenn er sich auch durch seine schönen Arbeiten bald wieder das ganze Wohlwollen der Kaufleute erwarb und sie ihm in kurzer Zeit freundlicher als je entgegenkamen, so vermied er doch von jetzt ab um so sorgfältiger ihre Gesellschaften, arbeitete still und unermüdet für sich zu Hause, wobei er aber deutlich sah, daß ihm die Zwerge unsichtbar halfen, und wurde bald ein wohlhabender Mann. Später baute er sich ein stattliches Haus, aber ohne das Zwergennest einzureißen, das noch nach langen, langen Jahren dastand und erst allmählig, wie der Glaube an die Zwerge und Elfen, unterging und verschwand.

Von der Prinzessin Morgana.

Von der Prinzessin Morgana.

Vor langen, langen Jahren herrschte über Bagdad der Kalif Harun al Radschid, einer der mächtigsten, reichsten und dabei weisesten Fürsten, die je auf dem Throne saßen. Dafür war er aber geliebt und geehrt sowohl von den Großen seines Reichs, als auch von den Geringsten seiner Unterthanen. Und obendrein schenkte ihm der Prophet auch noch die Gnade, beständig weise und gerechte Männer zu seinen Dienern zu haben: so sein Großvezier Abdallah, in dessen Hände der Kalif die ganze Verwaltung seines Reichs hätte legen können, denn es war nicht leicht ein Mann zu finden, wie dieser; ein gerechter, unbestechlicher Richter und dabei ein sparsamer Mann, der die Schätze seines Herrn beständig, aber stets auf redliche Art zu vermehren suchte. Dafür aber liebte ihn der Kalif auch wie einen Bruder und mochte keine Stunde ohne seinen Großvezier Abdallah seyn. Sie

arbeiten beständig zusammen, oder sie spielten Schach, wenn Beide große Meister waren; selbst wenn der Kalif auf die Jagd ritt, mußte ihn der Vezier begleiten.

Nun aber hatte der Kalif in seiner Weisheit die Gewohnheit angenommen, verkleidet durch die Gassen und Bazare Bagdads zu wandeln, um auf diese Art mancherlei Sachen erfahren zu können, die man ihm sonst wohl verschwiegen hätte. Bei diesen Spaziergängen hörte er alsdann auf die Klagen seiner Unterthanen und richtete denselben genau nach, um, im Falle sie nicht ohne Grund waren, denselben abzuhelfen, wo es möglich sey. Auch wohnte er unerkannt den Gerichtssitzungen bei und gab Acht, ob die Richter auch ohne Ansehen der Personen Recht sprächen. Hauptsächlich aber war es in der Stille der Nacht, wo er von seinem Großvezier Abdallah begleitet, durch die Straßen ging, und bei diesen Spaziergängen nicht selten Räubereien oder sonstigen Unfug verhinderte; denn in solchen Stunden betrat er die entferntesten und ärmlichsten Stadtviertel, theils aus der oben angeführten Ursache, theils um arme Leute in ihren erbärmlichen Hütten aufzusuchen, und sie mit Geld oder irgend einem guten Rath zu unterstützen.

So wandelte er eines Abends in der gleichen Absicht mit dem Großvezier aus seinem Palaste und ging an den Ufern des Tigris dahin, sich der schönen Nacht freuend. Der Kalif war lustig und guter Dinge und sprach mit seinem Begleiter über die verschiedenartigen Schicksale der Menschen, wie es dem einen schlecht und dem andern gut gehe, und welche Hoffnungen und

Wünsche täglich ein jedes Herz habe, von denen doch so wenig in Erfüllung gingen.

„Ja," entgegnete Abdallah, der Vezier, „wenn man jetzt einmal in einem großen Spiegel die verschiedenartigen Wünsche und Gedanken der Tausende von Menschen lesen könnte, die sich unruhig auf ihrem Lager herumwerfen und häufig alle ihre Pläne vereitelt sehen!"

Unter ähnlichen Gedanken und Gesprächen kamen die beiden Männer an eines der ärmsten Stadtviertel und traten in eine kleine winkliche Gasse, die sich vielmals hin und her wandte und deren Lauf der Kalif und der Vezier verfolgten, wodurch sie sich bald in einer ihnen gänzlich fremden Gegend der Stadt sahen. Plötzlich blieb der Kalif stehen, denn er hörte aus einem Seitengäßchen das klägliche Geschrei eines Menschen, der vielleicht geprügelt oder auf irgend eine andere Art mißhandelt wurde. Auch der Vezier hörte dies Geschrei, und wenn daran im Allgemeinen nichts Besonderes war, so klangen doch diese Klagelaute so sonderbar und wurden so unaufhörlich fortgesetzt, daß sich die Beiden bewogen fanden, den Tönen nachzugehen. Sie traten zu dem Zweck in ein sehr enges und schmutziges Gäßchen, das sie zu einem alten halbverfallenen Thorbogen führte, durch welchen sie auf einen kleinen Platz gelangten, der aber recht unheimlich und traurig aussah. Die Häuser, die denselben umgaben, waren größtentheils zerfallen und hatten weder Thüren noch Fenster. In die meisten konnte man deßhalb von Außen hinein sehen und erblickte in den Zimmern und auf den Gängen, wo früher Menschen gehaust, das Gras fußhoch empor wuchern. Auch

waren die Dächer der meisten Gebäude eingefallen und große Bäume, als Platanen, Sykomoren oder Palmen, blickten oben über die kahlen Mauern und gaben ein trauriges Zeugniß, daß diese Häuser seit einem Menschenalter nicht mehr bewohnt gewesen seyen.

Es war nur ein einziges Haus auf dem ganzen Platze, welches durch einen schwachen Lichtschimmer, der durch einen zerbrochenen Fensterladen drang, verrieth, daß sich Jemand darin aufhalte. Aber zugleich mit dem freundlichen Strahl des Lichtes drangen aus dem Innern desselben jene Schmerzenstöne, die den Kalifen mit seinem Begleiter herbeigelockt. Wenn dies Gebäude auch freilich ein zerfallenes Ansehen, wie alle übrigen auf dem Platze hatte, so mußte es doch einst viel besser als seine Nachbarn ausgesehen haben; denn es war von Steinen aufgeführt und über der Hausthüre befand sich ein Spruch des Korans ausgehauen, eine Verzierung, die nur bemittelte Leute an ihren Häusern anbringen lassen. Allein auch hier hatte der Zahn der Zeit die Mauern geschwärzt und sogar theilweise zerrissen. Der Stein, der die Schriftzüge gebildet hatte, war verwittert und diese dadurch unleserlich geworden, und ebenso hielten die Thüre, so wie die Fensterladen kaum noch zusammen.

Von Zeit zu Zeit hörte man aus dem Innern des Hauses das Klagegeschrei ertönen, und die Beiden näherten sich jetzt, um etwas von den Worten, die es begleiteten, zu vernehmen.

„Ach!“ rief eine Stimme von Innen; „gib mir doch zu essen und zu trinken; mich hungert und dürstet

auf die schrecklichste Art. Bin ich denn nicht schon zu einem Gerippe zusammen geschwunden; ich kann doch schon vier Tage und vier Nächte ohne Speise und Trank zubringen, ohne daran zu sterben! — Oh! — Oh! — Habe es überdieß schon so weit gebracht, daß ich täglich meine hundert Stockprügel aushalten kann. Gib mir deshalb nur wenigstens zu trinken."

Die Stimme, die diese seltsamen Worte mühsam hervorbrachte, schien einem jungen Manne anzugehören, allein sie klang so matt und schwach, daß man wohl glauben konnte, die Mißhandlungen, von denen er sprach, seyen wirklich geschehen und haben ihn so weit herunter gebracht. Jetzt antwortete eine andere Stimme, die aus dem Mund eines älteren Mannes zu kommen schien und nicht so erbärmlich klang, wie die erstere: „Ach, Herr, wenn du doch einmal Vernunft annehmen und wieder leben wolltest, wie andere Menschenkinder. Was nützen dir denn die Qualen, die du dir selbst auferlegst! Bei dem Barte des Propheten, es thut mir weh, dir dies sagen zu müssen, aber es ist die Pflicht eines alten Dieners, wie ich bin, und wiederhole dir deshalb zum tausendsten Male, daß deine Handlungsweise an Wahnsinn gränzt und daß, wenn du nicht aufhörst, dich so unnöthig zu quälen, du später gewiß deine Tage im Irrenhaus beschließen wirst. Hier ist eine gute Speise und hier ein Krug mit Sorbeth. Iß und trink und kehre wieder zurück unter die Menschen; was können dir deine Phantasien auch nützen!"

„Ha, ha," lachte darauf der Erste wieder mit seiner heiseren kraftlosen Stimme und knirrschte die Zähne

zusammen, daß man es draußen hören konnte. „So machst du es mir beständig, ungetreuer Diener. Geh zu der Hölle mit deiner Speise und deinem Trank. Ich will hungern, ja, das will ich und ich will auch geschlagen seyn, so lang es mir gefällt."

„Nun, meinetwegen," entgegnete der Andere, „wenn Ihr dann einmal auf elende Art verhungern wollt, so mögt Ihr in Gottes Namen Speise und Trank von Euch stoßen. Der Prophet weiß, daß ich keine Schuld daran trage. Aber das versichere ich Euch, was mich anbelangt, ich hebe keinen Stock mehr auf, um Euch zu schlagen."

„Oh, oh," jammerte der Andere, „du ungetreuer, unredlicher Knecht! Hast du meinem Vater nicht auf seinem Sterbebett mit einem Handschlag beschworen, dich meiner anzunehmen und mich nicht zu verlassen und weißt du denn nicht sehr gut, für wen ich all' die Leiden ertrage? Jetzt willst du, daß ich Alles das umsonst gethan habe. Oh, oh, du bist ein Ungläubiger, der seines gegebenen Wortes vergißt. Ich will geschlagen seyn und ich will hungern. Da, nimm den Stock, ich will die Prügel geduldig aushalten."

Der Kalif und der Vezier vor der Thüre wußten nicht, was sie von diesem sonderbaren Zwiegespräch denken sollten; einer sah den andern voll Verwunderung an, und Abdallah griff an seinen Turban und zwickte sich in die Nase, denn es kam ihm vor, als träume er diese seltsame Geschichte. Der Kalif faßte seinen Begleiter jetzt bei der Hand, und deutete ihm, ruhig zu seyn, denn drinnen wurde die Stimme des alten Mannes wieder

laut, der in weinerlichem Tone sagte: „O Gott! o Gott! wenn ich doch auch damals mit deinem Vater gestorben wäre! Doch der Prophet kann in mein Herz sehen, daß ich an all' dem Wahnsinn keine Schuld trage."

Darauf war es eine kurze Zeit lang ruhig, allein bald wurde das Schmerzgeschrei wieder hörbar, begleitet von einem Ton, wie wenn man einen Menschen mit einem Stock schlüge. Dazwischen vernahmen sie zuweilen die Worte: „O weh, o weh! Das schöne Bild! das schöne Bild! O die glänzenden Augen! und das rabenschwarze Haar! Der Prophet möge mir gnädig seyn und mir helfen!"

Weiter mochte der Kalif diesen unnatürlichen Auftritt nicht anhören. Er befahl leise seinem Vezier, sich genau das Haus zu merken und Beide verließen alsdann den unheimlichen Platz, noch eine gute Strecke von dem Klagegeschrei jenes Unglücklichen begleitet.

Am andern Morgen nahm der Großvezier ein paar vertraute Diener mit sich, um sich auf Befehl des Kalifen in das Stadtviertel zu begeben und daselbst das Haus aufzusuchen, an dem der Kalif mit seinem Begleiter in der vergangenen Nacht gehorcht hatten. Sie hatten dasselbe auch bald gefunden und lauschten eine Zeit lang, ob sich nicht wieder das Klagegeschrei wie gestern hören ließe. Doch Alles war still und ruhig. Sie klopften an die Pforte, einmal, zweimal, ohne daß sich von Innen das Geringste vernehmen ließ. Dann machten sie ein Geräusch an dem geschlossenen Fensterladen und mußten auch hier mehrmal vergeblich pochen, bis sie endlich in dem Zimmer eine Bewegung hörten. Jetzt wurde eine

Thüre aufgemacht und ein paar Fußtritte näherten sich der Hauspforte, worauf der Großvezier die Stimme des alten Mannes vernahm, der durch eine Spalte fragte, wer da sey und was man wolle.

„Im Namen des Kalifen aufgemacht!“ rief Abdallah von draußen und setzte hinzu, als der Alte drinnen zu zögern schien, „nur gleich aufgemacht, oder ich befolge den Befehl des Kalifen Harun al Raschid und erbreche die Thüre und lasse Euch obendrein wegen Eurem Ungehorsam strenge bestrafen.“

Jetzt wurde der Eingang langsam geöffnet und die Gestalt eines alten Mannes in sehr ärmlicher Kleidung sichtbar, der die Hand an Brust und Stirn legte und mit demüthiger Stimme fragte: „Was befiehlt mein Herr, der Kalif?“

Abdallah trat mit seinen beiden Begleitern in das Haus und wandte sich nach dem Zimmer, aus dem er gestern Abend das sonderbare Gespräch vernommen. Der alte Mann wollte ihm anfänglich zwar den Weg verwehren, doch als er die bewaffneten Diener sah, stieß er einen tiefen Seufzer aus und öffnete die Thüre des Gemachs.

Obgleich sich dies in einem sehr ärmlichen Zustande befand, so zeigten doch die Ueberbleibsel der ehemaligen Einrichtung, daß ein wohlhabender Mann hier gewohnt habe. Die Wände waren mit zerbrochenen Schränken von vergoldetem Holz verziert und die Decke mit einem alten persischen Shawl bekleidet, wie man es oft in orientalischen Häusern findet. Die Laden des Zimmers waren verschlossen, weshalb man kaum sehen konnte, daß

sich in der Ecke desselben ein Divan befand, auf dem die Gestalt eines Mannes ausgestreckt war. Zufällig warf die Sonne draußen durch ein Loch des Fensterladens einen Lichtstrahl in das Gemach, wodurch dem Großvezier möglich wurde, das Antlitz jenes jungen Mannes genau zu sehen. Wenn man in dies bleiche, eingefallene Gesicht sah, so konnte man keinen Augenblick daran zweifeln, daß er es war, der gestern Abend die Klagetöne ausgestoßen. Er mochte in einem Alter von ungefähr zwanzig Jahren seyn und schien sich nicht um die Eingetretenen zu bekümmern. Sein Auge war geschlossen, seine Lippen, die ein leichter schwarzer Bart beschattete, zusammen gepreßt, und abgesehen von der entsetzlichen Magerkeit und Blässe, war der Kopf, den ein dichtes schwarzes Haar bedeckte, von außerordentlicher Schönheit. Seine Kleidung, die zerrissen war, zeigte deutlich, daß sich der junge Mensch einst in bessern Umständen befunden. In einer andern Ecke des Zimmers lag ein Haufen großer Bücher, nebst zerbrochenen gläsernen Flaschen und seltsamen Instrumenten, wie sie die Magier oder Zauberer früher zu gebrauchen pflegten.

Nachdem der Großvezier das Innere dieses Gemachs flüchtig übersehen, fragte er den alten Mann, der demüthig an der Thüre stehen geblieben war, wer dieser Jüngling sey, worauf der Alte mit einem ängstlichen Zeichen um Stillschweigen bat und dem Großvezier winkte, das Zimmer mit ihm zu verlassen.

Draußen flehte er ihn auf das Inständigste an, nicht in seine Geheimnisse zu dringen, worauf aber Abdallah erklärte, daß er vom Kalifen den Befehl habe,

ihn vor das Antlitz des Herrschers zu führen, damit er ihm Auskunft gebe über das, was gestern Nacht hier vorgefallen sey.

Als der alte Mann den Namen des Kalifen hörte und den Befehl, vor diesen geführt zu werden, vernommen hatte, stürzte er auf seine Kniee nieder und schwor bei Gott und dem Propheten, daß er an Allem unschuldig sey und daß er in der That lieber bestraft werden wolle, als noch länger in diesem Hause wohnen. „Doch," setzte er hinzu, „ich darf meinen jungen Herrn nicht verlassen, und wenn du mich, der ich doch ganz unschuldig bin, in's Gefängniß wirfst, so mußt du dich seiner annehmen, o Herr!"

Der Großvezier versicherte ihm dagegen, es sey von einer Bestrafung nicht die Rede: wenn er nur dem Kalifen die reine Wahrheit sage, so werde dieser in seiner Weisheit über ihn und seinen Herrn das Beste beschließen. Nach diesen Versicherungen trat der Alte noch einmal in das Gemach zu dem jungen Mann und wechselte einige Worte mit ihm, worauf er zurückkehrte und dem Großvezier folgte, nachdem dieser einen seiner Diener zur Bewachung des Hauses zurückgelassen.

Als sie den großherrlichen Palast erreicht hatten, ließ sie der Kalif augenblicklich vor sein Angesicht, um aus dem Mund des alten Mannes eine Auskunft über das sonderbare Gespräch zu vernehmen, welches Harun al Raschid und sein Vezier gestern Nacht gehört. Der alte Mann beugte sich tief vor dem Kalifen zur Erde und sprach: „Beherrscher der Gläubigen, da ich wohl weiß, daß zu deinem erlauchten Ohr nur die reine

Wahrheit dringen darf, so werde ich dir ohne alle Umschweife und mit der größten Treue die Geschichte meines jungen Herrn erzählen, der sich in so traurigen Umständen befindet, wie wohl nie vor ihm ein Rechtgläubiger. Wisse denn, o Herr, in jenem Hause, vor dessen zerbrochene Thüre dich der Prophet wahrscheinlich zu unserem Heile führte, wohnte noch vor ein paar Jahren Abu el Deri, ein weiser und gelehrter Mann, von dem deine Hoheit gewiß schon gehört. Dieser konnte die alten geheimnißvollen Bücher der Magier und Zauberer lesen und verstand es, aus den Sternen Vergangenes und Zukünftiges zu enträthseln. Ich war sein Diener, o Herr, und begleitete ihn auf allen seinen Reisen, die er in früheren Jahren nach allen Theilen der bekannten Welt machte. Wie oft durchzogen wir die Wüste kreuz und quer, und es mag nicht leicht eine der größeren Oasen geben, die wir nicht besucht. Auch die Meere sahen wir, die unsern Sand von allen Seiten bespülen; indessen machte mein Herr diese großen Reisen keineswegs, um aus dem Kauf und Verkauf kostbarer Waaren Nutzen zu ziehen, sondern in allen größern und kleinern Städten, die wir besuchten, traf er mit weisen und gelehrten Männern zusammen, mit denen er sich eifrig über Sternkunde besprach und sie belehrte, oder von ihnen zu lernen suchte. Ach Herr, es war eine Lust, mit Abu el Deri Tage und Wochen lang durch die einsame Wüste zu ziehen. Nie in meinem Leben habe ich Jemand gefunden, der so schöne und anmuthige Erzählungen gewußt hätte, wie er. Tage lang konnte er so fortsprechen und wir Alle hörten ihm mit Vergnügen zu. Wenn er aber auf seinen Reisen

noch so redselig und unterhaltend war, so gab es doch Augenblicke, wo er sehr in sich gekehrt und stille wurde, und das waren die Stunden, in welchen sich in der Wüste fern am Horizonte die Fata Morgana sehen ließ. Alsdann wurde er nachdenkend und konnte oft Stunden lang die fabelhaften Bäume, [illegible] herrlichen Häuser und das glänzende Wasser anstarren, welche das Wüstengespenst vor das Auge des Wüstenreisenden zaubert. Schon öfters hatte ich's versucht, ihn in solchen Augenblicken anzureden, aber er bedeutete mir beständig mit der Hand, ich solle schweigen, und nahm dann gewöhnlich eins seiner geheimnißvollen Bücher vor sich auf's Kameel, worin er eifrig las und in welchem gar sonderbare Zeichen standen, die er mit den Figuren der Fata Morgana zu vergleichen schien.

Einst nach einem solchen Tage lagen wir Abends unter dem Zelte und Abu el Teri war freundlicher als je, weshalb ich mir, von innerer Neugier getrieben, die Freiheit nahm und ihn fragte, weshalb er denn dem Wüstengespenst beständig so eifrig und unverwandt zuschaue und sich an einem Anblick zu erfreuen schiene, der doch jedem andern Muselmann abschreckend und unheimlich sey. Da lachte mein Herr und sprach zu mir: Höre, Ismael, so ist nämlich mein Name o Herr, du bist mir lange ein treuer Diener gewesen, weshalb ich dir deine Neugierde verzeihen will, ja sogar noch mehr, ich will dir, so weit es für deine Verstandeskräfte faßlich ist, mittheilen, was schon viele weise und gelehrte Männer vor mir über das Wüstengespenst gedacht und was ich ebenfalls davon halte. Schon öfter hast du

ſelber geſehen, beſonders an heißen Tagen, wenn die weite, weite Wüſte vor uns ausgebreitet liegt, daß es plötzlich war, als beginne der Sand am Horizont langſam in die Höhe zu ſteigen, es ſcheinen ſich da Hügel zu erheben, über deren Gipfel gelbe ſchwere Wolken langſam hin und her ziehen. Es wogt und brandet, wie ein fernes Meer und dazwiſchen bricht zuweilen ein Lichtſtrahl hervor, wie wenn die Sonne durch ſchwarze dichte Wolken einen feinen Strahl auf das Waſſer wirft. Immer ſtärker wird die Bewegung auf den Hügeln und die gelben Wolken, die erſt dicht zuſammen geballt ſcheinen, wickeln ſich wie lange dünne Schleier ab, flattern gegen den Himmel und ſteigen langſam aufwärts, ſo daß ſie ſich wie ein Vorhang von der Erde empor heben, und dein geblendetes entzündetes Auge dort, wo du eben nichts wie gelbe Sandhügel ſahſt, in eine ſchöne reiche Landſchaft blicken laſſen. Um dich brennt der heiße Sand, die Sonne wirft glühende Strahlen hinab. Schweigend ziehen Menſchen und Pferde in der Hitze dahin und um deſto mehr ergreift dich der Anblick der Fata Morgana, mit ſchattigen Palmenwäldern, rauſchenden kühlen Waſſern, mit ſtrahlenden luftigen Landhäuſern. Bei dieſem Anblick zieht der Reiſende den Burnus über den Kopf und ruft den Propheten an, indem er ſich von dem Anblick wegwendet, denn nicht dorthin, wo jene Palmen rauſchen, führt ihn ſein Weg, dort iſt für ihn nichts wie Sand und unfehlbarer Tod.

Indeſſen trägt die Fata Morgana nicht die Schuld, ſie will keinen Menſchen verlocken und iſt ſo unſchuldig, wie eine Inſel im fernen Meere, die der Schiffer nicht

erreichen kann, weil ihm der leitende Compaß fehlt, und eben in es dem muthigen Manne vorbehalten, jenes glückliche Eiland im Sand zu erreichen, das blühender und fruchtbarer, wie selbst das Paradies dem, der es erreicht, die schönste Belohnung gibt. Ja, Ismael, fuhr mein Herr fort, ich kenne dich zu gut und weiß, daß ich deinen Sinn nicht verwirre, wenn ich dir sage, daß die Fata Morgana mehr ist, als eine bloße Erscheinung, wenn ich dir sage, daß dort die Prinzessin Morgana regiert, ein Weib, so schön und herrlich, wie kein zweites im Himmel und auf Erden. Ihr Antlitz hat zwar noch keine Menschenseele erblickt, obwohl meine Bücher, so wie die weisen und gelehrten Männer bezeugen, daß es einem mächtigen Zauberer gelungen ist, ein Bildniß von ihr zu entwerfen, das aber im Laufe der Zeit spurlos verschwand, und um dir jetzt Alles zu sagen, der Zweck meines Studiums, so wie meiner Reisen ist, dies gefährliche Bild aufzufinden, gefährlich, weil es das Menschenherz, das es anblickt, tödtlich erkranken läßt, vor Entzücken und Liebe.

So erzählte mir mein Herr, und du kannst dir denken, daß ich über seine Reden und Mittheilungen nicht wenig verwundert war und zuweilen bedenklich meinen Kopf schüttelte, weil mein Herr so viel Geld und Zeit verschwendete, um ein fabelhaftes Bild aufzusuchen. Einige Zeit nach dieser Erzählung zogen wir mit einer Caravane nach Damaskus und Palmyra, auf welcher Reise wir unsägliches Ungemach zu erdulden hatten. Wir wurden vom Sandsturm überrascht, wobei ein großer Theil unserer Caravane umkam, und nur durch die

Schnelligkeit unserer Pferde gelang es uns, dem allgemeinen Verderben zu entfliehen. Ach, Herr, es ist ein schrecklicher Anblick, eine Karavane, Menschen und Thiere in der tödtlichsten Angst vor dem Verderben, das hinter ihnen herrauscht, dahin fliehen zu sehen. Kameele und Pferde leisten das Unmögliche und rennen schaumbedeckt über den Sand, bis sie mitten im Lauf todt dahin stürzen. In unserer Nähe bemerkten wir auf dieser wilden Flucht lange Zeit ein schönes Weib, das auf einem edlen arabischen Pferde dahin jagte; in ihren Schleier gewickelt, hielt sie ihr kleines Kind, das sie erst vor kurzer Zeit geboren, und in dem allgemeinen Lärmen und Sausen der Sandwolken, die uns verfolgten, hatte sie nur Augen für das kleine Wesen und bedeckte es mit ihrem Körper, wenn der Sturm eine Wolke den andern voraus und über uns herjagte. Auch meinen Herrn rührte der Anblick dieses Weibes und wir hielten uns so viel möglich in ihrer Nähe, um sie vielleicht im Falle der Noth retten zu können. Doch der Prophet hatte ihren Tod beschlossen. Ihr Pferd stürzte plötzlich todt dahin und unglücklicher Weise in einem Augenblick, wo uns der Sand dicht auf der Ferse war. Da hielt das Weib ihr Kind flehend empor und konnte nur noch meinem Herrn zurufen: „Rette es, rette es!"

Du kannst dir denken, daß wir trotz der Gefahr unsere Pferde anhielten, ich ergriff hastig das Kind und Abu el Teri wollte der Frau helfen. Doch sie warf ihren Schleier über den Kopf und zeigte in verzweiflungsvoller Angst auf den heranrasenden Sandsturm, indem sie uns bei Gott und dem Propheten beschwur, zu

entfliehen und nur das Kind zu retten. O Herr, es war ein schrecklicher Anblick. Dicht an unsern Fersen kam die Sandwolke heran, gleich einer feurigen Riesenmauer und bog sich über unsern Häuptern, wie die Wellen im stürmischen Meere, wenn sie, sich überstürzend, weit auf das Ufer hinaufschlagen. „Flieht, flieht," schrie das Weib, „und rettet mein Kind!" worauf unsere Pferde, denen die Gefahr eben so bekannt wie uns, ihre letzten Kräfte zusammen nahmen und in großen Sätzen davon jagten. Hinter uns stürzte die Sandwolke zusammen und bedeckte das verlorene Weib, ihr einen riesenhaften Grabhügel bildend.

Wir entkamen durch die Gnade des Propheten und Abu el Deri betrachtete das Kind — es war ein Knabe —, das ihm der Prophet so unverhofft geschenkt hatte, als sein eigenes, und ließ es auf's Sorgfältigste erziehen. Trotz dem stellte er seine beständigen Reisen nicht ein, und je älter er wurde, je emsiger forschte er nach dem Bilde, von dem er mir gesprochen. So wurden wir Beide alt und die letzte Reise, die wir zusammen machten, war weit hinter Palmyra nach einer Oase, in der ein überaus weiser und gelehrter Mann wohnte. Ach, es war unsere letzte, denn nach jahrelangen Bemühungen hatte mein Herr doch gefunden, was er so lange gesucht: das Bild der Prinzessin Morgana. Doch was nützte es ihm jetzt, da er am Rande des Grabes stand und keine Kräfte, keine Jahre mehr zu verschwenden hatte, um wenigstens den Versuch zu machen, jenes glückselige Eiland zu erreichen, wofür er Zeit seines Lebens geschwärmt und wonach er sich beständig gesehnt hatte. Wir kehrten

hieher nach Bagdad zurück und lebten eingezogen und ärmlich; denn das Vermögen meines Herrn war von seinen vielen Reisen so erschöpft, daß das Wenige, was er noch besaß, kaum bis zum Ende seiner Tage reichte. Endlich kam er zum Sterben und in seiner letzten Stunde stand ich, so wie sein angenommener Sohn, der unterdeß zu einem kräftigen Jüngling herangewachsen war, an seinem Lager. Mit schwacher Stimme gab er diesem zum letzten Mal gute Lehren und ermahnte ihn, wohlgefällig vor Gott und dem Propheten zu wandeln. Darauf händigte er ihm ein Amulet ein, das die unglückliche Mutter vor ihrem Tod in der Wüste um den Hals ihres Kindes gebunden hatte, ertheilte ihm seinen Segen und bat ihn alsdann, auf einige Augenblicke fortzugehen, indem er mir noch etwas Wichtiges mitzutheilen habe.

„Ismael," sprach er, als wir allein waren, „in einigen Augenblicken werde ich nicht mehr seyn, und du wirst deinen Herrn verloren haben, so wie mein Sohn seinen Vater. Versprich mir, deine langjährigen Erfahrungen zu seinem Besten zu benützen und ihm so viel wie möglich zu helfen." Dies gelobte ich ihm mit einem Handschlage, worauf er mir das Versprechen abnahm, jenes Bild, das er mir einhändigte, weder selbst anzuschauen, noch es seinem Sohne zu zeigen; denn, setzte er hinzu, der Anblick desselben wird jedes Menschenherz mit Krankheit erfüllen und es langsam vergehen lassen vor Entzücken und Liebe. Darauf starb er.

Nun war ich allein mit dem jungen Manne, und was uns Abu el Deri hinterlassen, war nicht viel. Kisten und Kasten waren leer und Alles, womit

wir unſer Leben noch eine Zeitlang friſten konnten, waren einige alte Waffen, die mit Steinen und Gold reich geſchmückt waren, und die ich denn auch alsbald zum Verkauf in die Bazars trug. Unſer junger Pflegeſohn, er hatte den Namen Saladin empfangen, war ein ungeſtümes, feuriges und raſches Blut. Abu el Deri hatte ihn bei weiſen Meiſtern ſeiner Zeit unterrichten laſſen und nebenbei, daß er in Schriften wohl bewandert war, verſtand er bald die Lanze zu führen und das Roß zu tummeln. Doch, o Herr, du kannſt dir leicht denken, daß nach dem Tod des alten Mannes dergleichen zeitraubende und koſtſpielige Beſchäftigungen von ſelbſt wegfielen. Was ſollten wir auch anfangen? Das Pferd, das der junge Saladin beſaß, mußten wir bald verkaufen; ebenſo ſeine koſtbaren Kleider, in denen er geglänzt hatte, wie ein junger Pardha. Oftmals, o Herr, machte ich den Verſuch, dem jungen Herrn irgend eine Beſchäftigung verſchaffen zu können, in welcher er ſein Brod auf eine für ihn würdige Art verdiene. Ich empfahl ihn dem Commandeur der Leibwache, indem ich für den ſchönen, jungen und gewandten Mann um eine Anſtellung bei den Reitern bat; aber da ich keine mächtigen Beſchützer hatte, ja nicht einmal das nöthige Pferd und das Rüſtzeug anſchaffen konnte, ſo wurde ich überall abgewieſen. Ach, Herr, das war eine traurige Zeit. Ich ſuchte jetzt den jungen Saladin zu bewegen, eine Beſchäftigung minderen Ranges zu ergreifen und brachte ihn endlich ſo weit, daß er mir verſprach, ſich eine Stelle als Diener in einem Laden gefallen zu laſſen. Aber auch hier hatte ich mir umſonſt Mühe gegeben, ſeinen ſtolzen

Sinn in so weit zu beugen, denn nicht einmal eine solche erhielt ich für ihn. Wenn man auch anfänglich nicht abgeneigt war, ihn anzunehmen, so hörten die alten Kaufleute doch kaum, daß er der Sohn Abu el Dert's sey, des Magier und Teufelsbeschwörers, wie sie ihn nannten, als sie sich alle von uns abwandten und uns die Thür verschlossen.

Zu die er Zeit war das Geld, das wir aus unsern Waffen gelöst hatten, gänzlich verzehrt, und umsonst suchte ich alle Winkel des Hauses, alle Kisten und Kasten durch, um irgend ein verborgenes Kleinod zu finden. Sogar das eiserne Kästchen, in welchem das wundervolle Bild verwahrt war, und das ich nie untersucht hatte, schloß ich auf, ohne etwas Anderes darin zu finden, als nur dies Bild in einem unscheinbaren Futteral. Ich muß zu meiner Schande gestehen, daß mich bei diesem Geschäft die Neugier plagte, auf den kleinen Stahlknopf des Futterals zu drücken, welches das Bild umschloß. Doch zu meinem Glück tönte in diesem Augenblick die Stimme meines alten Herrn vor meinen Ohren und ich unterließ es. Unglücklicher Weise vergaß ich das eiserne Kästchen wieder zu verschließen und ging darauf aus dem Hause, um einen alten Bekannten um ein Darlehen anzusprechen.

Zu dieser Stunde kam Saladin zurück und mochte wohl schon längst jenes kleine Kistchen und daß dasselbe beständig für ihn verschlossen sey, bemerkt haben, genug, er benützte meine Abwesenheit, nahm das Futteral heraus und, o Herr, der Unglückliche betrachtete das Bild.

Was darauf mit ihm geschah, weiß ich nicht. Aber

als ich nach Hause zurückkehrte, fand ich ihn in den heftigsten Fieberphantasien auf seinem Lager liegen, das Futteral in seinen Händen haltend, das ihm zu entreißen keine menschliche Macht im Stande war. Wohl hörte ich aus den irren Reden, die er in der Fieberhitze ausstieß, daß er jenes Bild geschaut, so wie daß das Wort meines alten Herrn: jedes Menschenherz müsse bei dem Anblick dieses Bildes krank werden vor Entzücken und Liebe, an ihm in traurige Erfüllung gegangen sey. Wochen lang lag er so auf seinem Lager an einem heißen, Mark verzehrenden Fieber und führte dabei beständig die sonderbarsten, unzusammenhängendsten Reden. Gewöhnlich befand er sich in solchen Augenblicken in der Sandwüste und er sah in weiter Ferne das Gespenst der Fata Morgana vor sich schwanken. Dies beschrieb er denn auch, wie es früher Abu el Tarr gethan, mit den glühendsten, lebhaftesten Farben und malte es aus als ein Eiland voll Liebe und Entzücken. Ach, auch in allen diesen Träumen spielte das unglückselige Bild eine Hauptrolle; denn dies war es, was ihm überall voran schwebte, und dem sein wirrer Geist häufig nachfolgte über schneebedeckte Berge, durch das wilde Meer und durch den glühenden Sand der Wüste.

Endlich ließ die Kraft des Fiebers nach und ich glaubte, jetzt würde der unglückliche Saladin zur Vernunft zurückkehren und das Andenken jenes Bildes aus seinem Herzen verbannen. Doch weit gefehlt. Wenn auch sein Körper genas, so schien ihm Herz und Geist desto kranker zu werden. Das erste Mal, als ich an seinem Lager saß und er mich nach seiner wundenlangen

Krankheit wieder erkannte und zusammenhängend mit mir sprach, zeigte er mir mit Entzücken das Futteral und sagte: endlich habe er etwas gefunden, dem er sein ganzes Leben weihen würde und welches er erreichen wolle, wenigstens unablässig darnach streben bis zu seinem Tode — nämlich das Original zu diesem Bilde. Umsonst stellte ich ihm vor, das Bild müsse eine bloße Phantasie des Malers seyn, allein er lächelte und sprach mit matter Stimme: „O Ismael, dein Unglaube thut mir weh, ich versichere dich, es ist das Bild der Prinzessin Morgana, die auf einem paradiesischen Eiland fern in der Wüste herrscht. Wohl weiß ich, daß noch kein Sterblicher das Glück hatte, dasselbe zu erreichen und die Prinzessin zu sehen. Doch warum kann es mir nicht vorbehalten seyn, den Weg dorthin zu finden; dieß wird mir auch gelingen, Ismael, denn ich habe die Reise dorthin in den Phantasien des Fiebers schon öfters gemacht. Es war zwar ein schrecklicher und mühsamer Weg und die Caravane, der ich mich anschloß, bestand aus sonderbaren Gestalten, aber ich werde das Eiland dennoch erreichen und die Prinzessin sehen, ja, ich werde sie sehen und ihr nahe seyn."

Anfänglich glaubte ich bei diesen Reden, sie seyen noch ein Ueberbleibsel des Fiebers, und diese sonderbaren Ideen würden sich mit der Zeit schon geben. Doch weit gefehlt. Saladin genaß langsam wieder, ohne aber seinen Vorsatz vergessen zu haben, die Prinzessin Morgana, wie er das Bild nannte, aufzusuchen: vielmehr hatte er sich in seinen Träumen etwas ausgedacht, das an Wahnsinn gränzte und wodurch er, wie er sagte, seinen Körper an die ungeheuren Mühseligkeiten gewöhnen wollte, die ihm

auf jener Reise bewerkstelligen würden. Er nahm nämlich Tage lang keine Speisen und keinen Trank zu sich, um sich an Hunger und Durst zu gewöhnen, und alle meine Ermahnungen dagegen waren vergebens. Er gerieth sogar in eine unbeschreibliche Wuth, wenn ich ihm das Unsinnige seiner Handlungen vorhielte, und wußte mich durch Bitten und Flehen dahin zu vermögen, ihm seinen thörichten Willen zu thun. Oft hungerte er drei bis vier Tage und obendrein zwang er mich noch, ihn mit einem Stocke zu schlagen, damit er den Mißhandlungen der Menschen, die ihn von seinem Vorhaben abbringen wollten, Trotz bieten könne. Was mein Herz bei diesem Wahnsinn litt, kannst du dir leicht denken, o Herr; doch was sollte ich armer alter Mann machen; wenn ich mir auch zuweilen fest vornahm, ihm seinen Willen nicht mehr zu thun, so konnte ich doch bei diesem Vorsatz nicht lange beharren, denn sein Jammer über meine Untreue, wie er es nannte, seine Klage, daß ich ihm nicht behülflich seyn wolle, sein Liebstes auf der Welt zu erreichen, war mir eben so schrecklich, ja noch schrecklicher, als die Mißhandlungen, denen er sich unterzog. Wenn ich ihn zuweilen befragte, wann und durch wessen Hülfe er denn gedenke, seine Reise antreten zu können, so antwortete er lächelnd: das Schicksal, das ihm das Bild der Prinzessin Morgana zugeführt, werde es ihm auch, wenn die Zeit zur Reise herangekommen sey, nicht an Mitteln dazu fehlen lassen.

So ist die Erzählung von dem alten Abu el Dera und seinem Pflegesohn, o Herr, und beim Barte des Propheten, ich habe dir nichts verschwiegen, auch das

du in der vergangenen Nacht selbst zugehorcht, wie er mich mit seinem Wahnsinn quälte und wie ich ihn mißhandeln mußte. Bestimme in deiner Weisheit nun, was mit uns geschehen soll.

Der Kalif, so wie sein Großvezier, hatten dieser sonderbaren Erzählung aufmerksam zugelauscht und Beide saßen nach Beendigung derselben stumm da und wußten nicht, was sie davon denken sollten. „Si," meinte der Kalif, „was würdest du dazu sagen, Abdallah, wenn wir uns jenes Bild kommen ließen und es auf alle Gefahr hin auch einmal anschauten."

„O Herr," entgegnete Ismael hastig, nachdem er eine tiefe Verbeugung gemacht, „o Herr, beschließe in deiner Weisheit nicht so etwas Schreckliches. Glaube mir, der böse Zauber, der von diesem Bilde ausströmt, würde auch dich Zeit deines Lebens unglücklich machen."

„Es ist in der That eine seltsame Geschichte," sagte der Großvezier, „und wenn ich deiner Hoheit einen Rath geben dürfte, der deiner Großmuth sicher nicht verwerflich erscheint, so wäre es der, den unglücklichen jungen Mann mit den nöthigen Mitteln zu versehen, um ihn wenigstens ein Jahr lang mit den Caravanen durch die Wüste ziehen zu lassen. Vielleicht daß ihm der Prophet gnädig ist und daß sich sein Wahnsinn zerstreut."

„Ja, du hast Recht," antwortete der Kalif, „triff die nöthigen Anstalten dazu und laß es dem Reisenden an nichts fehlen. Schick ihn mit einer der großen Caravanen fort, die in kurzer Zeit nach Palmyra abgehen, und ertheile ihm den Befehl, nach Ablauf eines Jahres zurück zu kommen und alsdann werde ich ferner für ihn sorgen."

Ismael kniete dem Kalifen zu Füßen, und indem er seinen Dank für die hohe Gnade stammelte, wagte er die Bitte, seinen jungen Herrn begleiten zu dürfen, eine Gunst, die ihm der Kalif auch gern gewährte. Darauf befahl Harun al Raschid, den jungen Saladin, wenn er zu der Reise gehörig ausgerüstet sey, vor sein Angesicht zu führen, und entließ den alten Diener, der sich vor Freude weinend nach seiner Wohnung zurück begab und seinen Herrn durch die frohe Botschaft nicht wenig rührte.

Saladin lag gerade auf seinem Lager ausgestreckt und hörte anfänglich ziemlich gleichgültig die Erzählung des Dieners, daß ihn der Kalif habe rufen lassen und daß er diesem augenblicklich von Abu el Teri habe erzählen müssen. Allein als Ismael im Verlauf des Gesprächs von der Gnade des Kalifen sprach, daß er ihnen die Mittel zu einer Reise in die Wüste geben wolle, da richtete sich der junge Mann von seinem Lager plötzlich in die Höhe und sprach mit funkelnden Augen: „Siehst du, Ismael, daß meine Träume nicht lügen, siehst du wohl — die Zeit ist gekommen, denn der Prophet schickt mir eine unverhoffte Hülfe, die Reise zu machen, nach der sich mein Herz geschnt und auf der ich finden werde, was ich suche."

Schon andern Tags brachte man vor das Haus des jungen Saladin einige Kisten mit schönen Kleidungsstücken, mit Waffen und Reisevorräthen aller Art. Auch schickte der großmüthige Kalif mehrere kostbare Pferde, so wie einige schwarze Sklaven, welche den jungen Mann auf seinen Reisen begleiten sollten. Dieser war von dem

Augenblicke an, wo ihm Ismael die Gnade des Kalifen verkündigt, wie umgewandelt und man merkte ihm schon nach einigen Tagen gar nicht mehr an, daß er Monate lang krank gelegen, und sich während dieser Zeit mit den größten Mißhandlungen und Entbehrungen, wie sie uns bekannt sind, abgequält hatte. Schon der bloße Gedanke, den heißen, innigen Wunsch seiner Seele in Erfüllung gehen zu sehen, goß ihm neue Lebenskraft durch alle Adern; die Röthe seiner Wangen kam wieder, sein Auge glänzte wieder feurig unter seinen schwarzen Brauen, wie die glühende Sonne, wenn sie Abends, von Wolken umgeben, hinter dem Horizonte versinkt. Schon in der ersten Stunde nach des alten Dieners Zurückkunft aus dem Palaste hatte er sein Lager verlassen, und als die Geschenke des Kalifen ankamen, wählte er daraus einen kostbaren, schönen Anzug, schwang sich auf eins der edlen vermischen Pferde und ritt, von seinem Diener Ismael begleitet, durch die Bazare und Gassen nach dem Palaste des Kalifen, um sich, dem Befehle Harun al Raschids gemäß, vor dessen erlauchtes Antlitz zu stellen.

Die Leute auf den Straßen, bei denen er vorbeiritt, sprangen ehrfurchtsvoll aus dem Wege und wurden von seiner schönen, stattlichen Gestalt, von seiner Haltung zu Pferde, kurz von seiner ganzen Erscheinung so geblendet, daß sie achtungsvoll zur Seite traten und ihn wie einen mächtigen Emir begrüßten. Auch die Kaufleute in den Bazars sahen ihm erstaunt nach und einer fragte den andern, wer der fremde Prinz sey? So gelangte er an den Palast des Kalifen, wo die Wachen ihn und seinen alten Begleiter aufs Ehrerbietigste begrüßten und sie

ohne Verzug in das Innere der Burg ließen. Hier sprangen einige Pagen herbei, die dem jungen Saladin den Steigbügel hielten und ihn nebst seinem Diener Ismael in die Gemächer des Kalifen geleiteten, wo ihn dieser mit seinem Großvezier Abdallah empfing.

Harun al Rakschid betrachtete den jungen Mann, der sich tief vor ihm verbeugte, lächelnd und mit Wohlgefallen und erneuerte ihm nochmals die Versprechungen, die er dem alten Ismael gegeben

„Beherrscher der Gläubigen," erwiederte Saladin, „du bist in deiner Güte und Großmuth dem Verlassenen wie ein Engel des Himmels erschienen und der Prophet wird dich dafür belohnen. Wie soll ich dir meinen Dank aussprechen für das Unendliche, was du mir gethan. Ich werde finden, was ich lange gesucht, und so es der Wille Gottes ist, glücklich werden."

Der Kalif, der sich anfänglich vorgenommen hatte, einen Versuch zu machen, ob er den Jüngling nicht von seiner Schwärmerei heilen könne, sah aus den letzten Worten desselben, daß er unabänderlich bei seiner Idee beharre, und beschloß deshalb, keinen vergeblichen Versuch zu machen. Er entließ ihn hierauf mit seinen besten Wünschen und Saladin kehrte freudetrunken in seine Wohnung zurück.

Die Einwohner Bagdads, deren Neugier durch die Erscheinung des fremden Prinzen, wofür sie Saladin hielten, sehr erregt worden war, gaben sich alle Mühe, zu erfahren, wer dieser junge Mann denn eigentlich sey, und hatten nicht sobald die Kunde erhalten, daß es der Sohn des alten Magiers Abu el Teri wäre, dem der Kalif

die Ausrüſtung und die Mittel zu einer weiten Reiſe geſchenkt, als ſie die Erzählung von dem Bildniß für ein Märchen erklärten, das der alte Spitzbube, der Ismael, erfunden habe, um den Kalifen mit einer Summe Geldes zu prellen, und die böſen Menſchen bedauerten nur, daß des Alten Anſchlag ſo glücklich gelungen war.

Wenige Tage darauf zog die Caravane, der ſich der junge Mann mit ſeinem Diener anſchloß, von Kairo hinweg gen Palmyra und die Leute in den Bazars riefen einander lachend zu: „Seht doch den klugen Spitzbuben Ismael, wie er mit ſeinem Raube davon zieht!“

Wie es gewöhnlich mit Verläumdungen geht, daß ſie ſich von Stunde zu Stunde vergrößern, ſich mit Zuſätzen und Thatſachen vermehren und dadurch am Ende ſo glaublich werden, daß ſelbſt der Unbefangenſte nicht weiß, woran er iſt, ſo erging es auch hier. Daß der alte Ismael den Kalifen betrogen habe, war den Leuten ziemlich klar. „Seht,“ ſagten ſie zu einander, „hat doch der alte Abu el Deri nie einen Sohn gehabt, wer weiß, wo Ismael den jungen Menſchen aufgefunden und ihn zu ſeinen Zwecken unterrichtet.“ — „Mir ſcheint es,“ ſagte ein Anderer, „ich habe den jungen Lügner ſchon irgendwo geſehen.“ — „Richtig,“ ſetzte ein Dritter hinzu, „habt Ihr nicht noch vor einiger Zeit in der Barbierſtube an der großen Caravanſerei einen Burſchen geſehen, der dieſem Saladin glich wie ein Ei dem andern?“ — „Aha,“ fielen alle Andern ein, „richtig, der iſt's! O der gute Kalif!“

Bald darauf erfuhr auch Harun al Raſchid durch

seinen Großvezier diese Gerüchte, und obgleich er ihnen anfangs keinen Glauben schenken wollte, ließ er sich doch durch das Zureden Abdallah's bewegen, den Herrn jener Barbierstube zu hören, der auf die Frage des Kalifen nach jenem jungen Manne mit verschmitztem Lachen antwortete: „Beherrscher der Gläubigen, der Mensch kann sich irren und der Prophet möge mir bezeugen, daß ich einem Mitmenschen nicht gern etwas Böses nachsage. Aber was jenen jungen Mann anbetrifft, so könnte ich denn doch beschwören, daß er noch bis vor wenig Wochen meine Barbierbecken und Messer geputzt und gesäubert hat. Freilich hatte er später, als ich ihn wieder sah, ein ganz anderes Aussehen, aber das machten die kostbaren Kleider und Pferde, die ihm deine Hoheit geschenkt."

Der Kalif, so schwer es ihm auch wurde, daran zu glauben, auf eine solche Art betrogen worden zu sein, konnte doch nicht umhin, dem alten Mann Glauben zu schenken und sagte später lachend zu seinem Großvezier: „Höre, Abdallah, wir wollen uns doch in Zukunft besser in Acht nehmen und die Leute in ihren Häusern schreien und jammern lassen, ohne uns darum zu bekümmern."

Abdallah zuckte die Achseln und entgegnete: „In der That, es ist eine durchtriebene Spitzbüberei!"

Die Karavane, der sich Saladin und Ismael angeschlossen hatten, zog indessen ruhig ihres Weges durch die Wüste dahin und die beiden Pilger ahneten nichts von den Verläumdungen, die hinter ihrem Rücken ihren guten Namen zerstört hatten. Der junge Mann war glücklich, endlich den ersten Schritt gethan zu haben, der

ihn dem unbekannten Original seines Bildes näher führte, und auf dem Wege zu seyn, wo ihn ein glückliches Ungefähr an das Ziel seiner Wünsche führen könne. Ismael dagegen freute sich seinerseits, wieder einmal aus dem stillen Leben hinauszukommen und durch die Wüste schweifen zu können. Es war ihm gerade, als sey er um zwanzig Jahre jünger geworden und als reite er wie ehemals neben seinem alten Herrn Abu el Deri.

Die Caravane war sehr zahlreich und hatte, da sie viel Gold und Silber bei sich führte, eine große Bedeckung bewaffneter Reiter, um Leute und Waaren vor den Ueberfällen der Beduinen zu sichern. Schon in den ersten Tagen ließen sich diese verwegenen Räuber in weiter Entfernung von der Caravane sehen, um, wie es schien, die Stärke und Beschaffenheit derselben genau auszuforschen. Auch überfielen sie wohl zuweilen kleine Abtheilungen des Zuges, die des Morgens beim Aufbruch zu weit zurückblieben, nahmen die beladenen Kameele mit sich und machten die Mannschaft, wenn sie sich zur Wehre setzte, nieder.

Der größere Theil der Caravane aber zog dahin, ohne daß ihm ein Unglück widerfuhr, und Saladin mit ihm. Anfänglich hatte ihm das Reisen durch die Wüste, die Sonnenhitze und der Sand nicht wenig Beschwerde verursacht. Doch bald gewöhnte er sich daran und erkannte das Schöne und Erhabene, welches in der Stille und Leblosigkeit dieses ungeheuren Sandstrichs liegt, und wenn ihn auch zuweilen die Hitze der Sonne nicht wenig belästigte, so erfrischte ihn wieder der Gedanke an die

Fata Morgana, die er noch nie geſehen und deren Anblick er jetzt ſo ſehnlich erwartete. Endlich an einem ſchönen Abend, nachdem die Sonne den ganzen Tag über mit unerhörter Glut auf den Köpfen der Reiter gebrannt, entwickelte ſich fern am Horizonte aus blauen Nebeln, die dort hinten empor zu ſteigen ſchienen, das Geſpenſt der Wüſte und die letzten Strahlen der Sonne zitterten herrlich auf jene fabelhaften Gebäude, auf jene unerreichbaren Wälder und auf das glänzende Waſſer, das kühlend und erfriſchend empor ſprudelte und doch noch nie eine menſchliche Zunge benetzt hat. Saladin ſaß voll Entzücken auf ſeinem Pferde und hing mit glühendem Auge an jenem Zauberbilde, das bald blaſſer wurde und nach und nach ganz wieder verſchwand.

Als die beiden Reiſenden Abends unter ihrem Zelte lagen, ſagte der junge Mann zu ſeinem Diener: „Ach, Ismael, ich habe mir genau die Richtung gemerkt, nach welcher ich geſtern Abend das Eiland ſah, auf dem die Prinzeſſin Morgana thront. Laß uns dahin aufbrechen, wer weiß, ob wir es nicht ſchon am Morgen erreichen.“

„Beim Propheten!“ entgegnete Ismael traurig lächelnd. „Lieber Herr, Du haſt gar ſonderbare Ideen. Schon unſere Reiſe an und für ſich, um zu einem Bild, welches wahrſcheinlich nie exiſtirt hat, das Original zu finden, iſt lächerlich genug. Allein der Vorſchlag, den du mir eben da machſt, die Caravane zu verlaſſen, um auf's Gerathewohl in die Wüſte hinauszuziehen, gränzt an Wahnſinn, und glaube mir, du wirſt das Geſpenſt der Wüſte, das dir jene ſchönen Gebäude, jene Palmen und Springbrunnen vormalt, gewiß nie erreichen, denn

wenn du dich einen Schritt dem Gebilde zu nähern glaubst, so weicht es zehn Schritte vor dir zurück."

„Aber," entgegnete Saladin unmuthig, „auf welche Art soll ich denn meinen Zweck erreichen und zu einem glücklichen Ende kommen, von dem die ganze Ruhe meines künftigen Lebens abhängt. Glaubst du vielleicht, dieser Zug durch die Wüste würde meine Gedanken ändern und jenes Bild in meinem Herzen verschwinden machen?"

„Ich hoffe das, o Herr," entgegnete Ismael. „Ich hoffe, deine Träumereien werden sich zerstreuen, und wenn wir nach einem Jahre gen Bagdad zurückkehren, wirst du über diese Tage wie über einen seltsamen Traum lächeln."

Saladin schüttelte traurig das Haupt und legte sich hierauf zur Ruhe nieder. Solche Gespräche hielten die Beiden häufig zusammen, und so sehr sich auch Ismael bemühte, seinen jungen Herrn zur Vernunft zurückzubringen, so wenig konnte ihm dies gelingen. Saladin verwahrte das Bild sorgfältig, und in mancher Stunde, wenn er allein war, öffnete er das Futteral und schwelgte im Anblick der wundervollen Züge. Aber es konnte auch nichts Schöneres im Himmel und auf Erden geben, als dieses Bild. An einem Springbrunnen, der seinen klaren durchsichtigen Strahl hoch in die Lüfte schleuderte, lehnte die zarte Figur eines Mädchens, den Kopf nachdenkend zur Erde geneigt, so daß man nur die schöne glänzende Stirne, so wie die halb verdeckten Augen sah. Da dies schon im Stande war, ein Menschenherz vor Liebe und Entzücken erkranken zu lassen, wie unvergleichlich schön mußte nun erst das ganze Ge-

nicht seyn, wenn das Mädchen ihren Kopf erhob und freundlich um sich blickte. Ach, wie oft hatte der junge Mann in Stunden, wo er das Bild trunken vor Liebe anblickte, zu dem Propheten gefleht, er möge doch ein Wunder thun und ihn nur ein einziges Mal in jenes Antlitz schauen lassen. Der Unbesonnene! Schon bei dem halben Anblicke dieses schönen Gesichts war ihm fast sein Herz gebrochen. Was würde also aus ihm geworden seyn, wenn erst die Glut ihrer Blicke, verzehrender als die Strahlen der Sonne am Mittage sein Blut entzündet hätten.

In einigen Wochen hatte die Caravane Damaskus erreicht, und nachdem sie hier einige Tage geraſtet, wandte man sich gen Palmyra. Bald waren die Reisenden wieder in die offene Wüste hinausgekommen, wo sie nichts sahen, als Himmel und Sand. Kein Baum, kein Strauch, so wie kein fließendes Wasser. Die Wasserportionen für Menschen und Vieh wurden jetzt verkleinert, und je mehr man von der Hitze gequält wurde, um so gieriger und verlangender schauten die Menschen das Spiel der Fata Morgana an, das sich hier reizender und größer, als sonst irgendwo all' abendlich vor ihren Blicken ausbreitete. Saladin lag ganze Stunden unter seinem Zelte und starrte hinaus in die Wüste und träumte mit offenen Augen, wo er denn öfters glaubte, mit seinen Blicken durch jene phantastischen Wälder dringen zu können und den Syringbrunnen zu erblicken meinte, an dem das wunderschöne Mädchen mit gesenktem Auge saß. Vergebliches Bemühen! wie das Licht der Sonne sank, verschwand auch jenes Zaubereiland und Saladin

warf ſich unruhig und ſieberträumend auf ſeinem Lager umher.

Schon öfters hatte er bei ſich den Entſchluß gefaßt, die Caravane, ja ſogar ſeinen alten Diener heimlich bei Nacht zu verlaſſen, ſich auf ſein Pferd zu werfen und in Gottes Namen nach jener Richtung hinzujagen, wo heute die Fata Morgana ihre Zaubergärten aufgebaut hatte. Doch war es immer, als ahnte der alte Diener etwas von dieſem Entſchluſſe, denn er erzählte ihm die ſchrecklichſten Geſchichten von Reiſenden, welche, von heftigem Durſte gepeinigt, ihren Zug verlaſſen, um den betrüglichen Waſſerfluthen nachzugehen, die das Geſpenſt der Wüſte vor ihren Augen ausbreitete, und alsdann im weiten Sande elend umgekommen ſeyen. Dieſe Erzählungen verfehlten nicht, wenn auch nur auf kurze Zeit, einen Eindruck auf das Herz des jungen Mannes zu machen. Allein ſeine Sehnſucht und Liebe war zu groß, und nach und nach ſtellte ſich wirklich der Entſchluß bei ihm ſen, die Caravane heimlicher Weiſe zu verlaſſen.

Endlich — es war in einer ſchönen Nacht und beim Schimmer der untergehenden Sonne — hatte man die Fata Morgana ſchöner als je in der Ferne glänzen geſehen, ſchlich ſich der junge Mann von der Seite ſeines Dieners, ſchwang ſich auf ſein Roß und ritt leiſe aus den Reihen der Zelte hinaus in's Freie. Er hatte ſich die Richtung, nach welcher hin man heute Abend die Fata Morgana geſehen, ſo genau wie möglich gemerkt, gab ſeinem Roſſe die Sporen und jagte da hinaus. Die Sterne ſtiegen hell glänzend am Himmel auf und ſanken

erbleichend wieder herab. Im Osten dämmerte der Morgen und der junge Mann jagte auf seinem Roße anhaltend durch die Wüste der aufgehenden Sonne entgegen. Das Grau der Nacht färbte sich violett und wurde am Horizont immer heller und heller; das Violett ging endlich in dunkles Gelb über und bald erschien die halbe Himmelsdecke mit einem goldenen Reif umzogen, der sich langsam empor zu heben schien und jetzt den ersten Strahl der Sonne hindurchließ, der die Wüste in ihrer weitesten Ausdehnung vergoldete.

Saladin hielt hier sein Roß an und schaute zuerst in die Sonne, indem er den Propheten in einem kurzen Gebete anflehte, ihm gnädig zu sein und ihm den rechten Weg zu seinem Glücke zu zeigen. Dann schaute er rückwärts auf die Fläche, wo er hergekommen war, und als er dort so weit sein Auge richte, nichts als Sand und wieder Sand erblickte, wurde es ihm leichter um's Herz und er dachte freudig daran, daß er die beschwerliche langsame Karavane verlassen und jetzt frei wie der Vogel seinem Glücke nacheilen dürfe. Alsbald gab er auch seinem Roße wieder die Sporen und jagte gen Osten, hoffend, die Feste Persana bald vor sich zu sehen und zu erreichen. Die Sonne stieg langsam am Himmel empor und schien alle ihre Glut auf den einsamen Reiter zu werfen, denn ihm selbst kam die Hitze heut unerträglich vor.

Schon neigte sich die Sonne wieder hinab, als das ermüdete Pferd nicht weiter laufen konnte, weshalb Saladin abstieg und jetzt erst zu seinem Schrecken einsah, daß er weder Gerste, noch Wasser habe, um das arme Thier nach dem langen Marsche zu erquicken. Glücklicher

Weiſe fand er noch in einem kleinen Futterbeutel ein paar Hände voll Mais, die er dem Thiere gab. Obgleich auch ihn Hunger und Durſt nicht wenig quälten, ſo vergaß er dies doch plötzlich beim Anblick der Fata Morgana, die jetzt vor ſeinen Blicken langſam aufſtieg. Allein er ſchien ihr nicht viel näher gekommen zu ſeyn, und es war nur ſeine Phantaſie, die ihm einredete, er ſähe ſie heute deutlicher und näher als geſtern. Ach, die zauberhaften Palmenwälder und Gebäude gaukelten in der That eben ſo fern von ſeinen Augen, wie geſtern, weit vor ihm am Horizont. So kam die Nacht und der folgende Morgen fand den jungen Mann wieder zu Pferde, wie er durch die einſame Wüſte einem Traumbild nachjagte, das mit derſelben Schnelligkeit zurückwich. Schon war ſein Roß vor Hunger, Durſt und Müdigkeit ſo angegriffen, daß es ihn, als der Abend dieſes Tages kam, nicht mehr tragen konnte, weshalb er abſtieg und es am Zügel eifrig nach ſich zog; denn vor ihm ſtieg wieder das Gebäude der Fata Morgana empor; aber ach! er war ihm auch heute um keinen Schritt näher gekommen.

Als die Nacht abermals herabſank, legte er ſich neben ſein Pferd hin und konnte vor Hunger und Durſt kaum das Auge ſchließen. Doch die Hoffnung, die ihn nicht verließ, ſtärkte ihn auf's Neue, und als der neue Morgen kam, ſprang er kräftiger als je empor, um ſeinen Ritt fortzuſetzen. Aber ſein armes Roß, das kein Drang des Herzens vorwärts trieb, das durch keine Hoffnung geſtärkt und ermuntert wurde, machte nur einige mühevolle Anſtrengungen, ſich auf die Beine zu helfen, fiel aber

wieder in den Sand zurück, da es wohl fühlte, seine Kraft sey zu Ende.

Jetzt stiegen zum ersten Male einige Zweifel in der Brust des jungen Mannes auf, und als er sein sterbendes Pferd sah, dachte er mit Schrecken, daß auch ihm, wenn er das Ziel seiner Sehnsucht und seiner Mühen nicht erreiche, ein ähnliches Loos bevorstehe. Doch die Hoffnung und der Blick auf das Bild, das er bei sich trug, ließ ihn nicht diesen trüben Gedanken nachhängen. Er sagte deßhalb mit traurigem Herzen seinem treuen Rosse Lebewohl und setzte seinen Weg zu Fuß fort.

Allein zu seinem Schrecken fand er schon in den ersten Stunden dieses Tages, daß seine jetzige Art, vorwärts zu kommen, ungleich langsamer und mühevoller sey, als die, wo er noch hoch im Sattel saß. Auch war es, als wollten seine Glieder nicht mehr recht ihren Dienst verrichten und als befände sich etwas in seinem Körper, das ihre Kraft lähme; denn wenn er sich noch so sehr anstrengte, rasch vorwärts zu gehen, so hatte er doch kaum wenige Schritte mit verdoppelter Schnelligkeit gethan, als er wieder in den langsamen müden Schritt zurückfiel. Ach, es waren zwei schreckliche Feinde des Menschen, Hunger und Durst, die den armen Saladin von allen Seiten angriffen, die seine Glieder lähmten und sein Herz krank machten.

Die Sonne senkte sich jetzt wieder langsam am Himmelsbogen hinab und die Erscheinung der Fata Morgana, welche abermals vor seinem Auge auftauchte, gab ihm aufs Neue Kraft und Muth, denn er bildete sich ein, die Erscheinung stehe ihm heute nicht so entfernt,

wie gestern, und er sey ihr vielmehr um ein Bedeutendes näher gekommen. Die Müdigkeit streckte ihn bald auf den Sand hin und wenn auch, als er die Augen schloß, der Schlaf über ihn kam, so war es doch kein angenehmer erquickender Schlummer, der ihn stärkte, sondern es lag eine Fieberglut auf ihm, die ihm die Augen gewaltsam zudrückte, ohne ihm Ruhe zu gönnen.

Als am andern Morgen die Sonne wieder empor stieg, hatte er schon die vierte Nacht seit seiner Flucht von der Caravane zurückgelegt, ohne während dieser ganzen Zeit auch nur die geringste Speise oder einen Tropfen Wasser zu sich genommen zu haben. Jeder andere Sterbliche würde schon jetzt verschmachtet seyn und Saladin dankte es nur den Entbehrungen, denen er sich in Bagdad freiwillig unterworfen, daß er nicht liegen blieb, sondern vielmehr seinen ermatteten Körper, wenn auch gleich sehr langsam, dennoch fortschleppen konnte. Indessen war sein Gang mit dem Kriechen der Schnecke vergleichbar und zum ersten Mal kam ihm die Oede und die Einsamkeit der Wüste schrecklich vor. Die leisen Zweifel über das Gelingen seines Planes, die schon gestern zuweilen in ihm aufgestiegen waren, wurden ihm nun zur Gewißheit und er seufzte nach seinem Diener Ismael und dachte auch jetzt zum ersten Male an den Schmerz, den er dem alten Manne durch seine Flucht verursacht.

„Ach," seufzte er bei sich, „wäre ich doch seinen Ermahnungen gefolgt, so könnte ich jetzt glücklich und vergnügt heimziehen, ich könnte eine bessere Zeit abwarten, um dem Originale meines geliebten Bildes nahe zu kommen und brauchte hier nicht elend im Sande zu verderben."

Fürchterlich brannte die Sonne auf ihn herab und drückte seinen ermatteten Körper gewaltig darnieder. Rings, so weit sein entzündetes Auge umher streifte, nichts wie Sand und abermals Sand; kein rauschendes Palmendach zeigte sich seinem Blick, kein Murmeln einer frischen Quelle traf sein Ohr, und die Stille, die ihn rings umgab, die fürchterliche Stille; selbst kein wildes Thier floh neben ihm vorbei, kein Vogel durchschnitt die Lüfte über seinem Haupte und dabei sah der Himmel so drohend und erzürnt aus und hing glühend gelb wie ein flammendes Schild über seinem Haupte.

Saladin legte sich jetzt in dem Sand nieder, denn seine Beine vermochten ihn nicht mehr zu tragen. Er nahm das Bild hervor, öffnete das Futteral und schaute das Gemälde zum letzten Male an. Ach, das Mädchen sah ruhig wie immer am Brunnen und blickte nicht in den kühlenden klaren Wasserstrahl, der hoch vor ihr empor sprang und wovon der kleinste Theil ihm, dem unglücklich Verschmachtenden, das Leben gerettet hätte. Noch einmal übte das Bild seinen Zauber auf sein Herz und flößte seinem Geiste neue Hoffnung und neue Kraft ein. Er wollte sich erheben, um sich weiter fortzuschleppen, allein seine Glieder versagten ihm gänzlich den Dienst. Er sank in den Sand zurück, schloß die Augen und wähnte zu sterben.

So stieg langsam die Nacht empor, und ein leiser Wind, der über den Sand der Wüste strich, kühlte seine erhitzten Wangen ab und küßte ihm sanft das geschlossene Auge. Zum letzten Mal blickte der arme junge Mann um sich und sein ganzes vergangenes Leben trat

reger und lebendiger als jemals vor seine Seele. Er erinnerte sich der Erzählungen Abu el Deri's, auf welch' sonderbare Art der Prophet ihn vor dem Sandsturm errettet habe, und jener Tag, wo ihn sein Pflegevater aus den Armen der sterbenden Mutter genommen, trat lebendiger als je vor seine Seele.

„Warum," seufzte er, „wurde ich damals gerettet, um jetzt hier in demselben Sande unterzugehen, ohne durch mein Leben auf irgend eine Weise genützt zu haben? Warum das?" fragte Saladin mit schwacher Stimme zum Himmel empor. Doch es war Niemand da, der ihm Antwort gegeben hätte.

Der Tag war jetzt gänzlich verschwunden und mit der dunkeln Nacht, den freundlichen Sternen und dem glänzenden Monde kam zugleich die letzte bange Stunde des armen jungen Saladin. Das Fieber raste noch einmal mit gewaltigen Schlägen durch seinen Körper, dann wurde sein Herz ruhiger und immer ruhiger, seine Hände kreuzten sich unwillkürlich über seine Brust und droben am Himmelsgewölbe fuhr ein erlöschender Stern hernieder und verschwand unter dem Horizont.

Wer da glaubt, daß die Wüste, die vor unserm Auge so leer und öde daliegt, nicht eben so gut, wie alles übrige Land, in gewissen Stunden der Nacht und zu gewissen Zeiten von höchst seltsamen und räthselhaften Gestalten bevölkert würde, der irrt gewaltig. Nur sind die Genien und Phantome, die in dem Sande ihr Wesen treiben, dem ganzen Charakter der Wüste gemäß, ernsterer und traurigerer Natur, als die Dschinns und Kobolde, die allnächtlich um die gesegneten Fluren des Nils schwärmen.

Mitten in der Nacht, wenn der Mond sich abwärts neigt, steigen seltsam geformte Nebel in die Höhe und verdecken das Gestirn der Nacht, indem die traurigen Geister, die aus dem Staub und Sande der Wüste emporsteigen, die graue Dämmerung dem hellen Schein des Mondes vorziehen. Ueber seltsam geformte Sandhügel, die in langer Strecke neben einander liegen, fährt ein leiser Wind, der Sand und Staub von diesen Hügeln hoch empor wirbelt. Doch sonderbar, diese Sand- und Staubwolken fallen nicht wieder hinab, sondern heben sich höher und höher und wogen und gleiten seltsam durch einander. Dort werden sie heller, hier dunkler und Alle nehmen gar sonderbare Formen an; sie ballen sich zusammen und bilden Gestalten von Menschen und Thieren, welche stumm und emsig durch einander schweben. Jetzt steigen aus den Sandhügeln weiß gebleichte Knochen empor und verschwinden zwischen den Gestalten, die sich langsam in Bewegung setzen und einen langen Zug bilden — dies ist die Geistercaravane. Alle, die in der Wüste starben, Alle, die das Schwert oder die Kugel des Beduinen niederwarf, so wie Alle, die der Samum bedeckte und tödtete, sind hervorgekommen aus ihren Sandgräbern und reihen sich dem Zuge an, der bei dem dumpfen Ton einer kleinen Pauke langsam durch die Wüste dahin zieht. O, es ist für ein menschliches Auge nicht gut, die Geistercaravane zu erblicken; denn wer sie gesehen, dem erkrankt Leib und Herz; er wird dann auch bald nachher sterben und vielleicht schon in den nächsten Nächten der Caravane folgen. Manche haben sie schon gesehen und erzählten vor ihrem Tode,

daß der Anblick ſchrecklich ſey. Die ruhig einher ſchreitenden Kameele mit ſtieren lebloſen Augen, auf denen regungsloſe Männer ſitzen, deren Turban wie in tiefer Trauer herabwallt, und deren lange Mäntel ſchauerlich im Winde rauſchen. Die todten Weiber bei der Caravane ſitzen zuſammengebeugt auf ihren Pferden und verhüllen den Kopf in ihren langen Schleier, wie ſie es bei Annäherung des Sandſturmes zu thun pflegen. Zuweilen erkennt dieſer oder jener, der das Unglück hat, die Caravane zu ſehen, einen Freund oder einen Verwandten, der ihm zuwinkt, und dann wehe dem, der den Gruß empfing, das Ende ſeiner Tage ſteht alsdann nahe — der Prophet möge ihn ſchützen!

So lag in jener Nacht der junge Saladin auf dem Sande und rang mit dem Tode, wobei allerlei ſeltſame Gebilde vor ſein inneres Auge traten. Es war ihm, als öffne ſich das Futteral, das neben ihm an der Erde lag, und das Bild der Prinzeſſin Morgana ſteige langſam daraus empor mit dem grünen Palmenwald, unter dem ſie ſaß und mit dem ſpringenden Waſſer, deſſen Murmeln der Unglückliche deutlich zu hören glaubte. Unverwandt ſchaute er auf die ſchöne Geſtalt und ſein Herz ſchien ſich auf's Neue zu beleben, denn ſie hob langſam den Kopf und der himmliſche Blick, den ſie ihm zuwarf, goß neue Kraft in ſeine Glieder. Doch umſonſt! Ihr Bild erblaßte wieder, wurde undeutlich und verſchwamm allmählig in die Luft. Saladin lag wieder allein da und fühlte, wie ſein Herz heftig und ängſtlich klopfte. Es war ein Ton, der zuerſt kaum hörbar anfing und immer lauter und lauter wurde. Jetzt däuchte

es dem Sterbenden, als sey es nicht sein Herz, das so schlüge, sondern ein anderes Geräusch, das aus weiter Ferne zu ihm herdringe; er hatte sich nicht getäuscht; und wirklich, dem war auch so. Deutlich hörte er den dumpfen Ton einer Pauke, auf der man regelmäßig schlug, weithin durch die Nacht hallen und langsam näher kommen. Plötzlich durchzuckte ihn der Gedanke, ob es vielleicht Menschen seyen, die zu seiner Rettung daher kämen; aber gleich darauf verschwand ihm diese Hoffnung wieder, denn eine Caravane setzt ihren Weg nie bei Nacht fort; und doch kam das Geräusch, welches er vorhin gehört, immer näher. Schon vernahm er den leisen regelmäßigen Tritt der Kameele und das Rauschen und Flattern der Turbane und langen Mäntel der Reiter. Mühsam öffnete er jetzt die Augen, schloß sie aber schaudernd wieder, denn er sah die Geistercaravane dicht bei sich vorbeiziehen. Leise schwebten die gespenstigen Reiter vorbei und er sah sie alle, trotz der fest verschlossenen Augen. Es schien ihm auch, als winkten sie ihm, und ein todter Neger, der ebenfalls vorbei ritt, zeigte ihm grinsend die weißen Zähne und deutete auf ein lediges Pferd, das er an der Hand führte. In großer Menge zogen Kameele und Pferde vorbei, auf welchen die Reiter schweigend und tief in ihre Mäntel und Schleier gehüllt saßen, und Niemand bekümmerte sich weiter um den, der sterbend im Sande lag.

Da erschien eine neue Abtheilung des Zugs. Es waren große schwer beladene Kameele, denen eine Menge Sklaven zu Pferde folgten, die eine Frau umgaben, welche ein edles arabisches Roß ritt. Die Frau hatte

den Schleier ebenfalls um ihr Haupt gewickelt und starrte düster vor sich auf den Sattel. Plötzlich fing sie an, sich zu bewegen, hob den Kopf empor und blickte erschreckt und verwundert um sich. Ach, dieses Gesicht kam dem jungen Manne so freundlich und bekannt vor, obgleich er sich nie erinnerte, dasselbe gesehen zu haben. Es war ihm wie die Melodie eines Liedes, die er einst in frühester Zeit gehört und die jetzt wieder vor seinem Ohre erklang. Die Frau richtete fest das Auge auf ihn, der im Sande lag, und ihr blasses regungsloses Gesicht verzog sich plötzlich zu einem freundlichen Lächeln. Hastig warf sie den Schleier von ihrem Kopf, wandte das Pferd aus der Reihe auf die Stelle zu, wo er lag, sprang herunter und kniete neben ihn, wobei sie ihre Hand auf sein Herz und seine Stirne legte.

Saladin wußte nicht, wie ihm geschah und öffnete jetzt das Auge, um in das Gesicht der freundlichen Frau zu sehen, die über ihn gebeugt, seine Mienen mit der gespanntesten Freundlichkeit betrachtete. „Ja, er ist's," sagte sie darauf mit leiser tonloser Stimme, „es ist mein Sohn, der Sandsturm hat ihn verschont und ich sehe ihn wieder." Bei diesen Worten durchströmte ein unnennbar süßes Gefühl die Adern des Sterbenden und so schauerlich ihm im Anfang der Anblick der Geistercarawane gewesen war, so fühlte er sich doch jetzt nicht mehr so verlassen, als wie er vorhin einsam im Sande lag. Die Sklaven, in deren Mitte die Frau geritten war, wandten gleichfalls ihre Pferde aus der Reihe und umstanden den jungen Mann, ihn mit stieren Blicken anschauend. Hierauf löste die Frau eine Flasche von ihrem

Gürtel, aus der sie ihm einige Tropfen in den Mund goß, die wie flüssiges Feuer durch seinen ganzen Körper zu laufen schienen und alle seine Glieder mit neuer Kraft erfüllten. Bald war er im Stande, sich aufzurichten, und seine letzten Stunden kamen ihm wie ein Traum vor. Er ließ seine Blicke über die Beduinencaravane hinschweifen, die sich in langem Zuge unaufhörlich bei ihm vorbei bewegte. Dann schaute er in das bleiche Gesicht der Frau, die ihn mit inniger Liebe ansah, und zum ersten Mal in seinem Leben sprach er einen Namen aus, dessen süßer Klang ihm bisher fremd gewesen war. „Mutter," sagte er, „bist du es? Bist du meine Mutter, die ich in frühster Kindheit verlor, und die jetzt erscheint, mich vom Tode zu retten?"

Statt aller Antwort nickte die Frau traurig mit dem Kopfe, und sagte: „Ja, wenn ich es vermag." Plötzlich blickte sie rasch empor, der vorausgeeilten Caravane nach und warf einen fragenden Blick auf ihre Begleiter, die theilnahmlos um sie her standen.

Da kehrte auf einmal der Mohr zurück, den Saladin vorhin schon bemerkt und der ihm so seltsam zugelächelt hatte. Er ritt ein Pferd von schwarzer Farbe und führte ein ähnliches an der Hand, das er dem jungen Manne, ohne ein Wort zu sprechen, anbot.

Saladin richtete sich am Arm seiner Mutter empor und ließ sich an das Pferd des Negers begleiten, das er willenlos bestieg. Im gleichen Augenblick bestieg die Frau auch das ihrige, und der Zug setzte sich schweigend, aber eilig, auf's Neue in Bewegung.

Obgleich Saladin wohl fühlte, was in der letzten

Zeit mit ihm vergegangen sey, und trotz dem, daß er seine Mutter erkannt hatte, die ihn von dem Verschmachten gerettet, so kamen ihm doch diese seltsamen Ereignisse nur wie ein angenehmer Traum vor. Er sah die Frau an seiner Seite reiten, wie sie ihn liebend und mit Innigkeit anblickte und ihm zuweilen die Hand auf seinen Arm legte. Aber ach, was er schon früher gefühlt hatte, empfand er auch jetzt wieder, ihre Hand war kalt, und jede Berührung derselben zuckte ihm schmerzend durch den Körper. Auch ihr Gesicht, so freundlich es ihn anblickte und so angenehm ihm die Züge der Mutter erschienen, die er heut zum ersten Male sah, so waren sie doch leblos und starr.

Wenn es auch schien, als bewegten sich die Pferde und Kameele der Caravane nur langsam vorwärts, so flogen sie doch in der That mit einer unglaublichen Schnelligkeit dahin. Kaum tauchte vor dem Blicke Saladin's fern am Horizont eine neue Hügelreihe auf, so hatten sie dieselbe auch schon erreicht.

Nachdem sie auf diese Art eine Zeitlang fortgezogen, erblickte Saladin plötzlich am Horizont prachtvolle zierliche Gebäude, umgeben von schlanken Palmen, die wie durch Zaubermacht auf einmal aus dem Boden hervorgestiegen zu seyn schienen.

Dies Alles bot selbst bei Nacht einen wundervollen prächtigen Anblick. Die Paläste schienen von Innen erleuchtet und glänzten im Strahle der Lichter in den schönsten buntesten Farben. Die dichten Wälder von Orangen, Sykomoren und Palmen, welche die Gebäude umgaben, waren ebenfalls mit bunten Flammen erleuchtet,

die aus den zahlreichen Quellen und Springbrunnen, mit welchen der grüne Rasen fast bedeckt war, aufzusteigen schienen, oder es war vielmehr das Wasser selbst, das einen wunderbaren Glanz in allen Farben ausströmte.

Geblendet von dem Schimmer bedeckte Zaidin die Augen mit seiner Hand beim Anblick dieses prächtigen Eilandes mitten in der Wüste, und indem er seine Mutter fragte, welchem wohlthätigen Zauber jene Palme wohl, durchzuckte eine seltsame wehmüthige Ahnung seine Seele.

„Ach, mein Sohn," entgegnete die Frau, „es ist kein mächtiger Zauber, der dort waltet; alle jene Pracht und Herrlichkeit, die uns hier entgegen leuchtet, dient zum Aufenthalt der unglücklichen Feentöchter Morgana."

Ihr kennt Euch selbst kaum, welchen Eindruck jene Worte auf das Herz des jungen Mannes machten, und mit welchen Empfindungen er jetzt das Eiland wenige Schritte vor sich liegen sah, nach denen Sehnsucht er sein ganzes Leben getrachtet, und welche er fast den Tod erlitt.

„Höre mich, mein Sohn," fuhr die Mutter fort, „was du jetzt dort zauberhaft beleuchtet vor dir siehst, ist die Erscheinung, welche die Seefahrer in der Wüste oft am Horizonte aufsteigen sehen, und die bei Annäherung der Menschen beständig zurückweicht und entschwindet. Es ist die Fata Morgana; ein Paradies, das die Gnade des Propheten für die Unglücklichen erschaffen ließ, zu denen auch deine Mutter gehört, für jene nämlich, die in der Wüste starben, die der Sand bedeckt und denen deshalb kein Begräbniß zu Theil werden kann, wie es dem Rechte

gläubigen zukommt. Ah, für uns ist deshalb auch nicht die fortdauernde Lust des Paradieses, denn so lange die Sonne am Himmel steht, liegen wir regungslos unter dem Zelte und erst, wenn die Nacht anbricht, verlassen auch wir unsere Gräber und ziehen in großen unabsehbaren Scharen gen Osten, in das Reich der Prinzessin Morgana, wo alsdann die Nacht in wilder Lust und Fröhlichkeit zugebracht wird."

Saladin hörte kaum auf die Worte seiner Mutter, denn sein Herz eilte dem Zuge voran und schwebte schon, von den kühnsten Wünschen umgeben, unter jenen Palmen und Orangenbäumen; sein Auge suchte schon die Stelle auf, wo der Springbrunnen wohl seyn könne, an dem er die Prinzessin finden würde.

Jetzt hatten die ersten der Caravane das Eiland erreicht, und die stillen regungslosen Gestalten stiegen langsam von ihren Pferden und Kameelen herab und verschwanden darauf unter den Bäumen und zwischen den Gebüschen in das Innere der Oase, woher jetzt eine sanfte, aber fröhliche Musik ertönte.

So rückten nach und nach alle Züge der Geistercaravane ein, bis auf den, bei welchem sich Saladin befand, der sich schon lange vor Ungeduld kaum auf seinem Pferde zu halten vermochte. Jetzt hatten auch sie den Rasen erreicht und die Sklaven stiegen stillschweigend von ihren Rossen, um ihrer Herrin, so wie ihrem Sohne den Bügel zu halten. Hastig warf sich letzterer vom Pferde und wollte rasch in das Gebüsch stürzen, allein seine Mutter hielt ihn an der Hand zurück.

„Wo willst du hin, mein Sohn?" fragte sie ängstlich.

„Was treibt dich so rasch vorwärts? O bleibe zurück von den listigen Tänzen, die meine Unglücksgefährten aufführen. Bleibe ihnen fern, denn sie sind für kein Auge, auf dem noch der Glanz des Lebens strahlt."

„Ach, meine Mutter," entgegnete der Jüngling unerschrocken, „was kümmert mich Tanz und Musik? Etwas Anderes, ein süßes scheues Bild zieht mich hinaus in die Wüste und hätte mich dem sichern Tode entgegen geführt, wenn mich der Prophet nicht zu mir gerufen und mich kräftig errettet hätte. Doch jetzt, o Mutter, bin ich dem Original dieses Bildes nah, drum halte mich nicht länger zurück, denn ich muß sie selber sehen, muß mich der Prinzessin Morgana zu Füßen werfen."

Bei der Nennung dieses Namens verhüllte die Frau ihr Gesicht mit dem Schleier und sagte leise und traurig: „Wehe, wehe, mein Sohn, was ist mit dir geworden? Wer hat den schrecklichen Gedanken in deine Brust gelegt, die Prinzessin Morgana aufzusuchen? O mein Kind, bleibe zurück, folge nicht dem Zuge dieser Unglücklichen, welche die paar armlichen Funken, die ihnen der Prophet allnächtlich vergönnt, in wilder Lust zubringen; denn es könnte dir leicht nach deinem Wunsch geschehen, daß du die Prinzessin Morgana fändest; alsdann würde der Tod vielleicht dein Auge bedecken, und auch du würdest keine Ruhe haben und müßtest bis in ewige Zeiten jede Nacht dein Grab verlassen und dich auf's Pferd schwingen, um der Geisterkarawane zu folgen."

Mit den Bitten einer Mutter hat es eine eigene Bewandtniß. So mächtig sich auch Zalakin nach dem zauberhaften Eiland gezogen fühlte, so war es ihm doch

nicht möglich, seine Mutter zu verlassen, die ihn mit flehenden Worten beschwor, sich nicht in jenes bunte Gewühl zu mischen. Willenlos folgte er ihr und ließ sich an einen stillen Ort der Oase führen, wohin der Glanz des Lichtes nicht drang und wohin sich kein Ton der Musik verirrte. Die Mutter führte ihn zu einer Rasenbank, neben der ein kleiner Quell floß, den hochstämmige Sykomoren und Palmen umstanden, über der Bank und dem ganzen Platz mit ihren Zweigen eine große Laube bildend.

Hier setzte sich die Frau nieder und zog ihren Sohn neben sich auf die Bank, indem sie um Aufschluß bat, was er von dem Dasein der Prinzessin Morgana wisse, und was ihn getrieben habe, dieselbe aufzusuchen.

Mit möglichster Umständlichkeit und mit der größten Begeisterung erzählte Saladin darauf seine Schicksale, erzählte, wie ihn Abu el Deri erzogen, wie sein Pflegevater endlich gestorben und ihn mit dem alten Ismael allein gelassen habe. Dann sprach er in den glühendsten Worten von dem Bilde, das er zufällig gefunden, wie er nach dem Anschauen desselben schwer erkrankt sey und wie ihn von da eine unnennbare Sehnsucht, sich dem Originale desselben, der Prinzessin Morgana, zu nahen, nicht mehr verlassen habe; wie er darauf in Armuth und Elend versunken sey, bis ihn der Kalif Harun al Raschid ausgerüstet und mit der Caravane fortgeschickt habe, die er aber nach einigen Tagen verlassen und allein umherirrend beinahe verschmachtet wäre, wenn ihn in dieser Nacht die Mutter nicht gefunden und gerettet hätte.

Bei diesen letzten Worten zog er aus seinem Gürtel

das Bildniß, worauf seine Mutter dasselbe betrachtete und ihm entgegnete: „Mein Sohn, mir ist unerklärlich, welche Zaubermacht im Stande gewesen ist, dies Bildniß zu entwerfen; wirklich, es sind die getreuen Züge der Prinzessin Morgana."

„Siehst du, Mutter," entgegnete der junge Mann in freudigem Tone, „siehst du, daß meine Träume nicht gelogen, siehst du, daß ich meinen Wünschen nahe bin. Drum halte mich nicht länger zurück, den letzten Schritt zu thun, sie zu sehen, vielleicht ihre Liebe zu erwerben und glücklich zu seyn."

Der Jüngling wollte bei diesen Worten aufspringen, aber die Mutter zog ihn sanft zu sich nieder und bat ihn, aufmerksam zuzuhören, was sie ihm über das Wesen der Prinzessin Morgana mitzutheilen habe.

„Daß es dir gelang, mein Sohn," sprach sie, „in den Besitz dieses Bildnisses zu kommen, ist keine Gnade, die dir Gott und der Prophet erwies. O es ist vielmehr ein großes Unglück. Denn wenn du schon beim Betrachten dieses Gemäldes krank vor Entzücken und Liebe würdest, so würde dich, wie ich dir schon gesagt, der Anblick der Prinzessin selbst, deren Schönheit dieses Bild noch tausendfach übertrifft, unfehlbar tödten. Ach, die Glut ihres Auges strahlt so mächtig, daß sie selbst unsere todten Herzen erwärmen und uns das Leben wieder geben könnte, wenn nicht der mächtige Wille des Propheten uns beim aufsteigenden Morgenlicht wieder in unsere Gräber zurückkehren hieße."

„Die Prinzessin Morgana ist die Tochter einer Fee, welche vor der Geburt dieses Kindes die Königin der

Feeen um eine Gnade bat. Als ihr dieſe gewährt war, flehte ſie thörichter Weiſe in ihrem Stolz für die Tochter um eine ſolche Schönheit, die kein menſchliches Auge anſchauen könne, ohne vor Entzücken und Liebe zu ſterben. Ihr Wunſch wurde gewährt, und als die Prinzeſſin Morgana erwachſen war, richtete dieſe Gabe, ſowohl unter den Menſchen, als auch unter den Geiſtern, das ſchrecklichſte Unheil an. Wenn letztere auch beim Anblick der Prinzeſſin nicht ſtarben, ſo verſanken ſie doch in tiefe Schwermuth, weil es keinem gelang, in dem Herzen der Prinzessin Gegenliebe zu erwecken; denn als die Königin den thörichten Wunſch der ſtolzen Fee erfüllte, fügte ſie, um die Prinzeſſin zu demüthigen, hinzu, daß nur ein Sterblicher im Stande ſeyn ſolle, ihr Liebe einzuflößen, ein Ausſpruch, der nie in Erfüllung gehen konnte, weil alle Menſchen, die ſie erblicken, von dem Strahl ihrer Schönheit getroffen, plötzlich ſtarben. Ach, mein Sohn," ſchloß die Mutter, „ſo würde es dir auch ergehen und ich könnte nichts zu deiner Rettung thun."

Nachdem Saladin dieſe Erzählung gehört, fühlte er in ſeinem Herzen wohl die Wahrheit derſelben und überlegte eine Zeitlang, in traurige Gedanken verſenkt, was wohl das Schlimmſte für ihn ſeyn würde, ob es wohl trauriger wäre, wenn er ſein ganzes Leben in ungeſtillter Sehnſucht und Liebe verbrächte, oder wenn er mit einem Male durch den Anblick der Geliebten eines plötzlichen, aber doch ſchönen Todes ſtürbe.

Während dieſer Zeit war indeſſen die Nacht vorgerückt und die Sterne begannen am Himmel zu erbleichen. Die Pferde, die draußen im Sande zuſammen ſtanden

nugen an unruhig zu werden, warfen die Köpfe in die Höhe und scharrten mit den Füßen. Denn der Morgenwind, der sich jetzt erhob und langsam über die Fläche dahin strich, durchkältete sie und ließ sie vor Frost erzittern.

„Meine Zeit ist um," sprach jetzt die Frau zu Saladin, „und ich muß mit der Karawane hinaus in die Wüste flüchten bis zu der Stelle, wo mich der Sandsturm erreichte und bedeckte. Willst du mir folgen, mein Sohn, und bei meinem Grabe warten, bis wir in der nächsten Nacht wieder unsere Reise hieher antreten, oder willst du hier bleiben und auf meine Zurückkunft harren?"

So gern der junge Mann seiner Mutter gefolgt wäre, so kann man sich leicht denken, daß es ihm doch weit lieber war, wenigstens in der Nähe der Geliebten zu bleiben; wobei er seiner Mutter gelobte, daß er keinen Versuch machen werde, die Prinzessin zu sehen. Diese lächelte ihn mit trüber Miene an und entgegnete: „Wenn auch dein Wille gut ist, mein Sohn, so möchte doch deine Sehnsucht, die Prinzessin zu erschauen, meine Worte vergessen machen, deshalb nimm meinen Schleier, decke ihn über dein Gesicht und er wird dich vor Allem bewahren."

Darauf drückte sie ihm noch einmal die Hand und schwebte leise hinweg, oftmals zurückblickend und ihm zuwinkend, er möge ihr nicht folgen.

Saladin hatte den Schleier aus ihrer Hand genommen und breitete ihn, ihrem Befehl gemäß über sein Haupt aus; doch wie ward ihm, als er plötzlich eine unwiderstehliche Müdigkeit in seinem ganzen Körper

fühlte. Er mußte sich auf die Rasenbank niederlassen und nachdem er einige Augenblicke vergebens gegen eine Erstarrung angekämpft, die sich aller seiner Glieder bemächtigte, lag er regungslos wie ein Todter da. Es war kein Schlaf, der ihn gefesselt hielt, denn er sah und hörte deutlich Alles, was um ihn her vorging, doch so, als wenn sich Alles, was sich um ihn bewegte, nicht in der Wirklichkeit, sondern nur in seinen Gedanken verhanden wäre. Er sah, wie seine Mutter zur Caravane zurückging, wie sie sich auf ihr Pferd schwang und von ihren Dienern umgeben dahin flog; wie schwarze und graue Schleier schwebten die Gestalten über den Sand, den die anbrechende Morgendämmerung schon heller färbte, und es dauerte nicht lange, so war der ganze Zug der Geistercaravane am fernen Horizont und verschwand allmählig seinen Augen. Er lag ruhig da, und ermüdet, wie er nach der durchwachten Nacht war, hieß er den Schlaf herbeikommen, der ihn auch alsbald in seine Arme nahm.

Unterdessen wurde es Tag. Die Sonne stieg am Himmel empor, vergoldete die Spitzen der Palmen und Sykomoren, unter denen Saladin schlief. Obgleich sein Schlaf ein sehr fester war, so fühlte er doch mitten in demselben eine Bewegung, als sey er auf einem großen Schiffe, das von den Wellen getrieben, sanft auf dem Meere schaukelte. Ach, er schwamm ja auch auf einem Meere, freilich bestanden die Wellen nur aus Sand und sein Schiff war eine Tafe, aber es war ja die Fata Morgana, auf welcher er sich befand, die am Tage geisterhaft über den Sand dahin gleitet und wie das Menschenherz, nie einen Ruhepunkt hat.

Plötzlich war es dem jungen Manne, als höre er mitten im Schlaf ein leises Geräusch in den Zweigen der Gesträuche, die sein Lager umgaben, so wie leichte Fußtritte, die näher zu kommen schienen. Er versuchte es, die Augen zu öffnen, und wenn ihm dies auch gelang, so erwachte er doch nicht, wie sonst ein Mensch, aus einem gesunden Schlaf zu vollkommenem Wachen, sondern er befand sich in demselben sonderbaren Zustande, in welchem ihn die Mutter zurückgelassen, nachdem er ihren Schleier über den Kopf gezogen. Er sah Alles in einem gemilderten Lichte. Die grelle Farbe des Sandes draußen kam ihm wie ein leichtes Gelb vor, und er konnte sogar in die glühende Sonne schauen, ohne von ihrem Glanz geblendet zu werden.

Doch wer beschreibt sein Erstaunen und sein Entzücken, als er jetzt um sich schaute und die Gestalt eines Mädchens gewahrte, die singend unter den Bäumen umher wandelte und auf ihn zukam, sein Entzücken, sage ich Euch, denn er erkannte in der reizenden feenhaften Gestalt die Prinzessin Morgana, wie sie auf dem Bilde gemalt war. Auch jetzt hatte sie den Kopf zur Erde gesenkt und wenn gleich Saladin der Worte seiner Mutter gedachte, daß der Blick des schönen Mädchens tödtlich sey, so vergaß er doch Alles und bat im Stillen den Propheten, er möge ihm nur einmal den vollen Anblick in dies himmlische Gesicht gewähren, er wolle alsdann gern sterben.

Jetzt war die Prinzessin ganz nahe zu ihm herangekommen, hob plötzlich ihren Kopf empor und blieb mit einem erstaunten Blick stehen, als sie hier den fremden jungen Mann gewahrte.

Was sich auch Saladin von ihrer Schönheit und ihrem Liebreiz gedacht und was er auch davon aus dem Bildnisse entnommen hatte, es wurde unendlich übertroffen von der Wirklichkeit. Bei dem Blick, mit dem ihn die Prinzessin ansah, schien sein Herz auf's Neue erkranken zu wollen. Das Blut tobte wild in seinen Adern und es war ihm, als könne nur der Tod das Feuer, das ihr Blick in ihm entzündet, auslöschen. Doch Dank dem Schleier der todten Mutter, er brach, wie die Glut, die Sonne, auch den Glanz dieser Schönheit, der auf ihn einströmte und bewahrte ihn so vor dem Tode, der ihn sonst wie jeden andern Menschen getroffen haben würde.

Die Prinzessin ihrerseits war nicht wenig betroffen als sie sah, daß der schöne junge Mann regungslos liegen blieb. Zwar entfernte sie sich nach wenigen Augenblicken wieder, doch nicht, ohne im Weggehen sich noch einige Male nach ihm umzusehen; nur in der Absicht, um sich zu überzeugen, ob der junge Mann nicht vielleicht todt sey, da er sich gar nicht bewege.

Diese Gedanken machte die Prinzessin Morgana im Lauf des Tages noch öfters hegen, denn Saladin bemerkte zu seiner höchsten Freude, daß sie mehrere Male in die Nähe der Laube kam und aufmerksam nach ihm blickte. Auch war es ihm sehr beruhigend, an den Schlägen seines Herzens zu fühlen, daß der wilde Schmerz, der ihn beim Anblick der Prinzessin fast getödtet hatte, sich jedesmal verminderte, so oft er sie wieder sah und am Abend dieses Tages nur in einem gelinden Stechen bestand, wie es auch andere Menschen in der linken Seite fühlen, wenn sie sich dem Gegenstand ihrer Liebe nahen.

Es sank die Sonne hinab und die Nacht stieg langsam herauf, und wie die Dunkelheit sich über die Wüste, so wie über die Oase, in welcher Saladin lag, ausgebreitet hatte, begann in letzterer dasselbe glänzende und bunte Leben wieder, wie in der vergangenen Nacht. Das Wasser in den Springbrunnen und Quellen glänzte in den mannigfaltigsten Farben und zeigte die Bäume und Gebäude in einem zauberhaften Lichte. Musik erscholl von fern her und zugleich fühlte Saladin, wie die unsichtbaren Bande, die seinen Nerven gefesselt hielten, allmählig lockerer wurden und er sich wieder bewegen konnte. Er sprang von seinem Lager auf und sein erster Gedanke war, sich in das Innere der Oase zu begeben, sich der Prinzessin Morgana zu Füßen zu werfen und ihr seine Liebe zu gestehen. Allein er erinnerte sich noch zur rechten Zeit an die Worte seiner Mutter und beschloß daher, ihre Rückkehr ruhig abzuwarten.

Bald gewahrte er auch von der Wüste die Reiter-caravane, wie sie heranzog und wenig Augenblicke darauf wogten die gefangenen Reiter in bunten Schaaren heran, verließen eilig ihre Pferde und Kameele und begaben sich in das Innere der Insel, um wie gestern die Nacht in voller Ruh zuzubringen. Auch die Mutter Saladin's erschien wieder und eilte freudig auf ihren Sohn zu, als sie sah, daß er sich noch wohlbehalten an dem Orte befand, wo sie ihn gestern verlassen. Er erzählte ihr eilig den Verlauf des verflossenen Tages, daß ihm die Prinzessin mehrere Male erschienen sey, daß seine Liebe zu ihr sich noch tausendmal vergrößert hätte, und daß ihn

keine Macht der Erde abhalten würde, sie morgen aufzusuchen, um sich ihr zu Füßen zu werfen.

„Ach, Mutter," fügte er hinzu, „wer weiß, ob es mir nicht vom Schicksal bestimmt ist, ihre Gegenliebe zu erlangen und der glücklichste Mensch auf Erden zu werden. Wenn mich auch wahrscheinlich kein Schleier bei ihrem Anblick vor einem plötzlichen Tode bewahrt hat, so hat sich mein Auge doch schon an den Strahl ihrer Schönheit einigermaßen gewöhnt und ich will morgen wenigstens den Versuch wagen, sie anzuschauen, sollte ich auch dabei zu Grunde gehen."

Umsonst waren alle Bitten und alles Flehen der Mutter; die Liebe für die schöne Prinzessin war in der Brust des jungen Mannes zu mächtig geworden, und er fühlte wohl, daß es sich hier auf alle Fälle um Leben oder Tod handle, und als die Nacht vergangen war und die Mutter beim Abschied wieder ihren Schleier zurück ließ, nahm er ihn zwar an, hütete sich aber wohl, ihn wie gestern über sein Haupt auszubreiten.

Hoffend und erwartend saß er da, dem Anbruch des Tages entgegenschauend. Die Sonne stieg jetzt wieder empor und so sehr es ihn auch gedrängt hatte, die Prinzessin aufzusuchen, so zögerte er doch jetzt, als der Augenblick wirklich gekommen war, von Minute zu Minute, und es dauerte eine geraume Zeit, bis er sich endlich erhob und in das Innere der Oase ging.

Wie hoch und herrlich waren hier die Bäume und mit welch' frischem Grün der Rasen bedeckt. Er hatte nie etwas Aehnliches gesehen, die Quellen rieselten so klar über weißen Silbersand dahin und kühlten die Luft

rings um ab. Ach, und wie schön waren erst die schlanken zierlichen Lustbäume, bei denen er vorbei kam! Es konnte es nur im Paradiese seyn. Wohin er auch den Blick wenden mochte, beständig zeigte sich ihm eine neue entzückende Aussicht. Licht und Schatten, Bäume und Wasser, verbunden mit den glänzenden Gebäuden wechselten beständig auf die reizendste Art ab. Auf einmal fühlte Saladin an dem ängstlichen Pochen seines Herzens, daß er sich dem Gegenstande seines Sehnens nähere: er stand einen Augenblick still, tief Athem schöpfend. Ja, er sah jetzt durch die Bäume den Springbrunnen, den er auf seinem Gemälde so tausendmal angeschaut, und an dem Brunnen saß die Prinzessin, den Kopf in die Hand gelegt, ganz so, wie auf dem Bilde.

Mit leisen zagenden Schritten nahte er sich, und war es eine ohnmächtige Schwäche, die ihn anwandelte, oder seine übergroße Liebe, denn er ließ sich ehrerbietig auf ein Knie nieder und wagte es kaum, die Augen zu erheben. Eine Zeit lang blieb er ihr so gegenüber, bis die Prinzessin mit einem Mal das Gesicht in die Höhe hob und einen lauten Schrei ausstieß als sie den jungen Mann zu ihren Füßen knien sah. O hätte er doch in diesem Augenblicke den Schleier der Mutter zur Hülfe gehabt, daß derselbe den Strahl ihrer Schönheit etwas gemildert hätte! Wenn er sich auch gestern schon ziemlich an ihren Anblick gewöhnte, so konnte er heute doch den Glanz ihrer Schönheit nicht ertragen und sank verwirrt und halb besinnungslos zu den Füßen der Prinzessin.

Als er nach einigen Augenblicken wieder zu sich kam

und die Augen öffnete, erblickte er zu seinem unaussprechlichen Entzücken daß sie sich über ihn gebeugt hatte und mit schmerzlichem Blick aufmerksam auf ihn nieder sah. Obgleich er seine Augen wieder schloß, so fühlte er jetzt statt der verzehrenden Glut, die vorhin sein Herz bedroht, eine sanfte angenehme Wärme durch seinen Körper ziehen. Er faßte die Hand der Prinzessin, drückte sie an sein Herz und konnte kaum die Worte hervorstammeln: „Ach, möge mir der Prophet nur noch wenige Augenblicke schenken, damit ich dir sagen könne, wie sehr ich dich liebe.“

Die Prinzessin schien aber nicht weniger erfreut, als Saladin, und wie man so sah, wie ihr Auge in seines schaute, so konnte man leicht auf den Gedanken kommen, daß eine plötzliche Liebe zu dem schönen Manne in ihrem Herzen Eingang gefunden und der Ausspruch der Feenkönigin erfüllt sey. Denn wenn auch die Schönheit der Prinzessin Morgana so ausgezeichnet war und blieb, daß es nichts Aehnliches mehr auf der Welt gab, so verwandelte sich doch die verzehrende Glut ihrer Augen von dieser Stunde an, wo sie dem jungen Manne ihr Herz geschenkt, in eine angenehme behagliche Wärme, die jedem wohlthat, der ihr in's Auge sah.

Ja, beide liebten sich innig und herzlich, und welch' glücklichen Tag sie heute in der schönen Oase verlebten, kann man sich leicht denken. Unter Scherzen und Spielen ging der Tag vorbei, und als der Abend heraufstieg, erhob sich die Prinzessin von der Seite ihres Geliebten, um sich, wie sie sagte, in ihre Gemächer zurückzuziehen.

„O mein Geliebter,“ sprach sie, „von dem Glücke,

das mir der Prophet gegeben, indem ich dich fand, muß ich meine Mutter, die über das Schicksal ihrer Tochter beunruhigt ist, in Kenntniß setzen. Der Bote, den ich ihr schicke, ist schnell, und obgleich sie tausende von Meilen entfernt wohnt, wird er doch noch vor Anbruch des Tages zurückkommen und mir die Erlaubniß bringen, diese einsame Oase verlassen zu können und ferner mit dir vereint zu leben."

Nach diesen Worten entwand sie sich sanft den Armen des jungen Mannes, der es nicht wagte, ihr zu folgen und verschwand zwischen den Gebüschen.

Ungeduldig erwartete Saladin den Eintritt der Nacht, so wie seine Mutter, um sie von dem Glück, das ihm widerfahren, in Kenntniß zu setzen. Es dauerte auch nicht lange, so schwebte die Geisterkarawane heran und die Mutter des jungen Mannes eilte nach der Laube, nicht wenig erfreut auch heute ihren Sohn wieder zu finden. Noch größer aber war ihr Entzücken, als Saladin ihr die Begebenheit des vergangenen Tags mittheilte, und wie es ihm gelungen sey, die Liebe der Prinzessin Morgana zu erhalten. Er erzählte ihr, daß er wahrscheinlich schon morgen die Oase verlassen werde, um mit seiner Geliebten unter die Menschen zurückzukehren, und sprach dabei seinen Kummer aus, die Mutter heute zum letzten Male zu sehen. Doch diese tröstete ihn, und bat zugleich, ihrer nicht zu vergessen und ihrem Andenken eine Todtenfeier zu halten, wie sie dem Rechtgläubigen zukomme, damit ihre Seele zu den Freuden des Paradieses eingehen könne und sie nicht mehr jede Nacht der Geisterkarawane zu folgen brauche.

Saladin verſprach dies unter Vergießung häufiger Thränen, und als der Morgen kam, ſegnete ihn die Mutter, und trennte ſich beruhigt von ihm. Sie ſchwang ſich auf ihr Pferd und ſchwebte zum letzten Mal mit der Caravane dahin. Lange blickte ihr Saladin nach und bat in einem brünſtigen Gebete den Propheten, ihrer Seele gnädig zu ſeyn.

Kaum rothete die aufſteigende Sonne die Gipfeln der Bäume und ſpielte auf den vergoldeten Dächern der zierlichen Luſthäuſer, ſo vernahm der Jüngling im Innern der Oaſe ein verwirrtes Geräuſch von menſchlichen Stimmen und dazwiſchen das Wiehern muthiger Pferde, ſo wie das laute Geſchrei der Kameele, welches dieſe auszuſtoßen pflegen, wenn man ſie bepackt. Erſtaunt erhob er ſich von der Raſenbank und wandte ſeinen Schritt gegen das Gebüſch. Er glaubte im erſten Augenblicke es ſey die Geiſtercaravane, die noch einmal zurückkehre; allein ſeine Freude war um ſo größer, als er jetzt, auf einen freien Platz hinaustretend, der ſich in der Mitte der Oaſe befand, eine andere Caravane, die aus lebendigen Menſchen, Kameelen und Pferden beſtand, erblickte. Noch größer aber ſtieg ſein Entzücken, als mit ihm zu gleicher Zeit von der andern Seite des Platzes her, die Prinzeſſin Morgana erſchien, umgeben und gefolgt von einer Menge dienender Frauen und Sklaven, zwiſchen welchen ſie ſchöner hervorſtrahlte, als der leuchtende Mond unter den Sternen.

Sie trat dem Jüngling entgegen, reichte ihm die Hand und wandte ſich mit folgenden Worten an ihre Dienerſchaft, ſo wie an die ganze Caravane: „Seht

hier, Euren Herrn!" worauf die Weiber freudig ihre Schleier wehen, und die Männer ein donnerndes Hussah! erschallen ließen.

„Geliebter," sprach darauf die Prinzessin zu Saladin, „meine Mutter freut sich über das Glück ihrer Tochter und die Kameele, die du hier mit Schätzen beladen siehst, hat sie zu meiner Ausstattung gesandt. Jedes von ihnen ist reich mit Gold und Silber beladen, und seine unermeßlichen Schätze würden allein für ein ganzes Menschenleben ausreichen.

Darauf winkte die Prinzessin mit der Hand, und schwarze Sklaven brachten zwei prächtige arabische Pferde herbei, welche Saladin und die Prinzessin bestiegen. Sie begaben sich an die Spitze der Caravane, die nun alsbald in die Wüste hinauszog. Als sie die schöne Oase mit ihren frischen grünen Bäumen und dem klaren Wasser hinter sich hatten, wandte die Prinzessin mit ihrem Gemahl ihre Pferde herum und Beide sagten mit leiser Stimme dem Orte Lebewohl, an welchem sie sich gefunden und so glücklich geworden waren. Ach, sie mußten ihm auf ewig Lebewohl sagen. Denn wie ihr Fuß einmal diesen grünen Rasen verlassen hatte, konnte er nie mehr dahin zurückkehren. Sie sahen mit Erstaunen und Ueberraschung, wie sich die Oase von ihnen entfernte, und über den Sand immer weiter und weiter dahin schwebte. Bald erblickten sie sie fern am Horizonte, ganz in derselben Gestalt, wie sie alle Reisenden an schönen Tagen sehen. Die Palmen zittern und schwanken hin und her, das Wasser hebt sich und fällt und die Gluten der Fata Morgana verschwimmen allmählig im Sande.

ſo daß man nicht mit Beſtimmtheit ſagen kann, dort fängt ſie an oder dort hört ſie auf — ein Bild der Liebe im Menſchenherzen. —

Unter dem Schalle der kleinen Pauken und dem Schmettern großer krummer Hörner zog nun die Caravane ihres Wegs durch die Wüſte dahin. — —

Kehren wir nun zu dem alten Ismael und der Caravane zurück, mit der Saladin in die Wüſte hinausgezogen war.

Als auf die Nacht, in welcher Saladin ſein Zelt verlaſſen hatte, und ſeiner Caravane ſo wie dem alten Diener entflohen war, der Morgen heraufdämmerte, erwachte Ismael aus einem feſten und geſunden Schlaf. Er ſchaute verwundert um ſich, als er das Lager ſeines Herrn leer erblickte, dachte aber anfänglich nichts Arges dabei, ſondern glaubte vielmehr, Saladin ſey hinaus vor die Zelte gegangen, um den friſchen ſchönen Morgen zu genießen. Doch als er nach Verlauf einer Stunde noch immer nicht zurück war, trat der Alte vor das Zelt und bemerkte, daß auch das Pferd ſeines Herrn fehle. Als ſich die Caravane endlich zum Aufbruch rüſtete, und Saladin noch immer nicht erſchien, wurde Ismael unruhig und lief in den Reihen umher, und forſchte bei den Wachen, ob Niemand etwas von dem Jüngling geſehen habe.

Allein Niemand wollte etwas von Saladin wiſſen, und ſomit konnte keiner den armen Ismael aus ſeiner tödtlichen Angſt reißen. Ach, dachte dieſer bei ſich, wo mag er hin gerathen ſeyn, wer weiß, was ihn verblendet hat, hinaus in die Wüſte zu ziehen, wo er

gewiß seinen Tod finden wird. Der Gedanke, daß Saladin im Wahnsinn seiner Liebe die Caravane heimlich verlassen, um allein in der Wüste nach dem Original jenes unglückseligen Bildes umherzuirren, erfüllte den getreuen Diener mit bangem Schrecken, und als der Jüngling im Lauf dieses und des folgenden Tages nicht zurückkehrte, ward es Jomael zur Gewißheit, daß Saladin allein in der Einöde umherirre. Wie gern wäre er ihm gefolgt, doch wohin sollte er seine Schritte wenden. Wer hätte ihm können den Weg angeben, den der unglückliche junge Mann genommen? So mußte denn der treue Diener bei der Caravane bleiben, mit der er traurig und niedergeschlagen wieder nach Damaskus zurückkehrte, in welcher Stadt ihn ein neues Unglück betraf, indem die Sklaven, die ihm der Kalif mitgegeben, überdrüssig, einen zu bedienen, der, wie sie glaubten, ihres Gleichen war, an einem frühen Morgen mit sämmtlichen Pferden und allem Geld verschwanden, so daß dem armen Jomael nichts blieb, als der Anzug, den er auf dem Leibe trug, und einige wenige Goldstücke, die er in seinem Gurtel verwahrt hatte.

Was sollte er jetzt machen? Das Räthlichste schien ihm, mit der Caravane nach Bagdad zurückzukehren, denn er glaubte mit Bestimmtheit, daß sein junger Herr, im Falle er mit dem Leben davon komme, ebenfalls dahin zurückkehren werde, um seinen Diener aufzusuchen. Er miethete deshalb ein altes Kameel, und kehrte nach einer mühevollen und traurigen Reise nach Bagdad zurück.

Wenn auch hier die Leute in den Bazars und an

den Straßen, die damals Uebles von dem alten Ismael und dem jungen Manne gesprochen, diese Geschichte nach deren Abreise bald vergessen hatten, so war denn doch die Caravane kaum zurückgekehrt, als hie und da einer fragte, was denn eigentlich aus jenem alten Spitzbuben geworden sey, und mit welchem Frohlocken vernahmen sie alsdann die Antwort, daß dem Alten unterwegs der junge Mann entlaufen, und Ersterer arm und nackt auf einem schäbigen Kameel allein zurückgekommen sey.

„Seht Ihr es wohl!“ rief laut lachend der Barbier an der großen Caravanserei, „seht Ihr es wohl, wie recht ich gehabt! Ja, so geht's! Der Prophet ist so gnädig und schlägt oft die Sünder durch ihre eigene Thaten. Hat doch der Alte geglaubt, den Kalifen zu prellen, und ist nun von dem jungen Schlingel selbst betrogen worden. Gott möge unsern Kalifen Harun al Raschid beschützen! Aber er wird sich für die Zukunft schon in Acht nehmen.“

Der arme Ismael, der von den üblen Nachreden, die sich über ihn verbreitet und sogar bis zum Ohr des Kalifen gedrungen waren, keine Ahnung hatte, sah sich nicht so bald wieder in Bagdads Mauern, als er sich Freitag Morgens in den innern Palasthof begab, um sich dem Kalifen, wenn dieser in die Moschee reiten wollte, zu Füßen zu werfen.

Er hatte hier noch nicht lange gewartet, als der Großvezier durch das Thor ritt, um sich zum Kalifen zu begeben. Kaum wurde dieser den Alten gewahr, als er die Augenbrauen zusammenzog und den Wachen des Schlosses befahl, ihn augenblicklich fest zu nehmen:

ein Befehl, der zu Ismaels größtem Schrecken auch pünktlich befolgt wurde. Zwei Soldaten nahmen ihn in die Mitte und brachten ihn vorläufig in eines der Gefängnisse des Palastes, wo er bis zum folgenden Tage sitzen mußte.

Der arme Ismael, der in der letzten Zeit schon viel Unglück erfahren hatte, nahm auch diese Gefangennehmung als ein Schicksal hin, womit ihn der Prophet prüfen wolle. Ueberdies glaubte er nicht anders, als daß man ihn mit einer andern Person verwechselt habe, weil er sich keines Unrechts bewußt war. Nachdem er die Nacht unter sehr traurigen Betrachtungen in seinem Gefängniß zugebracht, wurde er am andern Morgen vor den Kalifen geführt, der sich mit seinem Großvezier allein in einem Saale befand, aber Beide hatten ganz und gar nicht das freundliche Ansehen, wie das erste Mal, als Ismael vor das Antlitz des Beherrschers der Gläubigen getreten war.

Harun al Raschid runzelte bei seinem Eintritt die Stirn und der Großvezier befahl ihm, näher zu treten.

„Wer bist du?" begann der Letztere; eine Frage, welche Ismael freudig also beantwortete: „Ach, Herr, ich habe die Gnade, von dir gekannt zu seyn, ich bin Ismael, der Diener Abu el Teris."

Der Aermste glaubte nämlich immer noch, daß mit ihm eine Verwechslung vorgegangen sey, und man habe ihn für einen Andern eingesteckt. Aber wie sehr erschrak er, als ihn der Vezier mit zornigem Tone anfuhr: „Wie, du wagst es noch, vor dem Angesicht deines Herrn und

Kalifen auf deiner Lüge zu beharren. Abu el Deri war ein rechtgläubiger Muſelmann, und hat nie Diebe und Betrüger zu ſeinen Dienern gehabt."

„Ach, Herr" entgegnete Jsmael, „was ſagſt du da? Ich bin ein armer alter Mann, den das Unglück hart darnieder gebeugt hat, aber ſo wahr mir der Prophet helfen ſoll, ich habe niemals auch nur den Werth eines Piaſters geſtohlen oder veruntreut, auch niemals die Unwahrheit geſprochen."

„Höre, Jsmael," ſagte der gutmüthige Kalif, dein Läugnen kann zu nichts führen, geſtehe lieber dein Unrecht ein, damit ich dir ein gnädiger Herr ſeyn kann."

„Aber was ſoll ich denn eigentlich geſtehen," jammerte der Alte, indem er ſich vor dem Kalifen auf die Kniee warf.

„Zuerſt," begann der Großvezier wieder, „wer war der junge Menſch, den du für den Pflegeſohn Abu el Deri's ausgabſt, und wo iſt er geblieben?"

„Ach, Herr, der junge Saladin," entgegnete der alte Mann, „es war ja der Pflegeſohn Abu el Deri's. Aber wo er geblieben iſt, das weiß nur Gott und der Prophet."

„So," entgegnete der Vezier, „alſo beharrſt du bei deinen Lügen; nun ſo muß ich an deiner Statt dir ſelber die Wahrheit ſagen, damit du auch weißt, daß wir hinter deine Schliche gekommen ſind, und nicht etwa glaubſt, man habe dich widerrechtlich gefangen geſetzt. Der junge Spitzbube, den du als den Pflegeſohn Abu el Deri's bezeichneteſt, und den mein großmüthiger Herr, der Kalif, auf dein klug ausgeſonnenes Märchen reichlich

beschenkte, ist eben so wenig der Pflegesohn Abu el Teri's, als du denen Tieren. Auch ward er nicht als Kind im Sande der Wüste gefunden und von dir auferzogen, sondern du fandest ihn in einer Barbierstube, woraus du ihn mitnahmst und abrichtetest, um deinen Herrn den Kalifen zu betrügen."

Ismael wußte bei dieser Anklage nicht, was er sagen sollte; so etwas hatte er sich nicht erwartet, und als er aus seinem ersten Schrecken wieder zu Worte kommen konnte, betheuerte er bei dem Barte des Propheten und bei Allem, was jemt noch heilig ist, daß sich der Großvezier irre, und daß Saladin wirklich der Pflegesohn Abu el Teri's sey. Allein was halfen ihm seine Betheurungen und Schwüre, was half es ihm, daß er ausführlich seine Reise beschrieb bis zu dem Augenblicke, wo er seinen jungen Herrn verloren hatte. Der Großvezier glaubte ihm ebensowenig wie der Kalif und als Ismael geendigt hatte, klatschte der Vezier in die Hände, und ließ den Barbier von der großen Caravanserei herbeiführen.

Dieser wiederholte seine Aussage, daß der junge Mensch, der unter dem Namen Saladin vom Kalifen so reichlich beschenkt worden war, einer seiner Gehülfen gewesen, der ihm vor ein paar Monaten davon gelaufen sey. Auch fügte er mit einem Seitenblick auf Ismael hinzu: „Beherrscher der Gläubigen! Kein Mensch ist im Stande zu behaupten, daß er sich nicht irren könne, allein es ist mir, als hätte ich gerade zu jener Zeit diesen Alten mit dem jungen Menschen oft im Gespräche gesehen, wahrscheinlich als sie sich darüber beriethen, wie

es am besten anzufangen sey, die Großmuth deiner Hoheit zu mißbrauchen."

Der Kalif hörte diesen Verhandlungen mit finsterm Blicke zu, und als der Barbier geendigt hatte, sagte er zu dem alten Manne: „Höre, Ismael, es thut mir leid, dich auf dieser Untreue ertappt zu haben, und wenn meine Gnade dich auch gerne ungestraft entließe, so bin ich es doch der Gerechtigkeit schuldig, deinen Betrug zu ahnden. Da ich aber nicht Richter und Ankläger in einer Person seyn will, so sollst du vor den Kadi meiner Stadt Bagdad gebracht werden, welcher nach genauer Erwägung aller Umstände Recht über dich sprechen wird."

Danach wurde Ismael wieder in's Gefängniß zurückgebracht und am andern Tage vor den Kadi geführt, bei dem der Barbier seine Aussage von gestern wiederholte, worauf der Oberrichter der Stadt Bagdad dahin urtheilte, daß Ismael sich des Verbrechens schuldig gemacht, den Kalifen durch eine erdichtete Erzählung betrogen zu haben, und ihm als Strafe fünfhundert auf die Fußsohlen, so wie zehn Jahre Gefängniß zuerkannte. Als Vergünstigung gab ihm der Oberrichter noch eine Frist von drei Tagen, binnen welcher Zeit der junge Mann vielleicht zurückkehren könne, um seine Unschuld zu beweisen.

Die Gnade des Kalifen erließ ihm zwar die fünfhundert Hiebe auf die Fußsohlen, als aber die drei Tage verstrichen waren, ohne daß Saladin zurückgekommen, wurde Ismael an die Gefängnisse abgeliefert und mit Spitzbuben und Mördern dazu gebraucht, auf dem Tigris

Schiffe zu ziehen und ähnliche schwere Arbeiten zu verrichten.

So weit war der Unglückliche nun gekommen, durch die Anhänglichkeit an seinen alten und seinen jungen Herrn, so wie durch den Leichtsinn des Letztern. Ach, Ismael freute sich nur, daß er nach dem Laufe der Dinge doch nur noch wenige Jahre dazu bestimmt sey, unschuldiger Weise diese harte Strafe zu erleiden. Jetzt erst freute er sich recht seines Alters, und sah dem Tod als einer Wohlthat entgegen, der ihn alsdann von allem Unglück befreien würde. Es schmerzte ihn tief, daß ihn der gütige Kalif in der That für einen Betrüger hielt, und er würde sich gern noch einer härteren Strafe unterworfen haben, wenn er nur den Kalifen Harun al Raschid, so wie denen Beiden von seiner Unschuld hätte überzeugen können. Freilich blieb ihm noch eine schwache Hoffnung, sein Herr könne doch noch wiederkehren, ja vielleicht glücklich wiederkehren, um seine Unschuld auf's Glänzendste zu bezeugen. Doch verfloß Tag um Tag, und Woche um Woche — und Ismael hatte immer vergebens gehofft, und in das Land hinausgeschaut.

Da traf es sich eines Morgens, daß er mit mehreren andern seiner Mitgefangenen beschäftigt war, ein großes Schiff den Fluß hinaufzuziehen. Die Hitze des Tages war drückend und schwül, deshalb durften die armen Gefangenen hin und wieder von der Arbeit ablassen und sich in den Schatten der Bäume legen, die am Ufer standen. Hier lag denn Ismael und schaute betrübt hinaus in die Ferne, als er von Weitem eine große und reiche Karavane erblickte, die gen Bagdad zog

Beim Anblick der beladenen Kameele und der zahlreichen Sklaven dachte er lebhaft an seine früheren Zeiten, wie er mit seinem Herrn Aun el Deri froh und munter durch die Welt gezogen sey.

Indessen kam die Caravane näher und Ismael, so wie die andern Gefangenen gestanden sich, in langer Zeit keinen so prächtigen Zug gesehen zu haben. Die Kameele waren alle von ungewöhnlicher Schönheit und Stärke, und auf's Sorgfältigste und Reichste beladen. Die Menge der Sklaven war kaum zu zählen und alle ritten kräftige und schöne Pferde, und ihre Anzüge waren so reich, daß man sie alle für Herren hätte halten können, wenn nicht die Besitzer der Caravane selbst in der Mitte des Zuges durch den Glanz ihrer Gewänder und die Pracht ihrer Reise alle Blicke auf sich gezogen hätten. Hier sah man auch eine große Menge Sklavinnen, die eine schöne Frau umgaben, und den Glanz der goldgestickten Gewänder und Schleier konnte das Auge kaum ertragen.

Ismael wandte sein Auge ab und ging seufzend wieder an seine harte Arbeit, indeß die Caravane stolz und prächtig in die Mauern Bagdads einzog.

Obgleich der arme Sklave schon viele Caravanen bei sich hatte vorbeikommen sehen, so hatte doch keine seine Einbildungskraft in so hohem Grade erregt, wie die von heute Morgen, und als er nach mehrstündiger Arbeit mit seinen Mitgefangenen am Ufer des Tigris im Schatten ausruhen durfte, baute er sich die angenehmsten und schönsten Luftschlösser und dachte: „Ach, wenn dein junger Herr auch einst in solch prächtigem Aufzuge zurückkäme und dich erlöste, wenn er zurückkäme und vor

den Kalifen Harun al Radschid hinträte um ihn zu fragen, was denn aus seinem treuen Diener Ismael geworden sey, und wenn er an seiner Hand die wunderschöne Prinzessin führt, ein lebendiges Zeugniß, daß ich nicht gelogen, sondern die Wahrheit gesprochen habe."

So lag er da und verzehrte sein hartes Brod, als plötzlich der Oberaufseher der Gefangenen, von zwei Sklaven begleitet, eiligst daher geritten kam, und dem alten Manne befahl, ihm zu folgen.

Ismael, der anfänglich fürchtete, der Oberrichter der Stadt Bagdad lasse ihm nachträglich die geschenkten fünfhundert Hiebe auf die Fußsohlen noch auszahlen, indem er sonst nicht wußte, was man von ihm, dem armen unbekannten Menschen wolle, begleitete er den Oberaufseher traurig in seine Wohnung und war nicht wenig erstaunt, als man ihm hier seine alten schlechten Kleider abnahm, und ihm dafür einen guten Kaftan und einen reinen Turban anzog. Auf seine Fragen sagte ihm der Aufseher der Gefangenen nur: er wisse nichts weiter, als daß er befehl habe, ihn augenblicklich vor das Angesicht des Kalifen zu bringen. Ach, schon diese Botschaft erfüllte den alten Mann mit freudigem Schrecken; denn was konnte der großmüthige Kalif anders von ihm wollen, als ihn begnadigen. Vielleicht, dachte er, ist deine Unschuld an den Tag gekommen, oder am Ende gar dein junger Herr zurückgekehrt. Doch dieser letzte Gedanke war ihm zu groß und herrlich, als daß er es vermocht hätte, ihn ferner auszumalen.

So gelangten sie zum Palaste des Kalifen und Ismael wurde in eine Vorhalle geführt, wo ihm der

Großvezier Abdallah in eigener Person entgegen kam, ihm die Hand reichte und mit bewegter Stimme sagte: „Ismael, wir haben in unserer Verblendung dir unrecht gethan; aber der Prophet, der deine Unschuld an den Tag kommen ließ, wird dir dafür eine glänzende Belohnung geben. Folge mir nun zum Kalifen."

Der alte treue Diener zitterte vor Freude und Entzücken und folgte dem Großvezier in das anstoßende Gemach. Hier blieb er mit gesenktem Aug' an der Thür stehen und vermochte es im ersten Augenblicke nicht, dem Kalifen in's Gesicht zu schauen. Doch als ihn dieser freundlich bei Namen rief, blickte er empor und wer beschreibt sein Erstaunen und seine unendliche Freude, als er seinen jungen todtgeglaubten Herrn erblickte, der ihm jetzt entgegen sprang und ihm weinend um den Hals fiel.

Fast wäre der alte Mann dem Uebermaße der Freude erlegen, als ihm Saladin mit kurzen Worten seine Geschichte erzählte, und als er ihn darauf bei der Hand nahm und vor seine Gemahlin, die Prinzessin Morgana führte, ward Ismael von all' dem Gehörten, so wie von der Schönheit der Prinzessin so überrascht, daß es ihm dunkel vor den Augen ward, und er sich auf den Divan niederlassen mußte, um nicht umzufallen.

Jetzt war Freude überall, der junge Saladin baute sich einen prächtigen Palast am Ufer des Tigris und lebte hier mit seiner schönen Gemahlin und seinem treuen Diener, wegen seiner Freigebigkeit und seinem Reichthum von allen Menschen geliebt, und wegen seinem edlen Herzen und seinen guten Eigenschaften von dem Kalifen hoch geehrt.

Da aber durch den Austritt Ismaels bei den Gefangenen eine Stelle frei wurde, beförderte der Kalif den arabischen Barbier dahin, nachdem er vorher die fünfhundert Hiebe wohlgezählt auf die Fußsohlen erhalten hatte, die dem getreuen Diener bestimmt waren.

Das Geſicht im Mond.

Das Geſicht im Mond.

Wer ging nicht ſchon in ſtillen Nächten nach Hauſe und fühlte den Blick aufwärts gezogen von der ſanft glänzenden Kugel, die zwiſchen den Thälern und Bergen rieſenhafter Wolken ruhig dahin ſchifft, wer ſchaute nicht wohl lange Zeit anhaltend empor zu jenem Körper, den wir Mond nennen, und fühlte, wie ſeine weißen Strahlen ſich ſo langſam in's Herz ſchleichen und ſelbſt in traurigen Stunden das wilde Wogen und Drängen in der bewegten Bruſt zu beſänftigen im Stande iſt! Wenn man ſo, halb träumend halb wachend, hinaufſieht, ſo erblickt man in der hellen Scheibe kleine Flecken, aus welchen ſich mit einiger Phantaſie ein Geſicht zuſammenſetzen läßt. Man ſieht deutlich zwei dunkle Stellen für die Augen, eine Naſe, die aber etwas nach der linken Seite gezogen iſt, und einen Mund, welcher ſich nach rechts neigt und dem fabelhaften Kopfe dort oben ein verzerrtes, ſchmerzliches Anſehen gibt. Wenn wir über jenes Mondgeſicht unſere

gelehrten Bücher befragen, so sagen diese uns freilich, das dort oben solle kein Gesicht vorstellen, sondern es sey der Mond ein Körper wie unsere Erde, ja er habe sogar noch gewaltigere Felsen und Schluchten, als diese, und namentlich letztere seyen zum Theil so tief, daß sie das Licht der Sonne nicht erhellen könne, und sie deshalb, etwa wie ein Brunnen bei uns, stets dunkel blieben. Allein wer klug ist, glaubt diesen Büchern nicht. Daß das dort oben in dem Monde nichts Natürliches, keine Schluchten sind, davon kann sich ja Jeder durch sein eigenes Anschauen überzeugen; das wissen aber auch jene Herren, und eben so die Ursache, wie jenes Gesicht da hinauf kam; nur haben sie, unter uns gesagt, sich einmal vorgenommen, Alles auf natürliche Weise zu erklären, weshalb sie die Wahrheit, die in der That unnatürlich klingt, verbergen, um uns etwas weiß zu machen. Wie aber jenes Gesicht wirklich in den Mond kam, das will ich hier erzählen, doch bitte ich mir vorher aus, das strengste Stillschweigen darüber zu beobachten, da mein Großvater mir die Geschichte unter dem Siegel der Verschwiegenheit erzählt hat, ganz wie er sie unter gleichen Bedingungen von einer Tante gehört hatte, welche sie aus einer Kaffeegesellschaft mit nach Hause brachte, und zwar aus einer Kaffeegesellschaft, wo nur Geheimnisse verhandelt wurden.

An einem schönen Abend gingen zwei Leute zusammen aus einem Wirthshause, von denen der eine seines Zeichens ein Schneider und der andere ein Handschuhmacher war. Für Leser, die sich gern über Zeit und Verhältnisse genau unterrichten, füge ich bei, daß es

vermuthlich ein Winterabend war, denn die Beiden hatten stark eingeheizt. Es war zwar schon spät in der Nacht, allein der Mond, der hoch am Himmel stand, beleuchtete die Straßen so ziemlich. Da er den Schatten der einen Häuserreihe auf den weißen Schnee warf, so sah dieser durch die zackigen Dächer einer Reihe colossaler Spitzzähne nicht unähnlich. Die beiden Zechbrüder waren die letzten im Wirthshause gewesen, denn als sie es verlassen, wurde von Innen der Riegel vorgeschoben und die Lichter in der Gaststube ausgelöscht, bis auf eines, das sich alsbald in den zweiten, von da in den dritten, vierten Stock bewegte, und nachdem es noch eine kurze Zeit in einem Dachstübchen gebrannt, und dort wahrscheinlich dem Schenkbuben zur Ruhe geleuchtet, erlosch.

Jetzt waren die Beiden allein auf der Straße und zogen ihres Weges, gewiß in der festen Absicht, sobald es sich thun ließ, ihre Häuser zu finden. Beide waren aber wahrscheinlich nicht recht mit sich einig, nach welcher Seite sie sich zu wenden hatten, denn sie drehten sich einige Male im Kreise herum, wobei der Schneider, als der leichtere, den größeren Bogen beschrieb, alsdann schossen sie, wie ein paar angebrannte Schwärmer, von einer Seite der Straße zur andern, bis sie endlich, nicht hundert Schritte von der Kneipe, die sie eben verlassen, an einem Häuservorsprung hängen blieben, um den herum sie, trotz aller Anstrengungen, nicht segeln konnten. Da sich in diesem Hausvorsprung eine passende Thür fand, breit genug, um ihre zarten Schultern daran lehnen zu können, so thaten sie dergleichen. Der Schneider heftete seine Augen wohl eine gute Viertelstunde lang vor sich

auf die Erde und machte oft einen vergeblichen Versuch, an den Himmel hinauf zu sehen, aber es waren ihm die Augenlieder zu schwer. Endlich nach vielen Bemühungen gelang es ihm, den Blick an das gegenüber liegende Haus zu heften, dort fand er einen Anhaltspunkt, um sein Auge Stockwerk für Stockwerk hinauf klettern zu lassen, bis zu dem Schornstein, wo er mit einem lauten Ausruf der Verwunderung den Mond erblickte, der aus dem schwarzen Kamin emporzusteigen schien.

Der Handschuhmacher, weniger berauscht und weniger sentimental, als der Schneider, machte mit seinem Blick eine umgekehrte Bewegung, denn nachdem er eine Zeitlang in den Mond gestarrt, begann er laut zu gähnen, mit einem hohen Tone abwärts, und seine Blicke folgten den Tönen, so daß sie im Augenblick, wo er den Mund schloß, auf seine dürren Beine fielen, die er weit von sich abgestreckt hatte.

So stand das edle Paar eine Zeitlang da, ohne ein Wort zu sprechen, und weil sich durch die kühle Nachtluft ihre Ideen noch mehr verwirrten, so glaubten am Ende Beide, sie seyen nicht mehr auf der Straße, sondern zu Hause, und ließen sich auf dem Schnee nieder, um sich so bequem als möglich zum Schlafen anzuschicken. Der Schneider, der sich auf das linke Ohr legte, begann erst leise, dann immer lauter zu seufzen und sprach vor sich hin: „Ach, was bin ich doch für ein erbärmlicher, schlechter Kerl, saufe da Nacht für Nacht, bis ich nicht mehr auf meinen Beinen stehen kann, und wenn ich dann am Morgen immer Katzenjammer habe und nichts

verdiene, so bestehle ich meine Kunden, um von dem entwendeten Tuch wieder Geld zum Zechen zu haben. Ich jammervoller, erbärmlicher Kerl, und an Allem dem ist der Handschuhmacher Schuld, der hat mich verführt." Der Handschuhmacher, der sich auf das rechte Ohr gelegt hatte, hörte sich gerade nicht schmeichelhaft von dem Schneider nennen, allein da er glaubte, es träume ihm blos, so lachte er laut auf und freute sich darüber. „Ha, ha!" rief er laut, „jetzt liegt der armselige Schneider wieder auf seinem Strohsack und schimpft über mich, der Lump, und greint, daß ich ihn verführt hätte; aber ich will ihn noch besser herunter bringen. Gestern hab' ich wieder ein scharmantes Stück Tuch bei ihm gesehen. Das wollen wir morgen Abend schon durch die Gurgel jagen. Hahaha! der dumme Schneider!" Jetzt gerieth der Schneider, der diese Worte wohl hörte und seinerseits glaubte, er träume, wie sich der Handschuhmacher über ihn lustig mache, in eine heftige Wuth, und fing an, auf einen dicken Stein zu schlagen, der neben ihm lag, indem er beständig ausrief: „Du schlechter Kerl, du Handschuhmacher, du schlechter! Hast mich um meinen Credit und meinen ehrlichen Namen betrogen, hast auf meinen Namen Geld geborgt und willst mich obendrein noch auslachen, du niederträchtiger Kerl!"

Der auf diese Art Angeredete wurde durch die Wuth des Schneiders nur noch lustiger und lachte in Einem fort. „Hahaha!" schrie er, „so träume ich von dir, Bruder Schneider? Na, will's schon glauben, daß du zuweilen Lust hättest, wieder ein ehrlicher Kerl zu werden, aber das soll dir nicht gelingen, du sauberer Zeisig.

So habe ich dich in meiner Hand und so will ich dich auch festhalten." Mit diesen letzten Worten griff er nach der andern Seite, faßte den Haarschopf des Schneiders, den er in seiner höllischen Freude tüchtig zusammen schüttelte. Als dieser den rauhen Griff seines Kumpans fühlte, glaubte er plötzlich, der Teufel habe ihn für sein ruchloses Leben gefaßt und wolle ihn stracks mit in die Hölle nehmen. Er wehrte sich gegen diese vermeintliche Niederfahrt mit aller Kraft der Verzweiflung, faßte seinem Freund Handschuhmacher ins Gesicht und Beide balgten sich auf eine ergötzliche Art auf der Straße im Schnee herum, so daß bald der eine bald der andere oben zu liegen kam. Dabei war es merkwürdig, daß, so oft bei diesen Umwälzungen das Gesicht des Handschuhmachers in Berührung mit dem Schnee kam, derselbe zu zischen anfing, als würde er vor einen heißen Ofen geworfen. Was aber auch das rothe, glühende Aussehen dieses Gesichts, so wie die Hitze, die es abstrahlte, betraf, glich es vollkommen einem gut geheizten Ofen, der hie und da Sprünge und Risse hat, zu welchen das Feuer mit verdoppelter Wuth herauszubrechen scheint. Es war dem Handschuhmacher schon oft passirt, daß er, in der Dämmerung nach Hause gehend, von einer Schaar muthwilliger Buben verfolgt wurde, welche ihm die Spitznamen Saufaus, Feuermann nachriefen.

Wie lange sich die edle Zechgenossenschaft auf der Straße herumbalgte, ist nicht wohl zu bestimmen; plötzlich aber fühlten sie sich von etwas berührt, das ihnen jedesmal einen zuckenden, brennenden Schmerz verursachte. Der Handschuhmacher, als der nüchternste, riß zuerst seine

Augen auf, die er in der Hitze des Gefechts geschlossen, und sah mit großer Verwunderung ein altes Weib vor sich stehen, das so erschrecklich häßlich war, wie er in seinem Leben nichts Aehnliches erblickt. Die Alte war nicht nach Art der gewöhnlichen Hexen buckligt und klein, hatte kein langes, wackelndes Kinn, und eben so wenig Triefaugen, die bei aller Häßlichkeit doch etwas Gutmüthiges haben, sondern das Weib, welches die beiden Zechbrüder durch Anrühren mit einem sehr spitzen Stock auf eine so schmerzhafte Art erweckt hatte, war groß und von einer unbeschreiblichen Magerkeit. Man hätte glauben können, die paar alten Lumpen, welche sie bedeckten, seyen um einen Besenstiel herumgewickelt, denn genau diese Form hatte der Körper der alten Hexe. Das bleiche, runzliche Gesicht, das auf dieser Figur stand, war mit rothen Haaren bedeckt, die aber so kreuz und quer unter einer weißen Haube hervorsahen, als habe sie der Wind zufällig dort hineingeweht. Sie trug außer dem erwähnten Stock eine kleine Laterne in der Hand, deren Licht auf die beiden Kampfenden fiel. Der Schneider, als er merkte, daß die Schlägerei endlich aufgehört hatte, mochte noch immer glauben, er habe sich mit einem bösen Geist gebalgt, denn er öffnete jetzt schwerfällig die Augen, wahrscheinlich um zu sehen, in welchem Theil der Hölle er sich denn eigentlich befände. Da der Anblick des alten Weibes, die grinsend vor ihm stand, eben auch nicht geeignet war, ihn diesem Irrthume zu entreißen, so fing er aufs Neue an zu jammern über sein verlorenes Leben, wobei er, wie schon früher, den Handschuhmacher anklagte, daß er allein ihn zu dem Uebeln verführt. Dieser

hatte endlich seine fünf Sinne wieder so weit zurecht gesetzt, um die Alte stammelnd zu fragen, wo sie herkomme, wer sie sey und was sie wolle. Auf diese Fragen riß die Hexe ihren zahnlosen Mund lautlachend so weit auf, daß es aussah, als sey ihr Gesicht von einem Ohr bis zum andern gespalten, und sagte mit heiserer Stimme: „Ho ho, mein Söhnchen, du fragst mich, wo ich herkomme? Ich bin eine arme alte Frau, die hier gerade vorbei kam, hahahaha! und Euch hier im Schnee liegen sah. Da that es mir leid, daß so schmuckes junges Blut in der Kälte umkommen soll, und da hab' ich Euch denn geweckt, um Euch nach Haus zu bringen, hahaha! nach Haus, wo Ihr hingehört, haha! Na, steht nur auf Ihr Söhnlein, steht nur auf."

War es der stechende Blick der Alten, oder die Berührung mit ihrem Stock, genug, die Beiden erhoben sich nach einigen vergeblichen Versuchen und wußten wahrscheinlich in Folge ihres körperlichen Zustandes nicht, was sie aus dieser Anrede zu machen hätten.

„Ja, ja," fuhr die Alte lachend fort, „Ihr seyd so ein paar hübsche schmucke Burschen, so lustig und munter, und habt immer so schöne dumme Streiche gemacht, daß ich mich schon lange für Euch interessirt habe. Du," sagte sie zum Handschuhmacher, „hast ein schönes rothes Gesicht, das so leuchtet und glüht, daß du bequem das Holz für den Winter ersparen kannst, und da, der Schneider, der hat schon so viel Lappen in die Hölle fallen lassen, daß sich die Teufel unten ordentlich auf den Augenblick freuen, wo sie seine Bekanntschaft machen werden. Na, kommt nur mit, solche Leute hab' ich gern. Doch

da ich sehe, daß Ihr ganz eingefroren seyd, so wollen wir erst ein Schlückchen zusammen nehmen, das uns recht warm machen und gut thun soll."

Bei diesen Worten zog die Alte eine kleine Flasche unter ihren Lumpen hervor und hielt sie gegen den Mond, um den Beiden zu zeigen, daß der Inhalt derselben recht glitzerte und klar sey, wie der schönste Franzbranntwein. So feindlich die Beiden noch einige Augenblicke vorher gegen einander gesinnt waren, so kam ihnen doch jetzt das alte Weib so unheimlich vor, daß sie näher zusammen rückten, um Einer am Andern Schutz zu suchen. Die Alte hatte dem Schneider die Flasche in die Hand gedrückt und bat ihn mit den besten Worten, doch ein Schlückchen daraus zu nehmen, und der arme Geselle, der in seiner Angst nicht wußte, was er machen sollte, setzte die Flasche an den Mund und that einen guten Zug. Als das der Handschuhmacher sah, begann er die Lippen abzulecken und spürte plötzlich auf das viele Bier und den Branntwein, den er heut Abend getrunken, einen solchen Nachdurst, daß er dem Schneider die Flasche aus der Hand riß und sie hastig leerte, worüber die Alte in ein lautes Gelachter ausbrach und ihre beiden Söhnlein ermahnte, jetzt rasch mit nach Hause zu gehen. Sie hinkte an ihrem Stocke voraus und die Beiden folgten ihr, wie von einer unsichtbaren Gewalt getrieben. War es ihnen schon früher sonderbar zu Muth gewesen und hatte sich Einer über den Andern gewundert, daß er nicht gerade gehen konnte, sondern bei jedem Schritt die Füße mehr zur Seite setzte, als nöthig gewesen wäre, so fingen sie jetzt erst recht an, sich mit mißtrauischen Blicken zu

betrachten. Es wollte dem Handschuhmacher sonderbar bedünken, daß der Schneider, anstatt wie ein ordentlicher, wenn auch etwas betrunkener Mensch auf seinen beiden Füßen zu gehen, sich mit einem Mal auf die Hände niederließ und auf allen Vieren zugleich über den Schnee hinsprang — eine merkwürdige Entdeckung, die aber auch der Schneider seinerseits an seinem Kameraden machte: denn auch dieser hatte sich auf die Hände niedergelassen und machte die sonderbarsten Luftsprünge und Grimassen, und das nur, wie er sich einbildete, aus Freude über das tolle Benehmen des Schneiders. Dieser konnte sich nun gleichfalls nicht enthalten, über die Capriolen des Andern zu lachen, doch fand er bald zu seiner großen Verwunderung und Bestürzung, daß dieses Lachen ganz sonderbar klang. Zuerst glaubte er, er sey von dem kalten Nachtlager heiser geworden und räusperte sich nur hustete, so daß der Handschuhmacher aufmerksam geworden, plötzlich neben ihn, um seinen Freund zu fragen, was ihm denn eigentlich fehle. Die Frage verstand denn auch der Schneider wohl, hätte aber darauf schworen wollen, daß das, was ihm sein Freund gesagt, wie das Miauen einer Katze klange. Indessen hatten sie in diesem Augenblick zu vieler Ueberlegung keine Zeit mehr, denn sie befanden sich jetzt mit der Alten in einem ihnen ganz unbekannten Stadttheile vor einem kleinen Häuschen, das die Hexe aufschloß und in das sie ihr folgten. Darauf schloß die Alte hinter ihnen wieder sorgfältig die Thür ab, führte sie in ein kleines Zimmer, dessen ganze Einrichtung blos in einem Strohsacke bestand, der auf der Erde lag, und entfernte sich alsdann,

Von der durchschwärmten Nacht ermüdet, fühlten sich die Beiden in dem warmen Gemach ganz behaglich, kugelten sich auf dem Strohsacke zusammen, und nachdem sich noch Einer über den Andern gewundert, daß Jeder wie eine Katze schnurre und knurre, entschliefen sie.

Doch wer beschreibt den Schrecken der beiden Gesellen, als sie am Morgen erwachten. Anfänglich glaubte jeder, er habe durch einen sonderbaren Zufall sein Lager neben einer Katze aufgeschlagen und jeder machte den Versuch, das zudringliche Thier fortzujagen; aber als ihnen allmählig die Erlebnisse der vergangenen Nacht klar wurden, als sie sich gegenseitig der Stunde erinnerten, wo sie aus dem Wirthshause gegangen waren, als sie an den Streit, den sie zusammen gehabt, und an das alte Weib dachten, das ihnen etwas zu trinken gegeben, so wurde es ihnen plötzlich klar, daß sie einer Zauberin in die Hände gefallen seyen, die sie vermittelst jenes Trunkes in ein paar Katzen verwandelt habe. Man kann sich leicht denken, wie schrecklich eine solche Entdeckung war, Beide fielen sich laut weinend in die Vorderpfoten, und Beide verfluchten sich unter dem kläglichsten Miauen, daß nach einer durchschwärmten Nacht dies der schrecklichste und ächteste Katzenjammer sey, den sie je gehabt.

So über ihr Schicksal klagend, bemerkten sie nicht, daß die alte Hexe die Thür geöffnet hatte und neben ihnen stand; erst als sie heißer lachend zu ihnen sprach: „Ei, ei, guten Morgen, meine lieben Kinder, wie geht's Euch? habt Ihr gut geschlafen?“ fuhren sie aus der Umarmung auf, um aus der Verzweiflung in den

heftigsten Zorn überzugeben. Besonders der Handschuhmacher, dessen Natur zorniger und rachsüchtiger war, als die des Schneiders, wußte sich nicht zu fassen. Er hob sich auf seine Hinterpfoten und sprang mit lautem Miauen der Alten nach dem Gesicht. Doch diese hatte sich auf eine solche Begrüßung gefaßt gemacht und schlug dem Kater Handschuhmacher mit ihrem Stocke dergestalt auf die Nase, daß er sich einige Male überschlug und zu den Füßen des ehemaligen Schneiders hinrollte, der, gutmüthiger Natur, nichts thun konnte, als sein Schicksal in den grellsten Klagetönen, die man je von einem Kater gehört hat, zu bejammern. Die Alte schien indessen über den Angriff, den sie so eben erlitten hatte, nicht entrüstet zu seyn, vielmehr erhob sie lächelnd den Zeigefinger und drohte leichthin dem Handschuhmacher, wie man es mit einem unartigen Kinde thut. „Ei, ei," sagte sie, „wie undankbar, wie undankbar! Wärt Ihr nicht in der Nacht erfroren, wenn ich Euch nicht geweckt und mit einem guten Schlückchen bewirthet hätte, das Euch erwärmt und so schön bekleidet hatte — Ihr habt ja Beide statt Eurer trüberen abgetragenen Kleider einen Pelz so dicht und glatt, wie man ihn nur wünschen kann. Denkt doch ein wenig nach, was wäret Ihr ohne mich! Euer Sündenleben hätte mit der heutigen Nacht ein Ende gehabt, Ihr wäret erfroren und läget jetzt starr und steif da — und Eure Seelen! — — daß die mit der Last von Sünden, die sie zu tragen haben, nicht aufwärts geflogen wären, sondern abwärts zur Hölle, könnt Ihr Euch wohl denken. Ich habe Euch also gerettet, und es wird Euch doch lieber seyn, noch vor der Hand einige Zeit in Gottes

frischer Luft und in so artigem Pelze zu leben, als tot und kalt zu seyn und in die Erde gesteckt zu werden. Ihr wißt selbst am besten, welch' ruchloses, lasterhaftes Leben Ihr geführt, da war keine Gnade für Euch."

Die beiden Verwandelten hörten der Alten knurrend und murrend zu, und als sie ihnen so eindringlich von dem Erfrieren und der Hölle vorsprach, überlief Beide ein kleines Fröfteln, besonders den Schneider, den der Handschuhmacher eigentlich verführt hatte, und der von Natur so ein gar böser Mensch nicht war.

„Seht, meine Söhnchen," fuhr die Hexe fort, „ich habe mich schon oft solcher verlorener Kindlein angenommen und habe sie in dem Augenblicke gerettet, wenn ich wußte, daß der Teufel seine Krallen nach ihnen ausstreckte. Einige Mal haben sie sich auch gebessert, um später, nachdem sie bei mir Buße gethan, wieder ein glückliches und wohlgefälliges Leben zu führen. Aber Ihr Beide, ja Ihr Beide habt leider Euer ganzes Leben lang nichts gethan, als gesündigt, weshalb es Euch schwer fallen möchte, dereinst Vergebung zu erlangen. Du," sie wandte sich zum Schneider, „als der Verführte, kannst eher auf Gnade hoffen, hingegen wenn sich dort der Handschuhmacher auch in der That bessert, so bleibt sein Gesicht von seinem früheren Leben doch so gezeichnet, daß, wenn er einstens an die Himmelsthür kommt, der Pförtner ihn nicht einlassen wird, weil er glauben muß, er sey brennend der Hölle entsprungen. Da ich um Euch besorgt bin, so habe ich noch in der vergangenen Nacht in meinen wunderbaren Spiegel geschaut und mit Leidwesen gesehen, wie schwer es Euch halten wird,

für Eure begangenen Fehler und Sünden Vergebung zu finden. Darum laßt es Euch in meinem Dienst nicht sauer werden. Seyd fleißig und gehorsam und wer weiß dann, ob die Zeit, die Ihr hier bei mir verlebt, Euch nicht später anstatt einer großen Buße angerechnet wird."

Nach dieser Rede und Ermahnung der Hexe in Betreff ihres künftigen Schicksals kann man sich leicht denken, daß die Beiden sehr niedergeschlagen und traurig waren, und doch gestand sich Jeder im Geheimen, daß es immer noch besser sey, wenn auch nur als Katze zu leben, als todt, und auf ewig zur Hölle verwiesen zu seyn. Unter Thränen umarmten sie sich nochmals und gelobten einander das Schwierigste zu thun, um aus diesem klaglichen Zustande bald erlöst zu werden und auf Vergebung ihrer Sünden rechnen zu können. Jetzt wies ihnen die Alte ihre Gehülfen an, welche hauptsächlich darin bestanden, daß sie nach Art aller Katzen Mäuse zu fangen hatten, allein es durften nur weiße seyn, die sie ganz unverletzt der Alten bringen mußten. Diese zog dann den Mäusen die Felle ab, worauf sie der Handschuhmacher zubereiten mußte, um in Gemeinschaft mit dem Schneider Handschuhe und alle nur möglichen Sachen daraus zu verfertigen. Anfänglich war es für Beiden hart, daß sie bei dieser angestrengten und mühsamen Arbeit nichts als Wasser zu trinken bekamen, und Beide wollten vor Ekel vergehen, daß ihnen die Alte nichts zu essen gab, als die abgezogenen Körper der Mäuse: denn wenn auch die beiden Gesellen der äußern Gestalt nach ganz in Katzen verwandelt waren, so wußten sie

doch noch so viel von ihrem früheren Leben, daß sie sich wohl erinnerten, wie ihnen eine andere Speise besser behagt. So lebten sie lange Zeit bei der Alten und gewöhnten sich nach und nach an das Schreckliche ihrer Lage. Zuerst hatte es ihnen manche Thräne gekostet, daß, wenn sie am Abend ausgehen durften, und zufällig in die Nähe ihrer alten Bekannten kamen, diese gar zu schlimm von ihnen sprachen. Ja, — hieß es alsdann, der Schneider und der Handschuhmacher, Gott vergebe ihnen! das waren ein Paar liederliche Gesellen. Der Teufel hat sie geholt und sie sind spurlos verschwunden. Auf solche Reden hatte der Eine oder der Andere der Beiden es wohl versucht, sich zu erkennen zu geben, aber umsonst. Sie konnten sich in der Sprache der Menschen nicht mehr verständlich machen und mußten zu ihrem größten Leidwesen sehen, daß ihre noch so zierlich gedrehten Reden in den Ohren ihrer alten Bekannten doch nur wie häßliche Katzenmusik klang. Denn diese griffen bei solchen Lamentationen nicht selten nach einem Stock oder Stein, um ihre ehemaligen Zechgenossen auf eine unangenehme Art zu verjagen. Kamen alsdann die beiden Kater hinkend oder gar blutend zur Alten zurück, so wurden sie noch obendrein von dieser ausgelacht, und erhielten den Bescheid, all' das Unangenehme für ihre Sünden hinzunehmen.

So vergingen den Beiden sieben volle Jahre, die sie als Katzen verlebten und während dieser Zeit hatte sich viel in ihren Gesinnungen und Neigungen verändert. Sie sahen jetzt wohl ein, welch' ein lasterhaftes Leben sie früher geführt und erkannten auch zu ihrer großen

Betrübniß, daß sie wohl nimmer im Stande seyen, es wieder gut zu machen. Als diese sieben Jahre bis auf die letzte Stunde abgelaufen waren, es war gerade wieder ein Morgen, wo draußen Schnee lag, wie der erste, an welchem sie sich als Katzen auf dem Strohsack gefunden hatten, erwachten sie eben so wie damals wieder, um an ihr Tagewerk zu gehen. Da öffnete sich die Thür und die Alte trat herein. Das war nun weiter nichts Ungewöhnliches, nur verwunderten sich die Beiden, daß sie statt einer Schaale mit Wasser, ein kleines Fläschchen unter dem Arm trug, das mit einer Flüssigkeit angefüllt war, ähnlich der, die sie vor sieben Jahren in der unglücklichen Nacht geschluckt hatten.

„Guten Morgen meine Kinder," sagte die Alte, „ich hoffe, Ihr habt gut geschlafen und seyd fröhlich erwacht. Werdet aber noch fröhlicher und munterer werden, wenn ich Euch sage, daß heute Eure Zeit um ist, und ich Euch aus meinen Diensten entlassen will. Jetzt hört mich an und merkt genau auf meine Worte. Ihr habt sieben Jahre bei mir verbracht in Kummer, Mühseligkeiten und Elend, und mein Spiegel sagte mir in vergangener Nacht, daß diese sieben Jahre hinreichend wären, um Euer vergangenes böses Leben abzubüßen. Doch sagte mir der Spiegel ebenfalls, daß Ihr von heute an nur noch sieben Tage zu leben habt, wenn es Euch während dieser sieben Tage nicht gelingt, einen Trunk aus jener Quelle zu thun, aus der das Wasser des Lebens quillt. Um aber diese Quelle zu finden, müßt Ihr von heute an fünf Tage in Einem fort gen Osten wandern; alsdann kommt ihr an einen Wald, in dessen

Mitte ein frommer Mann wohnt, der jene Quelle hütet. Ihm erzählt Euer vergangenes Leben, erzählt ihm von den sieben Jahren, die Ihr als Buße bei mir zugebracht, und es hängt dann von seinem Ermessen ab, ob er Euch würdig findet, einen Trunk aus jener Quelle zu thun."

Bei diesen letzten Worten nahm die Alte das Fläschchen in die Hand und besprengte die Beiden mit der Flüssigkeit, die es enthielt. Da richteten sich die Katzen in die Höhe, streckten sich lang aus und waren in wenig Augenblicken wieder Menschen, wie sie vor sieben Jahren gewesen. Sie umarmten sich weinend vor Freude und dankten der Alten, daß sie sich ihrer angenommen und sie vor dem zeitlichen und ewigen Verderben gerettet. Diese, welche das Fläschchen noch immer in der Hand hielt, besprengte nun noch die Wände und sich selbst und wer beschreibt das Erstaunen der Beiden, als sie sahen, wie sich das ärmliche Gemach plötzlich mit einem rosenrothen Duft füllte, in welchem ihre bisherige Wirthin, in die schönste Fee verwandelt, langsam verschwand.

Die beiden Gesellen fielen auf ihre Knice nieder und als sie sich etwas von ihrem Erstaunen erholt, erinnerte sich der Schneider, daß ihm einst seine Mutter erzählt, just so, wie die Erscheinung, die eben verschwunden, sähen die Schutzgeister der Menschen aus, die selbst die schlechtesten hier auf der Erde unsichtbar umschwebten und zu ihrer Rettung herbei eilten, wo es möglich sey. Durch diesen Gedanken gestärkt, erhoben sich die Beiden eilten zur Stadt hinaus und wanderten rastlos gen Osten fort.

Fünf Tage und fünf Nächte waren sie unaufhaltsam fortgegangen, selbst ohne sich Zeit zum schlafen zu nehmen. Ihre einzige Speise bestand aus drei wenigen Schleen, die der Schnee noch an den Sträuchen gelassen, und aus Wasser, das sie mit der hohlen Hand aus den Bächen schöpften. Nach diesen Mühseligkeiten waren sie nicht wenig erfreut, am Abend des fünften Tages einen Wald vor sich zu sehen, welchen sie für den erkannten, wo der fromme Mann zu finden sey, der die Quelle mit dem Lebenswasser hütete. Sie traten hinein und als sie unter den Bäumen fortwandelten, wunderten sie sich sehr, daß hier Alles im frischesten Grün des Frühlings prangte, während außerhalb des Waldes der Winter mit Schnee und Eis herrsche. Endlich kamen sie an eine Felsenhöhle, in welcher das entzückte Ohr der Beiden eine Quelle murmeln hörte. Vor dem Felsen aber saß ein Mann von so strengem und gebietendem Aussehen, daß die Gesellen nicht wagten, näher zu treten, sondern ehrerbietig in einiger Entfernung stehen blieben. Der Wächter des heiligen Wassers, denn das war der Mann, schien sich eben so wenig um die Beiden zu bekümmern, sondern las, ohne aufzusehen, in einem großen Buche. Ihm zur Seite ruhte ein fabelhaftes Thier, das fast wie ein Löwe aussah, aber auf jeder Seite des Körpers große Flügel hatte. Der Anblick dieses Geschöpfes war es, der den armen Gesellen fast eben so große Angst einflößte, wie der des alten Mannes.

Nachdem sie einige Zeit so gestanden, überredete der Handschuhmacher seinen Freund Schneider, er solle den Anfang machen und den frommen Zauberer begrüßen.

„denn," sagte er, „ich bin ein armer, unbehülflicher Mensch, du aber hast dein ganzes früheres Leben mit vornehmen Leuten verlebt, und wirst wohl wissen, wie du dich selbst einem Zauberer gegenüber zu benehmen hast." Der Schneider, durch das Compliment geschmeichelt, strich sich das Haar empor, welches ihm der Angstschweiß auf der Stirne festgeklebt hatte, und trat dem Zauberer näher. Da er hiebei absichtlich mehr Geräusch machte, als nöthig war, so blickte der Zauberer auf und fragte mit strengem, aber doch freundlichem Blick. „Was wollt Ihr?"

Die Beiden, die nicht anders erwartet hatten, als daß der Zauberer in schrecklichen Zorn gerathen würde, weil sie ihn in seiner Beschäftigung gestört, fühlten sich durch diese Anrede ermuthigt und trugen ihr Anliegen vor. Zuerst begann der Schneider seinen früheren Lebenslauf zu erzählen, und da er das mit einer seltenen Offenherzigkeit und Pünktlichkeit that, so kam ein ganzes Register von merkwürdigen Betrügereien und Schlechtigkeiten zum Vorschein. Da hatte er die Hälfte des Tuchs, das seinen Kunden gehörte, für sich behalten, und von dem übrig gebliebenen Stück natürlich die Kleider so eng gemacht, daß sie schon in den ersten vier Wochen platzten; ein ander Mal hatte er seines Tuch gegen grobes verwechselt, hatte ungebührlich viel für Futter, Knöpfe und sonstiges Zugehör angerechnet, hatte bei den Neujahrsrechnungen immer einige Posten mehr aufgeführt und sich obendrein bei dem Zusammenzählen stets verrechnet, aber nie zu seinem Nachtheil, kurz, er konnte mit Erzählen der vielen Streiche, die er begangen, kaum fertig werden.

Das Sündenregister des Handschuhmachers war noch bei weitem größer, als das seines würdigen Collegen: wenn er auch bei seinem Geschäft weniger hatte betrügen können und die Leute nur dadurch schnellte, daß er schlechtes Leder zu seinen Handschuhen nahm und die Knöpfe nicht gehörig annähte, so hatte er sich nebenbei auf's Gröblichste vergangen, indem er gar zu oft lange Finger gemacht, ein Umstand, den nicht Jedermann vertragen kann.

Der fromme Zauberer hörte mit Erstaunen und wachsendem Zorn diesen Bekenntnissen zu, und man konnte deutlich an seinem Stirnrunzeln gewahren, daß er über die Schlechtigkeit der Menschen sehr erzürnt sey. Freilich legte sich sein Grimm etwas, als ihm der Schneider von der siebenjährigen Buße erzählte, die sie gethan; aber dennoch schüttelte er am Ende zum großen Entsetzen der Beiden den Kopf und sagte: „Euch kann nicht verziehen werden. Ich finde Euch in der That nicht würdig genug, um vom Wasser des Lebens zu genießen." Bei dieser Entscheidung fielen die Beiden auf ihre Kniee nieder und jammerten laut, ohne das Herz des Zauberers zu erweichen. Dieser dachte einige Augenblicke nach, hielt ihnen nochmals die Sünden ihres vergangenen Lebens vor, so weit sie ihm im Gedächtniß geblieben waren, und sagte alsdann: „Nein, ich versichere Euch, Eure Vergehen sind zu großartig, als daß sie vergeben werden könnten, und ich werde Euch eben so wenig zu dem Quell des Lebens lassen, als das Wasser, dem Laufe der Natur zuwider, über die Brücke fließen wird. Du," wandte er sich zum Handschuhmacher, „könntest mit

deinem rothen, glühenden Geſicht, das du deinem früheren Sündenleben zu danken haſt, ohnehin nicht zu der wunderbaren Quelle treten; denn ſie würde wahrſcheinlich bei dieſer heftigen Glut augenblicklich verſiegen."

Nach dieſem ſchrecklichen Beſcheid, welcher alle Hoffnungen des unglücklichen Paares vernichtete, fielen die Beiden der Länge nach auf den Boden und begannen bitterlich zu weinen. Da ſie in dieſem Augenblick, um Troſt zu ſuchen, ihre Köpfe gegen einander wandten, ſo floßen ihre reichlich ſtrömenden Thränen ſtatt die Wangen herab auf dem gewöhnlichen Wege, quer über ihre Naſen und bildeten von da einen ziemlichen Waſſerfall auf die Erde. Als der Zauberer, der eine Weile nachgedacht hatte, dieſe heftige Reue der Beiden gewahrte, wurden die ſtrengen Züge ſeines Geſichts freundlicher und man ſah deutlich, daß er ſich an der Zerknirſchung der armen Sünder erfreute; denn er erhob ſich, trat zu ihnen hin und ermunterte ſie mit freundlichen Worten aufzuſtehen, indem er zu ihnen ſprach: „Freuet Euch, alle Noth hat nun ein Ende. Ich ſehe, daß Ihr Euer vergangenes Leben bitter bereut, und deshalb könnt Ihr den Quell des Lebens genießen, um ſo mehr, da mir der Himmel ein Zeichen gegeben hat, und meine Bedingung erfüllt, indem das Waſſer Eurer Thränen über die Brücke Eures Geſichts, die Naſe, gefloſſen iſt. Doch eine Schwierigkeit wäre noch zu überwinden, nämlich dein rothes Geſicht, oh Handſchuhmacher, abzukühlen und zu bleichen. Ich kenne die Flammen, die ſich auf demſelben abſpiegeln, und weiß, daß ſie ſchwerer zu löſchen ſind, als irgend

ein anderes Feuer, das da brennt im Himmel und auf Erden, es ist kein Wasser, kein irdisches Eis dazu kalt genug. Nur ein Versuch wäre noch zu machen: es ist bekannt, je höhere Berge man besteigt, je strenger wird die Kälte, und diesem Grundsatz zufolge besteht die Scheibe des Mondes, der dort hinter den Tannen hervorkommt, aus einem so entsetzlich kalten Stein, daß das Eis der Erde wie siedendes Wasser dagegen ist. Dort also wäre nur der Versuch zu machen, dein brennendes Gesicht abzukühlen."

Die Beiden hörten diese lange Rede des Zauberers mit großem Wohlgefallen an, trockneten ihre Thränen und würden sich noch mehr gefreut haben, wenn der Ablösungsproceß mit weniger Schwierigkeiten zu erlangen gewesen wäre. Doch da der Zauberer sich nun einmal ihrer angenommen hatte, so half er den beiden reinigen Sündern auch über diese Klippe hinweg.

Er rief das fabelhafte Thier herbei, das an seiner Seite lag, und befahl dem Handschuhmacher, den Rücken desselben zu besteigen. Hierauf sprach er einige sehr verhängnißvolle Zauberworte, der Greif breitete seine Schwingen aus und flog mit seinem Reiter unglaublich schnell dem Monde zu. Der Schneider hatte seine Hände gefalten und sah seinem Freunde nach. Jetzt hatte dieser den Mond erreicht und drückte sein Gesicht an die helle leuchtende Scheibe. Da zischte es gewaltig auf, und dem Schneider fuhr ein Stich durch's Herz, denn es war gerade wie das Zischen eines Bügeleisens, wenn er wohl

trüber den Versuch machte, ein zu arg beschnittenes Stück Tuch etwas in die Länge und Breite zu bügeln.

Jetzt rauschte der Greif wieder herab und der Schneider konnte sein Entzücken nicht mäßigen, als er seinen Freund wohl behalten und mit ganz gebleichtem Gesicht wieder herunter kommen sah. Sie fielen sich aufs Neue in die Arme und nachdem sie sich gegenseitig genugsam betrachtet, schickten sie einen dankbaren Blick zum Monde hinauf, dessen kaltes Eis die Flammen von dem Gesichte des Handschuhmachers hinweggenommen.

Doch wie ward ihnen, als sie die leuchtende Scheibe betrachteten, die vor wenig Augenblicken noch so klar und ohne Flecken gewesen war, und als sie sahen, daß sich das glühende Gesicht des Handschuhmachers so darin abgedrückt hatte, daß man deutlich Nase, Augen und Mund erkennen konnte.

Der Zauberer ermangelte nicht, ihnen diesen Anblick nochmals als Beispiel aufzustellen, wie fast unvertilgbar das Feuer wäre, welches die Sünde in ein Menschengesicht zeichnet. Dann führte er sie in die Höhle, reichte ihnen das Wasser des Lebens und entließ sie mit mancher guten Lehre.

Schließlich versicherte mir mein Großvater, als er diese Sage erzählt, daß die Gesellen nie wieder in ihre alten Fehler verfallen wären und daß bis auf den heutigen Tag aus ihren Nachkommen noch all' die ehrlichen Schneider und Handschuhmacher herstammten, die kein Tuch in die Hölle fallen ließen, keine zu großen

Neujahrsrechnungen machten, und die an ihren Handſchuhen von gutem Leder die Knöpfe recht feſt nähten. Auch führte er mich darauf in's Freie und zeigte mir das Geſicht im Monde, wie es ſeit jener Begebenheit bis auf den heutigen Tag noch zu ſehen iſt.

Der Zauberkrug.

Der Zauberkrug.

Auf einem hohen, hohen Berge lag einmal ein schönes, stattliches Schloß mit starken und festen Thürmen, mit weitläuftigen Mauern und tiefen Gräben umgeben, über welche schwere Zugbrücken hingen, und mit einem gewaltigen Burgthore, wo oberhalb desselben auf einem großen Steine das Wappen des tapferen Grafen eingehauen war, dem Berg und Schloß gehörte. Wie die Burg hieß, ist nicht genau anzugeben, thut aber auch nichts zur Sache; denn Mauern und Thürme derselben sind zerbrochen worden, so daß kein Stein mehr auf dem andern liegt; nur das Geschlecht, das darin gehauset — es war das der Schreckenberge — ist uns wichtig und merkenswerth, da es bei der Zerstörung der Burg nicht mit zu Grunde ging, sondern ein junges Zweiglein dieses berühmten Stammes ganz zufällig gerettet wurde. Die Schreckenberger hatten schon seit undenklichen Zeiten ihrem Namen alle Ehre gemacht, denn

wenn ein Zug von Kaufleuten oder sonstigen Gewerbtreibenden sich diesem Berge nähern mußte, so thaten sie es nur mit Schrecken, und hatten nicht Unrecht daran: denn ein Falke wird nicht leichter eine Taube gewahr, als die dort oben von ihrem hohen Wartthurme die Züge der Krämer, selbst wenn sie der größeren Sicherheit halber des Nachts marschirten, um in der Dunkelheit den gefürchteten Schreckenbergern zu entgehen. Es war erdenklich, als stünden die dort oben mit den bösen Geistern in Verbindung; denn noch nie war es bewaffneten Heerhaufen geglückt, die Krämer, die sich in ihren Schutz begaben, ungefährdet vorbeizubringen; auch hatten sich schon oftmals die benachbarten Städte zusammengethan und sich Monden lang abgemüht, die Burg des Schreckenbergers von allen Seiten zu verbrennen, aber immer vergebens. Die guten Bürger sahen bei solchen Versuchen immer früher oder später ein, daß es doch besser sey, dem Schreckenberger hie und da einen Ballen Seidenzeug für seine erlauchte Gemahlin oder einen Wagen mit Häuten für die Knappen gutwillig zu überlassen, als sich den Ballen seiner Wurfmaschinen auszusetzen und so ihre eigenen Haute zu Markte zu tragen.

Der letzte des hochansehnlichen und weltberühmten Geschlechts der Schreckenberge war Graf von Schreckenberg und wohl der schlimmste und räuberischste, der je gelebt; allein trotz dem war er beliebter als seine Vorfahren. Er ließ zwar nie einen Zug Kaufleute, ohne dieselben zu bestehlen, vorüber, ließ ihnen aber dafür auch etwas übrig und begnügte sich gewöhnlich mit der Hälfte der Waaren. Die Kaufleute selbst oder ihre

Reisigen, die er bewältigte, schleppte er nie mit in seine Burg, und so lange Fratz dort oben hauste, stand das Burgverließ beständig leer. Auch streifte er nicht, wie seine Vorfahren, im Lande herum, sondern saß wie eine Spinne in ihrem Netz auf seinem Berge und nahm nur, was in sein Bereich kam. An dieser Handlungsweise war neben seiner natürlichen Gutmüthigkeit noch eine böse Prophezeihung Schuld, die man einem seiner Vorfahren gethan und welche Fratz von Schreckenberg als Denjenigen bezeichnete, unter welchem die Burg zerstört werden sollte, so daß kein Stein auf dem andern bleibe. Was aber den Herrn von Schreckenberg in späteren Jahren wieder auf diese Prophezeihung aufmerksam machte und ihn nicht selten sehr betrübt stimmte, war der Tod seiner sehr geliebten und guten Gemahlin. Fratz hatte sich erst, als er schon ein Mann geworden war, in den Stand der heiligen Ehe begeben, sollte aber das Glück, im Besitz eines so braven und guten Weibes zu seyn, nicht lange genießen; denn nachdem ihm seine Gemahlin ein Söhnlein geboren, welches er Kuno taufen ließ, lebte sie nur noch ein Jahr, und ging darauf in den Himmel, wo sie eigentlich ihrer Frömmigkeit wegen hingehörte.

Was aber den edlen Ritter beim Tode seiner Frau so sehr an die alte Prophezeihung erinnerte, war ein Traum, den die Dame zu dreien Malen kurz vor ihrem Tode gehabt hatte. Ihr träumte nämlich, sie sehe oben vom Himmel zu, wie die Burg in hellen lichten Flammen stehe; sie hörte das Getöse der Mauerbrecher, das Schreien der Stürmenden, sie sah ihren Gemahl tapfer kämpfen und dann mit dem Schwert in der Hand fallen; doch

hatte sie gleich darauf den Trost, ihn im Himmel mit sich vereint zu sehen. Nicht so erging es ihr mit ihrem Kind, dem armen Kuno: sie erblickte deutlich das Gemach, wo der Kleine sich bei dem Getose und Lärmen in einen großen Stuhl versteckt hatte; sie sah, wie seine Wärterinnen vor Schrecken entliefen und ihn allein ließen. Sie zitterte heftig, als das Feuer und der Lärmen näher kam und fast kein Ausweg für das Kind blieb. Da sah sie plötzlich, wie der Kleine ahnsam aufblickte und in eine Ecke des Gemachs lief, wo ein großer kupferner Krug stand, den sie früher nie gesehen. Das Kind faßte den Henkel desselben, und es war, als wenn der Krug plötzlich davon liefe und den Knaben hinter sich drein zöge. So sah sie ihn entschweben, die brennenden Treppen hinab, über die zertrümmerte Zugbrücke und die zerbrochenen Mauern in's Freie, wo der Knabe mit dem Krug plötzlich verschwand. Wie gesagt, dreimal träumte der armen Frau dieselbe Geschichte, genau einmal so wie das andere Mal. Sie erzählte diesen Traum ausführlich ihrem Gemahl, der gerade nicht sehr davon erbaut war. Doch faßte er sich und dachte als ein kluger Mann: Niemand kann seinem Geschicke entgehen, also auch ich nicht, wir wollen daher erwarten, was da kommt. Auf das Bitten der kranken Gräfin hatte man alle Winkel des Schlosses nach einem Kruge durchsucht, der mit dem, welchen sie im Traume gesehen, einige Aehnlichkeit habe, und hatte auch wirklich unter altem Gerümpel einen solchen gefunden. Es war ein uraltes kupfernes Gefäß, das man oft hatte liegen sehen und an das früher kein Mensch gedacht. Jetzt wurde es natürlich hervorgeholt,

von Staub und Schmutz gereinigt, und da fand man denn, daß auf dem Bauche dieſes Krugs ſich allerlei ſchöne Schildereien befanden: Wappenſchilder, Turniere, Schlachten und dergleichen. Der Krug wurde nun auf Befehl der Gräfin formlich zum Spielkameraden des kleinen Kuno gemacht, der ſich auch über dieſe neue Bekanntſchaft nicht wenig freute. Es war ordentlich, als wiſſe das Kind, wie wichtig ihm nach dem Traume der Mutter dies Gerathe einſtens werden ſolle; denn als man es ihm einmal gegeben, ließ es ihn nicht wieder von ſich, und konnte ſich Stunden lang damit unterhalten, indem es mit ſeinem kleinen Finger den wunderbaren Zeichnungen folgte, die ſich auf dem Kruge befanden.

Es war, als ob das ſchwache Leben der armen Gräfin bis dahin gezögert hätte, ſich von ihrem Körper zu entfernen, und als glaube ſie wirklich, daß der Krug ihrem Kinde einſt zu ſeinem Schutzgeiſt werden würde; genug, ſie wurde ſeit dem Auffin[illegible]n deſſelben von Tage zu Tage ruhiger, und ſchloß kurz darauf die Augen, um dieſe verderbte Welt zu verlaſſen und ſich zu den beſſern Freuden des Himmels zu erheben. Der Graf war natürlich über den Tod ſeiner Gemahlin ſehr betrübt und ſchien ſogar alle Luſt verloren zu haben, ſeine früheren Raubzüge wieder zu beginnen. Der Knappe auf dem höchſten Thurme der Burg erſpähte vergebens ganze Züge reiſender Kaufleute, ſein Herr, der an die böſe Prophezeihung dachte, hatte keine Luſt, die Rache des Himmels durch böſe Thaten aufzufordern, ſich ſeiner früher zu erinnern, als wie es ihr ſelbſt gut däuchte; er that vielmehr Alles,

um ſich auf der Erde in dem Himmel in einen guten Geruch zu ſetzen, machte Stiftungen, beſchenkte arme Pilger auf's Reichlichſte und lebte ſtill und eingezogen für ſich. Es war ihm jetzt ein größeres Vergnügen, bei dem kleinen Kuno zu ſitzen, und aus jenem kupfernen Kruge von dem beſten Wein ſeines Kellers zu trinken, als draußen in Feld und Buſch herumzureiten und zu rauben. Er konnte jetzt Stunden lang von ſeinen früheren Fahrten erzählen oder ſo lange mit dem Kinde ſpielen, bis der Wein eine betäubende Kraft auf ihn übte und er ruhig entſchlief. Dies letztere widerfuhr ihm häufig, und wenn er dann aus jenem Gefäß getrunken, ſo hatte er weit angenehmere Träume, als ſonſt. Wohl erging es ihm dann wie ſeiner verſtorbenen Gemahlin, und er träumte vom Untergang ſeines Schloſſes, aber er ſah dann beſtändig aus dem Schutt und den Trümmern eine von jenen Blumen wachſen, die man Königskerze nennt und die ſich gerade und ſtolz über alle Gräſer und Blumen erhob, die um ſie wuchſen.

Jetzt war der kleine Kuno zehn Jahre alt geworden, und da der alte Herr Graf vom Schreckenberg keine Städter mehr beunruhigte, auch unter den benachbarten Rittern keine Feinde hatte, ſo fing er doch allmählig an, ſich des Traumes ſeiner Gemahlin, ſo wie der Prophezeihung als etwas Unwahrſcheinliches zu erinnern. Leider durfte er ſich dieſem beruhigenden Glauben nicht lange überlaſſen; denn plötzlich fielen benachbarte rohe Völker in das Land, und es entſtand ein allgemeiner blutiger Krieg. Jetzt wußte Graf von Schreckenberg wohl, was die Stunde geſchlagen hatte; er berief ſeine Mannen und

Reisigen und wählte einige der Besten unter ihnen, mit deren Hülfe er seine Schätze vergrub. Nachdem er die Männer auf's Reichlichste beschenkt, machte er sie durch einen feierlichen Eid verbindlich, daß sie, im Falle er nicht mit dem Leben davon käme, für seinen Sohn sorgen sollten. Darauf wurde die Burg, so viel es sich thun ließ, befestigt, und der Graf erwartete ruhig sein ferneres Schicksal, das sich auch rasch und traurig erfüllte.

Alles geschah, wie es die verstorbene Gräfin im Traume gesehen. Die Burg wurde gestürmt, der Graf Fratz von Schreckenberg fiel, nachdem er wie ein Löwe gekämpft, und mit ihm die besten seiner Mannen, ja, sogar alle die, welche ihm früher den Eid in Betreff seines Sohnes geleistet hatten; denn sie zogen es vor, den ersten Eid, den sie ihrem Herrn geschworen, den der Treue, zu halten, wonach sie mit ihm standen, fielen und starben. Die Mauern des Schlosses wurden gebrochen, so daß kein Stein auf dem andern blieb, und da die Wärterinnen des armen Kuno den Grundsatz befolgten: jeder ist sich selbst der Nächste, so ließen sie das arme Kind im Stich und keine lebende Seele wußte, was aus ihm geworden war.

Wie auf diese Art all' das Schlimme geschah, was die Gräfin vorausgesehen, so erfüllte sich zum Besten des armen Kuno auch das Gute ihres Traumes und der Knabe wurde auf eine wunderbare und unerklärliche Weise gerettet. Als der Lärm um das Schloß losbrach, hatte er anfänglich dem Schallen der Hörner und dem Ruf der Stürmenden ohne Furcht zugehört. Aber diese kindische Freude dauerte nur so lange, bis die Fenster

des Gemachs, in welchem er sich befand, von den Flammen des brennenden Schlosses geröthet wurden und bis das Geschrei der Kämpfenden, vermischt mit dem Geheul der Verwundeten, in den Gängen des Schlosses und auf den Treppen hörbar wurde, denn jetzt hatte ihn eine namenlose Angst erfaßt; er versuchte die Thür zu öffnen, welche seine treulosen Wärterinnen hinter sich in's Schloß geworfen. Als dies aber seinen schwachen Kräften nicht gelang, so eilte er zu seinem alten Spielkameraden, dem kupfernen Kruge, der in der Ecke stand, und faßte den Henkel desselben, wobei er kläglich nach seinem Vater schrie.

Die Ideenverbindung des Kruges mit seinem Vater war sehr natürlich, denn er hatte den alten Herrn in der letzten Zeit fast nur mit diesem Geräth in der Hand neben sich sitzen sehen; aber Graf von Schreckenberg hörte nicht mehr den Ruf seines Kindes, es war just in demselben Augenblicke, wo ihn die Hellebarde eines Feindes über den Kopf traf, so daß er lautlos dahin stürzte. Das Kind, nachdem es einige Mal vergeblich nach dem Vater und seinen Wärterinnen geschrien, fühlte sich plötzlich auf eine Art fortgezogen, als sey der Krug ein lebendes Wesen geworden, das ihn mit fort nähme. Die Thür sprang auf und Kuno ging hindurch, die brennende Treppe hinab, ohne von den Flammen versehrt zu werden, und durch die stürzenden Mauern, ohne daß ihn ein Stein getroffen hätte; alsdann ging er im eiligen Laufe vorwärts durch die Höfe, dem großen Thore zu, und Kuno hatte bald das Freie erreicht; plötzlich vernahm er neben sich aus einem brennenden Seitengebäude

das Geschrei eines Knaben, der in den guten, glücklichen Tagen häufig mit ihm gespielt hatte: dieser hieß Wolf und war der Sohn des Pförtners.

Kuno hatte nicht sobald die Stimme seines alten Spielkameraden gehört, als er ihm antwortete: „Hier, hier!“ und ihm zurief: „Eile dich, lieber Wolf, und komme her, sonst müssen wir Beide verbrennen!“ Dieser säumte nicht, aus seinem Versteck, einem großen, steinernen Wassertrog, hervorzuspringen und kam eilig herbeigelaufen. Er hatte kaum das Gewand Kuno's erfaßt, als die unsichtbare Macht, welche diesen die brennenden Treppen im Fluge herabgetragen, wieder anfing zu wirken und mit den beiden Knaben in der größten Schnelligkeit davon eilte. Sie kamen den Berg hinab und wußten nicht wie; sie liefen eine lange Strecke über das Feld, ohne zu ermüden, und wenn sie sich zuweilen im Laufe umwandten, um nach der Gegend zu sehen, wo sie hergekommen, so erblickten sie das väterliche Schloß Kuno's in vollen Flammen, — ein Anblick, über den sie Beide in Thränen ausbrachen, ohne aber in ihrem raschen Laufe deswegen einzuhalten. Darauf erstiegen sie andere Berge und die brennende Heimath hinter ihnen fing schon an undeutlich zu werden; bald sahen sie nichts mehr davon, als einen rothen Wiederschein am Himmel, denn der Abend war bereits hereingebrochen.

Jetzt fühlten die beiden Knaben auch plötzlich, daß sie äußerst ermüdet seyen, und sahen sich deshalb nach einem Orte um, wo sie die Nacht verbringen könnten. Aber da war weit und breit nichts zu sehen, als Haide und Wald, und Berg und Thal; kein Haus, ja nicht

einmal eine ärmliche Scheune, wo sie hätten hinein kriechen können, um die Nacht nicht unter freiem Himmel bleiben zu müssen. Sie setzten sich in's grüne Moos unter einen Baum, und nachdem sie sich gegenseitig recht kläglich angesehen und etwas dabei geseufzt hatten, brachen sie auf einmal in Thränen aus und fühlten jetzt zum ersten Mal, was sie Alles verloren. „Ach," jammerte Kuno, „wo mag mein Papa jetzt seyn? sie haben ihn gewiß todt geschlagen und er lebt nicht mehr." — „Ja," fuhr Welf fort, „und der meinige, und meine Mutter, und das kleine Schwesterlein!" — „Alle, alle," fiel Kuno seinem Gefährten in die Rede, „ja, alle sind todt, massacrirt!"

Bei diesem letzten Worte brachen sie auf's Neue in heftigere Thränen aus und schluchzten eine Weile so fort. Da sich aber Niemand in der Nähe befand, der sie bedauert und gebeten hatte, nicht mehr zu weinen, so hörten sie bald auf, und Welf, der zwei Jahre älter war als Kuno, versuchte es zuerst, seinem Gefährten andere Gedanken einzuflößen. „Ja, lieber Kuno," sagte er, „wir sind einmal so unglücklich und haben Alles verloren. Was ist da nun zu machen? Da kein Haus in der Nähe ist, das uns aufnehmen könnte, so müssen wir unter freiem Himmel schlafen und werden wahrscheinlich davon nicht sterben. Erinnerst du dich noch, wie dein Vater uns einmal erzählte, daß er als ein kleiner Bube mitreiten mußte auf die Jagd, und daß sie sich dann alle verirrten, und er so gut wie der älteste Knappe im Moos geschlafen hat, und es hat ihm nichts gethan. Daher wollen wir den Versuch machen, uns

fest zusammen legen und sehen, ob wir nicht auch unter freiem Himmel schlafen können."

Kuno fühlte sich durch die Worte seines Unglücksgefährten in der That etwas gestärkt, und da er eben so gut, wie Wolf, ein herzhafter Bursche war, so sagte er Ja und sie suchten sich eine passende Stelle zum Schlafen aus. Den kupfernen Krug, dem die Beiden, ohne es zu wissen, ihre Rettung verdankten, hatte Kuno bis jetzt mit der einen Hand fest gehalten, denn dies Gefäß, sein einziges Erbstück, brachte ihm eine so lebhafte Erinnerung an sein verbranntes väterliches Haus, an Vater und Mutter, daß er sich durch die Nähe desselben ordentlich getröstet fühlte.

Nachdem die beiden Knaben sich eine Zeitlang an dem Orte, wo sie sich befanden, umgesehen, entdekten sie eine hohle Eiche, die inwendig mit dem schönsten Moos bedeckt war. Wolf ließ seinen Gefährten zuerst hineinkriechen, damit dieser und der Krug den sichersten und besten Platz hätten, er selbst aber legte sich vorne an den Eingang, um im Fall einer Gefahr seinen kleinen Freund beschützen zu können.

Beide entschliefen auch bald und da sie sehr ermüdet waren, erwachten sie nicht eher, bis die Sonne über den fernen Bergen heraufstieg und einen ihrer rothen, zitternden Strahlen in den Baum sandte. Sie sprangen auf, krochen aus ihrer Lagerstatt hervor und hielten einen Rath, was nun zu thun sey. Kuno meinte, ob es nicht am räthlichsten wäre, den Weg nach der verbrannten Burg zurück zu suchen, um nachzusehen, ob nicht vielleicht noch einer von des Vaters Freunden am Leben

sey, der ihnen alsdann helfen könne; doch Wolf verwarf diesen Vorschlag, indem er seinem kleinen Freunde erklärte, daß die Feinde dort überall herumschwärmen würden, um nach Beute zu suchen, und daß diese sie unfehlbar umbringen würden, sobald sie sich blicken ließen. Das Letztere leuchtete denn dem armen Kinde auch ein, und Beide beschließen, auf gut Glück ins Land hinaus zu wandern, um zu sehen, auf welche Art sie sich durchhelfen könnten. Sie pflückten einige Beeren, die herum standen, zum Frühstück, und gingen dann zu einem kleinen Bache, der sich auch nicht weit von dem Baume befand. Hier schöpften sie mit dem Krug einen Trunk klaren Wassers und nachdem sie Beide daraus getrunken hatten, verwunderten sie sich nicht wenig, als sie fühlten, daß sie weg dem Wenigen, was sie genossen, ganz gesättigt waren.

Nun traben sie mit frischen Kräften auf, und nachdem sie sich umgesehen und nachgedacht, nach welcher Gegend zu ungefähr ihre Heimath liegen würde, wandten sie derselben den Rücken und gingen auf der entgegengesetzten Richtung buchstäblich ihrer Nase nach, ohne ein bestimmtes Ziel. Das Einzige, was sie allenfalls leitete, war der bessere oder schlechtere Boden, über den sie gingen. Bald machten sie einen großen Umweg, um nicht mitten durch einen Sumpf waten zu müssen. Bald gingen sie lange am Rande eines Waldes hin, welcher von breiten Wassergräben umzogen war, und so nahmen den ganzen Tag die Mühseligkeiten kein Ende. Schon sank die Sonne und noch immer hatten sie keine Aussicht, die Nacht besser zuzubringen als die vorige. Auch hatte die Gegend rings herum nicht das Ansehen, als sey sie von menschlichen

Wesen bewohnt; denn man erblickte keine Fruchtfelder oder Obstbäume, sondern nichts als traurige Haide, durch welche sich hie und da kümmerlich ein halb ausgetrocknetes Bächlein wand; was man hie und da von Waldungen erblickte, waren schwarze, düstere Tannen, die ihre Zweige traurig zum Boden hängen ließen und laut seufzten und klagten, wenn der frische Wind über sie hinstrich. Es wurde jetzt dunkler und immer dunkler und die beiden Knaben setzten sich ganz ermüdet an eines jener Bächlein hin, und da sie auf ihrem heutigen Marsche keine Beeren gefunden hatten, um ihren Hunger zu stillen, so schöpften sie mit ihrem Kruge aus der Quelle etwas Wasser. Doch wie erstaunten sie, als sie einen Schluck gethan und dieselbe Entdeckung machten, worüber sie am Morgen aber nicht viel nachgedacht, nämlich die, daß sie von dem wenigen Wasser, was sie getrunken, so gesättigt waren, als hätten sie die beste Speise genossen. Sie schliefen nun getröstet wieder ein, wachten am andern Morgen gestärkt und erquickt auf und setzten ihren Marsch fort. Es war nun der dritte Tag, daß sie ihre Heimath verlassen hatten, und leider wußten sie noch nicht, was sie für die Zukunft beginnen sollten. Sie gingen über die Haiden dahin, durch die Tannenwälder, hinter denen wieder neue Haiden kamen und so fort, bis Nachmittags; eben als die Sonne wieder anfing abwärts zu steigen, erblickten sie vor sich in der Ferne ein Gebirge, das mit anderem frischem Grün und nicht mit Tannen bewachsen war und wo sie endlich hofften, Menschen zu finden, die ihnen helfen würden. Sie stärkten sich wieder mit einem Trunk frischen Wassers und wanderten so rüstig voran,

daß sie mit sinkender Nacht die Berge erreicht hatten, die vor ihnen lagen. Ihre Hoffnung, dort endlich Menschen und Häuser zu finden, die ihnen eine andere Lagerstatt als die bisherige gewähren würden, ließ sie nicht am Fuß des Gebirges unter freiem Himmel ihr Nachtlager aufschlagen, sondern sie begannen rüstig aufwärts zu steigen, um sich droben nach einer Stadt oder einem Hause umsehen zu können. Hinter ihnen stieg der Vollmond auf und beleuchtete ihren Weg aufs Beste, — ein Umstand, der den beiden Knaben heute Abend besonders gut zu Statten kam; denn je höher sie stiegen, je schlechter wurde ihr Weg. Bald standen ihnen große Felsenzacken drohend entgegen, zwischen denen sie erst nach langem Suchen einen Weg fanden; dann waren wieder die Aeste der Bäume und Gesträuche so dicht in einander verwachsen, daß sie nicht hindurch konnten, sondern darüber hinwegklettern mußten. Nach tausend solcher Schwierigkeiten erreichten sie endlich die Höhe des Gebirges und warfen sich ermüdet unter einer Eiche nieder, um eine Weile auszuruhen. Vor ihnen senkte sich der Wald wieder hinab und es schien ihnen, als umschließe der Gebirgszug, auf dem sie sich befanden, in einem großen Bogen ein stilles Thal, und so war es auch. Nachdem sie eine Zeitlang ausgeruht, kletterte Wolf auf die Eiche, unter welcher sie sich befanden, und spähte nach besten Kräften umher. Allein so sehr er sich bemühte, ein Haus oder dergleichen zu entdecken, so sah er doch nichts, als die Spitzen der Bäume; wohl erblickte er hie und da aus dem Grün des Waldes etwas hervorblitzen; als er aber schärfer hinsah, gewahrte er,

daß es ein großer runder See sey, auf den die Strahlen des Mondes fielen. Kuno, der sich mit dem trostlosen Bescheid nicht begnügen wollte, stieg ebenfalls auf den Baum und nahm aber seinen Krug mit, denn er hatte ihn zu lieb, um ihn nur einen Augenblick von sich zu lassen. Als er auf der Spitze des Baumes angelangt war, ließen die beiden Knaben gemeinschaftlich ihre Blicke umhergehen, und obgleich Wolf wiederholt versicherte, es sey nichts zu sehen, so rief doch Kuno plötzlich aus: er erblicke da unten ein kleines Häuschen, und zeigte mit dem Finger darauf hin. So sehr sich auch Wolf die Augen wischte und so lange hinschaute, bis ihm die Bäume rund herum zu tanzen schienen, so gewahrte er doch nichts, bis er ganz zufällig seine Hand auf den kupfernen Krug legte und dann ebenfalls das Häuschen erblickte, von dem Kuno gesprochen. Er konnte sich nicht genug darüber verwundern, daß er eine Sache, die doch jetzt so deutlich vor ihm lag, früher nicht bemerkt. Nachdem er jetzt die Vorsicht gebraucht hatte und seine Mütze nach der Gegend zu, wo das Häuschen lag, vom Baume herabgeworfen, stiegen Beide vergnügt herab und machten sich eiligst auf den Weg dahin. Sie gingen leichter in das Thal hinab, als sie vorhin den Berg aufwärts gestiegen waren, doch mußten sie noch ein paar gute Stunden laufen, ehe sie das kleine Haus erreicht, das ihnen von dem Baume droben so nahe zu liegen schien.

Jetzt traten sie aus dem Wald auf einen freien, mit Rasen bedeckten Platz, in dessen Mitte ein kleines Gärtchen lag und in demselben das Häuschen. Das Gärtchen war mit einem Zaun eingefaßt, der aus lauter

ſchneeweißen und roſenrothen Korallen beſtand, deren Spitzen ſich in ſilbernen Schlangenköpfen endigten. Um dieſen wunderbaren Zaun gingen ſie mehrere Male herum und ſuchten lange vergeblich nach einem Pförtchen, das ihnen den Einlaß gewährte. Sie waren ſchon im Begriff, hinüber zu klettern, als Kuno, der den kupfernen Krug in ſeinem Arme trug, mit demſelben beim Vorbeigehen die Korallen berührte, und plötzlich ſprang ein Thürchen auf und ließ ſie eintreten. Hinter ihnen ſchlug es wieder zu, und obgleich ſie jetzt die Stelle wußten, wo es ſich befand, ſo waren doch die Korallen ſo wunderbar in einander gefügt, daß ſie vergeblich die Oeffnung, zu der ſie hereingetreten waren, zu entdecken ſuchten. Hatten ſie ſich hierüber ſchon genug verwundert, ſo brachte ſie der Anblick des Gärtchens ſelbſt, das ſie in dem klaren Mondſchein ſo ziemlich überſehen konnten, vor Erſtaunen faſt außer ſich. Die Wege, welche ſich zwiſchen den Blumenbeeten hinſchlängelten, glänzten, als beſtanden ſie aus Silber, das man zu Staub zerſtoßen. Ach, und doch war dieſer Glanz noch Alles nichts gegen die Blumen ſelbſt, die auf den Beeten wuchſen. Es war nicht anders, als ſchüttle man Diamanten, Rubinen, Smaragden, Perlen, Gold und Silber immerfort durch einander, ſo glänzte und flimmerte es vor den Augen der erſtaunten Knaben. Vor lauter Glanz und Pracht war es ihnen nicht möglich, eins dieſer wunderbaren Gewächſe näher zu beſehen. Auch ermahnte Wolf ſeinen Gefährten, ſich nicht zu lange in dem fremden Garten aufzuhalten, ſondern auf das Häuschen zuzugehen, damit der Eigenthümer deſſelben nicht böſe würde, wenn ſie ſo lange in ſeinem Beſitz-

thum herumgafften, ohne ihn erſt um Erlaubniß zu fragen.

So demüthig und ſtill wie möglich näherten ſie ſich deshalb dem kleinen Hauſe, das vor ihnen lag. Es war nicht minder ſchön und prächtig als der Garten. Seine vier Mauern beſtanden aus glattem weißem Marmor und die Fenſter, die ſich in denſelben befanden, ſchienen ungeheure Brillanten zu ſeyn, die in Gold gefaßt und eingeſetzt waren. Das Dach beſtand aus rothen Korallen, deren Zacken alle in die Höhe wuchſen, und da ſich hier, wie an dem Zaune, auf jeder dieſer Spitzen ein ſilberner Schlangenkopf befand, ſo ſah es aus, als ringelten ſich dort oben tauſende von rothen Schlangen zuſammen. Jetzt ſtanden die beiden Knaben vor der goldenen Thür und Wolf klopfte beſcheiden an, um ſich dem Eigenthümer bemerkbar zu machen. Er klopfte einmal, zweimal, ja dreimal, aber es kam Niemand, der ihm die Thür geöffnet hätte. Da ſie nun glaubten, da drinn ſey Alles im feſten Schlafe, ſo pochten ſie ſtärker, und als auch dies nichts half, erhoben die beiden Knaben ihre Stimme und baten ſo flehend wie möglich, man möchte ihnen doch aufmachen, ſie ſeyen ein paar arme Kinder, die ſich verirrt hätten und nicht wüßten, wo ſie die Nacht zubringen ſollten. Alles vergebens. Niemand erſchien und es wurde auch innen nicht das kleinſte Geräuſch vernehmbar. Kuno, der ſehr ermüdet war, ſetzte ſich vor der Thür auf die Erde und als er den kupfernen Krug neben ſich ſtellte, berührte dieſer von ungefähr die Thür, welche nun plötzlich aufſprang.

Wolf, der hierüber ſehr erſtaunt war, trat einen

Schritt zurück und wagte nicht hinein zu treten. Endlich aber faßten Beide Muth, und nachdem sie noch einmal nach dem Eigenthümer gerufen, der sich aber weder sehen noch hören ließ, traten sie in das Häuschen und kamen in ein kleines Zimmer, wo Alles mit der gleichen Pracht ausgestattet war. Was sie am meisten verwunderte und zugleich erfreute, war der Anblick zweier Betten, die hier standen. Schüchtern und ängstlich traten sie zu einem derselben, um nachzusehen, ob nicht vielleicht Jemand darin liege. Aber wenn sie die seidenen Decken und Kissen auch noch so genau untersuchten und sogar unter die Betten sahen, sie fanden Niemand, worauf sie sich nach einer kurzen Berathschlagung in ihrer großen Ermüdung überreden ließen, selbst in diesen beiden Betten Platz zu nehmen. Sie zogen sich also aus, krochen unter die seidenen Decken, sprachen ihr Abendgebet und fielen bald in einen festen Schlaf.

Wie es oft den Kindern zu gehen pflegt, daß sie an fremden Orten, auch wenn ihr Lager noch so weich und ihr Zimmer noch so schön ist, früher erwachen als daheim, so geschah es auch den beiden Knaben. Es war aber heute Morgen wohl noch eine Nebenursache, die ihnen den Schlaf früher aus ihren Augen trieb. Sobald nämlich die ersten Strahlen des Tages über die Berge brachen, so begannen die Fenster zu blitzen und zu leuchten und schossen so tausendfache rothe, gelbe, weiße, grüne Strahlen, daß ein Todter davon hätte erwachen müssen. Kuno rieb sich zuerst die Augen und blickte mit dem lauten Ausruf der Verwunderung um sich. Ihm hatte geträumt, sie seyen wieder wie früher unter einer Eiche

eingeſchlafen und erwachten jetzt daſelbſt durch die Feuchtigkeit des Mooſes und die ſcharfe Morgenluft, durchſchauert und durchkältet. Deſto angenehmer aber war es dem Knaben, als er jetzt beim Erwachen fühlte, daß er in einem Bette lag, ſo fein und weich, wie er es kaum zu Hauſe gehabt. Wolf, der in ſeinem Leben nie ſo geſchlafen hatte, dehnte und wandte ſich behaglich unter der ſeidenen Decke, und konnte ſich kaum dazu entſchließen, das Bett zu verlaſſen. Die Neugierde, welche in den Knaben wieder rege wurde, als ſie um ſich blickten und alle dieſe merkwürdigen, prächtigen Gegenſtände ſahen, ließ ſie nicht länger ruhen. Sie ſprangen auf, ſchlüpften in ihre Kleider und begannen das Gemach, in welchem ſie geruht, auf das Genaueſte anzuſehen. Ach, da war Alles von einer ſo ſeltſamen und ſonderbaren Pracht. Geſtern Abend im Dunkeln hatten ſie nicht Alles anſehen können und waren jetzt deſto mehr überraſcht, als ſie alle Geräthe genau betrachteten.

Die Geſtelle der Betten, in welchen ſie geſchlafen, kamen ihnen beſonders merkwürdig vor. Sie waren ebenfalls von Gold und die Füße beſtanden aus ſchönen geringelten Schlangen, die mit ihren Köpfen das Geſtell trugen. Nachdem die Beiden ſich in dem Gemach ſatt geſehen, traten ſie in das Gärtchen hinaus, und wenn ſie ſchon geſtern Abend über die Pracht erſtaunt waren, mit der hier die Blumen blühten, ſo war heute Morgen beim hellen Sonnenlichte ihre Verwunderung noch viel größer. Ach, das Alles, was ſie hier ſahen, war ſo ſchön, daß Beide zugleich ausriefen: hier möchten ſie ihr

Leben verbringen. Die umliegende Thalwand war mit dem saftigsten und schönsten Grün bewachsen, an welchem Tausende von Thautropfen hingen, die in der Sonne wie Brillanten funkelten. Ein kleiner Bach, der von der Höhe des Berges mit lautem Platschern herabstürzte, sammelte sich unten im Thale in ein weißes Marmorbecken und floß aus diesem ganz ruhig bei dem schönen Gärtchen vorbei.

Nachdem sich die Knaben mit einem Trunk Wasser erquickt, beschloßen sie, in dem Thale umher zu schweifen, ob sie nicht vielleicht eine Spur von dem Eigenthümer des Häuschens fänden. Sie wollten ihn aufsuchen und ihn bitten, er möge sie da lassen, wofür sie dann versprechen wollten, nach ihren Kräften das Gärtchen in Ordnung zu halten und ihm überhaupt nützlich zu seyn, wo sie könnten. Mit diesem Vorsatz nahm Kuno den Krug an den Arm und Beide verließen den Garten. Sie folgten dem Laufe jenes Baches, welcher eine Zeitlang durch frische grüne Wiesen lief und sich dann dem Walde zuwandte, den die beiden Knaben jetzt vor sich sahen und aus dem der größte Theil des Thales zu bestehen schien. Auf die gut durchschlafene Nacht waren die Beiden so vergnügt, daß sie ihre Stimmen erhoben und laut sangen und schrien. Nebenbei hatten sie den Zweck, ihren Hausherrn, der sich vielleicht in dem Walde befand, auf sie aufmerksam zu machen. Es wollte ihnen bei diesem Singen anfänglich sonderbar bedünken, daß in den dichtbelaubten Zweigen der hohen Bäume, unter denen sie wandelten, keine Vögel zu hören waren, die ihnen mit muntern Weisen geantwortet hätten. Sie

horchten bald hierhin, bald dahin, aber da war Alles todt und still, und nur das Echo antwortete ihrem Rufe. Sie gingen weiter und weiter, und endlich schien ihnen der Wald etwas lichter zu werden. Auch glaubte Wolf, in der Ferne den Spiegel des See's durchblicken zu sehen, den sie gestern Abend von dem Berge oben entdeckt. Sie eilten nach jener Richtung hin und sahen bald, daß sie sich nicht getäuscht, denn wie sie aus dem Walde heraustraten, befanden sie sich am Rande eines großen See's, dessen Wasser eine schwarze Farbe hatte und recht unheimlich aussah. Da bewegten sich keine Wellen, und obgleich es doch im Sommer war, so sah der Teich aus, als wenn er gefroren wäre. Ja, wenn der Wind von den benachbarten Bäumen ein Blatt herunterjagte, so schwamm es nicht lustig auf dem Wasser dahin, sondern, als fürchte es sich vor demselben, hüpfte es auf dem Spiegel des See's bis an die andere Seite und blieb dort erst, auf dem Lande, liegen.

Die beiden Knaben setzten sich am Ufer des See's auf einen bemoosten Stein und wußten nicht, was sie davon zu halten hatten. Wolf, der zu Hause bei den Gelagen der Knappen viele glaubwürdige und wahrhafte Erzählungen von bezauberten Ländern, von Wassernixen und Elfen mit angehört hatte, kam zuerst auf den Gedanken, daß sie sich am Ende in einem solchen Zauberthale befänden, eine Vermuthung, die den Beiden gar nicht angenehm war. Sie fingen sich an zu fürchten, und so freundlich und schön ihnen früher ihre ganze Umgebung erschienen war, so betrachteten sie jetzt dieselbe mit Mißtrauen und furchtsamen Blicken. Die Stille,

die sie rings umgab, das schwarze Wasser, an dem sie saßen, ja sogar das schöne Häuschen, in dem sie geschlafen, das Alles erschien ihnen jetzt fürchterlich, denn Wolf erinnerte sich einer Geschichte, in welcher der Oger oder Menschenfresser solche Sachen hinzauberte, und damit er arme Kinder anlockt, um sie nachher als Mahlzeit zu verspeisen.

Unter solchen Gedanken saßen die beiden Knaben traurig da und schauten vor sich in das Wasser, das, obgleich es ganz schwarz erschien, doch ziemlich durchsichtig war. Sie beugten sich über den Stein und schauten lange aufmerksam hinab, und Hanno, der seinen Krug fest im Arme hielt, war der Erste, der auf dem Grund des See's etwas zu entdecken glaubte. Es kam ihm vor, als sähe er dort Mauern, Dächer, ja, nach und nach ein ganzes stattliches Schloß, weit schöner und größer, als das seines Vaters gewesen war. Auch Wolf sah hin und glaubte das Nämliche zu erblicken. Da Beide scharfe, gesunde Augen hatten und ihre Neugierde durch ihre erste Vermuthung sehr gestachelt war, so nahmen sie alle ihre Aufmerksamkeit zusammen und fanden, daß sie sich nicht getäuscht hatten. Auf dem Grund des See's lag wirklich ein großes, schönes Schloß mit hohen Thürmen und Mauern, und sie sahen es jetzt so deutlich, als wenn man etwa einen Gegenstand durch einen dichten Nebel erblickt. Diese Entdeckung war aber nicht dazu geeignet, ihre Furcht zu zerstreuen, vielmehr wurde es ihnen jetzt erst recht klar, daß sie sich in einem verzauberten Thale befanden, daß dort unten der böse Zauberer wohne und daß das Häuschen, in dem sie

geſchlafen, der Ort ſey, wo ſie der Zauberer ergreifen und verſpeiſen würde.

Wenn auch dieſe Gedanken nicht geeignet waren, ſie dorthin zurück zu bringen, ſo erging es ihnen doch, wie oft den Menſchen, die, anſtatt eine Sache, welche ihnen ſchrecklich vorkommt, zu fliehen, mit einer ſchaudernden Neugierde ſich derſelben immer wieder nähern müſſen. Die Beiden ſtanden auf und wanderten längs dem Bache zurück, bis ſie das Häuschen wieder vor ſich liegen ſahen, in welchem ſie geſtern geſchlafen. So unruhig ſie hier auch umher ſpähten, ſo ſehr ſie auch fürchteten, hinter irgend einem Buſche eine Schreckensgeſtalt auftauchen zu ſehen, ſo fand ſich doch von Allem dem Nichts. Das Häuschen ſtand ſo ruhig da wie vorhin und auch im Innern deſſelben hatte ſich nichts verändert. Sie traten herein und ſuchten noch einmal alle Winkel durch, um vielleicht ein anderes Gemach zu finden. Auf die Vermuthung, daß ſich in dem Häuschen mehr als ein Gemach befinden müſſe, waren ſie durch die Größe deſſelben von außen gekommen, welche mit dem kleinen Zimmer nicht im Verhältniß ſtand. Allein ſo ſehr ſie ſich auch abmühten, in der ſchönen glatten Wand die Fugen einer Thür zu finden, ſo war ihnen das doch unmöglich und ſie entdeckten nichts. Nachdem ſie ſich nun in dem Gärtchen noch etwas zu thun gemacht hatten, kleine Steine von den Beeten abgeleſen und einige von den ſchönen Blumen, die der Wind von ihren Stöcken losgeriſſen, wieder feſtgebunden hatten, war es Abend geworden, und die beiden Knaben begaben ſich wie geſtern zur Ruhe, aber weit bekümmerteren

Herzens, indem ſie fürchteten, in der Nacht würde der Zauberer erſcheinen, um ihrem Leben ein Ende zu machen, allein es geſchah nichts, was dieſe Beſorgniß hätte rechtfertigen können. Sie ſchliefen die lange liebe Nacht hindurch ruhig in den ſeidenen Betten und wurden erſt am andern Morgen von den funkelnden Sonnenſtrahlen erweckt, welche durch die hell glänzenden Fenſter hereinflimmerten.

Munter ſtanden die Knaben wieder auf und ihre Furcht, daß ſie einem böſen Zauberer in die Hände gefallen ſeyen, ſchien ſich etwas zu verlieren. In Ermanglung anderer Nahrungsmittel ſprachen ſie ihrem Kruge fleißig zu, welcher ſie auch nicht im Stiche ließ, ſondern ſie auf das Wunderbarſte erquickte und ſättigte. Dann nahmen ſie ſich bei der Hand, um wieder im Thale umher zu ſchweifen. Dießmal wankten ſie ihre Schritte nicht nach dem ſchwarzen See, ſondern verſuchten an der Thalwand empor zu ſteigen, um ſich droben auf der Höhe umzuſehen. Anfänglich fanden ſie hier einen Weg, der empor zu führen ſchien; doch als ſie ihm einige hundert Schritte gefolgt, wandte er ſich wieder abwärts; ebenſo ging es mit einem zweiten und dritten Weg, den ſie fanden, und wenn die beiden Knaben nun endlich verſuchten, ohne Pfad und mitten zwiſchen den Bäumen empor zu klettern, ſo kamen ſie doch nicht hinauf, ſondern bald konnten ſie über zuſammen geſtürzte rieſenhafte Bäume nicht weg, bald verſperrte ihnen eine ungeheure Felſenwand den Weg. So mühten ſie ſich mehrere Stunden vergebens ab und kehrten endlich wieder um, nachdem ſie beſchloſſen, da es ihnen nicht gelungen

ſey, ſich droben umzuſehen, ſo wollten ſie einen Weg um den See herum ſuchen, um ſich auch die andere Seite deſſelben genau zu betrachten.

So viel ſie von dem Ufer aus, an welchem ſie geſeſſen, ſehen konnten, zog ſich der See noch weit in das Thal hinein, allein jetzt verſperrte ihnen dichtes Gebüſch, zwiſchen welchem ſie nur hie und da das Waſſer durchſchimmern ſahen, die fernere Ausſicht. Sie wandten ſich zur linken Seite des See's, um den Verſuch zu machen, an ſeinem Ufer dahin zu gehen; doch gelang ihnen auch dies Vorhaben nicht, indem dieſer Weg mit unendlichen Schwierigkeiten bedeckt war. Hier trat der See bis an die glatte Thalwand und ließ nicht einmal einen handbreiten Weg, dort hingen breite Felsmaſſen über das Waſſer hinüber und die Beiden ſahen bald ein, daß ſie auf dieſer Seite ihre Entdeckungen einſtellen mußten. Da es bereits wieder zu dunkeln anfing, ſo nahmen ſie ſich auf morgen vor, die Ufer des See's auf der andern Seite zu unterſuchen, und kehrten darauf zu ihrem Häuschen zurück, um die dritte Nacht in demſelben zu ſchlafen.

Der Abend war ſo ſchön und die beiden Knaben, durch ihre mißlungenen Entdeckungsreiſen aufgeregt, konnten ſich bei ihrer Nachhauſekunft unmöglich gleich zu Bette begeben. Die Sonne ſank hinter die Berge und bald ſtieg an der andern Seite der Mond empor, und lauſchte und ſpähte zwiſchen den dunklen Tannen hinab in's Thal, als wollte er ſehen, wo die glänzende Sonne geblieben ſey, ſeine ungetreue Geliebte, die er raſtlos verfolgt. Das arme blaſſe Geſicht des Mondes war von der ruheloſen

Jagd ganz roth angelaufen und dieſe Röthe verſchwand erſt, als er ſich über den Bergen empor gehoben hatte und einſah, daß er die Sonne nicht erreichen könne und all' ſeine Mühe vergeblich ſey.

Die beiden Knaben legten ſich hinter das Häuschen auf den Rasen und dachten an ihre Heimath und an ihre lieben Aeltern und Freunde, die ſie für immer verloren hatten. Sie erzählten einander von ihren letzten Tagen, die ſie in der Burg verlebt, mit all' den kleinen Einzelnheiten, die einer ſo gut wie der andere wußte, und unterhielten ſich doch dabei. Sie beſchrieben einander das Getümmel der Stürmenden und Kuno machte ſeinem Cameraden den großen Schrecken anſchaulich, als er den erſten Schein des Feuers an den Fenſtern geſehen habe. So lagen ſie da und ſprachen und ſahen abwechſelnd auf das Thal, das, durch die ſtarken, dicht belaubten Bäume gegen die Strahlen des Monds geſchützt, dunkel vor ihnen lag, oder in den Mond ſelbſt, der an dem dunkeln Nachthimmel ruhig empor ſtieg. Plötzlich war es ihnen, als vernähmen ſie von dem Ufer des See's her ein leiſes Klingen und Tönen, ſo ungefähr, als wenn man mit dem Finger auf dem Rande des Glaſes hin und her ſchleift, oder als wenn feine ſilberne Glöckchen ertönen. Da ſie früher keinen Laut in dem Thal gehört hatten, ſo lauſchten ſie dieſer ſeltſamen Muſik mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit. Sie ſchien näher und näher zu kommen und die Töne wurden immer lauter und deutlicher. Aber ſo ſehr die Beiden ſich auch anſtrengten, etwas zu ſehen, das dieſe Muſik veranlaſſen konnte, ſo bemerkten ſie doch anfänglich nichts. Jetzt

aber auf einmal winkte Kuno seinem Gefährten, stille zu seyn und wies vor sich in's Thal, wo sich unter den Bäumen, die vor dem See standen, etwas seltsam Glänzendes zeigte. Es war, als lägen dort in dem Grase zwei feurig glänzende Faden, die sich langsam näher bewegten. Wolf erblickte jetzt dasselbe und erschrack nicht wenig; denn da er ein schärferes Auge als sein Freund hatte, so erkannte er bald ein paar kleine Schlangen, die aber außergewöhnlich glänzten und strahlten. Wie sie sich so in dem Grase dahin bewegten, so erklang die Musik, die sie vorhin gehört, und es war, als ob sie von dem Anstreifen der Schlangenkörper an das Gras herkäme. Jetzt kamen die beiden sonderbaren Wesen ganz aus dem Walde hervor und die Knaben konnten sie deutlicher betrachten. Es waren wirklich ein paar Schlangen, die aber gar nicht so schrecklich anzusehen waren, wie gewöhnlich dergleichen Thiere. Sie bewegten sich so zierlich und anmuthig auf dem Rasen dahin, hoben jetzt ihre Köpfe leicht in die Höhe, als ob sie um sich schauen wollten, und senkten sie dann wieder nieder, um unter das Gras zu schlüpfen, wobei es schien, als gefalle ihnen die Musik, die sie hervorbrächten, denn wenn auch kein besonderer Takt in derselben herrschte, so stimmte sie doch mit den Wendungen und Drehungen der Schlangen genau überein.

So sehr sich die Knaben zuerst gefürchtet hatten, so ergötzten sie doch bald die beiden glänzenden Thiere und sie sahen mit Vergnügen zu, wie sie sich in dem dunklen Grase daher bewegten. Jetzt waren sie nicht weit mehr von dem Garten entfernt, der das kleine Haus umgab,

und wandten sich gegen dasselbe hin. Sie berührten das Korallengeländer, gingen durch das Pförtchen, das sich in demselben öffnete, und verschwanden dann in dem Hause. Das hatten allerdings die Knaben nicht erwartet und sie sahen sich betroffen an, indem es ihnen gar nicht recht war, daß die kalten Schlangen das schöne kleine Haus in Besitz nahmen. Wolf kam indessen zuerst auf den Gedanken, daß die Thiere vielleicht mehr Recht an dem Hause hätten, als sie, und erinnerte sich einer Erzählung, wo Schwäne in der Mitte eines Teiches ein Häuschen gehabt, das mit Betten und allem möglichen Hausrath auf's Beste eingerichtet gewesen sey und wo sie die Nächte zugebracht hätten.

Diesem Gedanken nachhängend, wurde in den Knaben eine so gewaltige Neugierde rege, daß sie, trotz der Angst vor einem bösen Zauber, der sie bedroben könne, von ihrem Platze aufstanden und in möglichster Stille auf den Zehen nach dem Häuschen hinblickten, um zu sehen, was die beiden Schlangen dort wohl thun möchten. Das Korallenthor öffnete sich vor ihnen erst, als Kuno nach manchem vergeblichen Versuch zufällig mit dem kupfernen Kruge daran stieß. Sie schlichen durch das Gärtchen und stellten sich an eins der Fenster, um in das Häuschen zu sehen. Da erblickten sie denn die beiden Schlangen, wie sie mit ihren Köpfen an einer der Marmorwände hinaufreichten und sich dort plötzlich eine Thür öffnete, die in ein anderes, noch viel prächtigeres Gemach, als das erste, führte. Dort bestanden die Wände aus purem Gold, und wenn auch keine Fenster da waren, die von außen Licht hereingelassen hätten, so hing dafür von der

Decke ein faustdicker Rubin, der das kleine Gemach mit einem dunkelrothen, aber sehr hellen Lichtschimmer erfüllte, wodurch sie denn auch unterscheiden konnten, daß das Zimmer mit allerhand schönen Geräthschaften angefüllt war. Da waren kleine Tische, Sessel, Waschnäpfe und Becher, und Alles das war aus Metall getrieben und mit vielen sinnreichen Figuren verziert. Wolf kam von ungefähr auf den Gedanken, daß der Krug, den Kuno an dem Arme trüge, ganz genau zu den andern Sachen in dem Zimmer passen würde; denn da stand auf einem Tisch ein ähnliches Gefäß, nur nicht so groß und schön wie dieser Krug.

Die Schlangen ringelten sich an einem der Tische empor und schlüpften dort in eines der Waschbecken, das mit einer rosenrothen Flüssigkeit angefüllt war, worin sie sich eine Zeitlang badeten. Dann verließen sie das Becken wieder und glitten zur Erde hinab. Dort richteten sie sich an einander empor, die Schlangenhaut fiel von ihren Körpern herunter und sie verwandelten sich plötzlich in ein paar junge wunderschöne Mädchen von etwa zehn bis zwölf Jahren, die sich laut weinend in die Arme fielen.

Mit dem größten Erstaunen sahen die beiden Knaben dieser Verwandlung zu. Daß hier ein Zauber im Spiel sey, fühlten sie wohl; doch waren sie über denselben mehr erfreut als erschreckt. Die beiden Mädchen sahen so freundlich und schön aus, daß sie gar keine Angst vor ihnen hatten; sie hätten sich ihnen vielmehr gern genähert, um zu erfahren, warum sie noch vor wenig Augenblicken in Schlangen verwandelt gewesen wären.

Kuno war besonders dafür, in das Zimmer hinein zu gehen und sich den beiden Mädchen zu entdecken, doch Wolf hielt ihn zurück, indem er ihm bemerkte, daß sich das durchaus nicht schicken würde; vielmehr sey es ihre Pflicht, sich ruhig von da zu entfernen und den beiden Prinzessinnen — denn daß sie das waren, sah man an den kleinen Kronen, die sie auf dem Kopf trugen — das Häuschen, an dem sie auf jeden Fall mehr Recht hätten als sie, ganz zu überlassen. Kuno konnte sich doch im ersten Augenblick nicht entschließen, das Fenster zu verlassen, sondern sah aufmerksam den beiden Prinzessinnen zu, die jetzt das kleine Gemach verließen und in das größere traten, wo die beiden Betten standen. Dort setzten sie sich auf einen Stuhl, hielten sich mit ihren Armen umschlungen und sprachen mit einander auf das Eifrigste, wobei manche Thräne aus ihrem Auge floß, ohne daß man draußen etwas von ihren Reden verstehen konnte.

Nachdem sie eine Zeitlang so gesessen, fielen sie sich nochmals in die Arme, küßten einander und jedes schlüpfte in eins der Betten, in welchen die Knaben die Nacht vorher geschlafen hatten. Da in diesem Augenblicke der Mond, der bisher mit seinen weißen Strahlen das erste Zimmer erleuchtet hatte, hinter einem der Berge niedersank, so wurde es in dem Häuschen ganz dunkel und die Knaben sahen nichts mehr. Erstaunt über die Vorfälle des heutigen Abends, verließen sie, um die kleinen hübschen Herrinnen des Häuschens nicht zu stören, den Garten und legten sich am Rande des Waldes in's Moos hin mit dem festen Vorsatz, vor dem Anbruch

des Tages zu erwachen und dann zu ſehen, was aus den kleinen Schlangen oder vielmehr aus den beiden Prinzeſſinnen ferner werden würde. Doch war ihr Schlaf ſo feſt, weil ſie heute viel herumgelaufen waren, oder fand es der Schutzengel, der über die verwaisten Kinder wacht, nicht für rathſam, daß ſie ihren Vorſatz ausführten, und ließ ſie deswegen länger ſchlafen, als ſie ſich vorgenommen, genug, als ſie erwachten, ſtand die Sonne ſchon hoch am Himmel, und als ſie nun raſch nach dem Häuschen eilten, war daſſelbe ſo leer, wie ſie es am erſten Tage gefunden.

Sie unterſuchten Alles auf das Genaueſte in den Betten, unter den Stühlen, ja ſelbſt in den Schubladen des Tiſches, aber ſie fanden eben ſo wenig eine Spur von den beiden Prinzeſſinnen, als ſie auch bei dem ſorgfältigſten Nachſuchen die Thür fanden, die in das andere Gemach führte.

Sie gingen verdrießlich umher und es war jetzt Beiden leid, geſtern Abend nicht wenigſtens beſcheiden an das Fenſter geklopft und gethan zu haben, als ſeyen ſie ein paar arme verirrte Wanderer, die zum erſten Mal in dieſe Gegend kämen. Da ſie übrigens der Hoffnung lebten, die beiden ſchönen Schlangen würden an einem andern Abend wieder kommen, ſo nahmen ſie ſich feſt vor, es alsdann ſo zu machen, und begannen, da die Sache für heute nicht zu ändern war, ihre Wanderung durch das Thal auf's Neue. Sie gingen zum See hinab und verſuchten diesmal auf der linken Seite an ſeinem Ufer hinzugehen. Es gelang ihnen hier beſſer, als geſtern auf der andern Seite. Sie wandelten auf

einem bequemen Pfade und kamen bald an die Stelle, die ſie von dem Anfang des See's aus geſehen hatten und wo ſich, wie es ſchien, das Waſſer zwiſchen den Bäumen verliere. Es war auch in der That ſo. Die beiden Ufer des See's traten hier, mit dichtem Buſchwerk bewachſen, näher zuſammen und bildeten eine Ecke, welche die Knaben nicht umgehen konnten, denn der Weg hörte hier plötzlich auf und führte vor eine ſchroffe Felſenwand, wo ſie natürlich nicht weiter konnten.

Nachdem ſie ſich nach allen Seiten umgeblickt und den vergeblichen Verſuch gemacht, die Felswand zu erklimmen, entdeckte Wolf auf einmal neben ſich eine kleine Treppe, die zu dem See hinab führte und vor welcher ein Nachen auf dem ſchwarzen Waſſer ſchaukelte. So gern ſich die beiden Knaben in das Schiffchen geſetzt hätten, um ihre Entdeckungsreiſe, da es zu Land nicht mehr ging, auf dem Waſſer fortzuſetzen, ſo hielt ſie doch anfangs die Furcht vor dem ſchwarzen See von ihrem Wagſtück ab. Beſonders Kuno rieth davon ab, dem weniger der See ſelbſt, als das Schloß auf deſſen Grunde, das ſie ſo deutlich geſehen, unheimlich war.

„Denke dir nur, lieber Wolf," ſagte er, „wenn wir auf dem ſchwarzen Waſſer fuhren, und es öffnete ſich plötzlich da unten in dem Schloſſe eine Thür, und ein Reiter käme herauf, um uns zu fragen, wer wir ſeyen und was wir wollen? Oder wenn der Nachen plötzlich unterginge und wir da unten in den Schloßhof fielen und dort auf ewig bei den Leuten bleiben müßten, die wahrſcheinlich verzaubert ſind?"

Wolf pflichtete anfänglich dieſen Gründen bei, doch

da ihm Alles daran gelegen war, das andere Ende des See's zu erreichen, um zu ſehen, ob ſich nicht dort vielleicht Menſchen befänden, ſo gelang es ihm bald, ſeinen Freund zu überreden und ihm Muth einzuflößen, um die Fahrt auf dem Waſſer zu unternehmen. Nach einigen Hin- und Herreden ſtiegen ſie endlich die Treppen hinab und ſetzten ſich in den Kahn; doch bemühten ſie ſich lange vergebens, die Kette zu löſen, die mit einem ſtarken Schloß an der Treppe feſtbing. Endlich ſtreifte Kuno, der am Ende des Nachens ſaß, bei einem neuen Verſuch, das Schloß zu öffnen, mit dem Krug, den er an ſeinem Arme trug, die Kette, welche darauf augenblicklich zerriß und dem Nachen ſeinen freien Lauf ließ. Wolf hatte öfters zu Hauſe geſehen, daß die Knappen, wenn ſie ohne Ruder an dem Ufer des großen Schloßteiches umher fuhren, um die ausgeſtellten Fiſchnetze wieder einzuziehen, mit den Händen die Sträucher und Zweige der Bäume erfaßten und ſich ſo vorwärts halfen. Er wollte es, als die Kette zerſprungen war, ebenſo machen, wäre aber bei dem Verſuche faſt in's Waſſer gefallen, denn der Kahn war nicht ſo bald gelöst, als er ſich plötzlich vom Ufer abwandte und zum Erſtaunen und Schrecken der beiden Knaben ohne Ruder und Segel mitten in den See hinein fuhr. Vergebens war ihr Verſuch, den Nachen, wie man es einem unartigen Pferde thut, durch Zurufen zum Stehen zu bringen, ein Mittel, das ſie in ihrer Herzensangſt wirklich verſuchten. Beſonders Wolf, als er fühlte, daß er unaufhaltſam fortgeriſſen wurde, bat den Nachen, zuerſt mit den höflichſten Schmeichelreden und dann ſogar mit Schimpfworten, er

möchte gefälligst Halt machen und umkehren; — Alles vergebens, unaufhaltsam schoß er dahin. Schon waren sie bei der Stelle vorbei, wo die Ufer des See's etwas näher zusammen traten, und jetzt kamen sie auf die andere Seite jener Felsecke, die sie vorhin aufgehalten, und sahen vor sich den ganzen See, der dort noch einmal so groß und breit war, wie der Theil hinter ihnen.

Obgleich sich der Kahn auf dem Wasser schnell dahin bewegte, so durchschnitt seine Spitze nicht die Wellen, sondern es war, als wenn das Fahrzeug über dem Wasser, wie auf einer Eisdecke, dahin glitt. Auch hörte man an den Seiten nicht das Plätschern der heranschlagenden Wellen und nicht das vergnügliche Murmeln des Wassers. Alles war ruhig und still. Anfänglich fürchteten die Knaben, der See möchte sich, wenn sie mitten darauf waren, nach allen Seiten in's Unendliche ausdehnen und sie wie auf einem wilden einsamen Meere allein lassen. Doch dem war nicht so. Die Ufer blieben unverrückt stehen und die Knaben entdeckten nun, daß der Kahn nach einer Insel steure, die am Ende des schwarzen See's zu liegen schien. Diese Insel konnte nicht sehr groß seyn, doch schien das Gebüsch, das rings auf ihr wuchs, undurchdringlich zu seyn. Da stand Baum an Baum, mit dem dichtesten Laub eine grüne Mauer bildend, und dazwischen wuchsen niedrige Gesträuche, das Ganze noch mehr zusammen flechtend. Bald sahen die Knaben, daß sich auch dort an der Insel eine kleine Treppe befinde, die hinab auf den See führe, und dorthin wandte sich der Kahn. Bald hatte er das Ufer erreicht und fuhr zwischen dem dichten Schilf, das vor der Treppe wucherte,

mit Gewalt bis an dieſelbe, wo er ſeinen Lauf hemmte, ſich wandte und ſeiner Länge nach gegen die unterſte Stufe gedrückt, ruhig liegen blieb.

Wolf hatte ſich zuerſt von ſeinem Staunen und Schrecken erholt, ſprang an den Strand und half auch ſeinem Cameraden heraus, dem das Abenteuer, als es ſo ohne Gefahr und Schreckniß ablief, ebenfalls nicht unangenehm ſchien und dem die Waſſerfahrt ſogar vielen Spaß gemacht hatte. Sie berathſchlagten, was weiter zu thun ſey, und Kuno meinte, das Beſte wäre wohl, dem Nachen ein gutes Wort zu geben, damit er ſich umwende und ſie wieder an das andere Ufer des See's brächte, denn hier auf dieſer Inſel möchte doch nicht viel Beſonderes und Merkwürdiges zu ſehen ſeyn. Wolf dagegen war der Meinung, weil ſie doch nun einmal da ſeyen, ſollten ſie auch in das Innere derſelben dringen, denn ihm ſcheine es nicht glaubwürdig, daß ſie der Nachen ſo ohne Urſache wider ihren Willen hieher geführt. Er überredete auch ſeinen Freund und Beide wandelten längs dem Ufer hin, um durch das dichte Gebüſch einen Eingang zu finden. Doch gelang ihnen dies nicht. Sie umgingen die Inſel mehrere Mal, unterſuchten auf's Genaueſte die Baumwand, ob ſie nicht ein kleines Loch fänden, durch welches ſie hindurch ſchlüpfen konnten; aber vergebens. Es mußte hier ein Zauber walten, denn es war, als preßten ſich die Zweige enger zuſammen, wenn einer der Beiden verſuchte, hindurch zu kriechen.

Unter dieſen vergeblichen Anſtrengungen wurde es Mittag. Die Sonne ſtand hoch am Himmel und die Knaben ſetzten ſich auf den Strand der Inſel, um ſich

von dem vielen Umherlaufen zu erholen. Auch ſtellte ſich Durſt und Hunger bei ihnen ein, und da kein Bach in der Nähe war, aus dem ſie hätten ſchöpfen können, ſo machte Wolf den Vorſchlag, einmal das Waſſer des See's zu verſuchen. Er ſchöpfte einen Krug voll daraus, that einen guten Schluck und da er fand, daß das Waſſer ſehr gut ſchmeckte, reichte er ihn Kune hin, der ſich aber nicht entſchließen konnte, ihn an die Lippen zu ſetzen. Er dachte an das Schloß auf dem Grunde des See's und daß vielleicht dort verzauberte Menſchen lägen, und verſicherte bei dieſen Betrachtungen, er wolle lieber Hunger und Durſt leiden, als von dem ſchwarzen Waſſer trinken. Er nahm den Krug und ſchüttete das Waſſer hinter ſich in das Gebüſch. Doch wer beſchreibt das Erſtaunen der Beiden, als ſie ſahen, daß, ſobald das Waſſer die Zweige berührt hatte, dieſelben aus einander wichen und einen freien Durchgang geſtatteten. Die Knaben ſprangen auf und nachdem ſie ſich einige Zeit mit überraſchten Blicken angeſchaut, trat Wolf in das Gebüſch und Kune folgte ihm.

Einige Schritte gingen ſie unter den Bäumen umher, die hier ganz ohne Ordnung zu ſtehen ſchienen. Doch bald entdeckten ſie einen Weg zu ihren Füßen, an dem rechts und links kleine Gruppen von Bäumen und Sträuchern ſtanden, denen man wohl anſah, daß eine kunſtreiche Hand ſie ſo geordnet hatte. Sie folgten dieſem Weg, der in das Innere der Inſel führte, hatten in kurzer Zeit das dichte Gebüſch hinter ſich und ſtanden auf einem freien Raſenplatz, bei deſſen Anblick ſie mit einem lauten Ausruf des Erſtaunens wie angefeſſelt ſtehen

blieben. Dort erblickten ſie nämlich eine große Tafel, an welcher wohl zwanzig bis dreißig Männer ſaßen, die, obgleich es ausſah, als ſeyen ſie eben in luſtigem Zechen und Plaudern begriffen, doch alle ſtarr und ohne Bewegung waren. Zuerſt glaubten die Beiden, ihr plötzliches Eintreten habe die ſtattliche Geſellſchaft für einen Augenblick überraſcht und in der Stellung erhalten, in der ſie ſich gerade befanden. Kuno wandte ſich, um zu entfliehen, doch Wolf hielt ihn zurück und ſchaute mit weit aufgeriſſenen Augen athemlos dieſem ſonderbaren Gelage zu. Nichts regte ſich, und die Figuren ſaßen ſo ſtarr und ſteif da, als ſeyen ſie aus Stein gehauen. Wolf, deſſen Muth wiederkehrte, machte zuerſt ein leiſes Geräuſch, dann huſtete und räuſperte er lauter, und als dies Alles ohne Erfolg blieb, ſchrie er laut: Halloh! Halloh! und Kuno ſtimmte endlich, als er ſah, daß ſich Niemand regte, kräftig in dies Geſchrei ein.

Als die Knaben ſo zu ihrem eigenen Troſte ſahen, daß ihre Bemühungen, die ſtarre Geſellſchaft zu erwecken, vergeblich ſeyen, traten ſie ganz aus dem Gebüſche hervor und näherten ſich behutſam der Tafel, um ſich die ſeltſame Erſcheinung näher zu betrachten. Es war, als ſey eine Geſellſchaft ehrenfeſter Ritter mitten in einem Feſtmahl von einem böſen Fluche überraſcht und zu Stein erſtarrt worden. Oben an dem Tiſche, auf welchem große Humpen, Becher und Kannen mit dicken Bäuchen ſtanden, ſaß ein alter ſtattlicher Mann im prächtigſten Waffenſchmuck mit einer Krone auf dem Kopfe, und hinter demſelben ſtanden zwei Pagen, von denen er dem Einen einen Befehl zu ertheilen ſchien, während der

Andere ihm die Trinkschaale darreichte. In dem Gesichte des alten Mannes lag etwas so Ernstes und Gutmüthiges zugleich, daß es jedem Zutrauen einflößen mußte, und die beiden Knaben bedauerten sehr, daß dieser eben so wie die übrigen aus Stein zu bestehen schien und keinen freundlichen Blick und keine Antwort für sie hatte. Die Ritter, welche rechts und links neben ihm an der Tafel saßen, schienen in eifrigen Gesprächen vertieft zu seyn. Einige hatten mit der einen Hand den Humpen erfaßt und stützten sich mit der andern auf den Tisch oder ihre Schwerter, wobei sie einander aufmerksam in's Gesicht schauten, und diese Gesichter, obgleich sie hart und steif waren, hatten doch einen so lebhaften Ausdruck behalten, daß man genau sehen konnte, welcher gesprochen und welcher zugehört hatte.

Dort saßen ein paar, die sich mit den Armen umschlungen hielten und in die Höhe schauten. Der Ausdruck ihres Gesichts zeugte von einer ungemeinen Heiterkeit, und wenn man dazu ihren halb geöffneten, lächelnden Mund sah, so hätte man glauben können, ein lustiges Trinklied schwebe auf ihren Lippen. Die beiden Knaben gingen staunend um den Tisch und als sie hinter den alten Mann mit der Krone traten, sahen sie, daß rechts und links von diesem an der Tafel ein paar zierlich geschnitzte Stühle standen, die aber leer waren. Kuno, der nicht so beherzt war wie Wolf, fürchtete sich doch ein wenig und nahm sich wohl in Acht, zu nahe zu der Gesellschaft hinzutreten, und hielt sich mehr an das Gebüsch, welches den Rasenplatz umgab. Doch plötzlich fuhr er auch hier mit einem lauten Schrei zurück, denn

er erblickte auf einmal zu seinen Füßen einen großen Hund gelagert, während ein paar Pferde, die unter den Bäumen standen und von einem Knappen am Zügel gehalten wurden, auf ihn herabsahen. Wolf eilte überrascht herbei, doch ergab sich bald, daß diese Pferde, von denen weiter im Gebüsch noch mehrere, so wie auch viele Knappen und Hunde zu sehen waren, eben so starr und regungslos waren, wie ihre Herren.

Die Knaben wandelten jetzt ganz um den Tisch herum und sahen am Ende desselben noch ein paar Figuren sitzen, die ihre besondere Aufmerksamkeit fesselten. Es waren schon ältliche Männer und einer derselben blickte forschend den See hinab und seine spähenden Züge hatten einen leisen Anflug von Schreck und Entsetzen. Er hielt eine Hand an sein Ohr, als horche er genau auf etwas, und hatte mit der andern Hand die Schulter seines Nebenmanns gefaßt, um dessen Aufmerksamkeit rege zu machen. Dieser aber ließ sich nicht stören, sondern saß in seinen Stuhl zurückgelehnt und setzte eben einen großen Becher an den Mund, den er mit vielem Wohlbehagen zu leeren schien.

Wolf und Kuno betrachteten diese Beiden lange und erschöpften sich in Muthmaßungen, wornach der Eine der alten Herren wohl geblickt haben möge. Kuno sah ihm über die Schulter und versuchte seinen Augen dieselbe Richtung zu geben, um dort etwas Besonderes zu erblicken. Aber er sah nichts als den schwarzen Spiegel des Sees. Wolf betrachtete sich indessen den andern Herrn genauer und bedauerte unendlich, daß er wahrscheinlich mitten im Trinken gestört worden sey; auch

unterließ er nicht, ſeine lächerlichen Bemerkungen über den alten Herrn zu machen und ſtellte die Vermuthung auf: dieſer möge wohl von der ganzen Tiſchgeſellſchaft den meiſten Durſt gehabt haben.

Die Furcht, welche die beiden Knaben anfänglich gehabt hatten, verſchwand gänzlich, und da ſie nicht ausklügeln konnten, ob dieſe Figuren von einem kunſtreichen Meiſter aus Stein gehauen ſeyen, oder durch Zauber ſo verwandelt, ſo nahmen ſie die Sache, wie ſie war, und beluſtigten ſich eine Zeitlang mit Betrachten der Waffen, der Trinkgeräthe, der Kleider und endlich der Pferde und Hunde. Wolf wurde ganz muthwillig und kletterte auf eins der Streitroſſe, und als Kuno ſah, daß er ſich da oben recht ſtattlich ausnahm, ſtieg er ſelbſt auf ein anderes und Beide jauchzten vor Freude. Nachdem ſie eine Zeitlang verſucht, die Pferde durch Zurufen oder Treten mit ihren Ferſen in Bewegung zu ſetzen — wobei ſie aber den todtlichſten Schreck gehabt hätten, wenn dies wirklich geſchehen wäre — ſtiegen ſie wieder herab und machten ſich andere Beſchäftigungen. Sie ſetzten ſich auf die beiden leeren Stühle oben am Tiſche, verließen ſie aber bald wieder, denn das Geſicht des alten Mannes mit der Krone ſah ihnen gar zu ehrfurchtgebietend aus. Dann ſchlenderten ſie um den Tiſch herum und Wolf ſtellte ſich vor den Trinker hin und machte endlich lachend den Vorſchlag, dem alten Herrn etwas Waſſer in ſeinen Becher zu ſchütten, damit er ſeinen Durſt löſchen könne. Kuno fand auch dieſen Einfall gar nicht übel und ſprang mit ſeinem kupfernen Krug zum See hinab, wo er ihn mit Waſſer füllte. Dann nahm ihn

Wolf in Empfang, hob ſich auf ſeinen Zehen empor und goß den Becher ſo voll, als es bei der ſchiefen Haltung, in welcher ihn der Ritter hielt, möglich war, aber daß das Waſſer die Lippen deſſelben benetzte. Sich über ihre luſtige That freuend, ſtellten ſich die Beiden dahin und lachten laut auf. Doch plötzlich hielt Wolf mit ſeinem Lachen inne und ſtarrte das Geſicht des Ritters an; auch Kuno ſah hin und klammerte ſich mit einem lauten Ausruf des Entſetzens an Wolf feſt.

Wer vermag den Schrecken der Beiden zu ſchildern, als ſie ſahen, wie ſich in dem ſteinernen, kalten Geſicht die Lippen langſam öffneten, und das Waſſer, welches Wolf in den Becher gegoſſen, ſchlürfend austranken, wie ſich die früher ſo todten Augen langſam belebten, Glanz und Farbe bekamen und mit einem ſeltſamen Ausdruck vor ſich hinſtarrten. Als das Waſſer langſam durch den Hals floß, begann die Bruſt der ſteinernen Figur zu athmen und in allen Gliedern des Körpers zeigte ſich Leben. Der alte Ritter that ein paar tiefe Athemzüge hinter einander, ſtieß ein paar Seufzer aus und ließ ſeine Hand mit dem Becher langſam auf den Tiſch nieder. dann wandte er den Hals und ſah mit einem Blick des Staunens und Schreckens ſeinen Nebenmann an, deſſen kalte ſteinerne Hand, die auf ſeiner Schulter lag, er jetzt mit Verwunderung befühlte.

Die beiden Knaben, denen der Schreck in die Glieder gefahren, waren auf ihre Kniee niedergeſunken und blickten mit bleichen Geſichtern und gefalteten Händen zu dem Ritter auf, und obgleich ſie kein Wort hervorbringen konnten, ſah man doch an der Bewegung ihrer

Lippen, daß sie Vergebung erflehten für ihre vorwitzige That. Der Neubelebte, nachdem er mit demselben Erstaunen, mit dem er seinen Nebenmann angesehen, die ganze Tischgesellschaft erblickt, bemerkte jetzt die beiden knieenden Kinder und sprang mit einem Ausruf der Ueberraschung von seinem Stuhle auf. Wolf, der jetzt einsah, daß sie am Ende doch keine so üble That verrichtet, indem aus dem früheren Steinblock ein gehörig lebendiger Mensch geworden, faßte sich zuerst wieder und erzählte dem Ritter in kurzen Worten, wer sie wären und was sie angefangen hätten, bis zu dem Augenblick, wo sie ihn ganz zufällig wieder in's Leben gerufen. Dieser sah die beiden Kinder verwundert an und hörte ihrer Erzählung mit demselben Erstaunen zu, wie sie ihn betrachteten. Als die Rede auf den Krug kam, trat er aufmerksam näher, und als ihn Kuno in die Höhe reichte und verzeigte, stieß der Ritter einen lauten Schrei des Entzückens aus, drückte bald die Knaben, bald den Krug an seine Brust und rief laut, wobei ihm die Thränen in den grauen Bart rollten: „Nun hat alle, alle Noth ein Ende!"

So ungern sich Kuno auch von seinem Krug trennte, so ließ er ihn doch dem Ritter, der ihn an seinen Arm hing, und da der Abend bereits hereinbrach, die Knaben aufforderte, ihm zu folgen. Sie gingen alle drei auf den Strand der Insel, stiegen die Treppen hinab und setzten sich in den Kahn, der sich alsbald umwandte und ohne Hulfe von Rudern und Segeln eilig nach der Richtung hinschwamm, wo die beiden Knaben heute Morgen hergekommen. Bald erreichten sie das andere Ufer, stiegen

aus und führten den Ritter an die Stelle des See's, wo man das Schloß deutlich auf dem Grunde deſſelben ſehen konnte. Da ſetzten ſie ſich hin, und der alte Ritter ſah lange in die Tiefe und winkte freudig mit der Hand hinab. „Ja," rief er laut, „bald werdet Ihr Armen dort unten erlöst ſeyn, und bald wird das Schloß wieder hervortauchen aus dem ſchwarzen Waſſer und wie ehedem ſtolz und ſtattlich in das Thal ſchauen." Wolf und Kuno, die aufmerkſam den Reden des Ritters zuhörten, waren ſehr neugierig, zu erfahren, was es mit dem Schloß dort unten für eine Bewandtniß habe, und Wolf hatte den Muth, den Ritter darum zu fragen.

Dieſer ſchaute noch eine Weile nachdenkend in den See, als wollte er dort unten etwas erſpähen, dann wandte er ſich zu den Knaben und erzählte ihnen die Geſchichte des Schloſſes folgendermaßen.

„Das Thal, in welchem wir uns befinden, gehörte vor noch nicht langer Zeit dem Könige Dagobert, den Ihr auf der Inſel oben an dem Tiſche mit der Krone auf dem Haupte ſitzen ſahet. Er lebte froh und glücklich auf ſeinem Schloſſe, das aber damals nicht wie jetzt auf dem Grunde des See's lag, ſondern traulich zwiſchen den umliegenden Bergen verſteckt, tief im Thale, inmitten von ſchönen Gärten und fruchtbaren Wieſen. Der König war heiter und zufrieden, denn er hatte Alles, was das Leben angenehm machen kann. Leider war ihm ſeine Gemahlin geſtorben, doch hatte ſie ihm zwei Töchter geboren, denen das Glück zu Theil wurde, daß an ihren Wiegen zwei jener mächtigen Weſen ſtanden, die man Feen nennt. Dieſe vertraten denn Mutterſtelle bei den

kleinen Prinzessinnen und beschützten und pflegten sie so gut, daß sie in Fülle der Gesundheit und ausgezeichneter Schönheit kräftig heranwuchsen. Statt Gold, Silber und Edelsteinen, das sie ihnen hätten zum Pathengeschenk machen können, segnete die eine den Brunnen des Schloßhofes und ließ sein Wasser heilsam seyn, so wohl für alle Krankheiten, als auch für jenes Uebel, dem kein Mensch entfliehen kann, das Alter, indem auch der älteste Greis nach einem Trunk aus jener Quelle, wenn auch nicht die Frische und das Aussehen der Jugend wieder erhielt, doch noch lange Jahre in guter Gesundheit und fröhlich fortleben konnte. Die andere gab einen kupfernen Krug, — es ist derselbe, den ich durch Eure Hülfe wieder erlangt habe — um mit ihm allein jenes heilsame Wasser zu schöpfen. Als die beiden Prinzessinnen ziemlich herangewachsen waren, mußten die Feen auf Befehl ihrer Königin das Thal verlassen, zu welcher Zeit sie dem Könige nicht verhehlten, daß durch den Schutz, den sie seinen Kindern haben angedeihen lassen, ein böser, aber mächtiger Geist, der ihre Werke stets zu verderben suche, aufmerksam geworden und auch hier nicht säumen würde, wenn es ihm möglich wäre, Unheil zu stiften. Da ihm alle Dinge, die dem finstern Schoos der Erde entstiegen, unterthan seyen, so habe er auch Gewalt über alles Wasser, was dem Boden entquelle, und also auch über die Fluthen des heilsamen Brunnens. Um nun dieser Gewalt entgegen zu wirken, die, wo es ihr möglich sey, nur das Böse vollbringe, solle der König den unscheinbaren kupfernen Krug hoch in Ehren halten und es nie zugeben, daß mit einem

andern Gefäß als mit diesem aus dem Brunnen im Hofe geschöpft würde; denn so nur könne der mächtige unterirdische Geist im Zaume gehalten werden und ihm die Kraft benommen, damit er nicht dem Wasser einen bösen Zauber beimische, oder die Fluthen so gewaltig ausströmen lasse, daß sie Allen, die in dem Thale lebten, den Untergang brachten."

„Der König versprach, diese Vorschrift sorgfältig zu beobachten und die Feen schieden, nachdem sie noch einmal allen Segen auf die beiden Prinzessinnen herabgewünscht. Darauf ließ der König den alten, unscheinbaren Brunnen auf die kostbarste Art mit geschliffenem Marmor umgeben und es wurde von dem schönsten Rosenholze ein Dach darüber gebaut, das nur eine einzige kleine Thür hatte, zu welcher der König ein überaus künstliches Schloß machen ließ, dessen Schlüssel er beständig im Gürtel verwahrte und nie von sich gab. Da er nicht geizig war und gerne Jedermann den Genuß des heilsamen Wassers unentgeltlich gönnte, so durfte Alt und Jung, Reich und Arm zu gewissen Stunden in den Schloßhof kommen, wo sich alsdann König Dagobert selbst an dem Brunnen einfand, mit eigener Hand das Schloß fortnahm und sorgfältig darauf Acht hatte, daß aus dem Brunnen mit keinem andern Gefäß wie mit dem kupfernen Krug geschöpft wurde. Das Wasser hatte in kurzer Zeit schon so viele gute Dienste gethan, daß es leicht erklärlich war, wie darob der Neid jenes bösen unterirdischen Geistes rege werden konnte, weshalb dieser schon in mancherlei Gestalt versucht hatte, den Krug zu rauben oder das Schloß zu zertrümmern,

womit König Dagobert den Brunnen verwahrte. Schon einige Mal fand der König zwei Krüge von der gleichen Gestalt, so daß es ihm schwer geworden wäre, den rechten zu erkennen und er vielleicht den falschen für den ächten genommen hätte, wenn die Feen den beiden Prinzessinnen nicht ein so richtiges Gefühl eingeflößt hätten, daß sie das Falsche und Unrichtige augenblicklich erkennen konnten. Auch waren schon zum Oftern Gesandte fremder Könige oder deren Prinzen selbst gekommen, um von dem Wasser zu kosten, und schon mehr als einer hatte den König Dagobert ersucht, ihm mit seinen eigenen Gefäßen das Wasser schöpfen zu lassen. Doch dieser bedachte zu gut den Spruch der Feen und war zu wohl überzeugt, daß jener böse unterirdische Geist alle ihm nur zu Gebot stehenden Kräfte aufbieten würde, um das Geschenk der Feen zum Nachtheil zu wenden."

Bei diesen Worten hielt der Ritter einen Augenblick inne, sah seufzend in den schwarzen See und fuhr fort: „Ach, so ernstlich der König auch darauf bedacht war, dies gefährliche Geschenk mit möglichster Sorgfalt zu beaufsichtigen, so wurde er doch überlistet. Es begab sich eines Tages, daß König Dagobert befahl, auf jenem Platze, wo Ihr mich fandet, die Mittagstafel aufzuschlagen, auf jener Insel, die damals aber nur ein schöner grün bewachsener Hügel war, der sanft aus dem Thale aufstieg. Es war ein herrlicher Tag, und nachdem der König mit den beiden Prinzessinnen und uns, seinem Gefolge, einen Ritt über die benachbarten Berge gemacht, erreichten wir jenen Hügel, wo die Tafel bereit stand. Die Knappen zogen sich mit den Pferden und Hunden

in's Gebüsch und wir lagerten uns unter fröhlichen Scherzen um den Tisch, die Freuden des Mahles, so wie der vollen Schüsseln zu genießen. Oben am Tische saß der König und zu seinen beiden Seiten die Prinzessinnen, während hinter seinem Stuhle mehrere Leibpagen bereit waren, seine Befehle zu erfüllen. Der kupferne Krug, den er sogar auf seinen Spazierritten mitnahm und der alsdann zur Seite an seinem Sattelknopf hing, stand vor ihm auf dem Tische. So tafelten wir und die Luft war so rein und gewürzig, der Tag so schön, daß aus eines Jeden Brust Sorgen und schwere Gedanken verschwanden, und Alles heiter und guter Dinge war. Da bemerkte ich auf einmal, daß ein zerlumpter Bettler, der mehrmals um den Fuß des Hügels herumgegangen war, jetzt die Anhöhen hinanstieg und sich dem König Dagobert näherte. Bei der Tafel angekommen, ließ er sich auf die Kniee nieder und flehte den König in den demüthigsten und flehendsten Ausdrücken um einen Trunk des heilsamen Wassers an. Der König, der nicht gern von der Tafel aufgestanden wäre, forderte ihn auf, in einer Stunde in's Schloß zu kommen, wogegen der Bettler betheuerte, das Wasser könne ihm nur in diesem Augenblicke helfen, da er gerade von fürchterlichen Schmerzen geplagt sey. Als die Prinzessinnen sahen, daß der König in diesem Augenblicke nur ungern seinen Becher verließ, wandten sie sich an ihn und baten, er möchte ihnen den Krug und den Schlüssel anvertrauen und sie allein mit dem Bettler hinab in's Schloß gehen lassen, um diesem mit einem Trunk Wasser zu helfen. Die beiden jungen Damen waren des Sitzens überdrüssig

und lagen daher ihrem Vater so lange mit Bitten an, bis er ihnen Krug und Schlüssel gab. Er empfahl ihnen auf's Neue die größte Vorsicht und ließ sie den Hügel hinab in's Schloß springen. Der Bettler folgte ihnen. Uns Allen, die wir um den König herum saßen, kam bei diesem Verfall nicht ein argwöhnischer Gedanke. Das Schloß lag ganz nahe und wir konnten den Prinzessinnen mit unsern Blicken folgen. Diese kamen an den Brunnen, schloßen das Dach auf, schöpften mit dem kupfernen Kruge das Wasser und schienen dann den Bettler zu fragen, ob er kein Gefäß mitgebracht habe, in welches sie das heilsame Wasser schütten könnten. Dieser verneinte es, und da ich, an nichts Böses denkend, im gleichen Augenblick meinen Becher an die Lippen setzte, so konnte ich nicht sehen, ob die beiden Prinzessinnen dem Bettler den kupfernen Krug in die Hand gegeben, oder ob er ihnen denselben entrissen hat. Genug, er schwang den Krug triumphirend gegen uns, und als er darnach in die Erde versank, sahen wir wohl, daß uns jener mächtige Geist überlistet. Ich wollte von meinem Sitz auffahren, doch ich vermochte es nicht, ja, ich konnte nicht einmal meinen Becher vom Munde bringen, sondern hatte vielmehr ein Gefühl, als sey derselbe an meine Lippen festgewachsen. Ich wunderte mich, daß keiner der andern Ritter aufspringe und den beiden Prinzessinnen zu Hülfe eilte, die sich vergebens bemühten, das Brunnendach vor der heraufstürmenden Fluth zu verschließen. Doch alle, die an der Tafel saßen, schienen im gleichen Augenblick wie ich erstarrt zu seyn. Kein Laut entfuhr ihrem Munde und sogar das Gebell der Rüden, die sich

munter im Graſe gewälzt, endete mit einem ſchmerzlichen Schrei und dann war Alles um uns ſtill. Vor meinen Augen ſchwamm es wie dichter Nebel, aber trotz dem ich Brunnen und Schloßhof nur undeutlich erblickte, konnte ich doch ſehen, daß immer neue und gewaltigere Waſſerſtröme dem Brunnen entſtürzten. Die Prinzeſſinnen riefen um Hülfe, aber Niemand ſprang zu ihrer Rettung herbei. Schon hatte das Waſſer den ganzen Schloßhof überſtrömt und ſtieg an den Mauern und Thalwänden langſam empor. Bald war von den beiden unglücklichen Prinzeſſinnen nichts mehr zu ſehen; jetzt ſtand das Waſſer ſchon in der Hälfte des großen Thurmes, hatte nun das Dach erreicht, deſſen Spitze im nächſten Augenblick nur noch hervorſah. Auch dieſe verſchwand und wie ſich das Waſſer über ihr zuſammenſchloß, zeigte ein kleiner zitternder Ring, der ſich immer größer und größer ausbreitete, nur noch wenige Augenblicke an, daß die ſchwarze Waſſerfläche ein ſtattliches Schloß bedeckt hatte."

„Und wir waren während der Zeit erſtarrt, nicht nur vor Schrecken, ſondern durch Zaubergewalt; nicht blos für den Augenblick ſaßen wir da und konnten kein Glied regen, nein, es war, als wandelte ſich unſer Blut langſam zu Stein, als erkaltete alles Leben in uns. Jeder blieb in derſelben Stellung, ja, mit denſelben Mienen ſitzen, die er in dem Augenblicke gehabt hatte, wo der verruchte Zauberer mit dem Kruge gegen uns gewinkt. Auch verdunkelten ſich unſere Augen und es ward Nacht vor unſern Blicken. Und ſo ſaßen wir Tag um Tag, Nacht um Nacht, Wochen und Monate, und es ſind jetzt beinahe drei Jahre ſo hingeſchwunden."

So erzählte der Ritter und die beiden Knaben hatten ängstlich zugelauscht. Die Nacht war jetzt ganz herauf gestiegen und sie führten den Ritter nach dem Häuschen hin und erzählten ihm von den beiden Schlangen, die sich in der letzten Nacht in zwei schöne Mädchen verwandelt hatten. Wolf sprach von den Kronen, die sie auf ihrem Haupte getragen, und der Ritter erkannte alsbald zu seiner großen Freude, daß es die beiden Prinzessinnen seyen und daß sie noch immer unter dem Schutze der guten Feen stünden; denn diese hatten wahrscheinlich das schöne Häuschen hier hingezaubert und halfen ihnen jedesmal nach dem dritten Tage den See verlassen, um die Nacht in ihrer natürlichen Gestalt hier zuzubringen.

Die beiden Knaben legten sich auf die seidenen Betten, der alte Ritter auf den Boden und so schliefen alle drei, bis der goldene Morgen herauf kam. Da erwachten sie fröhlich und der Ritter begann eifrig nachzudenken, wie er die Entzauberung des Schlosses wohl bewerkstelligen könne. So leicht ihm dies gestern erschienen war, so fand er doch bei näherem Betrachten, daß die Sache doch ihre Schwierigkeiten habe; denn er hatte freilich den Zauber, der die Macht jenes bösen Geistes wieder bändigen mußte, aber wie er das vermittelst des Kruges anzufangen habe, das wollte ihm nicht recht klar werden. Wußte er doch keinen Spruch, kein Zauberwort, daß er die schwarzen Wasser hätte bändigen und zwingen können. Der gute Ritter war wahrlich in keiner geringen Verlegenheit; er ging mit den beiden Knaben am Ufer des See's auf und ab und war schon im Begriff, nach

der Insel zu schiffen, um dort den Versuch zu machen, jeden von der Tafelrunde zu erwecken, auf die gleiche Art, wie die Knaben ihn erweckt hatten. Da kam ihm plötzlich ein anderer Gedanke. „Ei," dachte der ehrenfeste Ritter, „es wäre auf jeden Fall besser, wenn du deinen Herrn erst dann erwecken würdest, nachdem Schloß und Thal entzaubert und wieder lieblich vor seinen Blicken daliegt, und wenn dir auch der Zauberspruch hiezu nicht bekannt ist, so ist es deine Pflicht, für deinen Herrn und König ein Wagniß zu bestehen, mag es nun enden, wie es will." Unter diesen Gedanken setzte sich der Ritter mit den beiden Knaben in den Nachen, der alsbald in den See hinausfuhr. Als sie in die Mitte des schwarzen Wassers gekommen waren, stand der Ritter plötzlich auf und sagte: „Meine lieben Kinder, bleibt ruhig sitzen und laßt mich einen Versuch machen, ob es mir nicht gelingt, den Zauber mit einem Male von dem Thale zu nehmen, indem ich es versuche, mit Hülfe des Kruges dort unten das Brunnendach zu schließen, damit die Fluth ferner nicht mehr ausströmen kann."

Die Knaben wußten nicht, was diese Rede des Ritters zu bedeuten habe, stießen aber einen lauten Schrei des Schreckens aus, als sie sahen, wie der Ritter in den schwarzen See hinabsprang und augenblicklich verschwand. Kuno schlug jammernd die Hände zusammen, mehr über seinen Krug als über den Ritter, und Wolf konnte sich des Gedankens nicht erwehren, als sey dieser ein anderer böser Geist, der ihnen den Krug nun auch entführt habe. Doch während sie noch so saßen

und Kune laut weinte, hörten ſie auf einmal tief unter ſich auf dem Grunde des See's ein lautes Geräuſch, als würde eine Thür heftig zugeſchlagen, und wenig Augenblicke nachher bemerkten die erſtaunten Knaben, daß mit dem See eine gewaltige Veränderung vor ſich gehe. Er fing an, unruhig zu werden und dann aufzubrauſen, auch bemerkten ſie an den Ufern rings herum, daß das Waſſer zuſehends abnehme. Dabei überzog ſich der Himmel plötzlich mit ſchwarzen Wolken, die ſich an einigen Stellen bis auf den See herabließen und das Waſſer auszutrinken ſchienen. Mit jedem Augenblick wurden dieſe Wolken von dem ſchwarzen Waſſer dunkler und als ſie ſo vollgetrunken waren, zogen ſie ſchwerfällig über die Berge, um andern durſtigen Wolken Platz zu machen. Das Waſſer in dem See ſank indeſſen ſchneller und ſchneller. Jetzt tauchte dicht neben dem ſchaukelnden Nachen die Spitze eines Thurmes auf und bald ſahen ſie das ganze Dach deſſelben aus dem Waſſer hervorragen. Auf der Spitze und unter dem hervorſpringenden Dach bemerkten die Beiden zu ihrem Erſtaunen Kräben, Schwalben und anderes Gevögel, welches die Köpfe unter die Flügel geſteckt hatte und zu ſchlafen ſchien. Doch nicht ſo bald war das Waſſer unter ihnen herabgeſunken, als alle erwachten. Die Habichte und Kräben flogen hoch in die Luft, um ſich umzuſehen, was es denn eigentlich gebe, und die Schwalben ſchoßen hurtig über dem Waſſer dahin, da ſie lange nichts gegeſſen, um ſich Mücken und andere Inſekten zu ihrem Frühſtück zu holen. Bald darauf kamen rechts und links neben den Knaben andere Gemäuer hervor, kleinere

Thürme mit Schießscharten, hinter denen Knappen an ihre Spieße gelehnt standen und ebenfalls zu schlafen schienen. Doch hatte auch diese nicht so bald, statt des schwarzen Wassers, die frische Luft umspielt, als sie sich dehnten und reckten, laut gähnten und verwundert um sich schauten.

Nun tauchte das Dach des Schlosses selbst auf und wenn die Knaben schon das Erwachen der Vögel und der Knappen auf den Thürmen in Erstaunen gesetzt hatte, so stieg ihre Verwunderung jetzt auf's Höchste, als sie sahen, wie sich Menschen und Thiere in jedem Stockwerk belebten, sobald das Wasser gesunken war. Dort streckten ein paar Stallbuben die Köpfe zu dem Söllerfenster heraus und andere fuhren fort, den Hafer auszumessen. Tiefer unten öffneten Mägde die großen Flügelfenster und ließen frische Luft hinein in die Gemächer des Königs; in der Küche aber war das Gewimmel am mannigfaltigsten und größten; denn als vor drei Jahren die Verzauberung vor sich gegangen war, hatte der Küchenmeister gerade das Dessert für des Königs Tafel zugerichtet und war in diesem wichtigen Geschäft gestört worden. Hier liefen die Küchenjungen umher und stellten Schüsseln voll Pasteten, voll Zuckerwerk, seltenen Früchten und andern köstlichen Sachen zurecht, und die Tafeldecker in ihren goldbordirten Röcken nahmen die Schüsseln eilig auf, um sie den Hügel hinan zu tragen.

Die Knaben sanken tiefer und tiefer, jetzt stand das ganze Schloß so hoch und stattlich, wie es der Ritter beschrieben, vor ihnen, und sie befanden sich hinter

demſelben in einem ſchön angelegten Garten und ſahen plötzlich, daß der Kahn auf einem kleinen Teiche ſchwamm, an deſſen Ufern er ſich anlegte, worauf Beide hinaus in den ſchönen Garten ſprangen. Eilig liefen ſie um das Schloß herum, um den alten Ritter aufzuſuchen, und als ſie in den Schloßhof kamen, ſahen ſie ihn an dem Brunnen des heilſamen Waſſers ſtehen, auf deſſen Rande der kupferne Krug ſtand. Die beiden Prinzeſſinnen aber, die ſie in dem kleinen Häuschen geſehen hatten, lagen in ſeinen Armen und alle drei weinten vor Freude, Rührung und Entzücken. Die Knaben waren zu ſchüchtern, um näher zu treten, und hielten ſich in beſcheidener Entfernung, doch waren auch ſie von all' dem Wunderbaren, was ſie geſehen, ſo ergriffen und gerührt, daß ihnen ebenfalls die Thränen die Wangen hinabliefen. Plötzlich begann es treiben auf dem Hügel, der noch vor wenig Augenblicken als Inſel aus dem ſchwarzen See hervorſah, lebendig zu werden. Jagdhorner ſchallten, Pferde wieherten und die Hunde bellten. Jetzt bogen ſich die Sträucher aus einander oder wurden niedergetreten von den Hufen der daher ſtürmenden Roſſe. Alles war dort oben wieder zum Leben erwacht und an der Spitze ſeiner Tafelrunde ſtürmte König Dagobert daher, ſchon von Weitem ſeinen Kindern mit lautem Gruße zurufend. Im Schloßhof ſprang Alles von den Pferden und der Freude und des Entzückens war kein Ende. Darauf erzählte der alte Ritter von den beiden Knaben, daß ſie es wären, welche den böſen Fluch von dem Thale genommen, und ſtellte ſie dem Könige vor. Dieſer erkundigte ſich nach ihren früheren Schickſalen und da ihm das berühmte

Geschlecht der Schreckenberger wohl bekannt war, so nahm er deswegen, so wie auch aus Dankbarkeit den letzten Sproß desselben mit der größten Freundlichkeit und Gnade auf, und ebenso auch Wolf, der durch sein reiferes Alter und seinen Muth nicht wenig zu der glücklichen Entwicklung der Geschichte beigetragen.

Im Schloß des Königs begann das alte fröhliche Leben wieder und wurde fortan durch keinen bösen Feind mehr gestört. Als Kuno und Wolf einige Jahre in allen ritterlichen Uebungen unterrichtet waren, unternahmen sie Streifzüge in das Land, um Riesen zu bekämpfen und der Unschuld beizustehen, wobei sie auch eines Tages das Schloß der Schreckenberger besuchten und dort in einem elenden Häuschen durch Gottes Fügung noch einen jener alten Mannen trafen, der mit dem alten Fratz von Schreckenberg gestanden, gefallen, aber nicht gestorben war. Da er um die vergrabenen unermeßlichen Schätze gewußt, so hatte er sie sorgfältig verwahrt und händigte sie jetzt dem Erben ein, worauf ihn dieser mit an den Hof des Königs Dagobert nahm. Im Lauf der Zeit wußten sich die beiden edlen Ritter, Kuno und Wolf, — denn auch letzterer hatte den Ritterschlag empfangen — die Liebe der beiden Prinzessinnen zu erwerben, so daß der alte König Dagobert nicht umhin konnte, in eine doppelte Vermählung zu willigen.

Von dem kupfernen Krug erzählte der alte Manne des Fratz von Schreckenberg, daß ihn sein Herr einst von einem Streifzuge mitgebracht. Doch sey er seines

ſchlechten Anſehens halber in die Rumpelkammer geworfen und vergeſſen worden. König Dagobert aber erkannte in dem Traum, den die gute ſelige Gräfin von Schreckenberg gehabt hatte, das Walten der ſchützenden Feen, die Alles zum Guten gelenkt hatten.

Weihnachtsmärchen.

Weihnachtsmärchen.

Wenn im Winter der Schnee die Aeste der Bäume niederbeugt und der rauhe Nordwind durch die Straßen saust, wenn die Tage kürzer und die Abende länger und immer länger werden, so fragen die Kinder einander: wie viel Sonntage gibt's noch bis Weihnachten? Und da heißt es dann noch vier, später noch drei, endlich zwei und dann gar noch einen, worauf eine andere Rechnung beginnt und die Kinder davon sprechen: wie oft sie noch zu Bett geben und wieder aufstehen müssen, bis der heilige Christabend da sey. So denken aber alle Kinder, reiche und arme, und wenn für letztere auch keine Tannenbäume geputzt werden und wenn ihnen leider der heilige Christ keine schönen Sachen beschcert, so jubeln sie doch bei dem Glanz der vielen Lichtchen, die überall hervorfunkeln, und erfreuen sich an der kleinen Gabe, sey sie auch noch so gering, die ihnen die armen Aeltern bescheeren können. Aber ein solcher Abend ist

traurig für das Kind, das keine Aeltern und keine Verwandten mehr hat, und das von der Gnade fremder Menschen lebend, am Weihnachtsabend zusehen muß, wie überall schöne Tannenbäume leuchten und überall beschweert wird, ohne daß es mehr davon hat als den bloßen Anblick und dieser wird ihm oft noch nicht einmal vergönnt.

Solch ein armes alternloses Kind war zur Zeit, in der unsere wundersame Geschichte spielt, in dem Hause eines reichen Handelsherrn, der selbst viele Kinder hatte und dazu eine böse Stiefmutter, mit der er sich nach dem Tode seiner ersten Frau verheirathete, und die dem Kaufmann noch ein Söhnlein schenkte, das sie auf alle Weise verzog und hätschelte. Wenn es auch der Vater nicht leiden mochte, daß die böse Stiefmutter, wie sie wohl gern gethan hätte, ihren Sohn den andern eigenen Kindern vorzog, und er mit Strenge darauf sah, daß alle gleich gut behandelt wurden, so konnte er es doch nicht dahin bringen, daß der arme älternlose Knabe, welcher Gustav hieß, von der Stiefmutter mit Liebe und Freundlichkeit betrachtet wurde. Wenn er ihr hierüber zuweilen Vorstellungen machte, so pflegte sie zu sagen: „Ah, was, der kleine Balg muß glücklich seyn, wenn er Essen und Trinken bekommt und einen Platz zum Schlafen. Das wäre eine ganz neue und seltsame Mode, wenn Bettelkinder verlangen wollten, daß man sie mit Gott weiß welcher Aufmerksamkeit pflegen sollte." Ach, der arme Gustav verlangte dergleichen nicht und machte nie eine betrübte Miene darüber, wenn er schlechteres Essen und schlechtere Kleider bekam als die übrigen Kinder,

nur ſchmerzte es ihn tief in ſeinem kleinen Herzen und er konnte nicht begreifen, warum die andern Kinder, die doch gerade ſo ausſahen wie er und doch nicht mehr wußten und konnten als er, es ſo vielmal beſſer hatten. Beſonders wenn der Weihnachtmorgen kam und die Kinder des Kaufmanns all die wunderbar ſchönen Sachen zeigten, die ſie erhalten hatten, und wenn ihm dann der rechte Sohn der böſen Stiefmutter, der ihn überhaupt nicht leiden konnte, ſchadenfroh verſicherte: für ihn wäre nichts angekommen, denn das Chriſtkindchen dächte an die kleinen Bettelkinder gar nicht, ſo ward er ſehr betrübt und nahm ſich jedesmal feſt vor, ſobald ihm das Chriſtkindlein einmal in den Weg käme, wolle er es anhalten und fragen, warum es ihn denn beſtändig vergeſſe.

Jetzt kam wieder einmal ein Weihnachtabend und der arme Guſtav erfuhr von den Mägden und Knechten in der Küche, daß in der Mitternacht ein ſilbernes Glöcklein erklinge und daß alsdann der heilige Chriſt auf einem kleinen Eſel einher geritten komme, um den Kindern all die ſchönen Sachen zu beſcheeren, die ſie am andern Morgen auf Tiſchen und Stühlen ausgebreitet fänden. Aha, dachte er bei ſich: heute Nacht wirſt du genau Achtung geben, bis das Glöcklein erklingt, und alsdann wirſt du dem Chriſtkindlein in den Weg treten und es demüthigſt um etwas bitten. Geſagt, gethan; Guſtav konnte auf ſeinem ſchlechten Lager unter dem Dache aus lauter Erwartung nicht einſchlafen und wand ſich hin und her, indem er alle Schläge der Uhr zählte. Endlich ſchlug es zwölfmal und gleich darauf glaubte er unten im Hauſe ein leiſes Raſcheln, ſowie das Klingeln eines

Glöckleins zu vernehmen. Leiſe erhob er ſich jetzt von ſeinem Lager und die Kälte der Nacht, ſowie die Erwartung der Dinge, die er ſchauen würde, machten, daß er fröſtelnd mit den Zähnen klapperte. Langſam ſtieg er die Treppen hinab und horchte überall in dem Hauſe, aber da war Alles todt und ſtill wie in einer Kirche und auch nicht das leiſeſte Geräuſch ließ ſich vernehmen. Endlich ſah er eine Thür, die nicht feſt verſchloſſen war und durch welche ein feiner Lichtſtrahl auf den Gang fiel. Er näherte ſich behutſam und als er die Thür erreicht hatte und durch die Spalte hineinſah, ward er ſehr traurig, als er ſah, daß er zu ſpät komme, denn das Chriſtkindlein war ſchon weggeritten, nachdem es auf allen Tiſchen die wunderbarſten Sachen aufgeſtellt hatte.

Anfänglich wollte Guſtav, der Arme, wieder auf ſeine Bodenkammer ſchleichen, allein er konnte der Neugier nicht widerſtehen und öffnete langſam die Thür, um die aufgeſtellten ſchönen Sachen näher zu beſehen. O Gott, was war da nicht Alles. Verwirrt und überraſcht blieb das Kind ſtehen und ließ ſeine Blicke lang im Kreis umherſchweifen, ehe es ihm möglich war, Alles ruhig anzuſehen. Da ſtand auf dem mittlern Tiſche ein großer, großer Tannenbaum mit vielen Wachskerzen und einer Menge ſchöner Sachen. Oben an der Spitze des Baumes waren ein paar große Fahnen von Gold, das leiſe von dem Zugwind zu rauſchen anfing, wie der Knabe die Thür öffnete. Unter dem Baum auf dem Tiſche, da lagen alle möglichen Spielſachen in bunter Reihe. Hier ſtand ein großer Frachtwagen mit Kiſten und Ballen beladen, und daneben ſah man den Fuhrmann, der die

Peitsche hochgeschwungen in der Hand hielt, und die Pferde und der Wagen, das war Alles so natürlich gemacht, daß man überzeugt war, so wie die Peitsche anfing zu knallen, würden die Pferde ziehen und lustig davon laufen. Ach und daneben stand gar ein hübscher anderer Wagen, in dem die vornehmen Leute zu fahren pflegen, er war blau angestrichen und hatte rothe Räder, und in demselben saß eine wunderschöne kleine Dame, diese trug ein weiß seidenes Kleid mit Spitzen besetzt; auf dem Kopf hatte sie einen Myrthenkranz mit einem lang herabwallenden Schleier, und sah mit ihrem runden hübschen Gesichtchen den armen Gustav so freundlich an, daß er kaum von ihr wegsehen konnte und sich immer wieder nach ihr zurückwandte. Neben dem Wagen standen ganze Regimenter Zinnsoldaten aufmarschirt, die hatten große Bärenmützen auf und das Gewehr im Arm, und sahen ernst und steif vor sich hin. Vorn waren die Tambours und hielten die Schlägel ihrer Trommeln bereit, um auf das Commandowort tapfer zuschlagen zu können. Auf der andern Seite des Tisches waren kleine niedliche Häuser, ja eine ganze Stadt, mit Kirchen und Brücken, sogar ein großer Garten war dabei, mit schönen Bäumen und kleinen Fontainen, und in dem Garten standen schön geputzte Menschen, die spazieren gingen; auch waren Jäger da, das Gewehr auf der Schulter, die emsig auf ganze Rudel von Hirschen und Rehen spähten, welche unter den Bäumen umher zu springen schienen.

Jetzt bemerkte Gustav dicht unter dem Tannenbaum eine Figur, vor der er sich anfänglich nicht wenig entsetzte. Sie war noch einmal so groß als die andern, die

auf dem Tiſch umher ſtanden, und hatte einen unförmlich dicken, faſt viereckigen Kopf; das Maul, das ſich in dieſem Kopfe befand, war ſelbſt für dieſen viel zu groß und unförmlich, und obendrein ſtand es noch weit offen und ließ eine Reihe weißer, ſcharfer Zähne ſehen. Die Augen der Figur waren roth mit einem kleinen ſchwarzen Flecken und ſahen recht grimmig in die Welt hinaus. Die Kleidung des Kerls beſtand in einer rothen Hoſe, kleinen gelben Stiefeln und in einer Huſarenjacke. An der Seite hatte er einen großen Säbel, ſowie an den Stiefeln unförmliche Sporen. Guſtav aber erſtaunte noch mehr, als er jetzt bemerkte, daß ihm hinten am Kopf ein unendlicher Zopf herabhing, der faſt bis an die Füße reichte. Dieſer grimmig ausſehende Mann war aber Niemand anders, als der bekannte Herr Nußknacker, der den Kindern ſeine ſcharfen Zähne leiht und ſich, ſo lange er gut gelaunt iſt, dazu hergibt, die Nüſſe aufzuknacken. Das arme Kind war noch nie in den Fall gekommen, dieſen geſtrengen Herrn zu benutzen, und da es ihn alſo nicht kannte, fürchtete es ſich ſehr vor ſeinem grimmigen Aeußern. Obgleich ihn Guſtav nach näherem Betrachten bald wieder verließ und auf die andere Seite des Tiſches zu der kleinen Dame in dem weiß ſeidenen Kleid trat, die ihn ſo freundlich anſah, ſo ſchielte er doch zuweilen nach dem Nußknacker hinüber, und da kam es ihm dann vor, als drehe dieſer die rothen Augen nach ihm hin und ſchnappe die Zähne auf einander. Aber in dem Zimmer war es ſo behaglich warm, ſo angenehm, und der Tannenbaum duftete ſo lieblich und ſonderbar, daß dem Kinde anfingen die Augen zuzufallen. Wenn

es jetzt auch daran dachte, wieder in seine Bodenkammer hinauf zu gehen und sich auf sein Bett zu legen, so sah die kleine Dame wieder so lieb und freundlich aus dem Wagen heraus, daß es ihm unmöglich war, von ihr zu scheiden, weshalb sich Gustav nach einigem Ueberlegen auf eine kleine Bank setzte, die vor dem Tische stand; obgleich er sich fest vornahm, hier nicht einzuschlafen, so nickte er doch bald mit dem Kopfe und seine Augen schlossen sich unwillkührlich.

Da war es ihm plötzlich, als rauschten die goldenen Fahnen stärker auf dem Tannenbaum und die Nadeln der Zweige bewegten sich flüsternd durch einander. Auch schien es ihm, als hebe der Nußknacker seinen Kopf langsam in die Höhe und fletsche zornig seine Zähne gegen den Baum. Selbst die steifen Zinnsoldaten schienen unruhig mit den Füßen zu zucken, als möchten sie gern marschiren, und der Knabe meinte deutlich zu sehen, daß sich die Peitsche des Fuhrmanns in der Luft bewege, als wolle sie laut anfangen zu knallen. Einen Augenblick darauf war Alles wieder ruhig, und halb zwischen Schlaf und Wachen, wandte der Knabe seinen Kopf empor zu der schönen Dame im Wagen, und wenn auch sein Mund nichts sprach, so fragte der Schlag seines Herzens: warum der Nußknacker so zornig auf den Tannenbaum schaue und warum Soldaten und Fuhrmann so große Lust bezeugten, lebendig zu werden. Die schöne Dame in dem weiß seidenen Kleid wandte ihren Kopf etwas auf die Seite und flüsterte so leise, daß es klang, als bewegten sich blos die Tannennadeln an dem Baum: „Ach, ach, in dem Moos unter dem Tannenbaum sitzt der böse

Zauberer, der uns alle gefangen hält, so daß wir uns nicht bewegen und leben können, und wenn der todt wäre, ja, wenn der todt wäre, so könnten wir uns freuen, wie du, und könnten Beide in die Welt hinaus ziehen, um ein vergnügteres Leben zu führen, als hier unter den Händen der bösen Kinder allmählig zerrissen und verdorben werden.“ Bei diesen letzten Worten schien die schöne kleine Dame ein paar Thränen zu weinen, und man konnte deutlich hören, daß der Nußknacker ingrimmig mit Säbel und Sporen klirrte.

Dem Knaben kam das, was er von dem Zauberer hörte, recht sonderbar vor, und er wollte schon anfangen sich zu fürchten. Doch plötzlich dachte er sich unter dem Zauberer Jemanden, der die arme kleine Dame quälte, wie auch er von der bösen Stiefmutter im Hause gequält wurde. Und da fühlte er sein kleines Herz so zornig werden, daß er plötzlich erwachte, aufstand und an den Tannenbaum hinlief, um den Zauberer zu suchen, mit dem festen Vorsatz, ihm alsbald den Hals umzudrehen. Es war aber, als entfahre allen Herrschaften auf dem Tische ein leiser Ausruf der Freude und Verwunderung, und als er mit seinen kleinen Händen emsig das Moos unter dem Baume durchwühlte, glaubte er, die junge Dame im weißen Seidenkleid schaue nach ihm hin und nicke freundlich mit dem Kopfe. Lange fand er unter dem Baume nichts Verdächtiges. Endlich zog er aber aus dem Moose eine kleine, kaum zwei Zoll hohe Figur hervor, die keine Beine und keine Arme hatte, wohl aber einen feuerrothen Kopf mit kleinen tückischen Augen und einem Maul, das von einem Ohr bis zum andern ging.

„Aha," dachte Guſtav, „das wird der böſe Zauberer ſeyn," und nahm ihn mit auf den Tiſchrand, denn er hatte doch viel zu viel Gerechtigkeitsgefühl, um den kleinen Kerl, mochte er auch ein noch ſo ſchlechter Zauberer ſeyn, ungehört zu verdammen. Er ſtellte ihn vor ſich hin, den Kopf nach oben, ihn allen Ernſtes zu befragen, warum er die arme kleine Dame im Wagen, den tapfern Herrn Nußknacker, kurz alle hohen und niedern Herrſchaften mit ſeinem böſen Zauber verfolge und ihnen nicht die Freiheit geben wolle. Doch kaum ließ er die Finger von dem Zauberer ab, ſo purzelte dieſer um und ſtellte ſich wie zum Trotz und Schabernack behende auf ſeinen rothen Kopf.

Guſtav fand ein ſolches Benehmen höchſt unanſtändig und er ſah darin eine Tücke des kleinen Kerls, der ihn wegen ſeiner Frage auslachen wolle. Er richtete ihn wieder auf, doch ſo wie er glaubte, ihn recht feſt hingeſtellt zu haben, ſtürzte er abermals um und noch behender als früher, und es ſchien dem Knaben, als wackle er mit ſeinem kleinen Körper aus Bosheit und Trotz hin und her. Jetzt ärgerte ſich der Knabe noch mehr über dieſe Unverſchämtheit, nahm ihn zum dritten Mal empor, ſprach nochmals zu ihm: „Höre, du böſer Zauberer, jetzt gebe ich dir aber allen Ernſtes den Rath, laſſ' deine garſtigen Grimaſſen bleiben und ſage mir frei und offen: willſt du die armen kleinen Leute hier entzaubern oder nicht?" Aber auch zum dritten Mal ſprang er auf ſeinen Kopf und ſchien den Knaben auszulachen, ſo daß ihm, wie früher, ſein kleiner, unförmlicher Körper in der Luft vor Vergnügen wackelte.

Das war zu arg. Guſtav faßte ihn am Kragen und war einen Augenblick unſchlüſſig, ob er ihm eigenhändig den Hals umdrehen ſollte, oder ob es nicht beſſer wäre, ihn dem ehrenfeſten Herrn Nußknacker zu übergeben. Endlich entſchied er ſich für das Letztere, indem es ihm doch wehe that, ein Weſen zu tödten, und ſelbſt wenn dieſes Weſen nur ein Zauberer war, der ihn obendrein noch gar verſpottet hatte. Auch ſchien Nußknacker ſein Maul noch weiter aufzureißen als früher und es war, als zitterten ſeine Zähne ordentlich vor Vergnügen, den Feind zu zermalmen, weshalb der Knabe den kleinen Zauberer in die Hand nahm und ihn raſch dem Nußknacker in's Maul ſteckte. Das war ein merkwürdig ſchrecklicher Augenblick, der dem Knaben faſt Thränen entlockt hätte, indem er ſah, wie der tapfere Nußknacker die entſetzlichſten Anſtrengungen machte, ſein großes Maul zu ſchließen, was ihm durchaus nicht gelingen wollte. Er funkelte ingrimmig mit den Augen und Säbel und Sporen klirrten vor unnennbarer Wuth; aber vergebens, er konnte das Maul nicht ſchließen, um den Zauberer zu zermalmen. Plötzlich fiel dem Knaben ein, ob ihn der ſchwere Zopf nicht an dieſer Bewegung hindere, und um dem Nußknacker zu helfen, daß er den Zauberer tödte, ging er hin und hob den Zopf etwas in die Höhe. Da ſchlug der Nußknacker die Zähne auf einander, daß es weithin im Zimmer ſchallte, und öffnete den Mund wieder und ſchlug ſie abermals zuſammen, und nachdem er ſie auch zum letzten Mal auf einander geklappt hatte, ſchien er den Zauberer tödtlich getroffen zu haben und mahlte ihn ordentlich mit den Zähnen

zuſammen, daß es gerade ſo klang, als ſey eine große Kaffeemühle in Bewegung.

Der Knabe ſtand da und ſchaute verwundert um ſich, denn was er jetzt ſah und hörte, ſo etwas war ihm in ſeinem Leben nicht vorgekommen. Nachdem der Nußknacker den Zauberer getödtet, jauchzte er vor Freuden laut auf, nahm ſeinen Säbel unter den Arm und that einen gewaltigen Luftſprung. Dann eilte er zu dem Wagen hin, in welchem die kleine Dame ſaß, legte die Hand an den Hut und ſprach: „Schönſte Prinzeſſin, ich erwarte deine Befehle!“ Ach, auf dem Tiſche begann plötzlich ein ganzes merkwürdiges Leben. Der Fuhrmann knallte mit ſeiner Peitſche und die Pferde vor dem Wagen zogen plötzlich an, worauf ihnen aber der Fuhrmann zurief: „O ha hi!“ und ſie ſtanden augenblicklich und ſchüttelten ſich unter ihren Geſchirren vor Vergnügen. Die Tambours vor den Zinnſoldaten ſchlugen einen kleinen Wirbel und darauf commandirte einer der Herren Lieutenants: „Gewehr bei Fuß! rührt Euch!“ und die ſteifen zinnernen Kerls wurden beweglich, hier beſah einer ſein Gewehr, dort nahm ein Anderer die Bärenmütze ab und fragte einen Dritten etwas. Vor der Fronte aber ſtellten ſich die Herren Offiziere zuſammen und einer verſicherte dem andern auf Ehre: das Wetter ſey unvergleichlich ſchön, worauf der andere geiſtreich entgegnete: es ſey ein ſchönes, unvergleichliches Wetter. Auch in dem Garten fing nun plötzlich Alles an, lebendig zu werden. Die Bäume ſchüttelten ihre Aeſte, wie vom Wind bewegt, die Hirſche und Rehe ſprangen pfeilſchnell über die grünen Flächen dahin, und die Jäger ſetzten

ihnen nach mit Hurrahgeſchrei und Hörnerklang, ja alle die Gruppen von Leuten, die früher in den Wegen des Gartens ſtanden und nur ſo thaten, als gingen ſie wirklich ſpazieren, kamen in Bewegung, ſetzten ihre holzernen Füße vor einander und liefen luſtig unter den Bäumen dahin. Der Knabe wußte nicht, was er von Allem dem denken ſollte, und ſtand mit gefalteten Händen da, alle die außerordentlichen und wunderbaren Sachen anſtaunend; beſonders aber intereſſirte ihn die kleine Dame im weißen Seidenkleid, die ſich öfters nach ihm umſah und ihm dann und wann freundlich zunickte, weshalb er ſich auch an der Seite des Tiſches hielt, wo ihr Wagen ſtand.

Nachdem Herr Nußknacker auf dem ganzen Tiſch umhergelaufen war und Alles ſorgſam angeſchaut, trat er zu dem Wagenſchlag, legte die Hand abermals an ſeinen Hut und ſagte: „Gnädigſte Prinzeſſin, der Zauber iſt gelöst und das Volk harrt mit Ungeduld deines Befehls, um hinauszuziehen in die Welt. Jeder Augenblick, den wir länger hier verbringen, kann uns auf's Neue gefährlich werden. Drum gib den Befehl, o Prinzeſſin, zum Aufbruch.“ Darauf nickte ſie leicht mit dem Kopfe und entgegnete dem Nußknacker: „Hochanſehnlicher Getreuer! bevor wir uns von dieſem Ort entfernen, iſt es nicht mehr als billig, daß ich meinen Dank gegen dies Menſchenkind ausſpreche, welches durch ſeine kluge und tapfere That den Zauberer aus ſeinem Verſteck hervorgezogen und ihn dir, edler Nußknacker, zur Beſtrafung überliefert hat.“ Bei dieſen letzten Worten knallte der Edelſte des Reichs hinten aus, daß ſeine großen Sporen klirrten, und brachte in den gewählteſten Ausdrücken dem

armen Knaben den Dank der Prinzeſſin, ſo wie des ganzen kleinen Volkes dar, worauf Erſtere von ihrem Fingerchen einen ganz kleinen, kleinen goldenen Ring mit einem weißen Steinchen, das wie ein Thautropfen funkelte, abzog und ihn dem Knaben darreichte.

Dieſer war äußerſt beſtürzt, daß ihn die ſchöne kleine Dame, ſo wie Zinnſoldaten und Nußknacker, ſo bald verlaſſen wollten, und da er ſich auch entſetzlich vor Schlägen fürchtete, wenn nämlich morgen früh die böſe Frau im Hauſe aufſtand und wenn ſie ſah, daß alle Sachen fort waren, denn er glaubte nicht anders, als man müßte ihm auf den erſten Blick anſehen können, daß er es geweſen, der ſie befreit, ſo machte er noch ein paar vergebliche Verſuche, um ſie zum Dableiben zu vermögen. Als aber die kleine Dame traurig ihr Köpfchen ſchüttelte und als der Edle von Nußknacker auf Ehre verſicherte, daß eine fernere Zögerung gefährlich und rein unnütz wäre, ſo faßte er auf einmal den Vorſatz, die kleinen Leute zu begleiten, worüber die Prinzeſſin mehr erfreut ſchien, als wie Herr Nußknacker. Letzterer machte einige Einwendungen; doch da die kleine Dame dem Knaben alsbald erlaubte, mit zu ziehen, mußte er ſein großes Maul zuziehen und durfte ihm höchſtens ein paar unfreundliche Blicke zuſchleudern, was er auch nicht unterließ.

Alsbald verkündigte Nußknacker dem ganzen Volke, daß ihn die Prinzeſſin zum Regenten des künftigen Reichs ernannt habe, weshalb Alles ſich bemühen möge, ſeine Befehle auf's Pünktlichſte zu befolgen. Darauf gab er Befehl zum Aufbruch, worauf die Herrn Lieutenants mit

ihren Zinnſoldaten unter Trommelſchlag voranmarſchirten und Alle ſtiegen ſo leicht und behend von den Tiſchen herunter, als befände ſich von da bis auf den Fußboden die ſchönſte Fahrſtraße. Auch manches andere Wunder begab ſich noch bei dieſem Auszug, indem nämlich von einigen kleinen Kiſtchen und Schachteln, die bisher verſchloſſen waren, der Deckel abſprang und alle darin befindlichen Figuren ebenfalls anfingen, die Tiſche hinab zu ſpazieren. Da kamen die Zünfte mit ihrem Handwerksgeräth, da kam eine ganze Schauſpielergeſellſchaft mit ihrem Oberregiſſeur an der Spitze, und alle erſte Helden und Heldinnen gingen paarweiſe und dann folgten die komiſchen Perſonen bis zu den Lampiſten herunter. Auch ein Regiment Küraſſiere, ſo wie ein anderes Regiment Dragoner erhoben ſich nach und nach und folgten. Der Fuhrmann knallte mit ſeiner Peitſche, die Pferde zogen an, und hinter dem ſchwer bepackten Frachtwagen kamen die Spaziergänger aus dem Garten, darauf folgten die Jäger und Jägerburſchen, und Hirſche und Rehe ſprangen wohlgemuth nebenbei. Nußknacker, dem es nicht anſtändig erſchien, daß er als Regent des Königreichs zu Fuß gehen mußte, ließ ſich ein kleines hölzernes Kameel vorführen, welches er beſtieg, worauf das arme Thier mit ſeiner ſchweren Laſt geduldig neben dem Wagen einherſchritt, in welchem die ſchöne kleine Dame ſaß. Guſtav hielt ſich an der andern Seite, und wenn er auch ſchon des Wunderbaren heute Nacht genug erlebt hatte, ſo war er doch nicht wenig erſtaunt, als er ſah, wie ruhig und behende der ganze Zug die Treppen des Hauſes hinab marſchirte, und wie ſich die Hausthüre von ſelbſt öffnete

und ſich auch ſpäter wieder von ſelbſt ſchloß, als Alle auf der Straße angekommen waren.

Droben im Zimmer aber brannte die Nachtlampe trübe und düſter, in den Zweigen des Tannenbaumes rauſchte es traurig und die vergoldeten Nüſſe und Zuckerwaaren drehten ſich ſeufzend hin und her. Aber aus dem Moos unter dem Baumſtamme erhob ſich plötzlich der zweite Zauberer, ſtellte ſich vor Ingrimm und Zorn auf den Kopf und fletſchte gegen die Abziehenden grimmig die Zähne, indem er leiſe ausrief: „Wartet nur, ihr Lumpenpack, wartet nur bis morgen!“

Draußen auf der Straße aber herrſchte die ſchönſte, klarſte Nacht, und wenn auch der Mond um Mitternacht ſchon untergegangen war, ſo funkelten die Sterne doch ſo hell und rein, daß man bei ihrem Schein deutlich alle Wege und Pfade unterſcheiden konnte. Das Haus, in welchem Guſtav bis jetzt gewohnt, lag faſt am Ende der Stadt, weshalb ſich das kleine Volk bald im Freien befand, wo große Wälder und unabſehbare Haiden anfingen. Eng geſchloſſen marſchirte das Militär und war ſehr vor einem nächtlichen Ueberfall auf der Hut, und ſie hatten daran nicht unrecht, denn furchtbare, rieſenhafte Ungeheuer, wie Ratten, Katzen und Hunde, ließen ſich hie und da ſehen und ſprangen zähnefletſchend und ingrimmig zuweilen rechts und links gegen das kleine Volk an. Ach, es koſtete ſogar in dieſer Nacht einem kleinen tapfern Lieutenant das Leben; denn er wollte ſich auszeichnen, zog ſein kleines Säbelchen und ſprang aus dem Gliede heraus einer jungen Katze entgegen, die ihn mit rothglühenden Augen anſtarrte. Doch vergebens war

ſein Heldenmuth und die Kraft ſeines Armes, das Unthier that einen Schlag mit der Pfote nach ihm und der arme Lieutenant ſtürzte nieder, indem er ſterbend die Worte rief: „Hoch lebe die Prinzeſſin, ſo wie der Regent Nußknacker!“

Nach dieſem ſchrecklichen, aber doch zu erſetzenden Verluſte — denn es war nur ein aggregirter Herr Lieutenant — zog das kleine Volk ruhig weiter und erreichte bald die Haide, wo ſich der Regent Nußknacker mit den Großen des Reichs berieth, was für dieſe Nacht zu machen ſey und wo man einen Zufluchtsort ſuchen ſollte, damit, wenn der Tag anbräche, die entſetzlichen Menſchen das arme Volk nicht wieder fänden und zurück in neue Gefangenſchaft ſchleppten. Obgleich es mitten im Winter war, ſo fühlte Guſtav, der munter neben dem Wagen einherſpazierte, gar nichts von Kälte, vielmehr war es ihm ſo angenehm und warm, wie an einem ſchönen Maitage, beſonders wenn er der kleinen freundlichen Dame in die ſchwarzen Augen blickte. Doch an dem Rathe, der nun gehalten wurde, nahm auch er den lebhafteſten Antheil, denn ihn beunruhigte der Gedanke nicht wenig, daß man morgen früh ſeine Spur verfolgen und ihn wieder zurück bringen könne. Nach vielem Hin- und Herſprechen ſagten die Jäger endlich aus, auf ſolchen Haiden, wie dieſe, wo man ſich gerade befand, hauſen furchtbare Unthiere, die man Füchſe nenne, und welche ſich unter der Erde die ſchönſten, kunſtvollſten Burgen erbauten, die man nur ſehen könne. „Ja,“ ſagten ſie, „tief unter der Erde liegt die Höhle dieſes Thiers, auf's Kunſtvolliſte gebaut, mit weiten Nebenkammern verſehen,

und rund herum laufen große Gänge, die nach verſchiedenen Seiten an das Tageslicht führen. Wenn wir ſolch ein Unthier überwältigen könnten, ſo hätten wir die ſchönſte Reſidenz erworben, die man nur ſehen kann. Aber," ſetzten die Jäger und tapfern Offiziere hinzu, „manches Heldenblut wird dabei fließen." Doch was war zu thun? Ein Unterkommen für die Nacht mußte geſucht werden; wenn auch die Prinzeſſin anfänglich nichts davon wiſſen wollte, daß man das Blut ihrer Unterthanen in einem ſo ungleichen fürchterlichen Kampfe verſpritze, ſo gab ſie doch endlich den Bitten Nußknackers und des geſammten Adels nach, und der Regent ſchied unter den Truppen die Tapferſten aus, die auf der Haide umher ſtreifen ſollten, um die Höhle eines ſolchen Unthiers aufzufinden.

Der Knabe, der auch ſchon viel von den Füchſen hatte ſprechen hören, daß es böſe, garſtige Thiere ſeyen, welche des Nachts die Hühner holten, ja, die ſogar im Walde Haſen und die armen kleinen Rehe anfielen, wurde von dem Regenten befehligt, die Truppen auf der Haide umher zu führen und die Burg eines ſolchen Thiers zu ſuchen. Nußknacker ſelbſt blieb bei dem Wagen zurück, um, wie er ſagte, die Prinzeſſin zu ſchützen, und ermuthigte die abziehenden Offiziere durch die Ausſicht auf glänzende Beförderungen und auf einen Orden mit großem Stern, der noch errichtet werden ſollte.

Guſtav, der wohl die Wichtigkeit ſeines Auftrags fühlte, hatte ſich nicht ſo bald von der kleinen ſchönen Dame verabſchiedet, als er dem ſämmtlichen Kriegsheer, das er befehligte, den Vorſchlag machte, er wolle

Soldaten und Offiziere auf seinen Arm nehmen, damit sie, weil er größere Schritte machen konnte, rascher vorwärts kämen.

Es dauerte auch nicht lange, so kamen sie an eine Waldecke, wo der Knabe an einem Rain kleine runde Oeffnungen erblickte, welche die Jäger, die er alsbald auf den Boden setzte, für die Wohnung des Unthiers erklärten. Sogleich setzte Gustav seine Armee ebenfalls auf die Erde, doch als diese sich ordnete, ehe sie zum Angriff ging, fand es sich, daß viele Offiziere fehlten. Ach, diese sonst so Tapfern hatte bei dem Anblick der schrecklichen Höhle eine unnennbare Angst befallen, oder sich Gott weiß wohin verirrt, und erst als die Tambours mehrmals einen rasselnden Generalmarsch schlugen, fanden sich einige davon wieder, die sich in den Taschen des Knaben versteckt hatten. Doch behaupteten sie auf Ehre, sie wären wider ihren Willen da hinab gerutscht.

Sogleich wurde die ganze Höhle von allen Seiten umstellt und der Commandeur der Truppen ließ Freiwillige vortreten, die es wagen wollten, als Vortrab zuerst in die Höhle des Unthiers zu dringen. Bald waren einige zwanzig bärtige Krieger beisammen, alte gediente Soldaten mit großen Bärenmützen, und diese drangen paarweise mit gefälltem Bajonet von allen Seiten in die kleinen Oeffnungen und marschirten langsam vorwärts. Der Knabe hatte einen tüchtigen Prügel ergriffen, den er auf der Erde gefunden, und stellte sich vor das größte der Löcher, um, im Falle der Fuchs erscheinen würde, ihm einen tüchtigen Merks auf die Nase zu versetzen. Die ganze Armee stand um die Höhle herum und war

in Erwartung der Dinge, die da kommen konnten, nicht wenig gespannt. Da es wohl möglich seyn konnte, daß das Unthier nicht zu Hause war, sondern auf freiem Felde mordlustig nach Beute umher schweifte, so hatte man die Vorsicht gebraucht, auch im Rücken der Armee eine Kette Vorposten auszustellen, und diese wichtige militärische Maßregel bewährte sich heut Abend in ihrer ganzen Tüchtigkeit.

Kaum waren nämlich die tapfern Soldaten im Bauche der Erde verschwunden, so stürzten sich die äußersten Vorposten auf die nächsten, diese wieder auf ihre Vormänner und verkündeten mit lautem Geschrei: das gräßliche Unthier nahe sich in aller Eile. O Gott, wie viele Stoßseufzer und leise Gebete mögen in diesem Augenblicke dem Munde aller tapfern Offiziere und Soldaten entflogen seyn! Und in der That, das Ungethüm näherte sich. Leider muß ich hiebei gestehen, daß in diesem großen Augenblicke die meisten Truppencommandeurs den Kopf verloren. Sie befahlen bunt durch einander bald dies bald das und die armen Soldaten, die am Ende nicht mehr wußten, was hier am besten zu thun sey, folgten dem plötzlichen Triebe, der in ihnen rege wurde, und liefen auf allen Seiten davon. Nur die Jäger und Jägerpurschen ahmten nicht dieses glorreiche Beispiel nach, sondern sie versteckten sich hinter große Sträucher und kleine Steine, um das Unthier mit wohl gezielten Schüssen zu empfangen. Richtig, es war der alte Herr Fuchs, der eben nach seiner Wohnung zurückkehren wollte. Von weit her kam er in vollem Laufe, doch mochte er merken, je näher er seiner Höhle kam, daß hier nicht

Alles in Richtigkeit sey, genug, er verminderte seinen Schritt und näherte sich bedachtsam, wobei er sorgfältig um sich her spähte. Der Knabe hatte sich oberhalb des Baumes so versteckt, daß er mit seinem Prügel bis an den Eingang reichen konnte, und da er mehr Muth hatte, als die ganze Nußknacker'sche Armee zusammen genommen, so wich er keinen Fuß breit, sondern ließ den Fuchs ganz nahe kommen, und sobald dieser vor dem Loche angekommen war und eben seinen Kopf hinein stecken wollte, gab er ihm einen so kräftigen Schlag auf die Nase, daß Reinecke sich plötzlich umwandte und nachdem er ein paar Mal seinen schmerzlich berührten Kopf schüttelte, in langen Sätzen über das Feld davon jagte. Unglücklicher Weise nahm er die Richtung, nach welcher hin der größte Theil der Armee so eben geflohen war, und bald verkündigte dem Knaben ein vielstimmiges Angstgeschrei, daß der Fuchs das Heer erreicht habe. Doch da er sehr auf eilige Flucht bedacht war, so that er keinem dieser Tapfern Schaden, sondern er überrannte nur einige Bataillons Infanterie, so wie einige Schwadronen Dragoner und verschwand dann im eiligsten Laufe in der Nacht.

Als auf diese Art alle Gefahr abgewendet war, so kehrten Offiziere und Soldaten eilig zu dem Fuchsbau zurück, und da mittlerweile aus dem Innern desselben die tapfern Freiwilligen heraus gekommen waren, welche erzählten, daß Alles leer sey und daß das Innere des Berges auf das Passendste mit schönen Gemächern und langen Gängen versehen sey, so schickte man eilig einige Reitende mit dieser frohen Botschaft an den Regenten

Nußknacker ab, der auch wenige Zeit darauf auf ſeinem Kameel mit einiger Reiterei erſchien. Ihm folgte die Prinzeſſin in ihrem Wagen, ſo wie der ganze Troß und Alles fiel, bei dem Fuchsbau angekommen, einander vor Freuden in die Arme, daß nun alle Noth vorüber ſey und man eine ſo ſtattliche Reſidenz erobert habe.

Der Regent ließ die Freiwilligen vortreten und in Betreff der außerordentlichen Verdienſte, die ſie in dieſer Nacht dem Staate geleiſtet, ließ er ſich herab, ſie eigenmündig zu loben, ſämmtliche Offiziere aber, diejenigen mit eingerechnet, die davon gelaufen waren, wurden zu Rittern des neu zu errichtenden Ordens ernannt, deſſen Großkreuz ſich der edle von Nußknacker natürlicher Weiſe ſelbſt ertheilte.

Der Knabe, der an dem glücklichen Erfolg in dieſer Nacht eigentlich das Meiſte beigetragen hatte, wunderte ſich ſehr, von dem Regenten Nußknacker kein Lob zu erhalten, und war nicht wenig erſtaunt, als ihm befohlen wurde, ſeinen Prügel bei Seite zu legen, — eine Behandlungsweiſe, die ihn ſehr ſchmerzte. Doch fühlte er ſich einigermaßen dadurch getröſtet, daß ihm die kleine Dame mit ihrem freundlichen Geſichtchen zunickte; auch glaubte er zu bemerken, daß ihr Blick nicht mehr ſo heiter ſey, wie früher, und es ſchien ihm, als ſey ihr Auge mit Thränen angefüllt und als ſeufzte ſie tief auf. Der Regent kletterte von ſeinem Kameel herab und befahl den Fuhrleuten, die mit Kiſten und Kaſten auf ihren Wagen da ſtanden, in die Höhle hinein zu fahren, die Handwerker mußten folgen, um, ſo gut es die Zeit erlaubte, das Innere für die Prinzeſſin einzurichten. Mit

einer unglaublichen Schnelligkeit arbeiteten die kleinen Männer und man hörte sie hämmern und sägen, daß es eine Freude war. Die Soldaten mußten ebenfalls helfen, die Gänge, die in das Innere des Baues führten, zu reinigen und sie eben und fahrbar zu machen. Auch wurden zahlreiche Schildwachen ausgesucht, die sich vor allen Oeffnungen aufpflanzen mußten, und als dies besorgt war, befahl der Regent, Alles soll hinabziehen, worauf er selbst sein Kameel wieder bestieg und vor den Wagen der Prinzessin ritt.

Der arme Knabe, der alle diese Anstalten mit ansah, merkte wohl, daß er hier zurückbleiben müsse, weshalb er sich betrübt dem Wagen näherte und zu der kleinen hübschen Dame sagte: „Ach, schönste Prinzessin, was soll denn aus mir werden? wollt Ihr mich zurück lassen, allein hier auf der Erde und in der Nacht, die mich vor Kälte tödten wird, sobald du entschwunden bist, du, deren guter, freundlicher Blick mich allein erwärmte."

Bei diesen Worten wandte sich der Regent auf seinem Kameel herum und sagte dem Knaben in ziemlich hochmüthigem Tone: „Im Namen des Reichs danken wir dir für den Dienst, den du uns erwiesen. Du hast deine Schuldigkeit gethan und wir bleiben dir wohl gewogen Zeit unseres Lebens."

Der Knabe, der nicht auf den Regenten sah, bemerkte, wie bei diesen Worten das Gesicht der kleinen Dame noch trauriger wurde als früher und sah, daß wirklich große Thränen ihren Wangen entströmten. Sie reichte ihm ihre kleine weiße Hand und sagte leise: „Ach, mein lieber Freund, ich werde dich gewiß wieder sehen;"

worauf der edle Nußknacker ein Zeichen mit seiner Hand gab, die Pferde zogen an und blitzschnell verschwand der Wagen im Innern der Höhle. Darauf marschirten auch die Soldaten in gleichen Reihen hinten drein, zuerst die Infanterie, dann die Cavallerie, darauf folgten die Jäger und Jägerpurschen und selbst die Rehe und Hirsche, die sich vor den Gewehren nicht zu fürchten schienen, eilten in den Bauch der Höhle hinab, und bald war Alles von der Erde verschwunden. Eine Zeitlang hörte man noch das Rasseln der Wagen, den gleichmäßigen Tritt der Soldaten, der immer entfernter klang und immer dumpfer und dumpfer wurde, und endlich war Alles still.

Erstaunt sah der Knabe um sich und bemerkte jetzt erst, mit welch' durchdringender Kälte der Morgen herannahe, und zitternd vor Frost schaute er betrübt auf der weiten Haide umher. Was sollte er machen? Obgleich ihm die ganze Begebenheit dieser Nacht so wunderbar vorkam, daß er geneigt war, sie für einen schönen Traum zu halten, so war er doch anderer Seits zu sehr von der Wirklichkeit des Erlebten überzeugt, um nicht fürchten zu müssen, bei seiner Zurückkunft von der bösen Frau des Hauses und den Kindern arg gemißhandelt zu werden, da man ihn wahrscheinlich für einen Dieb halten würde, der alle diese Sachen gestohlen und fortgeschleppt.

Leider hatte er nur zu richtig geahnet. Als nämlich kaum der Tag graute, stand die böse Frau im Hause von ihrem Lager auf und ging in die Bodenkammer, wo der arme Gustav gewöhnlich schlief, um ihn zu erwecken, damit er ihr Wasser hole und das Feuer anmache. Doch sie war nicht wenig erstaunt, das Lager leer zu finden.

„Ei, ei," dachte sie, „ist der einmal fleißig geworden: wird wahrscheinlich schon an den Brunnen gegangen seyn, um sich da zu waschen." Sie stieg die Treppen wieder hinab und sah in den Hof, doch da war kein Knabe zu sehen noch zu hören. Noch eine kleine Weile wartete sie auf ihn, dann schüttelte sie zornig den Kopf und suchte sich einen Stock hervor, womit sie ihn tüchtig schlagen wolle, wenn er zurück käme. Da er aber auch nach einer kleinen Weile noch nicht kam, ging sie nach dem Zimmer, wo der Weihnachtsbaum und die schönen Sachen alle standen, um dort selbst Feuer anzumachen. Doch wer beschreibt ihren Schrecken, als sie hereintrat und von all' den schönen Spielsachen, die sie gestern eingekauft und aufgestellt hatte, auch nicht eine Spur mehr fand. Anfänglich glaubte sie, sie sehe nicht recht, weshalb sie die Fenster weit aufriß. Doch das half nichts, Alles war und blieb verschwunden.

Jetzt eilte sie zu ihrem Manne hin, der, von ihrem Geschrei erschreckt, in die Kleider fuhr und schnell nach dem Zimmer eilte, wo er aber eben so wenig sah, wie seine Frau. Auch die Kinder wurden von dem Lärmen wach, liefen den Aeltern nach, und wenn sie auch der große Tannenbaum nicht wenig freute, so fingen sie doch laut an zu heulen und zu schreien, als ihnen die Frau Mama von den schönen Spielsachen sprach, die der Christ in dieser Nacht gebracht und die nun alle verschwunden wären.

Im ersten Augenblick dieses Schreckens hatte die Frau vergessen, daß der arme Gustav noch immer nicht da sey. Doch jetzt dachte sie plötzlich daran und rief laut aus:

er hätte die Sachen gestohlen und Gott weiß wohin gebracht. Auch dem Manne, als er gehört, daß der Knabe fort sey, schien diese Beschuldigung sehr gegründet, und die Kinder schrieen und jammerten und versicherten, daß Niemand anders im Stande sey, so etwas zu thun, als wie der Gustav.

Sogleich machte man Anstalten, ihn zu verfolgen und wieder einzuholen, und die Bedienten und Mägde wurden zu seiner Verfolgung alle in die Stadt hinausgesandt, und selbst der Herr des Hauses machte Anstalten, den Knaben ebenfalls suchen zu helfen. Die Kinder, nachdem sie sich satt geschrieen und geweint, suchten überall unter dem Moos, das den Tannenbaum umgab, und endlich hatte eins eine sonderbare Gestalt gefunden, die es hervorzog und den Andern zeigte. Es war ein kleines Ding, das keine Arme und Beine hatte, wohl aber ein rothes Gesicht wie ein Mensch und in demselben ein großes Maul und kleine grüne Augen. Die Kinder besahen es, stellten es vor sich hin und ergötzten sich nicht wenig, als sie sahen, daß sich das Ding auf den Kopf stellte und mit den Beinen oben hin und her wackelte. Als der Vater aber sah, daß von der ganzen Weihnachtsbescheerung nichts übrig geblieben war, wie dieser einzige garstige Purzelmann, ward er so zornig, daß er ihn in die Hand nahm und zerbrechen wollte. Ach, hätte er es nur gethan, so wäre es weit besser gewesen. Aber die Kinder baten so inständig, er möchte dem armen Kerl nichts zu Leide thun, daß er ihm nicht den Kragen umdrehte, sondern ihn ohne Absicht in seine Tasche gleiten ließ. Hierauf nahm er

seinen Hut und Stock und eilte vor das Haus, um ebenfalls nach dem fortgelaufenen Knaben zu suchen.

Unterdessen war es Tag geworden, so daß man alle Gegenstände erkennen konnte. Wenige Schritte vor dem Hause auf dem Boden bemerkte er etwas Glänzendes. Er hob es auf und sah mit Erstaunen, daß es ein Tüzier der Zunftsoldaten war, dem aber der Kopf jämmerlich auf einer Seite herabhing. „Aha," dachte er, „hier werde ich auf der rechten Spur seyn," und leider war es auch, als führe ihn eine unsichtbare Macht, denn er folgte genau allen Straßen, die das kleine Volk heute Nacht gegangen war, kam auf die Haide hinaus und sah bald den armen Knaben, wie er auf dem Fuchsbau lag und vor Kälte eingeschlafen war.

Unsanft rüttelte er ihn empor und den Schrecken Gustavs kann man sich leicht denken. Es half ihm nichts, daß er auf seine Knie niederfiel und um Erbarmen und Schonung flehte, sondern der Vater nahm den Stock, womit der Knabe heute Nacht auf den Fuchs geschlagen, und prügelte ihn weidlich damit durch, wobei er immerfort rief: er solle gestehen, wohin er alle die schönen Spielsachen gebracht habe. Umsonst versicherte der Knabe: er habe sie nicht mitgenommen, — und das log er nicht, denn sie waren ja von selbst gegangen — der Vater behauptete, er sey ein schlechter Dieb und zerrte ihn am Kragen mit nach Hause, wo ihn die Stiefmutter mit einer zweiten Tracht Prügel empfing, ihn darauf in ein dunkles Kellerloch sperrte, wo er so lange sollte sitzen bleiben, bis er gestände, was aus den schönen Spielsachen allen geworden sey.

Als der Vater wieder ruhiger geworden war, verlangten die Kinder, er ſolle ihnen das Purzelmännchen, das er vorhin in die Taſche geſteckt, wieder geben; aber vergebens ſuchte er überall nach, es war nicht mehr zu finden. Doch da er glaubte, er habe es auf dem Platz, wo er den Knaben gefunden, verloren, ſo ſchickte er die Kinder dorthin, daß ſie den kleinen garſtigen Kerl ſuchen möchten. Nach einiger Zeit kehrten ſie aber zurück, ohne ihn gefunden zu haben. Doch brachten ſie eine ganze Menge Zinnſoldaten mit, die, wie ſie erzählten, an verſchiedenen kleinen Oeffnungen des Hügels gelegen hätten. Jetzt ward es der böſen Stiefmutter klar, daß der Knabe das ſämmtliche Spielzeug geſtohlen und mitgenommen habe, und ſie drang mit Schlägen und Scheltworten in ihn, damit er die Wahrheit geſtehen ſolle. Ach, das Kellerloch, in welchem der arme Guſtav gefangen ſaß, war entſetzlich dumpf und ſchauerlich. Obgleich es ihm recht lieb geweſen wäre, wenn man den Regenten Nußknacker und die ganze übrige Sippſchaft wieder bekommen hätte, ſo mußte er dagegen bittere Thränen weinen, wenn er ſich vorſtellte, daß man auch die arme kleine Dame zurückbringen würde, ohne das freundliche Lächeln, mit dem ſie ihn angeſchaut nachdem ſie lebendig geworden, und wenn er bedachte, daß die unartigen Kinder des Hauſes ſie hin und her werfen, ihr ſchönes, allerliebſtes Geſichtchen zerbrechen und das herrliche weiße Seidenkleid beſchmutzen würden. Endlich aber verfiel er auf einen Ausweg. Er geſtand der böſen Stiefmutter, daß er wohl wiſſe, wo die Spielſachen hingekommen ſeyen, und daß er ſie wieder holen würde, wenn man ihn allein

geben ließe; wolle man das aber nicht thun, so würde er sich eher todt schlagen lassen, ehe er ferner das Geringste sage. Dabei hatte er die Hoffnung, er könnte vielleicht eines der Löcher, die in den Fuchsbau hineinführen, erweitern und selbst nachzukriechen, um den Regenten Nußknacker und das ganze Volk gefangen zu nehmen. Doch nahm er sich fest vor, die kleine weiße Dame nicht zurückzubringen, sondern sie lieber für immer in dem Erdpalaste zu lassen, als sie in die Hand der bösen Menschen zu geben.

Als die Stiefmutter sah, daß nichts mit ihm anzufangen sey, ließ sie dem armen Knaben seinen Willen und er ging mit einem kleinen Spaten hinaus auf die Haide, um dort sogleich seine Arbeit auch anzufangen. Doch wer beschreibt sein Erstaunen und seinen Schrecken, als er sah, daß vor dem Fuchsbau ein Jäger stand und um ihn herum mehrere kleine Hunde, die sich bemühten, in die Oeffnungen des Fuchsbaues hineinzukriechen. Der Jäger, schon ein alter Mann, hatte ein sehr freundliches, ehrwürdiges Gesicht, und bot dem Knaben einen guten Morgen, worauf dieser seine Hand ergriff und ihn um Gotteswillen bat, die Hunde nicht in den Berg hinein zu lassen. Der Jäger sagte darauf lächelnd zu dem Knaben: er könne ihm nicht gut seinen Willen thun, indem sich in dem Baue ein mächtiger Fuchs befände, der im Wald schon sehr vielen Schaden gethan und dessen man wunderbarer Weise nie habe habhaft werden können. Der alte Mann erzählte das aber so freundlich, und erregte überhaupt in dem Knaben ein solches Zutrauen, daß dieser ihm mit wenigen Worten die sonder-

bare Begebenheit der vergangenen Nacht erzählte. Der Jäger horchte aufmerksam zu und wurde sichtlich gerührt, als ihm der Knabe in seiner Unschuld sagte, wie er in der Nacht den heiligen Christ habe ansprechen wollen, daß er ihm doch auch möge einmal ein kleines Geschenk mitbringen. Zwar schüttelte er anfänglich bei der Erzählung von den wandernden Spielsachen den Kopf; doch der Knabe versicherte die Wahrheit derselben so hoch und theuer, daß der Jäger nicht wußte, was er denken sollte, sich aber, durch die Bitten des Knaben bewogen, nach seinen Hunden umsah, um sie von dem Fuchsbau abzuhalten.

Doch, es war zu spät, sie waren schon zu den Oeffnungen hineingedrungen und man hörte sie im Innern der Höhle tüchtig knurren und bellen.

„Ach," rief der Knabe, „jetzt ist Alles, Alles verloren. Sie werden die arme schöne kleine Dame in dem weißen Seidenkleid todt beißen, jene arme liebe kleine Dame, die mir so freundlich ihre Hand gab, und sie, die sich so gefürchtet hat, von den Händen der Kinder beschmutzt zu werden, wird jetzt von den Hunden zerrissen."

Der alte Mann, durch den Jammer des Knaben gerührt, nahm eine kleine silberne Pfeife aus seinem Gürtel, und nachdem er seine Hunde einige Mal bei ihren Namen gerufen, pfiff er dreimal, um sie zum schleunigen Zurückkommen zu bewegen. Jetzt wurde das Bellen und Lärmen der Hunde in dem Fuchsbau immer heftiger, und man konnte deutlich hören, daß sie etwas vor sich hatten, womit sie sich tüchtig herum balgten. Aber dennoch kamen sie immer näher an die Oberfläche der Erde

und jetzt kroch einer der Hunde aus der Oeffnung hervor, und wer beschreibt das Erstaunen des Knaben, als er in der Figur, die er nach sich schleppte, den tapfern Regenten von Nußknacker erkannte, der aber mit seinen unförmlichen Gliedmaßen und dem dicken Kopf regungslos auf dem Sande liegen blieb. Gustav sprang hinzu, hob ihn empor und zeigte ihn dem Jäger. Ach, es war keine Spur von Leben mehr in ihm zu entdecken. Der Zopf hinten stand ihm ungewöhnlich in die Höhe, seine Kinnladen waren auf einander gepreßt und als der Knabe sie öffnen wollte, fand er, daß das Gelenk derselben zerbrochen und unbrauchbar war.

So unfreundlich auch der Regent den armen Gustav behandelt hatte, so hätte ihm dieser dennoch eine Thräne des Mitleids geweiht, wenn er nicht plötzlich bedacht, daß der schändliche Nußknacker die arme Prinzessin verlassen habe und daß diese nun wahrscheinlich auch getödtet wäre. Jetzt kroch ein Hund nach dem andern hervor und seltsamer Weise schleppte jeder eine Menge der verschwundenen Spielsachen herbei. Der eine hatte einen ganzen Haufen Zinnsoldaten zusammengescharrt und die armen Kerls lagen da, steif und starr, das Gewehr im Arm, die Bärenmütze auf dem Kopf und rührten sich nicht. Ein anderer hatte ein Pferd beim Hals gefaßt und schleppte so den ganzen Zug des Fuhrmanns sammt Wagen und Allem, was darauf war, hervor. Ein dritter zerrte eine ganze Menge harmloser Spaziergänger hervor, kurz, die Hunde brachten nach und nach die sämmtlichen Spielsachen, und der Knabe fürchtete jeden Augenblick, daß auch die arme kleine Dame erschei-

nen würde, zerzauſt und häßlich zugerichtet, wie alle übrigen Sachen. Doch ſie kam immer noch nicht zum Vorſchein. Jetzt erſchien auch der letzte Hund in einer der Oeffnungen und Guſtav fürchtete ſchon, er werde die arme Prinzeſſin heranſchleifen, aber an ihrer Statt hatte er eine kleine Figur in ſeinem Maul, die ihm der Knabe haſtig abnahm, denn ſie ſah gerade aus, wie der kleine boshafte Kerl, der ſich heute Nacht ſo trotzig vor ihm auf den Kopf geſtellt hatte. Ach, dachte Guſtav bei ſich, das iſt ja der böſe Zauberer, der iſt gewiß Schuld daran, daß man mich hier aufgefunden hat, und auch, daß alle die armen Figuren wieder todt und ſtarr geworden ſind, und von einem plötzlichen Zorn übermeiſtert, riß er ihm ſeinen rothen Kopf herunter und warf ihn weit weg. Da ſchien es, als zucken alle die Figuren, die todt am Boden lagen, noch einmal ein wenig empor, ja, der Edle von Nußknacker machte einen vergeblichen Verſuch, ſeine großen Kinnladen zu öffnen, aber der Lebensfunke war aus ihnen gewichen und alle blieben ſtarr und todt.

Jetzt raffte der Knabe alle die Spielſachen zuſammen und that ſie in ein Tuch hinein, das er mitgebracht hatte. Der Jäger ſcharrte die Oeffnungen des Fuchsbaues nach allen Seiten hin zu und machte mit ſeinem Hirſchfänger ein ſonderbares Zeichen davor, was, wie er ſagte, alle Thiere abhalten werde, je wieder da hinein zu kriechen, „damit," ſetzte er lächelnd hinzu, „deine arme kleine Prinzeſſin in ihrem Schlafe nicht geſtört werde."

Dem alten Manne hatte die Theilnahme gefallen, die der Kleine an den lebloſen Figuren genommen, über-

haupt ſchien er an dem offenen freundlichen Weſen des Knaben ſeine Freude zu haben und er ging mit ihm in die Stadt hinein bis in das Haus des Kaufmanns, wo die böſe Frau beim Anblick der verdorbenen Spielſachen gleich wieder mit Scheltworten und Schlägen über Guſtav herfallen wollte. Doch der Jäger verwies ihr mit rauhen Worten ihre Heftigkeit, worüber ſie ſich ſehr erzürnte und ihn fragte, was er ſich in fremde Sachen zu miſchen habe, die ihn nichts angingen. Als aber der Jäger hierauf erwiederte, er ſey der Förſter aus dem benachbarten Walde und er wolle den Knaben mit ſich nehmen, um ihn auch zu einem tüchtigen Jäger zu erziehen, wurde das böſe Weib freundlicher, und da ſie bedachte, daß ſie auf eine beſſere Art des Knaben nie los werden könne, überredete ſie ihren Mann und Beide willigten zur großen Freude Guſtav's ein, der den alten freundlichen Jäger in kurzer Zeit ſehr lieb gewonnen hatte.

Sogleich gingen ſie mit einander fort, und als ſie draußen auf der Haide zu dem Fuchsbau kamen, blieb der Knabe noch einen Augenblick ſtehen, faltete ſeine Hände und ſchaute den Hügel an, wehmüthig und traurig, wie man ein Grab betrachtet, ach für ihn war es ja auch ein Grab, denn dort unten lag die ſchöne kleine Dame, in ihrem weißen Seidenkleid mit dem kleinen freundlichen Geſichtchen und war vielleicht wieder kalt und todt geworden, wie alle übrigen Figuren, vielleicht aber ſchlief ſie auch nur und träumte. Jetzt nahm der alte Jäger den Knaben bei der Hand und Beide ſchritten rüſtig über die Haide fort dem Walde zu. Unterwegs aber mußte Guſtav nochmals die Geſchichte der

vergangenen Nacht erzählen, und der Alte, der anfangs nicht recht geglaubt hatte, was ihm der Knabe über die wandernden Spielsachen erzählt, schüttelte den Kopf und sagte: „Mein Kind, du hast ein empfängliches Gemüth für Dinge, die die Phantasie eines gewöhnlichen Menschen unberührt lassen; für dich wird deshalb der Wald ein aufgeschlagenes Buch seyn und du wirst aus dem Rauschen der Blätter, aus dem Dufte der Nachtviolen, aus dem Rieseln der Bergwasser und aus so manch tausend andern Sachen des Schönen und Seltsamen viel verstehen und erkennen lernen. O der Wald ist so schön, so heilig schön!“

So gelangten sie endlich, als die Sonne Nachmittags abwärts zu steigen begann, an das Haus des Försters, das auf einem Hügel mitten im Walde lag. Ach wenn auch der Winter die armen Bäume ihres schönen Schmucks beraubt hatte, und sie mit ihren nackten Aesten traurig dastanden und vor Frost zitterten, so fand es der Knabe doch unter ihnen viel schöner und herrlicher, als früher zwischen den dunkeln Häusern der Stadt. Hier im Walde war der Boden mit weißem Schnee bedeckt, aus dem nur kleine schwarze Sträucher und Moose, denen Bruder Wind auf ihre Bitte den Schnee von den Blättern abgekehrt, neugierig empor schauten. Die Aeste der großen Bäume, besonders der Tannen, waren von dem Schnee beschwert und hingen tief herab, und doch sah man unter ihnen hinweg weit, weit in den Wald hinein. Wie dort die Rehe so lustig hin und her sprangen und zuweilen ein starker, stattlicher Hirsch, nachdem er eine Zeitlang stehen geblieben war, um auf die knarren-

den Fußtritte der naher Kommenden zu horchen, jetzt auf einmal mit ein paar großen Sätzen verschwand.

Langsam sank die Sonne hinab und warf ihre rothglühenden Strahlen mächtig in den Wald hinein, so daß die eine Seite der Bäume wie vergoldet aussah. Aus den Thälern empor stieg ein feiner blauer Duft, der sich immer dunkler und grauer färbte, und als die beiden Wanderer nahe bei dem Jägerhause waren, waren die Nebel schon ganz dunkel und nächtlich geworden, und zwischen ihnen durch schimmerte wie ein leitender Stern ein Licht in den Wald hinaus, das der Jäger dem Knaben mit den Worten zeigte, daß sie dort, wo es glänze, wohnen würden. Als sie näher kamen, fingen große Hunde laut an zu bellen und sprangen den Ankommenden lustig entgegen. Eine alte Frau, die Schwester des Jägers, öffnete die Thüre und als ihr der Bruder die Geschichte des Knaben erzählte, wie er ihn aus den Händen der bösen Frau fortgenommen, strich sie ihm freundlich die Haare aus dem Gesicht und hieß ihn herzlich willkommen. Ach, dem armen Gustav war es noch nie so wohl und heimlich gewesen, wie heute Abend im Jägerhause. Er durfte sich um das hell lodernde Feuer setzen, und statt der Scheltworte, die er früher immer erhalten, gab ihm der Jäger auf seine kindlichen Fragen freundlich Bescheid und plauderte mit ihm; selbst die großen Hunde kamen an ihn heran, legten ihre Köpfe zutraulich auf seine Kniee und sahen ihn so treuherzig mit den großen glänzenden Augen an.

Als es darauf Zeit zum Schlafengehen wurde, wies man ihn nicht, wie in dem Hause des Kaufmanns, unter das Dach auf einen elenden Strohsack, sondern die Schwester

des Jägers machte ihm in einem netten Kämmerchen ein kleines Bett zurecht, wo er die Nacht schlafen konnte, und darauf wünschte sie ihm eine gute Nacht, was ihm in seinem Leben zum ersten Mal widerfahren war, und er entschlief sanft und ruhig.

Wohl keine Nacht hatte er so gut geschlafen, wie diese, und er träumte von allerhand schönen Sachen und zuweilen erschien ihm auch im Traume der Regent Nußknacker, grinste mit den Zähnen gegen ihn und sagte hohnlachend: „Siehst du, siehst du, wir werden freilich jetzt von den Händen der bösen Kinder zerrissen, aber die gnädige Prinzessin ruht tief im Berge und du wirst sie auch nicht mehr zu sehen bekommen. Ha, ha, ha!“ Ach das machte den Knaben sehr traurig und er fühlte im Schlaf, wie ihm die Thränen über das Gesicht hinabliefen; aber dann verschwand der Nußknacker plötzlich wieder und er sah die kleine Dame, auf den seidenen Polstern ihres Wagens liegend, den Kopf in die Hand gestützt und ruhig schlafend. Der Kutscher vorn auf dem Bock hatte ebenfalls seinen Kopf auf die Brust gelegt, und auch die Pferde standen da mit geschlossenen Augen.

Aber die Sonne des freundlichen Wintermorgens verscheuchte diese bunten Träume von dem Lager des Knaben, und er erwachte froh und heiter. Bald rief ihm der Jäger und nahm ihn mit hinaus in den Wald, wo er ihn überall umher führte und ihm hier zeigte, wie die kleinen Bäumchen aus der Erde empor wachsen, und ihm dort auf dem Schnee die Spuren der verschiedenen Thiere erklärte, und ihm sagte, da sey der Edelhirsch gelaufen, das sey die Spur eines Rehes und dort sey der

Meiſter Fuchs umher geſprungen, nachdem er wahrſcheinlich ein Huhn oder gar ein junges Haslein getödtet. So aufmerkſam der Knabe alle dieſe Lehren anhörte und ſich merkte, ſo intereſſirte er ſich doch am meiſten für die Spuren des Fuchſes und lernte ſie am eheſten kennen; denn dabei dachte er immer der kleinen hübſchen Dame, wie er ſie vielleicht einmal wieder finden könne, da es doch wohl möglich ſey, daß der alte Herr Fuchs ſeinen Bau aufſuchen und wieder zugänglich machen werde.

Der alte Jäger blieb ſich in ſeiner Freundlichkeit gegen den Knaben immer gleich und lehrte ihn täglich etwas Neues, und es war dem Knaben nichts lieber, als wenn er im Walde umherſchweifen konnte. Doch als nun erſt der Frühling kam, als der Schnee verſchwand und die Erde wieder grün und herrlich wurde, wie lieblich und angenehm ging ihm da erſt das Leben auf. Es war das erſte Mal in ſeinem Leben, daß er ſo zuſah, wie die Knospen der Bäume anſchwollen und immer dicker und dicker wurden, und wie darauf ein einziger warmer Wind ſie aufküßte und die kleinen zarten Blätter hervorlockte, die, kaum von ihren Banden befreit, luſtig anfingen zu wachſen, und bald die zarte Moosdecke des Bodens beſchatteten. Da konnte er auch ſtundenlang freudig den kleinen Bäumen zuſchauen, die eben erſt aus der Erde aufſtiegen, wie ſie von Tag zu Tag wuchſen und ſtärker wurden. Und ihm ſelbſt erging es gerade ſo, auch er wurde unter der Pflege des Jägers und in der friſchen Luft des Waldes allmählig groß und ſtark. Wochen und Monate vergingen und ſchon mehrmals war der Weihnachtstag wieder gekom-

men und allemal, wenn die Zeit heran kam, dachte Guſtav lebhafter wie ſonſt an jene Chriſtnacht, wo er mit den Spielſachen ausgezogen war. Zuweilen beſuchte er auch das Haus des Kaufmanns in der Stadt und auf dem Wege dahin ſpähte er ſorgſam umher nach dem Fuchsbau, in welchem die kleine ſchöne Dame ſchlief, aber ſo genau er ſich auch aus jener Zeit her Alles erinnerte, ſo bemühte er ſich doch vergebens, den Platz wieder zu finden, wo der tapfere Regent Nußknacker von ſeinem Kameel geſtiegen war und wo der ganze Hofſtaat in das Innere des Berges gezogen. Deshalb ging er auch nicht gern den Weg zur Stadt, und da er auch dort im Hauſe des Kaufmanns eben nicht ſehr freundlich aufgenommen wurde, ſo blieb er lieber daheim in ſeinen Wäldern, bei ſeinen Hunden, die ihn alle herzlich liebten. Das Einzige, was er noch aus der damaligen Zeit her bewahrte, war der kleine Ring, den ihm die Prinzeſſin geſchenkt und den er hoch in Ehren hielt. Er trug ihn an einem kleinen Schnürchen am Hals und ließ ihn nicht von ſich.

Unterdeſſen war Guſtav ſechszehn Jahre alt geworden und hatte ſich zu einem geſchickten Jäger ausgebildet. Da ſein Pflegevater, der Förſter, alt und kränklich wurde, ſo blieb dieſer häufig zu Hauſe, und Guſtav zog alsdann mit den Hunden allein in den Wald, das ſtattliche Gewehr auf der Schulter und den ſcharfen glänzenden Hirſchfänger an der Seite.

So ſchlenderte er auch eines Tages unter den Bäumen daher, und wie ihm dies öfters geſchah, war's ihm nicht darum zu thun, ein Wild zu erlegen. Vielmehr

ließ er die Hirſche und Rehe ungeſtört neben ſich herſpringen und war in tiefe Träumereien verſunken, bei denen die kleine Dame mit dem weißen Seidenkleide eine große Rolle ſpielte. So ging er langſam durch den Wald und kam auf eine Anhöhe, wo die Bäume nicht ſo dicht ſtanden und wo man weit hinausſchauen konnte in das Land. Da ſah der Jüngling unter einer der ſtärkſten Eichen einen alten Mann ſitzen, der hatte neben ſich einige Stücke ſchneeweißes Tannen- und Lindenholz liegen, woraus er mit ſeinem Meſſer allerhand Sachen und Figuren ſchnitzte. Da hatte er Löffel, Gabeln, kleine Thiere und menſchliche Figuren, und Alles war ſo hübſch gemacht, als man es nur ſehen konnte. Der Jäger trat näher, und nachdem er dem alten Mann einen guten Morgen geboten, den jener freundlich erwiederte, ließ er ſich mit ihm in ein Geſpräch ein.

„Ei," ſagte Guſtav, „Ihr ſchnitzt da allerlei ſchöne Sachen, die Ihr ſpäter dann in die Stadt zum Verkauf bringt."

„Ja wohl," entgegnete der alte Mann, „ich arbeite hier im Freien, in der ſchönen Natur, denn das iſt doch die prachtvollſte und zugleich wohlfeilſte Werkſtatt, die es gibt. Auch koſtet mich mein Unterhalt nicht viel, denn das Waſſer läuft dort neben mir den Berg hinab und murmelt mir im Vorbeilaufen zu: He, Alter, trink mich. Und dann die rothen und ſchwarzen Beeren an den Sträuchern nicken mit ihren Köpfen und laden mich ein, daß ich ſie ſpeiſen ſoll. Kommt dann der Abend, ſo zieh ich meinen Mantel über den Kopf, lege mich in's Moos und ſchlafe in Gottes Namen ein."

„Aber," entgegnete der Jäger, „wirſt denn die kunſtvolle Arbeit, die Ihr da macht, ſo wenig ab, daß Ihr ein ſo kümmerliches Leben dabei führen müßt?"

„Ach, mein lieber Jäger," ſagte der Holzſchnitzer, „es gibt ſo viele Leute, die auch ſo ſchöne Sachen, wie Ihr es nennt, und noch ſchönere machen, daß Keiner etwas damit verdient; denn Einer verkauft ſie immer wohlfeiler als der Andere. Ja, wenn man dabei Glück hätte, wenn es mir z. B. gelänge, von dem Holze des Elſenbaums zu bekommen, da könnte man wohl etwas Rechts verdienen, aber den Baum findet man ſelten, und wer ihn findet, weiß ihn gewöhnlich nicht einmal zu gebrauchen."

„Ei," ſagte der Jäger, „Elſenbaum? der Name iſt mir noch nie vorgekommen, und obgleich ich ſo ziemlich alle Bäume und Sträucher des Waldes kenne, ſo habe ich doch von dem noch nie etwas gehört.

„Das will ich wohl glauben," lachte der alte Mann, „alle Leute ſind nicht ſo dumm, und plaudern Alles aus, wie ich. Doch Ihr habt mir ein ſo harmloſes offenes Geſicht, daß es mir gerade ſchien, als ſpräche ich zum blauen Himmel hinauf, und da iſt mir das Wort entfahren, vergeßt's."

Dem jungen Jäger aber war bei Nennung des wunderbaren Baumes auf einmal plötzlich ein Blitz durch die Seele gefahren und hatte dort ſeltſame Wünſche und Gedanken beleuchtet, von denen er ſich ſelbſt keine Rechenſchaft geben konnte. Aber er war ſo begierig, etwas Näheres von dem Elſenbaum zu erfahren, daß er nicht abließ, in den alten Mann zu dringen, bis dieſer ihm

lachend ſagte: „Nun, nun, Ihr ſeyd mir ein recht neugieriges Blut. Doch da Ihr ſo ehrlich und offen ausſeht und auch nicht zu meinem Handwerk gehört, ſo kann ich Euch ſchon mittheilen, was ich von dem Elſenbaum weiß. Nur müßt Ihr mir verſprechen," fügte der Holzſchnitzer lachend hinzu, „daß, wenn Ihr einmal ſo glücklich ſeyn ſolltet, einen ſolchen Baum zu finden — was gerade nicht unmöglich wäre, denn die Jäger, wenn ſie ſo in Nacht und Nebel zwiſchen den Bergen umherſchweifen, ſehen und hören allerlei — ich auch von dem Holz etwas bekomme."

Nachdem Guſtav dem Holzſchnitzer dies verſprochen, nahm dieſer ein neues Stück Holz, und während er begann, einen Löffel daraus zu ſchneiden, erzählte er dem Jäger, wie folgt.

„Ihr werdet recht wohl wiſſen, daß außer uns Menſchen noch eine große Menge anderer Geſchöpfe auf und unter der Erde leben, die wie wir ausſehen, und die, obgleich ſie kleinere und theilweiſe auch elendere Gliedmaßen haben, doch geiſtiger viel mächtiger ſind und Manches thun und treiben, das auch die Menſchen gern nachmachen möchten, was ihnen aber mit ihrem plumpen Körper nicht gelingt. Zu dieſen Weſen gehören nun, um von Unten anzufangen, die Alraunen, ein böſes, garſtiges Volk," ſetzte er mit leiſer Stimme hinzu, indem er ſich beſorglich umſah; „frecher, gemeiner Pöbel iſt das, welche den Menſchen und Thieren, wo ſie nur können, Schaden zufügen. Dieſe Alraunen heißen auch Wurzelmänner, denn ſie ſehen aus, wie ein ſchwarzer Rettich, der unten geſpalten iſt, und haben grünes Haar, das ihnen wie

Kraut oben hinauswächst. Nach ihnen kommen die Kobolde, kleine, krumme und buckligte Kerls, mit denen aber schon beſſer auszukommen iſt, denn obgleich auch dieſe boshaft und ſchlecht ſind, ſo kommt es doch zuweilen vor, daß ſie zu irgend einem Menſchen Neigung faſſen und ihm von Zeit zu Zeit helfen. Auf dieſe folgen die Zwerge, ein recht gutes, braves Volk, das aber ſehr muthwillig iſt und deshalb Menſchen und Vieh zuweilen aus bloßem Uebermuthe plagt. Die beſte, edelſte und ſchönſte Claſſe von dieſen Weſen aber ſind die Elfen, die weder Muthwillen noch Falſch in ihrem Herzen haben und die harmlos in der Nacht auf duftenden Kräutern und Waldblumen umherſchweben und das Menſchenherz, das ſie hört, durch den wunderbarſten Geſang erfreuen und erquicken. Von den Zwergen und Kobolden halten ſie ſich entfernt, ohne ſich zu fürchten; denn wenn die Letztern ihnen auch an Kraft überlegen ſind, ſo ſind dagegen die Zauberkünſte der Elfen weit mächtiger und gewaltiger. Trotzdem aber die Elfen viel ſchöner und beſſer als die Menſchen ſind, ſo kommt es doch häufig vor, daß ein Elfenkind einen Menſchen lieb gewinnt und ihm in heitern Sommernächten erſcheint, um freundlich mit ihm zu koſen und zu ſcherzen. Doch dauert ſolch' ein Spiel nicht lange; denn entweder verläßt der Menſch treulos die arme Elfe, oder ſie muß ihn verlaſſen, um ſich der grauſamen Strafe zu unterwerfen, die über ſie verhängt wird, weil ſie einen Sterblichen liebte. Alsdann wird ſie nämlich auf hundert Jahre in einen Baum verwandelt und muß aus dieſem ihrem Kerker zuſehen, wie ihre Schweſtern luſtig um ſie herum tanzen, und wenn dieſe bei rauhem ſtür-

miſchem Wetter in ihre Kryſtallpalaſte ſchlüpfen, muß ſie droben bleiben und Wind und Eis ſpielen grauſam mit ihren zarten Gliedern, die doch nur für warme Sommerluft und Mondſchein gemacht ſind. Auf den unwegſamſten Felſen und Pfaden oder in tiefen Abgründen ſteht dieſer Baum, und rings herum hat Alles einen Zauber angenommen, ſo daß der Menſch, der von ungefähr in dieſe Gegend kommt, ihn doch nur in höchſt ſeltenen Fällen entdeckt, weil er wie im Kreiſe um ihn herumgeführt wird. Obendrein ſieht der Elfenbaum wie eine gewöhnliche Tanne aus und ſo kann man hundertmal vorbeigehen, ohne ihn zu bemerken. Wer aber dagegen das Glück hat, durch Zufall einen ſolchen Baum zu erlangen, der könnte ſich auch ſein Leben lang glücklich preiſen; denn ſeht, Herr Jäger, ich muß mich hier abplagen, um aus meinem Holze die Sachen heraus zu ſchnitzen, aber wenn man das Holz des Elfenbaumes hat, braucht man nur ungefähr einen Wunſch auszuſprechen, was unter dem Meſſer hervorkommen ſoll, ſey es ein Thier oder Menſch, oder, was es immer will, ſo iſt es im nächſten Augenblicke fertig, und von der wunderbarſten Arbeit. Und was noch mehr iſt," ſetzte er mit leiſerer Stimme hinzu, „die Figuren aus dieſem Holze werden in der Chriſtnacht, ſobald ein böſer Zauber, der über ihnen ruht, vernichtet iſt, lebendig, und wer es verſteht, dem geben ſie auf alle möglichen Fragen die richtige Antwort, z. B. ſie zeigen an, wo Gold in der Erde iſt, oder wo ein Schatz vergraben liegt, und dergleichen mehr."

Der junge Jäger hatte dieſer Erzählung aufmerkſam zugehört und man kann ſich leicht denken, daß ihm plötzlich

die ſchöne weiße Dame, ſo wie der Herr Nußknacker und die ganze kleine Geſellſchaft ins Gedächtniß kam, und es ſchien ihm gar nicht unmöglich, daß ſie aus dem Holze des Elfenbaums gemacht ſeyen, den irgend einer aufgefunden, ohne es zu wiſſen. Eine Zeitlang bedachte er ſich, ob er dem alten Holzſchnitzer ſeine höchſt merkwürdige Sache mittheilen ſollte, doch da ihm dieſer ſo viel Zutrauen bewieſen und ihm von dem Elfenbaum erzählt, was er gewußt, ſo hielt er's für ſeine Schuldigkeit, ihm auch ſeinerſeits das mitzutheilen, was er in der Chriſtnacht erlebt.

Wer aber beſchreibt das Erſtaunen des alten Mannes, als ihm Guſtav die ganze Begebenheit erzählt, wie er den böſen Zauberer getödtet und wie die ganze Geſellſchaft in die Welt hinausgezogen ſey; wie er darauf mitgegangen wäre und geholfen hätte, den Fuchs zu verjagen, in deſſen Höhle alsdann die ganze Geſellſchaft eingezogen ſey. Kurz, er erzählte ihm Alles auf's Genaueſte, ſprach am Ende die Vermuthung aus, daß die ſchöne kleine Dame im weißen Seidenkleid wahrſcheinlich ruhig unter der Erde ſchlafe und vielleicht noch zu erlöſen ſey. Als er geendigt, ſprang der alte Mann in die Höhe, jauchzte vor Freude laut auf, umarmte den jungen Jäger und verſicherte ihm einmal über das andere, er ſey ein wahres Glückskind und müſſe mindeſtens noch regierender Herr des Landes werden.

Nachdem er ſo in ſeiner Freude eine Zeitlang fortgefahren hatte, ſetzte er ſich wieder ruhig neben Guſtav hin, legte plötzlich ſeinen Kopf auf die Hand und ſagte, ernſter werdend: „O weh, o weh! da habe ich alter Eſel

nicht bedacht, daß es wohl für immer unmöglich seyn wird, die kleine junge Dame aus der Erde hervorzuhelen und zu entzaubern, denn dazu bedürfen wir eines andern Elfenbaums, den wir Beide aber wahrscheinlich nie finden werden.

Wie ein Donnerschlag traf dies Wort den armen Jäger, der schon im Geiste gesehen, wie die kleine Prinzessin aus der Erde hervorkam, wie sie immer größer und größer wurde und ohne zu wissen, wer ihm das gesagt, hatte er sie in den Arm genommen und auf den schönen rothen Mund geküßt — versteht sich, Alles in Gedanken. Ach, jetzt waren alle seine Träume dahin und er hörte nur mit halbem Ohr, daß ihm der alte Mann erzählte, es seyen eine Menge Tannenzapfen des Elfenbaums nöthig, der auf der Stelle, wo die kleine Dame in der Erde läge, gepflanzt werden müsse.

„Schon in der ersten Mitternacht," fuhr er fort, „treibt der Tannenzapfen ein ganz kleines Bäumchen in die Höhe, das aber von da an nicht größer wird, sondern nun beginnen die Wurzeln hinab in die Erde zu wachsen, immer tiefer hinab und dehnen sich gewaltig nach allen Seiten hin aus. Darauf würden sie das Lager umflechten, auf welchem die kleine Dame ruht und der Baum würde die ganze Kraft, die er nöthig hat, um hoch in die Wolken hinein zu wachsen, jetzt dagegen auf die Prinzessin ausströmen, die davon lebendig würde, und immer schöner und herrlicher, bis sie in der Größe wie die Menschen in außerordentlicher Schönheit erblühend aus dem Berge hervorgehen könnte. Gewiß," setzte der alte Mann hinzu, „würdest du darauf der glücklichste der Menschen; denn die Jungfrau würde mit der Schönheit

der Elfen auch deren Treue, ſo wie die Erfahrenheit in allen möglichen geheimnißvollen Dingen vereinigen. Der Ring, den ſie dir gegeben, und den du ſo treu bewahrt, hat ſie allein geſchützt, daß ſie nicht eben ſo wie der Regent Nußknacker und die andern Figuren ihr Leben wieder verlor und eben dieſer Ring wird ſie für ihr ganzes Leben an dich ketten."

Unterdeſſen war die Sonne untergegangen und es begann allmählig Nacht zu werden, weshalb der Jäger aufſtand, dem alten Manne traurig eine gute Nacht bot, indem er ſagte: die Pflegeältern erwarteten ihn zu Hauſe und ſeyen unruhig, wenn er ſo ſpät aus dem Walde zurückkäme. Darauf verabredeten Beide, daß ſie nach drei Tagen um dieſelbe Stunde wieder auf dem Platz zuſammentreffen wollten, um ſich zu beſprechen, wie und durch weſſen Hülfe es wohl möglich ſey, den Elfenbaum aufzufinden. Der alte Mann hatte mehr Muth als Guſtav und verſuchte, ihm Hoffnung einzuſprechen. Doch dieſer ſchüttelte traurig den Kopf und ſagte, indem er fortging: „Ach, ich werde wohl Zeit meines Lebens betrübt in den Wäldern umher ſtreichen müſſen und werde wohl nimmermehr die ſchöne kleine Dame wiederſehen, die ich ſo herzlich und innig liebe."

Jetzt trennten ſie ſich und der Jäger, der nicht bedacht hatte, daß er ſehr weit von Haus entfernt ſey, ſah nun ein, daß er einen ſo weiten Weg bis dahin zu machen habe, und daß es ſehr ſpät werden würde. Es war das erſte Mal, daß er ſich ſo in der Nacht allein in den Wäldern befand, und wenn er auch vor Räubern und dergleichen keine Angſt hatte, ſo kam er dagegen auf

ſeinem Wege in ein kleines tiefes Thal, von dem die Leute behaupteten, daß es dort gar nicht geheuer ſey. Es hieß, die Zwerge halten dort ihre Zuſammenkünfte und wer ihnen von den Menſchen in ſo nächtlicher Stunde begegnete, dem würde übel von ihnen mitgeſpielt. An dieſe Erzählungen dachte der Jäger, während er ſo durch den Wald dahin ſchritt. Doch nahm er ſein Gewehr feſter in den Arm, dachte an die kleine junge Dame und fürchtete ſich nicht. Als er ſchon ein gutes Stück Weges zurückgelegt hatte, begann der Mond langſam vor ihm aufzuſteigen und glitzerte ihm ſo recht freundlich durch die grünen Zweige in's Geſicht. Auch er mußte in die helle Scheibe hinein ſchauen, er mochte wollen oder nicht. So kam er allmählig in die Gegend jenes Thals, wo die Zwerge hauſen ſollten, und bald ſah er es dunkel vor ſich liegen. Ohne Furcht ſtieg er rüſtig hinab, und war ſchon faſt ganz hindurchgeſchritten, als er neben ſich auf der Höhe der Thalwand die Schläge einer Art zu vernehmen ſchien. Unwillkürlich hemmte der Jäger ſeinen Schritt und dachte bei ſich: Ei, wer wird hier in ſo ſpäter Nacht noch Holz ſchlagen und plötzlich kam ihm der Gedanke, es möchten wohl Diebe ſeyn, die die Stille der Nacht benützten, um den Wald und ſeinen Pflegevater zu beſtehlen. Augenblicklich wandte er ſich nach der Gegend hin, wo der Schall herkam, und begann die Thalwände hinaufzuklettern. Doch wenn er auch anfänglich geglaubt hatte, hier müßten die Holzfrevler ſeyn, ſo hörte er, als er oben angekommen war, den Klang der Art wieder weiter entfernt. Ohne ſich zu bedenken, folgte er abermals dem Geräuſch und nachdem er eine geraume Zeit Berg auf-

und abgeklettert war, hörte er, daß er dem Tone viel näher gekommen sey, doch als er glaubte, er könne jetzt nur noch einige Schritte von ihm entfernt seyn, hörte er plötzlich auf, und dagegen fing ein höchst sonderbares Geschrei an, das mit dem heftigen Weinen eines Kindes viel Aehnlichkeit hatte. Rasch eilte der Jäger diesen neuen Tönen nach, trat jetzt auf einen kleinen freien Platz und blieb über das, was er hier sah, vor Erstaunen wie angefesselt stehen.

Auf der Mitte dieses Platzes nämlich war der Stumpf einer mittelgroßen Tanne zu sehen, deren Stamm und Krone abgehauen auf der Erde lag. Neben dem Stumpf aber befand sich ein kaum zwei Fuß hoher Zwerg, der eine kleine Art in seinen Händen trug, womit er, wie es schien, die Tanne abgehauen hatte. Anfänglich befremdete es den Jäger nicht wenig, als er sah, daß der Zwerg unter dem eben beschriebenen Geschrei wie toll und unsinnig um den Stumpf herum sprang. Doch als er einige Schritte näher trat, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß der Bart des Zwerges, der fast so lang wie die ganze Figur war, fest geklemmt in dem Holze saß. Umsonst hatte der kleine Mann ihn mit beiden Händen erfaßt und versuchte es, ihn heraus zu reißen, und so oft er eine solch' vergebliche Anstrengung machte, schrie er laut auf und machte die seltsamsten Luftsprünge.

Nachdem der Jäger einige Augenblicke dem kleinen Manne zugesehen, näherte er sich und fragte ihn theilnehmend, wie er in diesen Zustand gekommen sey. Der Zwerg betrachtete ihn einen Augenblick mit seinen kleinen rothen Augen, stieß darauf eine Menge Verwünschungen aus und sagte dem Jäger: er solle nicht so dumm fra-

gen, ſondern ihn augenblicklich erlöſen. Trotzdem ihm der Kleine eine ſo unartige Antwort gab, war Guſtav in ſeiner Gutmüthigkeit doch bereit, ihm zu helfen, und hob zu dieſem Zweck einen großen Keil von der Erde, mit dem der Zwerg wahrſcheinlich verſucht hatte, den Baum zu ſpalten.

Kaum hatte der Jäger den Keil vom Boden aufgehoben, ſo ſchrie ihn der Zwerg ſchon wieder zornig an und ſagte: „Willſt du nicht etwas ſchneller machen, du fauler dummer Kerl! Ihr Menſchenvolk ſeyd doch zu gar nichts zu gebrauchen. Mach fort, oder ich will dir helfen!“ Bei dieſen letzten Worten hob der Zwerg eines ſeiner kleinen Beine auf und trat damit in höchſter Wuth nach dem Jäger. Dieſer, dem die erſte unartige Antwort des Zwerges lächerlich vorgekommen war, erzürnte ſich jetzt über die Frechheit des kleinen Dings und ſagte ihm: „Höre, kleiner Wicht, wenn es auch bei Euch Mode iſt, Gefälligkeiten in ſolchen Worten zu verlangen, ſo iſt dagegen dies Verfahren bei uns nicht anwendbar, und wenn du nicht augenblicklich höflicher und artiger wirſt, ſo hätte ich große Luſt, dich ſtecken zu laſſen.“

Jetzt gerieth der Zwerg in eine unbeſchreibliche Wuth, ſeine Augen funkelten ihm ordentlich im Kopfe, und er ſtieß über den Jäger und über die Menſchen die erſchrecklichſten Verwünſchungen aus, und am Ende nahm er ſogar ſeine Art und warf ſie mit ſolcher Kraft nach dem Kopfe des jungen Mannes, daß, wenn dieſer nicht ausgewichen wäre, ſie ihm ſicher den Kopf zerſchmettert hätte. So aber fuhr ſie in einen dicken Eichbaum tief hinein, daß der Schaft der Art noch eine Zeitlang zitterte.

Ah, dachte der Jäger, kommst du mir so, so begegne ich dir nicht anders, und darauf zog er seinen langen, breiten Hirschfänger heraus, auf dessen Klinge er, wie jeder fromme Waidmann, ein großes Kreuz eingegraben hatte, und begann einen gewissen unaussprechlichen Theil des Zwerges aus Leibeskräften zu bearbeiten.

Anfänglich schien bei dieser eindringlichen Behandlungsweise sich die Wuth des Zwerges von Secunde zu Secunde zu vermehren. Wie ein Fisch im Wasser schnellte er an seinem langen Bart in die Höhe und wand sich hin und her, um den gewichtigen Schlägen zu entgehen. Doch er mochte sich drehen, wie er wollte, so wußte der Jäger doch den rechten Augenblick und die rechte Lage abzupassen und es ging kein einziger Streich verloren, worauf der kleine Kerl nach und nach ruhiger wurde. Aus dem Schimpfen verfiel er in's Weinen und es dauerte nicht lange, so bat er auf's Kläglichste, der Jäger möge aufhören und ihn erlösen.

Gustav, der sehr gutmüthig war, hielt auch sogleich in seiner Arbeit inne und war schon im Begriff, den Keil anzusetzen, um den Baum auseinander zu treiben, als ihm plötzlich der Gedanke kam: wie wenn du dem Zwerg zur Bedingung machtest, daß er dir, weil du ihn erlöst, anzeigen müsse, wo ein Elsenbaum zu finden sey. Gedacht, gethan. Er nahm den Keil in die Hand und eröffnete dem Zwerge sein Begehren. Doch dieser wollte anfänglich nichts von einem solchen Baume wissen und entgegnete mürrisch: er könne ihm damit nicht dienen.

„Gut," sagte darauf der Jäger, „wenn du mir nicht freiwillig sagst, wo ich einen solchen Baum finden kann,

ſo will ich dich ſchon dazu zwingen," und er legte den Keil wieder auf den Boden hin und griff abermals zu ſeinem Hirſchfänger.

„Laſſ' nur ſtecken, laſſ' nur ſtecken," ſchrie der Kobold in großer Angſt, als er dieſe Bewegung ſah, „laſſ' nur ſtecken, das hier iſt ja eben ein Elſenbaum, der mich bei meinem ſchönen Barte feſthält."

Mit welcher Freude hierauf der Jäger ſeinen Hirſchfänger wieder fahren ließ und den Keil ergriff, um dem Zwerg zu helfen, kann man ſich leicht denken. Sah er ſich doch ſo auf einmal der Erfüllung ſeines heißeſten Wunſches nahe gekommen und war nun im Stande, die junge ſchöne Dame zu beleben und zu erlöſen. Eilig riß er die Art aus dem Eichbaume heraus und mit wenig Schlägen hatte er den Keil ſo weit in den Tannenſtumpf hineingetrieben, daß der Zwerg ſeinen Bart herausziehen konnte. Der Kobold fühlte aber nicht ſo bald ſeine Freiheit, als er mit einem gewaltigen Fluch in das Dickicht hineinſprang und augenblicklich zwiſchen den Bäumen verſchwand.

Guſtav ließ ihn ruhig ſeiner Wege ziehen, hieb ſich aber mit der Art des Zwerges ein gutes Stück von dem Elſenbaum herunter und füllte ſeine Jagdtaſche mit den ſchönſten Tannenzapfen an, die auf der Krone des umgehauenen Baumes zu finden waren. Darauf nahm er ſein Gewehr auf die Schulter und begab ſich eilig nach Hauſe.

Seine Pflegeältern waren nicht wenig in Angſt um ihn geweſen; doch erzählte er ihnen, er habe ſich im Walde verirrt und als ſie ihn ſo wohlbehalten zurückkommen ſahen, legten ſie ſich auf ihr Lager und ſchliefen

ein. Gustav aber nahm die kleinen Dachshunde mit sich, die damals den Regenten Nußknacker und die Zinnsoldaten aus dem Fuchsbaue hervorgeholt hatten, und eilte mit ihnen hinaus auf die Haide, indem er durch ihre Hi[lfe] den Platz wieder zu finden hoffte, wo tief in der E[rde] die kleine schöne Dame schlief. Doch würde er ohne das Stück von dem Elfenbaum schwerlich seinen Zweck erreicht haben; denn die Hunde streiften kreuz und quer auf dem Felde herum, wogegen Gustav fühlte, daß er wie von unsichtbarer Macht auf eine Stelle hingeführt wurde, wo es ihm alsbald klar wurde, daß dies der Ort sey, den er lange vergeblich gesucht.

Es mochte mitten in der Nacht seyn, als er aus seiner Jagdtasche einen der Tannenzapfen hervorzog und ihn in den Boden steckte. Noch zweifelte er an dem Gelingen seines Vorhabens, doch wer beschreibt sein Erstaunen, als vor ihm plötzlich ein kleiner Tannenbaum hervorstieg, der, obgleich er nur wen[ige] Zoll hoch, doch gerade so ausgewachsen war, als se[y] er schon mehrere Jahre alt. Gustav wußte sich vor Freude nicht zu fassen, als er auf diese Art sah, daß die Rettung der schönen kleinen Dame nahe sey.

Nach drei Tagen machte er sich verabredeter Maßen auf den Weg, um den Holzschnitzer anzutreffen. Vorher aber suchte er im Walde umher, ob er den Platz nicht wieder finden könne, wo der Elfenbaum stehe, aus dem er gestern den Zwerg erlöst, um dort noch mehr von dem wunderbaren Holze mitzunehmen. Doch wenn er auch den Platz wieder fand, so entdeckte er dort, wo der Holzstumpf gestanden, nichts wie einen kleinen

schmutzigen Sumpf, aus dem Kröten und anderes Ungeziefer die Köpfe in die Höhe streckten und ihm entgegen schrieen. Eilig wandte er sich hinweg und ging an die Lichtung des Waldes, wo er, wie vor drei Tagen, mit dem alten Manne wieder zusammentraf, der ihm mit trauriger Miene erzählte, trotz aller seiner Bemühungen wisse er noch gar nicht, wie man einen Elfenbaum auffinden könne. Dagegen aber, fuhr er fort, sey er in der Stadt im Hause des Kaufmanns gewesen und habe dort unter alten Spielsachen, die er gekauft, einen Nußknacker erhalten, der wahrscheinlich derselbe sey, der in jener Christnacht lebendig geworden. Er zog ihn hervor und Gustav erkannte ihn augenblicklich wieder; doch wie hatte sich der edle Regent seit der Zeit verändert! Seine rothen Hosen waren schwarz geworden, seine Sporen abgebrochen und der Säbel fehlte gänzlich. Auch sein Maul, das freilich noch eben so groß war, wie damals, hatte seinen Schmuck, die langen spitzen Zähne, verloren, und als ihm Gustav hinten den langen Zopf untersuchte, fand sich, daß die Kinnladen fest standen und gar nicht mehr zu schließen waren.

Gustav wartete absichtlich eine Weile, ehe er dem alten Manne erzählte, was ihm in den letzten drei Tagen begegnet. Da hätte man aber die Freude des Holzschneiders sehen sollen. Er sprang auf, fiel dem jungen Jäger um den Hals und als dieser nun gar das Stück von dem Elfenbaum hervorzog, nahm es der alte Mann hastig, steckte es ein, und versprach, später einmal, wenn es nöthig sey, die schönsten Spielsachen daraus zu verfertigen.

Nun berathschlagten die Beiden, was noch weiter zu

thun ſey, und der Holzſchneider ſagte dem Jäger, er müſſe jetzt den kleinen Baum, der aus dem Tannenzapfen hervorgekommen ſey, ruhig wachſen laſſen, bis er nach einer beſtimmten Zeit plötzlich anfange, in die Höhe zu wachſen; „dann wird er ſich in der dritten Nacht unter ſeinen Wurzeln öffnen und der entzauberten Prinzeſſin den Ausgang gewähren. Wann dies geſchehen wird, werde ich zurückkehren, wo ich auch ſeyn mag, denn der kleinſte Splitter vom Baum eines Eiſenholzes, den ich noch übrig habe, wird mir dieſe Stunde genau anzeigen.“

Nach dieſer Verabredung reichten ſie ſich ihre Hände, nahmen herzlichen Abſchied von einander und der Eine ging hierhin, der Andere dorthin.

Um eben dieſe Zeit ſprach der Pflegevater des jungen Jägers oftmals mit ſeiner Schweſter darüber, daß es jetzt wohl Zeit ſey, ſich nach einer Frau für Guſtav umzuſehen. Doch wollte er gern eine für ihn ſuchen, die alle möglichen guten Eigenſchaften in ſich vereinigte; ſie ſollte ſchön und brav ſeyn, und nebenbei, meinte der Förſter, könne es auch nicht ſchaden, wenn ſie mit ziemlichem Gelde verſehen ſey. Aber er hatte bisher immer vergeblich nach einer ſolchen geſucht, denn wenn er ſich auch zuweilen im Stillen bei ſeinen Nachbarn umgeſehen, ſo fand er wohl hie und da ein Mädchen, das ihm zu ſeinem Zwecke zu paſſen ſchien; doch wenn er als Freiwerber für ſeinen Pflegeſohn auftrat, ſo entgegnete man ihm meiſtens: „Ja, lieber Herr Förſter, wir würden wohl nichts dagegen haben, wenn der junge Jäger wirklich Euer Sohn wäre, aber ſo möchten wir doch unſer Kind nicht gern Jemanden zur Frau geben, der ſo ganz ohne

Familie und Namen ist." Das verdroß nun den alten Mann nicht wenig und wenn er nach Haus kam, erzählte er es dann seiner Schwester und Gustav; Letzterer konnte sich nie enthalten, darüber zu lächeln und pflegte dann gewöhnlich zu sagen: „Ach, lieber Vater, macht Euch meinethalben keine Mühe, ich werde schon finden, was mir Gott bescheert hat." Bei diesen Worten blickte er verstohlen durch das Fenster nach der Haide, wo auf dem Fuchsbau der kleine Tannenbaum stand, der aber noch immer nicht in die Höhe wachsen wollte.

Schon waren, seit er den alten Holzschnitzer verlassen, einige Monate vergangen und die Blätter der Bäume begannen gelb zu werden und abzufallen; auch fingen schon Morgens und Abends an, dichte Nebel den Wald einzuhüllen, und die Jagd beschäftigte die Jäger den ganzen Tag im Walde. Doch wenn auch Gustav mit sinkender Nacht noch so ermüdet nach Hause kam, so unterließ er dennoch nicht, auf die Haide zu gehen und sich nach seinem lieben Tannenbäumchen umzusehen. So ging der November vorüber, es wurde December und die Zeit kam heran, wo die Leute aus der Stadt täglich nach dem Försterhause schickten und sich Tannenbäume holen ließen, um sie für den Weihnachtsabend aufzuputzen. Ach, der junge Jäger, dem das Bild der schönen Dame im weißen Seidenkleid mehr als je im Herzen lebendig wurde, hoffte auch auf eine Bescheerung unter dem Tannenbaum; er ging jetzt des Tages mehrmals hinaus auf die Haide und wer beschreibt sein Entzücken und seine Freude, als er nun endlich drei Tage vor Weihnachten sah, daß das Bäumchen wenigstens einen Schuh gewachsen war.

Jetzt verging fast keine Stunde des Tages, wo er nicht zu ihm hin eilte, um mit der größten Freude zuzusehen, wie fast sichtbar Zweige und Nadeln größer und größer wurden. So kam der heilige Weihnachtsabend heran und als es anfing dunkel zu werden, sagte der alte Jäger schmunzelnd zu seinem Pflegesohn: er möchte doch ein wenig hinaus in den Wald gehen, um sich nach diesem und jenem umzuschauen. Gustav, der wohl wußte, daß ihm der gute Förster, wie immer, auch dieses Jahr eine kleine Weihnachtsfreude machen würde, dachte lächelnd bei sich: Nun, so Gott der Herr will, werde auch ich Euch heute Abend eine Bescheerung zuführen, die Euch nicht mißfallen wird. Und das Herz voll Erwartung, voll Seligkeit und Liebe eilte er hinaus auf die Haide.

Der alte Förster ging jetzt mit seiner Schwester in das Gastzimmer, wo die großen geschnitzten Tische und Stühle standen und die Wände mit gewaltigen Hirschgeweihen verziert waren. Dort stand ein großer Tannenbaum, mit vielen Lichtchen besteckt, und oben an der Spitze hingen zwei große goldene Fahnen, die ganz geheimnißvoll rauschten. Unter dem Baume legte die Schwester des Försters einen schönen neuen Jagdanzug hin und ein prachtvolles, reich mit Silber eingelegtes Gewehr. Draußen heulte der Nordwind durch den Wald und die Zweige der Bäume, so wie die Waldbächlein rauschten und murmelten in seltsamen Weisen dazwischen. Da legte plötzlich der Förster seine Hand an das Ohr, denn es war ihm, als vernehme er in der Ferne das Rollen eines Wagens.

„Höre," sagte er zu seiner Schwester, „vernimmst

du nichts? Es ist mir doch gerade, als käme noch so spät ein Wagen den breiten Waldweg heraufgefahren."

Jetzt eilte die Schwester an's Fenster. Das Rollen und Rasseln kam immer näher und sie rief auf einmal verwundert aus: „Du hast Recht. Sieh, dort biegt eben ein Wagen aus dem Walde heraus und fährt gerade auf unser Haus zu. Jetzt hält er schon vor der Thüre. Was mag das seyn?" — —

Da wurde die Thür des Zimmers hastig geöffnet und Gustav trat herein und führte an der Hand eine wunderschöne Dame, die hatte ein weißes seidenes Kleid an, das war mit Spitzen besetzt, und auf dem Kopfe trug sie einen Myrthenkranz mit einem langen wallenden Schleier.

„Seht, Vater," rief der junge Jäger freudig aus, „das ist meine liebe Braut, die Ihr hoffentlich mit Freuden aufnehmen werdet."

Ach, die junge Dame war so schön und lieblich anzusehen; der alte Förster und seine Schwester nahmen sie bei der Hand und wußten gar nicht, wie ihnen geschah. Und als darauf die junge Dame zu ihnen sprach, daß es klang wie lauter Silberglöcklein: „Ja, wenn Ihr mich aufnehmen wollt, bleib' ich bei Euch als eine liebe Tochter!" da dachten sie vor Entzücken nicht mehr daran, wer sie wäre und wo sie herkäme, sondern sie weinten Freudenthränen und umarmten sie auf's Herzlichste.

Mitten in dieser Freude dachte Gustav an seinen Freund, den alten Holzschnitzer, und bedauerte, daß er die Stunde versäumt und sich nicht eingestellt habe. Da blickte er zufällig durch's Fenster und sah, wie plötzlich

im hellen Mondlicht über einem Hügel, dem Förſterhauſe gegenüber, ein Mann geſchritten kam, der trug einen großen Korb auf dem Rücken und begann dort oben auszupacken, als wolle er den Thieren im Walde eine Weihnachtsbeſcheerung bereiten. Mit Erſtaunen ſah der junge Jäger, daß er ein kleines, niedliches Schloß dort hinſtellte, deſſen zierliche Fenſter ſich plötzlich beleuchteten. Jetzt erhob ſich der Mann wieder und als er nun mit raſchen Schritten gegen das Förſterhaus kam, ſah Guſtav zu ſeiner großen Freude, daß es der Holzſchnitzer war. Doch wer beſchreibt ſein Erſtaunen und ſeine Ueberraſchung, als er bemerkte, daß, je weiter ſich ſein alter Freund von dem kleinen Schlößchen droben entfernte, dieſes immer größer und größer und endlich ein ſtattliches Gebäude wurde. Die Fenſter ſtrahlten von Tauſenden von Lichtern, die innen brannten, und vor dem Schloßthor entzündeten ſich große Pechfackeln und daneben ſtanden Soldaten mit Bärenmützen und das Gewehr im Arm. Jetzt öffnete der Holzſchnitzer die Thür und als er die ſchöne junge Dame erblickte, verbeugte er ſich tief und umarmte darauf den jungen Jäger, indem er ſagte: „Ich ſehe mit Freuden, daß du den böſen Zauber gelöst haſt, ich habe das Meinige gethan und das Elfenholz, das du mir gegeben, auf's Beſte benutzt.“ Dabei zeigte er durch das Fenſter nach dem ſchönen Schloſſe.

Der alte Förſter wußte vor Freude nicht, was er zu all dem ſagen ſollte, und als nun alle den Hügel hinan zu dem neuen prächtigen Schloſſe ſchritten, glaubte er, er träume einen ſüßen Traum. Hier war aber auch Alles ſo ſchön und vortrefflich hergerichtet, als es nur

in der Reſidenz des mächtigſten Königs ſeyn kann. Der junge Jäger glaubte in den Soldaten mit den Bärenmützen, die vor ihm und ſeiner Gemahlin das Gewehr präſentirten, lauter alte Bekannte zu erkennen, ja ſelbſt die Jäger, die droben am Schloßportal ſtanden und die Thüren aufriſſen, hatten alle bekannte Geſichter. Aber als ſie an die große Treppe kamen, um in die prachtvollen Gemächer zu ſteigen, mußte der junge Jäger, der jetzt Prinz Guſtav hieß, vor Freuden laut auflachen, denn hier ſtand der Regent Nußknacker, wie er leibte und lebte, und hatte zwei große ſilberne Leuchter in Händen. Er verbeugte ſich tief, indem er ſagte: er ſey der Hausbofmeiſter und halte ſich zu Gnaden empfohlen. Sein Anzug, den die Kinder im Hauſe des Kaufmanns ſehr verdorben hatten, war wieder, ſo weit es ſich thun ließ, hergeſtellt, doch fehlten Sporen und Säbel, und ſtatt des Hutes hatte er eine farbige Mütze auf, an der eine große Menge von Schellchen luſtig klingelten.

Jetzt ſtiegen alle die Treppen hinauf, droben wurde mit vieler Pracht die Vermählung gefeiert und danach wohnten ſie lange, lange Jahre zuſammen in Luſt und Freude, und leben vielleicht noch, wenn ſie nicht vaterdeſſen geſtorben ſind.

Der Pilgerzug nach Mekka.

Der

Pilgerzug nach Mekka.

Morgenländische Sagen und Erzählungen

von

F. W. Hackländer.

Stuttgart.

Verlag von Adolph Krabbe.

1847.

BIBLIOTECA
REGIA
18

Seiner Durchlaucht

dem Erb-Prinzen

Hugo zu Hohenlohe-Oehringen

dem Meister der Glocke

in freundschaftlicher Verehrung

der

Verfasser.

Euer Durchlaucht

haben mit gewohnter Güte und Liebenswürdigkeit erlauben wollen, daß ich Hochdenselben die vorliegende Sammlung meiner Mährchen aus dem Morgenlande als Ausdruck freundschaftlichster Verehrung und Anhänglichkeit widmen darf.

Wenn ich zu deren Ueberreichung den höchsten Festtag in Euer Durchlaucht Leben — den Vermählungstag — wähle, so liegt die Beziehung nahe genug: das Glück, das Ihnen, verehrter Prinz und Gönner, an diesem Tage aufblüht, ist ja an sich selbst ein schönes Mährchen.

Ich könnte freilich auch eine zweite, nicht minder passende Beziehung finden, die sich wiederum als Mährchen erzählen ließe: „Es war einmal eine Glocke; in dieser Glocke saß eine Menge verschiedenartiger Leute, klein und groß, bunt durch einander; und ein hoher freundlicher Meister von der Glocke hielt die Leute alle fest und innig beisammen, bis eines schönen Abends —“ Sie kennen doch die Sage vom Dornröslein? —

Aber hier bricht mein Mährchen in einem, dem Publikum unverständlichen Geflüster zusammen.

Und so ziehe ich es vor, lieber beide Beziehungen in einer Arabeske zu verschlingen:

Innigste Wünsche und Grüße, hochverehrter Prinz und Meister, im Sinne aller Freunde und Brüder aus der Glocke. Sie insgesammt finden ein liebliches Symbol darin: daß das heutige hohe Liebesfest ihres entfernten Meisters, außer durch ihre Glocken, durch die ersten schönsten Glocken des Frühlings — durch Schnee-Glöcklein — feierlich eingeläutet wird.

Meine Mährchen und mich der theuren Gunst Eurer Durchlaucht bestens empfehlend, habe ich die Ehre respectvollst zu verharren

Euer Durchlaucht

Stuttgart, 15. April 1847

treu gehorsamster

F. W. Hackländer.

Ueber Kairo, der alten Kalifenstadt, war die Sonne mit aller Gluth des südlichen Himmels aufgegangen, und glänzte prächtig auf den vergoldeten Spitzen der unzähligen Minarets und auf den bleibedeckten Kuppeln der Moscheen, heiligen Gräber und Karavanserein. Wenn auch der Himmel in jenen Ländern gewöhnlich wolkenlos und tiefblau über der Erde prangt, so war es doch, als schaue er heute mit verdoppelter Freundlichkeit auf die alte Stadt und freue sich über die zahlreichen Menschenmassen, welche die Plätze und Gassen Kairos mehr als gewöhnlich belebten. Wer heute dies außerordentliche Getreibe sah, und dazwischen das laute freudige Geschrei der Männer und Weiber hörte, den dumpfen Klang der Pauke und das Lärmen der langen schmalen Trommeln, die noch obendrein zur Verstärkung des Schalles mit rasselnden Ringen bedeckt sind, wer die freudigen Gesichter der Muselmänner gewahrte, mit denen sie sich gegenseitig ihr Begrüßungswort Maschallah! was so viel heißt, als: Gott ist groß! oder: Si w'Allah! — guter Gott! zuriefen, der konnte leicht auf den Gedanken kommen, daß etwas Außergewöhnliches sein mußte, was die stillen und maulfaulen Türken in solche Aufregung brachte. Und so war es auch. Man feierte heute ein Fest, das dem ächten Muselmann als eines der wichtigsten und heiligsten gilt — nämlich den Auszug der Pilgerkarawane nach Mekka. Die Muhamedaner, deren Religionsübungen, wie sie ihre Bibel, der Koran, vorschreibt, mit weit mehr Mühseligkeiten und Schwierigkeiten verbunden sind, als die unsrigen hier zu Lande, sind durch eine Bestimmung ihres Korans gezwungen, ohne Ausnahme einmal in ihrem Leben die Pilgerfahrt nach

Mecca zu machen, um dort am Grab ihres Propheten Mohamed eifrig um Vergebung ihrer Sünden zu beten und der Moschee daselbst, der heiligen Kaaba, ein Almosen zu opfern, in dem Grade wie es ihre Vermögensumstände erlauben. Obgleich die Entfernung von Kairo nach Mecca nicht viel größer ist, als von Wien nach Paris, wonach uns der Befehl zum Pilgerzug nicht so hart erscheinen würde, so ist die Sache doch ganz anders zu nehmen, denn von Chausseen, Eilwagen und Eisenbahnen ist jenseits des Meeres keine Rede, wohl aber von der traurigen und unendlichen Wüste, die mit ihrem wehenden lockeren Sand wenige Schritte vor den Thoren Kairos anfängt, und sich bis gen Mecca ohne Baum und Strauch, ja fast ohne Wasser ausdehnt. Dabei ist noch zu bemerken, daß, wenn nur den Reichen und Wohlhabenden die Pflicht auferlegt wäre, oder diese allein die Sehnsucht in sich fühlten, das Grab ihres Propheten zu besuchen, dieselben sich schnellerer Transportmittel bedienen, sich auf Reitkameele oder flüchtige Pferde setzen und auf diese Art Mecca in kürzerer Zeit erreichen könnten. Aber dieser Reichen und Wohlhabenden, welche den Pilgerzug mitmachen, sind nicht viele, besonders durch eine andere Bestimmung des Korans, welche dem, der es bezahlen kann, die Erlaubniß gibt, an seiner Stelle einen frommen Pilger auszurüsten und ihn auf seine Kosten den Zug mitmachen zu lassen; — was ihm der Prophet gerade so anrechnet, als habe er selbst den Zug mitgemacht und alles Elend und alle Mühseligkeiten selbst ertragen. Je kleiner demnach die Zahl der Gläubigen ist, die sich für die lange Reise gehörig mit Lebens- und Transportmitteln ausrüsten können, um so größer ist die Zahl des ärmeren Volkes, welches durch die Sehnsucht, das heilige Grab zu küssen, verblendet, mitzieht, ohne daran zu denken, daß die Reise gegen sechsunddreißig Tage lang durch die Wüste geht, wo während dieser langen Zeit jeder nur das hat, was er mitnimmt, wo selbst jeder der Vorsichtigen nur eben mit seinen Vorräthen auskommt und also auf keine andere Hülfe gegen das Verschmachten zu rechnen ist, als auf ein Wunder, das der Prophet thun könnte oder auf einen krummen Säbel der Raubbeduinen, die zuweilen die Karavanen überfallen.

Um diesen Ueberfällen der Beduinen so viel als möglich zu begegnen, schickt die ägyptische Regierung eine Anzahl gut bewaffneter Reiter mit, deren Befehlshaber zugleich der Anführer des ganzen Pilgerzugs ist, meistens ein vornehmer Türke, der auch während der

ganzen Dauer der Reise alle richterliche Gewalt übt, und deshalb Emir el Hadsch — Herr oder Fürst der Pilger, genannt wird. Das erste Geschäft dieses Emirs besteht nun darin, sich mit den gefürchtetsten Stämmen der Beduinen in Unterhandlung zu setzen, um sie für sich zu gewinnen und seinen Zug zu sichern. Da, wie schon gesagt, der Emir el Hadsch meistens ein vornehmer und auch reicher Muselmann ist, so bringt er oft aus seinem eigenen Vermögen große Opfer, um die ihm anvertraute Karavane vor allen Unfällen zu bewahren, denn wenn er sie ohne großen Verlust wieder glücklich nach Kairo zurückbringt, so ist er für die Dauer seines Lebens ein gemachter Mann und genießt Vorzüge, wie kein anderer Sterblicher im glückseligen türkischen Reiche. Diese bestehen hauptsächlich darin, daß er seinen Titel Emir fortbehält und daß, er mag beginnen, was er will, selbst der Großherr nicht sein Blut vergießen darf, weil der Koran ausdrücklich sagt: „Der Auserwählte unter den auserwählten Gläubigen, dem Gott und sein Prophet die große Gnade verlieh, tausende frommer Pilger unbeschädigt durch die Wüste zu führen, dessen Haupt soll keine menschliche Macht verletzen.“ Um sich aber die Stämme der umherziehenden Beduinen geneigt zu machen, sendet man an die bedeutenderen Abgeordnete, welche dem Schech jedes Stammes kostbare Geschenke bringen und so um seine Freundschaft werben.

Diese Geschenke bestehen gewöhnlich in einem reichen Zelt, in prächtigen Waffen und kostbaren Pferden. Nimmt der Beduine der Wüste diese Gaben, so hat er stillschweigend mit dem Emir el Hadsch einen Vertrag geschlossen und verpflichtet sich, die Pilgerkaravane nicht zu beunruhigen, ob er ihr aber bei vorkommenden Fällen seinen Schutz und seine Hülfe angedeihen läßt, bleibt ihm gänzlich überlassen.

Der Pilgerzug, von dem wir oben erzählten, daß sein Auszug die Stadt Kairo in Allarm versetzte, war unter der glorreichen Regierung des Kalifen Abdallah. Da in dieser Zeit das räuberische Volk der Beduinen zügelloser und frecher als je war und es selten einer Karavane gelang, mehr wie zwei Tagereisen von Kairo wegzukommen, ohne geplündert zu werden, so hatte die Wahl eines tapfern Emir el Hadsch, dessen Obhut er seine frommen Pilger anvertrauen konnte, dem Kalifen schon manche sorgenvolle Stunde gemacht. Wenn es auch an seinem Hofe der beherzten und einsichtsvollen Männer nicht wenige gab, so war es in diesem Augenblicke doch schwer, einen zu finden, der neben diesen Tugenden auch im Besitz eines großen Ver-

mögens war; denn wenn der Beherrscher der Gläubigen auch im Noth
fall sein Herzblut für seine Unterthanen vergossen hätte, so würde ihn
doch die unnöthige Ausgabe eines Piasters schwere Sorgen verursach
haben, weswegen er sich nicht gleich entschließen konnte, einem seine
tapferen Kriegsobersten die Führung seiner Karavane anzuvertrauen
für den man die Kosten des Zuges hätte bestreiten müssen. Nun wa
aber an seinem Hofe der Oberschatzmeister, Mahmud Achmet, ein Mann
wie ihn der Kalif zur Pilgerfahrt nur wünschen konnte. Mahmu
hatte tapfer gegen die Wechabiten gefochten, war ein Mann von vi
ler Erfahrung und als Schatzmeister ungeheuer reich. Er hatte eine
stattlichen Harem, einen herrlichen Palast am Ufer des Nils, mit d
Aussicht auf die Palmengärten und Pyramiden von Ghize und vie
Sclaven, welche fast prächtiger gekleidet waren als die des Kalife
Aus diesen Umständen Mahmuds kann man denn wohl leicht ersehe
daß er sich gerade nicht gedrungen fühlte, bei seinem behaglichen Le
um die Stelle eines Emir el Hadsch anzuhalten. Schon einige Ma
hatte der Kalif bei Spaziergängen mit seinem Oberschatzmeister so
Gespräch seinen Verdruß merken lassen, keinen passenden Emir find
zu können und dann leise darauf angespielt, wie trefflich dieser Pos
für ihn passen würde, und wie stattlich sich der Titel Emir vor d
Namen Mahmud Achmet ausnehmen würde. Solche Aeußerungen ha
nun der arme Schatzmeister mit einer entsetzlichen Angst angehört u
wenn er sich diesen Worten so mit allerhand Schmeichelreden zu e
ziehen wußte, so war ihm dabei zu Muth, als wäre er in den Ra
eines Löwen eingeschlossen und müsse so langsam die Fallthüre hin
sich aufheben, um mit der größten Behutsamkeit fast unmerklich
entweichen, damit der König der Thiere nicht ungeduldig aufspring
um ihn mit einem einzigen Schlage zu zermalmen; denn wenn
der Kalif Abdallah im Allgemeinen ein recht guter Herr war, so h
er doch keinen richtigen Begriff über den Werth des Lebens s
Unterthanen und mochte nicht einsehen, daß, etwas gehängt oder
spießt zu werden, selbst dem ärmsten Teufel nicht angenehm sei.

Hatte nun der Kalif mit seinem Schatzmeister eine solche Un
redung beendigt, wobei es Letzterem gelungen war, den gefährl
Posten und die Ehre eines Emir el Hadsch von sich abzuwälzen,
konnte Abdallah in eine so schlechte Laune gerathen, daß dem Sc
meister die Haare zu Berge gestanden wären, wenn sein Kopf
wie der jedes rechtgläubigen Muselmanns glatt geschoren gew

Wehe in ſolchen Augenblicken dem armen Sclaven, der dem Kalifen die Pfeife in den Mund zu ſtecken hatte und es nicht mit der gehörigen Sorgfalt that' oder einem Anderen, der die Polſter des Gartendivans nicht in mehr als bequeme Lage gebracht hatte. Sein Leben war in Gefahr und der Kalif hatte ſchon mehr als einmal ſeinen Damascener gezogen und dem Sclaven den Kopf vor die Füße gelegt, den blutigen Stahl aber hatte er ſeinem Schatzmeiſter Mahmud Achmet überreicht, um ihn abzuwiſchen und ihn dazu mit einem Blicke angeſehen, der deutlich ſagte: ſein Blut iſt für dich gefloſſen.

Solche Auftritte griffen den armen Schatzmeiſter nicht wenig an, er ſah den Augenblick herankommen, wo ihm der Kalif die Frage ſtellen würde, ob er Emir el Hadſch werden oder geköpft ſein wolle? Zwei Sachen, von denen er nicht wußte, welche die ſchrecklichere ſei. Mahmud Achmet war ſchon hoch in den Vierzigen, war wohl beleibt und hatte ſchon deshalb eine unüberwindliche Abneigung gegen den Zug durch die Wüſte, weil er ſich ſehr vor der Peſt fürchtete, welche Krankheit oft bei dem Elend des ärmeren Volks, das mitzog, auszubrechen pflegte. Er verſuchte es, dem Kalifen dieſen oder jenen tapferen Krieger vorzuſchlagen, wobei er deutlich die Abſicht durchſchimmern ließ, gern aus ſeinem Beutel die Koſten des Zugs bezahlen zu wollen; doch der Kalif, der es ſich einmal in den Kopf geſetzt zu haben ſchien, niemand anders, als ſeinem Schatzmeiſter die Ehre des Zugs zu gönnen, und der wahrſcheinlich durch deſſen Widerſtreben gereizt war, verwarf alle andern, worüber ſich Mahmud Achmet nicht wenig abgrämte. Ihn erfreute ſein Palaſt nicht mehr, nicht einmal die prächtige Marmorhalle deſſelben mit dem ſchönen Springbrunnen und ſeinem cryſtallenen Waſſer, ihm ſchmeckte keine Pfeife und ſelbſt wenn er den beſten Tabak durch ein hundert Schuh langes Rohr einſaugte, ſo behauptete er, es ſei bitter und ſcharf. Seine Mährchenerzähler, denen er ſonſt ganze Abende mit der größten Aufmerkſamkeit zulauſchte, konnten die intereſſanteſten Sachen bringen und er behauptete doch, ſie ſeien ſchaal und abgeſchmackt. Kurz, es konnte ihm Niemand etwas recht machen. Dabei magerte er zuſehends ab, ſo daß der Sclave, der ihm Morgens den Shawl umwand, traurig mit dem Kopf ſchüttelte, als er nach kurzer Zeit gewahr wurde, daß der Kaſchemir einmal mehr um den Leib reiche, als ſonſt.

Da ließ eines Tags der Kalif ſeinen Schatzmeiſter rufen. Abdallah lag in einer Myrthenlaube, auf rothſammtenen und goldgeſtickten Kiſſen

und rauchte aus einem ungeheuer langen Jasminrohr, wobei er finster in den Bart murmelte und dem eintretenden Schatzmeister so höhnisch lächelnde Blicke zuwarf, daß diesem ohne Weiteres schon der Angstschweiß auf der Stirne stand. Auch glaubte er hinter der Laube den Boschandschi Baschi, was auf Deutsch General der Gartenwachen heißt, ein Mann, der neben seinem freundlichen Titel ein sehr finsteres Amt zu verwalten hat; denn er besorgt das Geschäft, vornehme Verbrecher, die in der Stille bei Seite geschafft werden sollen, in einen ledernen Sack nähen und in den Nil versenken zu lassen.

Nachdem Mahmud Achmet in die Laube eingetreten war, legte er seine Hand an Stirne und Brust und beugte sein Antlitz dreimal fast bis zur Erde, worauf der Kalif einige lange Züge aus seiner Pfeife that und ihm befahl, sich niederzulassen. »Mahmud Achmet,« begann darauf der Beherrscher der Gläubigen, »Du weißt, daß ich sowohl Dir, wie allen meinen Unterthanen ein milder gerechter Herr bin.« Der Schatzmeister verbeugte sich, so gut er konnte. »Mahmud Achmet, Du weißt,« fuhr der Kalif fort, »daß ich Dich zu meinem Oberschatzmeister gemacht habe, ein Amt, in welchem Du Dir unermeßliche Reichthümer erwerben hast, ob auf eine redliche und dem Propheten wohlgefällige Weise, wird Dir Dein Gewissen sagen.« Bei diesen Worten entfärbte sich der Schatzmeister und schwor bei Gott und dem Propheten, er habe sein Amt mit der größten Rechtlichkeit verwaltet, wofür ihn Mahomet gesegnet. »Mahmud Achmet,« sprach der Kalif weiter, und zog finster seine Augenbrauen zusammen, »schwöre nicht falsch, denn ich der Kalif, habe in meiner hohen Weisheit beschlossen, die Behauptung aufzustellen, es seien keine Schätze von Dir auf feine rechtliche Art erworben, sondern als habest Du zuweilen aus meinem Schatzgewölbe mehr genommen, als der Unterhalt meines Hauses und meiner Krieger kostet. Willst Du meine Behauptung Lügen strafen, Mahmud Achmet?«

Der also Befragte sah da ein Bild des Jammers, denn die Behauptung des Kalifen war gerade so gut, wie ein ausgesprochenes Todesurtheil, und es sauste ihm schon vor den Ohren, als sinke er in den Fluthen des Nils unter, wobei er kläglich nach Athem schnappte.

»Siehst Du,« fuhr Abdallah fort. »Du wagst es nicht, mir zu antworten, und gestehst demnach ein, daß Du mich, Deinen Herrn betrogen. Weißt Du auch, Mahmud Achmet, was Dir dafür gebühret?«

„Ach, großmächtigster Herr und Kaiser," seufzte der Schatzmeister heraus, „wollte es Deiner hohen Weisheit doch nur gefallen, meine Vertheidigung anzuhören, doch —" hier hielt er mit dem Blick des größten Schreckens inne, als er sah, daß den Kalifen der Versuch, sich zu vertheidigen, noch zorniger gemacht. Der Beherrscher der Gläubigen zupfte nachdrücklich an seinem Bart, während er seinen kostbaren Pfeifenkopf aus rother Ziegelerde, reich mit Gold eingelegt, an einem kleinen Steine zu tausend Stücken zerschlug. Wie gesagt, der Schatzmeister hielt, noch Schlimmeres fürchtend, mit seiner Vertheidigung inne, ohne es zu wagen, den Kalifen anzusehen, der ihm zuerst einen fürchterlich strengen Blick zuwarf, aber nach und nach ein höhnisches Lachen annahm, ein Ausdruck, der sich alsdann über seine ganzen Züge verbreitete, während er folgendermaßen sprach:

„Mahmud Achmet, mein Oberschatzmeister, Du wirst jetzt einsehen, daß es meiner hohen Weisheit gelungen ist, Dir zu beweisen, daß Du ein frecher Dieb bist und noch dazu ein Dieb unter den erschwerendsten Umständen, denn Du hast Deinen Herrn und Kalifen bestohlen. Erzähle mir doch einmal, welche Strafe Deinem Unterbeamten Ismael zu Theil wurde, als er aus dem Schatzgewölbe jenen grünen Stein mitnahm, der nur den Werth von drei Piastern hat!"

„Allergroßmächtigster Herr und Kaiser!"

„Die Strafe, Mahmud Achmet! Dein Gedächtniß, das vorhin so stark war und Du mir erzählen wolltest, woher Du Deine Reichthümer hast, scheint Dich auf einmal verlassen zu haben. Wie wurde Ismael bestraft?"

Die Gedanken des armen Oberschatzmeisters hüpften im Gehirne auf und nieder, wie sterbende Fische im Wasser, um nach jener Strafe zu suchen; doch mußte der Kalif nochmals dringend fragen, ehe Mahmud Achmet tonlos die Worte hervorbringen konnte: „Ihm wurde die rechte Hand abgehauen, und dann wurde er gepfählt und mußte so elend sterben."

Nachdem Mahmud so sein eigenes Todesurtheil, wie er glaubte, gesprochen, sah ihn der Kalif eine Zeit lang an, strich darauf mit beiden Händen seinen Bart und sagte: „Mahmud Achmet, ich will Dir beweisen, welch gnädiger und barmherziger Herr ich sein kann. Du wirst für den Dir bewiesenen Diebstahl nicht bestraft werden, sondern ich befördere Dich sogar mit der hohen Ehre eines Emir el Hadsch. Führe meine Pilger wohl und schone Deine Gesundheit, da-

mit Du mir nach Deiner Zurückkunft lange Jahre ein getreuer Oberschatzmeister sein kannst. Als Mahmud Achmet vorhin schon im Geist einen ledernen Sack vor sich sah, in den er fürchtete genäht zu werden, nachdem ihm vorher die rechte Hand abgehauen, hatte er doch bei sich selbst gedacht: wie unendlich besser es gewesen wäre, wenn er freiwillig den Posten eines Emir el Hadsch angenommen. Es konnte ihm ja gelingen, die Karavane und sich selbst glücklich hin und her zu bringen. Und welche Ehre und welches Ansehen stand ihm dann für sein ganzes künftiges Leben bevor. Um so freudiger war er jetzt überrascht, als er merkte, daß ihm der Kalif nicht ans Leben wollte, sondern daß die ganze Verhaftgeschichte blos deshalb angestellt war, um ihm einen Schrecken einzujagen und ihn zu zwingen, die Ernennung zum Emir el Hadsch statt des Enthauptwerdens als eine große Gnade anzusehen. Er verbeugte sich deshalb, so tief er konnte, küßte den Saum des kaiserlichen Kaftans und zog sich auf einen Wink seines Gebieters zur Laube hinaus. Doch war er so erschöpft und von dem gräßlichen Verhör halb vernichtet, so daß er sich kaum auf dem Pferde erhalten konnte.

In seinem Palaste angekommen, nahm er ein stärkendes Bad und schloß sich in sein innerstes Gemach ein, nachdem er zuvor seinem vertrautesten Sclaven seine Ernennung zum Emir el Hadsch mitgetheilt.

Noch am selben Abend erschallten alle Gassen Kairos vom hunten Freudengeschrei des Volkes wieder, daß der Kalif in seiner hohen Weisheit und Gerechtigkeit den Pilgern einen Emir bestellt, und daß dieß Niemand anders sei, wie Mahmud Achmet, der Oberschatzmeister. Hier wurde der Erstere gepriesen und der Letztere gelobt. „Maschallah!“ sagten die alten Türken in ihren Kaffeehäusern. „Der Oberschatzmeister, das ist ein Mann! Seht Ihr' er hat Reichthümer und Ehren genug und bietet sich doch dem Kalifen an, ein so gefährliches Amt zu übernehmen.“ — „Ja, ja,“ sagten Andere, „ein wahrhaft hochherziger und großmüthiger Mann, der Oberschatzmeister!“ worauf die anderen Gäste des Cafés im Chor hinzusetzten: „Gott mag es ihm lohnen und der Prophet ihm gnädig sein!“

Wenige Tage nach diesen Vorfällen brach also der denkwürdige Morgen an, von dem wir zu Eingang dieser Blätter sprachen. Die Imams oder Gebetausrufer verkündigten von den Spitzen der Minarets, daß heute der große Tag erschienen sei, an welchem die Pilgerkaravane in feierlichem Aufzug durch die Stadt ziehe und sich alsdann

vor den Thoren lagere, um morgen mit dem Frühesten den Zug durch die Wüste zu beginnen. Da in diesem Jahre mehr Pilger von allen Enden des Reichs zusammen geströmt waren, da es ferner hieß, der Oberschatzmeister Mahmud Achmet habe eine weit größere Anzahl bewaffneter Reiter zur Begleitung mitgenommen, als sonst gewöhnlich der Fall war, und es haben sich durch sein glorreiches Beispiel gewogen, viele andere Bde diesem Zug angeschlossen, so waren durch diese Gerüchte der Tumult und der Jubel auf den Straßen größer als je, um den Zug vorbeikommen zu sehen. Das Volk stand Kopf an Kopf gedrängt, längs den Häusern und bildete eine einzige Linie von den mannigfaltigsten Schattirungen. Neben dem schwarzen Nubier stand der braune Abyssinier und neben dem bronzefarbigen Beduinen der Wüste, der den weißen Burnus keck um die Schulter geschlungen hatte, stand der wohlbeleibte Türke in seiner reichen Tracht mit einer hellen Gesichtsfarbe, die durch den schwarzen Bart noch mehr hervorgehoben wurde. Hinter den Fenstern lauschten die Weiber und Kinder in dichten Gruppen und stießen fortwährend ein lautes gellendes Geschrei aus, eine Art Jubelgeschrei, das die Lüfte zerriß. Die Kaffeehäuser waren weit geöffnet und einzelne Musikbanden in denselben bemühten sich, ein möglichst lautes Getöse zu machen. Jetzt wird das Gedränge und der Lärm auf den Gassen lebhafter, denn die Spitze des Pilgerzuges läßt sich sehen. Es sind schlechte, unregelmäßige Soldaten, mit Lanzen und Bogen bewaffnet, die sich mit diesen Waffen versehen haben, um auf dem Zug durch die Wüste einen kleinen Sold zu erhalten. Ihnen folgt ein Haufe des ärmeren Volkes, welches den langen Weg meistens zu Fuß machen muß, nur hie und da erblickt man einen kleinen Esel oder ein schlechtes Maulthier, das mit Wasserschläuchen oder Zwiebel und Reis beladen ist, oder ein halb verhungertes Kameel, auf dessen Rücken sich ein paar zerlumpte Kerle lagern, deren grüne Turbane anzeigen, daß sie sich zu den Nachkommen des Propheten rechnen und Herrn genannt werden. Hinter diesen Schaaren der armen Pilger kommt eine Menge Derwische, welche während des Gehens ihre Glieder wie in Verzückung drehen und wenden und dabei beständig die Worte „Allah“ und „Mahomed“ brüllen, was von dem Volke und den Weibern an den Fenstern beständig mit einem lauten Jauchzen begleitet wird. Diese Derwische sind von der fanatischsten Sekte und heißen die drehenden Derwische; denn ihre Hauptreligionsübung besteht darin, sich wie Kräusel mit unglaublicher Schnelligkeit

herum zu wirbeln, so lange bis ihnen der Schaum vor dem Munde steht und sie bewußtlos zur Erde fallen. Hier bei diesem Zuge hat sich ihr Fanatismus zu einer wahren Wuth gesteigert und sie begehen unglaubliche Dinge, um dem gaffenden Volk zu zeigen, in welch rasendes Entzücken sie der Gedanke an die Pilgerfahrt nach Mecca versetzt. Außer den wahnsinnigen Sprüngen, die sie machen, so daß ihnen der Schaum und Schweiß von dem Gesichte rinnt, wälzen sich einige auf der Erde vorwärts, andere lassen sich an Stricken nachschleifen und wieder andere fressen in ihrer tollen Wuth giftige Schlangen und anderes Ungeziefer.

Nach diesen Derwischen folgen große Schaaren von besser aussehenden Kameelen und Pferden, von denen einige mit prächtigem Reitzeug, die andern mit Packsätteln versehen sind, an welchen Wasserschläuche und Säcke mit allen möglichen Lebensmitteln hängen. Die Sättel aber sind gewöhnlich leer, denn die Eigenthümer dieser Kameele und Pferde machen gewöhnlich den Zug durch die Stadt nicht mit, sondern schließen sich erst morgen der Karavane an, wenn sie wirklich von Kairo aufbricht. Jetzt folgen in großen Schaaren andere Kameele, auf welchen Männer in guter und schlechter Kleidung sitzen, von denen viele mit Pauken, Kameltrommeln und Pfeifen versehen sind, womit sie einen fürchterlichen Lärmen machen, der verstärkt wird durch das begleitende Gebrüll des Volks auf den Gassen und das Gejauchze des Volkes an den Fenstern. Ihnen folgt eine Schaar besser aussehender Krieger, es sind Mameluken im Dienste des Kalifen und ihre meist rothen prächtig gestickten Gewänder, so wie der weiße Turban und die blitzenden Waffen stechen vortheilhaft unter den dunkeln, ärmlichen Anzügen des umherstehenden Volkes hervor. Diese Mameluken waren von jeher gefürchtete Kriegsleute und schauen trotzig umher. Sie umgeben einige sehr starke Kameele, die mit schweren Kisten beladen sind, in welchen sich theils Geschenke des Kalifen an die heilige Kaaba in Mecca befinden, theils Gelder, um von den Beduinenstämmen in der Wüste die nöthigen Lebensmittel für das mitziehende großherrliche Militair zu erhandeln.

Nachdem diese Mameluken vorbeigezogen sind, hört man das Volk auf den Gassen sich murmelnd von dem großen Reichthum Mahmud Ahmets, des diesjährigen Emir el Hadsch unterhalten, denn es erscheint eine unabsehbare Reihe von Kameelen und Maulthieren, so wie prächtig geschmückte Pferde, welche das Gepäck, die Lebensmittel

und die ganze Bagage des Emir el Hadsch tragen. Dieses wohlgefällige Murmeln des Volks verstärkt sich beim Vorrücken dieser Kamecle immer mehr und mehr und bricht endlich in ein lautes Jauchzen und Brüllen aus; denn ihnen folgt ein großes starkes Kameel, von zwei Männern geführt, dessen bepackter Sattel mit einer langen schwarzsammtenen Decke belegt ist. Unter ihr befindet sich nämlich ein prächtig gewebter, mit Gold gestickter Teppich, der von dem Kalifen der heiligen Kaaba zu Mecca verehrt wird. Alljährlich schickt der Beherrscher der Gläubigen einen solchen Teppich nach Mecca, der dort über das heilige Grab ausgebreitet wird, wogegen die Pilgerkaravane den vorjährigen wieder mit zurücknimmt, der durch lange Berührung mit dem Heiligthume geweiht, nun in einer der Moscheen Kairo's niedergelegt wird. Hinter diesem Kameel folgen bewaffnete Reiter, Pilger auf Kameelen und Pferden und Stellvertreter der verschiedenen Zünfte, so wie Derwische mit großen grünen Fahnen. Das Volk auf den Straßen, welches das Kameel mit dem heiligen Teppich staunend betrachtet, und mit großer Ehrfurcht begrüßt, bricht jetzt in einen lauteren Jubel aus und weicht nach allen Seiten zurück, denn es zeigt sich eine neue Schaar Mameluken und andere Reiter, worunter auch Beduinenchefs verschiedener befreundeter Stämme, deren Burnus sich durch Weiße und Feinheit des Stoffs von dem der anderen Beduinen unterscheidet. Auch ist ihr Haupt mit einem gelb und roth, Gold durchwirkten Tuche geschmückt und die Hälfte ihrer Pistolen, so wie die Griffe ihrer Säbel sind mit Silber beschlagen oder sogar mit Edelsteinen besetzt. Einige unter diesen Reitern führen am Sattel kleine Pauken, womit sie ein unausstehliches Getöse machen. Immer zahlreicher wird ihr Schaar und der Strom der Pilgerkaravane, der bis jetzt ziemlich einförmig und grau dahin floß, färbt sich immer bunter und glänzender und schon sieht man prachtvolle Reiherbüsche emporragen und gewahrt, wie sich die Strahlen der Sonne in reichen Goldstickereien und Brillanten wiederspiegeln. Die Pferde, von der edelsten Race, welche nun kommen, bäumen sich und tanzen unter ihren Reitern, welche stolz und mit zufriedenem Blick herab auf die Menge schauen, denn ihnen wird die Ehre zu Theil, unmittelbar die geheiligte Person des Emir el Hadsch umgeben zu dürfen. Es sind junge reiche Türken, die auf eigene Kosten den Zug mitmachen, und die das Gefolge des Emirs bilden.

Jetzt erhebt sich das Geschrei des Volkes lauter und einzelne

Stimmen rufen: »Heil Mahmud Achmet! Heil dem glorreichen Emir el Hadsch, welcher Reichthum, Ansehen, Macht hinter sich läßt, um dem Drang seines Herzens zu folgen und mit seiner großen Weisheit die Kinder des Propheten durch die Wüste zu führen!« Aus dem zuschauenden Volke bilden sich einzelne Gruppen, welche sich eifrig um die Tugenden Mahmud Achmets streiten. »Ja,« ruft ein wohlbeleibter Barbier, »das ist ein Mann, ich habe zuweilen die Ehre, seinem obersten Stallaufseher den Bart scheeren zu dürfen und bin deshalb im Stande, seine Tugenden an den Fingern herzuzählen. Noch nie hat er einen Sclaven eigenhändig gestraft und die höchste Strafe, die er je ertheilt, waren hundert Hiebe auf die Fußsohlen. Ein merkwürdig milder Herr.« — »Ja, ja, ein merkwürdig milder Herr,« pflichtete ein Pastetenbäcker dem Barbier bei, und ein zerlumpter Kameeltreiber mit einem braunen freigebigen Gesicht fuhr mit der Hand in seinen schmierigen Gürtel und holte eine Handvoll kleiner Münze hervor, die er dem Anderen mit den Worten zeigte: »Ja, ja, ein großmüthiger Herr! Der Prophet möge es ihm belohnen, eine ganze Stunde lang hat er heute Morgen solches Geld aus seinem Palaste unter das Volk werfen lassen.«

In diesem Augenblick aber lösten sich die Gruppen der Schreienden auseinander, denn der Mann, von dem sie mit so vielen Lobeserhebungen geschrieen, Mahmud Achmet, der Emir el Hadsch, zeigte sich jetzt in Person den Blicken des erstaunten Volkes. Er ritt einen prachtvollen Schimmelhengst und es war, als sei das Thier wohl der Ehre bewußt, die ihm zu Theil geworden; denn es warf den Kopf stolz in die Höhe, und wenn es sich seine emporhob, breitete es seine Hufen wie grüßend gegen das Volk aus und ließ sich dann gnädig wieder herab. In der That, das Thier sah wohlgemuther und freudiger aus, als sein Herr; denn wenn sich auch der gute Mahmud Achmet so viel wie möglich in die Brust warf, und sich bemühte, froh unter die Menge zu schauen, so entging doch einem aufmerksamen Beobachter nicht, daß der gewesene Oberschatzmeister etwas blaß aussah und daß er unwillkührlich wie erschrocken zusammenfuhr, wenn er eine Schaar jener armen Pilger erblickte, die jetzt schon halbverhungert aussahen. Alsdann senkte der Emir den Blick auf seinen stattlichen Bauch herab und dachte wahrscheinlich über die Unbeständigkeit alles Schönen im menschlichen Leben nach.

Als der Emir vorbei war, folgten ihm noch eine Unzahl Reiter

in prächtigen Costümen. Nach diesen kamen wieder Mameluken, Diener des Emir und wie vor dem Herrn der Zug allmählich immer glänzender geworden war, so nahm er hinter demselben auch eben so ab und verlor sich bald wieder in ein schmutziges, graues Gedränge. Doch für den ächten Muselmann war das Bedeutendste des Zuges noch zurück und wenn sich auch die Männer auf den Straßen an dem Aufzuge des Emirs mit seinen prächtigen Pferden und Waffen sehr ergötzt hatten, und sich als diese vorüber waren, an die Häuser lehnten und anfiengen zu plaudern, so wurde dagegen die Bewegung der Weiber an den Fenstern desto lebhafter und die halb vergitterten Laden öffneten sich mehr und mehr und ließen eine Unzahl verschleierter Köpfe, die aufmerksam die Straße hinabspähten und hie und da in lauten Jubel ausbrachen, sehen. Was so ihre Aufmerksamkeit rege machte und jetzt noch kommen mußte, war ein Kameel, das einen zeltartigen Baldachin trug, der Machmil heißt, und unter welchem sich prächtige Geschenke befanden, die der Kalif alljährlich der heiligen Kaaba verehrt. Diese Sitte des Machmil rührt davon her, daß in der alten Zeit eine der Favoritsultaninnen des regierenden Kalifen den Zug nach Mecca gewöhnlich mitmachte, ein Gebrauch, der aber diesen edlen Damen bald anfing lästig zu werden, weshalb sie auf ein Mittel dachten, um sich dieser Sitte zu entziehen. Hiezu gab es nun kein Besseres, als aufs Gerathewohl zu Haus zu bleiben, aber dagegen den Machmil mit kostbaren Geschenken, für die heilige Moschee in Mecca angefüllt, allein gehen zu lassen; — ein Verfahren, das denn auch der Ober-Iman zu Mecca in Betracht der reichen Spenden für vollgültig anerkannte.

Eine Rotte fanatischer Derwische, die theils zu Fuß gingen, theils auf mageren Kameelen ritten und in ihrem Glaubenseifer die entsetzlichsten Sachen begiengen, denn einige verdrehten ihre Glieder auf das Schauderhafteste, andere fraßen Schlangen, Scorpionen und dergleichen und noch andere stießen sich Messer, Degenklingen durch die Hände, Ohren und Lippen — zeigte sich nun den Blicken der Menge. In ihrer Mitte ritten zwei abenteuerliche Gestalten, welche von dem Volk mit einem unaussprechlichen Jubelgeschrei begrüßt wurden. Die Eine war der alte Schah el Gemil, was so viel heißt, als Oberster der Kameele und der den Zug nach Mecca Gott weiß zum wie vielten Male mitmachte, wodurch er in den Geruch großer Heiligkeit gekommen war, denn neben den Mühseligkeiten und dem Elend, was er

während des Zuges mit der ganzen Karavane erduldete, plagte ſich der edle Schech auf der ganzen Reiſe noch beſonders ab, indem er unaufhörlich ſowohl hin als zurück den Kopf auf eine unglaubliche Art im Kreiſe herumwirbelte, ſo, daß es ausſah, als hing ſein Haupt nur an einem Zwirnsfaden. Die zweite der erwähnten Geſtalten, welche beſonders von den Weibern mit vielem Jubel begrüßt wurde, war die alte Um el Ghutat oder auf deutſch Katzenmutter, die den Pilgerzug nach Mecca ebenfalls alljährlich mitmachte. Sie ritt eben ſo wie der Schech auf einem alten mageren Kameel, an welchem einige zwanzig Körbe hiengen, in denen ſich eine Unzahl Katzen und Kätzchen von allen Farben und Größen befand, wofür denn auch die gute Frau ihren Namen hat.

Hinter dieſen Derwiſchen kamen ein Paar Kameele und beſſer ausſehende Pferde, auf denen die höhere Geiſtlichkeit ritt, denen große grüne Fahnen nachgetragen wurden, geleitet von einer Muſikbande, die mit Becken, Pauken und Pfeifen einen ohrenzerreißenden Lärm machte. Jetzt aber erhob das Volk ein ſo fürchterliches Gebrülle und Schreien, daß die beſſeren Pferde im Zuge anfingen unruhig zu werden, und ſelbſt die ſanftmüthigen Kameele voll Unruhe um ſich blickten. Die Männer ſchrieen Allah und Arafaat — der Name eines heiligen Berges bei Mecca, auf welchem nach der Sage der Mahomedaner Abraham ſeinen Sohn Ismael habe opfern wollen — und die Weiber kreiſchten gellend dazwiſchen, denn jetzt erſchien das Kameel mit dem prächtigen Baldachin, dem Mahmil, unter welchem ſich die Geſchenke des Kalifen befanden.

Alles drängte ſich hinzu, um wenigſtens mit der Hand die Ecken des Baldachins, oder auch nur das Kameel zu berühren; es war eine unbeſchreibliche Verwirrung von Menſchen und Thieren. Wer nicht hindurchdringen konnte, löſte ſeinen Gürtel ab, und verſuchte mit einem Ende deſſelben über die Köpfe der Menge hinweg das Heiligthum zu erreichen. Die Weiber hinter den Fenſtern ließen ihre Schleier herab und in den oberen Stockwerken banden mehrere Shawls zuſammen, damit wenigſtens das Ende eines derſelben an dem Kameele ſtreifen konnte. Und dann zogen ſie dieſelben wieder in die Höhe und küßten die auf ſolche Art geweihte Stelle.

Nachdem das Kameel mit dem Mahmil vorbei war, folgte noch eine unzählige Menge Pilger aller Art. Doch war das Intereſſe, was die Zuſchauer an der Pilgerkaravane nahmen nun mit dem Mah-

mit vorbeigezogen und die langen Reihen der Leute, welche an den Häusern gedrückt standen, mischten sich jetzt unter der Zug, der aber an jeder Straßenecke abnahm; denn alle Zuschauer eilten nach Haus, um sich bei einer langen Pfeife und einem Glase Scherbet noch einmal alle Bilder der Karavane vor's Auge zu führen, um das Ganze geistig wiederzukäuen. Die Pilger selbst, besonders die der ärmeren Klasse, sowie die Lastthiere und Diener der Reicheren setzten ihren Weg durch die Gassen von Kairo fort und gelangten bald durch das Thor des Kalifen in die freie sandige Ebene vor den Mauern, wo sie sich ungefähr eine Stunde von der Stadt zum erstenmal lagern und dort auch noch den folgenden Tag bleiben, damit sich die Pilger aus den benachbarten Städten, die den Zug nach Mecca ebenfalls mitmachen wollen, hier alle versammeln können. Die vornehmen und reichen Muselmänner aber ziehen nur mit der Karavane durch einige Hauptstraßen zum Prunk und kehren darauf in ihre Häuser zurück, um den letzten Tag noch im Kreise ihrer Familien oder in stiller Beschaulichkeit zuzubringen. Bei der Hasanmoschee, die sich in Kairo in der Nähe des großen Bazars befindet, verließ auch der Emir el Hadsch den Zug und lenkte schweigend, von ein paar Sclaven begleitet, sein Roß durch leere Nebenstraßen, um, von dem Geschrei des Volks unbelästigt, in seinen Palast zu gelangen. Dort angekommen, stieg er vom Pferde und begab sich in die Halle, welche eine Aussicht auf den klaren Spiegel des Nils gewährte. Dies war ein Gemach, so schön und reizend, wie sich die Phantasie des Morgenländers nur die Wohnung im Paradies vorstellen kann, es war hier kühl wie in einem Keller, und im Hintergrunde stritt sich ein sanftes Halbdunkel mit dem Glanz des Tages. Dort war der Boden erhöht, ungefähr wie die Bühnen auf unsern Theatern, und diese Erhöhung war belegt mit den prächtigsten persischen Teppichen. An den Wänden lehnte sich ein breiter Divan mit schwellenden Kissen, die mit Sammtstoff überzogen und mit reicher Stickerei überdeckt waren. Die Wände dieses Gemachs bestanden aus schön geschnitztem und vergoldetem Holzwerk, das mit Crystallen und Spiegelglas eingelegt war. Vor dieser Erhöhung, ungefähr in der Mitte des ganzen Gemachs, erhob sich ein Marmorbecken, ungefähr in der Gestalt der crystallenen Tafelaufsätze bei uns, aus dessen oberem Theil ein klarer Wasserstrahl mehrere Fuß hoch in die Höhe sprang und der dann hinabstürzend und von Becken zu Becken tropfend, ein heimliches melodisches Gemurmel verursachte.

Mahmud Achmet, nachdem er sich seiner Pantoffeln entledigt, legte sich auf den Divan im Hintergrunde der Erhöhung der Bühne und ließ sich von einem Sclaven das lange Rohr mit der Wasserpfeife in den Mund stecken. Dann nahm er einen Schluck eiskalten Scherbets und stieß darauf einen tiefen Seufzer aus, denn sein Auge fiel auf die vordere Wand der Halle, die geöffnet war und nur aus feinen Spitzbogen bestand, an denen üppige Pflanzen emporrankten, und der Gmir el Hadsch sah die ganze Breite des herrlichen Nils, den er nun bald und vielleicht für immer verlassen sollte.

Es ist ein Glück, daß sich der Muselmann nicht viel mit Gedanken belästigt, denn sonst könnte man vielleicht von denen Mahmud Achmets sehr trübe und unangenehme Dinge erzählen. So aber starrte er gedankenlos vor sich hin, ließ die elfenbeinernen Kugeln des Rosenkranzes, den er an seinem Gürtel trug, ohne Aufhören durch die Finger gleiten — ein sinniges Spiel, das die Orientalen gern treiben und das sie außerordentlich amüsirt — wobei er mächtige Rauchwolken aus seinem Nargileh zog. Dies hatte ungefähr eine halbe Stunde gedauert, worauf er den Schlauch der Pfeife auf die Erde warf und dreimal in die Hände klatschte — ein Zeichen, das bei den Orientalen die Glocke für den Bedienten vertritt. Es dauerte auch keine Secunde, so erschien der Leibdiener Mahmuds, der Neger Hassan, indem er vorsichtig einen Vorhang in die Höhe hob, seinen dicken Kopf herausstreckte und nach seinem Gebieter schaute. „Hassan," sprach dieser, und der Geruf trat ganz hervor und kauerte sich zu den Füßen seines Herrn auf den Teppich. „Hassan," sprach Mahmud nochmals, „wir werden morgen Abend reisen."

„Deine Weisheit hat es so beschlossen, o Herr," entgegnete der Schwarze. — „Du wirst auch mit nach Mecca pilgern, Hassan," fuhr der Gmir fort und strich seinen langen Bart.

„Ja Herr," seufzte Hassan, drehte aber dabei den Kopf etwas auf die Seite und wer hätte sehen können, wie er seine ohnehin tückischen Augen boshaft verdrehte und dabei die weißen Zähne auf einander biß, der hätte wohl sehen können, daß der Diener eben so wenig wie der Herr, die Pilgerfahrt nach Mecca aus freiem Antrieb unternahm. Doch der Gmir war zu sehr mit sich selbst beschäftigt um etwas der Art merken zu können, und hatte auch keine Ahnung davon, daß ein Sclave vielleicht eine eigene Meinung haben könne, denn er fuhr gleichmüthig fort: „Du wirst aufs Beste dafür sorgen

Haſſan, daß mein großes Zelt eingepackt wird. Nimmſt auch keinen anderen Kaffee, als Mecca Nro. 1., und ſorge ferner für einen guten Vorrath friſchen Taback."

Nach dieſen Befehlen winkte Mahmud mit der Hand und der Sclave erhob ſich, um fortzugehen, wandte ſich aber an der Thüre nochmals um und ſagte: „Deine Tochter Zemire, o Herr, wünſcht vor Dein Angeſicht treten zu dürfen."

Dieſe Bitte gewährte der Emir durch ein Nicken mit dem Kopfe, worauf der Schwarze verſchwand. Wenige Zeit darauf wurde aber der Vorhang der Thüre auf's Neue aufgehoben und die Tochter Mahmud Achmets, Zemire, ſchlüpfte in das Gemach und ſchmiegte ſich neben den Vater auf den weichen Divan. Die junge Türkin trug den leichten reizenden Anzug, in welchem ſie außer Vater und Bruder bei Todesſtrafe kein Auge eines anderen männlichen Weſens ſehen darf. Daſſelbe beſtand in einem weißſeidenen Unterkleid, unter welchem bei ihrer nachläſſigen Lage auf dem Divan hellrothe Beinkleider, ebenfalls von Seide, mit Gold geſtickt, hervorſahen. Ihre kleinen Pantoffeln, von ſchwarzem Sammet mit Perlen und Gold geſtickt, hatte ſie auf den Boden geſchleudert, worauf ſie den Verſuch machte, ihre nackten kleinen Füßchen unter die Sammetpolſter des Divans zu verbergen. Bruſt und Arme bedeckte ein Hemd von blendend weißem Mouſſelin, über welches ſie ein ſchwarz ſammtenes Jäckchen trug, das oben unter dem Hals mit einer Brillantagraffe zuſammengehalten wurde. Obgleich die ganze Geſtalt des Mädchens wohl zierlich, aber nicht gerade klein war, ſo ſah ſie doch in dieſer Stellung auf dem Divan, an die große ſtattliche Figur des Vaters gedrückt, fein und ſchmächtig aus. Sie hatte mit der einen Hand tief in den Bart Mahmuds gefaßt, und ließ durch die andere den elfenbeinernen Roſenkranz gleiten, mit dem vorhin der Emir ſelbſt geſpielt. Die Züge des alten Herrn, die vorhin ziemlich mürriſch und verdrüßlich waren, klärten ſich beim Anblick Zemirens auf, denn ſie war ſeine Lieblingstochter, beſonders im jetzigen Augenblicke, wo das Herz des Emirs durch die Abreiſe ohnehin gerührt war, war er zärtlicher als ſonſt und nachdem er einen Kuß auf die friſchen Lippen des Mädchens gedrückt, fragte er ſo ſanft als möglich, was ſie denn eigentlich wolle? Zemire blickte mit ihren ſchwarzen Augen lächelnd in die Höhe und ſagte mit leiſer Stimme: „Vater, ich habe eine Bitte, eine Bitte, Vater, an den Emir el Hadſch." Bei dieſem Titel wurde der alte Herr etwas ernſter und

ſchüttelte zur Antwort mit dem Kopf, als wolle er böſe Gedanken die plötzlich in ihm aufſtiegen, dadurch vertreiben. „Ja, Vater,“ fuhr das Mädchen fort, „ich habe eine große Bitte an Dich, die Du mir nicht abſchlagen darfſt, nämlich“ — hier ſtockte ſie und ſah auf den Boden nieder, als wage ſie nicht ihre Bitte auszuſprechen — „nämlich —“ fuhr ſie dann ſchüchtern fort, „ich will Dich auf dem Pilgerzug nach Mecca begleiten.“ Dieſer letzte Satz kam freilich nicht fließend zwiſchen ihren Lippen hervor, wie wir ihn hinſchreiben, ſondern ſie ſtockte faſt zwiſchen jedem Wort, beſonders als ſie ſah, daß Mahmud Achmet ſeine Augenbrauen in die Höhe zog und ſie verwundert anſah. Doch kaum hatte ſie ihre Bitte hervorgeſtottert, als ſie mit den ſüßen Schmeicheltönen und einer ungemeinen Zungenfertigkeit ihre weiſen Gründe zu dem Verlangen angab. „Ja, Vater,“ ſagte ſie, und legte ihren Kopf in den Schoos des Emir, ſo daß ſie ihm von unten herauf in die Augen ſah, eine Stellung, der bei ähnlichen und anderen Bitten, wo nämlich die Bittende ein paar ſchöne Augen hat, nicht zu widerſtehen iſt, „ich bitte Dich herzlich, laß mich mit Dir ziehen, Du wäreſt ja ſonſt ſo allein, ganz allein, Du hätteſt Niemand, der Dir ſchöne Geſchichten erzählen kann, und der Dir in ſtillen Nächten, wo der Schlaf Deine Augen flieht, beruhigende Lieder ſänge. Denke Dir, Vater, Du könnteſt krank werden, und es wäre Niemand da, der Dich pflegte, wie ich es thun würde; und dann bin ich ja ſtark und kräftig: Du weißt, daß mir kein Pferd aus Deinem Stalle zu wild iſt und daß ich ſogar das Schaukeln auf dem Kamele aushalten kann.“

Mahmud Achmet hörte ſehr überraſcht der ſeltſamen Bitte ſeiner Tochter zu, und wenn ihm auch anfänglich die Erfüllung derſelben unmöglich ſchien, ſo war ihm doch der Gedanke, Jemand um ſich zu haben, der ihn mit Liebe begleitete, nicht unangenehm. Auch hatte das ſchlaue Mädchen zu ihrer Bitte zwei Gründe angegeben, die, wie ſie wußte, dem Vater wohl einleuchten würden, erſtens nämlich kannte ſie ſeine Leidenſchaft, gern der Erzählung eines Mährchens zuzulauſchen — und darin war ſie Meiſterin, ferner fürchtete ſich der alte Herr auch gewaltig vor Krankheit und bei einer Unpäßlichkeit, die ihn kürzlich befallen, hatte ihn Zemire ſo ſorgſam und gut gepflegt, daß er alles Ernſtes glaubte, er habe es nur ihr zu verdanken, daß er dem bitteren Tod entronnen ſei!

Trotz Allem dem aber hatte die Sache auch ſo viel gegen

daß der Emir sich anfänglich standhaft weigerte, das Verlangen seiner Tochter zu erfüllen. Doch ließ diese mit Bitten nicht nach; auch thaten ein paar Thränen ihre gehörige Wirkung und als sie endlich noch halb leise, wie gedankenvoll vor sich hin sprach: „Ach, Vater, ich könnte Dich vielleicht nie wiedersehen," so erweichte sich das ohnehin nicht harte Herz des Emirs und er gab seiner Tochter die Erlaubniß, ihn begleiten zu dürfen.

Am anderen Morgen nach diesem denkwürdigen Tage waren die Straßen Kairos noch immer nicht in ihre alte Ruhe zurückgekehrt; sie glichen vielmehr einer eroberten Stadt, welche die Einwohner mit ihren besten Habseligkeiten verlassen. Da sah man ganze Züge Kameele, eines hinter das andere gebunden, langsam durch die Straßen ziehen und alle waren bepackt mit Säcken, Körben und Kisten. Auch wogte das Volk noch immer unruhig hin und her, denn tausende begaben sich heute vor die Thore der Stadt in das Lager der Pilger, um dem Gewimmel und dem Tumulte dort zuzusehen, oder einen alten Bekannten wieder zu finden, oder auch um irgend ein Geschäft abzumachen. In den Bazars und vor den großen Karavanserein war ein besonderes Leben, denn am heutigen Tage schlossen sich die Kaufleute Kairos, die ebenfalls nach Mecca wollten, mit ihren Waaren, dem Zuge an. Man muß nämlich wissen, daß neben den tausend und tausend Menschen, welche die Andacht zum Grabe des Propheten treibt, auch eine große Anzahl durch die Aussicht auf Gewinn dazu vermocht wird, sich den Mühseligkeiten dieser Reise zu unterwerfen, woher denn ganze Schaaren von Kameelen, mit Erzeugnissen des Abendlandes beladen, durch die Wüste nach Mecca geführt werden, von wo sie im glücklichen Falle später mit den kostbaren Sachen, welche Arabien und Persien hervorbringt, beladen, zurückkehren und ihren Herren einen unermeßlichen Gewinn eintragen.

Ein gleiches Leben wie auf den Straßen herrschte auch in den Höfen und Häusern der reichen Muselmänner, die sich zum Abzug auf morgen früh rüsteten. Vor Allem waren im Palaste des Emir el Hadsch hunderte von Händen bereit, um Gezelte, Lebensmittel und Pferde für Mahmud Achmet und seine Tochter Zemire zuzurüsten.

Zwischen dem Getümmel hindurch, das hier verursacht wurde, hörte man das freudige Jauchzen und Lachen der kupferfarbigen Araber, die den Emir begleiten durften und die sich darauf freuten, wieder einmal in ihren heimathlichen Sand zu kommen, doch wurden noch

andere Töne, als die der Freude gehört, und einige Dienerinnen Zemirens, denen die Trennung von Kairo sehr schwer fiel, ließen manche Thräne auf die kostbaren Gewänder fallen, die sie für ihre Gebieterin einpacken mußten. Zu denen aber, die am allermißmuthigsten waren, gehörte auch Hassan, der Leibdiener des Emirs, der auch zugleich die Stelle eines Haushofmeisters versah. Er hatte gehofft, sein Herr würde ihn zurücklassen und ihm Gelegenheit geben, in Kairo nach seinem Gutdünken schalten zu können. Doch wissen wir, daß ihm Mahmud Achmet gestern die gnädige Erlaubniß ertheilte, ihn begleiten zu dürfen, worüber der Schwarze, da er sonst seine Wuth nicht äußern konnte, die Augen rollte und die Zähne auf einander biß. Eben so machte er's nun den ganzen heutigen Tag, und wenn er auch in Gegenwart seines Herrn kriechend und schmeichelnd war und mit der größten Inbrunst für die gewiesene Gnade dankte, so verwünschte er doch in seinem Herzen die Fahrt zu allen Teufeln und ließ gegen Jeden seine Wuth aus, der unter ihm stand.

Anfänglich hatte es ihn getröstet, daß er auf der Reise wenigstens den Emir ganz allein unter seinen Händen haben würde, woraus er vielerlei Vortheile zu ziehen gedachte. Doch auch diese Hoffnung wurde ihm durch Zemire vereitelt, denn er kannte wohl die Klugheit derselben und wußte, daß sie ihm bei seinen schlechten Streichen im Wege stehen würde. So war denn Hassan voll Zorn und Ingrimm bei dem Belasten der Kameele zugegen und gab auf dieses Geschäft nur darum so genau Achtung, um jeden Uebertreter mit dem langen Stock, den er in Händen trug, sogleich züchtigen zu können. Während alle Diener und Sclaven bei dieser Arbeit auf das Emsigste beschäftigt waren, stand an dem Hofthor ein junger Mann in der Tracht der Kameeltreiber, nur daß die Stoffe seines Anzugs feiner und zierlicher waren. Er trug das blaue Unterkleid, darüber einen weiß und roth gestreiften Burnus und sein Turban war, statt von grauer und schmutzig rother Farbe, wie ihn diese Leute gewöhnlich zu tragen pflegen, blendend weiß und bestand aus feinem Mousselin, der malerisch um den Kopf geschlungen war. Er hatte eine Hand in den Gürtel gesteckt, an dem aber kein Säbel hing und eben so wenig blickte unter dem Burnus der Griff eines Yatakans oder der Hals einer Pistole hervor. Sein Gesicht war edel geformt und wenn es nicht dunkler gefärbt gewesen wäre, als das der Türken, so hätte man ihn für einen jungen reichen Muselmann halten können, der sich ein besonderes Vergnügen

daraus macht, den Kameeltreiber zu spielen, ohne an dem schwierigen Geschäft dieser Leute, die Thiere zu beladen, Theil zu nehmen. Er lehnte den Kopf nachlässig an den Thürpfosten und wer ihn so dastehen sah und aufmerksam betrachtete, konnte wohl bemerken, daß er seine schwarzen glänzenden Augen von Zeit zu Zeit, wie ein paar Blitze, zu den vergitterten Fenstern des Hofraumes erhob, und sie forschend betrachtete, als suche er dort etwas. Doch verrieth keine Miene seines Gesichts, ob seine Blicke das wirklich gefunden, was sie suchten, vielmehr sah er gleich darauf wieder ganz gleichgültig und theilnahmlos auf die Arbeiten im Hofe. Hassan, der mit seinem langen Stock auf der Thürschwelle thronte, hatte sich schon seit einiger Zeit darüber geärgert, daß jener junge Mann müßig da stand und nicht die Arbeit mit seinen Kameraden theilte. Auch hatte er ihm zuweilen einen Wink gegeben, näher zu kommen, den aber der Kameeltreiber nicht zu beachten schien.

Hassan, dessen Zorn und Mißmuth über den Rücken der armen Sclaven hinweg wie ein mächtiger Strom unaufhaltsam fortbrauste, sah in dem jungen Müßiggänger am Thore einen gewaltigen Stein des Anstoßes, an dem sich die Wellen seines Unmuthes brachen und schäumend in die Höhe stiegen. Doch war etwas in dem Blick und der ganzen Haltung dieses Mannes, was den Schwarzen einschüchterte und ihm den Muth benahm, sich geradezu mit bösen Worten oder noch handgreiflicher gegen ihn zu wenden, wie er sonst wohl gethan haben würde. Um aber doch einen Vorwand zu finden, mit ihm anbinden zu können, verließ der Hausbofmeister die Thürschwelle und schlenderte im Hof umher, wobei er mit dem Stock, wie von ungefähr, immer auf die Erde stieß. So kam er auch an das Thor, wo der Kameeltreiber stand und stieß ihn absichtlich an. Bei dieser Berührung richtete sich der junge Mann in die Höhe und warf dem Schwarzen einen seltsamen Blick zu, den dieser mit den Worten erwiderte: „Was stehst Du auch so müßig hier am Thor und versperrst unbeschäftigt den Leuten den Ausgang.“ Wenn auch Hassan diesen Satz mit sehr trotzigen Worten anfing, so lag doch etwas so Zurückschreckendes in den blitzenden Augen des jungen Kameeltreibers, so daß jener das Ende seiner polternden Rede ungefähr so aussprach, als wollte er den Anfang damit entschuldigen. Da ihn aber der Andere keiner Antwort würdigte, sondern sich wieder ruhig an das Thor hinlehnte, so stieg dem Hausbofmeister der Muth, besonders als er sah, daß die andern Kameel-

treiber aufmerksam wurden und als er die beträchtliche Anzahl kräftiger Sclaven überdachte, die ihm auf seinen Wink gleich zu Hülfe kommen mußten. Er faßte deshalb einen Zwiel von dem Mantel des jungen Mannes, und indem er daran zog, fuhr er ihn mit den Worten an: „He, Du junger Faullenzer, rühr' Deine Arme und hilf dort die Ballen aufladen!“ Bei dieser Anrede sprang der Kameeltreiber dicht vor Hassan hin, machte mit der Faust eine drohende Bewegung, als wolle er ihn zusammenschlagen: doch schien er sich eines Bessern zu besinnen und schob ihn mit dem Fuße von sich, worauf er die Worte murmelte: „Weg, elender Sclave!“ Dies war in der That zu viel für den Leibneger Hassan, den Hausbofmeister Mahmud Achmets, des diesjährigen Emir el Hadsch. Er biß die Lippen auf einander und hob seinen Stock empor, um den Kameeltreiber damit zu schlagen. Doch dieser hatte nicht sobald eine solche Bewegung gesehen, als er mit der Hand in den Gürtel fuhr, den linken Arm abwehrend vor sich streckte, und eine Stellung annahm, wie sie wohl am geschicktesten ist, um einen mit einem kräftigen Dolchstoß gerade in die Mitte des Herzens zu treffen. Wer weiß auch, zu welchem Ende diese Scene noch geführt, wenn nicht in diesem entscheidenden Augenblicke sich oben ein Fenster geöffnet und eine laute Stimme „Hassan! Hassan!“ gerufen hätte. Beim Ton dieser Stimme, die der Hausbofmeister augenblicklich für diejenige seiner jungen Herrin Zemire erkannte, senkte er mit einer Schnelligkeit seinen Stock, die wohl anzeigte, wie erwünscht es dem Schwarzen war, im Geschäft des Zuschlagens gestört zu werden. Aber der Fremde hatte auch nicht sobald jene Worte gehört, als er wie der Blitz seine Blicke empor warf, die rechte Hand aus dem Gürtel zog und sie ehrerbietig an Brust und Stirn legend sich tief verneigte. Nur eine Secunde lang flatterte der goldgestickte Schleier Zemirens am Fenster, worauf sich dieses wieder schloß. Der junge Kameeltreiber warf dem Schwarzen einen finstern bedeutsamen Blick zu, schlug den Burnus über seine Schulter und verließ stillschweigend den Palast des Emirs.

Hassan, der sich, dem Rufe seiner Herrin gehorsam, alsbald zu derselben verfügte, war nicht wenig verwundert, als ihm nur ein unbedeutender Auftrag ertheilt wurde, der durchaus keine Eile hatte, und weshalb es gerade nicht nöthig gewesen wäre, wie er meinte, ihn von dem wichtigen Geschäft des Zuschauens im Hofe abzurufen. Er verfügte sich auch alsbald wieder hinab, war aber über das eben Ge-

schehene und Gehörte so in Gedanken vertieft, daß er sogar die höhnischen Blicke und das Lachen der Sclaven übersah, die aus dem Streit mit dem jungen Kameeltreiber den Schluß zogen, daß der Muth des Herrn Hausbofmeisters nicht weit her sei. Im Uebrigen aber hatte auch keiner der auf dem Hofe Beschäftigten jenen Fremden gekannt, worauf Hassan, als er sich später bei jedem Einzelnen nach der Reihe erkundigt und gefunden, daß der junge Mann von keinem gekannt sei, also auch keinen Freund unter den Anwesenden haben konnte, den fürchterlichsten Schwur ablegte, diesen ungläubigen Hund bei der nächsten Veranlassung zu Staub zu zerreiben.

Mittlerweile dies in seinem Hause vorging, nahte sich der Emir el Hadsch mit leisen Schritten jener verhängnißvollen Gartenlaube, wohin ihn auch heute wieder der Kalif zur Abschiedsaudienz beschieden hatte. Der Beherrscher der Gläubigen sah gut gelaunt aus und beschäftigte sich gerade damit, das Rohr seiner Wasserpfeife um einen jungen Orangenbaum zu winden. Mahmud Achmet nahte sich mit den üblichen Verbeugungen und brachte dem gerechten und milden Herrscher seinen Dank dar für die große Gnade, die er ihm dadurch erwiesen, daß er ihn zum Emir el Hadsch ernannt, worauf ein seltsames Lächeln über die Züge des Kalifen schwebte, und er huldvoll erwiderte: „Mahmud Achmet, ich hoffe, daß Dir die Reise wohl bekommen wird, besonders dem Blute Deines wohlgenährten Körpers, so wie dem Geld in Deinen schweren Säcken. Beides wird schnell in Umlauf kommen und Deiner Gesundheit sehr zuträglich sein. Bete für mich am Grabe des Propheten und flehe zu Gott, er möge mir noch eine Reihe von Jahren schenken, damit ich Dir noch lange ein gnädiger und gerechter Herr sein kann, wie bisher.“ Darauf klatschte der Kalif in die Hände und ein Schwarzer brachte auf einem Sammtkissen einen prächtigen Säbel, den Abdallah seinem Emir umhing, wobei er die Hoffnung aussprach, daß er ihn vorkommenden Falles zum Schutz der ihm anvertrauten Karavane tapfer schwingen werde. Mahmud beugte sich tief, indem er das kaiserliche Geschenk annahm, drückte den Saum des großherrlichen Mantels an seine Stirn und verließ die Laube. Vor dem Garten bestieg er sein Pferd, und ritt nach seinem Hause zurück, wo er sich in sein innerstes Gemach begab. Hier befand er sich nicht so bald ganz allein, und war nicht so bald sicher, daß ihn kein menschliches Auge sehen könne, als er mit den Worten: Sekter Bessewenz! welches mit der größten Bescheidenheit übersetzt, so viel heißt, als:

Geh zum Teufel' den Ehrenjäbel in eine Ecke des Gemachs warf und ihn von da mit einem gelinden Fußtritt in eine andere Ecke beförderte, wo er liegen blieb. Aber wenn der Emir auch hierdurch seinen Unmuth, die Reise antreten zu müssen, sattsam kund gab, so war er doch nicht im Stande, das Rad der Zeit aufzuhalten, oder sogar die Tage einen Rücklauf beginnen zu lassen. Stunde um Stunde verstrich; der Abend dämmerte heran, Mahmud Achmet mußte zu dem unangenehmen Geschäft schreiten, sein Haus zu bestellen, was ihn in höchst verdrießliche Laune versetzte: denn diese letzten Vorbereitungen zu seiner Abreise hatten eine fatale Aehnlichkeit mit denen, welche man macht, wenn sich der Tod meldet.

Der Emir übergab sein Haus und sein Vermögen seinem älteren und einzigen Bruder, welcher Kadi oder Oberrichter der Stadt Kairo war. Nach Beendung dieser Sache verbrachte er noch einige Stunden in seiner geliebten Halle, die wir früher beschrieben und legte sich dann noch einmal in der Stadt seiner Väter zur Ruhe. Es war eine schöne klare Nacht und der breite Nil, dessen gelbliches Wasser am Tage in den Strahlen der Sonne glänzend wie Gold zwischen seinen saftig grünen Ufern dahin floß, glich jetzt bei dem Glanz des Mondes einem silbernen Spiegel oder einem breiten Stahlband, das mit schwarzen Verzierungen eingefaßt ist; denn schwärzlich erschien jetzt die grüne Farbe der Reisfelder und das noch dunklere Grün der zahllosen Palmbäume, die an den Ufern standen und sich mit ihrer Krone über den Wasserspiegel beugten, aus reiner Eitelkeit, um ihre zierlichen Blätter zu schauen.

Es giebt wohl keinen Fluß in der Welt, der wie der Nil bei seiner großen Breite so ruhig und still, fast ohne Wellenschlag dahin fließt. Er ist wie gemacht zu den leidenschaftlichen Träumen der Orientalen, weshalb sie es auch so sehr lieben, ein Landhaus oder dergleichen an seinen Ufern zu besitzen, um bequem und mit Muße dem ruhig fließenden Wasser mit Blicken und Gedanken folgen zu können. Langsam fahren auf der Mitte des Stroms die großen platten Barken ab und auf, erstere von den Fluthen selbst geführt, deren Kraft vielleicht durch wenige Ruderer nachgeholfen wird, die andern durch Hülfe der weißen dreieckigen Segel, deren beträchtliche Größe in keinem Verhältniß zu den Barken selbst steht, sowie durch viele Ruderer, die, sich immer ablösend, in beständiger Arbeit bleiben. Doch jetzt ist es Nacht, und die Barken, die abwärts fahren, sind gänzlich dem Strom über-

lassen, indem Alles auf ihnen schläft mit Ausnahme des Steuermannes, der hinten am Ruder auf den untergeschlagenen Beinen sitzt und aus der langen Pfeife dichte Rauchwolken emporwirbelt. Die großen Segel der aufwärts fahrenden Schiffe sind herabgelassen und das Fahrzeug selbst liegt, wenn der Wind nicht sehr günstig ist, unbeweglich zwischen dem Schilf des Ufers. Die Ruderer sind an's Land gegangen, haben ihr Oberkleid über den Kopf gezogen und schlafen in langen Reihen, um sich zu der morgenden harten Arbeit wieder zu stärken. In solchen Stunden herrscht an den Ufern des Nils eine feierliche Stille, und ein scharfes Ohr könnte den Sand rauschen hören, den ein leichter Windstoß in der benachbarten Wüste aufwirbelt, wenn an den Ufern des Flusses in den verschiedenen Landhäusern und Palästen nicht die große Menge von Springbrunnen wäre, deren Plätschern wie das Picken unserer Uhren bei Nacht selbst in der Ferne hörbar ist.

So ruhig war also auch die Nacht vor der Abreise der Pilgerkaravane an den Ufern des Nils und eine Todtenstille lag über dem Palaste des Emir el Hadsch. In dem Hofe desselben, der an die Straße stieß, lagen die Kameele, die erst morgen früh mit den nöthigsten Sachen beladen wurden. Sie lagen auf ihren Knieen um ein großes Tuch voll Futter und sahen sich wiederkäuend mit den großen klaren Augen an. Die Treiber ruhten zwischen ihnen und schliefen mit dem Kopf auf den Knieen der Thiere. In den Zimmern des Hauses selbst ruhten die ermüdeten Sclaven von ihrer Arbeit und träumten von den Mühseligkeiten oder auch vielleicht von den Freuden der bevorstehenden Reise.

Selbst Hassan, der Haushofmeister, war endlich eingeschlafen, nachdem er sich eine Stunde lang auf seinem Lager umhergewälzt und überlegt hatte, wie beträchtlich er sein Vermögen hätte vermehren können, wenn er, statt die Pilgerfahrt nach Mecca mitzumachen, hätte zu Hause bleiben können, um als ein getreuer Diener den Palast seines Herrn zu verwalten. Da wurde plötzlich an der Treppe, die zur großen Halle auf den Nil führte, ein Geräusch hörbar, als streife ein Nachen, von einem kräftigen Ruder geführt, hart an die Steine der Terrasse, und so war es auch. Eines jener leichten, zierlich geschnitzten Boote, deren sich vornehme Türken zu bedienen pflegen, um über den Nil zu setzen, legte sich an den Palast des Emirs, und derselbe junge Mann sprang heraus, der heute Morgen im Hofe jenen Streit

mit Hassan gehabt hatte. Er war wieder in die Tracht der Kameeltreiber gekleidet, nur blitzte jetzt zwischen den Falten des Burnus der Griff eines Säbels hervor. Nachdem er sorgfältig an den Fenstern hinausgespäht und über den Fluß hingehorcht hatte, befestigte er seinen Nachen an den riesigen Blättern einer Aloe und schlüpfte behende in die Halle, in deren Hintergrund er unter dem Vorhang verschwand, hinter welchem gestern Hassan hervortrat, die Befehle seines Herrn zu vernehmen. Von dort ging er leise durch einen langen Gang, an welchen die Zimmer der Sclaven stießen, in den Hof, wo die Kameele um ihr Futter lagen. Dort stand er einen Augenblick unschlüssig, wohin er sich wenden solle, und spähte scharf umher. Nach einigen Augenblicken schritt er hastig quer über den Hof, wo abgesondert von den Andern ein einzelner Mann mit dem Kopf auf einem Sacke lag und fest schlief. Der junge Kameeltreiber beugte sich über ihn hin, und während er ihn leicht rüttelte, flüsterte er ihm einige Worte zu. Der Schlafende erwachte, und nachdem er einige Augenblicke überrascht in die Höhe gesehen, schien er den Andern zu erkennen und nickte mit dem Kopfe.

„Bei dem Propheten!" sprach dieser heftig, aber mit gedämpfter Stimme, „warum kamst Du heut Abend nicht?"

„Ach Herr," entgegnete der Sclave, „es war mir unmöglich. Ohne Aufsehen zu erregen, konnte ich mich nicht entfernen, bis alle Arbeit gethan war, und dann schloß Hassan das Thor ab und ließ Niemand heraus und herein."

„Daß er verdammt sei!" entgegnete der Andere. „Was weißt Du denn?"

„Nun," antwortete der Sclave flüsternd, „Alles, was Ihr wünscht, o Herr! Morgen früh besteigt der Emir el Hadschi sein Roß und dort in der Ecke werdet Ihr zwei starke Kameele sehen, die dazu bestimmt sind, abwechselnd einen prachtvollen Baldachin zu tragen."
„So, so," sprach hastig der junge Mann, „für Zemire?" worauf der Sclave zur Antwort mit dem Kopf nickte, dann aber plötzlich mit der Hand ein Zeichen machte, als bäte er, still zu schweigen, um nicht von den andern Kameeltreibern im Hof gehört zu werden, — eine Vorsicht, die nicht unnöthig war, denn der junge Mann sah aus der dunkeln Ecke, in welcher er sich befand, deutlich, wie einer der Männer bei den Kameelen den Kopf erhob und um sich schaute. Als er aber nichts zu bemerken schien, legte er sich wieder hin und nachdem

der junge Mann dem Andern noch einige Worte zugeflüstert, glitt er rasch durch den Hof, schlüpfte durch den dunkeln Gang in die Halle und sprang in seinen Nachen, den er alsdann mit kräftiger Hand, aber leise, dicht am Ufer den Strom hinabtrieb, und erst eine gute Strecke unterhalb des Palastes in die Mitte des Flusses hineinfuhr, um die andere Seite zu gewinnen, wo er dann eilig hinaufruderte und oben an einem der Landungsplätze seinen Nachen befestigte.

Einen merkwürdigen Unterschied boten in dieser Nacht die beiden Enden der Stadt dar, die Wasserseite mit dem ruhig dahinfließenden Strom, in tiefe Nacht und Stille gehüllt, wie wir es eben zu beschreiben versucht; die andere Seite der Stadt dagegen in der Richtung des Kalifenthors war trotz der Nacht wegen der morgenden Abreise der Pilger ungemein belebt. Dort waren alle Bazars erleuchtet und die Wasser-, Citronen- und Brodverkäufer auf den Straßen machten mit ihren Gefäßen einen Lärm, als wie am Tage. Durch das Kalifenthor wogte eine Menge Volks aus und ein, Neugierige, um das Lager der Pilger zum letzten Mal zu sehen, sowie auch Geschäftsleute mit langen Reihen Kameelen, die schwer bepackt waren. Wenn man auch vor den Thoren der Stadt keinen Weg zu dem Lager der Pilger gewußt hätte, so würde man in der heutigen Nacht doch nicht fehl gegangen sein; denn der Widerschein der Tausende von Lampen und Lichtern, welche in und vor den Zelten brannten, sowie der verworrene Schall von menschlichen Stimmen, welche Loblieder auf den Propheten brüllten, vermischt mit dem Rasseln der Trommeln, dem gellenden Tone der Pfeifen und den Tönen der zweisaitigen Violinen, gab sowohl dem Ohr wie dem Auge deutlich die Richtung an, wo das Lager der Pilger zu finden sei. Es lag in einem kleinen Thale, ungefähr eine Stunde von der Stadt, und die niedrigen Hügel, die es umgaben, waren bedeckt mit wilden Aloen, Palmen und Sikomoren, deren Blätter von dem Scheine der Feuer drunten geröthet, phantastisch in seltsamen Gruppen auf das wilde Treiben der Pilger sahen. Theils lagen diese in ihren Zelten und stärkten sich durch einen unruhigen Schlaf für die Beschwerden der Reise, theils aber saßen und standen sie in Gruppen zusammen, tranken Scherbeth und Raki, Dattelbranntwein, und lauschten den Vorträgen der Mährchenerzähler, die heute Nacht beschäftigt waren, das Lob frommer Pilger zu singen, und den Gläubigen zu verkünden, daß, je größer die Mühseligkeiten hier auf Erden seien, je reicher sie dafür jenseits im Paradies belohnt werden

müßten, und daß der Pilger, der auf dem heiligen Zuge nach Mecca seinen Tod fände, sogleich ohne alle Widerrede in die nächste Umgebung des Propheten kommen würde.

Zwischen diesen Gruppen rechtgläubiger Muselmänner, welche ihre Phantasie an den Liedern der Märchenerzähler erhitzten und ihre Sinne entflammten durch den Genuß des Dattelbranntweins, und durch die wilden Töne der Musik, stürzten ganze Rotten fanatischer Derwische hindurch, die zu dem Klange von Becken und Pauken ihr ewiges Allah und Akbar brüllten und sich wie toll geberdeten. Die Ausschweifungen, die heute von ihnen bei dem Zug verübt wurden, stiegen zu einer wahren Raserei und äußerten sich fast bei jedem anders. Dort wälzten sich ein Paar auf dem Boden herum, und ließen die versammelte Menge über sich hingehen, hier tanzten einige wild im Kreise herum, bis ihnen der Schaum vor dem Munde stand, und weiter lagen ganze Reihen am Boden, die Formeln ihres Gebets unter wüthender Verdrehung der Glieder herschreiend.

Vor den Zelten der reicheren Muselmänner, von denen aber nur wenige die heutige Nacht hier zubrachten, waren die bunten Lampen guirlandenförmig an großen Stäben emporgewickelt und standen unter denselben Diener bereit, die unentgeltlich an das Volk Scherbeth und Kaffe austheilten. Wenn sich auch in dieser Nacht fast alle Muselmänner einem wilden Taumel hingaben, so muß man doch nicht glauben, daß dies auf der ganzen Reise so geschah; denn nur heute herrscht diese allgemeine Freiheit an dem Lager der Pilger, weil das Oberhaupt derselben, der Emir el Hadsch, sein Amt noch nicht angetreten hat. So bald aber im Osten der erste Strahl des Morgens aufdämmerte, erschienen von der Stadt her die Unterbeamten des Emirs, reich gekleidete Mameluken, die zur Unterscheidung von den Andern in den Händen einen langen Stock trugen, der mit einem schweren metallenen Knopfe versehen war. Sie ritten einzeln durch die Zeltgassen und verkündigten den Gläubigen mit lauter Stimme, daß die Stunden der Freude und des Jubels vorbei seien und daß der erste von den Tagen anbreche, an welchem sie zur Ehre des Propheten Mühseligkeiten und Elend aller Art zu ertragen hätten. „Endigt Euern Jubel, Ihr Rechtgläubigen, und gedenkt bei dem Licht der aufsteigenden Sonne an die Leuchte in der Hand des Propheten, der Euch gnädig den Weg durch die Wüste zeigen wird. Brecht Eure Zelte ab und beladet Eure Lastthiere, damit Ihr gerüstet seid, bei dem ersten Wink, der Euch der

Prophet durch den Mund des Emirs ertheilen wird, aufbrechen zu können, um die heilige Wallfahrt zu beginnen."

Nach dieser Aufforderung legt sich auch alsbald der Lärm der Instrumente und das jubelnde Geschrei der Tausende von Stimmen, um einem anderen Lärmen Platz zu machen: denn alle Hände rühren sich jetzt, das Lager abzubrechen und die Zelte mit dem Gepäck auf Kameele und Ziel zu laden, um bei dem ersten Wink des Emir bereit zu sein, den Zug zu beginnen. Von der Stadt her erscheinen nun die reicheren Pilger, welche die Nacht in den Mauern der Stadt zubrachten, um sich dem Zuge anzuschließen und der ganze Raum von einer Stunde Länge zwischen Lager und Stadt ist alsbald mit bunten glänzenden Haufen bedeckt. Dort ziehen Kameele in langer Reihe, von ihren schwarzen Treibern geführt und die Thiere sind theils mit Ballen, Kisten oder auch mit Zelten und Baldachinen beladen, unter welchen sich Weiber und Kinder befinden, die ebenfalls den Zug mitmachen. Hier reiten große Trupps glänzend gekleideter Türken, von unzähligen Dienern umgeben, deren prächtige Waffen in der Sonne funkeln und deren kostbare Gewänder in brennend rothen und weißen Farben, wie Blume durch die dunkle Menge des geringeren Volks leuchten. Ohne Aufhören wälzt sich der Menschenhaufe aus dem Thore von Kairo in immer neuen Gestalten und Aufzügen, dort kommen noch ganze Haufen Derwische in langen weißen Gewändern und der grauen Filzmütze auf dem Kopfe, welche theils auf Kameelen, theils auf Pferden reiten. Einige tragen lange grüne Fahnen, andere kleine Trommeln, auf welche sie unaufhörlich schlagen.

Zwischen den Haufen dieser ausziehenden Pilger lassen sich jetzt reich gekleidete Mameluken vom Gefolge des Emirs sehen, die hoch auf dem Rücken großer Reitkameele sitzend und stolz um sich schauend durch den schnellen Lauf ihrer Thiere bald allen andern zuvorkommen. Sie reiten in das Lager und geben dort den Befehl, daß sich die ersten Haufen der Pilger in Bewegung setzen sollen. Diese bestehen aus dem ärmeren Volke, welches theils zu Fuß geht, theils kleine erbärmliche Ziel und Pferde hat, und also nur langsam vorwärts kommt, weshalb sie der Emir el Hadsch am Morgen zuerst aufbrechen läßt, damit sie vor den Kameelen, überhaupt vor den nachfolgenden Haufen, die besser beritten sind, einen Vorsprung haben und nicht so bald überholt und zurückgelassen werden.

Dem Befehl des Emirs gemäß, beginnt sich jetzt aus dem bunten

Knäul des Lagers eine Linie auszuscheiden, die sich langsam jenem gelben Sand zu, den der Horizont begränzt, fort bewegt. Sie ziehen dahin und es dauert ein paar Stunden, bis sich die große Menge, welche das Lager in sich faßte, etwas gelichtet hat. Jetzt steigt auch die Sonne empor und die Pilger begrüßen den ersten Strahl derselben mit einem lauten Jubelgeschrei. Allmählig kommt noch der Rest des Lagers in Bewegung und wickelt sich wie ein Knäul zu einer langen Schnur ab, die aus Menschen, Pferden, Kameelen und Eseln besteht und sich weit über die sandige Ebene ohne Aufhören hinzieht. Die ersten der Karavane sind schon ein paar Stunden von Kairo entfernt und noch immer ist das Ende des Zugs nicht aus den Thoren hervorgekommen. Jetzt aber wird das Gedränge hier noch bunter und prachtvoller, es erscheinen große Schaaren von gut bewaffneten Reitern auf trefflichen Pferden, die sich zu beiden Seiten des Zuges ausbreiten und in vollem Lauf der Pferde kleinere Haufen bilden, auf der Ebene dahin jagen, um sich auf allen Punkten, längs der Karavane aufzustellen und die Pilger zu schützen. Jetzt erscheint auch vor den Thoren unter einem zahllosen Haufen gut berittener und bewaffneter Diener ein starkes Kameel unter einem schönen Baldachin, neben welchem auf anderen Kameelen verschleierte Weiber reiten, und hinter welchen Hassan, der Hausheimeister des Emirs folgt, von farbigen und schwarzen Sklaven umgeben. Darauf erscheint auf einem prachtvollen Pferde der Emir el Hadsch selbst, unter einem Schwarm reicher junger Türken, die sein Gefolge bilden. Ihnen folgen noch große Schaaren Mamelukken und andere bewaffnete Reiter, welche den Zug beschließen. Hinter denselben entströmt dem Thore noch eine ungeheure Menge Volks aller Art, die sich alsbald auf dem Felde ausbreitet, die kleinen Hügel besteigt und der abziehenden Karavane den letzten Blick nachschickt. — Da mag manche Thräne fließen, da mag mancher die Hand auf sein Herz drücken, damit es ihm vor Schmerz nicht zerspringe, denn dorthin zieht vielleicht das Liebste, was er auf der Welt besitzt, dort unter den gewaltigen Haufen, wo ein Einzelner nichts bedeutet, und wo, wenn der Eine nicht zurückkehrt, der Andere, der neben ihm ritt, nicht einmal weiß, ob er von der Gluth der Sonne verschmachtet dahin sank, ob ihn die Lanze eines Beduinen traf, oder ob ihn der wehende Sand langsam zudeckte und lebendig begrub.

Die Pilgerkaravane hatte den ersten Tag ihrer Reise glücklich zurückgelegt und als die Sonne hinter ferne Sandhügel niedersank,

ritten Mameluken des Emirs auf Kameelen bis an die Spitze des Zugs und ließen in einem von kleinen Hügeln eingeschlossenen Thale die Spitze Halt machen. Alsbald wirrte sich das Ganze zu einem buntfarbigen dichten Knäul zusammen und jeder beschäftigte sich, wo er gerade stand, sein Zelt aufzuschlagen oder wenigstens seine Habseligkeiten abzuladen und sich auf diese Art ein Nachtquartier zu bilden. In kurzer Zeit erhoben sich auf dem gelben Sandgrunde tausende von Zelten aller Größen und Farben. Auf einem größeren Hügel, der das Ganze überragte, wurden die großen prächtigen Zelte des Emirs und seiner Tochter aufgeschlagen, die durch bedeckte Gänge zusammenhängend, von ferne wie eine weitläufige Burg aussahen. Das Innere dieser Gezelte war äußerst prächtig; die Zeltstange in der Mitte, die das Dach eines jeden trug, war geschnitzt und vergoldet, und an ihr befanden sich starke Haken, an denen die Waffen des Herrn aufgehängt wurden. Wenn auch das Aeußere der Zeltwände aus grobem Wollenstoff bestand, so waren sie doch inwendig mit künstlich gewebten Seidenzeugen bedeckt, welche bis auf den Boden herabhingen, über den ein prächtiger persischer Teppich gebreitet lag.

Das Zelt Mahmud Achmets, als das größere, war durch einen Vorhang in zwei Theile getheilt und stand, wie schon gesagt, vermittelst eines bedeckten Ganges mit dem Zelte Zemirens in Verbindung, welches, obwohl kleiner, doch eben so prächtig wie das ihres Vaters war. Um diese beiden herum im Kreise lagen die Leinwandhäuser für die Diener und Sklaven, die ihres Theils wieder von den Feuern und Lagerplätzen der Mameluken umgeben waren, die im Kreise umher lagen, ihren Herrn zu beschützen.

Da es bereits dunkel wurde, und sich Mahmud Achmet von dem Ritt des ersten Tages ermüdet fühlte, so entließ er seine Tochter und seine Sclaven und zog sich in sein inneres Gezelt zurück, um da noch eine Pfeife zu rauchen und sich zur Ruhe zu begeben. Doch mochte der Lärm des Lagers draußen, der wie das Summen eines Bienenschwarms die Stille der Nacht unterbrach, Schuld daran sein, daß der Emir nicht einschlafen konnte, oder war er vielleicht nicht so müde, als er sich eingebildet hatte, genug, Mahmud Achmet wälzte sich auf seinem Divan umher und wenn er auch hundertmal die Augen zudrückte, wurde er doch immer munter und der Schlaf schien ihn zu fliehen. Nach vielen vergeblichen Versuchen zu entschlummern, wollte er schon in die Hände klatschen, um durch Hassan seine Tochter herbei-

rnien zu laſſen, damit ſie ihm eines ihrer ſchönen Lieder vorſänge, als er ſich eines Beſſern beſann, indem er ſich erinnerte, wie es in ſolchen Augenblicken der Schlafloſigkeit der berühmte höchſtſelige Kalif Harun al Raſchid gemacht, — ein Beiſpiel, das ihm plötzlich in ſo reizenden Farben erſchien, daß er beſchloß, es nachzumachen. Zu dem Zweck erhob er ſich von ſeinem Divan, legte die Pantoffeln bei Seite und fuhr mit den Füßen in ein paar unſcheinliche Reitſtiefel, wie ſie die Mameluken zu tragen pflegen. Dann warf er über ſein ſeidenes geſticktes Kleid einen großen Burnus von Kameelhaaren, wickelte um ſein Haupt einen ſchlechten alten Schawl und verließ langſam ſein Zelt.

Eine gute Zeit lang blieb er auf dem Hügel, vor demſelben ſtehen und ſchaute hinab in das Thal, wo die Pilger ihr buntes Lager aufgeſchlagen hatten. Wenn ſich auch da unten der Lärm ſchon etwas gelegt hatte, und die Nacht ihr Recht behauptete, ſo war doch das Leben und Treiben immer noch laut genug. Die Pferde ſchüttelten ſich und wieherten, die geduldigen Kameele lagen in großen Kreiſen um helllodernde Feuer herum, das von ihren Treibern unterhalten wurde. Auch die Feuer, an welchen die Pilger ihr mageres Nachtmahl zubereitet hatten, waren im Erlöſchen begriffen und glimmten nur noch ſchwach durch die dunkle Nacht. Zwiſchen den Hunderten von Zelten, in denen es ganz ruhig war, und deren Bewohner ſich wahrſcheinlich dem Schlaf ſchon in die Arme geworfen hatten, waren noch eine große Menge anderer mit Lichtern erhellt, und dieſe letzteren ſahen bei ihren farbigen Wänden, welche der Lichtſchein von Innen heraus beleuchtete, wie große weiße, grüne, gelbe und rothe Laternen aus.

Nachdem ſich Mahmud Achmet an dieſem Anblick genugſam ergötzt, ſtieg er langſam den Hügel hinab, um in dem Lager wandelnd vielleicht auf irgend etwas zu ſtoßen, was ihm ſeine Langeweile vertreiben könnte. Doch ſchienen viele Gruppen ſelbſt der ärmeren Pilger an dem gleichen Uebel, wie er ſelbſt zu leiden, indem ſie ſich ſchlaflos auf dem Sand umherwälzten und ſich von einer Seite auf die andere wendend, den Schlaf zu erhaſchen ſuchten, der ſpottend über ſie hinwegflog. Andere ſchliefen feſt und ruhig und wieder Andere ſchienen von ſchweren und böſen Träumen geängſt, denn ſie hielten krampfhaft ihre Lanzen und Schwerter feſt, bissen die Zähne aufeinander und nicht ſelten ſtöhnten ſie laut oder ſprachen einzelne Worte dumpf vor ſich hin.

In den Zelten, die noch erleuchtet waren, befanden sich theils strenggläubige Muselmänner, die ihre vorgeschriebenen Gebete verrichteten, theils lustige Gesellschaften, welche bei Spiel und Gesang die schleppenden langsamen Stunden der Nacht hinwegzuscherzen versuchten. Der Emir ging bei allen diesen verschiedenen Gruppen still vorbei, denn er hatte noch nicht gefunden, was er eigentlich suchte, nämlich eine Gruppe lustiger Menschen, die sich gegenseitig durch Erzählung ihrer Abenteuer aufzuheitern versuchten. Er wandte sich schon wieder nach der Gegend zurück, wo sein Zelt auf dem Hügel lag, um auf's Neue den Versuch zu machen, sich dem Schlaf in die Arme zu werfen, als er am Ende des Lagers ein Feuer erblickte, dessen helle Glut, so wie das hohe Aufschlagen der Flamme ihm anzeigte, daß es sorgfältig unterhalten würde. Er ging auf dasselbe zu und sah vier junge Pilger, die um das Feuer im Kreise saßen und lachend einem älteren Manne zusahen, der die Glut desselben durch dürres Strauchwerk nährte. Der Emir trat mit einigem Geräusch näher, um Aufmerksamkeit zu erregen, und als die Leute zu ihm aufschauten, begrüßte er sie mit dem üblichen Allah Kerim und fragte, warum sie noch in später Nacht so lustig seien. Der alte Mann sah ihn einen Augenblick forschend an, und wenn er auch den Emir el Hadsch nicht erkannte, so fand er doch, daß das Gesicht Mahmud Achmets Achtung gebietend genug aussah, um ihm eine Antwort geben zu müssen, weshalb er ihm den Gruß des Friedens erwiederte, und ihn einlud, an dem Feuer Platz zu nehmen, was der Emir auch sogleich that.

Nachdem die Gesellschaft einen Augenblick durch die Ankunft eines Fremden eingeschüchtert schien, wandte sich der alte Mann an den Emir und sprach: „Höre, alter Kamerad, Du wirst Dich eben so gut wundern, uns in später Nacht noch hier beisammen zu finden, als wir, Dich um diese Zeit im Zelt herumschweifen zu sehen. Doch mag es Dir wohl eben so gegangen sein wie uns, daß nämlich der Schlaf von Deinem Haupte fern geblieben ist." — „Ja," versetzte einer der Anderen, „wenn man so den ganzen Tag geritten ist, so will es einem doch auf dem Sandboden nicht recht behagen." — „Ganz recht," setzte ein Dritter hinzu, „wie wollte ich schlafen, wenn ich so weiche Divan hätte, wie da oben unser Herr und Emir, Mahmud Achmet, den der Prophet beschützen möge."

Der alte Mann hatte jetzt für den Gast eine Pfeife hervorgeholt, deren Kopf er mit Tabak anfüllte, und nachdem er eine glühende

Kohle darauf gelegt, auch sie mit einigen kräftigen Zügen angeraucht, dem Emir anbot. Mahmud nahm sie an, und wenn ihm auch das Kraut nicht besonders zu behagen schien, so rauchte er doch darauf los, als habe er in seinem Leben nichts Besseres genossen.

„Ich habe den jungen Leuten hier so eben erzählt," sagte der Alte, wie es in manchen Sachen ganz anders war, bei der Regierung unseres höchst seligen Kalifen Mustapha, den der Prophet im Paradies aufs Beste speisen und tränken möge." — „Damit er nicht wieder zurückkomme," setzte ein Anderer hinzu, sah sich aber dabei schüchtern um, ob diesen frevelhaften Ausspruch auch Niemand gehört habe. „Ihr werdet Euch dessen auch noch erinnern," fuhr der Alte zum Emir gewendet, fort. „Nun, der Herr an sich war ein milder und gerechter Richter, aber sein Vezier und vor Allem sein Polizeimeister, damit war es gar schlecht bestellt."

„Ihr wolltet uns ja von dem Letzteren erzählen," unterbrach ihn einer von den jungen Männern, doch der Alte schüttelte mit dem Kopf, und meinte, seine alten Geschichten würden den fremden Gast nicht sehr interessiren. Doch als der Emir dagegen versicherte, es würde ihm eine große Freude machen, wenn er der Geschichte zuhören dürfe, und als die vier jungen Leute den alten Mann mit Bitten bestürmten, zog er die untergeschlagenen Beine dichter an sich, strich seinen langen grauen Bart und begann, wie folgt, nachdem er einige mächtige Züge aus seiner langen Pfeife gethan.

Abugoſch, der Polizeimeiſter.

Bevor unſer jetziger gerechter und weiſer Kalif Abdallah den Thron ſeiner Väter beſtieg, herrſchte deſſen Oheim Muſtapha über Kairo. Den Regierungsantritt Muſtaphas weiß ich mich noch ganz genau zu erinnern. Es war ein böſer ſchwüler Tag und floß damals viel Blut. Der neue Kalif hatte fünf Brüder und da er ſich den Spruch des Korans: daß Unruhe ärger ſei als Hinrichtung, ſehr zu Herzen nahm, ſo flogen an demſelben Tag vier von dieſen Brüderköpfen in den Sand und dem fünften, der Almanſor hieß und ſehr beliebt war, würde es auch nicht beſſer ergangen ſein, wenn er nicht gerade auf einem Zug gegen die Araber begriffen geweſen wäre.

Als er aber von dem Blutbad hörte, das Muſtapha angerichtet, machte er mit den Araberſtämmen Friede und nachdem er ein paar Mal vergeblich verſucht, unſere alte Stadt Kairo zu verbrennen und zu überrumpeln, zog er ſich in die Wüſte zurück und verzichtete auf die Blutrache. Allen rechtgläubigen Muſelmännern, fuhr der alte Mann mit leiſerer Stimme zu erzählen fort, ja, ich ſage, allen rechtgläubigen und gut denkenden Muſelmännern that es im Herzen weh, daß Almanſor nicht auch ſpäter noch den Verſuch machte, ſeine Brüder zu rächen und Muſtapha vom Throne zu ſtoßen, denn ſo wild und grauſam dieſer war, ſo weiſe, gerecht und ſanftmüthig hatte ſich der andere ſtets gezeigt, und ihn würden alle Rechtgläubigen mit offenen Armen empfangen haben. Aber er blieb in der Wüſte und wenn auch dunkle unverbürgte Gerüchte über ihn ausſagten, daß er der Scheck eines bedeutenden Araberſtammes geworden ſei, ſo verlautete doch nichts Gewiſſes mehr über ihn und gerade ſein gänzliches Verſchwinden mag wohl mit Schuld daran geweſen ſein, daß er in den Herzen der Muſelmänner noch jetzt wie ein Heiliger verehrt wird.

Dem neuen Kalifen Muſtarha aber erging es genau wie dem Löwen, ſobald er einmal Blut gekoſtet hat. Das war eine betrübte Zeit. Der geſundeſte Kopf mit dem ſtärkſten Halſe ſtand in jenen Tagen nicht feſter, als ein Mohnhaupt, und Jedermann, der etwas zu verlieren hatte, führte ſein Teſtament bei ſich im Gürtel. Es hätte vielleicht bei dieſer Regierungsweiſe des Beherrſchers der Gläubigen ſchon früher ein übles Ende genommen, wenn er nicht neben ſeinem Blutdurſt wenigſtens den Schein zu wahren wußte, als verfahre er, wenn auch hart, doch zuweilen mit Unparteilichkeit und Gerechtigkeit. So die Geſchichte mit dem Scheck des Dorfes Kismeraia. Dort wohnte ein Bauer, mit Namen Muſar, welcher ein Feld beſaß, das an den Nil ſtieß. Mochte ihm nun der Prophet nicht hold ſein, oder hatte er ſich gegen das heilige Waſſer des Fluſſes verſündigt, genug, der Strom, der jedes Jahr zum Heil der Rechtgläubigen austrat, war ſein Unglück, indem er ihm die eine Hälfte ſeines Feldes fortriß und die andere Hälfte ſo mit Steinen bedeckte, daß weder die Reis- noch die Baumwollenpflanze dort mehr Wurzel faſſen konnte.

Muſar konnte alſo nicht ſäen und alſo auch dem Lauf der Dinge nach nicht ernten, worauf denn das Gute vom Lieb war, daß er auch ſeine Steuer nicht bezahlen konnte. Nun aber wißt Ihr wohl, daß die Steuern ein fixlicher Punkt ſind, ſowohl beim Beherrſcher der Gläubigen ſelbſt, als wie bei deſſen Vezier, ferner beim Generalſteuereinnehmer, bei den Steuereinnehmern und bei den Schechs der Dörfer, welche die Sachen kornweiſe zuſammen tragen müſſen, und welche alsdann durch die Hände der benannten Herren gehend als ungeheure Summen in den kaiſerlichen Schatz fließen. Nun lag der Scheck von Kismeraia gerade in behaglicher Ruhe auf ſeinem Divan und war, da er ſich eben über einen Sklaven geärgert hatte, nicht in der beſten Laune, als Muſar eintrat und ihm nach den gewöhnlichen Friedensgruß die Verſicherung gab, er könne unmöglich in dieſem Jahr ſeine Steuern bezahlen, da der Nil ſein ganzes Feld verwüſtet.

Der Scheck denkt einen Augenblick nach und fragt lächelnd: »Alſo Du haſt gar nichts mehr, womit Du dem Kalifen unſerm Herrn, den Gott erhalten möge, das bezahlen kannſt, was Du ihm ſchuldeſt? Gar nichts?« Eine Frage, worauf der arme Bauer nicht antwortete; denn er beſaß allerdings noch etwas, und das war eine Kuh, die er den Sommer über mit dem Graſe ernährt hatte, was ihm ſeine Nachbarn geſchenkt und wofür er im Tagelohn das Feld anderer Leute be-

baut hatte und sich davon kümmerlich ernährt. Der Scheich, welcher sich an der Verlegenheit des Bauers weidete, fuhr darauf fort: »Lieber Musar, ich weiß, daß Du eine sehr gute Kuh besitzest, die wir schlachten wollen, das Fleisch verkaufen, womit Du Deine Steuern auf's Beste bezahlen kannst.«

Umsonst versuchte der Bauer Einwendungen zu machen und legte sich auf's Bitten, es half ihm nichts. Der Scheich stellte ihm einen Termin von einem Tag, in welcher Zeit er das Geld bezahlen oder die Kuh hergeben sollte. Der Bauer lief in seiner Verzweiflung so lange umher, bis er einen Plan erfaßte, welchen er, wenn er ihm auch anfangs schwierig schien, doch ausführen wollte. Er eilte zum Scheich und bat ihn dringend um einen Aufschub von noch zwei Tagen, in welcher Frist er nach Kairo eilen wolle, um dort bei einem Verwandten die nöthige Summe zu den Steuern zu leihen.

Nachdem der Scheich die nöthige Vorsicht gebraucht, die Kuh in seinen eigenen Stall bringen zu lassen, damit sie während der Zeit nicht abhanden komme, machte er sich auf den Weg nach der Hauptstadt. Todt hatte er dort so wenig einen Verwandten, den er anzusprechen konnte, als wie ich einen Bruder in dem hohen Rathe des Kaisers; aber in seiner Verzweiflung hatte er den gefährlichen Entschluß gefaßt, sich Mustapha zu Füßen zu werfen und um Nachlaß der dreijährigen Steuern zu bitten.

Als er nun in die Stadt kam und sich an das Thor des kaiserlichen Palastes stellte, und dort die Menge von Sclaven, Leibpagen, Wachen und Mameluken sah, entfiel ihm fast der Muth; doch dachte er an seine arme Kuh zu Haus und hörte schon im Geiste ihr klägliches Brüllen, als ob man ihr ein Haar abschneiden wollte, wodurch er sich wieder ermuthigt fühlte. Jetzt kam der Kaiser aus dem Palast, um sich in die Moschee zu begeben, als der Bauer hinzutrat, sich auf die Knie warf und den Kopf auf das Steinpflaster drückte. Glücklicher Weise war der Beherrscher der Gläubigen in diesem Augenblicke ziemlich gut gelaunt und schickte einen Pagen an den Bauern, dem er sein Gesuch mittheilte. Wenn die Großen des Reichs, die Veziere und Obersten der Mameluken, die um den Kaiser standen, auch im ersten Augenblick eine Miene machten, welche die Bitten des Bauern verwarf, so sahen sie doch nicht so bald, daß der Kaiser über das Gesuch ein wenig lächelte, als auch sie den Bauern freundlicher ansahen und seine Bitte ganz in der Ordnung fanden.

Stehenden Fußes ließ Muſtarba dem Bauern eine Schrift ausfertigen, welche beſagte, daß ihm die Steuern für dieſes Jahr erlaſſen ſeien, machte dann ein paar Hahnenfüße darunter, welche ſeine Unterſchrift vorſtellten und entließ den Bauern in vollen Gnaden. Dieſer nahm alſobald den Weg zwiſchen die Beine und lief ſo tapfer darauf los, daß er noch am ſelben Abend ſein Dorf erreichte, wo er ſich ſogleich nach der Wohnung des Schechs begab und zuerſt ſeiner Kuh einen Beſuch machte, die ihn mit lautem Brüllen empfieng. Dann trat er in das Gemach des Ortsvorſtehers, der ſich mit dem Nazir oder Steuereinnehmer eben bei einer Flaſche Rakı gütlich that. Wahrſcheinlich hatten ſie dieſer Flaſche ſchon tapfer zugeſprochen, denn die Augen dieſer beiden Herren glühten in ſeltſamer Begeiſterung und der Nazir empfieng den Bauern mit den freundlichen Worten: „Beſſewenk, was willſt Du?“

Muſar beugte ſich tief bis auf den Boden und hielt den Ferman des Kaliſen, wie es ſich ſchickt, über ſeinem Haupt empor. Mochte nun der Schech oder der Nazir dieſe Stellung des Bauern für unanſtändig in ihrer Gegenwart halten oder glaubten ſie vielleicht, der Bauer wolle ihnen ein Privatvergnügen machen und halte ihnen das weiße Blatt zu einer Zielſcheibe vor die Augen, genug, der Nazir zog eine ſeiner Piſtolen aus dem Gürtel, und ſchoß ſo geſchickt durch das Pergament, daß die Kugel die Unterſchrift Muſtarbas gerade mitten von einander riß. Der Schech, der ohne Waffen war, warf in ſeiner ungemeinen Luſtigkeit dem Bauern ſeine beiden Pantoffeln an den Kopf, ſo wie die faſt leere Rakıflaſche auf die Schrift, welche dadurch vollkommen unleſerlich wurde, und ließ darauf den armen Muſar durch ſeine Sclaven auf die Straße werfen. Am andern Morgen, als der Rauch des Dattelbranntweins in den Köpfen der beiden Machthaber ein wenig verraucht war, ſtimmerten ſie ſich noch halb dunkel des Vorfalls von geſtern Abend und der Schech ließ den Bauern kommen, um ihn zu fragen, was er mit dem Papier eigentlich gewollt, worauf Muſar erzählte, daß er nach Kairo gegangen ſei, ſich dort an den Kaliſen gewandt, und dieſer ihm einen ſchriftlichen Erlaß der dieſjährigen Steuer gegeben habe. Dieſe Erzählung kam den beiden Herren ſo unglaublich vor, daß der Schech den Bauern als einen Lügner anfuhr und ihm befahl, die Kuh augenblicklich herbeizuführen, damit ſie geſchlachtet und verkauft würde. Umſonſt brachte Muſar den Ferman des Kaliſen herbei, und ſchwor unter Thränen, daß er ſo ſchrift-

lich habe, es solle seiner Kuh nichts geschehen. Umsonst sage ich, denn das Pergament war so zugerichtet, daß man kein Wort mehr lesen konnte. Der Nazir, der das Blatt genau betrachtete, und an der Form und dem Stoß des Pergaments, vielleicht eine Aehnlichkeit entdecken mochte mit dem gewöhnlichen Briefformate des Kalifen, machte einen schwachen Versuch, den Scheck umzustimmen, wiewohl vergeblich. Kurz der Metzger des Dorfs mußte erscheinen und darauf zwanzig der wohlhabendsten Einwohner. Die Kuh wurde geschlachtet, in zwanzig Stücke zertheilt und jeder der erwähnten Einwohner gezwungen, eins davon zu einem bestimmten Preis zu kaufen, was denn auch gerade die Summe ausmachte, die Musar als Steuern zu zahlen hatte.

Dieser dachte einige Augenblicke über das Unrecht nach, das ihm geschehen, und hielt es fürs Beste, noch einmal nach Kairo zu traben, um dem Kalifen zu sagen, wie sehr man seinen Befehl beachtet. Da es schon spät am Tage war, so lief er die ganze Nacht durch und erreichte am anderen Morgen zu guter Zeit die Hauptstadt, wo er sich alsbald an einen der prächtig gekleideten Thürsteher wendete, und ihn bat, vor den Kalifen gelassen zu werden. Dieser betrachtete ihn erstaunt von oben bis unten und fragte ihn darauf, in welchem Tollhause der Stadt er denn gesessen hätte, worauf ihm Musar seine ganze Geschichte erzählte.

„Lieber Freund," entgegnete darauf der Thürsteher, „wenn Dir Dein Kopf nur etwas lieb ist, so denke gar nicht mehr daran, heute den Kalifen zu sehen. Er soll in der schrecklichsten Laune von der Welt sein. Der Großvezier selbst, der Prophet möge ihn trösten, ist mit genauer Noth heute Morgen einem Säbelhieb ausgewichen. Dort kommt er so eben zurück. Tritt etwas bei Seite."

Wirklich kam dieser Herr so eben zum Thor des Palastes heraus und sein Gesicht sah so zerstört aus, daß man das wohl glauben konnte, was der Thürsteher so eben erzählt. Doch wurde der Vezier nicht so bald des Bauern ansichtig, als er sich seiner zu erinnern schien und nach seinem Begehr fragte. Der Thürsteher beugte sein Haupt bis zur Erde und sagte, was er wußte, worauf der Vezier einen Augenblick nachdachte und bei sich zu überlegen schien: der Bauer sei ja doch nur ein Bauer, also gar nichts, weshalb man ihn getrost in die Hände des Kalifen bringen könne, der ihm in der bösen Laune unfehlbar sogleich den Kopf abschlagen würde und dann vielleicht für heute beruhigt sei.

Nach dieser Ueberlegung also bestieg der Großvezier sein Pferd, und sagte, indem er eiligst davon ritt: »Führt ihn hinein auf meine Verantwortung.« Der Thürsteher, stumm vor Erstaunen und Entsetzen, übergab den Bauern im Innern des Palastes einem Leibmameluken mit demselben Gefühl, als wenn man ein Schaf in die Metzgerei hineintreibt. Der Mameluk, der an dergleichen schon gewöhnt war, und der auch den Tod des Bauern unfehlbar vor Augen sah, griff mit der rechten Hand an seinem Hals herum und versicherte, der Kalif habe einen außerordentlichen Damascener und es thue im Grunde gar nicht wehe.

So wanderte Musar durch mehrere Hände über verschiedene Treppen und Corridors und wurde endlich in ein prachtvolles Gemach geführt, wo man ihn warten hieß. Wenige Augenblicke darauf schob man ihn in ein anderes Zimmer, dessen unerhörte Pracht den armen Bauern für einige Sekunden nöthigte, die Augen zu schließen. Als er sie wieder öffnete, wer beschreibt seinen Schrecken, als er sah, daß ihm gegenüber in einer Ecke des Divans der Kalif lag und ihn mit einem seltsamen, aber nichts weniger als freundschaftlichen Blicke ansah. Der Beherrscher der Gläubigen sah etwas bleich aus, hatte um seine rechte Hand das Ende seines kohlschwarzen Bartes gewickelt und die Linke spielte mit dem Griff eines Säbels, der neben ihm lag.

Musar stürzte augenblicklich auf seine Kniee nieder und drückte sein Gesicht theils aus Ehrerbietung, theils aus Furcht so tief in den persischen Teppich, daß er nichts mehr sah.

»Was willst Du?« fuhr ihn der Kalif an, doch mußte er die Antwort auf diese Frage länger erwarten, als er gewohnt war, denn es dauerte eine gute Zeit, bis sich der Bauer so weit gesammelt hatte, um ihm den gehörigen Zusammenhang zu erzählen, wie der Nazir und der Schech mit dem Herman des Kalifen verfahren.

Von der Wuth, mit der der Kalif nach Anhörung dieser Geschichte aufsprang und nach hundert Sklaven auf einmal schrie, will ich gar nichts erzählen. Der ganze Palast kam in Bewegung und die Verschnittenen und Mameluken, die von allen Seiten herbeistürzten, erstarrten eben sowohl über die Wuth, in der sie ihren Herrn sahen, als darüber, daß der Bauer noch seinen Kopf auf dem Rumpfe hatte. Mustapha schrie nach dem Großvezier, nach dem Polizeimeister, nach Pferden und Waffen, und es dauerte wenig Augenblicke, so stand eine Menge prächtig geschirrter Pferde bereit, und der Großvezier stürzte

herbei, dem auf seine Frage, was denn eigentlich los sei, geantwortet wurde, der Beherrscher der Gläubigen wolle einen Lustritt machen.

Während sich dies im großherrlichen Palaste zu Kairo begab, saßen zu Kiomerata der Nazir und der Schech in des letzteren Wohnung beisammen und sprachen fleißig einer Schüssel Reis zu, die mit Zwiebeln und Hammelfett gewürzt war, und aus welcher die Köpfe einiger feisten Hühner schüchtern in die Höhe sahen. Sie hatten eben ihr Mahl zur Hälfte vollendet, als ein Sclave in das Gemach stürzte und athemlos meldete, daß sich in einiger Entfernung vor dem Dorf auf der Straße nach Kairo zu ein Haufe glänzender Reiter hervorbewege. Die beiden Herren sahen sich überrascht an, ohne an etwas Uebles zu denken und schlürften in ihre Pantoffeln, um sich die Schaar in der Nähe zu beschen. Doch wer beschreibt ihr Erstaunen und ihren Schrecken, als sie vor die Hausthür traten und dort zu beiden Seiten ein Paar Mameluken aufgestellt sahen, welche sie durch eine Bewegung mit dem Säbel wieder in's Haus zurückschreckten. Der Nazir, als der Erfahrenste, fiel hier todtenbleich auf den Divan nieder, denn ihm ahnte nichts Gutes, und seine Vermuthung wurde nur zu bald gerechtfertigt; denn nach wenig Augenblicken stürzten einige der Mameluken in's Zimmer, ergriffen die Beiden und führten sie vor das Thor auf einen freien Platz. Hier lag unter einer großen Sikomore der Kalif Mustarha auf einem rothsammtenen Kissen und zu seiner Seite stand der Großvezier, so wie der Polizeimeister. Eine große Anzahl Mameluken und Sclaven umgab den Herrn in einem weiten Halbkreise. Die beiden armen Sünder hatten nicht so bald das zornige Antlitz ihres Herrn geschaut, als sie mit dem Gesicht auf den Boden stürzten, und in stummer Angst daliegend erwarteten, was über sie ergehen würde. Jetzt trat der Großvezier vor und befahl die Beiden aufzurichten, was denn auch augenblicklich geschah.

Wenn auch sowohl der Schech, als der Nazir in Betreff ihrer ganzen Amtsführung kein gutes Gewissen hatten, so überredete sie die Hoffnung, die in jedem Menschenherzen lebt, es könne ja auch sein, daß ihnen der Kalif, der zufällig hierhergekommen sei, eine Gnade ertheilen wolle, und von diesem üppigen Gedanken abwärts schweifend, dachten Beide endlich auch an Musar, dessen Kuh sie geschlachtet und daß es am Ende doch wahr sein könne, daß er sie beim Kalifen verklagt, und daß dieser ihnen nun vielleicht ein Hundert auf die Fußsohlen zählen ließ. Die Unglücklichen! An die Wahrheit

dachten sie nicht, daß nämlich das Pergament des Bauern ein wirklicher Ferman Mustapha's gewesen sei.

Jetzt faßte der Kalif in seinen schwarzen Bart und fragte mit scheinbarer Gleichgültigkeit: „Du also bist der Nazir und Du der Schech dieses Dorfes? Beim Propheten! Ihr Beide gefallt mir!“ Wenn auch der Kalif diese Worte mit lächelndem Munde sagte, so sprach doch ein unheimlicher Glanz in seinen Augen dieser Freundlichkeit Hohn. „Kennst Du diesen Mann?“ fuhr er fort, und zeigte auf Mesar, der hinter dem Großvezier stand, „und ist es derselbe, der Dich vor einigen Tagen bat, seine einzige Kuh nicht zu tödten, indem er nach Kairo gehen wolle, um dort das Geld zu den schuldigen Steuern zusammen zu bringen?“ Der Schech beugte sich bis auf den Boden und bejahte diese Fragen des Herrn. Darauf sprach der Kalif ruhig weiter: „Kehrte der Bauer zu Dir zurück, Gott und dem Propheten dankend, daß er in der Kalifenstadt einen mächtigen Freund gefunden hatte, der ihm in seiner Bedrängniß geholfen? Ich sage: er kehrte zu Dir zurück und hielt über seinem Haupte vor Freude jauchzend einen Ferman empor, einen Ferman, von mir, dem Kalifen unterzeichnet, dem Du natürlich die schuldige Ehrfurcht bezeugtest und genau so thatest, wie auf dem Pergament vorgezeichnet stand.“

Bei diesen Worten, die gerade dasselbe ausdrückten, als wenn der Kalif befohlen hätte, ihn, den Schech an den nächsten Baum aufzuknüpfen, denn es wurde ihm jetzt klar, was er gestern begangen, sank der Unglückliche mit dem Gesicht auf die Erde, wo er, nach Gnade schreiend, unbeweglich liegen blieb.

Nun wandte sich der Kalif an den Nazir und befahl ihm, genau den Hergang der Sache zu erzählen, vom dem Augenblicke an, wo der Bauer mit dem Ferman von Kairo zurückgekehrt wäre. Doch der Steuereinnehmer war ebenso entsetzt, wie der Schech, nur daß der Schrecken anders auf ihn wirkte und er wie eine Bildsäule regungslos blieb, mit erdfahlem Gesicht und offenen starren Augen, so daß er schon jetzt einem Todten glich.

Nachdem der Kalif einige Secunden vergeblich auf eine Antwort gewartet, rief er anscheinend mit der größten Ruhe den Bauern vor sich und befahl ihm, den Verlauf der Sache zu erzählen, was denn auch Mesar mit allen Nebenumständen that.

„So so,“ sagte Mustapha, und seine Augen sprühten Blitze, „so befolgt Ihr meine Befehle? Eine schöne Art des Gehorsams! Mesar

tritt hier an meine Seite. Ich habe dem Gang Deiner Erzählung nicht genau folgen können. So, bieber! Denk Dir also, ich sei dieser würdige Nazir. So lag er doch auf seinem Divan, wie Du vor ihn trats, und dort, wo er jetzt in diesem Augenblicke selbst steht, standest Du damals gebückt und hieltest meinen Ferman empor?"

„Ja, Herr," sagte der Bauer

Mustapha fuhr mit der Hand in den Gürtel und zog langsam und bedächtig eine seiner reich mit Steinen besetzten Pistolen heraus, wobei er mit einer schrecklichen Kälte fortfuhr zu sprechen: „Und dann zog der Nazir seine Pistole heraus und richtete sie gegen meinen Ferman, nicht wahr?"

„Ja Herr," sagte der Bauer zitternd, denn es wurde ihm unheimlich, als er sah, daß der Kalif den Lauf seiner Pistole gerade auf das Herz des Nazirs richtete.

„Und er zielte auf meinen Ferman," fuhr der Kalif hohnlachend fort; „nicht wahr?"

„Ja Herr," entgegnete Musar kaum hörbar, denn er sah, wie jetzt die erkünstelte Ruhe aus dem Gesicht des Kalifen wich und sich in furchtbare Wildheit verzerrte.

„Und er traf?" schrie der Mustapha, und im gleichen Augenblick krachte der Schuß aus seiner Pistole, worauf der Nazir in's Herz getroffen zusammenstürzte. Mit diesem Schusse schien sich aber auch die Wuth des Kalifen wieder gelegt zu haben; denn er steckte seine Pistole ruhig in den Gürtel und befahl, den Schech näher zu schleppen, was denn auch sogleich geschah. Dann wandte er sich zu Musar und fuhr in seinem Verhöre fort: „Und darauf ließ der Schech den Metzger kommen und Deine Kuh schlachten? Man hole den Metzger!"

Augenblicklich wurde dieser herangebracht und flehte zitternd um sein Leben, indem er versicherte: er habe den Befehl des Schechs erfüllen müssen, weil er sonst wahrscheinlich halb zu Tode gerügelt worden wäre; ein Grund, den der Kalif für triftig genug fand, denn er versicherte den Metzger, es soll ihm kein Leid geschehen; „nur will ich hoffen," fuhr der Kalif fort, „daß Du meinen Befehl, den ich Dir jetzt gebe, eben so unbedingt und schnell vollführst. Wohlan, schlachte den Schech!"

Der Metzger machte anfänglich eine sonderbare Miene und stürzte auf seine Knie nieder, doch Mustapha war unerbittlich, und wenn jener nicht drei Fuß hoch vom Boden mit seinen Ohren an den Baum

genagelt sein wollte, so mußte er den Befehl des Kalifen pünktlich erfüllen. Er begann also sein Werk mit den üblichen Gebetsformeln, sagte Bismallah und schnitt dem Schech den Kopf herunter.

Darauf mußte er den Körper in zwanzig Theile theilen, wie gestern die Kuh und jeder der zwanzig Einwohner, die gestern das Fleisch derselben gekauft, mußten heute für ein Stück des Schechs das Dreifache bezahlen, welche Summe dann der Bauer zur Entschädigung für seine Kuh bekam. Nach diesem Act der Gerechtigkeit begab sich der Kalif sehr beruhigt nach Kairo zurück."

So erzählte der Alte am Feuer und sowohl der Emir el Harisch als wie die vier Kameeltreiber hatten der Erzählung von dieser überaus blutigen und grausamen Gerechtigkeit des Kalifen aufmerksam zugehört. Doch als der Alte geendigt, sagte einer der vier: „Mit Verlaub, Herr Akrabut, Eure Erzählung war sehr hübsch und hat uns ergötzt, aber Ihr seid gewaltig von dem abgeschweift, was Ihr uns eigentlich mittheilen wolltet." „Ja," sagte ein Anderer, „Ihr versprachtet uns eine Erzählung von Abugosch, dem Polizeimeister, worauf wir erfahren sollten, wie der Prophet ihn am Ende für seine Grausamkeit bestrafte." — „Nun, wir hoffen," sagte ein Dritter, „Du hast noch Zeit, uns von Abugosch zu erzählen. Die Nacht währt noch lange und so frisch und angenehm es hier draußen ist, so schwül und unbehaglich ist es in den Zelten. Auch dort der alte Grendum" — was so viel als der alte Herr bedeutet — mit vielen Worten wandte er sich an Mahmud Achmet, „wird nichts dagegen haben, wenn Du die versprochene Erzählung lieferst."

Der Emir versicherte, daß ihm nichts angenehmer wäre, als so interessante Sachen zu hören, worauf der Alte sich eine neue Pfeife stopfte und folgendermaßen begann:

„Ja, meine Herren, von allen Dienern, die der Kalif Mustapha hatte, und die nach seinem erlauchten Beispiel gegen das arme Volk mit äußerster Grausamkeit verfuhren, war einer der schlimmsten und gehaßtesten Abugosch, der Polizeimeister. Es ist wohl wahr, daß sein Amt viel dazu beitrug, gegen Jedermann mit Strenge verfahren zu müssen, denn er hatte hauptsächlich darauf zu sehen, daß sowohl der Bauer in den Dörfern um Kairo die richtige Abgabe von seinen Dattelbäumen bezahlte, als der ärmste Weber in dem entferntesten Gäßchen der Stadt von dem Stoff, den er auf seinem Webstuhl anfertigte. Nebenbei war es seine Pflicht, darauf zu halten, daß sowohl Bäcker

und Metzger als andere Verkäufer in den Bazars und auf den Straßen richtiges Maaß und Gewicht hielten, und sich von den Gläubigen nicht zu viel bezahlen ließen. Wenn nun aber auch der Polizeimeister diese seine Pflichten auf's Beste erfüllte, und gewiß täglich eine Menge Spitzbuben antraf, die er hätte bestrafen können, so brauchte er doch nicht mit so unerhörter Grausamkeit gegen diese Leute zu verfahren.

So geht er eines Tages durch die Bazars und findet, daß ein Bäcker sein Brod zu klein und zu leicht macht. Was thut Abugosch? Er läßt das Blech, worauf das Brod gebacken wird, bis zum Glühen erhitzen und dann den Bäcker für eine Zeit lang darauf festbinden. Ein andermal kommt er bei einem Getreidehause vorbei und sieht da zwei Bauern, welche beide Getreide gebracht haben, als Abgabe ihrer Dörfer. Der Eine hat aber nur zehn Säcke gebracht und der Andere vierzig. Abugosch, der gerade schlechter Laune war, fährt den ersten zornig an, indem er vermuthet, dahinter müsse ein Betrug stecken und fragt, warum er gegen den Andern so wenig Säcke gebracht habe?

„Herr," erwidert dieser, „mein Dorf ist näher bei der Stadt gelegen, als das des andern Mannes, weshalb ich jede Woche viermal nur zehn Säcke bringe, während jener auf einmal vierzig bringt."

„Hebe," denkt der Polizeimeister, „hier soll ich angeführt werden," und gerath darüber in eine unbeschreibliche Wuth. Umsonst betheuert der arme Bauer, er sei gewiß und wahrhaftig ganz unschuldig und der Prophet möge ihn bestrafen, wenn er nur den Gedanken hege, seinen Herrn zu betrügen.

Es hilft nichts. Abugosch befiehlt einem der Henkersknechte, die ihn beständig begleiten, den Bauern aufzuhängen, was denn auch an einem Ast des nächsten Baumes geschieht.

Am andern Morgen geht der Polizeimeister wieder an demselben Getreidehause vorbei und sieht da wieder einen Bauern, der an achtzig Säcke Getreide abladet. Dies gefällt dem Polizeimeister und er erkundigt sich bei einem seiner Begleitung, wer und woher der Bauer sei?

„Herr," antwortet ihm einer der Henkersknechte, „es ist derselbe, den Du gestern aufhängen ließest."

„Was," spricht der erstaunte Polizeimeister, „ist denn der jüngste Tag erschienen, daß die Todten auferstehen?"

„Verzeihung, o Herr," erwiderte der Nachrichter, „Du hast mir befohlen, ihn zu hängen, aber nicht zu tödten. Und da habe ich ihn denn so gehängt, daß seine Füße den Boden berührten."

„Glücklicher Weise gefällt dieser Scherz dem Polizeimeister, er streicht sich seinen Bart und sagt: „Nu, nu, ich will mir für ein andermal diese Auslegung meiner Befehle merken und mich deutlicher ausdrücken, wenn wieder jemand gehängt werden soll. Höre, höre," wandte er sich darauf zu dem Bauern, „nimm Dich in Zukunft vor Abugoich in Acht!"

Diese Erzählung ergötzte sichtlich den Emir el Hadsch und die vier jungen Türken, welche um das Feuer herumlagen und Alle lobten den Nachrichter, daß er dem armen unschuldigen Bauern das Leben gerettet. Mahmud Achmet zog so gut wie damals Abugoich eine Lehre zwischen Hängen und Hören und nahm sich vor, wenn er auch in denselben Fall käme, sich deutlicher auszudrücken.

„Ja, ja, so trieb es der Polizeimeister, sowohl in der Stadt, wie auf dem platten Lande und da er in seinem Diensteifer sich Tag und Nacht keine Ruhe gönnte, so war man nie und nirgends sicher vor ihm. Er war oft so unvermuthet in die Bazars und Kaffeehäuser, daß man glaubte, er sei aus der Erde hervorgewachsen und die Leute hatten insgesammt eine so abergläubische Furcht vor ihm, daß sie ihren gewöhnlichen Spruch: „Wie Gott will," auf ihn abänderten und zu sagen pflegten: „Wie Gott und Abugoich will." Wenn die Sonne hinter dem Mokkatam hinab sank, zog er schlechte Kleider an, um sich unkenntlich zu machen, ja, er trieb dies oft so weit, daß er als Kameeltreiber ein altes Kameel nach sich zog oder als Wasserverkäufer mit den kupfernen Schalen so innig klapperte, wie alle seine Genossen im wirklichen Dienste. Mein Vater, der Prophet möge ihn im Paradiese belohnen, ist ihm im Innern einmal begegnet, wo er Melonen feil bot, und mein Vater, der an nichts Böses dachte, kaufte ihm eine dieser Früchte ab. Denkt Euch aber seinen Schrecken, als er auf einmal unter dem schmutzigen Turban das Gesicht des Polizeimeisters erkannte. Ihr könnt Euch denken, daß er hastig bezahlte und so rasch davon lief, als ihn nur seine Füße tragen mochten, denn mein Vater befürchtete, Abugoich möge ihn zurückhalten und auf eine seiner nächtlichen Streifereien mitnehmen, wie er es wohl zu thun pflegte.

Nun aber hatte sich der Polizeimeister das Umherstreifen in den Straßen, wann es ihm gut dünkte, so angewöhnt, daß er selbst in den zehn heiligen Nächten des Moharrems — was so viel heißt, als des ersten Monats im Jahr — kaum zu Hause bleiben konnte. Ihr

wißt wohl selbst, daß zu dieser Zeit jeder rechtgläubige und fromme Muselmann sorgfältig die Thür seines Hauses verschließt, so bald der Tag hinabgesunken ist, denn in diesen zehn Nächten dürfen die Genien, die Dschinns und Kobolde ihr Wesen frei auf der Erde treiben. Da kommen sie in großen Scharen aus den alten Pyramiden hervor, setzen sich auf den Spitzen derselben um und fliegen alsdann der Stadt zu, die ihnen am besten gefällt. Da sieht man die Genien auf ungeheuren Lotusblättern unter einem seltsamen Gesang den Nil hinabschwimmen, gewöhnlich bis nach Kairo, wo sie an einem einsamen Landungsplatz, der deshalb das Werft der Geister heißt, und wo sich um diese Zeit des Jahres kein anderer Nachen aufhält, landen. Die Kobolde steigen aus den Brunnen empor, tummeln sich auf den öffentlichen Plätzen und Straßen umher und necken oder helfen den Rechtgläubigen, je nachdem sie gelaunt sind, oder nachdem man sich gegen sie beträgt.

Ihr Alle, mit Ausnahme unseres Gastes da, seid noch zu jung, um von dergleichen Sachen viel erlebt zu haben. Auch seid Ihr überhaupt faul und träge, und legt Euch den Abend in die Ecke Eures Divans, ohne Euch um das zu bekümmern, was draußen vorgeht, weshalb Ihr nichts gesehen habt und also auch nichts glauben wollt. Ja, ja, ich sage Euch, in den Nächten gehen sonderbare Dinge vor. Alles ist still auf den Straßen, die Bazars sind geschlossen und die Lastthiere liegen in den Höfen und verzehren ihr ärmliches Futter, denn wie schon gesagt, man weiß, daß es heute nicht gut ist, sich draußen aufzuhalten. Da hört Ihr plötzlich das Klingeln von Schellen, wie sie die Lastthiere am Halse zu tragen pflegen, auf der Gasse, und Euch schlägt das Herz ängstlich, denn Ihr wißt, daß es die Dschinns sind, welche durch die Straßen ziehen. Trotz der Furcht, die Einen alsdann befällt, gibt es doch muthige und neugierige Leute, die ihre Hausthüren ein wenig öffnen, um zu sehen, was denn da draußen einherzieht. Da ist es denn gewöhnlich ein Maulthier, was mit Schellengeklingel des Weges daher kommt. Auf seinem Rücken liegt ein Packsattel, dessen beide Taschen mit etwas angefüllt sind.

Wer von Natur furchtsam ist, fährt bei diesem Anblick zurück und wendet sich mit einem Gebet an den Propheten; doch habe ich auch Leute gekannt, die nicht zurückgegangen sind, sondern die vielmehr auf die Straße hinaus und dem Maulthier in den Weg traten. Doch ist ihnen das gewöhnlich schlecht bekommen, denn wenn sie in die

Satteltasche hineintaten, so tauten sie in derselben die Köpfe von toten Menschen, die sie mit ihren verzerrten Gesichtern gar gräßlich anstaben. Wer aber in diesem Augenblick seine Fassung behielt und einen dieser Köpfe aus der Tasche herausnahm, der fand unter demselben einen Haufen Gold und Silber, womit er getrost seine Taschen anfüllen durfte.

Auch hört man in diesen Nächten, während man ruhig auf dem Divan liegt, das Klappern von kupfernen Schalen, wie es die Wasserträger zu machen pflegen und vernimmt plötzlich ein leises Klopfen an die Zimmertür, worauf eine Stimme draußen fragt: wohin man das Wasser schütten solle? Hat man nun in diesen Tagen die Vorschriften des Korans genau erfüllt, und viel Almosen an die Armen ausgeteilt, so darf man getrost sagen: „In den großen Krug!“ worauf man dies Gefäß am andern Morgen voll Gold- und Silbermünzen findet. Hat man aber nicht gelebt, wie es einem Rechtgläubigen zukommt, so findet man am andern Morgen das Gefäß mit Scherben angefüllt, die nicht aus dem Bazar der Gewürz- und Spezereikrämer herstammen.

Abugosch, von dem ich alle erzählen wollte, hatte nun um jene Zeit herum die Nachricht erhalten, daß eine Rotte Räuber, die auch den Versuch gemacht hatten, den großherrlichen Schatz zu plündern, sich verborgen in der Kalifenstadt aufhalte und war so sehr von der Begierde übermannt, diese Bösewichter zu entdecken, daß ihm nicht einfiel, wenigstens in den heiligen Nächten zu Hause zu bleiben, vielmehr faßte er die verwegene Absicht, als Wasserträger durch die Stadt zu wandeln, damit die Leute glauben sollten, auch er sei einer von den Dschinns, unter welcher Maske er gewiß in die verrätherischen Häuser eintreten zu können glaubte. Es war in der dritten Nacht, als sich Abugosch gehörig vermummt aus seinem Palaste stahl und seine Wanderung durch die Straßen begann. Er klapperte beständig mit seinen kupfernen Schalen und trat auch hie und da in ein Haus und bot sein Wasser an. Aber von Allen denen, die er befragte, wohin er das Wasser schütten solle? bekam er keine Antwort, wahrscheinlich weil die Leute furchtsam waren oder weil sie vielleicht die Vorschriften des Korans nicht genau befolgt hatten. So geht er weiter und sieht zu seinem Vergnügen, daß Leute, die hie und da aus Kaffee- oder Sorbethäusern herauskommen, vor ihm wie vor einem Gespenst die Flucht nehmen. Bald hat er die belebteren Stadtteile hinter sich und kommt

zu ärmlichen finsteren Gassen, die auf einen entlegenen, verfallenen Platz hinausführen, welcher noch heute der Platz der Diebe heißt.

Dieser ist auf drei Seiten von alten verfallenen Häusern umgeben und auf der vierten von einem zerbrochenen Mauerwerk, welches früher ein Gefängniß war, von dem noch ein Thurm stand, dessen graue Steine von einigen Sykomoren verdeckt wurden, die vor ihm standen. Die Häuser auf dem Platz waren meistens unbewohnt und dienten, wie es hieß, allerlei verdächtigem Gesindel zum Aufenthalt. Der ganze Platz hatte etwas Oedes und Unheimliches und selbst ohne den bösen Ruf, in welchem er bei dem Volke stand, würde sein bloßer, trostloser Anblick schon jeden rechtgläubigen Muselmann abgeschreckt haben, dorthin in der Nacht seine Schritte zu lenken. Aber noch obendrein in den Nächten, von denen ich erzähle, wo das Geisterreich auf die Erde schlüpft, um einige Zeit unter den Menschen zuzubringen, war es die größte Verwegenheit, ja eine Versuchung des Propheten, sich auf dem Diebsplatze aufzuhalten. In der Mitte desselben lagen mehrere Quadersteine mit eisernen Klammern versehen, denen man es ansah, daß sie früher zierlich zusammengefügt gewesen waren und eine regelmäßige Erhöhung gebildet hatten. Jetzt waren die Klammern ausgerissen, die Steinblöcke verwittert und zertrümmert und sie würden wohl schon längst ganz auseinander gefallen sein, wenn nicht ein großer steinerner Sarkophag, den sie früher getragen hatten, jetzt seinerseits durch seine Schwere die Steinblöcke zusammenhielt. Diesen Sarkophag nannte das Volk das Grab des Emir el Heb, welcher ein frommer Mann war, der in alten Zeiten gelebt und dem der Prophet eine solche Heiligkeit verliehen, daß, wenn er eine Karavane begleitete, die räuberischen Beduinen es nicht wagten, dieselbe anzugreifen. Ob nun der Platz, auf welchem der Sarkophag jetzt stand, schon früher der Diebsplatz hieß, und ob man den Heiligen hieher begrub, um die Spitzbuben zu verscheuchen, oder ob das räuberische Gesindel sich nach dem Tode des Heiligen, wo seine Heiligkeit vielleicht keine Kraft mehr hatte, um ihn zu verhöhnen, sich hier auf dem Platze zusammen fand, kann ich Euch nicht versichern, genug der Sarkophag war da und war dem Volk noch durch einen anderen Umstand sehr bekannt.

Es hieß nämlich, daß sich in der dritten der heiligen Nächte, also gerade in derjenigen, in welcher der Polizeimeister spazieren ging die Genien, nachdem sie ihre Runde durch die Stadt und auf dem

Klüſſe gemacht, hier zu verſammeln pflegten und zum Privatvergnügen unter Scherzen und Lachen einen großen Gemüſemarkt abhielten. Nur ſehr wenige Leute hatten je dieſem ſeltſamen Verkehr der Geiſter zugeſchaut und waren theils dadurch glücklich, theils aber auch unglücklich geworden. Denn wen ſein Weg zufällig hier in dieſe Gegend führte, und gerade in der Stunde, wo die Geiſter ſich mit Kaufen und Verkaufen beſchäftigten, der handelte äußerſt klug, wenn er mit dem Gruße des Friedens, ohne um ſich ſchauen oder ein Wort zu ſprechen, durch die Reihen ging. Wurde er alsdann von einem oder dem andern der Genien angerufen und ihm etwas zum Verkauf angeboten, ſo mußte er antworten: „O Herr, Dein Knecht iſt viel zu arm, um ſolche koſtbare Schätze zu erhandeln.“ Worauf ſich alsdann die Geiſter, denen dieſe Demuth gefiel, das Vergnügen machten, ihm von ihren Waaren lachend an den Kopf zu werfen. Wenn es ihm nun gelang, von dieſen Gurken, Melonen oder dergleichen Sachen, die auf ihn zuflogen, Einiges zu erhaſchen und in die Taſchen zu ſtecken, ſo fand er am anderen Morgen die Früchte in Gold und Silber verwandelt und war glücklich ſein Leben lang.

Wenn aber im andern Fall irgend ein naſeweiſer Geſelle zufällig in dieſer Nacht auf den Platz der Diebe kam und frech um ſich ſchaute, oder es ſogar wagte, die Geiſter, welche hier Markt hielten, durch Worte und Blicke zu beleidigen, ſo warfen ſie ihm ebenfalls unter Lachen und Grinſen allerhand Früchte an den Kopf, die ſich aber, wenn ſie ſein Geſicht und ſeinen Körper berührten, entweder zu allerlei Unrath verwandelten oder ſich, was noch ſchlimmer war, auf ſeinem Leibe feſtſetzten, und verſchiedene unangenehme Erhöhungen bildeten, die der arme Schalk dann ſein ganzes künftiges Leben mit herumſchleppen mußte.

All dieſe Geſchichten wußte aber der Polizeimeiſter ſo gut wie ich, doch er war ein Freigeiſt, der nicht an ſolche Sachen glaubte, und der vielmehr in ſeinem Argwohn dachte, die Leute, die ſich in der heiligen Nacht auf dem Diebsplatz zuſammenfänden, ſeien wirkliche Menſchen, wohl gar Diebe, die irgend ein ſtrafbares Unternehmen beabſichtigten. Mit dieſen Gedanken ſchritt er alſo auf dem Platz hin und her, und wenn ihm auch die Stille und Oede deſſelben gerade nicht heimlich vorkam, ſo griff er an ſeinen Dolch und an ſeine guten Piſtolen und überredete ſich, daß er's im Fall der Noth wohl mit Einigen aufnehmen könnte. Er ſetzte ſich auf die zerbrochenen Steine

an dem Sarkophage und blickte gedankenlos in die klare Nachtluft hinaus. Es war eine schöne Nacht und die Luft mit Wohlgerüchen geschwängert, die der Wind aus besseren Stadttheilen herführte, wo sich bei den Wohnungen der Vornehmen zahlreiche Orangegärten befanden. Diese Düfte sowie überhaupt die Stille und Einsamkeit, welche ihn umgab, machten den Polizeimeister nachdenkend und er sann zum ersten Mal in seinem Leben darüber nach, daß seine Stellung und sein Diensteifer ihm doch manche unangenehme Stunde verursachten. „Wie behaglich läg' ich jetzt auf meinem Divan," sprach Abugosch bei sich selber, wenn ich nicht gerade Polizeimeister des Kalifen Mustayba wäre." Er malte sich so lebhaft die Genüsse eines ruhigen Schlafes aus, daß er fast im Begriffe war aufzustehen und nach Hause zurückzugehen.

Hätte er nur dieser Stimme in seinem Herzen Gehör gegeben und den Diebsplatz verlassen, es wäre ihm wahrlich besser gewesen, und es wären ihm nicht so viele gräßliche Dinge passirt. Doch ich will meiner Erzählung nicht vorgreifen und versichere Euch also, daß in der harten Brust des Polizeimeisters diese feigen Gedanken, die er sich selbst machte, nur kurze Zeit die Oberhand behielten. Doch da er wohl über seinen Willen, nicht aber über seine Natur Herr war, so übermannte ihn der Schlaf und er legte den Kopf an den Sarkophag und nickte ein.

So mochte er ein paar Stunden geschlafen haben, und es war die Zeit, wo die Nachtluft kälter wird, und wo die Gazelle in der Wüste, von dem kühlen Winde angehaucht, den Kopf erhebt, um sich darauf noch tiefer in ihr Lager zu verbergen, indem es rings um sie noch dunkel ist und nur ein feiner, schwacher Streifen im Osten verkündet, daß in ein paar Stunden der Tag anbrechen werde, als Abugosch von einem seltsamen Gesumme und Gemurmel um ihn her erwachte und verwundert um sich blickte. Wie hatte sich der einsame stille Platz in der kurzen Zeit geändert! wo früher außer ihm keine lebende Seele gewesen war, da standen jetzt, wie an den öffentlichen Markttagen vor der großen Moschee hunderte von Verkäufern und plauderten lachend zusammen, während sie ihre Waaren austauschten.

Der Polizeimeister rieb sich die Augen und sah beschämt um sich, denn er glaubte nicht anders, als er habe die Nacht auf einem öffentlichen Platz geschlafen und sei jetzt am hellen Tage erwacht. Doch

überzeugte ihn gleich darauf ein Blick in den Mond, der eben hinter dem Gefängnißthurm verschwinden wollte, daß es noch völlig Nacht sei. Ueberrascht rieb er sich die Augen und stand von seinem Sitze auf, um sich die sonderbaren Verkäufer in der Nähe zu besehen. Diese sahen aber ganz aus wie gewöhnliche Menschen. Da waren Wasserträger mit ihren ziegenledernen Schläuchen und den kupfernen Schaalen, womit sie lustig klapperten. Dort drängte sich ein Scherbethverkäufer durch die Menge und er hatte auf dem großen hölzernen Teller, den er vor sich hielt, Scherbeth in allen möglichen Farben. Hier standen Pastetenbäcker und boten die schönsten Waaren feil. Dort kauerte eine ganze Reihe Gemüseverkäufer und ihre Körbe waren angefüllt mit dicken Kohlhäuptern, mit gelben Rüben, Artischoken und Bananen.

Eine Zeit lang blieb Abugosch an den Sarkophag gelehnt, und als er so gar nichts Unheimliches bei dem Treiben der Leute entdeckte, kam ihm plötzlich die Idee, als hielten die Leute hier bei nächtlicher Weile einen Markt, um den Kalifen wegen der üblichen Marktsteuer zu betrügen, eine Idee, die sein polizeiliches Herz aufs Aeußerste empörte.

„Wer gibt Euch hier die Erlaubniß zum Verkaufen?“ schnauzte er einen Wasserträger an, der ihm gerade nahe kam. Doch gab ihm dieser keine andere Antwort, als daß er eine entsetzliche Grimasse schnitt und ihn auf das Unverschämteste anginzte. „Hund von einem Wasserträger,“ schrie Abugosch und griff ihm nach der Kehle. Doch es war gerade, als hätte er nach einem Schatten gehascht, und der Wasserträger stieß ein gellendes Gelächter aus und schwebte den Markt dahin.

Ueberrascht und mit einer kleinen Anwandlung von Grüschrecken sah ihm der Polizeimeister nach; denn er bemerkte jetzt bei näherem Betrachten, daß sich sowohl der Wasserträger wie die ganze übrige Gesellschaft auf eine höchst seltsame Art von der Stelle bewegten: denn keiner ging so, wie es gewöhnliche Leute zu thun pflegen, indem sie kein Bein vor das andere setzten, sondern sie glitten über das Pflaster, und, wie man deutlich sah, ohne den Boden zu berühren.

Nach einigem Ueberlegen glaubte aber der Polizeimeister, der bleiche zitternde Schein des Mondes spiegle ihm etwas vor, und er wandte sich nach dem dichtesten Haufen der Verkäufer, wo er auf barsche Art dieselbe Frage that, wer ihnen die Erlaubniß gegeben hätte, hier bei der Nacht einen Markt zu halten. Doch bekam er auch hier keine Antwort, als ein gellendes Lachen, was ihm um so sonderbarer er-

ſchien, als er zu bemerken glaubte, daß ſelbſt die Gemüſe in den Körben darin einſtimmten, und leiſe kicherten. Entrüſtet ſtampfte er auf den Boden und war ſchon im Begriff, einen der Gemüſeverkäufer tüchtig beim Barte zu zupfen, als er, ſeine Blicke im Zorne umherwerfend, am Ende des Marktes einen alten Mann erſpähte, der auf einigen prächtigen Polſtern an der Erde ſaß und ruhig aus einer langen Pfeife rauchte.

„Aha,“ dachte Abugoſch, „dieſer Alte ſcheint mir der Vornehmſte dieſes Geſindels zu ſein und ich will mich an ihn wenden, um vielleicht über das räthſelhafte Treiben hier eine Auskunft zu erhalten.“ Er wandte ſich alſo von den Verkäufern ab und ging zu dem alten Manne hin.

Hätte Abugoſch in dieſem Augenblick hinter ſich geſehen, ſo würde er gar ſonderbare Dinge erblickt haben; denn die Kohlhäupter, gelbe Rüben und Artiſchoken in den Körben erhoben ſich plötzlich und flogen hinter ihm drein, doch ohne ihn zu berühren, denn wenn ſie faſt ſeinen Rücken oder Kopf erreicht hatten, ſo winkten die Verkäufer mit der Hand, wie man bei unartigen Kindern zu thun pflegt, um ſie von einem loſen Streiche abzuhalten, worauf denn alle wieder gehorſam in ihre Körbe zurückkehrten.

Der alte Mann, an welchen ſich nun der Polizeimeiſter wandte, ſaß, wie ſchon geſagt, auf weichem Divankiſſen und rauchte aus einer unendlich langen Pfeife. Es war ein ziemlich dicker Herr und ſein ernſtes Geſicht mit dem ſchneeweißen Bart, der wohl zwei Fuß lang war, hatte ſo etwas Ehrfurchtgebietendes, daß Abugoſch, als er vor ihm ſtand, es ſelbſt nicht wagte, mit böſen Worten loszubrechen, ſondern nur die Hand an den Turban legte, und ihn mit dem Gruße: Bismallah! — in Gottes Namen — anredete.

„Herr, Herr,“ fuhr der Polizeimeiſter fort, „es ſcheint mir, Du biſt der angeſehenſte und älteſte unter dieſen Leuten, vielleicht der Scheck dieſes handeltreibenden Stammes, und wirſt deshalb wohl die Güte haben und mir eine Auskunft ertheilen, ob es dieſen Leuten überhaupt erlaubt iſt, zu handeln, und warum ſie, ſtatt wie alle anderen Menſchen bei Tage, hier bei der Nacht ihr Weſen treiben?“

Auf dieſe Anrede hin nahm der Alte ſeine Pfeife aus dem Munde und verzog ſein ehrwürdiges Geſicht zu einer grinzenden Fratze von ſo ausnehmender Häßlichkeit und Lächerlichkeit, ſo daß Abugoſch drei Schritte zurücktrat. „Was,“ ſchrie er darauf, „auch Du, alter grauer

Sünder, gehst an der Spitze dieses gaunerischen Gesindels darauf aus, den Kalifen zu betrügen und seinen Diener zu verachten? Doch es soll Euch Allen schlecht bekommen!«

Jetzt hatte der alte Mann sein Gesicht wieder in die gehörige Ruhe gebracht und sagte mit ruhiger Stimme: »Hör Du, Abugosch, Polizeimeister des Kalifen Mustapha, mische Dich nicht in Sachen, die Dich nicht kümmern. Gehe ruhig Deines Weges, kehre in Deine Wohnung zurück und überlasse diesen Platz in der jetzigen Stunde uns, die wir Dir und Deinen Mitmenschen keinen Schaden zufügen. Ich warne Dich, Abugosch, mische Dich nicht in unser Treiben und entferne Dich!«

»Ha!« schrie der Polizeimeister, durch diese Entgegnung in Zorn gebracht, »das ist die rechte Art. Man soll wohl noch Gesindel Eures Schlags höflich darum bitten, daß es unser Einem erlaubt, seinen verbrecherischen Thaten zuzuschauen. Möcht Ihr sein, wer Ihr wollt, ich befehle Euch augenblicklich, diesen Platz zu verlassen, und Euch in Eure Wohnung zurückzuziehen.«

Jetzt grinzte der Alte wieder wie zuvor und blies dem überraschten Polizeimeister eine ganze Wolke Tabak in's Gesicht, der aber einen so scharfen, betäubenden Geruch hatte, daß er ein paar volle Minuten darnach husten mußte. Doch kaum hatte sich seine Brust wieder etwas beruhigt, als er in einen ungemessenen Zorn ausbrach und hinzusprang, um den alten Mann beim Barte zu fassen. Doch wie erstarrte er vor Schrecken, als er eben so, wie vorhin bei dem Wasserträger, in die leere Luft griff, obgleich der alte Mann seine zwei Schritte vor ihm saß und auch in derselben Stellung ihm blieb. Abugosch blickte erstaunt um sich und obgleich der Mond hinter dem alten Gemäuer herabgesunken war und den Platz in tiefe Dunkelheit hüllte, so konnte er doch die ganze Gesellschaft der Verkäufer genau überblicken und unterscheiden. Dabei war es ihm höchst auffallend und sonderbar, daß es aussah, als käme das Licht aus den Augen der Wesen selbst her, die um ihn herumstanden; denn alle ihre Blicke, die fest auf ihn gerichtet waren, schossen rothe, grüne, gelbe und weiße Blitze. Ferner sah der Polizeimeister zu seinem nicht geringen Schrecken, daß die menschlichen Gestalten immer näher auf ihn zurückten und es war nur bei dem Sarkophage eine kleine Oeffnung, wodurch er hätte entwischen können. Einige Augenblicke schwankte er auch zwischen dem Entschluß, eiligst davon zu gehen oder hier zu bleiben. Hätte er sich nur dies-

mal von seiner Furcht bemeistern und fortjagen lassen, es wäre ihm weit besser gewesen, aber so faßte er in seinen Gürtel, riß eine seiner Pistolen heraus und hielt sie dem alten Mann vor's Gesicht, wobei er ausrief: »Ungläubiger Hund! Du sagst mir entweder auf der Stelle, wer Du bist, und was diese Leute hier machen, oder ich schieße Dir meine Kugel durch Deinen alten verbrecherischen Kopf.«

Kaum hatte der alte Polizeimeister diese Worte ausgesprochen, als von allen Seiten ein lautes Gejauchze und höllisches Lachen ausbrach. Es brüllte hinter ihm, es lachte hoch in der Luft über seinem Kopfe und es kicherte zu seinen Füßen, bei welchen unheimlichen Ausdrücken der Freude, sich die Gestalten der Wesen, welche um ihn standen, noch obendrein auf eine höchst sonderbare und merkwürdige Weise verzerrten und verdrehten. Bald reckten sie sich und Beine, Leib und Arme wuchsen auf eine so unglaubliche Art in die Höhe, daß die Wesen mit ihren Köpfen bequem über die umstehenden Häuser hinwegschauen konnten. Andere wieder dehnten sich in die Breite, so daß sie aussahen, wie Schildkröten, die auf den Hinterbeinen umhertanzten. Dazwischen flogen die Artischoken und Kohlköpfe wieder in der Luft herum und lachten nicht nur unaufhörlich, sondern so oft sie bei Abugosch vorbeiflogen, sahen sie wie Menschenköpfe aus, deren Gesichter von einer erschrecklichen Lustigkeit verzerrt waren. Selbst der alte Mann, der vorhin so würdevoll da gesessen, brach in ein lautes schallendes Gelächter aus und blies dabei auf eine wahrhaft erschreckliche Art seinen Bauch und seinen Kopf auf. Dann sprang er auf seine Beine und nachdem er sich eine Zeit lang mit ungemeiner Schnelligkeit wie ein Kreisel herumgedreht hatte, fuhr er mit seinem Kopfe plötzlich dem armen Polizeimeister unter die Augen und warf ihm einen wahrhaft teuflischen Schielblick zu.

Abugosch stand da, anfänglich wie er selbst glaubte, vor Schrecken erstarrt, doch als er sich an seine gespenstigen Umgebungen ein Bischen gewöhnt hatte, und den Versuch machte, sich umzudrehen, denn es wandelte ihn jetzt doch die Lust an sich davon zu machen, weil er es als Polizeimeister des Kalifen doch gerade nicht für seine Pflicht hielt, sich mit Geistern und Kobolden abzugeben — fühlte er auf einmal, daß nicht der Schrecken, wohl aber eine unsichtbare Macht ihn an die Stelle, wo er stand, gefesselt hielt. Vergebens versuchte er, eine Bewegung zu machen, den Fuß vorzusetzen oder auch nur den Kopf zu drehen, es war ihm unmöglich, und das Traurigste hiebei war noch, daß ihm bei jedem Ver-

ſuch der Art, die Geſpenſter laut lachend angrinzten und ſich an ſeinen Bemühungen ergötzten, wie es unartige Knaben mit einem geſpießten Schmetterling zu machen pflegen.

Jetzt hatte ſich der alte Mann auf ſeinen Divan niedergeſetzt und ſeine vorige ruhige und ernſte Haltung wieder angenommen.

„Abugoſch,“ ſprach er mit lauter Stimme, „Du biſt uns verfallen! Was haſt Du in dieſen Nächten auf der Straße zu thun und warum drängſt Du Dich in unſere Zuſammenkünfte. Wenn auch jedes Weſen, das da lebt zwiſchen Himmel und Erde, ſo wie auf und in derſelben ſeine Pflicht thun muß, ſo iſt doch eine Ausübung derſelben zur Qual ſeiner Mitgeſchöpfe, wie Du es gethan, noch weit verwerflicher und ſtrafbarer als die Unterlaſſung derſelben. Abugoſch, ich habe Dich gewarnt, doch Du biſt nun nicht gefolgt. Was ging Dich unſer Treiben an? Kommen wir auch wohl des Nachts zu Euch und dringen in die Gemächer, um Euren Schlaf und Eure Träume zu ſtören? Nein, wir bleiben ſtill für uns, und wenn wir uns den Menſchen nähern, ſo geſchieht es gewöhnlich, um ihnen nach Verdienſt Gutes zu thun. Doch nicht einmal genug, daß Du uns hier beläſtigt und geſtört haſt, ſo biſt Du auch obendrein noch ſo weit gegangen, mit Deiner armſeligen Waffe uns verletzen zu wollen und für Alles dies wollen wir Dich nach Fug und Recht beſtrafen.“

Den Schluß dieſer Rede begrüßte das ganze Corps der Geiſter, die dicht umherſtanden, mit einem lauten Jauchzen und Alle murmelten durcheinander. „Ja beſtraft ſoll er werden! Er ſoll beſtraft werden!“

„Was meint Ihr, meine Freunde,“ fuhr der Alte fort, „ſollen wir ihn mitnehmen und tief unter der Erde anketten?“

„Nein, nein,“ heulten die Andern, „wir wollen ihn nicht unter uns haben; er würde uns gegenſeitig belauſchen und Einen an den Andern verrathen.“

„So wollen wir ihn hier oben laſſen,“ ſprach der alte Mann auf's Neue, „und ihn in ſeiner jetzigen Geſtalt zu Stein verwandeln, damit ſeine Mitgeſchöpfe ſehen, wie es einem Polizeimeiſter ergangen, der grauſam war, wie dieſer und zur Qual anderer Menſchen mehr als ſeine Pflicht gethan und als nöthig war.“

Einen Augenblick murmelten die Geiſter untereinander und endlich ſagte Einer: „Verwandle ihn nicht zu Stein, o Herr, denn der Stein iſt fühllos und kalt, und wenn dieſer hier wirklich beſtraft werden

ſoll, ſo muß er fühlen, was um ihn her vorgeht, er muß gezwungen ſein, unter den Menſchen zu leben, er muß ihre kleinen und großen Fehler ſehen, ohne dabei die Macht zu haben, wie ſonſt, grauſam und übermüthig aufzutreten. Deshalb, o Herr, verwandle ihn in ein Thier!"

„Ja, ja," jauchzte der ganze Chor, „in ein Thier muß er verwandelt werden und muß einen ſchlimmen Herrn haben, der ihn quält und martert, wie er ſeine Untergebenen gequält und gemartert hat."

„Ja, ſo ſoll es ſein," nahm der alte Mann wieder das Wort. „Du ſiehſt," wandte er ſich an Abugoſch, „daß wir gnädig mit Dir verfahren und Dir nicht das Leben nehmen. Wir wollen Dich nur zu Deinem eigenen Nutzen, zu Deiner Beſſerung in ein Thier verwandeln, damit Du ſchon hier auf Erden eine Zeit der Buße verlebſt und damit Dir der Prophet dereinſt Deine begangenen Sünden nicht ſo hoch anrechnen möge. „Meine Freunde," rief nun der Alte mit lauter Stimme, „was meint Ihr dazu, wenn wir den Polizeimeiſter in einen Eſel verwandelten?" Dieſer Vorſchlag ſchien den Geiſtern und Kobolden ſo überaus gerecht und paſſend, daß ſie in ein unerhörtes Jauchzen ausbrachen und in der Freude ihres Herzens die außerordentlichſten Dinge begingen. Einige ſprangen hoch in die Luft und zauſten ſich da oben zu ihrem Vergnügen eine Zeit lang herum, ehe ſie wieder herabfielen. Andere faßten ſich bei den Händen und drehten ſich wie raſend im Kreiſe um den Polizeimeiſter, der regungslos da ſtand und der, obgleich er wohl dieſe ſchrecklichen Verhandlungen über ſein zukünftiges Schickſal mit anhörte, doch nicht im Stande war, ein Glied ſeines Körpers zu regen.

„Wohlan denn," fuhr der alte Mann fort, „ſo ſei es denn, wie ich geſagt. Abugoſch, ich, jetzt Dein Herr, verwandle Dich in einen Eſel zur Strafe, für alle die überflüſſigen Quälereien, die Du an Deinen Mitgeſchöpfen verübt haſt." Darauf fügte der Alte noch einige ſchauerliche und ſeltſame Beſchwörungsworte bei, die ich Euch nicht wiederholen kann, die aber ſo kräftig waren, daß ſie die beabſichtigte Wirkung hatten; denn der Polizeimeiſter ließ ſich auf eine höchſt ſeltſame Art auf ſeine Hände nieder, ſein Geſicht wurde lang und ſpitz und ſeine Ohren verlängerten ſich mit ſolcher Gewalt, daß ſie ſeinen Turban vom Kopfe ſtießen. Kurz in weniger Zeit, als ich hier das erzählen kann, wurde aus Abugoſch, dem Polizeimeiſter des Kalifen Muſtapha, einer der ſtattlichſten Eſel, denn man nur ſehen konnte.

Doch ließ er seine Ohren betrübt herabhängen und stieß ein lautes ohren- und herzzerreißendes Geschrei aus, als die Geister nach einem Rundtanze, zu welchem selbst der alte Mann mitwirkte, und den sie um seine Person ausführten, mit lautem Gelächter nach allen Richtungen hin verschwanden. — — —

So erzählte der alte Mann am Wachtfeuer im Lager, und die Andern, worunter auch der Emir el Hadsch, horchten seiner merkwürdigen Erzählung vom Polizeimeister Abugosch mit dem lebhaftesten Interesse. Jetzt aber blickte der Alte an den Himmel hinauf, strich sich mit der Hand durch den langen Bart und meinte, es wäre wohl besser, wenn er für heute seine Erzählung unterbräche und Alle sich noch einige Stunden zur Ruh' begeben. Wenn auch die Andern anfangs dagegen protestirten, so fühlten sie doch bald an ihren schweren Augenlidern, daß sie nur die Geschichte des alten Mannes so lange wach gehalten und daß der Schlaf nicht ausbleiben würde, wenn sie sich jetzt in seine Arme würfen.

Der Emir erkundigte sich bei dem alten Mann, ob und wann er wohl morgen seine Erzählung wieder anfangen würde, und als ihm dieser die Stunde, auch den Theil des Lagers genannt, wo er zu finden sei, so schied der Emir el Hadsch mit dem Gruße des Friedens und begab sich in sein Gezelte, wo er bald entschlief und nicht eher wieder erwachte, als bis ihm der Lärm der Menschen, das Schreien der Kameele und Wiehern der Pferde laut genug verkündigte, der Tag sei angebrochen und die Karavane rüste sich zum Aufbruch. Bald setzte sich auch die Spitze derselben in Bewegung und vielleicht eine Stunde nachher war die gewaltige Menge von Menschen und Thieren in Bewegung und bedeckte wohl eine Stunde in der Länge die Hügel und Thäler der öden sandigen Wüste.

Während dem heutigen Marsche ritt der Emir auf einem Reitkameel häufig durch die Reihen, bald vorn an der Spitze, bald in der Mitte und bald bei den hintern Zügen der Karavane, wobei er sorgsam um sich spähte, ob er nicht den alten Mann entdecken könne, der ihn gestern Nacht so gut unterhalten. Aber vergebens, die Menge war so gewaltig, daß er Tage dazu gebraucht hätte, die kleinen Züge zu übersehen.

Von Sonnenaufgang zog die Karavane, indem sie nur hie und da einen kleinen Halt machte, um die Reihen, die sich auseinander zogen, wieder zu sammeln, bis Sonnenuntergang, wo bei einem kleinen Palm-

walde, in welchem ſich eine trinkbare Quelle befand, Halt gemacht wurde. Jetzt wurde abgepackt, durch einander geworfen, geſchrieen, gelärmt, gerade wie geſtern, und wer die Karavane von einem hohen Berge hätte anſehen können, würde ſie für ein buntfarbiges, tauſendfüßiges Thier gehalten haben, das, mit ſeinem Lagerplatze nicht recht zufrieden, ſich unruhig wendet und dreht, und ſehr langſam ein Glied nach dem andern auf dem Boden ausſtreckt. Jetzt ruht der bunte Kopf, und der Körper eine lange dichte Maſſe, ſenkt ſich ebenfalls zur Ruhe; doch iſt links und rechts an den äußeren Theilen noch Bewegung und es dauert lange, bis ſich Alles im Umkreis des Lagers nach den gehabten Strapatzen der Ruhe überläßt.

Jetzt erhob ſich der Emir el Hadſch wie geſtern von ſeinem Divan, warf das unſcheinbare Kleid über ſeinen ſeidenen Anzug, gebrauchte aber heute Abend, eh' er fortging, die Vorſicht, einen Beutel köſtlichen Tabaks in ſeinen Gürtel zu hängen, ſo wie eine Pfeife unter den Mantel zu nehmen. So gerüſtet ſchritt er in's Lager hinab und nachdem er eine Zeit lang umhergeſucht, fand er endlich den alten Mann mit ſeinen jungen Begleitern um ein Feuer ſitzen und Alle ſchienen ihn erwartet zu haben.

Der Alte wies ihm einen Platz neben ſich an und bot ihm eine Pfeife. Doch der Emir zog ſeine eigene unter dem Mantel hervor, und reichte ſeinen Tabak umher, worüber die Andern nicht wenig lachten, indem der Alte meinte, ſein Tabak würde ihm wohl in der vergangenen Nacht Kopfſchmerzen verurſacht haben. Dann wurden alle Pfeifen mit glühenden Kohlen aus dem Feuer angezündet, der Alte that einige mächtige Züge und nahm ſeine Erzählung von geſtern wieder auf.

Fortsetzung der Geschichte von Abugosch, dem Polizeimeister.

Ihr könnt Euch leicht vorstellen, in welch schrecklicher Verzweiflung der verwandelte Polizeimeister allein auf dem Diebsplatze zurückblieb, nachdem die Geister verschwunden. Anfänglich hielt er Alles für einen bösen Traum, aus dem er sich durch allerhand seltsame Bewegungen zu erwecken suchte. Doch vergebens wälzte er sich am Boden umher, vergebens rannte er mit dem Kopf gegen den Sarkophag und die umstehenden Häuser an, er war und blieb in einen Esel verwandelt. Er wollte seine Stimme zu einem inbrünstigen Gebete an den Propheten erheben, aber er konnte kein Wort hervorbringen. So oft er ansetzte, um den Anfang eines Gebetes zu beginnen, so oft schloß er auch den Mund gleich wieder, indem er weiter keinen Ton von sich geben konnte, als das gewöhnliche Geschrei eines Esels, was ihm früher nie so entsetzlich geklungen hatte, wie heute Morgen. Der Aermste war nahe daran, den Verstand zu verlieren. Bald schaute er mit einer wahren Jammermiene dem aufsteigenden Tag entgegen, bald drehte er sich wie rasend im Kreise umher, bis er erschöpft auf dem Boden niederfiel.

Hier blieb er eine Zeit lang in halber Besinnungslosigkeit liegen, und wurde erst wieder erweckt durch das Geräusch nahender Schritte. Da er sich einbildete, man sehe ihm deutlich den verwandelten Polizeimeister an, so überkam ihn eine gewaltige Scham; er sprang auf und lief geradezu, um sich in irgend einen Winkel des Platzes vor allen menschlichen Blicken zu verbergen. Doch da eben diese lächerliche Angst, erkannt zu werden, ihm fast alle Vernunft raubte, so schloß er die

Augen, indem er wie der Vogel Strauß dachte, daß, wenn er Niemand sehe, ihn Andere auch nicht sehen könnten.

So rannte er über den Platz hin, bis er sich plötzlich unter lautem Gelächter an einem Ohre gefaßt fühlte und so angehalten wurde. Jetzt riß er bestürzt seine Augen auf und sah sich von vier Kerlen umgeben, deren Anblick jedem rechtgläubigen Muselmann und besonders dem Polizeimeister den größten Abscheu einflößen mußte, denn daß es schlimme Gesellen, Diebe oder Räuber waren, deren einer den Abugosch beim Ohr festhielt, war leicht zu erkennen. Ihre Gesichter waren von Narben zerrissen und mit schwarzen ungekämmten Bärten bedeckt. Sie trugen weite grobe Hosen von rothem Zeug, dunkelfarbige abgerissene Jacken und jeder hatte im Gürtel eine Unzahl von Waffenstücken. Obendrein trug der eine in seiner Hand ein Brecheisen, der andere hatte einen langen Strick unter dem Arm und der, welcher das Ohr des armen Esels gefaßt hatte, hielt ihm spottend eine Papierlaterne vor die Augen, in welcher ein Strahl des Lichtes in den letzten Zügen flatterte. „Holla ho, guter Freund," schrie dieser und riß unsanft an seinem Ohr, „wem bist Du entlaufen und wo kommst Du her? Was treibst Du Dich in der Frühe allein auf dem Platze herum, alter Pastonadenblock? He!"

Bei diesen letzten Worten riß der Dieb den Polizeimeister stärker an seinem Ohr, worauf dieser, den eine solche Behandlung und obendrein von einem Spitzbuben sehr empörte, den Versuch machte, in den Arm zu beißen, der ihn am Kopf fest hielt. Doch hatte der unglückliche Abugosch nicht sobald diesen Versuch gemacht, als die beiden anderen ihn kräftig in die Rippen traten, wobei ihm der eine noch obendrein das Brecheisen um die Hinterbeine spielen ließ, so daß der Unglückliche vor Wuth und Schmerz in ein lautes Geheul ausbrach. „Willst Du das Maul halten, ungläubiger Hund," schrie der mit der Laterne, und riß einen langen scharfen Yatagan aus seinem Gürtel. „Willst Du Dein Geheul einstellen, oder ich schneide Dir augenblicklich den Hals ab? Verfluchtes Vieh!" welche letztere zarte Benennung von dem Andern mit dem Brecheisen durch einen neuen Fußstoß erklärt wurde.

„Hört," sagte der Dritte, der den Strick trug, „zu unserer großen Unternehmung auf morgen Nacht scheint mir dies hergelaufene Vieh wie ein Wink des Propheten zu sein, daß wir uns seiner bedienen

sollen, um die Schätze auf seinem Rücken besser fortzubringen. Deshalb wollen wir ihn gleich mitnehmen."

Auf diese Aussicht hin, den Spitzbuben als Lastträger bei einem verbrecherischen Unternehmen dienen zu sollen, machte der unglückliche Polizeimeister einen schwachen vergeblichen Versuch, seinen Peinigern zu entfliehen. Doch der Eine hatte auf dem Strick eine Schlinge gemacht, die er ihm um den Hals warf, und so mußte er folgen. Denn wenn er einen Augenblick widerstrebend stehen blieb, so zerrte der vorne an dem Strick und schnürte ihm fast die Gurgel zu, wobei noch obendrein die Andern ihn mit Faustschlägen und dem Brecheisen vorwärts trieben.

Ich weiß nicht genau zu sagen, ob ein Esel wirklich weinen kann, aber wenn dies der Fall ist, so weinte Abugoich an dem heutigen Morgen blutige Thränen.

Sie hatten jetzt den Platz verlassen und bogen in belebtere Straßen ein. Die Bazars waren schon alle geöffnet und voll betriebsamer Menschen, die an ihre verschiedenen Geschäfte gingen. Wohl versuchte es der arme Polizeimeister hier noch einige Male, den Witzvernünftigen zu spielen, indem er dachte, durch sein klägliches Gebrüll einige Leute aufmerksam zu machen und zu seiner Rettung herbeizuziehen. Doch weit gefehlt. Bei diesem häßlichen unharmonischen Geschrei blickten Alle, bei denen er vorbei kam, mit Zorn und Verachtung auf ihn, und anstatt auch nur eine Miene zu machen, um ihm zu helfen, ermunterte vielmehr Alles die drei Spitzbuben, noch diesem garstigen Vieh das Schreien zu vertreiben, wozu diese denn auch an Prügeln und Auftritten es nicht fehlen ließen.

Voller Betrübniß ließ Abugoich die Ohren hängen und gerieth fast in Verzweiflung, als er nun bei einem Palaste vorbei kam und den größten Theil seiner Diener und Sclaven vor dem Thore in Gruppen beisammen stehen sah. Alle schienen sich in Muthmaßungen zu ergehen, wo denn wohl ihr Herr geblieben sei, der in der Nacht nicht nach Hause gekommen. Ach, dachte der Polizeimeister bei sich, wenn ich nur jetzt diesen drei Spitzbuben entlaufen könnte, und mich in mein Haus flüchten! Wer weiß, ob mich nicht der alte Hassan verstehen würde, wenn ich ihm pantomimisch meine Leidensgeschichte erzählte! Wer weiß, ob er nicht einen Magier auftreiben könnte, der mich entzauberte. Diese Gedanken an eine Befreiung, die vielleicht doch noch möglich sei, übermannten den unglücklichen Esel dergestalt, daß

er sprang in der Verzweiflung mit solcher Kraft auf die Seite, daß der eine der Spitzbuben, welcher den Strick hielt, auf den Boden stürzte und die Schlinge fahren ließ. Abugosch benützte dies augenblicklich und sprang an das Thor seines Hauses gerade als der alte Hassan, auf den er seine Hoffnung gesetzt hatte, heraustrat. Doch o weh! So viel sagend auch die Bewegungen sein mochten, die er mit dem Kopf und den langen Ohren machte, und so sehr verständlich für einen Esel auch das Gebrüll sein mochte, das er dabei ausstieß, so war doch Alles vergebens, denn der alte Hassan schien auch nicht die entfernteste Ahnung zu haben, daß dieser Esel ein und dieselbe Person mit seinem Herrn, dem Polizeimeister sei. Vielmehr gerieth er in einen heftigen Zorn über den unverschämten Esel, so daß er eine lange Pfeife, aus welcher er rauchte, und die seinem Herrn gehörte, diesem selbst um die Ohren schlug. Auch hatten sich die drei Spitzbuben alsbald wieder bei ihm eingefunden und Ihr könnt mir glauben, daß ein Esel nie solche Prügel und Fußtritte erduldet hat, wie Abugosch von seinem Palaste an bis zu einem entlegenen Stadtviertel, wo die Diebe in einem kleinen Hause wohnten.

Hier wurde der Esel in einer schmutzigen Stube angebunden und nachdem ihm ein paar Handvoll Maiskörner vorgeworfen, legten sich die drei Spitzbuben hin und begannen die Müdigkeit, die sie sich wahrscheinlich in vergangener Nacht bei Ausübung ihres Handwerks geholt, zu verschlafen.

Nachdem sie fast so bis zum Mittag liegen geblieben waren, erhoben sie sich und Einer ging fort, um in dem Bazar die nöthigen Lebensmittel für alle drei zu holen. Dieser kehrte nach einer halben Stunde mit Lebensmitteln aller Art, so wie mit einer großen Flasche Tafelbranntwein versehen, zurück und schien sehr vergnügt zu sein.

„Beim Propheten!“ schrie er, indem er seinen Kopf auf den Boden warf, „ich bin doch gerade, als wenn uns Gott bei unserm Unternehmen heute Nacht alle mögliche Hülfe angedeihen ließe. Denkt Euch nur, was ich eben erfahren habe. Abugosch, der Polizeimeister, Gott möge ihn zehntausend Mal verdammen, hat sich gestern beim Einbruch der Nacht von seinem Hause entfernt und ist nicht zurückgekommen. Der Kalif, der wohl weiß, in welchem Schrecken und welcher Furcht alle ehrlichen Leute, wie wir, vor ihm sind, ist über sein Verschwinden sehr in Sorge, und hat auf allen Straßen den Befehl erlassen, ihm

augenblicklich anzuzeigen, so wie man nur eine Spur von dem Verlornen auffände."

„Ja, ja," meinte ein anderer von den drei Dieben, „das ist Alles sehr schön und gut; aber wer steht uns dafür, daß sich der verfluchte Spürhund nicht absichtlich versteckt hält, um uns zu belauern; denn wer kann wissen, ob er nicht schon einen Wink von unserm Unternehmen, das kaiserliche Schatzgewölbe zu bestehlen, bekommen hat."

„Ich meine auch, es ist schlimmer," setzte der Dritte hinzu, „daß man nicht weiß, wo er ist, als wenn er den ganzen Tag vor unsern Augen in der Stadt herumgelaufen wäre und man ihn genau beobachten konnte."

„Verflucht!" erwiderte jetzt der Erste, nachdem er einen großen Schluck aus einer Flasche gethan, „hätten wir nicht heute Morgen eben so gut auf den Polizeimeister stoßen können, als auf diesen erbärmlichen Esel!"

Bei diesen letzten Worten gab er dem armen Vieh, das mit gespitzten Ohren zuhörchte, einen überaus kräftigen Fußtritt.

„Ja," sagte der Andere und faßte ein Ohr des Esels, während er fürchterlich mit den Zähnen knirschte, „wenn ich mir so denke, daß Abugosch heute Morgen so gegen mich angerannt wäre, wie dies Vieh, da hättet Ihr meinen Yatagan sollen spielen sehen."

Als der verwandelte Polizeimeister von diesen Mordanschlägen auf seine Person hörte, dachte er das erste Mal seit seiner Verwandlung, daß es auch in der That besser sei, als Esel einige Fußtritte auszuhalten, als wenn er heute Morgen in Person diesen fürchterlichen Kerls begegnet wäre. Ich versichere Euch, er befand sich in einer wahrhaft schrecklichen Lage, und neben dem Gefühl, in ein Vieh verwandelt zu sein, mußte er mit anhören, wie die Diebe ganz ausführlich erzählten, auf welche Weise sie heute Nacht das Schatzgewölbe des Sultans auszuleeren gedächten. Doch er konnte gegen diesen Anschlag nichts ausrichten. Wenn er hörte, wie genau und sicher Alles angelegt war, so konnte er kaum begreifen, daß er als Polizeimeister nichts davon bemerkt habe.

Da hatte man die äußern und innern Wachen bestochen, und die Mauer zu dem Thurme, in welchem die Schätze verwahrt lagen, war schon seit einiger Zeit durchbrochen und die Steine nur lose wieder hineingesetzt, so daß man sie ohne viele Mühe wieder herausnehmen konnte.

Unterdeß sich die drei Spitzbuben mit Speise und Trank labten, schwand der Tag dahin und als es dunkel geworden war, wurde dreimal leise an die Thür geklopft, worauf die innen ein Zeichen gaben, und alsbald traten noch fünf bis sechs andere dieses Gelichters ein, und Alle blieben ungefähr bis gegen die Mitte der Nacht im Dunkeln beisammen, während sie sich die Zeit durch Erzählung allerlei Spitzbubenstreiche vertrieben. Dann erhoben sie sich, steckten in ihre Gürtel so viele Dolche, Pistolen, Messer, als dieselben nur fassen konnten und Einige nahmen Stricke, Andere Brecheisen zur Hand. Einer der drei Spitzbuben, die heute Morgen den Esel mitgenommen hatten, nahm einen starken Strick, den er dem Polizeimeister so fest um das Maul wand, daß es diesem unmöglich war, nur einen Laut von sich zu geben.

Darauf wurde der Rücken des Thieres mit einem großen Haufen Säcke beladen und Alle verließen das Haus.

Auf der Straße wankten sie sich, um kein Aufsehen zu erregen, nach verschiedenen Richtungen, so daß jedesmal nur zwei zusammen gingen. Man hatte dem Esel eine Schlinge um den Hals gethan und während ihn Einer ruhig nach sich zog, ging der Andere mit einem scharfen Messer hintendrein und prickelte ihm mit der Spitze immer auf den Rücken, so oft er eine Miene machte, stehen zu bleiben.

So zogen sie durch einen großen Theil der Stadt, durch eine Menge Straßen, die öd und still waren, denn Alles lag schon im tiefen Schlaf begraben. Bald erreichten sie den Nil und gingen an seinen Ufern dahin, worauf sie endlich den Palast des Kalifen vor sich liegen sahen.

Auch hier schien Alles wie ausgestorben zu sein und selbst die alten festen Thürme und Ringmauern schienen zu schlafen. Denn keines ihrer vielen Augen, nämlich kein einziges Fenster war erleuchtet. Vor einem kleinen Thürchen, das sich in der Mauer befand, hielten die beiden Spitzbuben mit dem Esel still und während der Eine die Schlinge um den Hals des Thieres an einen eisernen Ring festband, knüpfte ihm auch noch der Andere die Füße zusammen, damit er ja nicht entlaufen könne.

In kurzer Zeit fanden sich auch die übrigen Spitzbuben wieder ein und nun wurde mit einer Leichtigkeit, die den Polizeimeister in Erstaunen setzte, das Thürchen erbrochen und alle Spitzbuben bis auf einen, der bei dem Esel zurückblieb, schlichen leise und vorsichtig, jeder

mit einem Sack auf dem Rücken, durch das Pförtchen in das Innere des Palastes.

Wohl hatte der Polizeimeister in diesem wichtigen Augenblick große Lust gehabt, ein lautes Geschrei zu erheben und so die Wachen aufmerksam zu machen und herbeizuziehen. Doch schien der Spitzbube, den man bei ihm gelassen hatte, so etwas zu fürchten und hatte deshalb zur Vorsicht noch seine Hand in den Strick gesteckt, den man dem Giel um das Maul gelegt. Wie sehr aber flehte Abugosch zu Gott und dem Prophet, er möge doch das Werk dieser schändlichen Spitzbuben zu nichte werden lassen, er möge doch nur einer einzigen Wache die gehörige Aufmerksamkeit schenken, damit die Arbeit der Diebe unterbrochen würde. Doch umsonst! Es war, als läge ein tiefer Zauberschlaf auf allen Bewohnern des Kalifenpalastes, denn obgleich das Herausnehmen der Steine, so wie das Erbrechen der Kisten mit einigem Lärm verknüpft war, so drang er doch zu keinem menschlichen Ohr.

Armer Abugosch! Schon kehrten die Diebe mit ihren gefüllten Säcken zurück und luden sie auf den Rücken des Polizeimeisters, der auf diese Art gezwungen wurde, die Schätze seines Herrn, die doch mittelbar ebenfalls seiner Obhut anvertraut waren, für diese Spitzbuben fortzutragen. Ach, er hatte doppelt zu leiden, denn je größer die Last war, die sie auf ihn luden und die seinen Rücken fast niederdrückte, um so schwerer belastete sie auch sein Gewissen.

Die Diebe machten nun eilig die Stricke los, womit der Giel an die Mauer befestigt war, und schlugen von allen Seiten auf ihn los, um seinen Gang zu beschleunigen. Einigemal kam ihm hiebei der Gedanke, ob es nicht besser sei, wenn er sich zur Erde niederwerfe und keinen Schritt weiter vorwärts gehe. Doch war er alsdann überzeugt, daß sie ihn augenblicklich todtmachen würden, und dann jeder mit seinem Sack voll Kostbarkeiten davon ginge, weshalb er sein Schicksal ertrug und in stummer Verzweiflung einherschritt.

Bald gelangten sie an eine Reihe kleiner erbärmlicher Häuser, die halb verfallen waren, und meistens leer standen oder von armen Schmeleuten bewohnt wurden, welche, da diese Häuser mit ihren hinteren Seiten dicht an die Ufer des Nils stießen, hier die Nacht verbrachten. Vor einer dieser Hütten hielten die Diebe still, luden die Säcke ab und trugen sie hinein. Gar zu gern wäre Abugosch ihnen gefolgt, um zu sehen, wo sie denn eigentlich diese unermeßlichen Schätze be-

wahrten. Doch blieb derselbe Dieb, der ihn auch vorhin bewacht hatte, wieder bei ihm stehen, wobei er ihm ebenfalls wie vorhin das Maul zuhielt.

Nachdem die Diebe eine gute halbe Stunde in dem Hause geblieben waren, kehrten sie alle ohne die Säcke wieder zurück, nahmen den Gisel in die Mitte und berathschlagten, ob sie nicht nochmals in das Schatzgewölbe zurückkehren und eine neue Ladung holen sollten, eine unverschämte Habsucht, die der Gisel, trotz dem langjährigen Umgang, den er als Polizeimeister mit diesem Gesindel gepflogen, sich nicht hätte träumen lassen. Nein, dachte er bei sich selbst, ehe ich mich dazu hergebe, noch einmal diesen Hallunken die Schätze meines Herrn stehlen zu helfen, lieber will ich sterben; und nach diesem lobenswerthen Vorsatz blieb er auf der Stelle stehen und ging trotz Messerstichen und Fußtritten keinen Schritt vorwärts.

„Seht doch," sagte leise einer der Diebe, „dieses abscheuliche Thier; es wird uns durch seine Widerspenstigkeit gewiß noch verrathen."

„Ja," setzte ein Anderer hinzu, „er hat wahrscheinlich heute noch nichts zu fressen gekriegt," worauf einer der drei Spitzbuben, die ihn eingefangen, erwiderte, er verbäte sich dergleichen Anspielungen; er sei vielmehr auf das Beste abgefüttert und gepflegt worden.

„Nun, das ist eigentlich ganz gleich," meinte ein Anderer, „Ihr seht aber, daß er nicht mehr von der Stelle will, was fangen wir nun mit dem Thiere an?"

„Laß ihn laufen," sagte ein Dritter.

„Nein, nein," schrie dagegen einer der drei in vollem Zorn, „so soll er uns nicht entwischen. Hat uns dies boshafte Thier doch schon genug geärgert durch seine Faulheit und Widerspenstigkeit, und wenn es nicht mehr von der Stelle will, so soll mich nichts davon abhalten, ihm auf der Stelle den Hals abzuschneiden."

Aber auch trotz diesen Aeußerungen, daß es aller Wahrscheinlichkeit nach auf sein Leben abgesehen sei, blieb Abugosch halsstarrig und ging eher zurück als vorwärts.

„Ruhig, ruhig!" riefen jetzt plötzlich einige der Spitzbuben, „dort hinten sehe ich eine der nächtlichen Wachen des Sultans vorbeigehen. Seid still und gebt keinen Laut von Euch, damit wir uns nicht verrathen."

Die Diebe wandten sich eiligst in den dunkelsten Schatten der

Häuser und da sie den Esel hastig nach sich zogen, so entschlüpfte ihm bei dieser Gelegenheit der Strick vom Maule herunter und er konnte dasselbe wieder weit aufmachen, was er denn auch alsbald that, und ein weithin schallendes Geschrei vernehmen ließ. Doch konnte er nicht manchen Ton seines Liedes singen, denn die Spitzbuben waren sich in Wuth und Verzweiflung, daß er sie vielleicht verrathen hätte über ihn her, wobei ihm einige trotz seines wüthigen Umsichbeißens das Maul zuhielten und Andere ihn mit ihren Dolchen und Säbeln auf das Grausamste verletzten. Es war leider um ihn geschehen, denn der eine Dieb, der schon vorher für seinen Tod gestimmt, hieb ihm mit seinem scharfen Yatagan so in den Hals, daß das Blut stromweise heraus schoß. Dabei wurde es ihm ganz schwach auf den Beinen, er sank auf die Erde und der Tod zog ihm langsam seinen siebenfachen Schleier über das Gesicht, worauf die Spitzbuben eilig nach allen Richtungen hinflohen."

Hier schwieg der alte Mann und klopfte ruhig die Asche aus seiner Pfeife, um sich eine neue zu stopfen, während seine Zuhörer über das tragische Ende des Polizeimeisters sehr betreten waren und eine feierliche Stille beobachteten.

„Ja, ja," sagte der Emir el Harich, „so kann es Einem gehen, wenn man das Gebot der heiligen Nächte übertritt und zu vorwitzig ist, das geheimnißvolle Treiben der Geister schauen zu wollen. Es ist überhaupt ein Fehler der Polizei, daß sie sich oftmals in Sachen mischt, die sie nichts angehen. Ich erinnere mich ebenfalls dunkel, etwas von der Geschichte des Abugoich gehört zu haben; doch erzählte man damals seinen Tod minder tragisch und anders. Ich weiß nicht, ob Eure Geschichte schon zu Ende ist, und wenn dies nicht der Fall ist, so wünschen wir Alle gern den ferneren Verlauf derselben zu hören."

„Ja," sprach einer der jungen Leute, die um das Feuer lagen, „ich muß Euch versichern, es wäre mir lieb, wenn die Erzählung vom Polizeimeister noch nicht zu Ende wäre; denn wenn er sich auch viel hat zu Schulden kommen lassen, so ist doch ein solches Ende, ein solches Unglück, als Esel zu sterben, gar zu traurig," worauf auch die andern jungen Leute versicherten, daß es ihnen wirklich leid thun würde, wenn Abugoich in der That schon todt und gestorben sei.

Der alte Mann hatte sich eine neue Pfeife angesteckt und schien mit vielem Vergnügen zu hören, daß seine Erzählung allgemein ge-

fallen hatte, weshalb er sich denn auch freundlich lachend seinen Bart strich und auf alle diese Fragen den Bescheid gab, daß die Erzählung von dem Polizeimeister Abugosch noch nicht geendigt sei, sondern daß der Prophet sie vielmehr zu einem glücklichen Ende geführt habe.

Als sämmtliche Zuhörende auf diese Erklärung hin unzweideutige Zeichen ihrer Zufriedenheit an den Tag, oder besser gesagt, da es dunkel war, an die Nacht legten, so fuhr der Alte, wie folgt, zu erzählen fort:

„Wie lange der verwandelte Polizeimeister hier in seinem Blute gelegen, ist nicht genau anzugeben, doch so viel wissen wir, daß, als er erwachte, der Tag im Osten schwach aufzudämmern begann. Er blickte verwundert um sich, und da er sich der Vorgänge der vergangenen Nacht nur dunkel zu erinnern vermochte, so kam ihm das Ganze wie ein Traum vor, der in der That seltsam genug war. War es ihm doch gewesen, als sei er in einen Biel verwandelt worden.

Ganz richtig, er wußte noch genau, wie es ihm zu Muth gewesen war. Er griff an seinen Kopf und an der Stelle, wo sich jetzt ein Turban befand, hatten gestern allmächtig lange Ohren gewackelt. Seltsam, dachte Abugosch, wie der Mensch doch träumen kann! Er blickte um sich, und war sehr erfreut, daß das Dunkel der Nacht noch alle Gegenstände undeutlich machte; denn er befand sich in einer Lage, die sich für den Polizeimeister des Kalifen Mustarbha nicht schicken wollte. Vor sich sah er den Nil mit einer Reihe kleiner erbärmlicher Häuser und konnte unmöglich begreifen, wie er hieher gekommen sei. Ihm war es doch gerade, als sei er gestern Abend auf den Diebsplatz gegangen und habe sich auf den alten Sarkophag niedergesetzt, der sich dort befand. Jetzt lag er hier am Ufer des Stromes mitten auf der Straße und dabei fühlte er sich wie an allen Gliedern zerschlagen.

Langsam und mit Mühe raffte er sich auf und konnte kaum auf seinen Beinen stehen, sein ganzer Körper war gelähmt, und als er sich so von oben bis unten betrachtete und betastete, sah er zu seinem größten Schrecken, daß er einen dicken Strick um den Hals trug, dessen Ende er neben sich am Boden bemerkte. Eilig warf er diese Schlinge herab und hinkte dann in die Stadt hinein, um sich nach seinem Palaste zu begeben. Dort angekommen, öffnete er mit einem geheimen Schlüssel ein kleines Hinterpförtchen und schlüpfte ungesehen in sein inneres Gemach, wo er sich auf den Divan warf und alsbald in einen tiefen Schlaf verfiel.

Der Beherrscher der Gläubigen, Kalif Mustayba, Beschützer aller Künste und Wissenschaften, hatte in dieser denkwürdigen Nacht ebenso, wie sein unglücklicher Polizeimeister, einen seltsamen Traum gehabt, der ebenfalls leider sehr an die Wahrheit streifte. Ihm träumte nämlich, er spaziere im vollen kaiserlichen Staat an den Ufern des Nils, als er sich plötzlich von einer Schaar schwarzer Raben umringt sah, welche sich mit beispielloser Frechheit auf ihn herabließen und ihn Stück für Stück seines Schmuckes beraubten. Der eine hackte ihm die Agraffe des Turbans los, der andere nahm ihm den kostbaren Diamant, der seinen Mantel zusammenhielt, ein dritter die colossale Perle an seinem Säbelgriff, kurz alle plünderten ihn dergestalt, daß der Kalif in kurzer Zeit nichts Kostbares mehr an sich hatte und so wehrlos war, daß kein Jude einen Para für ihn gegeben hätte. Bei allem dem mußte er noch obendrein seinen Polizeimeister sehen, der, ohne ihm zu helfen, seltsam lachend um ihn herumtanzte und dabei ganz die Gestalt eines Affen hatte, welch letzterer Umstand dem Kalifen gerade nicht auffallend gewesen wäre, wenn er hätte schon selbst im wachenden Zustand bisweilen eine Aehnlichkeit zwischen Mensch und einem solchen Thiere zu bemerken geglaubt. Auch bekümmerte es ihn weit mehr, daß man ihn seiner Schätze beraubt, und als er deshalb am Morgen erwachte, ließ er sogleich seinen ersten Arzt rufen, dem er den Befehl ertheilte, ihm diesen Traum auszulegen.

„Beherrscher der Gläubigen," sprach der Hakim, „da es dem Lauf der Dinge nach unmöglich ist, daß Deine kaiserliche Allerhöchstheit etwas anders zu träumen im Stande ist, als was sich auf das Vergnügen und die Ehre Deiner großherrlichen Gnade bezieht, so wage ich es, vor Deinem erhabenen Angesicht der Meinung zu sein, daß Dir der Prophet durch diesen Traum habe kund und zu wissen thun wollen, daß, wenn auch aller falsche Glanz von Perlen und Edelsteinen von Dir entfernt würde, Du selbst als der Inbegriff alles Glanzes, aller Tugend und aller Ehre nur desto allerhöchst glänzender strahlen würdest."

Der Kalif, dem diese Auslegung ungemein gefiel, strich sich schmunzelnd seinen Bart und erwähnte darauf der seltsamen Gestalt, unter welcher er seinen Polizeimeister gesehen.

„Beherrscher der Gläubigen," sprach darauf der Hakim mit innerlichem Vergnügen weiter, denn es freute ihn, seinem guten Freunde, auf den er neidisch war, da er bei dem Kalifen in großer Gunst stand,

einen Hieb geben zu können. „Da ich ferner meine allerunterthänigste Meinung dahin auszusprechen wage, daß Deine bestechenden Augen selbst im Traume eine andere Person nur in ihrem wahren Lichte zu sehen im Stande sind, so vermuthe ich, daß der Chef Deiner Polizei, Abugosch —"

„Ich verstehe," lachte der Kalif lustig und lachte dabei so, daß ihm der Bauch wackelte. „Es ist wenigstens eine große Dummheit von meinem Polizeimeister, daß er so spurlos verschwunden ist, ohne mich vorher davon benachrichtigt zu haben."

Der Hakim beugte sich tief zur Erde und küßte den untersten Zipfel des großherrlichen Mantels.

„Ja, ja," fuhr der Kalif fort. „Deine Auslegung meines Traumes gefällt mir sehr, denn ich hatte schon anfänglich den sonderbaren Gedanken, als wolle mir der Prophet durch dies Gesicht anzeigen, daß es vielleicht einigen unsaubern Händen gefallen möge, meinen Schatz zu berauben; doch wäre eine solche Frechheit nicht denkbar; ich bin ganz mit Dir zufrieden und erlaube Dir den Schatzmeister aufzusuchen, damit er Dir eine kaiserliche Belohnung, bestehend in einem Ventel voll Piastern, auszahle."

Der Hakim verbeugte sich abermals so tief wie möglich und schwor bei dem Lichte seiner Augen, er wolle augenblicklich hingehen und den Schatzmeister aufsuchen, als plötzlich der Eintritt dieses Mannes selbst ihm diese Mühe ersparte.

Der Schatzmeister erschien unter der Thür des Gemachs mit verschobenem Turban, schreckenblassem Gesicht, wobei er der Hofetikette ganz zuwider die Hände hoch über seinem Haupte emporhielt. Der Mann war in der allergrößten Verwirrung und schien augenscheinlich durch eine unangenehme Nachricht in dem wichtigen Geschäft gestört worden zu sein, seinen Körper herauszuputzen; denn abgesehen davon, daß er an seinem linken Fuß einen gelben und an seinem rechten Fuß einen rothen Pantoffel trug, war auch sein Bart an der einen Seite glatt gekämmt und gefalbt, während auf der andern Seite das Haar lose umherflatterte.

„Verderben der Gläubigen," stöhnte der Schatzmeister und warf sich auf den Teppich des Gemachs vor dem Kalifen zu Füßen. „Allergroßmächtigster Herr!" schrie er. „Bei dem Barte meines Vaters und dem Schleier meiner Mutter! Dein Sclave ist unschuldig!"

Man kann sich leicht denken, daß bei dieser sonderbaren Anrede

der Kalif aus seiner behaglichen Ruhe empor fuhr und sich mit funkelnden Augen hastig nach diesem seltsamen Benehmen erkundigte.

„Herr,“ fuhr der Schatzmeister fort, „Herr, wende Deine Gnade nicht von mir, und vernimm die Schreckensbotschaft, daß in der heutigen Nacht Dein Schatz entsetzlich bestohlen wurde. Ja, großmächtigster Kalif, er wurde bestohlen, aber nicht durch die Nachlässigkeit Deines Sclaven, der wie immer auch gestern Nacht, wie das seine Schuldigkeit ist, Alles aufs Sorgfältigste verschloß. O Herr, man hat die Mauern des Thurms untergraben und auf diese Art Deinen Sclaven unglücklich gemacht.“

Der Kalif, der mit weit geöffnetem Munde und starren Augen diese Nachricht anhörte, schien etwas Weniges den Verstand verloren zu haben, denn anstatt, wie er sonst wohl gethan hätte, eine seiner Pistolen auf den Schatzmeister abzuschießen, faßte er plötzlich seinen ersten Hakim am Bart, der, vor Schrecken erstarrt, neben ihm stand, und schrie unter einem erschrecklichen Lachen: „Siehst Du, Freund Hakim, trefflicher Traumausleger! Die Raben, ja, die Raben, und sie haben doch meine Schätze gestohlen.“ Doch dieser letzte Gedanke brachte ihn plötzlich wieder zu sich. Er lehnte einen Augenblick wie nachdenkend in die Kissen zurück und dann befahl er, daß man dem Hakim auf der Stelle seine Belohnung auszahle. Doch ach, es war eine ganz andere, als wovon er früher gesprochen. Es erschienen nämlich zwei Sclaven, welche ihn auf den Rücken legten und ihm fünfhundert wohl gezählte Hiebe auf die Fußsohlen verabreichten.

Während der Kalif bei diesem Act der Gerechtigkeit etwas ruhiger zu werden schien, und sichtlich einen Trost darin fand, seine Wuth an einem eigentlich ganz Unschuldigen auslassen zu können, dankte der Schatzmeister, noch immer am Boden liegend, in einem inbrünstigen Gebete dem Propheten für dieses Zwischenspiel, indem er mit Gewißheit glaubte, daß durch diese ärztliche Hülfe sich doch wenigstens nicht der ganze Zorn des Kalifen über ihn vergießen würde. Aber er hatte sich dennoch in Etwas geirrt; denn als Mustapha ruhiger geworden war, befahl er, seinen Schatzmeister in ein tiefes sumpfiges Kerkerloch zu werfen, wo er so lange bleiben solle, bis man den Dieb entdeckt habe. Umsonst mochte der Unglückliche seine Unschuld versichern, ja, bei dem Barte des Propheten und bei seinen Augen schwören, es half ihm alles nichts, er wurde abgeführt und in einen unheimlichen Kerker gesteckt.

Nachdem man den Beherrscher der Gläubigen allein gelassen hatte, quälte er sich in Gedanken über den großen Verlust ab, der ihn betroffen, wobei er sehr nach seinem Polizeimeister Abugosch seufzte, den, wie er fest glaubte, die Diebe aus dem Wege geräumt hätten, ehe sie es gewagt, den kaiserlichen Palast zu bestehlen. »Ja, murmelte er vor sich hin, »wenn Abugosch da gewesen wäre, hätten es die Diebe gewiß nicht gewagt, ihre verbrecherischen Finger nach meinem Gute auszustrecken. Ich bin ein recht geschlagener Mann, der zugleich mit einem kostbaren Schatz auch den treusten seiner Diener verlieren mußte.«

So sprach der Kalif zu sich selber, als der Oberaufseher seines Harems, ein feister boshafter Neger, auf den Fußspitzen ins Gemach schlich und sich in der Ecke niederkauerte, bis es seinem Herrn und Gebieter gefallen würde, einen Blick auf ihn zu werfen.

»Ja, Hassan,« sprach der Kalif zu dem Eingetretenen,« es ist ein rechtes Unglück. Ich werde darauf bedacht sein müssen, einen neuen Polizeimeister zu ernennen. Weißt Du mir vielleicht jemand Taugliches dazu vorzuschlagen?«

Der Neger brach, statt aller Antwort, in ein leises Lachen aus, so daß seine weißen Zähne blendend hervorschimmerten, doch ohne daß es der Kalif bemerkte, denn er fuhr fort: »Ich weiß wohl, Hassan, daß Du und der Polizeimeister nie besondere Freunde waren; aber trotz allem dem mußt Du doch zugeben, daß der Verlust desselben für mich, besonders im jetzigen Augenblicke, unersetzlich ist.«

Statt aller Antwort grinzte der Neger noch häßlicher als zuvor, so daß es der Kalif bemerken mußte und der dann auch sogleich fragte, was diese Fratze zu bedeuten habe? worauf sich der Schwarze mit seinem Kopf bis auf den Teppich neigte und entgegnete: „Beherrscher der Gläubigen, Du siehst Deinen Sclaven verwundert ob der Rede, die allernierrigst derselbe so eben aus allerhöchst Deinem Munde vernommen hat. Sprach mein Gebieter nicht so eben von dem Verschwinden des Polizeimeisters? ein Umstand, von dem es mich sehr befremdet, daß höchst Dein Mund Erwähnung davon thut; denn es käme Deiner Weisheit doch wohl zu, von allen Dingen nur die reinste Wahrheit zu wissen.«

Der Kalif sah den Sprecher an, ohne im Augenblick zu wissen, was dieser mit seiner Rede eigentlich sagen wollte.

»Großmächtigster Kalif,« fuhr der Schwarze fort; „wer möchte denn wohl vor Dir alles Ernstes zu behaupten wagen, daß Dein

Polizeimeister Abugoich nicht zu finden wäre. Ich versichere Dich dagegen, daß er sich ruhig in seinem Palaste befindet — ruhig," setzte Hassan hinzu, „wenn ihm sein Gewissen dies zuläßt."

Nach diesen Worten schaute der Kalif aufmerksam den Neger an, und erkundigte sich mit strengen Worten, was dies Gerede zu bedeuten habe.

„Ja, Herr," fuhr Hassan fort, „man hat Dir schon gestern hinterbracht, daß Dein Polizeimeister nirgends zu finden sei, und das ist allerdings vollkommen wahr, denn er ist weder in der vorletzten Nacht, noch gestern, noch auch in der heutigen Nacht zu Hause gewesen. Verstehst Du mich, Kalif? Auch nicht in der heutigen Nacht, wo der Diebstahl an Deinem Schatze begangen wurde, doch man hat ihn heute Morgen von der Seite des Nils herschleichen sehen, ja, ich sage von der Seite Deines Palastes, wo der Einbruch geschehen, und darauf hat er sich in aller Stille und Heimlichkeit in seinen Palast begeben, ohne jedoch, wie es sich für einen treuen Beamten Deiner Hoheit geziemt, schon in der Frühe hierher zu eilen, um sich die geeigneten Maßregeln zu treffen, die verbrecherischen Diebe einzufangen."

So sehr auch der Kalif vor wenigen Augenblicken auf die Treue seines Polizeimeisters gebaut und von ihm gesprochen hatte, so war doch sein Gemüth von Natur viel zu argwöhnisch, als daß die allerlegen Reden, die Hassan eben geführt, nicht sogleich Wurzel geschlagen hätten und reich zu einer bösen Ernte gereift wären. Auch war der Schmerz um den Verlust seiner Schätze so groß, daß er in diesem Augenblicke, in der Hoffnung, dieselben wieder zu erlangen, Alles glaubte, was man ihm hierüber sagte. Er zog seine Augenbrauen finster zusammen und ließ sich die ganze Aussage des Negers nochmals wiederholen, worauf er eine kurze Zeit nachdenklich da saß und dann zwei seiner vertrautesten Mameluken mit dem Auftrage fortsandte, sich heimlich in den Palast des Polizeimeisters zu begeben und ihn nebenden Knies hierher zu bringen.

Während dieser Zeit lag Abugoich in festem Schlaf auf seinem Divan und freute sich sogar im Traum darüber, daß er kein Sklave geblieben, sondern wieder zum Menschen geworden war, als er plötzlich von einem Geräusch, das er neben sich zu hören glaubte, erwachte.

Er blickte um sich, doch jetzt war wieder Alles still und Niemand außer ihm im Gemach.

Abugoich rieb sich die Augen, und während er über die sonder-

vergangene Zeit nachdachte, begann ihm die verflossene Nacht mit ihrer schrecklichen Begebenheit in einzelnen Bildern vor sein Inneres zu treten. Er sprang eilig von seinem Divan auf in der Absicht, sich sogleich in den großherrlichen Palast zu begeben und dem Kalifen Mustapha seine ganz sonderbare Geschichte zu erzählen. Indem er sich so eilig erhob, fiel etwas, das sich in den dichten Haaren seines Bartes verborgen hatte, auf die Erde, und als er es aufhob, fand er, daß es einer jener kleinen goldenen Ringe sei, die mit einem unschätzbaren Talisman verziert, von dem Kalifen am Finger getragen worden und deren sich im Schatze des Sultans mehrere befanden. Jetzt begann er zu ahnen, daß die Geschichte, die er in der heutigen Nacht erlebt, in ihrer ganzen schrecklichen Ausdehnung wahr sein könne. Er hatte als Ziel die Schätze getragen, und es konnte wohl möglich sein, daß einer dieser Ringe aus dem Sacke gefallen und an ihm hängen geblieben sei; genug, er hielt den Ring in seiner Hand und betrachtete ihn eben aufmerksam, als er dasselbe Geräusch, das ihn vorhin aus dem Schlaf erweckt, jetzt zum zweiten Mal und deutlicher hinter einem der Thürvorhänge seines Gemachs hörte. Rasch wandte er seine Augen dahin, und wer beschreibt sein Erstaunen und seinen Schrecken, als plötzlich zwei Leibmameluken des Kalifen in das Gemach traten und ihm befahlen, augenblicklich zu folgen.

Abugosch hatte den Ring rasch in seinen Gürtel gesteckt, eine Bewegung, die aber einer der Mameluken bemerkte und das Kleinod triumphirend hervorzog. Umsonst bat der Polizeimeister, man möge ihm erlauben, doch wenigstens andere Kleider anzuziehen; denn in der That, sein jetziger Anzug befand sich sehr in Unordnung, der Turban war zerfetzt, der Kaftan beschmutzt und zerrissen, kurz Alles war in gar schlechtem Zustande. Doch die Mameluken thaten ihre Pflicht, setzten den Gefangenen vor dem Hause in eine Tragsänfte und brachten ihn nach dem kaiserlichen Palast.

Mustapha harrte mit Ungeduld ihrer Rückkehr entgegen und ließ den Polizeimeister sogleich vor sich bringen. Abugosch trat in das Gemach und ein Blick auf den Kalifen reichte hin, um ihm zu sagen, daß dieser sich in einer sehr schlechten Laune befand. Mit der einen Hand griff er in seinen vollen Bart und mit der anderen spielte er an seinem Säbelgriff.

„Dank sei dem Propheten," sprach Mustapha finster, „daß er uns einen solch treuen Diener, wie Du bist, wieder geschenkt hat.

Sprich, mein Sohn Abugosch, wo warst Du in der Zeit, die Du fern von meinem Palaste, so wie fern von meinem Hause zugebracht hast? Warum warst Du nicht bei der Hand, als man meinen Schatz bestohlen, oder," fuhr der Kalif fort, indem er den Gefangenen mit durchbohrendem Blick ansah, „warst Du vielleicht bei dem Einbruch zugegen? wenigstens spricht dieser Ring dafür, den ich hier in meiner Hand halte."

Nach dieser Anrede und dem hohnlächelnden Gesicht des Negers Hassan, der hinter seinem Herrn hervorsah, war der Polizeimeister gleich im Klaren, wie die Sache hier für ihn stände. Doch, da er sich keines Verbrechens bewußt war, so schaute er dem Kalifen ernst ins Gesicht, und sagte nach der üblichen Verbeugung: „Beherrscher der Gläubigen, Deine Weisheit hat geruht, einen schweren niederdrückenden Verdacht auf Deinen Sclaven zu werfen. Möge es mir aber dagegen erlaubt sein, Dir die wunderbare und seltsame Geschichte zu erzählen, die mit mir vorgegangen, während ich nicht das Glück hatte, Dein hohes Antlitz zu schauen."

Als Mustapha hiezu seine Erlaubniß ertheilt, begann Abugosch, und erzählte die Vorfälle auf dem Diebsplatz, wie er in einen Esel verwandelt worden und wie es ihm darauf ergangen; dann die Geschichte des Einbruchs in den kaiserlichen Schatz, Alles so genau wie möglich.

Der Kalif hatte aufmerksam zugelauscht, und wenn auch in jenen Zeiten die Genien und Kobolde öfters sichtbar ihr Spiel trieben, so war sein Herz doch zu sehr zum Argwohn geneigt, als daß er diesem seltsam klingenden Mährchen seinen vollen Glauben hätte schenken können. Deshalb schüttelte er sein Haupt und entgegnete: „Höre, Abugosch, ich bin von Deiner Klugheit zu sehr überzeugt, und das, was Du mir eben erzählst, klingt viel zu unwahrscheinlich, als daß ich nicht glauben sollte, Du habest es erfunden, um einen schweren Verdacht von Dir abzuwälzen. Doch es sei ferne von mir, Dich zu verdammen, ohne dir Gelegenheit zu geben, Deine Unschuld zu beweisen. Du sahst also in der verflossenen Nacht deutlich, in welches jener kleinen Häuser die Diebe meine Schätze getragen. Begib Dich daher sogleich mit einer zahlreichen Wache dorthin und suche die Säcke. Wenn Du sie alle wieder bringst, so will ich Dir Glauben schenken und es soll Dir eine große Belohnung nicht entgehen. Im anderen Falle aber werde ich der Welt zeigen, wie man einen Diener bestraft, der seinen Herrn bestiehlt?"

Was konnte der unglückliche Abu Gosch thun? So wie er seinen Herrn kannte, war er noch herzlich froh, daß ihm dieser nicht ohne Weiteres den Kopf vom Rumpfe hatte schneiden lassen, sondern ihm vielmehr einen Weg gezeigt, auf dem er allen Ernstes glaubte, seine Unschuld beweisen zu können. Er neigte seinen Kopf zur Erde und begab sich mit einer zahlreichen Wache an das Ufer des Nils, wo die kleinen Häuser standen. Hier fand er auch nach einigem Herumsuchen bald die Hütte, in welche die Spitzbuben die Säcke getragen hatten. Er stellte sich davor hin, besah sie von allen Seiten, um sich nicht zu irren, war aber bald fest überzeugt, daß in dieser und keiner andern die Schätze sein müßten. Nun ließ er das Haus sorgfältig von allen Seiten mit Wachen umstellen und ging es zuerst selbst, um nachzusehen, ob die Spitzbuben die Säcke nicht hinten irgendwo hätten herausbringen können. Doch war das unmöglich; denn an der anderen Seite der Hütte floß der Nil dicht vorbei, und wenn sich auch da eine Hinterthür befand, so führte dieselbe nur auf einen kleinen grabenartigen Einschnitt, den der Strom ins Haus machte und wo die armen Schiffer zur Nachtzeit ihre Kähne hineinzuziehen pflegten.

Nachdem die Wachen von allen Seiten das Haus umstellt hatten, begannen sie langsam einzutreten. Abugosch eilte rasch durch die Vorderthür ein paar Stufen hinab in ein ärmliches Gemach, wo sich aber nichts weniger als Säcke voll Schätze befanden. Hier war Alles leer und zerfallen. Jetzt drang man weiter ins Haus hinein und hatte es bald von oben bis unten auf das Genauste durchsucht, ohne das Geringste gefunden zu haben. Man kann sich leicht die Verzweiflung des armen Polizeimeisters denken, als er einsah, daß die Diebe wahrscheinlich schon am frühen Morgen hier gewesen seien und die Schätze fortgeschafft hätten.

Kaum eine unerhörte Frechheit; denn der Raub in der Schatzkammer während dieser Nacht war schon am frühen Morgen überall bekannt geworden und die Spitzbuben mußten doch fürchten, mit ihren Säcken angehalten und festgenommen zu werden. Aber was half es, daß Abugosch darüber nachgrübelte; die Säcke waren fort und nirgends zu finden.

In seiner Verzweiflung sah er einen der schrecklichsten Tode vor sich und klammerte sich deshalb an Alles fest, was ihm vielleicht noch Rettung geben konnte. „Vielleicht habe ich mich getäuscht,“ dachte er bei sich selbst, „und es ist das nebenstehende Haus gewesen“ — eine

Idee, die er sich so wahrscheinlich machte, daß er befahl, auch dieses alsbald durchzusuchen, was denn auch geschah, aber leider ohne mehr zu entdecken, als in der ersten Hütte.

Von Zeit zu Zeit schickte der Kalif einen Mameluken ab, um sich nach dem Erfolg dieser Haussuchungen zu erkundigen, und jeder dieser Boten trieb dem armen Abugosch des Angstschweißes mehr auf die Stirne.

Jetzt durchsuchte man auf gleiche Weise auch auf der anderen Seite das angränzende Haus, dann das zweite, dritte, Alles vergeblich, und wenn auch Abugosch auf diese Art sämmtliche Häuser der ganzen Reihe durchstöbern ließ, so sah er doch, so oft er bei dem ersten Hause, das man untersuchte, vorbei kam, daß dieses und kein anderes das rechte sei.

So war es Nachmittag geworden und die Sonne senkte sich schon stark gegen den Horizont, den Nil und die alte Kalifenstadt mit rothem feurigem Glanz bedeckend. Abugosch hatte noch einmal das erste Haus von oben bis unten durchsucht und stand an einer Hinterthür, die auf den Nil führte, in trübe quälende Gedanken versunken. Vor ihm lag der herrliche breite Strom, mit kleinen und großen Booten bedeckt, in welchen fröhliche Menschen saßen, die sich des schönen Abends freuten. Ach, sein schön bemalter und vergoldeter Nachen schaukelte leer und unbenützt vor der Terrasse seiner schönen Villa, die dort unten am Ufer des Stroms lag und deren glänzende Dächer er im Abendsonnenstrahl funkeln sah. Dort lag sein schöner Orangengarten mit Blumenfeldern und kleinen Wäldchen von dunklen Cypressen, sein Lieblingsaufenthalt, den er nie mehr betreten sollte. Er kannte seinen Herrn, den Kalifen Mustapha, zu gut, und wußte, daß die Nacht, die sich heute auf den Nil herabsenkte, für ihn zu einer ewigen werden würde, und daß er die Spitzen der Pyramiden drüben nie mehr in der Morgensonne glänzen sähe.

Die Schätze waren, wie schon gesagt, nicht zu finden, und der Beherrscher der Gläubigen war viel zu sehr über den Verlust seiner Kostbarkeiten empört, als daß er nicht sein Wort halten würde, und ihn eines schimpflichen Todes sterben lasse. Dieser letzte Gedanke, als gemeiner Dieb öffentlich hingerichtet zu werden, war dem Polizeimeister, der sich seiner Unschuld bewußt war, noch schrecklicher, als der Tod selbst, und als er den tiefen Fluß so schön zu seinen Füßen sah, kam ihm plötzlich der Gedanke, ob es nicht besser sei, sich da hinab-

zustürzen und seinem Leben freiwillig ein Ende zu machen, als in die Hand des Henkers zu fallen. Gedacht, gethan! Der arme Polizeimeister warf noch einen schmerzlichen Blick auf die Gegend ringsum, befahl seine Seele dem Propheten und sprang in den Nil, wo er auch alsbald untersank.

Ihr könnt Euch leicht denken, daß auf dies Geplätscher im Wasser die Wachen mit aller Hast herbeistürzten, denn sie sahen mit Schrecken die Absicht ihres hohen Gefangenen ein, und fürchteten, wenn sie ihn nicht lebendig überbrächten, für ihre eigenen Köpfe.

Man schrie nach Nachen, nach Leitern und Stricken und einige der Soldaten, die gut schwimmen konnten, machten schon Anstalt sich dem Polizeimeister nachzustürzen, als dieser plötzlich wieder auf der Oberfläche des Wassers erschien, und seinem Entschlusse, sich selbst das Leben zu nehmen, sehr entgegen, den Umstehenden laut zurief, sie sollten ihm einen Strick zuwerfen, was denn auch augenblicklich geschah.

Kaum hatte Abugosch das feste Land wieder betreten, als sich die Wachen augenblicklich seiner bemächtigen wollten; doch wehrte er sich mit Händen und Füßen, wobei er aber in die freudigen Worte ausbrach: „Da unten im Wasser liegen die Säcke!"

Gerade in diesem Augenblick kam der Kalif zu Pferde an das Ufer des Nil geritten, indem er sich mit eigenen Augen überzeugen wollte, ob man auch bei der Durchsuchung der Häuser mit der gehörigen Sorgfalt zu Werke gegangen. Er sah die Bewegung am Ufer und als er dicht herangekommen war, zog man gerade den ersten der Säcke, mit Gold und Edelsteinen angefüllt, aus dem Wasser, worüber Abugosch so entzückt und voll Freude war, daß er sich in seinen nassen Kleidern dem Kalifen zu Füßen warf und inbrünstig einen Zipfel der lang herabhängenden Schabracke küßte. Darnach erstattete er in kurzen Worten dem Kalifen einen Bericht ab und verschwieg nicht, daß er sich seiner Unschuld bewußt, lieber selbst das Leben habe nehmen wollen, als von der Hand des Henkers sterben, und daß er auf diese Art entdeckt, wie die listigen Diebe die Säcke sorgsam auf den Grund des Nils hinabgelassen.

Mustapha, sehr erfreut, seine Kostbarkeiten wieder zu haben, sprach den Polizeimeister augenblicklich von allem Verdachte frei und kehrte mit ihm in den Palast zurück. Hier ließ er ihm einen kost-

baren Ehrensäbel überreichen und Abugosch stand von diesem Vorfalle bis an's Ende seiner Tage in höchster Macht und Ansehen.

So schloß der alte Mann diese wahrhaft denkwürdige Geschichte, die dem Polizeimeister Abugosch begegnete.

„Und die mich außerordentlich ergötzt hat," setzte der Emir el Hadsch hinzu.

„Und mich," sagte einer der jungen Männer.

„Nur möchte ich wissen," entgegnete ein Dritter, „ob man von den Dieben nichts mehr gehört hat."

„Nicht das Geringste," sagte der alte Mann, „und so große Mühe sich auch Abugosch von der Zeit an gab, eine Spur von ihnen zu erhalten, so ist ihm das nie gelungen. Später hat er sich über diesen Vorfall mit weisen Männern berathen, welche sämmtlich der Meinung waren, daß jene Geister, die ihn verwandelten, später, um seine Strafe zu schärfen, ebenfalls die Rolle der Diebe übernommen hätten, alsdann aber, nachdem er genug gebüßt, ihm den Entschluß in die Seele legten, sich in den Nil zu stürzen und ihm auf diese Art wieder halfen."

„Ja, ja," sagte der Emir el Hadsch, „mir scheint dies am allerwahrscheinlichsten; denn man hat selten gehört, daß ein rechtgläubiger Muselmann aus freiem Antriebe den Vorsatz gefaßt hätte, sich selbst das Leben zu nehmen; ich würde mich lieber zehnmal köpfen lassen. Und dann," setzte der ehemalige Oberschatzmeister hinzu, „so verstockte böse Menschen es auch gibt, so ist das Verbrechen, den kaiserlichen Schatz zu bestehlen, doch unerhört und kommt wohl nie vor. Es muß Zauberei im Spiel gewesen sein."

Bei diesen Erzählungen und Gesprächen war es indessen spät geworden und ein leiser Wind, der über die Fläche dahin strich, erinnerte die Gesellschaft daran, daß es Zeit sei, sich noch einige Stunden zur Ruhe zu legen.

Den folgenden Tag hatte die Karavane einen längeren Marsch gemacht als gestern und es war deshalb schon spät geworden, ehe das Lager aufgeschlagen wurde und sich Menschen und Pferde zur Ruhe begeben konnten. Der Emir el Hadsch lag sehr ermüdet auf seinem Divan und so sehr ihn auch gestern die Erzählungen des alten Mannes belustigt hatten, so zog er es doch heute vor, in seinem Zelte zu bleiben und sich früher zur Ruhe zu legen. Auch hatte sich seine Tochter Zemire die Erlaubniß ausgebeten, ihn besuchen zu dürfen, und

kaum war die Nacht ganz hereingebrochen, und die Sclaven, welche die goldenen Lampen im Zelte des Emirs angesteckt, hatten sich eben zurückgezogen, als durch den bedeckten Gang, der die beiden großen Zelte vereinigte, die schöne nubische Türkin hereinschlüpfte, und sich zu dem Vater auf den Teppichen lagerte. Nachdem sie sich nach seinem Befinden erkundigt, begann sie von den Eindrücken zu erzählen, welche die Reise und die Karawane in den vergangenen Tagen auf ihr frisches Herz gemacht, und das wußte sie Alles so natürlich und lebendig vorzutragen, daß der alte Herr über die geringfügigsten Sachen laut lachen mußte. Auch hatte sie ihre Laute mitgebracht, und als sie nichts mehr zu erzählen wußte, griff sie in die Saiten und sang eines jener arabischen Lieder, die mit ihren glühenden, lebhaften Worten und der dazu passenden Tracht einen unwiderstehlichen Zauber auf das Menschenherz ausüben.

Emir Bundubar, der Held.

Sieh, es hebt sich leise der Schleier der Nacht und wallt empor goldgesäumt und ringsum lichter werdend. Strahlen zucken hindurch und im Osten hebt sich das Licht der Welt, goldig und mit allgewaltiger Liebe. Erde und Himmel küssend.

Doch mit doppelter Liebe begrüßt der erste Strahl der Sonne die weite, sandige Wüste, sein eigentliches Königreich, wo sie herrscht, hell glänzend und schön, furchtbar und majestätisch. Aber mit dreifacher Liebe küßt der Sonnenstrahl einen kleinen Flecken in dem gewaltig unendlichen Reiche des wehenden Sands, eine kleine Stelle, wo sein warmer Kuß schlanke grüne Palmen erstehen ließ und seines wehendes Gras, das jetzt in der Morgenstunde flüstert und sich freut, hier entstanden zu sein, hier mitten im gelben Sande, wo rings so weit der Blick reicht, kein anderer Halm grünt, keine Palme wankt, kein Wasser rieselt.

Doch es ist nicht allein das zierlich gefaltete Blätterdach, von den hohen, schlanken Stämmen getragen, welches die Sonne mit so dreifacher allgewaltiger Liebe bescheint, nein, es ist nicht die Oase allein.

Siehst Du dort unter den Palmbäumen die weiß und grünen Zelte, vor denen die hohen Lanzen emporragen, die Lanzen mit der harten eisernen Spitze? ach, das Herz ist hart und dürstet nach dem Blute der Menschen, und mit dem Gefieder von schwarzen wehenden Straußenfedern, die dem heißen Schatte seine Schnelligkeit geben, denn wie der Strauß vor dem wehenden Samum durch die Wüste hinjagt, so fliegt die Lanze in der Hand des Lagiren mit großerer Schnelligkeit weit voraus dem wallenden Burnus, im Schrecken der Feinde.

Es steht ein Zelt unter der dichten der Palmen, ein Zelt, weiß

wie Schnee auf den Bergen und grün, wie ein junges Reisfeld, und vor dem Eingange desselben lehnt eine Lanze, größer und schwerer, als alle übrigen. Und daneben steht ein Roß, weiß und grau gefleckt, wie der wilde Schwan. Sein Hals ist schlank, wie der Yatagan meines Vaters, unten stumpf und oben schneidig. Die vier Beine des Rosses sind dünn und biegsam und glänzen dabei wie die Klinge aus Damaskus. Der Rücken ist gerade und gerade ist der Schweif, so daß man nicht weiß, wo jener anfängt und dieser aufhört, und es nur ahnt, da, wo das seidene Haar länger wird, und im leichten Morgenwinde die Silberfäden spielen.

Und erst der Kopf dieses Pferdes, wie schön ist sein Gesicht, wie freundlich seine Stirn und glänzend seine Augen. Sollte man nicht glauben, es verzehre den ersten Strahl der Sonne, denn wie bläht es seine Nüstern, wie gierig blickt es ihm entgegen und wiehert laut das edle Roß.

Ja, es wiehert laut und seine Stimme klingt hell und rein, markdurchdringend. Ist es wohl im Stande, den Schläfer unter dem Zelte zu erwecken, dessen Schlaf so fest ist, daß ihn nicht das heisere Geheul des Schakals, nicht das Gekreisch eines Wüstengeiers zu unterbrechen im Stande war? O könnte dein Wiehern ihn doch erwecken, den edlen Emir el Haris, du treues Roß!

Aber er liegt ruhig in seinem Zelte, gen Morgen gewendet und hat die Hände über seine Brust gefaltet und hört nicht das Wiehern seines Rosses. Sein Herz verwelkte und stand still und das Blut, zunächst seinem Herzen, verwunderte sich und stockte ebenfalls. Dann lief es eilends zurück und raste durch alle Adern und sagte es jedem Gliede des Körpers an, daß das Herz des Emir el Haris still stehe und nicht mehr schlagen wolle. Und wie es so durch einander lief und berathschlagte, da schwellte ein schwerer Seufzer die Brust des Emirs, und er sah am fernen Horizonte zwei Engel aufsteigen, die schleppten hinter sich her eine lange schwarze Decke und überzogen Berg und Thal damit, so daß Alles ringsum schwarz ward. Nur in der Mitte dieser schwarzen Decke brannten in feurigen Buchstaben die Worte: Der Prophet wird gnädig sein dem Gerechten und ihn in's Paradies führen.

Dies las der sterbende Emir el Haris und seine Seele flog empor.

Sahst Du jemals die Sandwolke, wie sie sich in der weiten Wüste

erhebt, ein Schrecken der Karavane, aus dem trüglichen Spiel der Fata Morgana entwickelt sich das schreckliche Sandgespenst.

Die Palmen, die Du am Horizont zu sehen glaubtest, die duftenden Haine und zierlichen Gebäude verschwimmen in einander und Du verwunderst Dich, daß dort, wo Deine Phantasie vor wenig Augenblicken noch fließendes Wasser sah, jetzt gelbe Sandhügel emporwachsen.

Und wunderbarer! bewegen sich jene Hügel nicht — Pilger, denk an Dein Ende, ja, sie heben sich langsam empor, und der Himmel, der noch vorhin tief blau das Haupt der Gläubigen bedeckte, färbt sich dorthin stahlgrau und ist tief am Horizonte anzusehen, wie der glänzende Stahlpanzer des Sarazenen, wenn sich die Flammen einer brennenden Stadt auf ihm spiegeln.

Pilger, bedenke Dein Ende. Wird dort der Sand lebendig. Das ist ein Heben und Drängen in den Hügeln und man sollte glauben, es sei eine Schaar leidtragender Weiber, die dort wandeln, denn es flattert empor, wie gelbe ungeheure Schleier. Pilger, bedenke Dein Ende!

Das ist der Sandsturm. Ach, ein menschliches Auge, das ihn aufsteigen sieht, wird so ergriffen von dem gewaltigen Anblick, daß es auf dieser Welt nichts Anderes mehr erschauen kann. Pilger, bedenke Dein Ende!

Schon ist die Hälfte des Himmelsbogens gelb bezogen und es pfeift und saust von drüben her, wie des Meeres Wogen, wenn der Nordwind sie peitscht.

Und wie das hülflose Schiff auf dem unendlichen Ocean dahin flieht vor der Gewalt des Sturmes, so versucht es die Karavane eilenden Laufes, den heranflatternden Sandwogen zu entfliehen. Pilger, bedenke Dein Ende!

Hast Du jetzt Dein Ende bedacht, Pilger? Es wäre gut für Dein Seelenheil, denn im nächsten Augenblicke wirst Du nichts mehr zu denken haben.

Das schaumbedeckte Roß bleibt stehen und wendet sich gegen den Orkan. Was hilft sein Fliehen? Auch ist es muthiger als sein Herr, der in gräßlicher Angst den Burnus über sein Haupt zieht und vergebens Gott anruft, Gott und den Propheten.

Das geduldige Kameel legt sich nieder und drückt seinen Kopf in den Sand zu seinen Füßen. Sind vielleicht die Schmerzenstöne, die es ausstößt, eine flehende Bitte an den Sand des Bodens, er möge

ihn schützen gegen seine Brüder in den Zelten. — Jetzt rieselt es leise herab und die scharfen feinen Körner verursachen ein leises, melodisches Geräusch, ähnlich dem feinen Regen, der nach monatelangem Sonnenbrand Berg und Thal erfrischt.

Ach, dieser Regen erfrischt nicht. Er dringt mit unbeschreiblicher Gewalt durch jedes Kleid, und häuft sich langsam an auf Thiere und Menschen.

Vielleicht daß einige Tage später eine andere Karavane des Weges kommt und bei unförmlichen Sandhügeln vorbeizieht, nicht ahnend, was diese Riesengräber bergen, nicht ahnend, daß dort mancher liegt, dem alles Gold und Silber der Welt das Auge nicht füllen könnte, was nun eine Hand voll Sand getan.

Doch ich will Dir ja nicht singen von den Schrecknissen der Wüste, sondern von dem Leide des edlen Omir el Harib und von seiner edlen Witwe Rahab.

Ihr Herz war tief bei dem Lebenden und ihr Leid glich den gesegneten Feldern des Delta vor der Ernte, eine Flur, die der Omir mit Entzücken anschaute, ohne zu wissen, wie die gereifte Frucht sein würde. Ihr Antlitz glänzte hell, wie die Sonne auf dem gelben Sande der Wüste und ihre Blicke ruhten auf dem Omir mit Lust und Freude, wie die durstige Gazelle das Wasser anschaut, nachdem sie Tage lang, ohne zu trinken, umher geirrt.

Da starb der Omir, und wie der Sandsturm in der Wüste stieg am Horizonte der edlen Rahab der Gram auf und warf sich über sie. Ach, jedes Sandkorn tief ihr zu, sein Herz steht stille, sein Herz, das für dich schlug. Jedes einzelne Sandkorn war ein Schmerz, den kaum eine Menschenseele zu ertragen im Stande ist und über die arme Rahab fiel ein ganzer Sandsturm, und sie erlag ihm.

So lag sie in ihrem Zelte die edle Rahab, schön wie der junge Tag und lang ihr Gesicht in ihren Händen, ihr Gesicht, das unter dem Haar hervorsah, wie die weißen glänzenden Eier unter dem Flügel des schwarzen Straußes.

Sie vernahm das Stampfen des Pferdes und wie beim Gewitter zuweilen ein einziger Sonnenstrahl über die Gegend fährt, so zuckte ein lachender Gedanke durch die Nacht ihrer Seele. Ach, wenn er noch lebte! Doch er war tot, tot war der Omir el Harib, dessen Hand gegen Jedermann, jeder Jedermanns Hand gegen ihn war.

Ja, Jedermanns Hand war gegen ihn und wenn auch der kräf-

tigen Männer viele waren, die zu seinem Gezelte gehörten, so waren doch jetzt ihre Muskeln, sowie die Sehnen ihrer Pferde gelähmt, ihre Lanzen waren zerbrochen und ihre Schwerter ohne Schneiden; denn Emir el Hariß war todt. Wohl standen die Männer um das Gezelt, in welchem die edle Rabab lag und hatten in dem Schmerz, der auch sie erfaßt, ihren Turban gelöst und schleiften den langen faltigen Mantel auf der Erde nach. Ihre Kraft war zu schwach, sich vereint zu halten gegen die Stämme ihrer Feinde, die noch heute wie Heuschreckenschwärme über den jungen Mais auf sie stürzen würden, denn der Emir el Hariß war todt. Leb' wohl, edle Rabab! Gott möge Dich schützen und der Prophet! Der Feind wird sich Deiner erbarmen, da er Dich allein und wehrlos sieht. Doch was müßte Dein Loos sein, wenn der Todfeind Deines Mannes, Emir Tarim, Dich ergreift, nachdem wir ihm noch Viele der Seinen getödtet.

So war denn Rabab verlassen und Niemand mehr bei ihr, als das Kind, das sie unter ihrem Herzen trug. Da sank sie zurück auf ihr Lager in Betrübniß und Schmerz und der Engel des Traums streute bei ihr vorüber und berührte mit seinem rosenrothen Flügel ihr Auge, daß es fähig war zu schauen in eine andre Welt. Sie blickte in das Paradies, wo der Baum des Todes stand, an dessen Zweigen die Menschenleben hängen. Sie sah wie ihn der Wille des Propheten erschütterte und wie der Winde unzählige davonflogen in den Arm des Todes, Kinder und Jünglinge, Jungfrauen und Greise.

Aber mit Schrecken und Zittern sah sie auch ihr eigenes Leben locker an einem Zweig hängen, und es hatte so lose, daß man fürchten mußte, der nächste Augenblick werde es herabwerfen. Ach, aber der Tod stand ihr nahe bevor, nahe vor ihren Augen wogte sie ihre schreckliche Stunde, ein furchtbar tobendes schwarzes Meer, in dessen Fluthen sie stürzen sollte, ohne zu wissen, ob der Hauch der Gnade aus dem Munde des Propheten sie wie ein welkes Rosenblatt über die Wellen an ein glückliches Gestade treiben werde, oder ob sie untersinke zur ewigen Verdammniß. Doch neben dem Faden, an dem ihr eigenes Leben hing, schwellte eine Knospe, die noch verhüllt ein neues Leben trug, eine Knospe, die neue Kraft und Gesundheit athmend traf an dem Baume des Lebens sich.

Die Knospe war anzuschauen, wie das rosige Gewölk, das vor der Sonne am östlichen Himmel aufsteigt und schon von den ersten Strahlen durchwebt und vergoldet ist. Wie die Wolke, die weit voran

fliegt und es der Erde anfagt, daß ein schöner Tag anbrechen wird, aber ein Tag, an dem die Luft nicht ruhig über die Gefilde dahin zieht, sondern ein Tag, an dem der Wind sich aufmacht und gewaltig über die Gebirge daher braust, ein Schrecken der Thalbewohner und der Meerdurchschiffenden.

O diese Knospe, sie war schön und lieblich anzusehen. Und die Mutter sah im Traum das Bild ihres Sohnes, wie es langsam emportauchte, gleich der glänzenden Sonne aus dem Rosengewölk, mit trutzigen Strahlen, dorthin Segen bringend, wie der Sonnenschein, der die junge Saat hervorlockt, dorthin Entsetzen verbreitend, wie die glühenden Strahlen, die in der Wüste die Brunnen der Karavanen vertrocknen, aber gesehen und angestaunt von der ganzen Welt.

O arme Rahab, betenke Dein Ende. Als sie von ihrem schweren Traum erwachte, die Gemahlin des Emir el Haris, war es still um sie her und sie hörte kein Wiehern der Rosse, kein Klirren der Schwerter; aber jetzt bog eine schwarze Hand den Zeltvorhang empor, es war Abdallah, der Neger des Emirs, der zurückgeblieben war und zu ihr sprach: Auf Rahab, folge mir, ich bringe Dich sicher zu der Oase al Khasin, die sich glänzend und duftend weit hinter jenen Bergen im unermeßlichen Sande ausbreitet, und wo die grünen Zelte stehen, unter denen Dein Vater und Deine Brüder lagern.

Und Rahab folgte ihm, nachdenkend und traurig und doch blickte unter dem schwarzen Schleier ihres Grams ihr inneres Auge freudig und bonnte den Himmel, denn sie dachte an ihren Traum.

So zogen sie dahin und Tag und Nacht wechselte einige Mal über ihren Häuptern.

War die arme Rahab froh, einen Führer gefunden zu haben durch die Wüste, und folgte sie dem Sklaven gern und willig, wie das Schiff dem kundigen Lotsen? Nein, sie fühlte sich verlassener, als je, denn in dem glänzenden schwarzen Auge des Negers stieg eine Flamme auf, die ihr letztes Glück, ihre Ruhe zu verzehren drohte. Sieh, Rahab, sprach der Neger, wohl hatte ich es für möglich, den Weg zur Oase al Khasin zu finden, doch wo ist der Mensch, der sich nicht irrt? Schaue zu Deinen Füßen in den Sand, wie er glatt und ohne Pfad ist, voll feiner Wellen, die der Morgenwind in seine bewegliche Fläche gezeichnet. Doch sehe ich rechts und links neben uns die Spuren von zahlreichen Gazellenheerden. Auch scheint es mir, daß in der Ferne dort zwischen den Hügeln die Krone einer Palme hervorblickt, wenn es

aber nicht al Khasin wäre, wenn es die Oase eines feindlichen Stammes wäre, würde ich dort mit Dir einziehen dürfen und zu dem Emir sprechen: Sieh Herr, dies ist die Wittwe Deines Todfeindes el Harid, dürfte ich vielmehr sagen, Du seist mein Weib Rabab? Dürfte ich sprechen: Sieh, Herr, als der letzte Tag sein Auge schloß und uns nicht mehr ansah, fanden wir uns getrennt von der Karawane und ritten bis zu Dir, gib uns ein gemeinschaftliches Zelt.

Rabab dachte an ihren nahen Tod und an ihren Traum.

O Rabab, fuhr der Sclave fort, glaube nicht, daß mich die Treue zu meinem ehemaligen Herrn zurückhält, nein, es ist ein anderes Gefühl, das mich vermochte, mein Leben Deiner Rettung zu opfern. Ich liebe Dich, Rabab, sieh, ich nehme mein Leben und mein Herz in die rechte Hand und will es zu Deinen Füßen ausbreiten, daß Du fernerhin darauf wandeln mögest, sanft und angenehm, wie auf dem Teppich von Kaschemir und mit der anderen Hand zeige ich dort nach jener Palme, indem ich Dir sage: dort lagert der Leichnam Deines Mannes, Emir Dahim. Wähle denn, Rabab, zwischen mir und dem Tode.

Rabab sinkt nieder in den Sand der Wüste und während Schrecken und Abscheu ihre Seele erfüllt, durchrieselt ihr Mark und Bein ein anderer furchtbarer Schmerz. Sie bittet den Sclaven, bei Seite zu gehen und einen Trunk Wasser zu holen, dann soll er ihre Antwort wissen.

Jetzt ist sie allein und wie sich draußen die Sonne zur Erde neigt, so fühlt sie auch, daß das Ende ihres Lebens kommt. Seltsam geformte Wolken wanken um die sinkende Sonne und werfen lange Schatten bis zu ihren Füßen. Dazwischen durch brechen die letzten Strahlen des Gestirns und glänzen auf dem Sande und auf den kleinen funkelnden Steinen in demselben. Da liegt die edle Rabab wie von einem überirdischen Schein umgeben. Licht und Schatten brechen sie und bilden ein glänzendes Gezelt um sie her.

Sie hat einen Sohn geboren und denkt an ihren nahen Tod und an ihren Traum. Sie bindet dem Knaben ein Amulet um den Hals, das sie bei sich trug, wickelt ihn in ihren langen flatternden Schleier und legt ihn an die Brust.

Was soll ich Dir sagen, was nun geschah, als der Sclave zurückkam? Greif in Dein eigen Herz und es wird Dir sagen, welche Antwort Rabab dem Neger gab, als er seinen verbrecherischen Antrag wiederholte.

Da sank die Sonne plötzlich hinab und nahm die Strahlen, welche

auf der Ebene ausgebreitet lagen, alle mit sich, alle himmlischen Strahlen, sag' ich Dir. Ach, die Seele der edlen Rahab war auch ein reiner fleckenloser Strahl und sie verließ den Körper und floh mit ihren Schwestern dem ewigen Lichte zu.

Auch die Schatten sieben, die das Licht hervorgebracht, der schwarze finstere Schatten und der Sklave wandte sein Antlitz und schüttelte eilenden Laufes den Staub von seinen Füßen. —

Was wir hier mit einfachen Worten gegeben, sang die schöne Zemire ihrem Vater in einer süßeren melancholischen Weise, aber mit der Kraft und Glut, die den Orientalen so eigen ist. Wo das Wort des Dichters nicht ausreichte, vervollkommnete sie ein unklares Bild durch einen Blick, durch einen zum Herzen dringenden Ton, durch eine neue ergreifende Wendung der Melodie.

Als sie geendet, legte sie das Instrument bei Seite und plauderte noch eine Weile mit dem Emir, und da es jetzt spät geworden war, wünschte sie dem Vater gute Nacht und zog sich in ihre Gemächer zurück. Auch der alte Herr setzte seinen Turban und legte sich zum Schlafe auf die Kissen des Divans.

Hassan der Neger, der nun seit jenem Vorfalle im Hofe des Emirs zu Kairo fast gänzlich aus den Augen verloren haben, hatte den Pilgerzug nach Mekka, wie wir auch schon früher vernommen, mit großem Unwillen angetreten. Wenn er den Tag über auf seinem Maultiere saß und dem Zuge folgte, so machte er sich neben dem unangenehmen Gedanken an die Gefahren, die ihn unterwegs betreffen konnten, auch allerlei Ärger über jenen Kameeltreiber, mit dem er damals im Hofe angestanden hatte. Wenn er sich auch insgeheim ärgerte, daß er damals seine körperliche Züchtigung zu Teil werden ließ, so schwebte ihm doch in solchen Augenblicken immer das ausdrucksvolle Gesicht des jungen Mannes vor mit den hellem glühenden Augen, die ihm eine gewisse Furcht eingeflößt. Sehr häufig ritt Hassan durch die Reihen und spähte nach dem Kameeltreiber, hatte ihn aber nicht wiedersehen, nur einmal in der ersten Nacht nach dem Aufbruche war es ihm, als erkenne er die Gestalt des jungen Mannes. Als in jener Nacht nämlich der Emir El Hadschi das Zelt verließ, hatte der Neger sich draußen auf ein Polster niedergelassen und rauchte behaglich seine lange Wasserpfeife. Da hörte er plötzlich hinter dem Zelte, in welchem der Emirs Tochter Zemire wohnte, die leisen Töne einer Laute, auf welcher eine geübte Hand eine arabische Melo-

die spielte. Darauf fiel eine kräftige Männerstimme ein und sang ein Lied dazu. Anfänglich hatte Hassan nicht so sehr darauf geachtet, indem er glaubte, eine der Wachen vertriebe sich mit Musik die Zeit. Doch plötzlich kam es ihm vor, als habe er die Stimme schon einmal gehört, und als er noch darüber nachdachte, trat plötzlich das Bild jenes jungen Kameeltreibers lebhaft vor seine Erinnerung. Eilig erhob sich nun der Schwarze von seinem Kissen und schlich um die Zelte herum. Da sah er im Mondschein einen Mann sitzen, der die Laute spielte und in dem er augenblicklich jenen Kameeltreiber wieder erkannte. Dieser hatte gerade sein Lied beendigt und fuhr zum Schluß leicht mit der Hand über die Saiten, daß es klang wie leise Seufzer. Dann stand er langsam auf, schwang sich auf sein Pferd, das frei hinter ihm stand und jagte davon.

Hassan stand da und schaute ihm kopfschüttelnd nach. Was mochte der Mensch hier wollen? Wem galt das Lied, das er gesungen hatte? Der Schwarze zerbrach sich den Kopf, ohne auf einen Gedanken zu kommen, der ihm glaublich erschien; doch ärgerte er sich nicht wenig, daß jener freche Mensch es gewagt, hier in der Nähe des Emirs und der Herrin sein Lied ertönen zu lassen.

Seit jenem Abend hatte Hassan beständig Acht gegeben, ob der Kameeltreiber nicht wieder kommen würde, aber vergebens. Nun lag er heute Nacht in seinem Zelte, nachdem Zemire [illegible] und hing diesen Gedanken nach, als er plötzlich durch die stille Nacht den Klang einer Laute hörte. Hassan richtete sich empor und vernahm dieselbe Stimme wie das erste Mal, die Stimme jenes jungen Mannes, der ein Lied sang, worin er von den Qualen und Schmerzen der Liebe sprach.

Da sprang der Neger von seinem Lager auf, nahm einen Stock zur Hand und trat hinaus vor das Zelt. Wirklich war der junge Kameeltreiber wieder da. Er lehnte sich an sein Pferd, das hinter ihm stand, spielte auf seiner Laute und sang dazu. Der Haushofmeister, der die Kränkung im Bade damals gewiß nicht vergessen hatte, fühlte sich hier in seinem vollen Recht, und da er auch um das Zelt herum die Mameluken auf und abgehen sah, die den Emir bewachten, so nahm er allen seinen Mut zusammen, und trat zu dem jungen Manne mit der barschen Frage, was er hier wolle. Dieser sah auf seinen Träumereien auf und warf dem Neger einen nicht weniger

als freundschaftlichen Blick zu, so daß dieser bestürzt einen Schritt zurück trat.

„Höre, guter Freund," sagte der Kameeltreiber, „Du bist mir schon einige Mal in den Weg gekommen, und ich möchte Dir den Rath geben, Dich nicht in Sachen zu mischen, die Dich nichts angehen. Was willst Du von mir?"

Bei diesen letzten Worten griff der junge Mann mit der Hand in den Gürtel und faßte den Griff seines Dolches.

„Wer gibt Dir denn die Erlaubniß, hier bei den Gezelten meines Herrn Dein Geschrei ertönen zu lassen? Ziehst Du doch in der Nacht herum wie der Schakal, und störst mit Deinem Geheul den Schlaf der Rechtgläubigen."

„So so," lachte der Kameeltreiber, „Du bist auch ein Rechtgläubiger? Nun, Freund Hassan, ich rathe Dir wohlmeinend, nimm Dich vor dem Schakal in Acht, daß er Dich nicht für einen Hund ansieht und zerreißt." Darauf betrachtete er den Neger noch einmal von Oben bis Unten, der bei diesem Anblick nicht wagte näher zu treten und ruhig mit ansah, wie sich der junge Mann auf sein Pferd schwang und in vollem Galopp über die Ebene hinsprengte. —

Als am folgenden Tage die Caravane in's Lager gerückt war — es war noch bei guter Zeit — zog sich der Emir el Hadsch in sein Zelt zurück, mit dem Vorsatze, sobald die Nacht hereinbräche, seine unbekannten Freunde im Lager wieder aufzusuchen, doch hatte er kaum seine Waffen abgelegt und sich auf seinen Divan ausgestreckt, als Hassan der Leibneger hereintrat und dem Herrn meldete, daß sich draußen Abgesandte des mächtigen Beduinenscheichs Almansor befänden, welche den Gruß des Friedens dem Emir el Hadsch zu überbringen wünschten. Es ist dieß ein orientalischer Gebrauch und eine Ehrenbezeugung, welche die befreundeten Araberstämme dem Chef einer großen Caravane, wenn dieselbe in den Bereich ihrer Wohnungen kommt, darzubringen pflegen. Der Emir el Hadsch wandte deshalb seinen Turban wieder um's Haupt, und wenn ihm auch gerade diese Störung nicht angenehm war, so befahl er doch augenblicklich, daß man die Gesandten hereinführe, sowie Kaffee und Pfeifen bereit halte.

Gleich darauf wurde der Vorhang des Zeltes emporgehoben und die Beduinen traten ein. Es waren ihrer vier, zwei ältere und zwei jüngere Männer. Der erste, der hereintrat, war eine hohe schöne Gestalt mit langem, weißen Bart und sein Anzug bestand, wenn er auch

dem Schnitte nach der gewöhnliche der Beduinen war, aus sehr kostbaren Stoffen und war reichlich mit Stickereien versehen; auch glänzten seine Waffen von Gold und Edelsteinen. Er war unter den Vieren offenbar der Vornehmste, denn als alle hineingetreten waren, blieben die Drei anderen ehrerbietig an der Thüre stehen, bis er sich dem Emir el Hadsch gegenüber in der Ecke des Divans auf dem Ehrenplatze niedergelassen. Darauf setzte sich der andere ältere Mann an seine linke Seite und einer der jüngeren, der ein auffallend schöner und schlanker Mann war, an seine rechte Seite nieder. Der Vierte endlich stellte sich in die Mitte des Zeltes, kreuzte die Arme, indem er eine tiefe Verbeugung gegen den Emir el Hadsch machte, und sagte: „Vernimm Herr, daß Dein Freund, der mächtige Scheck Almansor, seinen Bruder Harun zu Dir gesandt, um Dir im Namen Gottes und des Propheten den Gruß des Friedens zu überbringen."

Nach diesen Worten beugte sich der Sprecher abermals vor dem Emir el Hadsch, der darauf seine Hand an Stirn und Brust legte und bei dem Namen des Propheten versicherte, daß er sich glücklich schätze, in der weiten Wüste, wo Gefahren aller Art den Pilger bedrohen, einen solchen Freund zu haben. Hierauf setzte sich der junge Mann, der eben gesprochen, ebenfalls auf den Divan nieder und der Mann mit dem weißen Bart, Scheck Harun, der Bruder Almansors, legte seine Hand ebenfalls an die Stirn und sagte: Bis m' Allah' — (Im Namen Gottes')

Nachdem diese Verrichtungen, wie sie zu Anfang jedes Besuches von den Orientalen gewechselt werden, ausgetauscht waren, klatschte der Emir el Hadsch in die Hände, und Hassan erschien mit mehreren Sklaven, um die Gäste mit Kaffee und Pfeifen zu bedienen. Von den ersten vier Sklaven, die hereintraten, hatte jeder eine lange Pfeife, die er an der Schulter trug, und die Hassan nach der Reihe in Empfang nahm, um sie den Gästen darzureichen.

Der Haushofmeister gab dem alten Scheck Harun die erste Pfeife, wandte sich dann an den Mann, der zur Linken saß und darauf an den jungen Beduinen zur Rechten. Doch wer beschreibt sein Erstaunen, wer sein Erschrecken, als er in diesem den jungen Kameltreiber erkannte, mit dem er zuerst in Kairo und dann auch gestern Nacht auf unangenehme Art zusammengetroffen war. Er wußte nicht, was er hiervon denken sollte, nur behielt die Pfeife einen Augenblick in seinen Händen. Doch es war nicht anders, der junge Beduine sah

ihn lächelnd an und nahm die dargebotene Pfeife, worauf sich Hassan kopfschüttelnd zurückzog und alsdann den Gästen nach derselben Ordnung den Kaffee darbot.

Nachdem die Abgesandten eine Zeit lang geraucht, nahm der alte Scheck das Wort und erkundigte sich bei dem Emir, ob ihm auf seinem Zuge bisher keine Unannehmlichkeiten aufgestoßen, was dieser, dem Propheten dankend, verneinte.

„Ja," sagte Harun, „es sind in der letzten Zeit der Räubereien von den kleinen Araberhorden viele ausgeführt worden. Doch hatte mein Bruder Almonsor die meisten dieser unruhigen Stämme besiegt, und wird sie auch ferner, wenn es Gottes Wille ist, im Zaum zu halten wissen, wodurch es denn auch Dir, o Herr, gelingen wird, Deine zahlreiche Karavane glücklich nach dem Grabe des Propheten zu bringen und wieder heim zu führen."

Der Emir seufzte tief und sprach ebenfalls diese Hoffnung aus, doch brach er alsbald dies Gespräch ab, denn es war ihm höchst unangenehm, von solchen Dingen, wie Pest und Ueberfall der Araber zu reden.

Wie es auch oft bei uns in Gesellschaften geht, wo alte und junge Staatsmänner beisammen sind, daß man nämlich die gleichgültigsten Dinge verhandelt, so ist dies im Morgenlande ganz natürlicherweise auch der Gebrauch.

Den Orientalen kann man es überhaupt nicht übelnehmen, wenn sie entweder ganz still schweigen oder unter einander von Sachen reden, die nur ein allgemeines Interesse haben. Bei uns dreht sich bei solchen Veranlassungen das Gespräch gewöhnlich um Frauen, Pferde und Hunde, da es aber der Orientale für höchst unschicklich findet, über seine Frau oder die eines Freundes, oder Nachbars, oder irgend eines anderen Menschen zu sprechen, so fällt ihm dieser Unterhaltungsstoff von selbst weg. Hunde gibt es fast im ganzen Orient auch nicht, d. h. ich meine schöne Hunde, die zum Vergnügen gehalten und gewartet werden, und rede nicht von jenen schmutzigen und gefräßigen Thieren, die in ganzen Haufen auf den Straßen liegen und dem Fußgänger die Wege versperren. So bleibt denn also dem vornehmen Orientalen von diesen drei bei uns so sehr beliebten Unterhaltungsgegenständen nur eines, das Pferd, über dessen Lob er sich denn auch mit der ganzen Glut seiner Sprache verbreitet und an seinen Fingern genau jede gute Eigenschaft seines Pferdes herzuzählen weiß.

Besonders diese Araber der Wüste, so sehr sie es auch wo möglich vermeiden, ihr Pferd den neugierigen Blicken eines anderen auszusetzen, da sie sich vor dem bösen Auge fürchten, so gewährt es ihnen dagegen ein großes Vergnügen, wenn auch nur in Worten, ihr Pferd als das schönste, verständigste und treuste Thier herauszustellen.

Auch die ehrenwerthen Abgeordneten des Scheck Almansors hatten nicht so bald begonnen, die zweite Pfeife zu rauchen, als sich der alte Scheck Harun seinen schneeweißen Bart strich und bei dem Propheten versicherte, daß es in der ganzen Wüste keine besseren Pferde gebe, als die seines Stammes, und daß unter denen seines Stammes, die, nebenbei gesagt, zahlreich seien wie die Sterne am Himmel, keine von glänzenderem Haar und schnellerem Lauf zu finden seien, als die seines Bruders Almansor; aber unter denen seines Bruders strahle Jemma, die berühmte Stute, als Inbegriff aller Tugenden und Schönheit, hervor.

Daß der Emir el Hadsch diesen Versicherungen vollen Glauben beimaß, war nicht sowohl Höflichkeit des Wirths, als weil er in der That wußte, daß dieser Araberstamm die besten und schönsten Pferde besaß.

„Ja, Herr," fuhr Harun fort, „Du müßtest Jemma sehen, das weiße Pferd, wenn es ungeduldig im Sonnenschein hin und her tritt, glänzend wie ein Silberstück und in die Zügel beißt, denn es möchte gern hinaus in die Wüste. Da müßtest Du es sehen, und wenn es alsdann von einer kundigen Hand regiert wird und dahin fliegt, schnell wie der befiederte Pfeil des Beduinen. Dies Pferd war nicht geboren beim Stamme meines Bruders, sondern gehörte einem armen Araber, dessen ganzes Vermögen dies Pferd ausmachte, das er aus einem edlen arabischen Hengste zu Mekka gezogen hatte. Die Kraft und die Gelenkigkeit dieser Stute wurde aber bald überall bekannt und mein Bruder Almansor brannte vor Begierde, die Jemma dem Araber abzukaufen. Doch, so arm der Mann auch war, und so bedeutend die Summe, die ihm mein Bruder für das Pferd bot, er wollte es ihm nicht verkaufen. Dagegen zeigte er uns seine Schnelligkeit, seinen Gehorsam und seine Treue, und je mehr wir diese glänzenden Eigenschaften alle erkannten, um so heftiger wurde die Begierde meines Bruders, das Pferd sein zu nennen. Vergebens aber verdoppelte er die große Summe, die er dem Araber geboten, jener wollte nicht von dem Pferde lassen, bis Almansor ärgerlich über den Eigensinn des Arabers ihm die Versicherung gab, er werde ihm heimlicherweise das

Pferd fortführen lassen, und ihm für den Fall, daß es ihm gelänge, die schon gebotene Summe noch vergrößern. Der Araber, der von seiner eigenen Wachsamkeit zu sehr überzeugt war, willigte lachend in diesen Vorschlag, den mein Bruder Almansor anfänglich nur im Scherze gethan, doch den er jetzt alles Ernstes annahm und sich auf dem Heimwege mit mir darüber besprach, wie die Entführung des Pferdes wohl am besten zu bewerkstelligen sei.

Nun aber befand sich unter unsern Sclaven ein Mensch, dessen Gewandtheit im Reiten, sowie in minder edlen Eigenschaften dem ganzen Stamme bekannt war. Schon zu verschiedenen Malen hatte dieser Mensch Pferdediebstähle mit einer unglaublichen Geschicklichkeit ausgeführt, und seinen Muth und seine Tollkühnheit bei solchen Gelegenheiten gränzten ans Mährchenhafte. Diesen ließ Almansor kommen und fragte ihn, ob er sich wohl getraue, die Jemma zu entführen. Nachdem sich der Sclave genau danach erkundigt hatte, daß das Zelt des Arabers am Ende der Oase liege, daß er keine Diener habe, die ihn bei Bewachung des Pferdes unterstützen könnten, und daß er außer dieser Stute nur noch einen jungen Hengst besäße, der zwar auch von sehr edlem Blute, aber doch wohl nicht im Stande sei, die Jmma einzuholen, so versprach er für eine namhafte Summe sein Möglichstes zu thun und begab sich am andern Morgen hinweg, um den Versuch zu machen, das Pferd zu stehlen.

Ehe er aber das Zeltendorf erreichte, wo jener Araber wohnte, war es ungefähr Nachmittag geworden. Er wandelte langsam umher und gelangte endlich ans Ende der Oase, wo die Hütte des Mannes sich befand, dem die schöne Stute gehörte. Jetzt erblickte er auch das Pferd, welches an einem Hinterfuß gefesselt unfern des Zeltes stand. Sein Herr saß nicht weit von ihm am Boden und beschäftigte sich mit dem Sattel, an dem er etwas fest zu machen schien. Doch spähte er dabei jeden Augenblick rings um sich her, und neben ihm im Grase lag sein Yatagan und seine Pistolen.

Der Sclave näherte sich ihm langsam und redete ihn mit dem Gruße des Friedens an, den jener erwiederte, ohne sich gerade viel um den Ankömmling zu bekümmern. Dieser, nachdem er das Zelt ringsum angeschaut und einen Blick in die Wüste gethan, um sich die Richtung zu merken, nach welcher er im Falle des Gelingens mit dem Pferde entfliehen könne, ließ sich dem Beduinen gegenüber in den Sand nieder und zog ruhig seine Pfeife hervor.

„Bis m' Allah," sagte er darauf, „Ihr habt da eine schöne Stute, ein prachtvolles Thier, ist wohl manchen Beutel werth."

Der Araber sah den Andern mit einem finsteren Blicke an und nickte mit dem Kopfe.

„Wenn ich an Eurer Stelle wäre," fuhr der Andere fort, „so würde ich zu einem der mächtigen Schechs hinreiten und zu ihm sprechen: Sieh, Herr, das ist ein Pferd, der Prophet hat kein besseres geritten, und würde dann die Stute für eine schöne Summe verkaufen."

„Du sprichst, wie Du's verstehst," antwortete der Beduine, indem er dem Sclaven einen verächtlichen Blick zuwarf, „und wie Du fühlst. Was ist der Glanz eines Pfaffers gegen den Glanz des silbernen Haars, und glaubst Du denn, der Klang eines ganzen Sackes mit Gold wäre dem Ton der Stimme dieses Pferdes zu vergleichen, wenn es Morgens beim Aufreiten die Sonne begrüßt oder Abends dies Zelt, wenn ich zurückkehre? Schweige mir von solchen Anträgen. Schon andere angesehene und mächtige Leute haben sich vergeblich bemüht, meine Stute zu erhandeln."

„Ja, ja," antwortete der Sclave, „man weiß wohl, daß es Dein Stolz nicht zuläßt, das edelste Pferd der Wüste, welches Du durch die Gnade des Propheten einmal besitzest, an einen Reichen und Mächtigen zu verkaufen. Aber ich schwöre Dir, daß Schech Almansor Dein Pferd doch noch besitzen wird."

Der Araber zuckte die Achseln und meinte, er hoffe nicht, daß ihn der Prophet so strafen würde, daß er diese Stute, die er mehr liebe als sein Leben, um schlechtes Geld verkaufen müsse."

„Man hat mir erzählt," sagte der Sclave gleichgültig, indem er seine Pfeife anrauchte, „daß der Schech Almansor einen seltsamen Vertrag mit Dir machte, in dem Du ihm erlaubst, die Stute zu behalten, wenn es möglich sei, sie stehlen zu lassen, natürlich durch List, ohne Anwendung von Gewalt, wogegen er Dir dann die versprochene große Summe auszahlen wird."

Der Araber nickte statt aller Antwort mit dem Kopfe und zog seine Pistolen näher an sich.

„Wie Du mich hier siehst," fuhr der Andere fort, „bin ich einer der geringsten Sclaven des Schech Almansor, und mein Herr, den der Prophet beschützen möge, hat mich beauftragt, Dir noch in dieser Nacht Deine Stute zu stehlen. Ich sage Dir das gerade und

fordere Dich also auf, recht wachsam zu sein. Du siehst, wie redlich ich handle."

Der Beduine blickte auf und warf einen spähenden Blick rings um sich her, vielleicht weil er befürchtete, es seien mehrere Sclaven des Schechs in der Nähe, die ihm, dem Vertrag zuwider, das Pferd mit Gewalt entführen würden. Doch als er einige Augenblicke scharf in die Wüste hinausgeschaut und sich überzeugt, daß ringsumher nichts zu sehen sei, zuckte er die Achseln und entgegnete dem Sclaven: er sei heute zur Kurzweil nicht aufgelegt und möge sich für seine Späße jemand anders aussuchen.

Der Pferdedieb rauchte ruhig seine Pfeife und entgegnete: „Ich versichere Dich, daß ich keinen anderen Spaß mit Dir treiben will, als den, vor Deinen eigenen Augen die Stute zu stehlen. Nimm Dich also in Acht! Aber ich schwöre Dir bei dem Barte des Propheten, daß Du keine Gewalt zu befürchten hast. Sieh mich nur an, Du bist stärker als ich."

Der Beduine, den diese Zuversicht doch ein wenig verwirrte, trat an die Stute hin und legte ihr eine andere Fessel an den Vorderfuß, worauf er sich wieder neben sie hin in den Sand setzte. Sein zweites Pferd, der junge Hengst, war auf der anderen Seite angefesselt und wälzte sich zu seinem Vergnügen im Sande umher.

Der Tag sank immer mehr hinab und die Dämmerung, welche in südlichen Ländern sehr kurz ist, verdunkelte bald rings die Gegenstände. Der Sclave saß ruhig auf seinem Platz und rauchte seine Pfeife, und der Araber seinerseits hatte eine Pistole in die Hand genommen und blickte unverwandt auf den frechen Dieb. So stieg die Nacht immer mehr herauf und Stunde um Stunde verstrich, ohne daß die Beiden ferner ein Wort zusammen wechselten. Schon war es so dunkel geworden, daß der Araber die Gestalt des Sclaven nur noch an den schwachen Umrissen erkennen konnte. Doch sah er genau, wie der weiße Mantel im Abendlicht flatterte, und wie er zuweilen den Kopf hin und her wandte. Auch erblickte er deutlich das Feuer in der brennenden Pfeife des Andern. Ueber die weite Fläche strich ein schwacher Nachtwind und rauschte in den spitzen Blättern der Palmen. Fern am Horizont sank so eben die haarfeine, glänzende Sichel des jungen Mondes hinab. Der Araber saß ruhig auf seinem Platze und verwandte keinen Blick von seinem bewegungslosen Gegner, dessen Burnus und Turban er deutlich durch das Dunkel schimmern sah. —

Da hörte er plötzlich neben ſich ein Geräuſch, als wie es ein Pferd verurſacht, das raſch gewandt wird. Er ſprang haſtig auf, indem er einen Ueberfall befürchtete, denn vor ihm ſaß der Dieb, ſo ruhig wie früher, doch wer beſchreibt ſein Entſetzen und ſeinen Schrecken, als er ſah, daß ſich ein Menſch auf den Rücken ſeiner Stute ſchwang und in vollem Lauf mit ihr davon ſprengte. Raſch feuerte er die Piſtole, die er in der Hand trug, auf die Geſtalt des unbeweglich da ſitzenden Diebes, die auch nach dem Schuß augenblicklich zuſammenſtürzte. Doch wer beſchreibt ſeine Wuth, als er hinzuſpringend bemerkte, daß es blos der Burnus und der Turban des Sclaven war, auf den er geſchoſſen, er ſelbſt aber auf dem Pferde, der geſtohlenen Stute, entfloh. Was ſollte er thun? Noch wäre es vielleicht Zeit geweſen, dem Dieb eine Kugel nachzuſchicken, doch in der Dunkelheit der Nacht konnte er eben ſo gut ſein eigenes geliebtes Pferd treffen. Da kam ihm plötzlich ein anderer Gedanke, denn der Hengſt, der ſeine Gefährtin davon jagen ſah, ſprang ungeduldig in die Höhe und wieherte laut und ängſtlich der Stute nach. Raſch griff der Araber nach ſeinem Patagan, der vor ihm am Boden lag, löſte die Feſſeln des Hengſtes und warf ſich auf das nackte Pferd, es zu eiligem Lauf antreibend.

Der Sclave hatte unterdeſſen einen großen Vorſprung gewonnen, denn Du, o Herr, wirſt nicht daran zweifeln, daß dem Sclaven wirklich ſein Vorhaben gelungen war.

Während er nämlich dem Araber ſcheinbar bewegungslos gegenüber ſaß, hatte er, durch das Dunkel der Nacht begünſtigt, ſeinen Turban und Burnus ausgezogen, hatte das Rohr ſeiner Pfeife in die Erde geſteckt und die Kleidungsſtücke daran befeſtigt, dann hatte er ſich auf dem Bauche kriechend langſam zurückgezogen und ſich auf einem großen Umweg hinter den Araber geſchlichen.

Du wirſt jetzt einſehen, o Herr, daß ich Dir von der Gewandtheit dieſes Menſchen nicht zu viel ſagte, denn Dir iſt die Wachſamkeit der Beduinen, beſonders wenn es ſich um einen ſo wichtigen Gegenſtand, wie ihr Pferd, handelt, nicht unbekannt. Und doch überliſtete der Sclave meines Bruders den Araber.“

Den Emir hatte dieſe Geſchichte ſehr ergötzt, doch war er begierig zu erfahren, wie es den beiden Reitern ferner ergangen ſei, und der alte Scheck Harun fuhr fort: „Was ich Dir jetzt ferner erzählen werde, o Herr, wird Dir ſehr unglaublich ſcheinen, doch wer, wie Du, die Eiferſucht der Araber auf den einmal erworbenen allgemeinen Ruf

eines Pferdes kennt, wird das Gute jener Flucht und Verfolgung, wie es mir der Beduine später selber erzählte, dennoch nicht bezweifeln.

Trotz der Erstarrung des ersten Schreckens hatte der Beduine dennoch bemerkt, nach welcher Richtung hin der Sclave seine Flucht genommen, und dahin folgte er ihm auf dem jungen Hengste, ohne selbst im Entferntesten daran zu glauben, daß es ihm möglich sein würde, die Stute, deren ungeheure Schnelligkeit ihm gar wohl bekannt war, zu erreichen.

Und wenn der Hengst auch ein sehr edles Pferd war, so hatte er doch kaum drei Jahre und war noch nicht daran gewöhnt worden, schnell und anhaltend zu laufen. Doch war es nun neben der jugendlichen Kraft und der Lust, die unsere Pferde zum Rennen antreibt, die Begierde, seine Gefährtin, die ihm entflohen war, zu erreichen; genug, der Hengst leistete das Unmögliche und jagte mit einer unglaublichen Geschwindigkeit in die Wüste hinaus der Stute nach, so daß der Beduine sie in einiger Zeit mit dem Diebe vor sich sah, wie sie in ungeheuren Sätzen über den Sand dahin flog. Doch an ein Erreichen war noch nicht zu denken. Der Sclave, der seinen Verfolger bemerkte, wandte als guter Reiter alle möglichen Künste an, um sein Pferd in immer schnelleren Lauf zu bringen, und die Entfernung zwischen ihm und seinem Verfolger vergrößerte sich jetzt auch wieder zusehends; doch hatte der Beduine den Vortheil, den Hengst nicht antreiben zu dürfen; denn kaum bemerkte das edle Thier, daß die Stute, die er eben noch vor sich sah, allmählig wieder in dem Dunkel der Nacht verschwand, so jagte es mit erneuerter Kraft vorwärts und die beiden Reiter näherten sich wieder, doch nicht um sich zu erreichen, denn was ich Dir eben erzählte, wiederholte sich jetzt abermals, es war ein beständiges Annähern und Zurückbleiben und trotz der Kühle der Nacht waren beide Pferde mit Schaum bedeckt.

Der Beduine, dessen scharfes Auge jede Bewegung des Sclaven genau beobachtete, sah wohl, daß er es mit einem außerordentlich guten Reiter zu thun hatte, und die Sorgfalt, mit der er sein Pferd führte, zeigte ihm deutlich, daß jener wohl wisse, die Flucht und Verfolgung könne noch mehrere Stunden dauern, denn oftmals blickte der Dieb rückwärts, und so wie er bemerkte, daß der Hengst zurückbleibe, hielt auch er sein Pferd an und ließ es langsamer gehen, damit es frische Kraft zu sammeln vermöchte.

Bei diesem rasenden Rennen erbleichten die Sterne allmählig und in Osten begann der Tag aufzudämmern, ohne daß die beiden Pferde ihre Anstrengungen eingestellt hätten. Es war, als gebe ihnen der erste Strahl des jungen Tages neue Kräfte, denn je stärker die Stute ausgriff, desto rascher folgte ihr der Hengst nach. Zum Unglück hatte sich der Sclave in der Dunkelheit verirrt und war ganz von der Richtung abgekommen, nach welcher die Zelte meines Bruders lagen, wo er sicher gewesen wäre. Obendrein hatte sich die Stute ein kleines Steinchen in den Fuß geschlagen und wenn auch das edle Thier seine Anstrengungen verdoppelte, so war es doch nicht im Stande, mit derselben Kraft wie früher vorwärts zu laufen. Auch der nachfolgende Beduine bemerkte zu seiner großen Freude und doch mit Betrübniß, daß die Stute in ihrem Lauf anhalte, aber er war noch zu weit entfernt, um die Ursache zu entdecken. Jetzt sah er, wie der Sclave das Pferd anhielt, herabsprang, einen Huf seines Pferdes untersuchte, sich dann mit Blitzesschnelle wieder auf den Rücken schwang und mit erneuerter Kraft dahin sprengte. Doch war durch diesen Aufenthalt der Beduine näher gekommen und der Hengst, der jetzt auch fühlen mochte, daß es darauf ankomme, sein Aeußerstes zu thun, bog sich zusammen und schnellte auseinander wie die Klinge von Damaskus. Es war, als ströme ein gewaltiges Feuer durch seine Adern und die Entfernung zwischen den Reitern verminderte sich mehr und mehr. Schon unterschied der Beduine die ganze Gestalt des Sclaven, der ohne Turban und Mantel auf dem Pferde saß. Schon hörte er, wie sein edles Roß von der gewaltigen Anstrengung keuchte und schwer athmete und je kürzer und matter die Sätze der Stute wurden, um so länger und kräftiger wurden die des Hengstes.

So sehr sich der Beduine anfänglich bei dieser Jagd über die Schnelligkeit seiner Stute gefreut hatte, so sehr betrübte es ihn jetzt, als er den Nachlaß ihrer Kräfte bemerkte und fühlte, daß der junge Hengst sie in kurzer Zeit überholen würde.

Doch wußte er sehr gut, daß der Aufenthalt des Sclaven von vorhin, so wie ein Schaden, den das Thier an seinem Hufe gelitten, die Schuld davon sei. Dies wußte er freilich sehr gut, aber was würde sein Stamm, was würden seine Freunde, ja alle benachbarten Araberstämme sagen, wenn sie hörten, daß Jemma von einem jungen Hengste überholt worden sei! Mit welchem Frohlocken würden sie die Botschaft vernehmen, von dem Siege über ein Pferd, das, was Schön-

heit, Kraft und Ausdauer betraf, bis jetzt einzig da stand' Sollte er den Namen seines Pferdes retten, indem er den Hengst anhielt, aber Jemma war dann auf immer für ihn verloren. Freilich wohl für ihn, aber ihr Name blieb dann fleckenlos stehen und die Enkel würden noch von der Stute erzählen, und würden sagen: es war das schönste Pferd in der Wüste, Abdallah der Beduine hat es erzogen, und es machte seine ganze Freude, ja den Stolz des ganzen Stammes aus, bis es Almansor ihm durch List rauben ließ.

Unter diesen Betrachtungen hatte der Beduine die Zügel seines Pferdes unwillkührlich angehalten und ließ es langsamer und immer langsamer gehen, und je kürzer sein Schritt wurde, je größer wurde die Entfernung zwischen ihm und der Stute, die mit hoch erhobenem Schweif in vollem Lauf davon eilte. Jetzt stand der Hengst und der Beduine drückte im Schmerz über den Verlust seines Pferdes die Faust mit dem Zügel fest auf die Brust, indem er den Oberkörper weit vorbeugte und mit stierem Blick der Stute nachsah, die zwischen den Morgennebeln, von dem ersten Strahl des Tages beglänzt, wie Silber leuchtete und wie der Mond hinter Wolken langsam verschwand.

Dann fuhr der Beduine mit der Hand über die Augen, wandte seinen Hengst und eilte stillschweigend nach seinem Dorfe.

Wenige Stunden später kam der Sclave mit der schaumbedeckten Stute bei dem Zelte meines Bruders Almansor an, und erzählte von der merkwürdigen Verfolgung des Beduinen, der er nur durch ein Wunder entgangen."

Nach diesen Worten schwieg der alte Schech Harun und freute sich sichtlich über das Vergnügen, das er dem Emir el Hadsch durch seine Erzählung gemacht.

„Ich muß gestehen," sagte der Emir, „daß mich die That dieses Beduinen freut und daß es vielleicht wenig Menschen geben würde, die, um den guten Namen ihres Pferdes zu retten, einen Retter mit demselben entfliehen ließen."

„Ja," antwortete der Schech Harun, „dagegen muß man aber auch die außerordentliche Liebe betrachten, mit der der Beduine sein Pferd behandelt und erzieht, eine Zuneigung, von der einer, der nur gekaufte Pferde besitzt, keinen Begriff hat.

Das Roß des Beduinen macht ein Glied seiner Familie aus, es trägt seinen Herrn geduldig und ausdauernd vom Morgen bis in die Nacht in der brennenden Sonnenhitze durch den tiefen Sand der Wüste,

und ist Abends zufrieden, wenn es eine Hand voll Gerste oder Mais bekommt. Doch fühlt es dabei jedes freundliche Wort, das ihm sein Herr sagt, und wälzt sich zur Erholung mit den Kindern im Sande umher und spielt mit ihnen, wie ein getreuer Hund."

Der Emir that einen langen Zug aus seiner Pfeife und fragte darauf: „Und besitzt Dein Bruder noch immer die Jemma?" worauf Harun erwiederte: „Ja, o Herr, aber sie ist mit uns Beiden alt geworden, und wenn man auch jetzt noch ihren herrlichen Bau und ihre schönen Glieder bewundern muß, so hat doch ihre Schnelligkeit und ihre Ausdauer nachgelassen."

„Und was wurde aus dem Beduinen, dem die Stute gehörte?" fragte der Emir, und der Scheck antwortete: „Er blieb später bei dem Stamme meines Bruders, der ihn für sein Pferd reichlich entschädigte und ihm mit Vergnügen die Erlaubniß gab, es so oft zu reiten als er wolle. Auch behielt er den jungen Hengst, der ein sehr vortreffliches Pferd wurde, aber ein Jahr später an den Folgen eines Schußes, den er in einem Gefecht erhalten, starb."

Der junge Mann, der neben dem alten Scheck Harun saß, und dessen Erscheinen den Haushofmeister Harun so in Verwunderung brachte, nahm jetzt das Wort und wandte sich an den Emir, indem er sagte: „Bei uns in der Wüste, o Herr, wo jeder einzelne Mensch sich selbst überlassen ist, und seinen Gedanken so ohne Unterbrechung nachhängen kann, wo der Sand, die unermeßliche Wüste, die brennende Sonne in beständigem Kampf mit den Menschen lebt, dort möchte ich sagen, sind die guten Eigenschaften, die ein Menschenherz bewegen, häufiger zu finden und ausgebildeter, als bei Euch in den Städten. Wo trifft man solche Gastfreundschaft an, wie bei den Beduinen, wo eine solche Unverbrüchlichkeit des einmal gegebenen Wortes? Ja, Du wirst verzeihen, o Herr, wenn ich hinzufüge, wo werden im Allgemeinen die Vorschriften des Propheten besser befolgt, als bei den Arabern in der Wüste? Mit Deiner Erlaubniß, o Herr, werde ich Dir die kurze Geschichte eines Mannes erzählen, dem ebenfalls sein Pferd gestohlen wurde und wie sich der Dieb, der aus der untersten Klasse des Volkes war, dabei benahm."

Der Emir legte seine Hand an die Stirn und versicherte, er werde mit aller Aufmerksamkeit zuhören, worauf der Andere fortfuhr:

„Da war in dem Stamme al Karim ein wohlhabender Beduine, Namens Nasur, der ein äußerst schönes und kostbares Pferd besaß.

Man wollte die Aeltern desselben bis ins zwanzigste Glied hinauf nachweisen können und behauptete danach, daß es direct von einer der fünf Stuten des Propheten abstamme. Es war ein Hengst von einer seltenen hellbraunen Farbe. Er hatte, was wir so sehr lieben, zwei weiße Füße und einen halbmondähnlichen Flecken vor der Stirn. Masur war stolz auf sein Pferd, und hatte die vortheilhaftesten Anträge zum Verkauf desselben zurückgewiesen. Da er nebenbei wußte, daß der Araber es für keine große Schande hält, ein Pferd zu stehlen, und er wohl fürchten mußte, es möchte leicht Einer diese Absicht haben, so ließ er es von seiner Familie und seinen Dienern aufs Sorgfältigste bewachen, und seine Furcht war nicht ungegründet; denn schon einige Mal hatte er bemerkt, daß man den Versuch gemacht, seine Sclaven zu überlisten und das Pferd zu entführen.

So sehr Masur auch in dieser beständigen Angst lebte, der Hengst könne ihm doch einmal in der Nacht oder bei seiner Abwesenheit gestohlen werden, so glaubte er das Pferd dagegen ganz gesichert, wenn er auf ihm saß und stolz durch die Wüste ritt.

Aber die schlauen Diebe, die bald einsahen, daß das Pferd, wenn es bei den Zelten angebunden stand, unmöglich zu entführen sei, machten einen andern Plan. Eines Tags, als Masur durch den Sand dahin ritt, um einen Gastfreund in einer benachbarten Oase zu besuchen, hörte er auf einmal in der Nähe eines Brunnens ein klägliches Stöhnen und Jammern und entdeckte einen alten Mann mit eisgrauem Bart, der im Sande lag; er streckte die Arme gegen Masur empor und beschwor ihn bei Gott und dem Propheten, sich seiner zu erbarmen.

„O höre mich, Herr," sprach der Greis, „ich bin ein armer Mann und weit her zu Fuß durch die Wüste gegangen und wenn ich mich bisher kaum auf den Beinen gehalten habe, so hat mich hier plötzlich eine solche Schwäche überfallen, daß ich nicht bis zu jenem Brunnen gelangen kann, um meinen brennenden Durst zu löschen. O hilf mir, und befolge das Wort des Propheten, der da sprach: Der Wassertropfen, mit dem Du einen Dürstenden erquickst, wird im Paradiese für Dich zu einem Meer von Wonne werden."

Masur, der ein edles Herz besaß, war durch den Anblick dieses Unglücklichen so gerührt, daß er augenblicklich von seinem Pferde stieg, es neben dem alten Manne stehen ließ und einen kleinen ledernen Becher aus seinem Gürtel nahm, mit dem er zur Quelle eilte, um dort einen frischen Trunk Wassers zu holen. Doch kaum hatte er el-

nige Schritte vorwärts gethan, als er plötzlich ein Geräusch hinter sich hörte, und wer beschreibt seinen Abscheu und seinen Zorn, als er sehen mußte, daß der Bettler, der so eben kraftlos im Sande lag, plötzlich empor sprang, sich auf das Pferd des Beduinen schwang und es zu eiligem Laufe antrieb.

Ich versichere Dich, o Herr, daß neben dem Schmerz, sein Pferd zu verlieren, es den edlen Mainr fast nicht weniger betrübte, zu erfahren, welch schändlicher List sich dieser Räuber bediente, um in den Besitz seines Pferdes zu kommen. Schon war er im Begriff, eine Pistole aus seinem Gürtel zu ziehen und den Blenden damit vom Pferde zu schießen, als er sich eines Besseren besann, und jenem mit lauter Stimme zurief: Halt einen Augenblick, halte! Du brauchst nicht zu befürchten, daß ich Dich einholen werde. Ah, ich kenne mein Roß. Seine Schnelligkeit gleicht dem Sturmwind, wenn er über die Fläche saust. Sei daher unbesorgt, daß ich Dich einholen werde. Auch hast Du ja schon einen großen Vorsprung, aber halte das Roß an und höre einen Augenblick auf meine Worte. Wohl weiß ich, daß es für Euch kein Verbrechen ist, ein Pferd zu stehlen, aber die Art, wie Du mir meines genommen, schreit zum Propheten um Rache, denn wer wird künftig einem Blenden helfen, der halb verschmachtet im Sande liegt, nachdem Du mein Vertrauen auf solche Weise gemißbraucht. Alle werden erbarmungslos bei dem armen Pilger vorbeiziehen und nicht auf seine Klagen hören, indem sie fürchten, es werde ihnen ergehen wie mir. Und all der Jammer der Unglücklichen, die alsdann hülflos verderben, fällt auf Dein Haupt. Lieb hin'"

Mainr steckte seinen Becher wieder in den Gürtel und wandte sich stumm zum Gehen. Doch was glaubst Du wohl, Herr, daß der Dieb that. Er wandte das Pferd und kehrte damit zu dem Beduinen zurück, worauf er absprang und ihm die Zügel mit den Worten überreichte: „Hier, nimm Dein Pferd zurück, Du hast Recht, der Vortheil, den mir der Verkauf desselben brächte, ist nichts gegen das Unglück, was Deine Erzählung dieses Vorfalls über wirklich hülflose Menschen herbeiführen würde. Nimm Dein Pferd zurück, der Prophet möge mir verzeihen'"

Bei diesen Erzählungen und Mittheilungen war der Abend hereingebrochen und die Abgesandten standen auf, um sich zu entfernen.

Nachdem der alte Harun auf orientalische Weise seinen Abschied genommen, indem er seine Hand an Brust und Stirne legte, und zu

dem Omir sagte: „Der Herr und sein Prophet möge Dich beschützen und geleiten, und wenn Du in Noth kommst, möge er den Boten, den Du uns schicken wirst, sicher nach unsern Zelten führen, damit wir Dir schleunige Hülfe bringen können.“ zog er sich aus dem Zelte zurück und stieg mit seiner Begleitung zu Pferde, um nach seinen Zelten zurückzukehren. Der Omir aber legte sich zur Ruhe, um sich für die morgende Reise zu stärken.

Am andern Abend war das Lager nicht sobald aufgeschlagen und die Nacht begann hereinzudunkeln, als der Omir Mustapha seine kostbaren Kleider ablegte und sich durch seinen uns schon bekannten Beduinenanzug für Aller Augen unkenntlich machte. Dann eilte er ins Lager, um seinen alten Freund aufzusuchen, den er während ein paar Nächte nicht gesehen. Zufällig kam er auch bald vor das Zelt, welches dem alten Mann gehörte und der Omir freute sich nicht wenig, als er ihn wie früher mit seinen drei Begleitern um das Feuer sitzen sah. Zu ihnen hatte sich ein anderer Mann gesellt, in seltsamer fränkischer Tracht, welchem der Alte, sowie seine drei Freunde aufmerksam zulauschten.

Der Omir trat mit dem Gruße des Friedens näher, allein er versicherte, es würde ihn unendlich schmerzen, wenn er sie in einer angenehmen Unterhaltung störe. Doch eben so sehr würde es ihn andererseits erfreuen, wenn man ihm erlaubte, Theil an ihren Gesprächen zu nehmen.

Der alte Mann, den das stattliche Aussehen sehr für ihn eingenommen, war sichtlich erfreut, ihn wieder zu sehen, und bot ihm gleich die Hälfte eines Teppichs an, auf dem er selber saß. Der Omir ließ sich nieder, nachdem er seine Pfeife gestopft und angezündet, auch den Fremden etwas von der Seite betrachtet, sagte er dem Alten, er glaube bemerkt zu haben, wie der Franke den jungen Leuten gerade eine interessante Geschichte erzähle, und er bitte ihn dringend, darin fortzufahren, indem es ihm selbst eine große Freude mache, zuhören zu dürfen.

„Ja“, entgegnete der Fremde, indem er nach Art der Morgenländer seine Hand an die Stirn legte, „meine Reisegefährten baten mich inständig, ihnen eine jener Geschichten zu erzählen, wie sie in meiner Heimath der Jugend erzählt werden, und ich wollte eben beginnen, als Du ankamst. Doch fahre ich mit Deiner Erlaubniß fort und wünsche nur, daß Du mein Mährchen neu und schön finden mögest.

Die Geschichte vom Einarm.

Vor langer, langer Zeit, als noch Feen und Kobolde ihr Wesen auf der Erde trieben, wohnte mal ein Förster in einem großen Walde, in einem kleinen Häuschen, das er sich selber aus großen Baumstämmen zusammengezimmert. Er hatte vom König, dem der Wald gehörte, den Auftrag, dann und wann die Bäume abzuhauen, damit sie nicht in den Himmel hineinwüchsen und den Sternen ein Leid thäten, so wie auf das Wild: Hirsche, Rehe, Hasen und Füchse, Achtung zu geben und es fleißig tott zu schießen, weil schon früher einmal sich diese Thiere so stark vermehrt hatten und so viel geworden waren, daß sie vom Walde auf das Feld kamen und die Früchte verzehrten. Und als sie Alles, was da wuchs, aufgefressen hatten und noch mehr Hunger verspürten, liefen sie in die Dörfer und holten das Brot aus dem Kasten, so wie das Korn vom Boden.

Der Förster hatte schon viele Jahre in dem Walde gehaust, als ihm seine Frau starb und einen Sohn zurückließ, der Wilhelm hieß und damals erst zwei Jahre alt war. Der Vater begrub die Mutter unter einem wilden Rosenstrauch, nicht weit vom Häuschen und ausserdem, daß es ihm sehr leid that, seine Frau verloren zu haben, mit der er so manches Jahr glücklich gelebt hatte, so war er auch in der größten Verlegenheit, was er nun mit dem kleinen Kinde anfangen sollte. Wenn er sonst am Morgen in den Wald gegangen war, so hatte er dem Knaben einen Kuß gegeben, ihm versprochen, was Schönes mitzubringen und ihn bei der Mutter gelassen. Diese nahm den Kleinen dann überall mit hin, bald in das Gärtchen am Hause, bald in den Wald, wo Wilhelm Erdbeeren suchen half. Doch steckte er die gefundenen, anstatt in das Körbchen, in seinen Mund und aß sie.

Als die Mutter unter dem Rosenstrauch begraben lag, und der

Förſter am andern Morgen ſeine Büchſe nahm, um in den Wald zu gehen, richtete ſich der kleine Wilhelm an einem alten Hirſchfänger, der in der Ecke ſtand, auf und rief: „Vater, hier bleiben!“ worauf ihm plötzlich einfiel, daß er ja jetzt ganz allein bei dem Kinde ſei und nicht auf die Jagd gehen könne. Verdrießlich und nachdenkend ſetzte er ſein Gewehr hin und ſann und ſann, was er wohl mit dem Kinde anfangen könne. Die Jagdhunde, die ſchon luſtig vorausgeſprungen waren, kamen wieder zurück in die Stube gelaufen und drängten ſich wedelnd an ihren Herrn, als wollten ſie ſagen: warum kommſt Du denn nicht, warum kommſt Du denn nicht! Es iſt ja draußen ſo ſchön. Auch der große Kettenhund, der in der Nacht um das Haus herum lief und es bewachte, kam herein und ging zu dem kleinen Wilhelm, ſeinem täglichen Geſellſchafter, der ihm freundlich entgegenlief und gleich mit dem großen Thier zu ſpielen anfing.

Plötzlich ſchien dem Förſter ein guter Gedanke zu kommen. Ich bin ein armer Mann, dachte er, und kann dem Kinde keine Wärterin geben. Verwandte habe ich auch nicht und muß doch meine Pflicht, die mir der König auferlegt hat, erfüllen, muß in dem Wald herumſteigen und darf nicht den ganzen Tag zu Hauſe bleiben und da ich doch das kleine Kind nicht mitnehmen kann, ſo will ich es dem großen treuen Bello — ſo hieß der Kettenhund — anvertrauen, der ein gutes kluges Thier iſt, und mich ſchon verſtehen wird. Ich weiß mir nicht anders zu helfen. Darum wird mir's der liebe Gott nicht übel nehmen, wenn ich mein Kind einem Thiere anvertraue, ſondern wird es beſchützen und bewachen. Amen!

Geſagt, gethan. Der Förſter rief den Hund herbei und machte ihm auf ſeine Art begreiflich, daß er den kleinen Knaben bewachen und nicht von ihm gehen ſolle. Bello ſchien auch alsbald ſeinen Herrn zu verſtehen, legte ſich neben das Kind auf den Boden und ſah ſo verſtändig allen ſeinen Spielen und Bewegungen zu, daß es eine Freude war zu bemerken. Der Vater nahm ſein Gewehr und ging mit den Hunden fort. Doch that er nur ſo, als wenn er in den Wald gehen wollte, kehrte aber an der Ecke des Gartens leiſe wieder zurück, und ſchlich an das Fenſter, um zu ſehen, was wohl der Hund mit dem Kinde anfangen würde. Die Beiden ſaßen eine Zeit lang zuſammen am Boden und ſpielten. Wilhelm nahm den Hund bald bei den Ohren, bald bei dem Schwanz, und zerrte ihn herum, und das geduldige Thier ließ ſich Alles gefallen, gab auch genau auf Alles acht, was

das Kind machte, folgte ihm, als es im Zimmer herum und endlich zur Thür hinaus in den Garten lief. Hier hatte nun der Förster erst recht Gelegenheit zu sehen, wie sehr der treue Bello seine Schuldigkeit that. So lange das Kind mit Blumen und kleinen Steinchen spielte, lag er ruhig da und schaute mit den großen klugen Augen, wie es schien, wohlgefällig zu. Aber sobald Wilhelm aufstand und an das Ende des Gartens ging, wo ein kleiner Waldbach vorbeifloß, und sich dahin setzte, um Holzstücken oder Blätter hineinzuwerfen und schwimmen zu lassen, wie er bei der Mutter gesehen, faßte der Hund das Kleid des Kindes mit den Zähnen und hielt es auf die Art fest, oder, wenn Wilhelm sich zu weit vorbeugte, zog er ihn sogar mit Gewalt zurück. Dabei war der Hund so verständig, durch Sträucher und Pfirsichbäume das Kind vom Wasser wieder in die Mitte des Gartens zurückzulocken und so trieben die Beiden ihr Spiel. Als sich nun der Förster, der hinter der Hecke stand, überzeugt hatte, er könne das Kind dem Hunde anvertrauen, empfahl er es noch einmal dem lieben Gott und eilte in den Wald hinaus, um Hirsche und Rehe zu schießen.

Es schien aber auch, als wenn eine unsichtbare Gewalt das Kind vor allen Uebeln bewahrte; denn es vergingen mehre Jahre, in denen der Förster Morgens und Nachmittags auf die Jagd ging, ohne daß dem Kinde ein Leid geschehen wäre. Bello gab genau auf Alles Acht und litt nicht einmal, daß sein Pflegling etwas Spitziges oder Scharfes in die Hand nahm, und alle kleinen Unfälle, die bei Kindern wohl geschehen, als Fallen oder Stoßen, geschahen immer nur dann, wenn der Förster selbst zu Hause war. Denn sobald dieser aus dem Walde kam, war Bello seines Amtes entbunden und durfte sich in sein Haus legen, um zu schlafen. Das Kind hatte in diesen Stunden eigentlich die wenigste Aufsicht. Denn auch der Förster, der gewöhnlich sehr müde von der Jagd kam, legte sich in der Mittagszeit auf die Bank und schlief.

So war der kleine Wilhelm acht Jahre alt geworden und man konnte nicht leicht einen hübschern gesundern Jungen sehen, als ihm ein großes Unglück passirte. Vor dem Hause stand ein großer uralter Eichbaum, in dessen obern Zweigen ein Eichhörnchen sein Nest gebaut hatte. Schon lange hätte Wilhelm gern den Versuch gemacht, da hinauf zu klettern, um der Familie des Eichhorns, das den ganzen Tag lustig auf und ab sprang, einen Besuch zu machen. Aber der treue Bello hatte solche Streiche immer zu verhindern gewußt, anfäng-

lich durch Schmeicheleien, oder wenn diese nichts mehr halfen, indem er ihm tüchtig knurrend die Zähne wies, denn mit offenbarer Gewalt konnte er bei dem Knaben nicht viel mehr ausrichten, da dieser mit jedem Tag stärker, der Hund aber mit jedem Tag älter und schwächer wurde.

An einem heißen Sommernachmittag, als der Förster auf der Ofenbank lag und tief schnarchte, war Alles im Hause in einen tiefen Schlaf versunken. Die Jagdhunde lagen im Zimmer herum und Bello schlief in seinem Häuschen; selbst die Hühner und Tauben im Hof und auf dem Dach hatten sich ein schattiges Plätzchen ausgesucht und den Kopf unter die Flügel gesteckt. Da hörte der Förster plötzlich vor dem Hause ein klägliches Geschrei. Bello stürzte in die Stube und zerrte ihn am Rock, bis er aufsprang und mit dem Hunde zur Thüre hinauseilte. Da hatten sie draußen einen gar traurigen Anblick, daß der Förster die Hände über dem Kopf zusammenschlug und Bello sich vor Schmerz und Traurigkeit nicht zu lassen wußte. Der kleine Wilhelm hatte nämlich den Versuch gemacht, auf die Eiche zu klettern, und als er schon ziemlich hoch war, brach ein dürrer Ast, er fiel herunter und lag nun leichenblaß da am Fuß des Baumes und das Moos umher war von seinem Blut rot gefärbt. Wie der Förster ihn so da liegen sah, glaubte er anfänglich, er sei tot; doch als er hinzustürzte und ihn aufhob, spürte er freilich in dem zerschlagenen Körper noch Lebenszeichen, doch war das arme Kind voll Blut und jämmerlich zugerichtet. Er trug es ins Haus, legte es auf sein Bettchen und lief, so schnell ihn seine Füße tragen wollten, in das benachbarte Dorf, wo eine alte kluge Frau lebte, die es sehr gut verstand, gebrochene Glieder wieder anwachsen zu machen, und die aus den Kräutern des Waldes heilsame Tränke kochte, womit sie schon die größten Wunden geheilt hatte. Die Hunde umstanden indessen das arme Kind, und leckten ihm das Blut vom Gesicht und den Händen, bis der Vater mit der klugen Frau zurückkam. Diese sah nun wohl gleich ein, daß das Kind nicht tot sei, auch wohl an den Wunden nicht sterben, aber sein ganzes Leben ein armer Krüppel bleiben würde. Und so war es auch. Der arme Vater riß sich sein graues Haar aus, konnte es aber doch damit nicht besser machen. Alle seine Hoffnungen waren verbei, denn er hatte geglaubt, Wilhelm werde ihm später im Walde helfen und wenn er einmal stürbe, von dem König an seine Stelle gesetzt werden. Doch wer das Kind ansah,

nachdem es die kluge Alte durch ihre Tränkchen und Säfte wieder geheilt hatte, der mußte wohl glauben, daß es nie einem schnellen Hirsche nachgehen, nie eine Büchse gebrauchen, noch weniger einen Baum umhauen konnte. Aus dem schönen geraden Knaben war eine wahre Mißgestalt geworden. Die beiden Beinchen waren krumm, den linken Arm, der ganz zerschmettert war, hatte ihm die Frau abschneiden müssen und es war ihm dann nur ein kleiner Stumpen geblieben, sogar das Gesicht war ganz entstellt, denn wenn auch die Augen noch so klar und freundlich waren, wie sonst, und die Stirne und Backen glatt wie Sammt, so hatte doch beim Herunterfallen ein hervorstehender Baumstamm, ein Stück von der Nase fortgenommen, wodurch das Gesicht sehr häßlich aussah. Auch war das ganze Gemüth des Knaben seit der Zeit traurig und still geworden. Der Vater hatte ihm eine Krücke gemacht, an der er herumkroch, von dem treuen Bello begleitet, der das Unglück ebenfalls zu fühlen schien und durch den Schmerz darum viel älter und schwächer geworden war, als er seinen Jahren nach hätte sein sollen. Die Beiden waren unzertrennlich und gingen oder lagen den ganzen Tag zusammen, und der Förster, so wie Wilhelm fürchtete nur die Zeit, wo der Hund sterben würde und der Knabe dadurch seinen besten Freund verlöre.

Da begab es sich eines Tages, daß der König, dem der Wald gehörte, seinem Hofstaat eine große Jagd hielt, und von dem Gebell der Hunde, dem Schreien der Treiber und den Klängen der Waldhörner hallte Berg und Thal wieder. Der Förster war schon am frühen Morgen ausgegangen, um bei der Jagd zu sein, denn er hatte bei solchen Gelegenheiten in seinem Walde das Geschäft, die Herren vom Hofe, die gerade nicht als die besten Schützen bekannt waren, an Orte zu stellen, wo ihnen die Hirsche und Rehe so zu sagen in den Schuß liefen und sie nur in die blaue Luft zu schießen brauchten, um am Abend doch von den Thieren, die sie alle geschossen hatten, erzählen zu können. Wilhelm und der Hund saßen am Morgen beim Eingang des Waldes und hörten dem Jagdlärm zu, der sich aus der weiten Ferne zuweilen vernehmen ließ. Ach, die Beiden wären auch gar zu gern dabei gewesen und mit den andern unter den frischen grünen Bäumen herumgesprungen; doch so mußte sich der arme kleine Krüppel damit begnügen, auf die langen zitternden Klänge der Waldhörner zu hören, die zuweilen laut wurden, und Bello, der Hund,

spitzte nur dann und wann die Ohren, wenn er aus weiter Ferne das Hundegebell vernahm und knurrte zuweilen leise dazwischen.

Plötzlich hörten sie vor sich etwas in den Gebüschen rauschen und sahen ein schneeweißes Reh in vollen Sätzen auf sich zuspringen. Obgleich es nun für Beide nichts Ungewöhnliches war, ein Reh zu sehen, so machte doch die seltene Farbe des Thieres, daß sie ihm überrascht entgegen blickten. Doch erreichte das Erstaunen, ja das Entsetzen Wilhelms den höchsten Grad, als das Thier zu seinen Füßen niederstürzte und ihn mit deutlicher Menschenstimme um seinen Schutz gegen die verfolgenden Jäger und Hunde bat. Vor Ueberraschung konnte dieser anfänglich kein Wort hervorbringen, denn so lange er auch schon in dem Walde wohnte, hatte er doch noch nie etwas von verzauberten Thieren gehört. Das Reh erzählte ihm in möglichster Kürze: es sei eine Fee, die von der Königin der Feen in diese Gestalt verwandelt worden, in der sie so lange bleiben müsse, bis sie der Tod durch die Hand des Jägers ereile. So sehr sie nun auch diesen Augenblick wünsche, um alsdann in ihrer ursprünglichen Gestalt zum Hofstaat der Königin der Feen zurückkehren zu können, so schenke sie doch eine fürchterliche Angst vor dem Tode immer aus der Nähe der Jagd hinweg, so oft und sehr sie sich auch schon vorgenommen habe, dem Geschosse der Jäger entgegen zu treten.

Der Knabe, der sich indessen an seinen Krücken aufgerichtet hatte, versprach dem Reh, er wolle es so viel schützen wie möglich, und er gedachte es eben nach dem Häuschen zu geleiten, als er plötzlich mit Schrecken bemerkte, daß an der weißen Haut des Thieres das purpurrothe Blut herunter lief. Er wollte es ihm wegwischen und das Reh aufrichten, das von der Wunde und dem raschen Lauf matt zusammengesunken war, als es seinen Kopf wieder erhob, und sagte: »Ohne daß ich es wußte, hat mich der Pfeil des Jägers getroffen und meine Zeit ist gekommen. Die Stunde naht, in der ich meine ursprüngliche Gestalt annehme und in unser seliges Reich zurückkehre. Ich werde in Kurzem wieder eine mächtige Fee sein und möchte Dich gern dafür belohnen, daß Du mir in Deinem Hause eine Freistatt geben wolltest. Sprich einen Wunsch aus und wenn die Zeit meiner Verwandlung kommt, soll er Dir gewährt werden. Doch sei vorsichtig und sprich Deinen Wunsch deutlich aus; ich kann Dir nicht mehr bewilligen, als Du Dir wünschest.

Da tönte von fernher aus den grünen Schluchten und Thälern

der Lärm der luſtigen Jagd an das Ohr des armen Krüppels, da ward wieder in ihm die Luſt rege, auch ſo wie die andern Jäger dem Hirſch nachfliegen zu können, durch Berg und Kluft, und eine Büchſe zu haben, mit der er aus weiter Entfernung das Wild niederſchießen könne. Das Reh ermahnte ihn nochmals, ihm ſeinen Wunſch zu entdecken und mit dem Ohr nach dem Lärm der Waldhörner und Hunde hinlauſchend, ſagte er mit leiſer Stimme: Ach, wie gern wollt' ich nur einen Arm haben, und die zerſtümmelte Naſe, wenn ich nur mit dem andern die Büchſe halten und mit meinem Bello geſund und friſch durch den Wald ſpringen könnte.' Kaum hatte er dieſe Worte geſprochen, ſo ſah ihn das Reh mit den großen Augen mitleidig an, und ſagte ihm: „Dein Wunſch war allzu beſcheiden, doch ſei er Dir gewährt. Aber jetzt fühle ich, daß mir der Tod naht, drum laß mich meinen Kopf auf Dein Knie legen und dieſen Augenblick ruhig abwarten."

Obgleich Wilhelm noch ſehr im Zweifel war, ob das Reh wirklich im Ernſt zu ihm ſpräche oder ob es vielleicht nur ein Waldgeiſt ſei, der ihn necken wolle, ſo nahm er doch mitleidig den Kopf des Thieres auf ſeinen Schoos, wiſchte ihm nochmals das Blut ab und drückte ihm die Augen zu. Bello, der Hund, der bisher ſtaunend um das Thier herumgegangen war, legte ſich jetzt zu den Füßen des Knaben und ſchlief ein. Auch dieſer konnte einer gewaltigen Müdigkeit, die ihn plötzlich überfiel, nicht widerſtehen, ſchloß die Augen und entſchlief ebenfalls unter den ſeltſamſten Träumen.

Ihm war, als wenn ſich das Reh auf ſeinem Schoos langſam erhob und ſich wunderbar in eine ſchöne Jungfrau verwandelte. Weiß war ihr Gewand und ein roſafarbener Schleier, der eben auf dem Kopfe von einem lichten Stern zuſammengehalten wurde, wallte bis zu den Füßen hinab. Sie trug in der Hand ein kleines Zauberſtäbchen, mit dem ſie einen Kreis über die beiden Schläfer beſchrieb, worauf ſie gen Himmel ſchwebte, und die ganze Erſcheinung wurde dem Blick des ſchlafenden Knaben unklar und zerfloß am Ende in eine weiße roſigeſäumte Wolke, die eilig gen Weſten ſchoß.

Jetzt erwachte Wilhelm und Bello, der Hund, ſprang auf und machte einen Satz, wie man ſein Jahren nicht mehr an ihm gewohnt war. Der Knabe griff nach ſeiner Krücke, die er in den Schoos gelegt hatte, doch wer beſchreibt ſein Erſtaunen, als er ſtatt derſelben das ſtattlichſte glänzendſte Gewehr, das er je geſehen, auf ſeinen Knien

liegen sah. Unter seinem Kopf lag eine Waidtasche und o Wunder! er, der noch vor einer Stunde sich kaum an der Krücke hatte erheben können, sprang aus Ueberraschung der Dinge, die er hier sah, in die Höhe, und sah auf's Neue erstaunt um sich her, denn ihm war, als sei er plötzlich einen Fuß höher geworden. Und so war es eigentlich auch. Die gute Fee hatte ihr Versprechen gehalten und seinen Wunsch erfüllt, indem sie seine lahmen Beine gerade und somit länger machte und neues kräftiges Leben durch den ganzen Körper goß. Auch Bello, der Hund, war von der guten Fee reichlich mit neuen Kräften bedacht worden und machte die tollsten ungestümsten Sätze. Ja er schien ganz anderer Natur geworden zu sein; denn der biedere ehrliche Kettenhund schien auf einmal Behagen am Waidwerk gefunden zu haben und machte solch' Spektakel unter den Büschen und Bäumen, daß die Hasen und Füchse zu Dutzenten heraus sprangen. Jetzt untersuchte der Jüngling, denn seit er einen Schuh höher geworden war, konnte man ihn keinen Knaben mehr nennen, das Gewehr und seine Jagdtasche, und fand Alles in der besten Ordnung. Das Erstere war von der feinsten Stahlarbeit, mit Gold ausgelegt, und in der Letztern befand sich Pulver und Blei die Menge. Auch entdeckte er beim nähern Durchsuchen ein kleines silbernes Schächtelchen, das er neugierig öffnete und darin drei goldene Kugeln fand, auf welchen die Worte zu lesen waren: «Zur höchsten Noth.»

Die Jagd kam indessen immer näher und um im glücklichen Fall vielleicht auch noch Theil daran nehmen zu können, lud der Jüngling sein Gewehr mit einer tüchtigen Kugel und stellte sich dicht an den Stamm einer dicken Eiche. Bald kamen ganze Schaaren Wild herangesprengt und die zahlreichen Meuten der Hunde hintendrein, auch einzelne Reiter mit langen Hörnern, die beständig ihr Halloh! Halloh! bliesen. Dabei erschien es unserm jungen Jäger sehr sonderbar, daß alle diese Leute, die dort das lustige Waidwerk trieben, kohlrabenschwarz angezogen waren. Außerdem hatten die Reiter Trauerflor auf ihren Hüten und die Hörner waren ebenfalls schwarz umwickelt; ebenso das Riemenzeug der Pferde und selbst die Hunde hatten schwarze Halsbänder. Sein Erstaunen wuchs, als er jetzt einzelne Herren vom Hofe, ebenso traurig kostümirt, zwischen den Gebüschen hervortraben sah, und endlich den ganzen Hofstaat, an dem man vom Oberstjägermeister bis zum niedrigsten Jagdknaben auch kein Tüchelchen von einer bunten Farbe sah, sondern Alles war schwarz, wie bei einem Trauer-

zuge. Jetzt erschien auch der König selbst, auf einem schwarzen Rappen und trug eben solche Kleider, an denen sich nichts auszeichnete, als der schneeweiße lange Bart des Königs, der über die Brust herunter rollte und eine Krone von den schönsten weißen Zahlperlen, die er auf dem Kopfe trug.

Die Jagt hatte hier ein Ende; der größte Theil der Reiter schwang sich von den Pferden, diese und die Hunde an schwarze Riemen zu koppeln. Der König, der auf seinem Roß sitzen geblieben war, schien sehr mißmuthig zu sein und sah nachdenklich den blauen klaren Himmel an. Jetzt schien er dort oben etwas zu bemerken und rief dem Oberstjägermeister, der alsobald herbei kam, vom Pferde sprang und der Majestät auf Ihre Anfrage, was dort oben in der Luft für ein schwarzer Punkt schwebe, unterthänigst referirte, daß es ein Geldadler sei. Der König befahl, alsobald auf ihn zu schießen und der ganze Hof ärgerte sich über die Frechheit des Vogels, daß er es wage, seinen Kopf höher zu tragen, als der des Königs. Vier der größten Schützen mit den besten Gewehren traten vor und schossen einer nach dem andern in die Höhe. Doch schien sich der Vogel wenig darum zu bekümmern, sondern schwebte in ruhigen Kreisen fortwährend in der Luft herum. Es wurden andere Jäger herankommandirt, um eben so wenig auszurichten und nun ließ sich der Oberstjägermeister seine mit Wold ausgelegte Büchse geben, setzte, da er schon ein alter Herr war, seine Brille auf die Nase, und schoß ins Blaue, doch kam keine Feder von dem Adler herunter. Der König, der dem Schießen aufmerksam zugesehen, fing an, ungeduldig zu werden und an seinem verdrießlichen Murmeln merkte man, daß bald ein majestätisches Gewitter hereinbrechen würde, worüber der Oberstjägermeister und das ganze Jagdfolge in nicht geringe Verlegenheit gerieth. Was war zu thun? Der König verlangte selbst seine Büchse, um eigenhändig nach dem Vogel zu schießen und eben so wenig zu treffen, wodurch jedoch sein Zorn sich nicht gelegt, sondern noch vermehrt haben würde, weshalb der Oberstjägermeister, sechs Jägermeister und vierundzwanzig Kammerherrn, zu gleicher Zeit von demselben Gedanken bewegt, ihre Knie beugten und die Majestät baten, doch höchstdero Kugel nicht an so unwürdiges Raubzeug zu wagen. Der Oberstjägermeister sah ängstlich im Kreise herum, wen er von den guten Schützen noch vergessen hätte, und endlich fiel sein Blick auf den Sohn des Försters, dessen prächtiges Gewehr dem alten Herrn sehr in die Augen stach. Der Förster selbst, der ebenfalls

vergeblich nach dem Adler geschossen, traute kaum seinen Augen, als er seinen Sohn, den er heute Morgen als elender Krüppel im Grase liegend verlassen, mit Ausnahme der zerstümmelten Nase und des einen Armes, frisch und gesund vor den Oberstjägermeister hintreten sah, der ihn aufforderte, mit seiner Büchse nach dem Vogel zu schießen.

Das Jägervolk zischelte nicht wenig, als es einen jungen Menschen mit einem Arme erblickte, der gar nicht bei Hofe angestellt war, und es besser machen wollte, als die alten königlichen Jäger, die doch dafür ihr schweres Geld bekamen. Aber Wilhelm ließ sich durch diese Blicke und das Zischeln gar nicht irre machen, stellte sich hin, streckte seinen linken Stumpen in die Höhe, legte die Büchse darauf und nachdem er einen Augenblick scharf gezielt, knallte der Schuß. Alles sah erwartungsvoll in die Höhe und die Gesichter der Jäger, die höhnisch gelacht, als der Vogel noch einen Augenblick ruhig schweben blieb, zogen sich gar erbärmlich in die Länge, als er jetzt droben verdächtige schwankende Kreise beschrieb und langsam herunter sank. Der ganze Hofstaat gab in diesem Augenblick ein sehr kurioses Bild; Alles riß vor Erstaunen die Mäuler auf, als sollte Jedem von ihnen der Adler in's Maul fallen und der Oberstjägermeister vergaß in der Freude seines Herzens über den Schuß seine Würde so sehr, daß er einen großen Luftsprung machte und dabei den Obersteeremonienmeister auf ein Hühnerauge trat, der vor Schmerzen laut aufbrüllte, was aber das ganze Hofpersonal für ein Zeichen annahm, seine Verwunderung vor den allerhöchsten Ohren eben so laut kund geben zu müßen und daher, inclusive Förster, Jagdpagen und Hunden in ein erschreckliches Freudengeschrei ausbrach. Während diesem Halloh schwankte der Adler herab und stürzte mausetodt zu den Füßen des Leibpferdes nieder. Dem Könige gefiel der Schuß sehr und wenn er auch nicht lachte, machte er doch eine gnädige Handbewegung gegen den jungen Schützen und fragte den Oberpolizeidirektor: wer ist der Einarm? Dieser wandte sich flüsternd an den hinter ihm stehenden Untergebenen, und, um vor der Majestät zu verbergen, als kenne er, der Oberpolizeidirektor, nicht jeden Mann im Staate, räusperte er sich, hustete und spuckte so lange, bis ihm von hinten zugeflüstert wurde, daß der Einarm der Sohn des Försters sei.

Der König war darauf sehr gnädig, ließ dem Einarm ein Goldstück überreichen und nahm ihn unter seine Leibjäger auf. Dann wandte er sein Roß und ritt, gefolgt von dem ganzen Schwarm, nach

der Stadt zurück. Der Förster aber ging mit seinem Sohn in das Haus zurück und ließ sich von ihm erzählen, auf welche wunderbare Art er und Bello wieder zu Kraft und Gesundheit gekommen sei. Dann packte Wilhelm seine Habseligkeiten zusammen, nahm von dem Vater Abschied und rief dem treuen Bello, um nach der Residenz zu gehen.

Da er noch nie aus seinem Walde herausgekommen war, so erschienen ihm draußen die schön angebauten Felder und die Dörfer mit den vielen Häusern sehr sonderbar. Auch verwunderte er sich, daß dort schon die Leute von seinem glücklichen Schuß wußten und ihn der König unter die Leibjäger aufgenommen hatte. Zuweilen wurde er auch darüber befragt und da man seinen Namen nicht wußte, nannte man ihn überall, wo er durchkam, Winarm, eine Benennung, die ihm gerade nicht sehr gefallen wollte. Aber wie wuchs erst sein Erstaunen, als er in die Nähe der Residenz kam und dort die breiten Straßen und die prächtigen hohen Paläste sah. Vor Allem aber glich ihm das Schloß des Königs, mit hellblauen Thürmen und zahllosen Fenstern, und es würde ihm noch mehr behagt haben, wenn es nicht eben so schwarz angestrichen gewesen wäre und eben so düster ausgesehen hätte, wie das Jagdgeschirr des Königs und die Trabanten und Heiducken, die mit ihren großen Tschakos an allen Thüren standen. Alles war schwarz kostümirt vom Kopf bis zu den Füßen und selbst in den schön angelegten Gärten war nichts zu sehen, als finstre Cypressen und trauriges Rosmarin. Zum Ueberfluß wehten über dem Hauptthor zwei schwarze große Fahnen und die beiden Schildwachen waren wie Leichenbitter in große schwere Flore gehüllt, die oben an dem Knauf fest gemacht waren und bis an die Erde herab wallten.

Der neue Leibjäger ging in die Wohnung des Oberstjägermeisters und sagte diesem Herrn melden, er sei da. Da aber das Er eine sehr relative Bezeichnung war, so wurde vom Oberstjägermeister gemeldet, der Winarm sei da, und Jener befahl darauf, dem Winarm eine schwarze Livree und Wohnung zu geben. So war er denn endlich in den Dienst des Königs gekommen, wo es ihm anfangs sehr wohl behagte; nur hätte er gewünscht, daß sie ihn bei seinem Familiennamen oder wenigstens Wilhelm genannt hätten, doch da der König Winarm zu ihm gesagt, so hatten dies die Hofleute angenommen und Alles nannte ihn in und außer dem Dienst nur Winarm. Eben der erste glückliche Schuß, den er mit dem Gewehr gethan, das ihm die gütige Fee geschenkt, hatte ihm die Gunst des Königs, wie des Oberstjäger-

meisters erworben, und in traurigen Stunden, die der Geist oft hatte, ließ er den Einarm häufig kommen, um sich durch dessen unglaubliche Geschicklichkeit im Schießen unterhalten zu lassen. Da aber nun in solchen Dingen, wo es die Gunst des Herrn gilt, kein Hofgesinde mit sich fragen läßt, so war bald Niemand mehr, bis zum geringsten Küchenjungen herab, der den Einarm nicht mit scheelen Augen angesehen hätte, denn der König gab ihm vor allen Andern gar zu sehr den Vorzug. So oft er nun von einer Schnepfe oder einem Hasen, die der Einarm geschossen, weil, wie er sagte, ihm kein Bratyret schmecke, das nicht so kunstgerecht erlegt sei, wie das des Einarms. Ja, dieß ging so weit, daß, wenn dem König nach einem Apfel oder einer andern Frucht gelüstete, der Einarm geholt wurde, um die Frucht vom Baume zu schießen.

Schon oft hatte sich der neue Leibjäger bei dem andern Hofgesinde nach der Ursache erkundigt, weshalb der König beständig so traurig sei, und weshalb das ganze Schloß, so wie Alles in seiner Umgebung schwarz anziehen müsse. Da es aber verboten war, über dergleichen Sachen zu sprechen, so hatte man zuerst dem Neuangekommenen nichts vertrauen wollen, und als später der Einarm so in der Gunst des Herrn stieg, war es Neid und Haß, warum ihm Keiner auf seine Fragen Bescheid gab. Auch mit dem weiblichen Personal des Schloßes stand der arme Einarm nicht zum Besten; denn wenn auch unter allen Jägern und Hofbedienten Keiner war, der eine so schlanke kräftige Figur hatte, wie er, so war doch das Mägdevolk viel zu naiv-weiß, um nicht an einer fehlenden Nase ein Aergerniß zu nehmen. Auch mochte ihnen ein fehlender Arm bei gewissen Verhältnissen im menschlichen Leben gar zu unpraktisch vorkommen, und wenn auch manches hübsche Mädchen dem Einarm nachblickte, so konnte sie ihm doch diese beiden Mängel nicht vergeben.

Seinerseits war auch bei ihm die Lust nicht sehr groß, sich bei den jüngern Frauenzimmern auf Erkundigung zu legen, da er sich schon manche spöttische Antwort bei ihnen geholt hatte, und die alten Weiber, die im Schlosse waren, scheute er seit den Zeiten, wo ihn die kluge Frau im Walde unter entsetzlichen Schmerzen krumm und lahm geheilt hatte, noch mehr. Glücklicher Weise war er auch nicht neugierig, weshalb er sich leicht auf eine andere Zeit zu trösten wußte, wo sich ihm dieß Geheimniß von selbst auflösen würde.

Und so geschah es auch eines Tages früher, als der Einarm vermuthet hatte.

An einem schönen Morgen ritt der König mit wenigen Jägern auf die Jagd und streifte, wie er oft zu thun pflegte, frühselig über Berg und Thal. Einem starken Hirsch, der vor ihm aufging, mußten die Jäger folgen, mit Ausnahme des Einarms, dem der König sein Pferd zu halten gab, als er herabstieg und sich in den Schatten eines großen Baumes legte und zu seufzen und zu klagen anhub, wie er vielmal that, wenn er allein war. Das jammerte den Einarm sehr und er hätte den König gern gefragt, weshalb er so traurig sei, doch erlaubte ihm dies die Etikette nicht, sondern gebot ihm vielmehr, sich mit den Pferden zurückzuziehen, um den Herrn in seinen traurigen Betrachtungen nicht zu stören. Plötzlich hörte der Einarm in den Gebüschen ein Geräusch, als wenn sich ein großes Thier nahe. Es raschelte im Laub, es knickte hie und da Zweige ab, und als der Leibjäger vortrat, um zu sehen, was es gäbe, erblickte er zu seinem größten Entsetzen, wie ein wüthender Eber gerade auf den König losrannte, der ohne Waffen war und ihn in seiner großen Betrübniß nicht einmal zu bemerken schien. Das Unthier hatte den Kopf, mit ungeheuern Hauern bewaffnet, gesenkt und die kleinen Augen funkelten vor Wuth und Grimm. Kaum hatte der Einarm Zeit, seine geladene Büchse vom Sattelknopf loszureißen, und wie er auf das Thier anlegte, war es von dem König keinen Schritt mehr entfernt. Doch faßte sich der Leibjäger Muth, rief beim Losdrücken inbrünstig die gute Fee an, die ihm das Gewehr geschenkt, und als der Schuß krachte, sprang der König freilich entsetzt auf, aber das Ungethüm wälzte sich zu seinen Füßen im Blute.

Der Einarm eilte hinzu und sah, daß die Kugel ihm gerade durch den Kopf gegangen war. Der König brach in Lobeserhebungen über den Schuß aus und vergaß die Etikette so weit, daß er sich herabließ, seinen Lebensretter zu umarmen und ihm eigenmündig für seine Rettung dankte. Darauf bestiegen die Beiden ihre Pferde wieder und eilten nach der Stadt zurück, wo der König den Einarm mit hinauf in seine Zimmer kommen ließ und ihm befahl, einen Wunsch zu thun, den er ihm erfüllen wolle. Jetzt erwachte auf einmal in dem guten Leibjäger die Begierde, etwas Näheres über die Trauer des Königs, so wie des ganzen Schlosses, zu erfahren, und er trug der Majestät mit den allerbescheidensten Worten diese Frage vor. Zuerst sah

ihn der König überrascht an, und verbarg ihm seine Verwunderung nicht, daß er ihn über eine Geschichte befrage, die doch so ziemlich im Munde aller seiner Unterthanen sei. Doch wurde ihm seine Bitte gewährt und der König hieß ihm folgen.«

Bis hieher war der Franke in seiner Erzählung gekommen, als das allmähliche Erlöschen der Wachtfeuer sie erinnerte, daß die Nacht bereits weit vorgerückt sein müsse. Der alte Mann klopfte dann seine Pfeife aus und ermahnte die Andern, sich noch einige Stunden dem Schlafe zu überlassen, indem er sie sämmtlich einlud, morgen Abend wieder zu kommen und die Fortsetzung der Geschichte zu vernehmen. Nachdem der Emir el Hadsch sein Vergnügen über das Gehörte ausgesprochen, begab er sich hinweg und ging seinen Zelten zu.

Dort angekommen, wollte er sich leise in sein Gemach zurückziehen, als ihm plötzlich Hassan, sein Haushofmeister, in den Weg sprang, und da ihn dieser in der Dunkelheit der Nacht nicht erkannte, heftig an dem Zipfel seines Mantels zog. »He, wer bist Du, alter Gauner? wo schleichst Du hin zu der Nacht? Kann man doch vor lauter Diebsgesindel nicht zu seiner Ruhe kommen? Sprich, wer bist Du, Unläubiger?«

Der Emir el Hadsch, der sich von seinem Diener so sonderbar begrüßt sah, wußte nicht, was er davon denken sollte, und begriff im ersten Augenblick nicht, warum ihn Hassan so empfange. Doch jetzt sah er auf seine unscheinbaren Kleider, und gab sich dem Neger zu erkennen. Dieser stand einen Augenblick sprachlos vor Erstaunen da, beugte sich dann tief zur Erde und stammelte eine Bitte um Vergebung. »Ach, Herr!« setzte er hinzu, »Du mußt es Deinem Sklaven nicht verargen, wenn er in seinem Eifer den gebietenden Schritt seines Herrn nicht erkannt hat. Es treibt sich hier bei den Zelten so viel verdächtiges Gesindel umher, daß die größte Wachsamkeit nöthig ist. Ja, Herr!« fuhr Hassan fort, als er bemerkte, daß der Emir aufmerksam zuhörte, »sehr verdächtiges Gesindel, doch weiß ich nicht, ob es mir Deine Hohe, nicht sehr ungnädig aufnimmt, wenn es Dein Sklave wagt, seine Beschickungen Deinem Ohre laut werden zu lassen.«

Unter diesem Gespräch war der Emir in sein Zelt getreten und befahl dem Sklaven zu reden, worauf Hassan mit vielen Worten und so wichtig als möglich sein erstes Zusammentreffen mit jenem jungen Kameeltreiber vor dem Palaste des Emir in Kairo, so wie die spätere Begegnung in der Nacht erzählte. »Wie es einem treuen Diener

geziemt," fuhr der Haushofmeister fort, »sprühte ich bei jedem Marsch, den wir machten, in den Reihen umher nach jenem Manne, und sah ihn auch bald hier bald dort erscheinen, wie er auf seinem flüchtigen prachtvollen Pferde, dem Blitze gleich, bald in diesem bald in jenem Zuge erschien. Dabei aber, verzeih mir, o Herr, bemerkte ich auch wohl, daß der junge Mann stets wieder in dem Zuge Deiner Hoheit zurückkehrte und sich dort so nah wie möglich bei dem Kameel hielt, dem die Ehre zu Theil wird, den Stern des Morgenlandes, Deine Tochter Zemire, zu tragen. Ja, Herr, in ihrer Nähe hält er sich stets während den Märschen auf und versucht es durch allerhand Reitkünste, die Blicke der Weiber auf sich zu ziehen. Heute Abend nun, kurz zuvor ehe Du zurückkamst, o Herr, hörte ich draußen vor dem Zelte wieder jenen Gesang, wie neulich, und es war wieder derselbe junge Araber, der es wagte, dicht am Zelte Deiner Tochter Zemire seine Laute erklingen zu lassen. Bei meiner Ankunft hörte er freilich auf, schwang sich auf sein Pferd und verschwand wie das vorige Mal."

Während der Erzählung des Haushofmeisters horchte der Emir el Hadsch aufmerksam zu und zog seine Augenbrauen zusammen, ein untrügliches Zeichen, daß er sich durch die Aufmerksamkeiten des jungen Arabers gegen seine Tochter nicht sehr geehrt fühlte. Darauf wandte er sich zu Hassan und sagte: »Sobald sich der Araber wieder bei meinem Zuge einfindet, machst Du mich auf ihn aufmerksam, und es wird mich sehr freuen, wenn Du Deine Wachsamkeit unterdessen noch verdoppelst."

»Ach, Herr," entgegnete der Schwarze, »ich werde gewiß mein Möglichstes thun, aber Deine Hoheit hat jenen jungen Kameeltreiber schon gesehen. Ja er war selbst schon hier in Deinem Zelte. Du wirst Dich der Gesandtschaft erinnern, o Herr, die der Beduinenscheich Almansor gestern zu Dir sandte. Unter dem Gefolge wirst Du einen jungen Mann gesehen haben, der zur Rechten des alten Scheich Harun auf dem Divan saß, ich muß gestehen, ein sehr schöner und stattlicher Mann."

Der Emir fuhr mit der Hand über die Augen, besann sich einen Augenblick, und dann trat plötzlich die Gestalt jenes jungen Arabers vor sein Gedächtniß. Der schöne kräftige junge Mann war ihm schon gestern neben dem alten Scheich Harun aufgefallen. „So, so," sprach er leise für sich, »der also war's! Wer mag das wohl sein?"

Hassan betheuerte bei dem Barte des Propheten, er wolle schon

herausbekommen, mit wem er es zu thun habe, worauf der Emir seinen Haushofmeister entließ und sich auf sein Lager streckte. Allein der Schlaf, der sonst sein Auge nie floh, wollte sich heute nicht so bald einfinden. Als guter Muselmann, von ächt ritterlichem Schlage, mußten ihn diese Aufmerksamkeiten des Arabers gegen seine Tochter auf alle Fälle sehr beunruhigen und obendrein, da sich jener Beduine bei der Gesandtschaft des mächtigen Almansors befinden sollte, was der Emir als einen Beweis annahm, daß der junge Mann von nicht ganz gemeiner Herkunft sei. Das Mißtrauen legte sich jetzt an sein Ohr und flüsterte ihm zu, daß vielleicht jene Gesandtschaft nur zu dem Zweck gekommen sei und nur deshalb Freundschaft mit ihm angeknüpft habe, um irgend eine feindselige Absicht gegen ihn auszuführen. Wer weiß, dachte er, ob jener junge Araber nicht vielleicht der Sohn eines jener Beduinenscheichs ist, und nur in der Absicht umherschleicht, meine Tochter zu rauben. Ach, der Emir el Hadsch wußte zu gut, daß seine Tochter Zemire eines der schönsten und lieblichsten Mädchen des Morgenlandes sei. Unter dergleichen Gedanken entschlief er endlich und erwachte erst am folgenden Morgen, als die aufsteigende Sonne eben die Nebel der Nacht zerstreute.

Kaum waren am nächsten Abend die Zelte aufgeschlagen, so wurde in dem Emir der Wunsch rege, die Fortsetzung des in der vergangenen Nacht gehörten Märchens zu vernehmen. Er befahl daher seinem Haushofmeister nochmals die größte Wachsamkeit, hüllte sich dann in seine unscheinbaren Kleider und machte sich auf den Weg. Der Fremde saß mit seinen Bekannten bereits um das Feuer und nachdem die üblichen Begrüßungen gewechselt und die Pfeifen angezündet waren, fuhr der Fremde folgendermaßen fort.

Fortsetzung der Geschichte vom Einarm.

Der König befahl, wie ich Euch gestern Abend am Schluß erzählte, dem jungen Einarm, ihm zu folgen. Durch mehrere Säle und Gänge, die wie alles Uebrige schwarz verhangen waren, gingen sie hindurch, und kamen in einen andern Theil des Schlosses, der mit einer großen eisernen Thür abgesperrt war und nicht bewohnt wurde. Der König öffnete mit einem Schlüssel, den er an seinem Gürtel trug, das Thor und wie sie hindurchgingen, sah sich der Einarm plötzlich in ganz andere Regionen versetzt. Hier war von keinem schwarzen Tuch und Flor mehr die Rede, vielmehr prangten Gänge, Zimmer, Treppen und Fenster in den heitersten freundlichsten Farben. Alles war hier auf das Zierlichste und Prächtigste eingerichtet. Die kleinen Divane in den Zimmern bedeckte der glänzendste Goldstoff; aus marmornen Becken sprangen murmelnde Fontänen in die Höhe, die Wände waren mit Sammet und Damast bekleidet, und die Pracht der Möbel steigerte sich von einem Zimmer zum andern. Schon in dem ersten waren sie vom feinsten Holz, im andern von Elfenbein, dann von Schildkröt mit Gold ausgelegt und in den hintersten Zimmern und Sälen war Alles von Silber und Gold, mit Edelsteinen und Perlen belegt. Das Einzige, was die Lust und Herrlichkeit in diesen Zimmern unterbrach, war die feierliche Stille und Oede, die hier herrschte, so wie das einsame Traurige, das Gesicht des Königs, das mit jedem Schritt finsterer wurde. In einem der letzten Säle ließ er sich auf einem Ruhebett nieder und trocknete zwei große Thränen ab, die ihm in den Bart liefen. Das Ruhebett, auf welchem er saß, stand vor einem Gemälde, das ein grünseidener Vorhang bedeckte.

»Wisse, begann der König nach einer langen Pause zum Einarm, »daß dieß die Zimmer meiner Königin sind, die aber schon längst die

Erde verließ, um zum Wohnorte der Seligen aufzuschweben. Sie war keine gewöhnliche Sterbliche, sondern entstammte dem Feenreich, und ihr ward, wie allen jenen erhabenen Wesen, erlaubt, nach jedem Jahrtausend eine gewisse Anzahl von Jahren auf der Erde zuzubringen, um einen Sterblichen zu beglücken. Nun wollte mein gutes Schicksal so wohl, daß ich gerade in dem Jahr, wo die Fee Amaranthe die Erde wieder betrat, mich nach einer Gemahlin umsah. Mein Herz war frei, ich war jung und streifte mit lauter Lust und Fröhlichkeit durch die Wälder dem Gewilde nach. Da begab es sich eines Tages, daß aus dem Dickicht des Waldes ein fremder Stallmeister auf mich zusprengte, mir einen Gruß von seiner Herrin überbrachte, die den Wunsch aussprach, an meiner Jagd Theil nehmen zu dürfen. Natürlich bewilligte ich ihr mit Freuden diese Bitte, und ich, so wie mein ganzes Jagdgefolge, standen mit stummer Erwartung da, als der Stallmeister zurücksprengte, und wir plötzlich aus der Tiefe des Waldes das lustige Getön einer andern Jagd hörten, die uns näher und näher kam.»

»Zwischen den Zweigen blinkte es wie lauter Gold und Silber hervor, und die einzelnen Theile des Jagdzuges, die nach und nach erschienen, waren mit unerhörter Pracht bekleidet und beritten. Zahlreiche Meuten der schönsten Hunde schwärmten voran, dann kamen verwegene Jagdpagen, den Falken auf der Faust, und setzten mit ihren Pferden über Stock und Stein. Ihnen folgten eine Anzahl Jäger, und was uns am seltsamsten vorkam, außer dem dienenden Personal der Jäger, Forst- und Stallmeister waren es nur Damen, die auf den herrlichsten Rossen saßen, von dem ganzen Troß ehrerbietig umgeben waren. So schön und schlank sie auch alle auf ihren Thieren saßen und der prächtige Wuchs der geringsten unter ihnen weit die Formen der schönsten unserer Damen übertraf, so ragte doch, wie der Mond unter den Sternen, eine derselben an Schönheit und Adel über die Andern empor. Diese ritt einen schneeweißen Zelter und sprengte mit leichtem Anstande gerade auf mich zu. Sie dankte mir freundlich für die Erlaubniß, an meiner Jagd Theil nehmen zu dürfen, und bat um die Fortsetzung derselben und so gern ich auch eine ganze Ewigkeit ihr gegenübergestanden wäre, um ihr in das wunderherrliche Angesicht zu sehen, so zwang ich mich doch, ihrem Wunsche Folge zu leisten und ich gab den Befehl, die Jagd wieder zu beginnen. Du kannst Dir leicht denken, mein Sohn, daß ich nicht von ihrer Seite kam. Doch

obgleich ich ein sehr gutes Pferd ritt, war es mir nicht möglich, dem vogelschnellen Lauf und den entsetzlichen Sprüngen des ihrigen nachzukommen. Auch mein ganzes Jagdgefolge, das doch aus den gewandtesten Reitern meines Königreichs bestand, nahm sich gegen das ihrige aus, wie eine Gesellschaft von Schnecken gegen muntere Vögel. Mir schien sogleich am ersten Tage, daß es bei der ganzen Gesellschaft nicht mit rechten Dingen zugehe und auch mein Oberstallmeister machte mich mit Entsetzen auf einen Jagdwagen der Dame aufmerksam, der einem Falken, als er sich eben mit einem andern Raubvogel in einen Kampf einzulassen, zu Hülfe kommen wollte, nur sich schon einige Schritte aus seinem Sattel in die Luft erhoben hatte, als ihn ein strenger Ruf der Dame wieder herabrief.

»Nach Beendigung der Jagd lud ich die ganze Gesellschaft in meine Residenz ein, doch nahm die Dame meine Einladung nicht an, versprach aber am andern Tage wieder zur Jagd zu kommen. Ich, der ich jetzt zum Erstenmal der Leiden und Freuden der Liebe rückte, schlief die ganze Nacht kein Auge und schwärmte mit meinen Jägern schon in den Wald, als kaum ein lichter Streifen im Osten den Anbruch des neuen Tages verhieß. Zur bestimmten Stunde, wie gestern, erschien die Dame mit ihrem Gefolge wieder, ach, und sie war wo möglich noch schöner, als gestern. Die Jagd begann auf's Neue und der Tag verlief wie der gestrige, nur daß die unvergleichliche Dame die Wut in meinem Herzen zu einer unauslöschlichen Flamme angefacht hatte. Schon während der Jagd bat ich sie, wie gestern, mich in meiner Residenz zu besuchen oder mir zu sagen, wo ihr Schloß liege, und als sie mir Beides abschlug, gab ich mehrern meiner gewandtesten Jäger heimlich den Befehl, sich da und dort im Walde zu verstecken, und am Abend jener Jagdgesellschaft zu folgen, um ihren Aufenthaltsort auszukundschaften. Nach Beendigung der Jagd empfahl sich die Dame wie gestern, mit dem gleichen Versprechen, morgen wieder zu kommen und ich ritt verstimmt meiner Residenz zu, um in meinen Zimmern die halbe Nacht bis zur Ankunft meiner ausgesandten Jäger zu wachen. Gegen Mitternacht kamen mehre zurück und schworen, nichts gesehen zu haben. Doch blieben noch zwei meiner besten Leute aus, auf die ich mein ganzes Vertrauen setzte. Auch sie erschienen, aber erst mit Anbruch des Tages, und brachten mir die wunderbare Mähr, daß sie gestern Abend, kaum im dichtesten Walde angelangt, die Jagd der Dame gehört hätten, wie sie mit lautem

Gefolge und Hallob sich bei mir verabschiedet und neben ihnen daher geflogen sei. Was ihre Pferde laufen wollten, seien sie ihr gefolgt, hätten die Jagd auch eine Zeit lang vor sich gesehen, doch habe sich das Gefolge auf eine wunderbare Weise vermindert. „Großmächtigster König," fuhr einer der Jäger fort, „wir hatten es mit einer mächtigen Fee zu thun. Zuerst verschwanden die Hunde und liefen als schwarze Käfer in das Gebüsch, die Pferde wurden zu Hasen und Füchsen, die darauf sitzenden Jäger und Pagen schwangen sich als Raben und Krähen in die Luft; die Damen des Gefolges wurden zu schönen Nachtschmetterlingen und die Herrin auf ihrem weißen Roß verschwand uns plötzlich ganz; doch sahen wir wenig Augenblicke nachher ein schneeweißes Reh blitzschnell im Gebüsch verschwinden." So erzählte der Jäger, und obgleich ich auch ungläubig mein Haupt schüttelte, so wurden doch Feen und Kobolde so häufig gesehen, daß ich jener Erzählung gern Glauben beimaß. Heute, als am dritten Tage, zur bestimmten Stunde erschien die Dame wieder, und ich wußte es während der Jagd so einzurichten, daß wir uns von dem Gefolge entfernten, und ich mich mit ihr im dichten Gebüsch allein befand. Hier sprang ich von meinem Pferde, hielt ihr den Steigbügel und bat sie auf's Ehrerbietigste ebenfalls abzusteigen und einige Worte anzuhören, die ich ihr sagen wolle. Sie that nach meinem Wunsch, setzte sich auf einen abgehauenen Baumstamm, und ich malte ihr mit den glühendsten Farben meine Leidenschaft, schwur ihr ewige Liebe und betheuerte ihr, daß ich im Besitz ihrer Hand der glücklichste Mensch sein würde. Anfänglich sah mich das wunderschöne Weib schlau lächelnd an, dann reichte sie mir die Hand und sprach zu mir: „Wisse, o König, daß ich kein sterbliches Weib bin wie Du. Mein Name ist Amaranthe und ich bin aus dem Feengeschlecht. Da uns aber erlaubt ist, je nach tausend Jahren, die wir im Dienste unserer Königin zubringen müssen, zehn Jahre auf der Erde zu wandeln, und uns hier der Liebe eines Menschenkindes zu erfreuen, so nahm ich die Gestalt an, in der Du mich hier erblickt, und suchte Dich auf, da ich Dein gutes edles Herz, so wie Deine männlichen Gesinnungen schon seit lange kenne. Es ist uns Feen möglich, schon mehre Jahre vorher, ehe unser tausendjähriges Dienen dort oben sein Ende nimmt, das Herz der Menschen zu prüfen und anzuschauen, damit uns die Wahl, die wir für die zehn Jahre unseres Erdenlebens treffen, später nicht gereue. Denn der Mann, den wir uns für diese Zeit erkoren, mag mit Fehlern behaftet

sein, wie er will, wir müssen ihn diese zehn Jahre hindurch treu und ehrlich lieben, wie es einer braven Bauersfrau geziemt."

Hier seufzte der König tief auf, fuhr aber in seiner Erzählung fort.

„Mein Sohn," sprach er zu dem Einarm, „Du, dessen Herz noch frei von Liebe ist, Du kannst Du das Entzücken nicht denken, das mich bei diesen Worten der Fee befiel. Ich schwur ewige Treue und Liebe, konnte mich aber dabei der Thränen über ein grausames Geschick nicht enthalten, das mir den Besitz eines so liebreizenden Wesens nur für zehn Jahre gestattete."

„Sie wurde also die Meinige, ich führte sie als Königin in meine Residenz ein und der Jubel des Volks, das schon lange meine Vermählung gewünscht hatte, kannte keine Grenzen. Allgemein war man doch erfreut über die Wahl, die ich getroffen, denn so liebreizend das Antlitz meiner Gemahlin war, eben so schön und edel war auch ihr Herz. Sie theilte den Armen mit, beschenkte die milden Stiftungen reichlich, kurz sie suchte während den wenigen Jahren ihres Erdenwallens so viel Glück und Wohlstand um sich zu verbreiten, wie nur möglich. Nach einem Jahre, das ich mit ihr in Glück und Freuden verlebt hatte, genas die Königin eines Töchterleins, frisch und schön wie eine Rosenknospe, und ganz ihr Ebenbild, auch sah man deutlich, daß die geistige Kraft der Mutter selbst das kleinste Uebel von dem Kinde abzuhalten wußte. Meine kleine Prinzessin blieb heiter von dem Ungemach und den Krankheiten, die sonst wohl gewöhnlich Kinder in diesen Jahren überfallen und bildete an Körper und Geist in überraschender Schnelligkeit aus. So hatte das Kind sein achtes Jahr zurückgelegt, als ich, an die Trennung von meiner Gemahlin denkend, die mir in kurzer Zeit bevorstand, in heftige Traurigkeit und schwere Krankheit verfiel. Die Königin that Alles, um mich aufzuheitern, und wenn auch die heilsamen Tränke, die sie aus den Kräutern zu ziehen wußte, meinen Körper in kurzer Zeit wieder herstellten, so blieb doch mein Geist umdunkelt und ich sah mein ganzes künftiges Leben so schwarz vor mir, wie Du es jetzt in der Wirklichkeit siehst. Ach, von dem zehnten Jahr meines Glücks hatte ich mir Wunderdinge eine ziemliche Zeit vorher. Schon kam der Sommer und ferne Land und Gras, daß es saftig wurde und mein Roß schien langsam mitzuverwelken. Der Klang des lustigen Jägerhorns, der mich sonst zur Freude und Lust anrief, zerschnitt mir die Brust wie glühendes Eisen, denn

da ich meine Königin so unsäglich liebte, so konnte ich meines Jammers kein Ende finden. Nichts erfreute mich mehr, nicht die Zureden meiner Gemahlin, nicht das Spielen und Liebkosen des Kindes — ich glaubte, es wäre die schrecklichste Zeit meines Lebens gewesen.

„So saß ich eines Abends auf dem Altan, der in den Wald hinaus geht, als sich mir die Königin langsam näherte, neben mich hinkniete und ihren Kopf auf meine Hand legte. Ich fühlte ihre warmen Thränen und wagte es kaum, aufzuschauen, ja, der unglückselige Augenblick war gekommen; sie hatte das Jagdkleid an, in welchem ich sie vor zehn Jahren zum Erstenmal gesehen. „Mein Gemahl," sprach sie mit zitternder Stimme, „es muß geschieden sein. Meine Zeit ist um, und ich kehre zu meiner Königin zurück, um neue tausend Jahre bei ihr zuzubringen. Doch werde ich Dich früher wieder sehen, und wenn Deine Laufbahn geendigt ist, eine längere Zeit als diese kurzen zehn Jahre mit Dir glücklich verleben; auch werde ich unsere Tochter umschweben und sie, so viel es in meinen Kräften ist, vor allem Bösen bewahren. Doch höre mich an: ein mächtiger Geist, der stets mit uns Feen im Kriege lebt, sucht uns und dem, was wir lieben, auf alle erdenkliche Art zu schaden, und da ich mich seinen Tücken zu entziehen weiß, so wird er versuchen, Dir und unserer Prinzessin viel Böses zuzufügen, wozu ihm die Leidenschaft, die meine Tochter von mir geerbt hat, genug Gelegenheit geben wird. Darum nimm dieses silberne Horn und gib es Deiner Tochter, wenn es sie in den Wald hinaustreibt, um durch Fels und Kluft dem lustigen Wilde zu folgen; bedeute ihr genau, es nie zu verlieren, und in Augenblicken der Gefahr wird ein sanfter Ton, den sie daraus erklingen läßt, meine unsichtbaren Diener herbeirufen, ihr zu helfen." Bei diesen Worten überreichte mir die Königin ein kleines silbernes Horn, drückte mich noch einmal an ihr Herz, und wandte sich zum Gehen. Ich sprang auf und bat sie fußfällig zu bleiben oder mich mit hinaufzunehmen, möge aus mir werden, was da wolle. Doch sie führte mich an das Bett meines schlummernden Kindes, küßte es auf Mund und Stirne und reichte mir die Hand zum Abschied. „Höre, o mein Gemahl," sprach sie, „mich erwartet noch ein hartes Geschick, ehe ich aus den gröberen Banden dieses Erdenlebens in die reineren Regionen emporschweben kann. Und darum gib mir Dein königliches Wort, mir meine letzte Bitte nicht zu versagen — es muß so sein. — Laß am nächsten Morgen alle Deine Jäger und Reisigen hinaus in den Wald

ziehen, damit ſie ſorgſam umher ſpähen nach einem weißen Reh; doch ſollen ſie es ja nicht einfangen, ſondern mit einem guten Schuſſe tödten. Ich bin das weiße Reh, doch wenn dieß vollbracht iſt, ſchone fortan die Thiere von ſolcher Farbe; denn es könnte ſein, daß ich von der Feen-Königin die Erlaubniß bekäme, Dich und mein Kind für einige Augenblicke zu ſehen, wo ich alsdann, um den Verfolgungen jenes böſen Geiſtes zu entgehen, wieder die Geſtalt eines weißen Rehes annehmen würde."

„Nach dieſen Worten meiner Gemahlin wurde es plötzlich im Schloßhofe laut und es klirrte und tönte, als wenn ſich ein großer Jagdzug verſammelte. Und ſo war es auch. Das Geſolge der Königin, das ſie vor zehn Jahren in meine Reſidenz begleitet hatte, und ihr und mir während der ganzen Zeit getreulich gedient, zog in buntem Gewühl aus den Thoren des Palaſtes und meiner Ställe hervor. Die großen Meuten der Hunde waren gekoppelt und wurden von Jägern gehalten, Jagdwagen, den Falken auf der Fauſt, ſaßen hoch zu Roß, und die Damen der Königin erwarteten ſie unten am Portal, um mit Hülfe der Stallmeiſter ebenfalls ihre Pferde zu beſteigen. Jetzt klangen die Töne der Waldhörner luſtig empor, die Königin wandte ſich zum letzten Male gegen mich und rief mir zu: „Ade, mein herzlicher Gemahl, ade!" dann öffneten ſich die Thore des Palaſtes und die Jagd zog hinaus in den dunkeln Wald.

„Am andern Tage that ich, wie mir die Königin geſagt, und Du kannſt denken, mein Sohn, wie mir bei der Nachricht wurde, daß man ein weißes Reh aufgefunden und getödtet habe; doch ſei es alsbald verſchwunden, und habe keine Spur zurückgelaſſen. Von dem Tage an erließ ich den Befehl, daß der von meinen Jägern und Leuten der härteſten Todesſtrafe verfallen ſei, der künftig ein weißes Reh erlege oder nur das geringſte Leid anthue. Doch will man ſonderbarer Weiſe ſeit jener Zeit keines dieſer Thiere mehr geſehen haben."

Bis hieher hatte der Einarm der Geſchichte des Königs ſtaunend zugehört; jetzt aber bei Erwähnung des weißen Rehes drängte es ihn, ſeinem Herrn mitzutheilen, auf welche wunderbare Weiſe er aus ſeinem Krüppel ein geſunder Menſch geworden, und wer ihm das ſicher treffende Gewehr verliehen. Ueberraſcht hörte der König zu, als der Einarm von der ſchönen Fee erzählte, die er im Traume geſehen und riß den Vorhang von dem Gemälde herab, vor welchem er ſaß und der Jäger taumelte entſetzt zurück. Ja, das waren dieſelben Züge, dieſelbe

Gestalt, die ihm im Traume erschienen. Jetzt offenbarte er auch seinem Herrn das Geheimniß mit den drei goldenen Kugeln, die er empfangen, was er bisher keinem Menschen anvertraut hatte, und darauf fuhr der König folgendermaßen in seiner Erzählung fort.

„Das Gemälde, das Du hier siehst, mein Sohn, ist das Bild der Prinzessin meiner Tochter, und zugleich das ihrer Mutter, die auf das Ueberraschendste einander gleichen. Die Prinzessin, der auch ich den Namen ihrer Mutter, Amaranthe, gegeben hatte, blühte indessen von Tag zu Tag schöner auf, und war meine Freude und mein Stolz. Sie war sanft und liebenswürdig, wie ihre Mutter und hatte alle ihre guten Eigenschaften geerbt; doch auch leider, wie mir die Königin bei ihrem Abschied vorher gesagt hatte, deren Leidenschaft zur Jagd, was mich vielfach beunruhigte. Aber ich vertraute dem silbernen Horne, das Amaranthe nie von sich ließ, und das, wie sie mir selbst am Abend öfters erzählte, ihr während der Jagd wundervare Dienste leistete. Oft wenn sie einem Wilde zu eifrig folgte und sich von ihrem Gefolge verlor, sah sie sich plötzlich von wilden schauerlichen Klüften umgeben, oder im dichten Walde, wo kein Ausweg zu finden war; aber ein Ton des Horns reichte hin, und es zeigte sich ihrem Auge eine freiere Aussicht, ein bekannter Punkt, der sie wieder zur Jagd zurückführte. Zuweilen lagerte sie sich mit ihren Damen, von den wilden Ritten ermüdet, im Schatten der grünen Bäume und plötzlich überfiel die ganze Gesellschaft eine gewaltige Müdigkeit. Die Hunde streckten sich hin und schliefen ein, dem Jagdgefolge fielen auf den Pferden die Augen zu und Amaranthe sah mit Schrecken, daß es nicht ein gewöhnlicher Schlaf sei, der ihre Umgebung befallen, sondern die Gesichter waren hart und weiß geworden, wie Marmor, und wenn sie eine ihrer Damen bei der Hand faßte, um sie zu ermuntern, fühlte sie sich kalt an, wie lebloser Stein. Glücklicher Weise widerstand sie ihrer eigenen Ermattung, setzte das Horn an den Mund und bei dem Ton desselben kehrte plötzlich das Leben in die von einem bösen Geiste verzauberte Gesellschaft zurück. Deßwegen aber hielt die Prinzessin das Horn hoch in Ehren, und that es nie von sich. Sie hieng es an einer seidenen Schnur, mit der sie es von meiner Gemahlin erhalten, um ihre Schulter, und jene Schnur war unzerreißbar: denn oftmals während dem Jagen durch die Wälder streifte das Pferd plötzlich an einem Ast, den sie früher nicht bemerkt, an dem das Horn unfehlbar hätte hängen bleiben müssen, wenn die Schnur an demselben nicht von

wunderbarer Kraft gewesen wäre; so aber hielt sie fest, und nicht selten flog der Ast zertrümmert zur Erde."

„Ich war in der Zeit der glücklichste Vater, denn es gab keine verständigere und schönere Prinzessin, als meine Tochter, rings in allen Reichen umher. Sie war damals sechszehn Jahre alt und der Ruf ihrer seltenen körperlichen und geistigen Eigenschaften lockte eine Menge der benachbarten Königssöhne an meinen Hof, die um ihre Hand anhielten. Aber Keiner wußte in ihrem keuschen Herzen Liebe zu erwecken. Sie war freundlich gegen Alle, scherzte mit ihnen und zog mit ihnen durch Wald und Flur dem flüchtigen Hirsche nach, neckte und foppte sie auch wohl, wenn sie das Pferd nicht so zu regieren wußten, wie sie; aber Alles mit einer Art, daß Keiner zürnen konnte. So meldete sich eines Tages der Sohn eines fernen mächtigen Königs an, den ich, wie alle Andern, willkommen hieß; doch mißfiel mir vom ersten Augenblick an sein ganzes Wesen, sowie seine Gestalt und sein finsteres unheimliches Gesicht. Auch der Prinzessin ging es ebenso, und der Fremde war ihr noch unangenehmer, da er sich mehr als alle Uebrigen um sie zu schaffen machte und sie auf allen Schritten mit seinen Liebesbewerbungen verfolgte. Auf der Jagd wich er nie von ihrer Seite, und da er einstmals Gelegenheit hatte, die Kraft des wunderbaren Hornes zu erforschen, schien ihn dieß sehr zu interessiren und er hatte die Frechheit, meine Tochter zu bitten, es ihm, wenn auch nur für einige Augenblicke, zu einer Probe zu leihen. Natürlich schlug sie ihm dieß Begehren ab, was ihn aber nicht abhielt, seine Bitte öfters zu erneuern. Endlich, da er sah, daß alle seine Bewerbungen fruchtlos blieben, rüstete er sich zur Abreise, bat aber vorher, daß es ihm, wie allen übrigen Bewerbern, gestattet sein möge, der Prinzessin ein Andenken zu hinterlassen. Dieß war eine sehr kunstreich gearbeitete goldene Kette, die er der Prinzessin überreichte und sie dabei bat, sie möge statt der seidenen Schnur künftig ihr Horn an dieser Kette befestigt tragen. Er drang mit dieser Bitte so ungestüm in die Prinzessin, daß sie ihm endlich bewilligte, wenigstens während der letzten Jagd, zu der sie mit jenem Prinzen auszog, die Schnur mit der Kette zu vertauschen. Ach, daß ich damals mein väterliches Ansehen gebraucht hätte und jenes freche Begehren zurückgewiesen. Aber mein Geist war umrüstert, und ich fand keinen Grund, diesen Tausch zu verbieten." — —

„Jetzt sind beinahe fünf Jahre verflossen," fuhr der König mit

dumpfer Stimme fort zu erzählen, „daß die Prinzessin in Begleitung jenes Fremden nebst ihren Damen und einem zahlreichen Jagdgefolge zu Walde zog, — ich mußte wegen einer leichten Krankheit zurückbleiben — und nicht zurückkehrte. Sie war verschwunden und selbst von ihrem Gefolge fand man bisher keine Spur. Ich ließ die Wälder nach allen Richtungen durchstreifen, Wochen, Monate lang, setzte die ungeheuersten Preise aus, wenn man eine Spur von der Verlornen bringen könne; Alles umsonst. Ich sandte an den Hof jenes Königs, dessen Sohn meine Tochter begleitet hatte, und als ich von dorther die Nachricht bekam, daß dieser König nie einen Sohn gehabt, sah ich deutlich ein, Amaranthe sei von dem bösen Geiste, vor dem mich die Königin gewarnt, entführt oder gar verzaubert worden. Jetzt kehrte der wüthende Schmerz, den ich bei dem Abschiede meiner Gemahlin gefühlt, doppelt zurück, und da mich alle bunten Farben, da mich Alles, was mich an ein früheres glückliches Leben erinnern konnte, anekelte, so kleidete ich meine ganze Umgebung in die schwarze Farbe der Trauer, die auch mein Herz und meine Sinne umzogen hatte."

Der Ginarm hörte dieser wunderbaren Geschichte des Königs staunend zu, und wenn es auch in damaliger Zeit gerade nichts besonders war, von dem sichtbaren Eingreifen guter und böser Geister in's menschliche Leben zu hören, so war doch die Verkettung der Umstände, die auch ihn theilweise in das Schicksal des Königs verflochten hatte, äußerst sonderbar und wohl im Stande, ihn für einige Minuten vor Verwunderung stumm zu machen. Dabei konnte er es nicht über sich gewinnen, auch nur eine Sekunde das Auge von dem Bild der schönen Amaranthe abzuwenden, und mochte es die Dankbarkeit für die schöne Fee sein, die ihn damals so reichlich beschenkt, oder waren es die wunderschönen liebreizenden Züge der Prinzessin, genug, es wurde ihm bei dem längern Betrachten ganz warm um's Herz, und als der alte König zufällig den Richtungen seiner Augen folgte, mußte er sie schüchtern erröthend niederschlagen. Jetzt erhob sich der alte König von seinem Sitz, ließ den Vorhang vor das Gemälde fallen und sprach seufzend zum Ginarm:

„Mein trauriges Geschick habe ich Dir auf Deine Bitte mitgetheilt und diese Erzählung hat meinem Schmerz einige Linderung verschafft. Schon als ich Dich zum Erstenmale erblickte, regte sich in meinem Herzen ein Wohlwollen für Dich, was sich durch Deine guten

Eigenschaften und die Treue, die Du mir bezeigt, beständig gesteigert hat. Weil Du mir gestern das Leben rettetest, erhebe ich Dich über die Schaar meiner dienenden Jäger und ernenne Dich zu meinem Forstmeister."

Der gute Einarm, der, obgleich er viel persönlichen Muth besaß, doch die gestrige Errettung des Königs selbst bei dem größten Eigendünkel nur auf Rechnung seines nie fehlenden Gewehrs schreiben konnte, fiel vor der Majestät auf die Knie und dankte gerührt für die bewiesene große Gnade. Sobald aber dies neue Avancement des Einarms unter dem Hofpersonal bekannt geworden war, ermangelte dies nicht, den Neid und Haß, den es schon früher auf den Einarm geworfen, noch um viele Prozente zu erhöhen. Man suchte Alles auf, um ihn wegen seiner Gebrechen lächerlich zu machen, und da er früher einmal in seiner Gutmüthigkeit erzählt hatte, wie ihn Bello, der Hund, in seiner frühen Kindheit beschützt und bewahrt, so gab diese Erziehung dem Hofgesinde Stoff genug, den neuen Forstmeister lächerlich zu machen. Wenn sich dieser auch früher zuweilen über diese lieblosen Anfälle geärgert hatte, so war doch seit jenem Tag, wo ihm der König die traurige Geschichte erzählt, sein Herz so mit einem unbekannten süßen Gefühl erfüllt, daß er für etwas Anderes gar keinen Platz mehr darin hatte. Ach, ihm schwebte das Bild der schönen Amaranthe Tag und Nacht vor, und da er in dergleichen Sachen noch zu unerfahren war, um zu wissen, wie schlimm es ist, eine Liebe, deren Verneigung unmöglich bleibt, im Herzen anzufachen und zu nähren, so hatte er kein Arg darin, daß er sich stündlich das Bild der schönen Prinzessin mit aller Kraft seiner Phantasie vergegenwärtigte und ausmalte. Dabei blieb er nicht einmal stehen, sondern, nachdem er sich an dem bloßen Bild eine Zeit lang erlustigt, ließ er sie in seinen Gedanken eines Tages aus dem Rahmen steigen, stürzte vor der schönen Amaranthe auf die Knie und machte ihr eine förmliche Liebeserklärung. Da, nachdem er eine Zeit lang auf diese Art geschwärmt und geträumt, fiel ihm plötzlich ein, die Prinzessin sei ja verloren und würde nie mehr zurückkehren. Wohl blitzte ihm in solchen Stunden ein kleiner Hoffnungsstrahl entgegen, ob es ihm nicht vielleicht gelingen könne, eine Spur von der Verlornen aufzufinden und sie dem Vater zurückzubringen. Dieser Gedanke, der nach und nach zum Vorsatz wurde, reifte an einem gewissen Tage zum Entschluß. Alljährlich nämlich, um die Zeit, wo die Prin-

zessin verschwunden war, stattete der König drei Söhne von unbemittelten Edelleuten auf das Prächtigste mit Waffen, Rossen, Knappen und Reisigen aus, und diese mußten sich dafür verbindlich machen, die Waldungen des ganzen Landes im Laufe eines Jahres zu durchstreifen und nach der Prinzessin zu forschen. Bisher aber waren Alle unverrichteter Sache zurückgekehrt. Wenige Tage vorher, ehe drei neue Ritter abgesandt wurden, wandte sich der Einarm in einer Stunde, wo der König sehr gut gelaunt schien, an ihn mit der Bitte: ihn dieses Jahr an dem Streifzuge Theil nehmen zu lassen. So gnädig ihm aber auch der König gesinnt war, und so gern er ihm eine Bitte erfüllen mochte, so kam ihm diese doch ungelegen, denn erstens mochte er den Einarm nicht gern von sich lassen, dann war er auch nicht edel geboren und hatte ferner eigentlich noch nichts gethan, um dafür den Ritterschlag in Anspruch nehmen zu können. Doch schlug ihm der König diese Bitte nicht geradezu ab, sondern behielt sich eine Berathung darüber mit seinen Ministern und Großwürdenträgern vor, in deren Beisein er auch schon am andern Tag diese Sache auf's Tapet brachte. Dies Begehren des einarmigen Bedienten kam aber dem versammelten hohen Adel so unerhört und anmaßend vor, daß im ersten Augenblick Alle verstummten, dann aber mit desto geläufigerer Zunge über den armen Forstmeister herfielen. Schon lange hatte es auch diese Herren verdrossen, daß ein gewöhnlicher Mensch in der Gunst des Königs so entschiedene Fortschritte mache. Jeder hatte sich vorgenommen, ihm bei der nächsten schicklichen Gelegenheit ein Bein zu stellen, und da diese jetzt zu kommen schien, so erhoben sich so viele herzogliche, gräfliche und freiherrliche Beine, daß es aussah, als wollte der gesammte Adel einen großen Fortschritt machen; aber wenn sich auch der ganze alte König überstimmt sah, so war es doch nur ein Rückschritt, den die Herren machten. Das Projekt, den Einarm zum Ritter zu schlagen, mußte er freilich aufgeben, denn der ganze Adel verschwor sich, mit dem Einarm nie eine Lanze zu brechen und auf diese Art den Schmutzfleck aus seinem goldenen Buche in Kurzem auszulöschen. Dafür aber erhob sich die Majestät von ihrem Throne, und erklärte feierlichst, sie würde den Einarm, wenn auch ohne Ritterschlag und Ausrüstung hinausziehen lassen, um sein Glück zu versuchen, schwöre ihm aber hiemit durch königliches Wort, im Falle es ihm gelänge, die Prinzessin aufzufinden, denselben Theuerdank zu, wie den Andern, die auf das gleiche Abenteuer auszogen. Und diese Be-

lohnung bestand in nichts Geringerem, als in der Hand der Prinzessin. Das kam dem versammelten Adel doch sehr unerwartet, und Mancher versuchte, den König auf einen andern Gedanken zu bringen, aber vergebens. Der alte Herr hatte einmal sein Wort gegeben und also blieb's dabei. Doch vermochte später der Oberzeremonienmeister so viel über ihn, daß er die versprochene Belohnung dem Einarm nur in dem Falle verhieß, wenn die wiedergefundene Prinzessin nichts dagegen habe; — eine Klausel, die den versammelten Hofstaat sehr beruhigte; denn daß die schöne und kluge Prinzessin keinen Gemahl wählen würde, dem die Nase fehle und der nur einen Arm habe, wußte jeder im Voraus.

Nicht sobald hatte der Einarm von den Debatten gehört, die seinetwegen im Staatsrathe vorgefallen, so wie von dem Entschluß des Königs, als er sich bei diesem melden ließ, um für die bewiesene Gnade zu danken. Neben dem Bilde der schönen Prinzessin, das ihm Tag und Nacht unablässig vor Augen schwebte, machte ihm auch der Haß, den seine Kollegen gegen ihn hegten, so wie die Neckereien, mit denen sie ihn verfolgten, den Aufenthalt bei Hofe sehr unangenehm. Bald erlustigten sie sich über seine Gebrechen, bald über den neuen Pelz und schon Einigemal hatte das Gesammt-Personal dem Hofmarschall erklärt, daß sie alle eine viel zu gute Erziehung genossen hätten, um mit einem Menschen, bei dem ein Hund die Stelle des Lehrers vertreten, länger leben zu können.

Der König empfing aber den Forstmeister sehr gnädig, bestätigte ihm sein Wort, jedoch mit der Klausel, die der Oberstzeremonienmeister hinzugesetzt hatte, ertheilte ihm seinen Segen mit dem Versprechen, ihn auch dann wieder gnädig aufzunehmen, wenn er ohne die Prinzessin heimkehre, und entließ ihn.

Der Einarm nahm sein Gewehr auf die Schulter, hing die Wasserflasche um und wandelte mit dem treuen Pello zum Thore hinaus, dem Walde zu, in dessen grünen Schatten ihm das Herz noch einmal so laut und freudig schlug. Sein erster Gang war zur Hütte seines Vaters, dem der König zur Unterstützung ein paar Jägerburschen beigegeben hatte, und der Sohn kam gerade recht, um bei dem letzten Stündlein des alten Forsters gegenwärtig zu sein. Freudig richtete dieser sich noch einmal von seinem Lager auf, hieß die Jägerburschen hinausgehen, um dem Sohne den letzten Segen, so wie eine Uebersicht der hinterlassenen Habe allein übergeben zu können. Doch schien von

der ganzen Nachlassenschaft der Segen des guten alten Mannes das Beste zu sein; denn der Einarm wußte von früher her, daß außer einigen rostigen Gewehren und Hirschfängern, einer hölzernen Bank und eines eben solchen Tisches sich nichts in der armseligen Hütte vorfand. Goldenes und Glänzendes hatte sich nie hier befunden, ausgenommen, wenn die untergehende Sonne in einen alten zerbrochenen Spiegel schien, der an der Wand hing, oder symbolisch das Herz des alten Mannes, das geduldig und rein wie das edelste Metall war. Doch schien der Förster noch Etwas auf eben diesem Herzen zu haben, und nachdem er den Sohn gebeten, ihn unter dem bekannten wilden Rosenstrauch zu begraben, zog er unter dem Kopfkissen ein unscheinbares Hundehalsband hervor, das er ihm mit folgenden Worten übergab:

„Es sind schon sehr viele Jahre, als ich dies Halsband eines Morgens im Walde fand, wo es am Zweig einer Eiche hing. Ich nahm es mit, und da es mir keinen großen Werth zu haben schien, legte ich es um den Hals eines meiner schlechtesten Hunde, der vordem weiter auf dem Anstand zu gebrauchen war, noch der Fährte eines Wildes kunstgerecht folgen konnte. Doch seit jenem Augenblick änderte sich der Hund plötzlich, ward das vorzüglichste Thier und wußte ein Stück Wild aufzuspüren, wenn es in die tiefste unzugänglichste Schlucht gestürzt wäre. Da mir diese wunderbare Veränderung des Hundes unerklärlich war, so vermuthete ich mit Recht, daß ein Zauber in dem Halsband liege. Und so war es auch. Ich machte es dem ungelehrigsten Thiere an, und brauchte dann nur den Wunsch auszusprechen, ein besonders vorzügliches Stück Wild, das ich einstens gesehen, wieder aufzufinden, so führte mich der Hund augenblicklich an die Stelle, wo es sich befand. Nimm es deßhalb, mein Sohn, als das einzige werthvolle Erbstück, was Dir Dein Vater zu hinterlassen vermag."

Somit endigte der Förster seine letzte Rede, die er in dieser Welt sprach, seufzte etwas Weniges und verschied in dem einen Arme seines Sohnes, der ihm alsbald die Augen zudrückte. Als sich nach zwei Tagen, während welcher Zeit er den Vater treulich bewachte, kein Lebenszeichen mehr bei ihm sehen ließ, machte er mit Hülfe der Jägerburschen unter dem wilden Rosenstrauch ein zweites Grab, legte den Vater hinein und deckte ihn mit kühler Erde zu, in die seine zärtlichen Thränen flossen. Dann nahm er das hinterlassene Halsband, legte es

dem treuen Bello um und ging ohne sich umzusehen, aus dem Haus und dem Garten, in welchem er die Tage seiner Kindheit verlebt.

Beide wandelten stumm dahin unter den hohen Bäumen fort und da der Einarm in seinen schwärmerischen Gedanken an die schöne Amaranthe keines Wegs achtete, so befand er sich bald mit dem Hunde im dicksten Walde, wo er nicht ein noch aussah. Auch fing der Hunger mächtig an sich in ihm zu regen, und da er um sich am Boden wohl Stachelgewächse, aber keine eßbaren Waldbeeren sah, so stieg der Wunsch in ihm auf, ein Haus zu finden, wo er sich mit einem Bissen Brod und einem Trunk Wasser erquicken könne. Kaum hat er dieß halblaut zu sich selbst gesagt, als Bello, der Hund, der ihm beständig zur Seite geblieben war, plötzlich mit lustigen Sätzen in den Wald hinein sprang und sich dabei laut bellend oft umsah, ob sein Herr auch folge. Dieser, nachdem er ihn vergebens zurückgelockt, lief ihm endlich nach und folgte dem Hund über Berg und Thal, durch Dick und Dünn, bis zu einer Lichtung im Walde, wo mehre Häuser lagen. Ohne an die Kräfte des wundersamen Halsbandes zu denken, glaubte der Einarm, der Instinkt habe den Hund hierher geleitet und trat wohlgemuth in eins der Häuser, wo er sich mit Speise und Trank erquickte. Doch trat ihm auch hier unablässig das Bild der schönen Amaranthe vor und ließ ihn weder ruhen noch rasten. Tausend Projekte, sie zu befreien, durchkreuzten seinen Sinn, aber zu keinem konnte er ein glückliches Ende finden, vielmehr wirrten sich alle seine Gedanken zusammen wie ein Knäul Garn. Ermüdet warf er sich auf die Ofenbank, doch kaum leuchteten die Sterne, so schritt er auch wieder in den Wald hinaus und rüstig auf dem bethauten Boden dahin. So recht willenlos ließ er sich vom Zufalle fortführen und folgte jedem Weg, der ihm angenehm dünkte, ohne sich viel darum zu bekümmern, wo er hinführe. So lief er beständig im Dickicht herum, und die Sonne hatte längst die Höhe ihrer Bahn erklimmt, als der Einarm von seinem Weg noch eben so wenig wußte, wie gestern und heute Morgen. Seinen bellenden Magen beschwichtigte er mit einem Stück Brod, das er von seinem gestrigen Abendmahl übrig behalten; aber seinen heißen Durst vermochten die einzelnen Waldbeeren, die er hie und da pflückte, nicht zu löschen, und als das Kauen von Sauerklee und andern grünen Blättern ihm auch nicht viel helfen wollte, seufzte er zu seinem treuen Hunde hinab, der die Zunge herausstreckte,

um einen kühlen Wind damit anzufangen: Ach, Bello, wenn wir nur eine gute Quelle wüßten, um uns satt daran zu trinken!

Sogleich spitzte der Hund das Ohr, machte ein Paar Sätze und sprang wie gestern davon, ohne sich umzusehen. Sein Herr folgte ihm ohne Verweilen, und als sie bald darauf eine solche klare Quelle entdeckten, die murmelnd zwischen den Felsen hervorsprang, gab er dem Instinkt des Hundes nicht wieder die Ehre wie gestern, sondern betrachtete mit Wohlgefallen das Halsband, das ihm sein Vater hinterlassen und das ihm jetzt schon so gute Dienste that. Der Einarm lagerte sich mit seinem Hund auf dem weichen Moos, kühlte seine Zunge mit dem kalten Wasser und sah dann seufzend an den Himmel hinauf, den die letzten Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten. Schon wieder war ihm ein Tag verloren und er seinem Ziel um kein Haar breit näher gerückt. Doch sollte ihm so noch oft der Tag endigen und er sich noch oft, wie heute, auf das Moos schlafen legen, ohne von dem Aufenthalt der Prinzessin so viel als vom Eingang des Himmels selbst zu wissen.

Es waren schon ein Paar Monate vergangen und er wanderte von Morgens bis Abends unverdrossen durch die Waldungen viele, viele Meilen weit. So oft er Hunger und Durst verspürte, führte ihn das Halsband an den Ort, wo Speise und Trank zu finden war, und so lag er auch eines Abends an einer frischen Quelle und dachte mißmuthig an die langen Tage, die er schon vergebens in den Wäldern herumgeirrt sei. Seine Waidtasche lag neben ihm und als er so darin nach dem letzten Bissen Brod herumsuchte, fielen ihm plötzlich die drei goldenen Kugeln in die Hände. Er besah sie nach allen Seiten und las den Spruch darauf, der besagte, daß sie nur zur höchsten Noth zu gebrauchen seien, und ihm wollte bedünken, er befinde sich jetzt stark genug in der Klemme, als daß es ihm die gute Fee übel nehmen könnte, wenn er von einem Theil ihres Geschenks Gebrauch mache; aber auf welche Art, das war ihm noch sehr unklar, und so viel er darüber nachsann, welche Procedur er mit der Kugel vornehmen solle, so kam er doch als ehrlicher Waidmann immer wieder darauf zurück, sie in das Gewehr zu laden und auf gut Glück in die Luft zu schießen.

Gesagt, gethan. Er legte die geladene Büchse an die Wange, zielte herzhaft in die Luft und glaubte seine Sache sehr klug zu machen, daß er bei dem Abdrücken laut ausrief: Die Kugel soll ihm anzeigen,

auf welche Art und auf welchem Wege er den Ort, wo die Prinzessin Amarantbe verzaubert sei, finden könne. Der Schuß knallte und der Sinarm schaute mit offenem Munde in die Höhe um den Zauber gewahr zu werden, der sich jetzt aus der Kugel entwickeln würde. Aber die goldene Kugel flog durch die Zweige und die Luft, ohne sich in eine Fee oder in einen Drachen zu verwandeln und das einzige Sonderbare bei der Sache war, daß sie beim Herunterfallen, wie es jede Kugel thut, die gerade in die Höhe geschossen wird, dem armen Bello nachdrücklich auf das Kreuz fiel, und dann, als sei es nur ein Phantasieen gewesen, in unzählige Atome zersplitterte. Der Hund sprang schreiend um seinen Herrn herum und dieser stand verblüfft da und war von seinem ersten Probestück in der Zauberei nicht sehr erbaut. Einen Augenblick war er zweifelhaft, ob er nicht die beiden andern Kugeln wegwerfen sollte, da sie ihm so wenig nützten. Doch schwebte plötzlich das Bild der schönen Fee seinem Gedächtnisse wieder vor mit den Zügen der Prinzessin Amarantbe, deren Bild sein ganzes Herz ausfüllte. Er ließ daher die Kugeln mißmuthig in seine Wandtasche fallen, rieb dem Hunde den Theil des Rückens, den die Kugel getroffen und seufzte leise vor sich hin: Ach, Bello, wenn ich nur den Ort wüßte, wo die Prinzessin Amarantbe von dem bösen Zauberer gefangen gehalten wird.

Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so schien der Hund seine Kreuzschmerzen vergessen zu haben und stürzte mit munterem Gebell in das Dickicht des Waldes, als suche er ein Haus oder eine Quelle. Ueberrascht folgte ihm der Sinarm und plötzlich stieg ihm der Gedanke auf, daß sich vielleicht doch die erste Kugel wundertätig an ihm bewiesen habe; denn sie konnte ja durch das Herabfallen auf den Hund diesen bezeichnet haben, daß er ihn durch die Kraft des Halsbandes, die er sich nicht in so ausgedehntem Maßstab gedacht hatte, an den längst ersehnten Ort führen würde. Doch war es keine Kleinigkeit, dem schnell dahin springenden Hunde zu folgen, und wäre der Sinarm nicht ein rüstiger Jäger gewesen, oder hätte ihm nicht die gute Fee damals das kräftigste Mark in's Gebein gegossen, so würde er auf keinem Fall das Schreiten hinter dem Hunde ausgehalten haben. Die Sonne sank, ohne daß Bello stehen blieb; vielmehr schien er beim Licht des aufsteigenden Vollmondes seinen Weg mit verdoppelter Geschwindigkeit fortzusetzen. Dabei war es nicht leicht, dem Thiere so rasch auf dem unebenen Boden zu folgen. Es ging bergauf und

bergab, durch Felsklüfte und dicht verwachsenes Dornengestrüpp, so daß schon am zweiten Tage dieser wilden Jagd dem armen Ginarm die zerfetzten Kleider am Leibe flatterten und das Blut an Händen und Gesicht herablief. Wieder trat die Nacht ein, ohne daß der Hund stehen geblieben wäre; doch fühlte der Ginarm, daß ihn bei diesem unerhörten Rennen ohne Speise und Trank eine unsichtbare Macht von Zeit zu Zeit stärken müsse, denn je länger er lief, je weniger fühlte er eine Abnahme seiner Kräfte und es trieb ihn unaufhaltsam vorwärts, dem Hunde nach. Bald kamen sie in eine wilde schauerlich zerklüftete Gegend. Zwischen himmelhohen Felsen sahen sie einen kleinen dichten Wald vor sich liegen, der so durch kleine Gebüsche und Schlingpflanzen zusammengewachsen schien, daß er wie eine grüne undurchdringliche Wand aussah. Und so war es auch. Bald hatte Bello diesen Wald erreicht und versuchte hineinzudringen, aber vergebens. Selbst für den kleinen geschmeidigen Körper des Hundes war keine Oeffnung zu finden, und die Zweige schienen überall netzförmig zusammengerollt zu sein. Auch dem Ginarm gings nicht besser. Und als er nach vergeblichem Versuch durch die Gebüsche zu dringen, seinen Hirschfänger zog und einige Zweige abhauen wollte, zersplitterte das Eisen wie Glas in seiner Hand. Jetzt sah er deutlich ein, daß hier ein böser Zauber obwalte, und mit Freuden dachte er daran, daß es derselbe sei, der die wunderschöne Prinzessin gefangen hielt.

Nachdem der Hund das Gebüsch mehre Male heulend umkreist hatte, legte er sich zu den Füßen seines Herrn hin, und da sich nach dem gewaltigen Lauf jetzt die Müdigkeit einzustellen begann, schliefen Beide in kurzer Zeit um die Wette und merkten nicht, daß der Tag verschwand und die Nacht heraufstieg.

Plötzlich aber hörte der Ginarm im Schlaf, wie Bello, der Hund, anfing leise zu knurren und zu stöhnen; auch glaubte er in der Ferne Hundegebell und Hörnerklang zu hören, das immer näher kam. Umsonst versuchte er die Augen aufzureißen und um sich zu schauen, der Schlaf lag wie Blei auf ihm, entfaltete aber vor ihm ein seltsames Traumgebilde, das mit seinem wirklichen Leben in enger Verbindung zu stehen schien. Das Hörnergetön und Rüdengebell kam näher und bald sah er flüchtige Reiter zwischen den Felsen hervorkommen und glaubte im ersten Augenblick, es sei die Jagd des Königs, seines Herrn, denn alle waren wie diese, vom Kopf bis zu den Füßen schwarz wie die Nacht. Doch als sie nun näher kamen, sah er mit

Schaudern ein, daß es eine ganz andere sonderbare Gesellschaft sei. Was er in der Ferne für Pferde gehalten hatte, auf denen die Reiter saßen, waren mißgestaltete ungeheuer große schwarze Käfer, auf denen häßliche Kobolde ritten. Die Thiere schoben sich mit ihren vielen langen Beinen reich vorwärts und wo sie an einen Felsenabhang kamen, erhoben sie ihre fürchterlichen Flügeldecken und schwirrten mit entsetzlichem Getöse hinab.

Der Einarm sah mit Schrecken, daß diese wilde Jagd gerade auf ihn zukam, und da er im Traume fürchtete, Bello möge erwachen, so faßte er den Hund am Halsbande, um ihn zurückzuhalten und zu Beider Glück; denn es hatte neben anderen wunderbaren Kräften auch die, den, der es trug oder berührte, vor Geistererscheinungen unsichtbar zu machen. Hart streifte die Jagd an den Einarm vorbei und er sah, wie der zuletzt schwarm einem kohlschwarzen Pferde folgte, auf dem ein Reiter saß, ebenfalls in schwarzem Kleide und von äußerst häßlicher abscheulicher Gesichtsbildung. Er hatte das Roß am blutrothen Zügel, hatte auch solche Farben auf dem Barret, und an der Hüfte hing ihm ein glänzendes silbernes Horn. Jetzt hielt der ganze Zug, der schwarze Reiter setzte das Horn an den Mund und begann zu blasen, und der Einarm erkannte mit freudigem Erschrecken das Zauberhorn, von dem ihm der König erzählt. Bei dem ersten Klange fing der verzauberte Wald seltsam zu rauschen an und sich zu bewegen. Die Zweige und Gebüsche lösten ihre ineinanderschlungene Umarmung und thaten sich weit von einander. In der Mitte des Waldes war ein großer Rasenplatz sichtbar, auf welchem o Wunder! ein ganzer Jagdzug mit Pagen, Pferden, Jägern, Hunden und eine Gruppe schöner Damen sich befand, aber alle schienen von Stein gehauen zu sein, so regungslos und bewegungslos standen sie da. Noch immer tönte das Horn fort und wie vorhin in den zusammengewachsenen Wald ein neues Leben gekommen war, so auch jetzt in die starre leblose Gesellschaft. Der schwarze Ritter hörte auf zu blasen, sprengte in den Kreis und rief mit lauter Stimme: „Schöne Prinzessin, es ist wieder ein Jahr verstrichen, und ich komme auf's Neue, Dich zu fragen, ob sich Dein Herz noch nicht für mich entschieden hat, ob Du noch länger hier bleiben willst, ein kaltes Steinbild, oder ob Du mir folgen willst in die hochzeitliche Kammer, um da an meinem Herzen zu erwarmen." So sprach das Ungethüm, und der Einarm horchte entzückt auf, als ihm jetzt eine Stimme antwortete, deren Silberton sein Herz fast

erheben machte. „Warum kommst Du,“ entgegnete die Stimme dem schwarzen Ritter, „um mit jedes Jahr dieselben unnöthigen Fragen vorzulegen, da ich Dir doch stets dieselbe Antwort geben werde. Ich weiß es, daß Du die Macht hast, mein warmes Blut und meinen lebendigen Leib in Stein zu verkehren und mich erstarren zu lassen. Doch fürchte die Stunde der Vergeltung; sie wird kommen und dann wehe Dir. Vorab nimm auf's Neue meinen Fluch, den ich Dir, Scheusal, hiemit zurufe. Ach, daß er so unkräftig ist, und nicht vermag, Dich in die Schlünde hinabzuschleudern, wo Du hingehörst.“ Die Glockentöne der Stimme verschwammen in ein leises Flüstern, das sich rings in den Gipfeln der Bäume hören ließ, und so klang, als bezeuge der ganze Wald seinen Unwillen über das Ungeheuer, das nun die Arme der Prinzessin mit lautem Hohngelächter beantwortete, seine Hand hoheitsvoll ausstreckte, worauf die Prinzessin mit ihrem ganzen Jagdgefolge wieder leblos und starr wurde. Auch die Bäume schlossen sich rauschend wieder zusammen und bildeten wie früher eine undurchdringliche Wand. Umsonst versuchte der Einarm, die bleiernen Bande des Schlafs von sich zu werfen und zu sprengen: es war ihm unmöglich, er konnte kein Glied regen. Die Jagd wandte sich und die scheußlichen Gestalten sprengten mit lautem Getöse dahin, wo sie hergekommen waren. Es wurde wieder still und einsam im Walde, die Vögel begannen schüchtern ihr Lied, und erst als die neue Sonne die Gipfel der Eichen vergoldete, vermochte der Einarm die Augen zu öffnen und um sich zu schauen. Da war Alles noch wie gestern, die verzauberte Wand undurchdringlich und er vermochte so wenig, wie bei dem ersten Versuch von den verschlungenen Bäumen auch nur das kleinste Reis abzubrechen.

Der Einarm setzte sich auf einen Baumstamm, legte den Kopf auf den Arm und stellte die traurigsten Betrachtungen an. Was sollte er thun? den Ort, wo die unglückliche Prinzessin sich befand, hatte er gefunden, aber wie sollte er sie erretten? wie sollte er den Aufenthalt jenes bösen Geistes auskundschaften? und was würde es ihm auch nützen, sich mit dem Unhold in einen Kampf einzulassen, in dem er doch den Kürzern ziehen müßte. Doch stand sein Entschluß fest, wenigstens bis zum nächsten Jahre zu warten, wo jener schwarze Ritter mit dem Horn wieder erscheinen würde, und so lange das Gehege, in welchem die Prinzessin verzaubert war, nicht zu verlassen, sondern es treu zu bewachen.“

Bis hieher erzählte der Kranke und blickte alsdann hinaus an den nächtlichen Himmel, wo die Sterne erbleichten und der Mond tief an dem Horizonte hinabgesunken war. So gern seine Zuhörer und der Emir el Hadsch das Ende des Mährchens noch erfahren hätten, so sahen doch Alle, daß es Zeit sei, sich in ihre Zelte zurückzuziehen, da die Pilgercaravane mit dem ersten Strahl des Morgens aufbrechen mußte.

Als sich am folgenden Morgen der Emir von seinem Lager erhob und Hassan ihm gerade eine Schaale duftenden Kaffees darreichte, trat einer der Sclaven in das Zelt und meldete seinem Gebieter einen jungen Araber, der ihn dringend zu sprechen wünsche. Mustapha ließ ihn eintreten und erkannte zu seiner nicht geringen Verwunderung jenen jungen Mann, der mit den Abgesandten des Scheck Almansor bei ihm gewesen war. Auch Hassan blickte auf und gab seinem Herrn durch ein Zeichen zu verstehen, daß dies der Sänger sei, der seine Laute vor dem Zelte Zemirens erklingen lasse.

Der junge Araber schien einen langen wilden Ritt gemacht zu haben. Sein weißer Turban war mit Staub bedeckt und hing lose um seinen Kopf und sein Gesicht glühte. Auch war sein ganzer Anzug beschmutzt und in Unordnung, ebenso wie seine Waffen, die Scheide seines Säbels war zerfetzt und die Schlösser der Pistolen, die er im Gürtel trug, waren von Pulver geschwärzt, so daß man ihnen deutlich ansah, sie seien noch vor kurzer Zeit gebraucht worden. Der Araber neigte sich tief vor dem Emir, und nachdem ihn dieser zum Sprechen aufgefordert, sagte er: »Der Prophet möge Dich beschützen, o Herr, und Dein Ohr günstig für meine Botschaft stimmen. Schon einmal hatte ich das Glück, vor Dein Angesicht zu treten, an jenem Tage nämlich, als der Scheck Almansor, zu dessen Stamm ich gehöre, Dir den Gruß des Friedens sandte. Seit jener Zeit blieb ich mit einigen Reitern beständig in der Nähe der Pilgercaravane, um, wie es der Befehl meines Herrn war, ihm schleunig anzeigen zu können, wenn Dir von den streifenden Araberhorden vielleicht Gefahr drohe. In dieser Nacht nun, o Herr, ritt ich zurück gegen unsere Zelte, und vernahm plötzlich in der Ferne einigen Hülferuf, so wie Säbelgeklirr und Pistolenschüsse. Ich eilte herbei und fand zwei Reitende aus Kairo, die Dir nachgesandt waren, im Gefecht mit einigen Arabern, von denen sie angefallen waren. Leider kam ich zu spät, um die Beiden zu erretten, denn sie sanken im Augenblicke meines Erscheinens

zu Tod verwundet von ihren Reitkameelen herab. Doch gelang es mir, nach einem kurzen Gefechte, die frechen Reiter niederzumachen und mich in den Besitz der Briefe zu setzen, die ich in den Taschen der getödteten Männer für Dich fand. Hier sind sie, o Herr!"

Der Emir el Hadsch hörte dieser Erzählung mit nicht geringer Bestürzung zu und nahm aus den Händen des Arabers das Pergament, das dieser ihm darreichte und welches er sogleich für den Ferman seines Kalifen erkannte. Nachdem er ihn, wie es bei den Morgenländern Sitte ist, ehrerbietig an seine Stirn gedrückt, öffnete er ihn hastig und las mit Schrecken die Worte, welche ihm sein Herr, der Kalif, schreiben ließ.

„Der Kalif, Beherrscher der Gläubigen, an Mustapha, den Emir el Hadsch.

Es ist kein Gott als Gott und Mohamed ist sein Prophet; aber die Gnade Gottes und des Propheten hilft nicht allen Gläubigen zu ihrem Nutz und Frommen. Einige werden erleuchtet von seiner Gnade, aber Andere stehen im Schatten und das Licht des Heils glänzt nicht in ihr Auge: also viele unter den ausgearteten Söhnen Ismaels, unter den Arabern der Wüste, denen die Finsterniß ihres Herzens so das Auge bedeckt hat, daß sie blind in das Feuer meines Zornes rennen, um dort elend zu verderben. Es haben Schaaren dieser verlorenen Söhne die Waffen ergriffen und der Prophet hat in seiner Langmuth ihnen die Kraft gegeben, einige Haufen meiner rechtgläubigen Streiter niederzumachen und sie vordringen lassen bis unsern meiner Kalifenstatt Kairo, weshalb mein Befehl an Dich ergeht, mit der Pilgerkaravane, die Du nach Mecca zu führen beauftragt bist, auf's Langsamste vorzurücken, um im Falle, daß jene Verblendeten sich nicht vor dem Angesichte unseres Throns zitternd zum Gehorsam wenden würden, nahe zu sein, um, ein Auserwählter des Propheten, zurückzukehren und sie mit der Schärfe des Schwertes vertreiben zu können. Also thue im Namen Gottes und des Propheten."

Nachdem Mustapha dies gelesen, starrte er gedankenvoll in das Blatt, und wußte einen Augenblick nicht, was er davon halten sollte. Daß die Araber der Wüste die Waffen ergriffen und die Karavanen beunruhigten, war nichts Neues. Aber daß sie bis in das Gebiet Kairo's drangen, den Kalifen in Schrecken versetzten, beunruhigte den Emir nicht wenig. Wenn ihm auch der Befehl, nur langsam weiter zu rücken, so wie ein anderer, der vielleicht in den nächsten Tagen

ankommen konnte, und der ihn nach Kairo zurückrief, nicht unangenehm war, so sah er doch wohl ein, daß er beim Ausbruch eines wirklichen Krieges der Araber gegen den Kalifen zuerst und von allen Seiten angegriffen würde, und wenn er auch eine schöne Anzahl gut berittener und wohl bewaffneter Mannschaft bei sich hatte, so wurden seine Streitkräfte doch gelähmt durch den Troß der Weiber und Kinder, welche die Truppen natürlicher Weise in ihren Bewegungen hemmten.

Der Emir el Hadsch faltete den Ferman des Kalifen nachdenklich zusammen, legte ihn abermals an Brust und Stirn und schwor beim Lichte seiner Augen, den Befehlen seines Herrn auf's Pünktlichste nachzukommen. Alsdann dankte er dem jungen Mann für seine Botschaft und fragte ihn, ob er nichts von einen Anschlägen der Araber wisse, worauf sich jener lächelnd verneigte, die Frage Mustarba's vernahm und hinzusetzte, daß die Araber seines Stammes, die Araber des Scheik Almansors, in tiefster Ruhe und im größten Frieden lebten. Der Emir el Hadsch sagte ihm seinen Dank für den Eifer, den er bewiesen und für die Botschaft, die er ihm gebracht, worauf der junge Mann seine Hand an die Stirn legte und das Zelt verließ.

Draußen im Lager war schon Alles in Bewegung, da rief man die Zelte ein, belud die Kameele wieder, kurz man rüstete sich an allen Seiten zum Aufbruch. Alles lief durcheinander, lärmte, schrie, beeilte sich so viel wie möglich, wodurch aber ein Einer dem Andern hinderlich wurde und hie und da Zank und Streit ausbrach. Die ganze Karavane erschien in solchen Augenblicken wie eine große unförmliche Masse, wie ein zusammengerolltes vielgliedriges Thier, das bei jeder Bewegung andere Farben zeigt. Dort tauchen in großen Massen die weißen und grauen Mäntel der Derwische auf; dort stehen zahlreiche Weiber- und Kinderhaufen zusammen mit ihren blauen Hemden und weißen flatternden Schleiern und dazwischendurch glänzt das reiche Kostüm der Mamelukken oder vornehmen Türken, die neben ihren Pferden halten und sich bis zum Aufbruch der Karavane die Zeit mit Rauchen aus der langen Pfeife vertreiben, während ein schwarzer Sklave im rothen Gewande neben ihnen steht, und ein leeres Säckchen breit hält, worin später die kostbare Pfeife des Gebieters gesteckt war.

Vor dem Zelte des Emirs el Hadsch war Alles aufs Emsigste beschäftigt und man hatte schon die Kameele beladen, als der junge Araber aus dem Zelt des Emirs trat. Er blieb zwischen den be-

schäftigten Sclaven stehen, nahm seinen Säbel unter den Arm und trabte ruhig vor sich hin. Obgleich, wie wir schon erzählten, sein Anzug sehr zerfetzt und zerrissen war, so war dies doch nicht im Stande, seiner herrlichen kräftigen Gestalt Eintrag zu thun; auch lag in den Zügen seines Gesichts, besonders in seinem Blicke, etwas so Besonderes, ja Gebietendes, daß er selbst im ärmlichsten Anzuge unter allen jungen Männern hervorragend hätte. Es war deshalb kein Wunder, daß, als Zemire, die Tochter des Emirs, jetzt aus ihrem Zelte hervortrat, um sich auf ihr Pferd zu schwingen, sie ihren Kopf nach dem schönen jungen Mann wandte, und ihn aufmerksam durch ihren Schleier beschaute. Ach, hätte er durch das dichte Gewebe schauen können, so würde es ihn sicher erfreut haben, zu sehen, wie sich die lieblichen Züge des Mädchens zu einem freundlichen Lächeln verzogen, als sie den jungen Araber erblickte, den sie schon zum Ersten gesehen und dessen angenehmes Aeußere ihr gleich aufgefallen war. Wohl hatte das kluge Kind schon damals im Hause, im Hofe ihres Vaters, bemerkt, daß jener während seinem Streit mit Hassan zu ihrem Fenster hinaufschaute; wohl hatte sie ihn später in der Karavane nah bei ihrem Zuge gesehen, wie er beständig nach ihr hinblickte und in ihre Nähe zu kommen suchte. Ach, und die Gesänge, die oftmals in der Nähe vor ihrem Zelte ertönten, konnten nur von ihm herrühren; denn wenn er auch jetzt da stand, die Lippen etwas finster zusammengepreßt, so sah man doch diesem glühenden sinnenden Auge an, daß das Herz, dem sie gehörten, wohl im Stande sein würde, Worte der heißesten Liebe zu erfinden und auszudrücken.

Zemire winkte ihren Dienern, die das prachtvolle Roß herbeiführten, das sie heute besteigen wollte, und das von zweien der Sclaven am Zügel gehalten, unter seiner sammtenen Decke lustig tanzte. Man stellte es vor die Herrin hin und sie schwang sich anmuthig und leicht hinauf. Doch kaum hatte sie ihren Sitz eingenommen und die Zügel ergriffen, als das Pferd munter in die aufsteigende Sonne blickte, und plötzlich hoch empor zu hüpfen begann, wobei es mit den Vorderhufen um sich hieb und die Sclaven abzuwehren schien, die der Herrin zu Hülfe eilen wollten. Kaum sah der junge Araber, daß Zemire in Gefahr schwebte, mit dem Roß überzuschlagen, als er hinzusprang, es mit starker Hand ergriff und zum Stehen brachte. Darauf legte er seine Hand an den Sattel mit ihrem das Pferd, indem er es auf seinen Hals klopfte, zu beruhigen. Aber zu gleicher Zeit fuhr er mit

Blitzesschnelle in den Gürtel und zog dort einen kleinen zusammengerollten Pergamentstreifen hervor, den er mit einem langen Blick auf das Mädchen unter die Stickerei der Sammtdecke steckte und dann, sich tief verbeugend, zurücktrat. So sehr Zemire das Steigen des Rosses erschreckt hatte, so war es ihr doch eine große Freude, als sie den jungen Araber zu ihrer Hülfe herbeispringen sah, und sie bemerkte genau alle Bewegungen, die er machte. Auch war er kaum von ihr hinweggetreten, als er sich noch einmal gegen sie umwendend zu seiner unaussprechlichen Freude sah, wie Zemire mit gesenktem Kopfe auf die Stickerei der Decke ihre kleine Hand legte. Er warf ihr einen dankbaren Blick zu und rief dann einen Beduinen herbei, der nicht weit von ihm mit zwei prachtvollen arabischen Rossen hielt. Er schwang sich auf eines und ließ es wie zum Gruß hoch empor steigen und jagte dann in vollem Galopp in die Wüste hinaus.

Der Emir el Hadsch hatte unterdessen in seinem Zelte den Germain noch mehrere Male durchgelesen und nach einiger Ueberlegung den Entschluß gefaßt, der Karavane für heute einen Ruhetag zu geben. Er sandte einige seiner Mameluken in das Lager hinaus, die mit lauter Stimme diesen Befehl des Emirs verkündeten. Mit lautem Jubel wurde er von der Mehrzahl des Volkes angenommen, denn nicht weit von dem heutigen Lagerplatze befand sich mitten in einem Palmenwald eine klare Quelle, ein so seltenes Labsal auf einer Wüstenreise, daß sich Alles freute, hier den Tag über bleiben zu können, um die Schläuche mit frischem Wasser zu füllen. Sogleich wurden die Kameele wieder abgeladen, man schlug die Zelte auf und Musik und Gesang erscholl in allen Theilen des Lagers, wie bei einem großen Feiertage.

Hassan, der Hausbofmeister, hatte durch die Zeltvorhänge spähend vorhin sehr gut bemerkt, daß jener junge Araber seiner Herrin Zemire zu Hülfe geeilt, und wenn er schon früher einen Groll auf ihn hatte, so vergrößerte sich dieser jetzt noch mehr, nachdem er gehört, wie ihm der Emir für das Ueberbringen des Germains einige freundliche Worte gegönnt, weshalb er es sich gleich angelegen sein ließ, den günstigen Eindruck, den der junge Mann auf seinen Herrn gemacht, so viel wie möglich wieder zu verwischen.

„Wenn Du Deinem Sklaven erlauben wolltest, seine Meinung zu äußern," sagte er, „so kann ich nicht umhin, o Herr, Dir zu versichern, daß mir das öftere Erscheinen jenes jungen Arabers höchst

verdächtig ist. Sollte dieser, der doch einem der mächtigsten und größten Araberstämme angehört, anstatt, wie er sagt, zu Deiner Hülfe bereit zu sein, nicht vielmehr bei uns umher spähen, um die Stärke unserer Züge, so wie die Anzahl unserer Streiter zu erkundigen? daß es kein geringer Beduine ist, sieht man an seinen schönen Waffen, so wie an den edlen Pferden, die er reitet. Wer weiß, o Herr, ob er nicht von jenem Scheck Almansor gesandt ist und die Caravane begleitet, um vielleicht den günstigsten Augenblick zu erspähen, daß er uns überfallen könne? weshalb streifte er sonst während des Marsches durch alle Züge der Caravane und schliche in der Nacht beständig durch das Lager und um Deine Zelte, o Herr? Bemerkest Du denn nicht vorhin sein listiges Lachen, als er Dich versicherte, sein Stamm hege keine Feindseligkeiten gegen unsern Herrn, den Kalifen?"

Der Emir el Hadsch, der von seinen frühern Kriegen mit den Arabern der Wüste, noch immer, da sie ihn öfters in die Flucht geschlagen, ein gewisses Vorurtheil gegen sie hatte, war leicht zum Mißtrauen gegen die Beduinen zu bewegen und wenn er sich auch das Bild des alten Scheck Harun vor Augen rief, der ihm gar nicht so erschienen war, wie einer, dem es möglich sei, eine Caravane, mit der er Freundschaft geschlossen, hinterlistig zu überfallen, so faßte er doch gegen jenen jungen Beduinen Argwohn und befahl seinem Leibneger Hassan, ihn noch genauer als früher zu beobachten und ihm von Allem, was er thue, Bericht zu erstatten.

Hassan war natürlicher Weise zu nichts auf der Welt bereitwilliger als hiezu.

Indessen waren im Lager die Zelte wieder aufgeschlagen worden und Alles freute sich nach der mehrtägigen Reise einen Ruhetag zu haben. Die Mannschaft zog mit den Thieren in das nahe liegende Palmenwäldchen, um letztere zu tränken. Die Kameele lagen in langen Reihen an dem Rande auf den Knieen und nahmen nach ihrer Gewohnheit für mehrere Tage Wasser zu sich. Die Erwachsenen standen dabei, unterhielten sich von den Mühseligkeiten der Reise, die Kinder, die den Zug mitmachten, liefen laut jubelnd unter den Bäumen umher.

Im Lager selbst herrschte auch heut die lauteste Fröhlichkeit und der Klang der Geiger, so wie der kleinen Pauke schallte aus allen Zelten hervor und zeigte deutlich an, daß die Rechtgläubigen sich bei Gesang und Spiel gütlich thaten. So verging dieser Ruhetag rasch und als es anfing dunkel zu werden, ließ der Emir die Führer der

Caravane zu sich kommen, indem er ihnen befahl, den Marsch der Caravane zu ändern, und es so einzurichten, daß man morgen nur eine kurze Strecke vorwärts gelange. Als dies geschehen war, legte Mustapha seinen seidenen Kaftan von sich, nahm den groben Burnus um und ging aus, um seine Freunde im Lager aufzusuchen, theils weil er begierig war, den Schluß des angefangenen Mährchens zu hören, theils auch um zu erfahren, welche Stimmung unter den Leuten herrsche, und was er im Fall eines förmlichen Krieges mit den Arabern der Wüste von ihnen zu gewärtigen habe.

Der Alte mit seinen Begleitern saß schon um das Feuer vor seinem Zelte und alle schienen auf ihren Gastfreund, den Emir el Hadsch, gewartet zu haben. Dieser ließ sich mit einem Gruß des Friedens bei ihnen nieder, nahm seine Pfeife hervor und begann zu rauchen. Nach einer kleinen Pause nahm der alte Mann das Wort und sagte zu dem Emir: „Du wirst auch schon von den Gerüchten gehört haben, die im Lager umher lauten, daß nämlich zwei Kouriere unsers Herrn, des Kalifen, welche wichtige Briefe für den Emir el Hadsch zu überbringen hätten, in der Wüste, unfern des Lagers vergangene Nacht niedergemacht wurden."

Der Emir el Hadsch nickte mit dem Kopf und versicherte, schon davon gehört zu haben.

„Wie es mit solchen Gerüchten sonderbar hergeht," fuhr der Alte fort, „und wie man im Volke oft der Wahrheit gemäß über Sachen spricht, die doch eigentlich Niemand wissen kann, so geht es uns auch heute mit diesen Briefschaften. Es hat doch gewiß noch kein sterbliches Auge einen Blick hineingeworfen, als Seine Hoheit der Emir, den der Prophet schützen möge, und doch murmelt man im Lager von dem Inhalte derselben —"

„Und was?" fragte hastig der Emir.

„Nun," entgegnete der alte Mann, „daß der Kalif dem Emir anzeigen ließ, die Araberstämme der Wüste haben sich vereinigt, und bedrohen unsere Stadt Kairo, so wie selbst den Thron des Kalifen."

Bei diesen Worten ließ der Emir vor Erstaunen fast die Pfeife aus dem Munde fallen, denn es konnte Niemand besser, als er wissen, wie wahr es sei, was ihm der alte Mann von dem Firman des Kalifen gesagt.

„Ja," fuhr dieser fort, „es ist eine böse Zeit, o Herr, und wenn sich jene Nachricht bestätigen sollte, wenn nämlich jene Empö-

rungen wirklich statt fänden, so möchte ich nicht an der Stelle des Emir el Hadsch sein, der alsdann unfehlbar zwischen zwei Feuer geraten wird; denn er würde ja mit den Streitkräften, die er zur Deckung der Caravane bei sich führt, nach Kairo zurückreisen müssen, und ich setzte den Fall, die Araber hätten über den Kalifen große Vortheile errungen, so könnte es wohl möglich sein, o Herr, daß sich die eigenen Reiter des Emirs gegen ihn empörten, um mit den Arabern gemeinschaftliche Sache zu machen."

Der Emir el Hadsch, der sich den Stand der Dinge nicht so schlimm gedacht hatte, wie er jetzt hörte, entgegnete dem Alten, wie es denn aber wohl denkbar oder möglich sei, daß die kleinen Stämme der Araber, die sich selten zu einem gemeinschaftlichen Zweck vereinigen mochten, es diesmal thun würden, und nur durch diese Vereinigung könnten sie dem Kalifen gefährlich werden.

„Freilich, o Herr," entgegnete der Alte, „aber wenn ein Stamm der Wüste, wenn der Stamm des mächtigen Scheck Almansor, die Fahne der Empörung entfaltet, so sammeln sich alle kleineren Stämme um ihn, und nicht nur das, sondern das Volk Kairo's und des ganzen Delta würde den Scheck Almansor mit offenen Armen empfangen; denn," setzte er mit leiser Stimme hinzu, nachdem er sich vorsichtig umgesehen, „ich will es Euch nur sagen, alle ältern und weisen Männer sind darüber einig, daß jener Scheck Almansor der Bruder unsers Kalifen ist, der in die Wüste zu den Arabern floh. Ach, Almansor war ein guter gelinder Herr, und sein plötzliches Verschwinden hat nur dazu gedient, die Liebe und Ehrerbietung zu vergrößern, die das Volk für ihn im Herzen trug."

Bei dieser Erzählung ließ der Emir el Hadsch nachdenklich seinen Kopf sinken und sein Herz füllte sich mit traurigen Gedanken.

„Aber warum sollen wir uns Sorgen machen," sagte der aus Franken lächelnd. „Wir sind friedliche Männer und keine Krieger, und wenn es ja einmal zum Schlagen käme und wir statt des Stocks den Säbel in die Hand nehmen müßten, so soll jeder dahin schlagen, wo es ihm recht dünkt. Ueberlaßt die trüben Sorgen dem Emir el Hadsch und dem Kalifen. Wenn es Euch recht ist, werde ich Euch das Ende meines Märchens erzählen."

Da dieser Vorschlag Allen wohlgefiel, so säumte der Fremde nicht lange und erzählte seinen Zuhörern folgendermaßen den

Schluß der Geſchichte vom Einarm.

Wir verließen unſern Helden, in traurige Betrachtungen verſenkt, auf einem Baumſtamm ſitzend und feſt entſchloſſen, die Wiederkunft des Ritters im nächſten Jahre abzuwarten.

Es vergingen ihm auf dieſe Art viele Tage, in denen er unabläſſig bemüht war, rings das Gehege zu umſchreiten, ob er nicht einen Eingang fände. In der Nacht hatte er oft ſeltſame Träume, da war es ihm zuweilen, als ſchwebe die ſchöne Fee bei ihm vorüber und ſehe ihn wehmüthig an; doch wenn er im Schlaf die Hände nach ihr ausſtreckte und ſie bat, näher zu kommen, ſo ſchüttelte ſie doch ſeufzend das Haupt und ſchwand langſam vorüber. Auch war ihm zuweilen, als ſähe er ein weißes Reh aus den Gebüſchen hervortreten und langſamen Schritts das Gehege umſchreiten. Dabei horchte aber das Thier aufmerkſam umher und verſchwand bei dem leiſeſten Geräuſch. Auch von jenen ſchwarzen Kobolden erblickte er faſt jede Nacht einen, der ebenfalls das Gehölz umkreiſte und dann wieder verſchwand. So ſaß der Einarm eines Nachmittags auf ſeinem Baumſtamme und dachte mit ſchwerem Herzen an den ſchlechten Ausgang ſeiner Fahrt, da fielen ihm plötzlich ſeine goldenen Kugeln ein, die er bisher nicht mehr beachtet hatte. Er ſuchte ſie hervor, dachte bei ſich ſelbſt, meine Noth aus dieſem Spuke einen Ausweg zu finden, iſt doch wahrlich groß genug, als daß es mir die Fee übel nehmen könnte, wenn ich noch eine ihrer Kugeln verwende, und ſie ihr ſelbſt zuſchicke, damit ſie mir dafür einen guten Rath ertheile. Gejagt, gethan! der Einarm lud ſein Gewehr und ſprach zur Kugel, als er ſie den Lauf hinabrollen ließ: dich ſende ich hinauf in die blauen Lüfte, ſchwinge dich hoch und immer höher, bei Mond und Sternen vorbei, bis du Amarantha, die gütige Fee, gefunden. Klage ihr meine Noth und die Noth der

Prinzessin und sage ihr, daß ich sehnlich ihren Rath und ihre Hülfe erwarte. Der Schuß knallte und die goldene Kugel flog wie ein Blitzstrahl gen Himmel. Oben in der Luft zerplatzte sie mit einem lauten Knall und ein Adler mit mächtigen Schwingen schwebte aus ihr empor und stieg so schnell zu den Wolken auf, daß er dem nachblickenden Auge des Jägers bald entschwunden war. Unruhiger als je erwartete dieser nun die kommende Nacht, in welcher er sicher hoffte, von der Fee eine Hülfe, wenigstens ein Zeichen ihrer Gegenwart zu erhalten, und er hatte sich nicht geirrt. Wenn es sonst um die Zeit kam, wo das weiße Reh und die geisterhaften Gestalten das Gebirge umkreisten, so überfiel ihn ein so gewaltiger Schlaf, der ihm, trotz allem Bestreben wach zu bleiben, die Augen gewaltsam zudrückte. Heute war das anders und sobald ihm während der Nacht die Augen trübe wurden, säuselte von den Wipfeln der Bäume ein erfrischender Wind herab, der ihm alsbald den Schlaf verjagte und ihn wachend munter hielt. Plötzlich erschien zwischen den Gebüschen das weiße Reh, ging vorsichtig und leise auf dem Moose daher und wollte, wie gewöhnlich das Gebege umkreisen. Doch kaum hatte es sich genähert, so stürzte von der andern Seite aus einer Felsenkluft eine scheußliche ungeheure Fledermaus herab, auf das arme Reh zu, das vor Schrecken stehen blieb und sich nicht einmal zur Flucht wandte. Dem Einarm stockte der Athem, als er sah, wie das Scheusal jetzt über dem weißen Reh schwebte und die gierigen Krallen ausstreckte, es zu zerfleischen. Rasch griff er nach seinem Gewehr, doch suchte er vergeblich in der Waidtasche nach einer gewöhnlichen Kugel. Er fand nur noch die letzte der drei goldenen. Doch da er bedachte, daß die Noth bei dem armen Reh gewiß sehr groß sei, so lud er sie, ohne sich zu bedenken, in sein Gewehr, legte es auf den Stumpen des rechten Armes, zielte sorgsam nach dem Kopfe des Ungeheuers und drückte ab. Ein lauter Donnerschlag krachte durch den Wald, die Fledermaus verwandelte sich in eine dunkelrothe Flamme; die auf die Erde fiel, da einige Mal zuckte, emporsprang und dann verlöschte. Der Einarm stürzte hinzu, um nach dem Rehe zu sehen; doch blieb er überrascht und erstaunt stehen und ließ sich ehrfurchtsvoll auf ein Knie nieder, als er dort zwischen Bäumen, leicht wie aus Nebel gewebt, und umgeben mit überirdischer Schönheit, die reizende Fee sah, die ihm mit der Hand winkte, ferne zu bleiben und sie anzuhören. Dann sprach sie mit leiser Stimme: »Du hast mich durch den Geist, den ich in die goldenen Kugeln schloß, gerufen, und auch

ohne daß Du mir Deinen Wunsch nennst, weiß ich ihn. Glaube nicht, daß ich dem Schicksal meines unglücklichen Kindes gleichgültig zusah, indem ich nicht früher erschien, Dir und ihr zu helfen. Doch auch wir Feen können nicht immer nach unserem Gutdünken handeln. Du hast mir durch Erlegung jenes Ungethüms einen großen Dienst erzeugt, und wenn Du es verlangst, will ich Dir eine Frage in Betreff jenes schwarzen Zauberers beantworten. Doch höre mich zuvor an. Ich habe Dein Herz erkannt, und es für gut und edel befunden; deßwegen betrübt es mich, daß Du in mich dringst, Dir das Mittel zur Errettung der Prinzessin anzugeben, indem ihre Entzauberung durch Dich Dein Unglück sein wird.

Hier entfielen der Fee ein Paar Thränen, die aber nicht den Boden erreichten, sondern sich in der Luft zu bunten Nachtschmetterlingen verwandelten und davon flogen. „Seit jenem Unglückstag," fuhr sie fort, „hab' ich die Königin der Feen unablässig gebeten, mit ihrem mächtigen Zauberstab jenen schwarzen Unhold zu verderben, und in kurzer Zeit wird sie mir meine Bitte erfüllen, denn sie zürnte mir bisher, daß ich gegen ihren Willen zuweilen die Erde betrat, um in der Gestalt eines weißen Rehes nach meinem Kinde zu späh'n. Darum laß' ab mit Deiner Bitte und nimm von mir Ehre und Reichthum, die ich über Dich ausschütten will, wenn Du diesen Wald fliehst und Dich in fernen Gegenden niederlassen willst. Denn nochmals sage ich Dir, die Errettung der Prinzessin stürzt Dich in's Verderben, aus dem Dich nur der sonderbarste Zufall, nicht aber meine Hand, ja selbst nicht einmal die Macht der Königin der Feen erretten könnte."

So entmuthigend diese Antwort für den armen Einarm war, so war sie doch nicht im Stande, seine glühende Liebe und den Wunsch, die Prinzessin befreien zu können, zu ersticken. Er erhob seine Augen flehend zur gütigen Fee, und entdeckte ihr, wie das Bild ihrer Tochter und die Liebe zu ihr mit seinem ganzen Wesen so innig verwunden sei, daß eine Trennung ihn elend machen, ja tödten würde. Umsonst versuchte es nochmals die Fee, ihn auf andere Gedanken zu bringen und zeigte ihm andere glänzende Aussichten. Der Einarm malte ihr dagegen nochmals seine glühende Liebe aus und bat sie um ihre Hülfe. „So höre mich denn an," sagte traurig die Fee; „die Zauberkraft, welche meine Tochter hier gefangen hält, ist nur durch das silberne Horn zu lösen, das ich meinem Gemahl hinterließ und das jener schwarze Ritter der Prinzessin hinterlistig stahl, und das einzige Mittel,

sie zu befreien, ist Deiner Hand nur dann möglich, wenn Du jenes Horn wieder erlangen kannst. Nicht weit von hier ist tief im Gekläfte der Felsen, die Wohnung jenes Unholdes, der aber das Horn auf das Sorgfältigste verwahrt und es keine Stunde aus der Hand läßt. Während der Nacht schwärmt er mit seinen untergebenen Geistern auf der Erde herum und stiftet Unheil, so viel er kann. So wie aber der Morgen anbricht, zieht er sich in seine Höhlen zurück und damit er wenigstens am Tage den Menschen kein Uebel zufügen kann, überfällt ihn mit dem ersten Hahnenschrei eine Müdigkeit, die, je höher die Sonne steigt, beständig zunimmt, und um die Mittagszeit, wenn alle andern Wesen wachen, begräbt ihn mit allen seinen Geistern ein tiefer Schlaf, der mit dem Sinken der Sonne abnimmt und bei der aufsteigenden Dämmerung gänzlich wieder verschwindet. Wie Du den Weg zu jener Höhle findest, weißt Du; doch ziehe mit anbrechendem Morgen fort, daß Du um die Mittagszeit hinkommst. Bei allen Schrecknissen, die Dir dann am Eingang der Höhle entgegen treten, denke nur, daß die Ungethüme, welche den Eingang bewachen, fest schlafen und Dir nichts anhaben können. Gehe ihnen nur aus dem Wege und keines wird Dich belästigen. Wenn Du durch mehre Reihen dieser dämonischen Wachen glücklich durchgedrungen bist, kommst Du an die Höhle selbst, in welcher der Unhold schläft. Doch so schrecklich Dir auch der Eingang zu derselben erscheinen mag, steige getrost hinein, nahe Dich dem Schlafenden und nimm ihm mit fester Hand das Horn, das er in seiner Hand halten wird; dann aber beeile Dich, die Höhle zu verlassen und nimm Deinen ganzen Muth, Deine ganze Besonnenheit zusammen, halte den Ausgang fest im Auge, damit Du ihn, es mag um Dich geschehen, was da will, wieder findest. Noch einmal sag' ich Dir: sobald Du im Besitz des silbernen Hornes bist, eile Dich, die Höhle zu verlassen, denn wenn Du Dich zurückhalten ließest, bis die Sonne sinkt, wärst Du unrettbar verloren. Hast Du aber glücklich die Felsen hinter Dir, so wende Dich gegen die Höhle zurück und stoße dreimal mit Macht in's Horn; ich werde den Ruf hören und zu gleicher Zeit die Königin der Feen bitten, daß sie ihren Zauberstab zum Verderben jener feindlichen Geister schwinge. Dann kehre hierher zurück und Du wirst die Prinzessin aus ihren Banden erlöst. Doch merke genau auf meine Worte: es möge erfolgen, was wolle, so laß das Horn nicht aus Deinen Händen, bis Ihr Alle dieß Gehege verlassen habt, denn der Zauber, wenn auch gelöst, würde Dich auf's Neue

umschlingen, sobald Dich die Kraft des Hornes nicht mehr schützte. Beherzige ja diese Worte," sagte die Fee nochmals, und setzte mit trauriger Miene hinzu: „ach, und doch sagt mir eine Ahnung, daß Du meine Warnung nicht ganz beachten und Dich in's Unglück stürzen wirst."

Mit den feierlichsten Danksagungen versprach der Einarm, die Vorschriften der gütigen Fee genau zu beobachten. Sie aber schüttelte seufzend das Haupt und verschwand. Kaum graute der Morgen, so machte sich der Einarm vermittelst der geheimen Kraft des Halsbandes auf den Weg nach jener Höhle und erreichte sie, als die hochstehende Sonne die scheußlichen Kobolde, die sie bewachten, in tiefen Schlaf versenkt hatte. Der Einarm band den Hund an einen Baum fest, stellte sein Gewehr daneben, und ging getrost auf ein Felsenthor zu, das sich seinen Blicken darbot. Doch kaum war er hineingetreten, so fesselte ihm fast der Schrecken den schon aufgehobenen Fuß, um hindurchzugehen. Rechts und links lagen zwei Unthiere und glotzten ihn mit feurigen Augen an; der Gestalt nach waren es Tiger, doch hatten sie Fledermausflügel und Drachenköpfe, aus denen drei blutrothe Zungen dem Eintretenden entgegen fuhren. Doch zu rechter Zeit erinnerte sich dieser an den Schlaf, der die Thiere befangen hielt, schritt muthig über sie hinweg, und ein dumpfes Grunzen war das einzige Lebenszeichen, das sie von sich gaben. Als der Einarm nunmehr sah, wie gefahrlos diese Thiere waren, so schritt er muthig vorwärts durch den Hof zu einem zweiten Thor, an dem andere Scheusale kauerten, und von dessen Gewölbe obendrein sich ungeheure Schlangen herabringelten, die bald mit ihren Köpfen die Erde berührten und sich dann wieder in die Höhe wiegten, den Eingang frei lassend. Diesen Augenblick benutzte der Einarm und schlüpfte hindurch.

Jetzt sah er die Felsenburg, in welcher das Ungethüm schlummerte, vor sich liegen; doch war der Palast denselben nicht sehr geschmackvoll angelegt, sondern gleich einem ungeheuern Felsblock, den man von allen Seiten umgehen konnte. Auch sah man weder Fenster noch Thür, und so sehr der Einarm herum spähte, fand er auch nicht die kleinste Spalte, durch welche er hätte in das Innere gelangen können. So schmucklos alle Wände dieser Höhle von außen waren, so hatte sie doch eine seltsame Verzierung, die aber dem Jäger sehr unheimlich vorkam. An einer Seite befand sich nämlich der ungeheure Kopf eines Drachen, der zwischen die Felsenmassen eingeklemmt zu sein schien und

der bald den blutrothen Rachen öffnete, bald ihn wieder schloß und dabei mit seinen feurigen Augen immerwährend den Bewegungen des Einarms folgte. Schon unzählige Male hatte dieser den Felsblock umkreist, ohne nur eine Spur zu finden, die auf einen Eingang hätte deuten können. Die Sonne hatte ihren höchsten Standpunkt verlassen und neigte sich abwärts, und die Thiere an den Thoren, die bei seinem Eintritt wie erstarrt da gelegen hatten, begannen allerhand verdächtige Bewegungen zu machen, sich zu recken und zu dehnen, als wollten sie jeden Augenblick aus dem tiefen Schlaf erwachen. Schon fing's dem armen Jäger an, recht unheimlich zu werden und er schwankte noch zwischen zwei Entschlüssen, ob er nämlich die Sache für heute ganz aufgeben wolle, oder wieder hinausgehen um Bello, den Hund, zu holen, der ihm den Eingang gleich würde gezeigt haben.

Wie er so nachdenkend noch einmal die Höhle umkreiste und wieder bei dem Drachenkopf vorbeikam, riß dieser gerade auf eine so entsetzliche Art den Rachen auf, daß er ihm bis tief in den Schlund sehen konnte, und plötzlich kam dem Einarm der Gedanke, daß dieß am Ende gar der Eingang zur Höhle sei, und so schauderhaft dieß war, so wurde es doch allmählig bei ihm zur Gewißheit. Anfangs sträubte sich seine menschliche Natur sehr dagegen, einem so scheußlichen Drachen geradezu in den Hals zu kriechen, aber da er einmal A gesagt, mußte B folgen, und er entschloß sich, das Abenteuer zu bestehen. Er paßte den Augenblick ab, wo das Ungethüm seinen Rachen so weit öffnete, daß die untere Kinnlade beinahe den Boden berührte, dann sprang er zwischen die Zähne, die so dick waren, daß er mit seinen beiden Armen keinen umspannen konnte und schlüpfte etwas tiefer hinein, doch war die Zunge des Ungethüms so glatt, daß er ausglitschte und hinfiel, und da es zu gleicher Zeit stockfinster um ihn wurde, indem der Drache den Rachen wieder schloß, fing ihm seine Lage einigermaßen an sehr unbequem zu werden. Doch kroch er muthig zwischen den Zähnen weiter, wobei er sich sehr in Acht nahm, von denselben nicht berührt und zermalmt zu werden. Jetzt hatte er das Ende der Zunge erreicht, von wo er bequemer hinabzukommen hoffte, doch o Unglück! der Hals des Drachen verengte sich hier so plötzlich, daß er kaum mit dem Arm, geschweige denn mit dem ganzen Körper durchdringen konnte. Wie er so rathlos und thatlos da steckte, und die Muthlosigkeit und Verzweiflung schon ihre gierigen Fänge nach ihm ausstreckten, schwebte ihm plötzlich das Bild seines treuen Bello vor, dem einstens ein Stück

Brod so im Halse stecken geblieben war, wie er heute dem Lindwurm. Dabei erinnerte sich der Einarm, wie er, um dem Hund zu helfen, mit seinem Finger das Brod und den Schlund des Thieres gedrückt, wodurch die Muskeln des Halses in Bewegung gesetzt wurden und sich weit genug öffneten, um es hinabgleiten zu lassen. In Ermangelung eines Fingers, der ihm von außen helfen könne, fing deshalb der Einarm in seiner Angst selbst an, den Drachen ein wenig im Schlunde zu kitzeln und strampelte so gewaltig mit Händen und Füßen, daß dieß Manöver glücklich gelang. Zweimal setzte das Thier an, den tüchtigen Bissen hinabzuwürgen, der Hals öffnete sich und der Einarm stürzte hinab und sah sich plötzlich in eine dunkle Felshöhle versetzt, die von einem blutrothen Rubin, der an der Decke hing, matt beleuchtet wurde. Bei diesem Scheine sah der Einarm mit Freude, daß er am Ziele sei, denn in der Ecke des Gemachs lag der schwarze Ritter in Gestalt eines ungeheuern Riesen auf einem Ruhebett und schnarchte. Zwischen seinen Krallen hervor glänzte etwas, das der Einarm augenblicklich für das silberne Horn erkannte; er näherte sich leise dem Riesen, ergriff die Schnur, an der das Wunderhorn befestigt war, und versuchte es jenem leise aus der Hand zu ziehen.

So wie der Dämon diese Bewegung spürte, öffnete er bewußtlos die Augen und wandte sich stöhnend auf die andere Seite. Seine Krallen versuchten das Horn festzuhalten, doch der Schlaf schien ihm alle Kraft zu benehmen, der Einarm that noch einen kräftigen Ruck und der mächtige Zauber war in seinen Händen. Jetzt seufzte der Riese noch einmal tief auf und zwar mit solchem Getöse, daß der Einarm meinte, das Gewölbe stürze über ihm zusammen, weßhalb er sich beeilte, den Ort so rasch wie möglich zu verlassen. Doch so schwierig ihm vorhin der Eingang geworden war, so schien es ihm jetzt fast ganz unmöglich, einen Ausgang zu finden, und vergebens bemühte er sich, an der Wand das Loch wieder zu finden, zu dem er hereingekommen. Die Wände des Gemachs nämlich drehten sich wie fast im Kreise und mit solcher Schnelligkeit, daß das Ganze wie ein großer Ring bei ihm vorbeischwirrte. Zuweilen glaubte er die Oeffnung zu sehen, doch wenn er hinzustürzte, erschien sie ihm wieder an einer andern Seite. Hätte er in seiner Jugend mit dem treuen Bello nicht hundertmal ein gleiches Spiel getrieben, würde es ihm wahrscheinlich nicht möglich gewesen sein, aus der Höhle des Riesen zu entrinnen, denn damals, als er noch ein kleines Kind war, machte ihm Bello

eine Freude, wenn er sich wie ein Kreisel herumdrehte, und der Knabe versuchte, dann seinen Kopf oder seinen Schwanz zu fassen, worin er in Kurzem eine große Fertigkeit erlangte.

Nachdem er aber trotz dieser Uebung unzählige Male nach der Oeffnung gebückt, war er endlich so glücklich, einen dunklen Fleck in der Felswand zu erreichen und sah zu seiner größten Freude, daß es eine eiserne Thür war, in der ein großer Schlüssel steckte. Rasch öffnete er das Schloß, die Thür sprang krachend auf und der Einarm befand sich mit dem silbernen Horn im Freien. Doch es war auch die höchste Zeit. Die Sonne neigte sich ihrem Untergange, und als er über die Thiere an den hohen Felsthoren hinwegstieg, versuchten sie aufzuspringen und da ihnen dieß nicht gelang, schnappten sie wenigstens mit ihren klauenbewehrten Füßen nach ihm. Doch kam der Jäger glücklich hindurch zu seinem treuen Pelle zurück, der freudig wedelte, und an ihm emporsprang. Eilig wandelte er mit dem erbeuteten Schatze zwischen den Felsblöcken fort, die die Höhle des Ungethüms noch in einem weiten Kreise umgaben, und erst als er sie eine gute Strecke hinter sich hatte, blieb er nach dem Befehl der Fee stehen, wandte sich um und stieß dreimal mit Macht in das Horn. Beim ersten Mal schien ein gewaltiger Erdstoß die Felsen vor ihm zu erschüttern, in die größten Massen derselben rissen lange Spalten und kleinere Stücke stürzten mit lautem Gekrache hinab. Beim zweiten Ton des wunderbaren Hornes wiederholte sich der Erdstoß stärker und ein fürchterliches Sausen fuhr durch die Wipfel der Eichen, die Luft verfinsterte sich und als der dritte Ton mächtig dahin schallte, schoß aus den schwarzen Wolken, die den Himmel bedeckten, ein blendender Blitzstrahl herab, zertrümmerte die Felsen zu feinem Staub, der zusammt in die Höhle fuhr und riß in die Erde einen großen Spalt, aus dem eine hochlodernde Flamme emporstieg. Und dabei zuckte die Erde und hob an mehren Stellen, bildete hier einen tiefen Schlund, hob dort einen Hügel auf, und man sah deutlich, daß zwei mächtige Wesen im Kampf begriffen waren. Doch die Königin der Feen siegte, die Spalten und Risse auf der Stelle, wo noch eben die Felsburg des bösen Zauberers stand, vergrößerten sich immer mehr und bildeten bald eine große Vertiefung, die Flammen, welche anfänglich mit großer Gewalt zum Himmel fuhren, wurden kleiner und schwächer durch ungeheure Regengüsse, die unter fortdauerndem Donner und Blitz vom Himmel herab strömten, und als sie in Kurzem ganz verlöschten, drang

ein stinkendes trübes Wasser hervor, das im Verein mit den Regenströmen bald die ganze Vertiefung ausfüllte und so die frühere Wohnung des Zauberers zu einem stillstehenden schmutzigen See umwandelte.

Schaudernd betrachtete der Einarm diese Revolution zu seinen Füßen, und da er am Ende glaubte, der See könne noch weiter um sich greifen, die Erde zu seinen Füßen und ihn endlich mit hinabreißen, so wandte er sich zur eiligen Flucht und rannte nach seinem ersten Aufenthalt bei dem verzauberten Walde zurück, wo er sich eine Zeit lang ins Gras legte, um sich von den gehabten Schrecken und der großen Ueberraschung zu erholen; doch nicht lange duldete es ihn unthätig, und er bedachte, daß jede Minute, die er zögerte, die schöne Prinzessin zu befreien, ein Raub an ihrem Leben sei, weshalb er sich rasch wieder erhob, vor das Gehege hintrat und einen leisen sanften Ton aus seinem Horne lockte. Welch anderes wundervolles Leben rief dieser Ton jetzt hervor, als der frühere vor der Wohnung des Zauberers. Die Sonne, die schon tief am Horizont stand, schien noch einmal mit erneuertem Feuer aufzuflammen. Ein leiser Wind führte wohlriechende Blüten herbei und streute sie rings auf den Rasen des Waldes. Die Aeste der dicht verwachsenen Bäume lösten sich langsam aus einander und da sich die Stämme derselben wie dünne Grashalme rechts und links zur Erde bogen, so sah er alsbald vor sich auf dem Platze die verzauberte Jagd in wunderbarer Erstarrung. Hier saß ein Jagdpage zu Pferde, den Falken auf der Faust, der schon die Flügel etwas gelüftet hatte, als wollte er eben auffliegen. Dort griff ein Jäger nach seinem Geschoß und ein Anderer blickte sich erstaunt um, und der Zauber hatte ihn so, das Gesicht nach hinten gekehrt, zur Bildsäule erstarrt. Hier umgaben mehre Damen einen weißen Zelter, auf dem die Prinzessin Amaranthe saß, doch konnte er ihr Gesicht nicht sehen; denn in dem Augenblick der Verwandlung war sie vor Schrecken rückwärts gesunken und lag in den Armen ihrer Begleiterin, deren wallende Hutfedern das liebliche Gesicht verdeckten.

Aufs Neue stieß der Einarm ins Horn und wie aus diesem Schlaf erwachend kam Leben in die starre Gesellschaft. Die Jagdpagen sahen sich überrascht um; die Falken schüttelten ihre Flügel und hoben die Köpfe, die Federn auf den Barretten der Damen bewegten sich im leisen Abendwind und mit einem tiefen Seufzer erwachte die Prinzessin und richtete sich langsam auf. — Wenn auch der Einarm durch die wohlgelungenen Bildnisse der Prinzessin, so wie ihrer Mutter, schon

genugsam das holde Gesicht des Fischers kannte, so überstrahlte die Wirklichkeit, wie er es vor Augen sah, doch seine schönsten Träume. Die Prinzessin schlug die Augen auf, schaute sich um und schien verwundert, daß statt der finstern Nacht, in der sie sonst immer die Kraft des Hornes erweckt hatte, die herrliche Luft des schönsten Sommerabends sie umgebe. Ueberrascht sah sie ihre Umgebung an, die indessen ganz munter geworden war. Die Pferde, von dem langen Stehen ungeduldig, fingen an zu treten und in die Zügel zu beißen, die Hunde wedelten um die Jägerknechte herum, als wollten sie sagen: jetzt hat die Jagd wohl lange genug gedauert, wir könnten wohl nach Hause gehen; nur zu gleicher Stunde schien Alle zu beleben. Die Pagen hielten und Herr und der Hofmarschall nahte sich der Herrin und bat um Erlaubniß, die Jagd nach Hause führen zu dürfen. Zu gleicher Zeit fiel der Blick der Prinzessin auf den Einarm, der vor Staunen und Ueberraschung sprachlos dastand und kein Auge von der holden Erscheinung abwandte. Es fragende ihrem Auge und dachte, jetzt wird sie die Prinzessin als ihren Retter erkennen und ihr Herz muß sogleich für ihn sprechen. Schon wollte er eine rasche Bewegung vorwärts machen, um sich ihr zu Füßen zu werfen, da sah er mit Schrecken, wie die schöne Prinzessin voll Abscheu das Auge von ihm wandte, ihren Zelter herumwarf und dem Hofmarschall zurief: „Vorwärts, alt, grau! dort steht noch einer der Unholde und sein verwirrter lauernder Blick könnte uns aufs Neue bezaubern zu wollen.“ Diese nicht sehr schmeichelhafte Rede wäre wohl im Stande gewesen, einen andern, wenigst verliebten Menschen wirklich verwirrt zu machen, wenn er sie von der Geliebten seines Herzens hätte hören müssen. So etwas hatte sich der Einarm nicht träumen lassen, denn in seinem Retter die Prinzessin zu erblicken, hatte er sein rothhaariges Gesicht und den schiefen Arm ganz vergessen. Wie Sirenenklänge zerflossen seine schönen Träume und wie das Wasser einem Ertrinkenden in die Ohren saust, so brauste ihm die Klausel vor den Ohren, daß er nur dann der Gemahl der Prinzessin werden solle, wenn sie ihn aus freien Stücken hiezu erwähle, und dazu schwanden alle Aussichten. Die Bewegung des armen Jägers, sich ihr zu Füßen zu werfen, hatte die Prinzessin anders aufgefaßt und um dem Unholde zu entgehen, gab sie ihrem Zelter die Sporen und flog mit Windeseile in den Wald, umgeben von der ganzen Jagd, die ihrer Sache theilte und nicht gesonnen war, sich aufs Neue verzaubern zu lassen. Sprachlos und entsetzt blickte ihr der arme

Einarm nach und sein Schmerz war so groß, daß er die Lehren der gütigen Fee ganz vergaß und unwillkührlich das silberne Wunderhorn seiner Hand entgleiten ließ. Plötzlich verfinsterte sich die Luft, und der Wind, der vorhin so leicht gesäuselt, fuhr jetzt brausend durch den Wald, jagte schwarze Wolken über seinem Haupte zusammen und riß mächtige Aeste von den alten Eichen herunter. Bello, der Hund, fing laut an zu winseln und sprang fort. Auch der Jäger wollte ihm folgen, doch zu seinem größten Entsetzen fühlte er sich am Boden festgehalten. Es war ihm unmöglich, auch nur einen Fuß aufzuheben. Dann durchzuckte ein seltsames Gefühl seinen Körper, ihm war, als befalle ihn von unten herauf ein gewaltsamer Krampf. Jetzt wurden seine Finger unbeweglich und jetzt hörte sein Herz auf zu schlagen, und in wenigen Augenblicken konnte er den Mund nicht mehr öffnen und sein Auge schließen. Es wurde finster um ihn und eine gänzliche Bewußtlosigkeit überfiel ihn. Er war in Stein verwandelt. Bello, der Hund, kehrte, als er seinen Herrn nicht nachkommen sah, in den Wald zurück, umkreiste mehre Male das Steinbild und sprang dann heulend davon, der Jagd nach, die er auch vor dem Walde antraf. Die Jägerburschen, die glaubten, er gehöre zur großen Meute, forderten ihn mit den andern Hunden fort und nahmen ihn mit.

Die Freude der ganzen Residenz und besonders des alten Königs, als die schöne Prinzessin bei einbrechender Nacht plötzlich mit ihrem ganzen Gefolge zurückkam, läßt sich nicht beschreiben. Der König weinte Freudenthränen, das Volk illuminirte die Stadt aufs Glänzendste, und da der König in seiner Freude zum allgemeinen Gebrauch seine Keller öffnen ließ, wurde die Nacht in tollen Jubel und lauter Lust hingebracht. Natürlich erkundigte sich der König, welcher von den ausgesandten Rittern die Prinzessin erlöst habe, und verwunderte sich nicht wenig, als diese keinen wollte gesehen haben. An den armen Einarm dachte er nicht mehr, und wenn er ihn auch nie für schön gehalten hatte, so konnte er doch unmöglich glauben, daß er jener Kobold sei, von dem die Prinzessin erzählte, und den sie in der Erinnerung an die ausgestandene Angst mit den fürchterlichsten Worten als das schrecklichste Scheusal beschrieb.

So geht es in der Welt. Wenn die Gefahr ausgestanden ist, denkt Niemand mehr an die Schaale. Wie gesagt, der Einarm war vergessen und wenn sich auch zuweilen der König an seinen seltsamen Schützen erinnerte, so ließen ihn doch die vielen Lustbarkeiten, die jetzt

zu Ehren der wiedergefundenen Prinzessin angestellt wurden, nie einem solchen Gedanken nachhängen.

Zur Zeit der Ernte war der Hof wie die Residenz verlassen gewesen, aber jetzt, wo sich aufs Neue Lustbarkeiten und Feste drängten, füllte sich die Stadt wieder von allen Seiten mit Fremden, die theils herbeikamen, das neu erwachte, frohe Leben mit zu genießen, theils ihre Hände zu allerhand kunstreichen Arbeiten anboten. So begab es sich auch eines Tags, daß drei lustige Gesellen, als sie von der wiedergefundenen Prinzessin und den vielen Festlichkeiten hörten, bei ihrem alten Meister nicht mehr kochen wollten, sondern ihre Bündel schnürten, um nach der Residenz zu ziehen, wo sie hofften, ihr Glück zu machen. Der eine war seines Zeichens ein Gold- und Silberschmied, der zweite ein Steinmetz und der dritte ein lustiger Schneider. Alle drei hatten viel Muth im Leibe, aber natürlich sehr wenig Geld im Beutel, weshalb sie die Wirthshäuser vermieden und sich Abends im Dickicht des Waldes ein Plätzchen aussuchten, wo sie die milde Sommernacht verschliefen. An einem solchen Abend hatten sie einen langen Marsch gemacht, indem sie morgen die Residenz erreichen wollten, und schlenderten noch langsam ihren Weg daher, um sich ein weiches Mooslager auszusuchen, als der Schneider, der etwas abseits gegangen war, die Gesellen durch einen lauten Ausruf des Erstaunens zu sich rief. Eilig kamen sie herbei und sahen zu ihrer nicht geringen Verwunderung mitten im dichten Walde ein Steinbild stehen, das nur am Arm und an der Nase etwas verstümmelt war. In der einen Hand hielt die Bildsäule ein mit Gold und Silber sehr schön ausgelegtes Gewehr. Die drei Handwerksburschen wußten nicht, was sie von diesem Fund halten sollten, und es dauerte eine Zeit lang, ehe sie sich über den Werth der Statue gegenseitig dahin aussprachen, daß sie einen köstlichen Fund gethan. Der Steinmetz umging das Bild viele Mal und gestand, er habe nie eine so natürlich schöne und vollendete Arbeit gesehen. Der Goldschmied betrachtete sorgfältig die eingelegte Arbeit des Gewehrs, und versicherte, er sei nicht im Stande, eine ähnliche zu machen; nur der Schneider, der ebenfalls das Steinbild mit Kennermiene betrachtet hatte, kratzte sich hinter dem Ohr und behauptete, die Gewänder der Figur seien nicht nach dem neuesten Schnitt gemacht. Doch als ihm der Steinmetz erklärte, dieß sei ein antiker Anzug, gab sich der Schneidergeselle zufrieden, denn im Antiken hatte er nie gearbeitet. Nachdem die Gesellen auf diese Art herausgebracht hatten, daß sie hier in der Einsam-

keit des Waldes einen herrlichen Fund gethan, berathſchlagten ſie, auf welche Art ſie denſelben zu ihrem Glücke verwenden könnten. Der Schneider meinte: man ſolle ein Bretterhaus um die Figur herum bauen und ſie für Geld ſehen laſſen, ein Vorſchlag, den die beiden Andern verwarfen, aber dagegen beſchloſſen, die Figur von dem Steinblock, auf dem ſie ſtand, herunterzunehmen, nach der Stadt zu führen und an den König zu verkaufen. Geſagt, gethan!

Der Goldſchmied und der Steinmetz nahmen ihre Werkzeuge hervor und während Erſterer die Silberarbeiten und Beſchläge an dem Gewehr etwas zu putzen verſuchte, begann der Andere unter den Füßen der Statue an dem Steine zu hauen; aber vergebens. Obgleich er in ſeinem Handwerk wohl erfahren war und den Meißel und Hammer zu führen wußte, brachte er doch von dem harten Stein auch nicht das kleinſte Stückchen los. Der Schneider, der dabei ſtand und den Arbeiten der Beiden behaglich zuſah, fing ſchon an, ſeine witzigen Bemerkungen über die ſtumpfen Inſtrumente des Steinmetz zu machen, als Dieſer, dem der Schweiß von der Stirn troff, mit einem lauten Fluch ſeine Arbeit einſtellte und behauptete, der Stein ſei gar nicht zu behauen.

Nachdem ſie alle drei eine Zeit lang ſich über dieſe ſeltſame Steinart verwundert hatten, kam endlich der Schneider, dem es nie an guten Einfällen gebrach, auf die Idee, den Stein etwas mit Waſſer zu benetzen, wodurch er vielleicht nachgiebiger würde. So ſehr der Steinmetz anfangs dieſen Vorſchlag als unnütz verwarf, ſo ließ er endlich doch den Schneider gewähren, der in den Ranzen der drei Geſellen nach einem Gefäß ſuchte, in das man bei einer Quelle, die ſich auch wohl finden würde, Waſſer ſchöpfen könne. Doch fand er weder Glas noch Flaſche, denn da das Kleeblatt ſeinen Durſt gewöhnlich an den Brunnen der Dörfer löſchte und kein Geld hatte, um eine Flaſche mit köſtlichem Weine füllen zu laſſen, ſo hielt es auch die leeren Gefäße mit Recht für ſehr unnütz und hatte ſich nicht damit verſehen. Der Schneider indeß, der ſein Waſſerprojekt nicht gern wollte zu Waſſer werden laſſen, ſuchte vorab nach einer Quelle, die ſich auch bald zwiſchen den Geſteinen fand. Er ſchöpfte ſeine beiden Mäntel voll; doch da er ſehr lange dürre Zwirn hatte, lief Alles zwiſchen durch und er brachte wenig auf den Platz. Auch ſein Hut, den der unermüdliche Schneider vor langen Jahren als waſſerdicht gekannt hatte, wurde unterſucht, fand ſich aber ſo ſchadhaft, daß ſich unmöglich ein

Tropfen Wasser darin halten konnte. Mit den Stiefeln der drei Gesellen wär's nicht besser gegangen, doch wollte der Nadelkünstler noch einen Versuch mit seiner Korkbedeckung machen und trollte sich zu der Quelle. Doch kaum hatte er einen Schritt gethan, als er sich mit lautem Freudenruf zu Erde bückte und den beiden Andern ein schönes blankes Horn zeigte, das er in dem hohen Grase gefunden. Ueberrascht betrachteten Alle den schönen Fund und als der Goldschmied erklärte, daß es pures Silber sei, priesen sie laut das Glück des Schneiders. Dieser untersuchte seinen Fund genauer, setzte das Horn an den Mund, um einen Ton daraus zu blasen; aber das wollte ihm nicht gelingen. Als er sich über sein Glück satt gefreut hatte, dachte er wieder an sein Projekt, ging mit dem Horn zur Quelle und brachte es, mit Wasser angefüllt, zurück. Darauf begann er den Stein zu besprengen und lud den Steinmetz ein, noch einmal seine Arbeit zu versuchen. Dieser wollte anfänglich nicht, ließ sich aber endlich bereden und nahm von Neuem Meißel und Hammer zur Hand. Aber, der Stein, der früher felsenhart war, hatte sich ganz erweicht, und bei den kräftigen Hieben des Steinmetzen flogen die Stücke davon, daß es eine Lust war, anzusehen. Der Schneider war stolz auf seinen Einfall, ohne zu ahnen, daß es nur die Kraft des wundervollen Hornes sei, die den Zauber des Steins gelöst und dem Gesellen die Arbeit so leicht gemacht hatte. Dem war aber ein Werk nie so rasch von Statten gegangen. Es war, als regiere eine unsichtbare Gewalt seinen Hammer und in ganz kurzer Zeit hatte er den Stein, auf dem die Figur stand, so weit behauen, daß es nur noch einer kleinen Mühe bedurfte, um sie ganz herabzunehmen. Doch war es unterdessen dunkel geworden, die Gesellen verzehrten ein Stück trockenes Brod, das sie noch bei sich hatten, tranken dazu das frische Quellwasser aus dem silbernen Horn und wurden dadurch in kurzer Zeit so munter, als hätten sie den stärksten Wein genossen. Besonders wußte sich der Schneider vor Lustigkeit nicht zu fassen und tanzte den Andern eine Sarabande vor, bis er erschöpft auf die Nase fiel und bald darauf einschlief.

Kaum graute der Morgen, so waren die drei munter und begannen aufs Neue an dem gestrigen Werk zu arbeiten. Da sie die Statue so verstümmelt, wie sie war, doch nicht gut verkaufen konnten, so beschloß der Steinmetz, seine ganze Kunst zusammenzunehmen und dem Bild eine neue Nase, so wie einen andern Arm einzusetzen. Er

ging frisch ans Werk und hatte er sich gestern schon über die Schnelligkeit gewundert, mit der ihm Alles von Statten ging, so konnte er sich heute vor Verwunderung nicht fassen. Sobald er ein passendes Felsstück, aus welchem er einen Arm und eine Nase meißeln wollte, mit dem Wasser aus dem Horn besprengt hatte, wurde es weich wie Wachs, ja formte sich fast von selbst, und kaum hatte er einige Stunden gearbeitet, so war er mit dem Werke, wozu er sonst mehre Monate gebraucht hätte, fertig. Auch war ihm nie etwas so gut gelungen, und er mochte seine Arbeit von allen Seiten ansehen, er fand nichts daran zu tadeln. Die ganze Bildsäule war aber auch von so edlen Formen, von so schöner Gestalt, wie man sie nur sehen konnte; selbst das Gesicht hatte durch die neue Nase einen so angenehmen, überaus edlen Ausdruck bekommen, daß der Geselle vor seinem eigenen Werk erstaunte. Jetzt blieb nichts anders mehr zu thun, als einen Wagen herbeizuschaffen, auf welchem man die Bildsäule nach der Stadt führen konnte, um sie dem König zu verkaufen. Nach einiger Ueberlegung beschlossen die drei, den Schneider, der am wenigsten gearbeitet und dabei die flinksten Beine hatte, nach der Stadt zu schicken, dort das gefundene silberne Horn zu verkaufen und aus dem gelösten Geld einen Wagen mitzubringen. Und so thaten sie. Der Schneider nahm den Weg zwischen die Füße und schritt so tapfer daraus los, daß er noch vor Sonnenuntergang die Stadt erreichte. Das silberne Horn hatte er natürlich an sich gehängt. Wenn Leute bei ihm vorbeikamen, so nahm er es in die Hand und ließ es im Sonnenglanz spielen, damit man seinen Reichthum bewundern sollte. So that er auch, als er an die Thorwache kam. Die Soldaten, die da standen, staunten das schöne Stück an und fragten ihn: woher des Wegs? Aber weil man damals noch keine Pässe nöthig hatte, so glaubte der Schneider auf diese Frage nicht antworten zu müssen, sondern wollte die Soldaten mit einer vornehmen Antwort abfertigen, als der Kommandant der Wache, ein alter Soldat mit einem ungeheuren Schnurrbart, hervortrat und den leichten Schneider beim Kragen in die Stube zog. Hier begann er ihn zu examiniren und wollte durchaus wissen, woher der Schneider das Horn habe. Und da dieser sehr vorsichtig that, und nicht antworten wollte, ließ Jener ihn mit zwei Soldaten in das königliche Schloß bringen; denn beim Anblick des Horns hatte er gleich an das verloren gegangene der Prinzessin gedacht. So lustig der Schneider anfangs war und so laut er über Ungerechtigkeit

raisonnirte, daß man einen harmlosen Wanderer anhielt, so wurde er doch immer kleinlauter, je näher er an die königliche Residenz kam. Er hatte sich das Schloß ungefähr vorgestellt, wie das Stadthaus in seiner Vaterstadt, wo er zuweilen wegen nächtlichen Straßenunfugs oder zu lange dauernden Blauen Montags vor den regierenden Bürgermeister citirt wurde. Da hatte er die beiden Stadtmilizen, die vor der Thür lungerten und Wache thaten, beständig geneckt und genopft; aber hier wagte er die riesenhaften Kerle mit langen Spießen, die vor dem ungeheuern Gebäude auf und ab spazierten, gar nicht einmal anzusehen. Sein Blick senkte sich zur Erde, um die Füße zu beobachten, die auch gar nicht mehr im festen leichten Takt daher hüpften, sondern nur schwerfälliger und matter wurden, je mehr sie sich dem Hauptthore näherten. Der Schneider wurde in ein kleines Gemach geführt, das man von außen verschloß und ihn allein ließ. Doch hatte er nicht lange hier gewartet, als sich eine andere Thüre öffnete, und der König allein hereintrat. Der Schneider, sobald er die majestätische Gestalt, den langen Bart und die goldene Krone erblickt hatte, stürzte auf seine Knie nieder und all sein Muth hatte ihn gänzlich verlassen; der Monarch hieß ihn aufstehen, ließ sich von ihm das silberne Horn reichen und da er es mit Freuden für dasjenige seiner Gemahlin erkannte, hieß er sich von dem Schneider, der dachte, daß es hier am besten sei, die reine Wahrheit zu sagen, die ganze Geschichte erzählen, wie sie das Horn gefunden, wie sie damit die Bildsäule, der die Nase und ein Arm gefehlt, besprengt, und wie sein Geselle, der Steinmetz, die fehlenden Theile aufs Künstlichste wieder ersetzt habe. Der König konnte sich kaum von seinem Erstaunen erholen und dachte gleich, daß es der unglückliche Einarm sei, dessen Treue und Muth die Prinzessin errettet und der nun dafür selbst dem bösen Zauber verfallen sei.

Da der König ein sehr vernünftiger Mann war, man auch in damaliger Zeit, wenn einer sich durch Muth oder Tapferkeit ausgezeichnet hatte, nicht so sehr auf den Unterschied der Stände sah, so dachte die Majestät gleich daran, den armen Einarm durch die Hand der schönen Prinzessin glücklich zu machen, gesetzt, daß sie ihn zum Gemahl annehmen wolle. Doch hatte in dem Punkt der Meister Steinmetz die bekanntesten Schwierigkeiten bei Seite geräumt. Am folgenden Morgen ließ der König in aller Stille mehre Pferde satteln, beund einige mit köstlichen Kleidern und Waffen und bestahl ein Paar

Vertrauten, ſo wie dem Schneider, ihm nach dem Walde zu folgen. Als ſie im Hofe aufſitzen wollten, kam gerade der Koppelmeiſter daher und führte die Hunde des Königs ſpazieren. Alle dieſe Thiere waren luſtig und ſprangen munter herum, bis auf einen einzigen, der die Ohren hängen ließ und trübſelig daher hinkte. Sobald dieſer letzte den König erblickte, der ſich eben mit dem ſilbernen Horn zu Pferd ſchwingen wollte, brach er in ein ſo lautes anhaltendes Geheul aus, daß alle Anweſenden aufmerkſam wurden. Selbſt der König ſah hin und erkannte plötzlich in dem Hund den treuen Bello. Er ließ ihn gleich von der Koppel los machen, nahm ihn mit zum Thore hinaus, und als ſie den Wald erreicht hatten, ſprang das Thier in luſtigen Sätzen durch Dick und Dünn, daß ihm die Reiter kaum folgen konnten. Beſonders mußte der Schneider, dem das Reiten etwas ſehr Ungewohntes war, zum Sattelknopfe ſeine Zuflucht nehmen, um bei den gewaltigen Sätzen, die der Renner mit ihm über Hecken und Gräben machte, nicht in den Sand zu purzeln.

Indeſſen hatten die beiden Geſellen im Walde ſich die Zeit ſo gut vertrieben wie möglich. Schon hundertmal hatten ſie den Gewinn berechnet, den ſie aus dem Verkauf der Bildſäule und des ſilbernen Horns löſen würden, und darauf die glänzendſten Luftſchlöſſer gebaut. Sie waren darüber her, an der Bildſäule noch etwas zu putzen und zu reinigen und der Goldſchmid, der gerade zu den Füßen der Statue auf einem Stein ſaß, berechnete ſeinem Gefährten, der ſich mit dem Arm an die Figur lehnte, wie viel ihnen nicht ſchon an ſich das überaus zierliche Gewehr einbringen würde, als ſie plötzlich fern her im Walde den Ton eines Hornes vernahmen, der ſo überaus fein und lieblich klang, wie ſie nie etwas gehört. Der Wind, der früher etwas heftig durch den Wald gerauſcht, hielt plötzlich ein und ein Duft von wohlriechenden Blüten ſchwamm in der Luft, als ſeien ſie von lauter Roſen- und Liliengärten umgeben. Doch wie die Geſellen noch ſo daſtanden und nicht wußten, wie ihnen geſchah, und an ihr Herz griffen, das von dem hellen klaren Tone ſonderbar bewegt wurde, fühlte der Steinmetz auf einmal, daß ſich das leblose Steinbild zu bewegen anfange. Er ſprang mit einem lauten Schrei auf die Seite, und ſein Gefährte, der in die Höhe ſah, ſtürzte der Länge nach ins Gras, als er bemerkte, daß die Figur langſam das Auge öffnete. Wenn der Schneider in dieſem kritiſchen Augenblick da geweſen wäre, würde er davon gelaufen ſein, ſo weit ihn ſeine Beine tragen konnten. Doch

die beiden andern Gesellen, die eben keine Feiglinge waren, sprangen wohl entsetzt auf die Seite, blieben aber doch hinter einer dicken Eiche stehen, um zu erschauen, was sich da begeben würde. Das Steinbild hatte jetzt die Augen geöffnet und auf dem grauen Gesicht stiegen helle frische Farben auf; der Mund öffnete sich, die Figur seufzte tief auf, bewegte dann langsam Arme und Beine, sah sich erstaunt rings um und stieg endlich, zu einem schönen jungen lebendigen Menschen umgewandelt, von dem Steine herunter und setzte sich, wie es schien, ermüdet in's Gras.

Jetzt kamen die Töne des Hornes näher, und die beiden Gesellen sahen hinter ihrem Baume, wie das frühere Steinbild aufmerksam dahin lauschte, sahen jetzt mehre Reiter zwischen den Bäumen erscheinen, von denen der Erste eine goldene Krone auf dem Kopfe trug und das silberne Horn, das gestern der Schneider gefunden, in der Hand hielt. Die Figur sprang empor, stürzte dem Könige mit der Krone entgegen und dieser stieg augenblicklich vom Pferde, um jenen auf das Zärtlichste zu umarmen. Der Schneider, der sich so lange tapfer auf seinem Pferde gehalten hatte, erschrack nicht wenig, als er seine beiden Freunde verschwunden und sehen mußte, daß die steinerne Figur, die er gleich wieder erkannte, lebendig geworden war. Bei diesem Schrecken vergaß er den Sattelknopf festzuhalten und stürzte mit lautem Geschrei von dem hohen Pferde herunter, wodurch die Beiden hinter dem Baum auf ihn aufmerksam wurden, und als sie das Schneiderlein erkannten, hinter ihrem Baum, obwohl noch zagend und zitternd, hervorkamen. Der König empfing sie sehr gnädig, ließ sich vom Einarm, der nun nicht mehr der Einarm war, die wunderbare Geschichte von der Errettung der Prinzessin erzählen; darauf wurden dem Einarm die köstlichen Kleider und Waffen, die der König mitgebracht hatte gereicht, und er trat mit dem Schneider in das Gebüsch, der ihm beim Umkleiden behülflich sein sollte. Doch hatte der Geselle noch nicht alle Angst verloren, und untersuchte jedes Stück von der alten Kleidung, das der schöne Jäger ablegte, konnte sich auch nicht enthalten, während dem Ankleiden ihn an den linken Arm und beim Umbinden des Halstuches an die Nase zu tupfen, worauf sich das Schneiderlein höchlich verwunderte, daß diese beiden Theile, die doch sein Geselle, der Steinmetz gemacht, eben so frisch und warm waren, wie der ganze übrige Körper. Bello, der Hund, der sich sehr freute, seinen Herrn wieder gefunden zu haben, sprang freudig um ihn herum

und erschwerte dem Schneider sein Geschäft, indem er ihm hie und da zwischen die Beine lief.

Der König hatte einen seiner Vertrauten in die Stadt zurückgeschickt, der es der Prinzessin ansagen mußte, daß man ihren Retter gefunden, den der König, wenn sie anders nichts dagegen hätte, zu seinem Eidam annehmen würde.

Endlich trat der Jäger umgekleidet zur Gesellschaft und Alle erstaunten über seine schöne und edle Gestalt. Der König überreichte ihm das silberne Horn, das nebst so vielen wunderbaren Eigenschaften auch die hatte, gleich dem Gürtel der Venus, sich alle Herzen geneigt zu machen. Die Pferde wurden vorgeführt und Alle mit Ausnahme der drei Handwerksburschen, stiegen auf und ritten nach der Residenz zu. Dort hatte indessen der vorausgesandte Bote Alles in großen Allarm gebracht, selbst das Herz der Prinzessin schlug schneller und war in einer seltsamen Aufregung, denn obgleich dasselbe noch frei war, und kein geliebtes Bild bei sich aufgestellt hatte, so war ihr doch die Nachricht, in einigen Stunden vielleicht die Gemahlin eines ganz fremden Mannes zu sein, etwas überraschend, zu beängstigend, und man kann das keinem Mädchen übel nehmen. Trotz dem schmückte sie sich auf's Beste und trat auf den Altan hinaus, wo sie auch bald in der Ferne eine Staubwolke aufsteigen sah, die immer näher kam.

Nach kurzer Zeit ritt der König in den Hof, der Oberceremonienmeister sprang herzu und hielt ihm den Steigbügel und der Oberforstmeister leistete denselben Dienst seinem neuen Untergebenen, denn einerseits die schöne Gestalt des jungen Jägers und anderseits die Kraft des Wunderhorns imponirten dem alten Herrn, so wie dem ganzen Hofgesinde, das zu allen Thüren und Fenstern herausſah, gewaltig. Auch auf das Herz der sonst so spröden Prinzessin übte diese Gewalt einen lieblichen erwärmenden Zauber; denn sobald der König ihr den schönen jungen Mann vorstellte, schlug es heftig und flüsterte leise, daß ihr Papa doch keine schlechte Wahl getroffen habe. Wenn sie es ihrem Retter auch nicht gleich in's Gesicht sagte, so gab doch ihre Verwirrung und ihr Erröthen dem entzückten Jäger deutlich zu verstehen, daß die acht Tage, die sie sich zur Bedenkzeit ausgebeten, nur zum Scheine waren. Das nahm der König denn auch so an und ließ großartige Vorbereitungen zu einer glänzenden Hochzeit treffen, wobei die drei Gesellen vollkommen beschäftigt wurden. Der Schneider, der viel auf Titel hielt, wurde Oberhofkleiderkünstler und mußte die Ge-

wänder herrichten lassen; dem Goldschmied wurden große Gold- und Silberbarren übergeben, woraus er mit Hülfe vieler Gesellen eine Menge goldener Gefäße und Ringe verfertigen mußte, und der Steinmetz wurde fortan Herr Hofbaumeister genannt und blieb von den Dreien am meisten in der Gunst des Herrn stehen; denn obgleich es den Großen im Allgemeinen nicht angenehm ist, wenn man ihnen eine Nase dreht, so hatte doch der Steinmetz dem königlichen Schwiegersohn durch diese That einen großen Dienst geleistet. Nach Verlauf der acht Tage gab die Prinzessin Amaranthe ihr Jawort, das Beilager wurde mit großer Pracht und Herrlichkeit gefeiert, und das schöne Paar lebte glücklich bis am Ende seiner Tage."

Hier schloß der Kranke seine Erzählung, von der seine Zuhörer sehr befriedigt waren. Auch der Emir el Hatsch hatte auf ein Stündchen seine kritische Lage vergessen, und dankte dem Fremden für seine schöne Geschichte.

„Doch jetzt, meine Freunde," nahm der alte Mann nach kurzem Stillschweigen das Wort, „ist es Zeit, daß wir uns trennen. Der Morgen dämmert bereits empor, deshalb geht mit Gott nach Euren Zelten."

Alle erhoben sich und folgten diesem Rathe. Der Emir el Hatsch ging nachdenkend nach seinem Zelte. Er war sehr mißgestimmt, und malte sich die unangenehmen Folgen, die der Einbruch der Araber für ihn haben konnte, mit den schwärzesten Farben. Auch wollte es ihm gar nicht aus dem Sinne kommen, daß der Araberstamm des Scheich Almansors nicht auch in jene Verschwörung mit verwickelt sein sollte, und er dachte beständig an die Worte Hassans, daß jener junge Araber möglicher Weise doch ein Spion sein könne. Ach, er war wirklich zwischen mehrern Feuern gefangen, und im Fall sich die Araber zwischen ihn und Kairo warfen, war er nothgedrungen, ihren Befehlen Folge zu leisten, da er sich gegen die Uebermacht nicht wehren konnte.

Unter diesen trüben Gedanken näherte er sich seinem Zelte, und war nicht wenig erstaunt, als er von vorher lauten Wortwechsel und das Klirren von Schwertern vernahm. Eilig näherte er sich und erkannte Hassans Stimme, der mehrmals die Worte rief: „Haltet ihn auf, haltet ihn fest! Im Namen des Herrn! Er hat's befohlen!" Und dann hörte er wieder auf's Neue Schwerter klirren und sah jetzt hinter seinem Zelte einen Trupp Menschen und unter ihnen Hassan, die auf

einen Beduinen eindrangen, welcher mit dem Rücken gegen sein Pferd gelehnt stand und mit dem Säbel in der Hand die Andrängenden von sich abwehrte.

„Was gibts hier?“ rief der Emir seinem Hausbermeister zu. „Was habt Ihr mit jenem Menschen?“

„Ach, Herr, entgegnete Hassan atemlos, ohne aber von jenem einen Blick zu verwenden, es ist derselbe Mensch, o Herr, der heute Morgen die Derwischen überbrachte, und den wir heute Nacht durch das ganze Lager schleichen sehen und darauf hier bei Deinem Zelte antrafen. Wir riefen ihm zu, er solle Rede stehen, doch gab er keine Antwort, sondern versuchte es, sich auf sein Pferd zu schwingen und zu entkommen, und da habe ich es denn für nöthig erachtet, Deinen Wachen, o Herr, zu befehlen, ihn gut zu nehmen.“

In einem andern Augenblick würde der Emir dies Benehmen seines Dieners gemißbilligt haben, doch jetzt, wo sein Herz gegen alle Beduinen, besonders gegen diesen jungen Mann eingenommen war, rief er ihm mit lauter Stimme zu, während er näher trat, er solle die Waffen niederlegen und sich ergeben, „sonst muß ich,“ setzte er hinzu, „von meiner Macht Gebrauch machen und Dir die rechte Hand abhauen lassen, weil Du es wagst, im Umkreis meines Gezelts den Säbel zu entblößen.“

Kaum hörte der junge Mann diese Stimme und sah den Emir, als er seine Waffen sinken ließ und auf ihn zueilte.

„O Herr,“ sprach er, „glaube ja nicht, daß ich aus Uebermuth in der Nähe Deiner Person die Waffen gebrauchte; doch wurde ich durch diese da überfallen und gezwungen mich zur Wehre zu setzen. Beschließe über mich, o Herr, was Du willst, ich bin Deinen Befehlen unterworfen.“

Der Emir stand einen Augenblick unschlüssig da, und war schon im Begriff, dem jungen Mann zu erlauben, sich zu entfernen, als Hassan ihm zuflüsterte: „O Herr, bei der Gnade des Propheten flehe Dich Dein Knecht an, diesen jungen Mann fest zu halten. Er ist keiner der Geringsten aus dem Stamme Almansors, und kann vielleicht für seinen Zweck als Geißel dienen. Auch hat er Dir heute Morgen die Unwahrheit gesagt, denn ein anderer Reitender, der diesen Abend während Deiner Abwesenheit ankam, brachte neue beunruhigende Nachrichten aus Kairo, und versicherte, daß es hauptsächlich jener mächtige

Araberstamm sei, der als Mittelpunkt der ganzen Empörung zu betrachten sei."

Durch diese Worte seines Haushofmeisters aufs Neue beunruhigt, befahl der Emir dem jungen Manne, seinen Säbel abzugeben, was dieser auch stillschweigend that. Er übergab ihn hierauf einigen seiner Mameluken, mit dem Befehl, ihn in sein Zelt zu bringen und genau zu bewachen.

Nach diesen Vorfällen verbrachte der Emir eine äußerst schlaflose und traurige Nacht. Welchen Beschluß hatte er am andern Morgen zu fassen? Sollte er die Karavane weiter gegen Mekka vorrücken lassen, und mußte er alsdann in den nächsten Tagen nicht befürchten, von streifenden Araberhorden, die auch schon um den Aufstand ihrer Brüder wußten, ausgeplündert und vernichtet zu werden? Sollte er dagegen nach Kairo zurückkehren, so mußte er befürchten, daß sich ihm die Araberstämme, die sich auf der Seite befanden, in den Weg treten und ihn aufhalten würden? So wälzte er sich schlaflos auf seinem Lager umher und als er beim Anbruch des Tages kaum eine halbe Stunde unruhig geschlummert hatte, wurde er von Hassan mit der Nachricht geweckt, daß sich draußen abermals ein Reitender aus Kairo befinde, der ihm neue Nachrichten mitzuteilen habe.

Der Emir ließ ihn eintreten, und der Mameluke, dem man an seiner bestaubten und zerrissenen Kleidung deutlich ansah, daß er einen langen und schnellen Ritt gemacht, verbeugte sich vor dem Emir, und überreichte ihm einen Ferman des Großherrn, worin ihm dieser bei seinem Zorn befahl, augenblicklich gen Kairo zurückzukehren. Als der Emir dies gelesen, sagte der Mameluk: „Ich versichere Dich, o Herr, wenn mich die Gnade des Propheten nicht beschützt hätte, würde ich nicht haben bis zu Dir gelangen können, denn kaum eine starke Tagereise von hier gen Kairo lagern mächtige Araberstämme, weit auf der Wüste ausgebreitet, von denen ich, sobald sie meiner ansichtig wurden, ergriffen ward. Sie brachten mich vor ihren Scheck und ich befürchtete schon, mein Leben zu verlieren; doch kaum hatte ich ihm Deinen Namen genannt, o Herr, und daß ich zu Dir geschickt sei, als er mich sogleich weiter ziehen ließ, und mir noch obendrein einige Reiter zur Bedeckung mitgab. „Bringe dem Emir el Hadsch meinen Gruß," sprach er beim Abschiede, „und sage ihm, Scheck Almansor sei es, der Dich zu ihm schicke, und der ihn bitten lasse, mit der Karavane nicht von der Stelle zu rücken, weder vorwärts noch rückwärts."

Der arme Emir befand sich wirklich in einer peinlichen Lage. Sollte er dem Befehl seines Herrn gehorchen und umkehren? Was konnte ihm das helfen? Denn es war nur zu gewiß, daß ihn die Araber aufhalten würden, auch war er viel zu schwach, um sich den Durchgang zu erzwingen. Der Mameluke, der die Botschaft gebracht, bat, sich entfernen zu dürfen und begab sich nach erhaltener Erlaubniß augenblicklich ins Lager.

Unterdessen war der Tag herangebrochen, und der Emir, der nichts Besseres zu thun wußte, ließ der Karavane seinen Befehl verkünden, auch heut noch einen Ruhetag zu halten. Wenn dieser Befehl gestern mit einer allgemeinen Freude war empfangen worden, so wurde er doch heute dagegen minder gut aufgenommen.

„Was will der Emir el Hadsch?“ rief das unruhige Volk. „Sollen wir unsere Vorräthe hier verzehren, um am Ende der Reise Hungers zu sterben?“ — „Es ist sehr schlimm,“ sagten die klügeren Männer, so wie die, zu deren Ohr schon die Kunde vom Ueberfall der Araber gedrungen war, „es ist schlimm, und nicht weise gehandelt vom Emir,“ sagten sie; „anstatt hier liegen zu bleiben, sollte er uns eilig gen Mecca führen, denn dort könnte er in aller Ruhe den Verlauf der Dinge abwarten.“ Am meisten aber schrieen und lärmten die jungen und reichen Türken, die sich hier zur Unthätigkeit verdammt sahen, während sich in Kairo ihre Brüder im Kampfe gegen die Araber Lorbeeren verdienen konnten, kurz, das ganze Lager war in einer schlimmen Aufregung, und mehr als einmal im Lauf des Tages erschienen ältere Männer aus dem Volke, um den Emir wegen seines ferneren Vorhaben zu befragen. Doch dieser machte es wie die meisten vornehmen Herrn in solchen kitzlichen Fällen und war für Niemanden zu sprechen.

So verfloß auch dieser Tag, und der Emir, dem heute mehr als je darum zu thun war, die Stimmung des Volkes zu erfahren, legte die schlechten Kleider an, die er gewöhnlich bei solchen Ausgängen zu tragen pflegte, und begab sich ins Lager zu seinem alten Freunde, den er auch wie immer mit seinen jungen Begleitern um das Feuer herumsitzen fand. Nach dem Gruße des Friedens brachte der Emir gleich das Gespräch auf die Gerüchte von den Ueberfällen der Araber, worauf der alte Mann mit leiser Stimme versicherte, er wisse bestimmt, daß sich der Emir el Hadsch in einer sehr üblen Lage befände. „Es ist eine schlimme Zeit für den Herrn,“ sagte er, „und ich möchte nicht

in seiner Haut stecken!« O wenn er nur gute Freunde hätte, die ihm die Größe der Gefahr, in der er schwebt, so recht darstellen könnten. Denn siehst Du Herr, viele im Lager wissen wohl den Befehl des Kalifen, daß er sich mit der Karavane nach Kairo zurückbegeben soll; auch sehen die klugen Leute wohl die Unmöglichkeit ein, dem Befehl Folge zu leisten und geben dem Emir Recht, daß er ruhig bleibt, wo er ist. Andere aber und besonders die Mehrzahl der fanatischen Derwische schreien und toben, man müsse dem Kalifen blindlings gehorchen. Diese Letzteren sind noch obendrein aufgereizt durch jenen Mameluken, der dem Emir heute Morgen die letzte Botschaft überbracht, und der, wie ich aus sicherer Quelle weiß, auch dem Oberhaupt der Derwische einen Befehl des Kalifen zustellte, des Inhalts, daß dieser genau auf den Emir Acht haben sollte, und im Fall der Letztere den Befehl des Kalifen nicht augenblicklich befolge, alle ihm gut dünkenden Schritte zu thun. Ich weiß nicht, wie unser Herr, der Emir el Hadsch gegen den Kalifen denkt, aber man will behaupten, daß er in seinen Gezelten einen vornehmen Araber aus dem Stamme Almansors verwahre, mit dem er in Unterhandlung stehe. Der Prophet möge ihn schützen und erleuchten, und ihn bewahren, daß er nicht in die Hände der Derwische fällt; denn nöthigen Falls würde das Oberhaupt derselben in der Karavane wohl einen Mann zu finden wissen, der mit Gift oder der seidenen Schnur umzugehen weiß.«

Bei diesen Nachrichten erschrack der Emir el Hadsch so heftig, daß er erblaßte und in eine Bewegung verfiel, die den alten Mann aufmerksam machte. Auf die Frage desselben entgegnete er: »Es ist wahr, das Unglück, welches unserm Herrn, dem Emir el Hadsch, bevorsteht, hat mich tief erschüttert, denn ich habe unter seinen Dienern einen Bruder, den ich zärtlich liebe, und der bei einem Unglück, das den Herrn beträfe, auch mit zu Grunde gehen würde. Sagt mir aber, was würdet Ihr dem Emir für einen Rath geben, wenn Ihr dazu aufgefordert würdet?«

»Das ist eine schwer zu beantwortende Frage,« entgegnete der alte Mann, »indem ich nicht weiß, wie der Emir gegen den Kalifen denkt. Hat er keinen besondern Anlaß, ihn zu lieben,« setzte er leiser hinzu, »so wird er es vielleicht machen wie ein großer Theil des Volkes — Ihr sollt schon sehen. Er wird sich dann mit den Arabern verbinden und dem gütigen Prinzen Almansor behülflich sein, den Thron seiner Väter zu besteigen. Doch lassen wir von diesen Gesprächen ab,

denn solch ein unbedachtsames Wort könnte einem den Kopf kosten. Was sollen wir uns auch in diese Sache mischen, welche die großen Herrn angeht. Wenn es Euch dagegen genehm ist, will ich Euch noch ein kurzes Mährchen erzählen, das mir gerade eingefallen."

Die jungen Leute stimmten dem alten Manne freudig bei, und auch der Emir, der wohl fühlte, daß ihm eine augenblickliche Zerstreuung wohl Noth thäte, erklärte sich sehr bereit zuzuhören, worauf der Alte, wie folgt, begann.

Das Zauberpferd.

Es war einmal in der guten alten Stadt Damaskus ein Kameeltreiber, der hatte eine lange Reihe von Jahren diesem Geschäft obgelegen. Schon als Knabe war er mit den Karavanen gezogen und hatte seit der Zeit die Wüste nach allen Richtungen durchwandert. Er war sowohl in Kairo als wie in Stambul gewesen und hatte mancherlei Merkwürdiges und Sonderbares gesehen und erlebt. Doch wie es bei all diesen Leuten geht, die mühsam und kümmerlich ihr bischen Brod verdienen müssen, so hatten sich wohl seine Erfahrungen bereichert, aber sein Vermögen wollte nie einen rechten Aufschwung nehmen. So oft er freilich von seinen Reisen zurückkam, legte er eine kleine ersparte Summe in die Hände seines Weibes, die ihm zwei Knaben geboren hatte. Doch so einfach und ärmlich er auch lebte, er konnte nie viel erübrigen. Wenn er auch sein ganzes Leben fast nichts auf dem Leibe getragen hatte, als ein grobes Hemd und ein großes Scharfell, um sich gegen Wind und Regen zu schützen, so kam er doch eines Tages zu sterben, ohne seinen beiden Knaben — sein Weib war ihm schon vorangegangen — viel zu hinterlassen.

„Meine Söhne," sprach er in der letzten Stunde zu ihnen, „suchet Euch auf eine redliche und Gott wohlgefällige Art fortzubringen. Strebt darnach, Euer Glück zu verdienen und es muß Euch gelingen, denn es hat mir einst ein weiser Mann auf meinen Reisen eine Prophezeihung gethan, die ich wörtlich in meinem Gedächtniß bewahrte. Alle Menschen sind nicht dazu bestimmt, glücklich zu werden, sagte der weise Mann zu mir, und Du bist einer von denen, die das Glück nie erreichen können. Du wirst Dein ganzes Leben in Mühe und Arbeit verbringen und wirst Deine Familie ohne Aussicht zurücklassen müssen. Aber sei getrost und glaube meinem Wort, wenn ich Dir sage: daß

einem Deiner Söhne, ein großes ungeheures Glück bevorsteht. Dieser ist ein von Gott auserwählter, und die Ehre und der Reichthum werden ihn mit ihren Gaben überschütten, ohne daß er selbst viel dabei zu thun hat. Ach, meine Kinder, die Prophezeihung, daß ich mein ganzes Leben in Dürftigkeit zubringen solle, hat sich erfüllt. Warum sollen wir also auch nicht glauben, daß die andere, die einem von Euch großes Glück verspricht, ebenfalls wahr werden könne. Möge Euch Gott schützen und der Prophet segnen."

Damit starb der Kameeltreiber, und seine beiden Söhne standen weinend um sein Lager und drückten ihm die Augen zu.

Nun aber war zwischen diesen beiden Söhnen ein großer Unterschied. Der eine, der ungefähr achtzehn Jahre zählte, war, was Gestalt und Gesicht anbelangt, gerade nicht schön zu nennen. Desto aufgeweckter aber schien sein Verstand und um so lebhafter seine Einbildungskraft zu sein. Er beschäftigte sich schon seit seiner frühesten Jugend mit dem Gedanken, recht viel Geld zu verdienen, und trieb zu dem Zweck allerlei kleine Geschäfte. Bald lief er in den Karavanserein herum und half für ein Geringes beim Abladen der Kameele, bald strich er durch die Bazars und wußte sich dort durch kleine Gefälligkeiten, die er den Kaufleuten erwies, etwas Geld zu erwerben. Dabei war er sparsam, legte das Erworbene sorgfältig zurück, und wenn der Vater seine beiden Söhne betrachtete, so hatte er, was die Prophezeihung anbelangt, auf diesen seine große Hoffnung gesetzt, besonders da an dem jüngeren Sohn nichts zu entdecken war, was zu dem Glauben berechtigte, daß wenn ihm selbst das Glück mit vollem Angesicht gelächelt hätte, er im Stande sein würde, es zu verstehen, oder gar festzuhalten. Er war ein träumerischer fauler Junge, der auch wohl, wie sein Bruder, den ganzen Tag in den Karavanserein und Bazars umherging, aber ohne dort eine Hand anzulegen, oder für irgend Etwas ein lebhaftes Interesse zu zeigen. Stunden lang konnte er sich vor das Gewölbe irgend eines Kaufmanns hinstellen, um die fremdartigen und seltenen Waaren zu betrachten, die dort ausgelegt waren, und konnte sich dabei in Gedanken vertiefen, wo diese Sachen herkämen, und wie es dort wohl aussehen möge. Auch auf den Straßen konnte er lange Zeit dem prachtvollen Aufzug irgend eines Pascha zuschauen und dabei mit offenen Augen träumen und sich einbilden, er selbst säße auf jenem reichgeschirrten Pferde, und er wäre es, vor dem sich alle Köpfe ehrerbietig neigten.

Als nun der Vater gestorben war, sprach der ältere Bruder zu dem jünge. n: „Höre mich, Ibrahim, es ist jetzt Niemand mehr da, der für uns sorgt, wo wir Essen und Kleidung hernehmen, und es ist deshalb nöthig, daß wir uns um einen Erwerbzweig umsehen. Ich wollte mir schon durch die Welt helfen, wenn ich nur wüßte, was aus Dir werden soll. Da Du aber keine Lust hast, mit den Karavanen hinauszuziehen und es Dir weit besser gefällt, ruhig und träumend zu sitzen, so habe ich für Dich eine Stelle in einem Kaffeehaus gesucht, wo Du nichts zu thun hast, als den Leuten den Kaffee darzureichen und ihnen die Pfeife zu stopfen und anzuzünden. Willst Du dies Geschäft übernehmen, so folge mir."

Ibrahim willigte gern in diesen Vorschlag ein, und ging mit seinem Bruder in eins der großen Kaffeehäuser, wo er wegen seinem angenehmen Aeußern auch von dem Kaffetschi oder Kaffeewirth gleich aufgenommen wurde. Sein Bruder Ali theilte ihm etwas von seiner kleinen Baarschaft mit, umarmte ihn aufs Zärtlichste, nachdem er ihm erzählt, daß er nun mit einer Karavane in die Welt hinaus wolle, um sein Glück zu suchen.

So schieden die beiden Söhne des Kameeltreibers, und Ibrahim trat sein neues Amt an. Doch wollte es damit gar nicht recht gehen. Anstatt auf die Gäste aufmerksam zu sein und ihrem Verlangen zuvorzukommen, horchte er auf die Erzählungen der Fremden, betrachtete die vorüberziehenden reichen Kaufleute, indem er bei sich dachte, wie angenehm es doch sein würde, wenn er es auch einmal so weit gebracht hätte.

Der Kaffetschi verwies ihm täglich und stündlich sein träumerisches, unaufmerksames Wesen, aber es half Alles nichts. Bald schüttete er einem Gast den Kaffee auf das Kleid, bald reichte er einem Andern eine unangezündete Pfeife, oder er ließ vielleicht einem Dritten eine glühende Kohle auf den Pantoffel fallen. Kurz, sein Herr hatte nichts wie Aerger und Noth mit ihm, und nachdem er ihn zum Oefteren vergeblich ermahnt und gewarnt, sagte er ihm eines Tages, es thue ihm leid, daß er ihn nicht länger behalten könne, und hieß ihn seiner Wege ziehen.

Ibrahim, anstatt hierüber betrübt oder niedergeschlagen zu sein, war vielmehr lustig und guter Dinge, und verließ das Kaffeehaus mit dem festen Vorsatz, jetzt augenblicklich ein reicher und vornehmer Mann zu werden. Mit diesem Gedanken trieb er sich in der Stadt umher,

und verweilte häufig vor dem Palaſt des Kalifen, wo er ſich die vornehmen Herren betrachtete, ihre Mienen und Geberden, ſowie den Anſtand, mit dem ſie im Vorhof vom Pferde ſtiegen, und das Alles aufs Beſte nachzuahmen verſuchte. Das gelang ihm auch wohl, denn die Natur hatte ihn mit einem ſo günſtigen Ausſehen beſchenkt, daß man ihn bei beſſerer Kleidung eher für den Sohn eines vornehmen Herrn, als wie für den Sprößling eines Kameeltreibers hätte halten können. Doch bei dieſem Nichtsthun und Umherſchlendern war das wenige Geld, das er beſaß, bald verzehrt, und er fand es für rathſam, ſich nach einem neuen Dienſt umzuſehen. Er ſuchte und fand denn auch bald eine Stelle als Reitknecht bei einem reichen Kaufmann, wo er es denn auch längere Zeit aushielt, als bei ſeinem früheren Herrn, dem Kaffetſchi.

In ſeiner jetzigen Stellung hatte er nichts zu thun, als neben dem Pferd ſeines Herrn zu laufen, wenn dieſer ausritt, oder ihm die Pferde nachzutragen, Geſchäfte, die er denn auch zur ziemlichen Zufriedenheit vollbrachte.

Da ſprach eines Tags ſein Herr zu ihm, indem er ihm einen großen Beutel mit Geld einhändigte: »Ibrahim, geh auf den Pferdemarkt. Dort wirſt Du neben der großen Moſchee einen Araber finden, der einen ausgezeichnet ſchönen Schimmelhengſt hat, welchen ich gekauft. Sage ihm meinen Gruß und händige ihm dies Geld ein, er wird Dir darauf das Pferd geben, welches Du ſorgfältig zu mir herleiten ſollſt.“ Nach dieſem Befehl ging Ibrahim mit dem Gelde fort und gelangte bald auf den Markt, wo eine große Menge guter und ſchlechter Pferde zum Verkaufe ausgeſtellt waren. Er wandelte zwiſchen den Verkäufern umher, die ihm für einen reichen jungen Mann hielten und ihm mit vielen Schmeicheleien ihre Pferde antrugen.

Durch dieſe Reden, die ihm ſehr wohl gefielen, vergaß er den Befehl ſeines Herrn, ſich ſo viel wie möglich zu eilen und gelangte erſt nach geraumer Zeit zur großen Moſchee, wo er ſich nach dem Araber mit dem Pferde, das er kaufen ſollte, umſah.

Unglücklicherweiſe aber hatte er vergeſſen, daß es ein Schimmelhengſt ſei, den er für ſeinen Herrn abholen ſolle; und da nebenbei ſeine Kenntniß über die Schönheit eines Pferdes nicht ſehr groß war, ſo wandte er ſich an einen alten Türken, der auf den Treppen der großen Moſchee ſaß und einen alten mageren Rappen am Zügel hielt, der hungrig das Gras zwiſchen den Steinritzen verzehrte. Aha, dachte Ibrahim, dies iſt der Mann, den ich ſuche, und trat mit dem Gruße

des Friedens näher. Der alte Türke, der ein kluges, listiges Gesicht hatte, erhob die Augen und sah gleich an dem kecken leichtsinnigen Benehmen des jungen Menschen, der einen so vollen Beutel im Gürtel trug, daß es hier nicht schwer werden würde, ein gutes Geschäft zu machen. Er stand daher rasch von seinem Sitze auf und näherte sich.

„He, Alter," sprach Ibrahim, „seid Ihr es, von dem mein Herr ein Pferd gekauft hat?"

„Si freilich," entgegnete der Türke mit listigem Lächeln, „bringt Ihr vielleicht die Kaufsumme und wollt das Thier mit fortnehmen?"

„Ja wohl," sprach Ibrahim mit einer großthuerischen Nachlässigkeit, indem er den Beutel aus seinem Gürtel hervorzog, den der Alte sogleich mit einem gierigen Blick zu sich nahm. „Zählt nach," fuhr er fort, „es wird die richtige Summe sein in vollwichtigen Goldstücken."

Der Alte that, als sähe er in den Beutel hinein und sagte darauf schmunzelnd: „Nun ja, es fehlen freilich einige Piaster, aber das macht nichts, Dein Herr ist ein so guter Kunde, daß es mir auf die Kleinigkeit nicht ankommen soll. Kommt nur bald wieder, um auf solche Art von mir zu kaufen, und der Prophet wird's Euch gesegnen."

Damit verschwand der Alte eilig in der Menge. Ibrahim aber schwang sich auf sein Pferd und ritt keck und stolz über den Markt dahin. Wohl hörte er die Leute neben sich flüstern und lachen, aber er hielt diese Aeußerungen des Spottes für Zeichen des Wohlwollens und der Freude und bezog sie auf sein stattliches Aussehen.

So gelangte er vor die Thüre seines Herrn, brachte das Pferd in den Hof und sagte darauf zu seinem Gebieter, daß er seinen Auftrag pünktlich erfüllt und das Pferd mitgebracht habe. Eilig ging dieser in den Hof und fragte mit freundlichem Angesicht: „Nun, wo ist denn der Schimmel?"

„Der Schimmel, o Herr," entgegnete Ibrahim fragend, „ich weiß von keinem Schimmel. Der Mann an der Moschee hat mir diesen Rappen für Dich mitgegeben und ich habe nichts anderes, wie dies Pferd mitgebracht."

„Aber mein Geld?" entgegnete der Kaufmann ängstlich werdend; „aber mein Geld? Der Beutel mit den 10,000 Piastern?"

„Si Herr," entgegnete Ibrahim, „befahlst Du mir denn nicht,

das Geld dem Mann an der Moschee einzuhändigen und das Pferd dafür mitzunehmen?"

„Bei Gott und dem Propheten!" schrie jetzt plötzlich der Kaufmann, dem die Sache klar zu werden begann, indem er sich den Bart zerraufte, „o Du ungetreuer und nachlässiger Knecht! Sprich, hast Du die ganze ungeheure Summe für diese elende Mähre hingegeben?"

„Ja wohl, Herr," entgegnete Ibrahim kleinlaut, denn es stieg auch bei ihm eine Ahnung auf, als habe er keinen vortheilhaften Kauf gemacht, sondern sei vielmehr tüchtig betrogen worden.

Jetzt gerieth der Kaufmann in einen unbeschreiblichen Zorn. Er griff nach einem Stocke, und wollte über seinen Diener verfallen. Doch hielt er ein und besann sich eines Andern. „Nein," schrie er laut, „ich will meine Hand nicht an Dir beschmutzen, Du schlechter Diener. Nein, ich will Dich vielmehr vor den Kadi bringen, der soll Dich für Deinen schändlichen Streich zu Tode prügeln lassen."

Hierauf rief er einigen von seinen Sklaven, welche den armen Ibrahim in die Mitte nehmen mußten, und fort ging es mit ihm auf den großen Markt, nach dem Platze, wo der Kadi der Stadt Damaskus öffentliches Gericht hielt.

Der Kaufmann, der vermöge seines Reichthums bei diesem Beamten sehr angesehen war, wurde augenblicklich zur Klage vorgelassen, und erzählte den ganzen Hergang der Geschichte, indem er dabei nicht undeutlich zu verstehen gab, daß es auch wohl möglich sei, Ibrahim habe dies elende Pferd für einige Piaster gekauft und den andern Theil der Summe unterschlagen. Der Kadi ließ sich den ganzen Verlauf der Sache erzählen und so sehr auch Ibrahim unter Thränen bei Allem, was heilig ist, betheuerte, er habe nur aus Unachtsamkeit gefehlt, aber gewiß von dem Gelde keinen Para unterschlagen, so würde ihm dies doch wenig geholfen haben, wenn nicht zufällig ein paar andere Kaufleute erschienen wären, die dem Handel an der Moschee zugesehen hatten und dem jungen Manne bezeugten, daß er ohne zu zählen, den Beutel jenem alten Manne überreicht hätte.

So unlieb auch dieser Ausspruch dem Herrn Ibrahims war, denn er hätte sich in seinem Zorn sehr darüber gefreut, wenn Ibrahim zu einer tüchtigen Gefängnißstrafe wäre verurtheilt worden, so konnte er doch nichts machen und mußte mit dem Urtheilsspruch des Kadi

zufrieden sein, der dahin lautete, daß Ibrahim seinem Herrn die ganze Summe zu ersetzen habe.

Wenn er aber dies nicht im Stande sei, so dürfe ihn sein Herr auf öffentlichem Markt als Sclaven verkaufen und das Geld, was er für ihn und das Pferd bekomme, als Entschädigung ansehen.

Ibrahim wurde darauf wieder nach Hause zurückgebracht. Der Kaufmann ließ ihm seine guten Kleider ausziehen und dafür ein altes schmutziges und zerrissenes Gewand anlegen, worauf er den Zügel des Pferdes in die Hand nehmen und seinem Herrn folgen mußte.

Umsonst war sein Bitten und Flehen, ihn doch zu behalten, umsonst seine Versprechungen und Betheuerungen, er würde durch Fleiß und gutes Betragen den Schaden wieder einzubringen suchen; es half Alles nichts. Sein Herr war unerbittlich und nicht genug, daß er ihn auf dem Sclavenmarkt an irgend einen anderen Herrn verkauft hätte, nein, er ließ ihn sogar auf den Trödelmarkt bringen, wo nur das lumpigste Gesindel seine Sachen einhandelt, und stellte ihn hier zum Verkauf aus.

Lange fand sich aber kein Mensch, der ein Gebot auf Mann und Pferd gethan hätte, und wenn zufälligerweise ein gut gekleideter Mann über den Platz ging und nach dem Preise dieses Sclaven fragte, so forderte der Kaufmann einen so unmäßigen Preis, daß alle achselzuckend und lachend fortgingen. Kam aber irgend ein zerlumpter Kerl in ihre Nähe, so bot ihm der Kaufmann Mann und Pferd für einen Spottpreis an; denn um den armen Ibrahim empfindlich zu bestrafen, wollte er ihn in recht schlechte Hände bringen. Doch was er anfänglich verlangte, war immer noch zu viel für das Gesindel, was sich hier umher trieb. So mochte es ungefähr Abend geworden sein, als noch ein alter zerlumpter Kerl erschien, der nach dem Preise des Sklaven und des Pferdes fragte, und der Kaufmann, dem das Aussehen dieses Käufers recht passend erschien, forderte eine so niedrige Summe, daß jener zuerst glaubte, nicht recht gehört zu haben.

Als aber der Andere nicht mehr forderte, zog der Alte einen schmutzigen ledernen Beutel hervor, zählte die Summe ein, und befahl alsdann dem Ibrahim, ihm zu folgen. Dieser versuchte noch einmal, den Kaufmann zum Mitleiden zu bewegen, aber umsonst. Er wandte sich lachend ab, indem er ihm sagte, er sei für solche Unachtsamkeit und Nachlässigkeit noch viel zu gelinde bestraft.

Traurig folgte der arme Sclave seinem neuen Herrn, der ihn mit

sich in ein sehr ärmliches und abgelegenes Stadtviertel führte, und dort vor einem der schlechtesten und zerfallensten Häuser hielt. Er öffnete eine kleine Thür und befahl seinem Sclaven, ihm mit dem Pferde zu folgen. Beide kamen durch einen dunkeln Gang auf einen kleinen Hof, wo sich ein schlechter Stall befand, den der Alte öffnete und wieder verschloß, nachdem Ibrahim mit dem Pferde eingetreten war. Hier in dem Stalle war es ziemlich finster und außer einem hölzernen Trog befand sich nichts in demselben. Ibrahim setzte sich auf die Erde hin und überdachte sein trauriges Schicksal. Er dachte an seinen Bruder, wo der in der Welt herumschwärmen möge, und ob er vielleicht schon sein Glück irgendwo gemacht habe. Jedenfalls aber war er überzeugt, daß es demselben besser ergange, als ihm.

Nach einer kleinen Weile kam der Alte wieder in den Stall, warf ein Bund Stroh an den Boden hin und schüttete einige Hände voll Gerste in den Trog für das Pferd. Auch gab er seinem neuen Sclaven ein Stück hartes Brot und einen kleinen Krug Wasser zum Abendessen, wünschte ihm darauf eine gute Nacht und verschloß die Thür wieder.

Ibrahim, der den ganzen Tag nichts gegessen hatte, fühlte einen heftigen Hunger und nahm sogleich sein kargos Nachtmahl zu sich, und nachdem er einen guten Schluck aus seinem Wasserkruge gethan, stand er auf und sah nach seinem Pferde, das in der Gerste umherwühlte, ohne davon zu fressen. Ibrahim glaubte, es sei vielleicht krank und nahm eine Handvoll davon, die er ihm vor das Maul hielt. Als es auch jetzt nichts davon anrührte, nahm er seinen Wasserkrug und feuchtete die Gerste ein wenig an, indem er dachte, das Futter sei dem Thier etwas zu trocken. Doch anstatt davon zu fressen, merkte Ibrahim zu seiner größten Verwunderung, daß das Pferd den Kopf schüttelte und ihn mit einem sonderbaren Blicke ansah. „Aha," dachte er, „mein armes Thier, du fühlst auch wohl, daß wir in schlechte Hände gefallen sind. Nun, wir wollen sehen, was zu machen ist und du kannst dich darauf verlassen, daß der Alte dir nichts zu Leide thun soll. Ich will schon dafür sorgen, daß du nicht so viel zu arbeiten brauchst."

Nach diesen Gedanken legte sich Ibrahim auf das Stroh nieder, und Dank seinem leichten Sinn und seiner Ermüdung, die ihm heute das lange Stehen auf dem Markt verursachte, so schlief er ein, und

erwachte erſt, als der Tag am Himmel heraufzudämmern begann. Jetzt erhob er ſich wieder von ſeinem harten Lager und trat an den Trog hin, um zu ſehen, ob das Pferd während der Nacht nichts gefreſſen habe. Doch wer beſchreibt ſein Erſtaunen, als er ſah, daß an der Stelle der Gerſte ein ganzer Haufen Gold lag, lauter ſchöne gangbare Münzen, nagelneu und glänzend, als ſeien ſie eben erſt aus der Münze des Kalifen gekommen. Stumm vor Erſtaunen ſtand Ibrahim einen Augenblick da, und wußte nicht, was er davon zu halten habe und was hier wohl zu thun ſei? Doch als er jetzt plötzlich die Schritte des Alten hörte, nahm er eilig das Geld aus dem Troge und verbarg es in einem dunkeln Winkel des Stalles. Das Pferd ſchaute ihm zu und nickte mit dem Kopfe, als bezeuge es ſeine Zufriedenheit darüber.

Der Alte trat in den Stall und nachdem er ſeinem Sclaven wieder ein Stück Brod gegeben hatte, befahl er ihm, das Pferd hinauszuführen. Draußen gab er ihm einen alten ſchlechten Sattel, ſo wie einen Zaum, und als der Rappe damit angeſchirrt war, ſchickte ihn der Alte in die Stadt hinaus mit der Weiſung, ſich auf einem der öffentlichen Plätze aufzuſtellen und dort zu warten, bis Jemand kommen würde, der ein Pferd zu einem Ritte durch die Stadt miethen wolle. Auch gab er ihm einen vorläufigen Preis an, wie viel er für die Stunde zu fordern habe, und entließ ihn mit der Weiſung, nur ja recht viel Geld mitzubringen.

Ibrahim zog mit ſeinem Pferd von dannen und ſchlenderte langſam durch die Straßen, wobei er ſich nach allen Seiten umſchaute, ob nicht Jemand ſein Pferd zu miethen verlange. Doch wenn auch hie und da Jemand des Weges kam, der ſich nach einem Roſſe umſah, ſo hatte man nicht ſo bald die armſelige Geſtalt des Pferdes betrachtet, als die Leute achſelzuckend und lächelnd weiter gingen.

So gelangte Ibrahim an den großen Markt, auf dem Specereien und wohlriechende Sachen aller Art verkauft werden. Hier ſah und roch man alles, was nur eine Naſe erfreuen konnte, vom feinſten Roſenöl bis zum geringen Aloeholz herunter, welches der Rechtgläubige des Wohlgeruchs halber auf ſeine Pfeife legt. An einer Ecke dieſes Marktes blieb das Pferd plötzlich ſtehen, blähte ſeine Nüſtern auf und ſchien mit Begier die guten Gerüche einzuſaugen, die aus den Buden hervorſtrömten. Da es dem jungen Manne gleichviel war, wo er mit ſeinem Pferde ſtand, ſo blieb er hier an dem Markte halten, lehnte

ſich an einen Stein, und ſah ruhig der hin und her laufenden Menge zu.

„Ach,“ dachte er bei ſich, als er die vielen reichen jungen Leute ſah, die in prächtigen Gewändern daher ritten und gingen, „wer es doch auch ſo gut haben könnte!“ Und er begann wieder Luftſchlöſſer zu bauen, wie er es immer zu thun pflegte. Anfänglich wollte er ſich mit einem Pferd und einem Anzuge begnügen, bald aber mußten es mehrere ſein, und nach Verlauf einer Viertelſtunde, in der er ſo fortgeträumt hatte, ſah er ſich ſchon als Paſcha von drei Roßſchweifen, wie er über unzählige Sclaven und einen ganzen Marſtall gebot. Es wollte indeſſen immer Niemand kommen, der zu ſeinem Pferde Luſt getragen hätte, was dem jungen Manne eigentlich ganz recht war; denn er ſtand lieber müßig da und hing ſeinen Träumereien nach. Jetzt dachte er auch mit Entzücken an all das Geld, das er zu Haus im Stalle verſcharrt hatte, und was damit wohl zu machen ſei. Wenn er auch anfänglich bei ſich überlegte, auf welche Art er es am beſten für ſich verwenden konnte, ſo ſprach doch ſeine Ehrlichkeit dagegen, und rief ihm zu: „all das Gold gehöre von Rechts wegen dem Herrn des Pferdes und er dürfe es ihm nicht vorenthalten.“

Nach langem Ueberlegen, wie er ſich des einmal gefundenen Glücks bedienen könne, ohne ſeinem Herrn Schaden zu thun, fiel ihm plötzlich ein Ausweg ein, den er auch gleich am Abend deſſelben Tags, als er mit leeren Händen zu dem Manne zurück kam, einſchlug. Er klopfte leiſe an die Thür der Hütte und machte, als ihm der alte Mann öffnete, ein ſehr verdrüßliches und niedergeſchlagenes Geſicht. „Ach, Herr,“ ſagte er darauf, „Du haſt an mir und dem Pferde einen ſchlechten Handel gemacht. Ich ſtand den ganzen Tag an dem belebteſten Theile der Stadt, an dem Gewürzmarkte, und wenn auch viele Leute vorbeikamen, die ſich nach Reitpferden umſahen, ſo hatte ich das meinige gut anbieten, kein Menſch wollte es nehmen. „Seht die Mähre,“ ſagten einige, „was iſt das für ein Thier? Der Prophet möge uns ſchützen.“ So ſagten Alle und gingen lachend bei mir vorbei.“

Der alte Mann, der gehofft hatte, das Pferd würde ihm eine reiche Erwerbsquelle ſein, ſah ſich unangenehm getäuſcht und murmelte einen tüchtigen Fluch zwiſchen ſeinen Zähnen.

„Nun, nun,“ ſagte er darauf, „wer weiß, es wird morgen beſſer gehen. Wir wollen es morgen wieder verſuchen.“

Aber es ging morgen nicht beſſer. Ibrahim ſtand den ganzen Tag vergeblich an dem Gewürzmarkte, und wenn er auch am Abende, als ihm der Alte die Thür wieder aufmachte, mit Freude ſtrahlendem Geſichte eintrat, ſo geſchah dies nur, weil es zur Vollendung ſeines Planes, ſeine Freiheit wieder zu erlangen, nöthig war, denn ſeine Taſchen waren leer wie geſtern.

„Ach Herr,“ ſagte er, „wenn ich abermals mit leeren Händen zu Dir komme, ſo bringe ich Dir doch eine Hoffnung mit, daß Du die Summe, die Du für mich und das Pferd ausgegeben, doppelt wieder erlangen kannſt. Es iſt nämlich heute mit einer leeren Karavane ein Verwandter meines Vaters zurückgekommen, den ich von meinem traurigen Schickſal in Kenntniß ſetzte. Da ihn nun der Prophet auf ſeinen Reiſen mit Glück geſegnet hat, ſo will er mir eine Wohlthat erzeigen und bittet Dich deshalb, o Herr, die Summe anzugeben, die Du für mich und das Pferd verlangſt.“

Der arme Mann machte bei dieſen Worten ein freundliches Geſicht, und ſagte ſeinem Diener, er wolle ſich bis morgen darüber bedenken.

Ibrahim ging in ſeinen Stall zurück, und ſchlief zufrieden, bis an den hellen Morgen, wo er abermals wie auch geſtern und vorgeſtern eine Menge Goldſtücke in dem Trog fand. Er ſcharrte ſie alle zuſammen, und verbarg ſie ſorgfältig in ſeinen Gürtel.

Als ihm der Alte die Thür öffnete, nannte er ihm eine Summe, für welche er ihm die Freiheit geben wolle, die allerdings ſehr groß war, die ihm aber Ibrahim, da ſie ſeinen Schatz nicht überſtieg, im Herzen mit Freuden bewilligte. Doch nahm er eine betrübte Miene an, und ſagte zu dem Alten: „Du verlangſt viel von mir, o Herr, und ich fürchte faſt, ob mein Verwandter eine ſolche Summe beſtreiten kann.“ Damit ging er mit dem Pferde fort, um, wie er ſagte, ſeinen Vetter aufzuſuchen. Anſtatt aber wie geſtern, ſich an dem Gewürzmarkt aufzuſtellen, ging er in ein anderes ſehr entlegenes Stadtviertel und mierbete dort einen kleinen Stall, in welchem er ſeinen Mayren einſtellte. Darauf kehrte er eilig zu ſeinem alten Herrn zurück und ſagte ihm mit freudiger Miene, daß ſein Verwandter freilich die verlangte Summe etwas ſtark gefunden habe, ſie aber dennoch für ſeine Freiheit geopfert. Der Alte ſtrich ſchmunzelnd die Goldſtücke ein und wünſchte dem jungen Mann Glück und Geſundheit.

Ibrahim hatte am Tage, wo er frei geworden war, nicht ſobald

das Gold, was er wieder in der Kiyre fand, zusammengescharrt, als er eilig auf den Kleiderbazar ging, sich seines alten schlechten Gewandes entledigte und einen seidenen Kaftan, weite golddurchwirkte Hosen und einen schneeweißen Turban kaufte. Darauf ging er in eine Barbierstube, ließ sich den Kopf sorgfältig scheeren und in Ordnung bringen und sah nunmehr so stattlich aus, daß man ihn für den Sohn eines mächtigen Paschas hätte halten können.

Als er in seinen Stall zu seinem getreuen Rappen zurückkehrte, sah ihn dieser an, und es war, als freue sich das Pferd über den neuen stattlichen Anzug seines Herrn nicht besonders, denn es schüttelte den Kopf und stampfte unwillig mit dem Fuße. Auch versuchte es, so oft Ibrahim in den Stall kam, durch allerhand Bewegungen bemerklich zu machen, daß es gern hinaus ins Freie möge. Doch wollte der junge Mann diese Bewegungen nicht verstehen. „Gi," dachte er in seinem Leichtsinn, „ich werde jetzt doch nicht die Stadt verlassen sollen, nachdem ich Geld genug habe, um glänzend und prächtig leben zu können. Ich will anfangen, um mich für die frühere Zeit, die ich in der Armuth verlebte, zu entschädigen."

Das that er denn auch, so viel in seinen Kräften lag. Er kaufte sich ein paar schöne Pferde, nahm Diener an und miethete ein schönes Haus. Bald begannen die Leute von dem Reichthum des unbekannten jungen Mannes zu sprechen.

So standen die Sachen, als eines Tages der Kaufmann, welcher Ibrahim an jenen alten Mann verkauft hatte, diesen Letzteren zufällig auf der Straße traf. Der Alte sah weit besser aus, wie das erste Mal, als er den Handel mit ihm abgeschlossen: er hatte sich bessere Kleider angeschafft und überhaupt ein stattliches Ansehen gewonnen, weshalb der Kaufmann bei ihm stehen blieb und lächelnd zu ihm sagte: „Gi, ei, mein Alter, siehst Du, ich habe Dir wahrscheinlich einen tüchtigen Sclaven verschafft, der Dir viel Geld einbringt. Wie undankbar, daß Du nicht einmal zu mir gekommen bist, um mir ein gutes Wort dafür zu sagen, und mich zu benachrichtigen, wie sich jener junge Mensch aufführt."

„Freilich," entgegnete der Andere, „habe ich durch jenen Sclaven viel Geld verdient; doch nicht auf die Art, wie Ihr wohl glaubt. Er war nur wenige Tage bei mir, als ihn ein Verwandter, der mit einer Karavane zurückkam, für eine gute Summe von mir losgekauft hat.

für eine wackere Summe versichere ich Euch, die er mir in blanken Goldstücken ausbezahlt hat."

„Was Ihr sagt, in blanken Goldstücken!" antwortete der Kaufmann, plötzlich nachdenkend werdend. „Habt Ihr nicht zufällig eine von diesen Münzsorten bei Euch?"

Der Alte griff statt der Antwort in den Gürtel und holte zwei von den Goldstücken heraus, die ihm Ibrahim gegeben, und bei dessen Anblick der Kaufmann plötzlich ausrief: „Beim Barte des Propheten, seht doch den Spitzbuben! das sind von denselben Goldstücken, mit denen ich ihn auf den Markt geschickt habe, und die er mir also dennoch entwendet hat."

Darauf erzählte er in aller Kürze dem Alten, wie sich die Sache verhalte und Beide gingen auch eilig zum Kadi hin, um gegen den jungen Mann einen Verhaftsbefehl auszuwirken, den er alsbald einigen Soldaten des Kadi übergab, um ihn in Kraft zu setzen, wenn Ibrahim noch in der Stadt sei.

Dieser machte aber in seinem Leichtsinn gar keinen Hehl aus seiner Anwesenheit und es wäre ihm nicht eingefallen, daß er Ursache hätte, sich zu verbergen, vielmehr lebte er nach wie vor auf einem großen Fuße und gab täglich das Geld aus, was er des Morgens in der Krippe seines Rappen fand. Auch lag er fast den ganzen Tag in den Kaffeehäusern oder lief in den Bazars umher, weshalb es denn auch nicht lange dauerte, so hatten ihn die Leute des Kadi entdeckt und nahmen ihn zur großen Verwunderung der Leute auf öffentlichem Markte als einen Betrüger gefangen.

Man kann sich leicht denken, wie unangenehm seine Ueberraschung war, als er vom Pferde gerissen und vor den Kadi geschleppt wurde, wo er nicht wenig erstaunt war, seine beiden Herren zu finden.

„Ja, er ist es," rief der Kaufmann bei seinem Anblick freudig aus. „Ja, er ist es, o Herr, ich schwöre, daß es mein Diener Ibrahim ist, der mir jenen Beutel mit Goldstücken entwendet hat."

Ibrahim stand bei dieser neuen Anklage bestürzt da, und wußte nicht, was er zur Antwort geben sollte.

„Warst Du es," fuhr ihn der Kadi an, „der bei diesem Herrn als Reitknecht diente, der von ihm mit einem Beutel voll Goldstücken auf den Markt geschickt wurde, um ein kostbares Pferd zu erhandeln, und der dafür einen schlechten mageren Rappen mit nach Hause brachte, der vorgeblich diese ganze große Summe gekostet haben sollte?"

„Ja, Herr, das war ich," entgegnete Ibrahim, „aber beim Augenlichte des Propheten schwöre ich, daß jene ganze Summe"

„Schweig," fuhr der Kadi fort, „und antworte auf meine Fragen. Darauf hat Dich dieser Kaufmann jenem alten Manne verkauft, bei welchem Du zwei Tage bliebest, und ihm alsdann versichertest, einen Verwandten gefunden zu haben, der dich loskaufen wolle. Nenne mir Deinen Verwandten und sage, wo er zu finden ist?"

Natürlicherweise konnte der arme junge Mensch diesen Vetter nicht nennen, und da in der ganzen großen Stadt Damaskus keine lebende Seele war, die ihn kannte, so war er auch nicht im Stande, einen andern Menschen anzugeben, der ihm durch sein Zeugniß hätte helfen können. Doch gewann hierdurch die Anklage des Kaufmanns an Glaubwürdigkeit und als der Kadi einige Male vergeblich nach dem Namen dieses Vetters gefragt, zeigte er ihm die Goldstücke vor, die der Alte bei sich hatte, und fragte ihn, ob er sie für dieselben erkenne, die er jenem für seine Freiheit bezahlt.

Da Ibrahim dies nicht leugnen konnte, so mochte er seine Unschuld so viel wie möglich betheuern, es war Alles vergebens. Der Kadi verurtheilte ihn zu einer großen Anzahl von Hieben auf die Fußsohlen und zu vielen Jahren Gefängniß, im Fall es ihm nicht möglich sei, glaubwürdige Männer zu bringen, die ihm bezeugen können, daß er das Geld auf rechtmäßige Weise erworben.

Was sollte Ibrahim nun machen? So fest er sich anfänglich vorgenommen hatte, nichts von dem Geheimnisse seines Pferdes zu sagen, so sah er doch jetzt wohl ein, daß dieß das einzige Mittel wäre, sich vor einer schmählichen Strafe zu bewahren, worauf er dann nach einiger Ueberlegung dem Kadi so wie den beiden andern Männern die ganze Wahrheit erzählte, wie er zu jenem Geld gekommen. Erstaunt aber ungläubig hörten sie ihn an und schüttelten die Köpfe, denn wenn auch in damaliger Zeit ein solches Wunder nichts Seltenes war, so glaubte der Kadi doch viel eher, Ibrahim habe es ersonnen, um sich zu retten. Doch als er mit thränenden Augen die Wahrheit seiner Aussage beschwor, entschied der Richter dahin, Ibrahim soll während der kommenden Nacht zu seinem Rappen in den Stall eingesperrt und strenge bewacht werden. Alsdann könne man sich am nächsten Morgen leicht davon überzeugen, ob er die Unwahrheit gesagt.

Mit Freuden nahm Ibrahim diesen Ausspruch an und wurde auf Befehl des Kadi sogleich zu seinem Rappen in den Stall gebracht, und

dort von einigen Dienern der Gerechtigkeit auf's Sorgfältigste bewacht. Freudig athmete er hier wieder auf und sah sich im Geiste hier schon wieder in Freiheit gesetzt. Er war lustig und guter Dinge und die einzige Bekümmerniß, die ihn zuweilen anwandelte, war nur die Furcht, man möge ihm am andern Tage beim Anblick des vielen Goldes sein kostbares Pferd nehmen.

So kam die Nacht heran und Ibrahim warf sich auf sein Strohlager, wo er alsbald in einen festen Schlaf verfiel. Da träumte ihm, daß das Pferd seinen Kopf zu ihm niedersenkte und leise anfieng zu reden. »Unbesonnener junger Mensch!« schien es zu ihm zu sprechen, »Dein Leichtsinn ist Schuld, daß sich das Glück, welches Dich verfolgt, beständig in Unglück umwandelt. Warum hast Du nicht die Stadt verlassen und etwas gethan, um Dich der Gaben würdig zu machen, die du empfangen? Glaube mir, der Müßige und Unbesonnene kann nie das Glück an sich fesseln. Wehe über Dich.« So träumte Ibrahim und wälzte sich unruhig auf dem Stroh umher. Doch als der Tag endlich anbrach, erwachte er heiter und guter Dinge, und sprang auf, um das Gold aus der Krippe zu nehmen. Doch wer beschreibt seinen Schrecken, als die Gerste unangerührt wie gestern in dem Troge lag, ohne daß nur die Spur eines Goldstücks darunter gewesen wäre. Im ersten Augenblicke stand Ibrahim regungslos da, dann aber wühlte er verzweiflungsvoll in der Krippe umher, suchte unter derselben, warf sein Strohlager aus einander, aber umsonst, es war nichts zu finden. Laut jammernd zerriß er seine Kleider und schrie in seinem Schmerze so laut, daß die Wachen eilig herbeistürzten, indem sie glaubten, es sei ihm ein Unglück widerfahren. Doch als sie sahen, wie sich die Sache verhielt, zuckten sie die Achseln und rissen den jungen Mann erbarmungslos von seinem Lager auf, und brachten ihn auf's Neue vor den Kadi.

Dieser gerieth über die Lüge Ibrahims in einen heftigen Zorn, schalt ihn einen abgefeimten Betrüger und befahl, man solle ihn augenblicklich ins Gefängniß abführen.

Das Roß aber, welches seines schlechten Aussehens halber Niemand annehmen wollte, wurde vor die Stadt gebracht, und man ließ es laufen, wohin es ihm beliebte.

In einen tiefen finsteren Thurm hatte man den unglücklichen jungen Mann geworfen, und als er sich hier allein befand, dachte er über sein vergangenes Leben nach, und über den letzten schrecklichsten

Tag, der ihn von der Höhe des Glücks so tief hinabgestürzt hatte. Dabei fiel ihm auch der Traum ein, den er in der vergangenen Nacht gehabt und er gestand sich selbst, daß seine Unbesonnenheit und sein Leichtsinn grenzenlos und unerlaubt sei. Ach, dachte er, wenn nur das Glück noch einmal lächeln sollte, ich würde es ganz anders benutzen. Wie undankbar bin ich nicht gegen meinen Wohltäter, das arme Pferd gewesen, indem ich ihm nicht gefolgt, als es durch seine Bewegungen den Wunsch aussprach, seinen Stall und wahrscheinlich die Stadt zu verlassen. O wär ich ihm doch gefolgt. Ich wäre jetzt wahrscheinlich ein freier und glücklicher Mensch. Doch schien seine Reue zu spät zu sein und sein Kerker war und blieb verschlossen. Er wand sich in Kummer und Betrübniß auf seinem Lager umher und da er von den Vorfällen des Tages an Leib und Seele erschöpft war, kam alsbald der mitleidige Schlaf und schloß ihm die Augen.

In der Mitte der Nacht wurde er plötzlich durch ein Geräusch geweckt, und es schien ihm, als wenn eine Maus an seinem Kopfe im Stroh umher raschelte. Er öffnete die Augen und sah verdrießlich um sich her. Doch wie ward ihm plötzlich, als er dieselbe Stimme wie in der vergangenen Nacht vernahm, welche zu ihm sprach: »Noch einmal kehrt das Glück zu Dir zurück, doch sei dießmal weiser und folge mir.«

Erstaunt und erfreut blickte er auf und sah wirklich eine Maus, aus deren Munde die Worte zu kommen schienen. Rasch sprang er auf und folgte dem Thierchen, das in eine Ecke des Gefängnisses lief, wo ein starkes Eisengitter eine große Oeffnung verdeckte. Kaum berührte die Maus dasselbe, so öffnete es sich und Ibrahim säumte nicht, eilig hindurchzuschlüpfen. Glücklich befand er sich nun im Freien und sah, daß er an einem tiefen Graben war, der das Gefängniß umgab. Auf der andern Seite kletterte die Maus empor, er folgte ihr eilig und befand sich alsbald auf der freien Straße. Hier sah er, daß das Thier plötzlich verschwunden war, aber wer beschreibt seine Freude, als er dagegen sein altes Pferd erblickte, das ihm leise entgegen wieherte. Er säumte keinen Augenblick, sich auf den Rücken desselben zu schwingen und alsbald jagte das treue Roß mit ihm von dannen.

Unaufhaltsam lief es mit ihm durch die langen Gassen von Damaskus; wo sich eines der Thore befand, die in der Nacht geschlossen werden und die Straße versperren, öffnete es sich selbst und ließ den Reiter hindurch. So gelangten sie in wenig Augenblicken vor die

Stadt und nach kurzer Zeit in den Sand der Wüste, die nicht weit vor den Thoren von Damaskus anfängt und sich in unendlicher Weite gen Osten ausbreitet. Bald stieg der Tag empor und ohne Aufhören jagte das Roß mit einer unglaublichen Schnelligkeit von dannen. Ibrahim, der sehr erfreut war, seinem Gefängnisse so glücklich entronnen zu sein, war doch nicht wenig erstaunt, und es befremdete ihn, daß das Pferd in die Wüste hinausjagte, und er dachte schon darüber nach, was wohl den Abend, ganz ohne Lebensmittel, wie sie waren, zu machen sei. Doch war er zu sehr von der Klugheit des Pferdes überzeugt, als daß sich ernstliche Verlegnisse seiner hätten bemächtigen können.

So ritt er dahin den ganzen Tag und als die Sonne am Himmel hinabzusinken begann, quälte ihn der Durst heftig und er sah sich begierig nach einer Quelle um. Doch es war, als wenn das Pferd seinen Wunsch ahnete, denn es wandte sich alsbald nach einer andern Seite hin und in kurzer Zeit sah der junge Mann einen kleinen, mit Stein eingefaßten Brunnen vor sich, an dem er seinen Durst löschte. Wunderbar erquickte ihn das Wasser und er fühlte seinen Körper von einer ungewöhnlichen Kraft durchdrungen, es regte sich eine Sehnsucht in ihm, ein unbekanntes Gefühl, etwas zu erreichen, was aber noch weit, weit von ihm lag. Er bestieg sein Roß wieder und ritt mit erneuerter Schnelligkeit dahin. Gegen Abend sah er fern am Horizont Gegenstände auftauchen, die er für eine große Stadt hielt, bei deren Anblick sein Herz heftiger schlug, wobei ihm eine innere Stimme zu sagen schien, er finde dort, was er suche. Als er aber näher kam, sah er zu seinem größten Erstaunen, daß das, was er vorhin für eine Stadt gehalten, nichts anders als eine Menge seltsam geformter Felsen war, die aber auch in der Nähe sonderbarer Weise kleinen und großen Häusern glichen.

Es trennte ihn noch eine kleine Anhöhe davon, und als er diese erstiegen, sah er von Oben herab, wie die ganze Ebene vor ihm mit solch seltsam geformten Felsen bedeckt war.

Zu seinen Füßen sah er andere Steine in großer Menge, die das Ansehen von Zelten hatten; es war ein eigener Anblick, und wenn nicht an diesen grauen Massen die Oeffnungen für die Fenster und Thüren gefehlt hätten und wenn nicht Alles todtenstill gewesen wäre, hätte man glauben können, es sei wirklich eine Stadt von Menschen bewohnt, die sich ihre Wohnungen aus dem Fels gehauen.

Das Pferd wieherte beim Anblick dieses Thales laut und freudig

und lenkte in eine der Gaſſen hinein, die ſich vor den Blicken Ibrahims öffnete. Seltſam klang hier der Hufſchlag des Pferdes und der Jüngling ſchaute betroffen um ſich her, denn es war ihm gerade, als müſſe jetzt hinter einem dieſer Felsſtücke Jemand hervortreten, der nach ſeinem Begehren fragte. Doch Alles blieb ſtill wie zuvor. Schon hatte Ibrahim eine Menge langer Gaſſen durchritten und das Pferd lenkte jetzt auf einen Platz, an deſſen Ende ſich ein mächtiger und großer Fels erhob, der in ſeiner äußern Geſtalt einer mächtigen Königsburg glich. Da waren coloſſale Thürme und breite Treppen, hohe Bogengänge mit ſchlanken Säulen, ausgedehnte Gebäude, aber Alles ſchien von der Natur ſelbſt hervorgebracht zu ſein, denn wenn man dieſe Werke ſah, ſo ſchien es faſt unmöglich, daß Menſchenhände ſo etwas hervorbringen können.

An einer der großen Treppen dieſer Burg hielt das Pferd und da es dem jungen Mann ſchien, als ſei er hier am Ziel ſeiner Reiſe angelangt, ſo ſtieg er ab, ohne zu wiſſen, was nun zu beginnen ſei. Da aber die Nacht ſchon mächtig hereingebrochen war, er ſich auch von dem langen Ritt etwas ermüdet fühlte, ſo folgte er dem Beiſpiel des Pferdes, das ſich auf den Boden niedergeſtreckt hatte, und legte ſich unter eine der Treppen, wo er alsbald in einen tiefen Schlaf verſank.

Am andern Morgen, als kaum der erſte Strahl des Tages die Felſen beleuchtete, wurde Ibrahim durch das Wiehern ſeines Pferdes erweckt, rieb ſich die Augen und als er ebenſo wie geſtern um ſich die ſeltſamen Steingebäude erblickte, war er verſucht, Alles anfänglich für einen Traum zu halten. Doch bald überzeugte er ſich, daß er wache und Alles wirklich ſehe. Er ſprang empor und folgte dem Pferde, welches langſamen Schrittes und oft nach ihm umſchauend, die Mauern der Burg entlang wandelte. Endlich blieb es vor einem kleinen Bogen ſtehen, und der Jüngling bemerkte mit Erſtaunen eine ſchmale Treppe, die ungemein ſteil an der Wand empor führte. Hier blieb das Pferd ſtehen und ſah empor, was Ibrahim alsbald für ein Zeichen nahm, daß es ihn bitte, einen Verſuch zu machen, da hinauf zu klettern. Raſch war er hierzu entſchloſſen und ſtieg die ſchmale Treppe empor. Doch war's, als wollte dieſelbe faſt kein Ende nehmen. In allen möglichen Wendungen führte ſie über Thürme und Bogengänge hinweg, und oftmals blieb der junge Mann ſtehen, um rückwärts ſchauend die Felſenſtadt zu überſehen, die todt und ſtille zu ſeinen Füßen ausgebreitet lag.

Jetzt führte die Treppe vor eine schmale Pforte, durch welche Ibrahim in ein gewölbtes Gemach trat, in dessen Mitte sich ein viereckiger Stein erhob, auf welchem der junge Mann zu seinem größten Erstaunen ein mächtiges Schwert liegen sah. Wenn es ihm auch nicht in den Sinn kam, daß er stark genug sei, dieß Schwert zu schwingen, so trieb ihn doch die Neugierde, den Griff mit der Hand anzufassen. Er zog die Klinge aus der Scheide und als er sie empor hob und ihr Funkeln und Leuchten sah, schien das Schwert ganz für seine Größe zu passen, und es war ihm, als habe er es von jeher geführt.

Nachdem er sich eine Zeit lang in dem Gemache vergeblich umgeschaut, um sonst noch vielleicht etwas zu entdecken, suchte er einen Ausgang, um seinen Weg fortzusetzen. Bald fand er auch die Treppe wieder, und als er auf ihr das Gemach verließ, sah er, daß er sich auf einem der höchsten Thürme der Burg befand, auf dessen Spitze die Treppe führte. Wer beschreibt aber sein Erstaunen, als er auf die Zinne dieses Thurmes gelangt war und dort einen Adler erblickte, der aber eben so wie alle Gebäude in Stein ausgehauen zu sein schien. An einem seiner Fänge befand sich eine goldene Kette, die mit ihrem anderen Ende an die Mauer des Thurmes befestigt war. Ibrahim ging mehrere Male um den Adler herum, und je öfter er ihn betrachtete, je seltsamer schien ihm der gefesselte Vogel. Auf dem Kopfe trug derselbe eine große goldene Krone, und in seinen Fängen hielt er Reichsapfel und Scepter.

„Das arme Thier," dachte Ibrahim bei sich, „warum mag es wohl mit dieser goldenen Kette festgeschlossen sein!" Obgleich der Adler nur von Stein war, schien ihm dieß sehr unpassend, und es kam ihm plötzlich die Idee, die goldene Kette zu lösen und die Figur des Adlers von diesem lästigen Schmucke zu befreien. Er faßte sie an, und versuchte, sie aus dem Gemäuer herauszuziehen, aber vergebens, sie schien mit dem Stein zusammengewachsen. Auch von dem Fänger des Adlers wollte sie sich nicht abstreifen lassen, weshalb der Jüngling nach vielen vergeblichen Bemühungen, kurz entschlossen, sein Schwert zur Hand nahm und mit einem gewaltigen Hieb die Kette löste.

Kaum war dieß aber geschehen, so hob der Adler seinen Kopf empor, schlug mit den Flügeln und schwang sich langsam in die Luft. Ueberrascht blickte ihm der Jüngling nach, doch sein Erstaunen vergrößerte sich, als der Adler jetzt hoch in den Lüften das Scepter sowie den Reichsapfel in seine Hand fallen ließ, und darauf durch eine Be-

wegung ſeines Kopfes ebenfalls die Krone herabwarf, die genau auf das Haupt des jungen Mannes fiel und da ſitzen blieb.

Noch war dieſer nicht zu ſich ſelber gekommen, als er von unten herauf aus der vor wenigen Augenblicken noch ſo ſtillen Felſenſtadt ein lautes Getümmel vernahm. Er blickte von der Zinne des Thurmes hinab und ſah, wie ſich plötzlich an den Häuſern Fenſter und Thüren öffneten und feſtlich geſchmückte Menſchen zum Vorſchein kamen.

In den Straßen und beſonders auf dem Platz vor der Burg wimmelte es bunt durch einander und alle Köpfe richteten ſich empor und ſahen nach der Spitze des Thurmes, wo Ibrahim ſtand, ſo daß er verlegen zurücktrat und nicht wußte, was er davon denken ſollte. Draußen vor der Stadt, auf dem Felde, wo er die Steine erblickt hatte, die wie Zelte ausſahen, erhob ſich ein lautes kriegeriſches Getümmel. Da öffneten ſich die Vorhänge der Leinwandhäuſer und glänzende gewaffnete Krieger traten heraus, um ſich auf die Pferde zu ſchwingen, die alsbald, wie aus dem Boden hervorgeſtiegen, erſchienen waren. Es ſtrahlte und glänzte dort durcheinander, daß einem die Augen faſt erblindeten, und luſtige Muſik erſcholl, Trompetenwirbel und Hörnerklang.

Ibrahim ſchüttelte den Kopf und fuhr mit der Hand über die Augen, denn es war ihm, als habe er einen ſeltſamen Traum. Er beſah Scepter und Reichsapfel in ſeinen Händen und befühlte die Krone auf ſeinem Haupte, aber Alles war und blieb wirklich da, ſchwer mit Gold und reich mit Steinen beſetzt, eines mächtigen Königs würdig.

Immer mehr Volk wälzte ſich auf den Platz heran, wo die Burg ſtand, und ihr freudiges Geſchrei, ihr Plaudern und Jauchzen durch einander klang wie das Brauſen des Meeres, wenn es die felſigen Ufer beſpült.

Nachdem Ibrahim Allem dieſem noch einige Minuten zugehört und zugeſchaut, ſtieg er die ſchmale Treppe wieder hinab und gelangte bald in das Gemach, aus dem er vorhin das Schwert mitgenommen. Doch war es nicht mehr leer, wie vor kurzer Zeit, ſondern es befand ſich hier eine Verſammlung alter ehrwürdiger Männer mit weißen Bärten, die ſich tief vor ihm verneigten und die Worte ſprachen: „Gott und der Prophet möge unſern neuen König ſegnen und ihm eine lange glückliche Regierung ſchenken.“

Der Jüngling, der nicht wußte, was dies Alles zu bedeuten hatte, ſchaute die Männer fragend an, worauf einer vortrat und zu

ihm sprach: „Ehr' und Preis sei Dir, o Herr und König, und Dank dem Propheten, daß er Dich auswählte, um über diese Stadt und dieses Land zu regieren. Du hast den Zauber gelöst, der auf uns ruhte und sollst fortan unser Herrscher sein. Folge mir, o König, um Dich Deinem Volke zu zeigen, das Dich mit Sehnsucht erwartet."

Ibrahim folgte dem Greise, der würdevoll voranschritt und durch eine andere Thür, die sich jetzt in dem Gemach zeigte, in hohe prachtvolle Säle des nun entzauberten Schlosses trat. Sie wandelten durch eine lange Reihe derselben, von denen einer immer reicher und schöner ausgeschmückt war, als der andere, und traten endlich auf eine große Altane hinaus, wo das Volk, seinen neuen König kaum gewahr werdend, ihn mit einem tausendfachen Lebehoch empfing, und in dies donnernde Geschrei mischte sich der Klang der aufgestellten Musikchöre.

So war denn aus Ibrahim, dem Sohne des alten Kameeltreibers, ein reicher mächtiger König geworden, und er regierte lange Jahre in Glück und Freude. Sein Bruder, der mit der Karawane hinausgezogen war, hatte sich ein kleines Vermögen erworben und glaubte darnach, er sei es, an dem die Prophezeiung, er werde ein großes Glück machen, in Erfüllung gegangen. Doch wie wunderte er sich, als er später seinen Bruder wiederfand, und ihn dieser auf dem Königsstuhle sitzend, mit der Krone auf dem Haupte empfing! Beide lebten darauf noch lange Jahre vergnügt mit einander.

„Und hiermit," schloß der alte Mann, „ist mein Märchen zu Ende." Er stieß die Asche in seiner Pfeife zusammen und sah seine Zuhörer an, die aufmerksam seiner Erzählung gelauscht hatten.

„Aber das Märchen kann noch nicht ganz zu Ende sein," nahm darauf der Emir el Gadik das Wort, „denn was ist eigentlich aus dem Zauberpferde geworden, das ja anfänglich eine zu große Rolle spielte, als daß es so plötzlich verschwinden könnte."

„Ei," entgegnete der alte Mann, „das hätte ich fast vergessen. Ihr könnt Euch denken, daß sich der junge König gleich nach dem Schicksal seines treuen Rosses erkundigte. Doch in der That, es war nirgends mehr zu finden. Als er darauf die Weisen seines Landes zusammenberief, waren sie einstimmig der Meinung, das Pferd sei der Genius ihres Königs gewesen, der ihn dem Willen des Propheten gemäß zu seinem Glücke geführt. Da ich nichts Besseres darüber zu sagen weiß," schloß der Alte seine Rede, „so müßt Ihr schon mit dieser Auslegung zufrieden sein."

Die Erzählung des alten Mannes hatte für eine kurze Zeit die trüben Gedanken verscheucht, welche das Herz des Emir el Hadsch erfüllten, doch als er jetzt von dem Feuer aufstand und allein seinen Zelten zuschritt, war er traurigen als je gestimmt, denn er konnte nicht absehen, wie das Gewitter, welches sich über seinem Haupte zusammenzog, abzuleiten sei. Es herrschte heute Nacht nicht wie sonst zu so später Zeit eine allgemeine Ruhe und Stille in dem Lager, sondern die meisten der Feuer brannten noch, und fast überall sah man, daß die Leute in den Zelten noch wachten, und eifrig zusammensprachen. Die Kunde von dem Ueberfall der Araber hatte sich mit Blitzesschnelle durch das ganze Lager verbreitet und erregte die mannigfaltigsten Bewegungen. Hier war es Hoffnung auf eine bessere Zeit, welche diesen und jenen antrieb, sich für die Zukunft die glänzendsten Luftschlösser zu bauen. Dort hielt die Furcht die Leute beisammen, und sie erzählten sich von dem Unheil, das durch einen dauernden Krieg mit den Arabern herbeigeführt würde. Am lebhaftesten und unruhigsten ging es aber heute Nacht in den Zelten der Derwische zu, und besonders in dem ihres Oberhauptes, der sich mit einigen seiner Untergebenen berathschlagte, was in dieser drohenden Gefahr zu thun sei; denn wie der alte Mann am Feuer heut Abend erzählt, hatte ihm jener Mameluk, der auch dem Emir den Befehl des Kalifen, augenblicklich zurückzukehren, überbracht, heimlich einen Ferman überreicht, worin ihm befohlen wurde, alle Schritte des Emirs zu bewachen, und im Fall derselbe nicht augenblicklich gehorche, zu den äußersten Mitteln zu greifen, und ihn gefangen zu nehmen, oder im Nothfalle sogar zu tödten.

Ueber diesen Ferman berathschlagte sich das Oberhaupt der Derwische und dieser, der einen unersättlichen Ehrgeiz besaß, und gern das Commando der Karavane an sich gerissen hätte, setzte seinen Untergebenen gerade in einer langen Rede auseinander, wie nothwendig es sei, den Emir noch in dieser Nacht von seinem Posten zu entfernen, da er keine Miene mache, die Karavane zurückzuführen. „Der Prophet sei mein Zeuge," sprach der Imam, „aber es sind die augenscheinlichsten Beweise da, daß der Emir auf Verrath gegen unsern Herrn, den Kalifen, sinnt. Hat nur doch der eigene Haushofmeister und Leibdiener desselben, der Neger Hassan, die Mittheilung gemacht, daß er einen vornehmen Araber von dem Stamme Aimanfors, unsers mächtigsten Feindes, bei sich verborgen hält. Warum sollten wir

also zögern, um einen Mann unschädlich zu machen, der uns in das Verderben führen wird. Ich stimme für seine Gefangenschaft oder seinen Tod.«

»Und auch wir,« sagten die anderen Derwische. »Gefangenschaft oder Tod!«

In diesem Augenblick öffnete sich langsam der Vorhang des Zeltes und das schwarze Gesicht des Negers Hassan blickte herein. Er verbeugte sich tief vor dem Imam und sprach dann hastig aber mit leiser Stimme: „Verzeih mir, o Herr, daß ich Euch störe, aber ich komme nur, um Dir eine neue Meldung zu machen, die Dich in Schrecken versetzen wird. Schon heute Nachmittag bemerkte ich am fernen Horizont leichte Staubwolken, die von Zeit und Zeit aufstiegen, aber anfänglich achtete ich nicht darauf. Doch als die Sonne sank und ihre letzten Strahlen über die Ebene hinwarf, zuckten aus jenen Sandwolken einzelne Blitze empor, die meinem geübten Auge verriethen, daß sich zahlreiche Reiterschaaren der Caravane näherten. Ich blieb auf meiner Hut und hörte auch bald nachher, als die Nacht heraufgestiegen war, in der Ferne deutlichen Hufschlag, der immer näher kam. O Herr, meine Vermuthung hat sich nicht getäuscht, denn so eben rückten in aller Stille zwei große Züge Beduinen heran, die sich, als sei es verabredet, geräuschlos bei unsern Zelten lagerten.«

Diese Nachricht des Negers brachte bei den Derwischen keine geringe Bestürzung hervor, und als gleich darauf die Verathschlagung über den Emir fortgesetzt wurde, beschloß man einstimmig seinen Tod, der noch in dieser Nacht erfolgen sollte, und Hassan, der ungetreue Diener, sollte diesen Beschluß ausführen.

Während sich dies begab, schritt der Emir el Hadsch seinen Zelten zu, und da er wohl wußte, daß in der jetzigen Zeit eine verdoppelte Wachsamkeit nöthig wäre, ging er um seine Zelte herum, um nach den ausgestellten Wachen zu sehen; doch wie erstaunte er, als er sah, daß hinter denselben eine große Menge Beduinen gelagert war. Er bemerkte trotz der Dunkelheit ihre weißen Mäntel und das Leuchten ihrer Säbel und Lanzenspitzen. Eilig wandte er sich um und trat in das Zelt, wo jener junge Araber bewacht wurde.

Beim Eintritt des Emirs erhob sich dieser rasch von seinem Lager und sagte zu ihm: »Dank sei dem Propheten, o Herr, daß er Dich zu mir gesandt. Ich war in großer Sorge und Bekümmerniß, und habe umsonst heute Abend versucht, zu Dir zu gelangen; doch ver-

hinderten mich die Wachen daran. Bei dem Prophéten flehe ich Dich an, o Herr, laß mich mit Dir in Dein Gezelt treten und in Deiner Nähe bleiben. Vielleicht daß ich ein Unheil, das Dir droht, von Deinem Haupte abwenden könnte.«

Der Emir el Hadsch, der von den Vorfällen dieser Tage sehr bestürzt war, bewilligte dem jungen Araber gern seine Bitte und nahm ihn mit sich in sein Zelt. Hier ließ er ihn niedersitzen und klatschte dreimal in die Hände, worauf auch alsbald der Leibneger Hassan erschien und sich tief verneigend in dem demüthigsten Tone fragte, was zu seines Herrn Befehl wäre? Der Emir verlangte Pfeife und Scherbet und Hassan entfernte sich augenblicklich, um Beides zu besorgen.

Mit funkelnden Augen hatte der junge Araber unablässig in das Gesicht des Negers gespäht, und als dieser jetzt wieder mit den verlangten Pfeifen und dem Scherbet eintrat, folgte er mit der größten Aufmerksamkeit allen seinen Bewegungen. Der Emir nahm seine Pfeife und der junge Araber, der nahe zu ihm hingerückt war, lehnte die seinige neben sich hin, indem es schien, als sei er begierig, zuerst einen Schluck von dem Trank zu nehmen, den ihm der Neger darreichen würde.

Hassan verbeugte sich vor seinem Herrn, indem er ihm die Scherbetschaale darreichte, und der Emir nahm eine davon. Doch kaum hatte er eine Bewegung gemacht, sie an seine Lippen zu setzen, als der junge Mann plötzlich emporsprang, den Neger ergriff und ihn unter dem Ausrufe: »Trink nicht, o Herr, trink nicht, es ist vielleicht Gift darin!« zu Boden warf. Leichenblaß ließ der Emir die Hand mit der Schaale niedersinken, so daß der Scherbet herausfloß. Doch sein Gesicht nahm einen noch größeren Ausdruck des Schreckens an, als er jetzt in dem Gefäß einen weißen zuckerartigen Stoff erblickte, den sein an solche Sachen gewöhntes Auge sogleich als Gift erkannte. »Gestehe,« rief der Araber dem Neger zu, der sich unter der mächtigen Faust des jungen Mannes wand, »gestehe, warum hast Du Deinen Herrn vergiften wollen?«

Obgleich Hassan bei dieser Frage die Lippen auf einander biß und dumpf vor sich hinstarrte, so wußte ihn doch der Araber so mit Drohungen in die Enge zu treiben, daß er nach wenig Augenblicken Alles gestand, und zähneknirschend erzählte, daß ihm das Oberhaupt der Derwische zu diesem Schritt überredet, daß des Emirs Tod beschlossen sei, und wenn auch sein Anschlag mißglückt wäre, so möge

er sich doch ohne Zögern durch eine schnelle Flucht retten, denn es fänden sich bald andere Mörder, die ihn nicht verfehlen würden.

Der unglückliche Emir konnte kein Wort hervorbringen, denn wenn er sich auch das Schlimmste vorgestellt hätte, so wäre es ihm doch nie in den Sinn gekommen, daß ihn der Kalif so ohne Recht und Ursache in die Hände seiner bittersten Feinde geben würde. Vor Schmerz zerriß er sein Gewand von oben bis unten, und indem er Gott und den Propheten anrief, sagte er sich feierlich von seinem Herrn, dem Kalifen los.

Der junge Araber hielt den Neger noch immer mit der Hand fest und als er Alles, was er wußte, gestanden, drückte er ihn mit der rechten Hand auf den Divan nieder, während er mit der linken langsam den Dolch aus seinem Gürtel zog. Hassan, der diese Bewegung wohl sah und zu deuten wußte, versuchte in gräßlicher Angst ihm den Arm festzuhalten und wandte sich mit flehenden Worten an seinen Herrn, indem er ihn laut schreiend bat, er möge ihn doch von dem gewissen Tode erretten. Doch der Emir, von dem Verrath eines Dieners, den er beständig hoch gehalten und gut behandelt hatte, aufs Tiefste erschüttert, verhüllte das Haupt in seinen Mantel und wandte das Gesicht ab. So lang hatte der junge Mann gewartet, und als er durch diese Bewegung des Emirs sah, daß er den ungetreuen Diener seinem Schicksal überlassen wolle, führte er mit unglaublicher Schnelligkeit einen Stoß gegen die Brust des Negers, der darauf ohne einen Laut von sich zu geben, auf den Boden des Zeltes fiel.

Der junge Mann warf seinen reich mit Steinen besetzten Dolch über ihn, zum Zeichen, daß hier kein gewöhnlicher Mord geschehen sei; darauf faßte er die Hand des Emirs und rief ihm zu: »Auf, Herr, erhebe Dich, komm und folge mir. Du darfst keinen Augenblick länger hier säumen. Wir müssen noch in dieser Nacht von dannen. Glaube nur, was der Sklave dort sagte, daß der Imam Hände genug finden wird, die nach Deinem Leben trachten. Wer weiß, ob nicht schon der Tod in einer andern Gestalt über Deinem Haupte schwebt.«

Willenlos erhob sich der Emir, aber an der Zeltwand blieb er stehen, indem er die Hände vor das Gesicht hob und den Namen seiner Tochter Zemire aussprach. Bei diesem Worte blitzte das Auge des Arabers mit einem ungewöhnlichen Feuer und er wandte sich rasch nach der Seite, wo der Eingang in ihr Zelt war. »O eile,« sagte

er zum Emir, „eile, Deine Tochter zu holen, wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Rasch ging der Emir in das anstoßende Zelt und kehrte nach wenig Augenblicken mit dem Mädchen zurück, das überrascht, zu so später Stunde aus dem süßen Schlaf geweckt zu werden, kaum ihren Augen traute, als sie jenen jungen Araber erblickte, dessen Gestalt so schön war und dessen Auge so feurig blitzte. Noch größer war aber ihre Ueberraschung, als ihr der Vater verkündigte, daß sie augenblicklich entfliehen müßten. Doch brauchte er keine lange Ueberredung bei ihr anzuwenden, und als der junge Mann ehrerbietig ihren Schleier faßte, und einen feurigen Kuß darauf drückte, wobei sich ihre Augen begegneten, faßte sie den Arm ihres Vaters und alle drei verließen eilig und schweigend das Zelt.

Langsam schritten sie durch die Wachen, bis zu dem Platz, wo die Beduinen gelagert waren, die heut Abend angekommen, und hier nahm der Araber eine kleine silberne Pfeife aus seinem Gürtel, mit der er einen einzelnen seltsam klingenden Ton angab, worauf die Beduinen, die in tiefem Schlaf zu liegen schienen, plötzlich in die größte Bewegung geriethen. Leise erhoben sich Alle und man vernahm kaum das Klirren ihrer Waffen, als jeder zu seinem Pferde trat. Im gleichen Augenblicke erschienen einige von ihnen, die mehrere Pferde an der Hand führten, worauf sich der Emir, Zemire und der junge Araber schwangen. Zugleich erhoben sich alle Beduinen in ihre Sättel und es sah aus, als hebe sich eine gewaltige weiße Wolke von der Erde empor. Nun setzte sich der Zug in Bewegung, erst langsam und leise, dann mit größerer Schnelligkeit und als sie das Lager der Pilgerkarawane eine Strecke hinter sich hatten, griffen die Pferde lustig aus und flogen dahin, wie vom Sturmwind gejagt.

Der junge Araber ritt beständig neben Zemire und sagte ihr hie und da bei dem scharfen Ritt ein freundliches Wort oder er führte zuweilen ihr Pferd und leistete ihr alle kleinen, nur möglichen Dienste, die das junge Mädchen gerne anzunehmen schien. So ritten sie die ganze Nacht fort und als der erste Strahl des Tages im Osten aufzudämmern begann, sahen sie vor sich in der Ferne eine Menge Zelte erscheinen und Waffen blitzten auf der ganzen Ebene empor. Bald hatten sie jenes Lager erreicht und ritten durch die Zeltgassen durch und der Emir sah, daß sie sich bei einem mächtigen Araberstamme befanden. Die Beduinen, die neben ihren Pferden auf der Erde lagen,

erhoben sich beim Herannahen des Zuges und alle legten ihre Hand ehrerbietig an Brust und Stirn beim Anblick des jungen Arabers und des Emirs.

So gelangten sie zu einem großen prachtvollen Zelte, wo der junge Mann vom Pferde sprang, um den Emir, sowie dessen Tochter ehrerbietig in das Innere desselben zu geleiten. Hier wurden sie von einigen Sclaven empfangen und einer derselben reichte dem jungen Mann kniend einen Ferman dar, den dieser hastig öffnete und aufmerksam las.

Bei jeder Zeile, die er durchflog, nahm sein Gesicht einen freudigeren Ausdruck an und als er zu Ende war, überreichte er das Pergament mit dem Ausruf: „der Prophet sei gelobt!" dem Emir, der es in die Hand nahm und mit dem größten Erstaunen die Worte las:

„Mein Sohn Abdallah!

Die Gnade Gottes und des Propheten hat mich beschützt und mir geholfen, und Dein Vater, der Kalif, schreibt Dir diese Worte vom Throne seiner Väter, den er rechtmäßig in Besitz genommen. Wenn ich auch mit den Waffen in der Hand bis an die Kalifenstadt Kairo drang, um das Unrecht und die Schmach zu vergelten, die mein Bruder an mir und meinen unglücklichen Brüdern gethan, so hat doch die Gnade des Propheten es nicht zugelassen, daß ich die Hand gegen meinen Bruder erhob.

Der Kalif Abdallah, der in Gott ruhen möge, lebt nicht mehr, und da er ohne Nachkommenschaft zurück zu lassen zu den Freuden des Paradieses einging, so nahm ich von dem erledigten Throne Besitz und ich kann mit Stolz sagen, daß mich das ganze Volk mit Jubel und Freude empfing. Kehre eilig zu mir zurück und der Prophet möge Dich beschützen.

So geschrieben in meinem Palaste zu Kairo.

Dein Vater der Kalif Almansor.

Nachdem der Emir el Hadsch diese Zeilen gelesen, konnte er vor Verwunderung kein Wort hervorbringen und beugte sich tief und ehrerbietig zur Erde nieder. Doch leuchtete Freude und Glück aus seinen Augen. Nicht so erging es der armen Zemire, und sie hatte kaum erfahren, daß ihr junger unbekannter Beschützer durch die Gnade des Propheten ein mächtiger Prinz geworden, als ihr Herz von einer Be-

trübniß und einem Kummer erfüllt war, deren Urſache ſie ſich nicht erklären konnte.

Prinz Abdallah ließ dem Emir el Hadſch und ſeiner Tochter die prächtigſten Zelte einräumen, worauf er ſich von ihnen beurlaubte und mit einer großen Anzahl Reiter nach der Pilgerkaravane zurückkehrte, wo er Alles in der größten Unruhe und Aufregung antraf.

Schon hatte ſich dort durch einige Reiter, die in der Nacht von Kairo angekommen waren, die Nachricht von der Thronbeſteigung des neuen Kalifen Almanſors verbreitet, und der größte Theil der Karavane war über dieſe Nachricht in Freude und Entzücken ausgebrochen. Hiezu kam aber plötzlich die Schreckenskunde, daß der Emir el Hadſch in der Nacht verſchwunden ſei, daß man ſeinen Leibneger Haſſan ermordet gefunden habe und wie ein Blitz durchlief ein Gerücht das Lager, daß das Oberhaupt der Derwiſche auf Befehl des verſtorbenen Kalifen den Emir el Hadſch gefangen genommen habe.

Das Volk, das den Emir wegen ſeiner Großmuth und ſonſtiger guten Eigenſchaften ſehr liebte, gerieth darüber in Aufruhr und verſammelte ſich ſchaarenweiſe vor den Zelten der Derwiſche, indem es mit wüthenden Worten und ſchrecklichen Drohungen die Herausgabe des Emirs verlangte. Umſonſt betheuerte der Imam, er wiſſe nichts von ihm und bot dem empörten Volke an, man ſolle ſeine Zelte durchſuchen. Vergebens, denn auch ſchon unter den Sclaven des Imams hatte ſich ein Verräther gefunden, der ausgeſagt, daß man geſtern den Tod des Emirs beſchloſſen und daß Haſſan, der Neger, abgeſchickt worden ſei, um ſeinen Herrn zu vergiften.

Dieſe Kunde brachte das Volk in vollkommene Empörung. Man riß das Zelt des Imams und aller der Derwiſche, welche bei jener Verhandlung zugegen geweſen waren, in Stücke, und wenn ſich nicht einige angeſehene Männer auf's Eifrigſte und Nachdrücklichſte für die Derwiſche ſelbſt verwendet hätten, ſo würde es ihnen ebenſo ergangen ſein.

Doch ſo ſehr ſich auch Prinz Abdallah bemühte, das Volk zu beruhigen, indem er verſicherte, daß dem Emir kein Leides geſchehen ſei, ſo konnte er doch nicht verhindern, daß aus einem der dichten Haufen, welche die Zelte der Derwiſche umſtanden, ein Piſtolenſchuß auf das Oberhaupt derſelben geſchah, der den Imam todt zu den Füßen des Prinzen niederſtreckte.

Wie es denn nun gewöhnlich bei ſolchen Sachen geht, daß oft mit dem Tod eines einzigen Menſchen ſeine ganze Partei auseinander-

fällt, ſo auch hier. Kaum war der Imam todt, der den Verſuch gemacht hatte, das Volk gegen den Emir el Hadſch aufzuwiegeln, ſo wandte ſich die kleine Partei, die noch als eifrige Anhänger an den Kalifen da war, auch zu dem neuen Herrn und das Lager erdröhnte von dem Rufe: „Heil unſerm neuen Kalifen, Heil dem Kalifen Almanſor!“

Prinz Abdallah verſammelte die mächtigſten und weiſeſten Männer der Karavane um ſich und ließ aus ihrer Mitte einen Mann wählen, den er mit der Würde eines Emir el Hadſch bekleidete, und der die Pilger vollends nach Mekka führen ſollte; denn er kannte wohl den Widerwillen, mit welchem der Oberſchatzmeiſter Muſtapha jenen Poſten angenommen hatte, und er wollte ihn, und beſonders ſeine Tochter Zemire nicht neuen Widerwärtigkeiten oder gar neuen Gefahren ausſetzen.

Als die Karavane darauf am andern Morgen wieder gen Mekka aufbrach, blieben viele Reiter zurück, die ſich dem Prinzen Abdallah anſchloſſen und mit ihm gen Kairo heimkehren wollten. Kaum graute der Morgen, ſo brachen beide Schaaren auf, die Karavane zog gen Oſten und Prinz Abdallah mit ſeinen Reitern gen Weſten, dem Lager ſeines Stammes zu, das er auch mit ſinkender Nacht erreichte. Er theilte dem Emir el Hadſch mit, was er auf Befehl ſeines Vaters, des Kalifen, bei der Karavane angeordnet, worauf ſich der Oberſchatzmeiſter lächelnd den langen grauen Bart ſtrich, und ihm entgegnete: „Der Prophet hat Dich mit ſeiner vollen Weisheit erleuchtet, o Herr, und Du haſt das Beſte erwählt. Sieh, ich bin ein alter Mann, und möchte dereinſt gerne an den Ufern des Nils begraben werden, das heißt,“ ſetzte er lachend hinzu, „nachdem ich mich noch einige Jahre unter der weiſen Regierung des Kalifen, Deines Vaters, meines Lebens gefreut habe. Auch Zemire wird lieber gen Kairo zurückkehren, als aufs Neue eine weitere Reiſe durch die Wüſte antreten.“

Zemire antwortete hierauf nichts, ſah aber den jungen Mann mit einem vielſagenden Blicke an, den dieſer dadurch erwiederte, daß er die Hand auf ſein Herz legte und ihr leiſe zunickte.

Am anderen Morgen brach der ganze Stamm gen Kairo auf, und in ſeiner Mitte ritt Muſtapha, der Prinz Abdallah und Zemire. Da man jetzt größere Märſche machte, als es die Karavane gethan, ſo erreichte man nach einigen Tagen Kairo, wo ſich ſchon das Gerücht von der Ankunft des Prinzen Abdallah verbreitet hatte. Die Straßen waren mit zierlich geputzten und geſchmückten Menſchen angefüllt und es herrſchte in der alten Kalifenſtadt faſt ein größeres Leben, als da-

mals, wo die Pilgerkaravane ausgezogen. Das Volk Kairos feierte nämlich große Feste zur Feier der Thronbesteigung ihres neuen Kalifen Almansors, dessen Güte und Großmuth bei allen älteren Leuten noch in frischem Andenken stand und den deshalb Alt und Jung auf das Herzlichste liebte.

Daher war auch alles Volk nicht wenig begierig, seinen Sohn, den Prinzen Abdallah zu sehen, und eine große Menge Reiter kam ihm schon weit vor der Stadt entgegen, denen sich eine unzählige Menge Volks anschloß, welche die Ankommenden im Triumph zu dem Thor begleitete. Auf den Straßen stand das Volk in dichten Haufen und rief dem Prinzen Abdallah, sowie dem Oberschatzmeister Mustapha ihre freudigen Grüße entgegen.

„Der Prophet sei gelobt!“ riefen die Männer, „und Gott sei gepriesen, daß er dem Kalifen einen Sohn geschenkt, der durch seine Klugheit und Umsicht einen so würdigen und tapferen Mann rettete, wie Mustapha, der Oberschatzmeister ist.“

„Gelobt sei der Prophet!“ schrieen die Weiber an den Fenstern, indem sie ihre langen Schleier herabflattern ließen, „gelobt sei der Prophet, daß er den Prinzen Abdallah glücklich heimbegleitete. Seht was für ein schöner Mann es ist und wie stattlich er zu Pferde sitzt!“

So gerührt auch die Ankommenden bei dieser Freude des Volks waren, so hielten sie sich doch nicht länger in den Straßen auf, als eben nöthig war, um durch die dichte Volksmenge zu dringen, und begaben sich gleich nach dem Palaste des Oberschatzmeisters, wo sie alsbald neue Pferde bestiegen, um sich zur Burg des Kalifen zu begeben, der sie erwartete. Abdallah bestand darauf, daß auch Zemire bei der Begrüßung seines Vaters nicht fehlen dürfe, weshalb alle Drei nach dem Serail ritten, in dessen Thor ihnen zahlreiche Sclaven entgegen kamen, die sie nach den Gärten führten, wo sich der Kalif gerade aufhielt.

Dem Oberschatzmeister Mustapha klopfte gewaltig das Herz, als er jetzt wieder unter diesen Gängen wandelte, die er vor kurzer Zeit unter so traurigen Verhältnissen verlassen, und es war eben so sehr der Gedanke an die Art, wie ihn der verstorbene Kalif entlassen, als seine Erwartung, wie ihn der neue Kalif empfangen, was ihm die Brust bewegte. Prinz Abdallah richtete seine Schritte nach derselben Laube hin, wo Mustapha damals die letzte Audienz gehabt, und mit gesenkten Augen trat der Oberschatzmeister, sowie Zemire, vor ihren

neuen Herrn. Doch wer beſchreibt ſein Erſtaunen, als ihn eine bekannte Stimme anredete, und er aufblickend in dem Kalifen Almanſor den Schech Harun erkannte, der ihm in der Wüſte von ſeinem Bruder angeblich die Bitte des Friedens überbrachte.

Man kann ſich leicht denken, daß Muſtapha mit aller Herzlichkeit empfangen wurde, und es verſteht ſich von ſelbſt, daß ihm die Aemter, die er unter dem früheren Kalifen beſeſſen, alle wieder ertheilt wurden. Er dankte dem Kalifen gerührt für ſeine Gnade und wußte ſich vor Freude über den glücklichen Ausgang ſeines Pilgerzugs kaum zu faſſen. Doch wer beſchreibt ſein Entzücken und ſeinen Stolz, als Prinz Abdallah jetzt die Hand Zemirens ergriff und den alten Mann bat, ſie ſeinem Vater, dem Kalifen, als ſeine geliebte Braut vorſtellen zu dürfen.

Alle prieſen Gott und lobten den Propheten und kurze Zeit darauf wurde die Vermählung des glücklichen Paars mit unerhörter Pracht gefeiert.

Als nach einigen Monaten die Karavane glücklich aus Mekka zurückgekehrt, hatte der Oberſchatzmeiſter Muſtapha, der ſich lebhaft der Mährchen erinnerte, die ihm in der Wüſte jener alte Mann am Feuer erzählt, nichts Eiligeres zu thun, als ihn aufſuchen zu laſſen. Glücklicher Weiſe war er auch nicht den Mühſeligkeiten der Reiſe erlegen, und erhielt zu ſeinem nicht geringen Schrecken einen Befehl, vor dem Oberſchatzmeiſter des Kalifen zu erſcheinen. Doch wie groß war ſeine Freude, und wie erſtaunte er, als er in Muſtapha jenen fremden Mann wieder erkannte, den er für einen Kameeltreiber gehalten und dem er ſeine Mährchen erzählt.

Muſtapha behielt ihn bei ſich und noch lange Jahre verſammelten ſich Prinz Abdallah und Zemire bei ihrem Vater in der ſchönen Halle am Nil, wo ihnen der alte Mann noch manch ſchönes Mährchen erzählte, von denen ich vielleicht ſpäter noch einiges meinen Leſern mittheilen werde.

Der geheime Agent.

Luſtſpiel in fünf Aufzügen

von

F. W. Hackländer.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1851.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Gedruckt bei A. B. Gering & Comp

Perſonen.

Alfred, regierender Herzog.
Die Herzogin Wittwe, ſeine Mutter.
Prinzeſſin Eugenie, Nichte der Herzogin.
Graf Steinhauſen, erſter Miniſter.
Graf Oskar, deſſen Neffe.
Der Oberſthofmeiſter.
Ein Geheimer-Rath.
Der Kammerherr vom Dienſte.
George, Kammerdiener des Herzogs.
Herren und Damen vom Hofe, Räthe, eine Kammerfrau, Bediente.

Erſter Aufzug.

Reicher Salon. Thüren im Fond und zu beiden Seiten, rechts iſt ein Fenſter.*

Erſter Auftritt.

Der Herzog. Graf Steinhauſen. Der Geheimrath, zwei Räthe. (Der Herzog ſteht an dem Tiſche links — die Minister etwas im Hintergrunde.)

Herzog.

Sind wir zu Ende, meine Herrn?

(Alle bis auf den Grafen machen eine tiefe Verbeugung.)

Ah, Graf, Sie haben noch etwas auf dem Herzen? Laſſen Sie hören!

Graf.

Euer Durchlaucht werden zu Gnaden halten, daß ich eine Sache abermals zur Sprache bringe.

Herzog.

Abermals? Doch nicht eine Sache, die ſchon erledigt iſt?

(Der Graf verbeugt ſich tief.)

Sie werden mich noch ungeduldig machen. Wird nicht jede Maßregel, lange vorher, ehe ich noch darum weiß, von

* Rechts und links vom Zuſchauer.

Hacklander. Der geheime Agent. 1

meinen weiſen Räthen reiflich erwogen und dann durch meine Mutter gut geheißen? Wozu denn immer wieder auf Sachen zurückkommen, die beendigt ſind?

Graf.

Ihre Durchlaucht, die Frau Herzogin ſelbſt —

Herzog.

Meine Mutter —?

Graf.

Hochdieſelben waren ſchon damals mit der vorzutragenden Maßregel durchaus nicht einverſtanden und nur die gewiſſenhafteſten Rückſichten für die hohe Mutter meines Herrn bewegen mich —

Herzog (ungeduldig).

Von welcher Maßregel belieben Sie zu ſprechen? Ich wüßte doch wahrhaftig keine, die wir, Sie, meine Herren und ich, uns erkühnt hätten, in Kraft treten zu laſſen, ohne die vollſtändigſte Genehmigung meiner durchlauchtigen Frau Mutter, welche die Gnade hat, uns mit ihrem hocherleuchteten Verſtande und ihrer langjährigen Erfahrung beſtens an die Hand zu gehen. Das wiſſen Sie ſo gut, wie ich, meine Herren. Alſo, was bin ich im Stande, ungeſchehen zu machen, was hätte ich befohlen, meine Herren, welche Maßregel, die nicht ſchon zur Genüge durchgeſprochen und vollſtändig erledigt ſei?

(Der Graf will ſprechen.)

Es ſei denn, daß Sie von etwas ſprechen wollen, was meine perſönliche Umgebung oder mich ſelbſt betrifft, alſo! der einzige Zweig meiner Verwaltung, in welchem ich vielleicht Befehle erließ, ohne Sie, die Räthe meines hochſeligen Herrn

Vaters davon in Kenntniß zu ſetzen: doch ich will nicht hoffen, daß Sie verlangen, ich ſolle auch darüber Ihre Meinung hören!

Graf.

Wir — Euer Durchlaucht — mit Geſchäften der ernſteſten Art überhäuft, würden uns nicht unterſtehen, wenn nicht die durchlauchtigſte Frau Herzogin —

Herzog.

Alſo doch? Was iſt's denn? Ohne Umſchweife, laſſen Sie hören!

Graf.

Euer Durchlaucht geruhten zu befehlen, daß die Gärten Höchſtihres Schloſſes —

Herzog.

Was ich in Betreff meiner Gärten zu befehlen *geruhte*, wird, glaube ich, Niemand ſonderlich kümmern, denn ich geruhte nur über *die* Gärten zu befehlen, welche zu meinem kleinen Privatſchloß vor den Thoren unſerer Reſidenz gehören. Wünſchen Sie auch Befehle dieſer Art im Voraus zu controlliren? Ich will nicht hoffen, Herr Graf.

Graf.

Ich? Wollen mich Euer Durchlaucht um Gotteswillen nicht mißverſtehen. Aber Ihre durchlauchtige Frau Mutter findet —

Herzog.

Was? — Ach ja, ich erinnere mich! Man findet es wohl unpaſſend, daß ich die Gärten meines Schloſſes, die ehedem ſtreng abgeſperrt waren, für Jedermann geöffnet habe. Man findet es unpaſſend, daß ich mich dort häufig im Kreiſe

vergnügter Menſchen zeige, daß ich dort an Sonntagen die Muſik meines Leibregiments ſpielen laſſe!

Graf.

Ich bekenne es, Euer Durchlaucht, namentlich das Letztere hat das leidende Gemüth Ihrer durchlauchtigen Frau Mutter mit einigem Schmerz erfüllt. Euer Durchlaucht erinnern ſich, wie ſehr von jeher darauf gehalten wurde, daß der Sabbath in feierlicher Stille begangen und nicht durch rauſchende Vergnügungen ſowohl vom allerhöchſten Hofe, als von Hochdero Unterthanen geſtört und entweiht würde.

Herzog (luſtig).

Man hat am letzten Sonntage vor der Eremitage getanzt.

Graf.

Leider, Euer Durchlaucht, leider!

Herzog.

Vor der Eremitage und am Sonntag!

Graf.

Leider, gnädigſter Herr! (wirft, während der Herzog umſchaut, den Collegen einen heftigen aufmunternden Blick zu).

Die Räthe (murmelnd).

Leider!

Herzog (aufathmend).

Ah, auch Sie, meine Herren, ſehen hierin ein Ereigniß. Auch Sie finden, daß ich etwas gethan, was Sie mit Entſetzen erfüllen muß. Beruhigen Sie ſich, meine Herren, dieſe Angelegenheit betrifft mich ganz allein, und ich will ſie auch allein verantworten. — Sie ſind die Räthe meiner Mutter, des Staates, meine Räthe, und ſomit die Lenker aller Geſchäfte. Begnügen Sie ſich damit, und laſſen Sie mir

in meinem Reiche einen kleinen, leider eingezäunten Winkel, in dem ich mir einbilden kann, unumſchränkter Herr zu ſein. Was das Wohl des Staates betrifft, ſollen Sie und meine durchlauchtige Frau Mutter unumſchränkt ſchalten und walten, was aber andere Dinge anbelangt, die mein Gewiſſen allein beſchweren könnten, ſo laſſen Sie mich dies auch mit mir ſelbſt ausmachen. Laſſen Sie mir dieſe kleine Freiheit, dieſe geringe Verantwortlichkeit' (mit einer Handbewegung) Guten Morgen, meine Herren'

(Die Räthe gehen ſich mit tiefem Bücklinge bis zur Thüre zurück.)

Unerträglich! Das ſoll, das wird anders werden!

Zweiter Auftritt.

Vorige. Kammerherr.

Kammerherr. *

Ihre Durchlaucht, die Frau Herzogin, wünſcht nach ihrem Morgenſpaziergang die Herren Miniſter in ihrem Cabinet zu empfangen.

Herzog

(der in einigen Papieren lieſt, macht, ohne aufzublicken eine Bewegung mit der Hand nach der Thür rechts, wohin ſich die Räthe zurückziehen).

* Wo nicht angegeben iſt: aus dem Cabinet rechts oder links, kommt und geht alles durch die Mittelthüre.

Dritter Auftritt.

Der Herzog (allein).

Nicht einen Fuß breit komme ich weiter; nur in einem bestimmten Kreise herum darf ich mich frei bewegen; aber sowie ich einmal den Versuch mache, mit vorsichtigem Schritt gerade auszugehen, so stoße ich augenblicklich auf die Hindernisse, mit denen man mich umgeben. Ich fühle mich zurückgedrängt, und man wirft mir bei jeder Gelegenheit tausenderlei Wenn und Aber in den Weg, oder man zeigt mir unüberwindliche Schwierigkeiten, die ich leider nicht im Stande bin, hinwegzuräumen. Die Regierung meines Landes, während meiner Minderjährigkeit und später während meiner langen Reisen, durch die Hand meiner Mutter geleitet, soll so segensreich, so beglückend gewesen sein. — Man sagt mir das täglich, stündlich, — man reichte mir zwar seufzend die Zügel, als man sie mir unmöglich länger vorenthalten konnte, aber man wiederholte häufig dabei, wie ungern mein Volk gesehen, daß die Person des Regierenden gewechselt werde, ja setzte hinzu, daß dies Volk es nicht ertragen würde, auch das System, unter welchem es so lange glücklich und friedlich gelebt, im Geringsten verändert zu sehen. Und da das System vollkommen geblieben ist, so habe ich nicht viel mehr, als den Namen des Regierenden; sehe aber aus den vielen Klagen, die an mich kommen, da man sie mir nicht vorenthalten kann, wie sehr man vergeblich auf mich gehofft, wie sehr man gewünscht, daß ich Mißbräuche abstelle, welche sich unter einer Regierung

von Ministern eingeschlichen, die, geführt von der Hand einer herrschsüchtigen aber sehr frommen Frau, ihr einziges Heil darin sehen, daß Alles und auch sie unverrückt beim guten Alten und bei ihrem hergebrachten steifen Wesen verbleibe. — Ich aber liebe das gute Neue, liebe fröhliche Gesichter um mich, und möchte es dahin bringen, daß, wenn ich mit der einen Hand strenge nothwendige Befehle erlasse, ich zu gleicher Zeit die andere Hand zur Freude, zum Wohlthun öffnen könne. Es ist mir nicht genug, daß man mir gehorcht, man soll mir auch gern und freudig gehorchen; aber davon bin ich leider noch sehr weit entfernt.

Vierter Auftritt.

Herzog. Herzogin. Prinzessin.

Herzogin (zum Kammerherrn, der ihr die Thür öffnet).

Sind die Minister in meinem Cabinet? (zum Herzog.) Guten Morgen, lieber Sohn! Ich habe einen Morgenspaziergang gemacht und mich, wie immer, emsig mit Dir beschäftigt. Ich wünschte Dich nachher einen Augenblick zu sprechen.

Herzog.

Zu Ihren Befehlen, Mama!

(Sie geht in das Zimmer rechts, die Prinzessin macht eine Verbeugung und bleibt im Salon. Der Kammerherr durch die Mitte ab).

Herzog

(sieht sich forschend nach allen Seiten um und eilt dann auf die Prinzessin zu).

Endlich, Eugenie, ist es mir vergönnt, Sie einen Augenblick allein zu sehen!

Prinzessin.

Euer Durchlaucht —

Herzog.

Immer Euer Durchlaucht! O Eugenie, ich habe mit Ihnen ein besonderes Unglück. Sie allein sehen in mir beständig nur den Herrn, während alle Andere vertraulich mit mir umgehen; (bitter lachend) bei Gott! vertraulicher, unendlich herablassender.

Prinzessin.

Weil ich vielleicht eine von den Wenigen bin, die es mit Euer Durchlaucht offen und ehrlich meinen.

Herzog.

Thun Sie das wirklich, Eugenie? — Offen und ehrlich? Ja ich glaube es! Aber ich bekenne es Ihnen, Ihre Offenheit thut mir weher, als die Falschheit der Uebrigen.

Prinzessin.

Durchlaucht!

Herzog.

Wie war es sonst so anders mit uns, Eugenie? in jenen glücklichen Zeiten, wo ich nur Ihr Verwandter war? wo die Herzogskrone, die man endlich für gut fand, auf mein Haupt zu setzen, noch nicht diese entsetzliche Scheidewand zwischen uns gezogen? Waren es nicht bessere Zeiten, in welchen ich Ihre mir so theure Liebe, Eugenie, und das süße

Geheimniß dieſer Liebe mein nennen durfte? Ich bin in der That ſehr arm geworden, denn ich verlor Beides auf einmal. Sie erklärten die Liebe des unbefangenen Mädchens zu dem harmloſen Jüngling für ein Unrecht, nachdem dieſer Jüngling Herzog geworden. Seitdem habe ich Alles verloren, Eugenie, Alles, ich habe nichts mehr für mich allein! meine Freuden, ſowie meine Leiden, liegen offen vor Jedermanns Blicken da. — Es war grauſam von Ihnen, mir mein ſüßes, ſo gut bewahrtes Geheimniß zu rauben.

Prinzeſſin.

Nicht ſolche Worte, Durchlaucht! Bedenken Sie, wer wir ſind und — wo wir ſind; vor dem Cabinet der Herzogin!

Herzog.

Laſſen wir meine Mutter, ſie denkt jetzt nicht an uns, ſie beſchäftigt ſich mit ernſteren Dingen; was ſind in ſolchen Augenblicken, wo ſie für das Wohl des Staates ſorgt, wir für unbedeutende Dinge in ihren Augen! — Seien Sie unbekümmert. — Doch was haben Sie, Eugenie?

Prinzeſſin.

O ſie denkt an uns, und gerade in dieſem Augenblicke eifriger als je; ich verſichere Euer Durchlaucht, man denkt ſehr ernſtlich an uns, ich wollte ſagen: an Sie — die Herzogin, die Miniſter —

Herzog.

Sie machen mich neugierig. Seit wann hätten es meine Miniſter der Mühe werth gefunden, ſich ernſtlich mit mir zu beſchäftigen?

Prinzeſſin.

Gerade in dieſem Augenblicke — Doch was rede ich? —

Es iſt ſehr unrecht, Ihnen die Geheimniſſe Ihrer Mutter zu verrathen, Geheimniſſe, die ich zufällig erfahren.

Herzog.

Geheimniſſe? Will man mich vielleicht wieder unter Vormundſchaft ſtellen, erſcheint vielleicht ſogar der kleine Schein von Herrſchaft, den ich habe, zu viel, zu unerträglich? — Nun, Eugenie?

Prinzeſſin.

Man will Sie vermählen!

Herzog.

Mich vermählen? mich vermählen!? Da Sie mir es ſagen, muß ich es glauben, will ich es gern glauben. Sehen Sie, wie ich vor Freude erzittere. Hat meine Mutter einmal wahr und warm für mich gefühlt, hat ſie mit ihrem ſcharfen Auge endlich entdeckt, was Sie mir ſind, Eugenie? — Sie ſchweigen, Sie ſchütteln den Kopf! Bei Gott! Sie machen mich ungeduldig!

Prinzeſſin.

Da ich es Ihnen ſage, mein Fürſt, daß die Herzogin an dem Hofe von Braunſchweig eine Gemahlin für Sie geſucht und für Sie gefunden hat, werden Sie es mir glauben und aus der Reſignation, mit welcher ich vor Ihnen ſtehe, entnehmen, wie wahr und aufrichtig ich zu Ihrem Beſten allem, allem Glücke entſagt.

Herzog.

Und ich ſollte Ihnen entſagen? — nie! — Ich ſoll mich vermählen, eine Frau nehmen, die ich nicht kenne, nicht liebe? und ich ſoll dulden, daß man das dort drinnen actenmäßig

ausmacht? Nein, das Maaß ist voll, ich will zeigen, wer Herr ist!

Prinzessin.

Unternehmen Sie nichts, Herzog! Was wollen Sie thun, ohne Sie, ohne mich zu compromittiren?

Herzog.

Rathen Sie mir, Eugenie! Sie sind ein kluges Mädchen, Sie meinen es gut mit mir. Ihr Rath war ja immer, wenn auch bisweilen hart für mich, wohl gemeint, denn er kam aus einem fühlenden Herzen.

Prinzessin.

Jeder Schritt, den Sie gegen den Willen Ihrer Minister thun, ist, wie die Sachen stehen, leider gegen Ihre Mutter gerichtet. Sie können nicht auf einmal offen und kräftig auftreten. Sie haben zu sorglos gelebt. Sie haben die Krone wie ein Spielzeug übernommen und durch Eingebungen Anderer bisher wie ein Spielzeug behandelt. Man hat Sie überlisten, indem man Sie glauben machte, nur auf solche Art könne das Regiment in Ihrer Hand für das Land segensreich wirken — nur so lange sind Sie bei Ihrem Volk ein beliebter Herrscher, als Sie der Leitung Ihrer Mutter und Ihrer Räthe unbedingt folgen. Glauben Sie mir, jede gewaltsame Maßregel würde man Ihnen, der in der feindlichen Verbindung mit seinem Volke steht, als freventlichen Uebermuth und als unüberlegte Zerstörungslust an Allem dem auslegen, was die Herzogin zum Glücke Ihrer Unterthanen gethan.

Herzog.

Ich will damit anfangen, ein neues Ministerium zu ernennen, ich will es aus jüngeren, gut meinenden beliebten

—

Leuten zuſammenſetzen. Ich will ihnen ſagen: gebt mir Euern Rath, leitet mich auf der ſchwierigen Bahn, bis ich ſelbſt ſicher gehen lerne.

Prinzeſſin.

Sie werden nicht durchdringen, mein Fürſt. Wer wird Ihre Portefeuilles ohne Zuſtimmung Ihrer Mutter annehmen? Ich ſetze den Fall, Sie wären wirklich im Stande, die alten Miniſter zu entfernen, würde dadurch in Ihrer Lage etwas geändert? O hätten Sie einen Freund, der Ihnen kräftig zur Seite ſtünde!

Herzog.

Ach würde mir ein Freund in dieſem Falle nützen, müßte er ſich nicht ſelbſt erſt das Vertrauen des Landes gewinnen, müßte er ſich nicht ſelbſt erſt hineinarbeiten in das Labirynth von Intriguen, das mich rings umgibt. Und wo iſt ein Freund? Wie ſelten haben Fürſten wirkliche Freunde und ein ſcheinbarer, ein falſcher Freund, dem ich mich vollkommen anvertraute, wäre noch ſchlimmer für mich. Fände ſich wirklich eine kräftige Hand, die im Stande wäre, das Regiment den jetzigen Machthabern zu entwinden, ſo iſt zu bedenken, daß das Regieren ſüß iſt, er würde vielleicht die Zügel nur in ſeiner Hand behalten.

Prinzeſſin.

Aber wo ein Ausweg?

Herzog.

Ich wüßte vielleicht einen und möchte Ihren Rath darüber vernehmen. Hören Sie mich. Nehme ich zu meinen Räthen von meinen Unterthanen, welchen ich will, oder berufe ich einen Fremden, es wird nichts helfen; er wird ſeine Schwächen haben, man wird dieſe zu benützen wiſſen und mich nur noch

fester umgarnen. Ich will regieren, aber mit Hülfe eines geheimen Agenten, der vollkommen mein Bestes will, der keinen Bestechungen zugänglich ist, für Jedermann unsichtbar, nur von mir gekannt.

Prinzessin.

Und wo wäre ein solches Kleinod zu finden?

Herzog.

Nicht unter den lebenden Wesen, aber unsere Phantasie soll ihn schaffen. Ich spreche gelegentlich aus, Jemand, den ich auf meinen Reisen kennen gelernt, wolle sich eine Zeit lang in dieser Stadt aufhalten. Ich füge bei, daß er einer der gebildetsten, geistreichsten und dennoch unter der bescheidensten Menschen sei, und daß er deßhalb mein Rathgeber, mein Freund werden solle. Doch da ich wüßte, wie Viele sich bemühen werden, diesen Rathgeber zum Werkzeuge ihres eigenen Ehrgeizes und ihrer Intriguen zu machen, so wolle ich, daß er unsichtbar für den ganzen Hof bleibe.

Prinzessin.

Ah, ich verstehe Eure Durchlaucht — eine vortreffliche Idee! Sie schaffen sich eine unsichtbare Macht, die um so gefürchteter ist, gerade weil sie unsichtbar wirkt und weil die Persönlichkeit, in der sie liegt, Jedermann unzugänglich bleibt. Schon der Glaube an das Dasein eines solchen Wesens wird Alle erschrecken und Mißtrauen in die festgeschlossenen Glieder Ihrer Feinde werfen. Sie verlieren ihre Sicherheit, da sie sich unsichtbar beobachtet glauben.

Herzog.

Ja, ich fühle, dieß ist das einzige Mittel, um die Stellung, die mir gehört, zu erringen. Doch wie schwer wird mir

die Arbeit werden, wenn Sie mir nicht einen süßen Lohn verheißen. Eugenie, ich kann den Gedanken nicht ertragen, Sie je zu verlieren, Sie, die ich so innig liebe, die so viel für mich gethan.

Prinzessin.

Was bin ich, gegen den herrlichen Gedanken, für Ihr Volk, Ihr Land zu arbeiten, Tausende glücklich zu machen!

Herzog.

Zum Glücke meines Landes verspreche ich, so viel in meinen Kräften steht, ein redlicher, guter Herrscher zu sein. Aber lassen Sie mich dafür eine Belohnung hoffen, Eugenie!

Prinzessin.

Ihr Bewußtsein, Durchlaucht!

Herzog.

Und Ihre Hand, Eugenie; sie sei der schöne Preis, wenn wir siegen.

Prinzessin.

Nie ohne die Einwilligung Ihrer Mutter.

Herzog.

Aber mit dieser Einwilligung? — Unser geheimer Agent soll mir diese Einwilligung verschaffen.

Prinzessin.

Still! man kommt!

Fünfter Auftritt.

Vorige. Die Herzogin. (Die Prinzessin macht eine tiefe Verbeugung, die Herzogin küßt sie flüchtig auf die Stirne.)

Herzogin.

Adieu, mein Kind. Du hättest nicht auf mich zu warten gebraucht. Vor der Tafel sehen wir uns wieder.

Prinzessin.

Ich wußte nicht, ob meine gnädige Tante noch Befehle für mich hätten.

(ab.)

Sechster Auftritt.

Herzog. Herzogin.

Herzogin (ihr nachsehend.)

Ein gutes, liebenswürdiges Kind, folgsam und mir so attachirt; ich muß sie wahrhaftig lieben, mein Sohn, obgleich ich weiß, daß Du ihr nicht besonders zugethan bist. Wir müssen an ihre Zukunft denken, eine gute Parthie für sie finden.

Herzog.

Ich habe nichts gegen die Prinzessin, und wünsche ihr aufrichtig eine glückliche Zukunft. Doch wird eine Parthie schwer für sie zu finden sein.

Herzogin.

Das sei unsere Sorge.

Herzog.

Ihre, liebe Mama!

Herzogin (stark).

Ich werde mich der Sache mit aller Kraft annehmen.

Herzog.

Sie erlauben mir, liebe Mama, Ihnen meine Freude auszudrücken, daß ich Sie heute Morgen in so erfreulichem Wohlsein finde. Der Morgenspaziergang hat Sie außerordentlich gestärkt. Sie sehen so wohl aus, Sie sprechen so lebendig.

Herzogin (ziemlich mit schwacher und kranker Stimme).

O mein Gott! Gesundheit! — nichts wie Aufregung, überspannte Nerven! Ich fühle mich sehr leidend, laß mich niedersitzen.

Herzog (führt sie zu einem Fauteuil).

Chère maman Sie arbeiten zu viel. Sie strengen sich übermäßig an, das kann auf die Länge unmöglich so fortgehen. In der That, Sie müssen sich mehr schonen.

Herzogin.

O mein Sohn, diese Arbeit ist mir süß, denn ich arbeite für Dich, indem ich für das Wohl des Landes arbeite.

Herzog.

Aber die vielen unangenehmen Geschäfte, Mama! Sie sollten das mir überlassen; Ihre zarte Gesundheit kann dergleichen immerwährende fatiguante Scenen nicht ertragen.

Herzogin.

Gerade die unangenehmen Dinge möchte ich Dir ersparen. Ich will ganz für Dich einstehen und trifft irgend ein Vorwurf

die Regierung, so soll er mich treffen. — Aber in der That, ich bin sehr leidend. Das Sprechen greift mich an und doch hatte ich mir vorgenommen, heute noch etwas Wichtiges mit Dir zu reden.

Herzog.

Da treffen wir uns glücklich auf demselben Wege chère maman. Auch ich möchte Ihnen etwas anvertrauen, Sie um etwas bitten.

Herzogin.

Ah, Du hast einen Wunsch!

Herzog.

So ist es, Mama! Wenn ich so einen Blick auf mich werfe und dann meine Umgebung ansehe, lauter talentvolle, ehrwürdige Männer —

Herzogin.

Die Freunde deines Vaters, erprobte Leute —

Herzog.

Ganz recht; wenn ich mich aber so umsehe, so fühle ich mich unter diesen Freunden meines Vaters, die so hoch an Jahren und — Verstand über mir stehen, außerordentlich vereinzelt. Mir fehlt ein Wesen, welches denkt, wie ich, welches, wie ich, auch die heitere Seite des Lebens noch gerne in das Auge faßt.

Herzogin (durch freundlich auf).

Findest Du das wirklich, mein Sohn? Du machst mich glücklich. Dasselbe wollte ich Dir sagen.

Herzog.

Gewiß, Mama? Das trifft sich charmant. — An un-

serem Hofe, im ganzen Herzogthum finde ich Niemanden, der dieser meiner Anforderung entsprechen könnte.

Herzogin.

Nein, gewiß nicht!

Herzog.

Aber auf meinen Reisen lernte ich einen jungen Mann kennen —

Herzogin.

Einen jungen Mann?

Herzog.

Der alle die Eigenschaften besitzt, mit welchen ich stets den Menschen geschmückt dachte, dem ich mich von ganzer Seele hinzugeben wünschte.

Herzogin.

Par exemple?

Herzog.

Einem Gesellschafter, einem Freunde?

Herzogin.

Einem Freunde? — Das ist was Anderes.

Herzog.

Sprachen wir nicht von einem Freund, Mama? Meinten Sie nicht auch so?

Herzogin.

Nicht so ganz! — Aber weiter!

Herzog.

Meine Bitte ist also, mir zu gestatten, daß ich diesen Mann, den ich auf meinen Reisen lieb gewann, für einige Zeit hieher zu mir nehmen dürfe. Ihrer gütigen Einwilligung

im Voraus gewiß, habe ich ihm schon vor einigen Tagen geschrieben und er kann vielleicht schon heute hier eintreffen.

Herzogin.

Das überrascht mich. Ein Fremder an unserem Hofe, ein Unbekannter, ein Vertrauter, ein Günstling! man wird es im Lande nicht gerne sehen, man wird ihn anfeinden und Dir vielleicht vielen Verdruß verursachen.

Herzog.

Ich habe daran gedacht, Mama, und um dem zu begegnen, wird mein Freund auf das Zurückgezogenste leben, sich nur auf den Umgang mit mir beschränken.

Herzogin.

Aber man muß ihn doch bei Hofe, bei der Gesellschaft vorstellen!

Herzog.

Das wird nicht angehen, Mama, er ist nicht von Familie, hasst das Gewühl der großen Welt, lebt nur seinen Studien, mit einem Worte, er ist ein Menschenfeind.

Herzogin.

Eine komische Grille! Aber wie kannst Du Dich mit solchen Leuten einlassen?

Herzog.

Wir kennen uns seit lange. Er hat mir nicht unerhebliche Dienste geleistet und was die Ehrenhaftigkeit seines Charakters anbelangt, so bürge ich für ihn, wie für mich selber, denn ich habe ihn von den verschiedensten Seiten kennen gelernt.

Herzogin.

Aber man muß den Leuten doch sagen können, wer der junge Mensch ist, was er bei uns soll.

Herzog.

Da bin ich ganz Ihrer Meinung: man sagt, er besorge mir kleine auswärtige Privatgeschäfte und sei mit dem benachbarten Hofe liirt. Ich nenne ihn meinen geheimen Agenten.

Herzogin.

Aber diese Bezeichnung?

Herzog.

Ist für den Hof nur ein Name; für mich aber ist er wirklich ein geheimer Agent. Ich will Ihnen gleich zeigen, daß er ein Mann ist, der genau unterrichtet ist. Heute z. B. schreibt er mir von Braunschweig.

Herzogin.

Von dem Hofe von Braunschweig?

Herzog (sieht mit dem Kopfe).

Von da schreibt er mir eine allerliebste Neuigkeit. — Sie kennen doch die Prinzessin Amalie?

Herzogin (erstaunt).

Ja freilich, und —

Herzog.

Nun von der Prinzessin Amalie schreibt mein geheimer Agent Einiges und unter Anderem — es ist eigentlich lächerlich, Mama — man stehe von hier aus im Begriff, eine Heirath zwischen der Prinzessin und mir einzuleiten.

Herzogin.

Das schreibt —?

Herzog.

Mein geheimer Agent. — Mama, Mama! Sollte etwas Wahres daran sein? Sollte man wieder hinter meinem Rücken Dinge unternehmen, die mich so nahe berühren?

Herzogin.

Nicht hinter Deinem Rücken, mein Sohn. Ich gestehe Dir, ich habe diese Idee erfaßt, und war so eben im Begriff, mich Dir hierüber auszusprechen.

Herzog.

Ah, also das war's!

Herzogin.

Ja, ich halte es für nothwendig, daß man an eine passende Verbindung für Dich denkt.

Herzog.

Allerdings, und was man mir von der Prinzessin Amalie schreibt —

Herzogin.

Wer?

Herzog.

Mein geheimer Agent; — könnte mich bestimmen, auf Ihre Idee, Mama, einzugehen. Er schildert mir die Prinzessin als eine sehr liebenswürdige Dame; schön, jung, geistreich, mit allerliebsten Talenten; wahrhaftig, ich könnte vielleicht nicht abgeneigt sein, eine Verbindung mit dem Hofe von Braunschweig einzugehen.

Herzogin.

Dein geheimer Agent schreibt die Wahrheit. (für sich) Er ist vielleicht von dort geschickt. (laut) Herzlich danke ich Dir, mein lieber Sohn, für das so eben Ausgesprochene. Du machst mich ganz glücklich dadurch. Deine verständige Bereitwilligkeit, mit welcher Du auf jenen meinen großen Wunsch eingehst, ist allein im Stande, meine schwachen Lebensgeister zu erhalten.

Herzog.

Gönnen Sie ſich Ruhe, Mama. Sie ſcheinen mir angegriffen. Verſchieben wir die nähern Beſprechungen für eine andere Zeit.

Herzogin.

Du haſt recht, führe mich zu meinem Zimmer. Ich muß einen Augenblick ruhen. Ach, mein Alfred, ich wußte es immer, daß Du meine Stütze werden würdeſt, die Stütze einer armen Frau, die allein ſtehend unter der Laſt der Geſchäfte faſt zuſammenbrach. Verzeihe mir die kleinen Grillen, meine Eigenheiten, die ich habe; aber wofür denke ich, wofür arbeite ich? — Nur zu Deinem Beſten! — Apropos! mein Sohn, Du haſt heute Morgen den guten Grafen Steinhauſen etwas ungnädig entlaſſen, obgleich er in meinem Auftrage ſprach. Ich kann doch nicht glauben — (ſtärker betonend) daß der Lärm der Muſik und das Gewühl, das gemeine Jauchzen der Menge Deinem Ohre wohlgefälliger, als die Bitten Deiner Mutter erklingen! Laß mir meine ſtillen Freiſtunden!

Herzog.

Aber Mama! Meine kleinen Sonntags-Vergnügungen können Sie unmöglich hier im Schloſſe ſtören.

Herzogin (ſtärker ſprechend).

Ja, ſie ſtören mich, mein Sohn, wenn auch nur meine Seelenruhe. Es kann mir nicht gleichgültig ſein, wenn der regierende Herzog das Beiſpiel gibt, wie der Sonntag zu entheiligen iſt, wenn mein Sohn zu frivolen Tänzen an dem Tage aufſpielen läßt, wo nur fromme Gebete zum Himmel ſteigen ſollen. Ich wünſche das nicht — (ſehr ſchwach ſprechend) O meine Nerven! Die geringſte Alteration ſpannt mich ent-

ſetzlich ab. Ich werde kaum an der Tafel erſcheinen können. — Nicht wahr, Du ſagſt dem Grafen ein paar freundliche Worte? Laß mir meine Sonntagsruhe. — — Wenn ich einmal nicht mehr bin —

Herzog.

Aber um's Himmels willen, Mama! Laſſen Sie ſich doch durch ſolche Kleinigkeiten nicht ſo entſetzlich aufregen!

Herzogin (lauter).

Kleinigkeiten?

Herzog.

Nun ja, mir ſind es Kleinigkeiten, und wenn es Ihnen den geringſten Kummer macht, ſo ſoll Sie kein lauter Ton mehr verletzen.

Herzogin (ſehr ſchwach, nach ihrem Zimmer gehend).

Ich danke Dir von Herzen, Gott ſegne Dich, mein Kind. Du, die Freude Deiner alten Mutter, einſt der Stolz des Landes (ab).

Herzog.

Dazu ſoll mir mein geheimer Agent ſeine Hülfe leihen!

(klingelt.)

Siebenter Auftritt.

Herzog. Kammerdiener.

Herzog.

Ich kann mich auf Dich verlaſſen, George? — Keine Betheuerungen, ich glaube Dir. Höre mich an und folge

genau meinen Befehlen. Es ist bald vier Uhr, man wird sich hier zur Tafel versammeln. Zu gleicher Zeit erwarte ich Jemand, der nicht gesehen sein will — auch nicht von Dir — verstanden? — der durch den Garten über die geheime Treppe in mein Cabinet kommt. Er wird sehr pünktlich sein, und Du wirst also, sobald es fünf Uhr schlägt, dort aus meinem Vorzimmer in diesen Salon treten und dem Kammerherrn vom Dienste melden: mein geheimer Agent sei angekommen.

Kammerdiener.

Euer Durchlaucht geheimer Agent?

Herzog.

Mein geheimer Agent, das ist Alles; — hast Du mich wohl verstanden?

Kammerdiener.

Zu Euer Durchlaucht Befehl: ja!

Herzog (während er links abgeht).

Vergiß nicht, Punkt fünf Uhr!

Achter Auftritt.

Kammerdiener.

So, so! ein geheimer Agent! Ich würde auf eine geheime Agentin rathen, wenn Seine Durchlaucht mir nicht befohlen, dies geheimnißvolle Geschöpf offen und frei im Salon anzukündigen. Geb nur Gott, daß dieser geheime Agent für uns öffentlich agirt. — Was hab' ich an diesem Hofe für eine Stellung? Erster Kammerdiener des regierenden Herrn und

nicht einmal ſo viel Macht, wie die letzte Kammerfrau der Frau Herzogin! Wir befinden uns auf Ehre in einer vollkommen falſchen Poſition. (ab.)

Neunter Auftritt.

Der Graf. Der Oberſthofmeiſter.

Oberſthofmeiſter.

Wie ich Euer Excellenz die Ehre hatte zu verſichern, ſo werden Sie diesmal, was die Schließung des Privatparkes anbelangt, nicht durchdringen. Seine Durchlaucht ſind auf dieſes Vergnügen verſeſſen. Denken Sie an mich, Excellenz werden nicht durchdringen.

Graf.

Wir werden, Herr Oberſthofmeiſter.

Oberſthofmeiſter.

Aber das ſind Dinge, die den Herrn nur erbittern. Gott, er hat ja eigentlich ſo wenig zu befehlen, und da ſollte man ſolche Kleinigkeiten gar nicht releviren.

Graf.

Was Sie Kleinigkeiten nennen, iſt der Anfang zu großen Ereigniſſen. Auch Sie hätten alle Urſache, ſich darüber zu freuen, daß wir ſo gerade und feſt unſere Wege gehen. Wanken oder ſtraucheln wir ein einziges Mal, ſo ſind Sie einer der erſten, der zu Boden fällt.

Oberſthofmeiſter.

Das iſt vielleicht richtig, aber ich meine, durch kluges Nachgeben hie und da —

Graf.

Ich bin ſehr für kluges Nachgeben, und hätte es Seine Durchlaucht der Mühe werth gefunden, mir, dem Miniſter, ehe ſie die Anordnung hinſichtlich ſeiner Gärten trafen, ein kleines Wort zu gönnen, ſo hätte ich gefunden —

Oberſthofmeiſter (lachend).

Daß eine heitere Muſik durchaus nichts Entheiligendes für den Sonntag iſt.

Graf.

Allerdings, und daß es ſogar wünſchenswerth iſt, ja ſehr erſprießlich, das Volk durch kleine unſchuldige Vergnügungen hie und da zu zerſtreuen.

Oberſthofmeiſter.

O Sie luſtiger Miniſter!

Graf.

Die Herzogin!

Zehnter Auftritt.

Vorige. Die Herzogin. (Der Oberſthofmeiſter zieht ſich in den Hintergrund zurück, ruft den Bedienten und geht ab und zu.)

Herzogin (mit kräftiger Stimme).

Die Parks werden geſchloſſen, lieber Graf, mein Sohn wird Ihnen einige freundliche Worte darüber ſagen.

Graf.

Euer Durchlaucht ſehen mich gerührt, daß Sie ſich auch der kleinſten Dinge, ſowie ſie das Wohl des Staates berühren, ſo eifrigſt annehmen und in Allem Ihre Miniſter ſo kräftig ſouteniren. — Und das Andere, das Wichtigere?

Herzogin.

Iſt eingeleitet. Ich kann nicht ſagen, daß ich auf Schwierigkeiten geſtoßen wäre. Wir haben eine unbekannte Hülfe erhalten.

Graf.

Eine unbekannte Hülfe?

Herzogin.

Ein junger Menſch, den der Herzog auf ſeinen Reiſen kennen lernte, wird ſich einige Zeit hier bei ihm aufhalten, und dieſer ſchreibt ihm viel Schönes über die Prinzeſſin Amalie.

Graf.

Wer iſt dieſer Unbekannte? Tritt er eine Stellung bei Hof an?

Herzogin.

Durchaus nicht; er ſoll gänzlich unſichtbar bleiben. Es iſt dies eine Grille meines Sohnes.

Graf (nachdenkend).

Aber, verzeihen mir Euer Durchlaucht, eine gefährliche Grille. Ein namenloſer und unbekannter Menſch, der mit einem wichtigen Staats-Geheimniß debütirt, der mit Seiner Durchlaucht ſehr liirt ſein wird, der unter keiner Controle ſteht —

Herzogin.

Aber deſſen Schritte und Gänge Sie hoffentlich baldigſt erfahren werden.

Graf.

Das ſoll meine eifrigſte Sorge ſein, denn ein ſolches Weſen in der Nähe des Herzogs, aber für uns unſichtbar, unerreichbar, und welches man unmöglich in eine Intrigue fädeln könnte, erſcheint mir einigermaßen gefährlich. — Und wie nennt der Herzog ſeinen Unbekannten?

Herzogin.

Er nennt ihn ſeinen geheimen Agenten.

Graf.

Und macht ein Geheimniß aus deſſen Hierſein?

Herzogin.

Ich glaube nicht, er hat mir dies wenigſtens nicht geſagt.

Eilfter Auftritt.

Der Oberſthofmeiſter läßt die Thüren öffnen. Herren und Damen von Hof treten ein. Die Herzogin läßt ſich auf ein Fauteuil nieder und huſtet. Der Herzog aus ſeinem Cabinet tritt zu ſeiner Mutter. Sie reicht ihm die Hand, welche er küßt. Der Graf. Die Prinzeſſin.

Herzogin (mit ſchwacher Stimme).

Wie mich das Gewühl angreift!

Herzog.

Die läſtige Etiquette! Auf jedem Schritt und Tritt

von müßigen, über Alles lachenden Geſichtern umgeben zu ſein. — Guten Tag, Prinzeſſin! — Sie waren ausgeritten?

Prinzeſſin.

Verzeihen Euer Durchlaucht, nach dem Morgenſpaziergang, den ich das Glück hatte, mit der gnädigen Tante zu machen, beſchäftigte ich mich auf meinen Zimmern, (zu der Herzogin) darf ich mich nach dem Befinden Euer Durchlaucht erkundigen?

Herzogin.

Ich danke Dir, mein gutes Kind. Ich fühle mich wieder ſehr angegriffen, (ſie betrachtet angelegentlich den Herzog, der ſich zum Grafen wendet.)

Herzog.

Ah, mein lieber Steinhauſen, haben Sie die Geſchäfte bei Seite gelegt, des Tages Laſt und Hitze getragen? — Apropos! Ich habe mir Ihren Vortrag von heute Morgen überlegt, und da mir auch der Schloßgärtner meldete, daß bei den Spaziergängen in meinem Park zu viel zertreten wird, ſo erließ ich ſoeben den Befehl, daß man meine Gärten bis auf Weiteres wieder ſchließe.

Oberſthofmeiſter (erſtaunt).

Alſo doch?

Herzog.

Sind Sie zufrieden, mein lieber Graf?

Graf.

Euer Durchlaucht ſind allzugnädig, ich bin nur die unterthänigſte und treugehorſamſte Mittelperſon.

Herzogin.

Herzlich danke ich Dir, mein Sohn!

(Während des letzten Dialogs iſt der Kammerdiener aus dem Kabinet getreten und hat einem der Kammerherrn etwas gemeldet, dieſer dem Oberſthofmeiſter, der ihn außerordentlich erſtaunt anſieht).

Oberſthofmeiſter (zum Herzog meldend).

Euer Durchlaucht geheimer Agent ſei ſoeben angekommen.

Herzog.

Ah! — Ich danke Ihnen!

Herzogin (lächelnd).

Dein geheimer Agent?

Herzog.

Ja wohl, Mama. Ich bitte, mich einen Augenblick zu entſchuldigen, ich werde drüben aus meinen Zimmern in den Speiſeſaal kommen. — — Ich bin genöthigt, dieſen Herrn augenblicklich zu empfangen (ab in ſein Cabinet).

Oberſthofmeiſter

(zum Grafen, nachdem er ihn lange verblüfft angeſehen).

Ein geheimer Agent?

Graf.

Es ſcheint ſo!

Oberſthofmeiſter.

Was mag dahinter ſtecken?

Graf (zuckt die Achſeln).

Vielleicht für Manchen, den es betrifft, nichts Angenehmes. Ich glaube, daß der Titel: geheimer Agent! nur eine Maske iſt, hinter der nächſtens eine oberſte Hofcharge heraustreten könnte.

Oberſthofmeiſter.

Alle Stellen ſind ja beſetzt.

Graf.

Aber wie beſetzt, mein beſter Oberſthofmeiſter? Der Herr iſt jung, ſeine Diener alt, und ich nehme es Seiner Durchlaucht wahrhaftig nicht übel, wenn es ihm endlich einmal einfiele, heitere Geſichter um ſich zu ſehen.

Oberſthofmeiſter.

Aber das ſind ja entſetzliche Grundſätze! durchaus gegen das Wohl des Staates gerichtet, wie gegen das unſrige. Euer Excellenz ſprachen vorhin à cause der Muſik im Park ganz anders.

Graf.

Das waren Staats-Geſchäfte, Herr Oberſthofmeiſter, die Heiligkeit des Sonntags.

Oberſthofmeiſter.

Und die Heimlichkeit dieſes Agenten?

Graf (wichtig).

Für Sie vielleicht — für mich nicht —

Oberſthofmeiſter.

Ah!

(Die Herzogin, nachdem ſie einige Worte mit ihren Damen geſprochen, hat ſich ſehr ſchwach erhoben und winkt dem Oberſthofmeiſter. Dieſer ſieht es nicht, indem er angelegentlich in die offene Thüre des Cabinets links ſieht.)

(Es darf hier eine Pauſe entſtehen.)

Graf (leiſe).

Aber beſter Oberſthofmeiſter, Sie ſind ja entſetzlich zerſtreut, Ihre Durchlaucht haben Ihnen ſchon zweimal gewinkt.

und einmal gerufen. Auf ſolche Art' erhält man ſich nicht bei Hofe.

Oberſthofmeiſter.

Gott! Sie haben recht! (er tritt mit einem tiefen Bückling zur Herzogin, welche ihren Arm auf den ſeinigen legt, und mit den Damen und Herren abgeht).

Graf.

Ich kann nicht ſagen, daß mir dieſes neue Engagement gefiele. Ein geheimer Agent! Wozu das an unſerem Hofe? Und die Herzogin ſchien gar nicht davon überraſcht; — wüßte ſie mehr, als ſie mir ſagte, und wäre es am Ende wahr, was ich vorhin dem Hofmarſchall im Scherze bemerkte, dächte man vielleicht daran, hier neue Sonnen aufſteigen zu laſſen? Hm, hm! Ich glaube es kaum, aber Vorſicht kann nicht ſchaden. Rüſten wir uns!

Der Vorhang fällt.

Zweiter Aufzug.

Erſter Auftritt.

Dieſelbe Decoration.

Oberſthofmeiſter (in einem Lehnſtuhle ſitzend, ſpäter der Graf).

Dreißig Jahre bei Hofe — eine ſchöne Zeit! Nach einer mäßigen Berechnung zehntauſend Tage und in dieſen zehntauſend Tagen zehntauſend Dejeuners, zehntauſend Diner's — eine unglaubliche Zahl. Und bei dieſen zwanzigtauſend Dejeuners und Diner's daſſelbe geſprochen, dieſelben Geſichter geſehen, nur mit dem Unterſchied, daß dieſe Geſichter immer älter, die Converſationen immer langweiliger geworden ſind. Dreißig Jahre bei Hofe, und in dieſen dreißig Jahren mehrere bedeutende Intriguen glänzend durchgeführt, und während dieſer zehntauſend Tage der Mitwiſſer geweſen von Allem, was hier geſchehen. Dreißig Jahre Chef der Hofhaltung und erſter Kammerherr, vor deſſen Blick das ganze innere Getreibe dieſes Hofes offen lag, wie ein Glashaus. Mit Stolz kann ich es ſagen, während dreißig Jahren wußte ich Alles, was hier an dieſem Hofe vorgieng und nun — es überſchleicht mich eine gewiſſe Wehmuth, ja ein niederdrückendes Gefühl — und nun ſteh ich vor einem Geheimniß, das

ſo fein durch das Verborgene ſchleicht, daß ich nicht im Stande bin, den Schleier deſſelben zu lüften. — Ein geheimer Agent! — und wozu? — es iſt empörend! Freilich hatten wir bisher geheime Kanzliſten, geheime Secretäre, geheime Räthe, aber da iſt das Prädikat: „geheim“ ein bloßes Anhängſel zu ihrem Titel. Dieſe braven Männer ſind alle ehrlich genug, in der That nichts Geheimes zu haben, und was man ihnen heute anvertraut, erfährt noch in derſelben Stunde der Hof und morgen die ganze Stadt. Aber jetzt — bei dieſem geheimen Agenten? — — Ich befehle meinem Schloßverwalter, die Zimmer für denſelben einzurichten; — es iſt ſchon geſchehen! heißt es; ich laſſe ihm ein Souper anbieten, ein Dejeuner ſerviren — unnöthig — ich frage, wo eine Equipage, die für ihn beſtimmt werden ſoll, vorzufahren hat; — nirgendwo! iſt die Antwort. O das ſind Heimlichkeiten, die einen Chef der Hofhaltung zur Verzweiflung bringen müſſen! ich werde an dieſem Geheimniß ſterben; aber bevor ich es ſo weit kommen laſſe, bin ich es mir, ja dem ganzen Hofe ſchuldig vor den Herzog hinzutreten und ihm zu ſagen: Euer Durchlaucht haben einen Schritt gethan, der nicht ſowohl Allerhöchſtdero Hof und Allerhöchſtdero getreuſte Räthe und Beamte, ſondern auch Allerhöchſtdero treugehorſamſte Unterthanen tief verletzen muß. So gut Euer Durchlaucht auch das Incognito Höchſt-Ihres Agenten zu wahren geruhten, ſo iſt trotzdem von der Vergangenheit dieſes Mannes Einiges ins Publikum gedrungen, was man außerordentlich mißbilligend vernommen. — Dieſer Mann — ja Euer Durchlaucht — die Vergangenheit dieſes Mannes ſoll eine finſtere ſein, und ſchon beginnt man ſich auf's Lauteſte und Energiſchſte zuzuflüſtern,

daß der Druck unter der Hand dieſer fremden, unbekannten und doch ſo bekannten Creatur herzoglicher Huld und Gnade (er iſt bei den letzten Worten aufgeſtanden, als ſpreche er mit dem Herzog) anfängt, unerträglich zu werden.

(Der Graf, der ohne von Jenem bemerkt zu werden, eintritt).

Graf.

So würden Sie ſprechen?

Oberſthofmeiſter (fährt zuſammen).

Ah! — Sie ſind's? Aber um Gotteswillen, ſind denn Euer Excellenz nur in der Welt, die Leute in Schrecken zu verſetzen? Ich habe Sie gar nicht hereinkommen hören.

Graf.

Ach, mein lieber Oberſthofmeiſter, glauben Sie mir, es iſt beſſer, wenn wir vorderhand an dieſem Hofe ſo wenig Geräuſch machen, wie möglich.

Oberſthofmeiſter.

O Sie ſpaſſen!

Graf.

Seien Sie aufrichtig, ich habe Ihr Selbſtgeſpräch unwillkührlich belauſchen müſſen, da Sie zu vertieft waren, um meine ſchweren Tritte zu hören. Aber was Sie vorhin ſagten, das denkt Mancher, und ich habe auch ſo meine Gedanken.

Oberſthofmeiſter.

Nicht wahr?

Graf.

Und dann nehme ich es Ihnen nicht übel, wenn Sie dieſe Angelegenheit mehr wie jeden Andern alterirt. —

Oberſthofmeiſter.

Wie ſo, Excellenz?

Graf.

Nun ja, dies Geheimniß in Ihrem Departement und dann die kleine Ungnade der Frau Herzogin —

Oberſthofmeiſter.

Es iſt wahr!

Graf.

Fragte ſie nicht während der Tafel, ob das Vorzimmer Seiner Durchlaucht, in welches Sie geſtern vor dem Diner ſo eifrig hineingeblickt, vielleicht neu eingerichtet worden ſei?

Oberſthofmeiſter.

Fürchterlich!

Graf.

Ja, es ſcheint mir gewiß, daß an dieſem Hofe irgend eine Veränderung bevorſteht. Eine ſchwüle Luft —

Oberſthofmeiſter.

Es kommt mir auch ſo vor.

Graf.

Seit geſtern ein ganz anderer Ausdruck in den Geſichtern. Ich verſichere Sie, beſter Oberſthofmeiſter, die kleine Ungnade der Frau Herzogin, in ſonſtigen Zeiten unbedeutend, fällt heute ins Gewicht, wir müſſen uns ſtützen, uns ſelbſt und gegenſeitig.

Oberſthofmeiſter.

Ja, das wollen wir, thue jeder das Seine; ich will einen Gang durch die Vorzimmer Ihrer Durchlaucht thun, um zu verſuchen, ob ich vielleicht vor der Morgen-Promenade noch im Stande bin, ein ganz ergebenes Wort anzubringen.

Graf.

Thun Sie das, ich will unterdeſſen hier beim Rapport das Terrain ſo gut wie möglich unterſuchen.

(Oberſthofmeiſter ab ins Vorzimmer der Herzogin.)

Zweiter Auftritt.

Graf (ſpäter der Geheimerath).

(allein.)

Darauf war ich nicht vorbereitet. Ich hatte immer gehofft, einmal in einem Kampf mit einem Günſtling oder mit etwas dergleichen meine Stärke zu probiren; doch daß der Herzog mit ſolch' außerordentlicher Klugheit zu Werke gehen würde, und mir nichts, dir nichts, einen Rathgeber kommen ließe, den er dadurch ganz unangreifbar macht, daß er ihn für uns unſichtbar erhält, das hätte ich nicht erwartet. Es gibt nun aber zwei Mittel, um gegen dieſen geheimen Agenten zu operiren. Entweder wir Gleichgeſinnten Alle am Hofe ſchließen uns feſt an einander, verſchanzen uns hinter die Macht, die wir heute noch in Händen haben und bieten Allem, was da kommt, trotzig die Stirn. — Oder wir handeln wie mancher große Feldherr, der durch kluges Aufgeben einer feſt und ſicher geglaubten Poſition ſich und ſeine Macht gerettet. Hm! — Hm! Wenn man die Sache vom Standpunkte der Billigkeit betrachtet, ſo begreife ich vollkommen, wie indignirt

der Herr über die Art sein muß, wie er und sein Land regiert wird. — Ueberlegen wir die Sache genau.

(Zwei andere Räthe treten ein.)

Hören wir aber vor allen Dingen, ob mein College nichts Näheres weiß, (zu dem eintretenden Rathe, indem er ihn verführt). Nun, wie steht's? Haben Sie etwas erfahren?

Geheimerath.

Wenig, so gut wie gar nichts. An keinem Thor der Stadt will man gestern eine auffallende Equipage haben einpassiren sehen. Nur die Wache an dem Südthore glaubt gegen vier Uhr gestern Nachmittag einen sehr eleganten Reisewagen bemerkt zu haben, der auf der Straße vielleicht hundert Schritte vor der Barriere hielt.

Graf.

Das ist unser Feind!

Geheimerath.

Ein junger Mann sei ausgestiegen und habe sich durch eines der kleinen Thore in den Schloßgarten verloren.

Graf.

Das ist er, ohne allen Zweifel! — Aber hier im Schlosse geht jede Spur verloren und selbst der Oberstthofmeister hat bis jetzt nichts entdecken können.

Geheimerath.

Sollte nicht vielleicht der Kammerdiener George? —

Graf.

Unmöglich! — eine Creatur des Herzogs! hat von jeher gegen uns gearbeitet, machte mir heute Morgen, wie

ich über den Corridor ſchritt, eine ſo heitere Verbeugung, daß es mich wahrhaft frappirte (ſich zum dritten Rathe wendend):

Herr Rath wollen Sie ſo freundlich ſein, und uns durch den Kammerherrn anmelden laſſen, 's iſt unſere Stunde.

(Dieſer geht hinaus, der Kammerherr kommt und geht in das Cabinet des Herzogs links.)

Geheimerath.

Am meiſten überraſcht es mich, daß man in der Stadt ſchon von der Anweſenheit dieſes geheimen Agenten unterrichtet zu ſein ſcheint. Mich verſicherte heute Morgen mein Kanzlei-Direktor, daß man bereits geſtern Abend in verſchiedenen Cirkeln von dieſem Unbekannten geſprochen, daß man ſeiner als Werkzeug triumphirend erwähnt habe, vermittelſt welches der Herzog uns, die getreuen Räthe, in die nöthigen Schranken zurückweiſen würde.

Graf.

So! ſo! — ei! ei!

Geheimerath.

Dieſer Menſch wird popular, ehe er noch etwas gethan hat.

Graf.

So gehts Manchem, bis er anfängt zu handeln.

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Der Kammerdiener.

Kammerdiener.

Seine Durchlaucht laſſen den Herrn Miniſtern für den Rapport heute Morgen freundlichſt danken. Die Herrn Miniſter möchten ſich nur in das Cabinet der durchlauchtigen Frau Herzogin begeben, um dort wie gewöhnlich zu arbeiten. Seine Durchlaucht würden ohnedies das Nöthige erfahren. (Die Räthe ſind erſtaunt.)

Graf.

Seine Durchlaucht befinden ſich vielleicht unwohl?

Kammerdiener.

Durchaus nicht, Euer Excellenz. Der Herr Herzog befindet ſich im erfreulichſten Wohlſeyn in ſeinem Cabinet und arbeitet in dieſem Augenblicke. —

Graf

(ſieht ihn erſtaunt an).

Kammerdiener.

Mit ſeinem geheimen Agenten.

(Die Räthe gehen zögernd nach der Thür der Herzogin, die ihnen der Kammerdiener bereitwillig öffnet, der Graf ziemlich erregt, ſpricht mit ſich ſelbſt, bleibt mehrere Mal ſtehen, endlich faßt er einen Entſchluß.)

Graf (zu den Räthen).

Gehen Sie voraus, meine Herrn, ich habe Seiner Durchlaucht eine höchſt wichtige Meldung zu machen, (zum Kammerdiener) melden Sie mich dem Herzog in einer dringenden Angelegenheit. (Die Räthe ins Cabinet der Herzogin.)

Graf.

Will uns nicht ſehen, will keinen Rapport, ſchickt uns zur Herzogin, wird das Nöthige ſeiner Zeit ſchon erfahren? — Ei, ei! hier hat ſich der Stand der Dinge ſchon ſehr verändert! Waren doch ſonſt Seine Durchlaucht durch die kleinſte Sache, die wir unterließen, ihm zu melden, ſehr unangenehm berührt, nahmen uns durch die verſchiedenſten Kreuz- und Querfragen oftmals tüchtig ins Gebet, wollten von Allem Kenntniß haben, ſo daß es weniger gewandten Männern wie uns wohl ſchwerlich gelungen wäre, die wichtigſten Staatsgeheimniſſe vor dem regierenden Herrn zu verheimlichen — und jetzt keinen Rapport, will von uns nichts wiſſen. Das hat ſich ja gewaltig verſchlimmert.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Herzog.

Herzog.

Ah! Unſer Staats-Miniſter! Haben Sie etwas Wichtiges für mich, mein lieber Graf? Sie werden mich entſchuldigen, ich bin eilend.

Graf.

Euer Durchlaucht wünſchten heute Morgen keinen Rapport.

Herzog.

Laſſen wir das! — Wozu auch? (zutraulich) Ich verſichere Sie, lieber Graf, ich erfahre jetzt Alles, was ich

wiſſen will, auf die leichteſte und angenehmſte Art, — er weiß Alles, bis ins kleinſte Detail; über Finanzen, Stand des Heeres, die Rechtspflege, die Gefängniſſe, ah! Sie müſſen dieſe Bekanntſchaft machen!

Graf.

Welche gnädiger Herr? — die der Gefängniſſe?

Herzog.

O nein! — Die meines geheimen Agenten. — Aber Sie hatten mir eine Meldung zu machen, lieber Graf; laſſen Sie hören!

Graf.

Nur eine perſönliche, gnädigſter Herr. Wenn aber Euer Durchlaucht vielleicht mir vorher etwas zu befehlen hätten? ſo — —

Herzog.

Ich? Durchaus nichts? — Ich habe nur vorhin ſo geplaudert, weil ich offenherzig gegen Sie bin. Apropos! offenherziger, wie Sie gegen mich.

Graf.

Ich, Durchlaucht? — Euer Durchlaucht könnten zweifeln?

Herzog (lachend).

Ganz und gar nicht, mein beſter Graf. — Aber Ihre Meldung?

Graf (verſtört).

Der Neffe unſeres Hauſes, Graf Oskar Stein von Steinhauſen, von größeren Reiſen zurückgekehrt, bittet um die Ehre, im Laufe des Vormittags Euer Durchlaucht vorgeſtellt zu werden.

Herzog.

Ah ha! Ich erinnere mich ſeiner. Er iſt wenig Jahre jünger wie ich, ein angenehmer junger Mann und guter Reiter. Er iſt mir willkommen.

Graf (verbeugt ſich tief).

Herzog.

Er wird ſich eine Zeit lang bei uns aufhalten, nicht wahr?

Graf (ſchluckt heftig und ſieht ſich ſcheu um).

Euer Durchlaucht werden mir vielleicht erlauben, Ihnen in Betreff meines Neffen eine vertrauliche Mittheilung zu machen.

Herzog (lächelnd).

Mir eine vertrauliche Mittheilung? Am Ende gar ein Geheimniß, von dem vielleicht bis jetzt Niemand Kenntniß hat, wie meine Mutter und Sie? Nein, nein, ich bin nicht ſo neugierig, ſolch' wichtige Dinge anvertraut zu erhalten.

Graf.

Aber es iſt eine Sache, die das Haus Euer Durchlaucht betrifft, und von der man Euer Durchlaucht wahrſcheinlich erſt in einigen Tagen Mittheilung aus dem Cabinete der Frau Herzogin machen wird.

Herzog.

So, ſo! Nun, ich kann warten. — — Oder wenn ich am Ende ſchon etwas wüßte von dieſem Geheimniß, lieber Graf?

Graf (überraſcht).

Von den gnädigſten Abſichten — ?

Herzog.

Meiner Mutter in Betreff —

Graf (erſtaunt).

Meines Neffen mit —

Herzog.

Natürlich!

Graf.

Mit der Prinzeſſin Eugenie?

Herzog (bei Seite).

Was iſt das! (faßt ſich, laut) Sie ſucht ſchon lange eine Partie für die Prinzeſſin, und was Ihren Neffen anbelangt —

Graf.

Euer Durchlaucht waren von dem Projekt unterrichtet?

Herzog.

Allerdings!

Graf.

Durch Ihre Durchlaucht die Frau Herzogin?

Herzog.

Nein, durch meinen geheimen Agenten.

Graf (für ſich).

Alle Wetter! Er iſt gut verſehen, über dieſe Angelegenheit fielen erſt heute Morgen die erſten leiſen Andeutungen.

Herzog (der kopfſchüttelnd in ein Zeitungsblatt geblickt).

Sie haben ſonſt nichts mehr, lieber Graf? Sie ſehen, Ihre Geheimniſſe ſind heute werthlos für mich. Ich weiß ſie bereits.

Graf.

Ja, Euer Durchlaucht, und ich bin ganz überraſcht — niedergedrückt.

Herzog.

Es war freilich nicht recht von Ihnen, lieber Graf, daß Sie erſt heute anfangen, offenherzig zu ſein, wo mir Ihre Offenherzigkeit nichts mehr hilft, da ich, wie Sie ſehen, von Allem unterrichtet bin.

Graf.

Von Allem?

Herzog.

Durch meinen geheimen Agenten.

Graf (nach einem kleinen Kampfe).

Es iſt wahr, Euer Durchlaucht, ich machte mir beſtändige Vorwürfe, daß es uns nicht vergönnt war, Euer Durchlaucht mit Allem, was vorging, ſo in Kenntniß zu ſetzen, wie es freilich meine Schuldigkeit geweſen wäre. Aber Euer Durchlaucht kennen den heißen Wunſch der Frau Herzogin —

Herzog.

Ja, ja!

Graf.

Stets im Geheimen für das Wohl Euer Durchlaucht zu arbeiten, — daß es alſo für uns unmöglich ward —

Herzog.

Laſſen Sie dieſe Entſchuldigungen, beſter Graf! Geſchehene Dinge ſind nicht zu ändern und für die Zukunft —

Graf.

Habe ich mich feſt entſchloſſen, nur die Intereſſen meines allergnädigſten Herrn zu wahren.

Herzog.

Warum das? Sie kämen dadurch nur in Ungelegen-

heiten mit meiner Frau Mutter. Ich erfahre ja doch Alles, was Sie mir mitzutheilen haben.

Graf.

Alles, Euer Durchlaucht?

Herzog.

Alles, Herr Miniſter.

Graf (zieht ein Papier aus der Briefta[ſ]che).

Auch den Inhalt dieſes Schreibens an den Hof von Bayern.

Herzog (weiſt es mit der Hand zurück).

Auch den vielleicht und wenn nicht, ſo erfahre ich ihn heute noch auf eine für Sie minder compromittirende Weiſe —

Graf

(ſieht den Herzog an).

Herzog.

Durch meinen geheimen Agenten (ernſt): Ja, mein lieber Graf, die Zeit iſt vorüber, wo eine derartige Mittheilung Ihrerſeits, die vollkommen im Bereich Ihrer Schuldigkeit gegen mich gelegen, mir Dienſte geleiſtet hätte.

Graf (wiſcht ſich den Schweiß ab).

Ich werde troſtlos, Euer Durchlaucht! Aber wenn Hochdieſelben wirklich von dem Inhalt dieſes Papieres in Kenntniß geſetzt ſind, ſo bitte ich, mir Höchſt Ihre Meinung darüber mitzutheilen, damit ich im Stande bin, in Ihrem Intereſſe zu handeln.

Herzog (durchfliegt das Papier. Bewegung. Feſt und beſtimmt).

Ich wußte um den Inhalt; ich will von Ihnen nichts darüber gehört haben, damit ich offen und frei meiner Mutter gegenüber meine eigene Meinung ausſprechen kann (mühſam

lächelnd.) Aber gehen Sie zu Ihrem Rayvort, es könnte Sie compromittiren, wenn Sie bei dem regierenden Herzog zu lange allein blieben.

Graf (im Abgehen).

Dieſer Agent iſt ein Dämon, der ſich Zauberkünſte bedient. (in das Kabinet ab.)

Herzog (klingelt. Zum eintretenden Kammerdiener).

Meinen Hut, meinen Degen! — Ich muß einen Spaziergang in den Park machen, mir iſt das Herz zu voll, ich muß friſche Luft ſchöpfen. Intriguen ohne Ende! So hinter meinem Rücken zu handeln, die wichtigſten Sachen zu beſchließen, ohne mir nur ein Wort davon zu ſagen! (Er begegnet an der Thür der Prinzeſſin, welche in den Salon tritt.) Ah Prinzeſſin ich bin erfreut, Sie einen Augenblick zu ſehen! Ich muß Ihnen nur in zwei Worten mittheilen, daß unſer Plan vollkommen gelingt. Mein geheimer Agent iſt ſchon eine der gefürchtetſten Perſonen bei Hofe, Alles glaubt ſich von ihm beobachtet, Keiner traut dem andern mehr, ja kaum ſich ſelbſt und unſere gefährlichſten Feinde beeilen ſich, uns ihre Geheimniſſe mitzutheilen. (Die Thür zu dem Kabinet der Herzogin hat ſich geöffnet, ohne daß es der Herzog bemerkt, die Prinzeſſin zeigen macht dem Herzog ein ſehr ſteifes Compliment.) — Warum ſo förmlich Eugenie? Nehmen Sie keinen Antheil mehr an meinem Schickſal? Wenn Sie wüßten, was ich eben durch den Grafen erfahren —

(Die Herzogin iſt in der Thür erſchienen.)

Fünfter Auftritt.

Der Vorige. Die Prinzeſſin, dann die Herzogin.

Prinzeſſin.

Um Gotteswillen Durchlaucht! ſprechen Sie von was Anderem! (laut.) Ich danke Euer Durchlaucht unterthänigſt, ich komme ſo eben von einem Spaziergang zurück, habe auch den neuen Irrgarten ſchon geſehen, die Wege ſind ſo geſchickt angelegt, daß man ſich ohne den dazu nöthigen Plan in der Hand faſt unmöglich herausfinden kann.

Herzog (faßt ſich).

So muß ich alſo auf Ihre Geſellſchaft verzichten, Prinzeſſin? — Bis ein andermal dann!

Prinzeſſin.

Es wird mir eine außerordentliche Ehre ſein.

Herzogin (mit ſchwacher Stimme).

Ah! mes enfants! (geht langſam auf die linke Seite.)

Herzog (wendet ſich plötzlich um).

Die Prinzeſſin revüſirt mir ſo eben eine Promenade in den Park; es iſt eine ſolch' herrliche Luft draußen.

Prinzeſſin.

Ich komme ſo eben von einem Spaziergange, wie ich Ihrer Durchlaucht bereits ſagte.

Herzog (luſtig).

Nein, nein, Sie wollen mich täuſchen. Geſtehen Sie es nur, ich bin nicht in Ihrer Gnade, denn Sie theilen beſtändig Körbe an mich aus.

Prinzessin.

Euer Durchlaucht!

Herzogin (tritt ihr auf die Seite).

Mein gutes Kind! der Herzog meint es nicht so schlimm, er ist Dir gewiß sehr gewogen, ich weiß das genau!

Herzog

Allerdings, Mama, Sie haben Recht! Die Prinzessin hat wahrhaftig keine Ahnung davon, wie gut ich es mit ihr meine. Sehr gut, außerordentlich gut! Fast so gut wie Sie, Mama!

Herzogin (lächelnd).

Fast so gut, mein Sohn. Die Prinzessin hat an uns eine mütterliche Freundin und weiß, daß Wir uns eifrig mit ihrem Wohl beschäftigen. Gerade in diesem Augenblicke —

Herzog.

(Hustet.)

Herzogin.

Gerade in diesem Augenblicke sprachen Wir mit Unserem Minister, dem Grafen Steinhausen —

Herzog

(der die Conversation unterbrechen will, schaut in die offene Thür des Cabinets rechts).

Ah, ich glaube, dort kommt der Graf!

Herzogin.

Er eilt hieher, um Dir seinen Neffen, den Grafen Oskar vorzustellen. — Ein sehr liebenswürdiger und gebildeter junger Mann!

Sechster Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf. Dessen Neffe. Der Obersthofmeister.

Graf.

Euer Durchlaucht hatten die Gnade, mir zu erlauben, Ihnen allerunterthänigst meinen Neffen präsentiren zu dürfen.

Herzog.

Herr Graf, seien Sie mir willkommen. Ich glaube, wir sahen uns vor zwei Jahren in Rom.

Graf Oskar.

Während des Carnevals, Euer Durchlaucht.

Herzog.

Sie waren damals schon längere Zeit auf Reisen?

Graf Oskar.

Seit vier Jahren.

Herzog.

Und seit der Zeit nicht mehr in der Heimath? — Wir müssen wenig Anziehungskraft für Sie haben.

Graf.

Es war beständig sein glühendster Wunsch, Euer Durchlaucht und sein Vaterland wieder zu sehen, doch war die Reise noch auf längere Zeit projectirt und sollte nicht unterbrochen werden.

Herzogin.

Ich finde das vollkommen begreiflich und wünsche nur, daß es Ihnen fortan am hiesigen Hofe gefallen möge. Graf Oskar, ich werde Sie der Prinzessin Eugenie vorstellen.

Graf (vor sich).

Ein schönes Mädchen!

(Der Herzog ist ans Fenster getreten. Obersthofmeister folgt ihm in einiger Entfernung.)

Prinzessin.

Ich hoffe, Herr Graf, die Umgebungen unserer Residenz werden Ihnen nach all dem Schönen, was Sie auswärts gesehen, nicht zu unbedeutend vorkommen; aber ich fürchte, unsere kleine Stadt wird Ihnen leider nicht viel darzubieten vermögen, was im Stande ist, Sie hier zu fesseln.

Graf.

Euer Durchlaucht halten zu Gnaden, ich glaube, wenn Graf Oskar erst eine kurze Zeit hier ist, wird er das, was er vielleicht bei uns findet, nicht um alle Schätze der Welt vertauschen.

Prinzessin.

Ich hoffe, es soll Ihnen bei uns gefallen.

Oberstthofmeister (zum Herzog).

Ein ganz herrlicher Tag, ein wunderbar schönes Wetter!

Herzog.

Ich sehe nicht nach dem Wetter, bester Oberstthofmeister.

Oberstthofmeister.

Haben Euer Durchlaucht vielleicht schon zufällig bemerkt wie delizios sich von dieser Seite des Schlosses aus, ja von diesem Fenster, der neue türkische Kiosk ausnimmt.

Herzog.

Ich sehe nicht nach dem türkischen Kiosk.

Herzogin (zum Grafen).

Was hat der Herzog?

Graf (tritt ebenfalls ans Fenſter).

Euer Durchlaucht bemerken wohl jene rieſenhafte Aloe, die ihren Blüthenſtengel emportreibt? — Wirklich eine prachtvolle ſeltene Pflanze!

Herzog.

Ich habe nicht darnach geſehen, ſondern —

Oberſthofmeiſter und Graf.

(Drängen ſich näher.)

Herzog.

Sondern — wenn ich mich nicht ſehr irre, ſo ging dort unten vor wenig Augenblicken — da bei der großen Allee, die nach dem Baſſin führt —

Oberſthofmeiſter und Graf.

Wer, Euer Durchlaucht?

Herzog.

O (er wendet ſich vom Fenſter ab) mein geheimer Agent vorbei.

Alle.

Wo? — Der geheime Agent?

Oberſthofmeiſter und Graf.

(Drängen ſich ans Fenſter.)

Herzog (zu Graf Oskar).

Alſo mein beſter Graf Oskar, richten Sie ſich bei uns häuslich ein, ich hoffe, wir werden uns öfters ſehen; denn die Stadt iſt ſo klein, daß die Lebensluſtigen eng zuſammenhalten müſſen, ſonſt jagt Uns die Langeweile aus Unſerem eigenen Lande hinaus. — Auf baldiges Wiederſehen! — Adieu Mama, ich bitte nachher um eine kleine Audienz; ich

habe einige an ſich nicht bedeutende Dinge mit Ihnen zu beſprechen. — Guten Tag, Prinzeſſin.

(Herzog ab.)

(Herzogin und Prinzeſſin ſprechen leiſe zuſammen, dann geht die Prinzeſſin ins Cabinet.)

Graf (zu ſeinem Diener).

Geh' ſogleich in den Park hinab, ſuch' mir den geheimen Agenten auf, mach' ſeine Bekanntſchaft, aber ſei vorſichtig.

Oberſthofmeiſter (vor ſich).

Der geheime Agent im Garten? Da werde ich ſeine Bekanntſchaft zu machen ſuchen. Gelingt mir dies, ſo werde ich ihm die großen Waſſer ſpringen laſſen.

Siebenter Auftritt.

Der Graf. Die Herzogin.

Herzogin (mit lauter Stimme).

(Sieht dem jungen Grafen nach.) Ich verſichere Sie, Graf Steinhauſen, die beiden jungen Leute paſſen vortrefflich zuſammen.

Graf.

Durchdrungen von der Gnade Euer Durchlaucht glaube ich im Namen meines Neffen verſprechen zu können, daß derſelbe ſich bemühen werde, durch die treueſte Ergebenheit, durch die unabläſſigſte Sorgfalt die Kluft einigermaßen vergeſſen zu machen, welche zwiſchen der Prinzeſſin Eugenie und dem ge-

ringen Hause Euer Durchlaucht unterthänigstem Diener besteht. Diese Verbindung ist ein Ereigniß von so glücklicher und segenreicher Art, von dem die spätesten Nachkommen der Familie Steinhausen mit Stolz sprechen werden.

Herzogin.

Lassen wir das, guter Steinhausen! Ihre Ergebenheit für Unser Haus hat sich so glänzend bewiesen, daß es keine Belohnung gibt, die zu groß ist für so treue, aufopfernde Dienste. Ich werde wahrscheinlich noch heute mit meinem Sohne über die Sache sprechen und dann vielleicht morgen die Verbindung bei Hof publiziren.

Graf.

Aber haben Euer Durchlaucht auch den Fall bedacht, daß Seine Durchlaucht etwas gegen diese Verbindung einzuwenden hätten?

Herzogin.

Mein Sohn etwas gegen eine Sache einwenden, die ich beschlossen?

Graf.

Es ist das freilich noch nicht vorgekommen, aber man hat Beispiele —

Herzogin.

Welche? —

Graf.

Beispiele wohl nicht, aber Seine Durchlaucht der Herzog könnte doch vielleicht anfangen, es übel zu vermerken, daß man ihn von manchen wichtigen Sachen erst dann in Kenntniß setzt, nachdem dieselben vollständig beschlossen und abgemacht sind.

Herzogin.

Aber das iſt ja bis jetzt immer ſo gehalten worden!

Graf.

Allerdings, aber Euer Durchlaucht ſelbſt geruhten mir heute Morgen zu ſagen, wie übel der Herr Herzog es aufgenommen, daß man Schritte gethan zu ſeiner Verbindung mit der Prinzeſſin von Braunſchweig.

Herzogin.

Hm! Wir können ſtreng genommen nicht verlangen, daß er dergleichen nicht übel nehmen ſoll; aber dabei bleibts auch, ich verſichere Sie, dabei bleibts auch!

Graf.

Trauen Euer Durchlaucht nicht ganz, ich glaube, eine kleine Aenderung des Syſtems gegen den Herzog könnte nichts ſchaden.

Herzogin.

Wie ſoll ich Sie verſtehen? Eine kleine Aenderung des Syſtems heißt es ganz aufgeben. O ſeien Sie unbeſorgt, er hat dieſes Heirathsprojekt zufällig erfahren, ganz zufällig.

Graf.

Das glaube ich nicht.

Herzogin.

Sie vermuthen —

Graf.

Daß jener geheime Agent ihn trefflich bedient.

Herzogin.

Glauben Sie in vollem Ernſt?

Graf.

In vollem Ernſt! —

Herzogin.

Jener unſichtbare geheimnißvolle Diener?

Graf.

Weiß in der That die geheimſten Dinge. Ich habe erſchreckende Beweiſe.

Herzogin.

Welche? — Reden Sie!

Achter Auftritt.

Die Vorigen. Der Herzog.

Herzog.

Ah Mama, noch immer Staats-Geſchäfte? — Bedaure ſehr zu ſtören, Herr Graf, aber ich muß Sie einen Augenblick abloſen, denn ich habe Einiges auf dem Herzen, was ich mit der Frau Herzogin beſprechen muß. Es ſind eigentlich keine Geheimniſſe und wenn es Sie vielleicht unterhalten ſollte, da zu bleiben, ſo habe ich durchaus nichts dagegen.

Graf.

Euer Durchlaucht belieben gnädigſt zu ſcherzen. Meine Geſchäfte ſind zu Ende, ich ziehe mich gern zurück.

(zieht ſich zurück und ab).

Herzog.

Wie Sie wollen, Herr Graf! — Mama, ich halte es an der Zeit, Ihnen nochmals meinen beſten Dank zu ſagen für die freundliche Aufnahme meines geheimen Agenten, viel-

mehr für die Erlaubniß, denſelben höchſtincognito bei mir aufnehmen zu dürfen.

Herzogin (mit ſchwacher Stimme).

Du biſt ſehr freundlich, auf dieſe Kleinigkeit ein Gewicht zu legen. Ich möchte aber nur wiſſen —

Herzog.

Womit wir uns beſchäftigen? Ich finde dieſen Wunſch durchaus gerechtfertigt, chère maman!

Herzogin.

Du mißverſtehſt mich, mein Sohn; es kann und wird mir durchaus nicht einfallen, mich in deine Privat-Angelegenheiten miſchen zu wollen.

Herzog.

Hm!

Herzogin.

Es ſei denn, daß dieſe Privat-Angelegenheiten die Staats-Geſchäfte tangiren.

Herzog.

Was bei einem regierenden Herrn ſo außerordentlich leicht vorkommen kann.

Herzogin.

Wie?

Herzog.

Was bei einem regierenden Herrn —

Herzogin (lächelnd).

Ah, ich verſtehe!

Herzog (vor ſich).

Mama verſteht! (laut) Bis jetzt Mama haben Sie ſich, wie ich glaube, durchaus nicht darüber beſchweren können,

daß meinen Privat-Angelegenheiten ſich den Staats-Geſchäften auffallend genähert; jetzt aber —

Herzogin.

Wie?

Herzog.

Jetzt aber, das heißt, ſeit mein geheimer Agent hier iſt, ſehe ich mich in der That veranlaßt, durch mancherlei Mittheilungen, die er mir gemacht, mich etwas mehr um das Praktiſche der Staats-Geſchäfte zu bekümmern.

Herzogin (lächelnd).

Man hat Dir Mittheilungen gemacht? Am Ende gar ſolche, die ſich wie Staats-Geheimniſſe anhören?

Herzog.

Mein geheimer Agent — allerdings!

Herzogin.

Und dieſe wären?

Herzog.

Ich werde Ihnen Einiges davon nicht vorenthalten, Mama. Sie werden ſich erinnern, daß Sie mich geſtern mit der Nachricht zu überraſchen gedachten, Sie hätten für mich eine Gemahlin an dem benachbarten Hofe von Braunſchweig geſucht und gefunden. Ich wußte es bereits, legte auch auf dieſes Handeln hinter meinem Rücken durchaus keinen Werth, da ich über meine Heirath hoffentlich allein zu entſcheiden habe.

Herzogin (mit ſtarker Stimme).

Aber wenn die Unterhandlungen bis zu einem gewiſſen Grade vorgeſchritten ſind, ſo kann man unmöglich zurücktreten, ohne compromittirt zu werden.

Herzog.

Wir wollen das für jetzt nicht erörtern, aber Mama Sie haben in unserer Familie eine andere Verbindung projektirt, ohne mit mir nur ein Wort darüber zu sprechen. Ich bin der Chef des Hauses, Mama, und ohne mir die geringste Mittheilung zu machen, vergeben Sie die Hand der Prinzessin Eugenie an den Neffen des Grafen Steinhausen.

Herzogin.

Unerhört! — Wer hat Dir dies gesagt?

Herzog.

Mein geheimer Agent.

Herzogin.

Ich bin überrascht, außer Fassung! — meine Nerven!

Herzog.

Ist die Mittheilung meines geheimen Agenten falsch?

Herzogin (mit schwacher Stimme).

Ich will das nicht behaupten, aber es gibt Dinge, die man vorher auf's Genaueste prüfen und mit vertrauten Freunden besprechen muß, ehe man sie der Oeffentlichkeit übergibt. —

Herzog.

Also mich, den Herzog — Ihren Sohn, rechnen Sie nicht unter die Zahl Ihrer vertrauten Freunde? — Doch weiter, Mama! Ich bin nicht gekommen, Ihnen Vorwürfe zu machen, sondern Ihnen nur zu erzählen, womit mich mein geheimer Agent unterhält.

Herzogin (mit starker Stimme).

Dein geheimer Agent ist ein arglistiger Spion. Ich bin in diesem Schlosse vor den Späbern meines Sohnes nicht

mehr ſicher. Heute Morgen wußte außer dem Grafen Niemand um dieſe Angelegenheit.

Herzog.

Woraus Sie erſehen können, wie vortrefflich ich bedient bin. — Aber weiter!....

Herzogin.

Wie, Du haſt noch mehr?

Herzog.

Das, Mama, waren nur Privat-Angelegenheiten unſeres Hauſes. Jetzt muß ich mir aber erlauben, Regierungs-Geſchäfte zu berühren. Sie haben hinter meinem Rücken, Mama, einen Vertrag mit dem Hofe von Bayern abgeſchloſſen.

Herzogin (erſtaunt).

Wer ſagt das?

Herzog.

Einen Vertrag, in ſeinen Conſequenzen ebenſo unvortheilhaft für das Land, als erniedrigend für mich, den Herzog.

Herzogin.

Verrath! Heilloſer Verrath!

Herzog.

Ebenſo erniedrigend für den Herzog, der in dieſem Vertrag wie eine Perſon behandelt wird, die man nicht fragte, und die ſich fügen wird, ſobald es die durchlauchtigſte Mutter für gut findet.

Herzogin.

Wer hat mir das gethan? Wer hat dieſe Verläumdungen gemacht? Ich will es wiſſen!

Herzog.

Mein geheimer Agent, Mama. — Wollen Sie Beweiſe?

Herzogin.

Nein, nein! Ich habe genug gehört, vollkommen genug! — O dieſe Scene! Wie das meine Nerven angreift! Der Sohn gegen die eigene Mutter!

Herzog.

Und die Mutter gegen den eigenen Sohn!

Herzogin (mit ſchwacher Stimme).

Verdiene ich dieſe Vorwürfe?

Herzog.

Ich mache Ihnen keine Vorwürfe, Mama, ich habe wie geſagt, nur pflichtſchuldigſt mitgetheilt, was mir —

Herzogin (heftig).

Dein geheimer Agent, — ein verabſcheuungswürdiger Spion — zuflüſtert! — Wie ich dieſen Menſchen haſſe! Ich will nicht eher ruhen, bis ich ihn aus dem dunkeln Winkel, wo er ſein Gift ausbrütet ans Tageslicht gezogen habe.

Herzog.

Mama, ich bin fertig. Erlaube mir nur, Ihnen noch zu bemerken, daß ich es für meine Schuldigkeit hielt, unſerem Geſandten am Hofe von Bayern neue Inſtruktionen zugehen zu laſſen — nur privatim, Mama — worin ich mich aber bemühte, ihm deutlich ins Gedächtniß zurückzuführen, wer denn eigentlich der Herr dieſes Landes iſt (ab).

Neunter Auftritt.

Die Herzogin, ſpäter der Graf.

Herzogin (klingelt heftig).
Man ſuche den Grafen Steinhauſen!

Kammerdiener der Herzogin.
Seine Excellenz ſind noch im Schloſſe.

Herzogin.
Ich erwarte ihn! — — Meine Schritte zu belauſchen, meine Pläne zu durchkreuzen, mich vor dem Hofe von Bayern, vor dem eigenen Geſandten blos zu ſtellen! Und das Alles nicht aus eigenem Antrieb — o der Herzog hätte nie an ſo etwas gedacht, er folgte nur den Einflüſterungen jenes räthſelhaften Menſchen, der nicht nur meine Schritte, auch meine Gedanken aufſpürt, der unſichtbar umherſchleicht, ſeine Ohren an jede Thüre legt, aus ſeinem Verſteck heraus jede Miene beobachtet, — es iſt unerträglich! Das ſoll, das muß anders werden!

Graf (tritt eilig ein).
Euer Durchlaucht ließen mich ſo eilig rufen; Euer Durchlaucht ſind agitirt, um Gotteswillen! es iſt doch nichts vorgefallen? — Dieſe Unterredung mit dem Herzog! —

Herzogin.
Fing da an, wo Sie vorhin aufhörten!

Graf
(ſieht ſie erſtaunt an.)

Herzogin.

Er legte mir Beweiſe vor, daß ihm alle unſere Schritte verrathen werden.

Graf.

Was ich Euer Durchlaucht vorhin ſagte.

Herzogin.

Daß er bereits um die zwiſchen uns Beiden projektirte Heirath Ihres Neffen mit der Prinzeſſin wiſſe —

Graf.

Unbegreiflich!

Herzogin.

Daß er unſern geheimen Vertrag mit dem Hofe von Bayern kenne.

Graf.

Entſetzlich! Ich weiß nicht, was ich davon denken ſoll?

Herzogin.

Daß er in verſchiedener Beziehung beſſer bedient iſt, wie ich.

Graf.

Euer Durchlaucht!

Herzogin.

Unter der harmloſeſten Maske führte er einen Fremden bei uns ein, dieſer Fremde wohnt hier im Schloſſe, intriguirt gegen Uns, iſt Uns in den erſten Tagen ſchon höchſt gefährlich, und wir Alle zuſammen ſind nicht im Stande, zu erfahren, wer und was dieſer Fremde iſt, können keine Mittel finden, ihn in ſeinem Dunkel zu entdecken, während wir vor ihm im hellſten Lichte ſtehen, ſo daß er im Stande iſt, alle unſere Schritte zu beobachten.

Graf.

Euer Durchlaucht wollen die Gnade haben, nicht zu bezweifeln, daß wir unser Möglichstes gethan, etwas über jenen geheimen Agenten zu erfahren, ja ich glaube, daß in diesem Augenblick mein Neffe, Graf Oskar, unten im Park seine Bekanntschaft gemacht haben wird und das wäre ein erster Anknüpfungspunkt.

Herzogin.

Ich habe meine Partie genommen; wir können nicht ferner auf einem Terrain arbeiten, das vor unsern Augen unterminirt wird, und jedem Handstreich offen da liegt, da wir nicht wissen, von welcher Seite er gegen uns geführt wird. (Sie klingelt. Zu dem Kammerherrn, der hereintritt): Man rufe den Oberstlhofmeister! — Ich verlasse diese Stadt.

Graf.

Um Gotteswillen, Euer Durchlaucht, wollen uns doch nicht verlassen, die Zügel des Regiments aus den Händen geben, uns der Ungnade des Herzogs überlassen, in dessen Augen wir, als Euer Durchlaucht allergetreuste Räthe, von jeher als eine höchst mißliebige Opposition erschienen sind?

Herzogin.

O mein bester Graf, Sie irren gewaltig; ich will nur die Residenz für einige Zeit verlassen, um die Staats-Geschäfte von einem Terrain leiten zu können, das ich von geheimen Agenten frei zu erhalten vermag.

Graf.

Euer Durchlaucht wollten? —

Herzogin.

Noch heute mein kleines Schloß Caserta beziehen; mir

ſcheint, es liegt nichts Außerordentliches darin, daß ich dort einmal die Sommer-Monate zubringen will.

Graf.

Und der Herzog?

Herzogin.

Wird mit ſeinem geheimen Agenten hier bleiben, Caſerta iſt mein Privat-Eigenthum.

Graf.

Und wir — Euer Durchlaucht getreueſte Räthe?

Herzogin.

Sind freundlichſt eingeladen, mich zu begleiten.

Graf (einigermaßen verlegen).

Wird aber Seine Durchlaucht dieſen Schritt billigen? Weiß der Herzog darum?

Herzogin.

Er wird es erfahren! nach der unangenehmen Scene die wir vorhin gehabt, kann es ihm nur erwünſcht ſein, daß wir uns ein paar Tage nicht ſehen.

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Oberſthofmeiſter.

Oberſthofmeiſter.

Euer Durchlaucht haben befohlen! —

Herzogin.

Ich habe mich entſchloſſen, Herr Hofmarſchall, für einige

Wochen mein Schlößchen Caſerta zu beziehen, ich will noch heute Abend dahin abreiſen. Beſorgen Sie meinen Wagen und ſchicken Sie ſogleich einen Courier hinaus, damit man Wohnungen einrichte für den Grafen Steinhauſen und drei der übrigen Räthe mit dem nöthigen Perſonal. — Ich nehme die Prinzeſſin mit mir, meine Hofdamen können morgen folgen.

Oberſthofmeiſter (erſtaunt).

Aber Seine Durchlaucht, der Herr Herzog?

Herzogin.

Es iſt jetzt ſieben Uhr, ich wünſche, daß in einer halben Stunde mein Wagen am Gartenthore vorfährt.

Oberſthofmeiſter.

Aber Herr Herzog ſcheinen nicht verreiſen zu wollen, Seine Durchlaucht ſind ſo eben zu einer Jagd ausgeritten.

Herzogin (vor ſich).

Deſto beſſer! (laut) Aber ich werde nach Caſerta gehen, Herr Oberſthofmeiſter.

Oberſthofmeiſter (verblüfft).

Ganz zu Euer Durchlaucht Befehl!

Herzogin (in das Cabinet rufend).

Mein Schreibzeug! (Der Kammerdiener bringt es, ſie ſetzt ſich zum Schreiben.)

(Graf und Hofmarſchall auf der andern Seite nehmen eine Priſe.)

Oberſthofmeiſter.

Hm! — Hm! — Wie?

Graf

(zuckt mit den Achſeln).

Oberſthofmeiſter.

Nach Caſerta?

Graf.

So ſcheint's!

Oberſthofmeiſter.

Ja, aber? —

Graf.

Staats-Geheimniſſe!

Oberſthofmeiſter.

Mit Euren Geheimniſſen! Es wird unerträglich an dieſem Hofe!

Graf.

Finden Sie das?

Oberſthofmeiſter.

Nun ja, man kann ja keinen Schritt mehr thun, ohne daß man auf eine Heimlichkeit ſtößt.

Graf

(zuckt mit den Achſeln).

Oberſthofmeiſter.

Und der Herzog?

Graf.

Bleibt hier.

Oberſthofmeiſter.

Und ich?

Graf.

Ebenfalls.

Oberſthofmeiſter.

Und der Geheime?

Graf (mit einem Blick auf die Herzogin).

Bſt!

Oberſthofmeiſter

(huſtet verlegen).

Herzogin (laut).

Herr Oberſthofmeiſter!

Oberſthofmeiſter (erſchrocken).

Euer Durchlaucht!

Herzogin.

Dieſen Brief geben Sie morgen früh dem Herzog. — Laſſen Sie meinen Wagen einſpannen.

(Hofmarſchall ab.)

Herzogin.

Dieſe Maßregel kann kein Aufſehen erregen, und ſie iſt nothwendig; ich darf es nicht wagen, im jetzigen Augenblicke mit meinem Sohne mich offenbar zu überwerfen, namentlich nicht wegen jenes geheimen Agenten, ein Spielzeug an dem der Herzog nun einmal Geſchmack gefunden. Erwarten Sie mich hier, Graf Steinhauſen, ich muß einige nothwendige Anordnungen treffen.

(Ab ins Cabinet.)

Eilfter Auftritt.

Graf (allein).

(Geht heftig auf und ab.)

Das geht zu weit, und wie ich mich auch hin und her beſinne, das läßt ſich mit meiner Dienſtpflicht gegen Seine

Durchlaucht nicht vereinigen. — Aber was ſoll ich thun? — Die Herzogin iſt aufgeregt, ich kenne ihren feſten Willen, ſie wird von dieſem Entſchluß nicht abzubringen ſein. Wenn nur der Herzog da wäre! Eine ſo ſchöne Gelegenheit, mich als getreueſten Diener ihm darzuſtellen, kommt nicht ſobald wieder, aber der Herzogin den Gehorſam verweigern, iſt unmöglich. Sie hat bis jetzt alle Befehle gegeben, es wäre Rebellion gegen die Allerhöchſte Gewalt. (Er geht auf und ab.) Halt! — das ginge! So wäre es möglich, ja, ja, ich halte Ihre Durchlaucht von einem übereilten Schritt ab und der Herzog muß es mir danken.

Zwölfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Oberſthofmeiſter, dann die Herzogin und die Prinzeſſin.

Oberſthofmeiſter.

Die Wagen ſind bereit; — aber ich bitte Sie, beſte Excellenz, geben Sie mir Etwas an die Hand, woran ich mich halten kann. Der Kopf ſchwindelt mir. Schloß, Corridor, Treppen, Wagen, Alles läuft vor mir im Kreiſe herum.

Graf (wichtig).

Beſter Oberſthofmeiſter, wir befinden uns in einer äußerſt wichtigen Kriſis. Sie dürfen die Frau Herzogin nicht begleiten, ich fürchte —

Oberſthofmeiſter.

Eine Ungnade; — meine Zerſtreuung geſtern vor der Tafel.

Graf.

Möglich. Ich habe Ihnen neulich ſchon geſagt, daß hier Dinge geſchehen werden, vor deren Gewalt wir uns nur durch feſtes Aneinanderhalten ſchützen können.

Oberſthofmeiſter (faßt ſeinen Arm).

Sie ſehen, wie ich mich an Sie anklammere.

Graf.

Wohlan denn! Stehen Sie mir kräftig zur Seite, ich kenne Ihre Geiſtesgegenwart.

Oberſthofmeiſter.

Mein Gott! Was ſoll ich thun?

Graf.

Nicht viel, nur der Herzogin melden, daß die Wagen bereit ſeien, und dann ſollen Sie mit einem verlegenen Geſichte auf mich hinzuſetzen: Aber! —

Oberſthofmeiſter (ſehr verlegen).

Aber!

Graf.

Aber! — Ihr Geſicht iſt ganz vortrefflich! — —

(Herzogin und Prinzeſſin treten ein.)

Herzogin.

Wir ſind fertig! — Nun meine Herrn — was ſoll das — Graf Steinhauſen? — Sie ſehen ſo nachdenklich aus! — und Sie Oberſthofmeiſter — was ſoll Ihr verſtörtes Ausſehen?

Oberſthofmeiſter (ſehr beſtürzt).

Aber! —

Graf (leiſe zu ihm).

Noch nicht! —

Herzogin.

Nun Herr Oberſthofmeiſter, haben Sie meine Befehle beſorgt?

Oberſthofmeiſter.

Zu Euer Durchlaucht Befehl, die Wagen ſind bereit, aber — (ſieht den Grafen an). Aber....

Herzogin.

Was ſoll das Aber? — Herr Oberſthofmeiſter?

Graf.

So ſprechen Sie doch, melden Sie Ihrer Durchlaucht, was Sie gehört!

Oberſthofmeiſter

(in größter Verlegenheit, zuckt auffallend die Achſeln).

Herzogin.

Werde ich endlich erfahren?

Graf.

Der Oberſthofmeiſter iſt ganz außer ſich — es iſt aber auch ein ſeltſamer Umſtand — man meldet nämlich von der Wache, daß dorthin ſoeben der gemeſſenſte Befehl gekommen, heute Abend keinen Wagen, es ſei, welcher es wolle, aus dem Schloſſe zu laſſen.

Herzogin.

Keinen Wagen aus dem Schloſſe zu laſſen?

Graf.

So war der Befehl, nicht wahr, Herr Oberſthofmeiſter?

Oberſthofmeiſter

(der den Grafen erſtaunt angeſehen, ſehr kläglich).

Ja, allerdings.

Herzogin.

Und von wem kam dieſer Befehl?

Graf.

Von Seiner Durchlaucht, dem Herrn Herzog.

Herzogin (zum Oberſthofmeiſter).

Vom Herzog?

Oberſthofmeiſter.

Ja, allerdings!

Herzogin.

Und wer überbrachte dieſen Befehl?

Graf.

Der geheime Agent.

Herzogin (zum Oberſthofmeiſter)

Was muß ich hören, Herr Oberſthofmeiſter, wer überbrachte den Befehl?

Oberſthofmeiſter (ſchwer Athem holend).

Der geheime Agent.

Herzogin (reſignirt).

Es iſt gut, meine Herren, ſo werde ich erſt morgen reiſen!

Der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

Erster Auftritt.

Dieselbe Decoration.

Der Herzog. Der Kammerdiener.

Herzog.

Und Du sagtest, mein geheimer Agent —

Kammerdiener.

Gab gestern im Namen Euer Durchlaucht Befehl, das Schloß um 8 Uhr zu schließen und Niemand, namentlich aber keine Equipagen mehr hinauszulassen.

Herzog.

Sonderbar! — Und diesen Befehl erhielt die Schloßwache von meinem geheimen Agenten?

Kammerdiener.

Von Euer Durchlaucht geheimem Agenten.

Herzog (für sich).

Sollte sich diese Phantasiegestalt plötzlich verkörpert haben? Die Sache ist mir verdächtig; — oder sollte sich Jemand den Namen meines geheimen Agenten anmaßen, um ebenfalls im Geheimen irgend eine Macht auszuüben? (laut zu sich selbst redend.) Zu welchem Zweck konnte das Schloß gesperrt werden?

Kammerdiener.

Euer Durchlaucht halten zu Gnaden, es iſt mir zufällig vergönnt, darüber Auskunft ertheilen zu können.

Herzog.

Du? — In der That, ich bin neugierig, Monſieur George!

Kammerdiener.

Euer Durchlaucht, ich fange an, eine Größe zu werden; ich fange an, mich zu dem Platz zu erheben, der mir als der Erſte in Euer Durchlaucht privatimſten Dienſt gehört.

Herzog (zerſtreut).

Das wäre?

Kammerdiener.

Die Agenten der fremden Mächte — ich verſtehe darunter die Kammerfrauen ihrer Durchlaucht der Frau Herzogin — fangen an, mir vertrauliche Mittheilungen zu machen und dieſen verdanke ich es, daß ich im Stande bin, den Vorfall von geſtern Abend zu melden.

Herzog.

Ei! ei! So laß hören!

Kammerdiener.

Ihre Durchlaucht die Frau Herzogin beſchloſſen geſtern Abend nach gehabter Unterredung mit Euer Durchlaucht, gefolgt von Allerhöchſt ihrem Hofſtaate, der Prinzeſſin Eugenie und den Herren Miniſtern nach Caſerta überzuſiedeln.

Herzog.

Was höre ich!

Kammerdiener.

Damit die Sache nicht verrathen werden ſollte, eröffneten

die Frau Herzogin ihren Entſchluß erſt, nachdem Alle, welchen befohlen war, ſie zu begleiten, um ſie verſammelt waren. Doch kaum erließ der Oberſthofmeiſter den Befehl zum Vorfahren der Wagen am hinteren Schloß, ſo kam die Meldung zurück, das Schloß ſei auf allen Seiten geſperrt und Euer Durchlaucht geheimer Agent habe in Höchſt Ihrem Namen den Befehl gegeben, Niemanden mehr hinauszulaſſen.

Herzog.

Seltſam in der That! So ſonderbar die Sache klingt, ſo muß man ſie doch glauben. Wer hat mir dieſen Dienſt geleiſtet? — Die Prinzeſſin vielleicht? — Kaum glaublich! (am Fenſter.) Wer fährt da in den Hof?

Kammerdiener.

Es iſt die Equipage Sr. Exzellenz des Grafen von Steinhauſen.

Herzog.

Der war geſtern Abend auch bei der Conferenz drüben, er nähert ſich mir auffallend; ein Schritt, wie ihn meine Mutter vorhatte, konnte ihm nicht gleichgültig ſein. — Richtig! er hat den geheimen Agenten vorgeſtellt — aber ſein Einlenken ſoll ihm nichts helfen! Er war und iſt doch die Seele aller Machinationen gegen mich. — George!

Kammerdiener.

Euer Durchlaucht!

Herzog.

Ich mag den Grafen in dieſem Augenblicke nicht ſehen, verſtehſt Du? Mach ihm aber die vertrauliche Mittheilung, daß mein geheimer Agent ihn bei mir verklagt. — Höre, was er ſagt — (ab in ſein Kabinet.)

Zweiter Auftritt.

Der Kammerdiener. Der Graf.

Graf.

Nun Monſieur George, wie ſtehts? Viel beſchäftigt?

Kammerdiener.

Außerordentlich; Euer Excellenz; aber der Herr Graf wiſſen, daß der ſtärkſte Dienſt durchaus nicht drückt wenn der Herr gut aufgelegt iſt.

Graf.

Und iſt das im Augenblick der Fall?

Kammerdiener.

Im höchſten Grade, Excellenz. Ich habe Seine Durchlaucht noch nie ſo heiter geſehen, wie in dieſen letzten Tagen.

Graf.

Das wäre? Alſo Seine Durchlaucht ſind vollkommen zufrieden, laſſen nicht hie und da ein böſes Wort fallen über irgend Jemand? — Sie verſtehen mich, Monſieur George.

Kammerdiener.

Ich erinnere mir nicht.

Graf.

Zum Beiſpiel über mich? — Sie wiſſen, ſo beim Ankleiden, oder wenn zufällig die Rede auf mich kommt, oder wenn ich da geweſen bin? — Was, Monſieur George?

Kammerdiener.

Nicht eine Silbe! — Doch halt', ich will gegen Euer Excellenz offenherzig ſein.

Graf.

Nicht zu Ihrem Schaden, beſter George! — Alſo Seine Durchlaucht ſagten von mir —?

Kammerdiener.

Seine Durchlaucht haben nichts geſagt.

Graf.

Aber Sie ſagten doch —?

Kammerdiener.

Ich wollte offenherzig ſein. Der geheime Agent, Euer Excellenz —

Graf (ſehr gerannt).

Der geheime Agent —?

Kammerdiener.

Frühſtückte heute Morgen wie gewöhnlich mit Seiner Durchlaucht —

Graf.

Wie gewöhnlich!

Kammerdiener.

Als ich hereinkam, um das Service hinwegzunehmen, nannte der geheime Agent Euer Excellenz Namen.

Graf.

Mit Wohlwollen?

Kammerdiener.

Das will ich gerade nicht behaupten, mir ſchien vielmehr der Ton, in welchem er ſagte: Es war ohne Zweifel der Graf Steinhauſen, etwas ärgerlich, ja gereizt.

Graf.

Nun?

Kammerdiener.

Ich blieb natürlich in der Nähe und vernahm, es ſoll geſtern Abend an die Wachen des Schloſſes der Befehl gekommen ſein, ſämmtliche Gitter um 8 Uhr zu ſchließen, Niemanden und namentlich keine Wagen mehr hinauszulaſſen.

Graf.

Und weiter?

Kammerdiener.

Dieſen Befehl habe der geheime Agent überbracht —

Graf.

Weiter! weiter!

Kammerdiener.

Nun aber vernahm ich, wie ſich der geheime Agent bei Seiner Durchlaucht beſchwerte, daß man ſeinen Namen gemißbraucht, ihn in die Oeffentlichkeit hineingezogen, ihn compromittirt, und das habe Niemand anders gethan, wie Euer Excellenz der Herr Graf Steinhauſen.

Graf.

Das ſagte er vor Seiner Durchlaucht? — Und Hochdieſelben —

Kammerdiener.

Schienen ſehr ungehalten darüber und nahmen ſich vor, die Sache ſtrengſtens zu unterſuchen.

Graf.

Das iſt ſtark! Aber Monſieur George, ich beſchwöre Sie, woher könnte dieſer geheime Agent eine Ahnung haben, daß ich es geweſen, der in ſeinem Namen gehandelt? — Iſt denn dieſer Menſch überall und nirgends? Ich bitte Sie, lieber George, wer iſt dieſe räthſelhafte Perſon? Seien Sie ehrlich

und wahr gegen mich, geben Sie mir ein Licht in dieſer Sache, Sie müſſen ja das Genaueſte darüber wiſſen! — Umſonſt iſt der Tod, Monſieur George, alſo beſtimmen Sie einen Preis für ihre Mittheilung, er mag ſo groß ſein wie er will, ich will ihn zahlen. Ich gebe Ihnen natürlich mein Ehrenwort zum Pfande, daß Alles, was Sie mir ſagen werden, ſtreng verſchwiegen bleibt.

Kammerdiener.

Aber was wünſchen Euer Excellenz?

Graf.

Nur zu wiſſen, wer jener Mann iſt, nur ſeine Bekanntſchaft zu machen und ihn — wenn auch nur einige Minuten — zu ſprechen.

Kammerdiener.

Bedenken Euer Excellenz ſelbſt, das iſt unmöglich. Wie könnten Sie die Bekanntſchaft des geheimen Agenten machen, ohne daß er ſelbſt damit einverſtanden wäre? Ich kann Sie doch nicht unſichtbar zu ihm führen.

Graf.

Gewiß nicht; aber wenn Sie ihm vorſtellten, eine ſolche kurze Unterredung würde einen der getreueſten Diener Seiner Durchlaucht, einen Mann, dem das Wohl des Staates ſo ſehr am Herzen liegt, außerordentlich glücklich machen? Man wäre ſicher, Anknüpfungspunkte, Beziehungen zu einander zu finden, die es möglich machten, ſpäter vereint in gleichem Intereſſe den gleichen Weg zu wandeln, zum Glücke Seiner Durchlaucht und zum Heil des Landes.

Kammerdiener.

Wenn ich nur Euer Excellenz Worte ſo behalten könnte,

es wäre doch am Ende möglich, daß ſie ihren Eindruck auf den geheimen Agenten nicht verfehlten!

Graf.

Glauben Sie, Monſieur George? Meiner unbegränzten Dankbarkeit ſind Sie gewiß.

Kammerdiener.

Euer Excellenz werden einſehen, daß dies ein ſehr ſchwieriges gefährliches Unternehmen bleibt, hinter dem Rücken Seiner Durchlaucht, ja gegen ſeinen ausdrücklichen Befehl, Allerhöchſt Seinem geheimſten Agenten einen ſolchen Vorſchlag zu machen.

Graf.

Monſieur George, wir verſtehen uns, der Preis für Ihre Bemühungen ſoll dieſen Bemühungen glänzend gegenüberſtehen.

Kammerdiener.

Um mich Euer Excellenz zu verbinden, will ich mein Mögliches verſuchen.

Graf.

Und im Fall des Mißlingens wird der geheime Agent tactvoll genug ſein, uns nicht zu verrathen.

Kammerdiener.

Der geheime Agent iſt ein Mann von Ehre.

Graf.

Darauf rechne ich.

(Kammerdiener in das Cabinet links.)

Graf (allein).

Aber wie iſt es möglich, daß der geheime Agent auch dies erfuhr! Die Sache wird immer räthſelhafter. War doch

Niemand bei der Scene geſtern Abend zugegen, als die Herzogin, die Prinzeſſin und der Oberſthofmeiſter. — Der Oberſthofmeiſter! — Sollte der mich verrathen haben? — Unmöglich wäre es nicht! Schändlich! Schändlich! — Aber nicht unwahrſcheinlich: er kommt mir überhaupt in der letzten Zeit ſehr verändert vor, ſchleicht ſo ſcheu umher, iſt ſo einſylbig, auch nimmt er ſich die kleine Ungnade der Frau Herzogin ſehr zu Gemüth — es ſollte mich gar nicht wundern, daß er alle möglichen Schritte thut, um ſich dem Herzog zu nähern und da gibt es freilich keinen beſſern Weg, als indem er dem geheimen Agenten vertrauliche Mittheilungen macht. — So iſt's! Es kann mich Niemand verrathen haben, wie der Oberſthofmeiſter!

Dritter Auftritt.

Der Vorige. Graf Oskar.

Graf.

Ah! Mein Neffe! Sieht man Dich endlich?

Oskar.

Ich habe Sie heute Morgen vergebens auf Ihrem Arbeitszimmer geſucht, beſter Oheim.

Graf.

Ueber euch junge Leute! Einer iſt gerade ſo leichtſinnig wie der Andere. Bis Mitternacht warſt Du nicht zu Hauſe.

Oskar.

Verzeihen Sie, beſter Oheim, ich war geſtern Abend in Geſellſchaft junger, vergnügter Leute, worunter mehrere alte Bekannte; wir ſprachen von vergangenen Zeiten und da wurde es etwas ſpät.

Graf.

Aber Du hätteſt dieſen Morgen in aller Frühe zu mir kommen ſollen, um mir jene Mittheilung von ſo hoher Wichtigkeit zu machen.

Oskar.

Welche?

Graf.

Ueber Deine Vergeßlichkeit! Gingſt Du denn geſtern Abend nicht in den Park hinab, um die Bekanntſchaft des geheimen Agenten zu machen?

Oskar.

Ja ſo, das hätte ich beinahe vergeſſen! Als ich in den Park hinabkam —

Graf.

Nun?

Oskar.

Sah ich ihn an der großen Orangerie ſtehen.

Graf.

Alſo doch? — Weiter! Weiter!

Oskar.

Ein junger, ziemlich großer, gut ausſehender Mann mit eleganter Tournure, friſchen aufgeweckten Geſichtszügen, einem hellen Blick, raſch in ſeinen Bewegungen, ſeinem Sprechen.

Graf.

Alſo Du ſprachſt mit ihm?

Oskar.

Natürlich! Wir wechſelten einige Worte über den ſchönen Park, über die neue Orangerie, über das herrliche Wetter, über Pferde und Hunde, aber ich fand ihn ziemlich einſylbig.

Graf.

Doch nicht unfreundlich?

Oskar.

Nein, aber ſo viel Mühe ich mir auch gab, die Unterredung auf ein pikanteres Terrain zu ſpielen —

Graf.

Wobei Du Dich aber hoffentlich in Acht nahmeſt, ihm zu verſtehen zu geben, Du wüßteſt, wer er ſei!

Oskar.

Wie können Sie ſo etwas denken? — ſo ging doch unſere Converſation bald zu Ende. Ich konnte nicht einmal dazu kommen, nach ſeiner Wohnung zu fragen, denn er grüßte mich ſehr höflich und verſchwand in den Gebüſchen.

Graf.

Nun, es iſt doch ein kleiner Schritt geſchehen! Du wirſt ihn natürlich bei irgend einer Gelegenheit wieder erkennen, er wird ſich Deiner ebenfalls erinnern und das kann ſchon zu Etwas führen. Ich muß auf Deine Hülfe rechnen, lieber Oskar, es iſt hier bei Hofe nicht mehr Alles, wie ſonſt.

Oskar.

Ich bemerke es.

Graf.

Du biſt eingeweiht in unſere Verhältniſſe, — ich habe es der Frau Herzogin oft geſagt, wie Unrecht ſie thue, Seiner Durchlaucht keine andere Stellung anzuweiſen, aber ſie gab meinen Rathſchlägen kein Gehör, es ſollte Alles beim Alten bleiben.

Oskar.

Und daß dem Herzog dieſes Alte nicht beſonders gefalle, kann man ſich denken. Man lächelt ja auswärts darüber, ja hier im eigenen Lande hört man Vieles mißbilligen.

Graf.

Leider! Leider! Aber das Schlimmſte bei der Sache iſt, daß der Herzog einen außerordentlich klugen und fein angelegten Plan befolgt, um ſich ſeiner Feſſeln zu entledigen.

Oskar.

Durch ſeinen geheimen Agenten?

Graf.

Verſteht ſich! Er erforſcht unſere Entwürfe, er durchkreuzt unſere Plane, ohne je ſeiner Mutter gegenüber zu treten. Er lockert den Boden unter unſern Füßen und wenn es einmal irgendwo anfängt zu brechen, ſo ſtürzen wir Alle zuſammen.

Oskar.

Das iſt ja entſetzlich, und gibt es denn kein Mittel, das Sie vor dieſem Sturze bewahrt, beſter Oheim?

Graf.

Nur ein Einziges, und dazu bedarf ich Deiner Hülfe.

Oskar.

Rechnen Sie ganz auf mich.

Graf.

Nicht ſo ſchnell, junger Herr! Ich verlange viel von Dir. Um mich zu unterſtützen, mußt Du Dich vermählen.

Oskar.

Wie, lieber Oheim?

Graf (lächelnd).

Erſchrick nicht, es iſt die glänzendſte Partie, die je Einer von unſerem Hauſe gemacht. — Die Prinzeſſin Eugenie!

Oskar.

Sie ſehen mich überraſcht.

Graf.

Aber angenehm überraſcht, wie ich hoffe? Eine Verbindung mit dem regierenden Hauſe durch die Hand des ſchönſten Mädchens im ganzen Lande.

Oskar.

Das iſt allerdings wahr, aber wird die Prinzeſſin mit dieſer Verbindung einverſtanden ſein? Ich möchte um Alles nicht, daß mir der Wille der Herzogin die Hand der jungen liebenswürdigen Dame verſchaffte.

Graf.

Unbeſorgt! — Ohne Dir Komplimente machen zu wollen, biſt Du ſchon ein Mann, der im Stande iſt, ein weibliches Herz zu erobern. Die Prinzeſſin iſt vollkommen frei, und wenn mich nicht Alles trügt, haſt Du geſtern keinen ungünſtigen Eindruck auf ſie gemacht.

Oskar.

Lieber Oheim, es iſt ein Schritt für's ganze Leben, er ſollte reiflich überlegt werden.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Der Oberſthofmeiſter.

Oberſthofmeiſter (tritt in den Gang hinaus).
Das Diner iſt heute im kleinen Garten-Salon.

Graf (zu ſeinem Neffen).
Eine unangenehme Unterbrechung! Und gerade durch ihn! — Nimm Dich vor dem Oberſthofmeiſter in Acht, mache ihm durchaus keine Confidencen, ich habe alle Urſache, ihm zu mißtrauen.

Oberſthofmeiſter.
Ah, meine Herren! So eben komme ich von einer Promenade zurück.

Graf (lächelnd).
Darin ſcheint mir nichts Außerordentliches zu liegen.

Oberſthofmeiſter.
Euer Excellenz laſſen mich nicht ausreden. Aber auf eben dieſer Promenade habe ich ihn wieder geſehen.

Graf.
Wen denn?

Oberſthofmeiſter.
Er grüßte mich recht freundlich.

Graf.
Wer denn?

Oberſthofmeiſter.
Nun, wer ſonſt, als mein Bekannter, der geheime Agent.

Graf.

Ihr Bekannter, der geheime Agent?

Oskar.

Kennen Sie ihn auch?

Oberſthofmeiſter.

Auch? Ich möchte wiſſen, wer an dieſem Hofe ſonſt ſeine Bekanntſchaft gemacht hat?

Graf (zu ſeinem Neffen, der ſprechen will.)

Pst! — Alſo Sie kennen den geheimen Agenten?

Oberſthofmeiſter.

Freilich! Ich machte geſtern in dem Park ſeine Bekanntſchaft. — Ein charmanter Mann! Ich ließ ihm ſämmtliche Waſſer ſpringen.

Graf.

Ei, ei! Und wo fanden ſie ihn?

Oberſthofmeiſter.

Sämmtliche Waſſer, was er ſehr hoch aufzunehmen ſchien.

Graf.

So! ſo!

Oberſthofmeiſter.

Ich fand ihn an dem großen Baſſin, es machte dieſem bedeutenden Manne Freude die Enten zu füttern.

Graf.

Ei, ei!

Oberſthofmeiſter.

Ein alter unterſetzter Herr, ſo in unſern Jahren.

Graf und Oskar.

Was?

Graf.

Du ſagteſt doch —?

Oskar.

Erlauben Sie Herr Oberſthofmeiſter!

Oberſthofmeiſter (beſtimmt).

Ein alter unterſetzter Herr, hoch in den Fünfzigen.

Graf.

Ha! ha! ha!

Oberſthofmeiſter.

Worüber lachen Euer Excellenz?

Graf.

Ueber Ihren geheimen Agenten.

Oberſthofmeiſter.

Der iſt mir durchaus nicht lächerlich.

Graf (lachend).

Sie ſind im Irrthum, beſter Oberſthofmeiſter! — Oder hat er Ihnen vielleicht anvertraut! er ſei der geheime Agent?

Oberſthofmeiſter.

Das nicht, aber —

Oskar.

Nun dann haben Sie einen harmloſen Spaziergänger für den geheimen Agenten angeſehen.

Oberſthofmeiſter.

Unmöglich!

Graf.

Haben einem Fremden, Unbekannten ſämmtliche Waſſer ſpringen laſſen. — Welche Verſchwendung!

Oberſthofmeiſter.

Das wäre unangenehm!

Graf.

Ha! ha! ha! Und ihn auf der Straße freundlichſt gegrüßt.

Oberſthofmeiſter (ernſter).

Aber woher können Euer Excellenz ſo genau wiſſen, daß es nicht der geheime Agent war, deſſen Bekanntſchaft ich gemacht?

Oskar.

Weil der geheime Agent ein junger Mann iſt, groß, ſchlank, in meinen Jahren.

Oberſthofmeiſter.

Alſo Sie kennen ihn?

Graf (leiſe, erſtaunt).

Er kennt ihn ſehr genau. — Univerſitäts-Freunde! Waren Beide außerordentlich überraſcht, ſich hier wieder zu finden.

Oskar.

Sehr überraſcht!

Oberſthofmeiſter.

Das kann ich mir denken.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. Der Kammerdiener.

Kammerdiener

(aus dem Cabinet des Herzogs, rückt einen Fauteuil, der im Wege steht, etwas zurück).

Oberſthofmeiſter (der ihm zunächſt ſteht).

Was iſt, Monſieur George?

Kammerdiener.

Seine Durchlaucht werden ſich im Augenblick zu Höchſt-Ihrer Frau Mutter begeben. (Er ſagt auf dem Wege in das Cabinet der Herzogin leiſe zum Grafen): Eure Excellenz werden mir verzeihen, aber ich glaube, es wäre beſſer, wenn Seine Durchlaucht Euer Excellenz in dieſem Augenblicke hier nicht ſehen würden.

Graf.

Ich danke Ihnen. (laut): Alſo Herr Oberſthofmeiſter, auf Wiederſehen bei der Tafel. Aber nehmen Sie mir nicht übel, ich kann Ihrer Durchlaucht, der Frau Herzogin die köſtliche Geſchichte mit den ſpringenden Waſſern nicht vorenthalten.

Oberſthofmeiſter.

Euer Excellenz werden beſſer thun, dieſe Neckereien zu unterlaſſen.

Graf (im Abgehen).

Adieu, adieu! à revoir! Ha! Ha! Ha! köſtlich! köſtlich! (Graf und Oſkar ab.)

Oberſthofmeiſter (allein).

Da geht er lachend ab, aber wir wollen ſehen, wer zuletzt lacht, und ich bin doch überzeugt, daß es der geheime Agent war, deſſen Bekanntſchaft ich gemacht.

(Der Herzog geht über das Theater in die Thür rechts, der Oberſthofmeiſter macht ihm eine tiefe Verbeugung).

Ja, wer zuletzt lacht, lacht am Beſten, und ich glaube nicht, daß Seine Excellenz am Schluß von der fröhlichen Partie ſein ſoll. Wenigſtens wäre keine Gerechtigkeit darin zu finden. Dieſe Grafen Steinhauſen, Onkel und Neffe, ich traue ihnen durchaus nicht, man muß ſich vor ihnen in Acht nehmen. Der alte Graf, bisher in der heftigſten Oppoſition gegen Seine Durchlaucht ſcheint von dem neuen Wind, der jetzt bei Hofe weht, ſcharf umgedreht zu ſein. Nun, wenn dieſe Windfahne auch jetzt gutes Wetter zeigt, wird Seine Durchlaucht doch hoffentlich nie vergeſſen, woher beſtändig Sturm und Regen gekommen. — Und die Beiden wollen den geheimen Agenten ſchon ſo genau kennen? — Ich kann es nicht glauben, bin dagegen vollkommen überzeugt, daß ſie alle Minen ſpringen laſſen, um dieſe wichtige Bekanntſchaft zu machen. Und ich bin es mir meiner Stellung ſchuldig, ein Gleiches zu thun — Ab, beſter George!

(Der Kammerdiener kommt aus dem Cabinet zurück.)

Kammerdiener.

Herr Oberſthofmeiſter, ganz zu Ihren Dienſten.

Oberſthofmeiſter.

Redensart, Redensart, mein Lieber! Sie ſind nicht zu meinen Dienſten, ich weiß das beſſer.

Kammerdiener.

Herr Oberſthofmeiſter könnten an meiner Bereitwilligkeit zweifeln, für Sie zu thun, was in meinen Kräften ſteht?

Oberſthofmeiſter (ſetzt ſich).

Ja, ja, man kennt euch Herrn mit Euren Ausreden! — Was in meinen Kräften ſteht? — Aber wenn man einmal etwas von Euch verlangt, ſo ſteht's gleich nicht in Euren Kräften. He, Monſieur George!

Kammerdiener.

Herr Oberſthofmeiſter thun mir Unrecht. Ich weiß ſehr genau und werde es nie vergeſſen, wie viel ich Ihrer gnädigen Protektion verdanke.

Oberſthofmeiſter.

Nun, wir haben ſeiner Zeit das Unſrige gethan, Ihnen zum jetzigen Poſten zu verhelfen. Aber Undank iſt der Welt Lohn!

Kammerdiener.

Aber nicht der meinige, ich verſichere Sie, Herr Oberſthofmeiſter.

Oberſthofmeiſter.

Wirklich, lieber George? Ein Phänomen, ein Kleinod von einem Kammerdiener, der Dankbarkeit beſitzt?

Kammerdiener.

Stellen Sie mich auf die Probe; es gibt nur einen einzigen Punkt, in dem ich durchaus nicht? ſagen, nichts thun, ja nichts denken darf.

Oberſthofmeiſter.

Sehen Sie — — ſchon Ausflüchte!

Kammerdiener.

Aber nur ein einziger Punkt, Herr Oberſthofmeiſter! Wie ſollten Sie gerade auf dieſen verfallen?

Oberſthofmeiſter.

Meine Frage, mein Wunſch betrifft den geheimen Agenten!

Kammerdiener.

Ich bin untröſtlich, Herr Oberſthofmeiſter, das iſt gerade der Punkt, den ich vorhin andeutete.

Oberſthofmeiſter.

Sehen Sie — Ihre Ausflüchte! O Dankbarkeit!

Kammerdiener.

Herr Oberſthofmeiſter, Sie ſehen, wie mich Ihre Vorwürfe quälen. Wohlan denn! ich will Ihnen zeigen, daß ich Ihrer Protektion auch in Zukunft nicht unwerth bin. — Was verlangen Sie von mir? — Ich will es thun, wenn es möglich iſt.

Oberſthofmeiſter.

Sehen Sie, lieber George, jetzt ſprechen Sie wie ein vernünftiger Mann, der ſeinen Vortheil verſteht. Sie haben, wie ich hörte, das kleine Zimmer an der Ecke mit der Ausſicht in den Park zu Ihrem Arbeit-Cabinet gewünſcht. — Sie können heute noch einziehen.

Kammerdiener.

Ich danke von Herzen, Herr Oberſthofmeiſter; aber dürfte ich erfahren? —

Oberſthofmeiſter.

Verſteht ſich. — Sogleich! — Sie haben das Glück,

den Vertrauten Seiner Durchlaucht, den geheimen Agenten, täglich zu sehen. Es soll ein liebenswürdiger Mann sein!

Kammerdiener.

Etwas Außerordentliches, Herr Oberſthofmeiſter!

Oberſthofmeiſter.

So hat man mir ihn geſchildert. Ein geſetzter Mann in meinen Jahren.

Kammerdiener (nach einer Pauſe).

Ja!

Oberſthofmeiſter (für ſich).

So war er es doch, mit dem ich geſtern im Park geſprochen und dieſe Grafen Steinhauſen verſuchten es, mich mit ihrem Univerſitäts-Freund hinter's Licht zu führen. — Nicht ſo dumm! (laut): Sie können ſich denken, lieber George, daß es mich außerordentlich drängt, die genaue Bekanntſchaft dieſes vortrefflichen, geiſtreichen Mannes zu machen, ihm in meiner Eigenſchaft vorgeſtellt zu werden, mit ihm ein Geſpräch zu haben, wodurch wir vielleicht im Stande ſind, uns zu nähern und gemeinſchaftlich jene Schritte zu thun, welche für das Wohl Seiner Durchlaucht und des Landes ſo unumgänglich nothwendig ſind.

Kammerdiener.

Sie verlangen viel von mir, Herr Oberſthofmeiſter. — Sie kennen den gemeſſenen Befehl Seiner Durchlaucht, es ſoll Niemand dem geheimen Agenten vorgeſtellt, ja nur mit ihm bekannt gemacht werden.

Oberſthofmeiſter.

Seien Sie ruhig, das verlange ich auch nicht von Ihnen!

Kammerdiener.

Wie ſo, Herr Oberſthofmeiſter?

Oberſthofmeiſter.

Ich kenne ja bereits den geheimen Agenten.

Kammerdiener.

Der Tauſend?

Oberſthofmeiſter.

Ich traf ihn geſtern im Park. Sie ſollen mir nur in dieſen Tagen eine Unterredung mit ihm verſchaffen, eine kleine Unterredung voilà tout.

Kammerdiener (lächelt).

Wenn die Sachen ſo ſtehen, kann ich ſchon etwas riskiren. Ich will mein Mögliches thun, Herr Oberſthofmeiſter.

Oberſthofmeiſter.

Aber bald mein lieber George!

Kammerdiener (mit Betonung).

Noch heute will ich den geheimen Agenten mit dem Wunſche des Herrn Oberſthofmeiſters bekannt machen (er geht bis zur Thür des Cabinets links.) Ah, ich bitte tauſendmal um Verzeihung, Herr Oberſthofmeiſter. Ihre Durchlaucht, die Frau Herzogin haben mir ſo eben befohlen, Ihnen die Meldung zu machen, daß ſich Dieſelben zu unwohl fühlen, um dem Diner beizuwohnen und wollen deßhalb hier im Salon mit der Prinzeſſin Eugenie ſpeiſen.

Oberſthofmeiſter.

Bon!

(Beide ab.)

Sechster Auftritt.

Der Herzog und die Prinzeſſin (aus dem Cabinet rechts).

Herzog.

Es iſt alles umſonſt, Mama wird freiwillig nicht zurück treten, im Guten nicht nachgeben.

Prinzeſſin.

Haben das Euer Durchlaucht anders erwartet?

Herzog.

Leider nein, aber ich hätte gedacht, daß die wirkſame Hülfe unſeres geheimen Agenten ihren Eindruck auf ſie nicht verfehlen würde.

Prinzeſſin.

Das thut er auch nicht, aber die Frau Herzogin ändert ihre Entſchlüſſe nicht leicht.

Herzog.

Leider, leider! Heute behauptet ſie nun, ihre Nervenzuſtände einmal wieder im höchſten Grade zu haben. Sie befolgt ihren alten Plan, ſie bittet mich um Gottes willen, ſie in Ruhe zu laſſen, das heißt, man ſolle ihr in nichts widerſprechen, man ſoll keinen eigenen Willen haben, man ſoll ſich all ihren Launen und Wünſchen fügen. — O es iſt unerträglich.

Prinzeſſin.

Verlieren Euer Durchlaucht die Geduld nicht, werden Sie um Gottes willen nicht heftig, Sie können und dürfen nicht gewaltſam gegen die Frau Herzogin, Ihre Mutter, auftreten.

Herzog.

So eben, nachdem ihre bitteren und nicht ganz ungerechten Klagen wegen Schließung des Schloſſes geſtern Abend vorüber waren, bringt ſie die beiden unglückſeligen Heirathsprojecte wieder dringend zur Sprache.

Prinzeſſin.

Sie ſieht darin das Heil Euer Durchlaucht, das Wohl des Landes.

Herzog (ärgerlich).

Und auch Sie, Eugenie, ſcheinen mir faſt die gleichen Anſichten zu haben, auch Sie verlaſſen mich und ich ſtehe ganz allein.

Prinzeſſin.

Gewiß nicht, Euer Durchlaucht, aber wenn ich Ihnen auch vor einigen Tagen meine Beiſtimmung zu der Schöpfung des geheimen Agenten gab, ſo hat ſich der Stand der Dinge in der Zeit hier ſo verändert, daß ich es mir und Ihnen ſchuldig bin, mich vollkommen paſſiv zu verhalten.

Herzog.

Vollkommen paſſiv, Eugenie?

Prinzeſſin.

Nun ja, bis auf einen gewiſſen Punkt.

Herzog.

Und dieſer gewiſſe Punkt, Eugenie? O ich bitte, ich beſchwöre Sie, geben Sie mir einmal das ſüße Geſtändniß von Ihren Lippen, daß Sie mich lieben, geben Sie mir durch das kleine Wort die größten und ſeligſten Hoffnungen, bedenken Sie Eugenie, daß wie die Sachen jetzt ſtehen, meine Mutter, rückſichtslos wie ſo oft, im Stande iſt, heute Mor-

gen, in den nächſten Tagen Ihre Verlobung mit dem Grafen Steinhauſen zu veröffentlichen!

Prinzeſſin.

Sie wird das nicht thun, ohne mich vorher zu ſprechen.

Herzog.

Glauben Sie? Rechnen Sie nicht zu feſt darauf! Ich war vorhin im Begriff, ihr Alles zu geſtehen, die Geſchichte meines geheimen Agenten, meine Liebe zu Ihnen und zum Lohn für meine Aufrichtigkeit Ihre Hand zu verlangen.

Prinzeſſin.

Meine Hand und mit derſelben Ihre beſtändige Abhängigkeit — es wäre alles verloren geweſen. Vertrauen mir Euer Durchlaucht meine eigene Sache an, die Frau Herzogin hat mich zu ihrer Geſellſchaft hieher befohlen und ich bin überzeugt, daß die bewußte Angelegenheit noch in dieſer Stunde zur Sprache kommt.

Herzog.

Sie kommt! — O ſeien Sie klug Eugenie, denken Sie, mit welcher Ungeduld ich auf das Reſultat dieſer Unterredung warte. Seien Sie vorſichtig, machen Sie keine Verſprechungen!

Prinzeſſin (lächelnd).

Ihr geheimer Agent ſoll mit mir zufrieden ſein.

Herzog (küßt ihr die Hand).

O dann bin ich es auch.

(ab.)

Siebenter Auftritt.

Die Prinzeſſin. Die Herzogin, ſpäter der Herzog.

Herzogin

(auf eine ihrer Kammerfrauen geſtützt, läßt ſich auf ein Fauteil nieder.)

Ich danke, meine Gute!

(Die Prinzeſſin befindet ſich im Hintergrunde, an dem Fenſter rechts.)

Nach ſo vielen unangenehmen Geſchäften, nach dieſen ewigen Scenen voll Widerſpruch, voller Einwendungen, voller Aber — eine kleine ruhige Stunde. — — — — Endlich bin ich einmal im Stande, eine meiner Lieblings-Ideen, die Vermählung meiner guten Eugenie mit dem Grafen Oskar der Betreffenden gegenüber ausſprechen zu können, ohne daß ich gewärtig ſein müßte, auch hier Einwendungen zu hören, und auf Meinungen zu ſtoßen, die den meinigen entgegenſtehen. — Wie wird das gute Kind überraſcht ſein, wie dankbar wird ſie meine mütterliche Fürſorge aufnehmen? — Ja, nach all' dem Unangenehmen bin ich mir dieſe Belohnung ſchuldig, die erſte angenehme Unterredung des heutigen Tages. (Die Prinzeſſin iſt näher gekommen.) Ah, da iſt ſie ſchon!

Prinzeſſin.

Wie geht es Ihnen, gnädigſte Tante?

Herzogin.

Nicht gut, mein Kind. Ich fühle mich heute ſo entſetzlich angegriffen, daß es mir unmöglich iſt, irgend welche Be-

ſellſchaft um mich zu leiden, nur die Deine iſt mir wohlthuend, liebe Eugenie. Setze Dich zu mir.

Prinzeſſin.

Ja, gnädigſte Tante, — befehlen Sie, daß ich Ihnen etwas vorleſen ſoll?

Herzogin.

Laſſen wir das, mein Kind! Mein Gemüth iſt heute ſo zart geſtimmt, daß mich ſelbſt die melodiſchſten fremden Klänge wie Mißtöne angreifen. Du warſt heute ausgefahren?

Prinzeſſin.

Nur eine kleine Tour. Ich fuhr um die Stadt und durch den Park zurück.

Herzogin.

Nichts Neues?

Prinzeſſin.

Durchaus nichts.

Herzogin.

Was wußte Deine Hofdame?

Prinzeſſin.

Nicht viel, gnädige Tante!

Herzogin.

Sprach ſie nichts von dem Gerüchte, das ſich ſchon in der Stadt verbreitet haben ſoll, der Herzog werde ſich vermählen?

Prinzeſſin.

Nicht das Geringſte.

Herzogin.

Mit der Prinzeſſin Amalie von Braunſchweig. Es wäre mir lieb, wenn etwas davon ins Publikum gedrungen wäre,

da die Verhandlungen dem Abſchluß nahe ſind. Es iſt immer angenehm, zu erfahren, welchen Eindruck ſo etwas bei Hof und in der Stadt macht.

Prinzeſſin.

Allerdings!

Herzogin.

Dieſe Vermählung würde an unſerem Hofe eine große Veränderung zur Folge haben, der Eintritt einer fremden Fürſtin! der Gemahlin des regierenden Herzogs. (lächelnd): Wir werden für einige Zeit zurückſtehen müſſen, liebe Eugenie!

Prinzeſſin.

Mit Vergnügen, liebe Tante, was mich betrifft —

Herzogin.

Du wirſt nach wie vor mein liebes Kind ſein, meine gute Eugenie, und ich, wie bisher, Deine zweite Mutter.

Prinzeſſin.

Ich habe nie daran gezweifelt.

Herzogin.

Ich bin davon überzeugt und ich hoffe, es ſoll zwiſchen uns nie anders werden bis zu meinem Tode.

Prinzeſſin.

O davon ſprechen Sie nicht, liebe Tante!

Herzogin.

Auch davon muß man ſprechen, — und ich habe oft daran gedacht und namentlich in letzterer Zeit, für den Fall ängſtlich überlegt, auf welche Weiſe Dein künftiges Schickſal zu ſichern wäre. Der Herzog wird ſich verheirathen, ich werde nicht mehr ſein und Du, vater- und mutterlos, würdeſt allein in der Welt ſtehen (betrachtet ſie forſchend), wenn es nicht mei-

nen unabläſſigen Bemühungen gelungen wäre, ſchon jetzt Deine Zukunft glänzend feſtzuſtellen, — glänzend feſtzuſtellen.

Prinzeſſin.

O dieſe Sorge um mich, dieſe Güte, Frau Herzogin!

Herzogin (mit ſtärkerer Stimme).

Ich habe es demnach für das Beſte gefunden, und beſchloſſen, Dich mein Kind ebenfalls zu vermählen.

Prinzeſſin.

Mich zu vermählen?

Herzogin.

Der Herzog iſt derſelben Anſicht und Du kannſt Dir denken, liebe Eugenie, daß wir die beſte und glänzendſte Partie des Landes für Dich ausgeſucht.

Prinzeſſin.

Sie ſehen, wie ich überraſcht bin, daran hab' ich nicht gedacht?

Herzogin (beſtimmt).

Ich glaube es wohl mein Kind und da ich vorausſetzte, daß Du Dich ſelbſt mit Deiner Zukunft nicht beſchäftigen würdeſt, ſo war es meine Pflicht, dies für Dich zu thun.

Prinzeſſin.

Aber gnädige Tante —!

Herzogin.

Ein Aber Prinzeſſin? Und bevor ich Dir noch den Namen Deines künftigen Gemahls genannt? — Unſer Miniſter, der Graf Steinhauſen, hat auf Unſere Veranlaſſung für ſeinen Neffen, den Grafen Oskar um Deine Hand angehalten.

Prinzeſſin.

Aber man ſagte mir nichts davon, Frau Herzogin.

Herzogin (mit ſtarker Stimme).

Weil Wir es nicht für zweckmäßig erachteten.

Prinzeſſin.

Das iſt was Anderes.

Herzogin.

Wir verfügten über Deine Hand — (weicher) doch Du ſiehſt, mein Kind, ich ſpreche über dieſe Angelegenheit, wie eine Mutter mit Dir. Auch wünſchte ich Deine Anſicht darüber zu vernehmen.

Prinzeſſin (für ſich).

Nachdem über mich verfügt iſt!

Herzogin.

Theile mir Deine Anſicht mit, mein Kind; ohne Scheu, frei und offen, Du weißt, wie ſehr mir Dein Glück am Herzen liegt.

Prinzeſſin.

Da ich es weiß, gnädige Tante, ſo erlaube ich mir, für Ihre gütige Fürſorge meinen herzlichſten Dank auszuſprechen. Ich, das Kind Ihres Bruders, ſtand bei dem Tode meiner geliebten Mutter, meines vortrefflichen Vaters, der auf dem Schlachtfelde blieb, allein in der Welt. Sie, gnädige Tante ſorgten aufs Glänzendſte für meine Erziehung und nahmen mich hieher an den Hof, wo man mich wie das Kind des Hauſes betrachtete. Es wurde mir ein glückliches Loos zu Theil, ich hatte alle Freiheiten, die einer jungen Dame von Stande nur zu Theil werden können. Ich ſah die Welt, denn ich durfte

Sie auf Ihren Reiſen begleiten, ich war vollkommen glücklich, mir fehlte nichts, Sie waren meine Mutter, ich hing an Ihnen, ich war Ihnen in inniger Liebe zugethan.

Herzogin.

Das iſt Alles wahr!

Prinzeſſin.

Meine Dankbarkeit für Sie war und iſt unergründlich, ich ſuchte Ihnen durch meine Liebe, durch meine Verehrung, durch die Achtſamkeit auf Ihre Befehle, auf Ihre Wünſche einigermaßen die Sorgfalt zu vergelten, mit der Sie meine Kindheit geleitet und geſchützt. Meine ganze Seele war Ihnen geweiht, nur von dem Wunſche beſeelt, für Sie zu leben, nur erfüllt mit Ihrem Bilde.

Herzogin.

Alles wahr; ich habe Dich immer ſo erkannt, Du haſt ein gutes Herz.

Prinzeſſin.

Aber dies Herz war das Herz eines jungen Mädchens, ein fühlendes Herz, gnädige Tante. In dies Herz drang ein Ton, der anfänglich wie im tiefen Traum erſcheint, wie der Klang eines Waldhorns unter blühenden Bäumen, ein ſüßer Klang mit zitterndem, lang anhaltendem Echo. Man vergißt ihn nimmer dieſen Ton, er füllt das ganze Herz aus, in welchem er einmal leiſe angeklungen, er wird ſtärker und ſtärker, andere Töne, theils ſchmerzlich und trauernd, theils die höchſte Luſt athmend, klingen dazwiſchen, und ehe wir es uns verſehen, geliebte Tante, lauſchen wir freudig der ſo entſtandenen Melodie, dieſen ewig beglückenden Tönen, einer Melodie, welche man im Leben die Liebe nennt.

Herzogin.

Was muß ich hören, Unglückſelige? Was muß ich verſtehen aus Deinen träumeriſchen Bildern? — Du liebſt?

(Der Herzog iſt in die Thür des Cabinets getreten.)

Herzog (für ſich).

Es iſt das Erſtemal, daß ich lauſche, und ich will es gewiß nimmer thun; aber wer würde jetzt dieſe Stelle verlaſſen?

Prinzeſſin.

Ja, ich liebe!

Herzogin.

Unerhört! Wo entſtand dieſe Neigung, wer iſt der Gegenſtand derſelben? Muß ich Deine Antwort fürchten?

Prinzeſſin.

Leider, Frau Herzogin, kann meine Antwort für Sie nicht befriedigend ſein. Ich liebe nicht den, den Sie mir zum Gemahl beſtimmt, den ich geſtern zum Erſtenmal geſehen; aber ihn, den ich liebe, liebe ich mit der vollen Kraft meines Herzens; würde ich es ſonſt gewagt haben, würde ich ſonſt im Stande geweſen ſein, Ihnen dies Geſtändniß zu machen, Ihrem Wunſche, Ihrem Befehle entgegen zu handeln?

Herzogin.

Und dieſer Gegenſtand?

Prinzeſſin.

Ich wage ihn kaum zu nennen.

Herzogin.

Was werde ich hören?

Prinzeſſin.

O Euer Durchlaucht, ich bin untröſtlich über dieſe Scene, untröſtlich vor Ihnen, den Gegenſtand meiner Liebe nennen zu müſſen. Ich weiß, daß ich ſchwer oder nie Ihre Einwilligung, Ihre Billigung erhalten werde, aber glauben Sie deßhalb nicht, Frau Herzogin, daß dieſer Gegenſtand meiner Liebe, meiner unwerth ſei, o nein, gewiß nicht, er iſt einer der beſten und edelſten Menſchen an dieſem Hofe. —

Herzogin

(macht ein Zeichen des Erſtaunens).

Prinzeſſin.

Ja, am hieſigen Hofe; aber die Stellung die er einnimmt, iſt ſo eigenthümlich, daß ich es kaum wage, mich näher zu erklären.

(Neues Erſtaunen.)

Ich weiß, daß die vollſte Ungnade meiner durchlauchtigſten Frau Tante auf mich niederfallen wird, und doch iſt der Augenblick gekommen, wo ich nicht verleugnen, nicht zurücktreten, nicht ſchweigen kann. O Frau Herzogin, Sie ſehen mich niedergedrückt, untröſtlich, ich fühle die ganze Bedeutung meiner in der That unglückſeligen Leidenſchaft. Ich liebe — ich liebe — den geheimen Agenten des Herzogs!

(Die Herzogin hatte ſich bei den letzten Reden langſam erhoben, die Prinzeſſin fällt ihr zu Füßen.)

Herzogin.

Horreur! — Sie ſollen mich kennen lernen, Prinzeſſin!

(Eilt heftig in ihr Cabinet. Der Herzog tritt vor, hebt die Prinzeſſin ſanft auf und küßt ihr die Hand.)

Prinzeſſin.

O Gott! Euer Durchlaucht haben mich belauſcht!

Herzog.

Ja, Eugenie, es war der glücklichſte Augenblick meines Lebens. Wie danke ich Ihnen in meinem Namen — (lächelnd) und in dem meines geheimen Agenten!

Der Vorhang fällt.

Vierter Aufzug.

Dieſelbe Decoration.

Erſter Auftritt.

Herzogin. Herzog.

Herzog.

Ich verſichere Sie, Mama, ich bin beſtürzt über dieſe eigenthümliche Leidenſchaft der Prinzeſſin.

Herzogin.

Beſtürzt? — Indignirt? — eigenthümliche Leidenſchaft? — Verbrecheriſche Leidenſchaft! O ein ſolcher horreur iſt an dieſem Hofe noch nicht vorgekommen, ſoll auch nicht ausgeſpielt werden, ſo lange ich meine Augen offen und noch ein Wort zu ſagen habe.

Herzog.

Sie haben Recht, Mama, aber —

Herzogin.

Aber? — Hier kann es kein Aber geben, hier iſt jedes Aber ein Verbrechen, hier liegt eine klare Thatſache vor, bei der Sitte und Anſtand aufhört und hinter welcher ein ganzes

Chaos von Entſetzlichkeiten beginnt. Die Prinzeſſin muß in ein Kloſter.

Herzog.

Ich bitte Sie, Mama, ſein Sie nicht zu raſch!

Herzogin.

Zu raſch? Hier kann man nicht raſch genug handeln. O wie hätte ich ahnen können, daß dieſe letzten Tage eine ſolche Verwirrung an dieſem ſtillen Hofe, in dieſem ehrbaren Palais hervorbringen könnten! So etwas iſt unerhört und Du, mein Sohn, trägſt daran die alleinige Schuld.

Herzog.

Ich bin wahrhaftig nicht ſo ſchuldig, wie Sie glauben.

Herzogin.

Du allein. — Du haſt jene verrätheriſche verbrecheriſche Perſon in unſere Mitte gebracht, jene Macht hervorgerufen, die Du nun ſelbſt nicht mehr im Stande biſt zu bändigen. Sprich, wenn Du nur einige Liebe zu Deiner Mutter haſt, wer iſt jener entſetzliche Menſch, der in dieſer kurzen Zeit geſpenſterhaft ſeine Fäden überall angeknüpft hat, der mir die Macht entreißen will, der verwegen in die Zügel des Staates greift und mit verruchter Hand in unſer Familienleben?

Herzog (kalt).

Der mir dagegen ſehr treu gedient, der mir die Macht zurückgeben wird, die Sie und Ihre Räthe mir vorenthalten, Mama, der mir uneigennützig geholfen, ohne Anſpruch auf Belohnung, nur von dem Gedanken geleitet, mich aus der vollkommen falſchen Stellung herauszureißen, in welcher Sie mich bis jetzt gehalten. Ich werde ihn nicht verrathen, dieſen treuen Freund.

Herzogin.

Dieſen Freund, der die Mutter aufs Tiefſte gekränkt.

Herzog.

Leider!

Herzogin.

Der die treuen Räthe Deines Vaters verfolgt, ihre Schritte belauſcht, ihre Füße mit verrätheriſchen Netzen umgibt.

Herzog.

Leider! —

Herzogin.

Der — o es iſt entſetzlich, es zu ſagen! — vielleicht von Dir begünſtigt — ſich der Prinzeſſin zu nähern, ſie zu umſtricken wußte, daß ſie ſich erkühnte, ihn zu lieben, eine verbrecheriſche Liebe, eine eigenmächtige Liebe für ihn zu faſſen, etwas, was an dieſem Hofe bis jetzt noch nicht dageweſen.

Herzog.

Leider!

Herzogin.

Und Du weißt mir nichts zu ſagen wie leider und wieder leider und immer leider? — Gut! Wenn Dir das, was Du gethan, was Du hervorgerufen, wirklich leid iſt, ſo ändere es. Sei wie bisher mein guter Sohn, opfere dieſen falſchen Freund, vertauſche ihn gegen die Liebe, gegen die Achtung Deiner Mutter!

Herzog.

Und kehre zurück zum abhängigen Verhältniß meiner Miniſter — wollten Sie hinzuſetzen, Mama. Nein, ich fühle meine Stellung, ich begreife ſie, ich will ſie ausfüllen. Ich

will nicht wie bisher eine Null ſein, mir ſelbſt zur Verachtung, dem Lande zum Spott.

Herzogin.

Ah!

Herzog.

Ja, Mama, ich habe Sie oft gebeten, mir die Stellung zu bewilligen, die mir gebührt, ich habe gebeten, wo ich verlangen, ja befehlen konnte.

Herzogin.

Und jetzt denkſt Du fortan zu befehlen? Mir, Deiner Mutter zu befehlen? Mich und meine Räthe bei Seite zu ſchieben, wie eine unnütze Sache?

Herzog.

Wenn ich ſo denken ſollte, Mama, ſo ſind Sie es, die dieſen Gedanken hervorgerufen. Geben Sie mir, was mir gebührt. Treten Sie freiwillig von einer Stellung zurück, die mir, dem regierenden Herrn dieſes Landes, zukommt. Entlaſſen Sie unſere, Ihre Miniſter, ich brauche junge Leute um mich, die mit der Zeit vorangeſchritten ſind, die mit mir theilen das friſche, warme Gefühl, das ich in meinem Herzen trage, die innige Liebe zu meinem Lande, zu meinen Unterthanen.

Herzogin.

Nimmermehr!

Herzog.

Erhalten Sie uns Ihren Rath, Ihre Lebens-Erfahrung. Rathen Sie Ihrem Sohne, wenn er auf dem ſchwierigen Wege, den er zu gehen hat, hie und da anſtößt, wachen

Sie freundlich und weiſe über mich, aber laſſen Sie mir die Zügel, die ich fortan mit feſter Hand zu führen gedenke.

Herzogin.

Nimmermehr! Ich weiß, was dem Lande frommt, ich will und kann es nicht mit anſehen, daß das, was wir mühſam erbaut, leichtſinnig und muthwillig zerſtört werde.

Herzog.

Dann habe ich Ihnen in dieſem Augenblicke nichts mehr zu ſagen, Sie ſind meine Mutter, ich muß Sie ehren und achten, Sie wiſſen, Mama, daß ich nie mit offener Gewalt gegen Sie auftreten kann und werde.

(Er geht in ſein Cabinet.)

Herzogin (klingelt).

Und ich habe die Gewalt noch feſt in meiner Hand. (Zu dem Kammerherrn, der hereintritt): Ich erwarte den Grafen Steinhauſen in meinem Cabinet!

Zweiter Auftritt.

Oberſthofmeiſter und Graf Oskar durch die Mittelthür, ſpäter der Graf aus dem Cabinet mit Papieren.

Oskar.

Das ſchien mir eine kleine Scene, Herr Oberſthofmeiſter.

Oberſthofmeiſter.

Pst! So etwas ſieht man bei Hofe nicht!

Oskar.

Aber man hört es.

Oberſthofmeiſter.

Aber das Gehör darf es nicht weiter ſagen, nicht einmal dem eigenen Kopfe.

Oskar.

Sie kennen das beſſer, Herr Oberſthofmeiſter, ich gebe Ihnen vollkommen Recht, aber angenommen, es wäre hier eine Scene vorgefallen — es iſt doch bei Hofe nicht verboten, etwas anzunehmen?

Oberſthofmeiſter (lächelnd).

O, das iſt durchaus nicht verboten!

Oskar.

Alſo nehmen wir eine ſolche Scene an —

Oberſthofmeiſter.

Ich danke dafür!

Oskar.

Scherz bei Seite! — Nehmen wir an, es ſei hier eine etwas heftige Unterredung vorgefallen, — errathen Sie den Gegenſtand derſelben?

Oberſthofmeiſter.

Auf ſo etwas zu rathen, iſt gerade wie auf harte Nüſſe zu beißen, man verletzt ſich die Zähne, das iſt Alles.

Oskar.

Nun, ich riskire die meinigen und beiße herzhaft zu. Ich wette, der Wortwechſel drehte ſich um dieſelbe Urſache, die den Hof aufregt, und in Parteien ſcheidet, — um den geheimen Agenten.

Oberſthofmeiſter.

Leider! Leider!

Oskar.

Ja, gewiß leider, Herr Oberſthofmeiſter! So ruhig Sie anſcheinend einhergehen, ſo ſieht doch ein Unbefangener — zum Beiſpiel, ich bemerke es — wie ſehr Sie dieſe Angelegenheit angreift.

Oberſthofmeiſter.

Leider! Es iſt wahr.

Oskar.

Eigentlich begreife ich nicht, wie Sie und auch mein Oheim über dieſen deus ex machina ſich nur alteriren mögen! Laſſen Sie dem Herzog ſein Vergnügen, es muß ihm ja Spaß machen, die Komödie noch fortzuſetzen, denn Seine Durchlaucht ſehen mit großem Vergnügen, daß der ganze Hof wie elektriſirt iſt. Wie der Herzog die Maſchine dreht, ſo zuckt Alles in die Höhe, ſpringt auf und nieder, wendet ſich rechts und links — es iſt wirklich zum Todtlachen!

Oberſthofmeiſter.

Eher zum Todtweinen!

Oskar.

Ja, ja, für den, der Neigung hiezu hat! — Im Vertrauen geſagt, Herr Oberſthofmeiſter, mir iſt ſchon einigemal die Idee gekommen, als habe der Herzog in Betreff des geheimen Agenten ſeinen ganzen Hof eigentlich zum Beſten, als exiſtire derſelbe gar nicht, als ſei er nur eine Erfindung Seiner Durchlaucht.

Oberſthofmeiſter.

Und doch behaupteten Sie deſſen Bekanntſchaft geſtern im Park gemacht zu haben!

Oskar.

Ah, das war ja nur ein Scherz! Was weiß ich, wer jener junge Menſch war?

Oberſthofmeiſter.

Alſo kein Univerſitäts-Freund?

Oskar.

Pas du tout! Sie ſehen, wie offenherzig ich bin.

Oberſthofmeiſter (für ſich).

So war es mein alter Herr! (Lächelnd) Ihre Anſicht, mein lieber Oskar, iſt außerordentlich kühn. Sie trauen uns in der That wenig zu, wenn Sie glauben, wir ließen uns durch eine Sache ſchrecken, von der wir nicht überzeugt ſind, daß ſie wirklich exiſtirt. Und was jenen geheimen Agenten anbelangt, ſo haben wir leider die vollgültigſten Beweiſe von ſeinem Daſein.

Oskar.

Bah: — Ohne Scherz?

Oberſthofmeiſter.

Ohne Scherz!

Oskar.

Und welche? — Sie ſehen meine Neugierde, theilen Sie mir etwas darüber mit!

Oberſthofmeiſter.

Ein wichtiges Geheimniß!

Oskar.

Das Ihnen der geheime Agent unter dem Siegel der Verſchwiegenheit anvertraut?

Oberſthofmeiſter.

Gott ſoll mich bewahren!

Oskar.

Oder das nur Sie allein wiſſen?

Oberſthofmeiſter.

Auch das nicht!

Oskar.

Nun dann iſt es ja auch kein Geheimniß. Dann können Sie auch gegen mich ſo offenherzig ſein, wie ich es gegen Sie geweſen.

Oberſthofmeiſter.

Es betrifft Jemand, der Sie durchaus nicht intereſſirt — die Prinzeſſin Eugenie.

Oskar (für ſich).

Alle Teufel! Was er ſagt! (laut): Nun ja, Sie haben Recht, mich intereſſirt die Prinzeſſin nur im Allgemeinen, wie jedes Mitglied dieſes erlauchten Hauſes. — Alſo die Prinzeſſin Eugenie —?

Oberſthofmeiſter.

Schreien Sie nicht ſo! — Wie kann man Ihnen ein Geheimniß anvertrauen? — Es iſt eine ſehr delikate Sache, und Sie werden mir verſprechen, keinen Gebrauch davon zu machen.

Oskar.

Ich verſpreche es. Alſo die Prinzeſſin —?

Oberſthofmeiſter (führt ihn etwas bei Seite).

Liebt den geheimen Agenten des Herzogs.

Oskar.

Ah, das iſt unmöglich!

Oberſthofmeiſter.

Wie ich Ihnen ſage. Sie hat es der Frau Herzogin ſelbſt geſtanden!

Oskar (heftig).

Aber das iſt ja unerhört, Herr Oberſthofmeiſter, das iſt noch nie da geweſen! Ein ſolcher faux pas, eine Prinzeſſin dieſes durchlauchtigen Hauſes und ein geheimer Agent! Ah, das muß ich mir ausbitten! — Darüber ſollte ich ernſtlich mit dem Herzog ſprechen!

Oberſthofmeiſter.

Das werden Sie nicht thun, junger Herr! — Aber es nimmt mich Wunder, welch' lebhaften Antheil Sie an der Prinzeſſin nehmen.

Oskar.

Das nimmt Sie Wunder? — Mich durchaus nicht! (für ſich, da ihn der Oberſthofmeiſter ſtaunend anſieht) Ja ſo (laut): Ich habe natürlicher Weiſe ein Recht dazu, da es doch keinem loyalen Unterthan gleichgültig ſein kann, ſolche namenloſe Verirrungen zu erfahren.

Graf (aus dem Cabinet).

Meine Herrn, ihr führt ja eine lebhafte Converſation!

Oberſthofmeiſter (leiſe zu Oskar, der reden will).

Sie werden ſchweigen! (laut.) Wir hatten eine kleine Streitigkeit über das Piquet. Ich behauptete, vier Buben ſeien oftmals mehr werth, wie die Könige.

Graf.

Das heißt, wenn man einen dieſer hohen Herrn weggeworfen.

Oberſthofmeiſter (lächelnd).

Natürlich!

Oskar (ärgerlich).

In dem Falle freilich! Wenn man einen dieſer Herrn weggeworfen, zieht man die Buben vor. (für ſich) Jetzt werde ich mich bemühen, ſeine Bekanntſchaft zu machen.

Graf (zum Oberſthofmeiſter).

Sie werden mich entſchuldigen, beſter Herr Oberſthofmeiſter, ich komme nicht zur Tafel. Man dinirt en famille. (für ſich) Alſo, ſo bald es dunkel iſt, werde ich die Bekanntſchaft des geheimen Agenten machen.

Oberſthofmeiſter.

So wünſche ich Euer Excellenz guten Appetit! (für ſich) Das kommt mir gelegen, ich fürchtete ſchon, er würde mich ſtören in meinem Rendez-vous mit dem geheimen Agenten.

Oskar (für ſich).

Und wer dieſer geheime Agent auch ſein mag, ich werde ein ernſtes Wort mit ihm reden!

(Alle ab.)

Dritter Auftritt.

Nach einer kleinen Pauſe ſchlendert der Kammerdiener aus dem Cabinet heraus.

Kammerdiener

(ſetzt ſich bequem in den Sauteil, und nimmt ein Blatt Papier vom Tiſche, das er anſieht).

Heute iſt diner en famille, ich glaube es wohl, denn keine der hohen Herrſchaften wird gelaunt ſein, die Koſten der Unterhaltung zu tragen. — Die Zeit des Diners iſt die Zeit der Ruhe für unſer einen, und wenn ich dies Bischen Ruhe je nothwendig gebraucht, ſo iſt es gerade in dieſen bewegten Tagen. Es wäre wahrhaftig nicht zum Aushalten, wenn der Preis, der uns winkt, nicht ſo außerordentlich wäre. Endlich einmal der Kammerdiener eines Herrn zu ſein, der wirklich regiert; es beginnt die Zeit, wo ich protegiren kann, ich werde mir dieſe Zeit zu Nutzen machen. — Dann wünſchte ich aber auch, daß der geheime Agent wieder verſchwände, auch für mich, denn es iſt wahrlich kein Spaß, dies Geheimniß zu bewahren, die Thüren ſorgfältig verſchloſſen zu halten, damit Niemand in die Appartements dringt, und ſie vollkommen leer findet. — Es iſt lächerlich, wie ſich Jedermann bei mir etwas zu ſchaffen macht, von oben herab bis zum letzten Schloßknecht! (ſteht auf und geht ans Fenſter). Ach, die Zeit der Ruhe iſt ſo ſchnell vorüber, da kommt ſchon der Herzog von ſeinem kleinen Spaziergang zurück, den er nach der Tafel mit Ihrer Durchlaucht, der Frau Herzogin gemacht.

Alle Welt, die ſie ſo Arm in Arm dahinwandeln ſehen, wird die Köpfe ſchütteln und ſagen: Wie wäre es denn möglich, daß dieſe beiden Herrſchaften geſtern und heute unangenehme Scenen gehabt, daß beide im ernſteſten Kampf um die Herrſchaft des Landes begriffen ſind? — Keiner weiß aber auch, wie ich, was die Herzogin vor der Tafel zu dem Herrn ſagte. Wozu, ſprach ſie, unſere traurige Uneinigkeit Denen vom Hof ſo offenkundig machen? Sei ſo freundlich und begleite mich nach der Tafel auf meinem kleinen Spaziergange, auch wenn Du es nicht gern thun ſollteſt; worauf Seine Durchlaucht die großen Worte erwiderte: Ich werde Sie mit wahrem Vergnügen begleiten, indem ich Ihre für mich ſo ehrwürdige Perſon vollkommen von Ihrem Regierungsſyſtem zu trennen weiß. — Da kommen ſie nun Arm in Arm einher, und die Hofdamen haben gewaltig die Köpfe darüber geſchüttelt. — Oeffnen wir ihnen die Thüre. (Er fährt mit der Hand durch's Haar, zupft ſeine Halsbinde in die Höhe, öffnet eine Spalte der Mittelthür und dieſelbe ganz, einen Augenblick vorher, ehe die Herrſchaften ſichtbar werden.)

Vierter Auftritt.

Herzog. Herzogin.

Herzog.

Chère maman, wenn die Sache nicht von ſo ernſten Folgen wäre, ſo könnte ſie wirklich komiſch erſcheinen. Wir

Beide, von der Natur angewieſen, in beſter Harmonie zu leben, ſind auf dem Kriegsfuße und Jeder ſucht dem Andern, wo er kann, einen kleinen Vortheil abzujagen.

Herzogin (mit ſchwacher Stimme).

Leider iſt es ſo weit mit uns gekommen. Du — ſonſt ein guter, folgſamer Sohn — opponierſt nun Deiner Mutter in allen Dingen und mit einer nie gekannten Heftigkeit. Dieſer Widerſtand iſt um ſo trauriger für mich, da ich weiß, daß er nicht aus Deinem eigenen Herzen ſtammt; böſe Rathſchläge haben Dich aufgereizt.

Herzog.

Glauben Sie das ja nicht, chère maman! Ich ſelbſt bin es, der einſieht, daß meine jetzige Stellung unrichtig iſt.

Herzogin.

Du nicht, mein Kind, Du warſt von jeher harmlos, nie zu Intriguen aufgelegt, nur jener entſetzliche Menſch hat Dich dazu gebracht.

Herzog.

Sie thun wahrhaftig meinem geheimen Agenten Unrecht; es wird gewiß die Zeit kommen, wo Sie ihn ſehen werden, ihn kennen lernen, ja wo Sie ihn ſchätzen müſſen.

Herzogin.

Das Letztere niemals! Wohl hoffe ich, daß Du endlich einſehen wirſt, wie Unrecht Du gethan, ihn hieher zu bringen. (Laut). Sollte ich ihn je ſehen müſſen, ſo würde dies nur in dem Augenblicke ſein, wo er von hier Abſchied nimmt, damit ich die Freude hätte, ihm ſagen zu können, wie ſehr ich ihn verabſcheue.

Herzog.

Mama, Sie waren vorhin ſo weich, ſo verſöhnlich geſtimmt. Jetzt kommt wieder dieſer bekannte, harte Ton.

Herzogin.

Der Spaziergang in den Park hatte mich erfriſcht. Wie angenehm könnte unſer Leben dahin fließen?

Herzog.

Freilich, Mama, wenn Manches anders wäre.

Herzogin.

Deine Schuld, daß es nicht ſo iſt.

Herzog.

Die Ihrige, Mama, gewiß die Ihrige. Chère maman, ich bin ſeit geſtern ſo froh, ſo glücklich, gewißermaßen zum Nachgeben bereit. (lächelnd) Schließen wir einen Frieden unter annehmbaren Bedingungen!

Herzogin.

Du ſprichſt mir aus der Seele. Ich meines Theils verlange nur eine Kleinigkeit; ſchick' jenen Menſchen fort, entlaß Deinen geheimen Agenten!

Herzog.

Meinen treueſten Freund, meinen allwiſſenden Rathgeber? O Mama! und das nennen Sie eine Kleinigkeit? — Sie thun ihm wahrhaftig Unrecht. Wenn Sie ihn kennen würden, ich glaube, Sie dächten anders über ihn.

Herzogin.

Gewiß nicht!

Herzog.

Wer weiß? — Ich will Ihnen einen Vorſchlag thun, Mama. Sie ſollen meinen geheimen Agenten ſehen!

Herzogin.

Wie iſt das möglich? Du ſagteſt mir doch, er könne mir nicht vorgeſtellt werden.

Herzog.

Damals erlaubte ich mir eine kleine Unwahrheit, liebe Mama, eine von jenen harmloſen Lügen, die man in der Politik nicht ſo genau nimmt.

Herzogin.

So iſt dieſer Menſch, der ſich herabläßt, den Spion zu machen, von Stande?

Herzog.

Ja, Mama, ſogar von einem ſehr guten Hauſe.

Herzogin.

Entſetzlich! — Doch es ſei, ich nehme Deinen Vorſchlag an!

Herzog (lachend).

Aber hören Sie erſt meine Bedingung!

Herzogin.

Wie, eine Bedingung?

Herzog.

Natürlich! Denn ich opfere ja meinen geheimen Agenten, indem Sie ihn ſehen dürfen, und — ja, ich will es eingeben, — alsdann nach Ihrem Gutdünken vom Hofe entlaſſen. Für dieſen wahrſcheinlichen Verluſt ſtelle ich eine Bedingung: Meine vorhin projektirte Heirath mit der Prinzeſſin Amalie wird rückgängig. — Sie wiſſen das ſchon zu arrangiren, Mama, wenn Sie wollen. —

Herzogin.

Du verlangſt zu viel.

Herzog.

Für meinen geheimen Agenten?

Herzogin.

Und mir bleibt es überlaſſen, denſelben augenblicklich vom Hofe zu entfernen?

Herzog

Ihn augenblicklich vom Hofe zu entfernen.

Herzogin (nach einigem Nachdenken).

Wohlan, ich bin damit einverſtanden! — Und wann werde ich ihn ſehen?

Herzog.

Er ſoll heute Abend, wenn Sie ſich mit der Geſellſchaft in dieſem Salon befinden, dort aus meiner Cabinetsthür kommen und Ihnen irgend ein gleichgültiges Papier überreichen.

Herzogin.

Aber wird das kein Aufſehen erregen?

Herzog.

Durchaus nicht, ich ſtehe dafür ein.

(Er führt die Herzogin in ihr Cabinet.)

Fünfter Auftritt.

Herzog.

Ich kann mir nicht anders helfen, in dieſem Kriege gelten alle Mittel. (Er klingelt. Kammerdiener kommt.) Nun George, wie weit biſt Du mit Deiner Angelegenheit?

Kammerdiener.

Ich habe Alles aufs Beſte vorbereitet, gnädigſter Herr. Seine Excellenz der Herr Graf Steinhauſen, ſowie der Herr Oberſthofmeiſter werden wahrſcheinlich in der nächſten Viertelſtunde, ſobald es nämlich vollkommen dunkel iſt, hier erſcheinen, um die Bekanntſchaft von Euer Durchlaucht geheimen Agenten zu machen.

Herzog.

Und im Dunkeln?

Kammerdiener.

Nur unter dieſer Bedingung will der geheime Agent die beiden Herrn empfangen.

Herzog.

Sehr gut, und wenn ſie einige Minuten da ſind, werde ich mein Cabinet verlaſſen und ſie unterbrechen, damit es zu keinen Aufklärungen zwiſchen ihnen kommt.

(ab.)

Sechster Auftritt.

Es wird dunkel.

Der Graf (tritt leiſe ein, Huſtet):

Hm! — hm! — hm! — hm! Es ſcheint noch Niemand da zu ſein, ich bin der Erſte und hoffe, daß mich der geheime Agent nicht lange warten läßt; die Zeit iſt kurz, ich fürchte immer, daß irgend ein naſeweiſer Lakai mit Lichtern

kommt. — Nun, es iſt hier dunkel genug. — Aus welcher Thür wird er kommen, der geheime Agent? Schwerlich aus dem Cabinete des Herzogs, das wäre zu gefährlich! — Richtig! — Da öffnet ſchon Jemand die Mittelthür!

Der Oberſthofmeiſter (ſchleicht langſam vor).

Ob der geheime Agent ſchon da iſt, es ſchlug eben ſieben. (Huſtet.) Hm! — hm!

Graf.

Hm! hm! Er iſts!

Oberſthofmeiſter.

Er iſt ſchon da!

Graf.

Soll ich mich anreden laſſen? — Ich glaube, es iſt beſſer ſo!

Oberſthofmeiſter.

Ich denke, ich warte, bis er ein freundliches Wort ſagt.

(Eine kleine Pauſe.)

Graf.

Er hat doch in dieſe Unterredung eingewilligt!

Oberſthofmeiſter.

Er weiß doch daß ich komme!

Graf.

Hm! hm! (Huſtet heftig.)

Oberſthofmeiſter.

Er ſcheint mir durch dieſen außerordentlichen Huſten anzeigen zu wollen, daß er meine Anrede erwartet.

Graf.

Gott! die Zeit vergeht! — Ich will ihn anreden (laut.) Mein Herr! Seien Sie verſichert, daß ich erfreut bin, ja

daß ich es mir zur Ehre rechne, Ihre mir sehr interessante Bekanntschaft zu machen.

Oberſthofmeiſter.

Herr Gott im Himmel, diese Stimme! Den hätte ich nicht erwartet! — Soll ich ihm antworten? — O dieser Verräther! Ah, er soll wissen, daß ich ihn kenne! (laut.) Auch mir mein Herr ist es eine außerordentliche Ehre, Ihre Bekanntschaft zu erneuern.

Graf.

Geht das mit rechten Dingen zu, ist das nicht die Stimme des Oberſthofmeiſters?

Oberſthofmeiſter (für ſich).

Aber es ist kaum glaublich! — Eine solche Falschheit, eine solche Doppelzüngigkeit!

Graf (für ſich).

Ist das denkbar, der Oberſthofmeiſter wäre der geheime Agent, hätte uns Alle auf so unglaubliche Art hintergangen?

Herzog (aus der Thür ſeines Cabinets).

Man soll leuchten, es ist ganz dunkel im Salon!

Graf.

Das fehlte noch — der Herzog!

Oberſthofmeiſter.

Herr Gott, er überrascht mich bei seinem geheimen Agenten!

(Sie suchen Beide die Mittelthür, die ſie aber nicht finden und ſtoßen an einander.)

Oberſthofmeiſter.

Um Gottes willen lassen Sie mich!

Graf.

Ich will Sie nicht gekannt haben!

Herzog (mit einem Lakai der ihm leuchtet).

Ah! meine Herrn, eine Unterredung im Finſtern, ei, ei, das müſſen dunkle Entſchlüſſe ſein, die ſie hier faſſen!

Graf.

Der Herzog wird mir dieſe Neugierde nie verzeihen!

Oberſthofmeiſter.

Daß ich mich in die Geheimniſſe Seiner Durchlaucht gemiſcht, wird der Herzog entſetzlich übel aufnehmen!

Herzog.

Nun, mein beſter Graf Steinhauſen, lieber Oberſthofmeiſter, Sie machen ja Beide Geſichter, als hätten Sie Geſpenſter geſehen. Iſt Ihnen was Außerordentliches begegnet?

Graf (für ſich).

Beſter Graf Steinhauſen hat er geſagt? Er iſt alſo nicht ungnädig!

Oberſthofmeiſter.

Er ſagte: lieber Oberſthofmeiſter, vielleicht nimmt er es nicht ſo übel auf!

Graf.

O Euer Durchlaucht, wir fanden uns zufällig hier zuſammen, der Herr Oberſthofmeiſter ſprach mit mir von neuen Einrichtungen ſeines Departements, gewiß nur von ſeinem Departement.

Oberſthofmeiſter.

Gewiß, Euer Durchlaucht, ich ſprach mit Seiner Excellenz nur von Sachen, die mein Departement betreffen.

Herzog (lachend)

Ich will mich wahrhaftig nicht in Ihre Converſation miſchen, à revoir! — Wir ſehen uns hoffentlich nachher bei der Frau Herzogin! Lieber Graf, kommen Sie in einer Viertelſtunde in mein Cabinet.

(ab.)

Graf (für ſich).

Gott ſei Dank! er ſcheint es nicht ungnädig aufgenommen zu haben, daß ich ſeinen geheimen Agenten geſprochen. — Aber wie Recht hatte ich, dem Oberſthofmeiſter nicht zu trauen!

Oberſthofmeiſter (für ſich).

Den Schreck vergeß ich nie. Dieſer Graf Steinhauſen — aber ich bin jetzt nicht im Stande, die Converſation wieder aufzunehmen.

Graf (für ſich).

Vorderhand iſt es mir genug, daß ich weiß, wer der geheime Agent iſt.

(Sie gehen Beide zur Mittelthür und decomplimentiren ſich lange, wer zuerſt hinausgehen ſolle).

Oberſthofmeiſter.

Ich bin hier mehr zu Haus, wie Euer Excellenz.

Graf.

Bitte recht ſehr; ich weiß was ich Ihnen ſchuldig bin!

Oberſthofmeiſter.

Euer Excellenz haben jedenfalls den Vortritt — ich bleibe hier.

(Graf ab.)

(Lakaien mit Lichtern, Herren und Damen vom Hof durch die Mittelthür. Der Oberſthofmeiſter, Graf Oskar, die beiden Räthe ꝛc.

Ich kann es immer noch nicht faſſen, dieſer unglückſelige

Mann ein ſo gewagtes Spiel zu treiben, hinter dem Rücken der Frau Herzogin. O wenn ſie das erfährt, es muß eine fürchterliche Ungnade werden! Und wir Alle haben darunter zu leiden, und der Graf ſagte mir geſtern vollkommen wahr, wenn es bei uns erſt anfängt zu brechen, ſo ſtürzt Alles zuſammen. Auch ich werde ſtürzen — eine penſionirte Größe, Groberſthofmeiſter.

Oskar.

Warum ſo gedankenvoll, Herr Oberſthofmeiſter? Wollen Sie auf dieſe Art das ſonderbare Geheimniß dieſes Hofes ergründen, oder denken Sie vielleicht über Fäden nach, die Sie auf die Spur leiten könnten? Seien Sie offenherzig, theilen Sie mir darüber etwas mit!

Oberſthofmeiſter.

Sprechen wir beſſer nicht davon! (für ſich.) Auch vor dem muß ich mich in Acht nehmen.

Oskar.

Warum das? Ich mache gar kein Hehl daraus, daß ich Alles anwende, den Aufenthalt des geheimen Agenten zu erfahren und ſeine Bekanntſchaft zu erneuern.

Oberſthofmeiſter (erſchrocken).

So kennen Sie ihn alſo doch?

Oskar (lachend).

Sie ſind zerſtreut, Herr Oberſthofmeiſter. Hatte ja geſtern ſchon die Ehre, Ihnen zu ſagen, daß ich ihn drunten im Parke kennen lernte.

Oberſthofmeiſter.

Ah ſo? (für ſich.) Er weiß nichts!

Oskar.

Ein sauberer Herr das — offenherzig gestanden, wegen der Politik meines Oheims hätte ich mir keine große Mühe gegeben, diese Bekanntschaft zu machen, aber jetzt, wo er mir meine eigenen Wege durchkreuzt, hoffe ich ihn bald zu finden und ein ernstes Wort mit ihm zu reden.

Oberſthofmeiſter (zerſtreut).

Aber auf welche Art durchkreuzt er Ihre Wege?

Oskar.

Verzeihen Sie mir Herr Oberſthofmeiſter, aber Sie ſind wirklich ſehr zerſtreut, Sie ſelbſt ſagten mir ja heute Morgen, dieſer geheime Agent habe ein Liebesverhältniß mit der Prinzeſſin Eugenie — — nun denn, die Prinzeſſin iſt meine Braut.

Oberſthofmeiſter (laut).

Gerechter Gott! die Prinzeſſin Eugenie Ihre Braut? — das hab ich nicht gewußt! (für ſich.) Der Onkel liebt die Braut ſeines Neffen (laut.) Schrecklich! ſchrecklich!

Oskar.

Nicht war, das iſt freilich ſchrecklich! — aber verlaſſen Sie ſich darauf, ich werde in dieſer Sache keinen Spaß verſtehen.

Oberſthofmeiſter.

Aber Sie werden doch nicht —?

Oskar.

Ihn vor die Klinge fordern? — Allerdings werde ich das!

Oberſthofmeiſter.

Ihren eigenen Oheim?

Oskar (lächelnd).

Meinen Oheim?

Oberſthofmeiſter (für ſich).

Ja ſo, bald hätte ich mich verrathen!

Oskar.

Weil er dieſe Partie arrangirte? Verzeihen Sie, Herr Oberſthofmeiſter. Mein Oheim wußte auf keinen Fall die Liaiſon mit dem geheimen Agenten. — Der Graf Steinhauſen iſt ein Ehrenmann.

Oberſthofmeiſter (für ſich).

Armer junger Menſch! (laut) Allerdings! (für ſich) Wenn nur der Abend vorbei wäre!

Oskar.

Die Herzogin! —

Siebenter Auftritt.

Herzogin (ſetzt ſich in ihren Lehnſtuhl).

Ich bin in einer großen Aufregung; ich habe ſeit langen Jahren nichts ſo ängſtlich erwartet, wie jene unheilvolle Perſon, die im nächſten Augenblicke aus jenem Cabinete treten ſoll. Ich erwarte ſie mit Grauen, wie ein Geſpenſt, das uns lange unſichtbar umſchwebte und uns auf einmal vor unſere Augen treten ſoll.

Oberſthofmeiſter.

Befehlen mir Euer Durchlaucht vielleicht ein Spiel zu arrangiren?

Herzogin.

Ich danke! — Vielleicht ſpäter!

Oskar (leiſe zum Oberſthofmeiſter).

Sollen wir vielleicht „blinde Kuh“ ſpielen und der, welcher ergriffen wird, muß für den geheimen Agenten gelten. — Ich kann es nicht erwarten, bis ich Jemand finde, an dem ich meinen Unmuth auslaſſen kann.

Oberſthofmeiſter.

Machen Sie keine ſo gefährlichen Späſſe! (für ſich) Der argloſe junge Menſch!

Herzogin.

Graf Oskar!

Oskar.

Euer Durchlaucht!

Herzogin.

Wo iſt Ihr Oheim? — Sind Sie allein zu Hof gefahren?

Oskar.

Ja, Euer Durchlaucht, ich vermuthete Seine Excellenz bereits im Schloſſe.

Oberſthofmeiſter (für ſich).

O wenn er nur nicht käme! Ich fürchte immer, er wird ſich einmal verrathen!

Herzogin (für ſich).

Die Thür öffnet ſich!

(Sie wendet ſich ſo auffallend mit dem Geſichte dorthin, daß alle, welche glauben, der Herzog käme, auf die Seite treten. der Oberſthofmeiſter hinter den Fauteuil der Herzogin. Der Graf kommt langſam aus dem Cabinet mit einem Papier in der Hand. Die Herzogin erkennt ihn entſetzt und erhebt ſich langſam und mühſam von ihrem Stuhle.)

Graf.

Seine Durchlaucht der Herr Herzog beauftragten mich Euer Durchlaucht dies Papier zu überreichen.

Herzogin (ſteht auf).

Mir aus den Augen, Undankbarer! Verlaſſen Sie das Schloß augenblicklich, bei meinem Zorn, Graf Steinhauſen! Ich haſſe, ja, ich verabſcheue Sie!

(Allgemeine Aufregung.)

Oberſthofmeiſter.

Sie kennt[illegible]bereits!

Graf.

Was ſoll das heißen, ich bitte Euer Durchlaucht, mir um Gotteswillen zu erklären — ich glaube, die vielen Dienſte, die ich geleiſtet, berechtigen mich zu dieſem Verlangen.

Herzogin.

Sie verlangen eine Erklärung? — Ja, Herr Graf, das Andenken an Ihre früheren Dienſte iſt durch Ihre letzten vollkommen verwiſcht. Doch danken Sie es der Erinnerung an eben dieſe früheren Dienſte, daß ich Ihnen hier vor dem ganzen Hofe keine Erklärung gebe. — Entfernen Sie ſich! Alle, Alle! ich will allein ſein! Herr Oberſthofmeiſter, bleiben Sie!

Oberſthofmeiſter (wiſcht ſich den Schweiß ab).

Zu Euer Durchlaucht Befehl.

Herzogin.

Das hätte ich nicht erwartet, das hat meine innerſte Seele erſchüttert. Eine ſolche Undankbarkeit, eine ſolche Verrätherei! Wie ſchlecht ſind die Menſchen! Er, den ich mit meinem ganzen Vertrauen beehrte, der meine ſämmtlichen Pläne kannte, begibt ſich auf die Seite meines Sohnes, um gegen mich zu agiren, mich da zu verletzen, wo ich allein verwundbar war. — Jetzt wird mir Alles klar, ja, nur er

allein war im Stande, dem Herzog unſere Geheimniſſe zu verrathen, da nur er allein darum wußte! — Meine Kraft iſt gebrochen, ich laſſe die Zügel fahren, — Herr Oberſthofmeiſter!

Oberſthofmeiſter.

Ein entſetzlicher Vorfall, Euer Durchlaucht! — Wer hätte das denken können!

Herzogin.

Mein erſter Miniſter —, der geheime Agent meines Sohnes.

Oberſthofmeiſter.

Entſetzlich!

Herzogin.

Sie wußten darum, Herr Oberſthofmeiſter?

Oberſthofmeiſter.

Ich erfuhr es heute auf eine eigenthümliche Art.

Herzogin.

Und beeilten ſich nicht, mir dieſe wichtige Mittheilung zu machen.

Oberſthofmeiſter.

Ich konnte es nicht glauben, ich mußte an der Wahrheit dieſer Mittheilung zweifeln, ich unterſtand mich nicht, eine unbeſtimmte Sache von ſolcher Wichtigkeit Euer Durchlaucht vorzutragen.

Herzogin.

Folgen Sie mir in mein Cabinet!

(Beide ab.)

Achter Auftritt.

Graf (vorſichtig durch die Mittelthür).

Ich kann das Schloß nicht verlaſſen, ich bin geſchlagen, das iſt wahr, aber wenn ich ohne einen ferneren Verſuch des Widerſtands vom Kampfplatz entfliehe, iſt meine Niederlage vollſtändig. Der Oberſthofmeiſter hat mich geſtürzt, er, der geheime Agent des Herzogs. Die Saat ſchien ihm reif zu ſein, doch ich glaube, er hat zu frühzeitig gemäht. — Welche Mittel man zu meinem Sturz angewendet hat? — noch weiß ich es nicht, aber mir gleich viel! Auch ich will meine Schritte thun, in dem Kampfe um meine Exiſtenz gelten alle Mittel. — Ich weiche nicht aus dem Schloſſe, die Herzogin ſoll erfahren, daß der Oberſthofmeiſter der geheime Agent ihres Sohnes iſt — Ah! da iſt er!

Neunter Auftritt.

Der Oberſthofmeiſter (mit einem Papier in der Hand erſchreckt, wie er den Grafen ſieht).

Oberſthofmeiſter.

Euer Excellenz noch hier? — Wenn es die Frau Herzogin erführe — ihr Zorn —!

Graf.

Nachdem, was mir heute Abend geſchehen, iſt dieſer Zorn nicht mehr im Stande, Eindruck auf mich zu machen.

Oberſthofmeiſter.

Aber was wollen Sie heute noch? Ich bitte Eure Excellenz!

Graf.

Die Herzogin ſprechen! Wenn ſie ruhig geworden iſt, kann ſie ihrem erſten Miniſter — eine Audienz nicht verſagen.

Oberſthofmeiſter.

Ihrem erſten Miniſter freilich, aber — (beſieht das Papier).

Graf.

Was ſoll Ihr Aber?

Oberſthofmeiſter.

Ich bin gegen Euer Excellenz offenherzig geweſen, ſo lange Sie in Allerhöchſter Gnade waren, ich will es auch jetzt ſein, trotz dieſer fürchterlichen Ungnade. — Leſen Sie dies Schreiben an den Herzog.

Graf (lieſt).

Ich finde mich bewogen, unſer ganzes Miniſterium zu entlaſſen. Indem ich Dich bitte, mein Sohn, ein neues zu erwählen, verſpreche ich, mich durchaus in keine Regierungs-Geſchäfte mehr zu miſchen, unter der einzigen Bedingung, daß kein Mitglied des früheren Miniſteriums in ſeinem Amte bleibe. — Das iſt deutlich!

Oberſthofmeiſter.

Sehr deutlich!

Graf.

Und darf ich dem Herrn Oberſthofmeiſter zum Portefeuille gratuliren?

Oberſthofmeiſter.

Mir? — Wo denken Sie hin? Ich verſichere Euer Excellenz, ich halte es für das Beſte, wenigſtens für die nächſte Zeit, ſo leiſe als möglich an dieſem Hofe aufzutreten.

Graf.

Um deſto beſſer aus dem Hinterhalt agiren zu können! — Ich verſtehe!

Oberſthofmeiſter.

Aber ich verſtehe Euer Excellenz nicht.

Graf.

Sie werden es lernen. Glauben Sie nicht, daß ich Ihnen ſo freiwillig das Feld räume!

Oberſthofmeiſter.

Mir?

Graf.

Ja, Ihnen — Herr geheimer Agent!

Oberſthofmeiſter.

Excellenz, ich erſtarre! — Aber es kann nur Ihr Unglück ſein, was Sie zu dieſen eigenthümlichen Reden veranlaßt, — ſeien Sie offenherzig.

Graf.

In wa??

Oberſthofmeiſter.

Sie wollen alſo die ganze Sache verläugnen?

Graf.

Welche Sache?

Oberſthofmeiſter.

Den Herzog verleugnen, dem Sie ſo gut gedient, — o Sie ſehen mich lächeln — was kann Ihnen dies Papier eigentlich ſchaden? — Der erſte Miniſter iſt todt — es lebe der erſte Miniſter!

Graf.

Wie ſo?

Oberſthofmeiſter. —

Allerdings iſt die Ungnade der Herzogin nicht angenehm, aber bleiben Sie nicht in der vollkommenſten Gunſt des jetzt wirklich regierenden Herrn?

Graf.

Herr Oberſthofmeiſter, Ihren Spott ertrage ich nicht. Sie ſehen mich entſchloſſen, dieſen Platz nicht zu verlaſſen und ſoll ich warten, bis morgen früh, ſoll ich mehrere Tage warten, zwiſchen uns gilt keine Schonung mehr, ich werde Ihrer Durchlaucht offen erklären, wer ſich eigentlich in das Vertrauen des Herzogs geſchlichen, ich werde ihr beweiſen, Herr Oberſthofmeiſter, daß Sie der geheime Agent des Herzogs waren.

Oberſthofmeiſter.

Iſt das Ihr Ernſt, eine ſolch falſche Anklage? — Ich der geheime Agent? — O dieſe Verſtellung, Excellenz! Ich habe Sie nicht verrathen, aber die Frau Herzogin erfuhr heute Abend, daß Sie der geheime Agent ſeien.

Graf.

Ich der geheime Agent? — Fein angelegt, Herr Oberſthofmeiſter, — aber es ſoll Ihnen nichts nützen, ich werde die nöthigen Beweiſe beibringen!

Zehnter Auftritt.

Kammerdiener (aus dem Cabinet).

Seine Durchlaucht fragte nach dem Herrn Oberſthofmeiſter.

Oberſthofmeiſter.

Sogleich! — Wo iſt Seine Durchlaucht?

Kammerdiener.

Er wird im Augenblick in ſein Cabinet kommen. Er ſpricht eben mit ſeinem geheimen Agenten.

(Kammerdiener ab).

Oberſthofmeiſter (erſtaunt).

Mit ſeinem geheimen Agenten?

Graf (ebenſo).

Mit ſeinem geheimen Agenten?

Oberſthofmeiſter.

Sie ſind ja der geheime Agent?

Graf.

Nein, Sie ſind der geheime Agent!

Oberſthofmeiſter.

Um Gotteswillen! Die Sache wird immer räthſelhafter! — Dann hätten wir ja ſchon drei geheime Agenten. Wenn

daß ſo fort geht, gibt es bei Hofe nichts Oeffentliches mehr.
— Aber ich muß zu Seiner Durchlaucht! (Will ins Cabinet eilen).

Graf.

Und dies Papier? — Es iſt ja ein Mißverſtändniß!

Oberſthofmeiſter.

Muß ich dem Herzog übergeben.

Graf (wirft ſich in einen Lehnſtuhl).

Dann bin ich verloren!

Der Vorhang fällt.

Fünfter Aufzug.

Dieſelbe Decoration.

Erſter Auftritt.

Graf (in einem Lehnſtuhle ſitzend).

Endlich iſt es Tag geworden, aber ein Tag, der mir nicht angenehm und freundlich anbricht, — — aus einer ſorgenvoll durchwachten Nacht, aus tauſend ſich durchkreuzenden Gedanken, aus dem tiefſten Nachſinnen finde ich immer und immer wieder daſſelbe heraus; mit dieſem Tage bricht wahrſcheinlich der letzte meines langen Hoflebens heran. — O es iſt klar, wie die Sonne, man muß mächtige Hebel angeſetzt haben, um mich aus meiner Stellung zu verdrängen. — — Der Oberſthofmeiſter — er allein hat es nicht gethan, er hat vielleicht die Hand dazu geliehen, aber er iſt es nicht, der die Maſchine organiſirt, der ſie geleitet hat. — Aber ſchlimmer für mich; wenn er es nicht iſt, ſo war es eine mächtigere Hand, gegen die ich noch viel weniger etwas auszurichten vermag. — Der Herzog ſelbſt hat mich geſtürzt! — und wie kann ich mich von dieſem Falle aufrichten? — An wen mich lehnen, wer reicht mir die Hand? — — Der Herzog — hat ſein Spiel fein angelegt und meiſterhaft durch-

geführt! — Wer hätte das auch erwarten können? — Es iſt Alles verloren, denn nach dieſer Probe, die er von ſeiner Kraft, ſeinem Talente abgelegt, wird er nimmermehr die Zügel aus der Hand geben, — und er hat Recht: wer eine ſolche Hof-Intrigue ſo glänzend durchführt, iſt befähigt, ſelbſtſtändig ſeinen eigenen Weg zu gehen. — Aber ich muß die Herzogin ſprechen, ich muß mich feſthalten an dem letzten Nothanker, den ich Angeſichts des drohenden Sturmes ausgeworfen, an jene Verbindung meines Neffen mit der Prinzeſſin Eugenie. Gelingt mir dies Eine, ſo bleibt mir ein Faden, der im Stande ſein kann, mich aus dem Labyrinth dieſer Ungnade zurückzuführen.

Zweiter Auftritt.

Graf Oskar (iſt während der letzten Worte eingetreten).

Oskar (für ſich, düſter).

Ah, da iſt er! (laut): Guten Morgen, mein Oheim!

Graf.

Du biſt es, Oskar? Wie freue ich mich, Dich zu ſehen!

Oskar.

Ich danke Ihnen, ich hätte ſehnlichſt gewünſcht, Sie noch geſtern Abend zu ſprechen. Dieſe ganze Nacht —

Graf.

O eine ſchreckliche Nacht! So eine Nacht kann einen zum vollkommen alten Manne machen!

Oskar.

Das glaube ich auch; es ſind entſetzliche Dinge, die wir vernommen, die wir erlebt.

Graf.

Eine ſolche Ungnade, ein ſolcher Sturz! Wir müſſen feſt zuſammenhalten, beſter Neffe!

Oskar.

Oheim!

Graf.

Es gibt nur ein einziges Mittel, was vielleicht im Stande iſt, uns zu retten: wir müſſen Alles anwenden, Deine Verbindung mit der Prinzeſſin Eugenie zu beſchleunigen.

Oskar (für ſich).

Das geht zu weit! (laut): Rechnen Sie nicht auf mich, Herr Graf, über Ihr finſteres Thun iſt ein helles Licht aufgegangen!

Graf.

Wie ſoll ich dies verſtehen?

Oskar.

Sie werden ſchon einen Sinn darin finden.

Graf.

Wenn ich Dir aber ſage, ich finde keinen Sinn in Deinen Reden!

Oskar.

So muß ich Ihnen, antworten: daß ich das einem ſo

klugen Mann, dem geheimen Agenten des Herzogs, nicht glauben kann.

Graf.

Auch Du haſt dieſe unglückſelige Idee, Oskar?

Oskar (kalt).

Laſſen wir das!

Graf.

Das iſt ja eine entſetzliche Verwirrung! Ich beſchwöre Dich, erkläre Dich deutlicher.

Oskar.

O ja, Herr Graf, ich habe Sie deßhalb aufgeſucht! — Sie betrieben eifrigſt eine Verbindung zwiſchen der Prinzeſſin Eugenie und mir.

Graf.

Aufs Eifrigſte! Mit Bewilligung der Frau Herzogin.

Oskar.

Ihre Durchlaucht hatten eine Unterredung mit der Prinzeſſin und die Letztere, trotz ihrer Verwirrung edel und offen, erklärt der Frau Herzogin, ſie könne meine Hand nicht annehmen, indem ſie einen Andern liebe.

Graf.

Bah! Das iſt unglaublich, unmöglich!

Oskar.

Unglaublich in der That, aber es iſt ſo, — ſie liebt einen Andern!

Graf.

Und wen?

Oskar.

Einen Andern mit der ganzen Kraft ihrer Seele. Dies

herrliche Mädchen, deſſen Beſitz mich vielleicht zum glücklichſten der Menſchen gemacht hätte!

Graf.

Ich ſage, unmöglich! — Und wen liebt die Prinzeſſin?

Oskar.

Und ich ſoll es Ihnen ſagen? — Die Prinzeſſin liebt — Sie!

Graf.

Mich!? — Um Gotteswillen, welche Idee?

Oskar.

Sie hat es der Frau Herzogin geſtanden!

Graf.

Mich liebe die Prinzeſſin? — Wach' ich denn oder träume ich?

Oskar.

Endigen wir dieſe peinliche Unterredung! — Ich ſuchte Sie auf, Herr Graf, um Sie zur Rede zu ſtellen. Sie ſuchten eine Braut für Ihren Neffen, Sie räumten dieſem Neffen bereitwillig Ihr halbes Palais ein, und dieſer Neffe erfährt zufällig, daß die ihm beſtimmte Braut — die Geliebte des Onkels iſt. — Iſt das nicht eine luſtige Geſchichte?

Graf.

Ich bin nicht im Stande, dieſes Netz von Widerſprüchen zu zerreißen!

Oskar.

Wie geſagt, Herr Graf, ich ſuchte Sie auf, um Sie zur ſtrengſten Rechenſchaft zu ziehen über die Schande, die Sie im Begriff waren, unſerem Namen zuzufügen. Aber,

ich hatte nicht überlegt, daß Sie ein alter Mann ſind, der Bruder meines innigſt geliebten Vaters.

(Die Thür zum Cabinet des Herzogs wird geöffnet.)

Graf.

Gott ſei gedankt, da kommt der Herzog!

Herzog.

Guten Morgen, meine Herrn! Schon ſo früh am Tage hier?

Graf (für ſich).

Er weiß nicht, daß ich von geſtern noch da bin.

Herzog.

Ei, ei! beſter Graf Steinhauſen, wie ſehen Sie verſtört aus, und auch Sie Graf Oskar, ſcheinen mir aufgeregt!

Oskar.

Euer Durchlaucht, es ſind entſetzliche Dinge geſchehen!

Graf.

Ganz entſetzliche Dinge!

Herzog.

In meinem Schloſſe? — Ich will nicht hoffen!

Graf.

Euer Durchlaucht werden von der ſchrecklichen Scene, die geſtern Abend hier vorgefallen, bereits unterrichtet ſein?

Herzog.

Allerdings, ich hörte davon!

Graf.

Eine Scene, herbeigeführt durch die gränzenloſeſte Ungnade der Frau Herzogin, die unerwartet auf mein unſchuldiges Haupt niederfiel.

Herzog (lächelnd).

Nun, mein lieber Graf, ſo unſchuldig wird dieſes Haupt nicht ſein!

Oskar (für ſich).

Dachte ich es doch!

Graf.

Eine ſchwere Anklage wurde gegen mich erhoben, eine ſehr ſchwere Anklage, und man urtheilte über mich, ohne mich gehört zu haben, — man beſchuldigte mich, ich ſei der geheime Agent Eurer Durchlaucht.

Herzog.

Und das nennen Sie eine ſchwere Beſchuldigung? — Es iſt nicht ſchmeichelhaft für mich. (für ſich) Warte einen Augenblick! (laut): Freilich war es nicht ſchön, Sie zu verrathen. —

Graf.

Mich zu verrathen?

Herzog.

Nun ja, Sie zu verrathen! Das Geheimniß war ſo gut bewahrt.

Oskar (für ſich).

Es iſt alſo doch wahr (laut): So erlauben mir, Euer Durchlaucht —

Herzog (leiſe zum Grafen).

Sie müſſen meinen geheimen Agenten vorſtellen. (laut zu Oskar): Ihr Oheim genirt ſich vor Ihnen einzugeſtehen, welche ausgezeichnete Dienſte er ſeinem Fürſten geleiſtet.

Oskar (für ſich).

Er hat alle Urſache dazu! — Dieſe Schlechtigkeit!

Herzog.

Sehr ausgezeichnete Dienſte! Erinnern Sie ſich, lieber Graf, wie Sie die Abreiſe meiner Mutter nach Caſerta hinderten? (zu Oskar): Mein geheimer Agent, Ihr Herr Oheim, ließ kluger Weiſe die Gitter des Schloſſes ſchließen. — Thaten Sie das nicht, mein lieber Graf?

Graf.

Allerdings, das kann ich nicht leugnen!

Oskar.

Dann erlauben mir Euer Durchlaucht, mich zu entfernen. Was ich Euer Durchlaucht geheimem Agenten zu ſagen habe, kann nur ohne Zeugen geſchehen.

(ab.)

Herzog.

Was hat denn der Graf? — Streitigkeiten in der Familie? — O das hätten Sie mir zu verſtehen geben ſollen! So was iſt am Beſten gleich abgemacht, denn je mehr Zeit über der Art Unannehmlichkeiten dahin geht, je tiefer dringen ſie ins Herz, ich kenne das! — Aber was hat der Graf? —

Graf.

Euer Durchlaucht, ich bin vernichtet, ich falle von einem Unglück in das andere; aber ich fühle es, nur Offenheit kann mich retten; Euer Durchlaucht wußten, daß die Frau Herzogin eine Verbindung zwiſchen der Prinzeſſin Eugenie und meinem Neffen projektirt.

Herzog.

Ich erfuhr es ganz zufällig.

Graf.

Die Prinzeſſin aber erklärte bei einer geſtrigen Unter-

redung, ſie könne meinen Neffen nicht heirathen, da ſie bereits einem Andern ihr Herz geſchenkt.

Herzog (für ſich).

Sollte er bereits etwas wiſſen?

Graf.

Einem Andern ihr Herz geſchenkt!

Herzog.

Und dieſer Andere, — wer iſt es? Reden Sie ohne Scheu!

Graf.

Dieſer Andere — ich wage kaum, ihn zu nennen!

Herzog (für ſich).

Er weiß es; das kommt mir ungelegen! (laut): Nun, ſprechen Sie Graf!

Graf (nach einer Pauſe).

Mich ſelbſt! — Aber ich ſchwöre Euer Durchlaucht, dieſe unglückliche Leidenſchaft iſt mir unbekannt geblieben, ich habe — auf Ehre! — nichts dazu beigetragen. — Ich bin der unglückſeligſte aller Menſchen!

Herzog (laut lachend).

Das iſt in der That ſehr tragiſch! — Sie Unglücklicher! — Geheimer Agent des Herzogs und Geliebter unſerer Prinzeſſin! Eine der köſtlichſten Geſchichten, die ich je erlebt!

Graf.

Aber, Euer Durchlaucht, ich erlaube mir, dies durchaus nicht köſtlich zu finden.

Herzog.

Ich glaube es wohl! — Aber jetzt Scherz bei Seite! Ich bin ſehr zum Verzeihen geneigt, Sie haben zum Oefteren

gegen mich gefehlt, als Sie noch Miniſter waren, doch hoffe ich, daß ich Ihrer eifrigſten Dienſte gewiß ſein kann, indem ich Sie zu meinem Oberſtſtallmeiſter ernenne. Auch haben Sie für mich und meinen geheimen Agenten gelitten, weßhalb es nicht mehr als billig iſt, daß Sie jetzt endlich die Bekanntſchaft deſſelben machen.

Graf.

Des geheimen Agenten?

Herzog.

Ja, meines geheimen Agenten. — Folgen Sie mir in mein Cabinet!

Dritter Auftritt.

Oberſthofmeiſter (aus dem Cabinet der Herzogin).

Oberſthofmeiſter.

Das iſt eine Zeit der Confuſion, der Beſtellungen und Abbeſtellungen. Mußte ich doch noch während der Nacht alle Vorbereitungen treffen, zu Ueberſiedlung der Frau Herzogin nach Caſerta. Auf zehn Uhr war die Abreiſe feſtgeſetzt, und als ich ſo eben melde, Alles ſei bereit, heißt es, man ſoll warten, man ſoll die Wagen nicht herausziehen. Gott! und dieſe Abreiſe Ihrer Durchlaucht kam mir ſo erwünſcht, es wäre eine ſo lange erſehnte und nothwendige Ruhe eingetreten, alle Intriguen hätten mit dem Verſchwinden der Gegenpartei

aufgehört! — Sollte dieſer Graf Steinhauſen nochmals Mittel und Wege finden, zu dem Ohr der Herzogin zu gelangen? — Das wäre entſetzlich! Ich bin nicht im Stande, ſeine Drohung zu vergeſſen, er wolle mich als geheimen Agenten des Herzogs angeben! — Ich der geheime Agent! Der Menſch hat eine Suada, er iſt im Stande, am hellen Mittag Zweifel zu erregen, ob es nicht Mitternacht iſt, und dazu die Herzogin in ihrer fürchterlichen Laune.

(Glockengeläute.)

Müſſen die da ihre Freude über das neue Miniſterium ſo früh am Tage ſchon kund geben?

Vierter Auftritt.

Die Herzogin (aus ihrem Cabinet mit Reiſekleidern, geht mit haſtigen Schritten und nachdenkend über das Theater und ſieht den Oberſthofmeiſter nicht, der etwas im Hintergrund ſteht).

Oberſthofmeiſter (für ſich).

Wie die Nerven-Aufregung die ſchwache Dame ſo wunderbar geſtärkt.

(Herzogin geht einigemal auf und ab.)

Herzogin (mit ſtarker Stimme).

So hat man alſo ein ſolches Spiel mit mir gewagt, und ich habe es verloren, weil ich die Karten weggeworfen! Ich habe gegen einen Schatten gekämpft, gegen ein Weſen, das nie exiſtirte und muß das durch den größten Zufall jetzt erſt erfahren, jetzt, da es zu ſpät iſt; da ich meinen Kampf ver-

loren. Ich habe das Miniſterium entlaſſen, ich habe meinen Sohn beauftragt, ein neues zu bilden, und ihm ſo die volle Gewalt in die Hand gegeben. Aber wäre es nicht möglich, dieſe Uebereilung wieder gut zu machen? — Der Herzog hat noch nicht Zeit gehabt, zu handeln, er kann unmöglich ſchon ein neues Miniſterium gebildet haben. — Wenn ich die Zügel wieder ergriffe!

(Glockengeläute und Militär-Muſik in der Ferne).

Was iſt das? (Sie geht ans Fenſter) Was mag es bedeuten? — Ah! der Oberſthofmeiſter! — Hören Sie die Glocken und die Muſik? weßhalb wird geläutet, weßhalb ſpielt das Militär in dem Schloßhofe? Es iſt doch heute weder Sonn- noch Feiertag? Wiſſen Sie nicht, was das ſoll?

Oberſthofmeiſter (zuckt die Achſeln).

Euer Durchlaucht, ich weiß in der That nichts davon!

Herzogin.

Gehen Sie, erkundigen Sie ſich! — Doch nein, bleiben Sie! Sie übergaben geſtern Abend dem Herzog meinen Befehl, wiſſen Sie, ob etwas und was darauf erfolgt iſt?

Oberſthofmeiſter.

Seine Durchlaucht, — als ich ihm das Blatt übergab, — ſagten: Soll beſtens beſorgt werden!

Herzogin.

Und der Herzog lächelte dazu?

Oberſthofmeiſter.

Seine Durchlaucht ſahen nicht unfreundlich aus.

Herzogin (für ſich).

Ich habe mein Spiel verloren! (laut): Und dann?

Oberſthofmeiſter.

Ließen Seine Durchlaucht der Herr Herzog den Grafen Brand, den geheimen Rath Pöllendorf und den Herrn von Bach ſchleunigſt zu ſich ins Schloß entbieten.

Herzogin.

Weiter!

Oberſthofmeiſter.

Die Herrn blieben bis nach Mitternacht und fuhren dann nach Hauſe.

(Muſik in der Ferne).

Herzogin.

Dieſe unerträgliche Muſik! — Ich will es nicht hören! Man ſoll nach der Veranlaſſung fragen, und ſie ſollen augenblicklich aufhören!

Oberſthofmeiſter (ſtutzig).

Darf ich mir wohl erlauben, dieſen Wunſch Euer Durchlaucht, dem Herrn Herzog zu melden?

Herzogin.

Ein Wunſch? — Es iſt mein Befehl! — Und weshalb dem Herzog melden?

Oberſthofmeiſter.

Damit der Befehl von dem Herrn Herzog ſelbſt ausgeht.

Herzogin.

Ah! — Ich verſtehe!

Oberſthofmeiſter.

Doch, da kommt Seine Durchlaucht ſelbſt!

Fünfter Auftritt.

Herzog (aus dem Cabinet, Graf Steinhausen bleibt in der Thür stehen

Herzog.

So eben höre ich, daß Sie uns verlassen wollen, Mam
Sie haben Ihre Abreise nach Caserta befohlen?

Herzogin.

Unter den gegenwärtigen hiesigen Verhältnissen ist
besser, ich räume das Feld.

Herzog.

Thun Sie das nicht, Mama, wenigstens nicht in-
eben ausgesprochenen Absicht! Lassen Sie mich wiederhol
was ich Ihnen vor einigen Tagen sagte: Bleiben Sie bei m
unterstützen Sie mich mit Ihrem Rath und Ihrer Erfahru

(Entfernte Musik).

Herzogin (mit Zeichen der Ungeduld).

Ich kann nicht! Das Leben hier fängt an, mir zu
räuschvoll zu werden, ich will mich in die Einsamkeit zurü
ziehen. Ich weiche dem Sieger (mit Heftigkeit): Ich die Ueb
wundene! —

Herzog.

O Mama, sprechen Sie nicht so! — Nicht dieses S
mit mir! Verstellen Sie sich nicht länger!

Herzogin.

Wäre ich im offenen, ehrlichen Kampfe unterlegen,
hätte nichts dagegen! — Aber so! — mir ein Phant

gegenüber zu ſtellen, gegen das ich Streiche führe, welche nicht treffen, das iſt ſchändlich, unverzeihlich! —

Herzog.

Ein Phantom, Mama?

Herzogin.

Dein geheimer Agent!

Herzog.

Ihnen, Mama, bleibt nichts verborgen.

Herzogin.

Das weiß ich! — Aber um Etwas wollte ich Dich bitten, — doch nein! es iſt beſſer ſo — laſſen wir die Sache ruhen!

Herzog.

Ein Wunſch von Ihnen iſt mir Befehl, ich muß darauf beſtehen, daß Sie mir ihn ausſprechen.

Herzogin.

So ſage: Wer bezeichnete Dir die Waffe, mit welcher Du gegen mich ſo ſiegreich gekämpft?

Herzog.

Dieſe Frage könnte mich verletzen, Mama! — Glauben Sie, ich würde einen fremden, gegen meine Mutter gerichteten Rath verlangt und angenommen haben? — Aber wozu ſoll dieſe Erörterung führen, chère maman, da —

Herzogin.

Du doch geſiegt haſt!

Herzog (verbindlich).

Nein, da Sie mich ſiegen ließen, Mama.

Herzogin.

Wie?

Herzog.

Sich freiwillig zurückzogen, indem Sie einſahen, daß der Kampf, den ich mit Ihren Miniſtern einging, um meine Exiſtenz handle, deßhalb Mama — (die Herzogin will ſprechen) — gewiß nur deßhalb, Mama, unterſtützten Sie meine ſchwache Intrigue!

Herzogin.

Ah!

Herzog.

Gewährten mir als Preis dieſes leichten Sieges, was Sie jedenfalls im Begriff waren, mir doch in Kurzem freiwillig zu übergeben.

Herzogin.

Ich glaube nicht.

Herzog.

O ich bin davon überzeugt! (küßt ihr die Hand) Sie gaben mir freiwillig das, was Sie glaubten, ich habe es Ihnen abgedrungen, — (der Herzog ſieht ſich um und erblickt den Oberſthofmeiſter, der wieder eingetreten) — ganz freiwillig, mit freundlichſter Miene, im herzlichſten Einverſtändniß, und der Hof und das ganze Land ſoll es wiſſen; und wie dankbar werde ich Ihnen dafür ſein!

(Die Herzogin, die bisher abgewendet geſtanden, dreht ſich raſch ihrem Sohne zu und reicht ihm beide Hände.)

Herzogin.

Ja, es iſt beſſer ſo! — Und Dein geheimer Agent?

Herzog.

Von dem Sie ſchon anfänglich gewußt, daß er nie exiſtirte. —

Herzogin (droht ihm mit dem Finger).

Nehmen wir an, es ſei ſo! —

Herzog.

Wird nicht mehr zum Vorſchein kommen!

(Der Oberſthofmeiſter, der an der Mittelthür mit dem Kammerherrn und ein paar Bedienten geſprochen, kommt langſam vor und zieht ſich um nicht zu ſtören, an die Cabinetsthür links.)

Oberſthofmeiſter.

Sie ſcheinen vollkommen ausgeſöhnt, oder ſpielten vielleicht Beide zuſammen gegen den allmächtigen Miniſter. — Arme Excellenz! So plötzlich vom Hofe verſchwinden zu müſſen!

(Der Graf kommt aus dem Cabinete links und tritt vor den Oberſthofmeiſter.)

Oberſthofmeiſter (erſchrickt).

Sehe ich recht?

Herzog.

Ihren geſtrigen Befehl habe ich befolgt, Mama, und meine Anordnungen getroffen. Darf ich bitten, dieſe Papiere durchzuſehen. (Die Herzogin macht eine ablehnende Bewegung). Ich bitte darum!

Oberſthofmeiſter

(zum Grafen, der leiſe aus der Cabinetsthür in den Hintergrund getreten iſt).

Und Euer Excellenz wollen nochmals vor die Frau Herzogin treten?

Graf (freundlich).

Ohne Gefahr für mich! Ich bin feſt dazu entſchloſſen!

Oberſthofmeiſter (für ſich).

Es iſt klar, er will mich anklagen! (zum Grafen) Sind

Sie versöhnlich, Excellenz, laſſen Sie das Vergangene ver gangen ſein!

Graf.

Sie meinen über den geheimen Agenten?

Oberſthofmeiſter.

Nicht ſo laut! Ich bitte Euer Excellenz darum!

Graf (gerührt).

Es war ein edler Mann!

Oberſthofmeiſter.

Wer?

Graf.

Der geheime Agent!

Oberſthofmeiſter.

So haben Sie ihn endlich geſehen?

Graf.

Leider nein, er iſt heute Nacht abgereiſt!

Oberſthofmeiſter.

Ich athme wieder auf!

Graf.

Aber in einem Schreiben, das er an den Herzog zurü ließ, ſprach er mit Wärme von meinen vieljährigen Dienſt von meiner Anhänglichkeit an das herzogliche Haus — S. Durchlaucht haben mich zu Ihrem Oberſtſtallmeiſter ernan

Oberſthofmeiſter.

Euer Excellenz, ich gratulire von ganzem Herzen.

Herzog (zur Herzogin).

Nachdem Sie dieſe Papiere durchgeleſen, erlaube ich eine Bitte, liebe Mama, die Sie nur, hoffe ich, nicht abſchla werden; ſeien Sie ſo freundlich, die wichtigſten dieſer P

mente mit ihrem Namen zu verſehen und heute nicht nach Caſerta zu reiſen! —

Herzogin.

In Gottes Namen!

Oskar

(aus dem Cabinet des Herzogs mit einem Brief. Reicht ſeinem Oheim die Hand).

Verzeihen Sie mir, mein lieber Oheim, meine Uebereilung, meinen kindiſchen Zorn, verzeihen Sie mir, daß ich mich unterſtanden, Sie einer unedlen Handlung für fähig zu halten. Es iſt Alles aufgeklärt, ich ſtehe tief beſchämt vor Ihnen. (zum Oberſthofmeiſter) Aber dieſer geheime Agent iſt wirklich ein edler Menſch, Herr Oberſthofmeiſter.

Oberſthofmeiſter.

Alſo Sie haben ihn geſehen?

Oskar.

Leider nein! Er verließ heute Nacht das Land und wird wohl nie mehr zurückkehren. Aber in dieſem Schreiben —

Graf.

Nun?

Oskar.

Spricht er mit der größten Freundlichkeit von mir und in Folge deſſen hatten Seine Durchlaucht die Gnade, mir eine diplomatiſche Sendung an den bairiſchen Hof anzuvertrauen.

Herzog.

So Mama, jetzt danke ich Ihnen herzlich und erlaube mir nur noch, Sie um ein paar freundliche Worte für meinen Oberſtſtallmeiſter, den Grafen Steinhauſen, zu bitten.

(Der Graf küßt der Herzogin die Hand.)

Herzogin (zum Grafen).

Hören Sie jene Muſik?

Graf (zuckt die Achſeln).

Eine Serenade, die das Militär dem Herzog bringt.

Herzogin.

Sehr verſtändlich für uns Beide.

Herzog (zum Oberſthofmeiſter).

Mein beſter Oberſthofmeiſter, Sie ließen vor ein paar Tagen meinem geheimen Agenten ſämmtliche Waſſer ſpringen?

Oberſthofmeiſter.

Ich war ſo glücklich.

Herzog.

Was Sie meinem Freunde gethan, erkenne auch ich dankbar an. Ich bleibe Ihnen beſtens und freundlichſt gewogen.

Oberſthofmeiſter.

Zu viel Gnade Euer Durchlaucht!

(Die Prinzeſſin iſt unterdeſſen mit ein paar Hofdamen eingetreten und hat ſich der Herzogin genähert.)

Prinzeſſin.

Gnädige Tante, wir ſind Alle zur Abreiſe nach Caſerta bereit. Wir warten nur Ihres Befehls.

Herzog.

O Prinzeſſin, damit eilt es nicht!

Herzogin (freundlich).

Wir werden heute nicht reiſen, mein liebes Kind.

Prinzeſſin.

Euer Durchlaucht ſagten: Mein liebes Kind; alſo zürnt mir meine gnädige Tante nicht mehr?

Herzogin.

Eigentlich ſollte ich Dir doppelt zürnen, weil auch Du im Complott gegen mich warſt, weil auch Du unwahr gegen mich geweſen, ja unwahr in den heiligſten Gefühlen eines weiblichen Herzens.

Herzog.

Verzeihen Sie, geliebte Mutter, daß ich der Prinzeſſin zu Hülfe komme. Wir bekennen uns ſchuldig, ich vor allen Dingen, aber Eugenie allein war offen und wahr gegen Sie. (Er nimmt die Hand der Prinzeſſin.)

Herzogin.

Wie ſoll ich das verſtehen?

Herzog.

Sie geſtand Ihnen Ihre Liebe zu —

Herzogin.

Deinem geheimen Agenten!

Herzog.

Alſo zu mir!

Herzogin.

Und dieſes Geſtändniß, Eugenie, würdeſt Du es wiederholen?

Prinzeſſin.

Ja, meine gnädige Tante!

Herzog.

Seien Sie gütig gegen uns. Seit meiner Jugend liebte ich die Prinzeſſin und ich habe es mir feierlich gelobt, nie eine andere Gemahlin zu erwählen. Willigen Sie in dieſe Verbindung!

Herzogin.

Kann ich anders?

Herzog.

O Mama, meinen innigſten Dank! (zu den Andern) Meine Herrn und Damen, hier iſt meine geliebte Braut. — Sehen Sie Eugenie, das freundliche Walten unſeres geheimen Agenten!

Ende.

Eugen Stillfried.

I.

P.o. jan 583 $\frac{t}{1}$

Eugen Stillfried

von

F. W. Hackländer.

Erſter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1852.

[illegible]

Gedruckt bei K. F. Hering & Comp

Inhalt.

Erſtes Kapitel.

Seite

Der geneigte Leſer ſieht alte Dinge vielleicht auf eine neue Art. Er macht bei Tagesanbruch die Bekanntſchaft einer würdigen Mutter und wohnt einem Zwiegeſpräch bei, welches dieſelbe mit ihrem Sohne hält 3

Zweites Kapitel.

Indem Madame Schoppelmann ihren Kaffee bereitet, erfahren wir aus fortgeſetzten Geſprächen während dieſes Geſchäfts, daß eine ſchöne Tochter ſchwer zu hüten iſt 21

Drittes Kapitel.

Madame Schoppelmann erhält einen Beſuch, bei welcher Veranlaſſung wir eine merkwürdige Epiſode aus ihrem Leben zu hören bekommen. — Ein ziemlich lehrreiches Kapitel . 34

Viertes Kapitel.

Worin neue Perſonen vorkommen, wie das zu Anfang einer Geſchichte meiſtens der Fall iſt, auch Unterredungen verſchiedener Art, jungen Leuten aufs Beſte zu empfehlen . 46

Fünftes Kapitel. Seite

Worin des Helden unserer Geschichte ausführlicher erwähnt wird, wenn auch gerade auf keine schmeichelhafte Art . . 69

Sechstes Kapitel.

Katharina Schorpelmann und Clementine Strebeling theilen sich ihre kleinen Abenteuer mit. — Ein Kapitel voller Liebesgeschichten 85

Siebentes Kapitel.

In welchem der Held der Geschichte endlich auftritt und woraus wir ersehen, welch' sorgloses Leben derselbe zu führen pflegt 109

Achtes Kapitel.

Handelt von einem guten Freund und einem getreuen Diener . 111

Neuntes Kapitel.

Enthält ein düsteres Stück Familienleben, sowie ein heiteres Zwiegespräch der Diener verschiedener Häuser 129

Zehntes Kapitel.

In welchem der geneigte Leser einem Rapporte beiwohnt, aus dem er den Charakter des früher erwähnten getreuen Dieners noch genauer kennen lernt 147

Eilftes Kapitel.

Die Gebrüder Schorpelmann erfreuen sich einer eigenthümlichen Jagd, und während wir dabei von anmuthigen Liedern hören, machen wir die traurige Erfahrung, wie viel Verdorbenheit im Allgemeinen unter den Menschen zu finden ist 166

Zwölftes Kapitel.

Joseph Pierrot fällt in einen Blumenkorb, erlebt eine traurige Niederlage und entdeckt mit Schrecken, daß es noch klügere Leute auf der Welt gibt 181

Dreizehntes Kapitel. Seite

Ein kleines Kapitel, aber sehr bedeutsam. Jungfer Klementine hat ihre schöne Stunde, und drei ihrer Freunde beschäftigen sich mit ihrem zukünftigen Ehekergehen 196

Vierzehntes Kapitel.

Von der Einweihung einer Kgl. Infanterie-Kaserne und dem Strafgerichte des Majors, Freiherrn von Brauer . . . 206

Funfzehntes Kapitel.

Der Erzähler dieser Geschichte ladet den geneigten Leser zu einem ästhetischen Thee. — Viel warmes Wasser und Butterbrod 222

Sechszehntes Kapitel.

Von des Goldkäfers letzter Brautfahrt, von den Trägern deutscher Literatur und von schlechten Dienstboten im Allgemeinen. — Ein vielseitiges Kapitel 237

Siebenzehntes Kapitel.

Handelt von guten Vorsätzen und führt den geneigten Leser in eine sonderbare Gesellschaft — die Leimsiedia. Erzählt auch, was sich allda begab 258

Achtzehntes Kapitel.

Der Präsident der Leimsiedia hat das Wort und trägt eine Geschichte vor, welche nicht ohne Interesse für unsere Erzählung ist 282

Neunzehntes Kapitel.

Ein beachtungswerthes Kapitel für junge Künstler, denn es handelt von den Gefahren, in welche man durch weibliche Modelle gerathen kann 295

Zwanzigstes Kapitel.

Vor, während und nach der Schlacht. — Heute roth, morgen todt 308

Eugen Stillfried.

Erſtes Kapitel.

Der geneigte Leſer ſieht alte Dinge vielleicht auf eine neue Art. Er macht bei Tagesanbruch die Bekanntſchaft einer würdigen Mutter und wohnt einem Zwiegeſpräch bei, welches dieſelbe mit ihrem Sohne hält.

Wenn man in einer großen Stadt lebt und ſpät in der Nacht oder, noch beſſer, früh gegen Morgen von einer durchſchwärmten Soirée, einem lange dauernden Souper oder einem ermüdenden Balle träge und matt nach Hauſe ſchleicht, ſo bemerkt man, daß jetzt, wo ſich faſt Alles zur Ruhe begeben hat, ein eigenthümliches, ſonderbar ſchattenhaftes Getreibe hie und da beginnt. Tiefe, ſchlummerverkündende Stille liegt auf den finſteren Straßen, die Gaslaternen flackern unmuthig, als wollten ſie ſagen, ſie hätten jetzt des Leuchtens für heute Nacht genug.

In ſolchen ſehr ſpäten oder ſehr frühen Stunden, wo der einſam nach Hauſe Wandelnde einem anderen eben ſo einſamen Wanderer gern aus dem Wege geht — denn iſt Jener ein Freund und Bekannter, ſo iſt man zu träg, um noch mit ihm zu ſpre-

chen, iſt er aber ein Fremder, ſo braucht ers nicht zu wiſſen, daß man erſt bei anbrechendem Morgen heimkehrt — in ſolchen Stunden, wo man in den meiſten Straßen nichts vernimmt, als das eintönige Lied des Nachtwächters, das Rollen eines fernen Wagens oder das Plätſchern ſämmtlicher Röhrbrunnen der Stadt und der Fontainen auf öffentlichen Plätzen, bemerkt man auf einmal, wenn man ſich zufällig gewiſſen Stadttheilen nähert, ein eigenthümliches Leben, eine ſeltſame Geſchäftigkeit, die hier mitten in der Nacht ihr lebhaftes Weſen treibt.

Von den Thoren heran durch die breiten Straßen, welche auf den Marktplatz führen, rollen ſchwerfällige Karren, mit einem oder mehreren Pferden beſpannt und angefüllt mit allem dem, was die hungrige Stadt am nächſten Tage zu verſchlingen gedenkt. Ungeheure Quantitäten Gemüſe, Fleiſch, Butter — Eier nicht zu zählen — Obſt, wie es gerade die Jahreszeit mit ſich bringt, das alles wankt hochgeladen auf dieſen ächzenden Karren durch die ſtille Stadt und wird in der Nähe des Marktes abgeladen, wo jetzt ſogleich ein reges, bewegtes Leben anfängt. Hier ſind alle Wirthshäuſer und kleinen Läden geöffnet, eine geſchäftige Menge unkenntlicher, faſt geſpenſtiger Weſen treibt ſich umher, die ankommenden Sachen in Empfang zu nehmen, oder um beim Abladen und Verhandeln derſelben zu helfen und ſo etwas zu gewinnen. Da ſind Verkäufer und Aufkäufer, die ganze Ladungen übernehmen, um ſie in kleineren Partieen wieder an Andere zu verkaufen, von welchen ſie erſt das Publikum erhält. So vertheuert ſich die Waare nach und nach, und das Ei und das Gemüſe, welches ſo harmlos und ſehr wohlfeil zum Thore hereinkam, hat ſchon mehreren hungrigen Spekulanten dienen müſſen und iſt wohl auf das Doppelte des urſprünglichen Preiſes geſtiegen, ehe es in die rechte Küche gelangt.

Da kommen ſie an in langen dunklen Reihen, die vielen, vielen Wagen, und die Pferde ſchleichen langſam dahin, wohl aus Müdigkeit oder in der Abſicht, die Schläfer ringsum nicht zu erwecken, zu denen ja auch der eigene Fuhrmann zu rechnen iſt, der auf der Gabel ſitzt und, nachdem er am Thore die Zoll-Viſitation glücklich beſtanden, nun wieder ruhig einnickt und ſanft fortſchläft, bis das Stillhalten des Karrens auf dem Marktplatze ihn abermals aufweckt.

Dazwiſchen wandeln Fußgänger, Männer, Weiber und Kinder, mit Tragkörben auf dem Rücken oder anderen, kleineren auf dem Kopfe und den Schultern, und bringen ebenfalls ihre Erzeugniſſe zum Verkaufe in die Stadt, das, was ſie im Laufe des geſtrigen Tages mühſam angefertigt oder geſammelt. Sie ſchleppen ein ganzes Stück Wald mit herein an Blüthen und Früchten — Blumen in großen, weithin duftenden Büſcheln, Wald- und Erdbeeren, friſchen Waldmeiſter und was ſonſt die Natur im Augenblicke Freundliches bietet. Andere bringen harziges Holz von Tannen und Föhren zum Anzünden der Feuer oder kleine Beſen und Strohmatten — Alles ihrer Hände Arbeit.

Der Markt ſelbſt bietet nun ein eigenthümliches Bild. Aus den Läden und Wirthshäuſern rings umher dringt der Glanz der Lichter und beſcheint die Menge, welche vor dieſen Lokalen hin und her wogt. Es iſt ein wildes Durcheinander von dunklen, unkenntlichen Geſtalten auf dem weiten Platze, und obgleich Jeder beim Aufſtellen ſeiner Waare ſo wenig Geräuſch wie möglich macht und leiſe lispelt und flüſtert, ſo machen doch alle dieſe Klänge und Töne zuſammen ein hörbares Brauſen und Murmeln aus, das man in den angränzenden Straßen vernimmt und welches auch gewiß manchen leichten Schlummer in den anſtoßenden Häuſern ſtört.

In den Wirthsſtuben geht es unterdeſſen luſtig genug zu. Die Fuhrleute, ſowie die Knechte großer Bauern, die noch ein beſchwerliches Tagewerk und die Heimfahrt vor ſich haben, ſuchen ſchon ſo viel wie möglich die durchwachte Nacht mittelſt ziemlicher Quantitäten Wein und Branntwein aus ihren Gliedern zu vertreiben. Die Spekulanten, denen alle Mittel gelten, um die herbeigeführten Waaren billig einzuhandeln, ſetzen ſich mit den Bauern ſelbſt oder deren Bevollmächtigten hinter der Flaſche feſt, und beide Theile laſſen gern etwas darauf geben, um ſich gegenſeitig zu benebeln und dadurch zu niedrige oder zu hohe Preiſe zu erlangen. Das geringe Volk der Marktknechte, der Ablader treibt ſich unterdeſſen draußen umher und hilft die Sachen, die herangebracht werden, von den Wagen herunter nehmen und in zierlichen, dem Auge wohlgefälligen Haufen auf dem rein gefegten Pflaſter des Marktes ordnen.

Aber auch andere Geſtalten winden ſich durch das Gewühl und halten ſich fern von dem Scheine des Lichtes oder von dem unſicheren Glanze, der von den Epaulettes oder dem Säbel eines Polizei-Beamten ausgeht. Das ſind Spitzbuben und Diebe durch alle möglichen Rangklaſſen und Grade hindurch, von armen, hungrigen Schelmen angefangen, die ſich glücklich ſchätzen, wenn ſie ein Stück Fleiſch, ein Dutzend Kartoffeln, ein Kohlhaupt oder dergleichen erbeuten können, bis zu den Vornehmeren ihres Geſchlechts, die es auf die Taſche ihres Nebenmannes abgeſehen haben, oder bis zu jenen hinauf, die dem etwas angetrunkenen Bauer bereitwillig in eine Nebengaſſe folgen, und welchen es auf einige Fauſtſchläge oder gar Meſſerſtiche nicht ankommt, um ſich in den Beſitz einer wohlgefüllten Geldkatze zu ſetzen. Auch ähnliche Praktikanten des ſchwächeren Geſchlechts treiben hier ihr heimliches, ſcheues Weſen und ſind geſucht und

gemieden, wie es eben kommt. Ihnen ist jede Beute recht, und wenn sie keinen rechtmäßigen Erwerb finden, begnügen sie sich mit einem unrechtmäßigen, und die schlechtbekleideten, elenden, hohläugigen Gestalten nehmen mit, was in ihren Bereich kommt, und schleppen es davon in ihren weiten Rocktaschen oder unter ihren nachlässig umgeworfenen, langen, schmutzigen Halstüchern.

So wogt und wimmelt Alles durch einander in der Dämmerung einer verschwindenden Sommernacht, und je wärmer und angenehmer die Luft ist, und je klarer und freundlicher der Mond oder die funkelnden Sterne herabblicken, um so unheimlicher erscheint dieses nächtliche Getreibe. Auf Augenblicke herrscht wirkliche Stille da unten, dann aber vernimmt man Menschenstimmen, die rufen, schreien, zanken; dazwischen schnauben und wiehern Pferde, Hunde bellen, Enten und Gänse in ihren Körben lassen seltsame Klagetöne vernehmen, und um all' diese hunderterlei Gegenstände und Gestalten, die in großen Haufen daliegen oder eilig durch einander schlüpfen und emsig hin und her eilen, stehen die alten, ernsten Häuser mit ihren hohen, zackigen Giebeln, mit ihren zierlichen Erkern, und schauen verwundert in das wirre Treiben der Massen da unten.

Es ist wie ein anderer Hexen-Sabath, und wie ein solcher beginnt es auch aus einander zu stieben mit dem ersten Hahnenschrei. Sobald der Himmel anfängt, im Osten heller zu werden, sobald die frischere, kältere Morgenluft den herannahenden Tag verkündigt, und sobald die Sterne droben am Himmel erbleichen, erlöschen auch die Lichter in den Wirthshäusern und Läden nach und nach und erstirbt das Leben auf dem weiten Marktplatze. Nach allen Richtungen hin verläuft sich die Menge, die hier beschäftigt war, wie ein schmutziges, rauschendes Gewässer, das den Platz vorhin bedeckte, nun allmählig verschwindet, und darauf tritt

zu Tage das ganze Terrain, welches es bis jetzt bedeckte, mit ſeinen Höhen und Tiefen. Und dieſe Höhen ſtehen wohlgeordnet da und zeigen ſich dem Auge als ſchön aufgeſtellte Gemüſehaufen, und die Tiefen und Gaſſen dazwiſchen hat man reinlich gekehrt, und wie es nun immer heller und heller wird, und die graue Morgendämmerung in das helle, glänzende Licht eines friſchen Sommertages übergeht und deutlich zeigt die vielen glänzenden Farben der tauſenderlei Gegenſtände, die hier ausgeſtellt ſind: ſo verſchwindet eben ſo ſchnell das Unheimliche des Nachtgemäldes, und ein anderes, ſchönes, freundliches, angenehmes Bild zeigt ſich dem Auge des Beſchauenden.

Aber es iſt noch ſehr früh am Tage. Nur hie und da öffnet ſich langſam eine Hausthüre, und ein ſchläfriges Dienſtmädchen tritt heraus, das Morgenwaſſer für die Haushaltung zu holen. Lohnkutſcher und Fiaker, die früh einſpannen müſſen, kommen in ſehr mangelhafter Toilette und ziehen ihre Pferde nach ſich an den benachbarten Brunnen. In den Straßen der Stadt liegt noch ein feiner Duft, und der reine blaue Himmel, der ſich oben zwiſchen Kirchthürmen und Schornſteinen zeigt, ſowie das feucht werdende Pflaſter verſprechen einen ſchönen, warmen Tag.

Die Straßen ſind ſtill, der Lärm der Nacht, den wir vorhin beſchrieben, hat ſich auch in der nächſten Nähe des Marktes vollkommen gelegt; man hört einen frühzeitigen Spaziergänger auf mehrere hundert Schritte ſeine Hausthüre hinter ſich zuſchließen und hört den Klang ſeiner Fußtritte. Die letzten Wanderer, die in der vergangenen Nacht den erſten Marktwagen begegneten, haben ſich noch nicht gar lange zu Bette gelegt; ſie verdunkeln ihre Fenſter ſo viel wie möglich, um dem Tageslichte den Eintritt in ihre Schlafzimmer zu verwehren; ſie werfen ſich unruhig

hin und her, und der leichte, unerquickliche Schlummer, der über sie dahin fährt und sie nur zuweilen und wie neckend mit seinem Finger berührt, ist ein erbarmungsloser Spiegel und zeigt ihnen die Leiden und Freuden der vergangenen Nacht, das Gewühl des Tanzes, und dabei erklingt in ihrem Ohr die gleiche Tanzmusik immer und unaufhörlich fort, oder es gaukelt vor ihrem inneren Auge die Karte, auf welche sie beständig verloren, oder an ihre Seite schmiegt sich spottend und neckend das Bild eines Mädchens, von dem sie vergebens getrachtet, einen Blick der Liebe zu erhalten.

Aber auch andere Schläfer, die nicht die Nacht durchgeschwärmt, wälzen sich in der frühen Morgenstunde unruhig auf ihrem Lager — solche unglückselige Sterbliche, die sich im Allgemeinen eines schlechten Schlafes erfreuen, die den sehnlich herbeigeseufzten nicht festzuhalten vermögen, die während der Nacht jede Uhr von allen Kirchen schlagen hörten, und die nun, da das unbarmherzige Tageslicht ihr Zimmer erfüllt, verdrießlich aufstehen, ärgerlich den Fenstervorhang aufziehen und mit einem entsetzlich nüchternen Blicke in den jungen, glänzenden Tag hinaus schauen. Ach! was ihnen fehlt, ist Anderen in so reichlichem Maße gegeben, und aus den gegenüber liegenden offenen Fenstern tönt das feste, solide Schnarchen eines außerordentlich gesunden Schlafes, eines Schlafes, der nur vor dem rasselnden Wecker einer Uhr entflieht, der gleich darauf im Zimmer des Nebenhauses anfängt zu arbeiten.

Die gefangenen Nachtigallen in den Straßen sind schon lange verstummt, draußen auf dem Felde singt die Lerche und jubilirt der Sonne entgegen, die nun anfängt, mit den umliegenden Bergen und Kirchthürmen zu liebäugeln. Die Häuser öffnen jetzt nach und nach ihre Augen: zuerst die oberen Stock-

werke — bei den unteren dauert es freilich noch eine Zeit lang — die Stadt wird lebendig und fängt an zu ſummen und zu raſſeln. Aus ſämmtlichen Schornſteinen ſteigt der blaue Dampf kerzengerade in die Höhe; aus den Werkſtätten hervor klingt luſtig das Schlagen der Hämmer, das Seufzen der Säge und des Hobels.

Wir wiſſen nicht, ob es anderen Leuten auch ſo ergeht, aber uns iſt der Marktplatz, ſo vollſtändig verſehen mit allen Lebensbedürfniſſen, namentlich in früher Morgenſtunde, einer unſerer liebſten Spaziergänge. Noch ſind nicht viele Käufer da, nicht einmal alle Verkäufer, und man hat ſo Muße und Zeit, ſich die angenehmen Sachen in der Nähe zu betrachten: das friſche Gemüſe, das ſchöne Obſt, die unendliche Reihe mit Körben voll hellgelber Butter, die Eierniederlagen, die friſchen Küchenkräuter, die duftigen Blumen. Dann hat auch der Markt, wenn er ſo in den erſten Stunden des Tages in ſeiner ganzen Jungfräulichkeit daliegt, eine ſo köſtliche Atmoſphäre, einen ſo friſchen Wald- und Gartenduft. Das Pflaſter iſt reinlich gekehrt, Blumen und Früchte ſind mit Millionen Waſſertropfen bedeckt, theils wirklichen, vom herabfallenden Thau, theils künſtlichen, durch darauf geſpritztes Waſſer.

Auch die Nebenſtraßen und kleinen Gäßchen, die auf den Marktplatz münden, haben etwas mitgetheilt erhalten von dem Duft und der Friſche deſſelben. Mag es nun von dieſer Nachbarſchaft herkommen, oder von den engen Straßen und hohen Häuſern, welche die Sonnenhitze abhalten, oder von den vielen Brunnen, die hier rauſchen und kühlen — genug, es iſt um dieſe Tageszeit hier in den engen Gäßchen recht behaglich und angenehm, und wenn man aus den breiteren heißen Straßen herniederſteigt, thut die Friſche und Kühle hier, ſowie der Anflug

von Morgendämmerung, der noch nicht ganz verſchwunden und namentlich in den langen, finſteren Höfen der Häuſer zurückgeblieben iſt, ſo unendlich wohl.

Dieſer langen und finſteren Höfe gab es in der Stadt, von welcher wir hier ſprechen, noch eine große Menge, und ſie gehörten zu ebenſo finſteren und engen Häuſern, die aber von den Gewerbetreibenden und Geſchäftsleuten ſehr geſucht wurden. Dieſe Häuſer hier ſtammten aus alter Zeit und waren aus ſolidem Mauerwerk aufgeführt, hatten meiſtens gewölbte Treppen und Gänge, kleine Fenſter, dicke Mauern, und es war in ihnen kühl im Sommer und warm im Winter. Sie bildeten mit dem Marktplatze den Kern der Stadt und waren von alten adeligen Geſchlechtern und reichen Patriciern erbaut worden. Hier hatten dieſe bekannten Geſchlechter lange, lange Jahre gehauſt, in der Nähe eines alten Caſtells und geſchützt von dieſem, ſowie durch die innere Stadtmauer, welche ſie ehedem in ſtattlicher Höhe und Breite umgaben. Bald aber wurde es den vornehmen Geſchlechtern und reichen Kaufherren zu eng und zu finſter in ihren maſſiven Wohnungen: ſie verließen dieſelben, riſſen die Stadtmauer nieder und bauten ſich in breiteren Straßen luftigere Häuſer. Die alten aber behielten ſie bei zu Waarenlagern, Stallungen, Magazinen und ſonſtigen Gelaſſen, und als ſie nach und nach des Geldes benöthigter wurden, vermietheten ſie dieſe Stammhäuſer an Bürger und Handwerker, verkauften ſie auch wohl, und ſo begann hier ein friſches, reges Leben, und die Stille dieſer hohen Treppen und Gewölbe wurde vertrieben durch das Leben und Weben eines allgemeinen Verkehrs. Die ſteinernen Wappen über den Thüren und Thoren ſahen ſeltſam hernieder auf die ſo ganz anders gewordene Zeit, und die Grafenkrone, die, aus Stein gehauen, mit ihren neun Spitzen trotzig aus dem Gemäuer eines

dieſer Häuſer hervorragte, und die vordem reich vergoldete Sänften, prachtvoll aufgeſchirrte, glänzende Roſſe an der Hand in Seide gekleideter Edelknaben geſehen, würde jetzt gewiß ſchmerzlich zuſammengezuckt ſein, wenn das anders möglich geweſen wäre, bei dem Betrachten des ambulanten Obſtkrames, der ſich unter ſie etablirt, oder bei der pöbelhaften Berührung der großen Fahrveitſche, die der benachbarte Brauknecht ſo gern über die neun Zacken legte. Aber daran ließ ſich nichts mehr ändern.

Das Haus, von dem wir eben ſprachen, hatte neben dem rieſigen Steinportal mit hochgräflichem Wappen in der That einen kleinen Obſtkram, und in den weitläufigen Hintergebäuden war eine Brauerei errichtet. Durch das eben erwähnte Portal trat man in einen ziemlich breiten Hof, den vormals Säulengänge umgeben hatten; jetzt aber waren die Bogen zugemauert worden, um Platz für ein Heumagazin, das rings herum lief, zu gewinnen. Die armen alten Säulen ſtaken zwiſchen neumodiſchen Backſteinen, und es war kläglich anzuſehen, wie nur noch hie und da eine Idee der Rundung des Capitäls ſichtbar geblieben war.

Dieſer Hof war das Bild einer maleriſchen Unordnung. Das einzige aus alten Zeiten her noch ziemlich Erhaltene war ein ſchöner Brunnen, ein wahres Kunſtwerk, — ein aus Stein gemeißelter Drache, der ſich emporbäumend das Waſſer in ein großes Marmorbaſſin ſpie. Doch da das kupferne Mundſtück, das er früher zwiſchen den Zähnen ſeines Rachens hielt, gewiß eines Tages entwendet und verkauft, kurz, abhanden gekommen war, ſo hatte man eine dicke Holzröhre zwiſchen ſeine Zähne hineingeſchlagen, die dem Geſichte des Drachen ein äußerſt verſchwollenes Anſehen gab. Statt in die Marmorſchale, wie früher, lief das Waſſer in eine Vertiefung des Bodens und diente hier zum Aufenthalt einer ganzen Schaar kleiner und großer Enten

und Gänſe, die watſchelnd und ſchreiend den weiten Hof zu einem harmloſen Spielplatz erwählt zu haben ſchienen. Daneben befand ſich eine große Schaar Hühner, die ſich von dem gemeinen, naſſen und beſchmutzten Geſchlechte der ebengenannten Waſſervögel ziemlich fern hielt und auf einem großen Miſthaufen ſtolz für ſich allein blieb. Der Hahn mit hochrothem Kamme und goldgelbem Gefieder ſchien beſonders darauf zu halten, daß die Hühner ſtreng auf Rang und Stand ſahen und ſich mit jenen nicht gemein machten, denn er umkreiſte ſtolz den Miſthaufen, und wenn eine der jungen Enten oder Gänſe ſich zu nähern wagte, ſo ſtreckte er ſich lang empor, ſträubte zornig ſeine Federn und ließ ein majeſtätiſches Krähen vernehmen. Kleine Ferkel und junge und alte Hunde, die ſich ebenfalls hier herumtrieben, ſchienen eine vermittelnde Rolle zwiſchen Enten und Hühnern ſpielen zu wollen; denn bald ſchnurverten ſie in der Kothlache bei den Waſſervögeln umher, bald wälzten ſie ſich in kleinen ſchmutzigen Pfützen, welche den Miſthaufen begränzten.

Auf der einen Seite des Hofes ſtand ein großer Karren, ähnlich denjenigen, welche heute Nacht in langen Reihen und ſchwer beladen in die Stadt fuhren. Ein blaues Tuch war darüber geſpannt, und wo daſſelbe hinten zurückgeſchlagen war, bemerkte man, daß auf dem Wagen nur noch einige Ueberreſte von Gemüſe zurückgeblieben waren. Die Hauptladung dagegen hatte man ſorgſam auf den Boden niedergelegt, und beſtand dieſelbe aus einem gewaltigen Haufen von Kohlköpfen, gelben und weißen Rüben, neben welchen ſich große Körbe mit Erbſen und Bohnen befanden.

Aus dieſem Hofe führte eine breite Treppe in die hinteren Wohnungen und zuerſt in ein Veſtibül, hoch gewölbt, welches nicht übermäßig erhellt wurde durch dieſen Eingang ſelbſt, ſowie durch ein halbrundes vergittertes Fenſter. Dieſe Vorhalle bildete

eine würdige Fortſetzung des Hofes; Geflügel und andere Thiere liefen hier aus und ein, und namentlich legten die kleinen Ferkel hier eine außerordentlich liebenswürdige Ungezwungenheit an den Tag. Obgleich es, wie ſchon geſagt, Sommer und draußen ſehr heiß war, ſo brannte doch in dieſem Gewölbe in einem mächtigen alten Steinkamine ein hell loderndes Feuer, über welchem an einer ſtarken rußigen Kette ein Waſſerkeſſel hing, deſſen Inhalt dampfte und ziſchte. Neben dieſem Keſſel ſaß auf einem breiten hölzernen Stuhle eine Frau, die ſowohl als Herrin des eben beſchriebenen Hofes, wie der geneigte Leſer ſpäter erfahren wird, als auch in anderer Beziehung unſere Aufmerkſamkeit ſehr verdient.

Dieſe Frau war von der Natur mit einer ſolch wahrhaft erſchreckenden Körperfülle bedacht, daß unbefangene Perſonen, die ſie zufällig ſahen, erſtaunt ſtehen blieben und ſich gegenſeitig verwundert fragten, ob hier Wahrheit oder Täuſchung ſei. Daß aber Letzteres nicht der Fall war, ſah man auf den zweiten unbefangenen Blick, denn die Frau trug ihre Körperfülle mit einer gar zu ſichtbaren Anſtrengung. Da ſie obendrein nicht ſehr groß war, ſo fiel ihre rieſenhafte Taille um ſo mehr in die Augen. Hierzu paßte der kurze, dicke Hals und das runde, vom Wetter ſtark gebräunte Geſicht.

Die Frau war hoch in den Vierzigen und hatte trotz ihrer gewaltigen Dicke im Aeußeren nichts Unangenehmes, das heißt in ruhigen Momenten. Sobald ſie aber heftig wurde — und das kam zum Schrecken ihres Arztes zuweilen vor — ſo ſtemmte ſie ihre beiden dicken Arme in die Seiten und blies die Naſenlöcher ungebührlich auf; ihr ſonſt bräunlicher Teint ſpielte alsdann ins Bläulichrothe, und ihre gewöhnlich ſchwerfälligen Bewegungen hatten in ſolchen Augenblicken etwas entſetzlich Bebendes.

Dieſe Frau war Madame Schoppelmann, erſte Obſt- und Gemüſehändlerin der Reſidenz, das Factotum ſämmtlicher Köchinnen und Köche guter Häuſer, — eine Dame, die nicht blos gemeinen Kohl und Erbſen verkaufte, ſondern der man es bei großen Diners und anderen Feſtlichkeiten getroſt überlaſſen konnte, Fruchtpyramiden und Blumenkörbe nach eigenem Geſchmack und Sinn aufzuſtellen. Madame Schoppelmann war eine wirkliche geheime Räthin in allen adelichen Küchen und denen vornehmer Bürgerhäuſer. Letztere überließen ihr nicht ſelten die Beſchaffung einer ganzen Gaſterei, d. h. was die Urſtoffe aus allen Reichen der Natur anbelangte; denn ſie gab ſich nicht blos mit Gemüſen und Blumen ab — dies waren eigentlich nur Nebengeſchäfte — ſondern ihre Hauptſtärke beſtand in dem Aufſinden der beſten Quellen für Wildpret aller Art, für die feinſten Geflügel, für Fiſche und Krebſe. Wehe dem Koch, der ſich mit ihr verfeindete! Wehe dem Ehemanne, der behauptete, eine Schüſſel Krebſe, die ſie geliefert, beſtehe für die Jahreszeit aus zu kleinen Individuen! Der Name der Madame Schoppelmann, die ſolche beſorgt, machte ihn verſtummen, ſchlug ihn vollkommen darnieder.

Das Haus und den Hof, von dem wir vorhin ſprachen, hatte ſie gekauft, und war hier auf ihrem Grund und Boden abſolute Herrſcherin. Wenn es ſchon an ſich, wie wir vorhin bemerkten, ſehr unangenehm war, mit Madame Schoppelmann in einen Streit zu gerathen, ſo wäre es doch für jeden Sterblichen weit gefahrloſer geweſen, eine Löwin in ihrer Höhle anzugreifen, als dieſe würdige Frau in ihrer Wohnung. Die beherzteſten Straßenjungen, die es nicht unterließen, hie und da ihre ſchmalen Backen höhniſch aufzublaſen, wenn ſie bei der dicken Frau auf dem Markte vorbeigiengen, ſchlichen muthlos bei dieſem Hofe vorüber, und keiner unter ihnen hat es je gewagt, die Ferkel,

die kleinen Hunde oder das Geflügel durch einen geſchickt angebrachten Steinwurf zu beunruhigen. Es ging unter der Knabenwelt die Sage von entſetzlichen und unheimlichen Kellern und Löchern im Hintergebäude dieſes Hofes, und man erzählte, Frau Schoppelmann habe eines Tages einem kleinen Buben, der ihr einen Apfel wegſtibitzt und aufgeſpeist, gedroht, ſie wolle es mit ihm nächſtens gerade ſo machen. Selbſt die Polizei vertiefte ſich nicht gern in dieſe Räume; und wir glauben, des Abends, wenn das große Hofthor geſchloſſen war, hätte es kein Polizeibeamter gewagt, daſſelbe ohne den Willen der Beſitzerin öffnen zu laſſen.

Und doch ſah die Polizei ſich häufig veranlaßt, mit dieſer Frau oder vielmehr ihren Söhnen in intime Unterhandlungen zu treten. Dieſen Söhnen — es waren deren zwei — ſagte man überhaupt nicht viel Gutes nach. Es waren wilde, rohe Burſche, jähzornig und raufluſtig, in allen Wirthshäuſern bekannt, in allen gefürchtet und gemieden. Der Eine war ſeines Zeichens ein Fuhrmann, der Andere ein Händler, und Beide trieben ſich in den benachbarten Dörfern und Städtchen umher, und was der Eine für das Geſchäft der Mutter erhandelte, das führte der Andere nach Hauſe. Von dem Händler ſagte man obendrein noch, daß die wenigſten der Haſen und Rehe, welche Madame Schoppelmann feil bot, von ihm erkauft worden wären, vielmehr hielte er es für eine ſehr geſunde Bewegung, mit ſeiner leichten Büchſe in den herrſchaftlichen Wäldern umher zu ſpazieren und ſich dabei zu einem guten Schuß und einigen Gulden zu verhelfen. Denn in ſolchen Fällen verkaufte er das geſchoſſene Wild an die Mutter, und wir müſſen es zur Ehre dieſer Frau ſagen, daß ſie ſelten, und auch dann nur zu einem unklaren Begriff über das wilde, liederliche Treiben ihrer Söhne kam.

Dabei aber hatten diese beiden Burschen eine gewaltige Scheu vor ihrer Mutter, und wenn sie nach Hause zurückkehrten, waren sie wie umgewechselt und betrugen sich so still und manierlich wie möglich. Madame Schoppelmann handhabte aber auch das Regiment in ihrem Hause mit einer eisernen Strenge und ließ ihren Söhnen in fraglichen Fällen dieselbe Behandlung wie ihren Hausthieren angedeihen, das heißt, sie schlug sie, ohne sich weiter dabei zu ereifern und ohne Ansehen der Person, mit dem Stück Holz oder Hausgeräthe, das sie gerade in der Hand hatte, derb auf die Körper.

Madame Schoppelmann hatte aber auch eine Tochter, und Alles, was der ganzen übrigen Familie an Schönheit und Liebreiz mangelte, schien auf diese vereinigt zu sein. Es gab kein schöneres, blühenderes Bild der frischesten Gesundheit, wie dieses Mädchen. Von der Mutter hatte sie den festen, runden Körperbau, dazu etwas Schnippiges, ja Trotziges geerbt, von dem seligen Herrn Schoppelmann dagegen ein weiches Gemüth, kohlschwarze, dichte Haare, blitzende Augen und einen sehr guten Humor.

Katharina, so hieß das Mädchen, war der Glanzpunkt des ganzen Marktes, und einen Strauß von ihrer Hand zu bekommen, war bei den jungen Herren der Stadt gewissermaßen zur Mode geworden. Die Mutter hatte sich schon oft darüber geärgert, daß sich die junge Männerwelt so auffallend um ihre Körbe herum trieb, und hätte den Grund hiezu, den Blumenhandel, schon längst gern aufgegeben, wenn derselbe nicht so außerordentlich viel Geld abgeworfen hätte. Auch war es bei dem allerdings angestrengten Tagewerk ihrer Tochter deren einzige Erholung, die verschiedenartigsten Blumen kunstreich zu Sträußen zu binden, und Madame Schoppelmann gestand sich mit Stolz,

daß kein Gärtner ein ſolches gut zuſammengeſetztes Bouquet anzufertigen im Stande ſei, wie ihre Katharina.

Es war alſo noch ſehr früh am Morgen; das Holz auf dem Heerde praſſelte, der Waſſerkeſſel ſummte, und Madame Schoppelmann vervollkommnete dies zu einem Terzett, indem ſie eine gewaltige Kaffeemühle handhabte und den Schwengel derſelben raſſelnd herumdrehte. Nahe beim Eingange ſaß der älteſte Sohn, Fritz, der Fuhrmann; er hatte beide Arme auf den Tiſch geſtemmt und ließ das Haupt darauf ruhen. Er war vollſtändig angezogen, und ſeine ſchweren Schuhe und Leder-Gamaſchen, ſowie das dunkelbraune Wamms, dicht mit Staub bedeckt, zeigten deutlich an, daß er heute Nacht über Land geweſen war. Jetzt richtete er ſich langſam in die Höhe, ſchob ſeine kleine Ledermütze auf das rechte Ohr und ſagte: „Da iſt nichts zu machen, die Anderen verderben uns alle Preiſe. Ich hätte Euch die Artiſchoken gern mitgebracht und auch beſſere Melonen; aber ein ſolches Sündengeld dafür hinlegen, das habe ich nicht über's Herz bringen können.“

„Und wer hat ſie dir denn wieder vor der Naſe weggekauft?“ fragte barſch die Mutter.

„Nun, wer denn ſonſt, als unſer Nachbar, der alte Sünder! Kam mir ſchon hohnlachend aus der Gärtnerei entgegen und unterſtand ſich, mir zu ſagen, wenn ich Artiſchoken oder Melonen wolle, könne ich ſie von ihm kaufen. Das Vieh! Aber der lauft mir noch einmal des Nachts in den Weg. — — Wenn ich nur Alles ſo genau wüßte!“ — Mit dieſen Worten ſchlug der Fuhrmann ingrimmig auf den Tiſch, und dann ſpie er vor ſich nieder auf die Erde.

Die Mutter ſchien ihren Zorn über den verfehlten Melonen- und Artiſchokenkauf an ihren Kaffeebohnen auslaſſen zu wollen,

denn ſie drehte darauf los, daß die armen, halbzerquetſchten Bohnen die verzweifeltſten Verſuche machten, der Kaffeemühle zu entſpringen.

»Und du haſt deinen Bruder nachher nicht mehr geſehen?« fragte die Frau. »Weißt du nicht, ob er auf das Schloß Wolfsberg gegangen iſt? Ich habe es ihm wenigſtens ſo anbefohlen; man läßt dort die großen Teiche ab, und ich brauche für die nächſten Tage ſo viele Karpfen und Aale, als ich bekommen kann'.«

»Ich glaube, er gieng dorthin,« erwiederte der Fuhrmann. »Auch wollte er ſich nebenbei nach Feldhühnern umſehen.« — Dabei lächelte er verſtohlen in ſich hinein.

»Was das Umſehen anbelangt,« nahm die Mutter ſehr ernſt das Wort, »ſo hoffe ich nicht, daß er ſich in den Feldern umſieht. Hat gewiß wieder ein Gewehr bei ſich verſteckt! Ich will's ihm ſchon ſagen, wenn er nach Hauſe kommt. Habe wahrhaftig keine Luſt, jede Woche wegen euch vor Gericht geladen zu werden! Das ſag' ich dir ein für alle Mal, und du kannſt dir's merken und deinem Bruder mittheilen, wenn ſie euch wegen eurer Geſchichten einmal ernſtlich einfangen, da thue ich keinen Schritt, weder mit guten Worten, noch mit Geld, und wenn ſie euch bis zum letzten Tage ſitzen laſſen'.« — Dabei ſtreckte die Frau ihren dicken, muskulöſen Arm weit von ſich, als wolle ſie ſagen: »Das iſt abgemacht!« Der Kaffee ſchien auch gemahlen zu ſein; denn ſie zog die Schublade der Mühle heraus, und nachdem ſie ſich überzeugt, daß alle Bohnen gehörig zerrieben ſeien, ſchüttete ſie das Mehl in eine auf dem Herde ſtehende rieſenhafte Kaffekanne.

Der Sohn hatte ſeinen Arm wieder auf den Tiſch geſtützt und murmelte während deſſen etwas in ſich hinein von ewigen Plagereien und Schindereien, und daß das ſchlechte Volk es nicht unterlaſſen könnte, ſie beſtändig anzugeben. »Wenn ich aber oder

der Bruder,“ fuhr er lauter fort, „einmal jemand erwiſche, der uns ſolche Geſchichten nachſagt, da kann es ein Unglück geben — mich ſoll der Teufel holen, ein rechtes Unglück!“

„Halt dein Maul!“ ſagte die Mutter ruhig, während ſie das ſiedende Waſſer auf den Kaffee goß, „euch beiden ſagt man nicht zu Schlimmes nach; ich weiß es ganz genau, aber ich habe nur keine Conſtitution, um mich den ganzen Tag über eure Spitzbübereien zu ärgern. Der Doctor ſagt, ich ſoll mich vor einem Schlaganfalle in Acht nehmen; deßhalb ärgere ich mich auch gar nicht mehr mit euch. Gewiß, ich will mich gar nicht mehr ärgern! das verſichere ich dir und deinem Bruder, und ihr könnt mirs glauben: ehe ein Schlag an mich kommt, kommt noch mancher an euch. — Katharine!“

„Ja, ja, ich weiß ſchon!“ brummte der Sohn halblaut, „wir beide müſſen immer Alles gethan haben! An uns muß immer der ganze Zorn hinaus! Es iſt gerade, als wenn wir vor der Thür gefunden worden wären — — aber das Mädel, das kann machen, was es will!“

„Was ſollen die nichtsnutzigen Reden?“ entgegnete die Frau und ſtemmte ihre beiden Hände, die ſie jetzt frei hatte, in die Seiten. „Was thut das Mädel, was nicht vor Gott und mir zu verantworten wäre? he? du Strick!“

„Nun, was wird ſie thun!“ lachte der Fuhrmann. „gewöhnlich thut ſie nichts, das iſts ja eben, und wenn ſie einmal was thut, ſo wäre es auch beſſer, ſie ließe es bleiben!“

Zweites Kapitel.

Indem Madame Scheppelmann ihren Kaffee bereitet, erfahren wir aus fortgesetzten Gesprächen während dieses Geschäfts, daß eine schöne Tochter schwer zu hüten ist

Kaum hatte der Bruder diese Worte gesprochen, so flog die Thüre, die ins Nebenzimmer führte, heftiger auf, als nothwendig gewesen wäre, und das Mädchen, von dem oben die Rede, ließ sich auf der Schwelle sehen. Sie war mit ihrer Morgentoilette beschäftigt und augenscheinlich nur durch den Angriff des Bruders dazu vermocht, so in das Vorzimmer herausgekommen: eben im Begriffe gewesen, in einen hellfarbenen kattunenen Ueberrock zu schlüpfen, schnürte sie zu diesem Zwecke eiligst ihr Mieder zusammen. Ihr dichtes schwarzes Haar war in zwei fast unförmlichen Flechten um den Kopf herum gewunden und wurde oben durch ein rothes Tuch festgehalten, das sie, gewiß ohne es zu wollen, malerisch und keck darüber hingeschlungen. Ihr Auge blitzte, ihre etwas starken, aber frischrothen Lippen waren leicht geöffnet, und sie wiederholte hastig die Frage der Mutter.

„Da hätte man viel zu ſagen!“ gab der Bruder achſelzuckend zur Antwort; „ich weiß nichts und will nichts wiſſen!“

„Was willſt du nicht wiſſen und was weißt du?“ fragte haſtig Katharina.

Der Bruder aber dachte, daß es beſſer ſei, vor der Hand den beiden Frauenzimmern gegenüber an einen klugen Rückzug zu denken, und verſuchte dieſen zu bewerkſtelligen, indem er ſagte: „Nun, ich will mich gerade in nichts Genaueres einlaſſen, das ſollte mir fehlen!“

„Sprich gerade heraus!“ entgegnete das Mädchen, „ſag', was du willſt und was du weißt!“ — Darauf riß ſie eifrig an dem Schnürriemen und zog dann ihren Ueberrock zuſammen, um dem Bruder auch in ihrem Aeußeren gerüſteter entgegen treten zu können.

„Laß mich in Frieden!“ ſagte dieſer. „Nun ja, wenn man den ganzen Tag gereizt wird und es nur über uns beide hergehen ſoll, das kann man ſich auch nicht immer gefallen laſſen und das wollen wir auch nicht. Und daß dagegen die Katharine Euer Schooßkind iſt, das weiß die ganze Welt, und daß ſie thun und treiben kann, was ſie will, das weiß wieder die ganze Welt. Aber warte nur!“

„Und worauf ſoll ſie warten? du böſes Maul!“ entgegnete Madame Schorpelmann und rührte langſam in dem Kaffee, den ſie vorhin aufgegoſſen.

Das Mädchen aber, kräftig und feſt wie ein Mann und dabei geſchmeidig wie ein Aal, näherte ſich mit größter Lebhaftigkeit dem Tiſche, an dem der Bruder ſaß, legte ihre volle, aber feine Hand auf denſelben, beugte den Oberkörper vor und ſah ihm feſt in die Augen. „Es iſt das ſchon öfter vorgekommen, daß du und dein ſauberer Bruder den Verſuch machten, der Mutter

allerlei Grimmen in den Kopf zu ſetzen, und immer hinter meinem Rücken. Auch heute haſt du wohl gedacht, die Katharine iſt noch lange nicht bei der Hand, ſonſt wäreſt du nicht mit deinen bösartigen Redensarten losgegangen, darauf könnte man ſchwören. Aber jetzt rathe ich dir im Guten, Fritz, ſage gerade heraus und unumwunden, worauf du vorhin angeſpielt; denn ich bin doch wahrhaftig neugierig, endlich einmal zu erfahren, was ich für einen Lebenswandel führe'«

«Das möchte ich auch wiſſen!» ſetzte die Mutter hinzu. Und das ſagte ſie mit einer außerordentlich kräftigen und entſchloſſenen Stimme, und näherte ſich in ihrer ganzen breiten Geſtalt, beide Arme in die Seiten geſtemmt, ebenfalls dem Tiſche.

«Laßt mich in Frieden!» ſagte barſch der Fuhrmann; «von Lebenswandel habe ich auch gar nicht geſprochen.»

«Wovon denn?» fragte heftig Katharina und beugte den Kopf ſo herab, daß ihre großen, dunkeln Augen wenige Zoll von den grauen, unſteten ihres Bruders entfernt waren und ihn feſt zu bannen ſchienen. Er fuhr zurück und lehnte ſich dann in ſeinen Stuhl, wobei er ein außerordentlich luſtiges Lachen erheuchelte, indem er hoffte, ſich ſo aus der Affaire zu ziehen.

Doch waren die beiden Damen nicht geſonnen, ihn dieſes Mal ohne gründliche Beichte entwiſchen zu laſſen. Katharina, welche dieſer beſtändigen Sticheleien hinter ihrem Rücken müde war, wußte ganz genau, um was es ſich eigentlich handle, und war überzeugt, wenn der Bruder auch wirklich etwas vorbringen würde, daß ſie doch im Stande ſei, ſich vor der Mutter herauszureden und damit den ewigen Neckereien ein plötzliches und raſches Ende zu machen.

Der Bruder aber brach, durch die lange Weigerung, seine Anklage vorzubringen, dieser selbst die Spitze ab, und die Mutter mußte natürlicher Weise denken, wenn er wirklich etwas wüßte, so würde er sich nicht so lange sperren, damit heraus zu rücken. Und doch bedurfte es noch mancher außerordentlich heftigen Aufforderung von Seiten der Schwester, sowie eines nicht ganz gelinden Schlages der Mutter auf den Tisch, um den einigermaßen eingeschüchterten Fuhrmann zu bewegen, das, was er wußte, von sich zu geben. „Es ist die alte Geschichte," sagte er achselzuckend, „die Ihr aber nie glauben wollt, Mutter, so oft man Euch auch schon davon gesprochen — der Blumenhandel von Katharine."

„Und was geht dich mein Blumenhandel an?" sagte verächtlich das Mädchen und richtete sich mit ihrer ansehnlichen Gestalt stolz in die Höhe. „Bekümmere dich um deine Gänse und Enten!"

„Ja freilich," entgegnete lachend der Bruder, „geht mich dein Blumenhandel nichts an; ich bin auch, Gott sei Dank! keiner von jenen jungen Offizieren zu Fuß und zu Pferd, die das Pflaster auf dem Markt zu Schanden trampeln, mit Schleppsäbel und Federhut, und dann bin ich ja auch nicht die schöne Katharine, wie sie dich heißen. Ha! ha! Und noch viel weniger gäbe ich nur einen Groschen um das beste Bouquet von dir, und wenn du . . . es mir auch selbst an den Rock stecken thätest."

„Wem stecke ich Blumen an den Rock?" sagte heftig und erhitzt das Mädchen; „wem? du Lästermaul!"

„Nun, nun," entgegnete der Bruder, „das thust du freilich nicht Vielen, aber wenn ich auch so ein — — junger Mensch wäre, mit dem braunen Frack, hohen Hemdkragen und darunter so ein violet seidenes Tuch, und wenn ich so ein blasses, liebliches Gesicht hätte, wie gewisse Leute mit hinaufgewichstem blon-

dem Schnurrbart, da käme es dir nicht darauf an, mir eine Rose ins Knopfloch zu stecken. He, Jungfer Scherrelmann? he, schöne Katharine?«

»Von wem spricht denn der Bub' eigentlich?« sagte die Mutter und stieß ihre Tochter mit dem dicken Ellbogen an den Arm. »Das sind auch gewiß nur wieder von seinen dummen Phantasieen! Nicht wahr, Katharine?«

Die Sache mußte doch nicht so ganz auf der Phantasie des Bruders beruhen; denn als er so von dem braunen Frack und dem blonden Schnurrbart sprach, zuckte das Mädchen ganz leise zusammen, und die glühende Röthe ihrer Wangen wich einer augenblicklichen Blässe, die, auf der hohen Stirn anfangend, sich mit Blitzesschnelligkeit bis auf die heftig athmende Brust fortsetzte.

»Nun, Katharine,« wiederholte die Mutter, »was will er damit sagen? Leg' ihm seine bösen Reden!«

»Sie wird sie mir nicht legen!« sagte triumphirend der Bruder und trommelte mit seinem Messer auf den Tisch. »Siehst du, Kätherle, es ist besser, wenn du nicht so herausfordernd thust!«

»Und was willst du damit sagen?« rief die Mutter und stützte beide Arme auf den Tisch. »was soll das heißen?«

»Ja, das möchte ich auch wissen,« sagte Katharina, »was und wen er damit gemeint hat!«

»Was und wen?« lachte der Fuhrmann. »Was? den Blumenhandel, und wen? einen gewissen Herrn Eugen; die Jungfer Katharine kennt ihn schon.«

»Du kennst ihn schon?« sagte die Mutter und blickte die Tochter bedenklich an.

Doch Katharina lachte ſtatt aller Antwort laut hinaus, und es gelang ihr, recht unbefangen zu lachen. „Eugen! Eugen!“ ſagte ſie alsdann; „nun ja, das iſt möglich, daß einer von den vielen Herren, die von meinen Blumen kaufen, Eugen heißt, auch daß er vielleicht oft kommt, ſich Sträuße zu holen.“

„So oft,“ rief der Bruder dazwiſchen, „daß die ganze Stadt davon ſpricht.

„Ei, Katharine,“ ſagte die Mutter ſehr ernſt, „da fällt mir auch etwas ein, was man mir neulich geſagt — ich weiß nicht mehr recht, welche von den Weibern es war — ja, ja, die ſagte mir wahrhaftig etwas Aehnliches. Nimm dich in Acht, Katharine, vor dem Gerede der Leute und vor deiner Mutter! Jetzt komme ich auf einmal wieder klar auf die ganze Geſchichte; ja, ja, es iſt ſchon was Wahres daran, was der Fritz ſagt.“

„Nicht wahr, Mutter?“

„Und ich werde dir den ganzen Blumenhandel noch legen,“ fuhr dieſe fort. „Meiner einzigen Tochter was nachſagen zu laſſen, das ſollte mir fehlen! Ja, ja, wer hat es mir nur geſagt? Katharine, nimm dich in Acht! Ich glaube — wenn ich mich nicht ganz irre — es hieß, der nichtsnutzige Sohn der verwittweten Staatsräthin Stillfried ſtreiche den ganzen Vormittag um deine Körbe herum.“

„So iſt's, Mutter,“ ſagte der Fuhrmann, „der liederliche Herr Eugen, der iſt's! Und daß an der Sache was Wahres iſt, könnt Ihr deutlich an Eurer Jungfer Tochter abnehmen. Hat ſie nicht vorhin getan, als wenn ſie mich freſſen wollte, und jetzt iſt ſie mäuschenſtill geworden?“

Das Mädchen warf den Kopf trotzig in die Höhe und ließ auf den Bruder einen Blick unbeſchreiblicher Verachtung blitzen. Dann ſagte ſie: „Es iſt freilich am beſten, wenn man deine

dummen Reden unbeantwortet läßt: ich will mich auch gar nicht darum kümmern. Sag', was du willſt, und wenn dir die Mutter am Ende wie gewöhnlich glaubt, ſo kann ich auch nichts dagegen haben. Ich werde doch thun und laſſen, was mir gefällt, denn ich bin kein Kind mehr und weiß ſchon, was ich zu thun habe.« — Damit wandte ſie ſich vom Tiſche weg und gieng wieder ins Nebenzimmer, deſſen Thüre ſie eben ſo heftig, als ſie ſie geöffnet, wieder hinter ſich zuſchlug.

»Seht Ihr, wie ſie trotzig iſt, obgleich ſie mir nichts Rechtes zu antworten weiß!« ſagte der Bruder; »ja laßt der nur allen Willen, und Ihr werdet genug Freude an ihr erleben!«

Madame Schoyrelmann gab keine Antwort, ſondern gieng an den Heerd, nahm von dort die große Kaffeekanne und ſetzte ſie auf den Tiſch; dann langte ſie vom Kaminſims einige Taſſen herunter, die ſie daneben ſtellte, nahm aus einem Wandſchrank einen Teller, worauf ein friſches Stück Butter in einem Kohlblatte eingewickelt lag, und ſtellte das nebſt einem großen Stück Brod daneben. Aber obgleich ſie das Geſpräch von vorhin nicht laut fortſetzte, ſo ſah man doch ihrem Mienenſpiel an, daß ſie dieſe Geſchichte nicht ganz gleichgültig aufnahm, ſondern vielmehr eifrig darüber nachdachte. Zuweilen ſchüttelte ſie den Kopf, ſeufzte auch wohl gelinde auf, und als ſie das Frühſtück hergerichtet hatte, ließ ſie ſich mühſam auf einen breiten, ſchweren Stuhl an dem Tiſche nieder und legte, ſtatt zuzulangen, die Hände in den Schooß.

»Haſt du,« fragte ſie nach einer Pauſe, »deine Schweſter vorhin nur necken wollen, wie es unter euch Mode iſt, oder ſagt man wirklich in der Stadt etwas über ſie und jenen Herrn Eugen?«

„Allerdings ſagt man etwas!“ entgegnete beſtimmt der Bruder und goß ſich eine Taſſe Kaffee ein. „Und man ſagt ſogar recht viel über Herrn Eugen und Jungfer Katharine, über die ſchöne Katharina, wie die Leute ſie nennen.“

„Ueber mein Kind!“ ſagte ernſt die Mutter. „Aber Katharine,“ fuhr ſie nach einer Pauſe eifriger fort und ſchüttelte die Hand, „weiß gewiß nichts davon, ſie iſt ganz unſchuldig. Doch dem Herrn Eugen ſollte man das legen.“

„Ja, wenn ich's ihm nur legen dürfte!“ ſagte der Fuhrmann und ſchnitt ſich ein ungeheures Stück Brod ab; „ich wollte es ihm ſo legen, daß er ſich ſelbſt mit legen müßte. Soll ich ihm vielleicht einmal in den Weg laufen und ein Wort mit ihm ſprechen?“

„Nein, nein,“ ſagte die Mutter, „das iſt keine Sache für deine Hände. Gott ſoll mich bewahren! Darin will ich ſchon meine eigenen Gänge machen. Der Katharine will ich den Kopf ſchon zurecht ſetzen, und wenn die Frau Staatsräthin eine rechtſchaffene Dame iſt, ſo wird ſie mit ihrem Sohne das Gleiche thun. Laß mich nur machen.“

Der Bruder wollte noch Einiges entgegnen, doch bat ihn Madame Schoppelmann, jetzt gefälligſt ſein Maul zu halten, denn ſie wolle ihren Kaffee in Ruhe trinken.

Nach einigen Augenblicken kam auch Katharina wieder aus dem Nebenzimmer hervor, jetzt vollſtändig angezogen, einfach, in einer Tracht, die zwiſchen denen der Dienſtmädchen guter Häuſer und der Bürgerstöchter die Mitte hielt. Von jenen hatte ſie das ſchwarze nette Mieder entlehnt, von dieſen den langen Rock, und der Schnitt des ganzen Kleides paßte ſo gut zuſammen und war in den Farben ſo geſchmackvoll gewählt, daß Jedermann, der dieſer vollen, prächtigen Geſtalt mit dem friſchen, blühenden

Gesichte begegnete, unwillkürlich stehen bleiben und zu sich selbst sagen mußte: Das ist in der That ein schönes Mädchen!

Die Familie, durch den vorherigen Streit etwas verstimmt, wechselte während des Kaffeetrinkens nicht ein einziges Wort, und es wäre solcher Gestalt im Gewölbe sehr still gewesen, wenn nicht in diesem Augenblicke ungefähr ein Dutzend Weiber nach und nach eingetreten wären, die sich auf den Steinen am Heerd und den davorstehenden Stühlen ziemlich geräuschvoll niederließen. Obgleich diese Weiber Colleginnen, wenn gleich ärmere und unbedeutendere Colleginnen der Madame Schoppelmann waren, so wagte doch keine, die feierliche Kaffeestunde durch eine laute Frage an jene Frau zu unterbrechen, vielmehr begnügten sich alle mit einem stummen Gruße, der von Madame Schoppelmann ebenso stumm, wenn gleich etwas vornehmer, erwiedert wurde. Unter sich dagegen sprachen die Weiber bald leise, bald lauter, und es herrschte eine lebhafte Unterhaltung, welche sich natürlicher Weise nur um ihr Geschäft, den Gemüse- und Obsthandel, drehte.

Jetzt hatte Madame Schoppelmann ihren Kaffee mit der bedeutenden hierzu gehörigen Menge von Brod und Butter zu sich genommen; sie rückte ihre Haube zurecht, erhob sich dann schwerfällig von ihrem Sitze, wobei sie ihre beiden Arme auf den Tisch stützte, daß er krachte. Dann trat sie mit einer gewissen Würde und Feierlichkeit an den Heerd in den Kreis jener Weiber, die sich darauf ehrfurchtsvoll von ihren Sitzen erhoben.

Nach einer kleinen Pause, während welcher die Weiber erwartungsvoll zu Madame Schoppelmann aufblickten, setzte diese den rechten Arm in die Seite und fragte mit einer sehr wichtigen Stimme: „Wie schaut's heute Morgen auf dem Markte aus?“

„So, ſo!“ entgegnete eines der Weiber; „es iſt im Allgemeinen nicht zu viel und nicht zu wenig da, gerade was die Stadt braucht.“

„So könnte man alſo,“ entgegnete Madame Schoppelmann, „die Preiſe vom vorigen Dienſtage im Allgemeinen feſthalten?“

„Wahrhaftig, man könnte ein wenig anziehen,“ erwiederte die Gefragte, und die Anderen nickten mit dem Kopfe und meinten auch, es wäre nicht unthunlich, die Preiſe etwas zu erhöhen.

„Sie wird am beſten wiſſen, Frau Schoppelmann,“ ſagte eine Zweite, „daß es in dieſer Woche eine Menge Geſchichten in der Stadt gibt; ein paar große Hochzeiten weiß ich, einige tüchtige Kindtaufen ebenfalls.“

„Und in den beiden erſten Gaſthöfen,“ ergänzte Madame Schoppelmann, „ſind heute und morgen große, extra beſtellte Diners. Ja, ja, das iſt ſchon wahr. — Wie ſieht's draußen mit der Butter aus? — Es kann nicht übermäßig viel da ſein.“

„Daran fehlt's wirklich,“ antwortete die, welche zuerſt geſprochen, „es fehlen mehrere von den gewöhnlichen Lieferanten.“

„Denen ich ihre ganze Ladung im Voraus abkaufte,“ ſagte ſtolz die dicke Frau und blickte ehrfurchtgebietend um ſich. „Und da demnach der Vorrath nur gering ſein kann, ſo können wir mit der Butter ſchon um einige Kreuzer aufſchlagen.“

Die Weiber lächelten vergnügt und ſchauten die Frau Schoppelmann mit Mienen an, welche deutlich ſagen wollten: „Welch eine Frau!“

„Mit den Eiern,“ fuhr dieſe fort, „iſt es gerade ſo; es können unmöglich zu viel auf dem Markte ſein. — Sie ſollen's zahlen!“

„Natürlich!“ murmelten vergnügt die Weiber.

„Alſo Butter und Eier,“ fuhr die Herrin dieſer Viktualienbörſe in beſtimmtem Tone fort, „werden um einen Kreuzer theurer gehalten, als am letzten Markttage, und danach richten ſich Obſt und Gemüſe. Was die kleineren Früchte: Erdbeeren, Johannisbeeren, Stachelbeeren, anbelangt, ſo beruft man ſich auf die Hagelwetter der vergangenen Woche, ſowie auf die Faulheit der Bauernkinder, die gar nichts hereinbrächten. Was die neuen Kartoffeln und die Gemüſe betrifft, ſo vergeßt mir die Kartoffelkrankheit und die Würmer nicht. Es kann nichts ſchaden, wenn ihr in jeden Korb ein paar Schnecken werft, namentlich in den Salat, und ſie den Köchinnen zeigt. Es ſeien dieſes Jahr unzählige, ſagt man, und ſie freſſen alles Grüne ab, wie es eben aus dem Boden heraus kommt. Dafür aber ſucht eure Waare ſorgfältig aus, und wenn man euch vorwirft, ihr wäret theurer als am vorigen Markttage und als manche Andere, die nicht zu uns gehört, ſo beruft euch erſtens auf mich und dann auf die Güte eurer Sachen. Aber laßt mich nie erfahren, daß Jemand unter der Hand wohlfeiler verkauft und ſo das ganze Geſchäft ruinirt! — Hat jemand die Frau Weber geſehen?“

„O, das iſt eine verſtockte Frau!“ ſagte eines der Weiber; „denkt nur, als ich hieher gieng, rief ſie mir zu: Geht nur zu eurer Frau Schoppelmann und macht dort eure Geſchichten aus, ich thue doch, was ich will, ich verkaufe nach meinen eigenen Preiſen, und wenn ich auch darüber zu Grunde gehen ſoll! Ja, geht nur zur Schoppelmann!“

„Das kann ihr geſchehen!“ ſagte dieſe. „Hat ſie nicht neulich die verrückte Idee gehabt und einige Haſen zum Verkaufe ausgelegt, kleine, miſerable Dinger, und wollte ſie um ſechsunddreißig Kreuzer verkaufen! Die meinigen — ſchöne, ſchwere — waren zu achtundvierzig angeſetzt; aber ich habe ſie an dem Tage

zu vierundzwanzig gegeben, und Madame Weber hat die ihrigen selbst essen können.«

»Ja, ja!« jubelten die Weiber; »so ist es ihr ergangen, und wir wollen sie schon noch kriegen!« — Damit erhoben sie sich von ihren Sitzen, um an ihr Geschäft zu gehen.

»Haltet mir eure Preise fest und macht mir keine Geschichten!« Mit dieser Mahnung entließ die Oberin des Gemüsemarktes ihre Colleginnen und hob die Börse auf.

Die Weiber verließen die Halle und giengen durch den Hof auf die Straße, nicht ohne unterwegs neugierige und auch wohl neidische Blicke auf die großen Haufen Gemüse, auf die zahlreichen Hühner und Enten und auf die fetten Ferkel zu werfen.

Der Fuhrmann hatte unterdessen ebenfalls sein Frühstück beendet, stopfte sich eine Pfeife und gieng in den Hof, nach seinen Pferden und seinem Geschirr zu sehen.

Katharina holte aus dem Nebenzimmer einen großen, zierlich geflochtenen Korb, den sie mit Beihülfe der Mutter mit dem feinsten und schönsten Obst anfüllte; oben hinauf legte sie ihre Blumensträuße; die Mutter gab ihr Verhaltungsbefehle, ermahnte sie, die beiden Mägde draußen, die vorläufig bei den Gemüsen und Früchten waren, wohl im Auge zu behalten und nicht weglaufen zu lassen. Dann half sie ihr den schweren Korb emporheben; Katharina nahm ihn leicht und gewandt auf ihren Kopf, und als sie so dahinschritt, das schöne Mädchen mit der schlanken Taille, mit der rechten Hand zierlich den Rand des Korbes haltend, mit der linken ihre Röcke ein klein wenig erhebend, damit sie auf dem Hofe nicht beschmutzt würden, so hätte man glauben können, sie thue das alles nur zu ihrem Vergnügen, um ihre kräftigen und doch eleganten Körperformen sehen zu lassen, oder sie sei aus einem Bilde hervorgegangen, auf welchem der Maler

mit kunſtreicher Hand das Ideal eines weiblichen Weſens mit den glühendſten Farben hingezaubert.

Auch die Mutter ſah ihr mit einem Gefühle des Stolzes und der Befriedigung nach, und dann ſchüttelte ſie mit dem Kopfe, wenn ſie an jene Rede ihres Sohnes dachte. Auch fiel ihr jetzt klar und deutlich ein, daß man ſchon früher von dieſer Sache geſprochen, ſie gewarnt und ihr dabei geſagt, ſie ſolle die ſchöne Katharina hüten, denn jener Herr Eugen, einer der lockerſten Pflaſtertreter der Reſidenz, beſchäftige ſich in ſeinen immerwährenden Freiſtunden damit, ihrer Tochter auffallend die Cour zu machen.

„Wir wollen das ſchon arrangiren!“ ſagte die Frau für ſich und begab ſich daran, ihr Kaffeegeſchirr zu ſpülen und Kannen und Taſſen, Butter und Brod wieder an ihrem gehörigen Ort unterzubringen.

Doch war ſie mit dieſem Geſchäfte noch nicht ſehr weit gekommen, als ein neuer Beſuch bei ihr eintrat.

Drittes Kapitel.

Madame Schoppelmann erhält einen Besuch, bei welcher Veranlassung wir eine merkwürdige Episode aus ihrem Leben zu hören bekommen. — Ein ziemlich lehrreiches Kapitel.

Dieser neue Besuch, ein Frauenzimmer in der Tracht der Bürgertöchter, war eine lange, dürre Gestalt, angethan mit einem Kattunkleid von zarter hellblauer Farbe. Auf dem Kopfe trug sie eine Haube, mit Rosabändern verziert, und in der Hand hatte sie einen Sonnenschirm von blassem, seegrünem Seidenzeuge, an den Händen aber weiße baumwollene Handschuhe. Das Gesicht dieser Gestalt paßte eigentlich durchaus nicht zu den eben genannten jugendlichen, frischen Farben, wäre vielmehr in einer Umhüllung von Grau und Schwarz weit besser an seinem Platze gewesen. Es war ein langes, mageres Gesicht, mit dünnen, wenig gerötheten Lippen und großen, fast glanzlosen Augen von einer Farbe, als hätte man Vergißmeinnicht in Milch gekocht.

Dieses Frauenzimmer trat ziemlich lebhaft, ja sogar aufgeregt in das Gewölbe der Frau Schoppelmann. Es war eine

jener Aufregungen, von denen man wünscht, daß sie von unseren Nebenmenschen gleich bemerkt werden, eher eine künstliche, als eine wirkliche. Die Dame in dem blauen Kleide, die offenbar mit der Gemüsehändlerin befreundet war, warf sich, wie erschöpft, in einen Stuhl und seufzte einige Mal aus tiefster Brust. Doch wurde es ihr nicht so leicht, die Aufmerksamkeit der Madame Schoppelmann, wie sie wohl gewünscht, sogleich zu erregen.

Diese würdige Frau war zu sehr mit ihrem Geschirr beschäftigt, überhaupt von einer zu großen Gemüthsruhe, um zu bemerken, daß ihr Besuch sehnlich gewünscht, sie möchte sogleich fragen: „Um Gottes willen, was ist Ihnen denn begegnet?“ Erst nachdem jene wiederholt einige tiefe herzbrechende Seufzer gethan, dabei sehr auffallend geschaudert, wandte sich die Gemüsehändlerin, die ihr gleich Anfangs einen guten Morgen geboten, von dem Heerdfeuer ab, um sie zu fragen, ob sie nicht ganz wohl sei.

Statt aller Antwort schüttelte die blaue Dame ihr mageres Köpfchen, ließ es dann nach der Gegend der Brust zu sinken und sagte: „O lieber Gott!“

„Nun, was soll's denn, Jungfer Strebeling?“ fragte verwundert die Gemüsehändlerin, welche, mit dem Abtrocknen ihrer Kaffeekanne beschäftigt, zufälliger Weise über dieselbe hinausschaute und auf diese Art das Manöver der sehr ehrenwerthen Jungfrau bemerkte. „Nun, so sprechen Sie doch! Was ist Ihnen denn so gar Grausames begegnet?“

„O lieber Gott!“ entgegnete die Andere und seufzte abermals tief auf.

„Nun, so reden Sie doch gerade heraus! Hat man Ihnen was gethan, ist Ihnen was gestohlen worden, haben Sie mit

Ihrer Frau Schweſter Streit gehabt? — So ſprechen Sie doch! Nun?«

»O lieber Gott!« wiederholte das geängſtigte blaue Weſen; aber in dem Ton und der Stimme, womit ſie dieſen Ausdruck wiederholte, lag es deutlich, daß es das nicht ſei, was ihr zartes Gemüth beängſtige.

»Haben Sie Kopfſchmerzen?«

»O lieber Gott!«

»Iſt Ihnen denn überhaupt was paſſirt?«

»O lieber Gott!«

»Und wollen Sie etwas ſagen?«

»O lieber Gott!«

»Nun, ſo reden Sie ins Kukuks Namen! denn ich bin wahrhaftig nicht im Stande, Ihr Gefaſel zu errathen! Oder wenn Sie nichts ſagen wollen, iſt mirs auch recht. Ich kann das Gewinſel ſo nicht recht vertragen, Jungfer Strebeling, das wiſſen Sie; alſo wenn Sie mich damit verſchonen wollen, iſt mirs ganz recht.«

»O lieber Gott!« gab die alte Jungfer verſchämt zur Antwort und hielt den meergrünen Sonnenſchirm vor ihr gelbliches Geſicht, welches dadurch eine wunderbare Schattirung erhielt.

Die dicke Frau aber beſchäftigte ſich, ohne ſich um ihren Beſuch weiter zu bekümmern, mit dem Ausſpülen ihrer Taſſen, und die rappelten in dem Kübel durch einander, und das Waſſer plätſcherte, oder es ziſchte zuweilen laut auf, wenn die Frau in ihrem Amtseifer etwas auf den heißen Heerd ſpritzte. Sie that gerade, als ſei Niemand gegenwärtig, und ihr, die ſie die Jungfer Strebeling genau kannte, mochte es auch wohl einerlei ſein, eine von deren lamentablen Geſchichten zu vernehmen.

Die Jungfer Strebeling war nämlich bekannt dafür, daß sie das Leben stets von der Schattenseite auffasse, und daß ihr der Tag als verloren erschien, ihr ungenießbar vorkam, den sie nicht mit ihren Thränen beträufelt. Dabei wußte sie nicht immer, weßhalb sie weine; denn in Ermangelung eines wirklichen Schmerzes weinte sie über einen trüben Sommertag, über eine todte Fliege, über ein lautes Wort der Nachbarschaft und dergleichen mehr. Sie war eine ehrbare alte Jungfer, hoch in den Vierzigen; ihr Vater, ein seliger Schneidermeister, hatte ihr ein kleines Vermögen hinterlassen, von dem sie leben konnte, aber dabei so wenig Vorzüge des Körpers, daß es noch nie einem männlichen Wesen eingefallen war, von der Jungfer Strebeling die kühne Vermuthung aufzustellen, als sei auch sie zur Liebe geschaffen. Sie hatte eine verheirathete Schwester, ein unzartes Wesen, mit der sie nicht gern verkehrte; denn diese hatte ihr eines Tages die absurde Zumuthung gemacht, sie, die Jungfer Strebeling nämlich, möchte doch die Güte haben, einen Knopf an den Hosen ihres Schwagers festzunähen. Schaudernd war sie nach Hause entwichen, und das eben Erzählte, sowie ähnliche, wenn auch minder starke Angriffe auf ihre Sittsamkeit hatten ihre zarte Seele so in den leichten Körper hineingeschüchtert, daß sie am liebsten allein war, und daß sie in dieser Einsamkeit sich als die größte Seligkeit ausmalte: ach, wenn ich doch katholisch geboren wäre und in ein Kloster gehen dürfte! Ihr davon war sie fest überzeugt, könne nach jahrelanger Buße der Heiligenschein nicht entgehen, und schon jetzt kam sie sich wie ein vollkommen reiner, geschlechtsloser Engel vor. Das einzige Sündhafte oder vielmehr Irdische, was diesem geläuterten Wesen noch anklebte, war eine geringe weltliche Eitelkeit in Betreff ihrer Kleidung. Nicht als ob sie Aufwand und Luxus gemacht hätte — Gott be-

wahre' aber ſie konnte ſelbſt Tage lang darüber weinen, nachdem ſie ein buntfarbenes Kleid gekauft, oder glänzende Bänder für ihre Haube, und konnte durchaus nicht begreifen, woher dieſe ſündhafte Neigung komme. — Ach, gewiß nur von den vielen bunten Larven, die ihr Vater, der ſelige Schneidermeiſter, in die Hölle fahren ließ, und ſie begriff ſelbſt nicht, weßhalb ſie ihr Aeußeres nicht vor den Blicken der Welt analog ihrem Inneren darſtellte: Grau in Grau ſchattirt.

Jungfer Strebeling — ſie hatte von ihrer gefühlvollen Mutter in der Taufe den zarten Namen Clementine erhalten — hatte heute Morgen wirklich etwas auf dem Herzen und mußte jetzt ſich ſchon entſchließen, damit aus freien Stücken heraus zu rücken: denn ſie bemerkte wohl, wie Madame Schoyvelmann nicht die geringſte Anſtalt machte, ſie nochmals darum zu befragen.

„Ach," ſagte ſie nach einer Pauſe, „ich war bis jetzt ſo gern hier in dem Hauſe bei Ihnen zur Miethe, werthe Madame Schoyvelmann, auf meinen beiden kleinen, heimlichen Zimmern hinten heraus, wo man nichts bemerkt, als die lieben grauen Mauern des Nebenhauſes, darüber ein Stückchen blauer Himmel, wenn es nicht gerade regnet, und das goldene Kreuz der Spitalkirche, freundlich darüber hinglänzend — in hoc signo."

„In was?" fragte die Gemüſehändlerin.

„O lieber Gott, ich mein's ja nur ſo!" fuhr Clementine fort: „aber ich war in dieſem Hauſe ſo gern, ſo unendlich gern, daß es mir Schmerz machen würde, es verlaſſen zu müſſen."

Auf dieſe Anrede hin, die der dicken Frau unerwartet kam, ließ ſie die eine Hand mit dem Spüllappen herunter ſinken, ſtemmte die andere in die Seite und ſagte in lang gedehntem Tone: „Wa—a—s? Sie wollen unſer Haus verlaſſen, Jungfer Strebeling, ausziehen, eine andere Wohnung nehmen?"

„Das habe ich eigentlich noch nicht geſagt,“ entgegnete Clementine mit ängſtlicher Stimme; „vielmehr meinte ich, es würde mir außerordentlich ſchwer fallen, wenn ich dieſes Haus verlaſſen müßte.“

„Ja ſo!“ entgegnete beruhigt die Gemüſehändlerin. „Aber ins Kukuks Namen! wer will Sie denn zwingen, dieſes Haus zu verlaſſen? Jemand, der ſo ruhig iſt, wie Sie, und ſeine Miethe ſo pünktlich bezahlt, der wird gewiß von keinem Hausbeſitzer moleſtirt.“

„O lieber Gott!“ entgegnete die alte Jungfer; „aber andere Umſtände zwingen mich.“

„Andere Umſtände?“ ſagte erſtaunt die Gemüſehändlerin; doch lachte ſie gleich darauf ſo laut und gewaltſam hinaus, daß Clementine zuſammen fuhr und eines der kleinen Ferkel, welches ſich unter dem Kaffeetiſche beſchäftigte, erſchrocken und grunzend in den Hof hinaus fuhr.

„Nun, kommen Sie endlich zur Welt mit Ihrem dummen Zeug!“ ſagte nach einer Pauſe die gutmüthige dicke Frau. „Was hat's denn gegeben? — — Na, ſo reden Sie einmal frei von der Leber weg!“

„O lieber Gott!“ ſagte nach einer längeren Pauſe ſchüchtern die alte Jungfer. „Neben meinem Schlafzimmer war bis jetzt ein anderes Zimmer, das längere Zeit leer ſtand.“

„Richtig, das grüne mit dem Alkoven.“

„Da hinein zog vor acht Tagen eine Choriſtin des Hof-Theaters.“

„Ganz richtig, ganz richtig! eine ledige Perſon.“

Statt zu antworten, ſchüttelte Clementine verſchämt mit dem Kopfe.

„Es iſt doch eine ledige Perſon,“ fuhr Madame Schoppelmann fort, „was ſoll denn Ihr Kopfſchütteln bedeuten?“

„Sie muß doch wohl nicht ganz ledig ſein,“ ſagte die geängſtigte Jungfrau mit unſicherer Stimme, „denn ich höre zuweilen eine . . . Männerſtimme ſprechen.“

„Nun ja doch!“ entgegnete ruhig Madame Schoppelmann; „ſie iſt aber doch ledig. Das wird nur ihr Liebhaber geweſen ſein.“

„Madame Schoppelmann . . .!“ ſagte Clementine empfindlich und mit gerechter Entrüſtung.

„Ei freilich,“ entgegnete die dicke Frau, „und davon wollen Sie ſo ein Aufheben machen? Das wird Sie doch wohl nicht ſtören?“

„O ja, das ſtört mich ſehr!“ ſagte die alte Jungfer, nachdem ſie ſich Muth gefaßt, dieſe Worte lauter auszuſprechen; „das ſtört mich recht ſehr, das kann ich nicht ertragen!“

„Nun, nun, liebes Kind,“ ſagte die Gemüſehändlerin, „das iſt der Lauf der Welt, und am Ende haben Sie ſich doch geirrt. Man muß nicht immer das Aergſte von den Leuten glauben. Ich will mit der Choriſtin ſprechen, ſie ſoll ihr dummes Zeug laſſen; aber geben Sie Acht, Jungfer Strebeling, Sie haben ſich gewiß geirrt!“

Clementine ſchüttelte wehmüthig ihr Köpfchen, doch war dieſer Gegenſtand für ſie zu zart, um ihn nochmals zu berühren. Auch nahm ſie es als einen ſüßen Troſt, daß ſie ſich in Betreff der Männerſtimme vielleicht doch geirrt haben könnte. Aber daß ſie heute Morgen geſehen, mit ihren beiden Augen geſehen, wie eben jene Choriſtin auf der Treppe, auf der gemeinſchaftlichen Treppe, die auch ihr Fuß betreten mußte, einen jungen Mann geküßt, das erzählte ſie jetzt der Gemüſehändlerin, und es that

ihr in innerſter Seele weh, daß Madame Schorrelmann über dieſe ſchreckliche Geſchichte nicht außer ſich gerieth, vielmehr ruhig ihre dicken Achſeln zuckte und ſagte:

„Ja, mein liebes Kind, man kann in dieſer Welt nicht nach allen Fliegen ſchlagen. Etwas Unangenehmes gibt es in jedem Hauſe, und bei mir iſt es doch wahrhaftig ſehr ſtill, ſehr behaglich! — Denken Sie ſich nur, Jungfer Strebeling, wenn Sie in eine Straße zögen, wo z. B. das Militär vorbei zieht, wo die Unteroffiziere herumflankiren, wo die Offiziere zu Pferd bei den Fenſtern vorbeireiten und in alle Häuſer hinein ſchauen, wo Sie den ganzen Tag die wilden Trommeln und Regimentsmuſiken hören müßten, wo Ihnen vielleicht gegenüber ein unternehmender Ladendiener wohnte, der Ihnen Abends neugierig ins Fenſter blickte!“

Clementine ſchauderte.

„O, wenn Sie in ein Haus zögen, wo viele junge Herren zur Miethe wohnen, die Nachts um zwölf Uhr nach Hauſe kommen, oder die bei ſich ſpielen und trinken und dazu allerhand läſterliche Lieder ſingen! Ja, das ſollten Sie erſt erleben! Und wo der Hausherr ſich um gar nichts bekümmert, oder noch obendrein darüber lacht, wenn die jungen Leute den Nebenwohnenden allerlei Schabernak aufführen.“

„Und das kommt zuweilen vor,“ fragte ſchüchtern die alte Jungfer, „daß ſolche ſchreckliche Leute ein ehrbares Frauenzimmer beläſtigen?“

„O, das kommt ſehr oft vor,“ antwortete wichtig die Gemüſehändlerin; „und wiſſen Sie, Jungfer Strebeling, Sie ſind eine zarte Perſon, Sie können ſich nicht helfen. Aber ſehen Sie einmal mich an, ich war freilich nicht immer ſo dick, wie jetzt, aber nehmen Sie meine Katharine. Nun, ich war vielleicht in

den Jahren noch einmal so stark, und wer von mir eine Ohrfeige bekam, der wußte davon zu erzählen. Nun, also denken Sie sich, mich sogar ließen sie nicht in Frieden! Ich habe damals in einem Hause in der Lederstraße gewohnt, ledig wie Sie — ehe ich nämlich den seligen Schoppelmann heirathete — und da wohnten neben mir auch so ein paar Galgenstricke, und jeden Sonntag Morgen kam der selige Schoppelmann, mich zum Spaziergang abzuholen, und das wußten diese Gauner. Was thun sie einmal? Sie geben des Samstags Nachts, als ich schon lange zu Hause war, her, und einer stellt mir vor meine Kammerthür seine Stiefel neben meine Schuhe, und da mag man sagen, was man will, das sieht verdächtig aus. Und den anderen Morgen warte ich auf den seligen Schoppelmann, und er kommt nicht, und ich warte noch eine Stunde, und er kommt immer nicht. Und wie ich endlich zum Fenster hinausschaue, da steht er an der Straßenecke mit einem langen Gesicht, wie Butter an der Sonne, und schaut immerwährend mein Haus an. Ich winkte ihm natürlicher Weise, aber ich mußte ihm lange winken, bis er endlich kam, und dann machte er ein Gesicht — nun, das will ich in meinem ganzen Leben nicht vergessen — und sagte mit ganz trotzigem Tone, als ich ihn fragte, warum er heute Morgen nicht gekommen, mich abzuholen: Margarethe, sagte er, ich war schon einmal da, aber vor deiner Thüre sah ich etwas, was mir durchaus nicht gefallen wollte — wissen Sie, Jungfer Strebeling, die Stiefel nämlich neben meinen Schuhen — und ich erwiederte ihm ganz ruhig: Schoppelmann, Er ist ein Narr, versteht Er mich? und wir wollen schon sehen, wem die Stiefel gehören! Weiß Er was, fang Er einmal tüchtig an, mit mir zu schreien und zu schimpfen! Und das that denn auch der selige Schoppelmann, so gut als möglich; aber darin konnte er nie

etwas leiſten. Und als er ſo eine Zeit lang fortgeſchrieen und endlich ſtill wurde, hörte ich ſie im Nebenzimmer lachen, und dann machte einer langſam drinnen die Zimmerthür auf und ſchlurfte in den Strümpfen auf den Gang hinaus bis vor meine Stube, um ſeine Stiefel wieder zu holen. Ich aber hatte meine Stubenthür ein ganz klein wenig geöffnet und ſtreckte langſam die geöffnete Fauſt hinaus; und wie ich ſie nun ſo plötzlich wieder zumache und darin etwas Lebendiges zappeln fühle, ſo ziehe ich es zu mir herein, und was war es, Jungfer Strebeling? — ſo ein kleiner miſerabler Ladenſchwengel' ein gebrechliches Ding, kaum vier Fuß hoch, und ſah aus wie ein gezaltener Rettig, und war blaß und zitterte, wie ich es vor mich hinſtellte, und die Stiefel hielt er in ſeiner Hand, und ich fragte ihn: Wem gehören dieſe Stiefel, du Ding? und er antwortete: Mir — mir — ich will Sie aber gewiß in meinem ganzen Leben nicht mehr plagen, Jungfer Margarethe! Und darauf lachte der ſelige Schorrelmann und ſagte: Es iſt abgemacht, Margarethe, ſei ſo gut und wirf das Ding vor die Thür! — Und draußen lag er mit ſammt ſeinen Stiefeln. — Ja, ſehen Sie, Jungfer Strebeling, ſo was geſchah mir als lediger Perſon in fremden Häuſern, und jetzt denken Sie ſich, was das wilde Volk erſt mit Ihnen anfangen würde!"

Bei dieſen Worten ſtellte ſich die Gemüſehändlerin in ihrer ganzen, breiten, koloſſalen Geſtalt wie zum Vergleich vor die alte Jungfer hin und gab damit den eben geſagten Worten den vollkommenſten Nachdruck. Dieſe beiden weiblichen Weſen verhielten ſich aber auch in der That zu einander, wie ein dicker Laubfroſch mit heller, weit hinſchallender Stimme zu einer dünnleibigen, ängſtlich flatternden, leiſe ſumſenden Mücke.

„Nein, mein liebes Kind," ſagte der Laubfroſch — wir wollten ſagen: die Gemüſehändlerin — und legte ihre fleiſchige,

ſchwere rechte Hand vertraulich auf die Schulter der armen Mücke, daß ſie faſt zuſammenbrach; „laſſen Sie ſich dergleichen gar nicht anfechten! Das mit der Choriſtin ſind Kleinigkeiten, wiſſen Sie, da kann man nichts machen; aber wenn Ihnen einmal Jemand ernſtlich in den Weg träte und Ihnen nur das Geringſte zu Leid thun wollte, da kommen Sie zur Frau Schoppelmann, die nimmt es nicht blos mit einer Choriſtin auf, ſondern das kann ich Ihnen verſichern, ſelbſt mit dem ganzen Hoftheater, wenn es nothwendig wäre. Da ſeien Sie ganz ruhig.“

„O lieber Gott!“ ſeufzte Clementine nach einer Pauſe, „das weiß ich ganz genau und erkenne es auch dankbar an, wie Sie mich in jeder Hinſicht beſchützen. Aber hier — damit zeigte ſie auf ihr Herz — thut einem doch ſo etwas ſehr weh. Ach, ein Mädchen fühlt ſo zart in dem Punkt!“

„Verſteht ſich!“ ſagte gutmüthig die dicke Frau; „aber man muß Jedermann ſeine Freiheit laſſen. Man muß an ſich ſelbſt denken; wer weiß, wer weiß, Jungfer Strebeling, es iſt noch nicht aller Tage Abend, auch Sie werden ſchon noch einmal einen Liebhaber auf die Treppe begleiten!“

„O lieber Gott, Frau Schoppelmann!“

„Denken Sie an mich! — Tanzen kann ich freilich nimmer, aber tüchtig eſſen und trinken werde ich gewiß noch auf Ihrer Hochzeit. Na, laßt die Geſchichte gut ſein! Mit der Choriſtin werde ich übrigens auch ein ernſtes Wort reden; jetzt muß ich aber auf meinen Markt und nach meinen Sachen und meinem Kinde ſehen. — Brauchen Sie ſonſt was, Jungfer Strebeling? etwas Obſt?“

„Nur einige Blumen,“ ſagte die zarte alte Jungfer, „und die will ich mir ſelbſt bei der Katharine holen.“

Damit ſchwebte ſie zur Thüre hinaus.

„Das wird sie recht freuen!“ rief ihr die Gemüsehändlerin nach. Dann verschloß sie ihre Schränke, band sich eine frische weiße Schürze vor, rief ihrem Sohne, dem Fuhrmann, in den Stall hinein, er solle recht auf das Haus Acht haben, und gieng alsdann auf den Markt und ihren Geschäften nach.

Wohin sie unter anderem gieng und worin diese Geschäfte bestanden, wird der geneigte Leser im nächsten Kapitel erfahren.

Viertes Kapitel.

Worin neue Personen vorkommen, wie das zu Anfang einer Geschichte meistens der Fall ist, auch Unterredungen verschiedener Art, jungen Leuten aufs Beste zu empfehlen.

In der Steinstraße derselben Residenz, von der wir in den vorigen Kapiteln sprachen, stand ein altes, ehrwürdiges Haus, welches das seltene Glück oder Schicksal gehabt hatte, daß es seit unvordenklichen Zeiten, wo es entstanden, derselben Familie, deren Stammvater es erbaut, verblieben war.

Es sah aber auch außerordentlich stolz und respektabel aus dieses Gebäude. Vorn an der Straße präsentirte es einen riesenhaften Giebel, der mit zackigen Seitenwänden und in den kühnsten Schnörkeln bis zur Spitze hinauf stieg, wo eine große, seltsam geformte Wetterfahne das Ganze krönte. Das Haus war von unten bis oben massiv aus Stein gebaut, hatte unten kleine vergitterte Fenster, die ein sehr weites Treppenhaus beleuchteten, welches nach der Straße zu von einem großen Thor verschlossen wurde. An diesem Thore hatte die Phantasie des Baumeisters

in der Mitte einen außerordentlich großen Thürklopfer angebracht, der, mit einer Reihe von Zähnen verſehen, einem aufgeſperrten Maule glich, und dazu hatte er oben auf beiden Flügeln zwei runde Einſchnitte machen laſſen, die wie Augen ausſahen, was dem Thore vollkommen das Anſehen eines Rieſenhauptes gab. Namentlich Abends, wenn das Treppenhaus innen beleuchtet war, glänzte das Licht ſo unheimlich aus dieſen beiden Augenöffnungen, daß ſämmtliche Straßenjungen ſich ordentlich davor fürchteten und nur in einem großen Bogen bei dem alten Hauſe vorbei giengen. Alsdann ſchielten aber auch die beiden feurigen Augen in der That ſo ſonderbar den Vorüberwandelnden an und ſchienen ihm zu folgen, ſo weit er das alte Thor im Geſicht behalten konnte.

Im Innern war dieſes Haus nach alten Begriffen wohnlich, ja prächtig eingerichtet. Die Treppen, welche in die oberſten Stockwerke führten, waren maſſiv aus Eichenholz, und Geländer und Pfoſten beſtanden aus kunſtreich geſchnitzten Figuren. Die Zimmer waren hoch, einige ſogar gewölbt, die Decken reich mit Stuccaturarbeiten verſehen, die Wände mit alten Ledertapeten bedeckt, und Fußböden und Getäfel beſtanden aus hartem, ganz dunkelbraun gewordenem Holze.

Dies alles zugleich mit der Stille, welche über dem alten Hauſe ruhte, gab ihm etwas Oedes, ja Unheimliches, und wenn Jemand die Treppen hinaufſchritt und ſich zufällig räuſperte, ſo klang das durch das ganze Haus, und in allen Ecken und Winkeln nieſten unſichtbare Naſen im hohlen Echo nach. Still war dieſes Haus über alle Beſchreibung, und aus dem einzigen Grunde, weil in allen den weitläufigen Stockwerken nur eine einzige Dame wohnte, die jetzige Beſitzerin, die verwittwete Staatsräthin Stillfried. Dieſe — eine Dame hoch in

den Fünfzigen — hatte ihre Zimmer im zweiten Stock und lebte sehr ruhig und eingezogen. Ihre Dienerschaft wohnte theils unten, theils im vierten Stock, und da dies meistens alte und langgediente ruhige Leute waren, so machten sie in dem stillen Hause eben so wenig Spektakel wie ihre Gebieterin.

Der alte Staatsrath Stillfried war schon vor langen Jahren gestorben. Er hatte einen einzigen Sohn hinterlassen, und die Wittwe, eine sehr schöne, stattliche Frau, schien große Lust zu haben, sich wieder zu verheirathen. Die ganze Stadt bezeichnete auch schon ihren zweiten Mann, und das war ein damals junger Advokat, der schon zu Lebzeiten des seligen Staatsrathes in dessen Hause wohlgelitten war. Aber es kam zu keiner zweiten Heirath. Das Warum, so sehr es die Köpfe aller Neugierigen beschäftigte, wurde nicht bekannt, und das war mancher alten Klatschschwester um so unangenehmer und unerklärlicher, weil, trotzdem, daß die Staatsräthin ihren Hausfreund nicht heirathete, dieser doch nach wie vor ins Haus kam, und weil selbst nach langen Jahren das freundschaftliche Verhältniß zwischen den Beiden durchaus nicht abzunehmen schien. Der Doktor Werner, welcher unterdessen zum Justizrath ernannt worden war, verwaltete das Vermögen der Staatsräthin, wie er schon zu Lebzeiten ihres Gemahls gethan, nach wie vor, speiste wöchentlich verschiedene Mal in dem Hause, fuhr mit der alten Dame spazieren, kurz, er galt sowohl bei der Dienerschaft als auch bei den Leuten der Stadt, die sich darum bekümmerten, für das Faktotum der Staatsräthin und für den Allgewaltigen dieses reichen Hauses.

Wenn wir vorhin von der Verwaltung des Vermögens sprachen, so verstehen wir natürlicher Weise nur das eigene Vermögen der Staatsräthin, welches sie mit in die Ehe gebracht,

das aber an sich sehr ansehnlich war. Das Erbe des Vaters war einem einzigen, nun majorenn gewordenen Sohne ausbezahlt worden und belief sich auf eine Rente von vielleicht zehntausend Gulden jährlich.

Obgleich der Justizrath Werner, wie schon gesagt, in dem Hause der Staatsräthin unumschränkt seine Befehle ertheilte und überhaupt handelte, wie es ihm gefiel, so kann man dagegen nicht behaupten, daß ihn die Dienerschaft deßhalb hiezu berechtigt hielt oder ihm gern und willig dieses Recht zuerkannte. Wenn sie auch seinen Befehlen Folge leisten mußte, so geschah es mit großem Widerwillen, den sich die Aeltesten dieser Dienerschaft, ergraute, erprobte Leute, zu verhehlen auch durchaus keine Mühe gaben.

Die Staatsräthin hatte den zweiten Stock ihres Hauses, dessen Zimmer früher so bestanden wie die des ersten Stockes, für sich wohnlicher einrichten lassen. Die alten dunklen Tapeten hatten freundlicheren, helleren Platz gemacht, die schweren Möbel waren mit leichten, nach neuerem Geschmacke vertauscht worden; kurz, die ganze Wohnung hatte man nach unseren Begriffen elegant und comfortabel hergestellt. Die großen Fenster mit ihren tiefen Nischen hatte man allerdings nicht ändern können; doch verwandelte der Geschmack der Staatsräthin diese früher etwas finsteren Winkel in angenehme Ruheplätze, und auf einem derselben, welcher einen freien Blick über einen großen Theil der Stadt gestattete, war ihr Lieblingssitz, wo sich denn auch die alte Dame den größten Theil des Tages aufhielt. Es war ein kühles heimliches Plätzchen, die dicken Mauern des Hauses erlaubten der Sonne nur, sich von außen auf die Scheiben zu lagern und, statt in übermäßiger Hitze einzudringen, dieses Plätzchen sanft zu erwärmen. Ein weicher violetsammtner Fauteuil

ſtand in der Vertiefung dieſes Fenſters, vor demſelben ein kleiner Tiſch, worauf Bücher und Zeitungen lagen, mit welchen ſich die Staatsräthin beſchäftigte, wenn ſie es müde war, auf die Straßen hinab zu ſchauen oder auf die Berge, die, mit Wäldern gekrönt, rings die Stadt umgaben.

Die Dienerſchaft der Staatsräthin führte ein äußerſt behagliches Leben: ſie war nicht zahlreich und beſtand nur aus einem alten Kutſcher, einem Manne an die Sechszig, einem eben ſo alten Bedienten, der bei dem ſeligen Staatsrathe die Stelle eines Kammerdieners verſehen, einer Köchin und einem Stubenmädchen, welches letztere zugleich die Verpflichtung hatte, der Staatsräthin vorzuleſen, oder, ſo oft die alte Dame dies ausdrücklich verlangte, ihr Geſellſchaft zu leiſten.

Dieſe ſämmtliche Dienerſchaft betrachtete ſich wie eine Familie und führte neben einem, wie ſchon geſagt, behaglichen auch ein ſehr einträchtiges und auf dieſe Art äußerſt vergnügtes Leben. Die große Küche im unteren Stockwerk des Hauſes war das Hauptquartier derſelben, und auch an dem Tage, an welchem unſere Geſchichte beginnt, finden wir ſie ſämmtlich dort verſammelt. Sonſt ſind gewöhnlich die Köchinnen außerordentlich eiferſüchtig und laſſen durchaus keine Mitbetheiligung des Terrains zu, auf welchem ſie ihre Kunſt zu entfalten pflegen. Mit der alten Martha des ſtaatsräthlichen Hauſes dagegen war das ganz anders, und wenn ſie ſo ganz allein in der Küche war, ſo befand ſie ſich in übler Laune, und kein Geſchäft gieng ihr recht von der Hand. Wenn aber, wie heute, ihre ſämmtlichen Getreuen um ſie her gruppirt oder beſchäftigt waren, ſo flog das Fleiſchmeſſer oder die Spickgabel in ihrer Hand, die Kartoffeln ſchälten ſich faſt von ſelbſt, und man hätte meinen können, das Geflügel ſei in einer ganz unerklärlichen Mauſer begriffen, denn die

Federn ſtäubten nur ſo davon, und im Umſehen war es kahl und glatt.

Martin, der Kutſcher, ſaß hinter der Thüre unter der alten Schwarzwälderuhr und flickte mit Beihülfe des Stubenmädchens an einer alten Pferdedecke, deren Riſſe und Löcher er mit allerhand buntfarbigem Zwirn aufs Kunſtreichſte zu vertilgen ſuchte. Er hatte eine Schwäche, einen Aberglauben für ſeine langgebrauchten Stallrequiſiten, und hätte ſich um Alles in der Welt nicht dazu entſchließen können, ſeinen Pferden etwas ganz Neues aufzulegen. Ja, wenn er im Laufe der Zeiten einmal neue Geſchirre bekommen hatte, ſo mußten wenigſtens ein paar gebrauchte Riemen oder eine alte Stange mit hineingeſchnallt werden, ſonſt wäre Martin nicht auf den Bock geklettert.

Der alte Jakob, zu Lebzeiten des Staatsrathes deſſen Kammerdiener und einziger Vertrauter — denn das zwiſchen dem Staatsrath und dem Doktor Werner anfangs beſtandene genaue Verhältniß hatte ſich in ſpäterer Zeit ziemlich gelöst — ſaß auf einem hölzernen Küchenſtuhle und hatte die heutige Nummer der Zeitung beendigt. Das Stubenmädchen aber half der Köchin Erbſen für den Mittagstiſch herrichten.

„So,“ ſagte der Kutſcher nach einem längeren Stillſchweigen, während deſſen man nichts vernommen, als das Krachen der Erbſenſchoten und das Picken der Uhr, „jetzt hält die Geſchichte wieder für ein paar Monate.“

„Es wäre doch beſſer,“ meinte Jakob, „wenn Ihr bald einmal neue kaufen wolltet, Meiſter Martin. Weiß der Herr, wie lange ich nun ſchon die blau und ſchwarz geſtreiften Decken kenne! Das muß ja dem Vieh gar nicht mehr recht warm geben.“

„Er hat ja ganz neue," entgegnete das Stubenmädchen lachend, „und die ſchnallt er den Pferden oben auf die alten Decken hinauf."

Dieſe Bemerkung wurde von Seiten des Kutſchers mit einer Miene voll Geringſchätzung, ja faſt Verachtung beantwortet. Er zuckte die Achſeln und ſagte: „Na, Jungfer Nanett, Ihrer Jugend muß man ſchon etwas zu Gut halten."

Das Stubenmädchen, bei Weitem die Jüngſte dieſer ehrwürdigen Geſellſchaft, wurde in ſolchen ſtreitigen Fällen immer noch wie ein unmündiges Kind behandelt. Sie war vor etwa zwanzig Jahren in einem Alter von ſechszehn in das Haus gekommen und die übrige Dienerſchaft konnte oder wollte nicht begreifen, daß man in zwanzig Jahren um eben ſo viel älter wird.

Nach einer längeren Pauſe ſagte Jakob zum Kutſcher: „Geſtern habe ich zufällig unſeren jungen Herrn geſehen." — Und auf dieſes Wort hin legte die Köchin ihre Arbeit aus der Hand und ſchaute fragend auf den alten Bedienten.

„Ja, geſtern bin ich ihm begegnet," fuhr dieſer fort, „es iſt doch Jammerſchade um den Herrn."

„Jammerſchade?" ſagte die Köchin leidenſchaftlich; „o es iſt herzzerreißend, wenn man von guten Bekannten hört, was der unglückliche junge Menſch für Streiche treibt, und ich kann Euch verſichern, man muß viel über ihn hören! Du gerechter Gott, was wäre aus dem Herrn nicht alles geworden, wenn der ſelige Staatsrath am Leben geblieben wäre! es gab kein folgſameres und geſcheidteres Kind, als den kleinen Eugen. Und wenn man jetzt hört, was ſie alles in der Stadt über ihn ſagen, da muß es einem ordentlich weh thun, daß man ihn einmal anders gekannt."

„Dummes Geschwätz“ brummte Jakob; „nun ja, man spricht genug über ihn, aber was kann man denn so Böses von ihm sagen? Jugend hat keine Tugend, und ein junger Mensch, der mit vierundzwanzig Jahren über zehntausend Gulden jährlich zu befehlen hat, schlägt leicht über alle Stränge. Das ist einmal nicht anders. Und was ihr Frauenzimmer einander erzählt, das ist gar nicht einmal der Rede werth. Wenn er auch hie und da einem Mädel nachläuft, drum' drehe ich keine Hand um.“

„Nun, recht ist das doch gerade auch nicht,“ antwortete die alte Köchin.

„Aber das Schlimmste ist,“ sagte Martin, „daß er nichts thut und nichts treibt, daß er all' das Viele, was er gelernt hat, wieder vergißt, und daß er kein ordentliches Geschäft anfängt, sondern sein Geld auf eine wirklich erschreckende und leichtsinnige Art durchbringt. Zehntausend Gulden jährlich, die alle in den Wind hinaus gehen, und er hat nicht einmal Wagen und Pferde'“

„Aber dafür desto mehr gute Freunde“ sagte bitter lachend der alte Diener, „die wie Blutegel an ihm hangen und ihn förmlich aussaugen; denn was der junge Mensch von einer Freigebigkeit ist, von einer Herzensgüte und . . .“

„Von einem Leichtsinn,“ ergänzte Martha und schlug gewaltig und ingrimmig auf ein großes Stück Fleisch los, „das ist gar nicht an den Himmel zu malen.“

Draußen wurde die große Hausglocke gezogen. Jakob, der sich darauf hin schon halb von seinem Stuhle erhoben hatte, ließ sich langsam wieder nieder, zog eine kleine silberne Dose aus der Tasche, nahm bedächtig eine Prise und sagte, nachdem er einen

Blick auf die Schwarzwälderuhr geworfen. „Ah so! er wird es sein! Da preſſirts mir gar nicht.“

„Mir auch nicht,“ ſagte der Kutſcher und faltete ruhig ſeine Decke zuſammen.

„Und mir erſt recht nicht,“ meinte lachend das Stubenmädchen.

„Er muß das Warten ſchon gewohnt werden,“ brummte die Köchin und machte ein ungeheures Gepolter, indem ſie mit dem Stücke Holz, das ſie in der Hand hielt, mehr auf den Tiſch als auf das Fleiſch ſchlug.

Draußen wurde aber zum zweiten Mal und heftiger geklingelt.

„Er wirds doch nicht ſein,“ ſagte jetzt Jakob, indem er von ſeinem Stuhle aufſtand und ſich der Küchenthüre näherte: „ſo heftig ſchellte er niemals. Das geht alles langſam und ruhig, feierlich und abgemeſſen.“

„Ja, es muß Jemand anders ſein,“ meinte die Köchin, „für ihn iſts noch zu früh. Geſchwind, Nanett, mache Sie die Hausthüre auf! Bleibe Er ſitzen, Jakob, das Mädel hat junge Beine.“

Nanette eilte gehorſam dieſem Befehle zur Küche hinaus, zog draußen den ſchweren Thürflügel auf und begleitete die Perſon, welche zweimal geſchellt und welche halblächelnd meinte, man ſolle in einem ordentlichen Hauſe Niemanden zweimal ſchellen laſſen, nach der Küche.

Dieſe Perſon aber war Niemand anders, als Madame Scheyrelmann, die ſich nun in der Küche in ihrer ganzen Breite aufpflanzte und mit einem lächelnden Geſicht ihre, dem Stubenmädchen ſo eben ertheilten Vorwürfe wiederholte. „Ei, ei!“ ſagte ſie lachend, „da iſt die ganze Familie beiſammen und läßt

mich zweimal ſchellen, und ſo eine arme, alte Perſon, wie ich bin, der das Stehen unendlich ſauer wird, muß draußen vor der Hausthüre warten, bis es den gnädigen Herrſchaften gefällig iſt. Das iſt ja ganz entſetzlich. Ja, Jakob," fuhr ſie lachend fort, „man wird alt, und da gilt man bei dem Mannsvolk nichts mehr. Ich weiß noch ſehr genau die Zeit, wo der damalige junge Jakob vier Treppen auf einmal herab ſprang, um der Jungfer Margarethe die Thüre aufzumachen. Ei! iſt dem nicht ſo?"

„Das kann ich in der That nicht läugnen," ſagte ebenfalls lachend der alte Diener. „Aber Ihr müßt gerecht ſein, Frau Scheyrelmann: wie hätten wir Euch um zehn Uhr erwartet? Ihr kommt nie ſo ſpät, und wenn Ihr dagegen Morgens um acht Uhr an der Hausthüre ſchellt, ſo dauert es gewiß nie eine Minute, bis man Euch herein läßt."

„Ja, ja, Kinder, das iſt ſchon wahr," ſagte die Gemüſehändlerin; „aber laßt mich niederſitzen. Das Stehen und Laufen wird mir, abſonderlich in der Hitze, außerordentlich beſchwerlich."

„Nanett, gib den großen Stuhl her!" befahl die Köchin; und als ſich hierauf Frau Scheyrelmann auf dieſen großen Stuhl niederließ, krachte derſelbe bedeutend und ſtöhnte laut auf, obgleich er aus dem dickſten, ſolideſten Eichenholze gemacht war.

Die Gemüſehändlerin hatte ihren Anzug von heute Morgen durch eine Haube mit dunkelbraunen Kirſchbändern beſetzt, ſowie mit einem ſchwarzen Umſchlagtuch vervollſtändigt, und trug in ihrer Hand ein weißes, zierlich geflochtenes Körbchen voll der größten und ſchönſten Erdbeeren.

„Ei, ei," ſagte lachend die Köchin und zeigte auf dieſes Körbchen, „ſolche Erdbeeren habt Ihr uns lange nicht beſorgt, und Ihr wißt doch, Frau Scheyrelmann, daß unſere Herrſchaft

die Erdbeeren außerordentlich liebt. — Sie ſind doch für uns? — Nanett, nimm der Frau die Erdbeeren ab!"

Die Gemüſehändlerin aber wehrte das Stubenmädchen mit der Hand von ſich ab und ſagte: „Dieſe Erdbeeren ſind für Euch und nicht für Euch, wie man will, d. h. ich habe ſie allerdings für die Frau Staatsräthin beſtimmt, doch will ich ſie ihr zum Geſchenk machen, möchte ſie aber auch dafür ſelbſt übergeben."

„Ah, das iſt was Anderes!" entgegnete die Köchin: „dann müßt Ihr Euch hinauf bemühen, Frau Scheyrelmann, die Frau Staatsräthin ſind oben in ihren Zimmern."

„Und will der Herr Jakob die Freundlichkeit haben, mich der Herrſchaft droben anzumelden?" ſagte die Gemüſehändlerin und machte den Verſuch, ihren breiten Kopf auf dem dicken Halſe nach dem alten Bedienten, der faſt hinter ihrem Rücken ſaß, herumzudrehen. Doch gelang ihr dies nur unvollkommen, vielmehr befiel ſie bei dieſer unnatürlichen Bewegung ein heftiger Huſten, den Jakob achtungsvoll für die alte Bekannte ruhig vorübergehen ließ und in dieſer Zwiſchenzeit aus ſeiner ſilbernen Doſe abermals eine Priſe nahm.

„Ah, geh' Sie nur hinauf," ſagte freundlich und ſehr herablaſſend die Köchin, „die Frau Staatsräthin wird ſich ein Vergnügen daraus machen, Sie einen Augenblick zu ſehen."

„Wer weiß?" ſagte pfiffig lächelnd die dicke Frau und erhob ſich mühſam von ihrem breiten Stuhle.

Jakob gieng ihr voraus, und Beide ſtiegen die Treppen des ſtillen Hauſes hinauf.

Drunten in der Küche huſtete der alte Kutſcher, tickte die Schwarzwälderuhr und kloyfte die Köchin ihr Fleiſch. Das hörte man noch auf der Treppe, die in den erſten Stock führte; war

man aber dort oben angekommen, ſo vernahm man von allem dem nichts mehr, und eine tiefe Ruhe und Einſamkeit lag auf dem weitläufigen Gebäude.

Auf dem kleinen, heimlichen Ruheplatz in der Fenſtervertiefung, von der wir oben ſprachen, ſaß die alte Staatsräthin in ihrem weichen Fauteuil, mit einer Zeitung, in der ſie vorhin geleſen, war mit der rechten Hand, welche ſie bis jetzt gehalten, in ihren Schooß geſunken und von da herab unbeachtet auf den Boden gefallen, indem die Morgenlektüre der alten Dame wahrſcheinlich durch andere Sachen, die ihren Geiſt beſchäftigten, unterbrochen worden war. Sie lehnte ſich in ihren Fauteuil zurück und ſchaute unverwandten Blickes durch das Fenſter auf die Straßen der Stadt und die im Sonnenſchein funkelnde und lachende Gegend, die ſich hinter dem Häuſermeer vor ihren Blicken ausbreitete. Sie trug ein ſchwarzes, ſeidenes Kleid, eine leichte Mantille von demſelben Stoff und derſelben Farbe, um den Hals ſchlang ſich ein kleiner, weißer Kragen, und ihr feines, bleiches Geſicht ſtach kaum von dem weißen Stoffe ab. Ihr Haar war ergraut und bedeckt mit einem Netz aus dunkelblauen Seidenfäden, das unter dem Kinne zugebunden war.

Die Staatsräthin, welche früher ſehr ſchön geweſen war, erſchien heute noch als eine ſtattliche, gut ausſehende Frau. Ihr Körper, voll und rund, ſah nur faſt zu kräftig aus für die bleichen, krankhaften Züge ihres Geſichts, für den leidenden, ſchmerzlichen Ausdruck in demſelben. Doch war dieſer kränkliche Ausdruck nicht Theilnahme erweckend; man fühlte ſich von dieſem Geſichte nicht angezogen. In den hellen, klaren Augen und um den kleinen, meiſtens feſtverſchloſſenen Mund lag ein unbeſchreiblicher Zug von Feſtigkeit, ja Härte, der aber vollkommen zu der Redeweiſe der alten Dame paßte. Wir haben früher ſchon geſagt,

daß die Staatsräthin in einem Alter von ſtark fünfzig Jahren war. Oftmals ſah ſie dafür ſehr gut aus, ja man hätte ſie für weit jünger halten können, ein anderes Mal dagegen erſchien ſie wie eine vollkommen alte, ſtumpfe, abgelebte Frau.

Madame Schorrelmann war durch Jakob, den Bedienten, gemeldet worden und ſtand ehrerbietig an der Thüre des Zimmers. Eine Handbewegung der Staatsräthin lud ſie ein, näher zu treten. Die Gemüſehändlerin trat darauf hin an die Fenſternische und überreichte der alten Dame das Körbchen mit den ſchönen Erdbeeren.

„Ich danke ſehr," ſagte dieſe, „daß Sie ſich meiner erinnert; dieſe Erdbeeren ſind in der That von einer ſeltenen und ausgezeichneten Schönheit."

„Ja, es ſind ausgeſuchte," entgegnete die Gemüſehändlerin, „ich habe mir gedacht, wenn ich einmal etwas ſelbſt zu Ihnen bringe, ſo muß es ſchon was Rechtes ſein."

Die alte Dame nickte ernſt, aber wohlwollend mit dem Kopfe.

„Es macht mir in der That ein großes Vergnügen," fuhr Madame Schorrelmann fort, „wenn ich der Frau Staatsräthin mit etwas aufwarten kann, was Ihnen angenehm iſt. Es iſt freilich nur eine Kleinigkeit, aber ich habe ſonſt nichts gewußt; Blumen lieben die gnädige Frau nicht beſonders, ſonſt hätte ich mir ſchon erlaubt, ein ſchönes Bouquet zu bringen."

„Ich danke recht ſehr!" antwortete die alte Dame und verſuchte eine der Erdbeeren.

„Nun, es iſt mir ganz recht," ſagte die Gemüſehändlerin, „daß ich Euer Gnaden wieder einmal ſehe und in ſo gutem Wohlſein; mir ſcheint doch, die Frau Staatsräthin befindet ſich gegenwärtig recht wohl."

„Es geht ſo, meine gute Frau, ich kann nicht klagen.“

„Ei, was das Klagen anbelangt,“ ſagte lächelnd die dicke Frau, „ſo glaube ich das recht gern; das Klagen kommt uns zu, gnädige Frau, Leuten wie ich, die den ganzen Tag feſt hinſtehen und arbeiten müſſen, von Morgens bis in die Nacht hinein immer zu thun, immer Geſchäfte, Angenehmes und Unangenehmes, wie es gerade fällt. Aber man thut's ja gern, ſo lange man weiß, wofür man arbeitet, und wenn man ſieht, daß Segen dabei heraus kommt.“

„Ja, ja, es iſt ſo,“ ſagte ernſt die Staatsräthin. „Das Klagen nützt nicht viel.“

„Nein, das Klagen nützt in der That nicht viel,“ wiederholte Madame Schoppelmann. „Euer Gnaden haben da einen ganz richtigen Grundſatz. Ich klage auch eigentlich nie, Gott ſoll mich bewahren' und ich wollte auch gar nichts klagen, nur ſo ein paar Worte ſprechen, wenn es die Frau Staatsräthin nicht ungnädig aufnehmen wollten.“

„Mit mir wollten Sie ſprechen?“ fragte ruhig die Staatsräthin. „Wenn ich Ihnen vielleicht mit etwas dienen kann, das in meiner Macht ſteht, ſo ſoll es gern geſchehen.“

Madame Schoppelmann war mit der feſten Abſicht in das Haus gekommen, etwas von ſehr delicater Natur mit der Staatsräthin zu ſprechen. Sie, die um eine ganze Legion paſſender oder unpaſſender Worte, wie es gerade kam, nicht verlegen war, hatte es ſich außerordentlich leicht vorgeſtellt, mit der alten Staatsräthin, der Mutter jenes Herrn Eugen, eine gewiſſe Sache ganz ruhig zu beſprechen. Sie war in dem beſten Glauben geweſen, daß die alte Dame es ihr ſehr Dank wiſſen müſſe, wenn ſie ihr über jenes Verhältniß einmal mit voller Wahrheit die Augen öffne. Freilich wußte ſie ganz genau, wie geſpannt hier Mutter

und Sohn zusammen standen, daß letzterer nicht im elterlichen Hause wohne, daß er vollkommen als sein eigener Herr lebe und sich vielleicht gar nicht einmal nach mütterlichen Ermahnungen sehne, noch viel weniger aber Lust haben würde, dieselben irgendwie zu befolgen. Das wußte sie, wie gesagt, ganz genau; doch seit sie diesen Morgen von Hause fortgegangen war, hatte sie auf dem Markte noch Einiges erfahren, was sie in dem Vorsatze bestärkte, mit der Staatsräthin ein ernstliches Wort zu sprechen. Ihr Sohn, der Fuhrmann, hatte theilweise Recht gehabt mit seiner Anklage gegen die Schwester, und wenn die Mutter auch von ihrer Tochter überzeugt war, diese würde sich nie etwas Unrechtes zu Schulden kommen lassen, so sprach man doch auf dem Markte und in der Stadt davon, die schöne Katharina habe wirklich ein genaues Verhältniß mit dem Sohne der Staatsräthin Stillfried.

Daß aber die Leute hierüber die Achseln zuckten und lachten, das wußte die Mutter nicht; denn ihre Bekannten hatten ihr gesagt: „Die Katharine weiß schon, was sie treibt; er ist ein lediger, reicher, unabhängiger Mensch, und wenn er das Mädchen absolut heirathen will, so könnt Ihr wohl nichts dagegen haben.“ Dies war nun ein Grund weiter, weßhalb Madame Schorrelmann es für ihre Pflicht hielt, mit der Staatsräthin ein Wort über diese Geschichte zu sprechen.

Doch stand sie lange vor der alten Dame, ohne den Anfang zu diesem Worte finden zu können. Madame Schorrelmann kam selten oder nie in Verlegenheit: hier aber befand sie sich in einer sehr großen. Sie hatte schon das Gespräch mit der Staatsräthin auf ungebührliche Weise in die Länge gezogen, hatte sich mehrere Mal über das gute Aussehen derselben gefreut, hatte die allerliebsten Wachtelhunde gelobt, die knurrend und augenschein-

lich mit böſen Abſichten ihre dicken Beine umkreiſten, hatte ſogar von ihrer Tochter Katharina angefangen, ohne Sinn und Verſtand und ohne weiter fortfahren zu können; denn die Staatsräthin gab auf Alles, wenn gleich keine unfreundlichen, doch ziemlich kurze Antworten.

Ihr letzter Rothanker in dieſer Verlegenheit war unter vielen Miniaturbildern, die in der Fenſtervertiefung hiengen, das Portrait eines kleinen blondgelockten Kindes, das mit ſeinen klaren blauen Augen die Betrachtenden ſo freundlich anblickte.

„Ach,“ ſagte ſie nach einer Pauſe, und nachdem ſie das Bildchen längere Zeit aufmerkſam angeſehen, „das iſt der kleine Herr Eugen; wie das vor langen Jahren ähnlich war! ich erinnere mich deſſen noch ganz genau.“

Die Staatsräthin preßte ihre Lippen feſter auf einander, maß die Frau mit einem ſonderbaren Blick, ohne jedoch eine Sylbe zu antworten.

„Ja, ja, das iſt der Eugen,“ fuhr die Gemüſehändlerin mit lauterer Stimme fort, wie um ſich ſelbſt Muth zu machen, „das kann gar nicht fehlen. Ach, ich habe ihn ſo gut gekannt — wie viel Aepfel hat mir der kleine Schelm hier und auf dem Markt abgelockt! Und was iſt der ſeit jener Zeit groß und hübſch geworden! Nicht wahr, gnädige Frau?“

„Wahrſcheinlich,“ ſagte finſter die alte Dame. „In zwanzig Jahren kann man was erleben!“

Dieſe Worte ſollten Gleichgültigkeit ausdrücken, aber ſie klangen wie der bitterſte Hohn.

Jetzt oder nie! dachte Madame Schoppelmann: einmal muß ich doch ſprechen, und wenn ſie es auch nicht gern hört, was ich ganz deutlich bemerke, ſo muß die Sache doch heraus. —

„Ja, ja, gnädige Frau,“ fuhr sie fort, „über den Herrn Eugen hätte ich ein paar Worte mit Ihnen zu sprechen. Nicht über den kleinen Eugen dort, sondern über den jetzigen, groß gewordenen.“

„Damit kann Sie mich verschonen!“ sagte sehr ernst die Staatsräthin.

„Ja, was das Verschonen anbelangt,“ entgegnete die dicke Frau, „das wäre mir auch schon recht; ich wäre auch gern mit Manchem verschont, und muß doch als Mutter Vieles anhören, was mir gerade nicht angenehm ist.

„Aber ich sehe nicht ein, weßhalb ich Sachen anhören soll, die mir unangenehm sind!“ antwortete die Staatsräthin und sah die Gemüsehändlerin bei diesen Worten mit einem festen und ziemlich unfreundlichen Blicke an. „Laß Sie das gut sein, Frau Schopvelmann!“ fuhr sie nach einer Pause mit minderer Strenge fort, „wenn ich Ihr, wie gesagt, sonst wo dienen kann, so bin ich für eine langjährige Bekannte gern zu Befehl; aber was den Herrn Eugen Stillfried anbelangt . . .“

„Ihren Sohn, Ihren einzigen Sohn . . .“

Die Staatsräthin zuckte mit den Achseln und zog dabei den Mund in die Höhe als wollte sie sagen: Wie zudringlich doch diese gemeinen Leute sind! Dann entgegnete sie nach einer Pause mit kalter, ganz strenger Stimme: „Sie, meine gute Frau, geht hier in diesem Hause seit so vielen Jahren aus und ein, daß ich wohl voraussetzen kann, Sie sei mit den . . . eigenthümlichen Verhältnissen desselben vollkommen bekannt. Da dieses der Fall ist und ich auch nicht glauben kann, daß Sie mir absichtlich eine unangenehme Stunde bereiten will, so bitte ich recht sehr: lassen wir dieses Gespräch fallen!“

„Verzeihen Sie, gnädige Frau,“ anwortete nach einer kleinen Pauſe der Ueberraſchung die Gemüſehändlerin, „verzeihen Sie recht ſehr und erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß es freilich ſehr angenehm iſt, unangenehme Dinge nicht hören zu müſſen. Das geht mir in meinem Stande — verzeihen Sie, gnädige Frau — wahrhaftig gerade ſo. Aber das läßt ſich nicht immer machen, und ich bitte um Entſchuldigung, aber ich bin nun einmal hierher gekommen, um der Frau Staatsräthin etwas mitzutheilen, der Frau Staatsräthin als Mutter ihres Sohnes nämlich, was mir, als Mutter meiner Tochter ſchwer auf dem Herzen liegt.“

Die alte Dame hatte, nachdem ſie eben geſprochen, ihren Kopf gleichgültig abgewandt und blickte eifrig und, wie es ſchien, ganz theilnahmlos zum Fenſter hinaus. Doch hätte ein ſehr aufmerkſamer Beobachter wohl gewahren können, daß bei dem letzten Worte der Gemüſehändlerin ihre Augenwimpern ein ganz klein wenig zuckten.

„Ja wohl,“ fuhr Madame Schoppelmann fort, nachdem ſie Athem geſchöpft, „als Mutter meiner Tochter, und wenn ich auch ganz genau weiß, daß die Frau Staatsräthin mit Ihrem Herrn Sohn in einem Verhältniß ſtehen, wie ich als eine gewöhnliche Bürgersfrau mit meinem ganz ſchlichten Verſtand nicht gut begreifen kann, ſo bleibt es doch einmal Ihr Sohn, das können Sie mir nicht abſtreiten, gerade ſo, als wie die Katharine meine Tochter bleibt.“

„Aber was geht mich Ihre Tochter an?“ ſagte nach einer Pauſe die alte Dame, wie es ſchien, ziemlich ärgerlich und ungeduldig. Doch las man hiervon nichts auf ihrem unbeweglichen Geſichte; nur der Ton ihrer Stimme erſchien einigermaßen gereizt.

„Was meine Tochter Sie angeht?“ ſagte die Gemüſehänd-

lerin, und ihre Stimme erhob sich ein wenig; auch zuckte sie mit ihren beiden Armen, und ihre dicken Fäuste, die des Herabhangens schon lange müde sein mochten, schienen sich nach dem gewöhnlichen Stützpunkte, ihrer Hüfte, zu sehnen. Doch unterließ die Frau auf den Augenblick noch eine solche respektwidrige Haltung. „Was meine Tochter Sie angeht?“ wiederholte sie: „ei, gerade so viel und so wenig, wie mich Ihr Sohn.“

„Nun, wenn Sie das einsieht, liebe Frau,“ entgegnete die Staatsräthin mit erzwungenem Lächeln, „so können wir dieses Gespräch auf jeden Fall abbrechen; denn mir ist es vollkommen gleichgültig, was Ihre Mamsell Tochter macht, und ebenso wenig ist es mir interessant, etwas Näheres über den Herrn Eugen Stillfried zu vernehmen.“

Jetzt begann die Geduld und Ruhe der Gemüsehändlerin auf die Neige zu gehen. „Erlauben Sie mir,“ antwortete sie, und ihre Stimme fieng an laut und schneidend zu werden, „erlauben Sie mir, Frau Staatsräthin, ich verlange wahrhaftig nicht nach der Ehre, daß Euer Gnaden sich für die Jungfer Katharine Schorvelmann interessiren sollen, aber es ist denn doch in diesem Punkte ein großer Unterschied zwischen mir und Ihnen. Sie bekümmern sich nicht um das Treiben Ihres Herrn Sohnes, weil Sie nichts davon hören und wissen wollen. Ich aber muß mich darum bekümmern, da dieses Treiben mich oder vielmehr meine Tochter etwas genauer angeht. Genug“ — hier hatte ihre Stimme die gehörige Stärke erlangt, und ihr röthliches Gesicht begann einen bläulichen Schimmer anzunehmen — „genug, Ihr Sohn, der Herr Eugen Stillfried, lauft meiner Tochter Katharine auf allen Wegen und Stegen nach, was ich nicht leiden will, und ich habe es einmal für meine Schuldigkeit gehalten, Sie davon in Kenntniß zu setzen. Er ist und bleibt doch einmal Ihr Herr

Sohn, und Sie so wenig wie ... andere Leute sind im Stande, dies abzuläugnen."

„Ei, Frau Schoppelmann," sagte die alte Dame mit der vollkommensten, wieder erlangten Ruhe, „Sie ereifert sich zu sehr."

„Da muß man sich ereifern!" fuhr die dicke Frau fort. „Zum Teufel! gnädige Frau, nehmen Sie mir es nicht übel, aber Sie behandeln mich in einer so wichtigen Sache als sei ich eine Bettlerin und wolle einen Kreuzer geschenkt haben. Das ist aber durchaus nicht der Fall und ich bin nur gekommen, Ihre Ansicht zu vernehmen."

„Ich glaube Ihr schon gesagt zu haben, daß ich über den Herrn Eugen Stillfried durchaus keine Ansichten mehr habe."

„Aber über Ihren Sohn, Madame!"

„Ich habe keinen."

„Aber über jenen jungen Herrn, der Ihren Namen trägt."

„Man hat hier in der Stadt schon lange gelernt, die Namen von den Personen zu trennen," sagte die Staatsräthin im Tone tiefer Verachtung.

„Also Anderes," entgegnete von dieser Hartnäckigkeit bestürzt und überrascht die Gemüsehändlerin, „haben Sie mir nichts hierüber zu sagen? So bin ich also ganz vergebens gekommen?"

„In dieser Angelegenheit ja, meine beste Frau," entgegnete unbefangen und ruhig lächelnd die alte Dame. „Für diese wirklich vortrefflichen Erdbeeren sage ich Ihr nochmals meinen herzlichsten Dank; sie sind außerordentlich gut." — Bei diesen Worten nahm sie eine aus dem Körbchen und verspeiste sie anscheinend mit großem Appetit — doch zitterte ihre Hand.

Die Gemüsehändlerin überlief ein leichtes Frösteln, und es begann ihr bei dieser Frau unheimlich zu werden. Sie zuckte ihre

Achseln so sehr wie möglich, zog ihr Umschlagtuch fest an sich und sagte: „Ich habe meine Schuldigkeit gethan, Frau Staatsräthin. Seien Sie versichert, ich werde mich um meine Tochter bekümmern, und jetzt auch in gewissen Angelegenheiten aufs Sorgfältigste um Ihren Herrn Sohn. Erscheint mir die Sache unrichtig, so werde ich gegen zudringliche junge Leute, die den Versuch machen, die Ruhe meines Hauses zu stören, schon irgendwo Schutz und Hülfe finden. Geht aber die Sache auf anständigem und redlichem Wege zu — Sie werden mich verstehen, Frau Staatsräthin?“

Diese Pause, welche die Gemüsehändlerin hier absichtlich machte, benutzte sie, um forschend auf die alte Dame zu blicken, die aber so aufmerksam zum Fenster hinaussah und so theilnahmlos schien, als sei außer ihr Niemand im Zimmer.

„Wenn also,“ fuhr Madame Schoppelmann mit lauter Stimme fort, „Herr Stillfried solide und redliche Absichten auf meine Tochter hat, so sehe ich in diesem Falle nicht ein, weßhalb ich deren Glück im Wege stehen soll, und werde alsdann recht gern erlauben, daß der Herr Eugen Stillfried die Jungfer Katharine Schoppelmann zu seiner Frau nimmt. — Ich habe die Ehre, mich der Frau Staatsräthin bestens zu empfehlen!“

Damit gieng die dicke Frau, jetzt ihres Theils außerordentlich stolz und hochmüthig, zur Thüre hinaus. Kaum aber waren ihre Schritte auf der Treppe verklungen, so sprang die Staatsräthin heftig von ihrem Fauteuil in die Höhe, stieß ihn mit dem Fuße zurück und eilte mit gefalteten Händen im großen Zimmer auf und ab. Aus ihren Augen blitzte ein wildes Feuer, den Kopf hatte sie stolz erhoben, doch bebten ihre Lippen. Bald wurde ihr Schritt minder hastig, bald blieb sie an diesem Fenster, bald an jenem einen Augenblick stehen; das Feuer ihrer Augen erlosch

unter hervorbrechenden Thränen, ſie preßte die rechte Hand feſt auf ihr Herz und ſank endlich mit einem lauten Ach, das wie ein ſchneidender Wehruf klang, in ihren Fauteuil zurück. Das Körbchen mit den Erdbeeren war vom Tiſch auf den Boden gerollt, die Früchte lagen hie und da auf dem Fußboden und wurden von den kleinen Wachtelhunden aufs eifrigſte verzehrt.

Eine kleine halbe Stunde mochte die Staatsräthin, in tiefes Nachſinnen verſunken, in ihrem Fauteuil geruht haben, und während dieſer Zeit hatte ſie vollkommen das Ausſehen einer achtzigjährigen Frau: dann aber glätteten und veränderten ſich ihre Züge mit einer wunderbaren Schnelligkeit, ihre Lippen preßten ſich wieder feſt auf einander, das Auge wurde ruhig, klar und kalt wie früher, und ſie zog mit feſter Hand die Klingel, welche in das Bedientenzimmer führte.

Jakob erſchien unter der Thüre.

„Sagen Sie der Köchin,“ befahl die Staatsräthin mit ruhiger, ſanfter Stimme, „es ſei mein Wille, künftig nichts mehr von jener Frau, die eben hier war, zu kaufen. Ich will ſie nicht mehr in meinem Hauſe wiſſen; man ſoll einen anderen Lieferanten anſchaffen.“

„Die Frau Schoppelmann ſoll nichts mehr für die Küche beſorgen?“ fragte der alte Bediente mit einem wahren Schrecken, worauf die Dame entgegnete: „So iſt es, Jakob, nicht das Geringſte mehr — ſagen Sie es der Köchin.“

Jakob eilte die Treppen hinab, ſichtlich erregt von dem Befehle, den er ſo eben erhalten und den er drunten dem ſämmtlichen Dienſtperſonal wiederholte.

Die Köchin war außer ſich und wollte hinauf, um Gegenvorſtellungen zu machen. Doch Jakob, der das Geſicht der Staatsräthin ſchon länger als dreißig Jahre ſtudirt hatte, hielt

ſie von dieſem fruchtloſen Verſuche ab. Ihm war es nicht entgangen, daß die Dame droben trotz der Ruhe ihres Aeußeren ſich in einer großen Gemüthsbewegung befand. Er zuckte die Achſeln und bat die alte Martha ruhig zu ſein — in dieſer Angelegenheit ſei wenigſtens für heute nichts zu ändern.

Da wurde abermals die Glocke an der Hausthüre gezogen, und Jakob, der ſehr ernſt geſtimmt war, öffnete ſogleich.

Fünftes Kapitel.

Worin des Helden unſerer Geſchichte ausführlicher erwähnt wird, wenn auch gerade auf keine ſchmeichelhafte Art.

Es trat ein langer, magerer Herr in den Hausflur: den Hut auf dem Kopfe begrüßte er den alten Bedienten mit einem flüchtigen Kopfnicken. Jakob dankte ihm mit einer tiefen, ſtummen Verbeugung.

Der lange Herr warf einen flüchtigen Blick in die halbgeöffnete Küche und ſtieg ohne eine Frage langſam die Treppen hinauf. Jakob blieb unten zurück.

Dem Herrn mochte es von dem Gehen draußen in dem heißen Wetter warm geworden ſein; denn während er die Treppen hinauf gieng, zog er ein weißes Sacktuch aus der Taſche und fächelte ſich damit Kühlung zu. Auch huſtete er nebenbei einige Mal ziemlich laut, und als das Echo in dem großen, weiten Hauſe dieſes Geräuſch dumpf und ſeltſam tönend wiederholte, blickte er wie ärgerlich um ſich und beeilte ſeine Schritte, um in den erſten

Stock zu gelangen. Hier blieb er einen Augenblick stehen, dann wandte er sich nach der Treppe zu, die in den zweiten Stock führte, zog aber den erhobenen Fuß von der ersten Stufe wieder zurück und blickte einen Augenblick forschend in den langen Corridor, in welchem die weiten, unbewohnten Gemächer des ersten Stockes lagen. Er zog die Augenbrauen finster zusammen und sah einige Sekunden unverwandt nach dem Ende dieses Corridors — dort schien eine Thüre halb offen zu stehen, während alle anderen fest verschlossen waren.

„Ich werde doch noch diesen alten nichtsnutzigen Bedienten nächstens entlassen müssen," sagte der lange Herr. „Ich glaube, dieser Hallunke arrangirt es immer so, um mir einen unangenehmen Augenblick zu machen. Ich kann es nun einmal nicht leiden, wenn jene Thüre offen steht!" — Nach diesen Worten, die er finster und halblaut vor sich hinsprach, und sich dann umschaute, um sich zu überzeugen, daß ihn Niemand gehört, gieng er mit hastigen Schritten den langen Corridor hinab bis an jene halb offen stehende Thüre, um sie zu verschließen. Doch ehe er dies that, konnte er sich, obgleich mit sichtbarem Widerwillen, nicht enthalten, für einen Augenblick in jenes Zimmer hinein zu blicken.

Es war ein großes Gemach, und da die Läden der Fenster, welche verschlossen waren, nur spärliches Licht und gar keine Wärme einströmen ließen, so war es in demselben sehr kühl und so finster, daß man die Gegenstände, welche sich darin befanden, kaum zu unterscheiden vermochte. Es drang dem Eintretenden eine kalte, kellerartige Luft entgegen. Das Zimmer, hoch und gewölbt, war mit dunkelbraunen Tapeten versehen, ein alter Teppich bedeckte den Boden, schwere Seidenvorhänge hiengen von den Fenstern herab, alte Stühle und einige Tische standen an den

Wänden, und zur linken Seite, neben der Thüre, bemerkte man ein großes und breites Bett, mit einem dunklen Ueberwurfe bedeckt, der auf allen vier Seiten bis auf den Boden herab hieng. Wie alle lange Zeit verſchloſſenen Zimmer, in welchen man die Möbel altern, die Stoffe morſch werden ließ, hatte auch dieſes etwas Unheimliches. Wenn man die Thüre öffnete, ſo drang von dem helleren Corridor plötzlich Licht und Luft herein und kämpfte mit der Finſterniß, die ſich aber aus ihrem Beſitzthume nicht vollſtändig vertreiben ließ. In den Ecken blieben tiefe Schatten liegen, und dazu machte ſich der Luftzug, der zugleich mit herein drang, an die alten Fenſtervorhänge und bewegte die ſchweren Stoffe, daß ſie langſam und wie unmuthig über dieſe Störung hin und her wankten. Altmodiſche, goldene Rahmen funkelten plötzlich aus allen Ecken, und ein trüb angelaufenes Spiegelglas, das ſich neben dem Bette befand, erhellte ſich auf einmal und zeigte dem langen Herrn, der die Thürklinke feſt mit der Hand umſchloß, ſein Bild in ganzer Größe, und es war, als beuge ſich jenes Spiegelbild auf das Bett herab und ſchaue angelegentlich auf dieſes ſeit ſo langen Jahren verlaſſene Lager.

Dieſes Gemach aber, das der lange Herr nun eilfertig, und wie erſchreckt von ſeinem Bilde im Spiegel, hinter ſich zuzog, war vor ſo und ſo vielen Jahren das Schlafzimmer des ſeligen Staatsrathes geweſen.

Der Herr drehte den Schlüſſel zweimal im Schloſſe herum, ſchritt eilig durch den Corridor an die Treppe und ſtieg den zweiten Stock hinauf. Die Wachtelhunde der Staatsräthin bellten laut auf, als ſie ſeine ſchweren Schritte hörten, und erweckten dadurch ihre Herrin aus tiefem Nachſinnen, in das ſie abermals in ihrem Fauteuil am Fenſter verſunken war.

Der Juſtizrath, denn er war es, der nun in das Zimmer

trat, legte seinen Hut auf ein Seitentischchen und gieng an die Fenstervertiefung, wo er der alten Dame die Hand reichte und sich dann auf einen Stuhl ihr gegenüber niederließ.

Er mochte ungefähr ein Mann an die Fünfzig sein, hatte wie schon gesagt eine lange etwas magere Gestalt und ein durchaus nicht unangenehmes Gesicht: ja, es lag darin etwas Gutmüthiges und zugleich Geistvolles. Wenigstens sprach hiefür die hohe, breite Stirn. Er hatte dunkle, etwas kleine Augen, die man übrigens selten zu sehen bekam, denn seine Augenlider hiengen schwer darüber hin, und dies allein gab seinem Gesichte in Augenblicken, wo er ruhig saß und nachzudenken schien, was häufig vorkam, etwas Finsteres, Abstoßendes. Dann hatte er auch die Gewohnheit, seine Unterlippe zwischen die Zähne zu klemmen und den Mund zusammen zu ziehen. Wenn er aber seine Augen aufschlug und Jemanden anschaute, und namentlich, wenn er sprach, so glätteten sich diese Züge seines Gesichtes vollkommen, um seine Mundwinkel spielte ein freundliches Lächeln: er hatte alsdann etwas Zuversichtliches, Imponirendes, und es war nicht leicht, ihm zu widersprechen. So war auch seine ganze Haltung: er trat fest und sicher auf, wie jemand, der vollkommen mit sich darüber im Reinen ist, was er will, und der sich durch keine Einreden leicht wird beirren lassen. Dieses Gefühl von Sicherheit theilte sich auch seiner Umgebung mit und war ein gewaltiger Schutz für seine Partei, entmuthigte dagegen seine Feinde und Widersacher.

Der Justizrath war sorgfältig, fast elegant gekleidet. Er trug einen braunen Morgenfrack, an den Händen Glacéhandschuhe und um den Hals eine weiße Cravatte, welche bei allen Toiletten, die er machte, die gleiche war.

Die beiden kleinen Wachtelhunde hatten sich wieder an die

Erdbeeren begeben, und mit den Früchten, welche ſie nicht verzehrten, ſpielten ſie im Zimmer umher. Der Juſtizrath erkundigte ſich nach dem Befinden ſeiner Freundin, und dann ſagte er lächelnd, indem er auf die hin und her jagenden Thiere wies: „Mir ſcheint, es iſt heute der Geburtstag von Molly; denn Sie haben ihm da ein vortreffliches Frühſtück vorſetzen laſſen. Erdbeeren von dieſer Größe und Schönheit — ich habe noch nie ſolche auf Ihrer Tafel geſehen. Ei, ei, theure Sorbie, Sie verwöhnen Ihre Lieblinge auf eine wirklich unverantwortliche Art!“

„Da haben Sie wahrhaftig Recht,“ ſagte lächelnd die alte Dame; „aber ſie verdanken dieſes köſtliche Mahl nur dem Zufall. Ich verdiene Ihre Vorwürfe nicht, mein lieber Freund; ich hatte das Körbchen neben mir ſtehen, durch ein Ungefähr fiel es herunter, und nur dieſem verdanken die kleinen Schmarotzer die ſüßen Früchte.“

Der Juſtizrath nahm einen Sonnenſchirm, der in der Ecke der Fenſtervertiefung lehnte, und verjagte die kleinen Hunde neckend von dem Körbchen, welches ſie mit ihren Pfoten bald hierhin, bald dorthin rollten. Dabei entfiel ihm der Schlüſſel, den er im unteren Stock abgezogen. Doch hob er ihn ſchnell wieder in die Höhe, ſtand auf und legte ihn auf ein entferntes Tiſchchen.

Die Staatsräthin ſah ihn fragend an.

„Ich fand ihn unten an der Treppe,“ ſagte er nach einer kleinen Pauſe mit großer Unbefangenheit; „wahrſcheinlich hat ihn Jakob dort liegen laſſen. Mir ſcheint, der alte Mann wird mit jedem Tage unzuverläſſiger; ich glaube, man wird bald ernſtlich daran denken müſſen, ihn mit einer anſtändigen Penſion zu entfernen und in Ruheſtand zu verſetzen.“

„Sie haben Recht, lieber Freund,“ antwortete die alte

Dame: „aber ſind wir nicht die Diener unſerer Diener, wenigſtens eben ſo abhängig von ihnen, wie ſie von uns? — Sie wiſſen ganz genau, wie ſehr ich dieſes verſchloſſene Weſen des alten Jakob haſſe, wie feſt ich davon überzeugt bin, daß hier in dieſem Hauſe von uns nichts gethan, ja, faſt nichts geſprochen wird, wovon er ſich nicht wenigſtens bemüht, Kenntniß zu erhalten. Aber was will ich machen? Die da drunten halten auf eine merkwürdige Art zuſammen, und wenn ich Eines von ihnen aus dem Hauſe entlaſſe, ſo kündigen mir Alle zuſammen ihre Dienſte auf und geben davon.“

„Einmal muß es am Ende doch geſchehen,“ ſagte beſtimmt der Juſtizrath. „O Sophie, wir haben doch lange genug dieſe Geſchichten um uns geduldet, die Ihnen ſowie mir faſt unerträglich waren.“

„Das weiß Gott!“ ſagte die Staatsrätbin ſeufzend. „Aber Sie wiſſen ſo gut, wie ich, lieber Freund, daß . . .“

„Sich Manches nicht ändern läßt,“ ergänzte der Juſtizrath achſelzuckend. „Leider! — Von etwas Anderem denn!“

„Ich bin in der That ſehr erfreut,“ ſagte nach einer längeren Pauſe die alte Dame, „daß Sie gekommen ſind. Ich habe ſo eben eine ſehr, ſehr unangenehme Unterredung gehabt.“

„Auch wieder mit Jemand aus Ihrer Dienerſchaft?“ fragte lächelnd der Juſtizrath.

„O nein!“ antwortete die alte Dame; „Sie ſehen dieſe Erdbeeren, die dort am Boden liegen. Sie wurden mir vor einer halben Stunde gebracht von jener Gemüſehändlerin, der Frau Schorrelmann, die Sie ja auch kennen.“

„Natürlich,“ entgegnete der Juſtizrath. „Wer kennt ſie nicht? — Und dieſe Frau hat Ihnen eine Scene gemacht?“

Die Staatsräthin nickte mit dem Kopfe und fuhr nach einer Pauſe fort: „Sie ſoll eine Tochter haben . . .“

„Eine ſchöne Tochter!“ entgegnete der Juſtizrath und blickte ſein Gegenüber erwartungsvoll an. Dabei hatte er das Sonnenſchirmchen in beide Hände genommen und ſteckte den Kopf deſſelben zwiſchen ſeine Zähne. „Eine ſchöne Tochter!“ wiederholte er, „das weiß die ganze Stadt.“

„Und ich,“ ſagte die Staatsräthin mit einem heftigen Tone, „habe einen Sohn, und das weiß ebenfalls die ganze Stadt.“

„Ah ſo!“ meinte der Juſtizrath.

„Dieſes Weib nun,“ fuhr die alte Dame fort, „dringt unter dem Vorwande, mir jene Erdbeeren zu überreichen, bei mir ein und erzählt mir eine Geſchichte des Herrn Eugen, wie ich ſie leider Gottes ſchon zu Hunderten vernommen.“

„Er macht der ſchönen Katharine auffallend die Cour; ja, ja, ich habe das auch ſchon gehört.“

„Und davon ſagten Sie mir nie ein Wort!“

„Weil ich es erſtens für zu unbedeutend hielt, und weil es mich zweitens ſchmerzt, wenn ich einmal genöthigt bin, Ihnen dergleichen mitzutheilen.“

„Und was iſt denn eigentlich an dieſer Geſchichte?“ fragte die Staatsräthin und ſah ihren Freund aufmerkſam an.

Dieſer zog die Schultern in die Höhe, drehte das Sonnenſchirmchen zwiſchen ſeinen Händen und ſagte: „So und ſo! Ich weiß ſelbſt nicht recht, was ich davon halten ſoll. Es iſt keine Frage, daß das Mädchen ſehr ſchön iſt und daß ſie bis jetzt den vielen Anträgen, die man ihr gemacht, ſiegreich und tugendhaft widerſtanden; ebenſo wahr iſt aber auch, daß ſie ſich ſeit einiger Zeit in ein Verhältniß mit Monſieur Eugen eingelaſſen. Ich

glaube, in ein inniges Verhältniß!“ — Dabei lächelte er vor ſich hin, wie jemand, der einer nicht unangenehmen Sache gewiß iſt.

Die alte Dame wiſchte ſich mit ihrem Taſchentuche die Stirn ab und entgegnete nach einer Pauſe, während welcher ſie über etwas nachgedacht: „Und dieſes innige Verhältniß, das wird wohl enden, wie manche frühere derartige?“

„Ich glaube nicht ſo,“ antwortete ruhig der Juſtizrath, „dieſe Schorrelmann's ſind eine entſchloſſene Familie; namentlich hat das Mädchen zwei Brüder, die zu den verwegenſten Geſellen der Stadt gehören. Beide ſind ſchon ein paar Mal hart an meinem Stuhle vorbeigeſtreift, und wenn ich ſie einmal in meine Hände bekomme, ſo werde ich mich veranlaßt ſehen, ſie lange feſtzuhalten. Dieſe Beiden nun möchten geſonnen ſein, dem Monſieur Eugen übel mitzuſpielen, wenn er die Idee haben ſollte, mit dem Mädchen eine ganz gewöhnliche Liebesgeſchichte aufzuführen; und das wäre auch am Ende ſo übel nicht, wenn er einmal eine ganz tüchtige Lektion erhielte.“

Die alte Dame ſah ängſtlich und fragend in das Geſicht ihres Freundes.

„Natürlich,“ fuhr dieſer fort, „dürfte ihm kein Leides geſchehen; nur iſt es meine Anſicht, es könnte von guten Folgen ſein, wenn ſich der junge Herr bei einer ſolchen Veranlaſſung ebenfalls zu unüberlegten Handlungen gegen jene beiden Kerle hinreißen ließe. So was läßt ſich leicht arrangiren; er fällt dann ebenfalls in meine Hände, man nimmt ihn für eine kurze Zeit bei Seite, wir ſind bei der Vorunterſuchung berechtigt, unter Umſtänden ſeine Zimmer, ſeine Papiere zu durchſuchen, und bei dieſer Gelegenheit, theuerſte Sophie“ — der Juſtizrath war hier ſehr ernſt geworden — „wäre es uns vielleicht möglich, etwas zu finden, was in unſere Hände zu bekommen mein ſehnlichſter

Wunsch ist — etwas, das uns kostbarer ist als Hunderttausende, etwas, das ich oft vor mir sehe, wachend und träumend, das mir den Schlaf raubt, indem es vor mir hingaukelt, und das mir jedes Mal verschwindet, so oft ich die zitternde Hand darnach ausstrecke!"

Der Justizrath hatte diese Worte mit sichtbarer Aufregung gesprochen; seine Hand, die er beschwörend von sich abstreckte, zitterte wirklich, seine Augen schossen Blitze unter den herabhangenden Wimpern, und sein Gesicht war von einer flammenden Röthe übergossen. Doch das dauerte nur einen Augenblick; nur eine Sekunde war dieser harte, scheinbar so ruhige Charakter aus dem Gleichgewicht gekommen. Er fuhr mit der Hand über sein Gesicht und ebnete hiedurch seine Züge wieder vollkommen; ja er lächelte wieder anmuthig und liebenswürdig, als er darauf sagte: „Wenn aber auch dies wieder fehl schlägt, so haben wir zweierlei verloren: neben jenem Etwas den guten Klang des Namens Stillfried für ewige Zeiten."

„Ich verstehe Sie nicht ganz," sagte die alte Dame mit dumpfer Stimme und fuhr aus einem tiefen Hinbrüten auf.

„Nichts klarer als das," entgegnete der Justizrath; „wenn er das Mädchen nun wirklich auf ehrliche Weise liebt und sie zu seiner Frau machen will, wer kann ihn daran hindern? Dann adieu Hausdurchsuchung, dann gratulire ich zur Schwiegertochter!"

„Aber das wäre empörend!" fuhr die alte Dame auf, „Eines so schlimm wie das Andere, und Beides zusammen . . . o mein Gott!"

„Ich glaube nicht, daß Eines so schlimm ist wie das Andere, theure Sophie," entgegnete der Justizrath. „Wenn wir

jenes Etwas bekommen könnten, ſo, glaube ich, wäre es ſehr gleichgültig, wen, verzeihen Sie mir, jener junge Taugenichts eigentlich heirathet. — Aber dieſer langerſehnte Schatz rückt immer weiter hinaus. Noch weiß ich freilich, wo er ſich befindet, aber wie lange werde ich hievon Kenntniß haben? Und dann, wenn Eugen ſpäter heirathen will, wird er Sie unter den obwaltenden Verhältniſſen je um Ihre Einwilligung fragen? Gewiß nicht!"

„Aber eine ſolche Schwiegertochter!" ſagte die Dame mit ſchmerzlicher Stimme und ſchüttelte den Kopf. „Eine ſolche Frau meinem einzigen Sohne? Das wäre entſetzlich!"

„Beruhigen Sie ſich, Sophie, ſo weit wirds vielleicht gar nicht kommen. Vor der Hand weiß ich noch nicht einmal, welche Abſichten er mit dem Mädchen hat. Will er heirathen, ſo muß man ihn daran hindern, man muß die Sache ſo zu drehen und zu wenden wiſſen, daß ihm jenes Mädchen zu einem kurzen Zeitvertreib dient. Dann muß man hievon die Mutter oder die Brüder in Kenntniß ſetzen, und dann geht die Geſchichte ihren Lauf. Dies zu arrangiren, ſei alles meine Sorge. Es müßte doch ſonderbar zugehen, wenn wir nicht einmal im Stande wären, das durchzuführen. — Es iſt ſchon ſehr wichtig, daß ich von allen ſeinen Schritten und Tritten die genaueſte Kenntniß habe."

„Durch Joſeph ſeinen Bedienten?" fragte die Staatsräthin.

„Allerdings!" entgegnete der Juſtizrath; „ich hätte keinen paſſenderen Menſchen hierzu finden können, als ihn. Den habe ich in meiner Hand; was hätte mir jeder andere Burſche, der mir auch noch ſo ergeben geweſen, genützt? — Monſieur Eugen mit ſeiner leichtſinnigen Wirthſchaft, mit ſeinem Geldhinauswerfen an Freunde und Bediente hätte mir ihn doch bald verdorben. Aber dieſer Joſeph muß mir treu bleiben, denn, das

habe ich ihm auch angekündigt, bei dem geringsten Seitensprung, den er macht — fort mit ihm ins Zuchthaus!"

„Und bringt er öfters Raptorte?" fragte die Dame mit anscheinender Gleichgültigkeit.

„O ja," entgegnete der Justizrath, „alle Wochen ein paar Mal."

„Und das Leben, das sie führen, ist immer das gleiche?"

„Es ändert sich nur in so fern, als wöchentlich eine neue Thorheit projektirt und ausgeführt wird."

„Und die Gesundheit meines . . . des . . . Eugen Stillfried? Wie hält er dieses wilde Leben aus?"

„Ganz vortrefflich!" entgegnete achselzuckend der Justizrath; „ich begreife das nicht. Er hat eine merkwürdige Constitution."

„Und ist jener Andere, sein Freund, immer noch bei ihm?" forschte die alte Dame weiter, „sein lustiger Rath, wie er ihn nennt, jener mißvergnügte, kopfhängerische Schulmeister."

„Leider, leider!" seufzte der Justizrath, „das Bündniß hat der Teufel geschlossen, und so viele Mühe ich mir auch schon und namentlich durch Joseph gegeben habe, die Beiden aus einander zu bringen, es ist rein unmöglich."

Die Staatsräthin sah ihren Freund fragend und aufmerksam an.

„Die herrlichsten Thorheiten des Monsieur Eugen," fuhr der Justizrath fort, „die schönsten dummen Streiche, die zu den schlimmsten ausfallen könnten, weiß der Andere in ihrem vollen Laufe aufzuhalten und ihnen durch irgend ein Manöver die Spitze abzubrechen. Man sieht nie Einen ohne den Anderen, und wenn es auch Monsieur Eugen, wie gesagt, absichtlich darauf anzulegen scheint, seinen Namen und seine Gesundheit auf ewige

Zeiten zu ruiniren, so springt der Andere dazwischen und bringt Alles, so viel es thunlich ist, wieder ins Geleise. O, es ist das eine heillose Wirthschaft!«

Das Auge der alten Dame glänzte sonderbar, doch wandte sie ihren Kopf dem Fenster zu. Dann sagte sie, ohne den Justizrath anzusehen: »Also könnte man ihn den Schutzgeist jenes verlorenen jungen Menschen nennen?«

»Allerdings!« entgegnete ärgerlich der Justizrath und blickte forschend auf seine Freundin, »wenn bei einer solchen Wirthschaft ein Schutzgeist überhaupt denkbar wäre.«

»Gott sei Dank!« lispelte die alte Dame, aber so leise in sich hinein, daß der Andere nichts als einen schwachen Seufzer vernahm. Er setzte das Sonnenschirmchen, mit dem er bis jetzt gespielt, in die Ecke der Fenstervertiefung, gieng ein paar Mal in dem Zimmer auf und ab, die Hände auf den Rücken gelegt, dann trat er wieder an den Fauteuil der Staatsräthin und streckte die Hand aus nach einem kleinen Kästchen von Ebenholz, das vor ihr auf dem Tische stand.

Bei dieser Bewegung aber legte die Dame mit einem schmerzlichen Lächeln die Hand auf jenes Kästchen und sah ihn dabei so sonderbar an, als wolle sie ihn bitten, dasselbe jetzt nicht zu berühren. Der Justizrath blickte sie jedoch so befremdet ja vorwurfsvoll an, daß sie ihre Hand mit einem Seufzer zurückzog und ihn das Kästchen ergreifen ließ, das er vom Tische nahm und in die Höhe hob. Er drückte an einer Feder, der Deckel sprang auf und zeigte das Bild eines jungen Mädchens von vielleicht fünfzehn Jahren, das ihn jetzt so zufrieden, heiter und glücklich aus den klaren Augen anblickte, als sei es froh, daß man endlich einmal wieder sein schwarzes Gefängniß geöffnet.

Der Mann mit dem strengen Gesicht blickte lange und schwei-

gend dieſes Bild an, und über die harten Linien ſeiner Züge floß eine unendliche Weichheit. Nach einigen Augenblicken ſetzte er das geöffnete Käſtchen vor die Staatsräthin nieder, dieſe aber drückte mit abgewandtem Geſicht den Deckel wieder darauf.

Der Juſtizrath ſchritt abermals, in tiefe Gedanken verſunken, in dem Zimmer auf und ab. „Und dieſes arme unglückliche Kind,“ ſagte er nach einer längeren Pauſe, „ſo gut, ſo unſchuldig, leidet wohl unter dieſen entſetzlichen Verhältniſſen am meiſten.“

„Und wir nicht, Ferdinand?“ ſagte die Dame mit weicher Stimme.

„Unſere Herzen ſchlagen ruhiger, Sophie. Wir haben ein langes Leben durchgekämpft in bitterer Qual, ja in tiefer Verzweiflung, und das liegt jetzt hinter uns. Wir haben nicht errungen, was wir gehofft, was wir gewünſcht, wir ſind nie zu einem glückſeligen Ziele gelangt . . . Iſt es aber nicht entſetzlich, daß uns aus all' dem, was wir in finſterer Nacht geſäet und worauf wir Tauſende blutiger Thränen geweint, nicht die geringſte Frucht erblüht? o ja, was noch ſchlimmer iſt, daß dieſe Frucht, jene liebe Blume“ — dabei deutete er auf das Käſtchen — „nur uns, von allen Menſchen nur uns, nicht mit ihrem ſüßen Lächeln erfreuen darf. O, es iſt eine fürchterliche Strafe!“

„Aber keine ungerechte!“ antwortete die alte Dame mit leiſer, doch feſter Stimme.

„Und ich leide dreifach, dreifach, zehnfach, tauſendfach!“ fuhr der Juſtizrath heftiger fort; „dein Herz, Sophie, iſt getheilt, du magſt ſagen was du willſt, zwiſchen dieſer armen Unglücklichen und jenem ungerathenen Buben; und wenn er auch an dem Unglück dieſer ſchuld iſt, ſo iſt und bleibt er doch dein Sohn, dein rechtmäßiger Sohn, der aller Vorrechte, alles Glückes

seiner Geburt genießt, der rechtmäßige Sohn seines Vaters, an dem dein Herz immer noch mit mütterlicher Liebe hängt."

Der Justizrath machte bei den letzten Worten eine hastige abwehrende Bewegung mit der Hand, als wollte er alle Einwendungen von Seiten der Staatsräthin abschneiden, was ihm auch gelang.

Die alte Dame war in ihren Fauteuil zurückgesunken, preßte ihr Schnupftuch vor die Augen und machte nicht den geringsten Versuch, eine Sylbe der Entgegnung hören zu lassen.

So vergiengen wohl volle zehn Minuten, und im Verlauf derselben wurde der Schritt des Justizrathes ruhiger; seine Züge, die sich sonderbar verzerrt hatten, glätteten sich wieder. Auch die Staatsräthin fuhr mit dem Taschentuche mehrere Mal über die Augen, dann reichte sie ihrem Freunde, der wieder in die Nähe der Fenstervertiefung gekommen war, die Hand und sagte mit leiser Stimme: „Wozu diese selbe Scene bei jeder Veranlassung immer und ewig wiederholen? Meinst du denn, Ferdinand, ich hätte dieses Kästchen mit dem Bilde des unglücklichen Mädchens zur Lust, zum Vergnügen vor mir stehen? meinst du, es sei mir ein Trost, in diese reinen, unschuldigen Züge zu blicken? — Gewiß nicht, Ferdinand! O, wie ich mich damit quäle! Du kannst es mir glauben, mein Freund! Nur in solchen Stunden, wo mein Herz den schwachen Versuch macht, freudiger zu schlagen, in Augenblicken, wo ich denke, das Glück werde doch nochmals einkehren in dieses Haus, nur dann betrachte ich dieses kleine Gesicht und stürze mich dadurch absichtlich und schonungslos von den geträumten Höhen mit seliger, süßer Aussicht wieder hinab in meine finstere Alltäglichkeit . . . Ah!"

„Laß es gut sein, Sophie," sagte der Justizrath. Er schien tief ergriffen von dem Schmerze seiner Freundin und drückte ihr

warm die Hand. »Laß es gut ſein! Wer weiß, ob nicht noch einmal auch für unſer Leben klar und angenehm die Sonne hervorbricht, die ſich ſo lange hinter finſteren Wolken verborgen!«

»Nie, Ferdinand, nie!« ſagte die alte Dame mit feſter Stimme; »wenn ſich einſtens jenes Gewölke zertheilt — um mich deiner Worte zu bedienen — und die Sonne wieder hervorbricht, ſo wird ſie, ich weiß es und hoffe es — unſere Gräber beſcheinen.«

Der Juſtizrath blickte nach dieſen Worten lange zum Fenſter hinaus; er ſchien gewaltſam jedes fernere Geſpräch unterdrücken zu wollen. Seine Bruſt hob ſich heftig; er nahm ſanft und leiſe die Hand der Staatsräthin, drückte ſie an ſeine Lippen und verließ ſchweigend das Gemach.

Seine Schritte hallten auf den einſamen Treppen wieder, dann hörte man, wie unten die Thüre wieder geſchloſſen wurde, und darauf war es ruhig, wie vorher, in dem weiten öden Hauſe.

Draußen aber blitzte die Sonne mit aller Pracht auf Berg und Thal und berührte Straßen und Häuſer mit ihrem warmen Hauche. Auch das Stillfried'ſche Haus umſchlang ſie mit heißen Armen; doch war es ihr nicht möglich, dort hinein zu dringen; Fenſter und Thüren blieben nach wie vor feſt verſchloſſen, und jetzt hatte auch die Staatsräthin oben im zweiten Stock einen grünſeidenen Vorhang vor das Fenſter herabgelaſſen, hinter welchem ſie ſaß, einſam und allein, über ihr vergangenes Leben nachbrütend, tiefes, gewaltiges Weh im Herzen.

In einem kleinen Hauſe gegenüber wohnte ein armer Schuhmacher mit ſeinem Weibe und vier Kindern in zwei kleinen heißen Stuben. Er beſorgte Schuhe und Stiefel für die Dienerſchaft drüben und kannte das große leere Haus ganz genau. Wenn er

nun so von seiner Arbeit aufblickte und sich den Schweiß von der Stirne trocknete, und wie er jetzt den Justizrath, den stattlichen, wohlhabenden Herrn, herausgehen sah, so mochte er wohl über sein Schicksal und über die ungleiche Vertheilung der Güter im menschlichen Leben nachdenken. Doch war er glücklicher, als Jene drüben, mit seinem ruhigen, zufriedenen Gemüthe; und hätte man ihn einen Tag dort hinein gesetzt, und auf ihn gehäuft nur den zehnten Theil des Kummers und des Schmerzes, welcher auf dem Gemüthe jener reichen, vornehmen Leute lagerte, so wäre er mit tausend Freuden wieder nach Hause gelaufen, in seine kleinen Zimmer, zu seinem Arbeitsstuhle, zu seinem Weibe und zu seinen vier gesunden Kindern.

Sechstes Kapitel.

Katharine Schoppelmann und Clementine Strebeling theilen sich in der kleinen Abenteuer mit. — Ein Kapitel voller Liebesgeschichten.

Unterdessen war Frau Schoppelmann mit keinem geringen Zorn in die unteren Theile der Stadt, auf den Markt zurückgekehrt. Das sonst so ruhige, gleichmüthige Gesicht der dicken Frau glühte vor Hitze und Aufregung; sie schnaubte wie ein überhitztes Dampfboot, die dunklen Bänder ihrer Haube flatterten hinter ihr drein wie Trauerwimpel, und dazu wallte ihr Umschlagtuch wie ein schwarzes Segel.

Die Frau grüßte ihre besten Bekannten nicht, und mehrere Köchinnen, die sich unter Weges an sie wandten, waren nicht im Stande, ein Wort anzubringen, und versicherten hoch und theuer, der Frau Schoppelmann müsse unfehlbar ein ganzes Obstmagazin zu Grunde gegangen sein, oder sie komme von einer Herrschaft, wo man sie beschuldigt, sie habe faule Fische abgeliefert.

So lenkte sie auf die Straßen ein, die auf den Marktplatz führten, hoffend, auf letzterem etwas zu finden, an welchem sie ihren gerechten Zorn auslassen könne. Doch die Frau hatte ein zu gutes Gemüth, um ihren Zorn lange festzuhalten. Die vielen Leute, die sich hier ab und zu drängten, die eilig nach dem Gebiete giengen, auf welchem sie fast Alleinherrscherin war, oder die von dort her zurück kamen mit vollen Körben, in welchen sie ihre Waare erkannte, alles das besänftigte nach und nach ihr Herz. Ihr Schritt wurde ruhiger, je mehr sie sich dem Gewühl des Marktplatzes näherte; und als sie nun von fern bemerkte, wie angenehm ihr großes Gemüse- und Obstlager zusammengeschmolzen war, da schmolz auch ihre Aufregung vollständig, und sie war im Stande, mit dem gewohnten ruhigen und sicheren Ausdruck ihres Gesichtes an ihren Stand zu treten.

Glücklicher Weise war auch hier an dem Blumenkorbe ihrer Tochter keine männliche Seele zu sehen; vor Allem aber fehlte er, dem sicher heute Morgen ein unfreundliches Wort zu Theil geworden wäre. Der Blumenhandel schien, trotz dem, recht gut gegangen zu sein, denn der Korb der schönen Katharine war bis auf einige unbedeutende Ueberreste leer, sie selbst aber schon, da das Geschäft für heute fast beendigt war, nach Hause gegangen.

Dorthin verfügte sich jetzt auch Madame Schoppelmann, und als sie in den dunkeln, feuchten Hof trat, waren hier und in dem Gewölbe so viele ihrer besten Kunden versammelt, denen sie Audienz zu ertheilen hatte, daß auch bald die geringste Spur des Unmuthes aus ihrem Gemüthe und von ihrer Stirne verschwunden war und sie sich mit ruhigem Herzen ihrem so verwickelten und schwierigen Geschäfte hingeben konnte.

Oberhalb des Gewölbes, in welchem wir heute Morgen

dem Kaffeefrühstück der Familie Schoyrelmann beiwohnten, befand sich ein kleines Gemach mit sehr niedriger Decke und einem einzigen großen Fenster. Dieses Fenster führte auf eine Seitengasse und war eines der wenigen des ganzen weitläufigen Hintergebäudes, an welches die Sonne mit einem Streiflichte dringen konnte.

So malerisch unordentlich, ja, schmutzig es drunten in dem Hofe wie in dem Gewölbe aussah, so nett, reinlich und friedlich war es hier oben. Die Wände hatten einen hellen, freundlichen Anstrich, das Fenster war mit weißen Vorhängen versehen, die jetzt, da die Glasfenster, und zwar nach außen, geöffnet waren, hell in dem Sonnenlichte flatterten und zuweilen mit einigen Reseden und Geranien kosten, die in kleinen Blumenscherben auf der Fensterbrüstung standen. An der hinteren Wand dieses kleinen Zimmers stand ein breites, altmodisches Bett, aber das Weißzeug auf demselben war blendend weiß und frisch; in einer Ecke befand sich ein einfacher Kleiderkasten, und dies, sowie ein paar alte hölzerne Stühle machten das ganze Ameublement des Zimmers aus.

Der geneigte Leser wird errathen, daß wir es hiemit gewagt, einen schüchternen Blick in das Zimmer der schönen Katharina zu werfen. Ja, dies war ihre Wohnung, ihr Heiligthum! Hieher setzte selten die Mutter, nie aber einer der wilden Brüder einen Fuß; hier behauptete das Mädchen ihr Recht, hier war sie allein, und hier baute sie oftmals aus den süßen Träumen, die ihrem warmen Herzen entstiegen, die glänzendsten Luftschlösser.

Katharina hatte mehrere Stunden in der glühend heißen Luft des Marktes zugebracht, hatte ihre Geschäfte bestens besorgt, ihre Rechnung schriftlich in den Tisch der Mutter verschlossen, die ansehnliche Kasse dazu, und saß jetzt droben in ihrem kleinen Zimmer an dem geöffneten Fenster in der erfrischenden Kühle,

welche beständig zwischen diesen dicken Steinmauern herrschte. Sie hatte das rothe Tuch von dem Kopfe herunter genommen, ihr enges Mieder geöffnet, und die langen, kühlen Flechten fielen auf ihre entblößten Schultern, auf ihre volle Brust herab.

Katharina war nicht allein: ihr gegenüber auf einem anderen Stuhle saß die Jungfer Strebeling, und die zarte Clementine hatte nun, wie vorhin der Mutter, jetzt auch der Tochter ihr Herz ausgeschüttet in Betreff der sündhaften Choristin. Daß Madame Schoppelmann sich nicht sehr hierüber alterirt hatte, darüber wunderte sich die alte Jungfer gerade nicht; aber daß Katharina sogar keine Miene machte, welche Schrecken und Abscheu ausdrückten, das war ihr völlig unerklärlich. Sie schauerte in sich zusammen, wie eine dreiviertels verblühte Herbstrose, welche von einem eisigen Schneewinde gefaßt wird.

„Aber das war am hellen Tage," sagte sie, „und an der öffentlichen Treppe, und er hat sie geküßt' — Ist denn das nicht ganz entsetzlich, Jungfer Katharine?"

Diese ließ nachsinnend und lächelnd ihr Haupt sinken, so daß die schwarzen Flechten über ihr glühendes Gesicht herab fielen. Wir wissen nun nicht ganz genau, wem dieses Lächeln galt, hoffen aber nicht, daß die Erzählung Clementinens es hervorgelockt, da wir ohne weitere Beweise unmöglich annehmen wollen, als ob Katharina nur über so etwas lachen könnte. Aber die Welt ist sehr verderbt!

Das mochte auch Clementine denken, denn sie sah erstaunt ihr lächelndes Gegenüber an, und es schmetterte ihr zartes Gefühl ordentlich darnieder, ja, sie verlor allen Glauben an ihre Mitschwester, als diese nicht nur zu lächeln fortfuhr, sondern sogar nach einer kleinen Pause die schrecklichen Worte sprach: „Und Sie haben noch nie einen Mann geküßt, Clementine?"

Die alte Jungfer saß auf diese Frage starr wie eine Bildsäule. Sie hätte fliehen mögen, aber sie konnte nicht zum Aufstehen kommen. So etwas Entsetzliches hatte noch Niemand mit ihr gesprochen. Sie sah Katharinen mit einem wahren Entsetzen an, sie fürchtete sich vor ihr, es schauerte sie in ihrer Nähe, sie hatte ein Gefühl, wie wir vielleicht vor jemanden, der zu uns sagt, er sei mit einem schrecklichen Uebel behaftet, er habe Momente, wo es ihm das größte Vergnügen mache, seinem Gegenüber an den Hals zu springen, um ihn gelinde zu erdrosseln.

Und die schöne Katharina hatte so gar keine Ahnung von den Gefühlen, die ihre unbedachte Frage in der Brust der alten Jungfer hervorgerufen; ja sie wiederholte dieselbe sogar und im Tone des Zweifels und setzte hinzu: „Wirklich, Clementine, es hat Sie noch nie ein Mann geküßt?“

„Nein!“ antwortete diese nach einer längeren Pause mit tonloser Stimme, und es lag in diesem Nein ein unendlicher Schauer, und zugleich ein Schrei des Entzückens über die unendliche Reinheit ihrer eigenen Seele. „Nein, gewiß nicht, Katharine!“ fuhr sie nach einer abermaligen Pause hastig fort; „Gott soll mich bewahren, so etwas Schreckliches ist mir, dem Himmel sei es gedankt! bis jetzt nicht widerfahren.“

Katharina blickte lächelnd auf und ließ ihre leuchtenden Augen eine kleine Weile auf dem zarten Gesicht der alten Jungfer ruhen. „Das ist eigentlich sonderbar,“ sagte sie leise, mehr zu sich selber als zu der Anderen, „in Ihrem langen Leben nicht ein einziges Mal geküßt?“

„Nein, in meinem langen Leben nicht ein einziges Mal,“ wiederholte Clementine, und sie hätte sich über dieses „lange“ Leben vielleicht beleidigt gefühlt; doch welcher Triumph für sie! ihr Herz war in diesem langen Leben rein geblieben, und das

Kind ihr gegenüber, ein unreifes Ding von zwanzig Jahren, hatte vielleicht ſchon Erfahrungen gemacht, hatte vielleicht ſchon — o ſchrecklich! — einen Mann geküßt!

Anfänglich dachte Clementine, es ſei für ihre eigene Gemüthsruhe wahrſcheinlich beſſer, wenn ſie hierüber in Ungewißheit bliebe. Dann aber brach die weibliche Neugierde mächtig und ſiegreich hervor, und die Folge hievon war, daß ſie ſchüchtern fragte: „Und Sie . . .?“

„Was?“ entgegnete Katharina, aus einem tiefen Nachdenken auffahrend.

„Ich meine: und Sie?“ ſagte die alte Jungfer; „ob Sie vielleicht ſchon . . .?“

„Nun, was denn?“

„Nun, was Sie mich vorhin fragten, ob“ . . .

„Mich ſchon vielleicht ein Mann geküßt?“ entgegnete Katharina lachend.

Clementine nickte erröthend mit dem Kopfe.

„Ja, ja,“ gab Katharine zur Antwort, „er hat mich ſchon geküßt, nicht oft, aber innig geküßt. O Gott, das war eine Seligkeit!“ — Sie ſagte das mit ſehr leiſer Stimme, als fürchte ſie, von jemand Anderem gehört zu werden, und dabei athmete ihre Bruſt ſchwer auf, als ſei ſie froh, daß ſie einem anderen weiblichen Weſen dieſes ſelige Geheimniß habe anvertrauen können.

Clementine ſchauderte mehr und mehr; und doch konnte ſie ſich nach einigen Augenblicken nicht enthalten, zu fragen: „Er — wer iſt das?“ Die gute Seele hoffte und glaubte, es könne mit dieſem Er vielleicht einer der Brüder Katharinens gemeint ſein; doch fand ſie ſich durch die nächſten Worte des jungen Mädchens grauſam enttäuſcht.

»Ach, er war es,« ſagte dieſe und ſchlug die Augen zu Boden; »er, den ich liebe, o nein, nicht blos liebe, er, der mein Alles ausmacht, von deſſen Bild ich mich durchdrungen fühle, ohne den ich nichts denken kann und mag, er, ja er, mein Leben, meine Seele!«

»Ein Mann?« fragte entſetzt Clementine.

»Der mich liebt, wie ich ihn liebe, ſo glaube ich wenigſtens, ſo hoffe ich. Ach, Clementine, könnte ich Ihnen einen Begriff geben von dem Gefühl, das mich durchſtrömt, wenn er zu mir tritt, wenn ich ſeine Nähe fühle oder gar wenn mich ſeine Hand berührt! O, wie es mich da durchſchauert, wie es zuerſt eiskalt durch mein Blut läuft und mein Herz faſt ſtill ſteht, und wie es mich dann glühend heiß durchzieht und ich kaum zu athmen vermag!«

»Das iſt ja entſetzlich,« ſagte die alte Jungfer. »Das muß ja fürchterlich, wie eine Krankheit ſein!«

Katharina legte ihre warme Hand auf den dünnen Arm ihrer entſetzten Zuhörerin und fuhr fort: »Clementine, Sie wiſſen nicht, wie glücklich ich mich fühle, daß ich mit Ihnen darüber ſprechen kann. Habe ich doch Niemanden, dem ich mich anvertrauen könnte, und hier in meiner Bruſt war es ſo voll, ach, ſo voll Glück und Vergnügen; gewiß, ich wäre noch daran erſtickt. Ja, wenn ich an alles das dachte, wie und wo ich ihn zum erſten Mal geſehen, dann ſchwoll es mir bis an den Hals hinauf, ich verſuchte vergeblich zu athmen; aber jetzt iſt mir leichter, und ich will Ihnen Alles, Alles erzählen.«

»Um Gottes willen, Katharine!« ſagte die Andere und rückte ihren Stuhl etwas zurück: »was wollen Sie mir erzählen? — O liebe Seele, verzeihen Sie mir, aber ich habe dergleichen noch nie gehört, und wenn es zufällig etwas Schreckliches wäre,

ſo könnte ich es nicht ertragen; ich glaube, ich würde ohnmächtig werden.“

„Es iſt aber gar nichts Schreckliches!“ entgegnete erſtaunt Katharina. „Gewiß nicht! Es iſt etwas ſo Schönes und Liebes! Sie wiſſen, Clementine, wie viele junge Herren aus der Stadt täglich von meinen Blumen kaufen; aber es war mir wahrhaftig ganz gleichgültig, wer an meinen Korb kam; ich gab Jedem bereitwillig, was er verlangte, dem Einen wie dem Anderen, und wenn mir vielleicht ein Kunde weniger lieb war, ſo kam das daher, weil dieſer vielleicht mehr dumme Worte an mich hinſprach, als ein anderer. Da kam er zum erſten Male auf den Markt und ſagte, er habe mich ſchon lange um einen Strauß bitten wollen, aber ich möchte ihm einige Blumen ſchenken, er könne und wolle mir nichts abkaufen. Natürlich ſah ich ihn erſtaunt an und wollte ihn anfänglich auslachen; doch wie ich in ſein Geſicht blicke, das mich ſo offen und ehrlich anſieht, in ſeine klaren Augen, die ſo gar nicht ausſahen, als wollten ſie einen Scherz mit mir treiben, da konnte ich nicht mehr lachen. Ich weiß nicht, es war mir ſo verwirrt zu Muth, ich mußte mich plötzlich auf meine Körbe niederbeugen, und da ſuchte ich lange unter den Blumen herum, und ich konnte nicht anders, ich mußte ihm den ſchönſten Strauß geben, den ich hatte. Es waren Vergißmeinnicht, Veilchen und eine Roſe. Er nahm ſie aus meiner Hand und ſah mich lange feſt an, dann ſagte er: Gott, wie froh bin ich, daß Sie mir dieſes Geſchenk geben, Katharine! Ach, das Kaufen und Bezahlen iſt entſetzlich langweilig! — und er ſah gewiß nicht aus, als wenn ihm das Kaufen und Bezahlen Mühe gemacht hätte. Dann fragte er mich noch: Und Sie geben mir die Blumen gern? — worauf ich antwortete: Warum nicht? — Und dann gieng er fort und ſchenkte einem Bettelweib, das ihm

in den Weg lief, einen Gulden. — Ich weiß nicht, warum, aber ich hatte ihm den Strauß gern gegeben. Es hatte mich noch keiner von dieſen Herren gebeten, ihm eine Blume zu ſchenken, und das kam mir ſo außerordentlich nobel und anſtändig vor. Andere von den jungen Leuten hatten mir oft das Doppelte, das Zehnfache meines Preiſes bezahlen wollen, und das fand ich ſo gemein, ja unartig."

„Von da an hatte ich jeden Tag etwas Beſonderes in meinen Körben verſteckt. Aber er kam erſt nach einiger Zeit wieder und ſagte, er habe meine Güte nicht mißbrauchen wollen. Doch mußte er bei dem zweiten Male wohl gemerkt haben, wie gern ich ihm einige Blumen gebe — ich war wahrhaftig nicht im Stande, dies zu verbergen — und von da an kam er jeden Markttag, und als ich einmal nicht hingehen konnte, da ſteckte ich eine kleine Roſe neben den Henkel meines Korbes und ſagte leiſe zu mir, als ihn die Magd fort trug: Die iſt für dich! Und es war, als habe ihm die Roſe das wieder geſagt, denn er kam zur Mutter und verlangte gerade nur dieſe Roſe."

„Das iſt aber alles recht nett und ſchön," ſagte die alte Jungfer, die augenſcheinlich erfreut war, daß ihre zarten Ohren nichts Schrecklicheres hören mußten.

Aber Katharina war mit ihrer Geſchichte noch nicht zu Ende.

„Eines Abends," fuhr ſie fort — „es war in dieſem Frühjahr — gieng ich, als es ſchon dunkel wurde, von meiner Tante, die draußen vor der Stadt wohnte, allein nach Hauſe. In der Alleeſtraße, wo die großen neuen Häuſer ſtehen, kam ich bei einem Parterre vorbei, das erleuchtet war und wo die Fenſter offen ſtanden. Zwiſchen ihnen aber ſah ich hölzerne Käſtchen aufrecht ſtehen, und zwiſchen dieſen Käſtchen waren Saiten geſpannt."

„Aeolsharfen,“ sagte Clementine.

„Ja, ich glaube so heißt es,“ fuhr das junge Mädchen fort. „Und aus diesen Dingern klang es so merkwürdig und schön, es flüsterte und sang und klagte und erzählte allerlei, daß ich unwillkürlich stehen blieb und zuhorchte. Ich hatte eine solche Musik in meinem Leben nicht gehört; es war aber auch keine bekannte Melodie darin, sondern es war, als wenn viele Stimmen durch einander sängen und selbst nicht wüßten was, und doch gieng es ganz nett zusammen. Zufällig blickte ich in die Fenster hinein, und da sah ich, daß um eines dieser Kästchen ein Kranz von verwelkten Blumen hieng, und wie ich so genauer hinschaute, bemerkte ich zu meinem Schrecken, daß es meine Blumensträuße waren, die man zusammengebunden und dorthin gehängt hatte. Als ich das aber gesehen, blieb ich keine Sekunde länger vor dem Fenster, sondern lief rasch die Straße hinab. Aber ich lief nicht allein: ich fühlte wohl, daß Jemand schnell hinter mir drein gieng.“

„Ah!“ rief erstaunt Clementine.

„Er war es,“ fuhr das junge Mädchen mit ganz leiser Stimme fort, „und ich mochte so schnell gehen, wie ich wollte, er blieb dicht hinter mir. — — — Endlich sprach er mich an.“

„Auf der Straße?“ fragte entsetzt Clementine.

„Natürlich auf der Straße!“ entgegnete die Andere. „Ich weiß eigentlich nicht genau, was er anfänglich sagte; aber so viel verstand ich, er habe mich am Fenster gesehen und sei mir nachgeeilt. Ich war natürlich sehr verwirrt und in Verlegenheit und mußte ihm wohl entgegnet haben, ich habe meine Blumen bemerkt, denn er sagte mir ganz vergnügt: Ach ja, Katharine, das sind freilich Ihre Blumen, ich habe sie über meine Aeolsharfe gehängt, und wenn es Abends aus den Saiten hervor und in

mein Zimmer hinein flüſtert, ſo meine ich immer, Sie ſprächen mit mir. — Das kam mir ſo rührend und ſchön vor, wie er das zu mir ſagte, daß ich ordentlich zitterte und mir die Thränen herab liefen. Dann begleitete er mich in die untere Stadt, und als er hier vor dem Hauſe — es war ſchon ganz dunkel — Abſchied von mir nahm, da geſchah das, was ich vorhin ſagte."

„Er hat Sie geküßt! — — —"

„Ja, er hat mich geküßt; ach, Clementine, und das war eine Seligkeit! ich hätte das vordem in meinem ganzen Leben nicht geglaubt. Er ſchlang ſeinen Arm um mich herum — kommen Sie, ich will Ihnen das einmal zeigen . . ."

„Ach nein, um Gotteswillen nicht!" bat Clementine, „ich könnte den Gedanken in meinem ganzen Leben nicht mehr los werden!"

„Alſo er ſchlang ſeinen Arm um mich, und dann fühlte ich auf einmal ſeine Lippen auf meinem Munde. Es war, als ſei ein Blitz über mich gefahren. Ich war ſo erſchrocken, daß ich mich nicht einmal mehr losmachen konnte, und er küßte mich einmal und ſogar zweimal."

„Sogar zweimal!" ſagte Clementine; „das iſt ja entſetzlich!"

„Ja, es wurde mir auch ſo ſonderbar und ängſtlich zu Muth, und darauf machte ich mich los, lief nach Hauſe und gieng zitternd zu Bett. Ach, ich konnte die ganze Nacht faſt kein Auge ſchließen, was mir ſonſt nie geſchehen war, und wenn ich einmal einſchlief und träumte, dann träumte ich von ihm, dann küßte er mich im Traume immer fort."

„Sehen Sie," ſagte die alte Jungfer feierlich, „das iſt Sündenſchuld!"

„Aber es war mir gar nicht zu Muth, als wenn ich eine Sünde begangen hätte," ſagte Katharina ganz aufrichtig und

ſchaute ihre Zuhörerin unbefangen an. „Aber nicht wahr, Clementine, was ich Ihnen hier erzählte, das bleibt ganz unter uns, Sie ſprechen gegen Niemand davon!“

„Gott ſoll mich bewahren! Ich werde es nicht über meine Lippen bringen.“

Hier trat in dem Geſpräche der Beiden eine kleine Pauſe ein; Katharina ſtützte ihren Arm auf das Fenſtergeſims, legte ihr glühendes Geſicht auf die Hand und ſchien über etwas Angenehmes nachzudenken. Clementine hatte unterdeſſen die Hände gefaltet und ſah das junge Mädchen vor ſich mit traurigem Blicke an, mit einem Blicke, der zu ſagen ſchien: „Arme Unglückliche, du biſt gerade ſo eine Verlorene, wie die Choriſtin des königlichen Hoftheaters!“

„Jetzt habe ich Ihnen Alles, Alles erzählt,“ ſagte Katharina nach einer kleinen Weile; „aber jetzt, liebe Clementine,“ fuhr ſie lächelnd fort, — „Sie waren vorhin ſo erſtaunt, als ich Ihnen ſagte, ich liebe ihn ſo innig, ſo aufrichtig, — hat Sie denn das wirklich ſo ſehr überraſcht? haben Sie denn in Ihrem Leben nie Jemanden geliebt?

„Ich?“ fragte erſtaunt die alte Jungfer. „Heiliger Gott! das iſt mir nie eingefallen, gewiß und wahrhaftig nicht! Ich hätte keine ruhige Stunde mehr!“

„Das iſt ſchon wahr,“ ſagte träumeriſch lächelnd Katharina, „die Ruhe, die man früher hatte, geht dabei verloren; aber die Unruhe, die man dagegen bekommt, iſt viel ſchöner, o viel, viel ſchöner. Früher iſt man freilich ruhiger, aber man hat ſo für gar nichts ein wirkliches Intereſſe, man freut ſich über Alles und doch ſo recht über gar nichts. Aber wenn man liebt, da ändert ſich das, man ſieht jedes, was man ſonſt nicht beachtet, mit ganz anderen Augen an. Meine Blumen ſprechen zu

mir, der blaue Himmel eines schönen Tages, ein Sonnenstrahl, und dann erst ein Blick von ihm, ein Gruß — o, das müssen Sie noch erfahren, Clementine!«

»Nein, nein, gewiß nicht!« entgegnete erschrocken die alte Jungfer; »ich bin nicht dazu gemacht. Wie das einem Menschen nützlich und angenehm sein könnte, davon habe ich keine rechte Vorstellung.«

»Aber Sie müssen doch schon zuweilen gedacht haben, daß es auch Ihnen ganz anders sein würde, wenn Sie jemanden hätten, der sich um Sie bekümmerte, und dem auch Sie Aufmerksamkeiten erzeigen könnten, dem Sie helfen, für den Sie leben könnten.«

»Ja, das habe ich wohl schon einmal gedacht,« sagte schüchtern Clementine und blickte nun ihrerseits zu Boden; »aber die Männer alle sind so roh, so ohne Rücksicht — sie sollen, wie man mir schon oft gesagt, so schreckliche Absichten haben.«

»O, das ist gar nicht wahr!« entgegnete Katharina.

»Ich scheue mich vor dem ganzen männlichen Geschlecht,« fuhr die zarte Jungfrau fort, »und meine Mutter, die Gott selig haben möge, hat mir immer dasselbe gesagt. — Ja,« fuhr sie nach einer Pause stockend fort, »wenn es eine — — — eine — — — Liebe gäbe, wie ich sie mir vorgestellt, das könnte mir vielleicht doch gefallen.«

»Also Sie haben sich doch schon einmal eine Liebe vorgestellt?« lachte Katharina.

»Schreien Sie doch nicht so!« bat die Andere und sah sich scheu um. »Aber Sie verstehen mich doch nicht.«

»Das wollen wir einmal sehen,« entgegnete das junge Mädchen. »Lassen Sie hören!«

„Ach,“ ſagte leiſe Clementine, „ich wollte mich wohl gern für Jemand intereſſiren, möchte ihn auch lieben, aber ich dürfte ihn nicht ſehen noch viel weniger ſprechen.“

„Ihn nicht ſehen und nicht ſprechen?“

„Sehen vielleicht, ja, doch nur ein einziges Mal, damit ich mir ein Bild von ihm machen könnte. Aber ſprechen dürfte er nicht mit mir — ach, die Männer ſind ſo entſetzlich roh, und wenn ſie einmal anfangen zu ſprechen, ſo würde er mich auch . . . was Sie vorhin ſagten . . .“

„Küſſen wollen!“ ſagte das Mädchen, und aus ihren Augen blitzte es, und ihr Mund zuckte, als unterdrücke ſie ein heftiges Lachen.

„Ja — — — — das,“ entgegnete ſchüchtern Clementine, „und das wäre mein Tod, mein gewiſſer Tod. Aber er dürfte mir ſchreiben, und ich würde ihm auf ſeine Briefe antworten, und wenn er traurig wäre, würde ich ihn tröſten, und wenn er unglücklich wäre, würde ich ihm helfen.“

„Das wäre aber eine eigenthümliche Liebſchaft,“ ſagte Katharina, jetzt laut lachend.

„Nun ſehen Sie, wie Sie über mich ſpotten!“ ſagte die alte Jungfer einiger Maßen empfindlich. „Sie haben es aus mir herausgedrückt und jetzt machen Sie ſich über mich luſtig.“

„Nein, gewiß nicht, meine liebe Clementine!“ ſagte gutmüthig das junge Mädchen und faßte ihre beiden Hände; „ich fühle und denke nur ganz anders, als Sie. Ein geſprochenes Wort iſt doch etwas ganz anderes, als ein geſchriebener Brief. Freilich, ſo ein kleines, liebes Blättchen Papier, das hie und da dazwiſchen kommt, das hat man auch gern und kann es ſich wohl gefallen laſſen.“ — Damit ließ ſie die Hände der alten Jungfer los und

drückte ihre Rechte fest auf die Brust, als habe sie dort einen solchen Schatz versteckt.

Drunten aber vernahm man in diesem Augenblicke sehr laut und deutlich die Stimme der Madame Scheppelmann, welche nach ihrer Tochter rief.

Diese Unterredung der beiden Mädchen, welche vielleicht dem geneigten Leser unbedeutend vorkommen mag, die aber für unsere wahrhaftige Geschichte einigermaßen wichtig ist, wurde durch diesen Ruf beendigt und somit auch das vorliegende Kapitel.

Siebentes Kapitel.

In welchem der Held der Geſchichte endlich auftritt und woraus wir erſehen, welch' ſorgloſes Leben derſelbe zu führen pflegt.

Die hellen, klaren, ſo angenehm warmen Abende, welche auf die heißen, dunſtigen Tage dieſes Sommers folgten, lockten die Bewohner der Stadt, ſobald die Dämmerung eingetreten war, in großer Anzahl auf die Promenaden, auf die Plätze und Straßen; und dieſe Orte, welche den Tag über in der glühenden Sonnenhitze öde und leer dalagen, füllten ſich jetzt mit lachenden, plaudernden, luſtigen Spaziergängern, und ein lebhaftes Gemurme ſtieg aus den dichten Schaaren an den blauen Nachthimmel empor. Es war gerade, als ſei die ganze Stadt von Nachtſchmetterlingen bewohnt, die jetzt erſt, bei einbrechender Dämmerung, ſich ihres Lebens zu freuen anfiengen.

So zog es aus allen Gäßchen und Gaſſen heraus auf die breiteren Straßen, um ſich noch ein paar Stunden der kühleren Abendluft zu erfreuen. Ganze Familien ſchritten dort leiſe plau-

dernd auf und ab, der Vater, die Mutter und vielleicht auch die Großmutter, eine ganze Schaar von Kindern, einige alte Onkels und Tanten und ſprachen von den Geſchäften des Tages oder von erſchrecklichen Ereigniſſen in der Politik. Mitten in dem Schwarm der Begegnenden und Mitziehenden blieb ſo eine Familie doch immer ein Ganzes für ſich, von der übrigen Maſſe getrennt, und ebenſo gieng es mit allen Anderen. Dazwiſchen giengen junge Bürgerstöchter zu fünf und ſechs Arm in Arm, und dieſe große Zahl war es, welche ſie ſo keck machte, ohne Begleitung ihrer Brüder und Väter, die im Wirthshauſe ſaßen, an dieſem Abende zu luſtwandeln, und welche ſie vor allerlei Unannehmlichkeiten bewahrte und ſogar vor üblen Nachreden. Andere junge Damen oft in Hut und Schleier, bald einzeln, bald zu zwei, ſtrichen ebenfalls durch die Menge, aber ängſtlich, ſchüchtern; jetzt wichen ſie den Begegnenden rechts, jetzt links aus, blickten bald hierhin bald dorthin, jetzt rückwärts oder vorwärts, jetzt mit eiligem Schritte, jetzt faſt ganz ſtehen bleibend, ein fortwährend ſcheues Dahinflattern.

Den Bürgermädchen und jenen Damen folgten unternehmende junge Herren in den verſchiedenſten Abſichten und mit dem verſchiedenſten Glücke. Hier fanden ſich unter dem jungen Volk alte Bekannte, und es wurde gekichert und laut gelacht, und man fand es außerordentlich charmant, ſich auch hier zu treffen, und man hätte es gewiß nicht gedacht, obgleich die Jette und die Nane, und die Mine und die Ricke ſchon lange geglaubt haben, ſie bemerkten in dieſer Straße einen guten Bekannten; und wie es ſo gar angenehm wäre, ſich hier zu treffen, und wie man morgen gewiß wieder herkommen wolle. Und in dieſem Augenblick ſtockt auf einmal das Geſpräch plötzlich und allgemein und verliert ſich in ein unbeſtimmtes Huſten und Räuſpern. Jede der anſtändigen

Bürgerstöchter stößt ihre Nachbarin mit dem Ellbogen an und sie blicken sich einander fragend in die Gesichter, als wollten sie sagen: Hast du es denn auch gesehen? war es in der That Stadtraths Karoline, die dort eben bei uns vorbeigieng am Arm eines jungen fremden Menschen, die es wagte, sich jetzt schon öffentlich mit ihm auf der Straße zu zeigen, bevor vierhundert alte vertrocknete Jungfern und dreißig Dutzend Kaffeeklatschgesellschaften die eben erst begonnene Brautschaft zwischen ihren alten wackeligen Zähnen zermalmt und feierlich angenommen und verkündigt hatten? Sie war von jeher etwas gemein, Stadtraths Karoline, etwas frei in ihren Aeußerungen, und wenn man mit der christlichsten Milde und Liebe, wie es hier in der Stadt so recht Mode war, das Boshafteste über seinen Nebenmenschen verbreitete, dem man einen Augenblick vorher warm die Hand gedrückt, so wagte sie es zuweilen, nicht nur nicht mit einzustimmen, sondern sie hatte sich schon unterstanden, die Tugend einer Sängerin oder Tänzerin zu vertheidigen oder das Betragen einer Nähterin und Putzmacherin in Schutz zu nehmen. Solche lockere Grundsätze müssen bestraft werden und die echt untadelhaften Jungfrauen aus dem Bürgerstande, die mit eben so echt untadelhaften Ladengehülfen dort im Gespräch begriffen sind, im Gespräch, vermischt mit unterschiedlichen Händedrücken und schmachtenden, begehrlichen Augen, klopfen sich selbst an ihre verschiedenen Busen und sagen, wenn auch mit anderen Worten: „Wir danken Dir, Herr, daß wir nicht sind wie Jene . . .“

Auch Musik schallt in die Nacht hinaus; in weiter Ferne vernimmt man das Kreischen einer Violine, die es jammernd beklagt, daß Robert, Robert der Geliebte durchaus keine Gnade üben will. In einer Nebengasse aus einem Spezereiladen tönen andere, aber eben so wehmüthige Klänge hervor; dort flötet eine

andere Nachtigall. Der eingeſperrte Lehrling einer Spezereihandlung bläst die Flöte, er ſpielt mit rührender Beziehung: „Ach wär' ich zu Hauſe geblieben!“ und zerreißt jeden Tact, ſowohl aus innerer Rührung, als auch um mit der Zunge die Flöte anzufeuchten.

Aber dazwiſchen erfreuen auch beſſere Klänge unſer Ohr; wir vernehmen entfernte Regimentsmuſik, die vielleicht in ihrem Kaſernenhofe ſpielt, oder vor dem Quartier des betreffenden Generals ein Ständchen bringt. Jetzt iſt die Regimentsmuſik verſtummt und neben uns in einer dunklen Seitenſtraße tönen auf einmal die mächtigen Accorde einer guten Straßenorgel; ſie ſpielt aus dem Nabucco:

„Und tief in dem Herzen
Die bitterſten Schmerzen,“

Und ſehr viele unſerer Spaziergängerinnen bleiben ebenſo plötzlich ſtehen und lauſchen dieſer Muſik.

„Das iſt er wieder!“ flüſtern Einige, und Andere antworten: „Ja, er hat etwas echt Ungariſches: einen langen Schnurrbart, melancholiſche Augen und einen blauen verſchnürten Rock.“

„Ach, wenn ich ihn nur auch einmal ſehen könnte!“ meint eine Dritte, und Alle halten ſich ſo lange in der Nähe der Nebenſtraße auf, bis die Muſik verſtummt und ein kleiner Bube mit einem Tellerchen erſcheint, der um eine kleine Gabe für ſeinen armen Herrn, den unglücklichen Orgelſpieler, bittet.

„Siehſt du, wie zart!“ flüſtert eines der Mädchen ihrer Nachbarin zu: „er läßt ſich nicht ſelbſt ſehen, der ungariſche Graf. — Ach, wenn ich nur Geld bei mir hätte!“

Zu all dieſem unſäglichen Vergnügen auf der Straße unſerer Reſidenz hatten die Sterne gefunkelt und der Mond geſchienen, letzterer aber nur ſehr unbedeutend; denn er hatte ſich wahrſchein-

lich anderswo verspätet, und stieg nun erst langsam über die Berge empor, nachdem schon alle Glocken der Stadt zehn Uhr geschlagen hatten. Es war dies einigermaßen unhöflich von dem Monde — denn er mußte es als langjähriger Bekannter der Stadt schon wissen, daß es wenig Leuten derselben noch nützen kann, ob er nach dieser Stunde sein weißes Licht vom Himmel herabgießt. Um diese Zeit schließen sich Fenster, Thüren und Augen, die Lichter löschen aus, die Vorhänge an den Fenstern werden zugezogen, Alles ist ruhig und still, und für wen kann der Mond alsdann noch das Vergnügen haben, zu scheinen? Für sich selbst oder für ein paar späte Nachtvögel, die um die Polizeistunde nach Hause eilen. Der Mond soll aber, so sagt man, an dieser Stille und Ruhe großes Gefallen finden. Er geht dann bei später Nacht so ungenirt seine leichtsinnigen Wege, schleicht sich in das Kellerloch, wo schlechte Gesellen bei einer schmorigen Oellampe allerlei Unheil brüten, hört dort in jenem Hause lächelnd eine gewaltige Gardinenpredigt mit an und küßt hier einem einsamen jungen Mädchen in dem Schlafzimmer die Wangen, und das thut er so ganz ungenirt, der leichtsinnige alte Herr.

Am Anfang oder Ende der schon in einem der vorigen Kapitel erwähnten Alleestraße der Stadt, von der wir zu sprechen die Ehre haben, befand sich ein großer freier Platz, auf welchem am heutigen Abend der verspätete Mondschein im hellsten Licht in voller Ueppigkeit wucherte. Ringsum herrschte eine unendliche Stille: man hörte den süßen Ton einer Nachtigall vom anderen Ende der Straße her, und so oft die Thurmuhren an den benachbarten Kirchen schlugen, vernahm man das Rasseln der Räder und das Ausheben des Werkes einige Sekunden vorher, ehe die Glocke anschlug.

Auf dem Platz und in der angränzenden Straße schien für

den oberflächlichen Beſchauer keine menſchliche Seele zu ſein. Wer aber, wie es unſere Pflicht iſt, genauer hinſah, bemerkte bei näherem Betrachten zwei menſchliche Weſen, die auf zwei Eckſteinen ſaßen, da wo die Alleeſtraße auf den freien Platz mündete. Bei noch näherem Erforſchen fand ſich, daß dieſe menſchlichen Weſen zwei junge, elegant gekleidete Männer waren, und daß ſich da noch ein drittes lebendes Geſchöpf befand, ein großer Hund nämlich, der auf den Ruf „Sultan,“ welcher bald von dieſem, bald von jenem Eckſteine her erſchallte, gehorſam hin und her ſprang. Der Hund war dunkelbraun und weiß gefleckt, von einer außerordentlichen Größe, und wenn man ihn ſo dahinſpringen ſah auf dem hellen, faſt weiß beſchienenen Straßenpflaſter, ſo machte dies eine eigenthümliche Wirkung und man war einige Augenblicke verſucht, zu glauben, es ſprängen wenigſtens drei Hunde hin und her: ein rieſenhafter, ſchwarzer (der langgeſtreckte Schatten des Neufundländers nämlich) und ein Paar kleine (die dunklen Flecken auf ſeinem weißen Fell).

„Sultan!“ hieß es jetzt auf einem Eckſteine, „da, bring dem Herrn Rath meine Cigarrendoſe; ich bemerke ſo eben, daß derſelbe nicht mit Rauchmaterial verſehen zu ſein ſcheint.“

„Schon lange nicht mehr,“ ertönte es von drüben her.

Der Hund nahm gehorſam die große Cigarrendoſe ins Maul und ſprang in großen haſtigen Sätzen auf die andere Seite der Straße.

„Würde Sultan wohl,“ erſchallte es vom dieſſeitigen Steine, „ein brennendes Stück Schwamm apportiren? — Was meinſt du über dieſen Gegenſtand, Herr Rath?“

„Wenn das Stück Schwamm ſo groß iſt, daß er ſich ſeine Naſe nicht verbrennt, ſo könnte der Verſuch vielleicht gelingen.“

„Machen wir einmal dieſen Verſuch!“

„Aber wozu das?“ war die Antwort. „Iſt Sultan ein pflichtgetreuer Hund, ſo wird er den Schwamm feſthalten, auch wenn er ſich die Schnauze verbrennt; iſt aber ſeine Erziehung nicht gelungen, ſo läßt er den Schwamm fallen, und wir ärgern uns darüber. Ueber dergleichen Dinge iſt eine Ungewißheit, mit Hoffnung verziert, jedenfalls angenehmer, als eine hoffnungsloſe Gewißheit.“

„Sehr richtig bemerkt, Herr Rath!“ gab der Erſte, der geſprochen, zur Antwort; „ich halte es überhaupt in vielen Dingen ſehr mit dem alten guten Sprüchwort, welches uns lehrt, daß zu vieles Wiſſen Kopfſchmerzen verurſacht.“

„Nun, da muß dir dein Kopf nie außerordentlich weh thun,“ erſchallte es von drüben her.

„Dieſe Schande, Herr Rath,“ gab der Andere zur Antwort — „wenn es überhaupt eine Schande iſt — fällt meinen Erziehern zur Laſt. Es iſt wahr, ich bin gräulich vernachläſſigt.“

„Da ich das Glück hatte, einer jener Erzieher zu ſein,“ entgegnete der Herr Rath, ſo kann ich dieſe Bemerkung, welche meine Ehre verletzt, nicht auf mir ſitzen laſſen, d. h. in ſofern Sie dieſes „gräulich vernachläſſigt“ wiſſenſchaftlich zu verſtehen belieben.“

„Nein, im Gegentheil!“ ſagte lachend der Erſtere; „was das anbelangt, da haben Euer Geſtrengen ſo viel in meinen Kopf hineingeyumyt, daß es mich heute noch wundert, daß derſelbe in Folge davon nicht zerſprungen. Aber gräulich vernachläſſigt bin ich doch, und der Herr Rath ebenfalls, ſonſt würde es uns beiden kein Vergnügen verurſachen, hier lieber im Mondſchein zu ſitzen auf einem kalten Steine, als zu Haus im weichen Fauteuil beim ſtrahlenden Licht der Lampe. — Aendern wir dieſen Zuſtand, Herr Rath!“

„Warum nicht?“ entgegnete dieſer. „Es war mir überhaupt nicht ſehr angenehm; aber da mußte erſt Hundedreſſur probirt werden. Doch ich verſichere dich alles Ernſtes, Eugen, es gibt für mich nichts Langweiligeres, als ſo eine dreſſirte Beſtie.“

„Undankbarer!“ ſagte der Andere, „und doch hat ihm dieſe dreſſirte Beſtie zu einer vortrefflichen Cigarre verholfen. Komm, Sultan! laß ihn gehen, er erkennt deine Verdienſte doch nicht an.“

„Mir ſind dieſe Dienſte nur zu gegenwärtig!“ lachte der Rath, „und ich erinnere mich ganz genau, wie Sultan mich einmal einen ganzen Vormittag nicht aus dem Zimmer ließ, bis du, ſein Herr, nach Hauſe kamſt und mich erlöſteſt.“

„Ah!“ ſagte dieſer, indem er von dem Steine aufſtand, „es iſt immer noch warm. — Gehen wir nach Hauſe; ich habe es ſatt hier draußen in dem langweiligen Mondſchein.“

„Und doch wollteſt du nicht mitgehen, als ich daſſelbe ſchon vor zwei Stunden vorſchlug.“

„Ja, vor zwei Stunden,“ ſagte Eugen, „das war etwas ganz Anderes! Jetzt habe ich doch wieder vergeblich gewartet.“

„Es kommen die Waſſer all',“

deklamirte der Rath, indem er ebenfalls von ſeinem Sitze aufſtand,

„Sie rauſchen herauf, ſie rauſchen hernieder,
Sie bringt keines wieder'“

„Das iſt für einen Schulmeiſter, der ſelbſt Verſe macht, eine meiſterhafte Parodie'“ ſagte Eugen. Mir thun die Ohren davon weh.“ — Damit faßte er ſeinen Hund am Halsbande und das Thier war ſo groß, daß er ſich bequem darauf ſtützen konnte. Er ſchlenderte mit ihm mitten in die Straße, wohin ſich der Andere ſchon begeben hatte. Dann vromenirten ſie mit einander ihrer gemeinſchaftlichen Wohnung zu.

„Riegel auf in stiller Nacht,
Riegel auf, der Liebste wacht.
Riegel zu des Morgens früh."

recitirte der Herr Rath, während sie dahin giengen.

„Ja, ja," sagte der Andere lachend, „du hast Anlage zu einem Meyhistorbeles, das muß wahr sein."

„Aber du," entgegnete der geheime Rath, „sehr wenige zu einem Faust."

„Dies meine ich nicht," sagte Eugen: „ich fühle einige Aehnlichkeit zwischen Faust und mir."

„Aber Faust folgte seinem Freunde in allen Dingen, obgleich er ihm zum Schlechten rieth, und du folgst mir nicht einmal, obgleich ich dir zum Guten rathe."

„Bah, Unsinn!" entgegnete Eugen; „wie nur ein gescheidter Mensch so etwas sprechen kann! Folge ich dir nicht in so vielen Dingen?"

„In manchen wohl, aber nicht in allen."

„Das wäre auch höchst langweilig, wenn ich dir gar keine Opposition machte."

„Eine vernünftige Opposition ist sehr ersprießlich, aber du oponirst mir nur in so fern, als du zum Schlusse meiner langen Reden gewöhnlich sagst: Ich habe Recht, ich thue doch, was ich will!"

„Du kannst das Schulmeistern nicht lassen," sagte Eugen. „Da, Sultan, nimm meinen Hut und meinen Stock! — Und was ist denn in letzter Zeit wieder geschehen?" fuhr er zu seinem Gefährten fort, „als die einzige, an sich unbedeutende Geschichte ... mit ihr?"

„Ja, freilich mit ihr,“ entgegnete der Andere. „Wozu ſoll das führen? Ich verſichere dich, Eugen, darin mußt du noch Vernunft annehmen, das führt zu keinen guten Häuſern. Du machſt das Mädchen unglücklich und dich ebenfalls mit. Sie ſcheint mir zu gut, zu lieb und ſchön, um blos ein Spiel mit ihr zu treiben.“

„Ei, ei!“ ſagte Eugen lachend, „du biſt ja ein gewaltiger Lobredner geworden! Bricht endlich die Kruſte um dein Schulmeiſterherz, fängſt du endlich einmal an, ein Weib ſchön zu finden, mein luſtiger Rath?“

„In deinem Sinne wahrhaftig nicht!“ entgegnete der Andere; „ich habe, Gott ſei Dank! nicht die geringſte Neigung zu dem weiblichen Geſchlecht. Das läßt mich alles kalt, und ich betrachte es nur wie einen glänzenden Stein, wie eine ſchöne Blume.“

„Aber es iſt immer noch unerträglich warm!“ ſagte Eugen, um dieſes Geſpräch abzubrechen. „Ich muß meinen Rock ausziehen, Sultan kann ihn tragen, er wird es außerordentlich geſchickt machen.“ — Er that ſo wie er geſagt, zog ſeinen Rock aus und hängte ihn dem Hunde, wie eine große Schabracke, über den Rücken.

Bald darauf hatten ſie ihre Wohnung erreicht, die Parterrezimmer mit den Aeolsharfen zwiſchen den Fenſtern, wie wir ſie im vorigen Kapitel bereits kennen gelernt. Der Herr Rath zog die Glocke an der Thüre, ein Bedienter in einer eleganten Livree öffnete und leuchtete den beiden Herren in ein großes Zimmer, rechts von der Hausflur, in das ihnen auch der Hund nachfolgte.

In dem Zimmer angekommen, warf ſich Eugen in einen Fauteuil, legte die Hände unter ſeinen Kopf und ſtreckte die Beine weit von ſich. Der Hund ließ Hut und Stock zu den Füßen ſeines Herrn niederfallen, ſchüttelte den Rock von ſeinem Rücken auf den Boden und legte ſich in eine Ecke auf ein dickes Stück Teppich, ſeine gewöhnliche Lagerſtatt.

Achtes Kapitel.

Handelt von einem guten Freund und einem getreuen Diener.

Das Zimmer, in welches wir die beiden jungen Leute eintreten ſahen, war elegant, ja reich meublirt. Zwiſchen den Fenſtern ſtanden die bekannten Aeolsharfen, mit ihrem melancholiſchen Geflüſter; über einer derſelben hieng der erwähnte Blumenkranz. Lange und breite ſeidene Vorhänge ließen faſt nicht mehr Platz, als die Kaſten jener Inſtrumente brauchten. Das Ameublement in dem Zimmer war, wie geſagt, reich, dazu ſehr manigfaltig. Da ſtanden Fauteuils und Seſſel von allen Formen, Farben und Größen, Tiſche und Stühle, den verſchiedenſten Zeiten angehörend, in der Ecke auf einem alten holzgeſchnitzten Buffet Porcellanvaſen neuerer Zeit mit Blumen, oder pompejaniſche Krüge und Bronzen. Von letzteren war überhaupt in dem Zimmer eine große Menge zu finden, und neben prachtvollen alten und ſeltenen Sachen, neben den intereſſanteſten Thierfiguren ſah man nackte Mädchengeſtalten in allen erdenk-

lichen Stellungen und Lagen, theils ſchön, theils unbedeutend ausgeführt. An den Wänden hiengen werthvolle Aquarelle neuerer Meiſter in ſchwarzen Ebenholzrahmen, das kleinſte Blättchen derſelben aufs breiteſte eingefaßt, mit einer wahren Verſchwendung von Papier, Glas und Holz.

In dem Zimmer, in welchem wir uns eben befinden, ſind zwei Thüren: die eine führt in ein kleines Vorzimmer, welches an den Hausflur ſtößt, die andere in ein Seitenkabinet mit Schreibtiſch, einigen kleinen Fauteuils und einer Art türkiſchen Divans in einer alkovenartigen Niſche. Auch hier Bilder an den Wänden, Vaſen, Bronzen, ſeltene Taſſen und Porcellanfiguren, auf allen Etageren, Tiſchen, Kommoden, und wo ſonſt noch Platz war. Ueber dem türkiſchen Divan war eine Sammlung prächtiger alter Waffen aufgehängt, eine kleine Trophäe, aus nicht zu vielen Stücken beſtehend, aber in ausgeſuchten Exemplaren. Was von dieſen Dolchen, Piſtolen, Schwertern, Armbrüſten, Pulverhörnern, Streitkolben nicht durch beſondere Einrichtung oder hohes Alter ſelten war, erſchien nun koſtbar und reich mit Gold, Silber und Elfenbein ausgelegt oder mit Edelſteinen verziert.

An dieſes kleine Schreibkabinet ſtieß ein Schlafzimmer, nicht minder reich und elegant eingerichtet. Hier waren einige ſeltene alte Oelbilder, welche auf den Bewohner dieſer Gemächer von dem Vater her vererbt worden waren.

In dem Vorzimmer, deſſen wir Anfangs erwähnten, ſtand ein Bett für den Bedienten, was deßhalb ſo eingerichtet worden war, daß er unten an der Hausthüre und gleich bei der Hand war, wenn ſein Herr, was häufig vorkam, ſehr ſpät in der Nacht heimkehrte.

Der Herr dieſes Bedienten und dieſer Zimmer war nun,

aber, wie der Leſer bereits wiſſen wird, jener junge Mann, der ſich in den Fauteuil geworfen, Eugen Stillfried, der Sohn der verwittweten Staatsräthin. Da es an ſich ſehr ſchwierig und undankbar iſt, Jemanden mit der Feder und in Schriftzügen zu portraitiren, ſich auch der geneigte Leſer, wenn er anders unſerer Geſchichte einige Aufmerkſamkeit widmet, aus dem vorigen Kapitel gewiß ſchon ein Bild von dem jungen Manne, der vor uns ſitzt, entworfen hat, ſo fügen wir nur noch hinzu, daß ſeine Geſtalt, obgleich ziemlich groß, etwas fein und ſchlank war, und ſein Geſicht, mit ſehr gewinnendem, angenehmem Ausdruck, zuweilen abgeſpannt, ja leidend ausſah, namentlich wenn er, wie es in dieſem Augenblicke der Fall war, ruhig dalag und nachzudenken ſchien, die Augen auf den Boden geheftet, wodurch ſie faſt geſchloſſen erſchienen.

Daß der andere junge Mann derſelbe war, deſſen der Juſtizrath vor der Staatsräthin in ſeinem Sinne nicht eben ſchmeichelhaft erwähnte, brauchen wir ebenfalls wohl nicht erſt zu bemerken. Dieſer war vielleicht einen Kopf kleiner als Eugen, und was ihm an Körperlänge fehlte, hatte er in der Breite zugeſetzt. Sein Kopf ſtak dabei ſo tief in den Schultern, daß es eine fade Schmeichelei geweſen wäre, wenn man von ſeinem Halſe geſprochen hätte. Dieſer Kopf, rund, ſehr wohl ausſehend, mit friſcher Geſichtsfarbe und dicken Backen, zeigte ein ſtarkes ſchwarzes Haar, das, da es obendrein ſehr kurz geſchnitten war, borſtenartig in die Höhe ſtand. Seine Augen, klein, von dunkler Farbe, waren außerordentlich lebhaft, ja durchdringend und von einer merkwürdigen Beweglichkeit. Eugen behauptete, ihm, ſeinem Freunde nämlich, ſei, wie keinem anderen Sterblichen, die Möglichkeit verliehen, um eine Ecke zu ſehen oder zu bemerken, was hinter ihm vorgehe.

Dabei war dieſer Freund der Geſchäftsführer, der Wirthſchaftsbeſorger, der Rathgeber in allen Dingen des anderen jungen Herrn. Man hätte ihn auch ſeinen Schutzgeiſt nennen können — doch hat ein Schutzgeiſt gewöhnlich die Macht, ſeinen Schützling von tollen Streichen abzuhalten, was Jenem bei den eifrigſten Bemühungen nicht immer gelungen war. So viel es dagegen in ſeinen Kräften ſtand, bemühte er ſich, jenen jungen Menſchen, den ihm damals die Mutter, als er noch ein Knabe war, anvertraut, auch jetzt noch aufs genaueſte zu beaufſichtigen, und ſuchte ihn ſo viel als möglich von einem Wege abzubringen, auf welchem er im Begriffe war, ſich in jeder Hinſicht zu ruiniren.

Eugen hatte zu ſeinem Mentor ein unbegränztes Vertrauen, und das mit vollem Recht. Er nannte ihn ſeinen luſtigen Rath und folgte bei ruhiger Ueberlegung auch faſt beſtändig deſſen gutgemeinten Rathſchlägen. Der eigentliche Name des Herrn Raths war aber Herr Sibel, und er ſeines Zeichens Pädagog und Knabenerzieher.

Kein Menſch konnte es eigentlich begreifen, wie die Beiden zuſammen ſo lange aushielten, vielmehr, weßhalb der Schulmeiſter ſeinem Zöglinge nicht ſchon längſt davon gelaufen war. Sein Charakter ſchien ſo gar keinen Geſchmack an dieſem oftmals ſo wilden Leben zu finden, und das drückte ſich auch in ſeinen Worten und Mienen unverholen aus, war aber dagegen eine Quelle unendlicher Lachluſt für Eugen, dem es kein größeres Vergnügen machte, als wenn ſein luſtiger Rath mit dem verdrießlichſten Geſichte, mit der mürriſchſten Miene von der Welt zu einem tollen Streiche mithalf.

Der Dritte in dieſer Junggeſellenwirthſchaft nun, der Bediente nämlich, war, wie jeder Bediente eines ledigen Herrn, ein ſehr wichtiges Mitglied dieſes Haushaltes. Er hieß Joſeph,

und wenn man ihn ſah, die ganze ſchlottrige Figur, auf der die ſauber gemachte Livree wie an einem Kleiderſtänder hieng, mit einem Geſichte voll unergründlicher Dummheit, ſo glaubte man den harmloſeſten und unſchuldigſten Menſchen vor ſich zu haben. Er ſchien kaum ſo viel moraliſche Kraft zu beſitzen, um ſeine Augen ſo weit zu öffnen, daß er die Stiefel desjenigen betrachten konnte, mit dem er gerade ſprach. Höher hinauf als bis zum unterſten Weſtenknopf kam er bei dieſen Betrachtungen niemals, und man hätte darauf ſchwören können, er habe noch nie Jemand in das Geſicht geblickt. Dazu waren ſeine Augenbrauen auf eine lächerliche Art hoch emporgezogen, die Mundwinkel dagegen ſanken tief herab, und wenn man dieſes Geſicht weiß geſchminkt hätte, und das an ſich ſchon ſehr große Maul noch durch einige rothe Farbe etwas vergrößert, ſo hätte man die wirkſamſte und komiſchſte Pierrotmaske gehabt, die je auf dem Theater erſchien.

Zuweilen führten dieſe Drei in ihrem Hausweſen auch unbewußt ſolche lächerliche und merkwürdige Scenen auf, die unwillkürlich an eine vollkommen einſtudirte Harlekinade erinnerten. Da war denn Joſeph der trefflichſte Pierrot und half ſeinem jungen Herrn mit der größten Luſt, den luſtigen Rath Pantalon zu überliſten, benahm ſich aber dabei ſo tölpelhaft und ungeſchickt, daß er Alles wieder verdarb und zuletzt, wie in der Komödie, immer derjenige war, der den Schaden davon hatte oder die Prügel bekam.

Monſieur Joſeph-Pierrot hatte alſo den beiden Herren die Thüre geöffnet und zeigte dabei ein entſetzlich verſchlafenes Geſicht. Er taumelte ordentlich mit dem Lichte hin und her, und als ſich nun ſein Herr in den Fauteuil geworfen, der Hund dagegen auf dem Boden die Garderobe verſorgt wie gewöhnlich, und ſich der

luſtige Rath an den Tiſch geſetzt, um die Zeitung zu leſen, begab ſich Joſeph wieder in ſein Vorzimmer, ſetzte ſich dort in einen alten, mit Leder überzogenen Lehnſeſſel und begann nach wenigen Augenblicken gelinde zu ſchnarchen. Einige Minuten hörte man ſo in den Zimmern nichts, als das melancholiſche Geflüſter der Aeolsharfen, das Picken der verſchiedenen Uhren, das Rauſchen des Papiers, wenn der Rath ſeine Zeitung umwandte, und das tiefe Athemholen des großen Hundes.

„Haben wir denn gar nichts zu trinken im Hauſe?“ fragte endlich Eugen, „ich habe einen unendlichen Durſt. — Geht dirs nicht auch ſo, Herr Rath? Die Hitze von heute hat mich ganz ausgetrocknet.“

„Ich habe dem Joſeph anbefohlen, er ſolle etwas Gefrorenes parat halten; der Schlingel hats wahrſcheinlich wieder vergeſſen.“

„Das wollen wir gleich einmal unterſuchen. Er ſchläft ſchon wieder und ſchnarcht, daß man es zwei Häuſer weit hören kann. — He, Joſeph!“

„Vielleicht thut er auch nur ſo,“ ſagte ruhig der Rath, ohne von ſeiner Zeitung aufzublicken; „es wäre, glaube ich, nicht das erſte Mal.“

„Ach, was du immer für Gedanken haſt! Dieſer dumme, faule Kerl — zwei Eigenſchaften, die mir ihn unendlich werth machen,“ entgegnete Eugen lachend. Dann ſetzte er leiſe hinzu: „Aber wart' nur einen Augenblick, Sultan ſoll ihn aufwecken und herbringen.“

Der große Neufundländer, der ſeinen Namen gehört, wedelte mit dem Schweife, und ſeine Augen blitzten unter den dichten Haaren ſeines Kopfes hervor.

Das Geschnarche im Nebenzimmer hatte sich indessen auffallend vermindert.

„Hussah, Sultan,“ rief jetzt Eugen mit lauter Stimme, „Hussah, hol' den Joseph!“

Monsieur Pierrot schien vorher erwacht zu sein und keine große Lust zu haben, auf den Hund zu warten, der jetzt mit einem ungeheuren Satz ins Nebenzimmer sprang. Er beendigte seinen Schnarcher mit einer kunstgerechten Fermate und stolperte in das Wohnzimmer.

Der Herr Rath blickte lächelnd in die Höhe und fragte: „Nicht wahr, mein lieber Joseph, ich habe dir befohlen, du solltest ein paar Portionen Gefrorenes aus dem Kaffeehause holen und parat halten? Gib es her, mein Freund; dein Herr ist durstig, wir brauchen etwas Kühlendes.“

Joseph beantwortete diese Anrede mit einem wo möglich noch dümmeren Gesicht, als er gewöhnlich machte. Dazu kratzte er sich hinter dem Ohre und sagte nach einer kleinen Pause mit einem blödsinnigen Lächeln: „Ah ja, das Gefrorene!“

„Nun, so bring es her, Schnecke!“ sagte Eugen.

„Ja, das Gefrorene,“ wiederholte der Diener und suchte verlegen auszusehen, „das Gefrorene habe ich allerdings geholt aus dem Kaffeehause, aber es ist . .“

„Wahrscheinlich ausgelaufen wie gestern die versiegelte Rheinweinflasche, nicht wahr, Joseph?“ sagte der lustige Rath.

„Ausgelaufen nicht,“ entgegnete der Bediente, „aber es ist von der großen Hitze geschmolzen.“

„Rein aufgeschmolzen?“ sagte lachend der Rath.

„Ja wohl, Herr Sidel,“ antwortete Joseph, „rein aufgeschmolzen.“

„Und dann,“ examinirte der Andere weiter, „haſt du es ausgeſoffen, nicht wahr, mein Freund?“

„Es kann ſo ſein!“ antwortete Monſieur Pierrot und ſah ſeinen Herrn an, ob er wohl lachen würde.

Dieſer aber entgegnete ärgerlich: „Du biſt ein rechtes Kameel, Joſeph! Du hätteſt das Eis wohl in den Keller ſtellen können, da wäre es gewiß nicht zerfloſſen.“

„Ja, das iſt wahr,“ ſagte Joſeph mit einer Miene der Ueberraſchung, als gehe ihm jetzt erſt über dieſen Gegenſtand das klarſte Licht auf.

„So hole mir eine Flaſche Champagner aus dem Keller!“ befahl Eugen, und der luſtige Rath ſetzte hinzu: „Eine halbe, beſter Joſeph, der Herr trinkt doch nur ein Glas.“

Eugen nickte mit dem Kopfe, und der Bediente gieng hinaus.

„Meinſt du nicht,“ ſagte nach einer Pauſe Eugen zu ſeinem Freunde, „daß das Eis wirklich geſchmolzen iſt? Du lachſt wieder ſo ſpöttiſch und machſt mir ein ſo zweifelhaftes Geſicht. Bei der Hitze iſt das leicht möglich.“

„Ja, das iſt alles möglich,“ entgegnete der Rath; „aber eben ſo möglich iſt es auch, daß Monſieur Pierrot meinen Auftrag vergeſſen und gar kein Gefrorenes geholt hat.“

„O, dann hätte er ſeine Tölpelei gewiß eingeſtanden.“

„Aber kein Geld aufſchreiben können für das Eis, das er gewiß und wahrhaftig nicht geholt hat,“ ſagte der Rath mit ernſter Stimme.

„O, du denkſt von dieſem Eſel viel zu ſchlecht,“ antwortete Eugen.

„Und du viel zu gut,“ ſagte der Andere; „wir wollen ſchon ſehen, wer Recht behält.“

In diesem Augenblicke erschien Joseph mit einer kleinen Flasche Champagner und zwei Gläsern. Er nahm den Kork herunter, schenkte ein und präsentirte ein Glas seinem Herrn, das andere dem lustigen Rath; dann zog er sich wieder in sein Vorzimmer zurück.

Eugen trank seinen Kelch aus und setzte ihn neben sich auf den Boden. Nach einer längeren Pause sagte er: „Das muß ich dir schon gestehen, ich fange wieder an, mich hier unbeschreiblich zu langweilen, und wenn die Geschichte nicht wäre mit ihr, ich hätte die Stadt schon lange wieder einmal verlassen.“

Joseph im Nebenzimmer begann wieder ganz leise zu schnarchen.

„Kommt es dir nicht auch entsetzlich langweilig vor,“ fuhr Eugen fort, „dieses Leben, das wir hier führen? Jeden Tag das Gleiche, keine rechte Unterhaltung, kein Amusement; ja, wenn das Mädchen nicht wäre, ich hätte schon lange wieder einmal eine Fußreise unternommen.“

„Das könnte uns allerdings zerstreuen,“ entgegnete der Rath.

„Man sollte sich eigentlich an gar nichts binden,“ sagte Eugen; „Fesseln und Bande, auch wenn sie noch so angenehm sind, bleiben immer drückend.“

„So ändere diese Geschichte,“ antwortete der Andere, „es wäre auf jeden Fall viel vernünftiger. Wie ich dir schon oft gesagt: was kann überhaupt dabei heraus kommen? Du bildest dir nun ein, du liebest dieses Mädchen, du denkst an sie den ganzen Tag über, du bist zu nichts Anderem aufgelegt, treibst dich stundenlang in den schmutzigen Straßen der Stadt umher um dafür alle zwei bis drei Tage, freilich unentgeltlich, einen Blumenstrauß zu erhalten.“

„Ich bilde mir nicht blos ein, sie zu lieben,“ entgegnete Eugen, „ich liebe sie auch wirklich, ich könnte ihr jedes Opfer bringen, um — sie glücklich zu machen.“

„Weißt du aber auch,“ sagte der Rath, „ob du die richtigen Begriffe über dieses Glücklichmachen hast? — Ich glaube es nicht. Du fängst da mit diesem Mädchen eine Liebesgeschichte an, du sagst ihr, wo und wie du immer kannst, schöne Worte, du hast sie auch einmal nach Hause begleitet und geküßt; aber wenn du meinst, daß du dadurch das Mädchen glücklich machst, so kann ich dich versichern, daß du sehr verkehrte Ansichten hast.“

„Du gibst allerdings Einzelheiten,“ sagte Eugen, „die an sich unbedeutend sind; aber die Hauptsache verschweigst du, daß ich sie nämlich liebe, daß ich sie außerordentlich und innig liebe.“

„Außerordentlich? — Ja, das glaube ich!“ lachte der Rath: „ihr wirds aber wahrhaftig angenehmer sein, wenn du sie ordentlich lieben wolltest, d. h. mit ordentlicher und solider Absicht.“

„Und diese wäre?“ fragte Eugen.

„Die Absicht, sie zu heirathen!“ sagte ruhig der Rath. „Wenn du das allerdings im Sinne führst, ah! dann ist gegen eine solche rechtschaffene Absicht gar nichts zu sagen.“

„Daran habe ich wahrhaftig noch nicht gedacht,“ entgegnete Eugen mit leiserer Stimme, „das ist mir noch nie eingefallen. Das ist ja auch ganz unmöglich.“

„So! das siehst du also ein und treibst doch diese Geschichte fort? Nun, ich wünsche dir viel Glück zu einer solchen Unterhaltung. Das wird aber sicher noch einmal auf eine unangenehme Art enden.“

Joseph im Nebenzimmer schnarchte bald sehr leise, bald einige Takte mit äußerster Heftigkeit. Letzteres aber geschah merk-

würdiger Weiſe nur dann, wenn im Geſpräch, das wir eben mitgetheilt, eine kleine Pauſe entſtand.

„Und ſchon lange habe ich mir vorgenommen, einmal mit Katharine ernſter zu ſprechen, aber ich komme nie dazu. Du ſelbſt haſt mich ja immer gewarnt, jenes Haus da unten am Marktplatze zu betreten. Nun ja, ich will ja gewiß gern ehrlich gegen das Mädchen ſein, ihr ſagen, was ich im Stande bin, ihr zu bieten. Aber dazu muß ich doch eine Unterredung mit ihr haben, und du haſt dich ja beſtändig geweigert, in dieſer Richtung irgend einen Schritt mit mir zu thun.“

„Das habe ich auch,“ ſagte der Andere, „und werde auch niemals die Hand zu etwas bieten, was unter allen Umſtänden ein Unglück wäre.“

„Aber bei einer Unterredung könnteſt du doch gegenwärtig ſein, nur bei einer einzigen; du könnteſt da deinen Senf auch dazu geben,“ meinte Eugen.

„Ich werde mich hüten!“ ſagte der Andere. „Ich ſoll dir, wie ſo oft, den Elephantenführer machen und nachher kann ich meiner Wege gehen. Nein, nein, ich kenne das; ich habe mir wohl zuweilen nichts daraus gemacht, aber in dem Falle danke ich. Ich muß geſtehen, wenn du dieſer Liebesgeſchichte wirklich ernſtlich nachgeben willſt, ſo heißt das all deinen früheren Streichen die Krone aufſetzen. Ich kenne mein Terrain: du wirſt dich in die unangenehmſten Dinge verwickeln und dann werde ich das Vergnügen haben, dich herauszuziehen. Erlaube mir nur eine einzige Frage; willſt du ſie mir wahr und aufrichtig beantworten?“

„Und warum nicht?“ entgegnete Eugen.

„So ſage mir: liebſt du das Mädchen wirklich, oder iſt es wieder ſo eine Spielerei, deren ich ſo manche erlebt?“

„Ich glaube, daß ich ſie wahr und aufrichtig liebe,“ ſagte der junge Mann; „ach, es iſt ſo ein herrliches, gutes, blühendes Geſchöpf!“

„Ein blühendes Geſchöpf!“ ſagte der Rath, ironiſch lächelnd.

„So iſts, Mephiſto!“ lachte Eugen, worauf der Andere erwiederte:

„O nein, ich bin kein Mephiſto, ich habe gewiß nicht meine Freude daran. — Aber jetzt zu Bette! Dein guter Joſeph da drinnen im Nebenzimmer ſcheint zu erwachen, natürlich weil unſer Geſpräch zu Ende iſt. Es iſt jetzt ſpät genug: möge uns der morgende Tag andere Gedanken, beſſere Plane und Kraft zu deren Ausführung geben.“

„Amen!“ ſagte Eugen; „ſchlaf wohl, mein Prediger in der Wüſte.“

Der luſtige Rath zog ſich in ſeine Zimmer zurück, die ſich auf der anderen Seite des Hausganges befanden. Joſeph ſchloß die Läden und Fenſter in der ganzen Wohnung. Eugen gieng ebenfalls in ſein Schlafzimmer: er hatte die Gewohnheit, ſich ſelbſt zu entkleiden, und entließ deßhalb den getreuen Pierrot, ſobald ihm dieſer die Lichter auf ſeinem Nachttiſche angezündet.

Bevor aber Eugen dieſe auslöſchte und ſich zur Ruhe begab, ſchloß er ein geheimes Fach ſeines Pultes auf und nahm daraus ein kleines Käſtchen mit einem außerordentlich ſoliden und feſtgearbeiteten Schloſſe. Dieſes öffnete er ebenfalls, aber nur um einen Blick hineinzuwerfen, und als er geſehen hatte, daß ſich in dieſem kleinen Käſtchen ein Paket Papiere befand, mit rothen Bändern zuſammen geknüpft und ſchwarz geſiegelt, verſchloß er Käſtchen und Schreibtiſch wieder und gieng zu Bette.

Der Herr Rath drüben in ſeinen Zimmern hatte es bereits eben ſo gemacht, und das einzige Licht, welches noch in der

Parterrewohnung brannte, leuchtete dem getreuen Pierrot, der an seinem Tische im Vorzimmer saß, ein Schreibbuch vor sich, in das er emsig allerlei Zeichen und Bemerkungen machte.

Eugen hatte in dieser Nacht einen unruhigen Schlaf: er träumte von Blumen, die in duftigen Gärten in unendlicher Schönheit plötzlich vor ihm aufschossen, und wenn er sich alsdann niederbückte, um eine derselben abzupflücken, so sanken diese Blumen tief vor ihm in den Boden hinab, und sein Fuß hielt sich mit Mühe am Rande eines giftigen Sumpfes fest, der ihn gewaltsam an sich zu ziehen schien. Nach solchem Traume erwachte er mit einem tiefen Athemzuge, und erst gegen Morgen schlief er fest und ruhig. — —

Zum großen und beständigen Aerger des treuen Pierrot war der Herr Rath, er mochte so spät, als er nur immer wollte, zu Bette gegangen sein, mit Tagesanbruch munter, und dann war auch Joseph gezwungen, die kostbare Nachtruhe abzubrechen. Eugen erhob sich einige Stunden später, und die beiden Freunde sahen sich Morgens selten bis zur Mittagsstunde, wo sie gemeinschaftlich zu ihrem Diner giengen.

Der Herr Rath besorgte die sämmtliche Verrechnung des Junggesellen-Haushaltes und hierbei natürlicher Weise auch die Ausgaben des Bedienten, was dem treuen Pierrot manche unangenehme Morgenstunde verursachte. Gewöhnlich machte er auch hierauf den Versuch, Jenen bei seinem Herrn zu verklagen und obgleich dies nie die geringste Wirkung that, so unterließ er es doch nicht, wenn er seinem Herrn den Kaffee servirte, einige Seufzer über schlechte Behandlung, die ihm durch den Herrn Rath zu Theil geworden, auszustoßen.

Auch heute Morgen erschien er mit einer wahren Jammermiene und brachte den Frühstücktisch seines Herrn in Ordnung.

Er zündete ſeufzend die Spirituslampe unter der Kaffeemaſchine an, ſtellte ein Wachslicht daneben, ſowie eine geöffnete Cigarrendoſe, dann gieng er ins Schlafzimmer und meldete, daß der Kaffee bereit ſei; dies ſagte er aber mit ſo kläglichem Tone der Stimme, als verkündige er das größte Unglück, machte indeß hiedurch im gegenwärtigen Augenblicke gar nicht den gewünſchten Eindruck. Eugen war mit anderen Dingen beſchäftigt und ſchien, während er in ſeinen Schlafrock ſchlüpfte, über etwas tief nachzudenken. Draußen im Salon warf er ſich in einen Fauteuil. Joſeph drehte einen Hahn an der Maſchine auf, und Eugen trank ſeinen Kaffee, ohne überhaupt bemerken zu wollen, daß noch Jemand anders außer ihm im Zimmer ſei. Erſt als er nach der Cigarre griff und der treue Pierrot ihm den brennenden Fidibus in die Hand gab, blickte er in die Höhe und konnte ſich nicht enthalten, laut aufzulachen über das merkwürdig klägliche Geſicht, das ihm Joſeph zeigte.

„Es iſt ſchon gut,“ ſagte er, als Joſeph ſich anſchickte, dieſen Blick mit einem tiefen Seufzer zu beantworten. „Laß nur dein Seufzen unterbleiben, ich bin das des Morgens von dir ſchon gewohnt! Hat man dir einmal wieder den Leviten geleſen? Freut mich recht ſehr — danke du deinem Schöpfer, daß ich wenig und des Morgens gar nicht dazu aufgelegt bin, mich überhaupt um dich zu bekümmern. Das kann ich dich verſichern, theurer Joſeph, wenn ich der Herr Rath wäre, ich hätte dich vielleicht ſchon lange zum Teufel gejagt.“

„Oh, oh!“ lachte jetzt Pierrot mit erſtaunlich freundlichem Geſicht; denn er hatte jetzt erreicht, was er wollte: ſeinen jungen Herrn nämlich vermocht, ein Geſpräch mit ihm anzuknüpfen. „Oh!“ lachte er abermals; „der Herr Sibel hat ja eigentlich doch nicht zu befehlen, ſondern der Herr Eugen ſelbſt.“

„Alles hat er zu befehlen," antwortete dieſer, „das ganze Hausweſen, und er kann mit euch machen, was er will, mit ſämmtlichem Möbelwerk und der ganzen Einrichtung, mit Sultan und mit dir." — Damit nahm er einen Schluck Kaffee und that einige Züge aus ſeiner Cigarre.

Joſeph zog ſeine Achſeln hoch empor, drückte dabei den Kopf tief nieder und ſchien auf ſolche Art pantomimiſch ausdrücken zu wollen: „Ich laſſe ja Alles geduldig über mich ergehen!"

Nach einer längeren Pauſe, während welcher Eugen mit ſeinem großen Hunde geſpielt und ihm ein Milchbrod gereicht, blickte er wieder in die Höhe und ſah ſeinen Diener abermals lachend an. „Du haſt gewiß," ſagte er hierauf, „heute einen Extrawiſcher bekommen. Nun, was hats denn eigentlich gegeben? — So ſage es friſch heraus, denn, wenn du es noch lange bei dir behalten mußt, ſo wirſt du unfehlbar daran erſticken, was an ſich eben kein großer Verluſt wäre. — Nun, was ſoll's eigentlich?"

„O, es betrifft gar nicht mich; der Herr Rath hat mich nur über Schritte und Gänge examinirt, die ich auf ihren beſonderen Befehl mache."

„Daran hat er recht gethan, und er hat dich blos beaufſichtigen wollen; denn er weiß ohnehin alles, was du für mich zu beſorgen haſt."

Pierrot ſchüttelte mit einem Lächeln, das pfiffig ſein ſollte, ſeinen dicken Kopf.

„Nicht?" ſagte Eugen aufmerkſam; „was willſt du mit deinem dummen Kopfſchütteln ſagen?"

„Er hat mich darüber ausgefragt, ob ich einen beſonderen Befehl von Ihnen dazu hätte, an den Markttagen auf den Markt zu gehen, um . . ."

„Ja ſo, das hat er dich gefragt? Das hätte ich beinahe vergeſſen. — Und was haſt du ihm geantwortet?

„O, ich habe ihm geantwortet," entgegnete Joſeph, „daß ich nur deßwegen auf den Markt gehe, um mich nach den Preiſen von Butter und Eiern wegen der Haushaltung zu erkundigen."

„Und das hat er dir natürlicher Weiſe nicht geglaubt!" ſagte Eugen laut lachend, worauf der Diener mit einem ungemein pfiffigen Blinzeln ſeines rechten Auges entgegnete: „O ja, er hats doch geglaubt."

Eugen legte ſich in ſeinen Fauteuil zurück, drückte ſeine beiden Füße in das zottige Fell des Neufundländers und blickte eine Weile nachdenkend vor ſich hin. Joſeph ließ aus der Maſchine eine zweite Taſſe Kaffee laufen; jede Spur des Mißmuthes ſchien aus ſeinem Geſichte verſchwunden, und dafür hatte ſich eine gewiſſe Traurigkeit auf ſeine Züge gelagert, welche dieſelben außerordentlich komiſch machte. Er wollte augenſcheinlich die treue, gekränkte Seele ſpielen, die tiefbetrübte, der es nicht gelingen kann, das volle Vertrauen des Herrn zu gewinnen.

Dieſer achtete aber nicht darauf, ſchien auch das Geſpräch von vorhin nicht wieder anknüpfen zu wollen, und ſo ſah ſich denn Joſeph genöthigt, nach einer Pauſe ſelbſt fortzufahren, was er mit ſehr ſchüchterner und leiſer Stimme that. „Ich habe," ſagte er, „da unten genaue Verbindungen angeknüpft, die es mir möglich machen, alle Befehle Eurer Gnaden, wenn Sie welche für mich haben ſollten, aufs beſte zu vollführen. In der Nähe des Marktes, in einer engen Gaſſe hinter dem Hauſe der Frau Schoyrelmann, wohnt eine Bekannte von mir, eine alte, brave Witwe, deren Mann geſtorben iſt und die dort in der engen Gaſſe eine kleine Weinwirthſchaft eröffnet hat."

„So, ſo!" ſagte Eugen ohne aufzublicken, und Joſeph,

ſehr ermuthigt, daß ihm nicht befohlen worden, ſein Maul zu halten, fuhr mit etwas ſicherer Stimme fort: „Ich komme nicht nur in die Wirthsſtube dieſer braven Wittwe, ſondern ich bin einer von ihren genauen Bekannten und beſuche ſie deßhalb auch zuweilen in ihrer Wohnung im erſten Stock. Dieſer gerade gegenüber ſind die Zimmer der Frau Schopzelmann oder vielmehr nur ein Zimmer ihrer Wohnung, das der ſchönen Katharine. — — — Katharine kennt ebenfalls dieſe Wittwe, und wenn Beide gerade wollen, ſo können ſie aus ihren Fenſtern zuſammen ſprechen; ja, eines iſt ſo nahe bei dem andern, daß man ſich die Hand reichen könnte.“

„Und du haſt Alles drüben dem Herrn Rath auch erzählt?“ fragte Eugen nach einer Pauſe.

„Nicht eine Sylbe!“ ſagte der getreue Pierrot mit einem außerordentlich ernſten Geſichtsausdruck. — „Aber neulich, wie ich zufällig aus der Wirthsſtube jener Wittwe auf die Straße komme und ohne Abſicht in die Höhe blicke, bemerke ich Jungfer Katharine, welche aus ihrem Fenſter auf mich herab ſieht.“

„Und ſie bemerkte dich?“ fragte Eugen.

„Allerdings,“ fuhr Joſeph fort; „ſie ſchien mich ſogar wieder zu erkennen und blickte mich einen Augenblick wie fragend an. Natürlich gieng ich ruhig meines Weges, denn ich hatte ja keine Aufträge.“

Hier ſeufzte der getreue Pierrot abermals.

„Und wenn du Aufträge gehabt hätteſt,“ ſagte Eugen, mehr und mehr aufmerkſam geworden durch den Bericht ſeines Dieners, „ſo hätteſt du ihr unbemerkt etwas ſagen können?“

„Ganz unbemerkt!“ antwortete Joſeph ſehr erfreut, „ſo unbemerkt, daß es keine Menſchenſeele geahnet hätte. Das Fenſter iſt von der Gaſſe aus, die viel höher liegt als der Hof des

Hauſes, wo Frau Schorrelmann wohnt, faſt mit der Hand zu erreichen. Man könnte ganz bequem da hinab ſpringen, und durch dieſe Gaſſe geht faſt nie Jemand, nicht einmal am hellen Mittage. Des Nachts iſt ſie ganz ſtill und leer."

„So, des Nachts iſt ſie ganz ſtill und leer?" wiederholte Eugen nachdenkend, und ſagte alsdann nach einer längeren Pauſe, während welcher er den Kopf in die Hand ſtützte und ſeinen Diener feſt anſah: „Es iſt gut, das bleibt unter uns."

„Gewiß, gewiß!" entgegnete Joſeph, und auf ſeinem Geſichte zuckte es freudig auf, ſo freudig, daß die harten, dummen Züge ſogar angenehm erſchienen.

Eugen winkte ihm mit der Hand hinweg und ſagte alsdann zu ſich ſelber: „Ich bin überzeugt, Joſeph iſt ein dummer, aber ſehr guter und ehrlicher Kerl. Er ſoll mir bei dieſer Geſchichte helfen."

Neuntes Kapitel.

Enthält ein düsteres Stück Familienleben, sowie ein heiteres Zwiegespräch der Diener verschiedener Häuser.

Die jetzt verwittwete Staatsräthin Stillfried war in früherer Zeit eine der schönsten und stattlichsten Frauen gewesen. In den höheren Kreisen der Beamtenwelt und des Bürgerstandes hatte sie von jeher den Ton angegeben — nach ihr richtete sich Alles, sie arrangirte Festlichkeiten und Bälle sowohl in den Gesellschaftslokalen als auch in ihrem eigenen Hause. Und hierzu war sie vollkommen berechtigt, sowohl durch ihre Schönheit, ihren Geist, als durch ihr großes Vermögen, mit dessen Einkünften der alte Staatsrath sie schalten und walten ließ, wie es ihr beliebte.

Wir sagen: der alte Staatsrath; denn der Herr von Stillfried war schon damals, als seine Frau noch in der Welt glänzte, ein ältlicher, zurückgezogener Mann, der es vorzog, sich zu Hause mit seinen Akten und Büchern zu beschäftigen, statt mit seiner Frau auf der Promenade oder in Gesellschaften zu erschei-

nen, und dem die einsame Lampe in seinem Studierzimmer lieber war als das Flimmern von Tausenden von Kerzen im Ballsaale. Er hatte von seiner Frau einen einzigen Sohn, dessen Erziehung und Bildung er sich auf's Emsigste widmete. Dem jungen Eugen wurden die trefflichsten Lehrer gehalten, die dafür zu sorgen hatten, daß er das, was ihm die Professoren in den verschiedenen Klassen des Gymnasiums, welches er besuchte, beigebracht, nicht vergesse, vielmehr daß dasselbe, geistig auf's Beste verdaut, sich bei ihm zur Blüthe und Frucht ansetze. Die Staatsräthin dagegen bekümmerte sich nur in so fern um diesen Sohn, als sie mit ihm, einem schönen Kinde, bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten den Staat einer Mutter zu machen pflegte. Im Uebrigen überließ sie seine Erziehung, wie das auch recht und billig war, den Händen des Gemahls, der ihr dagegen die Freuden der Welt überließ und sich um ihr Thun und Treiben wenig bekümmerte.

Doch hatte dieses an sich traurige Verhältniß im Stillfried'schen Hause nicht gerade von jeher so bestanden; vielmehr hatte der Staatsrath die ersten Jahre mit seiner jungen Frau äußerst glücklich verlebt. Er schien sie auf's Zärtlichste zu lieben, und da er nebenbei in jener Zeit die gesellschaftlichen Vergnügungen eben so sehr aufsuchte, wie seine junge schöne Frau, so paßten sie herrlich zu einander. Sie war sehr schön, hatte auch viel Verstand, ja war geistvoll; doch besaß sie neben diesen Vorzügen ein kaltes, ruhiges Herz, das schon nach den ersten Jahren ihren Mann, der für alles Schöne und Gute sich wahrhaft interessirte, mehr und mehr abstieß. Wie hatte er gehofft, mit seiner jungen und schönen Frau ein angenehmes Leben zu führen, in den stillen Freuden des Hauses sich gegenseitig liebend und verehrend, sich beide der Aufsicht und Erziehung ihrer zu hoffenden

Kinder widmend! Darin hatte er sich aber sehr getäuscht. Sie wollte ihr Leben genießen in allen rauschenden Vergnügungen — sie war das als einziges Kind reicher Eltern so von Kindheit an gewohnt — und langweilte sich zu Hause und in der Unterhaltung ihres Gemahls, dessen Ideen sie nicht zu folgen die Lust hatte, dessen Neigungen und Wünsche sie weder erreichen noch begreifen, dieselben aber noch viel weniger theilen wollte und — konnte.

Herr von Stillfried sah mit tiefem Schmerze, wie sich dieses traurige Verhältniß so allmählig gestaltete; doch liebte er seine Frau immer noch um ihrer Person willen, mehr aber wohl als die Mutter seines eben erst geborenen Sohnes. Er versuchte es umsonst, sie auf einen anderen Weg zu führen — sie konnte ihr inneres Wesen nicht ändern. Wäre es ein einfacher Fehler, eine Gewohnheit gewesen, sie hätte dieselbe ihrem Manne und dem Kinde zu Lieb gewiß abgelegt. Doch die Leere ihres Herzens, welche diese Beiden nicht auszufüllen vermochten, konnte nur Befriedigung finden im wilden Treiben der Welt, in rauschenden, immerwährenden Vergnügungen. Sie war nicht im Stande, sich zu ändern, obgleich sie wohl fühlte, daß die häuslichen Freuden, deren Genuß sie sich in früherer Zeit so schön ausgemalt, nicht mit ihrem jetzigen Leben vereinbarlich seien. Daß diese Freuden dabei nicht aufblühen konnten, und wenn sich je eine zarte Knospe angesetzt, diese verwelken und ersterben mußte im Staube des Ballsaales bei dem leeren, hohlen und nichtssagenden Geschwätz ihrer Welt, war so natürlich.

Oft, wenn sie spät in der Nacht nach Hause kam und sie die Uhr in dem Schlafgemache ihres Gatten die späte Nachtstunde ansagen hörte, dann durchschauerte es sie unheimlich, und sie kam sich vor wie eine Fremde, wie eine Weihe- und Ruhelose,

die ſich eingeſchlichen in einen ihr gänzlich fremden Familienkreis. Selbſt ihr Kind, ihr ſchönes, blühendes Kind mit jenem geſunden Schlafe der Kindheit, mit Roſen auf den Wangen und Lippen, während ein tiefer, ſüßer, unnennbarer Friede um die geſchloſſenen Augenlider ſpielte, ſelbſt dieſes Bild der Unſchuld war nicht im Stande, in ihr Herz die ſüße Ruhe zu gießen, die wir ſo gern fühlen beim Anblick jener ſchlafenden Engelsgeſtalten. Wohl faßte ſie hie und da in ſolchen Augenblicken den feſten Vorſatz, künftig ihr Leben zu ändern, daſſelbe von jetzt an ihrem Gatten, ihrem Kinde zu weihen — aber es war zu ſpät!

Der Staatsrath, der bei ſeiner Verheirathung den ſüßen Glauben gehabt, es werde ſich erfüllen, was er ſo angenehm geträumt: ſie, die junge, reizende Frau, ſtolz auf ihn als Menſchen und Geſchäftsmann, ſtolz auf ſeinen Namen, der einen guten Klang hatte, werde ihn, den älteren Mann, mit inniger Liebe umſchlingen, ihre friſche Jugend werde auch die ſeinige wiederkehren heißen, oder, wenn dies unmöglich, doch mit ihm einen Herbſt bilden voll der beſten und ſüßeſten Früchte, — er ſah ſich bald getäuſcht, und nachdem er es ein paar Jahre lang verſucht, im Guten und Böſen der Vergnügungsluſt ſeiner Frau Einhalt zu thun, erkaltete ſeine Liebe zu ihr plötzlich, er wandte ſich mehr und mehr ſeinen Studien und Büchern zu, und das Plätzchen in ſeinem Herzen, welches der Aktenſtaub noch nicht eingenommen — es wurde freilich immer kleiner und kleiner — blieb ſeinem einzigen Sohne Eugen geöffnet.

Das häusliche Leben der Familie Stillfried geſtaltete ſich hiedurch im Aeußeren ruhiger, ſelbſt zufriedener. Heftige Scenen, wie früher ſo oft, kamen nicht mehr vor; ja der Staatsrath, der in den nächſten Jahren unter ſeinen Büchern und Akten, wohl auch unter der Laſt ſeines Kummers, ſehr gealtert hatte,

konnte sich hie und da beim Frühstück von seiner Frau die Scenen des vergangenen Abends, den sie auswärts zugebracht, und die komischen Figuren ihrer Gesellschaft darstellen und selbstredend einführen lassen, zu welchem Spiele sie ein großes Talent hatte und worüber er zuweilen, namentlich wenn es seine Collegen waren, die er so in getreuen Copien vor sich hörte, herzlich lachen konnte.

Da kam der Doktor Werner ins Haus. Er hatte den Ruf eines ausgezeichneten Advokaten und sich in kurzer Zeit hiedurch in der Residenz eine große Praxis erworben. Der Staatsrath brauchte seine Gesetzeskenntniß, seinen gediegenen Rath bei vielen verwickelten Geschäften: er gewann ihn lieb und zog ihn nach und nach fest an sich und sein Haus; doch sah er nur den Geschäftsmann in ihm.

Doktor Werner war, wie die Damen fast einstimmig sagten, kein Mann, der im Stande sei, ihnen zu gefallen. Dieser kalte, ätzende Verstand, das ironische Lächeln, welches beständig auf seinen Lippen schwebte, hatte etwas so Abstoßendes, und sein Mangel an Liebenswürdigkeit — er gab sich nämlich nie dazu her, ein Gespräch zu führen, blos um die Zeit zu tödten, oder Ansichten zu billigen, die den seinigen entgegen standen, auch wenn der schönste Mund dieselben aussprach — war den Damen so verhaßt, daß sie den Doktor Werner für den unausstehlichsten, unangenehmsten aller Männer erklärten und seine Unterhaltung und Gesellschaft zu fliehen schienen.

Eine Ausnahme hiervon hatte die Staatsräthin von jeher gemacht; sie fühlte geistige Kraft genug in sich, um die Anreden des Doktors, die fast immer zugleich Angriffe auf diese oder jene gesellschaftliche Einrichtung waren, festen Fußes zu erwarten und oftmals siegreich abzuschlagen. Wenigstens behauptete sie mit

ihm zugleich beſtändig das Schlachtfeld und wich vor ſeinen Meinungen und Anſichten nicht einen Zoll breit.

Dieſe Frau in ihrer friſchen Jugendkraft, geiſtig und körperlich von der Natur mit ſo großen Vorzügen ausgeſtattet, imponirte dem harten und ſtrengen Advokaten. Ja, als ſie eines Tages zufällig zu einer Berathung kam, die der Doktor mit dem Staatsrath hatte, und ſie nach längerem Zuhorchen endlich auch ihre Anſicht in dieſer Sache mit wenigen, aber kräftigen Worten ausſprach, da fühlte ſich der Doktor Werner von einer wahren Bewunderung für dieſe Frau hingeriſſen und küßte ihr das erſte Mal, ſich für überwunden erklärend, die Hand.

Von da an lag er zu ihren Füßen, und das merkte bald die Welt und am Ende auch der Staatsrath, dem, als er dieſe Entdeckung machte und als er zu der Gewißheit kam, daß auch ſie den Doktor Werner nicht ungern ſehe, alle Wunden ſeines Herzens, die längſt vernarbt ſchienen, noch einmal aufbrachen und ihm entſetzliche Qualen verurſachten. Doch nur für ganz kurze Zeit. Der Staatsrath war unendlich ruhig und ernſt geworden, ſein Haar hatte ſich weiß gefärbt, er zuckte nach längerem Nachgrübeln traurig die Achſeln, ſeine Augen füllten ſich mit Thränen, als er innig ſeinen Sohn Eugen auf die Stirn küßte, der zwiſchen ſeinen Knieen ſtand, und als er leiſe vor ſich hinflüſterte: „Ein verlorenes Leben — möge es dir beſſer ergehen, mein Kind!“

Die Staatsräthin dagegen ſah ſtolz und triumphirend um ſich, als ſie nun endlich zu der Ueberzeugung gekommen war, daß ſie jenen Mann, den Schrecken aller Schwätzerinnen der Geſellſchaft, ihn, den alle ihre Mitſchweſtern fürchteten und doch bewunderten, an ihren Wagen geſchmiedet ſah, als er endlich willenlos zu ihren Füßen lag, ein überwundener Feind, jetzt ein

Sclave, der ſich glücklich fühlte, wenn ſie den ſchönen Fuß auf ſeinen Nacken ſetzte.

Ob ſie ihn wirklich geliebt, ſind wir nicht im Stande, genau anzugeben. Aber die Welt glaubte es, die Welt war davon überzeugt, und wir wollen uns dem Urtheile der Welt anſchließen; denn hört ſie nicht genau mit ihren unzähligen Ohren, ſieht ſie nicht faſt in die Herzen der Menſchen mit ihren zahlloſen Augen, ruhelos und ſpähend bei Tag und Nacht?

Es kamen damals wieder verſchiedene heftige Scenen in dem Stillfried'ſchen Hauſe vor, deren Urſache und Ergebniß aber nicht in die Oeffentlichkeit drang; denn die Dienerſchaft des alten Staatsrathes, die wir theilweiſe bereits kennen gelernt, hielt es bei ihrer Treue und Anhänglichkeit an ihren Herrn für ihre Schuldigkeit, alles geheim zu halten, was die Ehre deſſelben compromittiren konnte. Es war aber nicht zu verſchweigen, daß, wahrſcheinlich in Folge jener Scenen, die Staatsräthin eine größere und längere Reiſe unternahm und faſt ein Jahr von ihrem Hauſe abweſend blieb.

Als ſie endlich zurückkam, befiel den Staatsrath eine ſchwere Krankheit, während welcher ſich manch Schauerliches und Unheimliches ergab, namentlich in einer gewiſſen Nacht, wo der Doktor Werner, ohne daß es der Kranke wußte, im Vorzimmer gewacht haben ſollte. Es war dies eine kalte, windige Novembernacht; der Kranke befand ſich auf dem Wege der Beſſerung, aber in jenem Stadium, wo ein Rückfall unfehlbar den Tod nach ſich ziehen mußte. Dieſer Rückfall trat nun auch wirklich in der bezeichneten Nacht gegen Morgen ein, und als der Arzt in der Frühe in das Haus kam, fand er, daß die Krankheit wieder mit unbezwingbarer Kraft über den alten Mann hergefallen war, daß er rettungslos verloren ſei. Ein Diätfehler konnte nicht vorgefal-

len ſein, und der alte treue Kammerdiener Jakob ſchwor dem Arzte mit Thränen in den Augen hoch und theuer, der Kranke habe nichts zu ſich nehmen können, als was ihm ſeine Hand gereicht.

In dieſem Augenblicke aber zog ein ſcharfer, ſchneidender Luftzug durch das verdunkelte Krankenzimmer, und an einem Fenſter, zunächſt dem Bette, flogen die dunklen Vorhänge wie ſchwarze Trauerſchleier hoch empor. Entſetzt warf ſich der Arzt an das offene Fenſter, um es zu ſchließen, und Jakob, der erſchüttert und todtenbleich daſtand, faßte bebend die Hand des Arztes, drückte ſie krampfhaft und ſagte: „Bei Gott im Himmel, Herr Doktor, ſo wahr ich hoffe, ſelig zu werden, die Fenſter und Läden dieſes Zimmers habe ich geſtern Abend auf das Genaueſte unterſucht. Sehen Sie, wie ſorgfältig die anderen noch befeſtigt ſind. Bei allen Heiligen, auch an dieſem war geſtern Abend kein Riegel, keine Schraube los.“

Tief erſchüttert wandte ſich der Arzt ab, und als er durch das Vorzimmer hinaus gieng und dort den Doktor Werner bemerkte, der mit Durchſuchen von Papieren beſchäftigt war, konnte er ſich nicht enthalten, zu dem alten Diener in leiſem, aber ausdrucksvollem Tone zu ſagen: „Das Unglück iſt geſchehen. Ich werde gegen Mittag wieder kommen; bis dahin kann der Staatsrath noch leben, aber ſein Tod iſt gewiß. Jenes offene Fenſter hat ihn herbeigeführt, der — — kalte Nachtwind hat ihn gemordet.“

Bei dieſen Worten war der Doktor mit ſeinem Kopf auf die Papiere niedergeſunken, in Schmerz und Trauer. Aber das dauerte nur einen Augenblick, dann raffte er ſich auf, nahm ſeinen Hut und eilte mit bleichen, verſtörten Blicken zum Hauſe hinaus.

Der Arzt hatte indeſſen nicht ſo ganz richtig prophezeiht: der

Staatsrath lebte noch bis zum Abend dieſes Tages. Ja, nach der Mittagsſtunde kehrte ſeine Beſinnung wieder, und er ſagte zu ſeiner Frau, die weinend vor ſeinem Bette auf den Knieen lag: „Gewiß, Sophie, ich bin überzeugt, dein Herz war nur leichtſinnig, aber nicht ſchlecht; nicht wahr, du haſt mir mit Ueberlegung nichts Böſes zugefügt? — Ich will es ja gern glauben und verzeihe dir all die trüben Stunden, die du mir gemacht ... Aber nimm dich vor jenem Manne in Acht, hüte dich vor ihm, hüte mein armes Kind, laß ihn keine Macht über euch bekommen. Das verlange ich, es iſt mein letzter, aber feſter Wille!“ — Dann hatte er gebeten, ſie ſolle ſich entfernen, und Jakob mußte zu ihm kommen. Ihm gab er mit zitternden Händen den Schlüſſel zu einer kleinen Caſſette, und der alte Diener mußte daraus mehrere Briefe hervorſuchen, die ſämmtlich numerirt waren und welche ihm der Staatsrath bezeichnete. Einige waren von der Hand der Staatsräthin, auch ein paar mit den Schriftzügen des Doktors Werner; andere von einer fremden, dem alten Diener völlig unbekannten Handſchrift. Dann mußte dieſer ein kleines Schreibpult herbeiholen, daſſelbe mit Papier, Feder und Dinte auf das Bett niederſetzen und ſeinen Herrn unterſtützen, der ſich nun mühſam aus den Kiſſen empor hob und mit zitternder Hand zu ſchreiben begann. Es war, als halte der Wunſch, wichtige Gedanken, die den Sterbenden quälten, auf das Papier zu bringen, ſeine Lebensgeiſter aufrecht, ja entflammten ſie zu neuer Kraft; denn er ſchrieb faſt volle zehn Minuten, ſetzte Datum und Stunde hinzu und fügte ſeine Unterſchrift deutlich und leſerlich bei. Als dies geſchehen war und der Arzt, der im Vorzimmer auf die Beendigung dieſes Geſchäftes gewartet, nun hereintrat, zeigte er ihm das beſchriebene Blatt, doch ſo fern, daß Jener nichts davon leſen konnte, und ſagte darauf mit matter Stimme: „Sie ſehen,

Doktor, und auch du, Jakob, haſt es geſehen, daß ich dieſes Blatt mit eigener Hand geſchrieben und unterzeichnet, und Sie werden bemerken, daß ich bei dieſem wichtigen Geſchäft im vollen Beſitz meiner geiſtigen Kräfte war. Dies bitte ich mir durch Ihre Unterſchrift und durch die deinige ebenfalls, Jakob, auf der anderen Seite dieſes Blattes bezeugen zu wollen. — Nachdem dies geſchehen, faltete der Kranke das Blatt ſorgfältig zuſammen, legte es zu den vorher erwähnten Briefen, Jakob mußte ein weißes Papier darum ſchlagen, um das weiße Paketchen, das auf dieſe Art entſtand, ein rothes Band ziehen und es mit ſchwarzem Siegellack und dem darauf gedrückten Wappen des Staatsrathes verſchließen. Dieſes Paketchen ſchob der Kranke, ſo lange der Arzt anweſend war, unter das Kopfkiſſen, und als dieſer fort gieng, befahl er Jakob, es unter ſeinem Haupte liegen zu laſſen, ſo lange, bis ein gewiſſer Fall eingetreten ſei. Dann ſollte er es aufs Sorgfältigſte zu ſich nehmen und damit verfahren, wie er ihm früher ſchon geſagt.

Gegen Abend dieſes Tages trat nun der Fall ein, den der Kranke ſo eben bezeichnet. Er ließ im Laufe des Nachmittags ſeinen Sohn Eugen nochmals zu ſich rufen, betrachtete ihn lange mit einem Ausdrucke der innigſten Zärtlichkeit und legte ſeine Rechte auf die blonden Locken des Kindes. Dann wandte er ſeinen naſſen Blick langſam in die Höhe, ſeine Augenlider deckten ſich ſanft darüber hin, ſeine Rechte ſank von dem Kopfe des Kindes herab, ſie wurde alsdann von deſſen kleinen Händchen erfaßt und mit Küſſen und Thränen bedeckt. Doch erwiederte kein Druck dieſe Zärtlichkeit des nun Verlaſſenen. — Der Staatsrath ſchien noch einige Stunden ſanft und ruhig zu ſchlummern, dann aber hörte man ſeine Athemzüge immer langſamer, zuletzt gar nicht mehr — er war geſtorben.

In dem Stillfried'ſchen Hauſe fand nach dieſem Trauerfalle nur in ſo fern eine Veränderung ſtatt, als das Haus ſelbſt eine Zeit lang feſt verſchloſſen blieb, keiner der Bewohner außerhalb deſſelben ſichtbar wurde, als nur die ſchwarzgekleidete Dienerſchaft bei ihren nothwendigen Ausgängen. Es vergieng auch ein ganzes Jahr, ehe dieſe äußeren Zeichen der Trauer abgelegt wurden, und während all dieſer Zeit ließ ſich der Doktor Werner nur höchſt ſelten im Stillfried'ſchen Hauſe ſehen.

In die Welt war von jenen geheimnißvollen Vorfällen während der Krankheit des Staatsrathes nichts gedrungen, und die Welt wunderte ſich deßhalb auch nicht beſonders, als nach Verlauf dieſes Jahres das alte Haus wieder geöffnet wurde, als Tapezierer, Schreiner, und alle möglichen Handwerker begannen, dort aus und einzugehen, um den zweiten Stock, welchen die Staatsräthin von nun an bewohnen wollte, aufs Reichſte und Eleganteſte einzurichten. Ja die Welt erwartete Tag um Tag, von einer Verlobung im Stillfried'ſchen Hauſe zu hören, von einer neuen Verbindung, die ja ſchon früher voraus zu ſehen war und die nur auf Beendigung des Trauerjahres gewartet zu haben ſchien, um öffentlich proklamirt zu werden.

Auch dieſes Mal hatte die Welt, wie ſo oft, nicht Unrecht. Eine Verlobung im Stillen war ſchon gefeiert worden, und das neue Paar ſaß eben bei einander, um über neue Einrichtungen und ihr ferneres Leben zu ſprechen. — Es war wieder Herbſt geworden und der November gekommen mit ſeinen trüben Tagen, mit ſeinem Regen und Wind — da trat Jakob, der alte Diener, in das Zimmer der Staatsräthin und bat den Doktor Werner, einen Augenblick heraus zu kommen, es wolle ihn Jemand ſprechen. Jakob trug einen Armleuchter, und der zitterte vor Aufregung in ſeiner Hand. Sein Geſicht war bleich, und als der

Doktor aus dem Zimmer heraustrat, bat er, ihm zu folgen, und stieg langsam die Treppen hinab in den ersten Stock. Der Doktor hatte diesen seit jenem Tage nicht mehr betreten, auch folgte er diesen Abend seinem Führer mit großem Widerwillen, mit einer unerklärlichen Beklemmung. Alle Röthe war von seinen Wangen gewichen, seine Augen starrten ängstlich umher, und doch mußte er dem voranschreitenden Diener folgen. Ja, er mußte ihm auch folgen durch den langen Corridor hinab in das Schlafzimmer des verstorbenen Herrn.

Es war ein Abend, wie an dessen Todestage, und ob Zufall oder Absicht, wissen wir nicht, der Wind wehte auch wie damals die dunklen Fenstervorhänge empor und sauste schneidend und kalt durch das Vorzimmer. Dieser Luftzug schien dem Doktor Werner durch Mark und Bein zu dringen; er faßte krampfhaft die Thüre des Schlafzimmers, sein Haar sträubte sich empor. Aber trotzdem war er gezwungen, dem Wink seines Führers zu folgen — er wußte selbst nicht, welche Macht ihn hierzu zwang. Ja, er mußte vollends in das Zimmer hinein treten, und die Thüre schloß sich hinter ihm zu. Was die Beiden, der alte Diener und der Doktor, dort verhandelt, sind wir nicht im Stande, anzugeben; nur so viel können wir sagen, daß Letzterer nach einer kurzen Unterredung die Thüre aufriß, aus dem Zimmer stürzte, über den Corridor und die Treppen hinabflog und das Haus verließ ohne Hut und Mantel, in ängstlicher Hast, wie von den Furien gejagt.

Die Folgen dieser Unterredung waren, daß der Doktor auf lange, lange Zeit nicht mehr das Haus betrat, und daß von einer Verbindung zwischen ihm und der Staatsräthin ferner keine Rede mehr war.

Aber die Zeit, die Alles lindernde, führte auch den Doktor

Werner, der nun Juſtizrath geworden war, wieder in das Haus der Staatsräthin. Zuerſt kam er ſelten, dann häufiger, bald täglich mehrere Male. Er leitete die Geſchäfte des Hauſes, er gab ſeinen Rath zu der Erziehung des jungen Eugen. Und dieſe Rathſchläge waren der Art, daß ſie wohl im Stande waren, ihm die Zuneigung des wilden jungen Menſchen zu erwerben. Eugen fand in ihm einen Vertheidiger aller ſeiner tollen Streiche, und wenn die großen Summen, welche ihm die Mutter, als er nun herangewachſen war, zu ſeinem Aufwande auf der Univerſität und zu ſeinen Reiſen gab, doch nicht ausreichten, ſo half ihm der Doktor Werner auf das Bereitwilligſte mit den geliegenſten Creditbriefen.

So wurde Eugen endlich majorenn, und man mußte ihm die Verwaltung des väterlichen Vermögens überlaſſen. An dem Tage, wo ihm die Papiere und Abrechnungen übergeben wurden, hatte der alte Jakob eine längere Unterredung mit ihm, nach welcher er auf das Tiefſte erſchüttert ſchien, und an deren Schluſſe ihm der Kammerdiener ſeines verſtorbenen Vaters ein kleines Paket übergab, mit rothem Bande zugebunden und ſchwarz verſiegelt.

Der Inhalt jener Unterredung mußte den Juſtizrath, aber auf ſehr unangenehme Weiſe, betreffen; denn Eugen faßte in Folge derſelben und von dieſem Augenblicke an eine ſolche Abneigung, ja einen ſolchen Haß gegen ihn, daß er ſich nicht einmal die Mühe gab, denſelben vor dem Betreffenden oder der Mutter zu verbergen. Man kann ſich leicht denken, daß hiedurch zwiſchen Mutter und Sohn die unangenehmſten Scenen vorfielen. Ja dieſe Scenen ſteigerten ſich eines Tages, durch den Juſtizrath hervorgerufen, zu einer ſolchen Heftigkeit, daß Eugen erklärte, er könne und wolle ferner nicht mehr in dem elterlichen

Hause wohnen. Der Justizrath, der ebenfalls auf diesen Zeitraum, wo Eugen selbstständig ins Leben trat, gewartet zu haben schien, hatte nämlich in einem längeren Gespräch mit seinem früheren Schützlinge seinen Wunsch, sich jetzt mit der Mutter desselben ehelich zu verbinden, aus einander gesetzt und aufs Beste motivirt. Eugen hatte ihm aber hierauf trocken erklärt, er als Sohn könne und wolle diese Heirath nie zugeben; da er jedoch wohl wisse, daß er gesetzlich keine Einsprache dagegen zu erheben im Stande sei, so wolle er dies hiemit privatim thun und, wie er hoffe und glaube, aufs Allerkräftigste. Und dazu hatte er dem Justizrath einige geheimnißvolle Worte gesagt und ihm etwas gezeigt, worüber dieser sich entfärbt und worauf er die Unterredung kurz und schnell abgebrochen.

Eugen verließ darauf wirklich das elterliche Haus, und die Staatsräthin, seine Mutter, die ihn für einen ungerathenen, verlorenen Sohn hielt — er wurde ihr beständig so geschildert — ließ ihn achselzuckend ziehen.

Seit jener Zeit war es das einzige Dichten und Trachten des Justizrathes gewesen, jenes Etwas in seine Hände zu bekommen, aber bisher immer vergeblich. Aufmerksam folgte er dem ganzen Leben des jungen Stillfried, und sah und hörte mit Vergnügen, wie dieser sich zu Hause und auf Reisen in den wildesten Strudel der Vergnügungen stürzte, wie er große Summen wegwarf, wie er seine Revenuen erschöpfte und anfieng, das väterliche Kapital-Vermögen anzugreifen. Wo es ihm möglich war, that er dem Leichtsinne dieses jungen Menschen allen erdenklichen Vorschub und führte ihm unsichtbar Freunde und Freundinnen zu, die ihm helfen sollten, seine Gesundheit und sein Vermögen zu ruiniren, oder, was letzteres anbetraf, ihn wenigstens in solche Verlegenheiten zu stürzen, daß er sich endlich genöthigt

ſähe, wie der Ertrinkende nach dem Strohhalm, nach einer rettenden Hand zu greifen, die ihn aus ſeinen Verlegenheiten, ſei's auch um jeden Preis, herausriſſe.

Der Juſtizrath hätte um jenes Päckchen mit Freuden ſein ganzes Vermögen gegeben und hätte Jeden als ſeinen Freund und Retter umarmt, der ihm geſagt: „Gib mir deine ererbten, deine mühſam erworbenen und erſparten hunderttauſend Gulden, ſei ein Bettler, aber dafür liefere ich in deine Hand jenes Etwas, nach dem deine Seele lechzt! — Dergleichen Wünſche waren aber bisher immer vergeblich geweſen. Eugen Stillfried war weder ein Verſchwender noch hatte er Hang zu einem liederlichen Leben: er trank nur, wenn ſeine Kameraden mit ihm tranken, er ſpielte nur, wenn ſie ihn dazu nöthigten, und machte große Einkäufe unnützer Dinge, wenn Jemand auf irgend eine Art ihm eine Veranlaſſung hiezu gab. Er hatte für eben genannte Vergnügungen durchaus keine Leidenſchaft, und wenn er ſich ihnen hingab, ſo geſchah es, wenn er gerade nichts Beſſeres zu thun wußte. Mit ſeinen Neigungen zum anderen Geſchlechte verhielt es ſich gerade ſo; auch hier war er ruhig und ließ ſich vom Strome ſeines Lebens, vom jedesmaligen Augenblicke treiben. Führte ihn dieſer hie und da an reizende Ufergeſtade und warf ihn unter Blüthenduft zu den Füßen eines ſchönen Weibes nieder, ſo blieb er dort, genoß, was zu genießen war, bis eine neue Welle von dieſem Ufer ihn wieder in den Strom riß, und dann ließ er ſich ebenfalls ohne vieles Widerſtreben davon tragen. Er wandte kaum den Blick ſehnſüchtig zurück; er kämpfte nicht mit der Fluth, um dorthin zurück zu kehren, wo ihm gerungene Hände nachwinkten und thränende Augen wie geöffnete Arme ſchmerzlich auf ſeine Wiederkehr harrten.

Ein ſolcher Charakter war nun ſchwer zu faſſen. Das ſah

der Juſtizrath mit tiefſtem Grimme ein. Und hiezu kam noch, daß Eugen auf einer Reiſe ſeinen früheren Lehrer wieder fand, als dieſer eben im Begriffe war, ſich in einem Dorfe vor dem Hungertode zu ſchützen, indem er etlichen ſechzig Kindern mit verſchiedenen Prügeln und guten Worten das A B C und ein ſolides Stück Chriſtenthum einbläute. Mit Freuden ergriff der Schulmeiſter die Hand ſeines ehemaligen Zöglings und zog mit ihm in die Reſidenz zurück als ſein Freund, ſein Geſellſchafter, ſein Sekretär, Verwalter und luſtiger Rath. Konnte er ein glücklicheres Loos finden?! Eugen's Bibliothek — die Bücher derſelben erwieſen ſich als ſehr beſtaubt — ſtand ihm in der freundlichen Parterre-Wohnung zu Dienſten; er hatte keine Sorgen, er lebte ſeinen Studien in all den Stunden, wo er nicht genöthigt war, mit Eugen in den Straßen der Stadt auf Entdeckungen auszugehen, wie dieſer es nannte. Dieſe Entdeckungsreiſen waren an ſich ziemlich harmloſer Natur und beſchränkten ſich auf ein großartiges Flaniren; nur zur Meßzeit und bei großen Märkten dehnten ſie ſich zu einer Arbeit aus: denn alsdann konnte es Eugen nicht unterlaſſen, ſämmtliche Buden, die dort aufgebaut waren, mochten ſie nun Menagerieen enthalten oder eine Affen-Komödie, oder ein Panorama, oder Wachsfiguren, im ausgedehnteſten Maßſtabe mit ſeiner Gegenwart zu beehren. Vom Morgen an, wo der Kerl im ſchmierigen Tricot zum erſten Male draußen in die Trompete ſtieß, bis zum Abend, wo die trübe brennenden Oellampen endlich erloſchen, durchſtreifte Eugen die Sehenswürdigkeiten, weniger dieſen ſelbſt zu Liebe, als dem großen Intereſſe, das er an dem zigeunerartigen Leben der Buden-Eigenthümer ſelbſt nahm.

Das war eine harte Zeit für den luſtigen Rath; denn er mochte ſich bei derartigen Veranlaſſungen auch nicht eine Stunde

lang von ſeinem Freunde trennen, indem er beſtändig fürchtete, ihn wieder einmal einen ſehr extravaganten Streich ausführen zu ſehen, wie Eugen früher ſchon einmal gethan. Da hatte er ſich nämlich, mit ſchlechten Kleidern angethan, zu dem Eigenthümer einer Affen-Komödie begeben und demſelben ſeine Dienſte als Secretär und Billet-Abnehmer angeboten. Da er hier ſeine Bedingungen außerordentlich billig geſtellt, ſo war er mit dem Principal handelseinig geworden, hatte ſeinen Bedienten entlaſſen, ſeine Wohnung zugeſchloſſen und war mit der Affen-Komödie auf und davon gezogen. Doch hatte er ſchon kurze Zeit darauf eine für ihn ſehr unangenehme Scene mit der Principalin zu beſtehen, und er verließ daher ihre Geſellſchaft bald wieder, und wir glauben ſogar, wie ſein Vorgänger aus der heiligen Schrift, ebenfalls mit Zurücklaſſung ſeines Mantels.

Doch ſprach er noch lange Zeit nachher mit großem Vergnügen von dieſer Kunſtreiſe und erzählte dem verdrießlich zuhorchenden luſtigen Rath viel merkwürdige Scenen davon, und wie dieſes freie ungebundene Leben ſo etwas überaus Köſtliches, etwas Urſprüngliches darbiete, und wie dieſes Dahinziehen durch Feld und Wald, heute mit Mangel kämpfend und morgen im Ueberfluſſe lebend, die Nerven ſtärke und das Herz erfriſche.

Für den Juſtizrath aber war die Anſtellung des luſtigen Rathes bei Eugen ein wahrer Dolchſtoß geweſen. Er ſah denſelben überwacht und geleitet, er ſah ſeine beſten Plane durchkreuzt und vernichtet, ſeine ſchönſten Minen für den Ruin des jungen Menſchen durch kräftige Gegenarbeiten zerſtört. Er hatte alles Mögliche gethan, um jenes Bündniß zu löſen und dieſe Beiden aus einander zu bringen — Alles war vergebens! Und der luſtige Rath hielt ſich ſeinem Herrn gegenüber in den gehörigen Schranken. Er war offen und ehrlich, treu, ergeben, ſprach

ſeine Meinung unverhohlen aus und flößte hiedurch ſeinem jungen Freunde ein unbegränztes Zutrauen ein. Eugen fühlte wohl, wie nothwendig er ein ſolches Gegengewicht brauche, das ihn jetzt empor hielt, wenn er im Begriffe war, ſich zu tief in den Schmutz des alltäglichen Lebens zu tauchen, und das ihn jetzt nieder hielt, wenn er in hochfliegenden, excentriſchen Planen Zeit und Geld wegzuwerfen im Begriffe war.

Nachdem der Juſtizrath geſehen, daß er nicht im Stande war, dieſen guten Geiſt von der Seite Eugen's zu nehmen, beſchloß er ſeinerſeits, nun noch eine böſe Gewalt hinzuzufügen, die jenem entgegen für ſeine Plane wirke und ſchaffe. Er hatte hierzu den Bedienten Joſeph auserſehen, den getreuen Pierrot, und es war ihm nach unſäglicher Mühe gelungen, dieſen, wie wir bereits wiſſen, in die Dienſte Eugen Stillfried's zu bringen.

Zehntes Kapitel.

In welchem der geneigte Leser einem Rapporte beiwohnt, aus dem er den Charakter des früher erwähnten getreuen Dieners noch genauer kennen lernt.

Der getreue Pierrot hatte an jenem Morgen nach dem Kaffee-Frühstück einige Ausgänge zu besorgen und verließ die Wohnung seines Herrn und die Alleestraße mit einem behaglichen Gefühl. Zum ersten Male schien es ihm gelungen, in einer delikaten Angelegenheit zwischen den lustigen Rath und seinen Herrn getreten zu sein, und sich das Vertrauen des Letzteren in einem höheren Grade als sonst erworben zu haben. Die schöne Katharina saß also doch in dem Herzen Eugen's fest, das glaubte der getreue Diener mit vollem Recht annehmen zu können. Von dieser Angelegenheit wollte der lustige Rath nichts wissen, das hatte Pierrot gestern Abend trotz seines tiefen Schlafes und heftigen Schnarchens sehr wohl vernommen. Ja — in dem Spiel wollte er keine Karte anrühren. — „Außerordentlich schön!“ sagte Joseph zu sich selber; „allein kann mein Herr darin nichts thun,

ich habe mich ihm als sehr kundig in diesen Wegen gezeigt — er hat mich angehört, er hat mir sogar, und mit eigenen Worten, gesagt: laß den Schulmeister nichts davon wissen. — Schön! wir wollen unser Möglichstes thun!"

Während dieses heiteren Selbstgespräches schritt der treue Diener mit lustiger Miene dahin, den Hut keck aufs rechte Ohr gesetzt, beide Hände in den Hosentaschen, und im Maule eine von seines Herrn besten Cigarren. Er hielt bei seinen Ausgängen stets die Mitte der Straße und schlenderte mit ausgesuchter Faulheit dahin. Die gute Seele that dies, um ihre Kollegen zu ärgern, die im Eifer des Geschäfts durch die Straßen hin und her rannten, im Schweiße ihres Angesichts ihr Brod verdienen mußten und sich nicht wenig über den dummen und faulen Kollegen ereiferten. Vor allen Läden blieb dieser stehen, schaute nach den ausgestellten Waaren und nach den Dienstmädchen in der ganzen Stadt, und obgleich Pierrot, wie schon bekannt, außerordentlich häßlich war, so sprachen doch die hübschesten Mädchen mit ihm: erstens weil er immer die Taschen voll Geld und gestohlenem Zuckerwerk hatte, zweitens und hauptsächlich aber darum, weil er die häßlichen Kolleginnen nie auch nur eines Blickes würdigte. Er führte diese Taktik so pünktlich und meisterhaft durch auf der Straße, auf Promenaden, auf Bällen, indem er nur mit den Schönsten des schönen Geschlechts sprach und tanzte, daß er immer gesucht war und sich jede, die mit ihm gesehen wurde, einbildete, nicht zu den Häßlichen zu gehören. — Die Züge seines Gesichts, die zu Hause in der Wohnung seines Herrn eine unendliche Schlaffheit und Dummheit aussprachen, veränderten sich auf eine merkwürdige Art, wenn er so allein auf der Straße dahin schritt. Da zog er sein breites Maul spitzig, wie das eines Karpfen, zusammen, seine Augenbrauen senkten sich herab aus

ihrer lächerlichen Höhe und beschatteten, wie bei anderen Menschen auch, seine nun freundlichen, ja schelmischen Blicke.

Der treue Joseph pflegte auf seinen langen und häufigen Spaziergängen stets das Angenehme mit dem Nützlichen zu vereinigen.

Das Angenehme bestand in diesem Herumlungern an sich, das Nützliche dagegen zog er aus allen möglichen Spionagen, aus kleinen Einkäufen, die er auf Rechnung seines Herrn, aber für sich selbst besorgte, namentlich aus Abzügen an Rechnungen, die er bei den Kaufleuten aus reiner Vergeßlichkeit machte.

Heute Morgen aber hatte er seinen Rapport beim Justizrath. Da die bestimmte Stunde hiezu noch nicht gekommen war, so schlenderte er zu seinem eigenen Nutzen und Frommen in den Straßen umher. Bei dem alten Stillfried'schen Hause pflegte er häufig vorüber zu gehen. Er betrachtete dieses große, stattliche Gebäude gern und lange, er kam sich selbst wie der Erbe desselben vor, war aber noch nicht mit sich ins Reine darüber gekommen, ob es nützlicher sei, das Haus dereinst zu verkaufen oder selbst zu beziehen. Er neigte sich aber sehr zur letzteren Ansicht hin. Er, im jetzigen Augenblicke der einzige Bediente seines Herrn, mußte nothwendiger Weise zum ersten Kammerdiener vorrücken. Zu diesem Geschäfte gehörte eine anständige Wohnung, und einige Zimmer droben im zweiten Stock waren gar nicht zu verachten; das Haus hatte überdies so kühle, angenehme Räume und einen außerordentlich großen und wohlangefüllten Weinkeller. Bis dahin wäre der lustige Rath ebenfalls beseitigt, und Joseph, der treue Joseph, hatte alsdann alle Macht in der ganzen Wirthschaft.

Das waren seine angenehmsten und liebsten Träume und sie drängten sich seinem Geiste beständig auf, sowie er sich dem alten

Stillfried'ſchen Hauſe näherte. Die bejahrten, gebrechlichen Leute, die man jetzt dort noch duldete, würden ſpäter ſchleunigſt entfernt. Pierrot aber hatte ſich feſt entſchloſſen, ihnen keine Penſion auszahlen zu laſſen. Er haßte ſie gründlich, wie er überhaupt alle ehrlichen Leute haßte. „Du lieber Gott“ — konnte er zu ſich ſelbſt ſagen — „wie lange Jahre haben die Leute dort in ihrem Fett geſeſſen! Was für Kapitalien müſſen ſie zuſammen gehäuft und auf die Seite gebracht haben! Es iſt in der That unverantwortlich: denn, wenn ich das Ding im rechten Lichte anſehe, ſo beſtehlen ſie eigentlich nicht meinen Herrn, ſondern mich, dieſe Gauner! mich um mein Bischen ſauer erworbenes Brod — pfui Teufel!“ Damit ſpuckte Joſeph heftig auf die Seite und nahm ſich vor, dieſes Mal bei dem alten Stillfried'ſchen Hauſe vorüber zu gehen, ohne dem alten Jakob und Martin, dem Kutſcher, die am Thore ſtanden, einen Blick, geſchweige denn ein Wort zu gönnen.

Doch ſein gutes Herz ſiegte, wie ſo oft in dieſem Leben, und er konnte ſich nicht enthalten, ſeine Schritte, die einen großen Bogen um das Haus herum beſchreiben wollten, gerade auf dasſelbe und die beiden alten Diener hinzulenken. Er nahm dabei eine ſo feierliche Miene, wie nur immer möglich, an und hielt den Kopf ſehr ſteif und ſtark nach der rechten Seite hin, wodurch ihm beinahe der Hut heruntergefallen wäre. Hiedurch aber erhob ſich ſeine Naſe außerordentlich hoch, das Maul mit der Cigarre ebenfalls, und er war auf dieſe Art im Stande, majeſtätiſch auf ſeine beiden Kollegen herab zu blicken.

Die beiden alten Leute, die ihn ſo mit ſteifen Knieen und weiten Schritten plötzlich auf das Haus losſteuern ſahen, konnten ſich eines Lächelns nicht erwehren, als Joſeph nun zu ihnen trat und ſich in ſehr herablaſſendem Tone nach ihrem Befinden erkun-

digte. Hiebei ſtellte er ſein rechtes Bein auf die oberſte Stufe der Steintreppe vor dem Hauſe, zog ein gelbſeidenes Sacktuch (ſeines Herrn) aus der Taſche und fächelte den Staub von ſeinen Schuhen und Gamaſchen.

„Ich hatte mir nicht eingebildet,“ ſagte der alte Kammerdiener Jakob mit einem ruhigen Lächeln, „daß der Herr Joſeph es noch der Mühe werth gefunden hätte, uns einen guten Morgen zu wünſchen.“

„O,“ ſagte Martin, „es iſt ſehr ſchön, wenn man nicht ſtolz iſt.“

Pierrot that ein paar große Züge aus ſeiner Cigarre und ſagte, an ihm habe es nie gelegen, daß die Dienerſchaft beider Häuſer, die doch eigentlich zuſammen gehörten, oftmals in Unfrieden gelebt.

„Die Dienerſchaft beider Häuſer?“ ſagte der Kammerdiener; „und wer iſt denn eigentlich die Dienerſchaft des eurigen? Habt Ihr euch vermehrt, oder behilft ſich der Herr Eugen immer noch ſo mit euch, Monſieur Joſeph?“

„Von „Behelfen“ kann gar keine Rede ſein,“ ſagte ſtolz der Diener des jüngeren Hauſes; „glauben Sie mir, Herr Kammerdiener, wir thun unſere Pflicht aufs Genaueſte, und dieſer Kopf und dieſe beiden Hände thun gerade ſo viel allein, als in gewiſſen anderen Häuſern geſchieht, wo es Kammerdiener, Kutſcher, Haushälterinnen, Köchinnen für eine einzige alte Dame gibt.“

„Das muß ſchon wahr ſein,“ ſagte Martin, der Kutſcher, lachend; „es nimmt mich eigentlich auch Wunder, wie er mit den beiden Händen und einem ſolchen Kopfe das ganze Geſchäft allein betreibt, wenn man obendrein bedenkt, daß es keine Stunde des

Tages gibt, wo man nicht eure ganze Dienerſchaft im Bierhauſe oder auf der Straße findet."

„Ich will Ihnen etwas ſagen, Monſieur Joſeph," meinte der Kammerdiener; „unſer Haus hier iſt ein Haus, ein reſpektables Haus, wie ſichs gehört, reſpektabel von oben bis unten, bis zu der Dienerſchaft und das eurige . . ."

„Nun, was iſt das unſrige?" fragte der getreue Pierrot.

„Nun, das eurige — Gott ſei es geklagt! — iſt ebenfalls ein Haus und ebenfalls . . ."

„Was ebenfalls?"

„Reſpektabel, gerade ſo, wie ſeine Dienerſchaft."

„Ich glaube," ſagte Joſeph einiger Maßen gereizt, „das ſoll eine verdeckte Grobheit ſein!"

„Sehr verdeckt iſt ſie gerade nicht!" lachte Martin, der Kutſcher, „aber man kann Ihnen nicht anders begegnen; ich weiß wahrhaftig nicht, lieber Freund Joſeph, Euer Geſicht hat etwas ſo außerordentlich Herausforderndes, es iſt, was man ſo auf Deutſch ein Ohrfeigengeſicht nennt. Nichts für ungut, lieber Joſeph, Ihr wißt, Ihr habt oft ſelbſt geſagt, ich ſei ein barſcher, grober Kerl, und das iſt bei Gott wahr; ich kann es mir nun einmal nicht abgewöhnen."

Die Dienerſchaft des jüngeren Hauſes ſah nach dieſer allerdings keineswegs ſehr ſchmeichelhaften Aeußerung bald den Einen, bald den Anderen fragend an. Eine Grobheit wollte er gerade nicht erwiedern — er hielt es unter ſeiner Würde — und etwas Beißendes, Pikantes, Niederſchmetterndes, das er ihnen geſagt hätte, fiel ihm unglücklicher Weiſe nicht ein. Er dachte aber dafür: lacht nur, ihr alten Gauner, es wird doch einſtens die Zeit kommen, wo ich in dieſes Haus und zwiſchen euch hineinfahren

werde wie ein böſes Wetter, und da ſoll alsdann keine Schonung gelten.

Sichtlich beruhigt und innerlich erfreut durch dieſe kollegialiſchen Gedanken, ſetzte Joſeph, gleichmüthig ſcheinend, den linken Fuß auf die Treppe und ſtäubte auch deſſen Schuh und Gamaſche mit dem gelbſeidenen Sacktuche ab.

„Er ſchüttelt an unſerer Pforte den Staub von ſeinen Füßen,“ ſagte der alte Kammerdiener, „und man kann es ihm eigentlich nicht übel nehmen, daß er uns verwünſcht und verflucht. Wir führen ein ſo ruhiges, behagliches Leben; unſer Dienſt iſt unter uns viele vertheilt, und dann tragen wir nur Waſſer auf einer Schulter; wir brauchen — Gott ſei Dank! — nicht zweien Herren zu dienen.“

Pierrot zuckte mit den Augen, ſein Herz wurde zornig und beſtürzt und in Folge deſſen ſein Maul ſo breit, daß die Cigarre faſt herausgefallen wäre. Doch bezwang er ſich in ſo weit, daß er dem Kammerdiener nur einen Blick der tiefſten Verachtung zuſchleuderte und ſich dann achſelzuckend zu Martin wandte, als wollte er ſagen: „der alte Mann wird kindiſch und boshaft, laſſen wir ihm dieſe Grille!“

Martin aber lachte dem Pierrot ob dieſer Pantomime laut ins Geſicht und ſagte dann zu Jakob, dem Kammerdiener: „Es mag nun ſein, wie es will, und man ſoll unſerem Freunde Joſeph alles Schlechte nachſagen: Eins aber iſt und bleibt wahr, er hat ein gutes und vortreffliches Gemüth.“

„Ja wohl,“ antwortete der Kammerdiener, indem er ruhig und bedächtig eine Priſe nahm, „er kann nicht haſſen.“

„Wie jene Frau!“ fuhr der Kutſcher ungemein luſtig fort; „Jakob, ihr ſolltet unſerem Freunde dieſe Geſchichte erzählen.“

„Warum nicht?“ entgegnete dieſer und ſchob ſeine Doſe in die Taſche, „wenn er es wünſcht.“

Pierrot hatte zu allen möglichen guten Eigenſchaften auch die minder vorzügliche, daß er ſehr mißtrauiſch und neugierig war. Dieſe beiden Fehler ergänzten ſich und giengen Hand in Hand. Aus dem Mißtrauen entſprang die Neugierde und oft aus der befriedigten Neugierde das größte Mißtrauen. Da er aber im gegenwärtigen Augenblicke nicht thun wollte, als ſei ihm an jener Geſchichte beſonders gelegen, ſo wandte er den Kopf ab und ſchaute angelegentlich die Straße hinunter. Dabei ſtrengte er aber ſeine Ohren aufs äußerſte an.

„Die Geſchichte war ſo,“ ſagte der Kammerdiener: „Eine Frau, welche man wegen Diebſtahls und Spionage — auch wegen Spionage — kurz, wegen fortgeſetzten ſchlechten Lebenswandels aufgegriffen, wurde durch die Straßen der Stadt und zum Thore hinaus gepeitſcht. — Was that dieſe Frau nun, nachdem ſie draußen auf dem freien Felde gewartet, bis es wieder dunkel geworden? Sie kam zu einem anderen Thore wieder herein, indem ſie bei ſich ſelbſt ſagte: Ich kann nun einmal nicht haſſen!“

„So ergehts auch unſerem Freunde Joſeph,“ ſagte unbändig lachend der Kutſcher: „wenn wir ihn auch mit unſeren Worten rechts die Straße hinabpeitſchen und denken, er ſieht unſer Haus nicht mehr an, ſo kommt er nach ein paar Tagen links wieder herauf — er kann ebenfalls nicht haſſen!“

Pierrot war auf dieſe Erzählung und dieſe Worte hin einen Augenblick unſchlüſſig, wie er ſich zu benehmen habe. Er ballte ſchon ſeine Fäuſte zuſammen, um dem Kutſcher durch einen kräftigen Stoß auf den Magen zu antworten. Doch beſann er ſich eines Beſſeren. Er dachte an das große, einſame Haus, vor wel-

chem er ſtand, und meinte, es wäre möglich, daß jenſeit des harmloſen Thores deſſelben ein Hinterhalt laure, der ihn dort hineinziehe und grauſam behandle und vielleicht — dieſen Kerlen war Alles zuzutrauen — ſeinem koſtbaren Leben ein ſchleuniges Ende zu bereiten gedachte.

Deßhalb begnügte er ſich damit, ſeinen Hut ſo ſchief auf den Kopf zu drücken, daß er faſt ſein ganzes rechtes Ohr bedeckte. Dann ſpie er vor den Beiden verächtlich auf den Boden, ſteckte ſeine Hände ſtolz in die Hoſentaſchen und gieng mit dem Ausdrucke der ſouverainſten Verachtung von dannen. Doch wollen wir ſein zartes Gefühl nicht ſo weit verdächtigen, indem wir ſagen, dieſe auffallende Scene habe den getreuen Joſeph nicht bis ins Innerſte ſeiner Seele verletzt. Er ballte ſeine Hände krampfhaft in den Taſchen und that einen feierlichen Schwur, er wolle ſich für die Behandlung, welche ihm die beiden alten Eſel angethan, aufs Entſetzlichſte rächen.

Im Grunde aber hatten die Beiden nicht ſo Unrecht gehabt, wenn ſie ſeinen Charakter mit dem jener hinausgepeitſchten Frau verglichen. Es war in der That der Wahrheit gemäß: Joſeph konnte nicht haſſen, und wie er ſo die Straße hinabſtieg, Sonnenſchein rings umher, wie ihm ſo viele fröhliche Geſichter begegneten, ſo mancher Kamerad, der ihn mit pfiffig zugekniffenem Auge grüßte, ſo viele hübſche Dienſtmädchen, die ihm aufs freundlichſte guten Tag ſagten, da öffnete er langſam ſein finſter verſchloſſenes Herz wieder und ließ durch ſeine Bruſt beſſere und ſanftere Gefühle ziehen. Sein Geſicht glättete ſich ebenfalls und nahm einen gleichmüthigen, heiteren Charakter an, ſo ungefähr wie Pierrot auf dem Theater, wenn er jetzt endlich erfahren hat, wo ſich die Schüſſel mit geſchmelzten Maccaroni befindet.

So gelangte er vor das Haus des Juſtizrathes Doktor

Werner. Ehe er in die Hausthüre trat, warf er einen Blick auf die benachbarte Kirchthurmuhr. Richtig! es war genau um die eilfte Stunde, die Zeit ſeiner gewöhnlichen Audienz. Joſeph nahm ſchon unten im Hausgange ſeinen Hut herunter — wir hätten beinahe zu ſagen vergeſſen, daß er ſchon hundert Schritte vor dem Hauſe ſelbſt ſeine Cigarre weggeworfen und ſich den Mund mit dem gelbſeidenen Sacktuche aufs ſauberſte abgewiſcht — der getreue Pierrot alſo nahm ſeinen Hut in die rechte Hand und ſtieg die Treppen hinauf in den erſten Stock, öffnete geräuſchlos eine Glasthür, die nur angelehnt ſchien, ſchaute ringsum, als in dieſem Augenblicke aus einer Thüre neben der Treppe ein alter Bedienter heraustrat mit dem mürriſchſten Geſichte von der Welt.

Dieſer Bediente hatte ganz das Ausſehen eines bösartigen Hundes, dem es das größte Vergnügen macht, einem fremden Ankömmlinge in die Waden zu beißen, und der ſelbſt den Wohlbekannten knurrend und zähnefletſchend umſchleicht, als ſei er eben im Begriff, alle beſſeren Gefühle zu verläugnen und ſelbſt über die eigene Freundſchaft herzufallen. Die Frage, die der Bediente jetzt that: „So, ſeid Ihr's, Joſeph?“ erklang wie die Stimme des Oger, der zuerſt die armen unſchuldigen Kinder zu ſich herein lockt, um ſie alsdann aufzufreſſen. Darauf wiſchte er ſich mit ſeiner großen Hand das Maul und ſagte: „Spaziert nur herein, Ihr müßt einen Augenblick warten, der Herr Juſtizrath ſind ſoeben beſchäftigt.“

Joſeph that, wie ihm geheißen, und trat in das Stübchen neben der Thüre. Er ſtellte ſich beſcheiden neben den Ofen, hielt ſeinen Hut in beiden Händen und ſchaute den anderen Bedienten mit dem dümmſten Geſichtsausdruck an, deſſen er fähig war. Jener ſchlich brummend im Zimmer auf und ab; bald warf er hier einen Pack Akten vom Tiſch herunter, bald hob er dort ein

anderes Bündel auf und legte es auf den Stuhl. Joſeph ſchaute ſeinen Bewegungen aufmerkſam zu, und als der mürriſche Bediente ihn einen Augenblick anſah, erlaubte er ſich die Frage, wie ſich der Herr Kollege wohl eigentlich befinde.

Der alſo Angeredete blieb mit Einem Male plötzlich ſtill ſtehen, hielt wie erſtaunt ein ſchweres Aktenbündel, das er eben auf den Boden werfen wollte, in der Hand und antwortete: „Es wird wohl Niemanden in der Wel: viel kümmern, wie ich mich befinde!“

Joſeph zuckte mit den Achſeln und ſchaute anſcheinend ganz gleichgültig zum Fenſter hinaus, doch behielt er dabei immer den herumſchleichenden Alten im Auge; denn er hatte die ſchreckliche Idee, daß das beſtändige mürriſche, bösartige Weſen deſſelben von einem tiefgewurzelten Gemüthsübel herrühren müſſe, von einem verſteckten und auf einmal wiederkehrenden Wahnſinn zum Beiſpiel. Auch erſchien es ihm gar nicht unmöglich, daß der Alte früher einmal von einem tollen Hunde gebiſſen worden ſei, welch' ſchreckliche Krankheit nun in jedem Augenblicke ausbrechen könne. So viel war richtig: der alte Mann hatte eine merkwürdige Angewohnheit, welche darin beſtand, jeden Augenblick den Mund ohne alle weitere Urſache zu öffnen und dann wieder zuzuklappen, ſo daß die Zähne mit Geräuſch auf einander fielen; er ſchien mit Einem Wort nach etwas Unſichtbarem zu ſchnappen. Und dies beſonders erregte dem getreuen Pierrot einen wahren Abſcheu und, wenn er längere Zeit, namentlich des Abends, auf den Juſtizrath warten mußte, oftmals eine unausſprechliche Angſt.

Heute wurde er indeſſen bald erlöst. Im Nebenzimmer wurde die Klingel gezogen, der alte mürriſche Bediente gieng hinaus, nicht ohne vorher wenige Zoll vor der Naſe Joſeph's ſeine Zähne heftig zuſammen zu klappen. Und als er wieder

zurückkam, öffnete er blos die Thüre und sagte: „Er soll hinein kommen!“

Joseph schlürfte behende über den Corridor und hielt dabei seinen Hut auf den Rücken, um sich auf solche Art vor einem hinterlistigen Angriff oder Biß zu schützen. Er hörte deutlich, wie der Alte drüben, ehe er seine Thüre zuschloß, noch ein paar Mal heftig die Zähne zusammen schlug, als lechze er nach seinem entschwundenen Bissen.

Der Justizrath saß in seinem Zimmer an einem Schreibtische, der mit Akten und Büchern bedeckt war. Auf dem Boden lagen Zeitungen, beschriebene Papiere und Fascikel aller Art. Der Justizrath hatte die Gewohnheit, ein gelesenes Blatt, eine fertige Arbeit auf den Boden zu werfen, wo es die Schreiber nachher zusammen suchten und zur Ausarbeitung mit in ihre Zimmer nahmen.

Joseph blieb an der Thüre stehen — sein Gesicht hatte den gewöhnlichen dummen Ausdruck angenommen, doch beschattete eine gewisse Schwermuth seine breiten Züge.

Der Justizrath blickte einen Augenblick in die Höhe, dann schrieb er wieder eifrig fort, warf hier ein Blatt Papier auf den Boden und legte die Blätter neben sich. Mit einer Handbewegung befahl er dem Bedienten, näher zu treten, schloß hierauf eine kleine Schublade seines Schreibpultes auf und nahm ein Buch heraus, das er vor sich hin legte. Da es uns, die wir unsichtbar zugegen sind, erlaubt ist, einen kleinen Blick über die Schultern des Justizrathes in jenes Buch zu thun, so wollen wir dem geneigten Leser anvertrauen, daß in demselben alle Rapporte des getreuen Pierrot aufs Genaueste von der Hand des Justizrathes aufgezeichnet und von jenem eigenhändig unterschrieben waren. Es war dies ein förmliches Protokoll, das über jeden Rapport

aufgenommen wurde, und der Juſtizrath bezweckte damit einestheils, ſeinem Gedächtniſſe zu Hülfe zu kommen, um nach Wochen, Monaten, erſehen zu können, was an dieſem oder jenem Tage im Hauſe des jungen Eugen vorgefallen, anderntheils aber auch, den treuen Joſeph zu zwingen, ſich der vollkommenſten Wahrheit und Gründlichkeit zu befleißigen; denn ein geſchriebenes Wort war nicht wegzuläugnen, und wenn etwas Widerſprechendes vorkam, ſo brauchte der Juſtizrath nur ein Blatt aufzuſchlagen, auf dem die gleiche Sache verzeichnet ſtand, um den Berichterſtatter davon zu überzeugen.

„Nun, was gibt's Neues?“ ſagte der Juſtizrath, nachdem er jenes Buch aufgeſchlagen, „was hat ſich in den letzten drei Tagen bei euch ereignet?“

„Es iſt faſt Alles beim Alten,“ ſagte Joſeph, und der wehmüthige Ausdruck ſeines Geſichtes gewann für einen Augenblick die Oberhand. „Die Beiden haben die gewöhnlichen Dinge gemacht; viel Geld iſt nicht ausgegeben worden; ſpät nach Hauſe kommen ſie auch nicht; auffallende Beſuche ſind auch keine da geweſen. Der Schulmeiſter paßt ärger auf als je; er hat jetzt, wie ich genau weiß, nicht blos das ganze Hausweſen, ſondern auch die Verrechnung ſämmtlicher Kapitalien und Gelder an ſich gezogen. Seine Unterſchrift gilt bei dem Banquier ſo gut wie die meines Herrn, und dabei läßt er ihn keinen Augenblick aus dem Geſicht. Es gelingt mir höchſt ſelten, ein Wort unter vier Augen anbringen zu können.“

„Ruhig, ruhig,“ ſagte lächelnd der Juſtizrath. „Gemach — gemach — Alles in der Ordnung! denn in einem ſolchen Durcheinander, wie du mir eben vorgetragen, kann ich nicht klar ſehen. Eines nach dem Anderen!“ — Er nahm damit eine Feder zur Hand und legte das Buch offen vor ſich hin.

„Alſo keine Beſuche von Bedeutung da geweſen? — Niemand Fremdes, den wir noch nicht notirt?“

„Niemand!“ ſagte Joſeph nachdrücklich.

„Und von älteren Bekannten,“ fuhr der Juſtizrath fort, „keiner ſehr häufig dageweſen oder auffallend lange geblieben?“

„Niemand, daß ich wüßte,“ ſagte der Bediente nach abermaligem Beſinnen.

„Und die bewußte kleine Perſon, die wir unter der Hand ſo außerordentlich empfohlen — wie hieß ſie doch?“

„Mamſell Pauline,“ antwortete Joſeph.

„Richtig, dieſelbe!“ ſagte der Juſtizrath, „ſie hat ſich nicht mehr ſehen laſſen?“

„O ja,“ antwortete ſeufzend der treue Diener, „ſie ließ ſich wohl noch einige Mal ſehen, wurde aber nicht angenommen.“

„Und wer wies ſie ab?“ fragte der Andere weiter.

„Mehrere Mal der Schulmeiſter,“ antwortete Joſeph, „einmal der Herr ſelber.“

„So, Eugen ſelber wies ſie einmal ab?“ ſagte der Juſtizrath nach einem kurzen Beſinnen. — „Mit der iſt alſo nichts mehr zu machen? Das iſt unangenehm!“ — Er machte nach dieſen Worten eine kleine Bemerkung in ſeinem Buche.

„Und der Zeitpunkt, an welchem ſie abgewieſen wurde,“ forſchte er alsdann weiter, „fällt, wie du ſchon einige Mal ſagteſt, genau in jene Zeit, wo er das erſte Bouquet vom Markte mit nach Hauſe brachte?“

„Ja wohl, Herr Juſtizrath,“ antwortete Joſeph.

„So erzähle mir nun,“ ſagte Jener und lehnte ſich in ſeinen Schreibſtuhl zurück, „was iſt in dieſer Angelegenheit in den letzten Tagen geſchehen?“

„Ach, Herr Juſtizrath,“ erzählte Joſeph, und die Melan-

cholie trat abermals auf ſeinem Geſichte auffallend zu Tage, „wenn es nur eine Möglichkeit gäbe, jenen verdammten Schulmeiſter aus dem Hauſe zu bringen! Die beſten Vorſätze, die mein Herr faßt, werden von dem Andern zu Schanden gemacht. In all' den drei Tagen ſind ſie nicht ein einziges Mal nach zwölf Uhr nach Hauſe gekommen. Eingeladen wird auch Niemand mehr, Champagner wird faſt gar keiner getrunken. Glauben Sie mir, Herr Juſtizrath, der Herr ließe ſich mit dem Mädchen in alle möglichen Geſchichten ein — aber wenn er einmal einen guten Entſchluß gefaßt, ſo theilt er ihn gewöhnlich dem Schulmeiſter mit, und der bringt ihn allzeit wieder herum.“

„Mir ſcheint,“ antwortete der Juſtizrath ſehr ernſt, „du fängſt an, die Geſchichte einigermaßen lahm zu betreiben, Monſieur Joſeph. Du gibſt dir keine rechte Mühe mehr! Ich glaube faſt, du dienſt mir nicht, wie du ſollteſt! Denk an unſeren Vertrag und vergiß nicht, was dort oben in jener Ecke der Aktenfascikel mit weißer Schnur umbunden für eine Bedeutung hat. Wenn ich mich genöthigt ſehe, ihn zufälliger Weiſe einmal wieder zu öffnen und eine Partie daraus hervorzuſuchen — du kennſt dieſe Partie, ſie iſt ungefähr folgender Maßen unterſchrieben: Wichtige Indicien gegen Joſeph Schlimmbach, in Betreff der Falſchmünzer-Geſchichte von A und B — ſo — nun du verſtehſt mich?“

Der Juſtizrath hatte dieſe Worte mit außerordentlicher Langſamkeit geſprochen und blätterte nachher in ſeinem Buche, wodurch er dem getreuen Joſeph Zeit ließ, einen ſchüchternen Blick nach der betreffenden Ecke zu ſenden. Dort lag der beſchriebene Fascikel ſehr bemerkbar, breit und ſchwer, ja ordentlich herausfordernd, und die weiße Schnur, die darumgebunden, war

eigentlich mehr Strick als Schnur und machte auf die geängstigte Seele des treuen Pierrot einen sehr unangenehmen Eindruck.

Doch kehrten nach einigem Besinnen seine Blicke zuversichtlicher zum Justizrathe zurück, er räusperte sich gelinde und sagte alsdann: „Der Herr Justizrath thun mir wahrhaftig Unrecht, ich thue gewiß, was in meinen Kräften steht. Heute Morgen gelang es mir denn auch, einige nicht unwichtige Worte anzubringen — versteht sich, bei dem Herrn allein — die nicht ohne gute Folgen bleiben können."

„Also doch!" sagte der Justizrath lächelnd.

„Gestern Abend hörte ich in meinem Nebenzimmer," fuhr Joseph fort, „wie der Schulmeister sich wie gewöhnlich bemühte, dem Herrn diese Angelegenheit aus dem Kopfe zu reden, und wie er sich hoch und theuer verschwor, zu etwas dergleichen nie seine Hand reichen zu wollen, zu einer Sache, die doch nur zum Unglück des Herrn ausschlagen könne."

„Zu seinem Unglück!" wiederholte der Justizrath nachdenkend, und fuhr forschend fort: „Und auf welche Art zu seinem Unglück, meinte er wohl? Sprach er sich nicht darüber aus?"

„Nicht ganz genau," entgegnete Joseph. „Ich glaube aber, er meinte wohl, daß eine Heirath mit der Tochter der Gemüsehändlerin . . ."

„Ah so!" lächelte der Justizrath, ihn unterbrechend, „da scheint mir der schlaue Schulmeister doch auf einer falschen Fährte zu sein. — Aber weiter in deinem Bericht!"

„Ich sprach ihm also davon," fuhr Joseph fort, „daß ich eine Bekannte habe, die einen Weinschank hält in der Nähe des Hauses der Frau Schopfelmann, und daß man von einem Fenster dieser Schenke in das Zimmer der schönen Katharina sehen könne."

„Und dem iſt ſo?“ fragte der Juſtizrath aufmerkſam.

„Gewiß!“ antwortete Joſeph, „und ich ſchlug ihm vor, ich wolle ihn an einem der nächſten Abende in jenes Haus führen; man könne, ſagte ich ihm, ganz genau hinüberſehen, man könne zuſammen ſprechen, ja das Fenſter der ſchönen Katharina ſei vom Boden beinahe mit der Hand zu erreichen.“

„Gut, gut,“ ſagte der Juſtizrath. „Und wie nahm er dieſe Nachricht auf? Mit großer Freude?“

„Ja, es ſchien ihn ziemlich zu intereſſiren, auch befahl er mir, ich ſolle ja dem Schulmeiſter hievon nichts mittheilen.“

„Das iſt das Beſte,“ ſagte der Juſtizrath. „Aber,“ ſetzte er nach einem längeren Nachſinnen hinzu, „wie lange wird es dauern, daß er ſich für jenes Mädchen intereſſirt? und wird ſein Intereſſe ſo groß ſein, daß er etwas dafür wagt? Und wagen muß er, ſonſt hilft uns auch dieſer Plan wieder nichts. — Er muß zur Nachtzeit in das Zimmer des Mädchens dringen,“ ſagte er zu ſich ſelber ſo leiſe, daß Joſeph nichts davon verſtand, „er muß dort überraſcht werden, durch mich feſtgehalten, es muß etwas mehr dahinter ſtecken, als eine gewöhnliche Liebesgeſchichte, ich muß mich veranlaßt ſehen können, ſeine Wohnung unterſuchen zu laſſen und ſeine Papiere mit Beſchlag zu belegen.“

„Und was das Andere betrifft,“ fragte Joſeph ſchüchtern nach einer Pauſe, „das, worüber ich ſchon einige Male berichtete, was den Herrn Juſtizrath ſehr zu intereſſiren ſchien, darin läßt ſich alſo nichts thun?“

Der Juſtizrath gab auf dieſe Frage nicht ſogleich Antwort, doch ſtand er von ſeinem Schreibſtuhle auf, legte die Hände auf den Rücken und gieng einige Minuten nachdenkend auf und nieder. Er wußte ganz genau, was ſein getreuer Helfer ſagen wollte, und es war ihm von der größten Wichtigkeit, denn es handelte

ſich um jenes Etwas, das er mit Einem Griff hätte erreichen können, und das auf Umwegen zu erlangen er die weiteſten und feinſt geſponnenen Netze legte: jenes Päckchen nämlich mit rothen Bändeln, ſchwarz verſiegelt. Joſeph hatte ihm ſchon einige Mal geſagt, daß des Nachts, wenn Eugen Stillfried allein in ſeinem Schlafzimmer war oder ſich wenigſtens allein glaubte, er alsdann zuweilen ſein Schreibpult öffne, eine kleine Kaſſette herausnehme, dieſe aufſchließe und ein kleines Päckchen betrachte mit rothen Bändeln, ſchwarz geſiegelt.

Wie hatte der Juſtizrath gezittert, als er die erſte Kunde hievon erhielt! Einen Auftrag an Joſeph, ein paar falſche Schlüſſel, die leicht anzufertigen waren — und er hatte erreicht, mit Einem Male erreicht, wonach er mit ganzer Seele, wonach er ſo ſehnſüchtig verlangte. Aber er hatte nicht den Muth, ſeinen Helfer wiſſen zu laſſen, um was es ſich eigentlich bei Eugen Stillfried handle, was er zu erreichen gedachte, was er bezweckte, indem er ihn, Joſeph Schlimmbach, den Falſchmünzer, zum Aufpaſſer ſeines Herrn geſetzt. Er zitterte ſchon bei dem Gedanken, daß Jener die geringſte Ahnung davon haben könne, welchen unſchätzbaren Werth jenes Päckchen für ihn habe. Er traute dem ehrlich ſcheinenden Gauner nicht, der vor ihm ſtand, und wenn er ihm heute den Auftrag gegeben hätte: ſtiehl mir jenes Packet aus dem Schreibpulte deines Herrn! ſo hätte er ſich einen Augenblick verzweiflungsvoll an die Stirn geſchlagen, daß er einen Theil ſeines Geheimniſſes Jenem verrathen. Nein! nein! ihm war es genug, zu wiſſen, wo ſich jenes Päckchen wohlverwahrt befinde. Er hatte nicht Luſt, es in die Hände des getreuen Pierrot fallen zu laſſen, denn er wußte wohl, welche Schlauheit ſich bei dieſem unter der Maske der Dummheit verbarg. Konnte er nicht neugierig ſein und den Inhalt jener Papiere erfahren, und konnte darauf der Falſch-

münzer, deſſen Freiheit, ja, deſſen Leben in ſeiner Hand lag, nicht mit jenen entſetzlichen Zeugniſſen bewaffnet vor ihn hintreten und ihn, den Mann ohne Tadel, den gefürchteten Richter, zum elenden, erbärmlichen Sclaven machen?

Er ſchauderte jedes Mal bei dieſem Gedanken, und ſo oft ihm Joſeph von der geheimnißvollen Schublade ſprach, ſchüttelte er, freilich gezwungen lächelnd, den Kopf und ſagte: „Gott ſoll mich bewahren, daß ich dich einen Diebſtahl begehen heiße, davor nimm dich ja in Acht! Ein ſolches Wegnehmen gewiß an ſich unbedeutender Papiere müßte für dich zu böſen Häuſern führen. Ich ſelbſt könnte dich dann nicht mehr retten. Diebſtahl an ſeinem Herrn! — Laß mich ja nicht weiter von dir darüber hören!“

Damit war der Rapport für heute geſchloſſen. Der Juſtizrath legte ſein Buch weg und ſagte alsdann: „Du haſt nun vor der Hand nichts Dringenderes zu thun, als deinen Herrn, ſo bald wie möglich, in jenes Haus zu führen. Geſchieht dies des Abends, und kann er ſie bei der Gelegenheit ſprechen — du wirſt mich begreifen — ſo iſt das deſto beſſer.“

Hierauf winkte ihm der Juſtizrath mit der Hand, und Joſeph verließ mit einer tiefen Verbeugung das Zimmer. Er eilte ſo ſchnell er konnte über den Korridor nach der Treppe; denn er fürchtete immer, der alte Bediente komme wieder zum Vorſchein und ſchnappe auf ſeine gräßliche Art nach ihm.

Eilftes Kapitel.

Die Gebrüder Schoppelmann erfreuen ſich einer eigenthümlichen Jagd, und während wir dabei von anmuthigen Liedern hören, machen wir die traurige Erfahrung, wie viel Verdorbenheit im Allgemeinen unter den Menſchen zu finden iſt.

Wenn man durch den Hof des Schoppelmann'ſchen Hauſes in jenes Gewölbe oder jene Vorhalle trat, welche dem geneigten Leſer aus dem erſten Kapitel unſerer, der Wahrheit getreuen Geſchichte bereits bekannt iſt, ſo hatte man über ſich das Zimmer der ſchönen Katharina. Das Haus hatte auch neben dieſem weiter keine Gemächer, welche von der Schoppelmann'ſchen Familie benutzt worden wären; doch befand ſich neben dem Zimmer Katharinens eine kleine ſteinerne Wendeltreppe, welche in einen oberen Stock führte, deſſen Apartements von der Madame Schoppelmann, wie wir ebenfalls bereits wiſſen, vermiethet waren.

Hier wohnten unter Anderen Jungfer Clementine Strebeling und die ſündhafte Choriſtin des königlichen Hoftheaters. Das Gewölbe unten, das Komptoir der Madame Schoppelmann, hatte

außer dem Thore, das in den Hof führte, rechts und links Seitenthüren. Dieſe führten links in das Schlafgemach der Wittwe ſelber, und die Fenſter dieſes Schlafgemaches giengen auf den Hof, auf welche Art denn die Beſitzerin faſt ihr ganzes Waarenlager, Todtes und Lebendiges, das heißt Gemüſe- und Kartoffelhaufen, Obſt, Getreide, Geflügel, Ferkel und dergleichen, im Auge hatte. Die Thüre rechts gieng aus dem Gewölbe in ein anderes Zimmer, eine Art Vorrathskammer. Hier befanden ſich Fiſche, Wildpret, feinere Obſtſorten und dergleichen Dinge an den Wänden aufgehängt oder in Kiſten und Kaſten aller Art und die Fiſche in Zubern mit friſchem Waſſer.

Dieſe Vorrathskammer bildete eine Ecke des Hauſes; an ſie gränzte rechts ein Pferdeſtall, links ein Zimmer, in welches wir uns nun begeben wollen, da wir genöthigt ſind, demſelben, ſowie deſſen Bewohnern, einige Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Es iſt nämlich das Wohn-, Schlaf- und Arbeitszimmer der beiden Herren Schoppelmann. Die Fenſter dieſes Zimmers giengen auf die benachbarte Straße, und das Gemach ſelbſt bildete mit der Mauer, in welcher im Entreſol das Schlafzimmer der ſchönen Katharina war, einen rechten Winkel. Die Gaſſe, die hinten vorbei gieng, war kaum als ſolche zu nennen und ſo unbedeutend, daß man es nicht einmal der Mühe werth gefunden hatte, ihr einen Namen zu geben. Sie war an den meiſten Stellen nicht fünf Fuß breit und erweiterte ſich nur gerade hinter dem Schoppelmann'ſchen Hauſe durch die Ecke, welche dieſes in ſich bildete, einigermaßen. Nur durch dieſe ſchmale Gaſſe getrennt, befand ſich neben der Wohnung der beiden Schoppelmann das Nachbarhaus, ein altes, melancholiſches Gebäude mit ſchiefem Dach und engen Fenſtern, die durch die vielen Flüſſigkeiten aller Art, welche man dort befugter oder unbefugter Weiſe herausgoß, und deren Spuren an

der Mauer deutlich ſichtbar waren, wie eben ſo viele triefende Augen ausſahen.

Dieſes alte Haus war eine Art Penſionat mit kleinen, elenden Zimmern, einer noch erbärmlicheren Küche — ſowohl das Gemach ſelbſt, als die Produkte, welche aus derſelben hervorgiengen. In dieſem Hauſe wohnten junge Leute, die auf eine Anſtellung warteten, oder die ſich auf ein Examen vorbereiteten, arme, unbekannte Künſtler, die ein Portrait für fünf Gulden malten, junge Schullehrergehülfen, die es vorzogen, ſtatt unter den Augen des Schulmonarchen und Gattin, hier ihr dürftiges Brod in Ruhe und Frieden zu genießen.

Letztere waren wohl die vornehmeren Bewohner dieſes Hauſes; ihrer vier hatten zwei der beſten Zimmer, und die Fenſter derſelben giengen nach jenem kleinen Winkel des Schoppelmann'ſchen Hauſes. In dieſen zwei Zimmern befand ſich ein einziges Klavier, das aber abwechſelnd von einem der vier Schulgehülfen maltraitirt wurde und auf dieſe Art den ganzen Tag in den verſchiedenſten Mol-, Dur- und Mißtonarten der geſammten Nachbarſchaft ſein jammervolles Daſein kund gab. Glücklicherweiſe war aber die Nachbarſchaft, welche gezwungen war, dieſen Concerten zuzuhören, weder zahlreich noch unduldſam. Die ſchöne Katharina, welche dieſe Muſik aus erſter Hand hatte, ſog, wie auch ein Schmetterling in den giftigſten Blumen Honig findet, aus dieſem Klaviergeſeufze angenehme Erinnerungen beſſerer Klänge, die ſie ſchon gehört. Das Ohr der Frau Schoppelmann Mutter war durch das Gackern ihrer Hühner, das Grunzen ihrer Ferkel, ſowie durch die harten Stimmen ihrer Kolleginnen nicht verwöhnt, weßhalb ihrem Ohre die Klagetöne von dort drüben durchaus nicht wehe thaten. Was die jungen Schoppelmänner Söhne anbelangte, ſo waren dieſe wohl die Einzigen, die an den Finger-

übungen der Schulgehülfen einiges Wohlgefallen hatten. Es war doch wenigstens Musik; und wenn Die drüben mit Accompagnement einer Flöte und Violine arbeiteten, so übertönten diese Instrumente die Stimmen der jungen Scherrelmänner v[illegible]men, und sie konnten über ihre Plane und Entwürfe e[illegible] ziemlich laut sprechen, ohne daß sie hätten fürchten müssen, von der Mutter gehört und verstanden zu werden. Bewegte sich aber die Musik drüben in leisen, klagenden Melodieen, so ließ sich vortrefflich dabei einschlafen, — ein Geschäft, dem die beiden jungen Leute, wenn sie zu Hause waren, auf's Eifrigste obzuliegen pflegten.

Neben dem musikalischen Hause war ein anderes angebaut, welches mit diesem einen stumpfen Winkel bildete, wodurch die eine Seite desselben sich der Ecke des Scherrelmann'schen Hauses wieder näherte und die Gasse dadurch bedeutend verengte.

Das Ganze bildete nun auf diese Art einen harmlosen, aber ziemlich schmutzigen Winkel.

Dieses letzte Haus war eine W[illegible]schenke, und zwar die, welche der getreue-Pierrot im vorigen Kapitel erwähnt. Die Wände derselben waren auf's Mannigfaltigste und sehr trübe gefärbt, die Fenster in ihnen erblindet und auf mehreren Stellen, wo Scheiben fehlten, mit Papier verklebt. Durch zahlreiche Dachrinnen von Blech und Holz schien man das ganze Regenwasser von sämmtlichen Häusern, die hier mit ihren Hintertheilen zusammen stießen, in diesen Winkel geleitet zu haben, wodurch derselbe bei nassem Wetter unsauber und schmutzig, ja für reinliche Leute fast ganz unzugänglich war.

An den Fenstern des musikalischen Hauses befanden sich morsche Blumenbeete, auf welche man neben einigen verdorrten und verwelkten Geranien und Reseden hie und da einen üppig

wuchernden Kapuziner ſah, der mit ſeinen breiten, ſaftig grünen Blättern und goldgelben Blumen eine angenehme Abwechslung des verſchoſſenen Braun und trüben Grau war, welches man hier allenthalben entdeckte. Zwiſchen dieſen Blumenreſten lag verſchiedenartiges Geſchirr, Milchtöpfe, alte Kaffeetaſſen und dergleichen, welche die ohnehin kleinen Tiſche des Zimmers verengten und nun hier zugleich mit halb geleerten Weinflaſchen und alten Tabakspfeifen, wie auf einer allgemeinen Etagère, ausgeſtellt waren.

Gemäß einer Uebereinkunft zwiſchen dieſen Häuſern, welche den Winkel bildeten, hatte man nach allen Richtungen Waſchſeile angebracht, und zu Zeiten, wo dieſe vollſtändig beſetzt waren, ſah dieſer Winkel aus wie ein kleines Zeltdach von allen möglichen Farben.

Das herabſtrömende Regenwaſſer floß auf dem Boden in ein paar offene Kanäle, die nach der Nebenſtraße zuliefen, um ſich dort mit ihrem unſauberen Inhalte ſogleich ſchamvoll unter dem Straßenpflaſter zu verlieren. Dieſe Kanäle, eine nicht ſehr angenehme Zugabe des Winkels, waren trotz ihrer Unſauberkeit und ihres Geruches eine Quelle großen Vergnügens für die beiden Herren Schorrelmann. Hier hielt ſich nämlich zu allen Zeiten des Tages eine Unzahl Ratten auf, die ſo frech und zudringlich waren, daß ſie ſich kaum von vorübergehenden Leuten verſcheuchen ließen; und dieſe Thiere waren von jenen beiden jungen Herren für jagdbar erklärt worden; ſie wurden von ihnen in Schlingen gefangen und geſchoſſen, und dieſe Beſchäftigung war ihnen ein ausgezeichneter Zeitvertreib.

Um in das Zimmer dieſer Beiden zu gelangen, brauchen wir nicht den großen Umweg durch das Thor über den Hof und durch eine Vorhalle zu machen. Die Fenſter dieſes Gemaches, von alten Zeiten her mit kunſtreichen, ſtarken Gittern verſehen, hatten

jene Herren behufs des ungenirten Besuches der nachbarlichen Weinschenke auf eine sehr sinnreiche Art praktikabel gemacht. Sie hatten eines der Gitter aus den Kloben gebrochen, die es in der Mauer fest hielten, und diese dahin abgeändert, daß eine kundige Hand das schwere Gitter so weit vom Fenster entfernen konnte, daß eine Person bequem hindurch zu schlüpfen vermochte.

Wenn wir hierauf das Gemach betreten, so merken wir vor allen Dingen, daß es mit der freundlichen, sauberen Einrichtung jenes der Schwester auf's Auffallendste contrastirte. Hier sah man nichts von reinlichen Wänden, hellen Vorhängen, frisch gewaschenem Fußboden: Alles hatte hier einen ursprünglichen Schmutzüberzug, und es wäre unmöglich gewesen, mit einiger Genauigkeit anzugeben, in welcher Farbe Decke, Wände und Fußboden einst dem Auge gelächelt. Alles hier sah aus wie eine Fortsetzung des Winkels draußen.

Das Meublement dieses Gemaches bestand aus zwei Betten mit Strohsäcken und Matratzen, die gewiß vor nicht langer Zeit sauber und ordentlich gewesen waren, doch sah jetzt Alles verwühlt und nachlässig aus. Die Decken zu diesen Betten hiengen auf den Boden hinab, die Kopfkissen befanden sich auf der Fensterbank als sanfte Unterlage für die aufgestemmten Arme desjenigen, der gerade hinaus sah. In der Mitte befand sich ein Tisch, darauf ein Paar schwere Ledergamaschen, ein runder Jägerhut, eine Fuhrmannspeitsche, ein Krug Bier mit zwei Gläsern.

Das einzige Saubere, was man im ganzen Gemache wahrnahm, waren zwei doppelte Jagdgewehre, die an der Wand hiengen, nebst Hirschfänger, Kugel- und Jagdtasche, sowie ein Paar große Reiterpistolen. Diese Gegenstände erblickte man, wie gesagt, auf's Beste geputzt, ja glänzend heraus strahlend aus dem allgemeinen Schmutzchaos.

Der älteste Sohn der Gemüsehändlerin, Fritz, der Fuhrmann, lag auf dem einen Bette ausgestreckt, beide Hände unter dem Kopfe, und schien auszuruhen von gehabten Anstrengungen. Doch schlief er nicht; vielmehr gab er auf's Genaueste Achtung auf die Bewegungen seines Bruders, der vor einem der Fenster kauerte und hinter den Kopfkissen, von denen wir vorhin sprachen, die er in Art einer Schutzwehr um sich aufgethürmt hatte. In der Hand hielt er ein kleines Gewehr von jener Konstruktion, aus dem man ohne Pulver, nur durch die Kraft der messingenen Zündkapsel eine kleine Kugel mit ziemlicher Gewalt forttreibt. Er spähte sorgsam auf den Winkel hinaus und sagte nach einer kleinen Pause:

„Weiß der Teufel, was die Bälge heute treiben! Jetzt warte ich schon eine halbe Stunde, und es kommt mir keine zum Schuß. Sonst ist das Zeug frech wie Galgenholz und tritt einem fast auf den Füßen herum, heute aber wollen sie aus ihrer verfluchten Röhre gar nicht heraus. 's ist gerade, als wüßten sie, daß man hier auf sie lauert."

„Meinst du nicht," sagte Fritz, der Fuhrmann, „daß es ihnen heute zu still im Winkel ist? Ich glaube fast; du wirst sehen, sowie die Schulmeister drüben anfangen zu spielen, da springen die Ratten wie wahnsinnig heraus."

„Das kann schon sein," murrte der Jäger am Fenster. „Ich glaube, du hast Recht. Nur begreife ich nicht, warum die Kerle drüben nicht wieder anfangen, ihr Klavier zu prügeln. Jetzt ist es schon eine Viertelstunde, daß man keinen Ton hört."

„Sie thun es vielleicht absichtlich," meinte der Fuhrmann, „das sieht ihnen schon ähnlich, um uns die Jagd zu verderben."

Den armen Schullehrergehülfen geschah mit dieser böswilligen Voraussetzung offenbares Unrecht; denn im nächsten Augen-

blicke begann das Concert drüben brillanter als je. Nicht nur jammerte das Klavier, sondern auch eine Violine klagte die Grausamkeit desjenigen Menschen an, der mit dem Fiedelbogen über seine Saiten strich, ohne auch nur die allergeringste Befugniß hiezu zu haben.

„Du hast die schönsten Augen —
Mein Liebchen, was willst du noch mehr?"

wehklagte es von drüben herüber.

Und der Jäger am Fenster hatte vollkommen Recht. Es war in der That, als verständen auch die Ratten diese Töne der Liebe und Sehnsucht.

„Bst! bst!" sagte er hinter dem Kopfkissen, und winkte seinem Bruder, der eben sprechen wollte, mit der Hand, er möge still sein. Dann ballte er die Faust, als wollte er sagen: „es kommt mir ein dickes, rundes Wildpret zu Schuß:" und dann zählte er mit den Fingern Eins, Zwei, Drei — es seien ebenso viele Stücke.

Der Fuhrmann erhob sich leise aus seiner liegenden Stellung, und da er so im Stande war, über den Kopf des Jägers hinweg zu blicken, bemerkte er zu seiner großen Freude eine dicke Ratte, von zwei kleineren gefolgt, die aus einer der Wasserröhren herabschossen, indem sie anfiengen, im Kanal zu wühlen.

Jetzt hob der Jäger langsam das Gewehr in die Höhe, legte es an die rechte Backe, zielte einen Augenblick und drückte dann los.

Die kleine Flinte machte nicht viel Geräusch, es gab einen unbedeutenden Schlag; aber das Ziel war getroffen, die Wirkung der Kugel erwies sich drüben im Kanal als außerordentlich mörderisch. Die dicke Ratte stürzte mit dem Kopfe vorwärts in den grünen Schlamm, in dem sie gewühlt, und blieb da regungslos

liegen. Die beiden kleinen Ratten ſprangen entſetzt in die Waſſerröhre zurück, und droben jubilirten Klavier und Violine. Sie fluchten dem Mörder da unten und beklagten das unglückliche Schlachtopfer.

„Du haſt mich zu Grunde gerichtet —
Mein Liebchen, was willſt du noch mehr?“

Vor der Hand aber ſchien der Jäger an dieſem einen Opfer genug zu haben; denn er erhob ſich aus ſeiner knieenden Stellung, putzte das Schloß des Gewehres mit einem wollenen Lappen rein ab und trug es dann langſam dem Tiſche zu.

„Es iſt heute kein Vergnügen,“ ſagte er alsdann; „bei dem warmen Wetter iſt gar kein Leben in den Beſtien. Da ſtellen ſie ſich faul vor den Schuß, man könnte ſie mit der Schlafmütze todt werfen. Da iſt mir's in der Dämmerung viel lieber, wenn ſie ſo durch einander wuſeln und luſtig hin und her rennen. — Willſt du einen Schuß thun?“

„Ich danke dir,“ ſagte der Fuhrmann, „ich habe nicht die geringſte Luſt dazu. Weißt du was — ſetz das Gewehr in die Ecke und komm einen Augenblick hieher. Ich habe dir etwas Wichtiges mitzutheilen.“

Der Jäger that, wie ihm der Andere geheißen. Er legte das Gewehr an die Fenſterbrüſtung und warf ſich neben ſeinen Bruder auf das Bett, welches unter dieſer Doppellaſt in allen Fugen krachte.

„Du weißt ſo gut wie ich,“ ſagte der Fuhrmann, „daß die Alte immer verdrießlicher, immer knauſeriger wird. Es iſt wahrhaftig kein Sinn und Verſtand darin, daß wir mit den paar Kreuzern auskommen ſollen, die ſie uns in die Taſche fallen läßt. Der Nebenverdienſt iſt ganz ſchlecht geworden; ein wohlfeiler Einkauf,

wofür uns etwas abfiele, iſt faſt gar nie mehr zu machen, und wenn was abfällt, iſt es verflucht wenig."

„Das iſt ſchon wahr," ſagte der Jäger nachdenkend, „auch meine Taſchen ſind ganz leer; wenn uns drüben die Frau Schilder in ihrem Weinſchank nicht einen unbegränzten Kredit gäbe, ſo wäre ich oftmals in Verlegenheit, wo ich einen Schoppen guten Weins her bekäme; denn das muß ich dir ſagen, Fritz, den ſauren Krätzer von der Alten, den kann man unmöglich ſaufen."

„Unmöglich," ſagte feſt und beſtimmt der Andere, und fuhr nach einer Pauſe fort: „Ja, und das iſt wahr, die Frau Schilder iſt ein braves Weib."

„Sehr anſtändig'" pflichtete der Jäger bei.

„Aber gerade weil ſie ſo anſtändig iſt," ſagte der Fuhrmann, „möchte ich auf jede Art Geld zuſammen bringen."

„Für die Schilder?"

„Ja wohl, für ſie," ſagte der Fuhrmann. „Daß uns die Frau den Wein borgt, das können wir ganz gut annehmen. Der Teufel! wir ſind ja ſicher genug! Aber ſie hat mir auf einige Zeit Baarſchaften vorgeſtreckt und die möchte ich ihr gern heimzahlen."

„So, dir hat ſie auch Geld geliehen?" lachte der Jäger.

„Dir wohl auch?" fragte raſch dagegen der Fuhrmann, und darauf nickten Beide außerordentlich heiter und vergnügt einander zu.

„Was meinſt du," fuhr der Jäger nach einer Pauſe fort, „wenn wir die Katharine wieder einmal anpumpten?"

„Oh, die hat nichts Kleines, und ihr großes Geld gibt ſie der Alten zum Aufheben."

„Ja, da weiß ich wahrhaftig keinen Rath; mit der Rattenjagd kann ich keinen Kreuzer verdienen."

„Und die andere iſt vor der Hand verſchloſſen!“ entgegnete lachend der Fuhrmann.

„Das weiß der Teufel!“ ſagte ſeufzend der Bruder, „wenn ſie mich in herrſchaftlichen Revieren erwiſchen, und wenn ich nur ein Stück Holz bei mir hätte, das wie eine Flinte ausſähe — ich bin feſt überzeugt, ſie jagten mir eine Kugel durch den Leib. Das iſt ſehr traurig! Ich weiß einen kapitalen Wechſelhirſch, keine Stunde von hier.“ — Dabei blickte er ſehnſüchtig und mit einem tiefen Seufzer zu ſeinen blank geputzten Gewehren empor, die ſo einſam und trauernd neben dem Bette hiengen.

„Die Frau Schilder,“ begann der Fuhrmann nach einer langen Pauſe, „iſt eine ſehr kluge und umſichtige Frau, ſie hat mir neulich etwas mitgetheilt, wie man auf eine gefahrloſe Art zu einem guten Stück Geld kommen könne.“

„Sollſt du ihr vielleicht wieder ein paar Ferkel von der Alten verkaufen oder einige Säcke neue Kartoffeln und dann ſagen, ſie ſeien geſtohlen worden?“

„Ah, das ſind Kleinigkeiten!“ ſagte ernſt der Fuhrmann, „das kann gelegentlich auch wieder vorkommen; aber nein, wir würden was Größeres unternehmen. Es iſt eigentlich nur Scherz, aber es kann Geld einbringen, ziemliches Geld, und 's iſt ganz gefahrlos.“

„Du, du, nimm dich in Acht!“ antwortete der Jäger und ſtützte den Kopf auf die Hand, um ſeinem Bruder in's Geſicht ſehen zu können. „Ich kenne dieſe Späßchen der Frau Schilder; dabei kann unter Umſtänden noch Schlimmeres herauskommen, als wenn ich ein Bischen in den friſchen grünen Wald ſpazieren gehe. Nimm dich in Acht!“

„Ja, wenn man nichts wagt, kann man nichts gewinnen,“

brummte der Andere, „und ich versichere dich, hiebei ist so gut wie gar nichts zu riskiren.“

„Nun, so laß hören! Wenn deine Spekulation wirklich einträglich ist und keine große Gefahr dabei, Mitglied einer geschlossenen Gesellschaft zu werden, so könnte ich mich wohl entschließen, ebenfalls dabei zu sein.“

„Du kennst doch da oben die alte Schachtel, die Strebeling?“

„Versteht sich, kenne ich sie; hab' es ja einmal versucht, etwas mit ihr anzufangen, war aber rein unmöglich — konnte mich nicht zwingen, zärtlich gegen sie zu sein, sonst wär's gegangen.“

„Da bist du auf dem Holzweg,“ sagte der Fuhrmann. „Mit der ist unser eins nicht im Stande, etwas anzufangen, der sind wir viel zu leichtsinnige, liederliche Gesellen.“

„Na, laß gut sein! — Also was ist's mit der Strebeling?“

„Die Strebeling,“ entgegnete der Fuhrmann, „ist, obgleich sie sich nur so stellt, als könne sie die Männer nicht leiden, doch im Grunde eine alte verliebte Gans; darum bin ich fest überzeugt, wenn nur Jemand hinter sie kommt, der sich recht schüchtern anstellt und zahm thut und schöne Worte an sie hinfaselt — und so Jemanden zu finden, das ist der Anfang von unserem Plan.“

„Es wird aber sehr schwer sein,“ meinte der Jäger, „Jemanden zu finden, der sich dazu hergibt, der dürren Klappermaschine da oben schön zu thun. Mir graust, wenn ich daran denke.“

„Es findet sich schon Jemand,“ sagte bestimmt der Fuhrmann.

„Am Ende gar du selbst?“

„Wo denkst du hin? Ich stehe in gleich gutem Andenken,

wie du. — Aber höre weiter. — Wenn also Jemand gefunden ist, der mit ihr in ein Verhältniß tritt — es muß natürlich Jemand sein, auf den wir uns ganz verlassen können, einer der Unsrigen — wenn der also gefunden ist, so muß er der alten Schachtel droben in den Weg laufen, er muß thun, als sei er verliebt, aber sie darf ihn höchstens ein bis zwei Mal sprechen, dann macht er plötzlich eine große Reise, er verläßt die Stadt, und — seine Rolle ist ausgespielt."

„Davon sehe ich noch keinen Vortheil," sagte der Jäger.

„Das kommt erst," antwortete der Fuhrmann. „Sobald Jener abgereist ist — schon nach ein paar Tagen — schreibt er ihr einen lamentablen Brief, schwört ihr ewige Liebe und Treue und sagt ihr dann, er habe ein Unglück gehabt; er habe seine Brieftasche verloren, oder er sei bestohlen worden und müsse sich jetzt durchbetteln, wenn ihn nicht eine freundliche Hand — jetzt paß auf! — wenn ihn nicht eine freundliche Hand aus der Verlegenheit herausreiße."

Nach diesen Worten stieß der Fuhrmann seinen Bruder bedeutungsvoll in die Rippen und lächelte ihn fragend an.

Der Jäger hob seine Augen gegen die Decke, schien eine Weile ernstlich nachzudenken, dann machte er ein spitzes, vergnügliches Maul, sah seinen Bruder gleichfalls lächelnd an und sagte: „Das ist nicht so übel, dabei könnte was Ordentliches herausspringen."

„Nicht wahr?"

„Verflucht gescheidte Idee!" fuhr freundlich der Jäger fort. „Ich habe es immer gesagt, die Schilder ist eine kluge Frau, und sei nur überzeugt, sie wird die Briefe schreiben, daß es nur so krachen muß. — Und wann soll die Geschichte vor sich gehen?"

„So bald als möglich. Die Schilder will sogar dafür

beſorgt ſein," ſagte der Fuhrmann, „jene Perſon aufzufinden, die mit der Strebeling anbandelt."

„Richtig — richtig, und das halte ich gerade für nicht ſo ſchwer," ſagte der Jäger, „und ich glaube nicht einmal, daß es nöthig iſt, dieſe Perſon in unſer Geheimniß einzuweihen. Man macht einen Spaß daraus, man ſagt zu jener Perſon, man wolle ſich nur das Vergnügen machen, die Jungfer Strebeling einmal verliebt zu ſehen, und iſt dann Jener einmal abgereist, das heißt, ſobald er der zarten Clementine weiß gemacht, daß er abgereist ſei, ſo iſt er für uns todt und nicht mehr vorhanden; unſere ganze Geſchichte geht ihn ferner nichts mehr an."

„Du haſt Recht," entgegnete der Fuhrmann, „ſo iſt's noch beſſer, und wenn du alſo Mitarbeiter ſein willſt, ſo ſage deine Meinung."

„Ja, was ſollen denn wir eigentlich dabei thun?" fragte der Jäger.

„Narr! die Briefe ſchreiben, das heißt nur abſchreiben; denn wir bekommen ſie von der Schilder vorgeſchrieben — die Schilder verſteht das, ſie iſt eine verflucht geſcheidte Perſon!"

„Briefe ſchreiben?" ſagte kopfſchüttelnd der Jäger, „ſeine Schrift aus der Hand geben, und in einer ſolchen Sache? Höre, Fritz, das will überdacht ſein!"

„Bah, bah!" ſagte der Fuhrmann, „was biſt du auf einmal ſo ängſtlich? Was geht's mich an, was ich ſchreibe, wenn ich es für Jemand anders thue. Die Schilder kommt zum Beiſpiel zu mir und ſagt: „Lieber Herr Schoppelmann, da habe ich einen Brief aufgeſetzt, ich führe eine ſehr ſchlechte Handſchrift, thun Sie mir den Gefallen und ſchreiben Sie mir den Wiſch ab. Was werde ich thun? Ich werde Ja ſagen und mich den Teufel darum bekümmern, was in dem Briefe ſteht. Mag ſie damit anfangen,

was ſie will, es iſt mir einerlei. Ich behalte nur ihre Vorſchrift, um dieſelbe ſpäter zeigen zu können, wenn man mir je etwas anhaben wollte.“

„Ja, ja, da haſt du nicht ganz Unrecht,“ ſagte der Jäger, „ſo läßt ſich's machen.“

„Wir brauchen mehrere Handſchriften,“ ſagte der Fuhrmann; „bald muß der Liebhaber ſelbſt ſchreiben, bald ſein Bruder, vielleicht auch ſein Vater; es gibt nebenbei einen Hauptſpaß, und dann meint die Schilder, es könnte dabei ein außerordentliches Geld herausſpringen. Die Strebeling hat Batzen genug, und wenn ſo eine alte Scheune einmal anfängt zu brennen, da iſt nicht ſo bald wieder gelöſcht. — Jetzt laß uns aufſtehen, wir wollen die Schilder einen Augenblick beſuchen, um die Sache noch genauer abzuſprechen.“

Zwölftes Kapitel.

Joseph Pierrot fällt in einen Blumenkorb, erlebt eine traurige Niederlage und entdeckt mit Schrecken, daß es noch klügere Leute auf der Welt gibt.

Während ſich hierauf das würdige Brüderpaar erhob, um ſich nach dem Schauplatze einer neuen Thätigkeit, der Weinkneipe der Frau Schilder, zu begeben, gieng im gleichen Augenblick auf dem Markt ein anderer unſerer Bekannten ebenfalls dieſem Lokale zu.

Dieſes war Monſieur Joſeph Pierrot, der in ſeiner Lieblingshaltung, den Hut auf dem rechten Ohr, die Hände in den Hoſentaſchen, mit einer friſchen Cigarre im Munde, daher zog.

So oft es ſich thun ließ, gieng dieſer getreue Diener quer über den Marktplatz, ſo nahe wie möglich an dem Obſt- und Gemüſeſtande der Madame Schorpelmann vorüber. Er ſpähte in ſolchen Fällen nach der ſchönen Katharina und pflegte, wenn ſie alsdann aufblickte, mit möglichſt weit abgewandtem Geſicht vorbei zu ſchreiten. Er wollte damit als feiner Mann ausdrücken:

„Du ſiehſt, hier bin ich, aber wenn ich mein Geſicht abwende, thue ich vor aller Welt, als fiele es mir gar nicht ein, nach dir hinüber zu ſchauen.“ Dabei verdrehte er aber ſein rechtes Auge auf eine entſetzliche Art, um trotzdem bemerken zu können, im Falle ihm die ſchöne Katharina einmal winkte, um einen Auftrag oder ſo etwas zu erfüllen. Das war ihm aber bis jetzt noch niemals vorgekommen; denn das Mädchen, ſo ſehr es ſeinen Herrn liebte, und ſo innig, ja ſo ergeben ſie zu ihm hinaufblickte, war doch viel zu ſtolz, um dem Bedienten nur den vierten Theil eines freundlichen Wortes zu gönnen.

Heute war übrigens die ſchöne Katharina nicht mehr bei ihren Körben, und in einem ſolchen Falle, der häufig vorkam, pflegte der treue Pierrot ſich dem Stande der Madame Schoppelmann zu nähern, um mit der Frau ſelbſt oder den Mägden während des Ankaufs einigen Obſtes eine kleine Unterredung anzuknüpfen. Heute Morgen war Madame Schoppelmann in höchſt eigener Perſon auf dem Markte, und ein feinerer Menſchenkenner, als Joſeph, hätte unfehlbar bemerken müſſen, daß die Dame ſich nicht gerade in der roſenfarbenſten Laune befand.

Joſeph indeſſen ſchritt mit ſeinem dummen Geſichte, das er mit einem blödſinnigen Lächeln verziert hatte, gerade auf die Madame Schoppelmann zu und pflanzte ſich in ſeiner ganzen Schönheit vor den Körben auf. Beide ſtanden ſich faſt in der gleichen Haltung gegenüber, nur daß die Frau ihre beiden Arme, ſtatt in ihren Taſchen, auf die breiten Hüften aufgeſtemmt hatte.

Wir glauben annehmen zu können, daß die Gemüſehändlerin den Mann, der ſo vor ſie hintrat, genau zu kennen die Ehre hatte, daß ſie wußte, er ſei der Bediente ſeines Herrn. Keine Frage, ob ihm etwas gefällig ſei, begrüßte ihn. Die Frau ſtand

unbeweglich, wie ein Koloß, und schaute mit einem finsteren Blick in sein lächelndes Angesicht.

Der gute Pierrot, der gar nicht die Absicht hatte, besondere Einkäufe zu machen, kam etwas Weniges aus der Fassung, als ihn die Frau so, man könnte sagen, herausfordernd, anschaute, und suchte im ersten Augenblicke vergebens nach dem passenden Anfang zu einer Rede, und als er endlich sein großes Maul öffnete und einige Worte sprach, waren eben diese Worte nicht geeignet, Madame Schoppelmann freundlicher für ihn zu stimmen.

„Ich habe," sagte er stotternd, „einen Blumenstrauß kaufen sollen, aber . . ."

„Was aber?" fragte die Gemüsehändlerin laut.

„Aber . . ." fuhr Joseph verlegener fort, „von der schönen Katharine selbst." — Er hoffte jetzt, wenn er die Tochter schön nenne, müsse sich die Mutter außerordentlich geschmeichelt fühlen?

Dem war aber durchaus nicht so.

„Wer ist die schöne Katharine?" rief entrüstet die Gemüsehändlerin, und hob einen Augenblick ihre schweren Fäuste aus den Seiten, stemmte sie aber gleich darauf wieder so heftig ein, daß ihr ganzes Gebäude leicht erzitterte. — „Wer fragt nach der schönen Katharine?"

Pierrot nahm seine Cigarre aus dem Munde und lächelte noch dümmer und verlegener als früher.

„Gottes Wunder!" fuhr die Frau fort, „kommt ein solcher Hecht, ein solcher Livreeständer auf offenem Markte zu mir, zu mir, der Frau Schoppelmann," sagte sie mit vielem Stolze — „und erlaubt sich, nach der schönen Katharine zu fragen. Nehme Er Sich in Acht! — Er — Er — Hanswurst! und such' Er seinen Weg auf der anderen Seite; hier ist kein Grund für Ihn — hier kann

Er keinen Stab einſchlagen, hier bricht Seine Angelſchnur entzwei. — Soll mich Gott bewahren, was es auf der Welt für freches Volk gibt! Ich will Ihm etwas ſagen, Spinnengeweb: nehm' Er ſich vor der Frau Schoppelmann in Acht! Geh' Er zum Thore hinaus nach dem Kirchhof, oder meinetwegen auch zum Schinder, da liegen mehr ſo Dinger, wie Er iſt." — Die Frau ſprach ſich offenbar in den Eifer hinein, und holte jetzt tief Athem, da ſie in Folge ihrer heftigen Worte etwas zu verſchwenderiſch mit demſelben umgegangen war.

Pierrot, dem bei dieſer Strafpredigt nicht wohl zu Muthe war, und der ſchon bemerkt, wie die nebenan ſitzenden Weiber ſich umwandten und mit Fingern auf ihn wieſen, wollte den Augenblick des Stillſchweigens der Frau benutzen, um ſich ſachte von dieſem Schlachtfeld zurück zu ziehen; denn ihm ahnete eine noch vollkommenere Niederlage.

Er hatte ſich auch hierin nicht getäuſcht; denn kaum verſuchte er den beabſichtigten Rückſchritt, ſo fuhr die rechte Fauſt der Madame Schoppelmann aus ihrer ruhenden Stellung auf, faßte ihn plötzlich in der Gegend des Halſes, wo aus dem ſchwarzen Tuche ein paar violet geſtreifte Vatermörder emporwucherten, und verpflanzte ihn mit einem kräftigen Ruck vom Pflaſter des Marktes unglücklicher Weiſe mitten in einen Korb hinein, wo er ſich plötzlich in Blumen befand — eine Trauerweide zwiſchen zertretenen Blüthen.

Es war ein außerordentlich komiſcher Anblick, und Joſeph hatte ſeine Faſſung vollſtändig verloren und zitterte an Leib und Seele.

„Da ſteht Er nun!" ſagte triumphirend die Frau, „und ehe Er', miſerabler Storch, aus dem Salate da wieder heraus ſpaziert, will ich Ihm noch zwei Worte ſagen; Er iſt mir gerade

recht in den Wurf gekommen, und ich habe mir ſchon lange den Augenblick herbei gewünſcht, Seine nähere Bekanntſchaft zu machen. Da meint ſo ein Tagedieb, ſo ein Tellerlecker und Stiefelwichſer, weil er da ein paar bunte Fetzen auf dem Leibe hat, ſei er was Rechts geworden und könne ſich unterſtehen, zu glauben, ich ſei gerade hier auf dem Markte anweſend, damit man ſo nichtsnutzige Fragen an mich thue, und ich, die Frau Schoppelmann, müßte einen Knix machen — ſo — und wieder ſo — und noch einmal ſo, und freundlich fragen, was dem gnädigen Herrn zu Befehl ſtände.«

Die Knixe, welche Frau Schoppelmann hiezu wirklich machte, waren gewißermaßen fürchterlich anzuſehen; und wenn ſie ſo tief hinab ſank und ihre Röcke ſich dabei zu einer unendlichen Weite ausdehnten, und ſich darauf wieder erhob, ſo duckte ſich in dieſem Augenblick Pierrot etwas auf die Erde: denn er befürchtete, jetzt ſei der Moment gekommen, wo ſich die Strafpredigt in ein Attentat auf ſeine dicken Backen verwandle. Hiedurch kam es, daß er ebenfalls drei Mal knixte, gerade wie die Frau Schoppelmann.

»Aber ich will dem gnädigen Herrn nur ſagen,« fuhr die Frau ironiſch fort, »daß er künftig in eigenen Angelegenheiten, ſowie in denen ſeines ſauberen Herrn weit klüger thut, wenn er in einem großen Umweg um meine Körbe herum ſpaziert. Nehm' Er ſich meine Worte zur Lehre, und laß Er ſich nie mehr in den Sinn kommen, Blumenſträuße kaufen zu wollen' — — — von der ſchönen Katharine — — — Er Rettig, Er miſerabler' Er Pflaſterſteinwetzer' — Jetzt geh Er nach Hauſe oder wohin Er ſonſt Seine nichtsnutzigen Wege zu machen hat' Merk Er ſich, wo ich meine Blumen verkaufe, und merk' Er ſich, daß ich Frau Schoppelmann heiße; auch wohne ich dahinten, rechts herum, bei dem großen Thor mit dem adeligen Wappen über der Thüre;

ja, ich bin auch eine vornehme Familie, schau' Er sich das Wappen recht genau an, ich kann ihm noch mehrere dazu zeigen, und jetzt zieh' Er dahin, Er trauriger Lustzug! — Spazier Er weiter, Er zerschnittener Melonenkopf, Er Zierrath vom Elend!"

Nach dem letzten Erguſſe ſetzte ſich die Frau auf einen umgekehrten Korb nieder, trotzdem, daß dieſer Korb bedeutend krachte und ſeufzte. Dann holte ſie abermals tief Athem und würdigte den alſo Ermahnten keines Blickes mehr.

Pierrot hatte ſich in dieſem Augenblick aufs Schleunigſte gewendet und lief mehr, als er gieng. Seine eifrige Sorge war, den Marktplatz bald hinter ſich zu wiſſen; denn einige Straßenjungen, denen die verſchiedenen Benennungen, womit Frau Schoppelmann ihn beehrt, äußerſt paſſend erſchienen, verfolgten ihn lachend und ſchreiend, bis er in eine enge Seitengaſſe einbog und dann wieder in eine andere, und ſo ſeinen Verfolgern entgieng.

Der arme Joſeph hatte heute einen unglücklichen Tag, und wenn ihn auch nicht ſeine Geſchäfte zum Weinſchanke der Frau Schilder getrieben hätten, ſo würde er dahin gegangen ſein, um ſich von der erlittenen Niederlage einiger Maßen aufzurichten. Bald hatte er dieſes traulich ſtille Aſyl erreicht und trat in das Gaſtzimmer.

Es war dieſes ein Ort, um eine gebeugte Seele, die ſich nach Ruhe und Einſamkeit ſehnte, zu befriedigen, ein Plätzchen, wie gemacht, um in Annehmlichkeit und Gemüthsruhe einige gute Schoppen zu leeren. Hier herein drang nie das Geräuſch der Straßen, kaum die Klavierkoncerte der Schullehrer, und wenn man ſich, wie Joſeph that, in das Hinterzimmer zurück zog, konnte man glauben, man befinde ſich, von der ganzen übrigen Welt getrennt, allein auf einer wüſten Inſel.

Mit einer wüſten Inſel hatte dieſes Haus überhaupt viel

Aehnlichkeit, in so fern man nämlich unter einer wüsten Insel auch eine verwüstete verstehen kann. Hier war kein Stuhl, kein Tisch gesund und fehlerfrei, Alles alte, schwache, krüppelhafte Wesen. Die Tapeten waren grünlich grau angelaufen, die Fenster erblindet; und dieses Letztere konnte man als zarte Aufmerksamkeit der Frau Schilder betrachten, denn hinter diesen Fenstern befanden sich Mist- und Kehrichthaufen, alte Brandmauern und was dergleichen Dinge mehr sind, die unangenehm in die Augen fallen. — Eines aber war in diesem Hause rein und gut — der Wein nämlich. Die Frau führte nur eine einzige Sorte, einen vortrefflichen Zehner.

Pierrot ließ sich einen Schoppen davon geben, setzte sich an den Tisch, und Frau Schilder leistete ihm Gesellschaft. Es ist wohl der Mühe werth, diese Dame näher zu beschreiben. Sie war ein mageres, schlampiges Weibsbild, von einer ansehnlichen Leibeslänge; ihr Gesicht war hager, doch befanden sich in demselben schlaue, unternehmende Augen, und um den Mund hatte sie einen sehr verschmitzten Zug. Obgleich der Frau Schilder in den letzten zehn Jahren keine Katze gestorben war, um die sie hätte trauern können, so trug sie doch beständig die Livree des Todes — ein schwarz gefärbtes Merinokleid, dessen Nähte, Aermel, Rücken und Hintertheil sehr ins Zackige spielten. Wir können hier nicht umhin, zu bemerken, daß diese Frau, sobald sie auf an sich gerichtete Fragen keine Antwort zu geben wünschte, sich taub zu stellen pflegte.

Joseph konnte nicht unterlassen, in einigen Worten seiner genaueren Bekannten, der Frau Schilder, die unangenehme Geschichte zu erzählen, die ihm so eben draußen auf dem Markte begegnet.

„Das ist eine meisterlose Frau," sagte die Wirthin mit

ihrer trockenen heiseren Stimme; „weil sie ein Bißchen Geld erworben hat, glaubt sie, sie könne Alles thun und treiben. Und ihre Tochter, der hochmüthige Rotzaff, ist eigentlich noch viel schlimmer. Mit der Alten ist doch noch zu leben, und wenn man nichts von ihr will, oder sie gerade keinen Zorn hat, so gönnt sie einem doch wenigstens die Tageszeit. Aber die Katharina, die hochmüthige Blumenprinzeß — meint Ihr wohl, Joseph, wenn ich in der Früh' mein Fenster da oben aufmache und einen guten Morgen wünsche, daß sie nur sagte: ich danke? Gott bewahre! — da nickt sie höchstens mit ihrem Kopf, wie eine Königin aus ihrem Schloß. Aber die wird noch einmal gedemüthigt werden, daran zweifle ich nicht. — — — Aber sieh doch, sie doch," fuhr Frau Schilder fort und verzog ihr düsteres Gesicht zu einem freundlichen Grinsen, „was schwatz' ich da für dummes Zeug! Ja, ja, so geht mirs, immer unbedachtsam! Der gnädige Herr unseres Freundes Joseph da ist der heimliche Geliebte der schönen Katharine; wann wird denn eigentlich geheirathet?"

„Sprech' Sie kein so dummes Zeug!" sagte Joseph sehr würdevoll und streckte seinen Hals hoch empor. „Heirathen? heirathen? — Es heirathet sich nur so gleich!"

„Gleich!" rief die Wirthin und hielt ihre rechte Hand hinter das Ohr, als wollte sie deutlicher hören. „Ei der Tausend, es wird also gleich geheirathet?"

„Ihr seid ja wieder einmal ungeheuer taub!" rief Joseph sehr laut; „ich sage: es denkt Niemand ans Heirathen. Das wär' mir eine schöne Partie!"

„Ja, ja, es wär' freilich eine schöne Partie," sagte Frau Schilder ernst, „und dann zieht Er da drüben in das Haus, und die Frau Schorrelm[illegible] Euch ohnehin so lieb hat, wird

Euch schon eine frische Herberge anweisen. Mir kann es schon recht sein; Madame Stillfried geborene Schoppelmann."

"Wollt Ihr mich denn nicht verstehen, oder seid ihr wirklich ganz harthörig geworden?" rief Joseph ärgerlich; "macht doch keine schlechten Witze! — Was heirathen! was heirathen! Das ist ja nur so eine Liebesgeschichte, das dauert vier Wochen, und damit hollah!"

"So ists recht!" sagte giftig die Frau: "vier Wochen und dann noch einige Monate — 's wäre außerordentlich lustig."

Joseph nickte ebenfalls vergnügt mit dem Kopfe, dann rückte er der Frau so nahe, daß er mit seinem Munde fast ihr Ohr berührte und sagte nach einer Pause: "Ihr sollt uns einen Gefallen thun."

"So?" fragte die Frau und sah ihn an; "Euch oder Eurem Herrn!"

"Meinem Herrn!"

Die Frau nickte abermals mit dem Kopfe und machte mit den Händen eine Bewegung, als zähle sie Geld, wobei sie fragte: "Wirds gut bezahlt?"

"Versteht sich!" zischelte Joseph; "gut bezahlt, und Ihr braucht nichts dafür zu thun."

"Das ist mir lieb," entgegnete die Frau; "was solls denn?"

"Wir brauchen das Zimmer da vorn heraus, das gegenüber dem Schlafzimmer der Katharina, hie und da, nur für einige Stunden des Abends."

"So, das Zimmer braucht ihr?" fragte die Wirthin nachdenkend; "nun, mir kanns schon recht sein; doch" — setzte sie achselzuckend hinzu — "wirds euch nichts nützen, das Mädchen bringen zehntausend Pferde nicht in mein Haus herüber."

„Davon iſt vor der Hand keine Rede,“ entgegnete Joſeph ärgerlich: „er will nur zuweilen kommen und ſich hier im Hauſe verbergen, bis es vielleicht einmal möglich iſt, daß er ſie von der Straße aus einen Augenblick ſprechen kann. Auch ſoll er von Eurem Zimmer aus Abends ein paar Mal in das Schlafzimmer der ſchönen Katharina ſehen können.

„Er ſoll?“ ſagte die Frau aufmerkſam; und ihre Taubheit ſchien ſich ſehr vermindert zu haben.

„Was — er ſoll — er ſoll nicht, er will!“

„So, er will?“ lachte ſpöttiſch die Frau: „o lieber Joſeph, jetzt wollt Ihr wieder einmal pfiffiger ſein, wie die arme Frau Schilder; aber dazu habt ihr kein Talent. Nehmt mir nicht übel, Ihr ſeid ein guter Menſch, aber etwas dumm. — Alſo ihr braucht ein Zimmer?“

„Ja,“ ſagte Joſeph.

„Und Ihr wollt es mir gut bezahlen?“

„Verſteht ſich!“

„Nun, ſo will ich Euch etwas ſagen. In meinem Hauſe muß Alles ſauber und ordentlich hergehen, das heißt, ich muß wiſſen, was darin vorgeht,“ entgegnete die Frau mit einem ſonderbaren Lächeln. „Glaubt mir, lieber Joſeph, eine andere Frau wie ich hätte hinter Euren Worten nichts geſucht und das Zimmer gern gegeben, und wär' mit ein paar lumpigen Gulden zufrieden geweſen. Aber Ihr müßt eine arme Wittwe nicht betrügen wollen. Sagt mir, weßhalb Ihr das Zimmer eigentlich wollt; es kann mir nicht einerlei ſein, was da geſchieht, man könnte ja da oben falſche Sechſer machen wollen.“

„Frau Schilder!“ rief Joſeph mit zorniger, aber gedämpfter Stimme und ſchlug dazu mit der Fauſt auf den Tiſch.

„Ich will Euch ſagen, „wie die Sachen ſtehen,“ fuhr die Frau anſcheinend unbefangen fort, ohne ſich um die wüthende Geberde des Bedienten zu bekümmern.“ Ihr handelt nicht im Auftrage Eures Herrn, das heißt, Eures Herrn Stillfried; Ihr habt andere Weiſungen, Befehle, die ein ſchönes, ſchweres Geld eintragen, die Ihr aber ohne meine Hülfe nicht ausführen könnt. Was wollt Ihr mich nun betrügen, indem Ihr mir ein paar lumpige Gulden hinwerft und alsdann den Gewinnſt allein einſteckt? Nein, lieber Joſeph, ſeid offen und ehrlich mit mir; heraus mit der Sprache, ſagt mir, um was es ſich handelt; glaubt mir, die Frau Schilder kann Euch auch hierin gute Dienſte leiſten. Sagt dem Herrn Juſtizrath, es wäre mir ſehr unangenehm, wenn ich ſeine Kundſchaft verlieren müßte.“

„Schilderin, Schilderin, Ihr ſeid ein Satan!“ rief entſetzt der Bediente und ſchob ſeinen Stuhl mit einem ſcheuen Blick auf die Wirthin einen Fuß breit zurück.

„Laſſen wir dergleichen Complimente bei Seite!“ antwortete dieſe, „ſchenkt mir reinen Wein ein; wir haben ſchon ſo manchmal ehrlich zuſammen gehandelt, warum ſollten wir es nicht auch dieſes Mal thun? Und glaubt nicht,“ fügte ſie ſpöttiſch lächelnd hinzu, „daß Ihr mir da ſo ungeheuer viel Neues ſagt; was gilts, ich will Euch den ganzen Handel erzählen, und wenn ein unwahres Wort daran iſt, ſo will ich weder für mein Zimmer, noch für meine Hülfe einen Kreuzer haben.“

Von Joſeph's Geſicht war alle Pfiffigkeit verſchwunden, und es war nichts übrig geblieben, als Pierrot's dumme, glotzende Züge.

„Da wär' ich wirklich begierig,“ ſagte er nach einer Pauſe, „was Ihr da über meinen Herrn ausgeheckt habt. Ich geſtehe, ich wäre neugierig, das zu hören.“

„Hören?“ ſagte die Frau plötzlich mit einem blöden Geſichtsausdruck, und ſchien im Begriffe zu ſein, abermals ihre frühere Taubheit zu affektiren. „Hören?“ wiederholte ſie und hielt ihre rechte Hand hinter das Ohr. „Nein, hier kann uns Niemand hören!“ Das Geſicht aber, mit dem ſie in dieſem Augenblicke nach der Thüre blickte, ſchien dieſe Worte Lügen ſtrafen zu wollen; denn ſie horchte offenbar auf ſchwere Fußtritte, die ſich auf der Straße dem Hauſe zu nähern ſchienen. Doch verhallten ſie wieder, und es kam Niemand.

„Laßt die Narrenpoſſen!“ ſagte Joſeph ärgerlich; „und wenn Ihr was wißt, ſo geht mit der Sprache heraus. Ihr braucht Euch gar nicht zu geniren; was Ihr mir ſagen könnt, wenn es wirklich etwas iſt, habe ich doch ſchon lange gewußt.“

Die Frau drehte von übrig gebliebenem Brod kleine Kügelchen und ſchaute eine Zeit lang liſtig lächelnd vor ſich hin, ehe ſie dem Andringen des Bedienten nachgab. Dann ſagte ſie: „Nun wohl, Joſeph, damit Ihr alſo ſeht, daß ich Euch hierüber durchaus nichts hinterhalte, ſo hört mich an. Euer Herr — der Stillfried nämlich — iſt eine gute, leichtſinnige, aber in gewiſſer Beziehung etwas phlegmatiſche Haut; er hat der ſchönen Katharine hie und da ein paar Artigkeiten geſagt, die beiden jungen Leute haben ſich etliche Mal geſprochen, und das alles könnte ein nettes kleines Verhältniß werden, wenn es nicht ſo außerordentlich ſchwer hielte, den jungen Herrn Stillfried für die Länge der Zeit zu beſchäftigen, und wenn es möglich wäre, ihn aus ſeiner Gleichgültigkeit ein Bißchen aufzuſpornen. Mit ſo einer kleinen Anſpornung iſt er Feuer und Flamme, ich kenn' das; aber ihr alle mit einander ſeid zu dumm, um ihm den gehörigen Sporn einzuſetzen.“

Joſeph zog bei dieſen letzten Worten ſeinen Mundwinkel

verächtlich in die Höhe, fuhr durch ſein borſtiges Haar und ſchien eine ungeheure Gleichgültigkeit zur Schau tragen zu wollen; er nahm eine Miene an, als horche er kaum auf die Worte der Wirthin. Und doch ſtrengte er ſein Ohr auf eine übermenſchliche Art an, damit er ja keines derſelben verliere.

Letzteres wußte Frau Schilder zu genau, und es kümmerte ſie durchaus nicht, mit welchen Mienen ihr Gegenüber ſie anſchaute. Sie fuhr fort: „Dagegen iſt es anderen Leuten, die ich Euch, meinem Freunde Joſeph, wohl nicht zu nennen brauche, erſtaunlich wichtig, daß ſich dieſes Verhältniß nicht wieder auflöſe, wie einige frühere, ſondern es ſoll recht innig werden; man will den jungen Menſchen veranlaſſen, ſich mit der ſchönen Katharine ſo eng wie möglich zu verbinden, und einmal da angekommen, gibt es zwei Wege, die von dieſem Punkte aus weiter verfolgt werden könnten.“

Was die Frau Schilder eben geſagt, war, wie wir bereits wiſſen, der Auftrag, den der Juſtizrath dem getreuen Pierrot gegeben. Das hatte die Frau richtig errathen; aber was dann weiter geſchehen könne, wenn das Verhältniß der ſchönen Katharina zu Eugen ein inniges geworden ſei, davon hatte er bis jetzt noch ganz unbeſtimmte Vorſtellungen. Und die Frau wußte ſogar zweierlei, was da geſchehen könnte; er war außerordentlich begierig, darüber etwas Näheres zu vernehmen, und nahm ſich daher vor, mit der Frau eine Komödie des Allwiſſenden zu ſpielen.

„Nun ja,“ ſagte er deßhalb nach einer längeren Pauſe, „ich will in der That geſtehen, Ihr habt bis dahin Recht; es intereſſirt ſich Jemand dafür, daß mein Herr mit der ſchönen Tochter der Gemüſehändlerin eine förmliche Liebſchaft anfängt; ich will das zugeben. Daran iſt im Grunde nicht viel gelegen;

aber jetzt darf ich kein Wort mehr zugeben, auch nichts mehr eingestehen, und wenn Ihr mir bietet, was Ihr wollt, und wenn Ihr auch Euer Zimmer abschlagt, da kann ich nichts machen, da müssen wir eben eine andere Gelegenheit suchen, die uns zum Ziele führt."

„Jetzt sprecht Ihr halb und halb die Wahrheit," entgegnete ruhig die Frau; „Ihr werdet mir nichts mehr eingestehen, ganz richtig! und aus dem einfachen Grunde, weil Ihr nichts mehr wißt."

„Das wäre der Teufel!" sagte lachend der Bediente; „ich wäre wirklich neugierig, was Ihr in der Sache für weitere Ideen habt."

„Da wäret Ihr neugierig, mein Junge?" sagte höhnisch die Frau; „das glaube ich wohl, ich will Euch auch meine Ansicht sagen; aber Ihr müßt nicht glauben, mit Euren dummen Redensarten die Frau Schilder überlisten zu können. — Ich will's Euch sagen, weil es mir gerade so passend erscheint. — Man kann also dadurch zweierlei bezwecken: erstens vielleicht eine Heirath mit dem Mädchen, um ihn so aus der reichen und mächtigen Familie unter uns ordinäres Volk zu stoßen, ihn auf diese Art unschädlich zu machen, und dann läßt man ihn die Einwilligung dieser Heirath durch irgend etwas, was ich nicht weiß, theuer genug bezahlen."

„Ah!" sagte Joseph verblüfft, „glaubt Ihr wirklich, Frau Schilder?"

„Das wär' Eins," fuhr die Frau fort, ohne die Frage weiter einer Antwort zu würdigen; „das Andere aber ist wahrscheinlicher. Man will vielleicht, er soll sich Nachts in dieses Stadtviertel verlieren, er soll sogar wohl den Versuch machen,

ſich drüben in jenes Haus einzuſchleichen, und dort im Neſte der Alten Zuſammenkünfte mit der Jungen haben.“

„Das wäre noch weit anſtändiger,“ entgegnete Joſeph, „und mir viel lieber, wie ſo eine Heirath. Pfui Teufel!

„Tropf!“ entgegnete die Frau verächtlich, „Ihr ſeid ein ſchöner Diener Eures Herrn; da iſt Eins ſo ſchlimm wie das Andere. Glaubt mir, man ſteigt in dieſem Stadtviertel nicht ohne Gefahr in das Fenſter eines Bürgermädels, und da drüben in dem Hauſe hat's zwei paar Fäuſte, denen es bei dieſer Gelegenheit ganz einerlei iſt, ob ſie ſich blutig färben oder nicht. — Doch ſtill, ich höre Jemanden kommen; es könnten die Beiden ſein, und in dem Fall dürfen die uns nicht bei einander ſehen. — Ja, ja, es kommen zwei Männer durch den Hausgang, trinkt Euren Schoppen aus und geht.“

Mit dieſen Worten ſtand die Wirthin hurtig von der Seite Joſeph's auf, nahm ihren Stuhl mit ſich und ſetzte ſich an eines der erblindeten Fenſter, wo ſie emſig in einem ſchmierigen Zeitungsblatt ſtudirte.

Dreizehntes Kapitel.

Ein kleines Kapitel, aber sehr bedeutsam. Jungfer Clementine hat ihre schöne Stunde, und drei ihrer Freunde beschäftigen sich mit ihrem zukünftigen Wohlergehen.

Die Thüre öffnete sich, und die Gebrüder Schoppelmann traten herein. Sie ließen sich nieder, und der Fuhrmann betrachtete ziemlich unfreundlichen Blickes den Bedienten, der sein Geld auf den Tisch legte.

„Bis ein anderes Mal!“ rief ihm die Wirthin zu.

Joseph setzte seinen lackirten Hut unternehmend auf das Ohr und schritt hochmüthig neben den Brüdern vorbei zur Thür hinaus. Er schlenderte durch den langen Gang und wollte eben zum Hause hinaus treten, als er einen Mann um die Ecke der Nebenstraße kommen sah, bei dessen Anblick er sich sehr behende wieder in den Hausgang zurückzog.

Dieser Mann war aber Niemand anders, als der Schulmeister und lustige Rath, und da der getreue Diener um Alles in der Welt hier nicht gern von ihm gesehen worden wäre, so

näherte er ſeinen Kopf ſo viel als möglich der Thürſpalte, um bemerken zu können, was Jener in dieſem abgelegenen Stadtviertel beabſichtigte.

Der luſtige Rath ſchien aber durchaus keine Ahnung davon zu haben, daß er ſich hier einem für unſere Geſchichte und wohl auch für ihn ſelber ſo ſehr intereſſanten Terrain nähere, daß ihn links aus dem Hausgang der Weinkneipe der getreue Pierrot beobachte, und daß ſich rechts das Zimmerchen der Jungfer Schoppelmann befinde. Sein Beſuch, den er dieſer Gaſſe abſtattete, war ſehr harmloſer Natur und galt dem muſikaliſchen Nebenhauſe oder vielmehr einem der Bewohner deſſelben, einem ehemaligen Kollegen, deſſen Aufenthalt in hieſiger Stadt der Schulmeiſter jetzt erſt erfahren.

Die beiden Brüder im Gaſtzimmer, als ſie vernahmen, daß Joſeph wieder in den Hausflur zurücktrat, mochten wohl glauben, er halte ſich da auf, um zu horchen, und ſchickten die Wirthin hinaus, nach ihm zu ſehen. Mit zwei Worten aber verſtändigte der Bediente dieſe würdige Frau, warum er hier gezwungen ſei, auf der Lauer zu ſtehen, und zeigte ihr den Schulmeiſter, der ſo eben hinter der Thüre des muſikaliſchen Hauſes verſchwand. Sobald er auf dieſe Art ſeinem Geſichtskreis entſchwunden, ſchlüpfte Joſeph aus der Schenke und ſchlich an den Häuſern hin, um nicht zufällig von dem Anderen geſehen zu werden.

Frau Schilder rief in die Gaſtſtube hinein, daß die Luft vollkommen rein ſei, daß ſie gleich kommen werde, und darauf blieb ſie noch einen Augenblick unter ihrer Hausthüre ſtehen.

Wir glauben geſagt zu haben, daß dieſe Schenke mit dem muſikaliſchen Hauſe einen ſtumpfen Winkel bildete, wodurch es alſo möglich war, die Fenſter des letzteren von der Hausthüre der

erſteren genau zu überſehen. Gegenüber hatte die Frau Schilder das Haus der Frau Schorrelmann, mit dem uns wohlbekannten Fenſter des Zimmers der ſchönen Katharina, und über demſelben die Wohnung der Jungfer Clementine Strebeling.

Letztere war zu Hauſe; ſie hatte ihre beiden Fenſterflügel geöffnet, wahrſcheinlich um den Duft einiger Reſedenſtöcke einzuathmen, die auf der Brüſtung ſtanden, ſo wie die Klänge der ſchönen Lieder zu vernehmen, die von dem muſikaliſchen Hauſe herüberſchallten

„Die Lotosblume ängſtiget
Sich vor der Sonne Pracht —"

klang es von dort herüber, und Jungfer Strebeling blickte aufwärts zum Himmel; denn mit dem Namen Lotosblume verband ſie allerlei hochpoetiſche Ideen, und dieſer Name zauberte phantaſtiſche goldene Bilder vor ihr zartes Gemüth.

Lotosblume! — Dabei dachte ſie an Indien, das fabelhafte Land der Bajaderen und Elephanten, den Schauplatz all der ſchönen Mährchen, die ſie in ihrer Jugend gehört; an Palmenwälder, an rieſelnde Blumen, an Blumenduft und zauberiſche Klänge.

Lotosblume! — Die ſtand an einem kleinen ſtillen See, und das Geſicht dieſer Blume neigte ſich über den Waſſerſpiegel, ſchwankte vor und zurück, ſehnſüchtig, einmal ein anderes Bild zu ſchauen, als das ihrige, und zurück ſchreckend, wenn das Waſſer leiſe anſchwoll und rauſchte, als fürchte ſie etwas Entſetzliches, das dort erſcheinen könne, ihre zarte Jungfräulichkeit rauh zu begrüßen. — Und doch ſehnte ſie ſich unbewußt nach dieſem Entſetzlichen.

Gerade ſo gieng es der armen Clementine:

„Die Lotosblume ängſtiget
Sich vor der Sonne Pracht.

Und die unſchuldige alte Jungfer ängſtigte ſich ebenfalls vor ihrer Pracht — und dieſe Sonnenpracht war ihr die Liebe — und davor fürchtete ſie ſich ganz gewaltig. Ach, ſie fühlte ſich ſo behaglich im Schatten kühler Denkungsarten, und doch hätte ſie aus dieſem Schatten einmal ſo gern hinausgeſchaut in das von heißer Gluth und fröhlichen Sonnenſtrahlen beglänzte Leben!

„Sie duftet und weinet, ſie weinet und zittert,
Vor Liebe und Liebesweh.“

Aber es muß eigentlich etwas Süßes ſein, vor Liebesweh zu duften, zu weinen und zu zittern, meinte Clementine.

„Sie blüht und glüht und leuchtet
Und ſtarret ſtumm in die Höh —“

ſcholl es ſehnſuchtsvoller von drüben herüber, und Clementine, die bis jetzt ängſtlich die Blicke auf ihr Buſentuch gehefftet, ſtarrte nun plötzlich in die Höhe, ganz wie die Lotosblume, und wäre gern von dem Fenſter zurückgefahren, wenn dieſes im ſelbigen Augenblicke nicht höchſt unſchicklich geweſen wäre. Denn als ſie ſo in die Höhe ſtarrte, ſtand drüben ein junger Mann an dem Fenſter, der ſich ſinnig herüber verneigte, als er ſo wenige Fuß von ſeiner Naſe plötzlich die himmelblauen Augen der Jungfer Clementine Strei.ing erglänzen ſah, oder ſchimmern ſah, oder überhaupt nur ſah.

In dieſem Augenblicke klangen die Worte des Geſanges:

„Der Mond, der iſt ihr Buhle;
Er weckt ſie mit ſeinem Licht,
Und ihm entſchleiert ſie freundlich
Ihr frommes Blumengeſicht.“

Dieſer Vers war außerordentlich paſſend; denn wir wiſſen bereits, daß das Antlitz des Herrn Siedel in ſeiner glänzenden Fülle etwas vom Vollmond an ſich hatte. Auch konnte man, ohne gerade ausſchweifend zu ſein, das Geſicht der alten Jungfer

für ein frommes Blumengeſicht anſehen; denn es gibt allerlei Blumen, und Clementinens Antlitz hatte in der That etwas von einer gelben Malve, welche Regen und Sturm getrotzt hat, und über deren zarte Blätter ein eiſiger November-Wind unbarmherzig geſtrichen iſt.

Aber dem ſei wie ihm wolle; Herr Siebel grüßte herüber, Clementine hinüber — und zwar:

„Vor Lie—ie—ie—ie—beswch —“

So ſang der unſichtbare Sänger des eben genannten Liedes mit höchſtem Kraftaufwand ſeiner Lungen und offenbarem Stimmmangel.

Alles das ſah Frau Schilder unter ihrer Hausthüre, nur mit ganz anderen Augen und nicht mit ſolch hoher Poeſie. Sie bemerkte recht gut, welchen tiefen Knix die alte Jungfer machte, als jener fremde Herr hinüber grüßte, und wie ihr gelbes, dürres Geſicht von einer ſanften Röthe überſtrahlt wurde.

„Ei, ei, das freut mich,“ ſprach ſie zu ſich ſelber, „das wäre vortrefflich zu benutzen! Nur muß ich mich vor den beiden Büffeln da drinnen in Acht nehmen. Das ſind ein paar tappige, liederliche Tagediebe, denen man nicht zu viel trauen darf. — — — Aha, jetzt knixt die alte Jungfer abermals, und da ich den Herrn nicht mehr am Fenſter ſehe, ſo wird er ſich zum Weggehen rüſten. Warten wir noch einen Augenblick!“

Die würdige Frau hatte richtig vorausgeſehen. Die Thüre des muſikaliſchen Hauſes öffnete ſich wieder, und heraus trat der Schulmeiſter und luſtige Rath, deſſen Beſuch nun zu Ende war und der durch dieſen unglückſeligen Beſuch das Herz der armen Clementine in einigen Aufruhr verſetzt zu haben ſchien. — Richtig, jetzt geht er die Gaſſe hinab, und ſie beugt ſich zum Fenſter heraus, um ihm nachzuſehen. Ob er an der Ecke der Straße noch

einmal umgeſchaut, können wir nicht mit Beſtimmtheit angeben; wenn es aber geſchah, ſo war es reiner Zufall — denn wir müſſen die bündigſte Erklärung abgeben, daß der gute Schulmeiſter an jenes zarte, blaſſe Weſen, das er nur aus Artigkeit gegrüßt, auch nicht im Geringſten weiter dachte.

Die Gebrüder Schoppelmann waren unterdeſſen durch das Ausbleiben der Wirthin einiger Maßen ungeduldig geworden und machten ziemlich unfreundliche Geſichter, als ſie wieder hereintrat.

Die Frau bemerkte das aber durchaus nicht, oder ſchien es nicht bemerken zu wollen; denn ſie ſetzte ſich an ihr Fenſter und nahm das ſchmierige Zeitungspapier wieder in die Hand.

Die Brüder tranken in ihrem Unmuthe die Schoppen leer und verlangten neue. Nachdem dieſe gebracht waren, entſtand abermals eine Pauſe, welche die Wirthin durchaus nicht Willens ſchien, durch irgend ein intereſſantes und lehrreiches Geſpräch zu unterbrechen.

„Das muß ſchon wahr ſein," ſagte endlich der Fuhrmann nach einer Pauſe, „bei Euch findet man zuweilen ganz curioſe Geſellſchaft. War das nicht der Strolch, der bei dem Stillfried Bedienter iſt? — 's war gut, daß er davon gieng; denn wenn ich mit ihm bekannt geworden wäre, ſo hätte ich ihm gleich ſeinen Wein ſauer gemacht."

„Was?" ſagte die Frau und ſchien entrüſtet: „mein Wein ſei ſauer? Wer kann das ſagen? — Und wenn er wirklich ſauer wäre, wer zwingt Euch denn, ihn zu trinken? Laßt ihn nur in Gottes Namen ſtehen'."

„Die will heute einmal wieder taub ſein'," ſagte der Jäger zu ſeinem Bruder; „ſie hat wieder ihren ſchlechten Tag. — He, Frau Schilder, hört ihr wieder einmal nicht gut?"

„Leider, leider!“ entgegnete die Frau; „die Hitze regt mir das Blut auf und ſchlägt mir aufs Gehör.“

„So kann man heute kein Geſchäft mit Euch beſprechen?“ ſagte der Fuhrmann.

„Geſchäft?“ entgegnete die Wirthin; „ich weiß von keinem Geſchäft, das wir zuſammen hätten.“

„Nicht?“ lachte Jener. „Sie iſt heute ungeheuer vergeßlich!“

„Mein Kopf iſt zuweilen ſchwach,“ meinte die Frau ſeufzend, „was wollt Ihr eigentlich?“

„Nun ins Teufels Namen!“ rief der Fuhrmann ärgerlich und ſehr laut; „von wegen der Briefe, die wir ſchreiben ſollen; ich will Geld verdienen.“

„Ah das?“ antwortete gleichgültig Frau Schilder, nachdem ſie einen Blick in den Hausflur geworfen, um ſich zu überzeugen, daß Niemand da ſei, der unbefugter Weiſe die lauten Worte des Fuhrmanns vernehme.

„Natürlich das!“ entgegnete dieſer; „habt Ihr denn nicht von ſelbſt von der Geſchichte angefangen? — Warum ſtellt Ihr Euch denn jetzt ſo donnermäßig dumm an? He!“

„Ja, das war damals,“ entgegnete die Wirthin, „aber es iſt nichts mit der Angelegenheit.“

„Warum nicht?“ fragten die Brüder.

„Es geht nun einmal nicht,“ ſagte achſelzuckend Frau Schilder.

„Und warum geht es nicht?“

„Nun, ich will es Euch offenherzig ſagen, aber — ich trau' Euch auch nicht recht.“

„Uns?“ riefen die beiden Brüder zornig aus.

„Verſteht mich recht,“ fuhr die Frau fort, „nur in ſo weit

trau' ich Euch nicht, als ich fürchte, Ihr könnt das Schwätzen nicht laſſen, da Ihr genau wißt, daß ich allein den Kopf in der Schlinge habe."

„Dummes Zeug' wer wird ſo was glauben?" ſagte der Fuhrmann.

„So was glaube ich," meinte lächelnd die Frau; „'s iſt ſchade um das ſchöne Geſchäft; es war Alles ſo gut wie eingeleitet. Schon heute hätten wir den erſten Brief ſchreiben können; und ich bin überzeugt, ſie wär' ſogleich Feuer und Flamme geweſen, und es wäre was Tüchtiges abgefallen."

„Nun, ſo thun wirs's doch!" rief hitzig der Fuhrmann; „gebt mir Feder und Papier, das iſt gleich abgemacht!"

„Nein, nein, ich mag nicht!" ſagte die Frau.

„Noch einen Schoppen!" rief der Fuhrmann; und als die Frau aufſtand, um ihn zu holen, ſagte er leiſe zu ſeinem Bruder: „Gib nur Acht, die ganze Komödie, welche die Alte ſpielt, dreht ſich einzig darum, daß ſie etwas mehr herausſchlagen will — von dem Gewinnſt nämlich; wir hatten abgeſprochen, Jeder von uns Dreien bekomme ein Drittel, was nicht mehr als billig iſt — paſſ' auf, ſo wie wir ihr den Willen thun und ihr vom Ganzen die Hälfte laſſen — ſie meint, ſie könne das anſprechen, weil alle Gefahr auf ihrer Seite wäre — ſo wird ſie gleich nachgeben; im Grunde iſt's ja einerlei, denn was ſie mehr bekommt, das pumpen wir ihr hintendrein doch wieder ab."

Die Frau kam mit dem Wein zurück und ſetzte ihn auf den Tiſch.

„Wie hatten wir es doch damals verabredet?" ſagte der Fuhrmann. „Wenn ich mich recht erinnere, ſo ſolltet Ihr vom Gewinn die Hälfte haben, und wir zuſammen die andere Hälfte. — War es nicht ſo, Frau?"

Ein kaum ſichtbares Lächeln flog über das Geſicht der Wirthin, doch waren gleich darauf ihre Züge wieder hart und mürriſch wie zuvor.

„Seid doch nicht eigenſinnig!“ fuhr der andere fort; „ſo was kommt nicht ſobald wieder; da mein Bruder Konrad hilft auch mit. Laßt uns an die Arbeit gehen und weiter keine Worte verlieren. Na, ſagt Eure Meinung: was ſchreiben wir zuerſt?“

Jetzt hatte die Frau den Fuhrmann ſo weit, wie ſie ihn haben wollte: er hatte ihr die Hälfte des Gewinnſtes verſprochen, und obendrein war jetzt der andere der überredende Theil. Gieng die ganze Angelegenheit einmal ſchief, ſo konnte ſie immer ſagen: „Warum habt Ihr mich dazu genöthigt? Ihr wißt ganz wohl, daß ich nicht gewollt habe!“ Und darauf konnte ſie weiter ſagen: „Ihr habt mich ins Unglück gebracht — in einem ſolchen Falle nämlich — jetzt bringt mich wieder heraus!“ — Die alte Frau Schoppelmann war eine wohlhabende Frau und die beiden Söhne hatten einmal ein tüchtiges Erbe zu erwarten.

Faſt eine Viertelſtunde lang überlegte die Frau hin und her; bald ſchüttelte ſie den Kopf, bald blickte ſie an die Decke, bald dem Fuhrmann ernſt ins Geſicht, und dann ſchien ihre feſte Tugend ein wenig weich zu werden, und endlich ſagte ſie: „Nun denn, ich will Euch den Gefallen thun, es bleibt alſo bei den beſprochenen Bedingungen?“

„Ihr bekommt die eine Hälfte vom ganzen Gewinnſt, und wir Beide zuſammen die andere: billiger kann man nicht ſein!“

„Und der iſt ein ſchlechter Hund,“ ſagte der Jäger, „der den Anderen verräth; in einem ſolchen Falle ſollen die beiden Anderen das Recht haben, ihn todt zu ſchlagen.“

„Das läßt ſich hören!“ ſagte der Fuhrmann, „ich bin dabei.“

„Ich auch!“ ſagte die Wirthin; denn ſie dachte bei ſich: „Mit dem Todtſchlagen hat's gute Weile!“

Darauf reichten ſich die drei Verbündeten über dem Tiſche die Hand; die Wirthin holte Papier, Dinte und Feder, rückte ihren Stuhl neben den des Fuhrmanns und diktirte einen Brief, den Jener niederſchrieb.

Was in dieſem Briefe ſtand, werden wir uns erlauben, dem geneigten Leſer ſo bald als möglich mitzutheilen.

Vierzehntes Kapitel.

Von der Entweihung einer Kgl. Infanterie-Kaserne und dem Strafgerichte des Majors, Freiherrn von Brander.

Der Major der Infanterie, Freiherr von Brander, war ein angenehmer Mann und wohlgelitten in allen Kreisen der Gesellschaft.

Wir sagen: in allen Kreisen, und glauben nicht zu viel damit gesagt zu haben.

Um von unten anzufangen, hieng das Volk der kleinen Gewerbe und größeren Handwerke, Schuster, Schneider seinerseits, Putzmacherinnen und Nähterinnen von Seiten der Freifrau von Brander, an ihm mit festem Glauben, da sie seine Gläubiger waren. Die Soldaten liebten ihn wie ihren Vater, und die Furcht, ihm vielleicht durch eine Kleinigkeit zu mißfallen, war so groß, daß bei seinem Anblick das ganze Bataillon, inclusive der Unteroffiziere und Feldwebel, der Lieutenants und Hauptleute, ordentlich erzitterte, und ihm jedes einzelne Glied dieser großen militärischen Familie, wenn es nur irgend möglich war, aus dem Wege gieng.

Bei den Bürgersfrauen ſtand der Major wegen außerordentlicher Moralität in hoher Achtung. Er hegte durchaus nicht den Grundſatz manches Kollegen, daß es den Soldaten erlaubt ſein müſſe, den Bürger zu chicaniren, indem es den Vaterlandsvertheidigern geſtattet ſei, das dienende weibliche Perſonal ſeinen Pflichten abwendig zu machen; noch viel weniger aber konnte er die Anſicht theilen, es ſeien Dienſtmädchen und Köchinnen der ganzen Stadt nur zum Vergnügen und zur Unterhaltung einer rohen Soldateska angeſchafft. Er war in dieſem Punkt außerordentlich ſtreng; er hatte unter Anderem den Unteroffizieren und Feldwebeln ſeines Bataillons eingeſchärft, genau darüber zu wachen, daß das Fraterniſiren des Militärs in dieſer Richtung mit Individuen der bürgerlichen Klaſſe ſo viel als möglich unterdrückt würde. Soldaten dagegen, die ſeine Befehle nicht achteten, und die ſich durch ein ſolches Verlieren in andere Stände in allerlei unangenehme Konflikte brachten, wußte er exemplariſch zu beſtrafen. Er gab ihnen bei Waſſer und Brod Gelegenheit, über ihre Fehler nachzudenken, und wenn ſie anders mit der deutſchen Literatur bekannt waren, hatten ſie Zeit genug, in Numero „Sicher“ — ſo nennen gefühlvolle Seelen das Arreſtlokal — zu jammern:

„Schönheit war die Raſſe meiner Jugend,
Auf dem Richtplatz hier verſuch' ich ſie!“

Höher hinauf in den Kreiſen der Geſellſchaft, bei ſeinen Stabs-Kollegen, bei dem kleinen Adel, war dieſer Mann wegen ſeiner feſten Grundſätze anderer Art ſehr wohl gelitten. Der Major war nämlich überzeugt, daß der liebe Gott die höheren Klaſſen in einem Anflug von guter Laune zu ſeinem Privat-Vergnügen erſchaffen und zu deren Anfertigung einen weit beſſeren

Urstoff genommen, als dies bei den Creaturen weiter unten geschehen.

Auch in noch höheren Schichten, ja, dort hinauf, wo kein irdisches Auge klar und deutlich mehr sieht und, vom Schimmer geblendet, zurückbebt, an den Stufen des Thrones wußte man, daß der Freiherr von Brander in der Welt sei; und ehe er den Besitz seiner Gemahlin errang, hatte er das Glück gehabt, bei großen Festlichkeiten, ja sogar bei kleinen Kammerbällen häufig als „Tanzender" eingeladen zu werden, und einmal sogar hatte ihn der Kriegsminister so hoch gewürdigt, daß er ihn speziell um seinen Rath in einer militärischen Angelegenheit befragte. Es handelte sich damals um eine Aenderung in der Bewaffnung des Heeres, und wir können mit Stolz sagen, daß in dieser wichtigen Angelegenheit der Rath des Majors, Freiherrn von Brander, das weiße Lederzeug nämlich, statt mit Kreide, mit geriebenem Thon anzustreichen, sowie ferner dem Soldaten zu erlauben, den obersten Haken seines Uniformkragens in den Freistunden zu öffnen, siegreich durchdrang.

Der Major von Brander war ein kleiner, untersetzter Herr, mit außerordentlich dicken Epauletten und einem fast zu kurzen Waffenrocke. Er hoffte durch das Letztere seine Gestalt einigermaßen größer erscheinen zu lassen, was ihm aber hiedurch nur unvollkommen gelang. Sein Gesicht war dick und rund; ein gewaltiger Schnurrbart theilte es in zwei fast gleiche Hälften, deren untere sich in einer schwarzen, ordonnanzmäßigen Halsbinde verlor, die obere dagegen, mit zwei kleinen, grauen Augen verziert, sich in ein Gebüsch kurz geschorener, etwas struppiger Haare endigte. Die Gesichtsfarbe des Majors war gesund zu nennen; sie hatte etwas vom Camäleon an sich; denn wenn seine Züge bei gewöhnlichem Wetter sanft geröthet erschienen, so schillerten

dagegen dieselben bei kühlem Wind und Frost stellenweise ins Purpurrothe und Bläuliche hinüber, und Abends in einem etwas warmen Salon beim Whistspiel, namentlich aber bei einem guten Souper, nahmen die Backen des Freiherrn von Brander eine Färbung und einen Glanz an, welche sich nur mit denen eines gut gebratenen Gänseschenkels vergleichen ließen.

Die Majorin, Freifrau von Brander, war, was äußerliche und Körper-Vorzüge anbelangt, vollkommen das Gegentheil ihres Gemahls. Ihre Gestalt, um einen vollen Kopf länger als die ihres Herrn und Gebieters, war hager und dürr: der Kopf paßte hiezu vortrefflich und war nur in seiner Verbindung mit dem Körper ein unerklärliches Räthsel für jeden aufmerksamen Beobachter: denn diese Verbindung — der Hals nämlich — war so entsetzlich dünn, daß man nicht begriff, wie es ihm gelang, selbst diesen Kopf zu tragen. Das Gesicht bildete ein förmliches Dreieck mit sehr spitzigem Kinn und außerordentlich breiter Stirn; und diese breite Stirn war der Stolz der Majorin und der ganzen Brander'schen Familie, nicht eben wegen der äußeren Form, sondern wegen ihres inneren Gehaltes.

Die Freifrau von Brander war Dichterin . . .

Nicht blos geheime Dilettantin, sondern wirklich ausübende Gedruckt-worden-seiende. Dabei war sie als Schriftstellerin eine Frau von sehr aufgeklärten Grundsätzen; denn sie hatte sich als solche ihres adeligen Namens entäußert und nannte sich am Ende ihrer Aufsätze, so wie am Anfang ihrer Gedichte, Rosa Immergrün.

Die jungen Offiziere des Regiments, welche keinen Begriff davon hatten, wie verdienstvoll es von der Majorin war, daß sie neben der Besorgung ihres Hauswesens und der Erziehung ihrer Kinder — es existirten freilich keine, aber es hätten doch welche

da sein können — der Kunst und Wissenschaft diente, machten sich in allen ihren Kreisen über sie lustig und bezeichneten die Gemahlin ihres Chefs mit dem höchst unpassenden Namen: Majorin Blaustrumpf, welche Unart, als sie ihr einst zu Ohren kam, von ihr in einem vortrefflichen Gedichte belohnt wurde, das uns aber leider nicht mehr aufzufinden gelang.

Der Major von Brander war an dem Tage, an dem unser Kapitel beginnt, in einer sehr nachdenkenden Stimmung nach der Kaserne gegangen.

Zu Hause wurde gekocht und gebraten, Conditor-Jungen liefen treppauf, treppab, aufwärts mit heiteren Mienen und großen Schüsseln voll Backwerk, abwärts mit leeren Händen und einigermaßen niedergeschlagen, da es ihnen trotz einiger schüchternen Versuche nicht gelungen war, dem Wunsche ihres Meisters nachzukommen, nämlich die Zahlung für das Backwerk mitzubringen. Die ganze Wohnung war in offenbarer Zerstörung begriffen: Möbel wurden verrückt, Betten entfernt, die Köchin putzte Gläser und Flaschen, der Bursche schliff Messer und polirte Gabeln.

Die Majorin hatte nämlich, um einem längst gefühlten Bedürfniß abzuhelfen, den Entschluß gefaßt, den Damen ihrer Bekanntschaft, sowie einigen Schöngeistern der Stadt einen ästhetischen Thee zu geben, und der Major hatte dieses Angenehme mit dem Nützlichen dadurch verbunden, daß er für sich eine Whistpartie arrangirte und eine dringend gewordene Abfütterung jener Leute veranstaltete, bei denen er seinestheils schon einige Mal zu Gast gewesen war.

Man kann gar nicht behaupten, daß sich der Major in besonders angenehmer Stimmung befand. Der eben erwähnte Spektakel in seinem Hause war ihm zu kostbar und unangenehm,

und ferner hatte seine Gemahlin für ihren ästhetischen Thee die besten Zimmer in Anspruch genommen und die Whistpartie in ein paar Hinterstuben verwiesen, damit, wie sie sagte, jenes rohe Element nicht zu geräuschvoll eintrete in die sanften Harmonieen ihres auserwählten Cirkels. Man muß deßhalb aber nicht glauben, als seien beide Gesellschaften vollkommen getrennt gewesen. Im Gegentheil. Zuerst sollte ein Vereinigungspunkt um den Theetisch stattfinden, und erst nachdem die Seelen der gebildeten Leute durch einiges aufgegossene warme Wasser weich und empfindlich geworden, und die Mägen der hohen Spieler aus der gleichen Ursache so angefüllt, daß es ihnen möglich wurde, später große Quantitäten Weines und Bieres zu sich zu nehmen, sollten sich beide Partieen trennen.

Vorn sollte angenehmes Gespräch säuseln, sowie Neuerschaffenes vorgelesen, hinten gespielt werden; und getrennt waren beide Gesellschaften durch die Garderobe der Majorin, ein dunkles Gemach: die finstere Gränze von der Hölle in den Himmel. — —

Der Major hatte eigentlich an diesem Nachmittage durchaus nichts in der Kaserne seines Bataillons zu thun; er pflegte nie um diese Stunde hinzugehen, weßhalb er auch, wie wir gleich sehen werden, von seinen militärischen Kindern durchaus nicht erwartet wurde.

Er näherte sich dem weitläufigen Gebäude in der guten Absicht, die Leute durch seinen Anblick zu erfreuen und zugleich zu sehen, ob sich Alles in Richtigkeit und bester Ordnung befinde. Zu diesem Zwecke gieng er auch nicht durch das Hauptthor der Kaserne, sondern schlenderte auf einem Umwege durch mehrere Straßen zu einer kleinen Hinterthüre, durch die er ungesehen zu dem Flügel gelangen konnte, in welchem sein Bataillon lag.

Ehe der Major diese Wohnungen erreicht hatte, vernahm

er ſchon von Weitem das Geſeufze einer Violine und das Jubeln einer Klarinette, die ſich bemühten, in zarter Harmonie eine Polka hervorzubringen. Obgleich es nun in den Kriegsartikeln nicht verboten war, in der Kaſerne Violine und Klarinette zu ſpielen, und ſich darunter eigentlich nichts Schlimmes vermuthen ließ, ſo kam es doch dem Major ſeltſam vor, daß er dazu ein Geräuſch hörte, wie von vielen ſtrampelnden Beinen, das taktmäßig mit der Polka gieng.

Der Major ſtieg langſam die Treppe hinauf, und je weiter er gieng, deſto deutlicher wurde es ihm, daß in einem Zimmer ſeines Bereichs eine Tanzmuſik aufgeſpielt wurde, und daß zu der Tanzmuſik obendrein auch getanzt wurde. Er ſchüttelte gewaltig ſein Haupt, und die Züge deſſelben, ſeines Geſichts nämlich, begannen ins Dunkelröthliche zu ſpielen. Es mußte dies wohl von dem ſtarken Gehen in der Mittagshitze kommen. — — — Jetzt blieb er plötzlich ſtehen — — — aber nein, das war unmöglich — — und doch — zwiſchen dieſer Muſik hörte er auch zuweilen einen raſſelnden Trommelwirbel; derſelbe fieng leiſe an, ſchwoll zu bedeutender Stärke und hörte pianiſſimo wieder auf.

Der Major blieb erſtaunt ſtehen und horchte. Das war gewiß unmöglich und doch täuſchte er ſich nicht. — — — Ja, er vernahm lachende Weiberſtimmen — am Ende waren es ſogar Mädchen, die ſo laut aufſchrieen — und ferner — er mochte kaum ſeinen Ohren trauen — Kindergeſchrei — ja, die Stimmen von kleinen unſchuldigen Kindern, welche obendrein die allgemeine Tanzluſt nicht zu theilen ſchienen; denn die Kinder ſchluchzten und heulten und jammerten durcheinander, als wenn ſie an jener Muſik gar keinen Gefallen fänden und ihnen etwas abſonderlich Unangenehmes geſchähe.

Der Major, als kluger Feldherr, beſchloß, den Feind im Rücken anzugreifen, ihn zu überraſchen, und öffnete deßhalb leiſe das Zimmer neben dem, in welchem getanzt wurde. Schrecklicher Anblick! — Hier ſah es nicht im Geringſten aus wie in einer ordentlichen Kaſerne, ſondern wie in einer Kleinkinder-Bewahranſtalt. Sämmtliche Betten — und es waren deren zwölf im Zimmer — ſah er beſetzt von kleinen ſchreienden Weſen, von einem halben Jahre an bis zu vier Jahren; eine ganze Muſterkarte von Kinderſtimmen war hier vertreten — — ſämmtliche Rangklaſſen der bürgerlichen Geſellſchaften in ihren Sprößlingen, — — das bewieſen ihre Anzüge von Kattun, Merino, Seide und Sammt, und ihre Kopfbedeckungen, vom baumwollenen Mützchen an bis zum italieniſchen Strohhut mit Band und Feder.

Entſetzlicher Anblick!

Der Major, entrüſtet — nein, dieſes Wort iſt nicht im Stande, den Zorn des Majors auszudrücken — außer ſich, ſchritt durch dieſes Kinderzimmer, nicht ohne daß einer der älteren Buben, die herumkrabbelten, den Verſuch machte, in den kleinen Beinen des Majors oder ſeinem langen glänzenden Degen ein neues paſſendes Spielzeug zu erobern, welcher Beweis kindlicher Zuneigung in dieſem Augenblick jedoch nicht im Stande war, das Herz des Racheengels zu erweichen.

So gelangte er unbemerkt an die Thüre des Tanzſaales, und er mußte ſich einen Augenblick an einem Pfoſten deſſelben feſthalten, um ſich ſo weit ſammeln zu können, daß es ihm möglich war, ohne ſeinem Anſehen zu ſchaden, würdevoll unter die Schuldigen zu treten.

Da befanden ſich in dieſem Nebenzimmer ſämmtliche Kindsmädchen, welche zu den draußen abgelegten Kindern gehörten, und dabei etwa ein Dutzend ſeiner Unteroffiziere. Ja, wir

können es nicht verschweigen, es waren keine gewöhnlichen Soldaten, es waren »Avancirte«, und Jeder hatte ein Mädchen im Arme und tanzte so wahnsinnig mit ihr im Zimmer herum, daß der Staub aufwirbelte, die Röcke weit hinausflogen und die Dielen krachten.

Die Unglücklichen waren obendrein so im Eifer des Vergnügens und durch die schöne Tanzmusik so in den Schuß gerathen, daß es ihnen nicht möglich war plötzlich einzuhalten und eine der unglücklichen Tänzerinnen an den etwas schnell und unvorsichtig hereintretenden Major dergestalt anprallte, daß letzterer das Gleichgewicht verlor und nach zweimaligem Umdrehen auf eine Trommel niederzusitzen kam, was einen dumpfen, unheimlichen Ton verursachte. Dieser dumpfe Ton fuhr wie der Posaunenschall des jüngsten Tages auch in die Ohren dieser Schuldigen. Die zwölf Dienstmädchen kreischten laut auf und suchten das Weite.

Hiefür hatte aber der Major gesorgt, indem er die Thüre des Nebenzimmers hinter sich abgeschlossen; den Tanzsaal hatten die Unglücklichen selbst abgesperrt, indem sie einen Tisch vor die Thüre desselben gerückt, auf welchem die Musik gestanden und aufgespielt. Wir sagen »gestanden«; denn in dem Augenblick, wo der Major sichtbar wurde und wo jener Trommelschlag ertönte, brach die Musik mit einer schrillen Dissonanz ab, und die beiden unglücklichen Musikanten, das Aergste befürchtend, riskirten ihre Flucht durch ein ziemlich breites Oberlicht über der Thüre und entkamen auch auf diese Art, ohne von dem Vorgesetzten erkannt zu werden.

In den ersten zehn Minuten war der Major nicht im Stande, nur ein einziges Wort hervorzubringen; seine Fäuste

ballten sich krampfhaft, die Augen hatte er weit aufgerissen, seine Gesichtsfarbe spielte ins Dunkelrothbraunviolette' — —

Der Freiherr von Brander konnte außerordentlich grob sein, und er war es auch bei außerordentlich vielen Gelegenheiten. Es war dies eine Schattenseite an diesem sonst so vortrefflichen Charakter. Heute aber kam diese Grobheit nicht zum Ausbruche; seine Aufregung war zu stark: er grollte nur in der Entfernung einige dumpfe zehntausend Donnerwetter und Kreuz-Mohren-Stern-Elemente, dann aber war es wieder still, eine schwüle Stille, eine entsetzliche Stille' Der Major schloß die Thüre hinter dem Tische ebenfalls ab, gieng nach dem Nebenzimmer, setzte sich dort auf einen Stuhl und befahl mit donnernder Stimme den Verbrechern und Verbrecherinnen, Eines um das Andere hervor zu kommen.

In der ganzen Kaserne war es indessen schon ruchbar geworden, daß der Major von Brander ungeladen bei der Tanzpartie erschienen war. Der Offizier du jour, der auf seinem Zimmer mit einigen Freunden eine Partie Landsknecht spielte, faßte den Entschluß, sich vor dem erzürnten Vorgesetzten jetzt nicht mehr sehen zu lassen, und bat dagegen seinen Kameraden, den Bataillons-Adjutanten, der ebenfalls zufällig zugegen war, hinüber zu steigen und wo möglich den Zorn des Majors abzulenken, daß er nicht auf den Gedanken verfalle, ihn, den unglücklichen Offizier du jour, für den Spektakel verantwortlich zu machen.

Der Bataillons-Adjutant, Lieutenant von Stifeler, war ein Offizier, der den Teufel nicht fürchtete, aber vor dem Major Brander gewaltigen Respekt hatte; doch nahm er in diesem Punkt allen seinen Muth zusammen und gieng eilenden Schrittes nach dem Zimmer Nr. 44, wo das Schreckliche geschehen. Da fand er die Thüre verschlossen und klopfte an. Der Major schrie: Her-

ein!' mit einer solch fürchterlichen Stimme, daß es den Adjutanten eiskalt überlief; er fürchtete nicht mit Unrecht, sein Erscheinen werde den Chef veranlassen, die vielleicht schon geschlossenen Schleusen seiner Beredtsamkeit noch einmal aufzuziehen, und der arme Adjutant hatte gar keine Ahnung davon, daß die ganze Grobheit des Vorgesetzten bis jetzt künstlich aufgestaut worden war, und daß sein Eintritt den mühsam erbauten Damm durchbrechen, die wilden Gewässer entfesseln würden, auf daß sie zügellos dahin strömten.

Der erste Ausdruck, der sich auf dem Gesichte des Majors beim Erscheinen seines Adjutanten malte, war der einer unaussprechlich tiefen Wehmuth, er faltete sogar die Hände über seinem ziemlich dicken Bauche zusammen und blickte an seinem Adjutanten, der über zwei Kopflängen größer war, kummervoll in die Höhe. Der Lieutenant von Stifeler faltete ebenfalls seine Hände zusammen, doch nicht über seinem Bauche, denn er hatte keinen — dabei ließ er die Mundwinkel hangen, zog die Augenbrauen in die Höhe und schaute noch ungleich schmerzerfüllter in die Tiefe, als sein Chef in die Höhe.

„Gräßlich!" sagte der Major nach einer Pause und zuckte die Achseln.

„Unerhört!" wiederholte der Adjutant, und zog seine Schultern so hoch hinauf, daß sein Kopf fast zwischen denselben verschwand.

„Nein! nein!" schrie der Major, und mit einer solchen entsetzlichen Stimme, daß die Fenster erklirrten, und dabei sprang er mit gleichen Füßen einmal im Kreise herum. „Da soll ja eine ganze Legion von Donnerwettern in einem Hagel von Sterngranaten in die Mordbande hineinfahren! Ist denn die Kaserne Seiner Majestät" — bei den letzten Worten legte er die Hand salutirend

an die Pickelhaube, und der Adjutant machte es gerade so — „ein Tanzboden geworden, und die ganze Welt zu einem Narrenhaufen mit zehntausend Millionen Narren? Hat man je so etwas erlebt, ohne daß die Erde entzwei gespalten wäre und diese ganze Schwefelbande mit hinunter geführt, oder der Himmel eingestürzt und mit all seinen tausend Sternen und Elementen auf ihre Köpfe hernieder und sie zusammen gewettert, daß die Fetzen davon geflogen, so weit es Luft hat zwischen Himmel und Erde? Alle Welt-Kreuz-Mohren-Tausend-Himmel-Stern- und Granaten-Sakrament' Wo fang' ich an zu strafen und wo hör' ich auf? — Doch wozu mich eigentlich ereifern?" Bei diesen Worten schlug der Major ein krampfhaftes Gelächter auf und ließ sich, tief Athem holend, auf einen Stuhl nieder. — —

„Herr Lieutenant von Stifeler," sagte er nach einem längeren Stillschweigen, während dessen er blos durch Blicke, aber desto deutlicher gesprochen, „nehmen Sie gefälligst Ihr Taschenbuch zur Hand, wir wollen zu Gericht sitzen, schauerlich zu Gericht sitzen, und die nichts ahnenden Herrschaften dieser nichtsnutzigen Weibsbilder sollen erfahren, wem sie ihre Kinder anvertraut."

Der Major, so laut er auch schrie, hatte doch Mühe, sich verständlich zu machen; denn die erschreckte Kinderschaar war — das heißt die, welche laufen konnte — aus Furcht zwischen zwei Betten zusammen gekrochen und stieß beim Anblick des kurzen Majors und des langen Adjutanten ein mörderliches Geschrei aus. Nur ein einziger Sprößling, ein Bube von vier Jahren, konnte sich von der großen Trommel, vor welcher er stand, nicht trennen, und bearbeitete das Fell derselben auf eine die Ohren zerreißende Art.

„Herr Lieutenant von Stiſeler,“ befahl der Major, „ſagen Sie den Kindern, daß ſie ſtille ſind, es ſoll ihnen nichts zu Leide geſchehen.“

Der Adjutant griff abermals an ſeine Pickelhaube; doch brachte der erſte Schritt ſeiner langen Beine, den er auf die Kinder zu that, und das erſte Wort, womit er ſie haranguirte, nicht die gewünſchte Wirkung hervor. Der Adjutant hatte im Allgemeinen einen ſehr undeutlichen Begriff von der Behandlung kleiner Kinder, und die Art, ſie im vorliegenden Falle, wo ſie in der königlichen Kaſerne vor den Augen des Majors unbändig ſchrieen, ohne vorher die Erlaubniß hiezu eingeholt zu haben, zu beſchwichtigen, war er nicht ſo glücklich aufzufinden. Er behandelte ſie wie eine Schaar Rekruten und ſagte zu ihnen in einer tiefen Baßſtimme: „Verſchiedene Kinder! ich kann es euch auf Ehre nicht verhehlen, daß ich es für ungeheuer unpaſſend und durchaus gegen das Kaſernenreglement halte, daß ihr hier ſo unvernünftig ſchreit; doch der Herr Oberſtwachtmeiſter“ — dabei faßte er abermals an ſeine Pickelhaube — „ſowie ich haben wahrhaftig keine Idee, euch etwas zu Leide zu thun. Darum, liebe verſchiedene Kinder, ſteht ſtill und betraget euch ſo manierlich und anſtändig, wie man es von einem königlichen Landeskind in einer königlichen Infanteriekaſerne zu erwarten berechtigt ſein kann.“

Auf dieſe Rede hin, die an ſich nicht ohne war, ſchrieen die Kinder noch heftiger als zuvor, und der jugendliche Trommler verſuchte einen Wirbel zu ſchlagen.

Der Adjutant wandte ſich achſelzuckend zu ſeinem Chef und erlaubte ſich die Bemerkung, es ſei vielleicht beſſer, wenn man jeder der Verbrecherinnen geſtatte, ihr Kind heraus zu ſuchen

und selbst zum Schweigen zu bringen, man habe auf diese Art Alles bei einander, die Uebelthäterinnen mit den betreffenden Corpus delicti's.

Bevor der Major hiezu seine Einwilligung gab, versuchte er es den jungen Trommler eigenhändig von der Trommel zu entfernen, ohne jedoch zu dem gewünschten Resultate zu kommen; denn der Junge vertheidigte seine Beute aufs Nachdrücklichste, und hatte so wenig Respekt vor dem Major, daß er sogar von der Defensive in die Offensive übergieng und mit seinen Trommelschlegeln nach den dürren Beinen des Offiziers stieß.

„Wir wollen das Verhör mit diesem Rangen anfangen," sagte würdevoll der Major. „Wo ist die Person zu diesem Kinde?"

„Hier!" sagte eine schüchterne Stimme.

„So! Sie ist also diese pflichtvergessene Person, die, anstatt mit den Kindern in Gottes freier Luft spazieren zu gehen, in die königliche Kaserne schleicht, um Ihrer Tanzlust zu fröhnen, während Sie dieses unartige Kind, das eine Aufsicht so nöthig hat, sich selbst überläßt? Bei welcher Herrschaft ist Sie? wem gehört dieser Schlingel? — Nun, wird's bald? Antwort!"

„Bei des Generals von Hammerbach Excellenz bin ich," sagte die unglückliche Person mit niedergeschlagenem Blick.

„Gerechter Gott!" rief der Major und faßte an seine Pickelhaube; „bei Seiner Excellenz dem Herrn General von Hammerbach? Und dieses liebenswürdige Kind, das Sie so gräulich vernachlässigt, ist sein Sohn?"

„Ja," sagte das Mädchen, und der Adjutant schauderte.

„Trommle du ruhig weiter, mein liebes Kind," fuhr der Major fort, „du hast ganz recht, du kannst nichts dafür, daß

man dich in die Kaserne geschleppt. — Aber ist es nicht erstaunlich," wandte er sich zu seinem Adjutanten, „wie dieser kleine junge Herr schon so vortrefflich trommeln kann? Es wäre anderswo eine Freude, ihm zuzuhören, aber hier ist es entsetzlich. Herr Lieutenant von Stifeler, sehen Sie einen Augenblick nach, das Kind hat die Trommelschlegel verkehrt, haben Sie doch die Güte und geben Sie sie ihm recht in die Hand. — So! — Jetzt trommle nur zu, mein Söhnchen; man muß ein Talent immer unterstützen; das ist in der That ein kleines militärisches Genie. — Aber weiter!" —

Der beschränkte Raum dieser Blätter verbietet uns leider, das ganze Verhör des Herrn Majors von Brander in vollkommenster Umständlichkeit wiederzugeben: wir können nur versichern, daß, wie schon gesagt, hier sämmtliche Kreise der Gesellschaft vertreten waren. Da gab es, wie schon erwähnt, kleine Generale, ferner Regierungs-, Steuer-, Hof- und Stadträthe, dann Kaufleute, ja Schneider und Schuster, und was die letzteren anbelangt, so hatten sie sich blos durch die äußeren Vorzüge ihrer Kindsmädchen, welche von allen die blühendsten und frischesten waren, in diese vornehme Gesellschaft eingeschlichen.

Nachdem der Adjutant sämmtliche Namen der Herrschaften, sowie sämmtliche Vor- und Zunamen der Verbrecherinnen bestens notirt, wurden dieselben nach einer langen und kräftigen Rede des Majors entlassen und ihnen die tröstliche Versicherung mit auf den Weg gegeben, daß er nicht ermangeln werde, dieser Unthat im Parolebefehl zu erwähnen, daß er aber hauptsächlich durch ein Cirkularschreiben brevi manu sub voto remissionis an ihre betreffenden Häuser auf ihre nachdrückliche Bestrafung hinwirken wolle.

Die Namen der Unteroffiziere, sowie der Compagnieen, zu welchen sie gehörten, wurden ebenfalls aufgeschrieben, um sie den betreffenden Hauptleuten übergeben zu können; der unglückliche Tambour dagegen, der die königliche Trommel zum Kinderspiel hergegeben, wurde drei Tage in Arrest geschickt, bei Wasser und Brod, und das von Rechts wegen.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Erzähler dieser Geschichte führt den geneigten Leser zu einem ästhetischen Thee. — Viel warmes Wasser und Butterbrod.

Finster und schweigend verließ der Major die Kaserne, und der lange Adjutant gieng ebenso finster und schweigend neben ihm her. Der Erstere war durch das eben Vorgefallene aufs Tiefste erschüttert — eine solche Entheiligung der Kaserne und noch obendrein eines Theiles der Kaserne, in welchem sein Bataillon lag! Als er an der Straßenecke ankam, wo er rechts nach seiner Wohnung gieng, verabschiedete er den Lieutenant von Stifeler, wobei er aus der Tiefe seines Herzens nur das einzige Wort: »Unerhört!« hervorbrachte.

»Unerhört!« sagte der Adjutant ebenfalls und hielt seine rechte Hand so lange an die Pickelhaube, bis der Chef um die Ecke verschwunden war; dann begab er sich nach der Kaserne zurück, um den angefangenen Landsknecht zu vollenden.

Es war ein Glück, daß der Major, als er ebenfalls nach Hause kam, durch das Rumoren in demselben, welches ihn vor-

hin vertrieben, einiger Maßen zerstreut wurde; auch wartete er seiner verschiedenen kleinen Haushaltungsgeschäfte, welche er bei festlichen Veranlassungen, wie der heutigen, selbst zu besorgen pflegte.

Zwiebel, der Bediente, hatte seine Messer und Gabeln geputzt, auch den Salat gelesen, darauf mit seinen militärischen Händen Kartoffeln geschält und das Küchenfeuer unterhalten. Auch hatte ihn die gnädige Frau unterdessen in verschiedene Kunstläden herumgeschickt, um sich einige kostbare Bilderwerke «zur Ansicht» kommen zu lassen, die dann heute Abend gleichfalls zur Ansicht der Eingeladenen figuriren sollten. Ferner hatte Zwiebel von einem Sprachlehrer, mit dem die gnädige Frau hie und da französische Werke las, eine kleine Abhandlung in dieser Sprache holen müssen; es waren Recensionen über ein neu erschienenes Werk, das viel von sich reden machte, und der Major hatte sich schon mehrere Stunden des Tages damit beschäftigt, die Recension sauber abzuschreiben — ebenfalls zum «gefälligen» Auffinden.

Der Major stieg indessen die Treppe hinauf, erhitzt vom schnellen Gehen, noch prustend in Folge des gehabten Aergers. Das Geklapper der Teller und das Geklirr der Gläser, dazu der süße Bratenduft, den er roch, waren kaum im Stande, seinen Unmuth zu zerstreuen. Mehr aber als durch dieses bezwang er ihn beim Anblicke Zwiebel's, der in seinem Zimmer den Schlafrock parat hielt und ein sehr bedenkliches Gesicht machte; denn der Major entnahm hieraus, daß der Diener schon lange gebarrt und daß es nöthig sei, die trüben Gedanken zu verscheuchen, um sich mit Ernst den seiner harrenden Geschäften hinzugeben.

Er setzte hierauf die Pickelhaube ab, entledigte sich des Waffenrockes mit den dicken Epauletten und schlüpfte in sein bequemes Hauskleid.

Wenn wir nicht wüßten, geneigter Leſer, daß es deinem Herzen wohl thun würde, einen rauhen, wilden Krieger, deſſen Geſchäft es iſt, den Säbel zu ſchwingen und donnernde Schlachten zu gewinnen, einmal in ſanften friedlichen Geſchäften zu erblicken, ſo würden wir die nächſten Zeilen nicht niederſchreiben; aber da wir glauben, daß Herkules, der den Stall des Augias miſtet (der Major kam, wie wir wiſſen, von einem ähnlichen Geſchäfte), dir vielleicht kaum intereſſanter ſein wird, als der ſanfte Herkules am Spinnrocken, ſo fahren wir fort und wollen berichten, was der Major nun begann, nachdem er ſeinen Schlafrock angezogen und ſich eine kurze Tabakspfeife angezündet.

Er gieng zuerſt zu ſeiner Frau hinüber, nicht ohne vor der Thüre zu deren Zimmer die Tabakspfeife in den Schlafrock geſteckt zu haben. Er begann hier ein gleichgültiges Geſpräch, ſo daß man ſah, daß er nicht in der Stimmung war, über gemeine Dinge — die Vorbereitungen zum Thee heute Abend — zu ſprechen. Madame zerkaute die Feder, die ſie in der Hand hatte, und blickte dabei ſchwärmeriſch gen Himmel. Auch gab ſie dem Major auf ſeine Fragen oft die verkehrteſten Antworten, ſo daß er ſich nicht lange in dem Muſentempel aufhielt, ſondern ein paar Saiten tiefer griff und ſich nach dem Eßzimmer begab, das neben der Küche gelegen war.

„Donnerwetter! wie ſieht's hier noch aus?“ ſagte der Major zu ſeinem Zwiebel, der hoffnungslos neben einem Haufen der verſchiedenartigſten Dinge ſtand, die alle noch für heute Abend gehörig geputzt und hergerichtet werden mußten, als da waren: Weinflaſchen, Spielkarten, Stearinlichter, ſilberne Löffel und Gabeln in Paketen zu einem halben Dutzend, ſorgfältig verſiegelt, mit der Adreſſe des Majors Freiherrn von Brander darauf, verſchiedene Käſe in Papier, ein Korb voll feinen Thee-

backwerks, ein anderer voll gewöhnlichen Brodes und mehr dergleichen Sachen noch, die zu einem ästhetischen Thee und einer unästhetischen Whistpartie nöthig und erforderlich sind.

Nachdem der Major seine Pfeife wieder in Brand gesetzt, vorher aber die Fenster geöffnet und das Nebenzimmer geschlossen, schlug er die Aermel seines Schlafrocks in die Höhe und begann mit großem Gepolter das vor ihm liegende Chaos zu ordnen.

»Was meinst du, Zwiebel,« sagte der Gastgeber, »wenn wir zuerst bei den alten Weinflaschen anfiengen? Ich glaube, es wäre am besten, wenn wir dieses zerbrechliche Zeug in Reih' und Glied brächten und unter einem Winkel aufmarschiren ließen.«

»Zu Befehl, Herr Major!« entgegnete der Bediente; »ich glaube, der Herr Major thäten ganz wohl daran.«

Dieser ließ sich nun nach dieser Zustimmung eine Serviette geben und auch die Flaschen Stück für Stück herüber reichen. Er hielt sie vor das Licht, wischte mit dem Tuche den Staub ab, öffnete mit dem Pfropfzieher — das alles geschah mit großer Feierlichkeit und außerordentlich behende. Die Flaschen mit weißem Wein wurden in die rechte Ecke gestellt, die mit rothem in die linke, und hiezu dampfte die Tabakspfeife und schaute der Bediente zu mit aufgesperrtem Maule.

»Siehst du, Zwiebel,« sagte der Major mit dröhnender Stimme unter diesen Geschäften, »ich halte es unbedingt für besser, die Flaschen so abgeputzt und hergerichtet auf den Tisch zu stellen; es gibt freilich Leute, die sie ihren Gästen mit dem Kellerstaub vorsetzen, um damit das hohe Alter des Weines anzuzeigen; aber es ist die vollkommenste Renommage. Staub gehört nicht auf den Tisch. — Apropos, da ich einmal bei dem Staube bin, der mit dem Schmutze große Aehnlichkeit hat, so möchte ich auch da in der Küche dir ein paar Worte ins Gewissen reden« —

er rief dieſe Worte überlaut ins Nebenzimmer hinein — „ich muß mir ſehr ausbitten, daß heute Abend nicht wieder Schüſſeln vorkommen, an deren Rande die ſchwarzen Tatzen abgemalt ſind; Alles muß reinlich und nett ſein, ſehr reinlich, keine Malpropreté. — Mir ſcheint auch,“ fuhr der Freiherr von Brander fort, und hob die Naſe und ſchnüffelte in die Luft, „als rieche ich etwas Verbranntes, ſo einen verbrannten Kalbsbratengeruch. Paßt mir doch auf, ins Dreiteufelsnamen!“

Er eilte geſchäftigt in die Küche, um ſich von der Wahrheit ſeiner Behauptung zu überzeugen, und blieb einen Augenblick mit aufgeſtemmten Armen vor dem Kochheerde ſtehen.

„Riecht Sie denn gar nichts, Babette?“ fragte er nach einer Pauſe, während welcher er ſeine Geruchsnerven übermäßig angeſtrengt, „riecht Sie in der That nichts? He, Zwiebel! merkſt du nichts Verbranntes?“

Damit eilte er ins Eßzimmer zurück.

„Zu Befehl, Herr Major,“ ſagte der Bediente, „es brandelt wirklich etwas.“

„Sieht Sie, Babette,“ ſchrie der Major, „auch Zwiebel hat's gerochen!“

„Ja, jetzt rieche ich es auch,“ ſagte die Köchin, „aber es kommt von einem Papier her, das man in den Ofen geworfen, Papier aus der Madame ihrem Zimmer; es wird eine Schreibfeder dabei geweſen ſein.“

„Donnerwetter! eine Schreibfeder?“ ſagte der Major entrüſtet, „alſo nicht der Kalbsbraten, Babette? Kann ich mich darauf verlaſſen, daß es nicht der Kalbsbraten iſt? Dann iſt es gut!“

„Gewiß kein Kalbsbraten!“ rief die Köchin.

„Ja wohl, Federn,“ sagte Zwiebel bestimmt, kein „verbrannter Kalbsbratengeruch.“

„Bon!“ sagte der Major.

Die Köchin und Zwiebel hätten um Alles in der Welt nicht zugegeben, daß der Kalbsbraten gebrandelt hätte, und wenn dieses auch wirklich der Fall gewesen wäre. Der Major, wenn er sich einmal so mit Haushaltungsgeschäften befaßte, war außerordentlich reizbar, sobald solche Fehler vorkamen, und konnte dann über alle Maßen grob werden. Kam dagegen nichts Unrechtes vor, so war er in solchen Momenten der leutseligste und herablassendste Herr, den man sich nur denken konnte.

Jetzt waren die Flaschen beseitigt. Zwiebel stellte ein Dutzend leere Leuchter auf den Tisch, und der Major machte sich mit eigenen Händen daran, dieselben mit frischen Stearinkerzen zu bestecken. Er that das nur in der reinen Absicht, damit keine schief aufgesteckt würde, denn solches war ihm ein Gräuel. Ja, wenn alle Leuchter montirt waren, so wurden sie in eine Linie gestellt und mit Zwiebel's Beihülfe aufs Genaueste gerichtet. Auch die Papiere unten durften nur so weit vorstehen, wie es bei den Halsbinden der Soldaten der Fall war, genau eine und ein Sechszehntelslinie. Es hätte den Major außerordentlich betrübt, wenn man am Anzuge seiner Leuchter die geringste Unregelmäßigkeit entdeckt hätte.

Dieses Geschäft gieng indessen glücklich von Statten; der Major schwitzte vor Arbeit und Vergnügen und war äußerst guter Laune.

„Solltest du's wohl glauben,“ sagte er nach einer längeren Pause, „daß es Leute gibt, die verbrannten Kalbsbraten essen?“

Zwiebel schauerte ein klein wenig zusammen und schüttelte den Kopf.

„Du glaubſt es nicht?“ ſagte der Major.

Der Diener war ſehr in Verlegenheit, ob er Ja oder Nein ſagen ſollte, da er nun nicht genau wußte, welche Anſicht in dieſem Punkte ſein Herr entwickeln würde: er behalf ſich deßhalb mit einem außerordentlich dummen Lächeln.

„Ja, es gibt ſolche Leute,“ ſagte feierlich der Major und nahm ein Trinkglas vom Tiſch, das er gegen das Fenſter hielt, um zu ſehen, ob es auch rein geputzt wäre; „es ſoll ſolche Leute geben,“ wiederholte er, hauchte dann in das Glas hinein und wiſchte mit der Serviette darin herum, um einen Flecken zu vertilgen, den er entdeckt.

„Wer hat die Gläſer eigentlich geputzt?“ fragte er hierauf und unterbrach dadurch ſeinen Ideengang in Betreff des verbrannten Kalbsbratens. „Donnerwetter! ich finde darin eine Unſauberkeit — hier war ein Flecken. Zwiebel, wenn du Zeit haſt, ſo werden alle Gläſer nochmal durchgeſehen; verſtehſt du mich? Man kann doch den Weibsbildern nicht das Geringſte anvertrauen! — So — Lichter, Flaſchen, es wäre Alles in Ordnung; jetzt wollen wir einmal über die Spielkarten gehen, zu jedem Tiſch zwei Spiele, ein rothes und ein blaues; wir haben drei Tiſche. Haſt du ſechs Spiele, Zwiebel?“

„Zu Befehl,“ ſagte der Bediente.

„Drei blaue und drei rothe?“

„Zu Befehl, Herr Major!“

„Bon!“ ſagte dieſer. „Jetzt wollen wir einmal einen Blick in die Zimmer werfen, um nachzuſehen, ob da Alles in gehöriger Ordnung iſt.“

Draußen in der Küche war ein unterdrücktes Huſten hörbar, und eine ſanfte Stimme ſagte: „Babette, Sie muß ſich

ein wenig eilen, es iſt gleich ſieben Uhr, um halb Acht kommen die Herrſchaften.«

»Die Frau Majorin,« ſagte Zwiebel ſehr ſchüchtern, und fügte mit leiſer Stimme hinzu: . . . »Die Pfeife . . . Herr Oberſtwachtmeiſter.«

»Ja ſo, die Pfeife!« antwortete dieſer einigermaßen verwirrt, »richtig, die Pfeife; ich danke dir, braver Zwiebel! Da nimm ſie und ſteck' ſie in die Taſche. — Donnerwetter, das war ein Geſchäft!«

Dieſe letzten Worte galten der eintretenden Majorin, welche in dieſem Augenblicke einem ſtarken Huſtenanfalle faſt zu erliegen ſchien. »Aber, lieber Ferdinand,« ſagte ſie, »wie kann man denn eine halbe Stunde vor einer Soirée im Geſellſchaftszimmer rauchen?«

»Nicht im Geſellſchaftszimmer, mein Schatz!« ſagte freundlich der Major, »Gott ſoll mich bewahren! — Gewiß nicht, nur hier im Eßzimmer, und es ſind überdies die Fenſter auf, das geht im Augenblicke wieder hinaus.«

»Da ſehe ich auch Cigarren auf dem Tiſche liegen,« fuhr die unerbittliche Majorin fort, »ein ganz Paket Cigarren! — Aber, Ferdinand, was fällt dir um Gotteswillen ein?!«

»Das iſt ja für die Whiſtpartie,« ſagte der Major kleinlaut und verlegen und ſetzte raſch hinzu, als er bemerkte, daß ſeine Ehehälfte die dünnen Lippen zuſammenbiß: »für's Nachhauſegeben, verſteht ſich von ſelbſt, da nimmt jeder der Herren ſich eine, das iſt ſo der Brauch.«

»Ich will mich nicht an jenen Abend erinnern,« fuhr die Majorin ſtreng fort, »wo bei einer Whiſtpartie hier in dieſem Zimmer geraucht wurde, und wo man drüben bei mir faſt erſtickt wäre. Ach, der Tabaksdampf greift meine Nerven entſetz-

lich an! Es liegt schon etwas Rohes in dem Begriff des Rauchens; kann man sich die Cigarre oder eine Tabakspfeife bei irgend einer zarten Situation des menschlichen Lebens denken? Gewiß nicht! Schon die Idee des Rauchens ist gegen alle Poesie!"

„Aber alle Poeten und Schriftsteller," erlaubte sich der Major zu sagen, „rauchen ungeheuer; ich habe das schon oft gehört."

„Gewiß nicht alle," entgegnete sanft die Majorin; „es gibt deren freilich, ich will das zugeben; aber auch sie treiben alsdann diese böse Gewohnheit nur heimlich; ich wenigstens habe noch nie jemanden gekannt, der roh genug gewesen wäre, die reine Luft eines Theezimmers dadurch zu verpesten."

Mit diesen Worten begab sich die Dame stolz in ihren Salon, und der Major folgte ihr, um sich zu überzeugen, daß dort Alles in Ordnung sei.

Zwiebel blieb unterdessen im Eßzimmer und rauchte aus der noch brennenden Pfeife des Majors verstohlener Weise die letzten Züge, während er Flaschen, Lichter und Gläser an ihrem Orte aufstellte, sowie die Spieltische richtete und auf jeden ein rothes sowie ein blaues Paket Karten legte.

Drüben arbeitete der Major im Schweiße seines Angesichts und legte die letzte Hand an die Einrichtung des Theezimmers. Die Stühle wurden bestens gerichtet, die Tassen auf dem Tisch ebenfalls, und mittlerweile war es halb acht Uhr geworden, die Stunde, zu welcher die Gesellschaft eingeladen war.

„Der Teufel!" sagte der Major, „jetzt ist es schon halb Acht, und ich bin noch nicht einmal angezogen. Da werde ich nun ungeheuer eilen müssen!"

„So geht es dir beständig," sagte die Majorin sanft und

ruhig, »du wirſt nie zu rechter Zeit fertig.« — Sie hatte ſich maleriſch auf einen Fauteuil niedergelaſſen, ſtützte das Geſicht mit etwas melancholiſchem Ausdruck auf die Lehne deſſelben und ſchien in tiefes Nachdenken verſunken.

Dieſe Dame hatte freilich mehr Zeit zu ihrer Toilette gehabt, als der gute Major; ſie, die Hausfrau, hatte weder Lichter aufgeſteckt, noch Flaſchen abgewiſcht, noch die Küche überwacht, daß der Kalbsbraten nicht anbrenne, woher es denn auch kam, daß ſie vollkommen Zeit hatte, nachdem ſie die Feder weggelegt, ſich auf's Beſte heraus zu putzen. Sie trug ein Kleid von hellſeegrünem Mouſſelin; auf der Stelle des Buſens trug ſie ein kleines Roſenbouquet, ihr Haar war mit Immergrün verziert.

Wir brauchen kaum dem fühlenden Leſer zu ſagen, daß Blumen und Blätter äußerſt ſinnig ihren Schriftſtellernamen anzeigten — Roſa Immergrün!

Draußen wurde unterdeſſen die Glocke gezogen.

»Gerechter Gott!« ſchrie der Major, »jetzt kommt ſchon Geſellſchaft, und ich bin noch im Schlafrock! Zwiebel, ſchau nach, wer es iſt, führ' ihn in den Salon, ich werde mich in das Eßzimmer retiriren.« — Er that alſo, öffnete aber im nächſten Augenblicke ſelbſt die Salonthüre, um den zuerſt Angekommenen herein zu laſſen.

Es war dies nur der Adjutant, Lieutenant von Stieſeler, vor dem er ſich nicht zu geniren brauchte.

»Freut mich ungeheuer,« ſagte der Major, »daß Sie ſo früh kommen, lieber Stieſeler! Thun Sie mir die einzige Liebe und ſpazieren mir durch die Zimmer, um nachzuſehen, ob Alles an ſeinem gehörigen Platze ſteht und Alles in ſchaufer Richtung iſt, mein Freund. Um Gotteswillen, kein krummes Glied! Ich

will unterdessen meine Toilette machen; seien Sie ganz rücksichtslos, ohne alle Nachsicht."

Der Adjutant, Lieutenant von Stiefeler, machte der Dame des Hauses sein Kompliment und gieng, das ihm Aufgetragene zu beflichtigen. Der Major zog sich in sein Schlafzimmer zurück und putzte sich unter Beihülfe des getreuen Zwiebel auf's Beste heraus; er zog dann den zweiten Paradewaffenrock an, dazu die Epauletten Numero drei — es wurde bald Abend, und da glänzten sie ja doch wie neu — er strich sein Haar unternehmend in die Höhe, der Bart wurde lange gewichst, bis er in zwei drohenden Spitzen horizontal über dem Munde stand; das Sacktuch wurde mit Rosenöl beträufelt — die Majorin Rosa litt in ihrem Hause kein anderes Parfum — und so gerüstet trat der Hausherr in das Gesellschaftszimmer.

Der Lieutenant von Stiefeler hatte nicht außerordentlich viel zu erinnern gefunden; nur einige unrichtige Sachen waren ihm aufgestoßen, die er aber alsbald reparirte; zum Beispiel ein Stuhl, der sich einen Zoll vor seinem Kollegen herausgedrängt, eine Tasse, die auf der Seite lag, sowie im Eß- und Spielzimmer zwei Lichter, die sich um eine halbe Linie nach rechts neigten, — ein Fehler, den sogar das scharfe Auge des Majors übersehen.

Jetzt tönte draußen die Glocke abermals, und nun kamen die Gäste. Anfangs erschienen sie in größeren Pausen, nachher aber schneller auf einander, und Zwiebel in der neuen Livree: lederfarbenem Rock und gelber Weste, kam ebenso wenig mehr von der äußeren Thüre weg, wie der Major von der inneren, bis Alles versammelt war.

Es war eine zahlreiche Gesellschaft da, Herren und Damen, erstere aber vielleicht die Hälfte mehr als die Letzteren; und das kam daher, weil die Whistpartie natürlicher Weise aus lauter

Männern bestand. Dies waren meistens alte Stabsoffiziere, auch einige Hauptleute darunter, und dann einige Regierungs- und andere Räthe, die sich bei Damengespräch und Theetassengeklirr durchaus nicht heimisch zu fühlen schienen. Diese Mitglieder der Gesellschaft waren froh, als sie der Dame des Hauses ein Kompliment gemacht und es ihnen darauf gestattet war, sich in irgend eine Ecke des Salons zu harmlosem Zwiegespräch oder zu tiefen Alleinbetrachtungen zurück zu ziehen. Es waren meistens ganz gescheidte Leute, denen es aber sehr schwer wurde, diese nothwendige nichtssagende Theeconversation anzuknüpfen, die, außerordentlich beredt in ihrem Fache und unter den Männern, es sehr schwer fanden, in Damenkreisen den Gemüthlichen und Liebenswürdigen zu spielen, und denen, wenn sie auch in solchen Augenblicken ihrem Geiste die mächtigsten Sporenstöße gaben, doch nichts einfiel, und die steif und unbeholfen neben der plappernden, hier geistreichen, sich ungeheuer amusirenden Jugend dastanden in ihres Nichts durchbohrendem Gefühle.

So eine Theeconversation von Weitem zu belauschen, all' das Geräusch und all' die Worte ohne Zusammenhang aufzufassen, macht einen außerordentlich komischen Eindruck. Das hustet und räuspert durch einander, das kichert und lacht, die Tassen klirren, der Theekessel singt; die alten Damen bilden um den großen Tisch den innersten Kern und sprechen über ernste Gegenstände, die jüngeren sitzen außen herum in einzelnen Gruppen — leichte Vorposten, dem ersten Angriff des Feindes bloßgestellt. Und dieser Feind in schwarzem Frack, in weißen Glacehandschuhen, den Hut entweder ängstlich vor den Bauch gedrückt oder denselben schüchtern auf den Rücken haltend oder kühn in die Seite gestemmt, attaquirt die Vorposten und fängt auf der ganzen Linie an zu blänkeln. „Charmant! — köstlich! — delicios!“ knallt

es von allen Seiten. — „Finden Sie das auch, mein Fräulein? — „Gewiß! — Superb! — Sie sehen, wie ich lache. — O, das kann nicht Ihr Ernst sein! — Auf Ehre! — Auf Seele! — Sie Unausstehlicher! — Großartig, ich versichere Sie! — Bei Gott! — Reizend! — Ueberirdisch! — Himmlisch schön . . .“ Und dann lacht es wieder, und in einer Viertelstunde oder noch früher ist die äußere Vorpostenkette durchbrochen, die jungen Leute im schwarzen Frack und in Uniform schlagen sich kühn durch die Vorposten hindurch mit einer ganzen Menge von . . . „Bitte um Entschuldigung! — Erlauben Sie! — Bitte recht sehr! — Mit Vergnügen!“ — und greifen das Centrum an, das ruhig und gefaßt diesen Angriff erwartet.

Dazwischen durch bemerkt man Zwiebel's lederfarbene Gestalt; sein Gesicht lächelt freundlich, während ihm Angst- und Schweißtropfen auf der Stirn stehen und während die Tasse auf seinem Teller ängstlich klappert. Gott! er hat unbestimmte Ahnungen von großem Unglück, das ihm begegnen könnte, von heimtückischen Sporen, Hühneraugen und zarten Damenschuhen, die ihm statt des Terrichs unter seine breiten Füße geraten könnten, von umstürzenden Stühlen und Tischen oder Ueberschütten verschiedener Tassen mit heißem Thee und dergleichen mehr. Bald trägt er eine Anzahl leerer Tassen zurück und stürzt darauf mit ebenso viel angefüllten wieder in das dichteste Schlachtgetümmel hinaus.

Noch ist die Theegesellschaft ein förmliches Chaos. Wasser und Land schwimmt noch durch einander, der Geist und die Materie sind noch nicht geschieden; mit anderen Worten: die rohen Elemente der Whistpartie wurden noch nicht in daß Eß- und Spielzimmer verwiesen. So lange, bis dieses nicht geschehen, ist es unmöglich, daß ein angenehmes Gespräch gedeihen kann.

Die alten Herren mit ihren Pickelhauben unter dem Arm, wie sie da an der Wand und in den Ecken umher stehen, fühlen sich durchaus nicht an ihrem Platz, und ihre ernsten Gestalten lassen anderentheils auch die strömenden Wasser einer poesiereichen Unterhaltung nicht zum gehörigen Durchbruch kommen.

Endlich aber gab die Majorin mit ihrem Auge dem hierauf schon ängstlich wartenden Gemahl ein kleines Zeichen. Dieser schreitet händereibend und feierlich bei den Mitgliedern der Whistpartie vorüber und sagt zu jedem ein heimliches Wort.

Es ist erstaunlich, welche Wirkung dieses hervorbringt. Mit leisem Schritt, ja kaum sichtbar, sind sie mit größter Schnelligkeit verschwunden. Das dunkle Nebenzimmer hat sie verschlungen, und der Letzte schleicht so eben scheu zur Thüre hinaus, indem er sich ängstlich umschaut, ob ihn nicht eine gesprächslustige Dame so nahe am rettenden Ausgange noch angreifen und festhalten würde.

Der Abfluß und Niederschlag dieser gröberen Stoffe hat nun die Bestandtheile der Gesellschaft etwas geklärt. Der Grund ist freilich schon lange zu Tage getreten, aber das unfruchtbare Terrain ist mit dem fruchtbaren, auf dem Palmenwälder blühen, Brunnen rauschen und Nachtigallenhaine entstehen, noch zu innig vermischt; es muß da noch eine gewaltige Absonderung stattfinden, ein neuer chemischer Prozeß, worauf der Niederschlag der noch vorhandenen allzu materiellen Stoffe erfolgt, um dem geistigen Prinzipe einen Weg zu bahnen, daß es lustig emporflattern kann, sich selbst zum Vergnügen, der wartenden Menschheit aber zu Nutz und Frommen.

Diese Absonderung geschieht, indem sich die Gastgeberin, Rosa Immergrün, Majorin von Brander, von ihrem Sitze erhebt und sich mit einem sanften Gespräche an die Thüre des Neben-

zimmers hinzieht. Ihr Aufſtehen iſt das Signal für die Geſellſchaft, es gleichfalls ſo zu machen, und hier taucht eine Dame auf aus der Klappermühle eines freundſchaftlichen Geſpräches, und dort ſieht man einen jungen Herrn mit einem bangen Blick auf das Nebenzimmer ein Geſpräch ſo ſchnell als möglich abbrechen.

Roſa Immergrün kann als ſchwärmende Königin des Bienenſtocks betrachtet werden; denn, wenn ſie ſich erhebt und anderswo niederläßt, ſo erhebt ſich mit ihr die ganze Schaar ihrer Anhänger und läßt ſich ebenfalls im Nebenzimmer nieder.

Sechszehntes Kapitel.

Von des Goldkäfers letzter Brautfahrt, von den Trägern deutscher Literatur und von schlechten Dienstboten im Allgemeinen. — Ein vielseitiges Kapitel.

Dieses Nebenzimmer ist auf sinnige Art heute Abend zum Dienst der Musen eingerichtet. Da ist eine Ecke mit einem Eckdivan, vermittels vier Geranien, eines kleinen Lorbeer- und eines kümmerlichen Citronenbaumes lieblich geschmückt. Vor dem Divan befindet sich ein runder Tisch, auf demselben Wasserflaschen mit Gläsern und vor demselben so viele Stühle, als es der Raum erlaubt.

Der Divan wird von den Damen eingenommen, die Wirthin — wir müssen gestehen, nach vielem Sträuben — nimmt den Eckplatz ein und sitzt nun unter Lorbeeren und Citronen. Die übrigen Damen scheinen den Beweis liefern zu wollen, wie viel geduldige Schafe in einen Stall gehen, und haben sich deßhalb auf dem Divan entsetzlich zusammen gepreßt. Die Herren sitzen auch nicht viel behaglicher; denn um den Geist recht frisch und

regſam zu erhalten, ſcheint der Körper abſichtlich kaſteit zu werden, und die Kaſteiung hier beſteht in unſäglich kleinen Stühlen, auf welchen man ſich nur durch ein geſchicktes Balanciren aufrecht zu erhalten vermag. Wehe dem Unglücklichen, der unter dem Vorwande, er dächte mit geſchloſſenen Augen über all' das Schöne hier nach, einen kleinen Schlaf riskirte! Er würde unfehlbar beim geringſten Räuspern ſeines Nachbars unter den Stuhl fallen.

Aber wie kann auch hier von Schlaf die Rede ſein, hier, wo alles Materielle verabſchiedet iſt, wo nur der Geiſt mit glänzendem Flügelſchlage dahin rauſcht? —

Roſa Immergrün ſieht ſich mit leuchtenden Augen und triumphirend um in dem Kreiſe ihrer heutigen Anhänger. Was die Reſidenz an Talenten beſitzt, an wirklichen Talenten in den verſchiedenſten Fächern der Kunſt, das iſt hier um ſie verſammelt. Weſſen Herz beginnt nicht ſchneller zu ſchlagen, wenn es dieſe Namen nennen hört? Dort unſer genialer Wolfsſohn, der Verfaſſer mehrerer klaſſiſchen Romane; dort Löwenthal, unſer großer Löwenthal, um ſo größer als Dichter und Menſch, da er bis heute von ſeinen Werken nur geſprochen hat und noch nichts erſcheinen läßt, fürchtend, eine übereilte Arbeit zu liefern; neben ihm der unvergleichliche Smaragdſtein, unſer großer Lyriker, an ſeiner Seite der zarte Goldenſtein; dort Abendſtein, der Luſtſpieldichter; hier Morgenſtein, der Componiſt; an ſeiner Seite unſer vielgenannter Silberſtein, der größte Maler ſeiner Zeit, Deutſchlands Stolz und Deutſchlands Hoffnung. Leider ſehen wir uns genöthigt, auch andere Namen neben dieſen volltönenden und herrlich klingenden zu nennen. Wir ſagen: leider! denn, wie kann ein einfacher Name, wie vielleicht Müller, Schmidt, Früh, Spät, Groß oder Klein, hier genannt werden, wie kann er an der Mitwelt anklingen, neben den gewaltigen, dahin rauſchenden, wie

Smaragdſtein, Goldenſtein, Abendſtein, im Gefunkel der Edelſteine, im Klange der Metalle, im Glanze des Abendroths einer untergehende Literatur?! —

Und doch ſitzen auch jene anderen Herren (die mit den einfachen Namen) neben dieſen und werden auch von ihnen geduldet. Warum ſollten ſie ſie auch nicht dulden, jene armen Unbedeutenden, ja ihnen ſogar hie und da einen belohnenden Blick, ein Wort der Ermunterung ſchenken? Werden ſie deßhalb aufkommen oder genannt werden in weiteren Kreiſen? gewiß nicht! das laſſen ſchon die verwandten Edelſteine und Metalle nicht zu. Sie haben das ganze Bankgeſchäft der Literatur und Kunſt in ihrer Hand, und wenn ſie ein Papier ſteigen laſſen, ſo ſind es Wolfsſohn'ſche oder Smaragdſtein'ſche dreieinhalbprocentige und ähnliches ſchlechtes Papier; aber nach etwas Gediegenem von einem anderen Chriſtenmenſchen iſt auf dieſer Papierbörſe wenig Nachfrage.

Wir erſchrecken über dieſe Gedanken, die wir ebenſo leichtſinniger Weiſe niedergeſchrieben, und können uns nur damit entſchuldigen, indem wir der Wahrheit gemäß ſagen, daß wir ſie einem der Gäſte abgelauſcht, einem jungen Manne mit ſeltenem blonden Haar und Bart, ſelten in dieſem Kreiſe, der etwas zurückgezogen aus dem Kreiſe dieſer großen Männer Deutſchlands ſich ſo bequem wie möglich in einen kleinen Fauteuil niedergelaſſen hatte.

Dieſer junge Mann war aber Niemand anders, als unſer Bekannter, Eugen Stillfried, der ſich eigentlich hier vorkam wie Saul unter den Propheten. Wir wiſſen überhaupt nicht, weßhalb die Majorin ihn mit einer Einladung beehrt hatte; aber er war beehrt worden und in Folge dieſer Einladung hier. So viel iſt gewiß, daß Eugen Stillfried nicht als zum äſthetiſchen Thee ge-

hörend betrachtet zur heutigen Gesellschaft gekommen war; wir vermuthen etwas Anderes. Die Majorin, neben dem, daß sie Gattin war, war auch Tante, Tante von zwei in bester Blüthe stehenden Jungfrauen, die nach Erlösung aus diesem Stande aufrichtig schmachteten. Und als solcher Erlöser schien nun Herr Eugen Stillfried mit seinen zehntausend Gulden Revenuen eine äußerst passende Person, und es verlohnte sich schon der Mühe, wenigstens einen Versuch zu machen.

Eugen war ganz unbewußt in jenes Nebenzimmer getreten und hatte auf diese Weise den ästhetischen Kreis um drei Mitglieder vermehrt, indem darauf auch die beiden Jungfrauen sich heute Abend gedrungen fühlten, etwas tiefer in die Literatur einzugehen.

Rosa Immergrün betrachtete mit leuchtenden Blicken die glänzende Versammlung auf den kleinen Stühlen um den runden Tisch und sagte nach einer längeren Pause: „Wie freue ich mich, daß Sie so zahlreich sind! Nur eine einzige Blüthe fehlt in diesem duftigen Kranze — unser guter Seeligstein. Lieber Wolfssohn, haben Sie Nachricht von unserem theuren Freunde?“

„Indirekte, gnädige Frau, nur durch sein köstliches Buch, das mir vor acht Tagen von dem Verleger zugeschickt wurde,“ antwortete Herr Wolfssohn, ein kleiner, dicker Mann mit schwarzem Bart, kohlschwarzem Haar und einer grünen Brille. „Ein köstliches Buch!“ wiederholte er; „ein großes Buch!“

Und dabei blickte er aufmerksam im Kreise umher, als wollte er erforschen, ob sich Jemand unterstehe, anderer Ansicht zu sein.

„Es ist lange nichts so geschrieben worden,“ sagte Herr Silberstein, „so frisch, so lebendig, mit so pikanten Schilderungen, nichts, was sich so zur bildlichen Darstellung eignet. Der vortreffliche Seeligstein hat uns Malern einen wahren Schatz

damit gegeben. Jedes Kapitel iſt ein großes Gemälde, jede Seite ein reizendes Bild. Ich werde eine Reihe Illuſtrationen daraus bearbeiten.«

»'s iſt ein großer Mann, dieſer kleine Seeligſtein'« ſagte Morgenſtein; »welche vortreffliche kleine Lieder er in die Erzählung verwebt hat! Ich habe ſchon angefangen, einige davon zu componiren.«

»Wir können uns in der That glücklich ſchätzen,« ſagte die immergrüne Roſa, »daß er längere Zeit zu unſerem Kreiſe gehörte.«

»Apropos, gnädige Frau,« nahm Wolfsohn das Wort, »haben Sie das neue Buch des Herrn Herder ſchon bekommen?« — Herder gehörte natürlicher Weiſe nicht zu dieſer Kotterie und wurde deßhalb »Herr« genannt. Bei Freunden und Bundesbrüdern begnügte man ſich in der Regel mit einem einfachen Prädikat, z. B. unſer trefflicher Silberſtein, unſer großer Wolfsohn, unſer berühmter Morgenſtern. — »Herr Herder ſchrieb dieſes Buch im vergangenen Winter.«

Wir müſſen uns hier erlauben, noch den geneigten Leſer darauf aufmerkſam zu machen, daß man bei ſeinen Freunden ſelten den Ausdruck »ſchreibt« anwendet; man ſagt blos bei Fremden, wie eben geſchehen: »Herr N. ſchreibt oder läßt erſcheinen:« von Freunden ſagt man dagegen z. B.: »Unſer vortrefflicher Abendſtein arbeitet in dieſem Augenblicke an einem fünfaktigen Luſtſpiele, und dieſe gediegene Arbeit wird bei ſeinem demnächſt erfolgenden Erſcheinen einen unerhörten Erfolg in ganz Deutſchland haben: wir erlauben uns dabei zu bemerken, daß die letzte Arbeit dieſes Hauptträgers der deutſchen Literatur à 25000 Exemplaren verkauft wurde.«

»Ja, freilich iſt das Buch im Winter geſchrieben worden,«

hörend betrachtet zur heutigen Gesellschaft gekommen war; wir vermuthen etwas Anderes. Die Majorin, neben dem, daß sie Gattin war, war auch Tante, Tante von zwei in bester Blüthe stehenden Jungfrauen, die nach Erlösung aus diesem Stande aufrichtig schmachteten. Und als solcher Erlöser schien nun Herr Eugen Stillfried mit seinen zehntausend Gulden Revenuen eine äußerst passende Person, und es verlohnte sich schon der Mühe, wenigstens einen Versuch zu machen.

Eugen war ganz unbewußt in jenes Nebenzimmer getreten und hatte auf diese Weise den ästhetischen Kreis um drei Mitglieder vermehrt, indem darauf auch die beiden Jungfrauen sich heute Abend gedrungen fühlten, etwas tiefer in die Literatur einzugehen.

Rosa Immergrün betrachtete mit leuchtenden Blicken die glänzende Versammlung auf den kleinen Stühlen um den runden Tisch und sagte nach einer längeren Pause: „Wie freue ich mich, daß Sie so zahlreich sind' Nur eine einzige Blüthe fehlt in diesem duftigen Kranze — unser guter Seeligstein. Lieber Wolfssohn, haben Sie Nachricht von unserem theuren Freunde?"

„Indirekte, gnädige Frau, nur durch sein köstliches Buch, das mir vor acht Tagen von dem Verleger zugeschickt wurde," antwortete Herr Wolfssohn, ein kleiner, dicker Mann mit schwarzem Bart, kohlschwarzem Haar und einer grünen Brille. „Ein köstliches Buch!" wiederholte er; „ein großes Buch!"

Und dabei blickte er aufmerksam im Kreise umher, als wollte er erforschen, ob sich Jemand unterstehe, anderer Ansicht zu sein.

„Es ist lange nichts so geschrieben worden," sagte Herr Silberstein, „so frisch, so lebendig, mit so pikanten Schilderungen, nichts, was sich so zur bildlichen Darstellung eignet. Der vortreffliche Seeligstein hat uns Malern einen wahren Schatz

damit gegeben. Jedes Kapitel ist ein großes Gemälde, jede Seite ein reizendes Bild. Ich werde eine Reihe Illustrationen daraus bearbeiten.«

»'s ist ein großer Mann, dieser kleine Seeligstein!« sagte Morgenstein; »welche vortreffliche kleine Lieder er in die Erzählung verwebt hat! Ich habe schon angefangen, einige davon zu componiren.«

»Wir können uns in der That glücklich schätzen,« sagte die immergrüne Rosa, »daß er längere Zeit zu unserem Kreise gehörte.«

»Avroros, gnädige Frau,« nahm Wolfssohn das Wort, »haben Sie das neue Buch des Herrn Herder schon bekommen?« — Herder gehörte natürlicher Weise nicht zu dieser Koterie und wurde deßhalb »Herr« genannt. Bei Freunden und Bundesbrüdern begnügte man sich in der Regel mit einem einfachen Prädikat, z. B. unser trefflicher Silberstein, unser großer Wolfssohn, unser berühmter Morgenstern. — »Herr Herder schrieb dieses Buch im vergangenen Winter.«

Wir müssen uns hier erlauben, noch den geneigten Leser darauf aufmerksam zu machen, daß man bei seinen Freunden selten den Ausdruck »schreibt« anwendet; man sagt blos bei Fremden, wie eben geschehen: »Herr N. schreibt oder läßt erscheinen;« von Freunden sagt man dagegen z. B.: »Unser vortrefflicher Abendstein arbeitet in diesem Augenblicke an einem fünfaktigen Lustspiele, und diese gediegene Arbeit wird bei seinem demnächst erfolgenden Erscheinen einen unerhörten Erfolg in ganz Deutschland haben; wir erlauben uns dabei zu bemerken, daß die letzte Arbeit dieses Hauptträgers der deutschen Literatur à 25000 Exemplaren verkauft wurde.«

»Ja, freilich ist das Buch im Winter geschrieben worden,«

ſagte Herr Silberſtein: „dafür iſt es aber auch ſehr kalt ausgefallen.“

„Ich habe es nicht geleſen,“ ſagte Roſa Immergrün, „man hat nicht Zeit für alles, was gedruckt wird. Aber Sie, lieber Wolfsſohn, Sie, der Sie auch dem Geringſten in der deutſchen Literatur Aufmerkſamkeit ſchenken, werden gewiß etwas Näheres über das Buch wiſſen.“

Wolfsſohn ſetzte ſich ſo feſt wie möglich auf ſeinen kleinen Stuhl, drückte ſeine blaue Brille etwas näher an die Naſe und ſagte: „Es liegt ein Buch vor uns, deſſen Verfaſſer man poetiſches Talent nicht abſprechen kann. Derſelbe hat ſoweit die Sprache in ſeiner Gewalt, daß man, ohne an bedeutende Härten zu ſtoßen, die Seiten mit einiger Behaglichkeit zu durchfliegen im Stande iſt. Was die Erfindungsgabe des jungen Autors anbelangt, ſo hätten wir erwartet, hie und da den Bau irgend einer Erzählung mit größerer Wahrſcheinlichkeit aufgeführt zu ſehen, und wir können ihn unmöglich darum loben, daß er oftmals das gelegte Fundament ſo bald wieder verläßt und anſtatt eines prächtigen, großartigen Gebäudes, das wir nach jenem zu erwarten berechtigt geweſen wären, ein kleines, zierliches Landhaus vor Augen führt; übrigens haben manche ſeiner Geſtalten Fleiſch und Blut, ja Lebensfähigkeit, und könnten bei veränderter Staffage als ſehr gelungen betrachtet werden.“

Das Alles ſprach Herr Wolfsſohn ſo fließend und ohne Anſtoß, daß es zum Erſtaunen war.

„Welcher Mann!“ ſagte Roſa Immergrün zu einer ihrer Nichten.

„Welch' gediegenes Urtheil!“ rief Silberſtein aus.

„Ich habe es heute ſchon einmal geleſen,“ ſagte jetzt plötz-

lich eine Stimme außerhalb des Kreises, die des Herrn Stillfried: „fast Wort für Wort: es ist freilich ein gediegenes Urtheil.“

Mehrere Brillen und erstaunte Herren- und Damenaugen richteten sich nach dem Sprecher, der in seiner bequemen Stellung verharrte und ruhig wiederholte: „Ja wohl, gelesen, fast Wort für Wort.“

„Und wo, wenn ich fragen darf?“ fragte etwas spitzig die Majorin.

„In dem Magazin für Kunst und Literatur, gnädige Frau,“ antwortete Eugen unbefangen; denn er wußte nicht, welch' schreckliches Gespenst er durch Nennung dieses Namens herauf beschwor. Das Magazin für Kunst und Literatur war nämlich vor nicht langer Zeit über ein Büchlein von Rosa Immergrün, ein zartes Gedicht in vierundzwanzig Gesängen, betitelt: „Des Goldkäfers letzte Brautfahrt,“ schonungslos hergefallen und hatte Käfer, Brautfahrt und Verfasserin auf's Unverantwortlichste gegeißelt.

„Im Magazin für Kunst und Literatur?“ fragte die Majorin mit dumpfer Stimme und warf, unangenehm überrascht, dem Wolfssohn einen sonderbaren Blick zu. „Und in dieses Blatt schreiben Sie?“ sagte die würdige Dame und stieß dabei einen Seufzer aus, halb des Zweifels, halb ängstlicher Erwartung.

Doch Wolfssohn lächelte außerordentlich ruhig und sagte, ohne aus der Fassung zu kommen: „O dieser Gedanke, gnädige Frau! Ich sollte in jenes miserable Blatt schreiben? ein Blatt von der niedrigsten Aufführung, ein Blatt, welches lügt und stiehlt? — Ja, es stiehlt,“ fuhr er mit erhobener Stimme fort und schaute ruhig und groß im Kreise umher: „ich — — — ich — — — ließ jenen Aufsatz im Wanderboten erscheinen, und

daraus muß ihn das Magazin ohne Quellenangabe nachgedruckt haben, und das iſt auf jeden Fall ein Diebſtahl.“

„Verzeihen Sie, Herr Doktor Wolfsſohn,“ verſetzte Eugen, „jener Artikel im Magazin iſt kein Abdruck, ſondern ein Originalartikel.“

„Mein Herr!“ fuhr Jener auf, mäßigte ſich aber im nächſten Augenblicke und machte eine Pantomime gegen die Wirthin, als wolle er damit ausdrücken, nur ihre Gegenwart verbiete ihm, jenem Herrn, den er übrigens gar nicht kenne, zu antworten, wie es ihm gebühre — ihn augenblicklich moraliſch todt zu ſchlagen.

Die Majorin aber ſah ſich durch dieſe Pantomime veranlaßt, die beiden Gegner mit einander bekannt zu machen, indem ſie ſagte: „Herr Eugen Stillfried — Herr Doktor Wolfsſohn!“

„Ah, ſo?“ ſagte der Letztere und machte eine angenehme Verneigung mit dem Kopfe.

„Sehr viel Ehre!“ entgegnete Eugen, und hätte das Geſpräch nicht weiter fortgeſetzt, wenn nicht eine der unglückſeligen Nichten, die vor Sehnſucht brannte, ein Geſpräch mit Herrn Stillfried anzuknüpfen, an ihn die entſetzliche Frage gethan: „Nun, jener Artikel, Herr Stillfried?“

Doktor Wolfsſohn ſaß wie auf Kohlen.

„Jener Artikel, mein Fräulein,“ entgegnete Eugen ruhig, „iſt ein Originalartikel.“

„Alſo doch!“ rief die Majorin empört aus. „O mein Gott, Sie ſchreiben in das Magazin für Kunſt und Literatur! Das hätte ich nimmer gedacht!“

„Von dieſem ſchrecklichen Vorwurfe fühle ich mich verpflichtet, Herrn Wolfsſohn zu reinigen,“ ſagte der unerbittliche Eugen.

„Der fragliche Aufsatz, obgleich Originalartikel, ist nicht von diesem Herrn verfaßt; einer meiner besten Freunde hat ihn eingesandt.“

Jetzt hätte sich jeder andere Sterbliche unbedingt schämen müssen. Nicht so der große Wolfssohn. Auch kamen ihm die Herren Löwenthal, Smaragd-, Golden- und Abendstein schleunigst zu Hülfe, indem sie das Terrain verließen und auf das der Mitarbeiterschaft des schändlichen Magazins für Kunst und Literatur die Rede hinüber spielten.

„Wie hatten Sie auch glauben können, gnädige Frau?“ sagte hitzig Löwenthal.

„Wie wäre das auch möglich?“ meinte eifrig Goldenstein.

„Ein solcher Gedanke!“ versicherte empört Abendstein.

„Ich bin außerordentlich glücklich,“ setzte Wolfssohn hinzu, „daß unser geistreicher, belesener, junger Freund mich in Ihren Augen von einem so schrecklichen Verdachte gereinigt hat. Lasen Sie denn nie im Wanderboten, wie ich Ihren schändlichen Angreifer niederschlug?“

„Ich las es,“ sagte Rosa Immergrün befriedigt.

„Jenen Verächter des guten Geschmackes, jenen — jenen Poesieläugner!“

Das war ein neues Wort, die Verachtung auf's Kräftigste aussprechend, voll concentrirten Abscheues, ungefähr so, wie Gotteslängner für jeden Gläubigen ist; und Doktor Wolfssohn war stolz auf diese Erfindung.

„Kennen Sie,“ fragte er nach einer Pause und wandte sich an Eugen Stillfried, „kennen Sie dieses größte Werk unserer hochverehrten Freundin, kennen Sie des Goldkäfers letzte Brautfahrt?“

„Leider nein,“ sagte lächelnd Eugen.

„O, gnädige Frau!“ rief enthusiastisch der vortreffliche Löwenthal. „Dann muß ich Sie um einen Gesang desselben bitten, nur um einen einzigen kleinen Gesang, zum Beispiel um den vierten! — Nicht wahr, Wolfssohn, es ist doch der vierte, der, glaube ich, anfängt:

„Sum — sum — dum —
O holde Rose mein!
So sprach das Käferlein —
O, laß mich ein!
Ein — ein — ein!“

„Ja, ich glaube, es ist der vierte,“ sagte Wolfssohn wichtig, „wenn es nicht der sechste ist. — O, gnädige Frau, nur diesen vierten Gesang!“

Rosa Immergrün, welche sich in diesem Augenblicke leidenschaftlich bestürmt sah, war im Begriffe, dem allgemeinen Drängen nachzugeben, denn sie griff still errötheud nach einem kleinen Buche, das auf dem Tische lag, roth eingebunden, mit Goldschnitt; und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht in diesem Augenblicke in dem Nebenzimmer ein halbes Dutzend Damenstimmen laut aufgeschrieen hätten, dann heftig Stühle gerückt worden wären und Tassen verdächtig geklappert hätten, und wenn nicht der lederfarbene Zwiebel in diesem Augenblicke an der Thüre erschienen wäre und stotternd gemeldet hätte, daß die Spirituslampe umgefallen sei und die Theeserviette brenne.

„Wo ist der Major?“ rief die erschreckte Hausfrau; „ruf' ihn!“ worauf Zwiebel in's Nebenzimmer zurückstürzte und der Gerufene als rettender Engel erschien. Wolfssohn hatte beide Wasserflaschen ergriffen, aber man brauchte sie nicht. Der Major, der mit einem halben Hundert Donnerwetter aus dem Whistzimmer in den Salon stürzte, löschte äußerst kunstgerecht mit einer

naſſen Serviette die angehende Feuersbrunſt, und bald hatte ſich Alles wieder beruhigt.

Mochte es nun die Aufregung des eben Stattgefundenen thun, oder war es der drohende vierte Geſang von des Goldkäfers letzter Brautfahrt — genug, der äſthetiſche Kreis war kleiner und — reiner geworden. Eugen Stillfried zum Beiſpiel hatte ſich leiſe in den Salon geſchlichen, ihm nach die beiden jungen Nichten, und der Erſtere fühlte ſich hier außerordentlich behaglich, als es nun im Nebenzimmer begann

Sum, ſum, ſum'

und es war für ihn ein ebenſo angenehmes Gefühl, als wenn er im trockenen Zimmer ſäße und mit anhörte, wie draußen der Regen niederſchöſſe.

Im Salon waren die niederen Elemente verſammelt, lauter unpoetiſche Naturen: alte, ſtrenge Regierungs- und Kanzleiräthinnen, nervöſe Hauptmannsfrauen, die ſchüchternen Gemahlinnen junger Lieutenants, die aus den Geſprächen, welche hier geführt wurden, etwas Solides zu lernen vermeinten, oder die ſich eine erlaubte Kur von einigen Kameraden ihres Mannes machen ließen.

Das Feuer war, wie ſchon geſagt, glücklich gelöſcht, der Major hatte eigenhändig auf die Brandſtelle eine friſche Serviette gedeckt; aber noch ſaßen die erſchreckten Damen ſchweigend und nachſinnend da. Dieſes Schweigen dauerte auch noch eine Zeit lang fort — es fand ſich im Augenblicke kein paſſender Gegenſtand für ſolch ein Dutzend ſpitziger Zungen und ſcharfer Zähne.

Da fiel von des Altars Rand
Ein Handſchuh von ſchöner Hand
Zwiſchen den Tiger und den Leu'n
Mitten hinein.

Dieſer Handſchuh aber war nichts Anderes, als der äſthetiſche Kreis im Nebenzimmer, der ſich in dieſem Augenblicke durch übermäßiges Sumſen im Salon bemerkbar machte.

Eine alte, ſtreng ausſehende Regierungsräthin, eine große Frau mit einem ſehr würdevollen Aeußern, machte eine Bewegung mit den Augen nach dem Nebenzimmer und zuckte auffallend die Achſeln. Dieſem folgte ein allgemeines Achſelzucken, und nachdem eine ebenſo würdige Kanzleiräthin durch einen Blick auf die beiden Nichten der Majorin ſich überzeugt, daß dieſelben in einer Ecke des Salons mit dem Herrn Stillfried und einigen jungen Offizieren lebhaft verkehrten, ſagte ſie leiſe: „Die arme Närrin da drinnen! jetzt haben ſie ſie wieder einmal zum Beſten — und laſſen ſie das Gedicht deklamiren, das ſie neulich drucken ließ. Der Kanzleirath verſicherte, es gäbe nichts Käteres.“

„Ich habe es auch geleſen,“ ſagte eine alte Jungfer, „es iſt kein einziger guter Gedanke drin, und entſetzliche Reime!“

Die alte Jungfer hatte früher auch zum äſthetiſchen Kreiſe gehört, ja höchſtſelbſt geblauſtrümpfelt; doch war ſie jener Geſellſchaft untreu geworden, weil der Herr Doktor Wolfsſohn eines Tages erklärt, ein Mädchen, deren Bruſt noch nicht für die Liebe geglüht, ſei nicht im Stande, ein warmes Gedicht zu ſchreiben. Sie aber war eine zweite Luna, und ſelbſt Lucretia hätte ihr gegenüber für eine etwas leichtfertige Dame gelten können.

„Gott! wie man nur ſo thöricht ſein kann,“ nahm die ſtrenge Regierungsräthin wieder das Wort, „und ſich in ſolche Geſchichten, wie Schriftſtellerei und dergleichen einlaſſen, namentlich wenn man, wie unſere theure Freundin, kein Talent hiezu hat! Wie man nur auf ſo etwas verfallen kann!“

„Ach, die Einbildung!“ ſagte die Kanzleiräthin.

„Und Schmeicheleien!“ ſetzte zart die alte Jungfer hinzu.

„Da macht man einen kleinen, schüchternen Versuch und wird durch die größten Lobeserhebungen aufgemuntert, darin fortzufahren. Ich kenne das.“

„Es ist noch ein Glück, daß die Frau keine Kinder hat,“ meinte die Regierungsräthin; „da müßte es eine trostlose Wirthschaft sein; denn ich kenne das jetzt schon so schlamrige Hauswesen.“

„Ja, ja, wenn sie den Major nicht hätte,“ sagte die Kanzleiräthin, „und der nicht die Sachen ein Bißchen in Ordnung hielte, so müßte es schrecklich in diesem Hause aussehen.“

„Der Major und sein Zwiebel leisten Außerordentliches, aber es gibt Dinge, um die sich ein Mann denn doch nicht bekümmern kann, Dinge, die streng gehandhabt sein wollen, wie ist zum Beispiel ein Hausherr im Stande, die Mägde in Ordnung zu halten? Und ohne das geht es nicht.“

„Nein! — gewiß nicht! — wahrhaftig! — in der That!“ tönte es von allen Seiten, und zwei Hauptmannsfrauen, die sich nicht für stark genug hielten, in dem Gespräche über Literatur ihren Senf zu geben, und deßhalb auf dem Trockenen saßen, wurden jetzt plötzlich flott und plätscherten vergnüglich in den oben erwähnten Ausrufungen umher.

„Ja, die Mägde!“ sagte die Kanzleiräthin.

„Und sie werden jeden Tag schlechter,“ versetzte die Hauptmannsfrau.

„Und dabei steigen ihre Prätensionen,“ sagte die andere.

„Und wenn man ihnen nicht alles das gibt, was sie in ihrem Uebermuthe in Anspruch nehmen, so greifen sie zu, wo sie können,“ sagte würdevoll die Regierungsräthin.

Die alte Jungfer lachte krampfhaft hinaus und erzählte eine schreckliche Geschichte, wie ihr Dienstmädchen von ihrem Kölnischen

Waſſer genommen, um es Sonntags in das Sacktuch zu gießen, und wie alsdann die dumme Perſon es mit Waſſer wieder aufgefüllt habe, wodurch der Reſt milchweiß geworden und ſo die Entdeckung herbeigeführt habe.

Unterdeſſen hatten ſich die beiden Nichten des Majors, einige Lieutenantsfrauen, in Geſellſchaft junger Offiziere, ebenfalls dem Tiſche genähert, um an der allgemeinen Unterhaltung Theil zu nehmen.

Herr Eugen Stillfried ſpähte nach ſeinem Hute, um zur gelegenen Zeit verſchwinden zu können; doch war dieſes Manöver jetzt noch nicht ausführbar, da der eine Ausgang durch den äſthetiſchen Kreis beſetzt gehalten, der andere von der Whiſtgeſellſchaft blokirt wurde.

Drinnen ſchien der Käfer endlich ausgeſummt zu haben, da ein allgemeines Händeklatſchen erfolgte. ‚Bravo‘ gerufen und Stühle gerückt wurden. Die Wirthin hob die Sitzung des äſthetiſchen Kreiſes auf und hielt es für ihre Pflicht, jetzt auch die übrigen Theile der Geſellſchaft mit ihrer angenehmen Perſönlichkeit zu erfreuen.

Die Regierungsräthin drohte ihr beim Eintritte ſchalkhaft mit dem Finger und ſagte mit mildem Vorwurf: „Iſt es auch recht, theuerſte Freundin, daß Sie ſich mit wenig Auserwählten zurückziehen und Ihre Schätze nur einem kleinen Kreiſe mittheilen?“

„Wie lange hatte ich ſchon gewünſcht und gehofft,“ ſagte die alte Jungfer mit weicher Stimme, „einmal einen Geſang Ihres vortrefflichen Gedichtes von Ihnen ſelbſt vortragen zu hören! Und jetzt thun Sie das alles im Nebenzimmer, und wir genießen nicht das Geringſte davon. — Pfui, wie abſcheulich!“

Herr Eugen Stillfried hatte ſich bei dieſen Reden lächelnd

in einen Stuhl niedergelassen und sagte mit lauter Stimme: „Ich bin überzeugt, wenn wir uns vereint auf's Bitten legen, so ist unsere freundliche Wirthin so liebenswürdig, auch uns einige Gesänge zum Besten zu geben. — Was meinen Sie, meine Damen?“

Diese aber saßen alle erstarrt bei der Zumuthung des jungen Menschen, und athmeten erst wieder auf, als die Majorin laut ausrief: „Nein, nein, nein! gewiß nicht' ich habe jetzt unmöglich Zeit, ich kann mich des geistigen Wohles meiner Gäste in diesem Augenblicke nicht mehr annehmen, ich muß für Materielles sorgen. Mich ruft die Hausfrau'.“

Damit säuselte sie in das Vorzimmer.

„Die Hausfrau ruft sie?“ sagte die Regierungsräthin.

„Und ich habe doch die Stimme des Majors nicht gehört,“ setzte die Kanzleiräthin in bitterer Ironie hinzu, und fuhr alsdann fort: „Wenn die Frau im Stande ist, zu beurtheilen, ob ihr eigenes Souper gut ist, so will ich gezwungen werden, Gedichte zu machen.“

Eine der jungen Nichten wandte sich in diesem Augenblicke zu Eugen mit der Frage, ob er denn die Gedichte der Tante wirklich so außerordentlich verehre, und die andere junge Nichte setzte hinzu: „Ja, das möchte ich in der That wissen, Herr von Stillfried!“

Das war nun eine Gewissensfrage, und Eugen bedachte sich einen Augenblick, wie er hierauf am besten antworten solle, als er sich dieser Mühe durch den Herrn Morgenstein überhoben sah, welcher sich auf die Lehne des Stuhles stützte, auf welchem eine der Nichten saß, und mit schmelzendem Tone sagte: „Sie sind hinreißend, Fräulein Eugenie! wahrhaft bezaubernd schön!“

Eugen nickte mit dem Kopfe und fügte hinzu: „Sehr ſchön.“

Der Herr Morgenſtein war nun ſo freundlich, die beiden jungen Damen in eine lebhafte Converſation zu verwickeln, und ließ Eugen hiedurch Zeit und Muße, ſeinen Gedanken nachzuhangen, die ſchon einige Male dieſen Theecirkel verlaſſen und in andern Regionen herumgeſchweift hatten; doch hatte er ſie beſtändig und gewaltſam zurückgerufen. Wenn er ſich aber hier in dieſem Kreiſe umſah und die gelben, neidiſchen Geſichter der Frauen erblickte, wie ſie einander auf Wort und Blick paßten, und dazu die jungen Mädchen dieſer Geſellſchaft, mit blaſſem Teint, oftmals verwelkt, ehe ſie noch gehörig aufgeblüht waren, da wandte er ſeine Gedanken einem gegenüber ſtehenden leeren Fauteuil und einem anderen Bilde zu, und freute ſich in ſeinem Herzen, wenn er bedachte, wie prächtig ſich jene volle ſchöne Geſtalt hier ausnehmen würde, in glänzender Seide, mit flatternden Spitzen, vielleicht eine einzige dunkelglühende Camelie im ſchwarzen Haar. — — Aber das waren Träume, die ſich wohl nie verwirklichen ließen. Und das ließen ſie ſich auch in der That nicht, da Eugen Stillfried in ſeiner Gleichgültigkeit ſie leider nur für Träume und Phantaſieen hielt. — —

Die Whiſtpartie am andern Ende des Appartements nahm unterdeſſen einen ebenſo glücklichen als angenehmen Fortgang. Dieſes Whiſt war in ſo fern von dem engliſchen verſchieden, als der Name Whiſt hier durchaus nicht beachtet und daneben bei dem Spiel unendlich viel gelacht, geplaudert und geflucht wurde. Es waren drei Tiſche in voller Arbeit, und man hätte glauben ſollen, die zwölf Herren, die dort beſchäftigt waren, ſeien zu einem Kriegsrathe verſammelt und könnten über einen wichtigen Fall auf keinerlei Weiſe einig werden. So klang es in dem Vorzimmer,

und wenn man näher trat, so unterschied man deutlich, daß sich sämmtliche Reden und Ausrufungen auf das Whistspiel bezogen.

Es war ziemlich warm in dem Whistzimmer; die Herren tranken auch einiges Bier und einigen Wein, woher es wohl kam, daß die Gesichter so gerötbet erschienen

Hier spielte der Major mit dem Strohmann, mit einem anderen Major und einem alten Hauptmann.

„Donnerwetter!“ sagte der Gastgeber, „es ist eigentlich eine wahre Schande, was ich für niederträchtige Karten bekomme. — Da seht her! Im Blinden zwei lumpige Trümpfe und die niedrige Coeurfamilie; keinen Stich in Treff und in Pique! — Da soll einem nicht alle Lust zum Spielen vergehen!“

Der andere Major lachte übermäßig, wie die Karten aufgelegt wurden, und sagte zu seinem Partner, dem Hauptmanne: „Sehen Sie, lieber Kamerad, jetzt heult er schon wieder und hat noch nicht einmal seine Handkarte besehen. Passen Sie nur auf, er wird uns schon wieder herum holen.“

„Auch hier nichts wie Schund,“ sagte der Gastgeber, „gewiß nichts wie Schund!“ Doch seine Züge, die sich einigermaßen wieder aufgeklärt hatten, straften seine Worte Lügen.

„Ja wohl, ja wohl,“ sagte der Hauptmann, „hier gilt's, die Ohren steif zu halten! — Coeur-As!“

„Ha, ha!“ sagte der andere Major, „blasen Sie vom Thurm, aber lassen Sie mir nicht so bald nach!“

„Hier ist auch der König,“ fuhr der Hauptmann fort. „Respekt vor seiner Majestät!“

„Den allergrößten!“ sagte der Gastgeber lächelnd, „nur nicht hier im Spiel,“ und damit patschte ein Trumpf auf die unglückliche Majestät.

„Haben Sie's gesehen?“ rief der andere Major ärgerlich.

„Aber, lieber Hauptmann, wie kann man eigentlich so unüberlegt spielen? Sehen Sie da einen Blinden, diese ganze Coeurblamage. Pfui, Brander, ich finde es für einen Wirth unverantwortlich, wenn er seine Gäste auf solche Art auszieht!“

„Im Gegentheil!“ lachte der Gastgeber; „muß ich nicht mein Souper herausschlagen?“ — —

„A tout!“

Am zweiten Tische wurde viel ruhiger gespielt. Hier saßen vier stille Hauptleute, und man hörte nur gelegentlich einige Ausrufungen. Ganze Gespräche wurden hier nicht geführt.

Am dritten Tische dagegen gieng es hoch her. Hier saß der Regimentskommandeur, Oberst von Hackenstein, und schrie bei jedem Triaue, den er machte oder verlor, mit einer solchen Stimme, als müßte er das ganze Regiment kommandiren. Sein Partner war der unglückliche Adjutant Stiefeler, und ein kurzer, dicker Oberstlieutenant, mit einem ungemein pfiffigen Gesichte, arbeitete mit dem Strohmann.

Der Oberst war im Verlust und äußerst ungeduldig; er rückte auf dem Stuhle hin und her, als sitze er auf dem Sattel seines Schlachtrosses, und hiedurch wurde es dem still vor sich hin lächelnden Oberstlieutenant möglich gemacht, jeden Augenblick einen forschenden Blick in die Karten seines Vorgesetzten zu werfen.

„Respekt vor den Damen!“ sagte der Oberstlieutenant jetzt, indem er die Coeurdame auf den Tisch warf.

„D'rauf, d'rauf!“ kommandirte der Oberst. „Attaquiren Sie, liebster Stiefeler; nehmen Sie die Dame!“

„Die Tante ist mir zu stark,“ entgegnete der unglückliche Adjutant kleinlaut, „ich will dem Herrn Obersten den Vorzug lassen.“

„Nicht einmal die Dame können Sie nehmen!“ schrie dieser. „Sie müssen ja ein niederträchtiges Pavier haben!“

„Ganz niederträchtig, Herr Oberst!“ sagte traurig der Adjutant, „ich komme über die Dame nicht hinüber.“

„O Dante Palviti!“ sagte der Oberstlieutenant und lachte über seinen herrlichen Witz.

„Aber da muß man ja Alles verlieren!“ rief der Oberst entrüstet; „nicht einmal den König oder ein Aß! Wie kann man sich so schlechte Karten anschaffen? — Wahrhaftig, bester Stiefeler, Sie sind ein wahrer Unglücksmensch.“

„Gewiß, Herr Oberst. Aber ich will einmal mit Trumpf attaquiren.“

„Was machen Sie? um Gottes willen!“ rief der Regimentskommandeur. „Da soll doch eine Million hinein schlagen! — Sie spielen Trumpf gegen die Stärke des Feindes? — O, das ist in der That unerhört! Sie werden sehen — sehen Sie — mein König ist verloren. — Nehmen Sie mir nicht übel, bester Lieutenant von Stiefeler, aber das war ungeheuer schlecht gespielt!“

Der unglückliche Adjutant gab dies stillschweigend zu und erlaubte sich nur, ein ganz klein wenig mit den Achseln zu zucken.

„Wir werden kleine Schlemm!“ schrie der Oberst und sein Gesicht spielte in's Kirschrothe; „so wahr ich lebe, kleine Schlemm!“

„Mir scheint es auch so,“ sagte lächelnd der Oberstlieutenant; „hier, mein Herr, sind noch die vier letzten Trümpfe, drüben Pique-Aß und zwei feine Coeur; ich habe die Ehre, kleine Schlemm!“

„Hol' Sie der Teufel!“ sagte der Oberst, und der arme

Stiefeler blickte angelegentlichſt und mit einer wahren Seelenangſt die Karten an, ob ſich davon nichts wegdisputiren laſſe.

Aber es war, wie der Oberſtlieutenant geſagt, kleine Schlemm.

Dieſes wichtige Ereigniß wurde den übrigen Spieltiſchen durch den Oberſtlieutenant triumphirend mitgetheilt. — Klein Schlemm — und der Oberſt gab es fluchend und ſchimpfend zu, wobei er alle Schuld auf den armen Adjutanten ſchob.

Während des Lachens, das hierüber entſtand, und während des Spektakels, indem der Oberſt von ſeinem Stuhle aufſtand und ſich zur Uebernahme des Strohmannes anſchickte, ſchlüpfte Eugen Stillfried zum Spielzimmer hinaus und an die Treppe. Er wurde nur einen Augenblick von dem lederfarbenen Zwiebel bemerkt, der ſich eilig an die Treppe begab, um dem Davoneilenden die Glasthüre zu öffnen. Er wurde mit einem guten Trinkgelde belohnt und zog ſich mit einem tiefen Bückling in die Küche zurück, in welcher jetzt Teller, Meſſer und Gabeln auf's Einladendſte zu klappern begannen.

Es war Zeit zum Souviren, und wir bedauern, leider unſerem Freunde Eugen folgen zu müſſen, weßhalb wir außer Stande ſind, dem geneigten Leſer auf's Umſtändlichſte zu berichten, wie ſpäter die verſchiedenen Zungen und kalten Kalbsbraten, die italieniſchen und anderen Salate auf's Unbegreiflichſte und Schnellſte verſchwanden, wie Roſa Immergrün nur ein Glas Mandelmilch mit Biskuit genoß, wie der Komponiſt Herr Morgenſtein für die beiden jungen Nichten, namentlich aber für Eugenie, ſorgte, und wie der alte Oberſt ſich für die Niederlage, die er im Whiſt erlitten, durch eine furchtbare Zerſtörung rächte, welche er unter den aufgeſtellten Schüſſeln und Flaſchen anrichtete.

Lieutenant von Stiefeler ſtand, wie wir berechtigt ſind anzu-

nehmen, während des Soupers in einer Ecke, und wir glauben, daß er still vor sich hin weinte. Er hatte im Whist nicht unbeträchtlich verloren: sein Vorgesetzter hatte mit ihm gezankt, und das aufgetragene Nachtessen verschwand auf so entsetzliche Art, daß für ihn, den natürlicher Weise zuletzt Kommenden, sehr wenig übrig blieb.

Siebenzehntes Kapitel.

Handelt von guten Vorſätzen und führt den geneigten Leſer in eine ſonderbare Geſellſchaft — die Leimſudia. Erzählt auch, was ſich allda begab.

Als Eugen aus dem Hauſe des Majors von Brander trat, war er nicht wenig erſtaunt, auf der Treppe dieſes Hauſes einen Menſchen zu erblicken, der die Kniee hoch emporgezogen hatte, den Kopf oben darauf gelegt, und der, wie es ſchien, ſanft ſchlummerte. Noch größer war das Erſtaunen Eugen's aber, als er näher tretend bemerkte, daß dieſer Schlafende Niemand anders als ſein getreuer Pierrot war.

Er faßte ihn beim Kragen, und es gelang ihm nach einigem Rütteln, ihn aufzuwecken und auf die Beine zu bringen.

„Hi, wie kommſt denn du hieher?“ fragte der Herr.

Joſeph rieb ſich die Augen und ſchaute mit einem Geſichtsausdrucke um ſich her, welcher deutlich anzeigte, dieſe Frage ſei jetzt in ſeiner halben Schlaftrunkenheit außerordentlich ſchwer zu beantworten; bald aber ſchien er ſich zu erinnern. Auf ſeinem

dummen Gesichte traten nach und nach einige pfiffig lächelnde Züge zu Tage, und bald darauf grinste er aufs Freundlichste und sagte: er habe hier auf ihn, seinen Herrn, gewartet.

„Und zu welchem Zwecke?“ forschte Eugen weiter.

„Ja, zu welchem Zwecke?“ sagte Pierrot, geheimnißvoll lächelnd. „Ich weiß nicht recht, ob sich Euer Gnaden noch erinnern, daß mir Euer Gnaden vor ein paar Tagen befahlen — — nicht eigentlich befahlen — aber erlaubten, Sie einmal des Abends da unten hinter die Marktstraße zu führen, um die Gelegenheit einzusehen.“

„Und welche Gelegenheit meinst du, treue Seele?“ fragte der Herr lachend.

Bei dieser Frage lachte der treue Diener ebenfalls, als wolle er hiemit ausdrücken, das sei ein ungeheurer Spaß, daß sich sein Herr jenes Gespräches nicht mehr erinnern wolle.

„Laß dein dummes Lachen!“ sagte Eugen; „ich erinnere mich ganz gut. — Meinst du, die Zeit sei günstig?“

„Außerordentlich günstig!“ entgegnete Pierrot; „am Himmel sind Wolken, es ist ziemlich dunkel — und auch schwül, sie wird ihre Fenster offen haben.“

„So gehen wir!“

Und dahin gingen sie, der Diener seinem Herrn ein paar Schritte voraus durch die dunkeln, stillen Straßen. Es schlug von allen Kirchthürmen die zehnte Stunde; die Nachtwächter mit ihren heiseren Stimmen schrien dasselbe an den Straßenecken. — Es mochte ein Gewitter im Anzuge sein; die Luft war außerordentlich drückend und schwül, und der Wind, der sich hie und da erhob, nicht im Stande, diese Hitze abzukühlen; er blies wie aus einem warmen Ofen heraus, nur in einzelnen Stößen, launisch und matt, und war kaum im Stande, ein Wölkchen Staub aufzu-

wirbeln. Hin und wieder fiel ſogar ſchon ein ſchwerer Tropfen aus den dunkeln Wolken herab, aber auch dieſes himmliſche Waſſer war warm und dunſtig.

Jetzt ſtiegen die Beiden von den höher gelegenen Stadtvierteln hinab dem Marktplatze zu, der noch ruhig und ſtill da-lag. Einige Wachteln, die in ihren Käfigen vor den Fenſtern hiengen, ließen nur gedämpft ihren melancholiſchen Schlag ertönen, und dazwiſchen trillerte eine Nachtigall in einer Nebenſtraße, und jauchzte erſt leiſe, dann immer lauter und lauter ihre Liebeslieder durch die warme Nacht.

Hier war das Haus mit der Grafenkrone, die Wohnung der Madame Schorrelmann. Das große Hofthor war feſt verſchloſſen. Um das alte Gebäude giengen ſie herum und kamen in die enge Gaſſe, welche wir bereits kennen. Hier brannte keine Gaslaterne, und es gehörte eine ſehr genaue Ortskenntniß dazu, die glücklicher Weiſe der getreue Pierrot beſaß, um die Einfahrt in dieſen ſchmierigen Hafen zu finden, ohne ſich den Kopf an jeder Ecke anzuſtoßen. Doch ſegelten Beide ohne Unfall durch die Straßenenge gerade auf die Thüre der Madame Schilder los, und Joſeph legte ſich hier hart vor Anker, das heißt, er drückte ſein Ohr feſt an die Thüre, um zu hören, ob ſich noch menſchliche Stimmen vernehmen ließen, ob noch Jemand in der Wirthsſtube ſei. — Alles war todtenſtill. Jetzt kratzte er mit einem Fuß unten an der Schwelle, ungefähr wie es ein großer Hund machen würde, der Einlaß verlangt. Alsbald öffnete ſich auch die Hausthüre, und da der Flur nicht beleuchtet war, ſo tappte Joſeph, nachdem er vorſichtig hinein geſchritten, mit den Händen um ſich, und erſt, nachdem er das ſchwarze Merinokleid der Frau Schilder zwiſchen ſeinen Fingern gefühlt, ſagte er: „Ich bin's.“

Die Frau verſchloß die Thüre ſorgfältig hinter den Beiden,

dann eilte sie in ihre Schenkstube und kam gleich darauf mit einer brennenden Lampe zurück. Als sie den Herrn Eugen Stillfried erblickte, machte sie einen tiefen Knix und leuchtete auf ein Zeichen von Joseph die Treppe hinan, welche in den ersten Stock führte. Oben öffnete sie eine Zimmerthüre; doch ehe sie die Beiden in die kleine Stube treten ließ, löschte sie die Lampe aus; denn von drüben — so sagte sie leise zu Joseph — dürfe man kein Licht sehen, das heißt, man dürfe nicht gewahr werden, daß sich Jemand anders als sie, die Frau selbst, hier aufhalte.

Eugen trat in das Zimmer, und Joseph und die Wirthin zogen sich zurück. Die Stube hatte ein einziges Fenster; dorthin eilte Eugen und ließ sich auf einen Stuhl nieder, der da stand. Dicht vor seinen Augen, nicht zehn Schritte weit, hatte er die Wand des Schorpelmann'schen Hauses. Er bemerkte gerade gegenüber ein Fenster, das aber nicht erhellt war.

Hier saß er und wußte sich weder so eigentlich Rechenschaft zu geben, wie er gerade hieher gekommen, noch was er eigentlich da wolle. — Sie sehen, das Mädchen, das er liebte, einen Augenblick sehen, ihr einige Worte zuflüstern? — Aber das hätte er auch morgen am hellen Tage auf dem Markte gekonnt! Warum denn sich hier wie ein Dieb in der Nacht verschleichen in diese öden, unheimlichen Straßen? er fühlte sich nicht behaglich, ohne eigentlich zu wissen, warum. Da unten die kleine Gasse lag so traurig und dunkel, die hohen Wände der Häuser ebenfalls, nirgens eine freundliche Helle, nirgends ein Lichtstrahl.

Horch! was war das? — Musik?

Im Nebenhause wurde auf einem Klavier gespielt, ein altes bekanntes Lied, und eine Flöte begleitete das Klavier. So einfach die Melodie war und so kunstlos sie vorgetragen wurde, drangen doch die Töne tief und schmerzlich in das Herz Eugen's.

Es war eine Weise, die er vor langen Jahren gehört, ein altes Volkslied, das ihm seine Wärterin hundert Mal vorgesungen — seine liebe, alte Wärterin, die ihn jeden Morgen auf ihre Arme nahm und ihn, wenn er recht brav gewesen war, in das Studierzimmer von Papa hinüber trug.

Ach, dieses Studierzimmer trat wieder so lebendig vor seine Seele, und in demselben die Gestalt seines Vaters, wie er auf und ab schritt im dunkelgrünen Schlafrock, den er, Eugen, mit seinen Händchen gefaßt hatte und nun mit trippelnden Schritten neben ihm daher lief. Auch das Bild seiner Mutter erschien ihm; aber merkwürdig genug sah er sie nur in reichen, schönen Kleidern, Blumen im Haar und an der Brust, glänzende Steine um Arm und Nacken — eine prächtige Fee. So war sie dem Kinde allnächtlich erschienen: denn wenn sie von Bällen oder großen Soiréen heim kam, dann trat sie an sein Bettchen, und er erwachte alsdann gewöhnlich und sah die glänzende Erscheinung mit blinzelnden Augen an, und wenn er darauf wieder einschlief, träumte er von Feen und Elfen. Darum liebte er es nicht, das Bild der Mutter in dieser Pracht und Herrlichkeit, und er scheuchte es hinweg von seinem inneren Auge. Aber es machte ihm Mühe, aus jenem strahlenden Bilde die Züge der Mutter heraus zu finden, wie sie jetzt waren, oder wenigstens vor einigen Jahren, wo er sie zuletzt gesehen. Das war bei jener Unterredung, die er mit ihr gehabt, wo sie zusammengesunken und gebrochen in ihrem Armstuhle lag und dem Sohne mit der Hand winkte, er solle sich entfernen, er solle sie allein lassen. Ja, ja, er sah sie deutlich wieder vor sich mit zerstörten Zügen und erblickte die Hand, die sie ihm abwehrend entgegen streckte. Damals hatte er lange geschwankt und hatte tausend Mal den Wunsch gehabt, statt darauf das Zimmer und elterliche Haus zu verlassen, jene Hand an seine

Lippen zu drücken und der Mutter zu sagen: Ich will alles thun, was du von mir verlangst, nur laß uns Ruhe und Frieden halten und laß uns nicht feindlich scheiden — der einzige Sohn von der Mutter! — Aber wenn er in jenem Augenblicke schwankte, so vernahm er die strenge Botschaft seines sterbenden Vaters, den Befehl, welchen derselbe an ihn zurückgelassen. Dann schwebten ihm jene Briefschaften vor Augen mit den rothen Bändern, schwarz gesiegelt, welche er — so war ihm aufgetragen worden — zwischen die Mutter und jenen Anderen legen sollte, was er denn auch schaudernd gethan.

Und doch drängte es ihn, die Mutter wieder einmal zu sehen, und er war schon oft im Begriffe gewesen, das elterliche Haus zu betreten und den Versuch zu machen, ob keine Annäherung zwischen ihm und ihr möglich sei.

Heute Nacht, wo er so allein in der tiefen Dunkelheit hier saß, wo er vergessen hatte, weßhalb er eigentlich hieher gekommen, wo jene Gedanken an seine Familie heftiger auf ihn eindrangen, da fühlte er mehr als je das Bedürfniß einer Aussöhnung mit seiner Mutter. Sein ganzes Leben bis dahin kam ihm so schal, so freudenlos vor, das wilde Treiben, in dem er sich bewegte, so leer, so abgenutzt! Er fühlte es wohl, in seinem Innern war finstere Nacht, von keinem Strahl erhellt, ihm leuchtete kein freundliches Morgenroth, auf das er sehnsüchtig geblickt und das ihm einen besseren, schöneren Tag versprochen hätte. „O, nur etwas gebt mir, das meine Seele gänzlich erfüllt, nur ein Bild, zu dem ich vertrauensvoll aufblicken kann, das den dämmerigen Tag meines Lebens mit neuem Glanze erfüllt!“ so seufzte er aus der Tiefe seines Herzens, indem er den Kopf langsam erhob und in die Nacht hinaus blickte. Da sprang er erschrocken von seinem Stuhle auf, und seine zitternden Lippen

ſagten: „Katharina, du biſt es! Habe ich denn nie den Schutzengel begriffen, der neben mir wandelt, habe ich denn nicht an dich gedacht, als ich ein Weſen verlangte, dem ich mit voller Seele anhangen möchte? — Ja, ich fühle es, bis jetzt liebte ich dich nicht ſo innig und wahr, wie man lieben ſoll; aber jetzt erkenne ich es: du biſt der Stern, der am dunkeln Nachthimmel meiner Seele empor ſteigt — mein ſchöner, innig geliebter, mein glänzender Stern!“ Er ſtreckte die Arme nach dem gegenüber liegenden Hauſe aus, nach dem Bilde, das ſich ihm zeigte.

Dort hatte ſich ein einziges Fenſter hell erleuchtet; die Flügel deſſelben waren geöffnet, und unter den Roſen, die dort ihre Köpfe im Abendwinde ſchelmiſch auf und nieder neigten, ſtand ſie, ſtand das Mädchen, unbewußt, daß Jemand ſie belauſche und — — — — wer ſie belauſche. Sie lehnte an dem Fenſter im weißen einfachen Nachtkleide, das lange ſchwarze Haar fiel über ihren Nacken und die entblößten Schultern; den rechten Arm, mit dem ſie ſich gegen das Fenſter ſtützte, hatte ſie hoch erhoben, ihre eigene kleine weiße Hand lag, wie ſich ſelbſt ſegnend, auf dem Haupte. — Ja, dieſes Mädchen konnte Segen ſpenden, ſich und Anderen, denn ſo rein, ſo gut, ſo lieb war ihr Herz, von Allen auserkohren, eine Auserwählte! — — — —

Wie drängte es Eugen, das Fenſter, an dem er ſtand, zu öffnen und ihr ein Wort der Liebe hinüber zu rufen! Doch bebte er ſelbſt vor dieſem Gedanken zurück. Katharina war ihm in dieſem Augenblicke eine überirdiſche Erſcheinung, ein Bildniß der Verehrung und Andacht, und dazu die ſtille Nacht, die Melodie des einfachen Liedes, die etwas Kirchliches an ſich hatte — nein! nein! dieſer Moment durfte nicht geſtört werden. Aber feſt ſtand es in ihm, daß er gefunden, was er geſucht, daß ſie es wäre, welche ſein Leben mit Glanz und Roſen auszuſchmücken im Stande ſei.

Und noch einen anderen Entschluß faßte er hier beim Anblick der Geliebten: ja, er wollte die Mutter wieder sehen, er wollte auf die Gefahr hin, von ihr zum zweiten Male und noch härter verstoßen zu werden, zu ihr gehen, sie beschwören, jenen finsteren Mann zu lassen, und mit ihm, dem Sohne, und dann vielleicht mit ihr ein neues, friedliches Leben zu beginnen.

Drüben schloß sich das Fenster, das Licht erlosch, tiefe Finsterniß, wie vorher, trat ein, und als sei nun auch dieser himmlischen Erscheinung Alles aus und zu Ende, so verklang auch die Melodie im Nebenhause in ein paar leisen, langsam ersterbenden Accorden.

Eugen verließ das Zimmer und gieng die Treppen hinab: drunten war der getreue Pierrot, sowie Frau Schilder, welche mit ihrer Lampe sorgsam leuchtete. Doch war Eugen nicht im Stande, diesem Weibe ins Gesicht zu sehen; er faßte stumm grüßend seinen Hut und verließ, von Joseph gefolgt, das Haus.

Als er auf die Straße trat, sah er drei Männer vor sich hergehen, die aber an der nächsten Ecke seinen Blicken entschwanden. Doch als er dort in die breiteren Straßen einbog, sah er sie wieder vor sich und hörte, wie sie laut lachend und scherzend ihres Weges giengen.

Pierrot, der, wenn er bei Nachtzeit gieng, seine langen Ohren gewaltig spitzte, blieb jetzt auf einmal stehen, faßte seinen Herrn beim Arme und hielt ihn leise zurück, während er auf die vor ihm Herwandelnden zeigte.

„Was soll's?“ sagte Eugen.

„Wenn Sie hier nicht gesehen und erkannt sein wollen,“ flüsterte Joseph, „so bleiben Sie einen Augenblick stehen.“

„Wer soll mich kennen?“ fragte Eugen. „Was meinst du damit?“

„Dort vor uns,“ antwortete Joſeph mit gedämpfter Stimme, „geht der Herr Rath, ich habe ihn augenblicklich erkannt.“

„Mein luſtiger Rath?“ fragte Eugen und ſetzte, zu ſich ſelbſt ſprechend, hinzu: „ei, ei, was macht mein Sittenprediger ſo ſpät ohne mich auf der Straße und namentlich in dieſem Theile der Stadt? — Und wer ſind wohl die Anderen?“ fragte er ſeinen Bedienten.

„Mir ſchien,“ antwortete Joſeph, „ſie kamen aus dem Hauſe neben dem, wo wir uns befanden.“

„Und was iſt das für ein Haus?“

„Es wohnen dort vielerlei Leute: Maler, Bildhauer und ein paar Schullehrer-Gehülfen.“

„Ah, ein paar Schullehrer-Gehülfen!“ entgegnete Eugen; „das werden unſere Leute ſein, alte Bekannte, die mein luſtiger Rath aufgeſucht hat, und mit denen er noch ein heiteres Stündchen zuzubringen gedenkt. Ich möchte dabei ſein!“

Sein Herz war zu voll, ſeine lebhaften Gedanken beſtürmten ihn unaufhörlich; es wäre ihm unmöglich geweſen, jetzt ſchon zu ſchlafen; er konnte nach dem, was er eben gedacht und geſehen, ſich nicht entſchließen, ſchon die Einſamkeit ſeines Zimmers aufzuſuchen. — „Gewiß,“ wiederholte er laut, „ich will ihn begleiten.“

„Aber nicht von dieſer Stelle aus!“ bat der getreue Pierrot; „bedenken Euer Gnaden, wo wir ſind! Der Herr Rath würde im Augenblicke wiſſen, wo wir eigentlich her kommen.“

„Du haſt recht!“ ſagte Eugen, und er dachte bei ſich, die beiden Andern, die mit ſeinem Freunde dort vorn giengen, könnten vielleicht auch ſchon ſein Verhältniß zu jenem Mädchen erfah-

ren haben und Sonderbares denken, wenn sie ihn um diese Stunde hier vor ihrer Wohnung sähen.

„Mir scheint es auf jeden Fall gerathener," meinte der getreue Pierrot, „wenn ich von hier aus nach Hause gienge. — Was meinen Euer Gnaden? Es wäre wirklich besser, wenn der Herr Rath nicht erführen . . ."

„Daß wir Beiden hier zusammen auf der Straße sind," entgegnete Eugen, lachend über die Besorgniß seines Dieners. „Ja, da magst du in der That Recht haben; keine Gesellschaft wirft nicht das beste Licht auf meine Unternehmung. So geh' denn deiner Wege, und ich hoffe, dieser Weg werde dich zufälliger Weise nach Hause führen."

Während dieses kleinen Gespräches waren die drei Vorauswandelnden schon so weit entfernt, daß man kaum noch den Klang ihrer Stimme und den Schall ihrer Tritte hörte.

Eugen, in der Besorgniß, sie zu verlieren, eilte hinter ihnen drein und kam auf diese Art in die belebteren Stadttheile, wo er sich seinem Mentor zeigen konnte, ohne in den Verdacht zu gerathen, als wandle er auf verbotenem Wege.

Der lustige Rath blieb erstaunt stehen, als er seinen Freund so plötzlich aus dem Dunkel einer Seitengasse auftauchen sah.

„Sieh da! sieh da!" rief Eugen, „ist das der Weg nach Hause, gestrenger Mentor? Oder ist es vielleicht noch zu früh in der Nacht, daß man daran denken müßte, zum heimischen Herde zurück zu kehren?"

„Dem Glücklichen schlägt keine Stunde!" sagte lustig der Rath, „und ich war heute Abend ungeheuer glücklich, da ich weder gezwungen war, einen ästhetischen Thee zu besuchen, noch in Euer Gestrengen Gesellschaft allerlei Kreuz- und Querfahrten zu machen."

„Alſo meine Geſellſchaft macht dich unglücklich, du Schelm?“ lachte Eugen; „nun ich will mir das für die Zukunft merken; aber für heute Abend kann ich wahrhaftig nicht umhin, dich noch unglücklich zu machen.“

„Bah!“ ſagte der luſtige Rath.

„Das heißt,“ ſetzte Eugen hinzu, „wenn du nicht zufälliger Gaſt dieſer beiden Herren biſt; alsdann ziehe ich mich beſcheiden zurück.“

„Ja, ja, ich vergaß, dir meine Freunde vorzuſtellen,“ ſagte der luſtige Rath — „Herr Knick, Schullehrer-Gehülfe erſter Klaſſe, mein langjähriger Bekannter, Herr Wetzel, Schullehrer-Gehülfe zweiter Klaſſe, ebenfalls einer meiner Bekannten. — — — — Herr Eugen Stillfried!“ — Und dann ſetzte er lachend hinzu: „Wie Ihr wißt, habe ich dieſen jungen Menſchen erzogen!“

„Das hätteſt du nicht ſagen ſollen,“ ſagte Eugen leiſe, „denn jetzt bin ich gezwungen, mich heute Abend ungeheuer ernſt zu betragen, um dir keine Schande zu machen.“

„O, genire dich ganz und gar nicht!“ entgegnete laut lachend der luſtige Rath; „du kannſt dich betragen, wie du willſt, du wirſt doch meinen Ruhm nicht erhöhen. — Aber jetzt Scherz bei Seite; wo willſt du eigentlich hin? Wo du herkommſt, brauche ich dich gar nicht zu fragen.“

„Darüber könnte ich dir in der That keine genügende Antwort ertheilen,“ verſetzte Eugen; „aber wohin ich will? einfache Frage! — ich will dich begleiten, das heißt vorausgeſetzt, die Herren Knick und Weller haben nichts dagegen einzuwenden.“

Beide genannten Herren verbeugten ſich auf's Höflichſte und verſicherten, ſie befänden ſich in der Begleitung ihres langjährigen Bekannten, des Herrn Sidel, und wenn das auch nicht

der Fall wäre, das heißt, wenn der Herr Titel sich in ihrer Begleitung befände, so würden sie es sich doch zur allergrößten Ehre rechnen, in Gesellschaft des Herrn Stillfried erscheinen zu können.

Eugen dankte den beiden Herren für ihre außerordentliche Freundlichkeit und sagte alsdann zu seinem Vetter: »Also du bist der Rädelsführer? Nun, wo geht's denn eigentlich hin, kann man euch begleiten, oder nicht?«

Der lustige Rath stellte sich bei dieser Frage mit gespreizten Beinen mitten auf die Straße, — eine Stellung, wodurch sein kurzer, dicker Körper durchaus nicht den majestätischen Anblick, wie gewöhnlich, darbot; dabei legte er den Zeigefinger an die Nase und sagte: »Es wird sehr schwer gehen, daß man dich mitnimmt; wir sind gerade im Begriff, uns in das Lokal der geschlossenen Gesellschaft einer geheimen Verbrüderung zu begeben.«

»Was Teufel,« sagte Eugen, »ein geheimer Klub — etwas Politisches — eine kleine Verschwörung? — Nimm dich in Acht, Herr Rath! Ich kenne den großen Richter in Israel; wenn du dem zufällig unter die Finger gerätst, so erhältst du eine Wohnung angewiesen, in der man dich bis zu deinem hohen Alter frei beherbergen und verköstigen wird.«

»Es handelt sich durchaus nicht um Politik,« sagte der ehemalige Schulmeister. »Die Gesellschaft, in die wir uns begeben, ist eine harm- und zwanglose; der einzige Zweck derselben ist, sich einige Stunden zu amüsiren und Universitäts- wie andere Freunde wieder zu finden. Du findest dort nur Gelehrte und Künstler; und aus dem einfachen Grunde, weil du weder das Eine noch das Andere bist, nehme ich einen Anstand, dich dorthin zu führen. Doch ich weiß mir zu helfen — ich stelle dich als einen Künstler vor, einen Künstler, dem es nämlich gelang, meine

bewährte und außerordentliche Erziehungs-Methode vollkommen zu Schanden zu machen.“

„Des bin ich zufrieden,“ sagte Eugen, „gehen wir! — Aber während wir so langsam dahin schlendern, könntest du mir etwas über das nähere Wesen, so wie die Zusammenstellung dieser mir bis jetzt gänzlich unbekannten Gesellschaft mittheilen. — Wann ist sie gegründet worden? wer ist ihr Stifter — wie heißt sie?“

„Ich darf mich kühn zu den Stiftern dieser Gesellschaft zählen,“ sagte stolz der ehemalige Schulmeister. „Ihren Zweck habe ich dir vorhin schon gesagt: sich nämlich einige Stunden zu amusiren. Die Gesellschaft heißt: „Die Leimsudia“.

„Die Leimsudia?“ fragte erstaunt Eugen; „und so nennen sich ihre Mitglieder wohl Leimsieder?“

„Leimsieder in der edelsten Bedeutung dieses Wortes,“ entgegnete der lustige Rath außerordentlich würdevoll und erhaben. „Da ich aber dein Staunen sehe,“ fuhr er mit erhobener Stimme fort, „und da ich es mir trotz deiner Unverbesserlichkeit beständig angelegen sein lasse, den Kreis deines Wissens zu erweitern, so will ich dich einen Blick in die Stiftungs-Urkunde der Leimsudia thun lassen.“

„Dafür werde ich dir sehr verbunden sein, edler Leimsieder!“ sagte Eugen.

„Du weißt,“ begann wichtig der lustige Rath, „daß geschlossene Gesellschaften überhaupt bei ihrer Stiftung gewöhnlich einen Zweck haben.“

„Ein unerhört weiser Eingang!“ lachte der Andere.

„Dieser Zweck,“ fuhr der ehemalige Schulmeister fort, „ist nun gewöhnlich bei ähnlichen Geschichten ein rein gesellschaftlicher; man findet seine Bekannten, man ißt, man trinkt, man raucht,

man liest Journale, man hört langweilige Konzerte, man geht auf noch langweiligere Bälle — kurz, man will sich amusiren, so gut wie möglich, und Jeder gibt sich die größte Mühe, dies mit sich und Anderen zu thun. Hiedurch aber entsteht nun gewöhnlich das Gegentheil. Wenn auch Anfangs Alles gut geht, so dauert es doch nicht lange, und die Unterhaltung eilt zu Thüre und Fenster hinaus, und dadurch wird man langweilig. — Wir haben das nun bei der Leimsudia ganz anders angegriffen: wir wollen uns langweilen, es ist Pflicht jedes talentvollen Leimsieders, so langweilig wie möglich zu sein, und durch dieses Bestreben, zur Unterhaltung durchaus nichts beizutragen, amusiren wir uns und sind unsere Versammlungen oftmals vom besten Humor erfüllt."

„Eine große Idee!" sagte lachend Eugen. „Aber auf welche Art bestrebt ihr euch, langweilig zu sein?"

„Das wirst du noch alles erleben," entgegnete der lustige Rath. „Siehe da! wir sind am Lokal der Leimsudia angelangt, wir treten jetzt in diese erlauchte Gesellschaft, ich bitte dich aber inständigst: mache mir keine Schande und führe dich ordentlich auf."

„Ich will gähnend eintreten," sagte Eugen.

„Auch nicht so übel!" meinte Herr Siegel und blieb vor einem kleinen Thorwege stehen.

Es war dies eigentlich weniger ein Thorweg, als eine kleine schmutzige Gasse, welche durch zwei, einige Fuß von einander stehende Häuser gebildet wurde, in einer einsamen Straße, weit vom Mittelpunkte der Stadt entfernt.

Diese Gasse war nur in so weit erhellt, als eine der letzten Gaslaternen einen kleinen Lichtstrahl hineinfallen ließ. Wohin aber diese Gasse eigentlich führte, konnte ein Uneingeweihter durch-

aus nicht ergründen, da ihr Ende in undurchdringliche Finsternis gehüllt war.

„Ich bitte um den Gänsemarsch!“ sagte Herr Sidel und schritt, mit den Händen tappend, voran. Ihm folgte Eugen, diesem Herr Knick, dann kam Herr Wedel.

Nachdem sie solchergestalt ein paar Minuten fortgewandelt waren, erweiterte sich die Gasse zu einem Hofe, in welchem man in ziemlich undeutlichen Umrissen große Fässer erblickte und daneben aufgethürmtes Holz, alte Kisten und Erdhaufen. Ein kleiner Lichtschimmer verriet ein Hintergebäude und in demselben eine Thüre, auf welche Herr Sidel lossteuerte.

„Wir sind zur Stelle!“ sagte er jetzt, und hinter der Thüre hörte man lautes Lachen und das Geräusch mehrerer Stimmen.

„Ehe wir eintreten, sage mir vor allen Dingen,“ wandte sich Eugen an seinen Führer, „werde ich als Mitglied eingeführt oder als Gast?“

„Auf alle Fälle nur als Gast,“ sagte wichtig Herr Sidel; „um Mitglied dieser ehrenhaften Gesellschaft zu werden, muß man dieselbe öfters besuchen, man muß vorgeschlagen, man muß geprüft sein.“

„Also eine Art Freimaurerei?“ sagte lachend Eugen.

„Nenne es, wie du willst, aber halte jetzt dein Maul!“ — Er öffnete leise die Thüre des Hinterhauses, vor dem sie standen, und sie traten in ein Vorzimmer, das zugleich als Garderobe benützt wurde. Hier standen sehr anständige Regenschirme, zierliche Stöcke und gute Hüte, woraus Eugen den vernünftigen Schluß zog, daß die Leimsudia, gegen seine bisherige Erwartung, aus sehr anständigen Mitgliedern der bürgerlichen Gesellschaft bestände.

Aus diesem Vorzimmer führte eine andere Thüre in das Gemach, wo sich die Gesellschaft zu befinden schien. Herr Sibel öffnete ein kleines Loch in derselben, legte seinen Mund daran und meldete in das Gesellschaftszimmer, er sei da, mit ihm die beiden aufzunehmenden Mitglieder, Herr Knick und Herr Wedel, und zugleich als Gast Herr Eugen Stillfried.

»Schön, sie mögen kommen!« antwortete eine tiefe Stimme.

Jetzt öffnete sich die Thüre, und man sah ein ziemlich großes Gemach, das außerordentlich mäßig erhellt war, so mäßig, daß, wenn man nicht von der tief dunkeln Straße gekommen wäre, man gar nichts gesehen hätte. Das Ganze nahm sich aus, wie der Aufenthalt der heiligen Vehme. An einem langen Tische saßen zehn bis zwölf Herren, deren Gestalten man nur in den undeutlichsten Umrissen sah. Auf diesem Tische war nämlich nur ein einziges Lämpchen aufgestellt, und dasselbe brannte obendrein in einem blechernen Gehäuse: es sah aus wie ein Apparat, auf welchem man warmes Wasser zu kochen pflegt.

Unsere vier Ankömmlinge setzten sich auf eben so viele Stühle am unteren Ende des Tisches nieder, und darauf erhob sich der ehemalige Schulmeister und bat um das Wort.

Dieses wurde ihm von jener tiefen Stimme, die vorhin »Herein« gerufen, erteilt.

»Hochansehnliche Versammlung!« sagte Herr Sibel. »Mitglieder der Leimsudia! Mit Erlaubnis der hohen Gesellschaft schlug ich vor vier Wochen meine hiesigen Freunde, die Herren Knick und Wedel, zu Mitgliedern vor. Während dieser Zeit bemühte ich mich aufs Sorgfältigste, den Charakter der eben Genannten zu prüfen, und fand in ihnen zu meiner großen Beruhigung erfreuliches Talent zur Langweile, ja meine Herren, alle

bis dahin noch unentwickelte Erforderniſſe, um es mit der Zeit zu einem tüchtigen Leimſieder zu bringen. — Den benannten Vorgeſchlagenen verfehlte ich nicht, einen ſehr richtigen Begriff von unſerer ehrenwerthen Verbrüderung beizubringen, und ſie fühlen die Kraft in ſich, allen Verpflichtungen, welche ihnen als Mitgliedern der Leimſudia auferlegt werden, aufs Gewiſſenhafteſte nachzukommen."

„Iſt das Ihr feſter Wille?" fragte die tiefe Stimme, worauf die Herren Knick und Wedel antworteten:

„Ja, es iſt unſer feſter Wille!"

„In dieſem Falle erſuche ich meinen Herrn Kollegen und erſten Vicedirektor, die gewöhnlichen Fragen an die Neuaufzunehmenden zu thun."

Der erſte Vicedirektor räuſperte ſich und fragte darauf, was denn eigentlich unter einem gehörigen Leim zu verſtehen ſei.

Hierauf antwortete Herr Knick: „Leim ſei eine zähe klebrige Subſtanz, ein Material, welches nur im warmen Zuſtande zu gebrauchen ſei."

Nach dieſer Antwort erſuchte die tiefe Stimme den zweiten Vicedirektor der Leimſudia, dem andern Aufzunehmenden ebenfalls eine Frage zu ſtellen.

Hierauf räuſperte ſich der zweite Vicedirektor und fragte den Herrn Wedel, was unter einem Leimſieder, nach der wahren Bedeutung des Wortes, zu verſtehen ſei.

Herr Wedel beantwortete dieſe Frage zur vollkommenſten Zufriedenheit der Geſellſchaft, indem er ſagte: ein Leimſieder ſei dasjenige nützliche Mitglied der menſchlichen Geſellſchaft, welches jenen harten und zähen Stoff, Leim genannt, auf eine paſſende Art zum Nutzen und Frommen ſeiner Mitmenſchen zu behandeln verſtände.

Der Präſident mit der tiefen Stimme erſuchte alsdann den dritten Vicepräſidenten der Leimſudia, jenen beiden Herren die Statuten vorzutragen, worauf ſich der dritte Vicepräſident ebenfalls räuſperte und ſprach: Der Paragraph Eins der Statuten beſagt, daß die Geſellſchaft »Leimſudia« wirklich und wahrhaftig beſtehe und daß die Mitglieder derſelben Leimſieder genannt werden. Der Paragraph Zwei fügt hinzu, daß Paragraph Eins eigentlich vollkommen überflüſſig und deshalb förmlich wieder aufgehoben würde. Paragraph Drei macht es eben ſo mit Paragraph Zwei, und Paragraph Vier ſpricht die Vermuthung aus, daß nach einer ſolch gründlichen, umfaſſenden Darlegung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe der Leimſudia keines der Mitglieder ferner im Unklaren ſein könne, welch wichtige Pflichten es durch den Beitritt zu derſelben auf ſich nehme.

Hierauf erſuchte der Präſident mit der tiefen Stimme den Stellvertreter des erſten Vicedirektors, zur feierlichen Aufnahme zu ſchreiten.

Die Lampe auf dem Tiſche und über derſelben die dampfende Flüſſigkeit, die ſich als kochender Leim ergab, wurde vor den Präſidenten gerückt, der dieſen Leim eigenhändig viermal herum rührte. Daſſelbe thaten alle Anweſenden, und darauf bot der Stellvertreter des erſten Vicedirektors dem Sekretär der Leimſudia einen kleinen Löffel des kochenden Leims, welchen dieſer würdige Beamte auf zwei Gläſer Waſſer vertheilte, die vor ihm bereit ſtanden, ſo daß durch dieſe Manipulation ein ſchwaches Leimwaſſer entſtand. Dieſes wurde den neu Aufgenommenen durch den erſten und zweiten Kaſſier überreicht, und als Herr Knick und Herr Wedel nach einigem Zögern dieſes Getränke hinunter gewürgt hatten, waren ſie aufgenommen in die Leimſudia und konnten ſich als wirkliche und ordentliche Mitglieder betrachten.

Eugen Stillfried als Gaſt bekam nun ebenfalls, aber eine weit kleinere Portion Leimwaſſer, worauf der Präſident eine ſehr ſchöne Rede hielt, aus welcher wir ungefähr behalten haben, daß es der Zweck der Geſellſchaft ſei, durch Langweil zur Kurzweil zu dringen. So lange aber die letztere nicht zum Durchbruch kam, blieb jene Lampe unter dem kochenden Leim die einzige Beleuchtung des Gemaches, und dann hatten ſämmtliche Beamte der Geſellſchaft — ſie beſtand nämlich nur aus Beamten — die Verpflichtung, abwechſelnd den Leim umzurühren, damit er nicht anbrenne. Sobald aber der Präſident an der Unterhaltung merkte, daß ſie einen regen Aufſchwung nehme, ſo nahm er den kochenden Leim von der Lampe herunter und ließ durch den Kellner Lichter bringen; fieng aber nach dieſem Verfahren die Unterhaltung wieder an, ſchläfrig und leimigt zu werden, ſo löſchte er die Lichter wieder aus, und der Leim begann auf's Neue zu kochen und zu brodeln.

Eine Ausnahme von dieſer allgemeinen Regel machte, wie heute geſchehen, die Aufnahme neuer Mitglieder. In ſolchen Fällen hatte der Präſident auch ohne lebhafte Unterhaltung das Recht, zur gegenſeitigen Erkenntniß die Lichter anzünden zu laſſen; doch blieb alsdann der Leim auf der Lampe ſtehen und mußte bis zum Beginn eines lebhaften Geſprächs umgerührt werden, damit er nicht anbrenne.

Als nun die Lichter gebracht wurden und man ſich gegenſeitig anſchaute, ſah Eugen Stillfried unter außerordentlichem gegenſeitigem Gelächter eine Menge bekannter Geſichter um den Tiſch herum ſitzen. Da waren Juriſten, Mediciner, Maler, Bildhauer, Schriftſteller, im Ganzen ſechszehn Leimſieder; größer durfte die Zahl nicht werden.

Der vorſitzende Präſident mit der tiefen Stimme, die ſchon

früher etwas außerordentlich Bekanntes für Eugen hatte, war sein Hausarzt, Doktor Wellen, ein berühmter Arzt mit großer Praxis. Er machte seine Krankenbesuche in einem Wagen mit zwei Pferden, hatte einen Stock mit goldenem Knopf, trug gewöhnlich einen blauen Frack, und wenn er auch als jovialer Mann und lustiger Herr bekannt war, so würden doch seine sämmtlichen Patienten einen Schrei des Entsetzens ausgestoßen haben, wenn sie gewußt hätten, daß Herr Doktor Wellen der Vorsitzende der Leimsudia sei. Aber hierüber mußte von den Mitgliedern und den eingeführten Gästen das unverbrüchlichste Stillschweigen bewahrt werden, wie denn überhaupt von der Existenz der Leimsudia bis heute nichts in das Publikum gedrungen war.

Eugen schüttelte seinem Arzte und allen Bekannten lachend die Hand, und der Präsident meinte, er fange jetzt an, an eine Besserung des jungen Mannes zu glauben, da er endlich einmal beginne, sich in anständige und solide Gesellschaft zu begeben.

Außer dem vorhin erwähnten Getränke, dem Leimwasser nämlich, bemerkte man jetzt beim Schein der Lichter, daß noch Anderes auf dem Tische vorhanden war. Da sah man Wein- und Bierflaschen, und auch eine Speisekarte fehlte nicht, durch deren Hülfe hungrige Leimsieder zu einem soliden Nachtessen kommen konnten.

„In meinem ganzen Leben," sagte Eugen nach einer Pause zum Präsidenten, „habe ich keine Ahnung von der Existenz der Gesellschaft gehabt; ich würde wahrhaftig keinen Augenblick gezaudert haben, mich zum Mitgliede einer so würdigen Verbrüderung vorschlagen zu lassen. Es ist eigentlich schändlich von meinem lustigen Rathe, daß er mich nicht früher hievon in Kenntniß gesetzt."

„Derſelbe würde in dieſem Falle ein großes Verbrechen begangen haben,“ ſagte der Doktor; „er hat ſchon viel gewagt, daß er Sie hieher brachte: denn wenn man einen Gaſt einführt, von dem man nicht überzeugt iſt, daß er der Geſellſchaft convenirt, ſo wird dies an dem Einführenden auf's Strengſte beſtraft.“

„Aber man muß doch wenigſtens eine Ahnung vom Daſein einer Geſellſchaft haben, ehe man ſich zum Mitgliede derſelben melden kann!“

„Man muß dahin vom Geiſte getrieben werden,“ entgegnete der Präſident, „man muß ſich im allgemeinen Getriebe der Menſchheit entſetzlich langweilen, und in dieſem Falle hat ein Mitglied der Geſellſchaft das Recht, den Gelangweilten zum Leimſieder vorzuſchlagen.“

„Und da dies bei dir wahrhaftig nicht der Fall war,“ entgegnete der luſtige Rath, „ſo fand ich es niemals gerechtfertigt, dich hieher zu bringen; du haſt dich meines Erachtens nie ſichtlich gelangweilt: auch bin ich ſelbſt noch ein ſehr junges Mitglied.“

„Es iſt eigentlich nicht ſchmeichelhaft für mich,“ entgegnete Eugen lachend, „daß dich die Langeweile hieher geführt. Ich hatte gehofft, du findeſt meine Geſellſchaft amuſanter.“

„Verliebte Leute ſind immer langweilig,“ ſagte der luſtige Rath mit leiſer Stimme.

Der Präſident dieſer ehrenwerthen Geſellſchaft führte das Regiment mit ſehr ſtrenger Hand, und nachdem ſich die Neuangekommenen zu einigem Bier und Wein verholfen, verſicherte er mit bedenklicher Miene, daß die Unterhaltung in der That nicht die Koſten der Beleuchtung abwerfe, weßhalb er ſich veranlaßt ſehe, zum Scheine der harmloſen Leimwaſſer-Lampe zurückzu-

kehren. Er fordere hiemit die Mitglieder der Geſellſchaft dringend auf, durch irgend etwas das Geſpräch zu beleben.

„Mich hat der feierliche Akt von eben ſichtlich angegriffen,“ ſagte ein ältlicher Herr mit einer rötlichen Naſe, indem er die Brillengläſer mit ſeinem Sacktuche abputzte; „oder wirkt die Hitze von heute Abend lähmend auf unſeren Geiſt?“

„Der Herr Präſident,“ ſagte ein anderer Leimſieder — er war im gewöhnlichen Leben Regierungsrath — „ſcheint mir heute Abend in außerordentlich ſtrenger Laune zu ſein; ein rechter Vorſtand ſollte zu Ehren ſeiner Geſellſchaft beſtändig eintreten und immer etwas in petto haben, wenn die Unterhaltung einmal erlahmt. Wenn man eine ſolch hohe und wichtige Stellung einnimmt, ſo muß man auch das Zeug hiezu haben.“

„Ganz richtig!“ — Vollkommen wahr!“ — Sehr gut bemerkt!“ riefen mehrere Stimmen.

„Oppoſition,“ ſagte lachend der Vorſitzende, „ſträfliche Oppoſition! Ich werde mich veranlaßt ſehen, den Leim anbrennen zu laſſen und euch durch den dadurch entſtehenden Geruch zum Teufel zu jagen.“

„Das wäre einigermaßen Mißbrauch der Amtsgewalt,“ ſagte der dicke Herr mit der rothen Naſe. „Allzu ſcharf macht ſchartig! Die Geſellſchaft würde ſich in ſolchem Falle veranlaßt ſehen, einen neuen Präſidenten zu wählen.“

„Eine fürchterliche Drohung!“ ſagte lachend der Doktor.

„Wir hätten in der That vorſichtiger ſein ſollen in der Wahl unſeres Oberhauptes,“ ſagte ein langer und ſehr dürrer Advokat, „er iſt leider unabſetzbar; wir waren leichtſinnig genug, dies auszuſprechen, ehe wir uns überzeugt, welcher Hand wir die Leitung unſerer Republik anvertrauten.“

„So müſſen wir eine Revolution unternehmen!“ ſagte wich-

tig der dicke Herr mit der rothen Nase — „einen Staatsſtreich — wir müſſen uns in den Beſitz des Leimtopfes ſetzen und auf dieſe Art die Embleme der höchſten Gewalt in die Hände bekommen; alsdann können wir unſer Oberhaupt ſtürzen und eine neue Regierung einführen.“

„Keine Tyrannei!“ rief der Regierungsrath, „Befolgung der Geſetze, ſo lange uns das gut däucht, aber keine Tyrannei! das muß aufhören.“

„Ja wohl,“ ließ ſich die Stimme des luſtigen Raths vernehmen. „Alles das nimmt ein Ende, ſo ſagte der Teufel am Buß- und Bettage.“

„Verehrteſte Freunde — wertheſte Leimſieder!“ nahm der Präſident das Wort; „glaubt nicht, daß mich eure Drohungen erſchrecken — ich fühle eine Armee in meiner Fauſt.“ — Hier faßte er den Stiel des Leimtopfes. — „Ihr ſeht, ich bin im Beſitze der vollkommenſten Macht: und nur, weil ich in dieſem Beſitze bin, weil ich die Kraft in mir fühle, die Rebellion kräftig niederzuſchlagen, will ich mich herablaſſen, mit den Häuptern derſelben zu capituliren.“

„Das läßt ſich hören!“ riefen mehrere Stimmen.

„Ihr verlangt von mir,“ fuhr der Präſident fort, „ich ſoll in den Riß treten, wenn in eurer Unterhaltung eine Breſche entſteht; ich habe das ſchon ſehr häufig gethan.“

„Hört! hört!“ rief der dicke Herr mit der rothen Naſe.

„Ich that das ſchon ſehr häufig,“ wiederholte nachdrücklich der Präſident: „aber Alles hat ein Ende, und es ſcheint mir, verehrte Leimſieder! ihr ſeid der ſüßen Abſicht, euch ganz auf euren Präſidenten zu verlaſſen, die Laſt der Unterhaltung auf meine Schultern zu ſchieben. Wohlan denn! damit ihr ſeht — es iſt nur für künftige Fälle — wie ein Präſident der Leimſudia

beschaffen sein muß, so will ich wieder einmal in eure stockende Unterhaltung eintreten und etwas zum Besten geben."

„Bravo! bravo!" rief es von allen Seiten.

„Erwartet nichts Lustiges, nichts Erheiterndes," fuhr der Präsident fort. „Ihr habt mich durch eure begonnene Revolution trüb und wehmüthig gestimmt; aus dieser Quelle fließt die Kleinigkeit, die ich vorzutragen die Ehre haben werde."

„Sehr gut! wir hören!" riefen sämmtliche Leimsieder.

Mit großer Feierlichkeit nahm hierauf der Präsident der ehrenwerthen Gesellschaft den Leimtorf vom Feuer, übergab ihn feierlich dem ersten Vicepräsidenten, die Lampe seinem zweiten Stellvertreter, legte sich in seinen Stuhl zurück und begann folgendermaßen.

Achtzehntes Kapitel.

Der Präſident der Leimſudia hat das Wort und trägt eine Geſchichte vor, welche nicht ohne Intereſſe für unſere Erzählung iſt.

Als vor ein paar Jahren der Kriegslärm in Oberitalien losbrach und Marſchall Radetzky ſeine Soldaten zu Kampf und Sieg führte, konnte ich es nicht laſſen, mit dem öſterreichiſchen Adler zu ziehen und unter dieſen glorreichen Fahnen, wenn auch nur als Arzt, hinten bei der Bagage, ſtatt mit dem Säbel mit dem Verbandzeug, für die braven Truppen nach beſten Kräften zu wirken.

Ich hatte gute Briefe und Protektionen, und ſo ward es mir geſtattet, bei dem Auszug aus Mailand mit dem Hauptquartier ziehen zu dürfen; ich ward zur Disroſition geſtellt, um mich ſpäter einem Truppenkörper, bei dem es gerade an Aerzten fehle, anſchließen zu können. So kamen wir nach St. Angelo, den zweiten Tag darauf nach Pavia, wo der große Feldherr mit Einem Mal ſeine ganze Armee in das feindliche Land hinüber

warf, zur großen aber nicht sehr angenehmen Ueberraschung der Piemontesen, die in dem festen Glauben standen, es werde hier am Teiffe nur ein kleines Corps zur Beobachtung aufgestellt.

Der Uebergang über diesen Fluß, der Mittags um zwölf Uhr begann und bis tief in die Nacht hinein dauerte, war das großartigste von militärischen Schauspielen, denen ich in meinem Leben beigewohnt, und ich werde auch wohl nie wieder etwas Aehnliches zu sehen bekommen. Diese Masse Infanterie und Kavallerie, die lustigen Jägerbataillone mit ihren grünen Büschen, die schwere und leichte Artillerie und Raketenbatterieen, das alles dröhnte und rasselte in den engen Straßen Valenzas, und eine unzählige Menschenmenge schaute dem Einzuge der österreichischen Armee zu. Der Feldmarschall stand an der Ecke der Hauptstraße Stunden lang auf dem kleinen Balkon des ersten Gasthofes der Stadt, der sich hier befindet, und ließ die Truppen an sich vorüber ziehen. — Aber ihr habt das alles in den Zeitungen gelesen, von dem Enthusiasmus der Soldaten, als sie den geliebten Feldherrn da droben stehen sahen, von ihrem unendlichen Jubelgeschrei in so und so vielen Sprachen, daß die Lüfte wahrhaft zerriß. — Es war ein unvergeßlicher Anblick.

Das Hauptquartier befand sich in dem Gasthause, von dem ich eben sprach; die Pferde desselben standen in den Ställen und im Hofe, und mehrere Offiziere, die gerade nicht beschäftigt waren, hielten sich am liebsten am großen Thore auf, um da vorüberziehenden Bekannten ein freundliches Wort zu schenken. — Aber der ganze Tag verging. Das Vorbeiziehen dauerte immer fort. In dicht geschlossenen Kolonnen folgten sich Kompagnieen, Bataillone, Regimenter. Es wurde Abend, und fort und fort klirrte und rasselte es am Hause vorbei.

Die jungen Offiziere des Hauptquartiers hatten hinten

nach dem Hofe zu ein paar leere Zimmer aufgefunden, und dort saßen wir, die Dinge erwartend, die sich heute noch ereignen würden. Es waren kleine Stuben mit weißen Wänden, kleinen vergitterten Fenstern und einem sehr ärmlichen Ameublement; ein paar grobe hölzerne Tische und Bänke war alles, was von dergleichen vorhanden war. Hiezu ein grobes Tischtuch auf einem der ersteren, das in italienischen Gasthäusern unentbehrliche Essig- und Oelfläschchen und einige strohumwundene Flaschen. Aber Alles war heiter und guter Dinge. Im Heerde brannte ein lustiges Feuer, was uns allen sehr wohl that; denn es war Mitte März, und der freundliche Sonnenstrahl, der draußen über die Ebene glänzte und sich wohlgefällig in den zahllosen Bayonnetten und Helmen spiegelte, konnte nicht eindringen in diese Hinterzimmer, und deßhalb hatten wir sie bei unserer Ankunft recht unheimlich und frostig gefunden. Cigarren dampften, Gläser klirrten; Niemand wußte, wie lange wir hier verweilen würden. Bald hieß es, das Hauptquartier setze noch im Laufe des Nachmittags mit den ersten Truppen über den Teffin; dann hieß es wieder, wir verließen Pavia erst bei einbrechender Nacht; kurz, wir wußten nicht, was heute aus uns werden sollte; — nur der alte Herr draußen auf dem Balkon wußte es, der mit fester Hand und sicherem Blick das Schicksal dieser sechzigtausend Menschen leitete, die heute hier vorüber zogen. In dieser Ungewißheit blieben die Pferde gesattelt, und die Offiziere saßen bei einander in Wehr und Waffen, Helm und Tschako auf dem Kopf, Säbel und Säbeltasche an der Seite.

Im Feld ist man gleich eingerichtet, und nachdem sich so in den beiden hinteren Zimmern kleinere und größere Gruppen gebildet hatten, gieng das Glas und die Conversation lustig im Kreise. Auch mit Neuigkeiten wurden wir bedacht; denn jeder

der Ordonanzoffiziere und Adjutanten, der vom anderen Ufer mit einer Meldung herüberkam, trat, sobald er drüben verabschiedet war, wenn auch nur auf wenige Augenblicke, in unser Zimmer und nahm eine Cigarre und ein Glas Orvieto. — Nun, wie geht's? rief man ihm entgegen. — Wir haben ein paar Vorposten gesehen, aber sie zogen sich schleunigst zurück; unsere braven Jäger hatten nicht einmal Zeit, ihre Büchsen abzufeuern. — Bleiben wir hier? — Weiß nicht, sind noch keine Befehle ausgegeben worden. Nun, mir scheint, ihr könnt's hier schon aushalten. — Warum nicht? Aber es wäre drüben doch besser. — Na, lebt wohl! Ich muß wieder hinaus. — Adieu, auf Wiedersehen!

Von Zeit zu Zeit gieng wohl auch der Eine oder der Andere zur Hinterthüre des Gasthofes hinaus, einige Straßen weiter, auf eine alte Bastion, wo man den Tessin vor sich sah und weit in das Piemontesenland hineinblicken konnte. Es war ein herrlicher Anblick! Auf drei Brücken zog die prächtige Armee über den Fluß, — ein unendliches Gewimmel von Menschen, Pferden und Fahrzeugen; dazu spielten die Musiken auf allen Punkten, die Soldaten riefen ein kräftiges Hurrah, als sie den feindlichen Boden betraten, wo alsdann Regiment um Regiment, Infanterie, Kavallerie und die zahlreichen Batterieen auf verschiedenen Straßen abmarschirten. Noch lange noch erblickte man sie drüben ziehen; zwischen den Bäumen an den Ufern des Tessin sah man im röthlichen Scheine der Abendsonne Geschütz und Waffen glänzen, und sah weiter hinaus, wo sich die Kolonnen gleich gewaltigen Strömen in das feindliche Land ergossen.

Von einer solchen Promenade kehrte man gern wieder zurück in die hinteren Zimmer des Gasthofes und erzählte den Zurückgebliebenen, was man draußen alles gesehen.

Es gibt wohl in der ganzen Welt in keiner Lage des Lebens glückseligere und zufriedenere Leute, als Offiziere beim Beginn eines Feldzuges, an einem Tage wie heute, wo vielleicht morgen schon eine Schlacht zu erwarten ist. Mit blitzenden Augen und wahrem Entzücken spricht man vom bevorstehenden Kampfe; wer schon dabei gewesen, erzählt kleine Züge von einer tüchtigen Attaque, aus einem lustigen Reitergefecht; und der, welcher noch keinen feindlichen Säbel blinken sah, noch nicht das Sausen der Kugeln gehört, lauscht aufmerksam und mit Befriedigung den Worten der Anderen; denn er braucht wahrscheinlich nach diesem Genusse nicht lange mehr zu schmachten, vielleicht morgen schon schlägt seine Stunde, eine gute oder eine schlimme — sei's darum!

So saßen wir beisammen, erzählend, lachend, plaudernd. Schon einige Mal hatten wir unter dem allgemeinen Gewühle draußen, das unter dem großen Thorgang herrschte, einen jungen Mann bemerkt, dessen Aeußeres uns einiger Maßen aufgefallen war. Dieses Aeußere war so einnehmend, sein Kopf, ja seine ganze Haltung so elegant und gar nicht passend zu den Leuten des Gasthofes oder den Ordonnanzen und Reitern, zwischen denen er stand, daß ich ihn schon mehrere Mal aufmerksam angesehen hatte. Er trug einen grauen Rock mit grünem Kragen, wie man bei uns die Förster sieht, dazu graue Beinkleider und elegante Stiefel; auf dem Kopf hatte er eine Art Tyrolerhut von dunkelgrauer Farbe. Jetzt lehnte er an dem Thore und sah dem Vorbeiziehen der Truppen zu, zuweilen kam er auch an die Thüre der hinteren Zimmer, wo sich die Offiziere befanden; doch schien er nicht den Muth zu haben, einzutreten. Meistens aber hielt er sich an der großen Treppe auf, die in den oberen Stock führte; er schien von dorther angelegentlich etwas zu erwarten. Der

junge Mann hatte dunkles Haar, ein angenehmes, etwas blasses Gesicht und einen stark hinaufgedrehten Schnurrbart; seine Augen waren braun, lebhaft und freundlich.

Ein paar Stunden später, als ich wieder in dem hinteren Zimmer am Kamine saß und die Flamme desselben mit dürrem Olivenholz nährte, bemerkte ich den Adjutanten des Feldmarschall's, Major G., der in das Zimmer trat, hinter ihm der junge Mann, dessen ich so eben erwähnt. Neben mir am Kamine stand ein junger Jägeroffizier von einem Bataillon, das bereits vor einer Stunde vorbeimarschirt war. Er war beordert worden, zurückzubleiben, um seinem Chef später einen Befehl des Hauptquartiers überbringen zu können. An diesen wandte sich der Adjutant und stellte ihm den Unbekannten im grauen Jägerrocke vor.

„Herr so und so," sagte er — ich verstand den Namen nicht — „hat sich mit guten Papieren und Empfehlungen im Hauptquartier gemeldet und wünscht den Feldzug als Freiwilliger mitzumachen. Da er Ihrem Bataillon zugetheilt wurde, so wollen Sie ihn gefälligst instruiren, wohin er sich morgen in aller Frühe zu wenden hat. Ihr Bataillon bleibt ganz in der Nähe, und wenn Sie einmal genau den Ort wissen, wo Sie hin marschiren, bitte ich, es ihm zu sagen, so kann er morgen mit weiter marschiren."

Der Major gieng heraus, und der Jägeroffizier sagte zu seinem neuen Freiwilligen: „Halten Sie sich in der Nähe auf, bleiben Sie im Hause, und sobald ich etwas über den Namen des Ortes erfahre, wo sich unser Bataillon befindet, so werde ich es Ihnen augenblicklich mittheilen."

Der junge Mann zog sich bescheiden nach der Thüre zurück und setzte sich dort an einem Tische nieder, wo ihm ein paar

Offiziere aufs Freundlichste und Bereitwilligste ein Plätzchen einräumten. Später gieng er wieder hinaus, und ich verlor ihn vor der Hand aus dem Gesichte; nachher machte ich mit mehreren Offizieren, da unterdessen die Nachricht gekommen war, das Hauptquartier bleibe in Pavia, einen größeren Spaziergang, und als wir zurück kamen, war es bereits Nacht geworden.

Noch immer zogen die Truppen am Gasthofe vorbei, noch immer war der Thorweg unseres Hauses mit einer Menge von Leuten vollgepfropft. Man hatte uns zu einem gemeinschaftlichen Nachtessen einen größeren Saal im Vorderhause eingeräumt, dort bekamen wir unsere Quartierzettel — ich war in das weiße Kreuz gewiesen, in einer Straße gelegen, deren Namen ich begreiflicher Weise in meinem ganzen Leben früher nicht gehört.

Nachdem wir noch ein paar Stunden bei einander gesessen unter lustigem Lachen und Scherzen, war es spät geworden, und Jeder suchte sein Quartier auf. Für meine Pferde hatte ich durch den glücklichsten Zufall einen kleinen Winkel im Gasthause selbst gefunden, und nachdem ich mich überzeugt, daß sie nebst dem Reiter, der sie unter Aufsicht hatte, gut versorgt seien, warf ich meinen grauen Paletot über die Schulter, nahm meinen Säbel unter den Arm und wollte das Haus verlassen.

Hier war es unterdessen bedeutend stiller geworden, die Zuschauer hatten sich verlaufen, Ordonnanzen und Reiter ihre Stuben und Ställe aufgesucht, und ich bemerkte unter dem Thorwege nur noch einen einzigen Menschen, der, in einen weiten blauen Mantel gewickelt, auf einem Steine saß und zu schlafen schien.

Als ich näher trat, bemerkte ich, daß es jener junge Mann, jener Freiwillige war. Ich konnte mich nicht enthalten, einen Augenblick bei ihm stehen zu bleiben.

Er schlief nicht, sondern blickte in die Höhe, als ich vor ihn hintrat.

„Warten Sie auf Jemand?“ fragte ich ihn theilnehmend. „Wünschen Sie vielleicht noch einen der Offiziere zu sprechen? — Wenn ich Ihnen da dienlich sein kann, will ich es recht gern thun.“

„Ich danke Ihnen herzlich,“ sagte der junge Mann, indem er seine Hand grüßend an seinen Hut erhob, „ich warte auf Niemand; ich habe meine Instruktionen erhalten.“

„Sie wurden heute Mittag als Freiwilliger einem Jägerbataillon zugetheilt?“ forschte ich weiter.

„Ganz recht!“ entgegnete er mir, „es liegt bei La Gava, wo es auch morgen wahrscheinlich bleibt, und wohin ich mich mit dem Frühesten begeben werde.“

„Aber unterdessen“ — sagte ich lächelnd — „wollen Sie unter dem Thorwege bleiben?“

Er zuckte mit den Achseln und sagte ebenfalls lächelnd: „Was will man da machen? Ich bin sehr glücklich, daß man mich meinem Wunsche gemäß einem Jägerbataillon zugetheilt; ich kann doch gewiß nicht verlangen, daß man mir obendrein noch Quartier gebe.“

„Sie sind ein Deutscher?“

„Ja wohl,“ sagte er, „aus Baiern.“

„Aber die Nacht ist lang,“ entgegnete ich, „und Sie haben hier wahrhaftig einen schlechten Aufenthalt.“

„Das wird noch oft so kommen,“ meinte er, „und vielleicht noch schlimmer als hier. Da bin ich doch vor Regen und Wind geschützt, mein Mantel ist auch warm genug.“

„Wissen Sie was?“ sagte ich ihm, „ich befinde mich fast in der gleichen Lage wie sie; ich bin ebenfalls Freiwilliger, ein

Deutſcher, Arzt, und dem Hauptquartier zugeteilt. Ich habe hier eine Anweiſung auf ein Quartier, wahrſcheinlich auch auf ein Bett, und außerdem werden wir gewiß noch eine Matraze oder ein Soyha auftreiben. Kommen Sie mit mir, ich kann einen Landsmann unmöglich unter dem Thorwege laſſen."

Er ſah mich einen Augenblick erſtaunt an und ſagte darauf: „Ich will wahrhaftig Ihre freundliche Einladung nicht abſchlagen. Sie haben Recht; es iſt in der Stube beſſer als hier."

„So kommen Sie, wir wollen gehen."

Wir verließen das Haus und giengen die breite Hauptſtraße von Pavia hinab.

Fort und fort zogen die Truppenmaſſen noch immer durch die Stadt, es war, als ſollte das niemals aufhören. In dieſem Augenblicke war die Straße, ſo weit man ſehen konnte, mit Geſchützen bedeckt, eines hinter dem anderen. Auf den Laffetten ſaßen die Leute in ihren Mänteln, dunkel und geſpenſterhaft; die Lunten glimmten, die Geſchützrohre glänzten in falbem Scheine, die Pferde giengen in langſamem Schritt, und die ganze gewaltige Maſſe dröhnte auf dem Pflaſter dahin, daß die Fenſter erzitterten.

Das weiße Kreuz lag in einer engen Nebenſtraße und erwies ſich als ein ſehr beſcheidenes Gaſthaus. Doch führte man uns in ein ſehr großes Zimmer, und da wir zu zwei kamen, ſo ſah der aufwartende Kellner die Nothwendigkeit ein, neben dem vorhandenen Bette noch eine Lagerſtatt einzurichten, was er auch aufs Bereitwilligſte that. Mein junger Freiwilliger legte ſeinen Mantel ab, ſowie ein kleines Felleiſen, das er unter demſelben getragen.

„Sie werden müde ſein," ſagte ich, „und nach Ruhe verlangen?"

„Durchaus nicht," entgegnete er mir; „ich komme heute von Mailand und habe diesen Weg mit einem Einspänner zurückgelegt, auch hielt ich mich unterwegs ein paar Stunden in der Certosa auf. Ein prächtiges Bauwerk, voll der herrlichsten Kunstschätze!"

„Das will ich meinen!" entgegnete ich einigermaßen erstaunt. „Sie sind ein Verehrer der Kunst?"

„Ein Verehrer und Ausüber derselben," antwortete er mir, „ich bin selbst Künstler — wenigstens zu sein," setzte er lächelnd hinzu — „ich bin Bildhauer."

„Ah!" sagte ich überrascht; „und Sie verlassen Ihre schöne Kunst, um dem wilden Kriegsleben nachzugehen? Das finde ich einigermaßen unbegreiflich."

Er zuckte die Achseln und sagte: „Ich verstehe Sie vollkommen; aber es gibt Verhältnisse im Leben, wo es einem die größte Wohlthat ist, sich in einen wilden Strudel zu stürzen, wenn man auch vielleicht darin untergeht, ein wildes, brausendes Leben aufzusuchen, von dem man wenigstens das hat — so hoffe und glaube ich —, daß es die Sinne betäubt und das Andenken an frühere Tage vergessen macht."

„Ei, ei!" entgegnete ich lächelnd; „haben Sie denn so schreckliche Erinnerungen, die Sie nicht anders als durch ein solch überkräftiges Mittel aus Ihrem Gedächtnisse verbannen können, und sind diese Erinnerungen wirklich der Art, daß Sie Gesundheit und Leben auf das Spiel setzen, um sie und sich selbst zu vergessen?"

„Ja und nein," antwortete er mir; „es ist eine jener Geschichten, die nur für den, welchen sie betreffen, die größte Wichtigkeit haben, die aber Anderen unbedeutend, vielleicht fade erscheinen können."

„Alſo eine Liebesgeſchichte!“ ſagte ich lächelnd.

„Man könnte es ſo nennen.“

„Und wegen einer ſolchen werden Sie Ihrer göttlichen Kunſt untreu und ſtürzen ſich in dieſes Treiben hier — Sie, den die geringſte körperliche Verletzung, die Sie erhalten, vielleicht für immer untauglich machen wird, je wieder den Modellirſtab und den Hammer in die Hand zu nehmen?“

„So arg iſt es auch wohl nicht,“ entgegnete der junge Mann. „Zum Krüppel geſchoſſen zu werden, wäre mir freilich entſetzlich; aber eine Kugel, die einen ſo mitten aus der Sturmattaque abruft und einen dahin wirft in Gras und Blumen, iſt nicht zu verachten; man ſieht nur noch den letzten betrübten Blick des Kameraden, dann umflort ſich das Auge, und nur das Ohr iſt noch der Vermittler zwiſchen dem Sterbenden und der äußeren Welt, und in dieſes Ohr, das aufmerkſam lauſchende, dringt ein plötzliches Hurrah! ein Siegesjubel — die feindliche Batterie iſt genommen.“

„Das iſt alles ſehr ſchön und gut,“ antwortete ich dem jungen Freiwilligen; „für Jemanden, der des Lebens müde iſt, wäre ein ſolcher Tod freilich der angenehmſte; aber erſtens kann ich mir in der That nicht denken, daß Sie ſich in dem Falle befinden, und zweitens vergeſſen Sie nicht, daß ſich ein jugendliches Leben, wie das Ihrige, ſchwer von einem ſo kräftigen Körper losreißt. Da liegen Sie in Schmerzen und Todesangſt — keine Hülfe weit und breit. Die Liebe zum Leben findet ſich mächtig wieder ein — umſonſt! es fehlt die hülfreiche Hand, welche Sie aufrichtet und ſorgſam pflegt!“

„Das iſt wohl alles wahr,“ ſagte düſter der Bildhauer, „warum aber das Schlimmſte glauben? — Ich ſagte vorhin: wenn eine Kugel meinem Leben ein Ende macht, wohlan, ſo

geſchehe es! Ich will aber damit nicht ſagen, daß ich das für unbedingtes Reſultat meines Feldzuges anſehe und herbeiwünſche; gewiß nicht! Ich will nicht als eine Art von Selbſtmörder vor Ihnen ſtehen, von Ihnen ſcheiden — was ich vorhin ſagte, iſt wahr: ich will eine traurige Periode meines Lebens vergeſſen, vielleicht gelingt es mir, vielleicht putzt der Kriegslärm und das Getöſe der Schlacht Kopf und Bruſt wieder hell und — rein — wie ſie ehedem waren, „ſetzte er ſchmerzlich hinzu,“ und dann habe ich meinen Zweck auch erreicht; ich habe dieſen Beſchluß einmal gefaßt, und würde um keinen Preis zurücktreten.“

Der junge Künſtler gefiel mir trotz des ſonderbaren, für einen ruhigen Menſchen nicht vollgültigen Motives, das ihn hieher nach Italien trieb. Es lag etwas ſo Friſches und Geſundes in ſeinem Aeußeren, und auch in der Art, wie er mir alles das erzählte. Da war nichts Sentimentales, nichts Geziertes, keine Empfindelei, er ſchaute mich mit ſeinen glänzenden Augen hell an und drehte ſeinen Schnurrbart keck in die Höhe, während er mit mir im Zimmer auf und ab ſchritt.

Ich bin ſonſt ein Feind aller Liebesgeſchichten und danke für jede Mittheilung einer ſolchen; aber hier war ich wirklich neugierig, zu erfahren, was dieſe anſcheinend ſo geſunde Natur denn ſo Schlimmes erlebt habe, um ſie zu dieſem Beſchluſſe hieher zu treiben.

„Wiſſen Sie was?“ ſagte ich ihm; „Sie ſind nicht ermüdet, ich auch nicht, wir wollen uns ein Glas Punſch beſtellen, und dann erzählen Sie mir Ihre Geſchichte.“

„Warum nicht?“ entgegnete er; „aber erwarten Sie nicht, etwas Bedeutendes zu hören.“

Es iſt eine alte Geſchichte.
Doch bleibt ſie immer neu —
Und wem ſie juſt paſſiret.
Dem bricht das Herz entzwei.

Der Punſch kam, wir ſteckten uns Cigarren an und mein junger Freund erzählte.

Neunzehntes Kapitel.

Ein beachtungswerthes Kapitel für junge Künstler, denn es handelt von den Gefahren, in welche man durch weibliche Modelle gerathen kann.

„Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich ein Bildhauer bin, und wenn ich hinzu setze, daß ich längere Zeit in Rom war, daß ich dort, und später in Deutschland, die besten Bestellungen auszuführen hatte, daß meine Arbeiten außerordentlich gesucht und hoch bezahlt wurden, so glaube ich, Sie können daraus entnehmen, daß ich im Stande bin, etwas Tüchtiges zu leisten, daß ich in der schwierigen Branche der Kunst, die ich erwählt — der Bildhauerei nämlich — ein Künstler bin."

„Eines Tages wurde mir der Auftrag, die Komposition zu einem großartigen Grabmal zu entwerfen, welches ein Graf so und so — der Name thut nichts zur Sache — seiner verstorbenen Gemahlin zu errichten beabsichtige. Mein Entwurf gefiel, ich führte ihn im Modelle aus und gieng damit nach Carrara, wo ich mir den nöthigen Marmor aussuchte, die Arbeit in Punkt

ſetzen ließ und ſie ſpäter ſo weit ausführte, daß ich in Deutſchland an Ort und Stelle nur noch wenig daran zu thun hatte."

„Das Grabmal war für die Kapelle eines großes Schloſſes jener Familie beſtimmt; ich kam zum erſten Male in die Gegend, wo es ſich befand. Dieſe Gegend war reizend, das Schloß ſelbſt über alle Beſchreibung ſchön gelegen. — Erlauben Sie mir," unterbrach er ſeine Erzählung — „daß ich aus meinem kleinen Felleiſen ein Skizzenbuch hole, um Ihnen eine Anſicht dieſes Schloſſes und der Gegend zeigen zu können." — — —

„Sehen Sie hier!" fuhr er fort, und damit zeigte er mir in einem ziemlich großen Buche die außerordentlich ſchön gezeichnete Anſicht eines der reizendſten Schlöſſer, die ich lange geſehen. Es lag auf der Höhe einer ſanft anſteigenden Thalwand, unten floß ein kleines Waſſer vorbei und ſchlängelte ſich durch Wieſen und zwiſchen ſchön geformten Hügeln, lange noch dem Auge ſichtbar, einer weiten Ebene zu, welche fern am Horizonte von hohen und zackigen Gebirgen eingefaßt war. Das Schloß ſelbſt war ein mittelalterliches Gebäude, auf's Sorgfältigſte reſtaurirt, mit zackigen Zinnen, einem hohen Thurme, vielen kleinen Erkern und Nebengebäuden, mit der freieſten Phantaſie zuſammengeſtellt, oder wie die damaligen Verhältniſſe gerade einen Neubau bedingten; alles das durch Terraſſen und Brücken mit einander verbunden und ſo ein wahrhaft maleriſch ſchönes Ganzes bildend. Das Schloß in ſeiner Höhe ſtand auf der Gränze des lieblich Sanften und wild Romantiſchen. Vor ihm das Thal mit dem Fluſſe und den ſanften, mit Wieſen bedeckten Abhängen war ſchön und anmuthig, und war das Ende einer Berggegend, die ſich hinter dem Schloſſe mit wildem Wald, mit Schluchten voll zackiger Felſen und rauſchenden Bergwaſſern meilenweit fortſetzte.

Der junge Bildhauer legte das Buch an den Fuß der drei-

armigen kupfernen Lampe, welche auf dem Tische ſtand und ſagte: „Dies iſt alſo der Schauplatz meiner kurzen und traurigen Geſchichte.“

„Ich kam zu gleicher Zeit mit meiner Arbeit dort an. Der Unterbau zum Denkmal war vollendet; meine Gruppe wurde ausgepackt und aufgeſtellt. Ich hatte in den erſten Tagen außerordentlich viel zu thun und arbeitete an der Vollendung meiner Figuren vom frühen Morgen bis in die ſpäte Nacht. Die Hauptfigur meines Werkes war eine Mädchengeſtalt — Glaube, welche ſich mit dem einen Arm auf die Hoffnung ſtützt, mit dem anderen die Liebe empor hält, welche gerade im Begriffe iſt, den Deckel des Sarkophages zu öffnen. Ich weiß nun nicht, woher es kam — genug, ich hatte in Italien keinen recht ſchönen Mädchenkopf finden können, den ich für edel genug hielt, danach meinen Genius der Liebe zu bilden. Ich dachte bei mir: das wird ſich ſchon finden, und ließ jenen Kopf ganz unvollendet. Als nun das Werk aufgerichtet da ſtand und meine Arbeit faſt beendigt war, fehlte mir nur noch jenes Geſicht, und ich befand mich daher in einiger Verlegenheit. Eine faſt fertige Arbeit wieder ernſtlich aufzunehmen, iſt an ſich ſchon ſchwer, hier aber fand ich, daß es mir unmöglich ſei, jenen Kopf ſo zu bilden, daß er zum Ganzen paſſe und ich damit zufrieden ſein könne. An dem Orte, wo ich war, ein Modell zu finden, das mir nur halb genügte, ſchien mir eine Unmöglichkeit. Ich ſtrengte meine Phantaſie an — ich brachte nichts Ordentliches zu Stande, ich war faſt in Verzweiflung und lief träumend umher.“

„Um die Bewohner jenes Schloſſes hatte ich mich bis jetzt gar nicht bekümmert. Es war auch von der gräflichen Familie Niemand da; nur ein Beamter lebte hier, ein alter, freundlicher

Mann, der mir zu meinen Arbeiten bereitwillig ein paar Zimmer einräumte."

„Unten im Dorfe war ein kleines Wirthshaus: „Zur wilden Rose" genannt; dort wohnte ich und dort hielt ich mich auch, nachdem die Aufstellung droben beendigt war, den größten Theil des Tages auf. Abends war ich immer in der kleinen Wirthsstube, wo sich die Honoratioren des Dorfes einfanden. Ich muß gestehen, diese guten Leute waren außerordentlich dankbar für die Zierde, die der Schloßkarelle durch mein Werk zu Theil geworden, und sie überhäuften mich mit Aufmerksamkeiten. Von der Malerei hatten sie einen ziemlichen Begriff, aber meine Kunst war ihnen vollkommen fremd, weßhalb es ihnen auch ein großes Vergnügen gewährte, als ich ihnen etwas vom Wesen derselben auseinander setzte und ihnen den richtigen Begriff von einem Thonmodell und über die Ausführung in Stein beibrachte. Hier fand sich auch jener Verwalter des Schlosses häufig ein, sowie der Schulzheiß des Dorfes und der Lehrer; und nicht selten erwies uns auch der Pfarrer die Ehre, in unserer Gesellschaft sein Gläschen zu trinken."

„Eines Abends kam wieder, wie gewöhnlich, die Rede auf mein Werk, und der Pfarrer, der an dem Nachmittage mit mir oben war, bedauerte, daß der Kopf der einen der Figuren immer noch nicht vollendet sei. Ich entgegnete ihm, daran sei Niemand Schuld, als die hiesige Bevölkerung; ich hätte gehofft, unter den Mädchen ein passendes Modell zu finden, müsse aber leider gestehen, daß ich bis jetzt nichts angetroffen, was mir brauchbar erschienen."

„Ah, das ist eine Schande für uns!" sagte lachend der Schulmeister; „aber vielleicht verlangen der Herr Professor auch

zu viel“ — ſo nannten ſie mich nämlich — „Was meinen Sie denn zu Verwalters Roſalie?“

„Poſſen!“ ſagte der alte Mann vom Schloſſe.

„Ich mußte geſtehen, daß ich bis jetzt keine Ahnung davon hatte, daß es droben eine Tochter des Verwalters gäbe.“

„Das wäre ein ſchönes Modell für einen Kopf der Liebe,“ meinte der Pfarrer.

„Ich wurde neugierig und beſtürmte den alten Verwalter mit Bitten, mir doch wenigſtens den Anblick ſeines Kindes zu gönnen.“

„Dieſer aber zuckte die Achſeln und meinte, es ſei nicht ſo arg. Da gerieth jedoch der Schulmeiſter in eine wahre Ekſtaſe und verſicherte hoch und theuer, er wolle anfangen das A B C nochmals zu lernen, wenn ich nicht ſpäter geſtehen müſſe, daß Roſalie das lieblichſte und ſchönſte Geſicht habe, das mir in meinem ganzen Leben vorgekommen.“

Hier that der junge Bildhauer einen tiefen Zug aus ſeinem Punſchglaſe, zündete ſeine Cigarre, die ihm ausgegangen war, wieder an und fuhr nach einer Pauſe fort:

„Leider hatte der Schulmeiſter Recht. O, hätte ich ihm nie geglaubt und hätte den unſeligen Kopf nach einem der vielen Bilder fertig gemacht, die mir in der Nacht nach jenem Geſpräche wie warnend im Traume erſchienen! Er wäre nicht ſo ſchön geworden, wie er jetzt iſt, aber ich hätte meine Ruhe behalten — — — — und wäre jetzt nicht hier in Italien.“

„Ich ſah alſo gleich den andern Morgen das Mädchen, ich war entzückt von dieſer lieblichen Erſcheinung, ich bat den Vater auf's Dringendſte um die Erlaubniß, ſie zum Modell meiner Liebe zu nehmen. Er gab es nicht gern zu, und erſt den mit

den meinen vereinigten Bitten des Schulmeisters und Pfarrers gelang es, seine Einwilligung zu erhalten."

„Rosalie war sechszehn Jahre alt. Anfangs überlief sie ein frommer Schauder bei dem Gedanken, daß ihr Gesicht so allein in der Kapelle zwischen anderen weißen Gestalten stehen solle, und sie beruhigte sich erst, als ich ihr versprach, auch meine „Hoffnung" so weit abzuändern, daß sie einer ihrer Freundinnen ähnlich sehe — einem ebenfalls recht hübschen Mädchen."

„Ich modellirte nach ihrem lieblichen Gesichte und war glückselig dabei. Ich führte es in Marmor aus und war entzückt über mein eigenes Werk. — — — Was soll ich Ihnen aber nun weiter sagen? Das Uebrige können Sie sich ganz gut denken. — Ich hatte bis dahin nur meiner Kunst gelebt, all' die schönen Weiber- und Mädchengestalten, die mir bis dahin begegnet, hatte ich nur so mit den Augen des Künstlers angesehen. — Hier war das zum ersten Male anders: kurz, ich liebte, ich liebte gränzenlos mit der Gluth der Jugend, mit dem Feuer der ersten Liebe."

„Wie hatte ich anfänglich den Tag herbeigewünscht, an dem ich diese einsame Gegend wieder verlassen könnte! Jetzt aber hätte man mir alle Schätze der Welt bieten können, ich hätte freiwillig dieses für mich so reizende Thal nicht mehr verlassen. Ich hoffte auf ihren Besitz, ich wollte hier ein stilles Künstlerleben führen, fern vom Geräusche der großen Städte; ja, wenn es mir an Arbeit in meiner Kunst gemangelt hätte, so würde ich diese bei Seite geworfen haben, ich hätte mich mit dem bescheidensten Dasein begnügt. Ich wäre dem Schulmeister als Zeichnenlehrer an die Hand gegangen, ja ich wäre Steinhauer geworden und hätte Grabsteine und Tröge gemeißelt. — Ich war wie rasend vor Liebe."

„Es scheint mir wirklich so," entgegnete ich ihm lächelnd.

„Auch Rosalie liebte mich, ich wußte das ganz wohl, doch habe ich nie ein Geständniß von ihr erhalten; ich wußte es — das war mir genug. Ich wollte dieses selige Geheimniß, das meine ganze Brust ausfüllte, nicht in Worten vor meinen Ohren hören, nicht eher, als bis mir ihr Besitz gesichert wäre."

„Da sprach ich mit dem Vater — aber meine Hoffnungen wurden mit Einem Male vernichtet. Zuerst lächelte er über meinen Antrag, wie über eine leichte Grille, ein jugendliches Aufwallen, das bald vorüber sein werde. Als ich aber dringender wurde, als ich ihm gute und gültige Beweise über meine Verhältnisse vorlegte und dringend die Hand seiner Tochter verlangte, da schüttelte er seinen Kopf und sagte fest und ruhig: Unmöglich! daraus kann in alle Ewigkeit nichts werden!"

„Längere Zeit wollte er mir, dem Verzweifelnden, nicht einmal einen Grund angeben; endlich sagte er, über das Schicksal Rosaliens sei in frühester Jugend entschieden worden, er könne, bei Gott dem Allmächtigen! nicht anders handeln. Da wurde der alte Mann weich und die Thränen traten ihm in die Augen. Er gab sein heiligstes Wort, daß er in der Sache nichts für mich thun könne, und wenn ihm selbst, dem Vater, der mich lieb gewonnen, das Herz darüber breche. Er rieth mir, augenblicklich abzureisen, und setzte hinzu: wenn Sie nicht gehen, so sehe ich mich genöthigt, das Mädchen zu entfernen."

„Diesem seinem Worte glaubte ich nicht und irrte wie ein Wahnsinniger mehrere Tage durch die Wälder, trat unzählige Mal in die Kapelle vor mein Werk, umkreiste das Schloß, um sie zu sehen — umsonst! — ich konnte keine Spur von ihr entdecken. Ich dachte mir, ihr Vater bewache das Mädchen, weil ich mich in der Nähe des Schlosses umher treibe, ich blieb deß-

halb drunten im Wirthshause in meiner Stube, wo ich an ihre Fenster sehen konnte. Alles vergebens! Dort droben blieben die Vorhänge fest zugezogen — ich konnte nichts von ihr entdecken."

„Da kam eines Morgens der Schulmeister zu mir — er hatte von der Geschichte gehört — und während ich mit ihm darüber sprach, schnupfte die gute Seele aus einer Hornbose eine Prise um die andere, und dabei zwinkerte er mit den Augen, als wenn ihm sein Tabak zu stark wäre."

„Wissen Sie was, mein lieber Herr Professor?" sagte er nach einer Pause, „reisen Sie ab — Rosalie ist fort."

„Fort? Und wohin?"

„Das weiß Niemand, als der Alte droben."

„Ihr Vater?"

„Ja," sagte stockend der Schulmeister, „ja — ihr Vater — doch man weiß das nicht so ganz genau."

„Was?" rief ich und ein Strahl von Hoffnung belebte mich; „man weiß nicht ganz genau, ob Rosalie abgereist ist?"

„O nein," entgegnete er, „daran ist kein Zweifel; aber man weiß nicht genau, ob der Alte droben — — — ihr Vater ist."

„Ah!" rief ich aus, „und ich kann Ihnen versichern, diese Nachricht traf mich wie ein Blitzstrahl. Ich versuchte, aus dem Schulmeister mehr heraus zu bringen — umsonst. Entweder wußte er in der That nichts, oder er wollte nichts sagen."

„Darauf hatte ich eine zweite Unterredung mit dem alten Verwalter. Sie hatte denselben Erfolg wie die erste, und er sagte mir am Ende achselzuckend: Da Sie nicht gegangen sind, wie ich Ihnen gerathen, so habe ich das Mädchen entfernen müssen. — Lange stand ich dann in der Kapelle vor meinem Werk und schaute

unter Thränen das marmorne, blasse, geisterhafte und doch so liebe — liebe Gesicht an. O, meine Kunst hatte mir trefflich gedient: da war jeder ihrer reizenden Züge mit einer Treue wiedergegeben, mit einer Wahrheit, die mich jetzt schaudern machte. Mehrmals stand ich im Begriffe, mit Hammer und Meißel mein eigenes Werk zu verderben; aber eine unsichtbare Gewalt zog meinen Arm zurück, so oft mich dieser unselige Gedanke antrieb, die Hand zu erheben. Ich floh die Kapelle, packte meine Sachen zusammen, ich verließ das Thal und die Gegend; ich gieng nach München zurück und legte mich auf genaue Kundschaft über die Verhältnisse jener gräflichen Familie, für die ich gearbeitet. Ich hoffte hier einen Faden zu erhalten, der mich auf ihre Spur leiten könnte. — Wenn sie, wie der Schulmeister mir angedeutet, nicht die Tochter des Verwalters war, wer konnte sie sein? — Ich erfuhr endlich, daß der jetzige Besitzer jener Herrschaft, Graf D., keine Kinder habe, wenigstens keine legitimen; doch erzählte man sich von einem gespannten Verhältnisse, in welchem er lange Zeit mit seiner Gemahlin gelebt. — War Rosalie vielleicht seine natürliche Tochter? — ein schrecklicher Gedanke, wenn ich ihre Züge nachgebildet am Grabe derjenigen, welche die Gemahlin ihres Vaters war, ohne ihre Mutter gewesen zu sein!«

»Aber meine Ruhe war dahin, meine Kunst ekelte mich an. So oft ich nach jener Zeit den weichen Thon zu formen begann, so traten immer und ewig ihre Züge zu Tage. Ich verließ München wieder, ich wollte große Reisen unternehmen, weite unbekannte Länder sehen — ich hoffte, sie alsdann zu vergessen. Da ertönte aus den lombardischen Ebenen der erste Trompetenstoß, da entfaltete Radetzky, der große Feldherr, seine siegreiche Fahne, da vernahm ich, daß Graf D. in österreichische Dienste getreten war, um den glorreichen Feldzug des Jahres 1848 mitzumachen.

Es war mir wie ein Wink des Schicksals, in seine Nähe zu eilen. Die Jugend hat sonderbare Träume — ich dachte an große Thaten, die ich verrichten wollte; ich sah mich auf blutgedüngtem Schlachtfelde, vielleicht in seiner, des Grafen, Nähe. Er lag schwer verwundet in meinen Armen — so phantasierte ich — es war in stiller Nacht, er vertraute vor seinem Tode dem Teutschen, dem Landsmanne, ein Geheimniß an, daß seine Brust bedrückte, er erzählte mir von jenem Schlosse und von einer Tochter, die ihm dort lebe — — solche Bilder beschäftigten meinen Geist und zerstörten meine Gesundheit."

„Auf dem Wege nach Verona, wo sich damals die österreichische Armee befand, wurde ich krank und lag Monate lang an einem heftigen Fieber darnieder. Als ich wieder hergestellt war, schien der ganze Feldzug beendigt. Radetzky war siegreich in Mailand eingezogen, der Waffenstillstand mit Karl Albert geschlossen. Da ward dieser unverhofft gekündigt, der Marschall zog auf's Neue sein Schwert für die gerechte Sache — ich eilte hieher und meldete mich als Freiwilliger. Ich wurde angenommen, wie Sie bereits wissen, und — — das ist meine ganze Geschichte."

So erzählte mir der junge Bildhauer, und seine Geschichte war mir so interessant, daß ich nicht bemerkte, wie schnell die Zeit verflogen. Unser Punsch war zu Ende, mehrere Cigarren ausgeraucht, und die Flamme des dreiarmigen Leuchters brannte dunkelroth, und zu dem Fenster herein drang der schwache Schein des anbrechenden-Morgens. Da standen unsere unberührten Lagerstätten — wer wollte sich jetzt noch für eine kleine Stunde zur Ruhe legen? Mein junger Künstler war sichtlich aufgeregt und gieng mit heftigen Schritten auf und nieder. In dem Nebenzimmer wurde es lebendig, Stimmen riefen, Säbel klirrten auf den Gängen und Treppen, im Hofe schmetterte lustig eine Trompete.

Ich öffnete das Fenster und ſah beim ſchwachen Scheine der Morgendämmerung, wie ſich ein Stabsdragoner zu Fuß eiligſt dem Gaſthofe näherte. Es war der Reiter, den ich bei meinen Pferden zurückgelaſſen. Ich rief ihm zu, daß ich auf Nummer Vier ſei, und darauf ſprang er die Treppe herauf und meldete mir, das Hauptquartier breche in einer Viertelſtunde auf.

Mein junger Bildhauer hatte ſein Skizzenbuch wieder in das Felleiſen gepackt, wir tranken nach einer Taſſe Kaffee, die uns ein ſchlaftrunkener Kellner brachte; dann machten wir mit kaltem, friſchem Waſſer und einer Haarbürſte unſere Toilette, und nahmen Abſchied von einander, wie langjährige gute Freunde. Ehe ich aber den jungen Freiwilligen verließ, ſchrieb ich ihm auf eine Karte ein paar freundliche Worte an den Major v. G., einen liebenswürdigen Offizier, den ich kennen gelernt und bei deſſen Bataillon mein junger Landsmann eingetheilt war.

„Ich habe Sie in der That lieb gewonnen,“ ſagte er mir und drückte mir zum Abſchiede herzlich die Hand; „ich hoffe, wir ſehen uns wieder. Vielleicht auf dem Schlachtfelde — vielleicht auch im Spital“ — ſetzte er lächelnd hinzu.

„Gott wolle das verhüten!“ ſagte ich ihm ernſt; „doch für den Fall, daß Ihnen etwas begegnen ſollte, ſo nehmen Sie meine Karte — „Doktor Wellen beim Hauptquartier.“ Wenn es möglich, ſo verlangen Sie nach mir oder ſchicken mir dieſe Karte zurück; ich werde Sie alsdann nach beſten Kräften aufſuchen und will Sie gewiß finden. Adieu, mein lieber Freund — Muth und Vertrauen!“

Er nahm ſein Felleiſen unter den Arm, warf den Mantel über und wir ſchieden von einander mit denſelben Gefühlen, als ob wir uns ſchon lange Jahre gekannt hätten.

Mit dem erſten Scheine des jungen Tages brach das Haupt-

quartier von Pavia auf, ich mit demſelben. Es war ein ſchöner, klarer, etwas froſtiger Morgen; die Pferde ſchüttelten ſich und ſogen ſchnaubend die kalte Luft ein. Drüben bei Gravellone ſahen wir vor uns die letzten Truppentheile, welche heute noch in aller Frühe die Stadt paſſirt hatten. Wir ritten weiter — es fiel nichts von Bedeutung vor.

Den folgenden Tag trafen wir auf jenes Jägerbataillon: es war die letzte Nacht durchmarſchirt und uns ſo vorgekommen. Ich ſprach den Kommandanten deſſelben, Major v. G.; er hatte meine Karte erhalten, der Freiwillige war bereits eingekleidet und eingetheilt worden.

„Ein hübſcher Burſche!“ ſagte der Major, indem ich an ihm vorbeiritt und ihm herzlich die Hand ſchüttelte, „und er hat, glaube ich, den Teufel im Leibe — kennt das Exercitium wie ein alter Jäger.“

„Ich glaube, er hat in Mailand darin Privatſtunde genommen,“ ſagte ich lachend.

„Wird ihm gut bekommen, die Lektion!“ ſagte der Major und blickte in die Luft hinauf; „es riecht hier verdammt nach Pulver, es kann mit Nächſtem losgehen. Denken Sie an mich, Doktor!“

„Na, leben Sie wohl! auf frohes Wiederſehen!“ — Wir drückten uns herzlich die Hand und ſchieden.

Da kam der Tag von Mortara. Es war Abends in einem kleinen Neſte, ein paar Stunden von eben genannter Stadt — ich habe den Namen des Dorfes vergeſſen — da hörten wir vor uns und rechts neben uns die erſten Kanonenſchüſſe; unſere braven Truppen hatten in zwei Gefechten zu thun, bei Gambolo das eine, das bedeutendere bei Mortara. — Aber alles das iſt genugſam bekannt.

Noch in der Nacht verließ ich das Hauptquartier und gieng nach Mortara, um da hülfreiche Hand zu leisten. Es gab genug zu thun, und sämmtliche Aerzte kamen aus den provisorisch eingerichteten Lazarethen diesen und den folgenden Tag nicht hinaus.

Zwanzigſtes Kapitel.

Vor, während und nach der Schlacht — Heute roth, morgen todt.

Ich glaube nicht, fuhr der Präſident der Leimſudia, nachdem er einen tüchtigen Schluck aus ſeinem Glaſe gethan, nach einer Pauſe fort, daß es euch darum zu thun ſein wird, von mir die Schilderung eines Verbandplatzes während und nach der Schlacht zu erhalten. Man ſieht da an menſchlichem Jammer und Elend, was die kühnſte Phantaſie nicht auszudenken im Stande iſt, fürchterliche Leiden des Körpers und der Seele. Ich muß euch geſtehen, ich betrachtete ängſtlich jeden neuen Verwundeten, der mir gebracht wurde; denn ich fürchtete immer, meinen jungen Freund vor mir zu ſehen mit zerſchoſſenen Gliedern.

Aus dieſer Beſorgniß riß mich endlich gegen Mitternacht Major v. G., der in das Spital kam — ſein Bataillon lag dicht bei Mortara — um nach ſeinen verwundeten Leuten zu ſehen. Die braven Jäger hatten ſehr gelitten. Natürlich war meine erſte Frage nach jenem jungen Manne.

„Er iſt wohl und geſund,“ gab mir der Major zur Antwort, „und es freut mich außerordentlich. Geben Sie Acht, der bringt's bald zum Offizier,“ ſetzte er hinzu. „Freilich ein tollkühner Burſche, aber dabei mit einem ungeheuer kalten Blute, was man ſelten beiſammen findet, und ſchießt zugleich wie ein Engel. Ich werde mich wahrhaftig genöthigt ſehen, ihn zur ſilbernen Medaille vorzuſchlagen, wenn er ſich nicht in den nächſten Tagen vielleicht gar die goldene heraus haut.“ — —

Vor Mortara wich der Feind, wie bekannt, zurück, und der König von Sardinien ſammelte bei Novara ſeine ganze Streitmacht, um die öſterreichiſche Armee in ihrem Siegeslauf aufzuhalten. Es war eine blutige Affaire, die bei Novara, und als wir gegen Mittag das Schlachtfeld betraten, ſah man die verſchiedenen Gefechtsaufſtellungen, wie ſie heute Morgen geweſen, bezeichnet durch Maſſen von Todten und Verwundeten, die überall herum lagen. — Hier gab's zu thun. Ich hielt auf dem erſten Verbandplatze, den wir erreicht, und bat einen der jungen Ordonnanzoffiziere, mich rufen zu laſſen, ſobald man meiner, was ich übrigens nicht hoffe, beim Hauptquartier bedürfe. Nachdem ich ein paar Stunden auf dem Verbandplatze mein Möglichſtes gethan und in dorrelter Hinſicht frei war, daß kein Weh an mich gekommen, ſah ich einen Stabsdragoner eilfertig die Chauſſee hinab eilen, der überall umher ſchaute und richtig auch mich zu ſuchen kam. Einem ſeiner Kameraden, im Gefolge des Hauptquartiers, war von einer Geſchützkugel der Fuß weggeriſſen worden, und man beorderte mich, dorthin zu kommen. Ich warf mich aufs Pferd, und nach einer kleinen halben Stunde langten wir im Hauptquartier an.

Dieſes ſtand ziemlich tief im Feuer. Schon ehe wir den Feldmarſchall erreichten, ſchlugen die ſchweren ſechszehnpfündigen

Kugeln rechts und links auf die Chaussee und in die Weingärten. Mein Geschäft war bald beendigt; ich ließ den Verwundeten zurückbringen und blieb nun hier, um für alle Fälle bei der Hand zu sein.

Es war ein grauenvoller Tag. Des Himmels Angesicht war verhüllt in graue Schleier ob all der Gräuel, die unter ihm geschahen; Nebelmassen sanken herab und wurden zerrissen wieder emporgeschleudert von dem unendlichen Pulverdampf, der die Ebene bedeckte.

Einer meiner genauen Bekannten, ein Ordonnanzoffizier, Graf S., kam herangesprengt und suchte nach einem Arzte. Ich eilte mit ihm fort, in die Schlachtlinie hinein, um einem Offizier, der dort schwer verwundet lag, wo möglich Hülfe zu bringen. Wir hatten eine weite Strecke zu reiten. Ich rauchte eine Cigarre, der junge Offizier wollte sich die seinige bei mir anzünden — da, als wir unsere Pferde gegen einander dirigirten, fuhr eine Granate zischend und heulend zwischen unseren Körpern hindurch — ein unwillkommenes Feuer. — Ich hatte bei diesem Ritt Gelegenheit, zu bemerken, wie wenige von den in einer Schlacht abgeschossenen Kugeln eigentlich treffen. Das pfiff und sauste immer nur so an uns vorbei und um uns herum, und als wir näher kamen, waren die Vollkugeln und Granaten, die vor und hinter uns, rechts und links einschlugen, nicht mehr zu zählen. Ich hätte nimmer geglaubt, daß ich mir nach kurzer Zeit so wenig daraus machen würde, mich so als lebendige Scheibe hinzustellen; aber man wird das Ding gewohnt, und nur alsdann tief davon erschüttert, wenn man zufällig in die Nähe eines Bataillons kommt, wo so eine mörderische Kugel mehrere Rotten wegreißt und ein halbes Dutzend Menschen in ihrem Fluge dahin wirft, so daß

die Nebenſtehenden für einen Augenblick entſetzt auf die Seite prallen.

Bald miſchten ſich unter das grobe Geſchütz Kartätſchen und einige weit gegangene Büchſen- und Flintenkugeln; auch mehrten ſich die Leichen am Boden. Es war in der Nähe der Caſa Visconti, einer Villa mit hohen Mauern und Thoren, die von den Piemonteſen mit Geſchütz und Mannſchaft beſetzt und aufs Hartnäckigſte vertheidigt wurde. Hier litten beſonders die Wiener Freiwilligenbataillone beim Sturm auf dieſe Villa. In der Richtung vom Hauptthore, aus dem vier Geſchütze ein nie unterbrochenes Kartätſchenfeuer unterhielten, lagen ganze Reihen niedergeſtreckt.

Wir ritten auf einem Feldwege, der uns dorthin brachte; und dieſer Feldweg hatte das Angenehme, daß auf ihn alle Kartätſchenkugeln, welche über die Häupter der Stürmenden hinwegſauſten, einſchlugen, und ſie waren wahrhaftig nicht zu zählen.

»Reiten wir gerade aus?« rief ich dem jungen Offizier bei dieſem Anblick zu; »oder machen wir einen kleinen Umweg?«

»Immer der Naſe nach!« entgegnete er lachend und warf ſein Pferd in den Kugelregen hinein.

Es war auf unſerer Seite und zu den Füßen unſerer Pferde ein Anblick, wie wenn im Sommer auf einer ſtaubigen Chauſſee ſchwere Regentropfen mit großer Gewalt aufſchlagen, ſo ziſchte und klatſchte es hier von allen Seiten, und das war eine Strecke von vielleicht hundert Schritten, die wir ſolcher Geſtalt zu paſſiren hatten.

Unter einem Baume, etwas rückwärts von der Schlachtlinie, fanden wir den Offizier, zu deſſen Hülfe ich herbeigeeilt. Es war leider zu ſpät! Er hatte zwei Kartätſchenkugeln in der Bruſt, und wir kamen früh genug, ihm die Augen zuzudrücken.

Aber ich hätte ihn, auch wenn ich früher gekommen wäre, nicht retten können — jede der Verwundungen war tödtlich.

Wir ſchwangen uns wieder auf unſere Pferde, um zum Hauptquartiere zurück zu eilen, in dem Augenblicke, als ein friſches Jägerbataillon gegen das Thor der Villa geführt wurde. Es war Major v. G. — Ich zitterte ordentlich bei dem Gedanken an meinen jungen Künſtler, ob er wohl noch unter den Lebenden ſei, oder ob er nicht am Ende hier vor meinen Augen todtgeſchoſſen werde. Unter lautem Hurrah kamen die Jäger heran. Gott ſei Dank! dort ſah ich ihn auf dem Flügel, das friſche Geſicht vom Pulverdampf geſchwärzt. Er gieng mit den Anderen freudig darauf los, wie zu einer Luſtpartie; vorn auf der Bruſt, zwiſchen dem ſchwarzen Lederzeug, hatte er eine blutrothe Nelke ſtecken. Auch er erkannte mich; denn er winkte mit der Hand und zeigte freudig lachend auf das Thor droben, das immer dichtere Pulverwolken und immer zahlreichere Kartätſchenkugeln ausſpie.

Wie giengen die braven, tapferen Jäger darauf los! Zuerſt ſchwenkten ſie etwas gegen die Mauer, dann wandten ſie ſich wieder dem Thore zu. Schon waren ſie nicht fünfzig Schritte mehr davon entfernt, da blitzte es abermals aus dieſem Höllenrachen hervor. Mehrere Kugeln hatten getroffen. Mancher, der eben in friſcher Jugendkraft vorwärts geeilt war, lag zerſchmettert am Boden, todt oder ſchwer verwundet; Mancher blieb plötzlich wie angewurzelt ſtehen und ſtierte eine Sekunde vor ſich hin — auf den bleichen Zügen die grauenhafteſte Ueberraſchung — dann ward ſein eben noch ſo lebhafter Blick ſtarr und gläſern, er drehte ſich mit einer entſetzlichen Geſchwindigkeit herum und fiel todt auf das Geſicht. Aber der Anblick ſo mancher gefallenen braven Kameraden entflammte den Muth der Jäger höher und höher. Aufgepaßt! ſchrieen die Vorderen. — Nieder, nieder!

Ganze Reihen bückten ſich bei dieſem Zurufe der Kameraden tief auf den Boden. Droben aus der Villa krachten abermals die Schüſſe, pfiffen abermals die Kugeln, ſauſten aber unſchädlich über die am Boden liegende Mannſchaft hinweg. Wie Ein Mann erhob ſich dieſe wieder und eilte in wilden Sprüngen vorwärts. So ſtürzt der Tiger auf ſeine Beute. Da hörte man keinen Schuß mehr aus der Reihe der Jäger: die Büchſe mit dem doppelſchneidigen Hirſchfänger zum Stoßapparat umgewandelt, waren die Verwegenſten von ihnen in drei, vier Sätzen vor dem Thore der Villa. Die piemonteſiſchen Artilleriſten hatten in dieſem Leben zum letzten Male gefeuert. Kobolden gleich verſchwanden die Jäger und die Wiener Freiwilligen zwiſchen den Gebäuden. Der Pulverdampf verzog ſich langſam, die blanken Kanonenmündungen ſahen jetzt zum erſten Male ſtumm und ſtill auf das Todtenfeld hinaus, und nachdem drinnen in dem Hofraum der Kampf unter Klingen- und Büchſenſchüſſen noch einige Minuten fortgedauert, waren die Piemonteſen verjagt und die ſtark befeſtigte Villa genommen.

Wir ritten durch das Thor hinein, über Leichen und Sterbende hinweg. Drüben ſammelte der tapfere Major von G. ſeine Leute aufs Neue, um die Braven zu weiterer Arbeit zu führen. Ich hatte nun Zeit, ihm meine Bewunderung auszudrücken und mich nach meinem jungen Freunde umzuſchauen. Da war er an der Seite des Majors friſch und lebendig, aber um den Kopf hatte er ein weißes Tuch gebunden und darüber keck den Jägerhut aufs Ohr geſetzt. »Ein kleiner Säbelhieb'« rief er mir zu; »unbedeutend, nicht der Rede werth'« Seine Reiſe hatte er noch im Knopfloch ſtecken, und ich konnte mich nicht enthalten, ihm zu ſagen: »Aber warum haben Sie ſich mit Blumen geſchmückt?« worauf er mir antwortete: »Ein Feſttag' ein Freudentag'« und

dann setzte er leiser hinzu: „Es war ihre Lieblingsblume.“ — „Narrenpossen!“ brummte der Major, indem er den Schweiß von der Stirn wischte: „ich habe das heute Morgen schon gesagt, thun Sie mir das Ding weg! Wozu die rothe Blume? Wir sehen ja Blut genug um uns.“ — „Wenn Sie befehlen, Herr Major,“ antwortete er darauf, „so stecke ich sie in die Tasche.“ — Und er that also.

„Wer mich kennt,“ sagte der Major leise zu mir, „weiß, daß ich eben so getrost mit meinem Bataillon gegen den Feind marschire, als ich einen Spaziergang mache; aber so was kann ich nicht leiden: das Ding sah aus, wie eine klaffende Wunde auf der Brust. — Nun Gott befohlen! — Vorwärts, Kinder! — Adieu, Adieu!“

Die Jäger stießen wieder zu ihrer Division, wir kehrten nach dem Hauptquartier zurück.

Die Schlacht dauerte bis zum Abend. Die Nebel sanken wie graue Schleier auf den Boden nieder und bedeckten darauf mit einem feinen Regen Tausende der Unglücklichen, die hier beisammen lagen. Das Hauptquartier gieng nach Charlasco zurück; doch brauchten wir mehrere Stunden, um Schritt für Schritt durch den Knäuel von Menschen und Pferden, Geschützen und Wagen zu dringen, mit denen die Landstraße bedeckt war. Es war spät in der Nacht, als wir in unser Quartier kamen. Keiner hatte nach diesem aufregenden Tagewerke Lust, sogleich zu Bette zu gehen; auch fehlte noch mancher der Ordonanzoffiziere, die da- und dorthin auf das Schlachtfeld geschickt worden waren und deren Rückkehr wir abwarten wollten. Im Kamine brannte ein großes Feuer, wir saßen im Kreise herum und erzählten unsere Erlebnisse. Bald hörten wir jedoch Pferdegetrappel. Einer um den Anderen kam zurück, durchnäßt und müde, zuletzt Graf S.,

der am Schlimmſten ausſah — denn er hatte keinen Paletot, und an dem dünnen Attila troff das Regenwaſſer herunter.

„Du ſiehſt ſchön aus!“ riefen ihm die Kameraden zu; „wie kann man auch in dem Wetter ohne Mantel ausreiten?“

„Ihr habt gut reden!“ ſagte luſtig der Huſarenoffizier; „wie ihr mich da ſeht und ich da vor euch ſtehe, ich bin wahrhaftig noch ein paar Procent beſſer, als der heilige Martin. Der hat ſeinen Mantel mit jenem Armen nur getheilt, ich habe den meinigen ganz weggegeben. Habt Reſpekt — ei, das iſt ja der Doktor!“ wandte er ſich an mich; „Sie ſind an meiner außerordentlichen That die Haupturſache.“

Mich überfiel bei dieſen Worten eine traurige Ahnung.

„Da habe ich etwas für Sie,“ fuhr Graf S. fort; dabei hob er ſeine Säbeltaſche in die Höhe und zog ein kleines Stück Papier heraus, das er mir darreichte.

Es war meine Karte, die ich vor einigen Tagen in Pavia dem jungen Freiwilligen gegeben. Sie war zerknittert, von Pulver geſchwärzt — — mit Blut befleckt.

„Erzähle,“ riefen die anderen Offiziere, „was haſt du getrieben?“ Auch ich bat mit leiſer Stimme darum.

„Als Alles vorbei war,“ ſagte der Huſarenoffizier, dem man begreiflicher Weiſe den beſten Platz am Herde eingeräumt — „wurde ich mit einem Befehle bedacht, den ich nach dem zweiten Armeekorps bringen ſollte; ich habe in ſolchen Fällen immer das meiſte Glück. Mein Pferd war müde, ich auch, wir Beiden ebenfalls durchnäßt, aber der Dienſt rief. Was Teufel! ich hatte nicht daran gedacht, nochmals in die Nacht hinaus zu müſſen; ich dachte mir: die Sache iſt zu Ende, jetzt geht's nach Hauſe, und deßhalb hatte ich auch ſo ziemlich alle Direktionen verloren, und es war mir nur eine unbeſtimmte Idee davon geblieben, wo der

Stab des zweiten Korps vielleicht zu finden ſei. Da ſtand ich allein in der Nacht, unter dem ſtrömenden Regen, und ſchaute mich rings um. Mein Pferd ließ die Ohren hangen und wandte ſich mehrmals der Gegend zu, von woher man noch das Geklirre des abziehenden Hauptquartiers vernahm. Zu all dem Vergnügen war es noch ſtockdunkel, tiefe Waſſergräben gab es auf allen Seiten, wie ich genau wußte — die Sache war höchſt amuſant."

— — — — — — — — — — — —

Hier unterbrach ſich der erzählende Präſident der würdigen Geſellſchaft und ſagte, aus dem bisherigen Tone fallend: „Aber ich erzähle euch da eine Geſchichte, die euch vielleicht langweilt; ich muß wahrhaftig fürchten, daß man mir die Schande anthut und den Leimtorf wieder aufs Feuer ſetzt; ich glaube, es iſt beſſer, wenn ich mit ein paar Worten meine Geſchichte zu Ende bringe."

„Nein, nein!" ſagte der Herr mit dem rothen Geſicht eifrig; „dagegen proteſtire ich feierlichſt; es wäre in der That nicht zu verantworten, wenn wir den jungen, braven Huſaren nächtlicher Weile ſo lange auf dem Schlachtfelde ließen."

„Ja, in Regen und Kälte!" ſetzte der lange Regierungsrath hinzu, „das hört ſich im trockenen Klubbzimmer ſo behaglich an — Regen, Nacht und Schlachtfeld, ich glaube, unſer würdiger Präſident bedient ſich argliſtiger Schriftſtellerkniffe, er will unſere Erwartung aufs Höchſte ſpannen."

„Wahrhaftig nein!" ſagte der Ebenerwähnte; „aber es iſt ſchon ziemlich ſpät in der Nacht, und ich fürchte in der That, die Geſellſchaft zu langweilen."

„Ich dächte, wir wollen hierüber abſtimmen," ſagte wichtig der dicke Herr mit dem rothen Geſicht, „unparteiiſch abſtimmen.

Wer dafür iſt, daß unſer Präſident nicht weiter erzähle, der krieche unter den Tiſch."

Nach dieſem ſinnreichen Vorſchlage ſah ſich der dicke Herr rings um und ſagte mit feierlicher Stimme: „Die Geſellſchaft iſt einſtimmig zu dem Beſchluſſe gekommen, der Präſident habe in ſeiner Erzählung fortzufahren."

„Nichts Beſſres weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen,
Als ein Geſpräch von Krieg und Kriegsgeſchrei,
Wenn hinten weit in der Turkei
Die Völker auf einander ſchlagen.
Man ſteht am Fenſter, trinkt ſein Gläschen aus,
Und ſieht den Fluß hinab die bunten Schiffe gleiten;
Dann kehrt man Abends froh nach Haus
Und ſegnet Fried' und Friedenszeiten."

recitirte der lange Regierungsrath, und der Präſident fuhr alſo fort:

„Ich that," ſo erzählte der junge Huſaren-Offizier am Kaminfeuer, „was an meiner Stelle jeder brave Kavalleriſt ebenfalls gethan hätte: ich wandte den Kopf meines Pferdes dem Schlachtfelde zu, trieb das müde Thier vorwärts und ließ es, nachdem ich ſo die Richtung angegeben, ſeinen Weg ſelbſt ſuchen. Das war das Beſte, was ich thun konnte, und ſtatt in die Waſſergräben hineinzupurzeln, was unfehlbar geſchehen wäre, hätte ich den Zügel feſt in der Hand behalten, ſo kletterte jetzt der brave Chalif an den Abhängen hinunter und hinauf, daß es eine Freude war. Bald erreichte ich einen Feldweg, der mir für meine Direktion paſſend erſchien, und nun gieng's ſchon ſchneller vorwärts. Bald war ich mitten auf dem erkalteten Schlachtfelde; ich befand mich in entſetzlicher, grauenhafter Umgebung. Es iſt eigenthümlich, daß man das während der Schlacht ſo faſt gar nicht fühlt,

daß die Stunden des heißesten Kampfes so gar nichts Erschütterndes, nichts Entmuthigendes für den Soldaten haben. Der Artillerist folgt dem Geschütz mit Lust und Liebe, er nimmt ruhig sein Ziel, und seine Belohnung ist, wenn die Kugel in die dichtesten Haufen der Feinde einschlägt und dort Tod und Verwüstung bringt. Der Reiter scheint Eins zu sein mit seinem Pferde — ein tiefer Athemzug schwellt die Brust beim Signal zum Angriff; alle Leidenschaften sind erwacht, während er den feindlichen Kavalleriemassen entgegenstürmt. Falle, wen es trifft. — Ueber Pferde, über die Leiche des Nebenmannes geht er weg, er kann sich nicht nach ihm umschauen, er kann ihn nur rächen. Die Geschütze krachen, hie und da schallt Trommelwirbel, die Fahnen flattern — es gilt, eine Verschanzung zu nehmen, eine Höhe zu stürmen; mit lautem Hurrah stürzen die Colonnen darauf los. Wenn auch ganze Reihen von den feindlichen Kartätschen niedergerissen werden — die Nachfolgenden schließen ihre Glieder wieder und behalten fest im Auge den Punkt da oben, wo es aufblitzt, wo sich die weiße Rauchwolke emporthürmt — die feindliche Stellung."

„Sind sie aber erobert, die mörderischen Geschütze, ist ihr metallener Mund verstummt, sind alle Positionen genommen, zeigen lange Staubwolken dort drüben und dazwischen hervorblitzende Gewehrläufe und Helme den geschlagenen Feind, wie er sich eilig zurückzieht; dann blickt der Soldat rückwärts auf die Strecke, die er heute im heißen Kampfe zurückgelegt, und sucht mit den Augen die Stelle, wo unter Haufen anderer Gefallener sein Freund, sein Bruder ausgestreckt liegen könne. Aber jetzt ist noch keine Zeit zum Aufsuchen der Gefallenen, zur Klage um die Todten; der Soldat muß bleiben, wo er ist, die Nacht sinkt herab, muß das Schlachtfeld behaupten. Aber er sitzt nicht wohl-

gemuth um das Feuer, er ſpricht nicht laut und fröhlich mit ſeinen Kameraden; nur leiſe flüſtern ſie zuſammen, denn die da draußen, die umher liegen, ſprechen zu laut, zu entſetzlich. Wer nicht dabei war, kann ſich keinen Begriff machen von dem unheimlichen Gefühl, mit dem man Nachts über das Schlachtfeld reitet. Man hört ſo verſchiedenartige Töne, Klagen, Stöhnen, unendlich grauſenhaft und unheimlich: und dazu ſieht man rechts und links oder gerade vor ſich im Wege dunkle Punkte, und wenn zufällig der Mond ein kleines Streiflicht durch zerriſſene Wolken ſendet, ſo erkennt man dieſe Punkte, dieſe ſchauerlichen Hügel — da liegen ſie lang ausgeſtreckt, zerriſſen und blutig, und hie und da glaubt man eine Bewegung, ein Zucken zu bemerken, und irrt ſich auch wohl nicht: denn noch liegt dort alles durch einander, Lebendige und Todte. — — —«

»Dazu pfiff Regen und Wind über die Ebene, und je weiter ich hinaus kam, deſto ſtärker hörte ich die unheimlichen Töne, deſto mehr ſah ich die dunklen Gruppen rechts und links umher liegen. Mein Pferd ſchien alle Müdigkeit verloren zu haben; es ſchnaubte heftig und drängte zuweilen zitternd in die Zügel, um vorwärts zu kommen. Ihm waren ſeine todten Kameraden, die zuſammengeſchoſſen waren und in ihren Geſchirren an Pulverwagen und Geſchützen lagen, ein Gräuel. So kam ich in die Gegend der Caſa Visconti — wiſſen Sie, da, wo wir heute zuſammen waren; aber ich mochte nicht durch das Gehöft reiten, es war mir darin zu viel geſchehen, es mußte gräßlich ausſehen zwiſchen den Mauern des Hofes. Gleich hinter der kleinen Villa begegnete ich einer Kavallerie-Patrouille, die mir ungefähr den Weg nach dem zweiten Corps anzeigte. Ich hatte nun den blutigſten Theil des Schlachtfeldes hinter mir und konnte raſcher weiter. Doch hatte ich keine Viertelſtunde im Trabe zurückgelegt,

als ich Feuer ſah und von einem Jägerpoſten angerufen wurde. Es war das Bataillon des Majors von C., der hier bivouakirte. Dem konnte ich nicht vorbei reiten. Ich lenkte mein Pferd gegen das Feuer. Da ſaß er auf ein paar Torniſtern, die Kniee in die Höhe gezogen, den Kopf darauf geſtützt; er rauchte aus einer kurzen Pfeife und ſtarrte in die ſpielenden Flammen. Beim Hufſchlage meines Pferdes blickte er auf — ich rief ihm meinen Namen zu, und als er mich erkannte, als ich ihm geſagt, ich komme über das Schlachtfeld herüber vom Hauptquartier her, ſchüttelte er ſich und ſagte: Nicht wahr, da ſieht's gräßlich aus? — Schauerlich, entgegnete ich ihm, ihr müßt furchtbar gelitten haben. — Viel, viel, entgegnete er mir kopfſchüttelnd, lauter brave Leute. A propos! Wenn Ihr ins Hauptquartier zurückkommt, ſo gebt dieſe Karte dem Freunde Wellen; ich habe ſie von jenem jungen Manne, er weiß ſchon, von wem — ja, ja, ſetzte er düſter hinzu, man ſoll auf dem Schlachtfelde keinen Spaß treiben; mich hat die rothe Nelke, als ich ſie dieſen Morgen bei ihm ſah, ſchon geärgert, und juſt auf der Stelle traf ihn eine feindliche Büchſenkugel."

Ihr könnt euch denken, fuhr der Präſident nach einer kleinen Pauſe fort, wie ich athemlos und geſpannt der Erzählung des Huſarenoffiziers lauſchte; hundertmal wollt' ich ihn unterbrechen, um ihn zu fragen: Und wo iſt der, der dieſe Karte für mich gab? Aber wenn ich das kleine Blatt Papier betrachtete, mit dem ſtarrenden Blute daran, ſo hatte ich nicht den Muth, dieſe Frage zu ſtellen — ich wußte die Antwort im Voraus.

— — — — — — — — — — — —

„Alſo er iſt todt?" fragte ich nach einem langen Stillſchweigen den Grafen S. — Er antwortete mir darauf: „Ganz genau konnte der Major von C. es gerade nicht ſagen; wie ich

aber schon erzählt, hatte nicht weit von Casa Visconti, vielleicht eine Stunde nachdem wir dort waren, bei der neuen Attaque ihn eine Büchsenkugel in die Brust getroffen; einer der Aerzte, der zufällig in der Nähe war, schüttelte den Kopf, doch ließ ihn der Major augenblicklich nach dem nächsten Verbandplatze schaffen; was aus ihm geworden, wußte er natürlicher Weise nicht."

„Und welcher Verbandplatz kann das sein?" rief ich aufspringend; „ich muß dahin, ich muß den armen jungen Menschen sehen!" Der Adjutant des Marschalls, Major G., der ebenfalls am Kaminfeuer saß, sagte nach einem kleinen Nachdenken: „das muß am Ende der Schlacht gewesen sein. In der Nähe der Casa Visconti; also ist er nach einem der Verbandplätze gebracht worden, die sich in den Häusern unter den Mauern von Novara befinden. Da wird er morgen dorthin in's Spital kommen."

„Aber was meinen Sie, kann ich ihn wohl heute Nacht noch aufsuchen?"

„Lassen Sie das bleiben," sagte Graf S., „es ist keine Möglichkeit, Doktor, einen einzelnen Verwundeten zu finden; alle Felder, Wege und Brücken in der Nähe der Stadt stecken so voll von Militär, daß es nicht möglich ist, durchzukommen; auch könnten Sie bei den Vorposten große Schwierigkeiten haben. — Ja, das vergaß ich auch noch zu erzählen, es gehört zu meinem Bericht: ich fand nun das zweite Armeecorps zunächst der Stadt, und in letzterer schien der Teufel los zu sein. Da brannten ein paar Häuser und Gewehrschüsse knallten dazwischen. Sie müssen sich unter einander in den Haaren liegen; denn wir haben blos die Stadt cernirt, von den Unsrigen ist noch Niemand hinein."

Was ſollte ich alſo thun? Alle riethen mir, den Morgen abzuwarten und dann meine Nachforſchung anzuſtellen. Das that ich denn auch nach beſten Kräften, aber Alles vergeblich. Obgleich ich von Tagesanbruch bis zur ſinkenden Nacht des folgenden Tages auf den Beinen war, obgleich ich alle Verbandplätze beſuchte und ſelbſt mit ein paar Bekannten das Schlachtfeld auf's Eifrigſte unterſuchte — ich fand keine Spur von meinem jungen Künſtler. Da waren die Soldaten beſchäftigt und machten große Gruben und legten die todten Kameraden hinein, und bei manchen dieſer Gruben blieb ich ſtundenlang ſtehen und betrachtete genau die herbeigebrachten Leichen und dachte immer: jetzt wirſt du auch ihn erkennen. Umſonſt! ich fand ihn nicht.

Das Hauptquartier blieb während der Schlacht mehrere Tage in Novara, und dieſe Zeit benutzte ich zu den ſorgfältigſten Nachforſchungen. Mein Platz war ja überhaupt in den Spitälern, ſowie in den Kirchen, wo man eine Menge Verwundeter untergebracht. Aber nebenbei ließ ich auch kein Haus in der Umgegend ununterſucht, wo ſich noch ſchwer Kranke befanden, die man nicht transportiren konnte. Aber Alles umſonſt! Die einzige Spur, die ich von dem jungen Bildhauer erhielt, beſtand in der Ausſage zweier ſeiner Kameraden, die ihn, als er ſchwer verwundet wurde, aus dem Kampfe zurückgebracht hatten. Dieſe Beiden verſicherten mir, ſie haben ihn bis zum nächſten Verbandplatze getragen und dort einem Unterarzte übergeben, der aber die Verwundung achſelzuckend betrachtet. Er habe ihm freilich auf ihre dringenden Bitten hin einen Verband angelegt, doch dabei geſagt, das ſei alles unnütz, die Kugel ſei zu tief gegangen. — — — —

Es war mir, als habe ich einen langjährigen Freund verloren, und ihr könnt euch denken, mit welch ſchmerzlichem Gefühle

ich einige Tage ſpäter über das Schlachtfeld ritt, als wir nach Mailand zurückkehrten. Es war ein unfreundlicher Morgen, in der vergangenen Nacht war Schnee gefallen und bedeckte die Vertiefungen des Terrains. Um ſo ſchauerlicher aber ragten aus dem weißen Grunde die vielen, vielen Grabhügel hervor, an denen ich vorbei mußte. Hier und dort hatten die Kameraden auf dieſelben einen großen Stein hingewälzt oder ein einfaches hölzernes Kreuz dahin geſetzt. Ich mußte beim Vorbeireiten jedes einzelne betrachten und dachte: unter welchem magſt du ſchlafen, mein armer Freiwilliger? Wo mag deine nun erkaltete Künſtlerhand ruhen und dein warmes Herz, das dich hieher getrieben aus dem Frühling des Lebens in dieſen Winter des Todes?

— — — — — — — — — — — —

So erzählte Doktor Wellen, und die Geſellſchaft ſaß bei dieſer Erzählung ruhig und ſtill.

„Präſident!“ ſagte nach einer langen Pauſe der dicke Herr mit dem rothen Geſicht, „ich glaube, Ihr macht es wieder wie die ſchlechten Schriftſteller: Ihr habt gewiß noch etwas von jener Erzählung auf dem Herzen und haltet damit hinter dem Berge. Heraus damit! Erzählen Sie ein glückliches Ende der Geſchichte, ſonſt thue ich aus Alteration die ganze Nacht kein Auge zu, und Ihr werdet morgen zu einem Kranken mehr gerufen.“

„Das ſollte mir leid thun,“ ſagte der Doktor mit einem trüben Lächeln; „aber ich kann euch wahrhaftig nicht mehr ſagen, als ich weiß. Seit jenen für mich ſo denkwürdigen Tagen ſind einige Jahre verſtrichen, und obgleich ich mehreren Kollegen, die dort blieben, für dieſen Fall meine Adreſſe hinterließ, habe ich nicht eine Sylbe erfahren — mir ein ſicheres Zeichen, daß der unglückliche Freiwillige geſtorben iſt. — — Aber es iſt nun über alle Maßen ſpät geworden, wahrhaftig ein Uhr lange

vorüber, und ich erkläre hiemit die heutige Sitzung als aufgehoben."

Der Präſident ſetzte nach dieſen Worten ſeinen Hut auf: die Lamve und der Leimtorf wurden dem Kellner feierlichſt zur Aufbewahrung eingehändigt, und die Geſellſchaft gieng aus einander.

Eugen Stillfried.

II.

Eugen Stillfried

von

F. W. Hackländer.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1852.

Inhalt.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Jungfer Clementine Strebeling erhält einen Brief und findet sich in Folge desselben bewogen, die Liebe ihrer Freundin zu unterstützen 1

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

In welchem Jungfer Clementine Strebeling als Nebenperson zu einem Rendez-vous geht und durch feuerbare Zugang beinahe zur Hauptperson wird 18

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Herr Konrad Scheppelmann, welcher mit leerer Jagdtasche heimkehrt, bringt doch allerlei mit nach Hause 33

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Worin Jungfer Clementine Strebeling große Beweise ihres guten Herzens, aber gar keine von Lebenserfahrung gibt 40

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Handelt von einem Zusammentreffen der Gebrüder Scheppelmann mit dem Bedienten des Helden dieser Geschichte 54

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Seite

Enthält Unterredungen in der Küche gemüthlicher und wehmüthiger Art 63

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Ein Gespräch zwischen Mutter und Sohn, in Folge dessen der Letztere gute Vorsätze faßt, die aber leider nicht zur Ausführung kommen 74

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Worin der Held der Geschichte zu einem Rendez-vous geht, ein Unternehmen, das ziemlich schlecht für ihn endigt . . . 93

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Welches von Visiten im Allgemeinen, von Heiraths- und andern Spekulationen handelt 112

Dreißigstes Kapitel.

In welchem man erfährt, wie Madame Schoppelmann ihre Kinder zu erziehen pflegt 134

Einunddreißigstes Kapitel.

Eine Fortsetzung des Vorigen mit praktischen und handgreiflichen Beweisen 149

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Worin der geneigte Leser von dem Erzähler dieser Geschichte veranlaßt wird, eine kleine Fußreise zu machen . . . 168

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Die Reisenden befragen das Schicksal, welches nicht antwortet, ihnen aber einen seltsamen Charakter zuführt 184

Vierunddreißigstes Kapitel.

In welchem die Reisenden mit einer Künstlergesellschaft zusammentreffen und ein gutes Nachtlager finden 197

Funfunddreißigſtes Kapitel.

Seite

Herr Juſtizrath Werner entwickelt Heirathsprojekte, die aber nicht ſo aufgenommen werden, wie er vorausgeſetzt . . 209

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Worin der Leſer erfährt, wie gefährlich offen ſtehende Hinterthüren und unternehmende Hofbediente ſind . . . 226

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Erzählt von neuen Planen der Gebrüder Scheppelmann und von einem Kriegsrathe, in welchem nicht viel beſchloſſen wurde 239

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Der geneigte Leſer lernt das Wirthshaus zur weißen Roſe, ſowie kleine Theaterverhältniſſe näher kennen 260

Neununddreißigſtes Kapitel.

Ausſichten vom Fenſter, und in Folge derſelben beſchleunigtes und anhaltendes Herzklopfen des Herrn Zitel 276

Vierzigſtes Kapitel.

Läßt in Träumen ahnen, daß einer Geſchichte, welche der Verfaſſer in einem früheren Kapitel erzählt, vielleicht etwas Wahres zu Grunde liege, und zeigt die Errichtung eines ländlichen Theaters 289

Eugen Stillfried.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Jungfer Clementine Strebeling erhält einen Brief und findet ſich in Folge deſſelben bewogen, die Liebe ihrer Freundin zu unterſtutzen.

Der Jungfer Clementine Strebeling war unterdeſſen etwas abſonderlich Entſetzliches paſſirt — entſetzlich in Betreff ihrer Lebensanſichten und ihres äußerſt zarten Nervenſyſtems. Der geneigte Leſer wird ſich erinnern, daß er beſagte Jungfer Clementine durch unſere Beihülfe an ihrem Fenſter erblickt hat, wo ſie aus dem muſikaliſchen Hauſe ihr gegenüber das ſehnſüchtige Lied vernommen hatte von der Lotosblume, die ſich ängſtiget vor der Sonne Pracht. Hierauf war Jungfer Clementine in eine Verwirrung gerathen, ja ſanft erröthet; und wenn eine alte Jungfer erröthet und in Verwirrung geräth, ſo muß eine wichtige Urſache vorhanden ſein.

Dem war auch ſo, und dieſe Urſache war, wie wir bereits wiſſen, nichts Anderes, als die Erſcheinung eines jungen Mannes am gegenüberliegenden, offenſtehenden Fenſter des muſikaliſchen Hauſes.

Jungfer Clementine Strebeling wußte gar nicht, wie ihr geſchehen. Sie konnte, wie in der Oper, von ſich ſelbſt ſagen:

Sein Blick, mir zugewendet,
War Blitz und Schlag zugleich.

Nicht als ob der Anblick des Herrn Sidel gar eine heftige Liebe in ihrem jungfräulichen Buſen plötzlich entzündet hätte — dem war freilich nicht ſo — aber ſie hatte ſchon oft drüben am Fenſter die verſchiedenen Hausbewohner bemerkt, auch keine üblen jungen Leute, und noch dazu mit herabwallenden Haaren und langen, zottigen Künſtlerbärten. Es war vielleicht der reſpektvolle Gruß, den der Herr Sidel im Augenblicke hinüberſandte, als er drüben das Geſicht der alten Jungfer auftauchen ſah. Ja, der Gruß war reſpektvoll und wie überraſcht geweſen, das iſt gar nicht zu läugnen: überraſcht, weil der luſtige Rath an dem gegenüberliegenden Fenſter etwas Liebreizenderes erwartet hatte. Aber dem ſei, wie ihm wolle: die Thatſache bleibt feſtſtehen, daß er einen feſten längeren Blick hinüber geſandt, als bei dieſen Verhältniſſen gerade nothwendig geweſen wäre, und ebenſo wahr bleibt es auch, daß dieſer Blick das Herz der alten Jungfer wie ein mächtiger Feind umkreiſte und an dem morſchen Palliſſadenbau eben dieſes Herzens mit aller Kraft zu rütteln begann.

Die ſchöne Katharine ſaß in ihrem Zimmer; es hatte die Nacht durch gewittert, heftiger Regen war unter Blitz und Donner niedergeſtrömt, und der Marktplatz hatte ſich am frühen Morgen in einem Zuſtande großer Feuchtigkeit befunden, deßhalb die Tochter der Gemüſehändlerin ſich außerordentlich beeilt, um ihre Geſchäfte zu beendigen und ſich in ihr Zimmer zurückziehen zu können. Wir dürfen aber dem geneigten Leſer nicht verſchweigen, daß die Feuchtigkeit des Marktes nicht die alleinige Urſache war, weßhalb Katharine ihren Stand ſo früh verlaſſen;

ja wir sind in der Nothwendigkeit, eine viel schrecklichere Ursache anzugeben. Wir müssen verrathen, daß dem jungen Mädchen, während sie bei ihren Blumenkörben saß, von einer guten, alten, befreundeten Frau ein Blättchen Papier zugeschoben wurde, mit Schriftzügen, welche Katharine augenblicklich als die seinigen erkannte. Wir müssen ferner gestehen, daß sie beim Empfange dieses Briefchens auffallend erröthete und daß sie sich zu gleicher Zeit scheu und ängstlich umsah; denn die alte Frau Schorrelmann war in der Nähe. Doch da wir der Ansicht sind, daß noch niemals einem Mädchen von ihrer Mutter eine derartige Beute abgejagt worden ist, wenn sie sie nämlich rechtzeitig in das Mieder hinab gleiten ließ, so können wir auch in diesem Falle die Versicherung geben, daß das Briefchen vor der Hand im alleinigen Besitze der Jungfer Katharine blieb, ja daß sie es augenblicklich nach dem Empfang an dem eben angegebenen Orte in sichere Verwahrung brachte, — ohne es vorher gelesen zu haben, wonach es auch Jedermann sehr begreiflich finden wird, daß dem guten Kinde das Pflaster des Marktes plötzlich zu feucht vorkam, daß sie sich nasse Füße geholt hatte, und daß sie mit Erlaubniß der Mutter nach Hause ging.

Hier sehen wir sie nun, wie schon oben bemerkt, in ihrem Zimmer. Sie hatte das Briefchen gelesen und wieder gelesen, und schien auf die Vermuthung zu gerathen, es handle sich in demselben um ein kleines Rendez-vous, das sich Herr Eugen von ihr erbeten. Aber nicht allein brauchte sie zu kommen, o nein! er war zu zart, das zu verlangen, er schrieb ihr, sie würde ja wohl eine verschwiegene Freundin haben, mit welcher sie, ohne Verdacht zu erregen, ausgehen könne. Aber Katharine wußte keine verschwiegene Freundin; sie dachte hin und her, und wenn ihr endlich Jungfer Clementine einfiel, so schüttelte sie mit dem

Kopf und dachte, dieſe geſetzte Jungfrau mit ihren ſtrengen Grundſätzen würde ſich nimmermehr dazu hergeben, zu einem ſolchen Unternehmen die Hand zu bieten.

Da wurde die Thüre des Zimmers langſam geöffnet, und die, an welche das Mädchen eben gedacht, Jungfer Clementine in eigener Perſon, ſtreckte den Kopf zur Thüre hinein, um zu ſehen, ob Katharine da ſei.

Dieſe winkte ihr aufs Freundlichſte, einzutreten, was denn auch die alte Jungfer that und ſich an der Seite des jungen Mädchens niederließ, wobei ſie einen außerordentlich tiefen Seufzer ausſtieß. Zu gleicher Zeit faltete ſie ſanft die Hände, blickte einige Mal gen Himmel, kurz, ſie geberdete ſich wie jemand, der auf alle Fälle gefragt ſein will: Mein Gott, was iſt Ihnen begegnet?

Dieſe Frage that nun auch augenblicklich die ſchöne Katharine.

Statt aber mit der Sprache heraus zu gehen, affektirte Jungfer Strebeling eine ſehr komiſche Gleichgültigkeit, die ebenſo auffallend war, als ihr Mienenſpiel von früher. Sie ſenkte das Köpfchen auf die eine Seite, lächelte mit niedergeſchlagenen Augen, beſchrieb mit dem Sonnenſchirm von meergrüner Seide allerlei Figuren auf den Boden und lispelte mit ſehr verſchämter Stimme: „Ach, Katharine, was ſollte mir begegnet ſein?

„Es iſt Ihnen aber etwas begegnet,“ ſagte beſtimmt das junge Mädchen, „Sie ſind ganz aufgeregt.“

Ein tiefer Seufzer war die ganze Antwort.

„Nun, ſo reden Sie doch,“ bat Katharine gutmüthig. „Wir ſind ja unter uns Mädchen; iſt Ihnen vielleicht etwas geſchehen, wie neulich? haben Sie ſich über die Choriſtin geärgert?“

„Ach, die Choriſtin!“ ſeufzte Clementine und ſchauerte

zuſammen; denn es war ihr, als habe ſie gerade ebenſo Entſetzliches begangen, wie jenes laſterhafte Frauenzimmer.

„Nun,“ ſagte Katharine, „wenn die Choriſtin Sie nicht weiter geärgert hat, dann weiß ich wahrhaftig nicht, was Ihnen zugeſtoßen ſein könnte.“

„Nicht wahr?“ ſagte Clementine mit ſchwacher Stimme; denn ſie hielt es ſelbſt für unmöglich, daß ein junger Mann mit ihr einen Blick gewechſelt, und für noch unmöglicher, daß ihr dieſer junge Mann heute Morgen ein zartes Briefchen geſandt, und doch war es in der That ſo. Ja, wir haben es dem Leſer einmal verrathen und müſſen der Wahrheit die Ehre geben. Es würde auch wirklich etwas langweilig ſein, wenn man die vielen Worte wiedergeben wollte, durch welche es der ſchönen Katharine gelungen war, dieſes fürchterliche Geheimniß der alten Jungfer zu entlocken.

Endlich aber war es heraus, die Geſchichte von der Lotosblume, die ſich ängſtigt vor der Sonne Pracht, dann gebebt und gezittert — vor dem jungen Manne, der am gegenüberliegenden Fenſter aufgetaucht, der ſie gegrüßt, der ihr zugelächelt. Ja, es kam ans Licht der Sonne, daß es heute Morgen am Zimmer der Jungfer Clementine ſanft gepocht, daß hereingetreten war die Magd der Frau Schilder drüben, daß ſie ihr ein Briefchen überreicht, und daß Clementine dieſes Briefchen, welches ſie im erſten Anflug jungfräulicher Angſt zerreißen wollte, am Ende dennoch geleſen hatte.

„O lieber Gott,“ ſagte die alte Jungfer am Schluſſe ihrer Erzählung, „hier iſt der Brief, aber, beſte Katharine, Sie werden gewiß recht ſchlecht von mir denken, Sie werden mich für ein leichtſinniges Frauenzimmer halten?“

Das junge Mädchen ſchüttelte den Kopf und ſagte unbe-

fangen: „Aber an allem dem ſeh' ich durchaus gar nichts Schlimmes; was können Sie dafür, wenn ein junger Mann — der Sie erblickt — wenn Sie ihm gefallen — an Sie ſchreibt?“

„Nicht wahr, Katharine,“ ſagte ängſtlich die Jungfer, „daran trage ich gewiß keine Schuld?“

„Ganz unſchuldig ſind Sie,“ verſetzte das junge Mädchen mit der Miene eines Richters, worauf Clementine einen tiefen Seufzer that und gen Himmel blickte, als wollte ſie ſagen: Warum hat der liebe Gott uns Mädchen auch ſo unwiderſtehlich geſchaffen?

„Aber den Brief wollen wir doch leſen,“ ſagte Katharine neugierig.

„Aber leiſe, ganz leiſe,“ ſprach Clementine, „ich kann dieſe Zeilen unmöglich laut vorleſen hören.“

Katharine entfaltete das Papier, es war von roſenrother Farbe, und obgleich ſie gemäß dem Wunſche der alten Jungfer für ſich las, ſo iſt es uns doch kraft unſerer Unſichtbarkeit geſtattet, einen Blick über die Schultern des jungen Mädchens zu werfen.

Auf dem Papiere ſtand:

„Theure Clementine!

O, verzeihen Sie vor allen Dingen, daß ich es wage, Ihren mir ſo lieben Namen auszuſprechen, verzeihen Sie aber vor allen Dingen, daß ich zu Ihnen geſagt: „„Theure Clementine.““ Aber Sie geſehen habend, von Ihnen gegrüßt worden zu ſein, und alsdann dieſe Zeilen vielleicht mit den Worten „„Mein ſchönes Fräulein““ zu beginnen, iſt mehr, als ein fühlendes Herz vermag — — —, und ich habe ein fühlendes Herz, theure Clementine! ein treues Herz, das für Sie fühlt, ein Herz, das

mit jedem Schlage die Worte ausseufzt: „„O Clementine, ich liebe dich!““ Verzeihen Sie abermals, meine Gefühle reißen mich hin, ich wollte eigentlich sagen: „Clementine, ich liebe Sie!““ — — — aber es ist ganz einerlei: die Gefühle dieser Liebe sind da. Doch wie ich in den innersten Tiefen meines Gefühls fürchte, sind diese Gefühle unerwiedert und werden — — — o ich Unglücklicher — — — auf ewig unerwiedert bleiben! — — — — — — — — — — — — Denn, ach' Clementine, ich kenne Ihr reines Herz, ich weiß, daß Sie sich schaudernd abwenden von dem, was wir Männer die Liebe nennen, ich weiß, daß Ihr zartes Gemüth zurück schrickt beim Anblick eines Mannes — aber was hilft das alles'? Kann ich meine Gefühle verläugnen? O nein, ich kann es nicht! Soll ich leben? Soll ich sterben? Diese Frage weiß ich Ihnen in den verdunkelten Gefühlen meines Herzens nicht zu beantworten. O Clementine, ich hätte nicht den Muth Ihnen persönlich gegenüber nur durch einen Blick zu verrathen, wie sehr ich Sie liebe! Aber wenn ich Ihnen heute, morgen irgendwo begegnete, so würde ich die Augen niederschlagen, und nichts in der Welt vermöchte es, ein ähnliches Wort meinen zitternden Lippen zu erpressen. Aber die Frau Schlitter gegenüber ist eine äußerst brave Frau, und wenn Sie ihr für mich ein paar freundliche Zeilen übergeben wollten, so wäre ich der Seligste unter den Sterblichen.“

„Liebe ist ein einzig's Wort, — Liebe, Leben eilet fort.
Keime sterben, — Blüthen sterben,
Leiden enden, — Freuden sterben,
Freundschaft dauert, — Nur Liebe währet, — Liebe währet ewig!

So denkend, schließe ich und bin und bleibe

Ihr Ewiggetreuester“

„Keine Unterſchrift?“ fragte Katharine, nachdem ſie geleſen, und ſah ihr Gegenüber fragend an.

„Keine,“ antwortete dieſes mit verſchämten, niedergeſchlagenen Augen, „und das finde ich gerade ſo unendlich zart.“

„Und Sie wiſſen auch gar nicht, wer der junge Mann iſt?“ forſchte das Mädchen weiter.

„Nicht eine Silbe!“ ſagte eifrig die alte Jungfer, „ach, es wäre mein Tod, wenn ich es wüßte!“

„Nun, nun, ſo ſchlimm wird's gerade auch nicht ſein,“ meinte das junge Mädchen; „werden Sie ihm Hoffnung geben?“

„Worin?“ fragte Clementine.

„Nun, daß Sie ihn lieben wollen.“

Hierauf erfolgte lange Zeit keine Antwort.

Clementine nahm den Brief aus der Hand ihrer Freundin, faltete ihn zuſammen und verwahrte ihn bei ſich an demſelben Platze, wo auch die ſchöne Katharine ihr Billet von heute Morgen aufgehoben.

„Alſo Sie fühlen kein Intereſſe für ihn?“ forſchte die neugierige Katharine, und ein ſchelmiſches Lächeln ſpielte um ihren Mund.

„Ich will das gerade nicht behaupten,“ ſagte ſtockend Clementine, „aber der junge Menſch iſt ſo ſtürmiſch, ich fürchte mich vor ihm.“

„Ich dagegen,“ meinte Katharine, „würde einmal den Verſuch machen, ihn zu ſprechen.“

„Ihn zu ſprechen? Nimmermehr!“ rief die alte Jungfer.

„Ja, was wollen Sie denn thun?“

„Ihm vielleicht ſchreiben!“ entgegnete Clementine verſchämt und hielt ihren Sonnenſchirm vor das Geſicht.

„Nun ja, anfänglich wohl,“ sagte die erfahrene Katharine, „aber nachher müssen Sie ihn doch sehen und sprechen.“

„Darüber sprechen?“ sagte Clementine und zeigte auf die Stelle, die der rosenfarbene Brief hatte — „ihn? Nimmermehr! — In alle Ewigkeit nicht! Erinnern Sie sich noch, liebe Katharine, was ich Ihnen neulich sagte: ich könnte mich wohl vielleicht für Jemand interessiren, ihn auch — — — lieben, aber ich würde ihn nicht sehen und dürfte ihn nie darüber sprechen.“

„Ja, ich erinnere mich,“ sagte nachsinnend das junge Mädchen.

„Aber daß er mir schriebe,“ fuhr Clementine fort, „dagegen hätte ich nichts einzuwenden; ich wollte mich gewiß gern für ihn interessiren, ich wollte ihm helfen, wenn er in Noth wäre, ihn trösten, wenn er traurig ist.“

„Und wird er sich damit begnügen?“ meinte Katharine; „es gibt Leute,“ setzte sie mit leiser Stimme hinzu, „die damit nicht zufrieden wären.“

„Das müßte er eben,“ sagte bestimmt die alte Jungfer; „ihn öfter sehen, mit ihm von Liebe sprechen, das wäre wahrhaftig mein Tod — nein! nein! das könnte ich unmöglich!“

„Und was wollen Sie nun auf diesen Brief hin thun?“

„Darüber möchte ich Ihren Rath, liebe Katharine. Soll ich ihm drei Zeilen antworten?“

„Warum nicht?“

„Daß ich ihn am Fenster bemerkt hätte, daß mir sein Brief gerade — — — nicht unangenehm gewesen sei. . .“

„Ja, so was der Art.“

„Und wenn er alsdann wieder an mich schreibt?“

„Das wollen wir abwarten; dann antworten wir ihm vielleicht wieder.“

„Und wenn er nun endlich verlangt, mich zu ſehen, mich zu ſprechen?“

„Das wird er am Ende doch thun,“ ſagte nachdenklich Katharine. Doch bemerkte man an ihrem Blicke, daß ſie ſichtlich zerſtreut war und nicht ſo recht bei dieſer Sache. — „Ja, ja, er wird eine Zuſammenkunft verlangen.“

Clementine ſchauderte.

„Und wenn er wirklich ſo ein Rendez-vous verlangt?“ ſagte Katharine und drückte die linke Hand feſt auf ihre Bruſt.

„Nimmermehr!“ rief Clementine feſt und beſtimmt. „Das wäre ja entſetzlich.“

„Haben Sie denn ſchon je einem Rendez-vous beigewohnt?“ fragte Katharine nach einer Pauſe mit ſchüchterner Stimme.

„Nein, Gott ſoll mich bewahren!“

„Würden Sie auch nie Luſt haben, ein ſolches mitzumachen?“

„Mit ihm und mit mir?“

„Nein,“ ſagte Katharine lächelnd, „aber mit ihm und mit mir.“

„Mit ihm und mit Ihnen?“

„Ja,“ fuhr das junge Mädchen laut lachend fort — „mit ihm, den ich meine. Ja, es iſt heraus, Sie müſſen mir helfen, Clementine; ich bedarf Ihrer Hülfe.“

„Und wozu?“

„Zu einem Rendez-vous; er hat mich ſo dringend gebeten und wünſcht ſo ſehnlich mich zu ſprechen; ich kann es ihm wahrhaftig nicht abſchlagen. Liebe, gute Clementine! Ich bitte Sie herzlich, Sie müſſen mit mir gehen!“

„Und wohin?“ fragte die alte Jungfer in ſichtlicher Angſt.

„Nun, zu einem ganz kleinen, lieben Rendez-vous," antwortete lächelnd das junge Mädchen. „Auch ich habe einen Brief bekommen; hier iſt er. Sie ſollen ihn ſehen.

„Ich habe genug an dem meinigen," ſagte Clementine, „mein Kopf iſt ſchon verwirrt genug!"

„Alſo Sie wollen mich begleiten!" ſpricht das junge Mädchen.

„Zu einem Rendez-vous!" fragte Clementine mit unſicherer Stimme. „Ach, da ſollen oft erſchreckliche Sachen vorkommen!"

„Pah, Unſinn!" entgegnete Katharine, „wir zwei gehen zum neuen Thore hinaus nach der Promenade, rechts an der alten Baſtei und dann dort hinab, wo ſich die Promenade in den alten Stadtgraben verliert.

„Nun, waren Sie ſchon öfter dort?" fragte Clementine mit beſorgtem Blick.

„Auf dieſe Art niemals, gewiß nicht!" betheuerte Katharine. — „Nicht wahr, Clementine, Sie thun mir den Gefallen?"

„Und was ſoll ich um Gottes willen dabei machen?

„Gar nichts! Wenn er kommt, ſo ſetzen Sie ſich auf eine Bank, und ich gehe eine Viertelſtunde mit ihm ſpazieren. Wiſſen Sie, Clementine," ſetzte das junge Mädchen ſchmeichelnd hinzu, „die Mutter hält ſo große Stücke auf Sie, und wenn ich ihr ſage, ich gehe mit Ihnen, ſo denkt ſie durchaus nichts Anderes dabei; auch wenn man uns zwei zuſammen auf der äußeren Promenade und in dem Stadtgraben ſähe, ſo kann das keinem Chriſtenmenſchen auffallen."

„Ja, aber" — meinte die alte Jungfer, — „Katharine! Katharine! ich traue Ihnen nur halb. Sie könnten mir da Geſchichten machen; er könnte Sie zum Beiſpiel entführen, was bei ſolchen Rendez-vous häufig genug vorkommen ſoll, und wenn

ich alsdann allein nach Hauſe käme! Gott ſteh' mir bei! Ich bin feſt überzeugt, daß die Frau Schorrelmann mich ums Leben brächte, und wenn die ſich nicht an mir vergriffe, ſo thäten das Ihre beiden Brüder."

Statt einer Antwort lachte Katharine laut und luſtig hinaus und ſagte: „Darüber können Sie ganz ruhig ſein; ich gebe Ihnen die heiligſte Verſicherung, daß an ſo etwas kein Menſch denkt. Seien Sie überhaupt verſichert: wenn ich mich einmal entführen laſſen wollte, ſo brauchte ich keinen Menſchen mitzunehmen; dann gieng ich ganz allein von Hauſe fort."

„Sie haben ſchreckliche Grundſätze," ſagte ernſt die alte Jungfer, „es wird mir ganz gruſelig dabei."

„Es iſt ja nur Scherz," lachte das junge Mädchen. „Aber nicht wahr, Sie gehen mit mir?"

„Und wann ſoll das vor ſich gehen?"

„Morgen Nachmittag um zwei Uhr."

„In Gottes Namen denn — — und in meiner Angelegenheit — da rathen Sie mir, ich ſoll ihm antworten?

„Unbedingt ein paar Zeilen."

Wir glauben annehmen zu können, daß die Jungfer Strebeling dieſen Rath im Laufe des Tages wirklich befolgte; denn ſie kaufte ſich eigenhändig in einem Laden roſenfarbiges Papier, ſie ließ ſich von der Frau Schorrelmann etwas warmes Waſſer geben, um ihre vertrocknete Dinte aufzufriſchen, und als am darauf folgenden Morgen der ältere der jungen Herren Schorrelmann an ſeinem Fenſter auf der Lauer war, während ſein Bruder, der Fuhrmann, die ledernen Gamaſchen einölte, ſtopfte ſich der Erſte auf einmal einen Zipfel des Kopfkiſſens in ſein großes Maul, um ein heftiges Lachen zu unterdrücken; dann

winkte er seinem Bruder mit der Hand und sagte: „Pst, pst, sie kommt, sie kommt!“

„Wer?“ fragte der Fuhrmann neugierig; „die große Ratte, die dir gestern entgangen?“

„Nein, die Jungfer Strebeling,“ antwortete der Jäger; „mich soll der Teufel holen, sie hat angebissen; dort bringt sie in eigener Person der Frau Schilder ihre Antwort auf unseren Brief.“ — —

Es mochte halb zwei Uhr desselbigen Tages sein, als die schöne Katharine ihre Mutter auf die unbefangenste Weise von der Welt davon in Kenntniß setzte, daß sie einen kleinen Ausgang zu machen habe. Es kam dies nicht häufig vor und wäre auch, wenn es geschehen, der Mutter nicht absonderlich angenehm gewesen; denn sie mochte es nicht leiden, daß ihre Tochter viel allein herumgehe. Daher kam es denn auch, daß bei solchen Veranlassungen eine Menge Fragen von Seiten der Frau Schoppelmann vorkamen, welche von Seiten der Tochter so gut, als es angieng, beantwortet wurden. Heute waren dieser Einreden und Fragen wenige; denn Katharine hatte gleich Anfangs gesagt, sie gehe in Gesellschaft der Jungfer Strebeling, und diese war bei der Gemüsehändlerin als so vollkommen untadelhaft und nach jeder Richtung zuverlässig erkannt, daß sie gegen diesen Ausgang nichts einzuwenden hatte. Es sollte Spitzengrund und Zeichengarn eingekauft werden; auch ein paar Ellen Rosaband, sowie ein Stückchen dunkler Kattun, letzterer Behufs Ausbesserung eines Morgenrockes.

So giengen also die beiden jungen Damen dahin; aber anstatt Spitzengrund und Kattun einzukaufen, wandelten sie geraden Weges zum Thore hinaus auf die Promenade und bogen am Ende derselben in den sogenannten Stadtgraben ab.

Dieſer Stadtgraben war zu traulichen Spaziergängen, namentlich aber in der Dämmerung und Nachtſtunde, außerordentlich beliebt; es war der ehemalige wirkliche Stadtgraben, auf einer Seite mit einer himmelhohen Mauer verſehen, die mit grünem Epheu dicht verkleidet war im Ganzen ziemlich vertieft, auf der anderen Seite an dichtes Laubwerk der großen Promenade ſtoßend. Ein kleines Bächlein floß hindurch, und abſichtlich oder unabſichtlich, in dieſem Theile der königlichen Anlagen geſchah für Ausſchneidung des Gehölzes ſehr wenig. Das wucherte hier luſtig und waldähnlich durch einander; das Einzige, woran man die ſorgſame Hand des Gärtners erkannte, waren kleine, reinlich gehaltene Fußwege, die in Schlangenwindungen von den breiten Gängen der Promenade in den Stadtgraben führten, jetzt eine Strecke ſichtbar blieben, dort zwiſchen dem Dunkelgrün verſchwanden, hinten über einen kleinen Hügel wegliefen, wieder verſchwanden, wieder zum Vorſchein kamen, und die endlich zu einem heimlichen und traulichen Plätzchen führten, wie abſichtlich gemacht für ein Geſpräch zweier Liebenden. Weder von der Stadtmauer, noch von der Promenade ſah man in dieſen ſchattigen Grund; denn uralte Bäume, die da drunten emporwuchſen, breiteten ihre Aeſte ſchützend darüber hin und deckten alles mit einem Mantel grünen Laubes zu.

Bei allen Schönheiten, die der Platz darbot, können wir jedoch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß derſelbe, namentlich in der Dämmerung, einiger Maßen verrufen war, und daß ſelbſt bei Tage eine junge Dame, die ſich hier hinein verlor, gerade nicht geſehen und gekannt ſein wollte. Diskrete Menſchen waren auch zart genug, das Geheimniß des Stadtgrabens zu achten. Es war das bei allen lebensluſtigen Leuten der Reſidenz eine Art ſtillſchweigender Uebereinkunft, ſich hier nicht zu be-

gegnen, und, wenn sie sich unglücklicher Weise begegneten, sich nicht zu kennen.

Eugen, von dem wir uns in die Nothwendigkeit versetzt sehen, sagen zu müssen, daß er mit den Licht- und Schattenseiten des Stadtgrabens vertraut war, hatte denselben zu jenem kleinen Rendez-vous vorgeschlagen, in der guten Absicht, daß die schöne Katharina, welche sehr bekannt war, nicht so leicht gesehen würde; ferner hatte er nach langer Ueberredung seinen Freund und lustigen Rath vermocht, ihn zu begleiten, damit, wenn ihm wirklich Jemand begegne, sich das Mädchen doch nicht allein in seiner Gesellschaft befinde.

So wanderten nun diese zwei Paare von verschiedenen Seiten dem Spaziergange zu. Eugen und der lustige Rath waren die Ersten auf dem Platze und ließen sich auf die Bank nieder, welche zur Zusammenkunft ausgemacht war.

Katharina schritt mit klopfendem Herzen durch die Promenade. Sie athmete schwer und tief; sie ward bald roth und bald blaß; wenn ihr Jemand begegnete, so sah sie ängstlich hinter sich, indem sie meinte, der Begegnete bleibe stehen und schaue unfehlbar in der Absicht nach, um zu erfahren, wo sie hin gehe. Ja, wenn die Bäume und Sträucher rauschten und die Zweige und Köpfe schüttelten, so fuhr sie zusammen und glaubte allerlei unbekanntes Flüstern neben und vor sich zu hören.

Jungfer Clementine Streheling dagegen gieng ungleich gefaßter, ungleich beruhigter an ihrer Seite. Sie kam sich wie eine halbe Heilige, wie ein Schutzengel vor, und wandelte dahin in dem Mantel ihrer Unschuld, der dick mit Tugend wattirt war.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

In welchem Jungfer Clementine Strebeling als Nebenperſon zu einem Rendez-vous geht und durch ſonderbare Fügung beinahe zur Hauptperſon wird.

Nach dem geſtrigen Regen war der heutige Nachmittag friſch und angenehm. Der heiße Dunſt des geſtrigen Tages war vertrieben; Blumen, Kräuter und Mooſe ſtreckten luſtig ihre Köpfchen empor; das Laub der Bäume duftete; Schmetterlinge mit ihren bunten Flügeln ſchillerten auf dem dunkeln Grün und flatterten hin und wieder; ringsum war tiefe Stille, man hörte nichts vom Geräuſche der Stadt, man konnte ſich entfernt glauben von allen menſchlichen Wohnungen, — allein in der Einſamkeit.

Jetzt näherten ſich die beiden Mädchen dem Platze, wo Eugen und der luſtige Rath hinter einem dichten Gebüſche verſteckt waren; doch hörte erſterer ſogleich den Klang der Schritte, die ſich näherten, und ſprang den beiden Damen entgegen. Katharina zitterte mehr als je, und es war ihr faſt unmöglich, ſo

viel Athem in ihre Bruſt zu ziehen, um den freundlichen Gruß des jungen Mannes zu erwiedern. Dieſer war ſo ungeſtüm daher geſprungen, daß man wohl die Abſicht vorausſetzen konnte, er wolle die ſchöne Katharina ohne langes Bedenken an ſein Herz drücken; doch prallte er einiger Maßen betreten zurück, als er das alte Geſicht der Jungfer Strebeling erblickte. Das junge Mädchen ſtellte ihre Freundin und Ehrenwächterin vor; Clementine knixte außerordentlich tief und war taktvoll genug, ſich nach einigen wenigen Worten hinter das vorhin erwähnte Gebüſch zu verlieren und die beiden Liebenden ihrem Schickſale zu überlaſſen.

Wir können jedoch unmöglich verſchweigen, daß die alte Jungfer, als ſie ſich Angeſichts jener Bank befand und dort einen zweiten jungen Herrn erblickte, aufs Höchſte erſchrack und ſtehen blieb. Dieſes Erſchrecken verwandelte ſich aber in ein wahrhaftes Entſetzen, ſo daß ihre Kniee bebten, als nun jener junge Mann den Kopf aufhob und ſie in ihm den erkannte, der ſie vor einigen Tagen an dem Fenſter ſo bedeutungsvoll und zart gegrüßt — der ihr geſtern jenes Liebe athmende Billet geſchrieben. Clementine überlegte einen Augenblick, ob es hier thunlich ſei, in eine Ohnmacht zu fallen, oder ob es genug ſei, wenn ſie im Ausdrucke des höchſten Schreckens ihr Sacktuch vor die Augen preſſe; ſie entſchied ſich für das Letztere und erwartete ſo gerüſtet den Angriff jenes jungen Mannes.

Der luſtige Rath war ebenfalls ein wenig überraſcht, als er hier ſo unverhofft eine Dame auftauchen ſah, deren Geſicht er ſich ſchwach erinnerte, ſchon irgendwo geſehen zu haben; doch ſchien er hierüber gar nicht beſtürzt zu ſein: denn er ahnte den Zuſammenhang und erhob ſich von ſeiner Bank, die alte Jungfer freundlich begrüßend.

„Mein Fräulein!“ ſagte er, „Sie haben wahrſcheinlich

Ihre Freundin Katharine hieher begleitet, wie ich meinen Freund Eugen, und diesem Umstande verdanke ich das Glück, Sie wieder zu sehen."

„Gewiß, nur diesem Umstande," sagte die alte Jungfer und blickte schüchtern und ängstlich unter ihrem Hute hervor, — „nur ganz allein diesem Umstande, gewiß keinem andern, — o Gott! gewiß keinem andern."

„Unsere jungen Leute," fuhr der lustige Rath lächelnd fort, „sind den Weg dort hinab gegangen, und wenn Sie unterdessen mit meiner Gesellschaft fürlieb nehmen wollen, so würde ich mich außerordentlich glücklich schätzen. Hier ist ein sehr angenehmer Sitz; darf ich Sie vielleicht bitten, auf dieser Bank Platz zu nehmen?"

Clementine leistete dieser Aufforderung Folge, setzte sich aber so weit wie möglich von Herrn Sidel entfernt; auch hielt sie trotz des tiefen Schattens, der ringsum lag, den meergrünen Sonnenschirm vor die Augen und wartete mit hochklopfendem Herzen der schrecklichen Dinge, die hier kommen würden. Sie hatte die feste Ueberzeugung, daß die gottlose Katharina die Zusammenkunft veranstaltet; sie saß da in dem fürchterlichen Bewußtsein, zu einem Rendez-vous gekommen zu sein; sie hatte das schmerzliche Gefühl eines halbgefallenen Engels. Auf ihrem Gesichte spiegelten sich allerlei schreckliche Gedanken, und so oft der lustige Rath zufälliger Weise mit dem Fuße scharrte und leise hustete, schauerte sie zusammen, wie die Lotosblume; denn sie dachte, jetzt sei der große Augenblick gekommen, wo er gräßliche Worte der Liebe an sie sprechen und in einem großen Satz zu ihren Füßen sinken werde.

Aber von allem dem geschah nichts; Herr Sidel, nachdem er einen Augenblick geschwiegen, brachte die gleichgültigsten Dinge

vor; er meinte, es ſei ein herrliches und erfriſchendes Wetter, zugleich aber fürchte er, es werde morgen ſehr heiß werden oder gar in der nächſten Nacht ein Gewitter kommen, wie geſtern geſchehen.

Clementine faßte Muth und dachte: Wie zart iſt dieſer junge Mann, wie verſteht er es, ſich zu mäßigen, wie weiß er das brennende Feuer ſeiner Liebe, das er in jenem Schreiben ſo glühend ausgedrückt, vor mir zu verheimlichen! — Gott! ſie fürchtete immer, er werde jener Zeilen, die an ſie gerichtet, erwähnen — doch er that das nicht. Nur einmal zitterte Clementine heftig zuſammen: da nahm er nämlich ſeinen Stock zur Hand und ſchrieb damit einige Buchſtaben auf die Erde, wobei er ſie mit einem vielſagenden Blicke anſah. Weiter that er gar nicht, als ob je etwas zwiſchen ihnen vorgefallen ſei. Clementine, entzückt über dieſes äußerſt zarte Benehmen, konnte nicht umhin, ihn mit einem dankbaren Blicke zu belohnen; doch hatte dieſer dankbare Blick eine Beimiſchung von Liebe.

Das andere Paar war unterdeſſen den ſchmalen Pfad hinabgegangen und hatte anfänglich auch nicht viel Beſſeres und Wichtigeres geſprochen, als Herr Sidel und Jungfer Strebeling. Sie hätten auch vielleicht gerade eine eben ſo große Entfernung zwiſchen ſich gelaſſen, wie die eben Genannten, wenn das möglich geweſen wäre; aber der Weg, auf dem ſie wandelten, war ſo außerordentlich ſchmal, daß ſie nothwendiger Weiſe dicht neben einander gehen mußten. Dabei berührten ſich zuweilen ihre Hände, und wenn das geſchah, ſo erröthete Katharina und blickte verlegen auf die linke Seite, während Eugen lächelte. Dieſes Berühren der Hände kam nun nach und nach häufiger vor, und auf einmal ſtockte das gleichgültige Geſpräch über Wetter und Blumen, und gerade in demſelben Augenblicke, wo Eugen ihre kleine Hand

faßte und mit einem sanften Drucke festhielt, blieb auch das junge Mädchen stehen und holte so tief Athem, daß es wahrhaft erschrecklich war.

„Katharine," sagte der junge Mann und machte den Versuch, sie an der Hand so weit herumzudrehen, daß ihr Gesichtchen, welches sie abgewendet hielt, sich nach ihm hinwandte; „Katharine," wiederholte er nach einer kleinen Pause, „wie freut es mich, daß Sie gekommen sind, wie dankbar bin ich Ihnen dafür!"

Es ist etwas ganz Eigenthümliches um einen schmalen Weg und um eine einmal ergriffene Hand; die Wärme die herüber und hinüber strömt, hat eine wahrhaft magnetische Kraft, und magnetische Kraft hat die bekannte Eigenschaft, entweder zwei Körper von einander abzustoßen oder zu einander hinzuziehen. Hier geschah nun das Letztere, und als Eugen zum dritten Male den Namen „Katharine" aussprach, drückte er das glühende, zitternde Mädchen fest an seine Brust und hob ihr Gesicht ein klein wenig in die Höhe, und wir müssen eingestehen, daß er sie zuerst auf ihre beiden Augen küßte, blos in der guten Absicht, die Thränen daraus zu entfernen, und dann auf den frischen, leicht geöffneten Mund.

Nachdem dies geschehen, war es, als sei ein Bann von den Beiden genommen, als haben sie jetzt erst die Sprache gefunden, in welcher zwei Liebende überhaupt zusammen sprechen sollen. Da wurde alles das ausführlich erzählt und beschrieben, alle die Einzelheiten, die für ein junges Paar so wichtig sind und für andere Leute so außerordentlich langweilig: wann sie sich zum ersten Male gesehen, was Jedes dabei gedacht, geglaubt und gehofft, was unterdessen Wichtiges vorgefallen sei, kleine Verleumdungen guter ältlicher Damen und Herren, die man gegenseitig über sich

habe hören müſſen, aber natürlicher Weiſe nie geglaubt. Bei dieſen lieblichen Redensarten hatte Eugen die Hand des Mädchens losgelaſſen, dabei aber den Arm um ihre ſchlanke Taille gelegt — und ſo giengen ſie dahin unter dem freundlichen Dickicht, lachend und plaudernd.

„Wenn ich dich nur öfter ſehen könnte, meine geliebte Katharine!“ ſagte Eugen und drückte das Mädchen feſt an ſich. „Ich bin dir freilich unendlich dankbar, daß du mir dieſe Zuſammenkunft unter Gottes freiem Himmel gegeben; es war gut, daß ich dich hier zum erſten Male recht geſehen und geſprochen; mein Herz iſt ſo voll Glück und Seligkeit, daß ich es in den engen Mauern eines Hauſes nicht zu ertragen vermöchte. Aber ich will es nicht, daß du oft hieher kommſt, wenn du auch aus Liebe zu mir nochmals in eine ſolche Zuſammenkunft willigen würdeſt.“

„Nicht wahr, Eugen,“ ſagte hierauf eifrig das Mädchen, „nicht wahr, wir wollen uns hier nicht mehr ſehen? Es könnte uns doch Jemand begegnen, und du weißt ſelbſt, wie böſe die Leute dann über ein armes Mädchen ſprechen.

„Du haſt ganz recht, mein Kind,“ ſagte Eugen innig und herzlich; „aber du biſt kein armes Mädchen, du biſt mein Kind, meine Liebe, mein Alles, meine kleine Braut.“

Bei dieſem letzten Worte wand ſich das junge Mädchen ſcheu aus ſeinen Armen los und ſah ihn lange mit einem ernſten Blick an.

„Eugen,“ ſagte ſie hierauf, „du mußt nicht ſo grauſam mit mir ſcherzen; wenn du ein ſolches Wort ausſprichſt, ſo fühle ich es tief, wie Unrecht ich habe, deine Worte anzuhören, wie doppeltes Unrecht, dir zu ſagen, daß ich dich ſo unendlich lieb habe.“

„Und warum das, mein Mädchen?“ ſagte Eugen und zog ſie wieder feſter an ſich.

„Das weißt du beſſer, als ich es dir ſagen kann,“ entgegnete Katharina. „O Gott!“ fuhr ſie ſchmerzlich fort, „und wenn ich dir geſtehe, daß ich feſt überzeugt bin, unſere Liebe hat keine glückliche Zukunft — ſo mußt du mich für entſetzlich leichtſinnig halten, daß ich dieſe Liebe doch eingegangen; aber ich habe nicht anders gekonnt, Eugen, ich habe wahrhaftig nicht anders gekonnt! Wenn auch die Brüder hämiſch über mich lachen, wenn auch die Mutter zürnt, wenn auch die Leute ſagen: Die Katharine rennt in ihr Unglück! ſo kann ich doch nicht anders, und ſo folge ich doch deinen Worten allein — — glücklich und ſelig.“

„Mein gutes, gutes Mädchen!“

„Ich habe dir noch nicht geſagt,“ fuhr Katharina eifrig fort, „daß meine Mutter bei der deinigen war — ja, ſieh mich nur verwundert an: bei deiner Mutter, bei der Staatsräthin.“

„Der Tauſend!“ ſagte Eugen lächelnd, „und was hat ſie da gethan?“

„Nun, das kannſt du dir denken; ſie hat deiner Mutter geſagt, du lieſeſt mir auf Schritt und Tritt nach, und ob das nicht vielleicht von ihr aus zu ändern ſei.“

„Und die Frau Staatsräthin?“

„Sie hat geantwortet, ſie bekümmere ſich um dergleichen Sachen nicht, du ſeieſt von jeher deine eigenen Wege gegangen und würdeſt auch jetzt thun, was dir gut dünkte.“

„Nun, ſiehſt du, meine Katharine,“ ſagte der junge Mann lachend, „was wollen wir machen? Wenn's meiner Mutter recht iſt, daß ich dich meine kleine Braut nenne, wer hat ſich denn ſonſt noch darum zu bekümmern?“

„O, ſprich nicht ſo!“ ſagte das Mädchen; „ich weiß leider, wie du mit deiner Mutter ſtehſt, und du weißt genau, was für eine ſtolze Frau die Staatsräthin iſt; ſie bekümmert ſich leider um dich gerade ſo viel, wie du dich um ſie bekümmerſt. Aber das kannſt du mir glauben, wenn ſie je erführe, daß du — — — ſo etwas zu mir geſagt, wie eben, es wäre ihr Tod.“

„Was habe ich denn geſagt?“ lachte der junge Mann, „daß du meine . . .“

Katharina ſah ihn ernſt und fragend an.

„Nun, ſprich, was habe ich geſagt, du ſeieſt meine . . .“

„Eugen!“

„Nun, wiederhole das Wort, ich möchte es gern aus deinem Munde hören, du ſeieſt meine kleine Braut. Ich bitte dich, Katharine, ſprich mir das Wort nach!“

„Nein, nein!“

„Mir zu lieb, ich bitte dich darum, ſprich nach, was ich dir vorſage: Ich ſei . . .“

„Ich ſei . . .“ ſagte lächelnd das Mädchen.

„Nun weiter!“

„Deine kleine Braut“ — fuhr Katharina mit leiſer Stimme und erröthend fort.

„Ja,“ rief Eugen ſtürmiſch und küßte ſie auf die Stirn, „ja, du biſt meine kleine, geliebte, ſchöne Braut! Bei allem, was mir heilig iſt, du ſollſt es ſein!“

„Aber ich bin es nicht, gewiß nicht,“ ſagte ernſt und ein wenig trotzig das Mädchen — „ja,“ ſetzte ſie nach einer Pauſe hinzu, „ich will es nicht ſein; ich will dich nur lieben, unendlich lieben; ich will keine Verſicherungen von dir, nur deine Liebe, deine Treue, mag kommen, was da will. — — — Sag kein Wort mehr darüber; laß mich in dem ſüßen Glauben, daß ich

dir von mir aus etwas geben kann: nichts wiedergeben gegen große und glänzende Verſprechungen; ich bin dein, ganz dein. — Nimm mich hin, aber liebe mich treu und wahr. Und wenn du nach einiger Zeit zu mir ſagſt: Sieh, Katharine, unſer Verhältniß muß ſich löſen, ſo werd' ich ohne Vorwürfe zurücktreten und werde mich glücklich fühlen in dem Bewußtſein, daß du mich wirklich und einzig geliebt — und, nicht wahr, Eugen, das kann ich jetzt von dir verlangen?"

„Ja," ſagte der junge Mann feierlich und drückte ihre Hand an ſein Herz, „das kannſt du von mir verlangen, und ich werde dieſes Verlangen ehrlich und gewiſſenhaft erfüllen; ich nehme dich hin, wie du dich mir gegeben.

Von dieſem Augenblicke an wurde die Unterredung wieder einſylbig, wie zu Anfang; aber es waren die Gedanken des jungen Mannes ganz anders geworden. Ihre Lippen ſprachen nur einzelne Worte, und ihre Augen glänzten und glühten. —

Unterdeſſen hatte ſich der luſtige Rath beſtrebt, die Jungfer Clementine ſo angenehm und nützlich zu unterhalten, wie nur immer möglich, war aber dabei immer außerordentlich zart und zurückhaltend geblieben, wofür ihm die alte Jungfer auf's Innigſte in ihrem Herzen dankte. Er hatte von den Vögeln des Waldes und von den Bäumen der Flur geſprochen; er hatte ſeine ſämmtlichen botaniſchen Kenntniſſe zu Hülfe gerufen und in ſeiner Eigenſchaft als Elephantenführer das Uebermögliche gethan, damit der Ehrendame die Zeit nicht lange würde. Er hatte geſprochen von Sternen und Blumen, in kindlichſter Einfalt, und Clementine hatte ebenſo kindlich gelauſcht. Nur einmal, und darüber ſchauderte ſie noch nach acht Tagen, hatte ſie in dieſem harmloſen Geſpräche die Offenſive ergriffen und ihn gefragt, was eine Lotosblume ſei, und darauf hatte ſie zitternd geſeſſen, indem

ſie gefürchtet, er werde dieſe Frage zum Anknüpfungspunkte nehmen und darauf von ſeinem Herzen ſprechen, das gezittert und gebebt unter der Liebe Macht. — — —

Aber er that es nicht, er bezwang ſich auch dieſes Mal und verſicherte mit einem lächelnden Blick, die Lotosblume ſei ein orientaliſches Gewächs und ihm nur aus Liedern bekannt.

Aus Liedern, hat er geſagt und dann einen Augenblick geſchwiegen? Wie dankte ihm Clementine in ihrem Innern auf's Neue für dieſe überzarte Aufmerkſamkeit! Ja er rieb die Unbefangenheit noch weiter, und als er von der Lotosblume geſprochen und dann geſchwiegen, bückte er ſich zur Erde nieder und zupfte ein harmloſes Gänſeblümchen, das er der alten Jungfer mit freundlichem Blick vor's Auge hielt.

„Kennen Sie dies?“ fragte Herr Sitel.

„Ja wohl,“ antwortete Clementine.

„Kennen Sie auch das Spiel, das damit getrieben wird?“

„Das Spiel, das damit getrieben wird?“ wiederholte Clementine, und es fiel ihr plötzlich ein, daß junge, naſeweiſe Mädchen die Blätter dieſer Blume einzeln abzurupfen pflegen und dazu allerlei ſchreckliche Worte ſprechen.

„Um Gottes willen!“ dachte ſie, „hat er deßhalb nur von Blumen geredet, um nun zuletzt mit der gefährlichen Gänſeblume einen Sturm auf mein Herz zu wagen?“

„Sie kennen das Spiel nicht?“ fragte Herr Sitel, über alle Möglichkeit unbefangen ausſehend.

„Ja, ich kenne es,“ hauchte Clementine hervor.

„Die Worte hiezu,“ fuhr der ſchreckliche junge Mann fort, „werden hie und da verſchieden geſprochen. Wie ſagen die jungen Mädchen in hieſiger Stadt?“

Die jungen Mädchen, hat er geſagt und hatte dazu die

Gänſeblume in ihre Hand gelegt? Dieſer Augenblick war entſcheidend und die feinfühlende Clementine konnte es nicht über ihr Herz bringen, nachdem er ſich auf ſo zarte, blumige Weiſe ihr genähert, ferner noch die Unempfindliche, die Hartherzige zu ſpielen; auch war er ihr bedeutend näher gerückt.

„Nun, mein verehrtes Fräulein,“ ſagte der ſtürmiſche Mann, „ſo zupfen Sie einmal die Blättchen da ab und laſſen ſich prophezeien.“

„Er liebt mich,“ ſagte erröthend Clementine.

„Von Herzen,“ ſetzte der luſtige Rath hinzu.

„Mit Schmerzen,“ ſeufzte ſie.

„Ueber alle Maßen.“

„Ein klein wenig.“

„Ach, gar nicht,“ ſagte der luſtige Rath; „aber weiter, weiter, es ſind nur noch wenige Blättchen da.“

„Er liebt mich,“ fuhr Clementine fort.

„Von Herzen,“ ſagte er.

„Mit Schmerzen,“ liſpelte ſie.

„Ueber alle Maßen,“ jauchzte luſtig und laut lachend Herr Sibel.

„Nun, das iſt prächtig, wertheſte Jungfrau,“ ſetzte er laut hinzu, „Sie können zufrieden ſein, er liebt Sie über alle Maßen.“

„O, wenn ich wüßte!“ ſeufzte Clementine.

„Was?“

„Daß das Spiel nicht trügt.“

„O, darüber beruhigen Sie ſich,“ wiederholte der luſtige Rath und unterdrückte mit Mühe ſein Lachen. „Das kann ich Ihnen verſichern, wenn Sie einmal geliebt werden, ſo muß es über alle Maßen ſein — über alle Schranken, ja, das iſt

nicht anders möglich. — Wollen Sie vielleicht noch einmal zupfen?“

„Gott ſoll mich bewahren!“ ſagte erſchrocken die alte Jungfer. „Ich bin zufrieden, denn er liebt mich ja über alle Maßen.“

„Bravo, bravo!“ rief in dieſem Augenblicke eine lachende Stimme hinter der Bank, und Clementine, die beſtürzt empor fuhr, ſah das Geſicht der gottloſen Katharina, die am Arme des Herrn Eugen hinter ihr ſtand und wahrſcheinlich die ganze Gänſeblumenzupferei mit angeſehen hatte.

„Bravo, bravo!“ wiederholte ſie laut lachend, und ihre Augen glänzten vor Vergnügen. „Kommen wir vielleicht zu früh zurück? Stören wir?“

„O, in dem Falle,“ ſetzte Eugen luſtig hinzu, „wollen wir Beiden noch einen kleinen Spaziergang machen. Ihr habt nur zu befehlen.“

„Ach, wie garſtig!“ ſagte Clementine mit geſenktem Haupte, „wie complicirt abſcheulich! ſo was hätte ich von Ihnen, Katharine, in meinem ganzen Leben nicht gedacht.“

„Ich auch nicht von Ihnen,“ ſagte vergnügt das junge Mädchen, „das iſt ja erſchrecklich!“

„Er liebt Sie,“ ſagte Eugen.

„Ueber alle Maßen,“ ſetzte der luſtige Rath hinzu.

Dieſes Wort ſollte den unberufenen Zuhörern vergnügt und heiter klingen; aber Clementine glaubte einen tiefen Ernſt zu verſtehen, die ſchwere Bedeutung, welche in dieſen dreien, an ſich ſo unſchuldigen Worten lag. „Ueber alle Maßen“ hatte er geſagt und dabei dem Herrn Eugen mit dem rechten Auge zugeblinzelt. Ach! dieſes Geblinzel im Uebermaß ſeines Entzückens konnte

ihm Clementinens ſonſt ſo reizbares Herz verzeihen; war Eugen nicht ſein Freund, und war es nicht begreiflich, daß der Freund dem Freunde durch eine kleine Pantomime zu verſtehen gab: Ich habe geſiegt, ich bin im Reinen, ich liebe ſie über alle Maßen? Ach! und er that es gar nicht ſo, als habe er wirklich erreicht, was er gehofft: er war ſo unbefangen und natürlich, und als Eugen ihn nochmals fragte, ob er mit Katharina nicht noch einen Spaziergang machen ſolle, antwortete er mit ſeltener Selbſtverläugnung: „Nein, nein!“ und ſetzte hinzu: „Laß, Vater, genug ſein des grauſamen Spieles!“

Somit waren dieſe Unterredungen zu Ende, und beide Paare giengen auf verſchiedenen Wegen nach der Stadt zurück — die Promenade im Stadtgraben blieb in ihrer Stille und Einſamkeit hinter ihnen. Alles war glücklich von Statten gegangen und ſie von keiner Menſchenſeele geſehen worden — ſo glaubten nämlich die zwei Paare. Wir aber, die wir in unſerer Eigenſchaft als Erzähler das Terrain ſorgfältiger unterſuchen müſſen, als Jene es gethan, können leider nicht umhin, dem geneigten Leſer zu eröffnen, daß jene Zuſammenkunft nicht nur nicht ungeſehen, ſondern theilweiſe ſogar nicht unbehorcht geblieben war. Wir glauben ſchon Eingangs der Beſchreibung dieſer Promenade bemerkt zu haben, daß hier eine Menge Singvögel ihre luſtigen Lieder erſchallen ließen, namentlich Nachtigallen, denen das ſchattige Gebüſch an den Ufern des kleinen Baches ein ſehr lieber Aufenthalt war. Dieſe verſchiedenen Singvögel nun als ein angenehmes Wild zu betrachten, war eine der Lieblingsbeſchäftigungen des Herrn Konrad Schoppelmann, namentlich in Zeiten, wie die jetzigen, wo er ſich im Beſuche der Herrſchaftswaldungen allzu ſehr angeſtrengt hatte und dort jedem Jäger und Jägerburſchen bekannt war wie ein bunter Hund. Dieſes Einfangen von Sing-

vögeln war auch eine Art Jagd, und als angenehme Abwechslung auf das Erlegen von Ratten wohl mitzunehmen.

Herr Konrad Schoppelmann hatte nun leider diesen Morgen einige freie Stunden gefunden, welche er dazu anzuwenden beschloß, dem Stadtgraben einen Besuch zu machen und mit Netz und Falle einige arme Singvögel einzufangen. Er saß zu diesem Zwecke, noch ehe die beiden Paare ankamen, nicht weit von oben erwähnter Bank, und war nicht wenig erstaunt, als er eine halbe Stunde später Menschenstimmen vernahm, und als er diejenige einer Schwester, sowie des Herrn Eugen und der Jungfer Clementine erkannte. Er rührte sich nicht von der Stelle, er strengte seine Ohren übermenschlich an, um, so viel ihm möglich war, die geführte Unterhaltung zu vernehmen. Dieses gelang ihm einigermaßen bei der alten Jungfer und Herrn Sidel, aber nicht so bei seiner Schwester und Eugen. — Doch sah er sie zusammen den kleinen Weg hinab gehen, und das war ihm vor der Hand genug. Nachdem die Sache beendigt war und er bei sich gedacht, jetzt könnten sie weit genug entfernt sein, erhob er sich auch und gieng mit leeren Fallen und Netzen, aber trotz dem mit außerordentlich vergnügtem Herzen fort, dem elterlichen Hause zu. Unterwegs überlegte er, wie diese Sache eigentlich zu behandeln sei, um etwas daran zu verdienen; denn er betrachtete alles, was in diesem Leben vorkam, als zu diesem Zwecke erschaffen. Sollte er die Mutter davon in Kenntniß setzen? — gewiß, um der Katharina tüchtig Eins hinauf zu geben; aber vor allen Dingen sollte die Mutter auf's Feierlichste versprechen, gegen die Tochter nichts davon zu erwähnen. Der Jäger wollte das Wild sicher machen und calculirte so: Ich will schon dafür sorgen, daß Katharine mit der alten Jungfer nicht mehr zum Spazierengehen kommt, und dann wird es nicht lange anstehen, daß Herr Eugen Stillfried

ſich einmal verſtohlener Weiſe in unſere Höhle ſchleicht — dann haben wir ihn und er ſoll mir jeden Beſuch theuer bezahlen. — So dachte der Jäger und trat nach einer kleinen halben Stunde, innerlich triumphirend, in das alte Haus am Marktplatz.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Herr Konrad Schoppelmann, welcher mit leerer Jagdtaſche heimkehrt, bringt doch Allerlei mit nach Hauſe.

Madame Schoppelmann ſaß vor dem großen Heerd, auf welchem jetzt ein größeres Feuer brannte, als neulich des Morgens, denn nebendem, daß ſie ihren Nachmittags-Kaffee kochte, ließ ſie Butter aus in große Töpfe, welche ſie alsdann zum Winterbedarf an ihre Kunden verkaufte. Katharina war auf ihrem Zimmer; davon überzeugt, erkundigte ſich Konrad zuerſt durch eine anſcheinend ganz gleichgültige Frage nach ihr. Er ſetzte ſich an den Tiſch, ſtützte den Kopf in die Hände und ſah einen Augenblick der Arbeit der Mutter aufmerkſam zu, indem er hohnlächelnd bei ſich dachte: »Na, den Spektakel wollen wir ſehen, wenn die Alte dergleichen Geſchichten von ihrem Herzblatt erfährt!«

Obendrein ſchien Madame Schoppelmann ſich durchaus in keiner roſenfarbenen Laune zu befinden, und wenn ſie, wie es jetzt der Fall, verdrießlich war, ſo pflegte ſie halblaute Selbſtgeſpräche zu halten, ſich ſelber Red' und Antwort zu geben, woraus als-

dann ein aufmerkſamer Beobachter leicht erfahren konnte, um was es ſich bei ihr eigentlich handle, und der Jäger merkte dem gemäß auch ſchon nach einigen Augenblicken, daß er für die Geſchichte, die er auf dem Herzen hatte, keine beſſere Stunde hätte wählen können.

„Sitz' ich da auf dem Markt," brummte die Gemüſehändlerin und drehte den Torf mit der heißen Butter, damit er auf allen Seiten gleich warm würde, „ſitz' ich da auf dem Markt und kommt die Köchin der Staatsräthin daher. Guten Morgen, ſag' ich — danke ſchön, ſagt ſie und ſeufzt. Was ſoll's, mein Kind, frag' ich, braucht Sie was Extra's — ſpeist der Juſtizrath im Hauſe — ein Paar Feldhühner — wie? — — und da ſeufzt denn die alte Creatur wieder und ſagt: Ach, Frau Schoppelmann, das iſt ein wahres Kreuz und ein wahres Unglück für mich." — — — — Hier murmelte die alte Frau eine Zeit lang ſo leiſe, daß man es unmöglich verſtehen konnte, dann aber fuhr ſie deſto lauter fort. „Mich ſoll der Teufel holen — hat die Staatsräthin verboten, von mir, der Frau Schoppelmann, ferner etwas zu kaufen — es iſt unglaublich, aber wahr! — Hat nicht die Köchin, das arme Weibsbild, ordentlich geweint, daß ich die noch obendrein tröſten mußte — weiß Sie was, ſagte ich, da iſt vor der Hand nichts zu ändern. — Ach Gott, nein! ſagte ſie. — Geh' Sie zur Plunker, ſagte ich. — Zur Plunker? fragte ſie. — Die iſt nach mir die Beſte, ſagte ich, eine brave Frau, und wenn ſie etwas nicht hat, ſo kann's die Plunker bei mir holen. — Wein' Sie nicht, mein Schatz, es kommen noch Zeiten, wo die Schoppelmann wieder zu Ehren gelangt." — Hier rückte ſie den Buttertorf näher an's Feuer. — „Ja, zu großen Ehren — aber als ſie nun fort gieng und der Plunker das Geld hinzählte, kam doch über mich ein gewaltiger Zorn — daß dich ein Donner-

wetter' dachte ich." — Madame Schoppelmann stieß bei diesen Worten so grimmig in die brennenden Kohlen, daß sich Tausende von Funken zischend den schwarzen Schornstein hinauf flüchteten. — „So was muß man sich bieten lassen — und wer ist an allem dem Schuld? — Niemand, als der saubere Herr Eugen. — Ja — ja — ja — ja — wenn wir nur nicht noch Schlimmeres erleben."

„Dazu sage ich Amen," mischte sich Konrad mit lauter Stimme ins Gespräch.

Die Frau drehte sich überrascht herum; denn dergleichen Selbstgespräche waren bei ihr wie eine Art Nachwandlerei, und wenn sie durch ein lautes Wort daraus gestört wurde, dann schrak sie zusammen.

„Na, wenn du Amen sagst," sprach sie nach einer Pause, „dann muß es was Schönes sein'"

„Ich sagte Amen auf Eure Reden."

„Ach, ich sprach nicht mit dir darüber."

„Aber ich möchte mit Euch darüber sprechen."

„Ei, sieh doch," entgegnete die Frau, „hab' ich nicht Herzeleid genug, mußt du noch was dazu lügen?"

„O, keine Lüge," sagte lächelnd Konrad, „dies Mal was ganz Wahres." — Und nun erzählte der freundliche Bruder, wie und wo er draußen die Schwester gesehen, mit welcher Beschäftigung, in welcher Gesellschaft, und wenn auch, wie der geneigte Leser weiß, die Sache an sich nicht von ihm erfunden war, so machte er doch solche Zusätze und Bemerkungen, daß die Mutter noch viel Schlimmeres glauben mußte, als wirklich geschehen, und sie legte darauf die Hände in den Schooß und saß da starr vor Entsetzen.

„Und das iſt alles wahr, Konrad?“ ſagte ſie nach einer Pauſe, „und nichts daran gelogen?“

„Nicht das Geringſte!“ ſagte der Sohn, „aber die Sache iſt noch nicht zu Ende.“

„Und die alte Schachtel war dabei, das miſerable Weibsbild, die ſo fromm und ſcheinheilig thut, daß man glauben könnte, ſie habe keinen Begriff davon, daß es auch Mannsbilder in der Welt gebe?“

Konrad nickte befriedigend mit dem Kopfe. „Die war dabei,“ ſagte er, „aber hört weiter, und Ihr ſollt künftig nicht mehr ſagen, daß wir uns um nichts Ordentliches bekümmern. Ich gieng den ſauberen beiden Herren nach und holte ſie noch vor dem Thore ein. Guten Morgen, Herr von Stillfried, ſagte ich zu dieſem, wollen Sie mir nicht ein Wort allein vergönnen? Und darauf trat der Andere auf die Seite.“

„Der Schulmeiſter, der ſich mit ihm herumtreibt?“ fragte die Mutter.

„Derſelbe; und nun ſagte ich ſehr ruhig und höflich: Herr von Stillfried, ich habe Alles geſehen und gehört, und darauf wurde er ſo blaß wie Eure Schürze und wollte davon gehen. Daraus wird nichts, ſagte ich ihm und faßte ihn am Arm; wir ſind, ſagte ich, freilich nicht ſo vornehm wie Sie, ſagte ich, aber wir ſind brave Bürgersleute, ſagte ich, und wir haben eine Mutter daheim, ſagte ich, wenn die das erfährt, kann es ein Unglück geben. — Was wollen Sie eigentlich? ſagte er. — O! ſagte ich, Herr von Stillfried, man lauft nicht nur ſo mit den Bürgermädels in dem Stadtgraben umher, der ganzen Stadt zum Spektakel, und ich bin der Bruder, ſagte ich, und ich frage Sie nun ein für allemal: was haben Sie mit der Katharine vor? ſagte ich; — darauf lachte er laut auf und der Schulmeiſter trat näher.“

„Nun?“ fragte die Frau Schoppelmann und griff nach ihrem gewichtigen Schüreisen; „weiter! weiter!“

„Wenn Sie mit der Katharine öffentlich gehen, sagte ich, und sie in der Leute Mäuler bringen, sagte ich, dann müssen Sie sie auch heirathen, sagte ich.“

„Nun?“

Konrad zuckte die Achsel und spielte einen Augenblick den Zurückhaltenden; doch die Gemüsehändlerin stand von ihrem Sitze auf, eilte zu ihm hin und sagte: „Sprich! ich will Alles wissen! was sagte er darauf?“

„Nun, er lachte und meinte, wie ich ihm nur so dummes Zeug sagen könne; denn Katharine, eure Tochter, sei gut genug zum Amusement und wolle auch nicht weiter. Ich aber sei ein Narr und solle mich nur um mich bekümmern.“

Nach diesen Worten stand die dicke Frau wie erstarrt, sie riß ihre Augen weit auf, öffnete den Mund zum Sprechen, brachte aber kein Wort hervor; auch spielte ihre Gesichtsfarbe in's Dunkelrothe, und sie schnarrte so ängstlich nach Luft, daß der gute Sohn und Bruder erschrocken hinter dem Tische hervorsprang, die Mutter am rechten Arm faßte und sie auf's Kräftigste zu schütteln begann — ein Mittel, das schon oftmals in ähnlichen Fällen die gewünschte Wirkung nicht verfehlt hatte. Auch jetzt brachte es das stockende Blut der dicken Frau auf's Neue in Umlauf, sie ließ sich auf einen Stuhl nieder, der an dem Tische stand, und Konrad sah zu seiner größten Befriedigung, daß ein paar Thränen über ihre dicken Backen rollten.

„Und du hast diesen Kerl nicht sogleich zu Boden geschlagen?“ fragte die Frau schluchzend; „du führst ja sonst dergleichen immer in deinem Munde — du hast ihn wahrhaftig nicht zu Boden geschlagen?“

Konrad zuckte betrübt die Achſel und ſagte: „Ihr könnt Euch denken, wie mir die Fauſt gejuckt, aber was war da zu machen? Der Schulmeiſter hätte mich nicht genirt; aber denkt Euch doch, es war ganz nahe am Thor, die Soldaten lungerten auf den Steinen an der Chauſſee und die Schildwache ſpazierte auf und ab. Da wäre ich ein rechter Narr geweſen! Ich ließ ihn laufen und dachte: du entgehſt mir gewiß nicht.“

„Das hoff' ich auch,“ ſagte die dicke Frau und ſchlug mit der rechten Fauſt auf die linke Handfläche; „dem ſoll das nicht ſo hingehen, und die Katharine, die jag' ich aus dem Hauſe, und das gleich!“ — Sie wollte ſich erheben, doch Konrad drückte ſie derb auf den Stuhl nieder und ſagte: „Nun ſeht mir wieder, wie Ihr ſeid, man kann wahrhaftig mit Euch nicht ſprechen! Was wollt Ihr jetzt thun? Ein Geſchrei anfangen, der Katharine Alles wieder ſagen, daß die es ihrem Liebhaber mittheilt und der ſich in Acht nimmt! — — Bewahre, bewahre! Nichts dürft Ihr ſagen, keine Sylbe der Katharine — ſeid doch klug!“

„Und wenn es ein Unglück gibt?“ fragte beſorgt die Mutter.

„Dafür laßt mich und den Fritz ſorgen; wir behüten ſie wie unſere Augen, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn ſich der Herr Eugen nicht nächſtens einmal hier ins Haus verliert, und dann“ — ſchloß Konrad und ballte die Fauſt — „laßt mich nur machen!“

Die Unterredung wurde jetzt zu einem plötzlichen Ende geführt, indem die geſchmolzene Butter aus dem Topfe über und ins Feuer lief, wodurch ein ſolches Gepraſſel, ein Geſtank und Dampf entſtand, daß die dicke Gemüſehändlerin, die neben der Mutterpflicht auch noch andere zu erfüllen hatte, erſchrocken zu ihren Töpfen hineilte, ſo ſchnell, als es ihre Körperfülle erlaubte.

Konrad gieng, seinen Bruder Fritz aufzusuchen, und sagte noch im Weggehen: »Also, Mutter, kein Wort zu der Katharine, sonst verderbt Ihr die ganze Geschichte!« Hierauf winkte Madame Schoppelmann mit der Hand, als wollte sie sagen, sie wisse schon, was zu thun sei, und blieb alsdann mit ihren Gedanken allein.

Der geneigte Leser ist so gut wie wir überzeugt, daß der junge Herr Schoppelmann der Mutter die Erzählung von der Zusammenkunft in einer unsauberen Brühe von Dichtung und Wahrheit vorgetragen.

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Worin Jungfer Clementine Strebeling große Beweiſe ihres guten Herzens, aber gar keine von Lebenserfahrung gibt.

Geliebteſte Clementine!

„Ja, ich kann mir ſchon erlauben, über das Theure hinwegzuhüpfen und Sie in einem Prädikat zu begrüßen, wie es aus der Fülle meines liebenden Herzens gewaltſam herausquillt. Nicht um alle Schätze der Welt — ſo nöthig mir von dieſen Schätzen Einiges wäre — gäbe ich die Erinnerung der geſtern mit Ihnen verlebten Stunden. O Gott, wie war ich ſo glücklich! Wie zittert noch jetzt meine Hand, indem ich es niederſchreibe. Das war eigentlich zu viel Glück an Einem Tage. Ihre lieben Zeilen, welche ich durch die brave und würdige Frau Schilder erhielt, und jene Zuſammenkunft an Einem Tage! Ach, geliebteſte Clementine, könnte ich doch frei über meine Zeit verfügen, wäre ich doch nur in anderen Verhältniſſen! Doch ſo bin ich ein armes, gefeſſeltes Weſen. — Aber, o Gott! wie kann man ſo

etwas mit der Auserkorenen seines Herzens sprechen? Ich würde es auch nicht thun, wenn nicht meine gränzenlose Liebe mir den Muth dazu gäbe. Ach, wie gesagt, ich bin ein armes, gefesseltes Wesen, ja, gefesselt und geknechtet durch die drückenden Verhältnisse dieses miserabeln Lebens — aber sprechen wir nicht mehr davon, kein Wort mehr hierüber. Nichts soll im Stande sein, mir etwas Näheres über diese meine Verhältnisse zu entlocken. Wen würde es auch interessiren? Sie? o Wort! Sie — du — Clementine! — — — — — — Weg mit diesen Gedanken! Sie blitzen Höllenflammen in mein Herz."

„Auch die Frau Schilder, welche meine Verhältnisse genau kennt, habe ich aufs Dringendste beschworen, nie etwas darüber auszusagen. O Clementine! machen Sie keinen Versuch, diese würdige Frau zu veranlassen, daß sie ihr ehrenhaftes Stillschweigen breche."

„Bis dahin

Ihr ewig treu Liebender."

Diesen Brief erhielt Clementine an einem der nächsten Tage früh des Morgens; sie hatte kaum ihren Kaffee zu sich genommen. Es war, wenn ich anders nicht irre, ein Sonntag. Draußen läuteten sämmtliche Glocken der Stadt, und im Nebenzimmer sangen die Choristen des königlichen Hoftheaters:

Ist denn Liebe ein Verbrechen,
Darf man denn nicht zärtlich sein?

Abends war nämlich die Zauberflöte, und solcher Gestalt präparirten sie sich zu der Probe, die diesen Morgen noch Statt fand.

Clementine las das Schreiben ein-, zwei- und dreimal durch und weinte, daß die Menschen nach ihrer Meinung so unglücklich seien. Denn weich' gefühlvolles Herz in dieses Schreiben hinein-

blickte! Sie konnte nur einen Augenblick zweifeln, der Verfaſſer deſſelben ſei unglücklich, er bedürfe ſehr eines freundlichen Troſtes, und ihm dieſen Troſt zu reichen, ja auch Hülfe, wenn es nöthig ſei, dazu war Clementine augenblicklich entſchloſſen. Aber wie ſollte ſie etwas von ſeinen Verhältniſſen erfahren? Wem waren dieſe Verhältniſſe bekannt? Niemanden als der würdigen Frau Schilder. Und hatte er nicht ausdrücklich gebeten, mit den rührendſten Worten gefleht, gerade dieſer braven Frau nie das Geheimniß ſeines Lebens zu entlocken?

Clementine ſann lange hin und her und ſeufzte tief: O Gott! Welcher Art konnten dieſe Verhältniſſe ſein, in welchen ſich der junge Mann befand? Feſſelten ihn am Ende andere zarte Bande, oder war er — o ſchrecklicher Gedanke! — vielleicht mehrfacher Familienvater und durch ihren Anblick zum Verbrecher geworden?

Darum mußte Clementine Gewißheit haben, und zum erſten Male, ſo lange ſie denken konnte, folgte ſie nicht dem harmoniſchen Läuten der Kirchenglocken und gieng mit zuckendem Herzen in die Nebengaſſe und dort in das Haus der Frau Schilder hinein.

Die brave Wirthin ſaß in ihrem Hinterſtübchen allein und hatte etwas in der Hand, das bei näherem Betrachten wie ein ſchmieriges Gebetbuch ausſah. Sie ſchien dieſen Morgen außerordentlich taub zu ſein, denn ſie vernahm durchaus nichts von den Schritten der Ankommenden, hörte nichts von dem Geräuſch, mit welchem ſie die Thüre öffnete und vernahm nichts von dem guten Morgen, mit welchem Jene ſie begrüßte.

Clementine ſah ſich genöthigt, ihr Sprachorgan bedeutend anzuſtrengen und der tauben Wirthin mit übergroßer Anſtrengung einen freundlichen guten Morgen zu wünſchen. Entſetzt blickte

diese in die Höhe, nickte einfach zum Gruß mit dem Kopfe und machte eine Bewegung mit der Hand, welche ausdrücken sollte: laß mich meine stille Andacht vollenden. Darauf las sie nur einige Augenblicke weiter in dem Buche, blickte zum Himmel und dann erhob sie sich von ihrem Sitze und reichte der alten Jungfer zur Begrüßung die Hand.

Clementine knixte schüchtern, da sie wußte, daß die Frau Schilder an Schwerhörigkeit leide, so brachte sie ihren Mund, so weit es thunlich war, an das Ohr dieser würdigen Frau und lispelte: »Ich habe den Brief gelesen.«

»Wirklich?« entgegnete die Wirthin, und auf ihrem gleichgültigen Gesichte war nicht die geringste Theilnahme zu lesen.

»Ich möchte mit Ihnen darüber sprechen,« fuhr die alte Jungfer fort.

»Mit ihm sprechen?« sagte die Wirthin, »schon wieder?«

»Ach nein,« erwiederte erröthend Clementine, »ich möchte mit Ihnen über diesen Brief sprechen.«

»Ah, ich verstehe'« meinte Frau Schilder, »ich soll mit ihm über diesen Brief sprechen.«

»O Gott! Nein! nein'« rief Clementine mit aller Kraft ihrer Lungen.

»Ich habe Sie nicht recht verstanden, scheint mir,« sagte die Wirthin mit dem unschuldigsten Gesichtsausdruck. »O, es ist ein wahres Unglück; ich werde bald gar nichts mehr hören! Wissen Sie was, Jungfer Clementine? Gehen wir in mein oberes Stübchen, da kann ich meine Haube abnehmen und höre besser.« — Die gute Frau wollte in ihrer Unterredung mit der liebenden alten Jungfer nicht gestört sein; diese gieng auf den Vorschlag ein, und Beide begaben sich eine Treppe hinauf, in das Zimmer, welches wir bereits kennen, nachdem Frau Schilder ihre

Hausthüre vorher ſorgfältig verſchloſſen. Dort oben nahm ſie ihre Haube ab, ſtrich ſich die Haare von den Ohren hinweg und ſagte: „Nun wird's beſſer gehen. Was ſoll es, mein Kind?“

„Ich habe hier einen Brief bekommen.“

„Ja.“

„Und darüber möchte ich mit Ihnen ſprechen.“

„Ah ſo! Wir Beiden zuſammen über den Brief?“

Clementine nickte mit dem Kopfe. „Ich möchte nun vor allen Dingen wiſſen,“ fuhr ſie fort, „wer er iſt, der mir jetzt ſchon zweimal geſchrieben hat.“

„Wer er iſt?“ ſagte die Frau mit einem Blick zum Himmel und ſchlug die Hände zuſammen. „Wer er iſt? Ein braver, junger, armer Menſch, aber ſo geſchickt, ſo gut, ſo fleißig, es gibt keinen Zweiten der Art.“

„Das glaube ich Alles, Frau Schilder,“ ſagte gerührt Clementine, „aber wie heißt er und was hat er für ein Geſchäft?“

„Ja ſo, wie er heißt?“ antwortete die Frau; „das hat er noch nicht einmal geſchrieben? O der beſcheidene, ſchüchterne, junge Menſch. Das iſt ein Kleinod, Jungfer Strebeling, darauf können Sie ſtolz ſein.“

Clementine ſchlug erröthend die Augen zu Boden und ſagte nichts.

In dieſem Augenblicke flog über die verwelkten Züge der Frau Schilder ein lebhaftes, höhniſches Lächeln und erhellte ihr Geſicht, wie der Blitz den zerſtörten Kirchhof.

„Aber wie er heißt?“ fuhr die alte Frau nach einer Pauſe fort; „er heißt Johannes Müller und iſt ein armer Candidat der Theologie.“

„Er will alſo ein Pfarrer werden?“ fragte Clementine mit einem ſeligen Gefühl.

„Ja, er möchte wohl,“ meinte die alte Frau, „aber es fehlen ihm die Mittel. Er ist da bei dem Herrn Stillfried,“ setzte sie leiser hinzu, „eine Art von Sekretär oder so was. Ach, das ist eine Existenz, Jungfer Clementine, bei so einem wilden, ausschweifenden jungen Menschen!“

Clementinen überlief es eiskalt, und sie dachte an die arme Katharina.

„Und warum bleibt er denn bei dem Herrn?“ fragte sie nach einer Pause.

„O Gott! wo sollte er hin?“ entgegnete die Frau Schilder und faltete mit dem wehmüthigsten Gesichtsausdrucke ihre Hände —, „wo sollte er hin? Ach, es ist ihm schon lange verhaßt, das Leben, und die Zeit ist gekommen, wo er sich noch ein halb Jahr auf die Universität zurückziehen sollte, um sich zum letzten Examen vorzubereiten. Sie wissen doch, daß die Theologen acht Examen machen müssen, und sieben hat er schon glänzend bestanden, ungeheuer glänzend. Jetzt noch das achte, und dann wird er ein evangelischer Pfarrer und würde augenblicklich heirathen, wie es diese Herren in dem Falle immer zu machen pflegen.“

„Schweigen Sie davon,“ sagte die alte Jungfer mit niedergeschlagenen Augen.

„Nein, es ist wahr,“ fuhr Frau Schilder eifrig fort, „gewiß und wahrhaftig, dann heirathen sie augenblicklich, wenn sie eine gesetzte, sittsame, ruhige und gottgefällige Jungfrau finden.“

„Und warum thut er das nicht?“ fragte Clementine, die den letzten Satz überhören zu wollen schien.

„Was? das Heirathen?“

„Ach nein! Das Fortgehen, das achte Examen machen!“

Frau Schilder ſtrich bei dieſer Frage ihre Schürze glatt und ſagte nach einem längeren Stillſchweigen: „das darf ich nicht ſagen, das hat er mir ſtreng verboten.“

„Aber ich bitte Sie, Frau Schilder!“

„Nicht um alle Schätze der Welt! Ich habe ihm das feierlich gelobt, und Sie wiſſen, ein Gelöbniß muß man halten. Wozu nützt es auch, hat er geſagt, wozu nützt es auch, was in ihren Augen — damit meinte er Sie, Jungfer Clementine — was mich vor ihr, die ich liebe, nur herabſetzen könnte?“

Wenn die Jungfer Strebeling ebenſo ſchlau geweſen wäre, wie die Frau Schilder, ſo hätte ſie in dieſem Augenblicke, um das zu erfahren, was ſie erfahren wollte, nicht ſchlauer handeln können, als ſie ohne Abſicht that, daß ſie nämlich ganz ſtill ſchwieg und in tiefes Nachſinnen verſank. „Hollah!“ dachte die würdige Dame: „mir gegenüber will ſie wirklich nichts weiter wiſſen, will ſich zurückziehen, da muß ich wahrhaftig ein Bißchen nachhelfen. — Ja, wenn es was nützen könnte,“ ſagte ſie mit einem tiefen Seufzer — „dann würde ich mich wahrhaftig ſeinem ganzen Zorne ausſetzen und ſein Geheimniß verrathen.“

„Nützen,“ entgegnete Clementine mit leuchtenden Blicken; „warum das nicht, meine gute Frau Schilder? Wenn ich ihm helfen kann, wenn ich ihm nützen kann, ſo iſt ihm ſchon geholfen. Sprechen Sie ohne Scheu!“

„Aber wollen Sie mich nicht verrathen?“ bat die Wirthin; „wollen Sie nie ſagen, daß ich mit Ihnen über dieſe Angelegenheit geſprochen?“

„Gewiß nicht!“

„Nun denn, ſo hören Sie! Gott! ich habe von der Sache ſo viel ſchon verrathen, was ich nicht hätte thun ſollen, daß das Bißchen mehr oder weniger auch nicht viel ausmachen wird.“

„Nun denn!“

„Also! Um jeden Preis würde Herr Johannes Müller das Haus des Herrn Stillfried verlassen, es wäre sein sehnlichster Wunsch, sich in eine Universitätsstadt zurückzuziehen und dort eifrigen Studien obzuliegen, um seinem heiß ersehnten, glückseligen Ziele sich nähern zu können — Sie kennen jenes Ziel, Jungfer Strebeling.“

„Weiter! weiter!“

„Aber! Nun ja, es muß endlich heraus, es fehlen die Mittel hierzu; gewiß, es wird mir schwer, es auszusprechen: es fehlt ihm an — Geld.“

„Und ist das Alles?“ fragte Clementine mit freudigen Blicken, und dabei lächelte sie so glücklich. „ist das wirklich Alles? Sind das die drückenden Geheimnisse unseres teuren Freundes Johannes? Nun, diesem Mangel kann gewiß abgeholfen werden, liebe Frau Schilder, ich versichere Sie, es wird ihm abgeholfen.“

„Glauben Sie?“ fragte die Frau mit zweifelhaft tönender Stimme; „glauben Sie wirklich? Aber wer könnte sich für den armen jungen Müller verwenden?“

„Wer?“ fragte erstaunt Clementine, „nun, wer sonst, als ich? Nennen Sie mir die Summe dieses Betrags, und wenn es in meinen Kräften steht, sie ihm zu geben, so bin ich gern dazu bereit.“

„O, Sie sind ein Engel!“ sagte die Frau, „Ihnen muß es gut gehen!“ Und darauf blickte sie gen Himmel und murmelte etwas, das wie ein Gebet klingen sollte. „Aber nein!“ fuhr sie nach einer Pause fort; „das kann und wird Herr Müller niemals annehmen. Nie, nie, gewiß nie! Wenn ich ihm damit komme und ihm sage, ich hätte Ihnen seine Lage verraten, und hinzu-

ſetzen muß. Sie wollten ihm helfen — das überlebte er nicht, das drückte ihn zu Boden.“

„Aber Sie können es ja anders einkleiden! Sie kennen ja gewiß ſeine Familie vollkommen. Sie können z. B. ſagen: ein entfernter Verwandter, ein Vetter, ein Onkel und dergleichen habe an ihn gedacht.“

Frau Schilder beobachtete langes Stillſchweigen und ſchien in ihrem Herzen das Für und Wider dieſes edlen Vorſchlages reiflich zu überlegen. Oftmals ſchüttelte ſie heftig den Kopf, und Clementine ſaß dabei, in der quälenden Erwartung, die Frau würde ſagen: Nein, es geht nicht, es geht wahrhaftig nicht! Aber dies that dieſe ehrwürdige Frau im Dienſte des Herrn Johannes Müller nicht. Sie ſeufzte tief auf, ſie verdrehte die Augen auf eine ſchreckliche Art, ſie fuhr mit der Hand über ihr Geſicht, als ob ſie ihre Thränen abwiſchte, und dann reichte ſie dieſelbe Hand der Jungfer Strebeling dar und ſagte in entſchloſſenem Tone: „Nun gut, ich will es wagen. Schicken Sie mir das Geld, ich will ſehen, ob er es abnimmt; aber wenn er es nicht thut, ſo müſſen Sie es augenblicklich zurücknehmen, und dann ſchwöre ich Ihnen zu, daß ich nie mehr einen Schritt in der Sache thue. O, der Herr Müller iſt ſo zart, ſo gefühlvoll, Sie haben gar keine Ahnung davon!

„O doch, doch!“ ſagte Clementine lächelnd vor ſich hin und dachte an das Geſpräch bei der Zuſammenkunft im Stadtgraben, namentlich aber an das Gänſeblümchen.

Nachdem die Unterredung ſo weit gediehen, waren beide Theile froh, daß ſie über dieſen delikaten Punkt im Reinen waren.

„Nur die Größe der zu gebenden Summe muß noch feſtgeſtellt werden,“ meinte Clementine.

„Um Alles in der Welt,“ drohte Frau Schilder, „über diesen so außerordentlich delikaten Punkt kein Wort mehr verloren!“

Es bedurfte der ganzen Ueberredungskraft Clementinens, um aus der ehrwürdigen Frau Schilder die Erlaubniß heraus zu bringen, daß sie geneigt sei, das ungeheure Kapital von 400 fl. dem Candidaten der Theologie, Herrn Johannes Müller, einzuhändigen. Sie wehrte sich anfänglich ungeheuer dagegen und konnte nur endlich dazu vermocht werden, ihre Einwilligung zu geben, nachdem sie bedacht, daß das Examen deßhalb um so glänzender ausfallen dürfte und die Pfarrstelle, die er vier Wochen darauf unfehlbar erhalten müßte, um so fetter sein würde.

So trennten sich die beiden Damen nach dieser Verhandlung, welche in vielerlei Hinsicht für Jungfer Clementine Strebeling von großer Bedeutung war.

Als Frau Schilder sich wieder allein in ihrer Schenkstube befand, gieng sie mit vergnügten Schritten auf und ab und klopfte nachdenkend mit der linken Faust auf die rechte Handfläche. „Vierhundert Gulden,“ murmelte sie, „die Hälfte wäre zweihundert; aber das will ich den beiden Galgenstricken sagen, gleich werden an diesem Gelde ihre alten Schulden abgerechnet. Ich hab' es satt, ihnen all' den Verzehr Jahre lang in meinen Büchern nachzutragen. Doch da kommen sie schon, die haben gewiß auf der Lauer gelegen.“

Und dem war also. Der Fuhrmann hatte Clementinen gesehen, wie sie sich in die Klause der Frau Schilder begab, und ebenfalls bemerkt, wie sie nach einer kleinen halben Stunde mit freudestrahlendem Gesicht wieder heraus kam. Darauf waren Beide, der Fuhrmann und der Jäger, gekommen, um sich zu erkundigen, wie die Sache eigentlich stehe.

„Nun,“ ſagte der Fuhrmann beim Eintritt in die Stube, „ſitzt der Fiſch an der Angel? Haben wir einen guten Zug gemacht?“

„Ach, geht nur, geht!“ ſagte die Frau plötzlich ſehr mürriſch; „wir thun wahrhaftig groß Unrecht in der Geſchichte, ich ſollte meine Hand nicht dazu bieten.“

„Es iſt Sonntag,“ flüſterte der Jäger ſeinem Bruder zu, „und da hat ſie einen moraliſchen; 's wird ſchon wieder vergeben. Na, bringt 'mal zwei Schoppen vom Beſten!“ fuhr er laut fort, „und dann rückt heraus; 's iſt ſicher was Gutes vorgefallen.“

Der Wein wurde gebracht, das würdige Kleeblatt ſetzte ſich um den Tiſch, und die Wirthin erzählte, was zwiſchen ihr und der Jungfer Strebeling vorgefallen.

Wir ſind wirklich ſelber erſtaunt, dem geneigten Leſer mittheilen zu müſſen, daß ſie die reinſte Wahrheit berichtete und daß ſie der ganzen Summe von 400 fl. erwähnte, welche ſie der alten Jungfer herausgelockt.

„Das arme Thier!“ ſagte ſie am Ende ihres Berichts; „ich habe mich faſt geſchämt über der ganzen Unterredung, die ich mit ihr hatte, und wenn ſie nicht ſo bereitwillig von ſelbſt eingegangen wäre, ich wäre nicht im Stande geweſen, ſie zu überreden.

„Geſchämt?“ ſagte lachend der Fuhrmann. „Na, Frau Schilder, das Wort kennt Ihr nicht.“

„Es iſt ſchon etwas Wahres dran,“ entgegnete verdrießlich die Frau, „in Eurem Umgang muß man alles Schamgefühl ablegen.“

„Warum habt Ihr uns ſo ſchlecht gezogen?“ ſagte der Fuhrmann, „wir ſind doch bei Euch von klein auf in die Schule gegangen.“

„Laßt die Komplimente bleiben!“ meinte die Frau; „wir

sind nun einmal im Geschäft — wie haben wir doch neulich ausgemacht: ich die Hälfte und Ihr Beiden zusammen auch die Hälfte?«

»So ist's.«

»Das macht für Jeden von Euch 100 fl.«

»Rechnen könnt Ihr,« lachte der Fuhrmann; »so zahlt denn aus, gute Frau.«

»Gemach, gemach!« entgegnete die Wirthin, »so weit sind wir noch lange nicht. Erstens hab' ich das Geld noch nicht bekommen, und zweitens werdet Ihr es gewiß nicht unbillig finden, wenn ich einmal mit dem Antheil von den 100 fl., die Jeder von Euch bekommt, einen Theil unserer Rechnung lösche.«

Die beiden Brüder sahen einander an. Obgleich sie große Lust zu haben schienen, ihrem gerechten Unwillen über diesen Vorschlag Luft zu machen, so konnten sie doch im nächsten Augenblick nicht umhin, in lautes Gelächter auszubrechen. »Hab' ich's denn nicht gesagt,« meinte der Fuhrmann, »so wird sie's uns wieder machen?« und der Jäger fuhr fort: »Ei, es ist in der That miserabel, Frau Schilder, so mit seinen Bundesgenossen umzugehen; das können wir wahrhaftig nicht zugeben.«

»Wie Ihr wollt,« sagte kaltblütig die Frau und zupfte gleichgültig einige Fäden aus ihrem verschlossenen, schwarzen Merinokleide, ganz nach Eurem Gutdünken. »Von dem Gelde hab' ich bis jetzt keinen Kreuzer, und wenn Ihr Euch lange besinnt, meiner gerechten Forderung nachzugeben, nun gut, so sag' ich mit zwei Worten der Jungfer Strebeling, daß sich der Johannes Müller ausdrücklich geweigert, einen Kreuzer von ihr anzunehmen. Dann seht Ihr zu, wie es weiter geht, und namentlich, wenn ich mich darauf genöthigt sehe, meiner guten Nachbarin, der Frau Schoyrelmann, Eure Rechnung mitzutheilen.

Bei dieſen letzten Worten drückte die Frau ihre Haube zurecht und blickte unbefangen zum Fenſter hinaus.

Herr Konrad Schoppelmann zuckte leicht die Achſel gegen ſeinen Bruder, worauf Herr Friedrich Schoppelmann ſein rechtes Auge zukniff und dabei leicht mit dem Kopf nickte. Dieſe gegenſeitig gewechſelten Pantomimen mochten ſo viel ausdrücken, als: es iſt beſſer, wir geben nach; die Alte iſt im Stande, uns wirklich im Stiche zu laſſen, und wenn unſere Rechnungen einmal getilgt ſind, ſo können wir gleich wieder einen neuen Pump anlegen.

„Johannes Müller!“ ſagte der Fuhrmann und trommelte beifällig auf den Tiſch, „ſchöner Name; der wird bei der alten Jungfer einen gewaltigen Eindruck gemacht haben; habt Ihr den Namen erfunden?“

„Allerdings!“ ſagte die Frau, und es glitt ein leiſes Lächeln über ihre Züge.

„Alſo machen wir die Geſchichte ſo,“ nahm der Jäger das Wort, „rechnen unſere Schuld ab, das heißt theilweiſe; denn etwas klingende Münze müſſen wir ſchon in die Hand bekommen, Ihr werdet es ſelbſt einſehen. Ich brauche ſehr nothwendig einiges Geld.“

„Ihr habt mich immer bereitwillig erfunden,“ entgegnete die Frau, „und ich will auch dieſes Mal nicht knauſerig gegen Euch ſein.“

„Aber wird jetzt die Geſchichte weiter gehen?“ ſagte gierig der Fuhrmann; „ſo einem famoſen Schatz, wie der Herr Johannes Müller, ſind 400 fl. ein wahres Lumpengeld, um was der Johannes Müller nicht Alles gelernt haben wird.“

„Und wie er ſo fromm und tugendſam iſt!“ ſagte der Jäger.

„Ja," setzte die Frau lächelnd hinzu, „und wird nächstens Pfarrer werden, und das kann gar nicht lange mehr anstehen." — Und darauf lachten alle Drei laut hinaus und freuten sich ungeheuer über ihre außerordentliche Erfindung.

Dieses Lachen wurde plötzlich unterbrochen durch den Eintritt eines neuen Gastes in der Person Joseph Pierrot's. Dieser treue Diener schien in schlechter Laune zu sein und hatte offenbar gehofft, die kleine Kneipe leer zu finden, um mit der Frau Schilder ein vertrauliches Wort sprechen zu können. Herr Pierrot war sehr unangenehm überrascht, als er die Beiden hier sitzen sah, und diese Ueberraschung verwandelte sich durchaus in keine erfreuliche, als er im Eintreten die beiden jungen Scherpelmann erkannte. Doch wußte er sich als Mann von Welt augenblicklich zu fassen und ließ sich mit vieler Seelenruhe am unteren Ende des Tisches nieder.

Die Anderen sahen ihres Theils den Patienten ebenfalls mit keiner großen Freude eintreten. Ja Herr Friedrich murmelte etwas von einem lästigen Gesellen, und Herr Konrad ließ eine zarte Anspielung auf einiges Hinauswerfen mit gedämpfter Stimme vernehmen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Handelt von einem Zusammentreffen der Gebrüder Schoppelmann mit dem Bedienten des Helden dieser Geschichte.

Wir haben schon gesagt, daß sich der getreue Pierrot in schlechter Laune zu befinden schien, und können versichern, daß dem also war. Er hatte diesen Morgen beim Kaffee die gewöhnlichen Versuche gemacht, mit seinem Herrn ein paar passende Worte über den bewußten Gegenstand zu wechseln, er war aber als zudringlich und naseweis erklärt worden, und man hatte ihm aufgegeben, sich künftig nur um seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern und namentlich nie mehr den Namen dieses Mädchens in sein ungewaschenes Maul zu nehmen. Ja, das hatte sein Herr sogar in der Gegenwart des Herrn Rathes gesagt, und dieser hatte dazu gelächelt und beigefügt: „Ich habe es dem Joseph schon oft gesagt, er solle sich nicht in Sachen mischen, die ihn nichts angehen, er solle sich überhaupt nur um seinen Dienst bekümmern, sonst werde man sich einmal genöthigt sehen, ihn um

ein Haus weiter zu schicken.“ Mit diesem sehr unfreundlichen und untröstlichen Bescheid war der arme Pierrot zu seinem Rapport beim Justizrath gegangen, und dieser hatte sich durch den magren Bericht, welchen ihm der Spion in Betreff der ganzen Angelegenheit mittheilte, nicht bewogen gefunden, etwas zur Erheiterung seines Dieners beizutragen.

Die drei jungen Herren, die hier zusammen beim Wein saßen, schienen indessen einander mehr und mehr überflüssig zu finden. Nach einem kurzen Stillschweigen sagte der Fuhrmann: „Wenn die Weinschenke der Frau Schilden anfängt, eine Kneipe für Stiefelwichser zu werden, so können sich anständige Leute bald nicht mehr hier sehen lassen.“

Statt aller Antwort ließ sich Joseph Pierrot einen Schoppen vom Allerbesten geben und murmelte zwischen den Zähnen, es sei schauerlich, daß sich jetzt gewisse Leute nicht schämten und sich am hellen Tage sehen ließen. Der Fuhrmann schien hierüber die Offensive ergreifen zu wollen und schlug mit der Faust so derb vor sich auf den Tisch, daß das Glas des Bedienten hoch empor fuhr und Einiges von seinem edlen Inhalte verspritzte.

Die Wirthin, die ebenfalls am Tische saß, schien gar nicht aufgelegt, eine vermittelnde Rolle zu spielen; denn sie sah, ohne ein Wort zu sprechen, bald den Einen, bald den Anderen an; nachdem sich aber die Zeichen der immer heftiger werdenden Entrüstung mehrten und der Jäger seine leere Flasche in der Hand wog, in der augenscheinlichen Absicht, sie dem Bedienten bei dem nächsten Wort an den Kopf zu werfen, schlug sie ihrerseits mit der Faust auf den Tisch und sagte: „Ich will Ruhe haben in meinem Hause, ich will keine Zänkereien, und namentlich nichts dergleichen unter meinen genauen Bekannten!“

„Was Teufel!“ sagte der Jäger und setzte seine Flasche

nieder: „der da zählt ſich auch zu Euren genauen Bekannten? Na, da gratulire ich, dann wollen wir Euch den Titel für uns ſchenken — nicht wahr, Fritz?“

„Allerdings,“ entgegnete der Fuhrmann, „dann ſeht uns lieber als vollkommene Fremde an!“

„Ihr müßt immer ſtreiten!“ erwiederte die Frau: „was habt Ihr denn mit dem da, was hat er Euch zu Leid gethan?“

Statt aller Antwort ſpuckte der Jäger ingrimmig vor ſich auf den Boden und warf dem Bedienten einen böſen Blick zu.

„Ihr haßt ihn,“ fuhr die Frau achſelzuckend fort, „weil er der Bediente ſeines Herrn iſt. Dummes Zeug! Meint denn Ihr Beiden, der könne was dafür, wenn ſein Herr Streiche macht, die Euch nicht gefallen?“

Pierrot ſah die Frau einen Augenblick verwundert an, dann ſpielte er den Gekränkten und that einen mächtigen Zug aus ſeinem Glaſe.

„Deßhalb muß der arme Teufel bei ſeinem Herrn bleiben,“ fuhr die Wirthin fort, „weil er keinen anderen Herrn hat. Verſchafft ihm einen, und er wird dankbar ſein!“

„Was hat er hier in der Gegend unſeres Hauſes zu ſchaffen?“ ſagte hitzig der Fuhrmann, „was braucht er hier herumzukundſchaften?“

„Ja, ja, er ſoll ſich in Acht nehmen,“ ſetzte der Jäger hinzu, „er und ſein Herr! Es ſoll mir wahrhaftig auf ein paar Loth Blei nicht ankommen, um Beiden ihren Hirnkaſten auszutapezieren. Wir brauchen nicht noch obendrein ſo ſchuftige Bediente, die unſeren Mädeln nachlaufen. Bleibt Ihr droben in Eurem Stadtviertel! Euer Herr ſoll daher kommen, wenn er Luſt hat, und ſeine eigene Haut hier zu Markte tragen.“

„Habt Ihr denn nicht gehört, was ich vorhin geſagt,“

ſprach die Frau heftig und zog Joſeph auf ſeinen Sitz zurück, der im Begriff zu ſein ſchien, den ſchnippigen Bedienten auf eine kräftige Art zu erwiedern. „Der da iſt ſo gut ein Kind aus dem Volk wie Ihr, und der würde gewiß ſeinen Herrn nicht unterſtützen, wenn er ſchlechte Abſichten auf Eure ... nun ja, gerade heraus — Eure Schweſter hätte. Nicht wahr, Joſeph?“

„Ja, gewiß,“ entgegnete dieſer im Gefühl der erlittenen Kränkung von heute Morgen, „ich habe die Hudeleien ſatt.“

„Hört Ihr wohl?“ rief die Frau fort: „er will nichts mehr von dieſen Hudeleien; das hat er mir ſchon oft geſagt. Nun, gebt Euch zufrieden, es ſtände Euch wahrhaftig beſſer an, mit dem in gutem Einverſtändniß zu ſtehen; er kann Euch nützen und ſchaden.“

Joſeph war einigermaßen erſtaunt und wußte nicht recht, welchen Grund die Wirthin hatte, ihn mit den beiden Söhnen der Gemüſehändlerin in gutes Einverſtändniß zu ſetzen.

Madame Schilder wußte aber ganz genau, was ſie that. Erſtens war ſie durch den Jäger unterrichtet worden, daß Jungfer Clementine Strebeling mit dem luſtigen Raabe auf der Promenade jene Zuſammenkunft gehabt hatte; und dem geneigten Leſer wird es bekannt ſein, daß Niemand anders als der Herr Sidel es war, dem ſie den Namen des Herrn J. Müller beigelegt. Nun konnte wohl der Fall eintreten, daß ſie in dieſer Sache die Verſchwiegenheit Joſeph's gebrauchen konnte, ohne denſelben deßhalb in ihr Geheimniß einzuweihen. Clementine kannte den Bedienten und konnte ſich wohl einmal veranlaßt ſehen, wenn er in ihrer engen Gaſſe herumſtreifte, ihm ein freundliches Wort an Herrn J. Müller zu ſagen. Sie mußte dann das Ganze als einen harmloſen Scherz darzuſtellen wiſſen, den ſich die beiden Schoppelmänner mit der alten Jungfer, ihrer Hausgenoſſin, erlaubt, und zu dem

Zwecke war es nothwendig, eine gewiſſe Freundſchaft zwiſchen dieſen beiden Partheien zu ſtiften. Ferner hatte ſie eine, obgleich unbeſtimmte, aber richtige Ahnung davon, daß Herr Eugen Stillfried in Betreff der ſchönen Katharine noch einmal hier in der Gegend ihres Hauſes in unangenehme Händel verwickelt werden würde, und es war ihr, aus dieſem Geſichtspunkte betrachtet, Alles daran gelegen, den Bedienten als gezwungenen Mitſchuldigen darzuſtellen, als Jemanden, der mit den Handlungen ſeines Herrn durchaus nicht einverſtanden, der aber ſtets gezwungen iſt, ſeinem Biſſen Brod zu Liebe dem gegebenen Befehle nachzukommen. Eine Hand wäſcht in dieſer Welt die andere, und es war ihr, wie ſchon bemerkt, nicht gleichgültig, ob ihr Freund Joſeph bei einem Zuſammenſtoße mit den Söhnen der Gemüſehändlerin als Mitſchuldiger oder als unglückliches Opfer der Bediententreue angeſehen wurde.

Sie that daher Alles, um die Streitenden auszuſöhnen. Sie rückte die Schorrengläſer auf dem Tiſche zuſammen, ſie ſtieß bald den Einen, bald den Andern freundſchaftlich in die Rippen, und machte heimlicher Weiſe die verſchiedenſten Zeichen und Bewegungen, um die ſtreitſüchtigen Männer zu einem gegenſeitigen freundlicheren Blick oder auch nur zu einem gleichgültigen Wort und Geſpräch zu veranlaſſen.

Das aber war längere Zeit umſonſt, und die Drei ſaßen da wie eben ſo viele knurrige, biſſige Hunde, welche nur die Peitſche des Herrn zurückhält, über einander herzufallen. Und dieſe Peitſche war die ſcharfe und ſpitzige Zunge der Frau Schilder.

„Geht, geht!“ ſagte ſie nach einer längeren Pauſe; „man muß ſich Euer ſchämen. Ihr betragt Euch wahrhaftig wie die Schulbuben, welche einander die Aepfel aufgegeſſen. Der

Teufel auch! wir gehören zu Einer Klasse und sind angewiesen, mit einander Frieden zu halten. Die da oben scheeren uns doch den Pelz, wo sie können, und freuen sich, wenn wir uns zanken, und wünschen deßhalb so Jeden allein vornehmen zu können. Nur Einigkeit macht stark, und was könnten wir nicht alles ausführen, wenn wir Vier unter uns fest zusammen hielten! Das kann ich Euch versichern," fuhr sie mit leiser Stimme fort, und stieß den Jäger mit dem Ellbogen an, „es ist sonst gegen meine Grundsätze, Jemanden in's Gesicht hinein zu loben; aber der Joseph da ist ein ganz verfluchter Kerl, der sich vor dem Teufel nicht fürchtet, und der schon schöne Geschichten bestanden hat. Ich gebe Euch mein Wort darauf, mit dem dürft Ihr Euch unbedingt einlassen."

Diese sehr empfehlende Rede hatte die Folge, daß der Jäger den Kopf ein wenig erhob und den Blick eine Sekunde lang weniger unfreundlich auf dem Gesichte des getreuen Dieners ruhen ließ.

Joseph sah in diesem Augenblicke sehr harmlos, ja man könnte fast sagen, gerührt aus. Ihm schien zu Muthe zu sein, wie einem Schulkinde, das wegen tadellosen, sehr schönen Betragens vor der ganzen Klasse öffentliches Lob erhält.

Er zog die Achseln sehr in die Höhe und sagte seufzend: „Es ist traurig für unser einen, daß wir immer mitzuleiden haben, wenn die Herrschaft dumme Streiche macht, ja, doppelt zu leiden, denn erstens wird man zu Hause ausgescholten und herumgeputzt, und zweitens verliert man seinen guten Ruf und wird von angesehenen Leuten und Ehrenmännern scheel angesehen, wie dies jetzt hier der Fall." — Damit machte Pierrot eine sprechende Handbewegung.

Dieser getreue Diener hatte bei der Rede der Frau Schilder

vorhin das Für und Wider ihrer Ermahnungen bei ſich genau überlegt, und war zu dem Reſultate gelangt, daß ein Bündniß mit den beiden jungen Schorrelmann ihm für ſeine Zwecke ebenfalls nur nützlich ſein könnte, und daß ihm eine neue Anknüpfung an das Haus der Gemüſehändlerin bei dem Juſtizrath Werner ſehr zur Empfehlung dienen würde. Deßhalb leiſtete er auch nach einiger Zeit den Winken der Wirthin Folge und ſchob ſein Glas etwas gegen die Mitte des Tiſches hin, gewiß in der freundſchaftlichen Abſicht, mit dem Jäger und dem Fuhrmann anzuſtoßen. Doch dauerte es längere Zeit und waren viele ermahnende Püffe der Frau Schilder nothwendig, um den Fuhrmann zu vermögen, ſeine Fauſt mit dem Glaſe ebenfalls einen Zoll weit von ſich wegzuſtrecken.

Nachdem dies endlich geſchehen und ſo ein erſter Anknüpfungspunkt gefunden war, fand ſich durch die Klugheit der Wirthin bald ein beſſeres Einverſtändniß unter den Dreien. Sie brachten Gegenſtände zur Sprache, über deren Vortrefflichkeit im Voraus Alle ſchon im Reinen waren und ſich deßhalb nicht zu zanken brauchten, wie z. B., daß unſer Nachbar, der mehr beſitzt wie wir, als eine gefundene Beute anzuſehen ſei, daß man überhaupt aus ſeiner eigenen Klugheit, wie aus dem Leichtſinn unſerer Nebenmenſchen ſtets den beſten Vortheil ziehen müſſe und dergleichen mehr. Dann gieng das Geſpräch mehr in's Einzelne, und von der Frau Schilder angeregt, machte man ſich über den Herrn Sidel bedeutend luſtig, der — wie die Wirthin mit beſonderer Betonung hervorhob — mit einer alten Jungfer aus der Nachbarſchaft ein Verhältniß angeſponnen habe. „Natürlich,“ ſetzte ſie hinzu, „dieſe alte Jungfer hat Geld, und jener Herr wird ſchon wiſſen, was er treibt.“

Während dieſer letzten Worte blinzelte der Fuhrmann dem

Jäger zu und ſagte alsdann zu Joſeph: „Es verſteht ſich von ſelbſt, daß alles, was wir hier ſprechen, unter uns bleibt.“

Auch des Herrn Eugen Stillfried wurde nun gedacht; doch ſtießen die beiden Schoppelmann nicht geradezu Drohungen gegen ihn aus, denn um dies zu thun, trauten ſie dem Diener doch noch zu wenig.

„Ja, ja, es iſt ein charmanter Herr,“ ſagte der Jäger mit ſonderbarem Lächeln, „und unſere Familie ſollte ſich eigentlich geehrt fühlen.“

„Das thut die Katharine auch,“ ſetzte der Fuhrmann hinzu; „und was uns anbetrifft, ſo können und wollen wir nicht viel machen.“ — Dabei ſtieß er unter dem Tiſche ſeinen Bruder mit dem Fuße an; und der Jäger ließ ſeinen Zorn weiter aus, indem er ein großes Glas auf einmal hinunterſtürzte.

„Man muß den jungen Leuten ihr Vergnügen laſſen,“ meinte die Wirthin. „Du lieber Gott, die wollen ſich auch amuſiren! — Aber es wäre doch ein großer Spaß, wenn der Herr Eugen einmal Eurer Schweſter Katharine einen heimlichen Beſuch machte!“

„Ja, das wäre allerdings ein großer Spaß,“ ſagte der Jäger, und ſein Auge funkelte ſonderbar dabei.

Joſeph aber dachte: „Damit wäre auch dem Juſtizrath geholfen und alſo mir ebenfalls. Nun, wer weiß, was ſich im Laufe der Zeit nicht noch alles begibt!“

Bald hatten die Drei ihre Quantität Wein zu ſich genommen; Joſeph mußte nach Hauſe, und die Söhne der Gemüſehändlerin brachen ebenfalls auf.

Stehenden Fußes aber ſchenkte ihnen die Wirthin noch ein Glas extra-feinen ein, worauf das Anſtoßen noch viel beſſer und herzlicher von Statten gieng. Alsdann trennten ſie ſich auch mit

einer ziemlich guten Meinung von einander, und während Joſeph auf dem Heimwege dachte, die beiden Schoppelmänner ſeien zwar verfluchte Hallunken, doch recht ordentliche Kerle, ſagte dagegen der Fuhrmann zum Jäger: „Der Bediente iſt freilich ein dummes Thier, aber doch nicht ſo ſchlimm, wie ich mir gedacht.“

Frau Schilder hatte ebenfalls ihre Gedanken; doch da ſie nicht laut mit ſich ſprach, ſo können wir nicht genau angeben, was ihren Geiſt bewegte; ſo viel aber wiſſen wir, daß ſie ihre Hausthüre ſchloß und in ihr oberes Zimmer hinauf ſtieg, um ein Kapitälchen von mehreren Hundert Gulden nachzuzählen.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

Enthält Unterredungen in der Küche gemüthlicher und wehmüthiger Art.

Seitdem Madame Schoppelmann aus dem Küchenbuche des Stillfried'ſchen Hauſes als Lieferantin ausgeſtrichen worden, verſank Martha, die Köchin, in eine gelinde Schwermuth. Sie hatte anfänglich geglaubt, hinter den Augen der Staatsrätbin doch noch von der dicken Gemüſehändlerin das Nothwendigſte und Beſte beziehen zu können, und hatte auch in dieſer Richtung einen Antrag an ſie geſtellt, den aber Madame Schoppelmann mit Verachtung von ſich wies. „Wenn ich Gurer Dam' nicht mehr gut genug bin und nicht mehr Gurer Frau ins Haus kommen ſoll, ſo bin ich dagegen viel zu ſtolz, um mich durch die Hinterthüre zu ſchleichen. Für Euch thut es mir leid," ſetzte ſie halb gerührt zur Köchin hinzu; „aber das kann ich Euch verſichern, Eure Frau oben wird noch viel darum geben und einſtens noch einmal ſehr froh darüber ſein, wenn die Frau Schoppelmann wieder kommt und ihr einen guten Tag wünſcht. — Ge-

nug davon! Euer Haus iſt ein reſpektables Haus, das wird kein Menſch läugnen, aber es gibt noch viele dergleichen, noch recht viele ähnliche. Aber — nun, ich will mich nicht ſelbſt loben, und doch kann ich es mit Stolz ſagen — es gibt in der hieſigen Stadt nur Eine Frau Schoppelmann.“

Und darin hatte die Gemüſehändlerin vollkommen Recht. Die Köchin empfand dies aufs Allerſchmerzlichſte; aber auch die Staatsräthin ſelbſt hatte nicht wenig unter dem Wechſel ihrer Lieferantin zu leiden. Wir können es leider nicht verſchweigen, daß die alte Dame ſeit jenem Tage lauter mangelhafte Diners bekam. Gute Fiſche kamen gar nicht mehr auf ihren Tiſch; das Geflügel, ſtatt gemäſtet zu ſein, ſah aus, als habe es krankheitshalber eine Hungerkur durchgemacht; das Gemüſe war ſchlecht und dürftig, und von neuen, feinen Gemüſen war gar keine Rede mehr. Umſonſt hatte die Staatsräthin ſchon einige Mal ſelbſt, und ſogar durch den Juſtizrath, dieſe Angelegenheit unten in der Küche ermahnend und warnend zur Sprache gebracht; umſonſt hatte ſie die Drohung ausgeſprochen, wenn ſich dieſe Geſchichten da unten nicht ändern würden, ſo ſähe ſie ſich in die Nothwendigkeit verſetzt, in ihrem Hauſe eine allgemeine Aenderung eintreten zu laſſen — Alles umſonſt. Die Familie in der Küche hatte ſich gegen die Familie droben verſchworen, und die Familie droben mußte nachgeben, wie das ſo oft in dieſer Welt geſchieht, wenn eine geſinnungstüchtige Dienerſchaft feſt zuſammenhaltend gegen die Herrſchaft conſpirirt.

„Sei Sie vernünftig!“ ſagte der Jakob zur Köchin; „laſſ Sie es jetzt in dieſer Geſchichte genug ſein; am Ende wird Sie doch noch und wir alle mit Ihr den Kürzeren ziehen müſſen. Mach Sie beſſere Einkäufe für den Tiſch droben. Der Teufel auch! wenn ich die Staatsräthin wäre, ich hätt's ſchon lange geändert.“

„Ja, ja,“ fügte der Kutscher hinzu, [illegible] auf seinem alten Platz unter der Schwarzwälderuhr und [illegible] ein paar Steigbügel, die sehr rostig geworden waren, da sie Niemand — Gott weiß, wie viel Jahre lang! — gebraucht hatte. „Ja, ja, jetzt lass' Sie es gut sein, Martha. Da ist noch eine andere Lieferantin, eine gewisse Frau Weber . . .“

„Mit der soll ich mich einlassen?“ schrie die Köchin und schwang ihr Schlachtmesser mit einem entsetzlichen Blick über ein paar unscheinbare Hühner, wahre Jammergestalten, die vor ihr auf dem Tische lagen. „Zu dieser Weber sollte ich gehen?“ wiederholte sie; „zur Todfeindin der Frau Schoppelmann? Nie!“

Martin nahm eine Prise und machte die Schnalle an einem Steigbügel, den er geputzt, laut lachend in den Riemen. „Das Weibervolk ist unverbesserlich!“ sagte er alsdann, und Jakob setzte hinzu: „Und lächerlich in ihrem Hasse, wie in ihrer Freundschaft. — Ja,“ schloß der Kutscher, „und hartnäckig wie alte Kutschenpferde!“

Nanette, das Stubenmädchen, saß nähend in der Ecke der Küche, und da man sie, das junge, unreife Ding von sechsunddreißig Jahren, nicht zum Sprechen aufforderte, so hatte sie auch nicht den Muth, sich einzumischen.

„Ja,“ rief die Köchin laut hinaus, „es war eine brave Frau, die Schoppelmann. Aber ihr Männer habt von so etwas keinen Begriff. Fragt die Nanett' da hinten, wie man sich auf die dicke Frau verlassen konnte. Du lieber Gott auch, wie wußte die auswendig, was ich brauchte! wie konnte sie so schön mit mir überlegen!“

„Ja, das muß schon wahr sein,“ erwiederte lachend Jakob, indem er die Gewichte der Schwarzwälderuhr richtete, „überlegt

habt ihr lange genug zusammen. Das war immer wie 'ne Stadtrathssitzung."

Martha hatte beide Arme vor sich auf den Küchentisch gestützt, schien auf die Worte Jakob's nicht zu achten und schaute schwermüthig zum Fenster hinaus. „An den Fingern konnte sie mir abzählen," sagte sie nach einer längeren Pause, „was gekocht werden mußte. Ach, sie wußte besser, was gestern auf dem Tische war, wie ich selber! — Schätzchen, konnte sie sagen, Ihr habt erst gestern Forellen gehabt und kleine Erbsen mit jungen Hühnern; heute muß 's was Pikanteres sein: Spargel mit rohem Schinken, vielleicht vorher ein kleines Roastbeaf und hintennach meinethalben gebackene Karpfen. Es sind vortreffliche angekommen. — — — So sprach sie, und darauf konnte man sich verlassen. Ach, und das Geflügel, das sie einem lieferte! Seht euch diese verrigen, miserablen Dinger hier an; und das sind fast die einzigen, die ich auf dem Markt bekommen habe. O, 's ist nicht zum Aushalten; ich werde darüber zu Grunde gehen!"

„Ich versichere Euch, Martha," nahm Jakob nach einer kleinen Pause das Wort, „all das Geplärr' nützt Euch gar nichts. Nun ja, ich will Euch zugeben, daß es Euch etwas schwerer geworden ist, für den Tisch zu sorgen, nie vorher, wo Euch so zu sagen die gebratenen Tauben ins Maul geflogen sind; aber da oben ist einmal befohlen worden, die Schorrelmann solle nicht mehr ins Haus, und Ihr solltet doch die Herrschaft genugsam kennen, um zu wissen, daß da ein einmal gegebener Befehl nicht zurückgenommen wird, namentlich ein Befehl', von dem wir alle wissen, wo er sich herschreibt."

„Das ist gerade das Traurige!" seufzte die Köchin; „ach! ich weiß das wohl."

„Nun, wenn Ihr's wißt," entgegnete der alte Bediente, „so laßt Euer dummes Zeug bleiben. Wir sind einmal der Herrschaft wegen da, und die Herrschaft nicht wegen uns. Glaubt mir, es thut nicht lange mehr gut. Er macht überhaupt schon so merkwürdige Augen an uns alle hin, ich erwarte jeden Tag ein großes Gewitter, das uns allen zusammen auf die Köpfe schlagen wird."

„Ja, ja," sagte Martin, „es ist nicht ganz geheuer mehr. Hat Er nicht neulich gesagt: Martin, Eure Pferde werden alt, die wird man doch nächstens abschaffen müssen! Und als ich darauf entgegnete: Herr Justizrath, so alte, sichere Pferde sind besser als die jungen, namentlich für eine Dame, wie die gnädige Frau, die einfach und solid gefahren sein will, und, Herr Justizrath, ich trenne mich nicht von meinen Pferden. . ."

„Nun, was gab er da zur Antwort?" fragte der Bediente.

„Da gab er mir also zur Antwort: Dann ist es besser, wenn ihr alle drei geht."

Hier stieß die Köchin, die sich abgewandt hatte, einen tiefen Seufzer aus, und eines jener unglücklichen Hühner fiel von ihrer mordgierigen Hand.

„Ihr wißt," fuhr der Kutscher fort, „daß ich auf dem rechten Ohr nicht gut höre, desto besser dagegen auf dem linken. Wenn ich mich nun so recht schief vorn auf den Bock hinsetze, und wenn ich hören will, was sie in der Caleſche sprechen, so entgeht mir keine Sylbe; und da war denn gestern über uns von allerlei die Rede, von Widerspänstigkeit und sträflichem Zusammenhalt, und wie das nicht mehr länger so fortgehen könne und man ein Ende machen wolle, und dergleichen mehr. Auch wurde

weiter von einer Reiſe geſprochen, und daß man das Haus hier zuſchließen könne. Das alles hörte ich, während wir draußen auf der Chauſſee fuhren; dann aber kamen wir aufs Pflaſter, und da rappelte der Wagen ſo, daß ich keine Sylbe weiter verſtand."

„Ja, ja," ſagte der Bediente kopfſchüttelnd; „dergleichen hat er wohl vor; und es wird hernach wohl ſo weit kommen, was aber ein großes Unglück wäre — nicht für uns, aber für dieſe anſtändige Familie. Hier kann er eigentlich nicht viel machen; aber wenn er die gnädige Frau in einer anderen Stadt allein unter die Hand bekommt, da kann Niemand mehr helfen, und da geht das ſchöne Vermögen hinaus wie der Wind." — Bei dieſen Worten ließ der alte Diener den Kopf auf die Bruſt ſinken und verfiel in tiefes Nachdenken.

Auch das zweite Huhn ließ jetzt ſein junges Leben.

Die ganze Dienerſchaft in der Küche war in dieſem Augenblicke dergeſtalt mit ihren Gedanken beſchäftigt, daß Keines vernahm, wie die große Hausthüre, welche ausnahmsweiſe heute Morgen nur angelehnt war, langſam geöffnet und wieder verſchloſſen wurde.

„So," ſagte Martin, der Kutſcher, „jetzt ſind meine Bügel wieder blank geputzt, jetzt können ſie nichts Beſſeres thun, als wieder nach und nach roſtig werden."

„Dann bleibt Ihr auch in der Uebung," ſagte Jakob, „mit dem Putzen nämlich."

„Ach, ich putzte meine Eiſen ſelbſt ſehr gern," entgegnete der Kutſcher, „wenn es nur einen vernünftigen Grund hätte. Aber ſie ſind nichts in dem Hauſe hier; ich verſichere Euch, ein Kutſcher wie ich der muß hier ganz verſauern. Da in kurzem

Trab die Caleſche herumzufahren, das iſt ein ekelhaftes Geſchäft; ich weiß gar nicht mehr, wie es einem zu Muthe iſt mit zwei Pferden in der Hand, die Einem etwas zu ſchaffen machen, die in die Zügel hineingehen und die man ein Bißchen zu halten hat. — Pfui Teufel! Da ſind meine beiden Braunen; die wären heute noch ſchneidig, wie das Donnerwetter; aber die ſind von dem ewigen Schrittfahren ganz roſtig geworden. Nein, ich verſichere Euch, ich werde mich nächſtens an eine Droſchke vermiethen."

„Und ich mich an ein Speiſehaus, wo man für ſechs Kreuzer kocht," ſagte ingrimmig die Köchin.

„Ja, wir kämen ſchon durch die Welt," meinte der alte Jakob; „aber was fangen wir mit der Nanett' da hinten an? So ein junges Ding kann nicht für ſich allein ſorgen."

„Ja, ja, ſehr verwöhnt iſt ſie hier in dem Hauſe geworden," meinte Martha.

„Vor allen Dingen," ſetzte Jakob hinzu, „müßte man dem Kind eine gute Anſtellung verſchaffen."

Der Kutſcher hielt ſeine beiden Steigbügel in die Höhe und ließ ſie in dem Lichte, das ſchräg zur Küchenthüre herein fiel, funkeln; dann ließ er ſie zuſammenklingeln, und dabei verzog ſich ſein Geſicht zu einem trüben, melancholiſchen Lächeln. „Was könnte das Haus ſein!" ſagte er dann nach einer Weile, „ſechs Pferde im Stall wäre eine Kleinigkeit, darunter ein paar famoſe Reitpferde, und die ſchönen alten Sättel darauf, die wir haben, und hier die Steigbügel daran. O, es iſt ſehr traurig! Warum iſt doch der junge Herr nicht bei uns geblieben! Da wär's ſchon ein anderes Leben, und ich führte ihm ſeinen ſchönen Rappen heraus, und ich hielt ihm ſo den Bügel. — Ah!" .

„Ja, das wäre ſchön,“ meinte dann die Köchin, „und dann gäbe es Einladungen und große Diners.

„Auch vielleicht Bälle,“ ſetzte Nanette, das Kind, hinzu.

„Nicht ſo übel,“ meinte Jakob, „und das Silberzeug käme dann wieder aus ſeinem Gefängniß heraus. Freilich, freilich, hier in dem Hauſe könnte Vieles anders ſein, und ich habe immer die Hoffnung, daß es noch einmal anders wird. Man muß an nichts verzweifeln; alles das kann noch einmal wieder gut werden.“

„Dazu ſage ich Amen!“ ließ ſich jetzt plötzlich eine Stimme hinter der Küchenthüre vernehmen; und wenn dieſe Einmiſchung in ihr vertrauliches Geſpräch die Dienerſchaft an und für ſich ſchon bedeutend aufſchreckte, ſo war ihre Beſtürzung, ihr Erſtaunen, ihre Verwunderung noch ungleich größer, ja, gar nicht zu beſchreiben, als ſie nun aufblickten und den erkannten, der ihnen dieſes Amen zugerufen.

Hinter der Küchenthüre ſtand nämlich Niemand anders, als der junge Herr Eugen Stillfried, der die Gruppe vor ſich lächelnd betrachtete. Die allgemeine Aufregung, die nun bei dieſen guten Leuten einer momentanen Erſtarrung folgte, war ebenſo ergötzlich als rührend. Martha half ſich mit dem Hauptattribut ihres Geſchlechts, der Schürze nämlich, aus der Verlegenheit heraus und in die Rührung hinein, indem ſie einige wirkliche Thränen abtrocknete. Martin, der Kutſcher, der ſchon glaubte, die Zeiten haben ſich nach ſeinen Phantaſieen umgeändert, wollte ein kräftiges Hurrah! ausſtoßen, doch verſchloß ihm die Hand Jakob's, des Ruhigſten und Bedächtigſten von Allen, den Mund; auch war dieſer Letztere der Einzige, der den ſo unerwartet Eingetre-

tenen bewillkommte und begrüßte. Nicht als ob Jakob in diesem außerordentlichen Momente nicht ebenfalls ergriffen gewesen wäre; seine Stimme zitterte, als er den jungen Herrn begrüßte, und seine Augen hatten einen seltsamen Glanz.

Eugen reichte jedem der Anwesenden die Hand, sogar das kindliche Stubenmädchen gieng hiebei nicht leer aus; und da dieselbe von der alten Martha, welche in Einem fort Thränen der Rührung weinte, mit angesteckt wurde, so verhüllte sie ebenfalls ihr Gesicht, so daß sich Martin am Ende auch nicht mehr halten konnte, sein breites Maul grinsend zu verziehen. Kurz, es war eine Scene des conservativ-legitimsten Entzückens.

„Ich freue mich in der That sehr," sagte Eugen nach einer Pause, „daß Ihr meiner noch zu gedenken scheint. Was mich anbetrifft, so habe auch ich wahrhaftig Keines von Euch vergessen."

„Und jetzt bleiben Sie wieder bei uns?" schluchzte die Köchin: „ach, das wären Freudentage für uns alle!" — Bei diesen Worten schauten die Anderen alle auf den jungen Herrn des Hauses.

„Hiezu kann ich leider nicht Ja sagen," entgegnete dieser; „ich will nicht geradezu glauben, daß es eine Unmöglichkeit sei, aber — nun, vor der Hand bin ich wenigstens daher gekommen, um meine Mutter zu sprechen."

„Ah!" rief Jakob mit freudestrahlendem Gesicht.

„Und was meinst du nun?" fuhr Eugen zu dem alten Diener gewendet, fort, „willst du mich bei der Madame melden! oder soll ich so ohne Weiteres zu ihr hinaufgehen?"

Jakob zuckte die Achseln und sann einen Augenblick nach. „Das ist wahrhaftig schwer zu sagen," meinte er nach einer Weile; „die gnädige Frau werden mit jedem Tage verdrießlicher

und abstoßender; mein Rath wäre, daß Sie geraden Weges hinauf giengen und zu ihr in das Zimmer träten; denn, wenn ich Sie vorher anmelde, so muß ich leider gestehen, daß ich im Voraus überzeugt bin, sie wird Sie unter keiner Bedingung empfangen."

„Das ist sehr traurig," sagte Eugen, und ein Schatten flog über seine hellen, freundlichen Züge. Doch tilgte er ihn mit der Hand hinweg und sagte leise seufzend: „Nun, ich konnte das im Grunde nicht anders erwarten, hab's mir auch selber gedacht, und ich glaube, du hast Recht. Gehen wir hinauf und versuchen wir in Gottes Namen unser Heil! — Euch," wandte er sich an die Uebrigen, „sehe ich später schon wieder; und ich habe mich recht sehr gefreut, wie ich gesehen, daß es Euch wohl geht."

Martha sowie der Kutscher konnten sich nicht enthalten, ihren jungen Herrn bis an die Treppe zu begleiten, und als er hinaufstieg, setzte sich die Köchin, die alte Person, auf die unterste Stufe der Treppe und weinte bitterlich. Ja, sie hatte das Haus noch in seinem Glanze gekannt, sie wußte sich noch des Tages zu erinnern, wo Eugen geboren wurde, sie hatte so zu sagen seinen ersten Schrei gehört und hatte den ersten Milchbrei für ihn gekocht. Das alles gieng jetzt an ihrem Geiste vorüber und stimmte sie unendlich traurig.

Martin meinte dagegen, es sei mit den Weibsleuten, wenn sie einmal ins Weinen hineingerathen, gar kein vernünftiges Wort zu sprechen, und gieng deßhalb in den Stall zu seinen Pferden. Doch war er ebenfalls recht wehmüthig gestimmt, und als er in der Geschirrkammer den kleinen Sattel sah, auf welchem der kleine Eugen damals auf dem kleinen Boni geritten, so wurde ihm ebenfalls gar sonderbar zu Muthe, und er konnte

ſeine Ruhe nur dadurch bewahren, daß er mit lauter Stimme anfieng zu ſingen:

Nichts Schön'res gibt's auf Erden doch
Als wie ein Kutſcher zu ſein.

und erſt, nachdem er dieſes berühmte Lied, das vierundzwanzig Verſe hat, zweimal durchgeſungen, ward ihm wieder wohl zu Muth, und er fühlte ſich heiter.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Ein Geſpräch zwiſchen Mutter und Sohn, in Folge deſſen der Letztere gute Vorſätze faßt, die aber leider nicht zur Ausführung kommen.

Droben in ihrem Zimmer ſaß die Staatsräthin in der Fenſterniſche, wie gewöhnlich, ſie hatte vor ſich auf dem Tiſche ein kleines Schreibpult ſtehen und ſchien emſig mit einem Briefe beſchäftigt zu ſein, denn ſie ſchrieb eifrig und in Einem fort und ſchaute nicht einmal in die Höhe, als die Thüre des Zimmers langſam geöffnet und ebenſo wieder geſchloſſen wurde.

„Es iſt Jakob," dachte ſie, „der Zeitungen oder Bücher, die eben angekommen, in das Zimmer bringt." — Das kam des Morgens häufig vor. Die Thüre, die ſich vorhin geöffnet und geſchloſſen, befand ſich faſt in ihrem Rücken, und ſie hätte ſich beinahe ganz herumdrehen müſſen, um nach dem Bedienten zu ſchauen. Darum blieb ſie ruhig bei ihrer Beſchäftigung.

Nach einigen Augenblicken aber hörte ſie, daß der, welcher eben ins Zimmer gekommen, nicht wieder fortgegangen war, ſondern ſie vernahm leichte Schritte, die ſich ihrem Sitze näherten.

Sie blickte auf.

Im ersten Augenblicke fuhr sie mit der Hand über die Augen, als glaube sie falsch zu sehen und als wolle sie ein seltsames Traumbild verscheuchen, das sich unerwartet ihrem Blicke zeigte. Als aber dieses Bild nicht verschwand, als die Staatsräthin ihren Sohn erkannte, der sie ehrerbietig grüßend näher trat, da sprang sie mit einem Male von ihrem Sessel in die Höhe, drückte sich, wie vor etwas Entsetzlichem, Fürchterlichem, in die Ecke der Fenstervertiefung, und streckte nun, unfähig ein Wort zu sprechen, ihrem Sohne wie abwehrend die rechte Hand entgegen.

Eugen blieb augenblicklich stehen und schaute die Mutter ruhig, aber gefaßt an.

Ein flammendes Roth übergoß die sonst so bleichen Züge der alten Dame; sie faßte mit der linken Hand krampfhaft die Lehne des Sessels, während sie mit der Rechten, die sie hoch emporhielt, mehrere Male und heftig ihr Zeichen wiederholte, welches deutlich ausdrückte, ihr Sohn solle sich augenblicklich entfernen.

Eugen aber blieb ruhig vor der Mutter stehen, nicht trotzig, nicht herausfordernd, wohl aber mit einem tiefen Schmerz in den Zügen. Er preßte seine Unterlippe fest zwischen die Zähne und fühlte, wie in seinem Herzen ein tiefes Weh aufstieg, als die eigene Mutter sich so vor seinem Anblicke, wie vor dem eines Gespenstes, entsetzte. Er mochte wollen oder nicht — aber es funkelte sonderbar in seinem Auge. — So schlimm hatte er es nicht erwartet, und eben so sehr, wie ihn diese Begrüßung schmerzte, so noch mehr der Anblick der Mutter selbst; denn er fand sie sehr verändert in den letzten Jahren, seit er sie nicht mehr gesehen.

So standen sie einige Sekunden lang einander gegenüber, Mutter und Sohn; und der letztere, in der Idee, daß hier gar

nichts zu machen ſei, wollte ſich langſam zurückziehen und machte ſchon eine halbe Wendung nach der Thüre zu, da ließ die alte Dame ihre hoch erhobene rechte Hand langſam niederſinken, ihre Züge verloren die unnatürliche Härte von vorhin, und ſie ſagte nach einer Pauſe mit leiſer, aber feſter Stimme: „Was haſt du bei mir gewollt?“

„Gott ſei gedankt!“ dachte Eugen, „ſo bin ich doch vielleicht nicht umſonſt gekommen.“ Und er wandte ſich ebenfalls ſeiner Mutter zu.

„Es iſt unendlich traurig,“ ſagte er nach einer kleinen Weile, „daß wir Beide in Verhältniſſen leben, welche eine ſolche Frage rechtfertigen. Sie fragen mich, was ich gewollt. Vor allen Dingen alſo — trieb es mich an, Sie einmal wieder zu ſehen, wieder einmal Ihre Stimme zu hören.“

„Dieſer Antrieb muß ſehr ſchwach geweſen ſein,“ entgegnete die Staatsräthin, und obgleich ihre Züge wieder vollkommen ruhig geworden waren, ſo ſchienen ſie doch hart und entſchloſſen.

„Allerdings ſind es ein paar Jahre,“ verſetzte der Sohn, „ſeit ich dieſes Haus, Ihr Haus, das Haus meines Vaters, die Stätte, wo ich geboren ward, nicht mehr betreten. Ich kann Ihnen dagegen verſichern, daß ich die Art und Weiſe, wie ich gezwungen wurde, das Haus meiner Kindheit zu verlaſſen, gewiß nicht vergaß, und da ich mich jenes Tages noch ſehr gut erinnere, und doch wieder heute in dieſem Zimmer ſtehe, möge dies als Beweis dienen, ob der Antrieb, Sie, meine Mutter, wieder zu ſehen, ſchwach oder ſtark zu nennen iſt.“

„So iſt dein Wunſch alſo erfüllt worden,“ ſagte ernſt und kalt die alte Dame, „du haſt dich an meinem Anblick — — — erfreut.“

„Und du kannſt nun gehen, wollen Sie hinzu ſetzen," fiel ihr Eugen mit bewegter Stimme in's Wort, „aber da ich Sie geſehen, da ich Sie ſo wieder geſehen, möchte ich — wenn Sie mich anders nicht gewaltſam fortſchicken — noch einige Augenblicke da bleiben."

„Du haſt vielleicht Geſchäftsſachen?" ſagte nach einer Pauſe die Staatsräthin und ließ ſich langſam in ihren Seſſel nieder. „Wenn dem ſo iſt, ſo muß ich wohl einen Augenblick anhören, was du willſt."

„Geſchäftsſachen ſind es nicht," entgegnete Eugen bitter lächelnd; „was dergleichen anbelangt, ſo bin ich ſeit langer Zeit gewohnt, mit der von Ihnen aufgeſtellten — Mittelsperſon zu verkehren."

„Es iſt ſo," ſagte ruhig die alte Dame.

„Nein, Mama," antwortete Eugen mit zitternder Stimme, „ich geſtehe Ihnen offen, ich bin einfach in der Abſicht hieher gekommen, Sie wieder einmal zu ſehen, wieder einmal Ihre Stimme zu hören, ſelbſt wenn dieſe Stimme mir harte, unangenehme Worte ſagt. Ich habe das befürchtet."

„Und nicht mit Unrecht," entgegnete die Staatsräthin und wiſchte ſich die Stirn mit ihrem Schnupftuche. „Haſt du etwas Anderes erwarten können? Wie die Saat, ſo die Ernte!"

„Ich habe nicht geſäet, Mama," entgegnete ruhig der Sohn, „ich habe, um mich Ihres Wortes zu bedienen, nur geerntet — eine traurige Saat eingebracht, die Andere dem Boden anvertraut. Ja Andere, Mama, oder — um kein Unrecht auszuſprechen, nur Ein Anderer, ein einziger Menſch, der durch dieſe Ausſaat zwiſchen die Mutter und den Sohn getreten iſt."

„Das iſt die alte Geſchichte," ſagte achſelzuckend die Staatsräthin.

„Allerdings die alte Geſchichte,“ entgegnete Eugen; „aber ich kann es nun einmal nicht laſſen, den letzten Verſuch zu machen, ob es denn nicht möglich iſt, jenes finſtere Weſen zu verdrängen, das zwiſchen Ihnen und der Sonne ſteht und ferner zwiſchen mir und Ihnen. — — — Ich wünſchte aufrichtig eine Ausſöhnung, Mama,“ fuhr Eugen nach einer Pauſe fort; „es iſt das ein trauriges Verhältniß zwiſchen uns Beiden.“

„Das weiß Gott im hohen Himmel!“ antwortete die Staatsräthin, und zum erſten Mal erweichten ſich ihre harten Züge. — — — „Nun denn,“ fuhr ſie nach einigen Augenblicken fort, „du haſt ja das Mittel zu dieſer Ausſöhnung, nach der du, wie du ſagſt, ſo eifrig verlangſt, in deiner Hand.“

„Ich nicht, bei Gott nicht!“ ſagte Eugen; „ich kann Geſchehenes nicht ungeſchehen machen, und kann und will nicht vergeſſen, was geſchehen iſt. — Mama, ich bin kein Kind mehr; Sie können mit mir Alles aufrichtig und ruhig beſprechen, ich will Sie geduldig anhören. Sie haben es noch nie für gut befunden, mir die Gründe auseinander zu ſetzen, weßhalb Sie mich — verſtießen, weßhalb Sie mit mir, dem einzigen Sohne, in Feindſchaft lebten, weßhalb Sie mich fallen ließen, und weßhalb ſie denn eigentlich nicht von Jenem laſſen können. Mama, ich habe jetzt auch Manches in der Welt erfahren; denken Sie, es ſei nicht der Sohn, der mit Ihnen ſpricht, denken Sie meinetwegen, es ſei ein gutmeinender Freund, der vor Ihnen ſteht; denn gewiß, Mama, es gibt wohl Niemanden auf der ganzen Welt, der Ihnen ſo zugethan iſt, wie ich, der ſo voll Ehrerbietung zu Ihnen aufſchaut, der Sie ſo gern und ſo innig lieben möchte.“

Der junge Mann war bei dieſen letzten Worten dem kleinen Fauteuil nahe getreten, in welchem die Mutter lag, ihr Geſicht mit beiden Händen bedeckend.

„Erinnern Sie sich noch," fuhr Eugen fort, „jener letzten traurigen Unterredung, wo man Alles von mir verlangte, ohne mir zu sagen: Bringe dieses oder jenes Opfer für deine Mutter, thu es aus diesen oder jenen Gründen. Man verlangte das wichtigste Vermächtniß meines seligen Vaters, jene Papiere, die er an seinem letzten Lebenstage versiegelt. Gieb sie her! sagten Sie zu mir. — Und weßhalb? — Um jenem — Menschen gefällig zu sein. — — — Aber ihm will ich nicht gefällig sein, wenn ich auch für Sie jedes Opfer zu bringen im Stande wäre, für ihn nicht das Geringste, nicht die Spitze meines Nagels, um ihn vom Verderben zu retten."

Die Staatsräthin ließ ihren Kopf tief auf die Brust herabsinken; sie drückte ihr Schnupftuch fest auf die Augen, und man merkte an ihrem heftigen Athemholen, daß sie tief bewegt war, daß sie weinte.

„Warum sprachen Sie damals nicht offen mit mir," fuhr der Sohn fort, „wenn Sie wichtige Gründe hatten zu einer — Verbindung mit Jenem? Warum vertrauten Sie Ihrem Kinde nicht? — — — Aber es waren keine vorhanden, Mama, als nur bei Jenem der Grund der Selbstsucht, der Habgier und die Lust, mir mit der Faust auf den Kopf zu drücken."

Bei diesen letzten Worten blickte die alte Dame in die Höhe und sah ihren Sohn mit dem Ausdruck des Schreckens und der Verwunderung an. Sie fuhr mit der Hand über die Augen und drückte die Thränen aus denselben fort. „Du hast auch," sagte sie darauf mit tonloser Stimme, „jene Papiere durchgesehen und gelesen."

„Jenes versiegelte Paket, das mir auf Befehl meines Vaters übergeben wurde?" fragte Eugen.

Die Staatsräthin nickte mit dem Kopfe.

„Nie, Mama!“ ſagte der Sohn mit feſter Stimme: „ich habe nie einen Blick hineingeworfen. Verſiegelt, wie man mir es gab, iſt es heute noch.“

Verwundert ſtützte die alte Dame ihre beiden Hände auf den Lehnſtuhl und richtete ſich empor. „Du haſt nie dieſe Briefe durchgeleſen?“ fragte ſie mit zitternder Stimme.

Eugen ſchüttelte mit dem Kopfe.

„O, das iſt ſchrecklich!“ ſagte die Mutter.

„Mir graute vor dieſen Briefen,“ ſagte Eugen; „ich weiß nichts von ihrem Inhalte.“

„O, das iſt ganz entſetzlich!“ entgegnete die Mutter und verſank in ihre vorige Stellung, beide Hände vor dem Geſicht, und verlor ſich in tiefes Nachſinnen.

„Wenn mir jene Papiere und Briefe Aufklärung geben ſollten, Mama, und ich in Folge derſelben meine Einwilligung zu Ihrer zweiten Verbindung, ſo werden Sie ſelbſt einſehen, daß ich in meinem Rechte war, jene Bewilligung nicht zu geben, da mir, bei Gott im Himmel, kein hinreichender Grund hiezu vorhanden ſchien, und da, wie Sie wohl wiſſen, der letzte Wille meines ſterbenden Vaters mich geradezu beauftragte, energiſch gegen jenen — Herrn aufzutreten.“

„Es iſt da keine Hoffnung,“ ſagte nach längerem Stillſchweigen die Staatsräthin mit ſo leiſer Stimme, daß man ihre Worte kaum verſtand; „keine, keine Hoffnung!“ — Sie ließ ihre Hände auf die Lehne des Stuhles ſinken und blickte, mit einem gänzlich troſtloſen Ausdruck in ihren Zügen, zum Fenſter hinaus.

Eugen ergriff eine ihrer Hände und drückte dieſelbe, ohne daß ſie widerſtrebt hätte, an ſeine Lippen. — „Wenn da alſo keine Vereinbarung möglich iſt, liebe Mutter, warum wenden Sie ſich denn nicht Ihrem einzigen Sohne zu, der ſo gern mit

Ihnen leben und Sie lieben und verehren möchte, wie es seine Pflicht ist? — Mama," fuhr er nach einer Pause fort, „Sie denken doch jetzt gewiß anders, als vor langen Jahren; verzeihen Sie mein freies Wort, aber was zieht Sie denn so unwiderstehlich zu jenem finsteren Menschen hin, zu ihm, einem Dämon, der den Frieden unseres Hauses zerrüttet — wenn er nicht noch Schlimmeres gethan?"

„Ach!" stöhnte die Mutter aus tiefster Brust und verbarg schaudernd abermals ihr Gesicht in beide Hände.

„Lösen Sie jenes Verhältniß," fuhr Eugen ermuthigt fort, „nehmen Sie mich wieder in Ihr Herz auf; glauben Sie, Mama, ich werde Sie beschützen, ich werde mit unendlicher Liebe von Ihnen fern halten jeden rauhen Luftzug dieses Lebens. Trennen Sie sich von ihm!"

„Es ist unmöglich!" entgegnete die Dame mit tiefer Stimme.

„Gewiß nicht, Mama, den Lebenden ist Alles möglich. Trennen Sie sich von ihm!"

„Ich kann nicht!"

„Warum nicht, Mutter?" sagte Eugen und schaute besorgt in die leichenblassen Züge, in den erloschenen Blick, mit welchem ihn die alte Dame jetzt anstarrte.

„O, hättest du jene Papiere doch gelesen!"

„Warum, Mama?"

„O, hättest du sie gelesen!" antwortete die alte Dame mit tonloser Stimme und starrte mit starrem Auge ins Weite hinaus.

— — — — — — — — — — — —

„Ich verstehe Sie in der That nicht," sagte Eugen mehr und mehr erstaunt, „Sie sprechen in Räthseln zu mir. Ich be-

schwöre Sie um Gottes willen, Mama, weßhalb ist dieser finstere Mensch unzertrennlich von unserem Hause?"

Aus tiefster Brust seufzte die alte Dame, und dieser Schmerzenslaut schien ihre Gedanken, die sich weithin verloren, wieder zu sammeln und zurück zu bringen.

„Sie erschrecken mich in der That, Mama," sagte der junge Mann; „sagen Sie mir, was Sie auf dem Herzen haben, was Sie so entsetzlich beunruhigt! — —"

Sie senkte das Haupt tief auf die Brust herab, entzog ihre Hand leicht dem Sohne und sagte mit kaum vernehmlicher Stimme:

„Eugen — du hast eine Schwester! — — —"

„Ah! Mama!" rief der junge Mann erschrocken und machte einen Schritt rückwärts; „ich habe eine Schwester! — — —"

„Ja, ein armes unglückliches Mädchen, so lieb und unschuldig! Ein armes, armes Kind!"

„Wache ich denn oder träume ich?" entgegnete Eugen und fuhr mit der Hand über sein Gesicht. „Und das, was Sie mir so eben sagen, hätte ich auch in jenen Papieren gefunden, und das — — — sind Ihre Gründe für die Verbindung mit jenem Menschen? O Gott im Himmel, das ist ganz schrecklich!"

„Es ist so, mein Sohn," sagte die alte Dame jetzt wieder mit fester, ruhiger Stimme, und trocknete leicht die Thränen aus ihren Augen. Es ist so, du weißt Alles."

„Das heißt, Mutter, ich ahne Alles," entgegnete der junge Mann mit finsterem Blick und ballte krampfhaft seine rechte Hand. „Aber obgleich mir Manches aus der Familiengeschichte dieses Hauses unklar blieb, wenn es mich auch unheimlich und gespensterhaft umgab, das, Mutter, hätte ich nie erwartet. Wenn ich das in jenen Papieren damals gelesen hätte, so wäre

meine Antwort dieselbe gewesen, wie sie es heute ist: »möge er und Sie zu Grunde gehen!«

»Eugen!« rief die Staatsräthin erschrocken und sah ihren Sohn mit weit aufgerissenen Augen an, während sie sich fest auf die Lehne ihres Fauteuils stützte. »Eugen, das sagst du mir?«

»Ich wollte, ich könnte es ihm sagen,« entgegnete grollend der Sohn. »Aber es wird die Zeit kommen, wo ich Rache an ihm nehme für den Vater und — für diese Schwester.«

»Für deine Schwester!«

»Leider, Mama!«

»Für ein armes, verlassenes Kind!«

»Arm und verlassen, Mama, soll sie nicht sein. In dem Punkte will ich für — diese Schwester thun, was ich kann.«

»Ein unglückliches Geschöpf ohne Namen!«

Eugen zuckte die Achseln, dann schlug er die Arme über einander und sah die Mutter einige Minuten mit unverwandtem Blicke an. Sie suchte mit zitternden Händen, wahrscheinlich ohne Absicht, unter den Papieren auf ihrem Tische, und seine Augen folgten diesen Bewegungen. Sie mochte den festen Blick ihres Sohnes nicht ertragen.

»Ich kam hieher, Mama,« sagte dieser nach einer Pause, »um Ihnen in jeder Hinsicht die Hand zur Versöhnung zu bieten; ich dachte, Sie seien ruhiger geworden, wie ich es ward. Da tritt das Wort, das Sie so eben gesprochen, wieder wie ein Gespenst zwischen uns und reißt mich weit von Ihnen zurück.«

»Das ist um so schrecklicher, Eugen,« sagte die alte Dame, »da ich deiner Hülfe heute noch wie damals dringend bedarf, da ich mich mehr darnach sehne, als je.«

»Wie so?« fragte der junge Mann, »dächten Sie wirklich heute noch an jene Verbindung?«

„Gewiß nicht, mein Sohn,“ entgegnete die Mutter und ſtreckte, wie ſchaudernd, ihre Hand weit von ſich ab; „gewiß nicht, Eugen, aber ich flehe deine Hülfe an für jenes arme verlaſſene Mädchen, für deine Schweſter, Eugen, die ja ſo unſchuldig an all' dieſem Unglück iſt.“

„Und ich?“ fragte Eugen. „Habe ich all' das Unglück durch meine Schuld herbeigerufen?“

„Nein, du nicht, mein Kind, du gewiß nicht, mein Eugen,“ erwiederte die alte Dame, wie in großer Angſt. „Ich fühle es jetzt, ich habe dich verkannt. Aber um Gottes Barmherzigkeit willen bitte ich dich, laß dieſe für mich ſo ſchmerzliche Unterredung nicht ohne gute Folgen bleiben; reiche deiner Mutter rettend die Hand, ziehe mich empor aus meinem Elend!“

„Was kann ich für Sie thun?“ fragte ernſt der junge Mann. „Wie kann ich Ihnen helfen, ohne gegen den letzten Willen meines Vaters zu freveln? Sie wiſſen ſo gut wie ich ſein ausdrückliches Verbot, jene Papiere aus meinen Händen zu geben.“

„Das ſollſt du ja auch nicht thun,“ entgegnete die Mutter. „O, mein Kind! das hat ſich ja alles, alles geändert! Ich verlange ja nichts für mich, noch viel weniger für ihn; nur für ſie, für das arme Mädchen, deine Schweſter.“

„Wohlan!“ ſagte der junge Mann, „ſprechen Sie offen. Was ſoll, was kann ich thun?“

„So öffne jenes verhängnißvolle Paket,“ ſagte die alte Dame mit leiſer, unſicherer Stimme und geſenktem Blick; „öffne es, und wenn du die Schriften, die du dort verſchiedenartig bezeichnet finden wirſt, nicht durchleſen willſt, ſo wird dir deine Mutter dafür danken. Eines wirſt du aber dazwiſchen finden, doppelt verſiegelt, ſowohl von der Hand deines Vaters, wie auch

mit einem fremden Siegel. Es trägt die Aufschrift: „Erklärungen zwischen Sophie und mir.“ Dies nimm heraus und bringe es hieher.“ — — „Nur hieher in dieses Zimmer,“ fuhr die Staatsräthin fort, als sie sah, daß ihr Sohn Einwendungen machen wollte. Du kannst das mit freiem Gewissen thun. Denn dir wurde nur der Auftrag ertheilt, eine . . . Verbindung zu verhindern und jene Papiere nicht aus deinen Händen zu geben.“

„Und was soll mit den besonders versiegelten Schriften geschehen, wenn ich sie hieher bringe? Was können sie Ihnen denn nützen, wenn ich sie nicht in Ihre Hände gebe?“

„Das verlange ich gewiß nicht von dir,“ antwortete die Staatsräthin, „du sollst diese Papiere nur hieher bringen, um sie vor meinen Augen zu verbrennen.“

„Ah, Mama!“ sagte Eugen mit einem schmerzlichen Lächeln, „das ist ziemlich gleichbedeutend; und wenn jene Schriften verbrannt sind, so hat er natürlich freie Hand, zu thun, was er will.“

„Eugen!“ sagte feierlich die alte Dame und hob wie beschwörend die rechte Hand gen Himmel; „bei dem allmächtigen Gott, auf dessen Verzeihung ich sehnsuchtsvoll hoffe, bei allem, was mir heilig ist, schwöre ich dir, die Papiere, welche du vernichten sollst, stehen in keiner Beziehung zu ihm.“

„Aber zu . . . der Tochter.“

„Ja, das will ich dir nicht verschweigen,“ antwortete die alte Dame, „durch die Vernichtung jener Schriften treten andere Papiere, die in meinen Händen sind, in Kraft, und sie ist von diesem Augenblicke an deine rechtmäßige Schwester. — Willst du sie aufnehmen, Eugen? Willst du dieses arme Kind an dein Herz ziehen? Willst du die letzten Lebenstage deiner unglücklichen

Mutter verſüßen? Willſt du es thun? — Gottes reiche Gnade und der Segen deiner Mutter ſoll dich dafür belohnen.“

„Das iſt es alſo?“ ſagte der junge Mann, wie aus tiefen Träumen auffahrend, obgleich er keine Sylbe von den Worten der Mutter verloren. „Wohlan, ich will Ihren Wunſch erfüllen; doch, Mama, unter Einer Bedingung. Sie geben mir,“ ſagte er mit einem ſchmerzlichen Lächeln, „ſo unerwartet, ſo plötzlich eine Schweſter; erlauben Sie mir, daß ich Ihnen dagegen zu einer weiteren Tochter verhelfe.“

„Eugen!“ rief die Dame und ſah ihn erſtaunt an.

„Gewiß, Mama!“ entgegnete er, „es iſt ſo, ich habe dieſen unwiderruflichen Entſchluß gefaßt. So viel ich weiß, kennen Sie das Mädchen, das ich zu meiner Frau machen will.“

„Ich hörte davon,“ ſagte die alte Dame erbleichend, „doch mochte ich es nicht glauben.“

„Es iſt aber ſo,“ antwortete Eugen, „ſie oder Keine. Ich habe ſie kennen gelernt, ich liebe ſie, ſie paßt vollkommen für mich. Warum ſollte ich der Welt zu Liebe, die vielleicht die Achſeln darüber zucken wird, mein Glück von mir weiſen? Sie werden das nicht wollen.“

Die Staatsräthin war wieder in ihren Seſſel zurückgeſunken, ſie hatte ihre Hände gefaltet und blickte vor ſich nieder, ohne ein Wort zu erwiedern. Dann ſchüttelte ſie den Kopf, erhob ihn darauf zu ihrem Sohne, ihn einige Sekunden feſt anſehend, dann blickte ſie ſchmerzvoll zum Himmel empor.

„Sie werden mein Verlangen nicht unbillig finden, Mama, und es ſollte mir in doppelter Hinſicht wehe thun, wenn meine Bitte Sie ſo ſehr betrüben würde. Gewiß, wenn Sie das Mädchen kennten, Sie würden meinen Wunſch bereitwillig erfüllen.“

„Bereitwillig?“ entgegnete die Mutter, und ihr Blick

wurde ernst und finster. „Nie, nie! — Aber," setzte sie mit einem tiefen Seufzer hinzu, „ich bin in deiner Hand, du wirst mich zwingen, dir meine Einwilligung zu geben."

Eugen zuckte ärgerlich zusammen, als er diese Worte vernahm, und hätte fast etwas Heftiges erwidert. Da er sich aber des Seelenzustandes erinnerte, in dem sich die Mutter befand, so bezwang er sich gewaltsam und sagte: „Damit Sie sehen, Mama, wie offen und ehrlich ich gegen Sie verfahre, so will ich morgen jene Papiere hier vor Ihren Augen vernichten, und wenn das geschehen ist, will ich über die zweite Angelegenheit weiter mit Ihnen sprechen. Sie sehen, daß ich nicht im Sinne habe, Sie zu zwingen, nicht einmal zu meinem Glücke."

Die alte Dame atmete bei diesen Worten tief auf, dann reichte sie ihrem Sohne die Hand, die derselbe auch jetzt wieder, obgleich nicht so herzlich wie früher, an seine Lippen drückte. „Es bleibt dabei," sagte er nach einer Pause. „Auf morgen also, Mama. Nur bitte ich Sie herzlich und dringend, so lange, bis diese Angelegenheit in Ordnung ist, mit ihm nicht darüber zu sprechen."

„Gewiß nicht!" sagte die alte Dame, und während sie aufstand und ihre beiden Hände auf die Schultern ihres Sohnes legte, sagte sie mit bewegter Stimme: „O, mein Sohn, mein Eugen, möge diese Stunde segensreich für dich werden!" Dann berührte sie mit ihren feinen, bleichen Lippen seine Stirn, preßte ihr Schnupftuch vor die Augen und gieng eilig ins Nebenzimmer.

Eugen nahm seinen Hut und verließ das Gemach, ohne sich weiter darin umzuschauen. Er kannte diese Zimmer so gut wie gar nicht. Hier war kein Winkel, kein Gerät, das ihn an seine Kindheit erinnert hätte. Alles hier war für ihn kalt und fremd.

Er gieng leise zur Thüre hinaus und konnte sich dabei des Gedankens nicht erwehren, daß er vor einer Stunde diese Schwelle mit einem wärmeren Herzen, mit besseren Gedanken überschritten, als im jetzigen Augenblick, und er sagte sich seufzend, daß seine guten und schönen Erwartungen sich hier nicht erfüllt haben.

Auf der Treppe blieb er einen Augenblick stehen und schaute in das stille Haus hinab. Ach! obgleich hier keine Stimme zu ihm sprach, so redeten doch unzählige Gegenstände herzlich und freundlich mit ihm. Die breite dunkle Treppe, vor Allem das glänzende schwere Geländer derselben, sein gefährliches Spielzeug aus der Knabenzeit, wenn er mit seinen kleinen Händen kaum im Stande war, sich an der breiten Balluſtrade festzuhalten, während er mit anderen ebenso leichtsinnigen Gespielen darauf hinunterrutschte. Da waren die langen und breiten Gänge im ersten Stock, auf denen er seine Spiele getrieben und mit dem Kreisel und dem Steckenpferde getobt und gelärmt, bis sich dort hinten am Ende die letzte Thüre öffnete, bis dort der Vater mit dem ernsten Gesichte herausschaute und ihm anempfahl, jetzt endlich einmal das schreckliche Lärmen zu lassen.

Es war eigenthümlich, daß die für ihn so unangenehme und finstere Zeit, die er schon erwachsen hier verlebt, sich beim Anblick des Hauses wie in einen schwarzen Schleier verbarg und durch so gar nichts mahnend vor ihn hintrat. Er übersah sie, wie eine unfreundliche wilde Kluft zu seinen Füßen, über welche er rückwärts hinwegschaute. Ja, als er die Treppen tiefer hinabstieg und unten das Picken der alten Uhr hörte und den knarrenden Ton der Hofthüre, durch welche die alte Köchin so eben hereinkam, und als er dazu den Speisedust roch, da war es ihm, als sei er so eben erst aus der Schule gekommen, als habe er droben so eben erst seinen kleinen Tornister mit den Büchern abgelegt, und

als rutschte er nun geschäftig in die Küche hinab, um die Martha zu fragen, was denn eigentlich heute Gutes gekocht werde.

Hier unten in der Region der Dienerschaft hatte sich so gar nichts verändert; da lagen am Hausthore alte Steine seit unvordenklichen Zeiten, auf welchen er als kleines Kind schon gespielt, und daneben stand ein alter Schlitten, noch immer wie damals mit einer staubigen grünen Decke verhängt.

Durch all' diese Erinnerungsmale, die er vor sich sah, durch die todten, nur ihm verständlichen Bilder, war ihm das Herz so schwer geworden, daß er so rasch wie möglich bei der angelehnten Küchenthüre vorbeieilte, um der Dienerschaft aus dem Wege zu gehen, deren herzliche Worte ihm vorhin schon fast die Thränen in die Augen gebracht hatten.

Er eilte durch die Straßen seiner Wohnung zu, und als er an der Ecke rückwärts schauend das elterliche Haus so ernst und still da liegen sah, da faßte er den festen Entschluß, den Wunsch der Mutter zu erfüllen, zu einer Versöhnung mit ihr die Hand zu reichen und Alles anzuwenden, um nicht länger wie ein Verstoßener vor diesen Mauern stehen zu müssen, zwischen welchen seine Wiege gestanden.

Als er seine Wohnung erreichte, traf er dort weder den lustigen Rath noch seinen Bedienten an; Beide waren ausgegangen. Auf dem Tische aber lag eine Menge Briefe, wie dies beinahe täglich der Fall war. Eugen warf sie aus einander, las die Postzeichen sowie bekannte und unbekannte Handschriften, und suchte sich die ersteren aus, sowie überhaupt die Schreiben, die ihm interessant vorkamen. Dieses Mal aber hatte er kaum die Briefschaften flüchtig durchgesehen, so faßte er rasch mit der Hand ein kleines zierliches Couvert, das er hastig abriß und als-

dann das Schreiben, das in demselben enthalten war, überflog.

Es mußte etwas Sonderbares sein, das auf dem Papier stand, denn Eugen ließ, nachdem er es gelesen, die Hand, welche es erfaßt hatte, herabsinken, lehnte sich mit dem Kopf gegen das Fenster und sah nachdenkend vor sich hin.

„Das ist doch sonderbar!“ murmelte er nach einer Pause, „das hätte ich von ihr nicht erwartet! Und so schnell, und ohne daß ich sie darum gebeten! Ich weiß nicht, es ist mir nicht angenehm!“

Nach diesem Selbstgespräch überlas er nochmals den kleinen Brief. Es waren nur vier Zeilen, vier kleine Zeilen von ihr, und sie sagte ihm darin, er müsse sie heute Abend um die neunte Stunde in ihrem, in dem Hause ihrer Mutter aufsuchen, er solle nur durch das geöffnete Hofthor gehen, es werde ihm Niemand begegnen.

Wie gesagt, diese Aufforderung war ihm unangenehm, und er konnte sie mit dem bisherigen Betragen des Mädchens gegen ihn nicht zusammen reimen; und doch waren es ihre Schriftzüge, und doch war das Schreiben geformt und zusammengelegt, wie sie es zu machen pflegte. Was sollte er thun? — Nach kurzem Ueberlegen entschied er sich dafür, auf alle Fälle hinzugehen. Hat mir Katharine dies wirklich geschrieben, sagte er zu sich selber, so muß sie etwas Wichtiges, ganz Außergewöhnliches und Dringendes mit mir zu besprechen haben. Denn im anderen Falle hätte Katharine, wie ich sie kenne, nie diesen Schritt gethan. — Vielleicht ist es eine Neckerei von irgend Jemand, und das möchte ich denn doch untersuchen; denn ich will mir nicht verhehlen: es wäre mir sehr lieb, wenn ich Thor und Thür verschlossen fände und sie mir diesen Brief nicht geschrieben hätte. — Aber es ist ihre

Handschrift. — Pah! was ist Großes dabei? Ich gehe heute Abend hin; am Ende könnte mir Katharine doch eine Mittheilung machen wollen, die ihr wichtig genug erscheint, um selbst einen solchen Schritt zu rechtfertigen.

Bei allem dem aber war ihm die Sache unangenehm; er schritt lange in dem Zimmer auf und ab, und in seine Liebe zu dem Mädchen war dieses Schreiben wie ein Mißton, wie etwas Unreines, Widerwärtiges hineingekommen. Wenn er sie falsch beurtheilt hätte; o, das wäre schrecklich! Wohl wallte bei dem Gedanken sein Blut auf, und das Briefchen zitterte in seiner Hand; aber dieser Gedanke fuhr kalt und schneidend in sein Herz und ließ zusammenstürzen die süßen Luftschlösser, die er nach jener Unterredung mit der Mutter so kühn und glänzend aufgebaut.

Mehrmals überlas er noch die Zeilen, welche das Mädchen geschrieben; dann steckte er das Briefchen zu sich und hatte den festen Entschluß gefaßt, heute Abend dorthin zu gehen. Dem lustigen Rathe wollte er nichts davon sagen; denn er fürchtete dessen Spott, im Falle, wie er sich für möglich dachte, die ganze Sache ein schlechter Spaß sei, den sich irgend Jemand mit ihm erlaubt.

Als der getreue Pierrot ein paar Stunden später nach Hause kam, war es das erste Geschäft dieses sorgsamen Dieners, die auf dem Tisch umher geworfenen Briefschaften auf's Genaueste durchzusehen; er hatte sie im Laufe des Nachmittags hübsch ordentlich neben einander gelegt und bezeugte eine große Freude, als er bemerkte, daß sein Herr sie durchgesehen, und daß eines der Schreiben fehlte. Das Couvert hiezu lag auf dem Boden, und Joseph sah sich veranlaßt, es aufzuheben und aufs Sorgfältigste zu vernichten. Dann verließ er die Wohnung ebenfalls; und obgleich heute für ihn keine Rapportstunde war, begab er sich dessen un-

geachtet nach dem Hauſe des Juſtizrathes, wo er von dem um ſich ſchnarrenden Bedienten ſogleich angemeldet und darauf auch vorgelaſſen wurde.

Der Juſtizrath ſchien von dem, was ihm Joſeph mittheilte, ſehr erfreut zu ſein; denn er entließ ihn mit aufmunternden Worten, ſowie genauen Verhaltungsbefehlen, die der geneigte Leſer ſeiner Zeit ſchon noch erfahren wird. Darauf ſetzte ſich der Juſtizrath hin und ſchrieb ein paar Zeilen an Madame Stillfried, worin er ihr ſagte, es ſei ihm unmöglich, ſie vor ſpät Abends zu beſuchen; doch hoffe er, ihr alsdann eine angenehme Nachricht mitzubringen. Die Staatsräthin verſetzte dieſer Brief in eine große Aufregung; ſie wußte ſelbſt nicht, wie es kam, aber es wehte ihr aus dieſen Worten etwas Unheimliches entgegen; ſie hätte gar zu gern eine Erklärung darüber gehabt; auch ſchickte ſie ſogleich nach dem Hauſe des Juſtizrathes, doch war derſelbe bereits ausgegangen, und ſie mußte ſich deßhalb in Geduld faſſen.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Worin der Held der Geschichte zu einem Rendez-vous geht, ein Unternehmen das ziemlich schlecht für ihn endigt.

Es mochte fast neun Uhr an dem Abende dieses Tages geworden sein, als Eugen durch die schon leer werdenden Straßen dem Marktplatze zuschritt. Manchmal ward ihm zu Muth, als sei es besser, er betrete das Haus der Gemüsehändlerin nicht unter solchen Umständen; ja einige Mal blieb er stehen und wollte schon in eine Seitenstraße einbiegen, um nach seiner Wohnung zurück zu gehen; doch hielt er diese warnende Stimme in seinem Innern für Furcht und verlachte sie deßhalb. Der Markt war leer, wie gewöhnlich um diese Zeit; der Himmel, der mit Wolken überzogen war und mit Regen drohte, hatte die Spaziergänger verscheucht, und so begegnete Eugen fast Niemand und gelangte ungesehen an den Eingang des alten Hauses mit der Grafenkrone. Das große Thor stand ein klein wenig offen, das Innere des Hofes schien ruhig und still; die kleinen Hausthiere

waren in ihre Ställe untergebracht, und die bösen Hunde der Gemüsehändlerin, welche sonst beim geringsten Laut, den ein menschlicher Tritt unter dem Thorbogen verursachte, mit lautem Gebell aufsprangen, gaben keinen Ton von sich. Eugen befremdete dies einigermaßen, doch dachte er bei sich, wie es denn auch sehr wahrscheinlich war, man habe, auf sein Kommen rechnend, die Hunde absichtlich entfernt. Doch wer hatte diese Vorsichtsmaßregel gebraucht — sie oder Andere?

Als er durch den dunklen Hof dahin schritt, dachte er zum ersten Male daran, es hätte wohl nicht schaden können, bei einem ähnlichen Besuche irgend eine Waffe mit sich zu nehmen. Doch kam dieser Gedanke zu spät, und wenn er ihm auch früher gekommen wäre, dann hätte er ihn wahrscheinlich doch nicht ausgeführt; er kannte keine Furcht. So hatte er denn nichts bei sich, als einen kleinen Spazierstock mit einem dicken, silbernen Knopfe, der mit Blei ausgegossen war.

Jetzt hatte er das Ende des Hofes erreicht. Rings um ihn her war tiefe Stille und Dunkelheit; er vernahm nichts als das Schütteln und Schnauben der Pferde in den Ställen und das kurze Gackern irgend eines Huhnes, das vielleicht von einem bösen Traume beunruhigt wurde. Die Eintheilung des Schoppelmannschen Hauses kannte Eugen nur nach Erzählungen Katharinens; sie hatte ihm gesagt von der großen Vorhalle, dem Komptoir und dem Wohnzimmer ihrer Mutter, dann von den Wohnzimmern ihrer beiden Brüder und auch von dem ihrigen, das über jener Vorhalle liege. Den Eingang zu ihrem Zimmer hatte er neulich gesehen, als er Abends das Mädchen bis ans Hofthor geleitete; da hatte er im hellen Mondenscheine bemerkt, daß sie neben jener Vorhalle in eine kleine Thüre getreten war; auf dem Eingang zu jener Wendeltreppe, die in den Zwischenstock führte, hatte sie von

der erſten Stufe ſich nochmals hinausgebeugt in den Hof und ihm zum Abſchied mit der Hand gewinkt — nach dieſer kleinen Thüre lenkte er nun ſeinen Schritt.

Der Eingang zu dieſer Wendeltreppe lag ſo finſter da, daß Eugen mit den Händen vor ſich hintappen mußte, um die Stufen zu finden, welche aufwärts führten. Jetzt hatte er ſie erreicht und ſchlich langſam in die Höhe; die Treppe war ſchmal und eng und rings herum von Stein. Er trat ſo leiſe und behutſam wie möglich auf, damit ihn kein Klang ſeiner Schritte verrathe, und dies ſchien ihm auch zu gelingen; denn es rührte ſich nichts in dem weiten Hauſe, und als der junge Mann den Zwiſchenſtock erreicht hatte und dort einen Augenblick lauſchend ſtehen blieb, kam es ihm gerade vor, als höre er, wie unten im Hofe das große Thor langſam zugedrückt werde; auch glaubte er, das Schnauben und Schnuppern von Hunden zu vernehmen; doch kümmerte ihn dieſes Geräuſch wenig im gegenwärtigen Augenblicke. — Er ſtand vor ihrer Thüre, und ſein Herz klopfte ihm ſo gewaltig, daß er einen Augenblick ſtehen bleiben mußte, und verſuchte, es durch tiefe Athemzüge zu beruhigen. Ein kleiner Lichtſtrahl fiel durch die Spalten jener Thüre auf den engen Gang hinaus, und das war auch die einzige Helle, die er rings um ſich bemerkte. Er näherte ſich der Thüre und klopfte leiſe an; drinnen wurde in einer kleinen Pauſe heftig ein Stuhl gerückt, aber es erfolgte keine Antwort. Eugen klopfte wiederholt, und als nach längerem Warten von drinnen kein begrüßendes Wort erſchallte, ſo legte er ſeinen Mund an die Thürſpalte und ſagte: »Katharine, ich bin's! — es iſt Eugen!« Zu gleicher Zeit faßte er nach der Thürklinke, und nachdem er noch einen Augenblick vergeblich auf eine Antwort gewartet, öffnete er langſam und trat in das kleine, niedere Gemach — da ſaß Katharine in der hinterſten Ecke des Zim-

mers, dicht bei dem Fenſter; dort in jene Ecke hatte das plötzliche, unerwartete Klopfen, noch mehr aber Eugen's Stimme, ſie hineingeſchreckt. Dort ſaß ſie zuſammen geſchauert und ängſtlich, und das große, glänzende, weit aufgeriſſene Auge ſtarrte den Eintretenden mit dem Ausdrucke des größten Schreckens an.

Eugen war durch alles das überraſcht — freudig überraſcht. Die Angſt, welche ſich auf ihren Zügen malte, war ein Bürge dafür, daß, wie er ſich auch gleich gedacht, jenes Schreiben nicht von dem geliebten Mädchen herkomme, daß ihn Jemand anders damit geneckt, mochte das nun aus einem Grunde geſchehen ſein, welcher es wolle. Es war ihm dies im gegenwärtigen Augenblicke ganz gleichgültig.

Er wollte ſich dem Mädchen nähern, doch Katharine ſtreckte ihm ihre beiden Hände ſo flehend und abwehrend entgegen, daß er ſich gezwungen ſah, an der Thüre ſtehen zu bleiben.

„Wie kommſt du hieher?“ fragte ſie nun haſtig, aber mit tonloſer Stimme; „wie kamſt du durch das verſchloſſene Thor? Wie kamſt du bei den Hunden vorbei?“

„Du haſt mir nicht geſchrieben, Katharine?“ ſagte der junge Mann lächelnd und zog das Briefchen hervor, „du haſt dies nicht geſchrieben?“

„Was ſoll ich dir geſchrieben haben?“ fragte das Mädchen in großer Angſt.

„Nun, dieſes Briefchen,“ entgegnete der junge Mann, „das mich eingeladen hat, zu dir zu kommen. — — Aber beruhige dich nur,“ ſetzte er ſchnell hinzu, als er ſah, wie das Mädchen heftig in die Höhe fuhr; „ich bin ja nun feſt überzeugt, daß du's nicht geſchrieben haſt; man hat ſich einen Spaß mit uns gemacht.“

„O Eugen!“ rief das Mädchen und rang die Hände, „das

nennſt du einen Spaß! Gott im Himmel! das iſt ein Spaß, der blutiger Ernſt werden kann!“

„Wie ſo?“

„Stand das Thor offen?“

„Allerdings!“

„Und die Hunde?“

„Ich ſah und hörte nichts von ihnen.“

„O, das iſt eine angelegte Geſchichte!“ rief jammernd das Mädchen. „Sie haben dich hieher gelockt, ſie haben Uebels mit dir vor! — Horch!“

Und nun, da Katharine ihn, den ſie über Alles liebte, in Gefahr wußte, verlor ſich plötzlich ihre jungfräuliche Scheu, welche ſie vorhin bei ſeinem Anblick in die Ecke des Zimmers getrieben, und ſie ſprang raſch in die Höhe, eilte an die Thüre und ſchob den Nachtriegel vor. „Das iſt wenigſtens für den Augenblick!“ ſagte ſie. — „O, Eugen! warum biſt du hieher gekommen?“

„Ich dachte einen Augenblick,“ antwortete Eugen, „du, mein geliebtes Mädchen, habeſt wirklich jene Zeilen geſchrieben, aber nur einen Augenblick glaubte ich das; du konnteſt mir etwas Wichtiges mitzutheilen haben.“

„O nein! o nein!“ ſagte ſie haſtig, „das konnteſt du auch nicht eine Sekunde von mir denken. Weißt du denn nicht, wie ich dich vor dieſem Hauſe ſtets gewarnt — vor dieſem finſteren Hauſe, vor den beiden Brüdern?“

„Bah!“ ſagte lachend der junge Mann, „du biſt zu ängſtlich, Katharine. Nun ja, ich bin gekommen in der Hoffnung, dich, mein Leben, einen Augenblick zu ſehen, und das habe ich ja erreicht. Jetzt gehe ich wieder ruhig meinen Weg, und die Sache iſt abgemacht.“

„O, Eugen!“ sagte ängstlicher das Mädchen, „sei nicht so arglos, glaube mir, sie haben dir einen Hinterhalt gelegt!“

„Wer denn?“ fragte zweifelnd der junge Mann.

„Gewiß die beiden Brüder!“ erwiederte das Mädchen. — „Das Thor stand offen, als du kamst; jetzt ist es geschlossen; du merktest nichts von unseren bösen Hunden — horch, hörst du nichts? — jetzt sind sie losgelassen. Lege das Ohr an die Thüre und du hörst deutlich, wie sie unten am Eingang dieser Treppe hin- und herspringen.“

„Wahrhaftig!“ sagte Eugen, nachdem er einen Augenblick gelauscht — „du hast Recht, mein Mädchen. Aber was soll das alles bedeuten?“

„Das weiß ich selbst jetzt noch nicht genau; aber etwas Gutes auf keinen Fall.“

„Aber so etwas arg Schlimmes auch nicht!“ sagte Eugen. „Nach deinen Worten sollte man wirklich glauben, wir seien um ein paar Hundert Jahre zurück und lebten in einer Zeit, wo man unberufene Eindringlinge, wie mich, für ewig verschwinden ließ.“

„Wenn wir nicht in der gleichen Zeit leben,“ sagte eifrig das Mädchen, „so doch in einer ähnlichen. Glaube mir, Eugen, die da unten haben etwas absonderlich Schlimmes mit dir vor.“

„So machen wir den Versuch,“ sagte lächelnd der junge Mann, „und ziehen uns langsam dahin zurück, wo wir hergekommen; es wird das jetzt noch besser zu bewerkstelligen sein, als später.“

Katharine hatte an der Thüre gelauscht und winkte mit der Hand zurück, als wollte sie sagen, Eugen solle sich mit keinem Worte verrathen; dann wandte sie sich rasch um, legte den Finger auf den Mund und zog ihn eilig in die hinterste Ecke des Zim-

mers nach dem Fenſter zu. „Sie ſind unten an der Treppe,“ ſagte ſie raſch und tief Athem holend. „Ja, ja, es iſt nichts anders; wer den Brief geſchrieben hat, das kann ich nicht wiſſen; aber ſie haben dir den Durchweg abgeſchnitten, und fort mußt du, augenblicklich fort!“

„Wohin denn?“ fragte er; „wohin, wenn ſie die Treppe beſetzt halten?“

„Es iſt ſchrecklich, Eugen, daß du mich in dieſe Lage gebracht haſt,“ antwortete ſie, „aber es bleibt keine andere Wahl, du mußt hier zu dem Fenſter hinaus; es iſt nicht tief bis auf die enge Gaſſe, auch wird dich, ſo Gott will, kein Menſch ſehen. Aber warte einen Augenblick, ich muß vorher das Licht auslöſchen — willſt du? — o, es hilft kein anderes Mittel!“

„Wenn du meinſt, Katharine,“ verſetzte er; „aber die ganze Sache kommt mir in der That ſonderbar vor. Was können deine Brüder von mir wollen? — Eine Erklärung, die will ich ihnen gern geben.“

„Die wollen keine Erklärung,“ ſagte das geängſtigte Mädchen. — „Doch ſtill, es kommt Jemand an die Thüre!“

Wirklich hörte man in dieſem Augenblicke ſchwere Tritte die ſteinerne Treppe heraufkommen und vernahm das Geräuſch einer tappenden Fauſt, welche die Thürklinke ſuchte; es wurde darauf gedrückt; doch da der Riegel von innen vorgeſchoben war, ſo gieng die Thüre nicht auf. Eugen, der das zitternde Mädchen mit einem Arme umfaßt hatte, blickte aufmerkſam nach dem Eingang.

„He, Katharine!“ erſcholl von draußen die Stimme des Fuhrmanns, „es hat ſich ein Dieb in das Haus geſchlichen, ein feiner Dieb.“ — Dabei hörte man ein halb unterdrücktes Lachen. — „Weißt du was davon? — Er iſt die Wendeltreppe hinaufge-

ſchlichen; wir müſſen ihn finden und wollen ihm alsdann zeigen, was es bedeuten will, wenn man ſich zur Nachtzeit in ehrliche Bürgershäuſer ſchleicht. — Was weißt du davon, mein Kätherle?"

Eugen hatte gute Luſt, hierauf eine Antwort zu geben; doch das Mädchen, welches wohl befürchtete, er möchte ſolche Unvorſichtigkeit begehen, drückte ihm die Hand feſt auf den Mund und ſagte: „Du biſt es, Fritz? Laß mich in Frieden mit deinen Narrheiten!"

„Dazu haben wir aber keine Luſt!" entgegnete rauh und lachend die Stimme des Bruders. „Kommſt du wieder mit deinem Trotz und Hochmuth? Wart nur, mein Schätzle, dieſes Mal haben wir dich gefangen und noch ſonſt Jemanden dazu. O, wir wiſſen's wohl . . . und nun frage ich dich nur, ob du gutwillig die Thüre öffnen willſt!"

„Dir meine Thüre öffnen?" rief das Mädchen; „geh ſchlafen, du kommſt wieder aus dem Wirthshaus!"

Obgleich ſie dieſe Worte ſo kräftig wie möglich ausſprach, ſo zitterte doch ihr ganzer Körper heftig, und Eugen mußte ſie feſt mit ſeinem Arm unterſtützen, damit ſie nicht auf den Stuhl niederglitt, deſſen Lehne ſie krampfhaft gefaßt hielt.

„Du willſt alſo nicht gutwillig öffnen?" rief der Fuhrmann nach einer kleinen Pauſe draußen. „Wohlan denn, ſo werde ich die Thüre eintreten!"

Katharine wand ſich heftig aus den Armen des jungen Mannes, legte die Hand auf ihren eigenen Mund, öffnete mit der anderen Hand geräuſchlos das Fenſter; dann winkte ſie heftig dort hinaus.

„Eins — zwei!" rief draußen der Bruder. „Wenn ich

„drei“ ſage, ſo fliegt die Thüre hinein. — Willſt du nun aufmachen.“

„Wo iſt die Mutter?“ rief verzweifelnd das Mädchen. „Ruf die Mutter herauf! Ihr will ich die Thüre augenblicklich öffnen.“

„Ja, die Mutter!“ lachte draußen der Fuhrmann, „die iſt glücklicher Weiſe ausgegangen; wir haben das Feld allein.“

„Gottes Barmherzigkeit!“ ſeufzte Katharine, dann faßte ſie Eugen's Hand, drückte ſie krampfhaft zuſammen und ſagte mit leiſer Stimme: „Fort, fort! das iſt ein großes Unglück!“

„Aber es iſt ja ein einzelner Mann,“ ziſchelte Eugen ihr empört ins Ohr, „ſoll ich vor einem Einzelnen fliehen?“

„O, glaube mir, es ſind ihrer Mehrere! Fort, fort!“

„Meint ihr, ich habe euer Sprechen nicht gehört?“ rief draußen die Stimme. „Jetzt paß auf, Schätzle! eins — zwei und drei!“ Mit dem letzten Worte flog die Thüre krachend auf. Eugen, von dem Mädchen, welches im Augenblicke das Licht auslöſchte, aufs Heftigſte gedrängt, ſchwang ſich auf die Fenſterbrüſtung, doch nicht ſchnell genug, daß nicht der Fuhrmann, der ihn augenblicklich bemerkte, Zeit genug gehabt hätte, auf ihn loszuſtürzen und mit einem umgekehrten ſchweren Peitſchenſtiele einen wüthenden Streich nach ihm zu führen. Eugen, der außerordentlich gewandt war, befand ſich in einer ſchwierigen Lage; er hatte an dem offenen Fenſter keinen ſicheren Stand und konnte ſich nur vor dem Hinausſtürzen bewahren, indem er ſich mit Kopf und Rücken feſt gegen die Fenſterbrüſtung ſtemmte. In dem Augenblicke, wo der Fuhrmann den Schlag nach ihm führte, ſah er obendrein noch, wie Katharine ihn mit dem Körper decken wollte, weßhalb er gezwungen war, ſie unſanft von ſich zu ſchleudern, um ſie auf dieſe Art vor dem Schlage des Bruders zu

ſchützen. Dieſer, der augenſcheinlich nach dem Kopfe Eugen's geführt war, traf in der Dunkelheit den Fenſterrahmen und dann, von dieſem abgleitend, ſeinen linken Arm.

Eugen hatte nichts, als den ſchon erwähnten kleinen Spazierſtock mit bleiernem Knopf. Er faßte denſelben jetzt an ſeinem unteren Ende, und in dem Augenblicke, als der Fuhrmann nach Eugen griff, um ihn zu dem Fenſter herein zu ziehen, ließ der junge Mann den Stock ſchwingen und mit voller Kraft auf den Kopf ſeines Angreifers niederfallen. Dadurch verlor er aber ſelbſt das Gleichgewicht und ſtürzte mehr, als er ſprang, zu dem Fenſter hinaus, auf die enge Gaſſe.

Doch als der junge Mann dort niederfiel und betäubt zuſammen brach, war dies nicht die Folge des Sturzes von dem Fenſter, ſondern in dem Augenblicke, wo er den Boden berührte, empfieng er einen ſolch' furchtbaren Schlag in die Seite, der ihm für einen Augenblick Athem und Beſinnung raubte — doch glücklicher Weiſe nur für einen Augenblick. Eugen raffte ſich gleich darauf wieder zuſammen, und ſein erſter Gedanke war, daß ihm auch hier Jemand auflaure. Er richtete ſich deßhalb an der Mauer in die Höhe, und als es ihm möglich war, in der Dunkelheit die Gegenſtände um ſich zu erkennen, bemerkte er ſeinen zweiten Angreifer vor ſich ſtehen und ſah, wie dieſer im Begriffe war, mit einem Handbeil einen zweiten Hieb nach ſeinem Kopfe zu führen. Seine Seite ſchmerzte ihn fürchterlich, und er wäre, dadurch gehindert, kaum im Stande geweſen, dieſem Schlage auszuweichen, und demſelben wahrſcheinlich erlegen, wenn ſich nicht in dieſem Augenblicke das Fenſter droben erhellt und wenn man nicht die Stimme der Gemüſehändlerin vernommen hätte, die laut und kreiſchend: „Konrad, Konrad!“ rief. Dieſer, der Angreifer mit dem Handbeil, ließ ſeine Waffe ſinken und blickte in die Höhe.

„Mörder, Mörder!“ ſchrie die Frau droben, „ſie haben den Fritz erſchlagen, er liegt hier auf dem Boden und regt ſich nicht! Haſt du ihn, Konrad? Halt ihn feſt! Zu Hülfe, zu Hülfe!“

Auf dieſe Worte hin hob Konrad ſein Handbeil abermals in die Höhe, und Eugen machte eine verzweifelte Anſtrengung, um dem Schlage auszuweichen, was ihm auch in ſo fern gelang, als derſelbe nur ſeinen rechten Arm traf, ihm den Aermel aufſchlitzte, ihn aber zu gleicher Zeit durch eine tiefe Wunde, die er dort erhielt, ganz kampfunfähig machte.

Droben ſchrie die dicke Frau: „Zu Hülfe! Räuber und Mörder!“ gellend in die Nacht hinaus; auch vernahm man durch die nächtliche Stille ſchon Schritte auf dem Pflaſter, die ſich eilig zu nähern ſchienen.

Eugen fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehe. Durch das Fenſter, von welchem er ſich herabgeſchwungen, ſchwang ſich jetzt noch ein Mann herab, einer der Knechte der Gemüſehändlerin, und faßte ihn ſo feſt an dem verwundeten Arm, daß er ſich nicht zu regen vermochte. Konrad ergriff ihn bei der Schulter, Beide riſſen ihn von der Mauer fort, und es war augenſcheinlich, daß ſie die Abſicht hatten, ihn in das Haus hinein zu ſchleppen.

In der Wohnung der Frau Schilder gegenüber ließ ſich kein Licht ſehen, wohl aber in dem muſikaliſchen Hauſe. Dort wurden die Fenſter aufgeriſſen, und mehrere Köpfe erſchienen in dem erleuchteten Zimmer; doch ſchien ſich Keiner auf die Straße hinaus zu wagen. Aehnliche Auftritte waren hier ſchon mehrfach vorgekommen, und die guten Schullehrer kannten die wilde Gemüthsart der Gebrüder Schoppelmann.

Eugen gab ſich verloren. — — —

Da wurde mit Einem Male, aber wie durch einen Blitzſtrahl, Konrad, der Jäger, zu Boden geriſſen, und in dem gleichen

Augenblicke ließ der Knecht an der andern Seite entſetzt den Arm des jungen Mannes los. Eine zottige, wild ausſehende Beſtie hatte ſich zwiſchen die Beiden geworfen, den Jäger niedergeriſſen und machte jetzt mit dumpfem Geheul alle Anſtalten, dem Knecht ein gleiches Schickſal zu bereiten. Eugen, hoch erfreut, erkannte ſeinen Hund, der ihm hier, wo Alles verloren ſchien, ſo unverhofft zu Hülfe kam. Der Knecht, ohne den Angriff des ihm grauſenhaft erſcheinenden Feindes abzuwarten, wandte ſich zur Flucht; der Neufundländer wollte ihm nach, doch faßte ihn Eugen am Halsbande, denn ihm war nun Alles daran gelegen, dieſen Platz ſo ſchnell wie möglich zu verlaſſen. „Mörder!“ ſchrie die Frau von ihrem Fenſter immer fort und fort, die Schritte von den benachbarten Straßen kamen näher und näher, und man vernahm dazwiſchen Säbelgeklirr und den feſten Tritt einer Militärpatrouille.

Eugen, von dem Blutverluſte und dem Schlage in ſeiner Seite erſchöpft und ermattet, hielt ſich mit der Hand feſt an dem Halsbande des rieſenhaften Hundes, dann rief er ihm zu: „Rubig, Sultan, fort!“ und das getreue Thier, das ihn vollkommen zu verſtehen ſchien, ſchoß davon und riß ſeinen Herrn mit ſich fort durch die enge Gaſſe über den Marktplatz hinweg, ſeiner Wohnung zu.

— — — — — — — — — — — —

Nachdem der getreue Pierrot am heutigen Nachmittage einen außergewöhnlichen Rapport beim Juſtizrathe gehabt, hatte ihm dieſer anbefohlen, ſich Abends nicht in der Nähe des Marktes ſehen zu laſſen. Dies ſtimmte auch mit den Neigungen und Wünſchen des Bedienten vollkommen überein, und ſo begab er ſich denn mit einbrechender Dunkelheit nach Hauſe, und wir müſſen geſtehen, nicht ohne einiges Herzklopfen. Jetzt, nachdem durch ſeine Beihülfe die Kataſtrophe vorbereitet war, fieng er an einzuſehen, wie

außerordentlich ſchlecht er an ſeinem Herrn gehandelt. Zugleich aber war der Troſt, den er ſich ſelber gab, noch viel fürchterlicher, noch viel niederdrückender für ihn. „Mußte ich denn nicht dem Anderen gehorchen?“ ſagte er zähneknirſchend; „hielt er mich nicht feſt? Was half mir alles Zerren und Sträuben? Vorwärts mußte ich in's Teufels Namen!“ — Je näher es aber auf neun Uhr gieng, um ſo unruhiger wurde der getreue Pierrot. Mehrmals faßte er den Entſchluß, ſich mit einer Waffe zu verſehen und nach der engen Gaſſe zu eilen hinter dem Schorrelmann'ſchen Hauſe; aber er hatte ſchlimme Ahnungen von vieler Polizei, die ſich dort herum treiben könnte, und dachte nicht ganz mit Unrecht: „Wenn ich da unten bei der Geſchichte erwiſcht werde, ſo ſorgt der Juſtizrath ſchon dafür, daß man mich unter allen Umſtänden feſter als die Uebrigen hält; dann kommt jener Aktenfascikel zu Tage, und mit mir iſt's aus.“

Es war eigenthümlich, obgleich ſehr natürlich, daß alle Betrachtungen und Selbſtgeſpräche Joſeph's am heutigen Abend ſich ſtets in traurige, finſtere Bilder verloren. Da ſaß er, wir müſſen geſtehen, ein Bild des Jammers, auf einem kleinen Stuhl an der Thüre; er hatte die Kniee hoch empor gezogen und umfaßte dieſelben inbrünſtig mit ſeinen Armen. Den Kopf hatte er tief hernieder geſenkt, und ſeine weit offenen Augen ſtierten gedankenvoll in eine Ecke. — „Und wenn die Sache jetzt nach den Begriffen des Juſtizrathes gut geht, dachte er weiter, was geſchieht dann mit mir? Wenn jetzt alſo da unten wirklich ein Unglück geſchieht — o, o! ich kenne meinen Herrn; denn gutwillig läßt ſich der nicht einfangen, und wenn Einer dem Anderen den Schädel einſchlägt und ſie ihn darauf feſtnehmen und dann hieher kommen und die ganze Wohnung unter Siegel legen — was geſchieht dann mit mir?“

Es überlief den getreuen Diener ein gelindes Fröſteln. — —

„Trau' einer dem Teufel!“ fuhr Joſeph nach einer längeren Pauſe in ſeinem Selbſtgeſpräche fort; „wer ſteht mir dafür, daß er mir nichts zu Leide thut, wenn er mich nicht mehr braucht? daß er ſich meiner nicht entledigt, indem er mich an das Meſſer liefert — und wenn das nicht der Fall wäre, was kann mir Anderes daraus erblühen? Ja, nur eben ſo Schlimmes — daß er mich vielleicht in ſeine eigenen Dienſte nimmt neben jenem alten Kerl, neben jenem ſchnappenden, biſſigen Ungeheuer! — O, ich war ſehr dumm!“

Es mußte nächſtens neun Uhr ſchlagen. Der Bediente wurde immer unruhiger. Er war ſo allein in der Wohnung, allein mit dem großen Hunde, der am Boden vor dem Fauteuil Eugen's lag und ſeinen zottigen Kopf auf den Sitz gelegt hatte. Der Neufundländer ſchlief nicht; ſeine Augen glänzten unter dem buſchigen Haare hervor und folgten allen Bewegungen des Dieners, der jetzt unruhig auf und ab ſchritt. Plötzlich blieb Joſeph vor dem Fauteuil ſtehen, und ihm ſchien ein ſehr guter Gedanke zu kommen. „Sultan!“ ſagte er, „wo iſt dein Herr?“

Der Hund, den man oft auf dieſe Art anredete, ſtieß ein kurzes Geheul aus, hob den Kopf in die Höhe und blickte nach der Thüre; dabei wedelte er mit dem Schweife, was ſeine Bitte ausdrückte, ihn fortzulaſſen. Eugen hatte aber ein für alle Mal ſtreng verboten, den Hund des Abends nach ihm auszuſchicken; denn das treue Thier, ſeinem Herrn außerordentlich ergeben, ſuchte und fand augenblicklich ſeine Spur und wurde ihm auf dieſe Art zuweilen ſehr beſchwerlich. Dieſes Mal aber glaubte Joſeph eine Ausnahme machen zu können; er ſchnallte dem Hunde ein feſtes eiſernes Halsband um, nahm ihn mit ſich hinaus, öffnete ihm die Hausthüre und ſagte: „Such' den Herrn!“

In wilden Sätzen ſchoß der Hund die Straße hinauf, und im gleichen Augenblicke ſchlug es neun Uhr.

Durch dieſes Manöver fühlte ſich Pierrot einiger Maßen erleichtert, und er begann ernſtlich zu überlegen, was in ſeiner Lage am beſten zu thun ſei. Daß der Juſtizrath einen angelegten Plan feſt verfolge, war ihm nicht entgangen; daß dieſer Plan darauf hinauslief, ſich unter irgend einem Vorwande der Perſon und Papiere ſeines Herrn zu bemächtigen, war ihm ebenfalls klar geworden. Was war nun für ihn zu thun? War es lohnender, hier auf der Bahn, die er betreten, plötzlich umzukehren und ſeinem Herrn zu dienen, oder war es beſſer, wie bisher den Befehlen des Juſtizrathes zu folgen? Für den Fall hatte er ſeine Ordre und ſollte, was auch kommen möge, den Verlauf der Dinge in der Wohnung Eugen's ruhig abwarten. Das wäre an ſich viel leichter geweſen; doch fühlte er wohl, daß ſeine Dienſtleiſtungen dem Juſtizrathe gegenüber mit dem heutigen Abend ihr Ende erreichten, und damit war er auch der Gnade deſſelben anheimgefallen. Dieſer Gedanke ſchüttelte ihn unangenehm zuſammen.

Da hörte er draußen auf der Straße — die Fenſter ſtanden offen — das Schnauben des Hundes und den Klang ſchwerer, unregelmäßiger Schritte, die jetzt unter der Hausthüre aufhörten; dann wurde heftig die Glocke gezogen.

Joſeph ſtürzte auf den Gang hinaus und öffnete, doch taumelte er vor Schrecken faſt zurück, als er ſeinen Herrn bemerkte, der das Halsband des großen Hundes feſt gefaßt hielt und einer Ohnmacht nahe zu ſein ſchien. Joſeph wagte kaum, ſeinen Herrn zu berühren, und geleitete ihn ſchaudernd ins Zimmer.

Eugen war ohne Hut, todtenblaß und athmete ſchwer und mühſam. Der Rockärmel ſeines rechten Armes hieng in Fetzen

herunter, und darunter blickte das weiße Hemd mit Blutflecken bedeckt, hervor.

Eugen stützte sich mit der linken Hand auf den Tisch und befahl dem entsetzt zuschauenden Diener, ihm den Rock auszuziehen. Dies war bald geschehen, und dann wurde die Wunde an dem Arme untersucht. Obgleich einige tiefe Risse und starke Quetschungen da waren, schien die Sache doch nicht so gefährlich. Joseph legte einen nothdürftigen Verband an, und erst als er seinen Herrn aufs Neue angekleidet und dieser sich in seinen Fauteuil niedergelassen, erlaubte er sich, eine fragende Miene anzunehmen.

„Nicht wahr," sagte Eugen, „es kommt dir sonderbar vor, wie ich so merkwürdig zugerichtet nach Hause komme? Ja, ohne den Hund da wäre ich wohl für längere Zeit ausgeblieben. Ich glaube, die Canaillen hätten mich todt geschlagen."

Joseph faltete die Hände, und dieses Mal war es keine Komödie. Er dachte: Gott sei gedankt, daß ich den Hund losgelassen!

„Es war da drunten," fuhr Eugen fort, „sie haben mir eine Falle gelegt. Ja, warum bin ich hineingegangen? — Du mußt aber jetzt gleich fort, Joseph, um nachzusehen, wie es da unten gegangen ist."

„Ja, was ist denn eigentlich vorgefallen, gnädiger Herr?" fragte der Bediente.

„Was wird vorgefallen sein!" antwortete der junge Mann; „da sie mich festhalten wollten, habe ich mich natürlicher Weise gewehrt und Einen zu Boden geschlagen."

„Und wer war das?" fragte erschrocken der Bediente.

„Nun, einer der beiden Brüder; ich glaube, der Aeltere. —

Was kann man da machen? Ich ſchlug mit meinem Stock ein Bißchen derb zu; aber ſie haben es verdient, dieſe Hallunken!“

„Das weiß Gott, daß die es verdient haben!“ ſeufzte der Diener mit einem Blick an die Zimmerdecke. „Aber, gnädiger Herr! verzeihen Sie mir; die Sache wird noch nicht zu Ende ſein. Wenn man Sie erkannt hat — o, und man hat Sie gewiß erkannt — ſo wird man Sie hier aufſuchen und — das wäre erſchrecklich! — feſtnehmen.“

„Das iſt ſehr wahrſcheinlich,“ entgegnete Eugen, „denn die Polizei war gar ſchnell bei der Hand. Die Frau ſchrie aber auch wie beſeſſen.“

In dieſem Augenblicke hörte man das Rollen eines Wagens, der vor dem Hauſe ſtill hielt. Joſeph öffnete die Thüre, und gleich darauf ſtürzte der Herr Sidel ins Zimmer.

„Nun, Gott ſei gelobt! da biſt du ja! Das ſind wieder einmal ſchöne Geſchichten!“

„Nur keine Predigt!“ entgegnete Eugen lachend; „du ſiehſt, ich bin geſtraft genug, „alſo ſchenke mir das Uebrige.“

„Biſt du ſchwer verletzt?“ forſchte dringend der luſtige Rath.

„Das glaube ich gerade nicht,“ entgegnete Eugen. „Meine Seite ſchmerzt mich ſtark; aber ich glaube nicht, daß etwas gebrochen iſt.“

„Du kannſt alſo ſtehen und gehen?

„Ich glaube ſo!“

„Nun, dann keine Zeit verloren! Ich habe draußen einen Wagen; wir müſſen augenblicklich hier fort.“

„Du erſchreckſt mich!“ ſagte Eugen und blickte den Herrn Sidel feſt an. „Sollte denn wirklich ein Unglück geſchehen ſein?“

Der luſtige Rath zuckte mit den Achſeln und ſagte: „Genau weiß ich das nicht. Du haſt deinen Angreifer ſchwer getroffen, das iſt ſicher; und glaube mir, es iſt beſſer, von fern abzuwarten, wie die Sache auslaufen wird, als hier in der Stadt, im Handbereiche unſeres Freundes, des Juſtizrathes Werner.“

Bei den letzten Worten hatte er ſich herabgebeugt und dieſen Namen ganz leiſe ausgeſprochen. Joſeph hatte ihn aber dennoch verſtanden.

„Hurtig! hurtig!“ rief Herr Sibel dieſem zu. „Wirf von der Garderobe deines Herrn und von der meinigen ſo viel wie möglich in ein paar Koffer, und auf den Wagen damit! Ich will unterdeſſen drüben die wichtigſten Papiere zuſammenraffen.“

„Nimm auch drinnen mein Käſtchen,“ ſagte Eugen, „da haſt du die Schlüſſel. Du kennſt es ja.“

„Was machen wir mit Joſeph?“ fragte der luſtige Rath, nachdem er aus dem Schreibtiſche das Käſtchen geholt. „Ich denke, wir laſſen ihn hier; er kann auf die Wohnung Acht geben und uns von Zeit zu Zeit Nachrichten zukommen laſſen.“

Dieſe Worte verſetzten den getreuen Pierrot in nicht geringe Beſtürzung; denn das war es ja gerade, was er am meiſten fürchtete: hier allein zurück zu bleiben und dem Juſtizrath in die Hände zu fallen. Deßhalb bat und flehte er aufs Dringendſte, ihn ebenfalls mitzunehmen, und wußte für dieſen Wunſch die trefflichſten Gründe anzugeben, wobei die Anhänglichkeit an ſeinen Herrn und die Unmöglichkeit, denſelben im Unglück zu verlaſſen, eine Hauptrolle ſpielten.

Endlich gab Eugen dieſen Bitten nach, obgleich Herr Sibel nicht viel Luſt dazu bezeigte, und Joſeph gieng nun eifriger und freudiger an die Packung des Wagens.

Dieſes Geſchäft war bald beſorgt. Eugen und der luſtige Rath ſtiegen hinein, Joſeph ſetzte ſich auf den Bock, und der große Hund ſprang luſtig nebenher, als nun die Pferde anzogen und im raſchen Trabe zur Stadt hinaus eilten, auf der Landſtraße dahin, die zur nahen Gränze führte.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Welches von Visiten im Allgemeinen, von Heirathe- und andern Spekulationen handelt.

Unter vielen Sachen, welche die Menschen erfunden und eingerichtet haben, um sich gegenseitig zu langweilen und beziehungsweise sich das Leben sauer zu machen, stehen Höflichkeitsbesuche unbedingt oben an. Wir meinen natürlicher Weise nur solche Visiten, wo Beide, der Besucher und Besuchtwerdende, außerordentlich froh sind, wenn sie dieses Geschäft mit einer Visitenkarte abmachen können. Aber unter allen dergleichen Zeitverschwendungsgängen sind für beide Theile die unbehaglichsten und zeitraubendsten die sogenannten Digestions- oder Verdauungs-Visiten, der Dank für ein genossenes Diner, ein Souper oder eine Soiree mit oder ohne Tanz. Man versäumt ja dergleichen so leicht und gewiß ohne die Absicht, dem Gastgeber eine Unhöflichkeit damit zu bezeugen. Man ist hingegangen, weil man eingeladen war, man hat an den Wänden umhergestanden, man war in Verzweiflung wegen zu enger Stiefel und wegen

ſeines Hutes, den man ſorgfältig neben der Thüre unter den kleinen Tiſch geſtellt, nicht beachtend, daß der kleine Tiſch zum Spielen gebraucht und der Hut von dem herrichtenden Bedienten zu zweihundert anderen Kopfbedeckungen in ein entlegenes Hinterzimmer verwieſen wurde. Man hat ihn endlich gefunden, man ſchleicht ſich hinaus, und wenn man das Glück hat, nicht an der äußeren Thüre der Hausfrau zu begegnen, oder ihm, dem an einem ſolchen Abende ſehr geplagten Ehemanne, ſo gelangt man unangefochten auf die Straße, nach Hauſe und ins Bett. Das wäre einmal wieder abgemacht; man iſt wieder ein freier Menſch, man hat vor der Hand keine weiteren Verbindlichkeiten, man denkt nicht weiter an den genoſſenen Abend, bis man vielleicht in einer Woche ſpäter einem Bekannten begegnet. „Apropos!“ ſagt dieſer, „warſt du ſchon bei der Frau von C.? Haſt du der L. deinen Beſuch ſchon gemacht?“ — „Noch nicht.“ — „Aber es iſt Zeit, gehe bald hin, man ſieht in dem Hauſe ſehr genau darauf.“ Der Bekannte hat Recht; dieſer nothwendige Beſuch, der dir am erſten Tage nach dieſer Begegnung eine Kleinigkeit zu ſein ſcheint, die man leicht abſchütteln kann, wird immer ſchwerer, je weiter du ihn hinaus ſchiebſt, und endlich ſitzt er dir wie ein hohnlachender Alp auf der Bruſt. Du biſt Geſchäftsmann, deine Morgen ſind dir koſtbar; du haſt überhaupt nur ein paar in der Woche, wo du dich losmachen kannſt, und gerade an ſolchen, wenn du bereits angezogen biſt und den Hut in der Hand haſt, gibt ein Beſuch dem anderen die Thüre in die Hand. Und das ſind keine Viſiten, die dich plagen, es ſind lauter Geſchäftsfreunde; und wenn auch Jeder ſieht, daß du eilig biſt, und ſich ſo kurz wie möglich faßt: es hilft Alles nichts. Die Minuten jagen ſich mit unendlicher Geſchwindigkeit. Es ſchlägt zwölf Uhr, ein Viertel, halb, und mit dem Schlage Ein Uhr iſt, wie nächt-

lich um dieſelbe Stunde, für die Geiſter, jetzt mittäglich für dich die Zeit zu beſuchen vorbei. Du kannſt deinen Hut in die Ecke werfen, und wenn du Nachmittags zufällig der Frau von C. begegneſt, ſo huſtet ſie bedeutſam, während ſie für deinen Gruß flüchtig dankt, oder ſie ſieht ihre Schweſter, die neben ihr geht, zufällig an; auch kann es dir ſogar paſſiren, daß, wenn du vierzehn Tage gewartet haſt, ſie ſich in dem Augenblicke, wo du den Hut ziehſt, herumdreht und zu ihrem Manne ſagt: „Das ſchöne Wetter iſt ſchon vorbei, dort ziehen Wolken auf.“

Wenn man in Abſtattung der Viſiten wirkliches Unglück hat, ſo kann man der wohlwollendſte und höflichſte Menſch von der Welt ſein, man wird unter Umſtänden doch für einen Grobian gehalten. Hat man nun endlich Alles auf die Seite geſchoben und ſtürzt auf die Straße, den lange verſchobenen Beſuch endlich zu machen, ſo iſt man vielleicht in Gedanken und ſieht nicht, daß dort, keine zehn Schritte von uns, das fragliche Ehepaar vorübergeht. Man rennt nach deſſen Hauſe, man athmet freudig auf, als einem der Bediente ſagt: „Die Herrſchaften ſind ausgegangen.“ Man nimmt mit der größten Beruhigung zwei Karten, kneift mit wahrer Befriedigung ein Ohr hinein und gibt ſie dem Bedienten, während man unendlich bedauert, Niemanden zu Hauſe gefunden zu haben.

Gegen ein Uhr kommen Herr und Frau von C. unter einem kleinen Wortwechſel nach Hauſe. „Aber wie kann man ſo etwas glauben?“ ſagt er. — „Du wirſt es ſchon ſehen!“ entgegnete ſie. Darauf treten Beide ins Haus, und ehe noch die Glasthüre des Hausganges hinter ihnen geſchloſſen iſt, fragt man ſchon nach deinem Namen. „War der Herr X. heute Morgen vielleicht hier?“ ſo fragt die Dame des Hauſes, und die beiden Karten, die ihr der Bediente übergibt, hält ſie nun dem Gemahl triumphirend

unter die Naſe, wobei ſie indignirt ausruft: „Ah, c'est trop! Man muß ſchon geſtehen, deine Herren Bekannten behandeln uns mit großer Aufmerkſamkeit!“

Von dem Moment an biſt du verloren; du haſt abſichtlich in den erſten acht Tagen keinen Verdammungsbeſuch gemacht, du biſt endlich abſichtlich an dem Morgen hingegangen, wo du Herrn und Madame G. auf der Straße begegneteſt und alſo genau wußteſt, daß ſie nicht zu Hauſe ſeien; du biſt auf deinen unhöflichen Gängen ertappt worden, du biſt ein geſellſchaftliches Scheuſal. — Die Folge von allem dem empfindeſt du zuweilen recht ſchmerzlich; denn wenn dich auch der Verluſt der großen Soireen nicht beſonders bekümmert, ſo ladet man dich nicht mehr zu kleinen feinen Diners oder zu angenehmen Spielvarieen ein. Du biſt geächtet, verſtoßen, verbannt, und haſt nur drei gleich bedenkliche Wege, dich dafür zu entſchädigen, indem du entweder zum Einſiedler, zum Selbſtmörder oder zum Ehemanne wirſt. So viel iſt gewiß, theurer Leſer, nimm dich in Acht und unterlaſſe keine dergleichen nothwendigen Beſuche! Das hat ſchon oft Manchen ins Unglück gebracht. Halte in Geduld aus, bis dir endlich der Tag der Erlöſung ſchlägt und man übereinkommt, ſich gegenſeitig keine dergleichen Viſiten mehr zu machen. Tröſte dich unterdeſſen mit denen, welche die Beſuche, die wir zu machen gezwungen ſind, in Empfang nehmen müſſen — jenen Opfern unſerer geſellſchaftlichen Zuſtände, die von einer großen Soiree nichts haben, als ein völlig derangirtes Haus, viel zerbrochene Gläſer und viel zerſprungenes Porcellan, einen halb geleerten Weinkeller, üble Nachreden, Undank und vor allen Dingen wenigſtens ein Dutzend ſehr langweiliger Vormittage, an welchen ſie die mehrfach beſprochenen Beſuche zu empfangen haben und an welchen man ihnen erzählt, wie delicieß es bei ihnen geweſen ſei,

wie köstlich und amusant, die Unterhaltung so geistreich, das Souper so vortrefflich servirt.

In diesem letzteren Falle nun befindet sich zu Anfange des neunundzwanzigsten Kapitels dieser überaus wahrhaften Geschichte das freiherrlich von Brander'sche Ehepaar, namentlich die bessere und schönere Hälfte desselben, die Freifrau von Brander, auch Rosa Immergrün genannt.

Der Herr Gemahl hatte an den Vormittagen so außerordentlich viel auf dem Exercierplatze und in der Kaserne zu thun, daß es ihm unmöglich war, Einiges von seiner kostbaren Zeit damit zu vergeuden, daß er die Visiten der sehr dankbaren Eingeladenen hochselbst entgegen nahm.

An diesem Morgen aber ist er zufällig zu Hause; es ist ein Feiertag, und da an einem solchen nicht öffentlich exerciert werden darf, so hatte der Major seinen militärischen Kindern nur dadurch eine Freude zu verschaffen gewußt, daß er sie Morgens um sechs Uhr mit frisch angestrichenem Lederzeug und frisch lackirten Helmen und Patrontaschen antreten ließ. Diese Musterung war recht angenehm und befriedigend vorübergegangen, und der Major hatte sich in der besten Laune, nur begleitet von dem Adjutanten von Stifeler, nach seiner Wohnung zurückbegeben.

An Sonn- und Feiertagen war der Adjutant Vormittags meistens in dem Hause des Chefs zu finden. Er frühstückte dort mit dem Major in dem Arbeitszimmer desselben; dabei wurde die Dienstthätigkeit der vergangenen Woche ruhig durchgegangen und in ernste Erwägung gezogen und nebenbei erschrecklich viel geraucht.

Der Freiherr von Brander hatte an diesem Morgen seinen Waffenrock abgelegt, war in den leichten Schlafrock geschlüpft

und rauchte eine neue Meerschaumpfeife, die er jeden Augenblick betrachtete und häufig mit dem Aermelaufschlag polirte.

„Ein Kapitalstück!“ sagte er nach einer Pause; „sehen Sie, bester Stiefeler, wie es anfängt, sich unten angenehm zu bräunen, es ist ein Prachtstück: der junge Herr von Steinbeck, der mir dringend empfohlen ist, der mich, so zu sagen, als seinen zweiten Vormund betrachtet, brachte es mir aus Wien mit. Das muß man ihnen da unten schon lassen: Meerschaumköpfe verstehen sie zu schneiden. Ist dieser nicht famos?“

„Kapital!“ sagte Stiefeler mit einer tiefen Stimme.

„Sollten Sie wohl glauben,“ fuhr der Major nach einer Pause fort, „daß es Leute gibt, die behaupten, es sei nicht mehr gentil und anständig, Meerschaumköpfe zu rauchen?“

Der Adjutant schauderte und sagte mit gepreßter Stimme, er glaube nicht, daß es solche Menschen gebe.

„Und doch!“ rief der Major triumphirend, „sehen Sie unseren Generalauditeur an. Der Mann hat, Gott weiß, woher, so kleine schwarze Ghemnitzer Ebenköpfe bekommen und bildet sich nun ein, das sei etwas Elegantes. Ich hab's ihm aber auch gesagt: so ein Ghemnitzer Kopf ist passend für einen Unteroffizier, aber Jemand, der Stabsoffizierrang hat, kann sich, wenn er nicht den ganzen Tag Cigarren rauchen will, nur der Meerschaumköpfe bedienen. — Zwiebel!“ unterbrach hier der Major den Strom seiner Beredtsamkeit und schaute ärgerlich nach dem Bedienten um, der in der Ecke drinnen beschäftigt war, die blank gewichsten Stiefel seines Herrn auf einem Gestelle in saubere Richtung zu bringen. „Zwiebel!“ rief der Major abermals, „mach' Er keinen so höllischen Lärmen!“

Der Bediente duckte sich sichtlich zusammen und machte ein höchst jammervolles Gesicht; dann entfernte er sich auf den

Zehenspitzen und zog die Thüre ohne Geräusch hinter sich zu.

Der Major sah ihm grimmig nach, zog einige gewaltige Züge aus seiner Meerschaumpfeife und sagte alsdann: „Sollte man das glauben, daß ich jetzt volle zwei Jahre an diesem Kerl erzogen habe, an ihm herumgeschliffen und polirt, und nun endlich finden muß, daß statt guten und brauchbaren Stoffes nur eine jämmerliche, nicht zu verwendende Masse an ihm ist? Ist das nicht fürchterlich, Herr Lieutenant von Stifeler?“

„Fürchterlich!“ wiederholte der Adjutant und sah mit trostlosem Gesichtsausdruck nach der Thüre, durch welche Zwiebel so eben verschwunden.

„Ich habe mir,“ fuhr der Major fort, „mit diesem Menschen die unsäglichste Mühe gegeben, ich habe ihm das Serviren beigebracht, ich habe ihm etwas gute Lebensart eingeprägt, ich habe ihm eine außerordentliche elegante Livre machen lassen und zu ihm gesprochen: Siehst du, Zwiebel, wenn du meinen Befehlen gehörig folgst, so kann aus dir ein ganz gerichteter Kerl werden; wenn du ausgedient hast und ich mir einen neuen Burschen anschaffen muß, so soll es mir gar nicht schwer fallen, dir bei fortgesetztem guten Lebenswandel eine anständige anderweitige Anstellung zu verschaffen.“

„Ich weiß es,“ sagte von Stifeler empört. „Der Herr Major haben für diesen Burschen väterlich gesorgt.“

„Ja wohl, väterlich!“ sagte groß der Major; „das ist das rechte Wort, und darnach geht diese undankbare Creatur hin und blamirt mich vor meiner ganzen Whistgesellschaft!“ — Bei diesen Worten betrachtete der Major angelegentlich seinen Meerschaumkopf, und nur das sanfte Braun, das dort zu Tage kam, schien ihm einigermaßen einen Trost zu gewähren.

„Waren Sie in dem Augenblicke in dem Zimmer?“ fuhr der Freiherr von Brander nach einer Pause fort. „Gott der Gerechte! ich meine, mich sollte der Schlag treffen. Vorn die Theegesellschaft hatte sich glücklicher Weise verlaufen, Madame sich in ihr Zimmer zurückgezogen, und da sitzen wir so harmlos bei einander und rauchen und plaudern, und der alte Oberst war so in seinem Gott vergnügt, er hatte einen glücklichen Tag gehabt, wir alle eigentlich mit ihm; denn bei der Parade, die an jenem Morgen statt fand — Seine Majestät der König hielt jene Parade ab — da wandten Allerhöchstdieselben Ihr Pferd herum, wie wir mit klingendem Spiel anrückten, und sagten zu Ihrem ersten Adjutanten: Ah, das zwanzigste Regiment! und Sie begreifen, bester von Stiefeler, was dieses königliche Wort heißen wollte. Seine Majestät wollte unzweifelhaft damit ausdrücken: bis jetzt habe ich nur so aus Pflicht die Parade mit ansehen müssen, aber von dem Augenblicke an, wo das zwanzigste Regiment aufmarschirt, macht es mir ein wahres Vergnügen. Für mich war dieses wichtige Ereigniß doppelt angenehm; denn in dem Augenblicke, wo Seine Majestät sprachen: Ah, das zwanzigste Regiment! hatte ich das Glück, gerade mit meinem Bataillon vorbeizumarschiren. Dieser Ausdruck hat uns alle sehr glücklich gemacht. Es steht auch im Parolebefehl desselbigen Tages.“

„Es war in der That ein sehr glückliches Ereigniß,“ sagte der Adjutant mit großer Rührung.

„Daraus sieht man,“ fuhr der Major fort, „wie so leicht es den großen Herren wird, die Begeisterung für sich zu erwecken. Ich kenne mein Bataillon, Herr Lieutenant von Stiefeler, und Sie kennen es auch. Mit jenem Wort im Leibe hätte ich mit meinem Bataillon an jenem Morgen eine Schanze genommen,

und wäre sie mit vierundzwanzigtausend Teufeln besetzt gewesen. — — — Ah, das zwanzigste Regiment!«

Der Major schritt ein paar Mal würdevoll im Zimmer auf und ab und brummte jenen Parademarsch zwischen den Zähnen, unter dessen Klängen das Regiment damals vorbeimarschirt war. Endlich blieb er vor dem Adjutanten stehen, faltete seine Hände auf dem Bauche und sagte: »Aber hören Sie weiter! Diesen Tag wollte ich am Schlusse meiner Whistpartie besonders feiern, mit Champagner feiern! Wir waren noch unser acht, darunter zwei Hauptleute, die in solcher Gesellschaft wenig zu trinken pflegen, und da hätten also zwei Flaschen vollkommen ausgereicht. Was geschieht? Als wir so fest bei einander sitzen, rufe ich dem Zwiebel zu: bringe uns Champagner! und nun denken Sie, bester von Stifeler, statt meinem Befehle stillschweigend Folge zu leisten, anstatt, wie ich es ihm befohlen, die Flaschen mit einer Serviette umwickelt zu bringen, sieht er mich groß und dumm an und sagt: Befehlen der Herr Oberstlieutenant, daß ich beide Flaschen auf einmal bringen soll? — — Da war alle Illusion zerstört; der Oberst lachte, die Gäste lachten, und ich mußte nothgedrungen am Ende auch mit lachen. — Aber dem Zwiebel werde ich das niemals vergessen.«

Während der Major auf diese Art den Freuden der Erinnerung lebte, saß Rosa Immergrün in ihrem Zimmer neben dem Salon, das der geneigte Leser bereits kennt, auf dem Eckdivan —

Unter blüh'nden Mandelbäumen.

Eigentlich waren es nur ein Kirschlorbeer- und ein Citronenbaum, welch letzterer seine Blätter einigermaßen verloren hatte. Da saß sie und nahm Besuche an. Neben ihr lag des Goldkäfers letzte Brautfahrt, einige Albums und das Bedeutendste, was die

neueste Literatur in diesem Zeitpunkte hervorgebracht, deutsch, französisch und englisch. Diese Schätze war Zwiebel angewiesen, während des dasitzenden Besuches von Zeit zu Zeit noch zu vermehren; denn bald brachte er ein Buch herein, und wenn ihn Rosa Immergrünn ziemlich unfreundlich fragte, was er schon wieder wolle, so war der unglückliche Zwiebel dahin instruirt, die Antwort zu geben: die Verlagshandlung von Knittel und Compagnie habe verlangt, daß dieses Werk im Namen des Verfassers augenblicklich übergeben werde. Auch Manuscripte schleppte der treue Zwiebel herbei mit kleinen Briefchen, und nachdem die Schriftstellerin solche gelesen, sagte sie unmuthig zu den vor ihr Sitzenden: „Ich habe, wie Sie sehen, nicht einen Augenblick für mich; da soll ich schon wieder ein Urtheil abgeben über einen dreibändigen Roman." Auch ein armer, unglücklicher Maler wurde ihr zuweilen gemeldet, jedoch niemals vorgelassen; denn Rosa Immergrün hatte jetzt unmöglich Zeit, ihm eine Sitzung zu gewähren zu dem Porträt, welches demnächst in der Modezeitung von der gefeierten Dichterin erscheinen sollte.

So waren nach und nach sehr Viele zum Besuche da gewesen von der ästhetischen Theegesellschaft. Wenige von der Whistpartie. Da hatten die Erstgenannten, unter ihnen der treffliche Goldenstein, die genialen Silber-, Morgen- und Abendsteine, sich dankbar ausgedrückt, wie außerordentlich sie sich amusirt, wie göttlich, geistreich und genußvoll jener Abend für sie gewesen sei. Da hatte die dicke Regierungsräthin abermals schalkhaft mit dem Finger gedroht und lächelnd gefragt, was sie denn eigentlich thun müsse, um bei einer ähnlichen nächsten Gelegenheit auch in den ersten Kreis der Vertrauten gezogen zu werden. Da hatte die gutmüthige Frau des Kanzleirathes, die demselben am Morgen nach der Soiree versichert, unter Anderem seien bei Brander's die

Salate ſo unverantwortlich ſchlecht geweſen, daß ſie acht Tage lang an einer Unverdaulichkeit hätte leiden müſſen, da hatte dieſe alſo im wohlwollenden Tone die Hausfrau gefragt: „Aber, beſte Majorin, etwas dürfen Sie mir nicht vorenthalten, das iſt das Recept zu Ihrem köſtlichen italieniſchen Salate.“

Zwiſchen dieſe Beſuche tröpfelte auch hie und da einer von der Whiſtpartie hinein; doch geſchah dies nur ſpärlich, und die alten Herren wurden auch nicht mit jenem holdſeligen Lächeln empfangen, wie die Beiſitzer und Beiſitzerinnen des geheimen äſthetiſchen Cirkels. Fanden ſich zufällig von beiden Parteien zuſammen, ſo ließ das die Majorin auch ſo hingehen, und indem ſie mit ihren Vertrauten ſprach, wurden die anderen, proſaiſchen Elemente ſo nebenbei mitgeduldet. Traf es ſich jedoch zufällig, daß ſie ſich mit einem der letzteren allein befand, ſo wurde augenblicklich nach dem Major geſchickt, der ſich aber meiſtens mit wichtigen, unaufſchiebbaren Geſchäften entſchuldigen ließ und den Beſuch einlud, ſich in ſein Zimmer zu verfügen, was denn auch ein ſolcher Beſuch gewöhnlich auf's Bereitwilligſte annahm und, während er dann ſpäter bei dem Hausherrn eine Cigarre rauchte, das ſanfte Geſpräch der Hausfrau nicht leicht vermißte.

Unterdeſſen hatte es zwölf Uhr geſchlagen; die Stunden, in welchen die Majorin ihre Viſiten empfieng, waren vorüber, und Zwiebel erhielt den Befehl, Niemand Gewöhnliches mehr vorzulaſſen, das heißt Niemand, der blos durch die Einladung zum äſthetiſchen Thee oder zur Whiſtpartie ſich ein Anrecht auf einen Beſuch erworben hatte. Die Freunde des Hauſes waren natürlicherweiſe in dieſen Befehl nicht einbegriffen, weßhalb denn auch Zwiebel kurze Zeit, nachdem er dieſen Befehl erhalten, die Thüre öffnete und hineinmeldete: „Herr von Steinbeck!“

„Sehr angenehm!“ entgegnete die Majorin; „man ſoll es meinem Manne ſagen.“

Zwiebel zog ſich zurück, und man öffnete gleich darauf dem jungen Herrn die Thüre, der ſehr elegant gekleidet war, aber etwas linkiſch eintrat, ſchon an der Thüre ſeine Verbeugung anfieng und dieſelbe mit ſteter Hutbewegung ſo lange wiederholte, bis er ſich einer der rettenden Hände der Majorin bemächtigt hatte, welche er ehrerbietigſt küßte, und ſich alsdann in einen Stuhl neben dem Sekretär niederfallen ließ. Eine Zeit lang ſtierte er ziemlich nichtsſagend vor ſich hin, ſah zuweilen ſeine Nachbarin an, ſchluckte dann einige Mal heftig, kratzte ſich mit dem Knopfe ſeines Spazierſtöckchens rechts und links an der Naſe und ſagte endlich, nachdem er ſich auch mit dem Hutdeckel das Kinn gerieben: „Ich verſichere Sie, Frau Majorin, es iſt heute verdammt heißes Wetter.“

„Sehr warm,“ liſpelte Roſa lächelnd und fügte verbindlich hinzu: „Wollen Sie nicht gefälligſt ablegen?“

„Danke wirklich,“ entgegnete der junge Herr. „Ich halte Hut und Stock gerne in der Hand; es ſind das ſo artige Spielzeuge, wenn man ſo eigentlich über gar nichts plaudert, wiſſen Sie, wenn man eine ſo gewöhnliche Converſation macht.“

Roſa Immergrün ſchlug lächelnd die Augen nieder und entgegnete mit vielſagendem Tone: „Gleich wird der Major kommen, Herr von Steinbeck. Mit dem haben Sie doch lieber zu thun, als mit mir, mit dem ſpricht ſich leichter; nicht wahr?“

Der junge Herr wußte nicht, ob er Ja oder Nein ſagen ſollte. „O, nicht doch!“ verſetzte er nach einer kleinen Pauſe; „der Baron und ich haben freilich einerlei Thema's, worüber wir gern ſprechen und worin wir uns vollkommen verſtehen: Pferde, Hunde, Soldaten und was ſo drum und dran hängt; aber Sie

müssen deshalb nicht glauben, meine Gnädige, daß ich nicht ein Gespräch mit Ihnen vorzöge über das Theater, das Wetter, auch über Bücher."

„Auch über Bücher?" fragte lächelnd Rosa Immergrün.

„Allerdings," antwortete Herr von Steinbeck wichtig. „Ich habe neulich angefangen, mich sehr mit der Literatur zu beschäftigen! ich lege mir eine Bibliothek an." Bei diesen Worten streckte er beide Beine von sich, legte eines über das andere und bemühte sich, mit hoch emporgezogenen Augenbrauen und sehr spitzigem Munde den Staub von seinen glänzend lackirten Stiefeln wegzublasen. „Ja, ja," wiederholte er, „eine vollkommene Bibliothek lege ich mir an."

„Das wäre!" sagte erstaunt die Majorin; „und wie fangen Sie das an?"

„Nun," erwiederte Herr von Steinbeck mit sehr ernstem Tone, „ich nehme die großen Zeitungen zur Hand, und was in denselben besonders gelobt ist, das kaufe ich."

„Und nachher lesen Sie's durch?" fragte die Majorin.

„Nicht immer," entgegnete der junge Herr. „Ich vertraue unbedingt dem Lob der großen Zeitungen und bin dann überzeugt, daß die Werke, welche darin angepriesen werden, sehr klassisch sind. Aber mich langweilen sie doch manchmal."

„Das ist das Erste, was ich höre, daß Sie sich langweilen!" sagte laut lachend die Majorin; „wie kann man lange Weile haben, wenn man so viele Geschäfte hat wie Sie?"

Herr von Steinbeck sah die Dame des Hauses mit großem Blicke an und sagte nach einer Pause: „Sie lachen über mich, und wenn Sie sagen, ich hätte viel zu thun, so wollen Sie damit ausdrücken, ich hätte gar nichts zu thun; aber ich versichere Sie, Frau Majorin, da irren Sie ganz gewaltig. Wer sich so

seinen Freunden und den öffentlichen Angelegenheiten widmet, wie ich, der weiß kaum, wo er zu allem dem die nöthige Zeit herbringen soll. Sehen Sie" — bei diesen Worten zog er seine Uhr heraus — „jetzt ist es schon wieder ein Vier' . nach zwölf, und ich sollte schon längst auf dem Schloßplatze sein."

„Bei der Parade?" sagte lächelnd die Majorin.

„Die Parade bekümmert mich eigentlich nur in meinen Freistunden," entgegnete der junge Herr mit wichtiger Stimme.

„In Ihren Freistunden?"

„Gewiß, nur dann; aber meistens betrachte ich die Zeit der Parade als eine Art gesellschaftlicher Börse, als, wenn ich mich militärisch ausdrücken soll, einen bürgerlichen Appel, wo man seine Bekannten trifft, wo man sich gegenseitig die Parole gibt und empfängt, d. h. wo ausgemacht wird, an welchem Ort man Nachmittags seinen Kaffee trinkt, ob man ins Theater geht oder wo man sich sonst amusirt."

„Auf diese Art aber haben Sie außerordentlich viel zu thun," antwortete die Majorin.

„Ich brauche in der That meine ganze Zeit," versicherte Herr von Steinbeck. Dabei zupfte er an seiner Halsbinde, strich sich durch's Haar und stützte darauf den Stockknopf mit wichtiger Miene unter das Kinn.

„Meine ganze Zeit," wiederholte er nach einer Pause; „jetzt geht es indeß besser, ich kann mich doch wieder rühmen, ich habe hie und da einen freien Moment. Aber ich versichere Sie, Frau Majorin, vor einem halben Jahre, bei Eröffnung der Eisenbahn, da war ich der geplagteste Mensch unter der Sonne."

Die Majorin hatte ihr Buch von des Goldkäfers letzter Brautfahrt in die Hand genommen und blätterte darin herum; zuweilen bei dem Geschwätze des Herrn von Steinbeck blickte sie

einen Augenblick in die Höhe, um ihm damit anzuzeigen, daß ſie weit entfernt ſei, ſeinen Worten keine Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Gelegentlich ſah ſie auch ſehnſüchtig nach der Thüre, wo der Major noch immer nicht erſchien.

Wenn Herr von Steinbeck einmal im Fluſſe der Rede war, ſo hörte er ſich gern ſprechen, und dann plätſcherten ſeine Worte nieder, wie ein langweiliger Herbſtregen, aber auch wie ein ſolcher langweilig und unerquicklich.

„Ja, die Eiſenbahn," fuhr er fort, „nahm mich ſehr in Anſpruch, anfänglich die Probefahrten; ich habe keine einzige verſäumt, ich war ſogar auf dem Zuge, als ſeine Majeſtät der König zum erſten Male fuhr. Eine kleine Beſtechung, und ſo was gelingt immer! — Nachdem die Bahn dem Verkehr übergeben war, hatte ich wirklich außerordentlich viel zu thun, um die Züge ankommen und abfahren zu ſehen, und mir genau zu notiren, wie viel Minuten jeder Einzelne zu früh oder zu ſpät eintraf. Es iſt das von großer Wichtigkeit, und ich habe nicht verfehlt, meine Bemerkungen während des erſten halben Jahres dem Eiſenbahndirektor mitzutheilen. Er war mir dankbar dafür. — Jetzt aber iſt dieſe Geſchichte in Ordnung, ſie nimmt mir nicht viel Zeit mehr weg, und ich kann jetzt meinen Beſchäftigungen regelmäßig wieder nachgehen."

„Es iſt ganz erſtaunlich," ſagte die Majorin, abermals aufblickend; ſie hatte aber während der Zeit einen halben Geſang ihres Gedichtes durchgeleſen.

„Wenn nur nicht wieder in nächſter Zeit die Aſſiſſen eröffnet würden!" ſagte Herr von Steinbeck mit einem tiefen Seufzer, „in der Zeit bin ich immer außerordentlich geplagt."

„Wie ſo?" fragte die überaus höfliche Majorin.

„Ich habe noch nie eine wichtige Sitzung verſäumt," ent-

gegnete ſtolz der junge Herr; „ich halte das für meine Schuldigkeit, aber ich verſichere Sie, man muß darunter leiden. Die Hitze in dem Saal, das ſtundenlange Hinſtehen, die oftmals ſehr langweiligen Reden der Advokaten, das kann einen ſchon zur Verzweiflung bringen. Ich war bei der letzten Seſſion — der berühmten Falſchmünzergeſchichte — außerordentlich froh, als ſich auf einmal in dem Saal die Nachricht verbreitete, es ſei zwei Stunden vor der Stadt eine Lokomotive ſtecken geblieben, wodurch ich einen genügenden Grund bekam, den heißen Saal zu verlaſſen, und wodurch ich es bei meinem Gewiſſen verantworten konnte, den Schluß der wichtigen Sitzung nicht mit anzuhören. — Die Lokomotive ſaß ungeheuer feſt; wir mußten den ganzen Nachmittag arbeiten, um ſie wieder auf die Schienen zu bringen; und es war an dem Tage verflucht heiß.“

„Ah, da kommt der Major!“ rief nun plötzlich das unglückliche Schlachtopfer dieſes Geplauders, und in demſelben Augenblicke öffnete ſich die Thüre und der längſt Erwartete trat ein.

Der Freiherr von Brander war in Uniform: Waffenrock mit ſehr dicken Epauletten, und er eilte auf den jungen Herrn zu und reichte ihm beide Hände zur Begrüßung dar. Herr von Steinbeck konnte aber von dieſer großen Freundſchaftsbezeugung nur einen ſehr mäßigen Gebrauch machen; denn mit der einen Hand hielt er den Hut, mit der anderen den Stock, und ſo blieben für den Major nur zwei Finger übrig, die er auf's Liebreichſte mit ſeinen beiden Händen umfaßte und ſchüttelte.

„Guten Morgen, lieber Major!“ ſagte der junge Herr freundlich lächelnd; „Sie ſehen, ich bin pünktlich, ein Viertel nach Zwölf, und ich hätte wahrhaftig auf Sie warten müſſen, wenn nicht die gnädige Frau ſo freundlich geweſen wäre, mir zu erlauben, ſie ein wenig zu unterhalten.“

„Richtig! ſchon ein Viertel nach Zwölf,“ ſagte der Major, bedeutſam huſtend, und ſah ſeine Frau dabei an. Dieſe ſchien den Blick vollkommen zu verſtehen; ſie legte das roth eingebundene Buch nieder und ſetzte ſich, aber mit einem etwas verdrießlichen Geſichte, in Poſition. Der Major rückte ſeinen Stuhl neben den des jungen Herrn, und es gelang ihm nach einigen fruchtloſen Verſuchen, demſelben Hut und Stock freundſchaftlich zu entwinden und Beides auf dem Tiſche niederzulegen.

„Ja, mein Beſter,“ ſagte der Major nach einer Pauſe, während welcher er ſeine Stiefelabſätze zuſammenſchlug, daß die Sporen klirrten, „wir haben uns alſo verabredet, ein Viertel nach zwölf Uhr zuſammen zu kommen, um das Nähere zu beſprechen, ehe der Juſtizrath Werner erſcheinen wird, der ſich bis um ein Uhr angemeldet hat.“

„Ganz recht, ganz recht!“ ſagte Herr von Steinbeck. „Ich war alſo in der vorigen Woche mit dem Schreiben des Herrn Juſtizraths auf dem Schloſſe . . . wie heißt es doch?“

„Gleichviel, gleichviel!“ ſagte eifrig der Major; „alſo Sie waren da?“ Nun, da bin ich begierig, zu erfahren, welchen Eindruck Sie von dort mitnahmen.“

„Ach, ich muß geſtehen, einen überaus günſtigen, beſonders was die junge Dame anbetrifft; auch iſt das Landgut ſchön gelegen, die Gebäude vortrefflich, die Gegend allerliebſt. Es hat mir im Ganzen recht wohl gefallen — aber . . .“

„Sie ſoll ſehr gut erzogen ſein,“ ſagte der Major mit großer Würde, „ſie ſoll die beſten Lehrer gehabt haben; man hat in ihrer Erziehung nichts verſäumt.“

„Das ſchien mir auch ſo,“ entgegnete Herr von Steinbeck, „und ich muß geſtehen, ich bin wohl entſchloſſen, dieſe Verbindung einzugehen, aber . . .“

„Sie iſt außerordentlich reich,“ warf die Majorin leicht hin, „und die Familie ſehr reſpektabel.“

„Ja, aber —“ ſagte Herr von Steinbeck und ſchaute die Majorin mit einem ziemlich nichtsſagenden Blicke an. „Die Familie iſt allerdings ſehr reſpektabel; der Mann wenigſtens, obgleich viel geſchehen iſt, dieſem Namen Unangenehmes anzuhängen.“

„Das iſt wahr,“ ſeufzte die Majorin, „aber nur allein durch den Sohn, durch jenen Herrn Eugen. Was der der alten Staatsräthin ſchon für Kummer verurſacht hat! — Und nun erſt jene letzte Geſchichte! Gott, wenn ich bedenke, daß er erſt wenige Tage vor dem Vorfall hier in dieſem Salon war, hier bei mir in meinem Hauſe!“

„Die Schwägerſchaft iſt mir gerade nicht das Angenehmſte bei der Sache,“ antwortete der junge Mann.

„Der iſt beſeitigt!“ ſagte der Major in beſtimmtem Tone; „er wird es nicht wagen, ſich vor einem Bekannten ſehen zu laſſen. Wenn er auch jenen jungen Schoppelmann, einen braven jungen Menſchen, der die Ehre ſeiner Schweſter vertheidigte, wenn er ihn auch glücklicher Weiſe nicht todtgeſchlagen hat, ſo hat er ihn doch ſo darnieder gelegt, daß Jener gewiß über ſechs Wochen das Bett hüten muß. Es iſt das ein Kriminalfall.“

Roſa Immergrün ſchauderte. — Hier in dieſem Zimmer hatte er geſeſſen, der hart an dem Mörder vorbeigeſtreift war und der jetzt, dem Kriminalgericht verfallen, flüchtig in der Welt umherirrte. Sie hatte ſchon angefangen, das in einen kleinen Roman zu bringen; doch können wir dem geneigten Leſer zu ſeiner Beruhigung verſichern, daß er nicht in den Fall kommen wird, auch noch obendrein jene Bearbeitung der Eugen Stillfried-

ſchen Thaten leſen zu müſſen, indem jener Roman weder beendigt noch gedruckt wurde.

„Es iſt eigentlich merkwürdig,“ ſagte der Herr von Steinbeck, „daß ich dieſen Eugen Stillfried nie geſehen, wenigſtens nicht gekannt habe; er könnte mir heute begegnen, und ich würde nicht wiſſen, wer es iſt.“

„Das iſt begreiflich,“ ſagte ſehr ernſt der Major und drückte ſeine dicken Epauletten etwas nach hinten. „Die Beſchäftigungen und Liebhabereien jenes Herrn Stillfried waren auch beſtändig der Art, daß er anſtändigen jungen Leuten fern blieb.“

„Kommen wir alſo zu Ende!“ fuhr der Herr Steinbeck fort. „Wie ich Ihnen ſchon vorhin bemerkte, hat mir die junge Dame außerordentlich wohl gefallen. Ihr Vermögen iſt ſehr beträchtlich.“

„Ueber hunderttauſend Thaler!“ ſchaltete der Major ein.

„Aber,“ ſagte der junge Mann, an den dieſe Worte hauptſächlich gerichtet waren, „wir ſind ja unter uns und können dieſe Sache offen beſprechen; es ſoll da in dem Stillfried'ſchen Hauſe, namentlich in Betreff dieſer Tochter, Manches räthſelhaft ſein. Und wir müſſen doch zuerſt klar ſehen, wie ſich dieſe Sache verhält.“

„Das müſſen wir vor allen Dingen,“ verſetzte der Major, „und da Sie ſich in dieſer Sache vertrauensvoll an mich gewandt, ſo verſäumte ich nicht, mich mit dem Juſtizrath Werner ernſtlich darüber zu benehmen.“

„Nun?“ fragte geſpannt der junge Mann.

Der Major klirrte abermals mit ſeinen Sporen, öffnete ſodann ein paar Knöpfe an ſeinem Waffenrock und ſteckte ſeine rechte Hand dort ſehr würdevoll hinein. „Sie bemerkten vorhin,

mein lieber junger Freund," nahm er alsdann das Wort, „daß in dem Stillfried'schen Hause manch Räthselhaftes vorgefallen sei, und das ist durchaus nicht in Abrede zu ziehen. Was mich anbelangt, so habe ich den alten Staatsrath noch genau gekannt. Das war ein braver, redlicher Herr und ungeheuer wissenschaftlich gebildet. — Er ist todt, das wissen wir alle. Seine Frau nun, die Staatsräthin, war eine Dame von Welt, eine brillante Erscheinung in der Gesellschaft. Gott der Gerechte! wie oft war sie hier in diesem Salon! Dort in jenem kleinen Fauteuil pflegte sie zu sitzen."

Herr von Steinbeck folgte mit den Augen den Fingern des Majors und blickte den kleinen Fauteuil so genau an, als wollte er jetzt noch die Gestalt der Staatsräthin dort entdecken.

„Nun hatten sie also einen Sohn, das war jener Herr Eugen, und vielleicht nach zehn Jahren verbreitete sich das Gerücht, der Staatsrath sei nun ebenfalls mit einer Tochter beschenkt worden. So viel ist sicher, daß unser alter Oberst, der im Hause sehr befreundet war, den Staatsrath einmal über diese Angelegenheit befragte und dieser zur Antwort gab: Ja, wir haben eine Tochter, und dann setzte er hinzu: Sie ist sehr kränklich und schwach, sie muß auf dem Lande erzogen werden."

„Das ist schon etwas," entgegnete Herr von Steinbeck, der dem Major aufmerksam zugehört.

„Und daß der Staatsrath so gesprochen, darauf gibt der Oberst sein Ehrenwort."

„Und das ist wie ein schriftliches Dokument," antwortete sich verbeugend der junge Mann.

„Was nun Alles die böse Welt über jene Tochter gefabelt, das kann uns im Grunde sehr gleichgültig sein, d. h. in dem Falle, wenn Sie fest entschlossen sind, mit jener jungen Dame

eine Verbindung einzugehen, zu der weder ich noch meine Frau an- oder abgerathen haben. Das müssen Sie nicht vergessen, Herr von Steinbeck. Wenn Ihnen also diese Verbindung wünschenswerth erscheint — und das junge Mädchen soll ein wahrer Engel sein — so halten Sie an jenem Ausspruche des Vaters fest, namentlich aber an den vollgültigen Papieren über Geburt und Taufe, welche der Justizrath Werner jeden Augenblick bereit ist, Ihnen im Auftrage der Staatsräthin vorzulegen."

„Ist er das wirklich?" fragte der junge Mann. „Man hat mir gesagt, mit dem Justizrath sei sehr schlecht Kirschen essen, und er pflege gerne Ausflüchte zu machen."

„In diesem Falle gewiß nicht!" sagte der Major. „Es handelt sich ja nur um Ja oder Nein. Legt er die Papiere vor — gut, wir prüfen sie und sind nach Befund zufrieden; legt er sie nicht vor oder finden wir die Dokumente nicht in der Ordnung, so gehen wir in der Sache nicht vorwärts. Das ist meine Ansicht."

„Und auch die meinige," sagte Herr von Steinbeck, wobei er den Knopf seines Stockes, den er wieder vom Tische an sich genommen, mit einer außerordentlich entschlossenen Miene unter das Kinn stützte.

Daß auch Rosa Immergrün dieser Ansicht sei, bestätigte sie durch ein stummes Nicken mit dem Kopfe.

Schließlich konnte Herr von Steinbeck sich nicht enthalten, die Ansicht auszudrücken, daß, wenn sich also sämmtliche Papiere in Ordnung befänden, er durchaus nicht abgeneigt sei, jene Verbindung einzugehen. Doch setzte er hinzu, der Major sowohl wie die Majorin möchten nicht glauben, daß ein wenn auch noch so gefürchteter Mann, wie der Justizrath, ihm zu imponiren im Stande sei, da er sich vorgenommen habe, diesem Geschäftsmanne der Staatsräthin gegenüber ernst und fest aufzutreten.

Es war nachgerade ein Uhr geworden, und der Justizrath Werner erschien zu dieser vorher bestimmten Stunde, um wegen der Angelegenheit, die wir eben dem geneigten Leser mittheilten, mit dem Herrn von Steinbeck zu unterhandeln. Da wir alle Wiederholungen scheuen, so erlauben wir uns nur zu sagen, daß nach einer guten Stunde die Sache so gut wie abgeschlossen betrachtet werden konnte. Doch können wir nicht verschweigen, daß während dieser Unterredung der Justizrath zuweilen seltsam lächelte, wenn der Herr von Steinbeck mit großen Redensarten begann; daß ferner nur im Allgemeinen der Vorlage der besprochenen Dokumente als wünschenswerth erwähnt wurde; und schließlich, daß Herr von Steinbeck dem Geschäftsmann der Staatsräthin gegenüber durchaus nicht fest und sicher auftrat, ihm aber noch weniger im Geringsten imponirte.

Dreißigſtes Kapitel.

In welchem man erfährt, wie Madame Schoppelmann ihre Kinder zu erziehen pflegt.

Draußen auf der Straße glänzte und jubelte der Feiertag in voller Pracht und Herrlichkeit. Der Himmel hatte ſich dazu tiefblau angezogen, und die Sonne ſchien in ihrer beſten und freigebigſten Laune; ſie warf nur ſo ganze Maſſen von Sonnenſchein, von Licht und Glanz herab, und das theilte ſie aus ſo liebreich, ſo gut geſinnt, ſo ohne Anſehen der Perſon. Der goldene Knauf dort oben auf dem Thurme des Rathhauſes erhielt von ihr nichts Beſſeres, als tief unten in dem Straßenwinkel auf dem Kehrichthaufen die kleine Glasſcherbe, und beide funkelten und glitzerten um die Wette.

Und wie ſich die Menſchen ſo wohl befanden bei dieſer allerwärmenden, allumfaſſenden Liebe des Sonnenlichtes! Da hatten ſie maſſenweiſe die dunkeln Häuſer verlaſſen und kamen hervor auf Plätze und Straßen, um zu ſehen und ſich ſehen zu laſſen. Zu den Thoren herein ſtrömten ſie aus den nächſten Dörfern, die

Kirchen öffneten jetzt zur Mittagszeit ihre halbdunkeln kühlen Hallen, und zugleich mit den tiefen Orgeltönen flutete die Menge aus ihnen heraus — Leute jedes Alters, jedes Standes; und auf Jeden schien der kirchliche Dienst anders gewirkt zu haben. Während hier zwei Männer mit weißen Haaren die Predigt einer scharfen Kritik zu unterwerfen scheinen, finden es dort zwei Frauen sehr passend, daß der sonst so sanftmüthige Prediger heute einmal einen scharfen Ton unterlegt hatte und gesprochen von einem zornigen Gott, der da herfahren wird auf Gewitterwolken, sämmtlichen Sündern zum Verderben. Eine gute Kirchgängerin, die mit Herz und Seele bei der Predigt war, erkennt man noch viele Straßen weit an Gang, Haltung und Geberde; ja sogar jene jungen Mädchen, die es nicht unterlassen konnten, während der Predigt den neuen Shawl und Hut der Nachbarin zuweilen einer scharfen Musterung zu unterwerfen, gehen still und ruhig ihres Weges und blicken mehr zu Boden, als sie sonst zu thun pflegen.

So wogt Alles durch die Straßen dahin. Männer, Weiber, Kinder, Offiziere, Soldaten, und Alles strömt nach dem Hauptplatze der Stadt, um sich dort einen Augenblick sehen zu lassen und selbst zu sehen. Jetzt zieht auch die Parade dorthin mit klingender Musik, und die breite Straße, durch welche sie kommt, ist vollgepfropft mit Musikern und Militär und Volk von allen Sorten und unendlich vielen Kindern. Das alles bewegt sich bei den lustigen Klängen vorwärts, stampft daher, so gut wie möglich im Takt, schlenkert mit den Armen und versucht es, die Füße gleichmäßig zu heben, wie es das Militär in Reih' und Glied thut. Der Offizier, der die Wache führt, marschirt äußerst wohlgefällig durch die Straßen, den blanken Säbel in der Hand, zumeist angestaunt von den Landleuten beiderlei Geschlechts, die rechts und links mit ihm in gleicher Linie laufen. Zuweilen neigt

er die Spitze des Säbels ein klein wenig, auf diese Art einen Bekannten grüßend. Ist es ein Offizier, so geschieht dies mit ernstem Blick, ist es aber eine Civilperson, mit herablassendem Lächeln. Auch an verschiedenen Häusern blinzelt er in die Höhe, und wenn er hier ein offenbares Zeichen des Erkennens macht, so gibt er dort durch einen schmachtenden Blick zu verstehen, daß er das Nothwendige gesehen hat, und hofft ebenfalls, gesehen worden zu sein.

So zieht die ganze Menge bei uns vorüber, lachend, plaudernd und schreiend, die Töne der Musik nachäffend, und wir, die wir diesem Strome entgegen kommen, drücken uns in eine Thürvertiefung, um nicht mit fortgerissen zu werden.

Dorthin zieht die Militärmusik; wir wenden ihr den Rücken, lassen die neueren, helleren Stadtviertel hinter uns liegen und steigen zu dem Marktplatze hinab, der heute in sonntäglicher Feier und Stille daliegt, und auf welchem die heiße Mittagssonne gewaltig herrscht. Hier ist es schon um diese Zeit ruhiger. Der Bürger und Handwerker, der hier wohnt, hat sein Mittagsbrod schon längst verzehrt und gedenkt die heißen Tagesstunden im kühlen Zimmer zu bleiben, oder er rüstet sich, um mit Weib und Kind einen Ausflug zu machen und etwa auf einem benachbarten Dorfe nach ausgestandener Hitze und reichlich genossenem Staube auf der Chaussee sich einen mittelmäßigen Kaffee für theures Geld anzuschaffen.

Wir lassen den Marktplatz ebenfalls hinter uns und gehen bis zu dem Hause mit der Grafenkrone. Das Thor steht halb offen, und die Mittagsstunde, sowie der Feiertag haben eine tiefe Stille über den sonst so lebendigen Hof gebreitet. Madame Schoppelmann hielt diesen Ruhetag außerordentlich hoch, und von ihrer Seite geschah Alles, daß derselbe, so weit die Gränzen

ihres Hauses reichten, durch keinen unnöthigen Spektakel gestört und somit entheiligt würde. Zu diesem Zwecke wurden die sonst so lärmenden Thiere: Ferkel und Hunde, heute in ihren Ställen gehalten, und selbst dem Hausherrn wurden nur Nachmittags ein paar Stunden vergönnt, seine Damen in freier Luft spaziren zu führen.

An einem solch hellen, sonnigen Tage, namentlich wenn man von dem blendenden Marktplatze her herein kam, war die Vorhalle oder das Wohnzimmer der dicken Gemüsehändlerin ein sehr trübseliger, trauriger Aufenthalt. Ja, man mußte seine Augen erst an das hier herrschende Dunkel gewöhnen, um nur die Gegenstände einiger Maßen unterscheiden zu können.

Sobald wir dies nun ebenfalls gethan, sehen wir Madame Schoppelmann auf ihrem gewöhnlichen Platze neben dem niedrigen, rußigen Heerde sitzen, auf welchem — wie fast zu jeder Tages- und Jahreszeit — ein mächtiges Feuer loderte. Die Frau war sonntäglich angezogen, ihr Kleid von dunklem Kattun, und dazu hatte sie auf dem Kopfe eine Haube mit langen himmelblauen Bändern. Dieser Anzug wurde durch eine weiße Schürze vervollständigt — ein großer Luxusartikel, den sich die Gemüsehändlerin nur an Sonn- und Feiertagen erlaubte. Sie saß auf ihrem starken Eichenholzstuhle sehr vornüber gebeugt, und hatte die beiden Arme auf ihre Knice gestemmt. Vor ihr befand sich Jungfer Clementine Strebeling in weißem Kleide, mit einer hellblauen, ziemlich coquetten Schürze, und sie hatte sich auf einen Stuhl so weit von der Madame Schoppelmann und dem Feuer niedergelassen, daß jene sie im Eifer des Gesprächs nicht auf die Schulter klopfen könnte, wie sie gern zu thun pflegte, und daß dieses mit seinem Rauche weder dem weißen Kleide noch dem Teint der alten Jungfer Schaden brächte.

Die Unterhaltung der Beiden mußte einen Augenblick geruht haben, und die Gemüſehändlerin ſchien eifrigſt über etwas nachzudenken.

Nach einer längeren Pauſe ſtützte ſie ihr Kinn in die Hand und ſagte: „Strebelinge, nehm' Sie mir's nicht übel, aber Sie ſollte doch mit Ihrem Gelde nicht gar ſo großartig umgehen. Meint Sie denn, ſo ein Kapital ſei nicht zu erſchöpfen. Und wenn mir auch Ihr gutes Herz wohl gefällt, wenn ich auch begreife, daß ſie arme Verwandte, die ſich in Noth befinden, gern unterſtützt, ſo muß das doch mit Maß und Ziel geſchehen. Hat Sie mir nicht geſagt, erſt vor acht Tagen habe Sie Ihrem Vetter vierhundert Gulden geſchickt? Nun ja, das iſt aller Ehren werth, damit kann er wohl eine Zeit lang zufrieden ſein.

„O du lieber Gott!“ ſeufzte Clementine.

„Ja, was, lieber Gott!“ fuhr die alte Frau fort; „du lieber Gott! ſagt Sie immer und thut doch, was Sie will, ohne meine gutgemeinten Ermahnungen nur im Geringſten zu befolgen, Ich habe doch recht in den meiſten Dingen.“

„O lieber Gott!“ ſagte Clementine abermals.

„Jetzt will Sie alſo ſogar ſechshundert Gulden wegſchicken. Weiß Sie, was ſechshundert Gulden bedeuten? Das ſind ſechshundert einzelne Gulden, und jeder Gulden hat ſechzig Kreuzer, und ein Kreuzer will verdient ſein, das kann Sie mir glauben.“

„O du lieber Gott!“ ſagte hierauf Clementine; „ich weiß das alles, Frau Schoyrelmann; und glaubt ja nicht, weil ich in meinem Leben noch nichts verdient habe, wüßte ich das Geld nicht zu achten.“

„Ich muß ſchon ſagen,“ entgegnete mürriſch die Frau, „auch ich habe früher nicht an Ihr entdeckt, daß es ihr Spaß gemacht hätte, Ihr Geld hinauszuwerfen; aber jetzt mit Einem

Male fängt Sie an, recht toll zu wirthſchaften. Nehm' Sie mir's nicht übel."

„Ich weiß wohl, daß ich zu gut bin," ſagte die alte Jungfer und ließ ihr Köpfchen ſinken, „viel zu gut. Du lieber Gott! wer kann für ſein Herz?"

„Ach was, Herz!" entgegnete die alte Frau und hob ſich etwas in die Höhe, indem ſie ſich auf ihre Hände ſtützte. „Mach' Sie mir die Pferde nicht ſcheu. Was iſt da von Herz im Spiel? Gar nichts; das iſt bei Ihr nur die Schwäche, daß Sie keinem Menſchen was abſchlagen kann; das weiß der ſaubere Vetter ganz genau."

„O lieber Gott!"

„Und dann," fuhr die dicke Gemüſehändlerin fort, „ſag' Sie mir einmal aufrichtig, wer iſt denn der Vetter eigentlich? Ich kenne doch ſo ziemlich Ihre Verwandtſchaft, und die ſind alle, Gott ſei Dank! in ſolchen Umſtänden, daß ſie Ihre Hülfe nicht brauchen. — Tauſend Gulden — es iſt ja ein ganzes Vermögen! Nun, wer iſt denn der Vetter!"

„Das — — — — darf ich um keinen Preis ſagen. Ihr wißt ſelbſt, Frau Schoppelmann, wenn man Jemand hilft und hängt es nachher an die große Glocke, ſo hat dieſe Hülfe ſchon gar keinen Werth mehr."

Bei dieſen Worten hatte Jungfer Clementine ihr Geſicht abgewandt; denn ſie fürchtete, die Gemüſehändlerin möchte trotz der Dunkelheit, die in dem Gemache herrſchte, die Flamme der Röthe bemerken, in welche ſich das Gelb ihres Geſichtes verändert.

„Nun, weiß Sie was?" ſagte hierauf nach einem längeren Stillſchweigen und nachdem ſie in ihre vorige ruhende Stellung zurückgeſunken war, Madame Schoppelmann, „mir kann's ja im

Grunde gleich ſein; ich habe mit Ihr über die Sache geſprochen, weil ich es gut mit Ihr meine. Sie iſt anderen Sinnes — gut! Bring' Sie mir morgen früh Ihren Pfandſchein — ich weiß, daß Sie ordentliche, ſolide Papiere von Ihrem Vater ſelig hat, — dann will ich ihr in Gottes Namen die ſechshundert Gulden dafür geben." — Damit erhob ſich die dicke Frau ſo raſch als möglich von ihrem Sitze, anſcheinend um den Waſſerkeſſel etwas näher zu dem Feuer zu rücken; doch war dies nur Nebenſache: die Hartnäckigkeit, mit der Jungfer Strebeling darauf beſtand, ihrem Vetter zu helfen, hatte ſie ſichtlich erzürnt, und darauf hin ſtemmte ſie ihre Arme in die Seite, hob den Kopf in die Höhe und gieng mit haſtenden Schritten auf und ab.

Clementine ſah eingeſchüchtert vor ſich nieder und wagte es nicht, den Verſuch zu machen, die Frau mit einem Worte zu beſänftigen; denn das wäre in dieſem Augenblicke vergebliche Mühe geweſen. Man mußte ſie ihren Zorn austoben laſſen, und dazu brauchte es nicht einmal lange Zeit, dann war ſie wieder die gutmüthige Frau von früher.

Nachdem Madame Schoppelmann ſo ein Dutzend Mal auf und ab gerannt war, blieb ſie vor der alten Jungfer ſtehen und ſagte mit ſehr lauter Stimme: „Aber jetzt hör' Sie mich an, Strebelinge! Sieht Sie, die ſechshundert Gulden zahl' ich Ihr aus; aber das ſag' ich Ihr, kommt Sie mir wieder mit einer ähnlichen Geſchichte, ſo höre ich Sie gar nicht mehr an und thu' Ihr nicht ſo viel mehr zu Gefallen." — Dabei ſchnippte die Frau mit ihren Fingern in der Luft und ſetzte mit einem tiefen Athemzuge hinzu: „Ich kann's nicht verantworten."

Nach dieſen letzten Worten drehte ſich die Gemüſehändlerin ſo kurz wie möglich herum und wandte ſich ihrem Waſſertopfe

zu, deſſen Inhalt ſchon angenehm zu ſingen begann. Es kam nun die Stunde, welche ihr die liebſte im ganzen Tage war: die Zeit des Kaffeetrinkens nämlich, und die Ausſicht auf dieſes harmloſe Vergnügen beruhigte die Zorneswellen in ihrer Bruſt bedeutend, und Madame Schoppelmann würde in kurzer Zeit zu ihrem normalen ruhigen Gemüthszuſtande zurückgekehrt ſein, wenn nicht in dieſem Augenblicke die Thüre des Nebenzimmers aufgeriſſen worden wäre, und wenn nicht ſchon dieſe Bewegung an und für ſich die dicke Frau einigermaßen erſchreckt hätte. Dieſer Schrecken aber gab ihrem Zorne um ſo mehr eine Nahrung, als ſie zu gleicher Zeit ſah, wie ihre Tochter Katharine mit großer Heftigkeit in das Zimmer trat, die Thüre hinter ſich zu ſchlug und ſich mit blitzenden Augen der Mutter gegenüber ſtellte.

Das Aeußere des ſchönen Mädchens war merkwürdig, aber traurig verändert. Ihr volles ſchwarzes Haar, das ſonſt ſo zierlich und nett in dicken Flechten um den Kopf gelegt war, hatte ſie offenbar in aller Eile nur leicht befeſtigt und ihr uns bekanntes rothes Tuch nachläſſig darum gewunden. Ihr Geſicht war bleich, ihre Augen glühten, und aus ihnen war jener ſchelmiſche, neckende Blick verſchwunden, jenes angenehme Feuer, das dieſes ganze Geſicht ſo lieblich erwärmte, jenes Zeichen der Friſche und Geſundheit. Ihr Körper, voll und doch ſchlank wie immer, zeigte durch ſeinen Anzug, daß ſie heute keine Sorgfalt auf ihn verwendet hatte.

Katharine trat dicht vor die Mutter hin: ſie ballte ihre rechte Hand feſt zuſammen und ſagte mit bebenden Lippen: „Und jetzt könnt Ihr ferner ſagen, was Ihr wollt, Mutter, ich thue keinen Schritt mehr in das Zimmer der Brüder!“

Statt aller Antwort zuckte die Gemüſehändlerin mit ihren

Schultern, was ſo viel bedeuten ſollte, als: „Das iſt kindiſches Geſchwätz.“ Nebenbei aber ſah man an dem Geſichte der Frau, daß ſie gewaltſam an ſich halten mußte, um den Zorn, den Jungfer Strebeling erregt hatte, nicht gegen ihre Tochter aufflammen zu laſſen.

„Thut nicht ſo,“ fuhr dieſe fort, „als verſtändet Ihr mich nicht; ich habe mich freilich ſchon oft geweigert und bin doch immer wieder hinüber gegangen; denn es iſt ja nun einmal mein Bruder! Jetzt aber, wo ich, Gott ſei's geklagt! die volle Schuld an dem Unglück haben ſoll, das ihn getroffen“ —

„Die haſt du auch,“ ſagte die Gemüſehändlerin mit leiſer Stimme, indem ſie ihre Lippen auf einander biß; doch wandte ſie ſcheinbar ruhig noch keinen Blick von ihrem Feuer und ihrem Waſſertorfe.

Katharine machte eine heftige Bewegung mit der rechten Hand, als wollte ſie ſagen: „ſei es darum!“ und gleichlautend dieſer Bewegung antwortete ſie auch: „Ihr habt darin Eure Anſicht ausgeſprochen, und die will und kann ich nicht ändern. — Gut denn! ſeht mich als die Urſache an, daß der Fritz darnieder liegt; — ich ſage nochmals, es ſei ſo, und wenn ich denn einmal die Urſache davon ſein ſoll, gut! ſo bin ich ſie und ſo bin ich ſie gern; denn was dem da hinten geſchehen, hat er hundert Mal an Euch und mir verdient.“

Bei dieſen Worten wandte ſich die Mutter mit einer erſchrecklichen Geſchwindigkeit von dem Feuer ab, und ihre Züge waren bleich vor Zorn über ihre Tochter; ihre Lippen bebten eben ſo; und doch war etwas ſo fürchterlich Aufgeregtes in dem Auge und dem Körper des zitternden jungen Mädchens, daß die alte Frau, ſtatt in die heftigſte Wuth auszubrechen, einen Schritt

zurück trat und sie nur mit rollenden Augen von oben bis unten maß.

Katharine folgte diesem Blicke fest und bestimmt; dabei war die Gluth ihres Auges so unnatürlich wild, gehässig, ja man könnte sagen: falsch, daß Jungfer Strebeling aufs Höchste erschreckt, es für sehr geeignet hielt, sich zwischen Mutter und Tochter zu drängen. Doch schob Katharine die alte Jungfer — dieses zarte Wesen — leicht mit der Hand zurück, und dabei glitt ein sonderbares Lächeln über ihre harten, marmorgleichen Züge, als wollte sie sagen: »du brauchst mich nicht zu schützen!«

Madame Schoppelmann schien der Ansicht zu sein, wenn sie vor der Hand nichts weiter sage, so werde sich auch Katharine beruhigen und schweigen, und das erschien ihr in diesem Augenblicke das Passendste, weßhalb sie sich denn auch dem Feuer schon wieder zuwenden wollte, als Katharine mit der größten Heftigkeit fortfuhr: »Ihr habt mich verstanden, Mutter! Ich habe Euch das gesagt, weil Ihr mich durch Eure Behandlung seit acht Tagen dazu gereizt — ja gereizt; Ihr habt mir befohlen, ich soll meinen Bruder pflegen, weil er krank sei, krank durch meine Schuld, und dann habt Ihr hinzugesetzt: ich könne mich dabei meiner Sünden erinnern und der Schande, die ich über Euer Haus gebracht. — Ich habe Euren Befehl erfüllt, obgleich — ich gestehe es Euch — widerstrebend, mit zerrissenem Herzen; ich habe mich meiner Sünden erinnert und der Schande, die ich über Euer Haus gebracht, und habe dadurch selbst für spätere Fehler im Voraus abgebüßt. So ist meine Meinung in Betreff der Sünde und Schande; — nur: gut, ich habe meinen Bruder gepflegt, und in den ersten Tagen, wo er sehr krank und bewußtlos darnieder lag, mit der Liebe einer Schwester für den Bruder; denn er war hülflos, und wenn er zuweilen seinen Blick aufschlug und mich

anſah, ſo konnte dieſer Blick ja auch heißen: ich danke dir, Katharine! Ich habe es wenigſtens ſo angenommen, obgleich er nie daran gedacht."

Die alte Frau hatte ſich bei dieſer längeren Rede, welche Katharine mit der größten Heftigkeit heraus ſprach, ſonderbarer Weiſe eher beruhigt, als noch mehr erzürnt. Es war dergleichen ſchon öfter vorgekommen, und dann mochte ſie als Mutter es nicht ungern ſehen, daß die Strafe, welche ſie der Tochter durch die Pflege des Bruders dikirt, dieſe offenbar tief erſchüttert hatte. Genug, ſie hatte ihre Arme in die Seite geſtemmt, ſich auf ihren Stuhl am Feuer niedergelaſſen und ſchien ruhig erwarten zu wollen, was Katharine noch weiter zu ſagen habe.

Katharine hatte einen Augenblick geſchwiegen, offenbar eine Entgegnung von Seiten der Mutter erwartend. Als dieſe aber nicht erfolgte, ſchwellte ein tiefer Athemzug die Bruſt des ſchönen Mädchens, und ſie fuhr fort: „So war er in den erſten Tagen, und obgleich ich weiß, daß Ihr, Mutter, mich bei dem Bruder ließet, um mich zu beſtrafen, ſo habt Ihr doch ſelbſt nicht gewußt, welche entſetzliche Strafe das für mich war; ſonſt hättet Ihr das ſelbſt nicht gewollt. — Ich wußte ganz genau, daß der Fritz nur ſo lange Ruhe geben werde, als er unfähig ſei, zu ſprechen; ich habe es Euch ſchon vor ein paar Tagen geſagt, daß er, ſowie Konrad, die gehäſſigſten Reden gegen mich ausſtoße, mich auf alle mögliche Art necke und plage, mir immer und immer wieder die traurige Geſchichte jenes unglückſeligen Abends vorerzähle; jene Geſchichte," fuhr ſie erbittert fort, „wo es nur eines Zufalls bedurfte, daß Eure beiden Söhne nicht als ausgemachte Mörder und Todtſchläger eingeſperrt wurden."

Die alte Frau zuckte bei dieſen Worten zuſammen, und ihre Hand faßte unwillkürlich das ſchwere Schüreiſen.

Katharine, welche dieſe Bewegung wohl bemerkte, lächelte eigenthümlich und hob die linke Hand, wie leicht abwehrend, vor ſich hin.

„Und was ſoll dieſe ganze Geſchichte?“ fragte die Mutter mit tiefer, ſturmverkündender Stimme; „was ſoll dieſer Auftritt zwiſchen mir und dir?“

„Er ſoll Euch einfach ſagen,“ entgegnete das Mädchen kurz und beſtimmt, „daß ich von jetzt an keinen Schritt mehr in das Zimmer der Brüder hinüber thue.“

„Was!“ ſchrie die Mutter und ſprang heftig in die Höhe.

„Laßt mich ausreden!“ rief gebieteriſch Katharine; „und dann — macht was Ihr wollt. — Dieſe Stichelreden der Beiden über jenen Abend hätte ich am Ende ſchon noch ertragen; aber jetzt fangen ſie an, vor meinen Ohren andere Sachen zu ſprechen, Sachen, die ich nicht hören ſollte, die ich auch nicht verſtehe, und die — obgleich ich ſie nicht begreifen kann — mich doch mit einer ſolchen Wuth erfüllen, mit einem ſolchen Abſcheu, daß ich, wie ſchon geſagt, nie mehr in dieſes Zimmer zurückkehre, und ſollte es mein Leben koſten.“

„Und wer ſagt ſolche Dinge?“ fragte die alte Frau erbleichend und mit vor Wuth erſtickter Stimme; „wer führt ſolche Redensarten?“

„Nun, wer wird ſie führen!“ ſagte verächtlich Katharine; „Beide, der Kranke am meiſten.“

„Gottes Gerechtigkeit!“ ſeufzte die Gemüſehändlerin; „der könnte doch wohl genug haben und Ruhe halten; aber ich will einmal hinüber, ich will den beiden Buben einmal die Tageszeit

anſagen; bleib du nur hier, und wenn dem ſo iſt, wie du geſagt, ſo ſollſt du freilich nicht mehr hinüber."

„Und wer wird Euch ſagen, ob dem ſo iſt?" entgegnete Katharine mit finſterem Blick; „meint ihr denn, einer von den Beiden? Die werden ſich ſchon wieder gegen Euch hinauslügen und dann . . ."

„Man lügt mich nicht nur ſo an," ſagte die alte Frau, indem ſie ſich auf das ſchwere Schüreiſen ſtützte; „ich will ſchon ſehen, wer Recht oder Unrecht hat."

„Und im Falle ſie Euch beweiſen, daß ich Unrecht habe?" fragte Katharine mit blitzenden Augen.

„So gehſt du wieder hinüber, wie ich es befohlen," verſetzte ſchwer athmend Madame Schoyrelmann.

„Nie, Mutter!" ſagte das Mädchen.

„Katharine!" ſchrie die Frau, und die Hand, in welcher ſie das Eiſen hielt, zitterte.

„Niemals wieder, Mutter, geh' ich hinüber in das Zimmer," ſagte mit feſter Stimme das Mädchen und trat furchtlos einen Schritt näher zum Heerde, neben welchem die Gemüſehändlerin ſtand.

„Und — wenn — ich — — es befehle?" ſchrie dieſe, und ihre Lippen bebten, und ſie brachte die Worte nur ſtoßweiſe hervor.

„Auch dann nicht!" betheuerte Katharine und ſah feſten Blickes und ohne Furcht, wie die Mutter im Uebermaße des Zornes das ſchwere Schüreiſen aufhob, um damit einen Streich auf das unglückliche Mädchen zu führen. Wer weiß auch, was geſchehen, wenn nicht Clementine in dieſem Augenblicke abermals zwiſchen die Streitenden geſprungen wäre! Sie wollte den Arm

der Gemüsehändlerin fassen, bekam aber das Eisen zwischen ihre Hände, welches sie, trotzdem, daß es heiß war, mit Aufwendung all' ihrer Kraft fest hielt. Madame Schoppelmann, welche solcher Gestalt sah, daß ihre Waffe ihr nichts nütze, ließ das Eisen fahren, welches klirrend zu den Füßen der alten Jungfer niederfiel. Doch hatte diese Hülfe derselben den Zorn der alten Frau nicht gedämpft; im Gegentheil, ihre Hand, die nun im Schwunge war, setzte ihren Weg fort; indeß mochte das weiße, erstarrte Gesicht Katharinens, ihre weit aufgerissenen, glühenden Augen, ja ihre ganze entschlossene Haltung es sein, was die Mutter abhielt, einen Streich nach der Tochter zu führen. Ihre zuckenden Finger berührten nur das rothe Tuch auf dem Kopfe Katharinens, welches sie herabriß; ihm folgte das lose aufgesteckte Haar, und die dicken schwarzen Flechten desselben sanken über die Schultern, Arme und Hände des bebenden Mädchens herab. Noch einmal griff die Mutter nach diesem Haar, aber als sie eine der dicken Flechten gefaßt hatte, war es vielleicht die Kälte und Glätte derselben, was sie einigermaßen zur Besinnung brachte; genug, sie ließ ihre Hand langsam heruntersinken, und ihr Zorn schien plötzlich eine andere Richtung zu nehmen. Sie griff das Schüreisen wieder auf und eilte mit einer überraschenden Geschwindigkeit durch die Vorrathskammer nebenan nach dem Schlafzimmer ihrer Söhne.

Katharine blieb noch einen Augenblick regungslos stehen, dann blickte sie um sich: ihre Brust holte tief Athem, und es war, als sei sie von einem schweren und tiefen Traum erwacht. In diesem Augenblicke schien auch ihre ganze Entschlossenheit und Fassung von vorhin entschwunden. Sie blickte schaudernd um sich; ihr ganzer Körper zitterte, und ihr Blick haftete einen

Augenblick entſetzlich an der Thüre, durch welche die Mutter verſchwunden war. Zuerſt machte ſie eine Bewegung, als wolle ſie ebenfalls dort hinein ſtürzen, dann aber raffte ſie ſich plötzlich zuſammen, ergriff die Hand Clementinens und zog ſie mit ſich über die kleine ſchmale Treppe hinauf in ihr Zimmer.

Einunddreißigſtes Kapitel.

Eine Fortſetzung des Vorigen mit praktiſchen und handgreiflichen Beweiſen.

Dieſes war noch ganz ſo wie früher, nur waren die Roſen vor dem Fenſter verblüht, und die Geranien, welche Katharine lange nicht mehr begoſſen hatte, ließen ihre Köpfe hangen. Die Fenſter ſtanden weit offen, und man ſah gegenüber einen hellen Strahl der Nachmittagsſonne, die einen Theil des muſikaliſchen Hauſes mit ihrem freundlichen Schein vergoldete. Es war hier in dem Winkel ruhiger und ſtiller als gewöhnlich. Der Feiertag-Nachmittag übte ſeine Herrſchaft in den benachbarten Straßen; man hörte nichts, als das Läuten der Kirchenglocken, welche die Gläubigen in die ſchattigen, angenehmen Kirchen riefen.

Katharine warf ſich in einen Stuhl hinter der Thüre, beugte das Geſicht in beide Hände und machte ihrem gepreßten Herzen durch einen Strom wohlthätiger Thränen Luft. Jungfer Clementine Strebeling hatte ſich an das offene Fenſter geſetzt; ſie faltete

ihre Hände, und der Anblick der leeren Fenſter des muſikaliſchen Hauſes drüben war mit der Erinnerung an ein rundes, freundliches Geſicht, das öfters dort heraus geſchaut, nicht im Stande, ihr Gemüth zu erheitern. Dabei erwartete ſie nicht ohne Grund, da unten in den Zimmern der Gebrüder Schoyrelmann einen neuen, noch größeren Spektakel, als den vorhin erlebten, losgehen zu hören.

Die Gemüſehändlerin ſchien ihren Angriffsplan geändert zu haben, und ſtatt in das Zimmer ihrer beiden Sprößlinge hinein zu ſtürzen, wie ſie anfänglich vorgehabt, bezwang ſie, als ſie die Vorrathskammer erreicht hatte, ihren Zorn ſo weit, daß ſie dort plötzlich ſtehen blieb und beſchloß, zuerſt zu beobachten, was die da drinnen trieben, ehe ſie wie ein Racheengel mit ihrem Schüreiſen erſchiene. Es war übrigens eigenthümlich, daß dieſe Vorrathskammer von jeher beruhigend auf die Nerven der Frau Schoyrelmann wirkte. War es der Anblick der angehäuften Gegenſtände, oder war es der ſüße und doch ſcharfe Geruch der Aepfel und Melonen — genug, ſo bald die dicke Frau, ſelbſt in dem größten Zorne, dieſes Gemach betrat, dauerte es doch gar nicht lange, und ihr Athem gieng leichter, ihre geballte Fauſt löste ſich friedlich auf, und ein ruhiges Nachdenken trat an die Stelle der höchſten Leidenſchaft.

Heute war es nun gerade wieder ſo; ſie blieb, wie ſchon geſagt, in der Mitte der Vorrathskammer ſtehen, und da lagen alle ihre Reiche ſo friedlich um ſie herum. Auch ſtanden an der Wand auf einem Brette zwei geleerte Arzneiflaſchen von bedeutendem Umfange mit lang herabhangenden Gebrauchszetteln, und beim Anblicke dieſer Flaſchen erinnerte ſich die dicke Frau, was ihr Arzt einſt bei einer ähnlichen Veranlaſſung zu ihr geſprochen, und daß er geſagt: „Frau Schoyrelmann, Sie ſind eine

geſunde Frau, und wenn Sie Ihr Leben ruhig genießen und Sich namentlich vor Aerger hüten, ſo können Sie's an die Achtzig bringen; wenn Sie aber fortfahren, ſo bei jeder Kleinigkeit in einen unmenſchlichen Zorn zu gerathen, ſo ſtehe ich für nichts, und dann iſt bald Ihr letztes Rezept geſchrieben." So hatte der Doktor Wellen, der Präſident der Leimſudia, geſprochen, aber begreiflicher Weiſe nicht in letzterer Eigenſchaft, ſondern vielmehr als Hausarzt der Madame Schoppelmann. Die dicke Frau hatte ſich dieſes Wort auch beſtens gemerkt und die beiden Arzneiflaſchen ſo geſtellt, daß ſie ihr leicht in die Augen fallen mußten, was denn augenblicklich zur Beſänftigung ihrer Gefühle ſehr viel beitrug.

Im Nebenzimmer hörte ſie die beiden Söhne deutlich zuſammen lachen, und Fritz, der von ſeiner Kopfwunde ziemlich wieder geneſen war, ſagte luſtig: „Gib nur Achtung, die kommt nicht ſo bald wieder; der Aufpaſſerin ſind wir endlich los: hol' mich der Teufel, ich wär' ſchon lange wieder geſund, wenn ich mich nicht den ganzen Tag über die Waſſerſuppen hätte ärgern müſſen, die ſie mir gekocht."

Da die Thüre nur angelehnt war, ſo wurde es der Mutter leicht, in das Schlafzimmer ihrer beiden Söhne zu ſchauen, und der Anblick, den ſie hier hatte, wäre wohl im Stande geweſen, ihr Blut aufs Neue in Wallung zu bringen; doch übten die beiden leeren Medizinflaſchen eine nachhaltige Wirkung auf ihr Gemüth.

Das Bett des kranken Fuhrmanns war dicht an's Fenſter gerückt, und dieſer lag auf ſeinem Bauche und ſo nahe an den Scheiben, daß er dieſelben faſt mit ſeiner Naſe berühren konnte. Der eine Fenſterflügel war geöffnet, und auf dem Fenſtergeſims ſaß Konrad, der Jäger, und hatte eine große Flaſche mit weißem

Wein in der Hand, woraus er ſich und dem Fuhrmann eifrigſt einſchenkte. Das eiſerne Gitter draußen, welches die beiden Brüder auf eine ſinnreiche Art praktikabel gemacht hatten, war zurückgeſchoben, und hiedurch wurde dieſe ganze Maſchinerie dem erſtaunten Auge der Gemüſehändlerin ſichtbar.

„Das ſchmeckt anders wie Himbeerſaft!“ ſagte lachend der Fuhrmann und hob das volle Glas in die Höhe.

„Ja, er iſt nicht ſchlecht,“ meinte der Jäger, „aber du thäteſt doch klug daran, wenn du dich ein Bißchen in Acht nähmeſt; jetzt ſind wir ſchon am dritten Schoppen.“

„Die du aber unchriſtlich mit mir getheilt haſt,“ entgegnete der Fuhrmann und that einen tiefen Zug.

„Weil ich beſſer weiß, was dir gut iſt, wie du ſelbſt, würde dir Katharine zur Antwort geben,“ erwiederte Konrad, indem er ſich den Reſt der Flaſche eingoß.

„Haſt du nicht eben was im Nebenzimmer gehört?“ fragte der Fuhrmann aufmerkſam, indem er ſich auf die Seite wandte und den Kopf in die Höhe hob.

„Nicht das Geringſte,“ entgegnete Konrad; „es wird eine Maus geweſen ſein, die am Speck herum nagt. Jetzt will ich aber der Frau Schilder die Flaſche und Gläſer zurückbringen, damit, wenn's Käthérle allenfalls doch zurückkommt, ſie nicht ſo ſchreckliche Sachen bei uns findet, wie Weinflaſchen und Gläſer.“

„Die kommt nicht wieder!“ ſagte beſtimmt der Fuhrmann.

„Ich glaube auch nicht,“ lachte der Jäger.

„Sie hat genug an meiner Schilderung,“ fuhr Fritz luſtig fort, „an dem, was ich ihr geſagt, wie es ihr, der Jungfer Schoppelmann, an jenem Abend wahrſcheinlich ergangen wäre, wenn

wir ſie allein bei jenem Taugenichts gelaſſen hätten, und daß wir ſolcher Geſtalt ihre Unſchuld und Ehre gerettet.“

Konrad, der Jäger, lachte bei dieſen Worten recht freundlich in ſich hinein, und da er gerade im Begriffe war, ſich umzuwenden und zum Fenſter hinaus zu klettern, ſo zog der Fuhrmann den einen Fenſterflügel etwas zurück, damit der Andere nebſt Gläſern und Flaſche mehr Platz hätte. Dieſer Augenblick ſchien der Madame Schorpelmann beſonders günſtig, um ſo gänzlich unerwartet und unverhofft vor den Blicken ihres Sohne zu erſcheinen. Mit ihrer in der Vorrathskammer wieder erlangten Ruhe hatte ſie auch ihre bisherige Waffe, das Schüreiſen, ruhig auf den Boden geſtellt und dafür eine der Peitſchen ergriffen, welche Fritz, der Fuhrmann, hier aufzubewahren pflegte. Es war eigentlich nur der Stock einer Peitſche, ohne Schnur, aus zähem Holz geflochten, der Handgriff aber mit dickem Leder umwunden. Dieſes Inſtrument nun nahm ſie am oberen, dünnen Ende zur Hand, öffnete geräuſchlos die Thüre und kam in dem überaus günſtigen Augenblicke, wo Konrad, der Jäger, den Kopf zum Fenſter hinaus bog und auf dieſe Art den Rücken und angränzenden Theil zur kräftigen Bearbeitung freundlichſt darbot.

„Das ſind eure Unterhaltungen?!“ rief nun plötzlich die Frau mit gellender Stimme; aber es war nicht der Ton der Wuth, ſondern der eines gelinden Zornes, welcher ruhige Ueberlegung geſtattet. Zugleich mit dieſen Worten ließ ſie auch den unteren Theil ihres Peitſchenſtockes mit ſolcher Kraft auf den Rücken ihres Erſtgeborenen, des Jägers, niederfallen, daß dieſer mit einem lauten Geſchrei zurückfuhr, wobei Gläſer und Flaſchen auf die Gaſſe fielen, daß ſie klirrend zerbrachen. Da er zu gleicher Zeit begreiflicher Weiſe glaubte, der Bruder habe mit dieſem

Schlage einen überaus ſchlechten Witz machen wollen, ſo fuhr er zornig nach dieſem herum und faßte nach deſſen Halsbinde.

„Nein, ich war es, du Galgenſtrick!“ rief jetzt die Mutter mit noch lauterer Stimme als vorhin, und dabei fiel der Peitſchengriff nochmal nieder und hob ſich darauf mit unbegreiflicher Geſchwindigkeit, um abermal niederzufallen, und dazwiſchen ſchrie die Frau, die ſich trotz ihres Vorſatzes allmählich in einen heftigeren Zorn hinein ſchrie und prügelte: „Das iſt für euer ſauberes Leben, ihr Kanaillen! — und das für den Wein, den ihr in eurer Krankheit ſauft! — und das iſt für mein zerbrochenes Gitter! — und das — und das — und das iſt für eure ſchlechten Redensarten gegen eure Schweſter!“

Die Streiche fielen hageldicht, und Konrad, der zwiſchen Bett und Fenſter eingeklemmt war, konnte nichts Beſſeres thun, als in Gottes Namen ſeinen Rücken darzubieten; denn die Gemüſehändlerin ſchlug in ihrer blinden Wuth zu, und es ſchien ihr ganz gleich zu ſein, ob ihre Schläge den Rücken, die Schultern oder gar den Kopf ihres Sohnes träfen.

Der Fuhrmann, ebenſo ſchlecht als feige, hatte nicht ſobald bemerkt, daß er, wahrſcheinlich ſeiner Krankheit halber, verſchont wurde, als er ſeine Decke ſo hoch wie möglich hinauf zog und einen äußerſt leidenden Geſichtsausdruck annahm.

„Iſt's nun bald genug?“ ſchrie erboßt der Jäger und ſuchte den Peitſchenſtiel zu faſſen; „werdet Ihr jetzt aufhören oder nicht?“ Dabei funkelten ſeine Augen auf eine recht häßliche Art, und er verſuchte es, ſeinen Knotenſtock zu ergreifen, der jenſeits des Bettes ſtand. Doch Madame Schoppelmann, welche, wie wir ſchon früher dem geneigten Leſer bemerkten, leider gern auf ihre Kinder losſchlug, und wenn ſie einmal anfieng, für die nächſte Zeit das Aufhören vergaß, traf bei der eben angedeuteten Bewegung ihres

Sohnes so nachdrücklich dessen Hand, daß er laut auf heulte und darauf plötzlich wie umgewandelt schien. Aller Trotz war aus seinen Zügen verschwunden, ja er versuchte es, schmerzlich zu lächeln, und sagte mit einem bittenden Tone: „Jetzt ist's aber wahrhaftig genug, für Scherz schon lange zu viel, und wenn Ihr mich im Ernste prügeln wollt, so möchte ich doch eigentlich auch wissen, warum'"

„Das möchtest du wissen?" rief erstaunt die Frau. „Nun, bei Gott! bist du nicht der größte Gauner, der mir je vorgekommen ist? Ich ertappe ihn, wie er zum Fenster hinaus steigt gleich einem Dieb, er rühmt sich der größten Schändlichkeiten gegen seine Schwester und fragt mich noch, was er gethan habe! Nimm dich in Acht, Konrad! Es wird leider Gottes noch eine Zeit kommen, wo du mir zu miserabel vorkommen wirst, um nur einen Schlag nach dir zu führen, wo ich mich auch nicht mehr ärgern werde, wo ich aber die Polizei kommen und dich abführen lasse ins Zuchthaus als den Schlechtesten der Schlechten."

Der Jäger zuckte verächtlich lachend die Achseln.

„Woher habt ihr diesen Wein?" fuhr die Frau fort und stemmte ihre Arme in die Seite; „woher bekommt ihr ihn? Von jenem nichtsnutzigen Weibsbilde da drüben? — Womit bezahlt ihr ihn? — Mit Sachen, die ihr mir oder sonst Jemandem abstehlt. — Halt dein Maul! Die da drüben könnt' ich aufs Kriminal bringen; aber dann müßtet ihr auch mit, und vor der Hand will ich meinem Namen diese Schande noch nicht anthun."

Bei den letzten Worten, welche die Frau voll Zorn und Verachtung heraus stieß, warf sie den Peitschenstiel über das Bett hinüber dem Jäger vor die Füße, und dann blieb sie noch einen Augenblick ruhig erwartend stehen, ob Jener es wagen würde,

noch etwas zu ſagen, worauf ſie ſich umdrehte und ohne ein Wort weiter zu verlieren, in ihr Zimmer zurückgieng.

Wie ein böſer Hund in den Knittel beißt, mit dem man ihn geſchlagen, ſo ſtampfte Konrad, der Jäger, den Peitſchenſtiel unter ſeine Füße und ſah mit einem Blicke unbeſchreiblicher Wuth nach der Thüre, durch welche die Mutter verſchwunden war; auch ballte er die Fauſt und ließ leiſe Drohungen aus.

Der Fuhrmann ſchaute nach einigen Augenblicken unter der Bettdecke lachend hervor und meinte, der Bruder ſolle nur das Erlebte in Geduld hinnehmen, zur Strafe für die vielen Sünden, die er ſchon begangen.

Nachdem Konrad noch einige Mal mit der geballten Fauſt gegen die Thüre gedroht, durch welche Madame Schorrelmann verſchwunden war, ſagte er zu dem Kranken: „Weißt du, weßhalb ich an mich gehalten und weßhalb es, beim Teufel! kein Unglück gegeben? Mich hat die Redensart der Alten beſtürzt gemacht von wegen der Geſchäfte mit der Frau Schilder: kannſt du dir denken, was ſie damit gemeint hat? Fritz, Fritz! ich fürchte immer, die Alte hat eine Ahnung von unſerem Briefwechſel. Der Gedanke hat mich auch vorhin erfaßt und ganz darniedergeſchlagen.“

„Narrenpoſſen!“ ſagte der Fuhrmann, indem er ſich im Bett aufrichtete und den Kopf auf den Arm ſtützte. „Mit ihrem Schimpfen und ihren Drohungen hat ſie nichts weiter gemeint, als die alten Geſchichten mit der Schilder, wo wir ſie damals auf unſere Art bezahlten — mit Viktualien von der Alten.“

„Aber ſie machte ſo verdächtige Anſpielungen auf das Zuchthaus!“ fuhr Konrad mit beſorgtem Blicke fort.

„Und das nimmt dich Wunder, du Tropf?“ ſagte lachend der Fuhrmann. „Nun, ſie hat volles Recht, vom Zuchthauſe zu

ſprechen; denn wenn ſie wirklich einmal ihre Drohungen wahr und eine ſolche Geſchichte anhängig machte, da hätten wir am längſten in freier Luft gelebt."

„Laß gut ſein," ſagte verdrießlich der Ältere; „ich habe genug für heute, mich ſchmerzt mein Rücken teufelmäßig, und wenn ich die Wahrheit ſagen ſoll, ſo trau' ich weder der Schilder noch der Alten."

„Narrheiten!" antwortete der Fuhrmann; „weder die Eine noch die Andere iſt zu fürchten. Die da drüben weiß wohl, weßhalb ſie ihr Maul hält, und die Alte wird ſich auch zehnmal bedenken, ehe ſie einen ſolchen Skandal macht und uns etwas zu Leide thut. Aber jetzt faß' an, Konrad, wir müſſen mein Bett wieder dort in den Winkel auf ſeine alte Stelle bringen."

Damit ſprang der Kranke leicht aus dem Bette, und den vereinten Bemühungen der Brüder gelang es in kurzer Zeit, das Bett auf ſeinen alten Platz zu rücken, das Gitter wieder vor dem Fenſter zu befeſtigen, überhaupt nach ihren Begriffen die Stube wieder in Ordnung zu bringen. — —

Jungfer Clementine Strebeling, die, wie wir wiſſen, oben am offenen Fenſter ſaß, war Augen- und Ohrenzeuge geweſen von der ganzen Strafverhandlung, die ſich unten begab. Sie hatte ſich beim Beginne derſelben kluger Weiſe etwas zurückgezogen und ſich ſo verdeckt aufgeſtellt, daß keiner der beiden Brüder da drunten die Zuſchauerin gewahr werden konnte. In dieſem Falle nämlich waren die Herren Schoppelmann außerordentlich zarten Gemüthes und hatten in früheren Zeiten ſchon beinahe einmal ihre Schweſter Katharine mißhandelt, die zufällig einer ähnlichen Scene beigewohnt.

Trotzdem Clementine, wie dem geneigten Leſer bekannt iſt, ein ſo zartes Gemüth hatte, daß eine kranke Fliege ihr höchſtes

Mitgefühl in Anſpruch nahm, ſo konnte ſie doch hier, nachdem ſie ſich vom erſten Schrecken erholt, nicht umhin, mit einer wahren Beruhigung und Genugthuung dem Strafamt der geſtrengen Mutter zuzuſchauen. Die beiden Brüder hatten ihr, der ſchüchternen Jungfrau, ſchon manches Herzeleid angethan, und von Katharine hatte ſie erfahren, wie ſie das arme Mädchen, das gezwungen war, in ihrem Zimmer zu verweilen, mit ihren ungezogenen Redensarten gequält. Auch ſah ſie in dem Akt, der ſo eben drunten vollzogen wurde, eine Art göttlichen Strafgerichtes, wenn ſie an den armen Herrn Eugen dachte, gegen welchen die beiden Brüder da drunten ſich aufs Schändlichſte benommen hatten. Clementine hatte in der Tiefe ihres Herzens nur den Wunſch, daß auch der Fuhrmann ſeinen Theil erhalten möge, was aber, wie wir bereits wiſſen, dieſes Mal nicht geſchah.

Katharine in ihrem Winkel hinter der Thüre hatte nicht ſobald den Spektakel drunten vernommen, als ſie erſchrocken in die Höhe fuhr und Jungfer Strebeling bat, das Fenſter zu ſchließen. Das junge Mädchen zitterte an dem ganzen Körper; denn ſie hatte leider ſchon zu oft dergleichen Scenen mit anwohnen müſſen, und jedes Mal hatten dieſelben den Stachel des bitterſten Schmerzes, das Bewußtſein eines tiefen Unglücks in ihrer Bruſt zurückgelaſſen. Auch jetzt faltete ſie die Hände und horchte entſetzt zu, und ſie konnte ſich erſt einigermaßen wieder beruhigen, als ihr endlich Jungfer Clementine mittheilte, ihre Mutter habe das Zimmer der beiden Brüder verlaſſen.

Katharine, welche beſſer, als Madame Schoppelmann ſelbſt, den böſen und wilden Charakter der beiden Brüder kannte, fürchtete — und wohl nicht mit Unrecht —, daß aus einem ſolchen Auftritte doch einmal das größte Unglück entſtehen müßte; denn wenn die Mutter einmal in ihrem Zorne zu weit gienge und durch

irgend etwas die Herrſchaft, deren Kraft in der Macht der Gewohnheit, in Worten und Blicken der alten Frau lag, verlor, ſo konnte etwas Entſetzliches geſchehen.

Endlich war es drunten wieder ruhig geworden, und Clementine ſetzte ſich neben das junge Mädchen, nahm deſſen beide Hände und ſchaute tief betrübt in die dunkeln, thränenerfüllten Augen.

„Das iſt ein troſtloſes Leben!“ ſagte Katharine und blickte gen Himmel; „und ich ſehe gar kein Ende, keinen Ausweg. Gott ſei mir gnädig!“

„Nur nicht verzweifeln, mein liebes Herz!“ bat Clementine, „nur den Muth nicht verlieren! Auf Regen folgt Sonnenſchein, das iſt ein altes und wahres Sprüchwort.“

Katharine ſchüttelte mit dem Kopfe. „Mir hat die Sonne in der letzten Zeit zu glänzend geſchienen,“ ſagte ſie nach einer Pauſe; „ich habe zu viel Glück gehabt, ich war zu ſelig, und das muß ich nun durch langen Kummer abbüßen.“

„Es geht gewiß vorüber,“ entgegnete Jungfer Strebeling; „nur den Muth nicht verlieren! O lieber Gott! wenn ich Alles ſo genau wüßte, wie Sie noch an dem Altar zu ſehen mit dem Herrn Eugen! Ihnen geht's gewiß noch ſehr gut, mein Herz: denn das iſt gar nicht anders möglich. Bei all' dem Kummer, den Sie jetzt haben, ſind und bleiben Sie doch ein Glückskind; Sie ſind nicht wie andere arme Menſchen, denen Alles in dieſer Welt fehlſchlägt.“ — Dabei ſeufzte die alte Jungfer aus tiefſtem Herzen.

„Eigentlich iſt es wahr,“ ſagte Katharine; „wir können einander tröſten; Sie haben das gleiche Schickſal wie ich.“

„O, noch viel ſchlimmer!“ entgegnete Clementine; „ich bin eine armſelige Kreatur, ich tauge gar nicht für das Leben. O du

lieber Gott! ich hätte in ein Kloster gehen sollen — wenn ich nur katholisch wäre!"

Jungfer Clementine machte bei diesen Worten ein so überaus wehmüthiges und jammervolles Gesicht, daß sich Katharine, trotz ihres tiefen Schmerzes, nicht enthalten konnte, der Leidensgefährtin durch ihre Thränen einen freundlichen Blick zuzuwerfen.

„Sind neue Briefe gekommen?" fragte sie theilnehmend; und Clementine nickte stumm mit dem Kopfe.

„Traurige?" fragte das junge Mädchen.

„Zwei sehr traurige, entgegnete Clementine und zog unter ihrem Halstuche zwei Briefe hervor, welche sie vorher sorgfältig öffnete, ehe sie dieselben der Freundin übergab. — „Ja, richtig, dies ist der erste," sagte sie, nachdem sie einen Blick hineingeworfen; „den lesen Sie zuerst, Katharine, und dann erst den anderen."

Das junge Mädchen nahm den Brief und las wie folgt:

„Angebetete Clementine!

Wie steh' ich vor Ihnen, in Gedanken nämlich, oder vielmehr wie sitz' ich hier vor Ihnen an meinem Schreibtisch, die Feder in zitternder Hand haltend, das Papier mit meinen Thränen benetzend! Bis jetzt glaubte ich nicht an Wunder, aber jetzt glaube ich daran. Bis jetzt wußte ich nicht, daß auf dieser verderbten Welt noch wirkliche Engel umherwandelten zur Lust und Freude, ja zum himmlischen Troste des bedrängten menschlichen Herzens; jetzt weiß ich, daß sich noch Engel unter uns sehen lassen, nämlich, daß ich das Glück hatte, einen solchen zu sehen, und dieser mir erschienene hülfebringende Engel, das sind Sie, angebetete Clementine." — — —

„Und doch, wie hat mich Ihre Hülfe, wenn gleich erquickt,

auch zugleich gedemüthigt, ja tief in den Staub hinab gedrückt!“

Bei dieſen Worten ſah Katharine fragend in die Höhe.

„Es iſt nur wegen des Geldes, das ich ihm geſchickt,“ ſagte ſchüchtern die alte Jungfer.

„Ah ſo — o — o!“ entgegnete Katharine, mit dem Kopfe nickend, und fuhr fort zu leſen:

„Sie reichten mir die Hand, theuerſte Clementine; o, mißverſtehen Sie mich nicht! Ihre Hand — bildlich geſprochen. An dem gähnenden Abgrund der Armuth und Verzweiflung, in welchen ich mich hineinſtürzen wollte, traten Sie auf mich zu, reichten mir dieſe Hand und hielten mich ſo von dem Schrecklichen zurück.“

„Ich glaube Ihnen geſagt zu haben, daß ich mich von dort hieher zu meinem Onkel begab, zu dem Manne, der ſich des verwaiſten Knaben annahm, der mich unterſtützte und auf einen Weg brachte, an deſſen mühevollem Ende mir ein Lichtpunkt glänzt, das ſchönſte Ziel — Sie, Clementine, Ihr Beſitz! Doch, ach, wie fand ich dieſen Mann wieder! Sein Vermögen war zerrüttet; ſtatt von ihm Hülfe zu erwarten, mußte ich ihm und ſeinen acht noch unverſorgten Kindern helfen! So, Clementine, wurde die Gabe angewandt, welche Ihr volles, ſchönes Herz über mich ausgeſchüttet. — Thränen erſticken meine Stimme; ich kann nicht weiter ſchreiben. Bis nächſtens mehr.“

„Ihr getreuer

Johannes Müller.“

„Das iſt allerdings ſehr traurig!“ ſagte Katharine.

„Leſen Sie noch den zweiten,“ entgegnete Clementine; „der iſt kurz, aber in wahrer Verzweiflung geſchrieben; er hat ſogar die Ueberſchrift vergeſſen.“

Katharine las:

„Wen das Unglück mit ſeinem giftigen Haß verfolgt, den ſchlägt es darnieder, wenn ihn auch gleich Engel ſchützend umgeben.“

„Das iſt eigentlich eine Läſterung!“ ſagte betrübt die alte Jungfer.“

„Mein unglücklicher Onkel glaubte ſich durch die Hülfe, welche von Ihnen ſo großmüthig geſpendet wurde, einigermaßen retten zu können — umſonſt! — vergebens! — umſonſt! — Schlag auf Schlag trifft ihn ein hartes Schickſal und mich mit ihm. Verzeihen Sie mir, theure Clementine, aber ich habe geſchworen, mit ihm, der an mir ſo lange Vaterſtelle vertrat, zu Grunde zu gehen. Wegen 600 fl. droht dem edlen Manne eine Schuldhaft. Der Himmel erbarme ſich ſeiner acht unglücklichen Würmer! — Leben Sie wohl, Clementine — meinen nächſten Brief erhalten Sie — denn ich gehe mit ihm — aus den Mauern des Gefängniſſes. — O, es iſt entſetzlich!“

„In Verzweiflung

Johannes Müller.“

Katharine faltete kopfſchüttelnd dieſe Briefe zuſammen und gab ſie ihrer Freundin zurück. „Das iſt ſehr ſonderbar,“ ſagte ſie nach einer Pauſe.

„Entſetzlich, nicht wahr?“ jammerte Clementine.

Das junge Mädchen dachte einen Augenblick nach, ohne eine Antwort zu geben, und darauf ſagte ſie: „Aber nehmen Sie mir nicht übel, Clementine, ſo ſehr es mich freut, daß Ihr Herz endlich einmal einen Gegenſtand gefunden, für den es ſich intereſſirt, ſo möchte ich doch etwas Genaueres erfahren, wer dieſer Gegenſtand eigentlich iſt, und ob Sie über ſeine näheren Verhältniſſe genauer unterrichtet ſind. Nehmen Sie mir nicht übel, ich will

mir nicht herausnehmen, ein Examen mit Ihnen anzuſtellen; aber ſagen Sie mir etwas Näheres über dieſe Geſchichte in Ihrem eigenen Intereſſe.“

Jungfer Strebeling hatte die Briefe wieder an ſich genommen, ſie zuſammen gefaltet und an ihrem gewöhnlichen Orte verwahrt; dann nickte ſie mit ihrem Kopfe, d. h. ſie ließ denſelben tief auf die Bruſt herabſinken, was ihr ganz das Anſehen einer geknickten Blüthe gab, und dieſen Eindruck wollte ſie auch hervorbringen.

„Sie ſahen alſo,“ fragte das junge Mädchen, „den Herr-n-n Müller zum erſten Mal . . .?“

„Dort drüben,“ ſagte die alte Jungfer, indem ſie ihre blauen Augen nach der Gegend des muſikaliſchen Hauſes hindrehte.

„Richtig, beim Geſang von der Lotosblume,“ fuhr das junge Mädchen fort. „Aber darauf ſahen und ſprachen Sie ihn nicht wieder?“

Bei dieſer Frage ſchwieg Clementine eine längere Weile. In ihrer Bruſt kämpfte die jungfräuliche Scham und das Bewußtſein, der Freundin, die ihr Alles mitgetheilt, einen wichtigen Moment ihres Lebens verſchwiegen zu haben.

„Nun, Clementine?“ fragte das junge Mädchen abermals.

„O ja,“ brach Clementine endlich ihr Stillſchweigen; „ich habe ihn wieder geſehen, aber wo? das werde ich unter keiner Bedingung ſagen.“

„Und da ſprachen Sie mit ihm?“ fuhr Katharine fort; „auch über ſeine Verhältniſſe?“

„O nein, das nicht,“ ſagte die alte Jungfer, „gewiß nicht; Sie können ſich kein zarteres Gemüth denken, wie Herrn Müller's. Gott im Himmel! wie kann man auch gleich von Verhältniſſen

sprechen oder von — Liebe? So was wäre mein Tod! O nein, ich nehme Antheil an ihm, weil er so zart, so still, so bescheiden ist. O Katharine, als ich ihn damals sah, verrieth er mit keiner Silbe, welchen Antheil er an mir nimmt; aber seine Blicke sprachen, und einzelne Andeutungen ließen mich die Gefühle seines Herzens errathen — er liebt mich über alle Maßen!" sagte Clementine schaudernd und dachte an das Gänseblumenspiel.

„Und wer ist die Mittelperson!" fragte das junge Mädchen weiter, „durch welche diese Briefe an ihn und Sie gehen?"

„Das darf ich um keinen Preis sagen," versicherte Clementine, „ich habe das feierlich beschworen, und so gern und freiwillig. — Ist nicht das Geheimnißvolle und Verschwiegene einer Sache so schön, so zart, so angenehm?"

„Das ist wahr," dachte Katharine, und ein stechender Schmerz durchzuckte ihr Herz. Ihre Gedanken waren in diesem Augenblicke von der Sache Clementinens abgeschweift; sie dachte an vergangene Tage, wo auch sie so unendlich glücklich gewesen war in ihrem süßen Geheimniß. Und wie roh, wie rücksichtslos hatte man die Hülle von demselben weggerissen! — Katharinens frische Wangen waren nicht umsonst gebleicht, ihre dunklen Augen nicht ohne Grund eingefallen. Hatte sich doch die Begebenheit jener Nacht wie ein Lauffeuer durch die unteren Stadtviertel verbreitet, und mit welch' höhnischer Freude und Bosheit hatten gute Freundinnen und alle Klatschschwestern nacherzählt, daß Herr Eugen Stillfried spät Abends bei der schönen Katharine gewesen sei und daß ihn die Mutter dort ertappt u. s. w.!

Katharine fuhr mit einem tiefen Seufzer aus ihren Träumereien und sagte: „Ach, Clementine, Ihre Geschichte ist wohl traurig, aber es bleibt Ihnen doch die Hoffnung. Doch bei mir ist Alles, Alles aus!"

Clementine war erſchrocken von dem tiefen Schmerz, der nun plötzlich wieder in den Zügen des jungen Mädchens wühlte. Die gute alte Seele vergaß ihren eigenen Kummer und faßte mitleidig die Hände der Freundin, um ſie zu tröſten.

Katharine ſchüttelte mit dem Kopfe und ſagte nach einem längeren Stillſchweigen, indem ſie endlich den Fragen der Jungfer Strebeling nachgab: „Ich glaube, er hat mich vergeſſen, er hat ein falſches Spiel mit mir getrieben!“

Clementine ſah ſie fragend an.

„Hätte er mir nicht nach jenem ſchrecklichen Vorfalle ſchreiben müſſen?“ fuhr Katharine fort; „hätte er mir, im Falle es Schwierigkeiten gemacht, mir einen Brief zukommen zu laſſen, nicht wenigſtens ein paar Worte müſſen ſagen laſſen, mir eine Nachricht von ſich geben, wie es ihm ergangen an jenem unheilvollen Abend? Aber ich erfuhr von ihm nicht eine Sylbe; nur aus den Geſprächen der Brüder habe ich erfahren, daß er noch an jenem Abend die Stadt verlaſſen; wohin er gegangen iſt, weiß ich nicht.“

„Das iſt freilich nicht recht,“ ſagte Clementine; „aber Sie müſſen auch nicht vergeſſen, wie emſig Ihre Mutter bemüht ſein wird, alle Briefe, die an Sie kommen, zurück zu halten, ſowie zu verhindern, daß jemand Fremdes mit Ihnen ſpricht.“

„Das iſt wohl wahr,“ ſagte das junge Mädchen; „aber fand er nicht früher Mittel und Wege, mir irgend ein Zeichen des Verſtändniſſes, eine Botſchaft zukommen zu laſſen? und jetzt, wo ich ſo ſehnlich wünſche, etwas von ihm zu erfahren, nicht das Geringſte, keine Sylbe!“

— — — — — — — — — — —

Unterdeſſen war Madame Schoppelmann nach vollzogenem Strafamte durch die Vorrathskammer an ihren Heerd zurückge-

kehrt. Das Feuer unter dem Waſſerkeſſel war in der Zwiſchenzeit faſt erloſchen, und die Mühe, welche die dicke Frau ſich nunmehr geben mußte, daſſelbe wieder anzufachen, hatte nebenher den guten Erfolg, daß ſich ihr Zorn bedeutend verminderte und ſich in gelinden Kummer und Betrübniß verwandelte. Mit dieſen beiden unangenehmen Begleitern ſetzte ſie ſich auf ihren Stuhl am Feuer nieder, nahm die große Kaffeemühle auf den Schooß, und während ſie ſolcher Geſtalt Vorbereitungen traf, für den Nachmittag ein Lieblingsgetränk anzufertigen, begann ſie ein Selbſtgeſpräch, wie ſie es bei ähnlichen Veranlaſſungen häufig zu machen pflegte. Zuerſt ſchüttete ſie die braunen Bohnen in ihre Mühle und drehte den Schwengel einige Mal heftig herum. „Das Ding kann nicht ſo fortgehen,“ ſagte ſie zu ſich ſelber; „der Haß unter den Kindern richtet meine ganze Wirthſchaft zu Grund und wird nicht beſſer, wenn ſie bei einander bleiben. Eine Partie muß aus dem Hauſe — aber welche? Wohin ſoll ich mit den beiden Buben? Die will kein ordentlicher Chriſtenmenſch bei ſich aufnehmen, und wenn ich ſie nicht unter der Fuchtel habe, ſo treiben ſie noch größeres Unheil, als jetzt ſchon. O, es iſt eine betrübte, betrübte Geſchichte!“ — Damit mahlte die Gemüſehändlerin mit ſolcher Heftigkeit und Erbitterung ihren Kaffee, daß ihr der Schwengel zuweilen aus der Hand und raſſelnd einige Mal allein herumfuhr, ehe ſie ſeiner wieder habhaft werden konnte. — „Und das Mädchen,“ fuhr ſie zu ſich ſelbſt redend fort, „es iſt im Grund ein gutes Geſchöpf, und ich hätte nie über ſie klagen können, wenn der böſe Feind nicht jenen Herrn Eugen ihr in d... Weg geführt hätte. — Ihn ſollt' ich nochmals hier haben, ich wollt' es ganz allein mit ihm ausmachen; ich wollt' in lehren, ehrſamen Bürgerstöchtern nachzulaufen! — Gott ſei es geklagt! aber die alte Staatsräthin hat Recht gehabt, Reſpekt vor der Frau! man kann

ſie nur loben, daß ſie ihr Haus rein erhält vor ſolchem Ungeziefer. — Ja, das Mädchen — meine Katharine — ich muß ſie doch aus dem Hauſe thun, ſonſt gibt es noch einmal ein wahres Unglück. Will ſie aufs Land zu ihrer Tante ſchicken; aber wer bürgt mir dafür, daß dann er nicht auch wieder bald da herumſchleicht? Mit dem Gelde, das er hinauswirft, kann man Unterhändler und Spione genug haben.«

Der Kaffee war gemahlen, aber Madame Schoppelmann noch nicht mit ſich im Reinen, was mit ihrer Tochter zu thun ſei. Das Paſſendſte erſchien ihr wohl, ſie aus dem Hauſe zu entfernen — aber auf welche Art und wohin?

Mit der Beantwortung dieſer Frage wollen wir dieſes ſchon ſehr große Kapitel nicht noch verlängern, und ſchließen mit der Verſicherung, daß der geneigte Leſer erfahren wird, was Madame Schoppelmann beſchloſſen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Worin der geneigte Leser von dem Erzähler dieser Geschichte veranlaßt wird, eine kleine Fußreise zu machen.

In einem kleinen Städtchen, vom früheren Schauplatz unserer Geschichte jenseits der Gränze, war ein Gasthof, wenn wir nicht irren, „Zum goldenen Bären“ genannt. Doch thut hier der Name nichts zur Sache, denn für uns kommt nur der Gasthof als solcher in Betracht, und hier war am andern Morgen nach seiner Flucht aus der Stadt Eugen Stillfried angelangt mit seinem lustigen Rath, dem getreuen Pierrot und Sultan, dem Neufundländer. Eugen beschloß, sich hier eine Zeit lang aufzuhalten, vor allen Dingen um Nachricht aus der Stadt abzuwarten über das Befinden seines Gegners, den er zu Boden geschlagen, namentlich aber von Katharine, die er in einem Schreiben von Allem in Kenntniß setzte und sie bat, mit wenigen Worten sagen zu wollen, wie er sich im Allgemeinen, besonders aber ihr gegenüber verhalten solle. Da es ihm nicht räthlich erschien, das Schreiben dem Postamt zu vertrauen, so wurde Joseph

dazu auserſehen, den Brief nach der Stadt zu bringen, um dort ſeine Erkundigungen einzuziehen und wo möglich eine Antwort von Katharine zu erhalten.

Der getreue Diener reiste auch in der nächſten Nacht wieder nach der Stadt zurück: doch glauben wir annehmen zu können, daß er entweder nicht den Muth hatte, ſich in der Nähe des Marktplatzes lange umher zu treiben, oder im Fall der Noth der Madame Schilder einen Beſuch zu machen, ihr den Brief zu geben und auf Antwort zu warten; oder wenn er es doch gethan, ſo ſind wir wohl berechtigt, zu glauben, daß jene würdige Frau den Brief unterſchlug oder ihn ſogar dem Herrn Konrad Schoppelmann einhändigte; genug, obgleich Pierrot zwei Tage fortblieb, ſo brachte er doch von Katharine keine Antwort zurück, wohl aber die Nachricht, daß ſich Fritz, der Fuhrmann, ziemlich außer Gefahr befinde, und daß, wenn er auch einige Wochen das Bett hüten müſſe, für ſein Leben durchaus keine Gefahr ſei.

Eugen gab ſich mit dieſer Botſchaft nicht zufrieden, er wollte anfänglich ſelbſt hinüber, doch gab Herr Sidel hiezu unter keiner Bedingung ſeine Einwilligung; ja, in Folge der Unterredung hierüber entſchloß er ſich, obgleich widerſtrebend, ſelbſt nach der Reſidenz zurück zu gehen, dort zu erforſchen, wie die Sachen ſtänden, namentlich aber den Verſuch zu machen, ob es möglich ſei, Katharinen zu ſehen und zu ſprechen.

Der luſtige Rath reiste auch wirklich ab, kehrte aber eben ſo unverrichteter Dinge zurück, wie Joſeph. Durch ſeine Bekanntſchaften im muſikaliſchen Hauſe hätte es ihm nicht ſchwer werden ſollen, indem er ſich dort aufhielt, die Aufmerkſamkeit des gegenüber wohnenden jungen Mädchens auf ſich zu ziehen. Er behauptete aber bei ſeiner Zurückkunft, in dieſer Richtung alles

Mögliche gethan zu haben; ja, er ſetzte hinzu, Katharine müſſe ihn geſehen haben, ſei ihm aber durchaus nicht gewillt erſchienen, in irgend eine Unterhandlung mit ihm zu treten. Wenn wir uns erinnern, daß Herr Sibel von jeher nicht geneigt war, das Verhältniß ſeines jungen Freundes zu jenem Mädchen zu billigen, noch viel weniger aber, daſſelbe auf irgend eine Art zu unterſtützen, ſo können wir wohl annehmen, daß er ſich in dieſer Sache, obwohl in der beſten Abſicht, eine Unwahrheit zu Schulden kommen ließ. Er ſah in jener Liebe durchaus nichts Erſprießliches für ſeinen Freund, ihm ſchien es überhaupt für die ganze Zukunft Eugen's beſſer, wenn es ihm möglich würde, denſelben für eine Zeit lang aus dem Leben und Treiben jener Stadt zu entfernen. Herr Sibel ahnete nicht, wie theuer Katharine dem Herzen ſeines Freundes wirklich war, er hielt dieſe Geſchichte, wie ſo manche frühere ähnliche, für vorübergehend. Nebenbei hatte Eugen ſeinem Vertrauten leider nichts von der Unterredung mit der Staatsräthin geſagt, und Herr Sibel, dem Alles daran gelegen war, Mutter und Sohn zu vereinigen, glaubte, daß zu dieſem Zweck eine Entfernung ſehr heilſam ſei. Die Staatsräthin erfuhr alsdann nicht Geſchichten von ihrem Sohne, auf's Gehäſſigſte verdreht, unendlich vergrößert und verſchlimmert, und dem jungen Manne wurden an ſich unbedeutende Worte der Mutter nicht auf die gleiche Art überbracht. Das war die an ſich gute Abſicht des luſtigen Rathes, und aus dieſem Geſichtspunkte müſſen wir's verzeihlich finden, wenn er ſich bei ſeiner Rückkehr aus der Reſidenz einige Unwahrheiten zu Schulden kommen ließ. Nach ſeiner Angabe war der junge Schoppelmann durchaus nicht außer Gefahr, der Juſtizrath Werner dagegen, wie er aus guter Quelle erfahren haben wollte, auf's Eifrigſte bemüht, die nöthigen Mittel zu erhalten, um Eugen auch jenſeits der Gränzen des

Landes verfolgen zu können; Katharine aber hatte ſich, ſo ſei es ihm erſchienen, gelinde ausgedrückt, bei ſeinem Erſcheinen vollkommen theilnahmlos gezeigt. Er hätte, als ſie ihn zum erſten Male wieder geſehen, weder eine große Ueberraſchung, noch viel weniger eine Freude auf ihrem Geſichte entdeckt. Ihr Ausſehen ſei gut und wie gewöhnlich geweſen, man habe durchaus nichts Beſonderes an ihr bemerkt.

Man kann ſich denken, wie unangenehm dieſe Nachrichten auf Eugen einwirkten. Er hatte gehofft, in der nächſten Zeit nach der Reſidenz zurückkehren zu können, um ſich mit ſeiner Mutter auszuſöhnen und dieſelbe durch die größte Nachgiebigkeit zu vermögen, daß ſie zu ſeiner Verbindung mit Katharine endlich ihren mütterlichen Segen ertheilte. Das war jetzt alles in weite Ferne gerückt, und wenn ihn auch die Hoffnung nicht verließ, daß ſich dieſe ſüßen Träume einſt verwirklichen könnten, ſo ließ doch die gewaltſame und einigermaßen künſtliche Spannung ſeines Gemüthes nach, und andere Lebensbilder, andere Anſichten und Wünſche ſtrömten durch ſeine leicht bewegte Bruſt und drängten das, was dieſelbe noch geſtern allgewaltig ausgefüllt, leicht, wenn auch nicht ſchmerzlos, in den Hintergrund.

Die beiden Freunde ſaßen in dem Garten des benannten Gaſthofes unter einem ſchattigen Kaſtanienbaume. Eugen war trübe geſtimmt, und der luſtige Rath ſuchte ihn aufzuheitern.

„Du haſt mir ſo oft,“ ſagte er nach einer längeren Pauſe, „von deiner erſten Kunſtreiſe erzählt und mir dieſes Leben mit ſo glänzenden Farben ausgemalt, daß ich wahrhaftig Luſt bekomme, etwas Aehnliches mitzumachen. Wir ſind jetzt für die nächſte Zeit vollkommen frei; es wäre überhaupt wegen vergangener Geſchichten beſſer, ſtatt mit Extrapoſt zu reiſen und in den Gaſthöfen Zimmer in dem erſten Stock zu bewohnen, ſich beſcheidener

Fortkommensmittel zu bedienen und unbemerkter zu leben. Was willſt du hier in dieſem langweiligen Neſte liegen, um abzuwarten, ob und wie ſich die Sachen in der Stadt geſtalten? Laß uns ein Bischen in dieſes ſchöne Land hinauswandern. Der Spätſommer iſt da, wir werden einen prächtigen Herbſt haben, laß uns das genießen! Bald," ſetzte er lächelnd hinzu, „werden die Geſchichten in der Stadt vergeſſen ſein, du kehrſt heim, ſöhnſt dich mit deiner Mutter aus, wer weiß, was ſonſt noch geſchieht? Und wenn dir im guten Falle einmal gewiſſe enge Gränzen geſteckt ſind, ſo kommſt du doch nimmer dazu, etwas Aehnliches ausführen zu können, eine Zeit lang ein ungebundenes, fröhliches Leben zu führen, das uns jetzt ſo angenehm, ja gewiſſermaßen glänzend winkt. Wir wollen uns," ſchloß er mit komiſchem Pathos, „in den böhmiſchen Wäldern niederlaſſen und dort eine Räuberbande zuſammenziehen."

„Wir ſind wahrhaftig beinahe in gleichem Falle mit Karl Moor," ſagte Eugen — „ich wenigſtens, vertrieben von meinem väterlichen Hauſe, gewaltſam getrennt von dem Mädchen, die ich wahr und treu liebe, wahr und treu, trotz deiner Botſchaften, Meyhiſto!"

„Das iſt anerkennenswerth," lachte Herr Sidel, „und Gott ſoll mich in Gnade bewahren, daß ich ernſtlich daran dächte, an dieſer Wahrheit und Treue zu rütteln; aber glaube mir nur," ſetzte er ernſter hinzu, „es iſt wahrhaftig beſſer, wenn wir für eine Zeit lang vollſtändig verſchwinden. So lange du da warſt, ließ ſich deine Mutter bereitwillig gegen dich einnehmen, wenn man dagegen eine Zeit lang nichts von dir gehört, ſo wird ihre mütterliche Liebe zu dir ſtärker als je erwachen und dich wieder aufnehmen, vorausgeſetzt, daß du dich alsdann dieſer mütterlichen Zuneigung werth zu machen ſuchſt."

„Und für Katharine,“ ſagte Eugen, „iſt es auch wohl beſſer, wenn ſie längere Zeit nichts von mir hört! Was ſagt deine hölliſche Beredtſamkeit über dieſen Punkt?“

„Ich bleibe vollkommen bei meiner Anſicht,“ entgegnete der luſtige Rath; „du haſt das junge Mädchen einige Male geſehen, du biſt von ihrem Aeußeren, meinetbalben auch von ihrem Inneren entzückt, und du denkſt nun mit deinem bekannten Leichtſinn, dich an das Mädchen zu feſſeln — nimm's mir nicht übel, ehe du ſie hiezu genau genug kennſt. Um eine ſo glänzende Partie zu machen, wie du eine biſt — ich ſpreche von deinem Vermögen, nicht von deiner Perſönlichkeit — um alſo eine ſolche Partie zu machen, wird ſich jedes Mädchen zuſammennehmen und ihre glänzende Seite herauskehren, namentlich, da dieſes Katharinen bis jetzt ſo leicht wurde.

Da kommt das Schickſal, roh und kalt
Faßt es des Freundes zärtliche Geſtalt —

und wirft ſie — in die Hände der Gebrüder Schoppelmann. Man hat dich als Ungeheuer der ſchlimmſten Gattung dargeſtellt; man wird Verſprechungen und Drohungen nicht ſchonen, um das Mädchen von dir abwendig zu machen; nun gut, das iſt die Zeit der Prüfung. Wenn ſie wirkliches Gold iſt, ſo laß ſie es jetzt bewähren, überlaß ſie auf kurze Zeit ſich ſelbſt, ſieh zu, ob ſie dir wirklich treu anhängt, und wenn das der Fall iſt, in Gottes Namen denn, ſo ſage auch ich: Amen!“

Da Eugen auf dieſe Rede nicht antwortete, ſo fuhr Herr Sidel nach einer Pauſe fort:

„Glaube mir, Eugen,“ ſagte er, „ſie wird in dieſer Prüfung nicht zu Grunde gehen, und wäre dieſes doch der Fall, dann hätteſt du nicht viel dabei verloren; nebenbei habe ich drinnen Alles eingeleitet, um genau zu erfahren, was in dem Hauſe am

Marktplatze vor ſich geht — aber jetzt laß das Kopfhängen ſein, ſei der Alte wieder, laß uns ein neues Leben anfangen, und bei dieſem neuen Leben müſſen wir beſorgt dafür ſein, dem getreuen Pierrot eine gelinde Strafe zukommen zu laſſen, denn ich bin der feſten Ueberzeugung, daß bei der Geſchichte von jener Nacht dieſer Kerl die Hand mit im Spiele gehabt."

„Wenn man das annehmen könnte," entgegnete Eugen, „ſo wäre es beſſer, man ſchickte ihn augenblicklich fort."

„Gewiß nicht!" ſagte der luſtige Rath. „Trägt er wirklich auf beiden Schultern, und hat neben dir noch einen anderen Herrn, ſo wird er augenblicklich zu dieſem zurückkehren, um über unſere Schritte bis hieher zu rapportiren."

„Wenn dein Verdacht gerecht wäre," meinte Eugen, „ſo hätte er uns wohl in der Stadt verlaſſen und nicht ſo dringend gebeten, ihn mitzunehmen."

„Heilige Einfalt!" verſetzte Herr Sibel, „ſeine Aufträge ſind wahrſcheinlich noch nicht zu Ende."

„Ich habe ihm auf deinen Rath deutlich genug erwieſen, daß er mein Vertrauen vollſtändig verloren, „antwortete Eugen, „und hat er trotzdem nicht de- und wehmüthig, ja faſt knie-fällig, ihn mitzunehmen?"

„Das iſt mir ebenfalls aufgefallen," entgegnete der luſtige Rath, „und könnte mich auf die Vermuthung führen, als habe Joſeph ſich gegen einen anderen Herrn ebenfalls eines kleinen Ver-rathes ſchuldig gemacht, indem er uns nicht vollſtändig verrieth. Dem ſei nun, wie ihm wolle, wir haben ihn einmal mitgenom-men, er iſt da, und wenn du auch dieſes Mal, wie gewöhnlich, ſchwach biſt, ſo werde ich ſo viel wie möglich das Meinige thun, daß ihm für wirklich begangenes Unrecht die nothwendige Strafe wird. Aber jetzt ſage mir, was hältſt du von dem Vorſchlage?

Iſt es dir genehm, ein Bischen in der Welt herum zu ziehen, ſo wollen wir gleich morgen damit anfangen; unſere Sachen laſſen wir hier, denn zu einer Fußreiſe, wozu ich dich veranlaſſen möchte, taugt vieles Gepäck nicht; ein kleines Bündel, wenig Geld, ein tüchtiger Knotenſtock und ein froher Muth — mehr braucht's nicht."

„Und was willſt du, daß wir beginnen ſollen?" fragte Eugen.

„Das wird ſich alles finden; wir ziehen einmal auf's Gerathewohl hinaus und ſehen, ob und wo uns endlich einmal etwas aufſtößt. Finden wir irgend zufällig eine Schulmeiſterſtelle vacant, gut, ſo werde ich mich darum bewerben, du wirſt mein Famulus, und der getreue Pierrot kann in doppelter Hinſicht die Stelle eines Einheizers verſehen, indem er nämlich die Oefen und die unausſprechliche Freude, die Schulkinder zu bearbeiten, erhält. Vor allen Dingen aber pflichte meinem Vorſchlage im Allgemeinen bei; denn du wirſt mir doch zugeben, daß es hier in dieſem Neſt ungeheuer langweilig iſt."

Eugen fand ſich mit dem neuen Lebensplane, den der luſtige Rath entworfen, vollkommen einverſtanden, und ſo wurden denn zur Ausführung deſſelben die nöthigen Vorkehrungen getroffen. Man bezahlte die Rechnung im Gaſthofe, ließ die mitgenommenen Koffer unter dem Vorwande zurück, man wolle eine kleine Fußtour unternehmen und werde ſpäter darüber verfügen. Die nothwendige Wäſche und Kleidungsſtücke wurden in Felleiſen verpackt, und während Herr Sidel mit Hülfe Pierrot's ſie recht vollſtopfte und ſie dem getreuen Diener zur Probe umhängte, dachte er bei ſich, wie dies ein treffliches Mittel ſei, die Beſtrafung deſſelben jetzt ſchon anzufangen.

So zogen die Drei an dem anderen Morgen hinaus und

beſchloſſen, es dem Zufalle zu überlaſſen, wo er ſie hinführen wolle. Zu dieſem Zwecke waren ſie von der großen Landſtraße abgegangen und folgten einem kleinen Fahrwege, der die benachbarten Dörfer und Städtchen mit einander verband. Eugen, ſowie der luſtige Rath hatten eine ſehr einfache Toilette gemacht, beſtehend in einem leichten Sommerrocke, auf dem Korſe einen Strohhut; der getreue Pierrot aber trug beide Felleiſen. So wandelten ſie dahin unter dem Geſang der Vögel und dem Duft der Blumen. Der Feldweg, auf dem ſie ſich befanden, war breit genug, um einen einfachen Karren durchpaſſiren zu laſſen, und daß dergleichen Fuhrwerke auf ihm fortbewegt wurden, ſah man an den bald tief bald ſchwach eingedrückten Geleiſen. Der Weg lief, wie die meiſten ſeines Gleichen, ungebunden, wie es ihm gerade einfiel, über die Felder dahin; bald wandte er ſich, ohne allen ſichtbaren Grund, etwas links, dann wieder ſcheinbar ebenſo unabſichtlich rechts, eine beſtändige Schlangenlinie; oftmals verließ er auch dieſen ſchlangenähnlichen Lauf wieder, um plötzlich mit ſcharfem Winkel nach einer anderen Richtung abzubiegen, nach einer Sandgrube, einem Kalkofen oder dergleichen, und wenn er dieſe verſchiedenen Gegenſtände ſolcher Geſtalt näher betrachtet und ſeine Neugierde befriedigt hatte, ſo wandte er ſich wieder ebenſo ſcharf der alten Richtung zu. Dergleichen Extravaganzen und außerordentliche Abſchweifungen hatte aber der mit der Zeit karge Bauer oder der Fußgänger, welcher es gerade ſein mochte, nicht geduldet, und wo der alte Fahrweg einer ſolchen Luſt, über das Feld hinzubummeln, nicht widerſtehen konnte, da waren kleine, gerade ausgehende Fußpfade entſtanden, welche bald parallel mit jenem Wege liefen und dann rechts oder links durchſchnitten, ſich eine Zeit lang von ihm trennten, um ſich am Ende nach einer ſcharfen Biegung mit ihm zu vereinigen. Das Ganze

sah hiedurch von Weitem aus wie ein Flußbett mit kleinen Armen und Nebenflüssen, und wie ein solches verschwand es auch hier und kam dort wieder zum Vorschein, bald, wie der Lauf eines Stromes sich rechts und links um Hügel und Berge windet, bald aber, wie es ein ächter und gerechter Fahrweg zu thun pflegt, in diesem Punkte eigensinnig wie ein altes Kutschenpferd, und wo sich Hindernisse befinden, gerade andrennend. Es ist das von jeher eine Theorie aller Fahr- und Hohlwege gewesen, nie einen Hügel oder eine Schlucht zu umgehen, sondern mit größter Mühe darüber weg oder hindurch zu klettern, sich selbst zum Verderben, dem armen Fuhrmanne zur größten Beschwerde, oft zum Unglück.

Wenn man so einem Feld- oder Hohlwege gedankenvoll folgt — man muß aber nicht eilig sein, sondern zu Betrachtungen aufgelegt — so entwickelt derselbe in seinem Laufe so schöne poetische Bilder und Gedanken, wie man sie in manchem Buche vergebens sucht. Jetzt ist er auf der Höhe und schaut rings um sich herum, hinweg über ein hügeliges Land bis zu fernen tiefblauen Bergen; auf allen Seiten sieht man gleiche alte Fahrwege aus dem Grün der Felder freundlich heraus winken mit ihrem weißen, sandigen Boden; die kennen sich all unter einander besser als wir uns einzubilden vermögen — sie blinzeln sich während des Tages zu, wenn sie, von der Sonne beschienen, so glänzend weiß da liegen, und in der Nacht, wenn hoch über ihnen der volle Mond steht und man sie aus der Entfernung nur ahnet, zwischen dem dunkeln Haidegestrüpp hindurch, ein nebelhafter, blasser Streifen.

Ja, man muß es wissen, in welch innigem Rapport diese Feldwege unter sich mit den breiten, langweiligen Landstraßen stehen. Das ist eine Art von natürlicher Telegraphenverbindung; denn bald berühren sie sich, laufen durch einander, kreuzen sich

nach allen Richtungen, und dadurch auch wird es ſo bald im ganzen Lande bekannt, was namentlich nächtlicher Weile auf ſolchen Fahr- und Hohlwegen alles geſchieht. Die Nachbarn haben es doch gewiß nicht geſehen, wie jenes junge friſche Bauernmädchen mit dem herrſchaftlichen Jäger, der bei ſinkendem Abend nach ſeinen Revieren zu gehen pflegt, dort unter jenem Hügel geſeſſen — ein Plätzchen, das außerordentlich gut verſteckt iſt, und kein Menſch hat's gehört, wie ſie dort zuſammen geplaudert und gelacht. Und iſt es darum für alle Welt auf ewig verſchwiegen geblieben? Gewiß nicht! Neben dem alten Hohlwege haben ſie da geſeſſen, und der liſtige Geſell, obgleich er ſich anſtellte, als laufe er ruhig über die Höhe davon, hielt ſich doch oben an der Ecke auf und blinzelte neugierig zurück, und als er nun nächtlicher Weile, wahrſcheinlich zur Mitternachtsſtunde, dort unten im Grunde den alten Kameraden traf, der ihn rechtwinkelig durchſchneidet, da blieben die beiden Schwätzer bei einander ſitzen und erzählten einander, was ſie geſehen und gehört: dieſer ſchmunzelnd von dem Liebespaar, jener ſchaudernd von einer ſchweren Unthat, die ſich weiter oberhalb begeben, und als ſie genug ausgeruht und geplaudert hatten, trollten die vier Arme des Kreuzweges nach allen Seiten auseinander und fanden bald wieder andere Pfade, die ſie durchſchnitten, liefen auch endlich in's Dorf, wo das arme Mädchen ſchon längſt ſüß träumend ſchlief, und trafen endlich auch auf die Chauſſee, wo das Gericht den Mörder verfolgte und dieſer ſich entſetzt umſchaute, wenn der Wind rechts und links in den Baumgipfeln neben ihm daher ſauste und ebenfalls wiederholte, was der alte Hohlweg erzählt.

Von den Kreuzwegen ſagt man, daß ſich dort nächtlicher Weile Hexen, Kobolde und dergleichen Geſindel aufzuhalten pflegen, und das iſt wahr und hat in dem vorher Erwähnten ſeinen

guten Grund. Dort seien sie in Erdlöchern und hinter alten Baumstämmen und horchen den Erzählungen der alten Wege, und was sie auf diese Art erfahren vom Thun und Treiben der Menschenkinder, das wenden sie an zu ihrem Schaden und Unheil. Drum, wenn der geneigte Leser gewillt ist, aus der vorstehenden Abschweifung vom geraden Wege unserer wahrhaften Geschichte irgend eine Lehre zu ziehen, so ist es die, bei vorkommenden Gelegenheiten auch dem harmlosesten Fahr- und Hohlwege nicht unbedingt zu vertrauen.

Unser Kleeblatt that ebenfalls so, indem sie neben und hinter einander giengen, ohne längere Zeit ein Wort zu wechseln. Doch thaten sie das weniger aus Mißtrauen gegen den Weg, auf dem sie wandelten, als vielmehr, weil Jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt war. Eugen dachte an die Stadt und Katharine, der lustige Rath an seinen Vorschlag, in dessen Folge die Drei auf dem Feldwege dahin wandelten, auf einen glücklichen Zufall hoffend, der ihnen etwas Angenehmes und Lehrreiches zuführen möchte; der Geist des getreuen Pierrot aber war am Ernsthaftesten, und wir könnten sagen, betrübt beschäftigt, denn er dachte an die Narrheit der Menschen und an die Wandelbarkeit der Glücksgüter. Wie hatte er noch vor einigen Tagen so stolz hinten auf dem Wagen seines Herrn gesessen, sich schaukelnd auf dem Federsitze, die Arme wundervoll über einander geschlagen und den Hut auf dem rechten Ohr, wobei er zuweilen den Postillonen zurief, schneller zu fahren, und wobei er es auch nicht unterließ, einem armen Handwerksbuschen mitleidig nachzublicken, der neben ihm daher zog, keuchend unter der Last seines Felleisens! Und jetzt hatte auch ihn das unerbittliche Schicksal von der Höhe herabgeworfen, und auch er wandelte jetzt dahin im Schweiße seines Angesichts, seufzend unter der Last des ihm Aufgebürdeten.

Ach, und er trug ſogar zwei Fellеiſen! Die Sonne ſchien recht heiß von dem wolkenloſen Himmel, die Zeit ſeines zweiten Frühſtücks war längſt vorüber, und dazu konnte er nicht einmal ſeiner Lieblingsbeſchäftigung nachhangen und einigen Tabak rauchen: denn er beſaß letzteren nur in Geſtalt von Cigarren, die ſeinem Herrn gehörten.

Jetzt waren die Drei auf der Höhe eines Hügels angekommen, wo ein anderer Feldweg, ganz gleich demſelben, dem ſie bis jetzt gefolgt, dieſen in einem rechten Winkel durchſchnitt. Auf dieſem Punkte blieb der luſtige Rath, welcher den Vortrab führte, einen Augenblick ſtehen und wandte ſich an Eugen mit der Frage, nach welcher Richtung man ſich weiter begeben ſolle, ob die alte beizubehalten ſei, oder ob es nicht beſſer wäre, rechts oder links abzuſchweifen.

„Für Jemand, wie du, der den Zufall zum Führer erkohren," antwortete Eugen lachend, „iſt es begreiflich, daß er auf einem Kreuzwege, wie dieſer, einigermaßen in Verlegenheit gerathen kann. Hier iſt guter Rath theuer, und ich möchte um Alles in der Welt dem Schickſale nicht vorgreifen, indem ich beſchlöſſe, der alten Richtung zu folgen oder eine neue einzuſchlagen. Was meinſt du? Sollen wir den Strich des Windes entſcheiden laſſen, oder willſt du dich, ein moderner Augur, nach dem Fluge der Vögel richten?"

„Beides iſt ſehr ſchwer," meinte lachend der luſtige Rath, „der Wind, der ſüdöſtlich zu gehen ſcheint, ſchneidet gerade zwiſchen dem Kreuzwege hindurch und zeigt alſo nach rückwärts über das angebaute Feld; — was den Flug der Vögel anbelangt, ſo ſcheint es mir ſehr ſchwer zu ſein, ſich darnach zu richten, denn außer jenen Schwalben da, die in einem unerträglichen Zickzack fliegen, bemerke ich weit und breit nichts, als dort einen Raub-

vogel, der eben zur Erde herab ſchießt, und welche Richtung zeigt uns der an?“

„Du biſt ein ſchlechter Zeichenerklärer,“ entgegnete Eugen; „der Vogel, welcher ſich dort zur Erde hinabſchwingt, ſollte offenbar bedeuten, daß uns das Schickſal befiehlt, es ebenſo zu machen, das heißt, uns hier niederzulaſſen, bis ein neuer Zufall, nach deinem Vorſchlage, uns weiter hilft.“

„Vortrefflich!“ antwortete der luſtige Rath; „hier im Angeſicht dieſer weiten gewaltigen Natur, unter dem Blau des Himmels thu' ich dir feierlichſt Abbitte dafür, daß ich dich in früheren Zeiten ſo oft für ungelehrig erklärt; ich fange an, ſtolz auf meinen Zögling zu ſein.“

„Ich danke für das Kompliment,“ entgegnete Eugen; „aber iſt dieſe Höhe nicht zum Ausruhen ſehr einladend? Sieh hier, dicht am Wege jenes Heiligenbild unter dem Lindenbaum, der ſeine Zweige ſchattengebend ausbreitet — wie vortrefflich können wir hier ausruhen und neue Kräfte zu weiteren Unternehmungen ſammeln!“

„Da unten iſt auch ein Wirthshaus,“ erlaubte ſich ſchmunzelnd Joſeph zu ſagen, „ich erkenne es an dem großen Baume, der daneben ſteht, mit ſeinem Kranz von Tannenzweigen.“ — Der brave Diener hatte in Betreff von Orten, wo es zu eſſen und zu trinken gab, einen merkwürdigen Inſtinkt und ein Talent im Auffinden von Wirthshäuſern, das ganz erſtaunlich war.

Der luſtige Rath ſchien augenſcheinlich über dieſe Aeußerung des Bedienten gerührt zu ſein; zuerſt zuckte ein Lachen über ſein Geſicht, dann aber nahm er eine ſehr feierliche Miene an, klopfte dem einigermaßen erſtaunten Joſeph auf die Achſel, indem er ſo ernſt wie möglich ſagte: „Guter Pierrot, die Zeit der Wirthshausfreuden iſt leider vorbei. Wir ſind nicht mehr im Stande,

dein Herr, ich und du, dort anzuhalten, wo der liebe Gott dem durstigen Reisenden so freundlich eine Hand entgegenstreckt, das heißt, wir sind es nur dann, wenn wir vorher etwas verdient haben. Ja, die Zeiten haben sich traurig geändert. Du wirst es schon noch erleben. Dein Herr ist durch einen unglücklichen Zufall für einige Zeit vollkommen verarmt, und es geschieht wahrlich nicht aus Lust am Spazierengehen, daß wir uns hier ohne Wagen und Pferde auf freiem Felde befinden."

Pierrot sah bald seinen Herrn, bald den lustigen Rath mit aufgesperrtem Munde, mit wahrhaftem Erstaunen und mit sehr dummem Ausdruck an. Namentlich auf dem Gesichte seines Herrn hafteten ängstlich hoffend seine Blicke. Doch Eugen zuckte die Achseln und nickte mit dem Kopfe.

„Es ist so, guter Pierrot," fuhr der lustige Rath fort, „und wir lassen dir in dieser Stunde noch die Wahl, ob du mit uns gehen oder nach der Stadt zurückkehren willst. Im letzteren Falle sollst du auf's Genügendste mit Reisegeld versehen werden, und ich will auch obendrein nicht ermangeln, dir einen wichtigen Empfehlungsbrief an den Herrn Justizrath Werner mitzugeben."

Bei Nennung dieses Namens zuckte der Diener augenscheinlich zusammen, und die Erinnerung an diesen Herrn brachte in ihm allerhand schreckliche Vorstellungen von schweren Akten-Fascikeln und von schnappenden Bedienten lebhaft in's Gedächtniß zurück. Er versicherte hierauf, er könne unter keiner Bedingung seinen Herrn verlassen, möge auch kommen, was da wolle.

„Schön!" sagte hierauf der lustige Rath; „deine Antwort, mein treuer Pierrot, ist lobenswerth. Damit du siehst, wie

ſchon dieſſeits die Belohnung für gute Thaten öfters erfolgt, ſo lege deine beiden Fellеiſen unter jenem Baume nieder, öffne das kleine, und du wirſt dort für uns genug finden, um das Wirthshaus da unten mit hohem Baume und Tannenkranz vergeſſen zu können.

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Die Reiſenden befragen das Schickſal, welches nicht antwortet, ihnen aber einen ſeltſamen Charakter zuführt.

Joſeph that, wie ihm geheißen. Er legte beide Felleiſen behutſam nieder, namentlich aber das kleinere, und als er daſſelbe langſam öffnete, konnte er ſich auch erklären, weßhalb ihm auf dem Wege hieher ſo oft ein eigenthümlicher Braten- und Käſeduft um die Naſe gezogen, wie eine ſchmerzliche Erinnerung an vergangene Tage, wie ein Klang aus der guten alten Wirthshauszeit.

Der luſtige Rath hatte zu einem ſoliden Frühſtück nicht das Geringſte vergeſſen, und Pierrot deckte behende, wie nie, am Fuße des Heiligenbildes, im Schatten des Lindenbaumes, eine gut beſetzte Tafel. Da war kalter Braten und Schinken, Brod, Käſe und Rothwein in anſtändiger Menge vorhanden, und die Drei ließen ſich mit großem Behagen um die weiße Serviette nieder, auf welcher all dieſe Herrlichkeiten ſtanden.

„So hat mir lange nichts geschmeckt,“ sagte Eugen nach einer Pause, welche dadurch entstanden war, daß er ein Glas Rothwein hastig ausgetrunken und dann aufgesprungen war, einen tiefen Athemzug zu thun; „wahrhaftig, kein Frühstück oder Mittagessen, so lange ich mich erinnere.“

„Das macht der Marsch von vier Stunden!“ sagte lustig Herr Sidel, dem es ebenfalls außerordentlich schmeckte, der aber dabei nicht vergaß, dem getreuen Pierrot ebenfalls seinen Theil zukommen zu lassen. „Gib nur Achtung, Eugen, welch herrliches Leben wir erst führen werden, wenn wir einmal eine ähnliche Mahlzeit mit unserer Hände Arbeit verdient haben!“

„Mit unserer Hände Arbeit!“ sagte kopfschüttelnd Eugen und besah seine feinen weißen Finger, welche, glatt und weich, wie die eines Mädchens, bis jetzt durch den Glacéhandschuh geschützt worden waren, und doch hatte auch schon an ihnen die Sonne ihre Verheerungen angestellt, indem sie um das Handgelenk herum einen kleinen rothen Streifen gebrannt.

„Die Arbeit unserer Hände allerdings,“ sagte der lustige Rath, „oder die unseres Korfes, das ist am Ende gleich viel.“

„So laß uns endlich einmal einen soliden Plan entwerfen, oder willst du deine Theorie vom Zufall wirklich aufrecht erhalten und durchführen?“

„Auf alle Fälle!“ sagte Herr Sidel mit komischem Ernste. „Da wir einmal ein ungebundenes Leben führen wollen, so soll es auch nicht einmal durch unsere Gedanken und Wünsche gefesselt sein, oder gezwungen, sich in vorher gedachten Geleisen zu bewegen.“

„Dann sitzen wir aber hier gleich schon fest,“ sagte lachend Eugen, „und müssen auf einen Zufall warten, der uns sagt, welchen der vier Wege wir nehmen sollen.“

„Gewiß!“ entgegnete Herr Sidel; „doch hatte ich mir ſchon vorgenommen, mit deiner Bewilligung den getreuen Pierrot in unſeren Kriegsrath zu ziehen; vielleicht weiß er aus ſeiner Knaben- oder Jünglingszeit aus vier unbekannten Wegen den richtigen heraus zu wählen, und auf eine Art, daß dieſe Wahl etwas Gültiges für ſich hat.“

Der getreue Pierrot, nachdem er geſehen, daß die anſehnlichen Vorräthe, die vorhin auf der Serviette gerangt, auf eine wahrhaft erſtaunlich ſchnelle Art verſchwunden (er hatte aber das Seinige auch dazu beigetragen), überlegte bei ſich, daß ein längeres Hierverweilen bei der Averſion des Herrn Sidel gegen das Wirthshaus da unten leicht gefährlich werden könnte, und ließ ſich nach einigem Nachdenken bereitwillig finden, ein äußerſt zweckmäßiges Mittel anzugeben, um, wie hier, im Falle des Zweifels eine Richtung feſtzuſtellen.

Er beſeitigte aber zuerſt den Reſt des Kalbsbratens und Käſes, indem er denſelben ſehr geſchickt in die Serviette hinein rollte. Eine gute Portion Brod hatte er ſchon früher bei Seite gebracht. Auch trank er vorher eine Flaſche leer, die ihm zufälliger Weiſe an die Seite gerollt war; dann öffnete er lächelnd ſeinen großen Mund und ſagte: „Wie Sie wiſſen, gnädiger Herr, und auch Sie, der Herr Rath, ſo ſchicken die Metzgermeiſter ihre Knechte aus der Stadt aufs Land, um gute und wohlfeile Kälber einzuhandeln.“

„Ganz richtig,“ ſagte lachend Herr Sidel, „und dabei machen ſie zuweilen Metzgergänge, das heißt, ſie finden oftmals keine Kälber.“

„So iſts,“ ſagte der getreue Pierrot; „da liegen nach allen Richtungen um ſie herum die Dörfer, wo ſie ihre Kundſchaft haben; aber wer weiß, wo in dieſen Dörfern an dieſem Tage

nun gerade viele Kälber gefallen sind? Da hilft sich nun der Metzgerknecht auf folgende Art: Er geht auf die Straße hinaus und wirft seine Mütze so hoch, als er kann, in die Luft hinauf; natürlicher Weise fällt sie alsbald wieder herab, und dann paßt er genau auf, wohin der Schirm der Mütze gerichtet ist; dahin geht er hinaus, nach jener Richtung nämlich, und findet da immer Kälber, so viel er mag."

„Bravo! köstlich! vortrefflich!" jubelte der lustige Rath. „Das ist ein ganz kapitales Mittel, und dir, als dem Erfinder oder wenigstens als dem, der uns damit bekannt gemacht, soll es auch gestattet sein, diesen Wurf zu unternehmen. Nebenbei bist du auch der Einzige, der eine Mütze trägt, und für uns, mit unseren Strohhüten, würde das Orakel stumm bleiben."

Pierrot lachte außerordentlich vergnügt, daß der Herr Sidel auf seinen Scherz einzugehen schien, sah aber vorher fragend seinen Herrn an.

„Ich erkläre dieses Mittel ebenfalls für vortrefflich," sagte Eugen, „und auch gewiß für untrüglich. Sollten wir nicht eine Wette machen, nach welcher Seite der Mützenschirm zu liegen kommt? — ich bin für dort hinaus."

„Bei solch wichtigen Sachen muß man nicht wetten," sagte Herr Sidel scheinbar ernst; „komm her, getreuer Pierrot, stelle dich genau in die Mitte des Kreuzweges und mache dein Manöver."

Joseph begab sich dahin; nicht ohne eine Befriedigung in seinen Zügen auszudrücken, sowie einen gewissen Stolz, daß man sein Mittel für würdig befinde. Darauf nahm er seine Mütze in die Hand, schien ein paar Mal die Kraft seines Armes zu probiren und schnellte sie dann, so hoch er konnte, in die Höhe; aber o Unglück! der Wurf war nicht senkrecht gelungen, und als die Mütze in einem kleinen Bogen wieder herab kam, blieb sie an den

Zweigen des Lindenbaumes hangen und obendrein noch in ſo unangenehmer Haltung, daß der Schirm zu Boden ſah.

Erſtaunt und überraſcht ſahen die Drei nach der Mütze empor, und ſelbſt der Herr Sidel kratzte ſich einen Augenblick unſchlüſſig am Kopfe.

„Wenn wir auf den Fall dieſer Mütze,“ ſagte Eugen nach einer Pauſe, „das heißt auf die Art, wie der Schirm zu liegen kommt, ein wirkliches Gewicht legen und ihm als Orakelſpruch folgen wollen, ſo ſagt uns der Schirm der Mütze, indem er zu unſeren Füßen auf den Boden zeigt, wir ſollen da bleiben und hier geduldig warten, bis uns das Schickſal eine Aufforderung zu Theil werden läßt.“

„Darin haſt du Recht,“ ſagte Herr Sidel; „wir haben überhaupt nichts zu verlieren und deßhalb keine Eile; lagern wir uns wieder im Schatten dieſes Baumes und rauchen unter anmuthigen Betrachtungen unſere Cigarre.“

Eugen und der luſtige Rath ſtreckten ſich hierauf nieder in den Schatten des Baumes auf das Gras nieder, und Pierrot beſchäftigte ſich damit, durch verſchiedene Steinwürfe ſeine Mütze vom Baume herunterzubringen, was ihm endlich auch gelang.“

Die beiden Anderen hatten ſich eine Cigarre angezündet und bliesen in angenehmer Ruhe den blauen Rauch von ſich.

„Wenn wir keinem Zufalle zu folgen hätten,“ ſagte Eugen nach einer längeren Pauſe, „ſo würde ich unbedingt vorſchlagen, den Weg dort hinaus zu nehmen, wo das Terrain ſich ſanft abflacht und von der Höhe in ein Thal hinab fällt, das zwiſchen grünen Bäumen und Sträuchern gewiß auch fließendes Waſſer enthält, ſo einen kleinen Fluß, an deſſen Ufer man ſo angenehm dahin dämmert; auch ziehen mich, ich weiß nicht, weßhalb, die ſchroffen, dunkelblauen Berge an, die in weiter Ferne über jenem

Thale so ernst und feierlich nach uns hinblicken. Ich komme mir in diesem Augenblicke wie ein fahrender Ritter vor, und dann bilde ich mir ein, da hinaus auf den Spitzen jener Felsen liegen allerlei verzauberte Schlösser und verwunschene Prinzessinnen, die nach Erlösung schmachten."

„Ei, ei," sagte lachend der lustige Rath, „du denkst an fremde Prinzessinnen und wendest diesen dein Gesicht zu, während du in deinem Rücken eine andere arme Jungfrau sitzen läßt'"

„Schweig, Meerkiste," entgegnete Eugen, „du hast gar keinen Sinn für Poesie."

„Leider nur zu viel!" seufzte Herr Sidel; „denn sonst hätte ich meine ehrbare Schule nicht aufgegeben, um zu dir zu ziehen und jetzt als anderer Sancho Pansa mit dir als zweitem Don Quixote durch das Land zu streifen."

„Wir haben wirklich eine Aehnlichkeit mit diesem ehrenhaften Ritter, doch sind wir noch miserabler daran — ich ohne Pferd, du hast nicht einmal einen Esel, und dann fehlt uns das eigene Bewußtsein unseres Werthes, die feste Ueberzeugung, sich auf dem sicheren Pfade zum Ruhme zu befinden, die jener hatte."

„Und Dulcinea von Toboso!" sagte lachend der lustige Rath.

„Ist vorhanden," entgegnete Eugen, „aber in diesem Falle Sancho Pansa'n angehörig; ich meine nämlich jene abgeblickene Dame, mit welcher wir dich, Ehrenfester, an jenem Tage der Promenade Blumen zupfend fanden."

„Brrrr!" sagte, sich schüttelnd, Herr Sidel, „dafür muß ich danken. Ueberhaupt steht auch nirgendwo geschrieben, edler Ritter von der traurigen Gestalt, daß Euer ganz ergebenster Schildknappe sich eine Dame erkoren habe, das war ein Vorrecht Eurer Ritterschaftlichkeit und blieb Euch vorbehalten. — —

Aber ſieh einmal dort den Fahrweg hinab, welch' ſonderbares Fuhrwerk wird dort ſichtbar! Jetzt kannſt du's deutlich ſehen, da es auf der Höhe des Hügels iſt: ſchau genau hin, es wird bald wieder in der Senkung des Weges verſchwinden!"

„Wahrhaftig," ſagte Eugen, „das iſt ein ſeltſamer Aufzug. Was kann das wohl ſein? Ich möchte auf Zigeuner rathen, doch ſehe ich zu wenig Fußgänger bei dem Karren."

„Es wird der Zufall ſein," ſagte der luſtige Rath mit ernſter Miene, „der uns hier von dieſer Stelle erlöst."

Der Karren, oder was es ſonſt war, der die Aufmerkſamkeit der beiden Freunde auf ſich gezogen hatte, verſchwand jetzt wieder hinter den nächſten Hügeln, und es konnte noch eine ziemliche Weile dauern, ehe er an die Stelle kam, wo ſich die Beiden gelagert: denn dort unten machte der Fahrweg eine der oben erwähnten Abſchweifungen, dieſes Mal nach einem Kalkofen, und beſchrieb deßhalb einen großen Umweg, ehe er wieder die frühere Richtung einnahm. Doch hatte ſich der Fußgänger, der dieſes Weges kommen mußte, auch hier zu helfen gewußt, indem er, jene weite Biegung liegen laſſend, gerade zu gieng, einen kleinen Fußpfad ekroirend, der bald Gemeingut wurde. Auf dieſem Fußwege nun ſahen die beiden Freunde eine ſonderbare Geſtalt, die den Hügel herauf kam, gerade auf die Stelle los, wo ſie lagerten. Es war ein Mann, man hätte ſagen können, ein junger Mann, denn ſo waren die Körperbewegungen; das Geſicht aber ſah ſehr eingefallen und runzelig aus. Er trug einen Sommeranzug, Rock, Weſte und Beinkleider von demſelben Stoffe. Doch hatte dieſer Anzug, ſeine Farbe, die ehemals grau geweſen, ſo viel durch äußere Einflüſſe zu leiden gehabt, daß man die Grundfarbe nicht genau feſtſtellen, ja nicht einmal mit einiger Genauigkeit beſtimmen konnte, ob die obgenannten drei verſchiedenen

Bekleidungsstücke nicht einstens aus drei ganz verschiedenen Stoffen gemacht worden seien. Der Rock war aber durch Regen und Sonnenschein, als durch häufiges Waschen abgebleicht, die Weste sah ziemlich dunkel und schmutzig grau darunter hervor und hatte einen verdächtigen Glanz an den Taschen und am unteren Rande. Ueber die Beinkleider ließ sich nicht viel sagen. Sie schienen am längsten gedient zu haben oder am stärksten gebraucht worden zu sein. Das waren arme defekte Wesen, die sich in der Gegend der Fußknöchel kramyhaft empor zogen und ausgefranzt und ganz erdfarbig waren. Diesem Anzuge gemäß hätte die Gestalt, welche ihn trug, still und schüchtern an den Hügel hinanschleichen müssen; dem war aber durchaus nicht so, sondern der Mann, der auf die eben beschriebene Weise daher kam, warf sich in die Brust, machte große und sichere Schritte und hatte in ganz kurzer Zeit die Spitze des Hügels erreicht. Auf dem Kopfe trug er einen Strohhut, der merkwürdiger Weise an allerlei Stellen mit verschiedenen Feldblumen besteckt war; wie sich später ergab, verbarg der graue Spaziergänger auf diese Art die defekten Stellen seiner Kopfbedeckung. Sein Gesicht war nicht unangenehm zu nennen, es hatte einen freundlichen Ausdruck; die dunkeln Augen blickten keck und fröhlich um sich, und die emporgezogenen Augenbrauen, sowie die stolz in Falten gelegte Stirn zeigten viel Selbstbewußtsein, ein Gemüth, das von seinem eigenen Werthe vollkommen überzeugt ist. Es wäre eigentlich besser, von dem Hemdkragen nicht zu sprechen, indem dieser fast zur Fabel geworden war; doch sind wir in die Nothwendigkeit versetzt, dem geneigten Leser zu versichern, daß ein ähnliches Ding da war, welches, von einem rothseidenen, strickartigen Halstuche festgehalten, den nackten Hals umflatterte. Hiezu trug die Gestalt einen knotigen Stock, den sie heftig schwang, bald indem sie Quarten und

Terzen damit in der Luft hieb, bald indem sie ihn sehr kunstreich an einem Finger herumwirbeln ließ oder auf der Nagelspitze balancirte. Jetzt hatte der Spaziergänger die Höhe des Hügels erreicht und wurde nun der Gesellschaft ansichtig, die im Schatten des Lindenbaumes lagerte. Bei diesem Anblicke blieb der Fremde stehen, setzte den rechten Fuß stolz auf die unterste Stufe des Heiligenbildes, machte mit dem Knotenstock eine Bewegung, als stoße er ein Schwert in die Scheide, und sagte, indem er den Versuch machte, die rechte Hand in den knopflosen Rock zu stecken:

„Da also findet man Euch, edle Waffenbrüder, tapfere Gesellen, da also ruht Ihr aus auf Euren faulen Bäuchen, während rings herum der Teufel los ist! — Ja so!“ unterbrach er sich lachend, indem er seine heroische Haltung verließ und grüßend an seinen Hut langte. „Ich ließ mich wieder einmal von der Poesie meiner Gedanken fortreißen, verzeiht mir deßhalb, ehrenwerthe Herren und Kampfgenossen — Trommler, der bekannte Trommler entbietet Euch seinen Gruß und erkundigt sich nach Eurem schätzbaren Wohlbefinden.“

Eugen und der lustige Rath sahen lachend in die Höhe, und der Letztere sagte, indem er höchst ehrerbietig seinen Strohhut schwang: „Ich entbiete dem bekannten Herrn Trommler den freundlichsten Gruß in unser aller Namen und erkundige mich nach Ihrem schätzbaren Wohlbefinden.“

Bei diesen Worten überflog eine düstere Freude das ernstkomische Gesicht des also Angeredeten. „Nein,“ sagte er und hob dabei die Hand wie beschwörend gegen den Himmel, „Trommler kann sich nicht irren, er ist so glücklich, auf diesem elenden Fleck Erde drei Kunstgenossen zu begrüßen. Gewiß,“ fuhr er enthusiastisch fort, „ein Irrthum ist hier unmöglich. Die zwei kleinen Fell-

eisen zu drei Mann, der leichte künstlerische Anzug und vor Allem das heilige Feuer, das aus Ihren Augen blitzt — glauben Sie mir, Trommler kennt seine Leute. Sie," damit wandte er sich an Eugen, „arbeiten im Fache jugendlicher Liebhaber, die Natur scheint Sie dazu absonderlich erschaffen zu haben. In Ihnen," sagte er zum lustigen Rath, „verehre ich noble Familienväter, und in jenem würdigen Manne dort hinten mit dem komischen Blick und dem nicht ganz kleinen Mundwerk biete ich hiermit einem trefflichen Komiker die Bruderhand."

„Siehst du," sagte Herr Sibel leise zu Eugen, „das ist der Zufall! Wir sind durch ihn reisende Schauspieler geworden und müssen die Rollen, die uns das Ungefähr zugeworfen, bereitwillig auffassen und bestens durchführen."

Eugen nickte mit dem Kopfe.

„Sie haben," wandte sich nun der lustige Rath an den Schauspieler, „ein vortreffliches Engagement, wie mir scheint." — Dabei konnte er aber nicht unterlassen, seine Augen leicht blinzelnd auf dem Anzuge des Künstlers einen Augenblick ruhen zu lassen.

„Das Engagement ist nicht schlecht," sagte Herr Trommler mit großer Wichtigkeit; „wir leben in einem sehr kollegialischen Verhältnisse, wir haben eine Art Republik errichtet, wir spielen in Erwartung anderer Zeiten vor der Hand auf Theilung."

„So lange etwas zu theilen ist," sagte lachend der lustige Rath, „im anderen Falle aber . . ."

Herr Trommler zuckte die Achseln und sagte nach einer Pause: „Ich kann nicht umhin, zuzugeben, daß bei uns schon Zeiten vorgekommen sind, wo das Resultat der Theilung sehr unbefriedigend war — was will man machen? Künstlers Erdenwallen! Verstehen Sie mich recht, so ohne allen Verdienst, ohne

alle Einnahme ſind wir nur in höchſt ſeltenen Fällen geweſen! Oftmals lebten wir an jenen Abenden, wo kein baares Geld einlaufen wollte, herrlich und in Freuden, das kann ich Sie verſichern; denn wenn man in ſolch elenden Neſtern, auf miſerablen Dörfern, wo kein Kunſtgefühl iſt, die Bemerkung machte, daß an eine baare Einnahme nicht zu denken ſei, ſo hatte der Direktor oder vielmehr ſeine Frau den klugen Einfall, gegen Erlegung von Viktualien, Eſſens- und Trinkenswaaren aller Art, die Hallen des Kunſttempels zu öffnen: Erſter Platz, etwas Geflügel, Käſe, Rauchfleiſch und dergleichen, zweiter Platz: Butter, Brod und Eier — und das gieng ſo fort bis zum letzten, wo als Nebenverdienſt der direktoriſchen Kinder auch Aepfel und Nüſſe angenommen wurden.

„Und iſt Ihre Geſellſchaft vollſtändig beſetzt?“ fragte Eugen.

Hierauf trat Herr Trommler einen Schritt zurück, faltete die Hände vor ſeinem Leibe, drückte ſich ſtraff hinunter, wie er es als Tyrann zu machen pflegte, in dem Augenblicke, wo er ſeine unruhig gewordenen Kriegsvölker beſchwichtigen ſollte; auch ſein Geſicht, ſtolz empor gehoben, hatte hiezu den nothwendigen Ausdruck. „Wer will,“ ſagte er nach einer Pauſe im tiefſten Baſſe, „ein Fatum bezweifeln, ein unbeugſames, ſtrenges Fatum, das über unſeren Häuptern dahin rollt, uns hier leitend, dort zurückweiſend, aber immer wirkend und ſchaffend zu unſeres Lebens Beſtem.“ — — — —

„Es war heute in der Frühe — Morgendämmerung, die Lager brachen auf, die Nebel ſtiegen in die Höhe, über die fernen Berge hinweg ſah man den röthlichen Schein der aufſteigenden Sonne. Da trat der Führer der vielen Tauſende, die zu unſeren Füßen ſchliefen, an mich heran, lehnte ſich auf meine treue Schulter

und sprach: „Wir brechen auf," sagte er, „und ich habe mir vorgezeichnet drei Städtchen und drei Wege, wo wir unser Glück versuchen könnten und den Tempel der Kunst aufrichten." So sprach der Prinzipal zu mir, während sie vor den Thüren der Scheuer saß und den stärkenden Morgenkaffee aufgoß. — Wie schon gesagt, nach drei Städten können wir ziehen, das ist Schmalzhausen, Käseheim und Schloßfelden. Was meinst du, welcher von diesen dreien sollen wir den Vorzug geben? Ich habe mich für Schmalzhausen entschlossen. — Da dachte ich, Trommler nämlich, an ein Gesicht, welches ich in vergangener Nacht gehabt, und in welchem ich deutlich vor mir gesehen diesen Hügel mit dem Zauberbaume. Und hier vorbei führt der Weg nach Schloßfelden, da klang es in mir: Hier unter dem Zauberbaume wird dir etwas absonderlich Angenehmes passiren, und

Mein Bruder, sprach ich, reite heute nicht
Den Schecken, wie du pflegst. Besteige lieber
Das sich're Thier, das ich dir ausgesucht.
Thu's mir zu lieb, es warnte mich ein Traum.

Und darauf sagte mir der Prinzipal: „Trommler, ich danke Ihnen, und entschied sich für Schloßfelden, und wohl zu unserem Glück und Heil; denn indem ich jetzt die mir vorhin gestellte Frage, ob unsere Gesellschaft vollständig sei, beantworte, rufe ich mit Freuden aus: wenn wir Sie, verehrte Herren und Kunstfreunde, zu gewinnen im Stande sind, so können wir uns ohne Furcht mit jedem Hoftheater messen."

„Schön gesprochen!" lachte Herr Sidel. „und glauben Sie, wenn wir uns geneigt zeigten, Ihrer Truppe beizutreten, daß uns der Direktor annehmbare Bedingungen zugestehen würde?"

Herr Trommler zog die Achseln außerordentlich in die Höhe, neigte seinen Kopf stark auf die linke Seite und sagte: „Im

Augenblicke ſind unſere Kaſſen leer; doch da ich überzeugt bin, daß wir durch Ihren Beitritt in Schloßfelden glänzende Geſchäfte machen werden, ſo glaube ich, verſichern zu können, daß der Herr Direktor — ein vortrefflicher Unternehmer — Ihre Engagementsforderungen beſtens prüfen wird."

Vierunddreißigſtes Kapitel.

In welchem die Reiſenden mit einer Künſtlergeſellſchaft zuſammentreffen und ein gutes Nachtlager finden.

Unterdeſſen war der Karren, den man vorhin im weiten Felde geſehen, näher und näher gerückt und jetzt am Fuße des Hügels angelangt, auf welchem ſich unſere Geſellſchaft befand. Der Karren war ein Mittelding zwiſchen einem ſolchen und einem Wagen, das heißt, er hatte vier Räder; der Kaſten, der blau und roth angeſtrichen war, ruhte auf Druckfedern und war mit einem Zelt überſpannt von roth und weiß geſtreiftem Zeuge, unter welchem ſich die Damen der Geſellſchaft, das war die Frau des Direktors mit ihrer Schweſter, ſowie der erſteren vier Kinder befanden. Der Mann, der dieſe ganze Kunſtanſtalt leitete, hielt es nicht unter ſeiner Würde, ſein Pferd vorwärts zu treiben und auch ſolcher Geſtalt den Theſpiskarren zu dirigiren. Er war ein großer ſtarker Mann und hatte in ſeinem Aeußern etwas von einem Müller; denn ſein Anzug beſtand in einem gelblich-weißen

tuchenen Rock, der bis unter das Kinn zugeknöpft war und von da in anſehnlicher Länge bis auf die Füße niederwallte. Seine Kopfbedeckung beſtand in einem einſt weiß geweſenen Filzhut, und darunter hervor blickte ein ſtark knochiges, ſtark geröthetes Geſicht mit kohlſchwarzem Haupthaar und einem mächtigen Backenbart von derſelben Farbe.

Am Fuße des Hügels hielt der Karren, und der Schauſpieldirektor rief in das Innere deſſelben. „Jetzt könnt' es nichts ſchaden, wenn Ihr ein Bischen ausſtieget; reicht mir die Kinder behutſam heraus, ſie können ein Bischen laufen, und dir und deiner Schweſter wird's, glaub' ich, auch Vergnügen machen, den ziemlich ſtarken Hügel hinan zu ſteigen. Die Sonne ſinkt ſchon nieder, es iſt nicht mehr ſo arg heiß."

„Wie du meinſt, Hektor," ſagte eine Frauenſtimme aus dem Wagen.

„Hier nimm den kleinen Hugo" — Hugo wurde auf den Boden geſetzt. — „Sei artig, Hypolit," fuhr die Dame fort, „man kann nicht immer gefahren werden, das Pferd will auch ein Bischen ausruhen." Hypolit ſchien nicht dieſer Anſicht zu ſein, ſondern wiſchte ſich verdrießlich die Augen und ſtampfte unartig mit ſeinen kleinen Beinen in der Luft, ehe ihn der Vater auf den Boden ſetzte. Hierauf kamen die beiden Direktorstöchter, junge Damen von ſechs bis acht Jahren, Euphroſine und Amalie, und ihnen folgte die Prinzipalin ſelbſt. Sie war eine Frau in gutem Alter, zwiſchen den Dreißig und Vierzig, ziemlich korpulent, mit dunkelm Haar, freundlichen Augen und einem munteren Weſen. Ihre Schweſter, die hierauf mühſam über das Rad herab kletterte, hätte man im zweifelhaften Falle gewiß für keine Verwandte erklärt. Sie war angeblich die jüngere Schweſter, in

der Wirklichkeit aber die ältere, hatte eine lange, dürre Figur, hellblonde Haare und spielte Anstandsdamen und Heldinnen.

Herr Trommler hatte nicht sobald gesehen, daß drunten am Fuße des Hügels die Familie des Direktors angekommen war und ausgeschifft wurde, als er sich einen Augenblick von unseren Freunden verabschiedete und seinen Freunden entgegen eilte. Unten nahm er den Direktor auf die Seite und schien angelegentlich mit ihm zu sprechen. Eugen sah augenblicklich, daß sich die Rede des Schauspielers auf ihn und den Herrn Sibel bezog.

„Nun, was meinst du," sagte Letzterer, „zu diesen Aussichten, die sich uns hier plötzlich eröffnet haben? Bist du dem Zufalle dankbar oder nicht?"

„Das muß die Zukunft lehren," sagte lachend Eugen; „vor der Hand kennst du meine Neigungen genugsam, um zu wissen, daß ich mir lange gewünscht, ein ähnliches Leben einmal für eine Zeit lang mitzumachen. Aber was ist mit Joseph?" setzte er leise hinzu.

„Joseph," antwortete Herr Sibel mit sehr wichtigem Gesichte, „wird, im Falle man uns engagirt, gerade so gut ausübender Künstler, wie wir Beiden. Hast du es gehört?" wandte er sich an den getreuen Pierrot; „wir sind im Begriffe, zum Theater zu gehen, und wenn wir uns für dich verwenden, was gewiß geschehen soll, so werden sie dich ebenfalls an- und aufnehmen. Aber hör' und achte auf meine Worte: Dein Herr heißt von diesem Augenblicke an Eugen Wellen — ich muß das," setzte er lachend hinzu, „unserem vortrefflichen Präsidenten zu Liebe thun. Ich bin der Herr . . . nun, wie heiße ich gleich? — meinetwegen Müller; also merke dir das ganz genau, getreuester Pierrot, der Herr Wellen und der Herr Müller. Du kannst dich Herr Hannibal nennen, ein sehr schöner Name und passend für

dein Aeußeres. Merke dir aber, lieber Freund, daß unsere früheren Namen für uns jetzt nicht mehr existiren, vergiß dieselben also vor der Hand; sei was frühere Tage anbelangt, verschlossen wie ein Grab, überhaupt so schweigsam wie möglich, und glaube mir, daß es nur von deinem Betragen abhängt, ob dein Herr sich ferner deiner annimmt oder ob man dich in die weite Welt hinausschickt."

Dem getreuen Pierrot war es [illegible]icht bei der Verhandlung vorhin, noch weniger aber jetzt [illegible] der Rede des Herrn Sidel außerordentlich wohl zu Muthe. Er hatte von jeher keine große Achtung vor Schauspielern gehabt, sogar vor denen nicht, welche er in der Residenz gesehen und die doch in der elegantesten Toilette umhergiengen und in sehr schönen Häusern wohnten. Nun aber hier erst der Kollege, der sich eben präsentirt mit seinem grauen farblosen Anzuge — o, das Leben, das unter diesen Aussichten dem armen Pierrot für die Zukunft vor die Augen trat, schien ihm ebenso Grau in Grau gemalt. Doch was war zu thun? In Geduld folgen und sehen, wie lange diese Idee seines Herrn wieder einmal dauern würde. Glücklicher Weise waren ähnliche Vorgänge da, und Joseph erinnerte sich, daß Herr Eugen Stillfried die Veränderungen liebe.

Mittlerweile war die Gesellschaft fahrender Künstler den Hügel heraufgekommen, und der Herr an ihrer Spitze beeilte sich, unsere Freunde dem Prinzipal und der Prinzipalin vorzustellen. Dies war bald geschehen, und der Direktor schlug vor, hier einen kleinen Ruhepunkt zu machen, theils weil er nach einem Marsche von sechs Stunden in der That das Bedürfniß fühlte, sich niederzulassen, theils aber auch, weil er hoffte, so behaglich im Schatten sitzend, die neu aufzunehmenden Mitglieder milder gestimmt zu finden und für sich bessere Bedingungen heraus zu schlagen.

Das Letztere wurde ihm gerade nicht schwer; denn da unsere Freunde einmal geneigt waren, diesem sich darbietenden Zufalle zu folgen, auch andererseits, wie wir recht gut wissen, von den Bedingungen des Direktors in keiner Weise abhängig waren, so wurden beide Parteien bald einig. Sie spielten gleich der übrigen Gesellschaft mit auf Theilung und behielten sich nur das Recht vor, mit achttägiger Kündigung wieder austreten zu können.

Das Fahrzeug, welches wir vorhin erwähnt, und das der Familie des Direktors zum Fortkommen diente, enthielt außerdem nur die besten Garderobesachen. Ein anderer Wagen mit der Einrichtung des Theaters, mit Dekorationen und Requisiten war noch zurück und wurde von dem jungen Bruder des Direktors geleitet.

Der Prinzipal traf die Bestimmung, daß die Gesellschaft hier unter der Linde auf den zurückgebliebenen Wagen warten solle, während er mit den neu angeworbenen Mitgliedern jetzt gleich nach dem nicht mehr sehr entfernten Schloßfelden aufbrechen wolle, um dort die Quartiere zu besorgen. Die Gesellschaft sollte in der Dämmerung nachrücken. Er pflegte es immer so zu machen und wollte es um Alles in der Welt nicht leiden, daß der Troß jubelnder Straßenbuben den einziehenden Thespiskarren begleite.

Nachdem sich Eugen, nunmehr Herr Wellen, sowie Herr Müller und Herr Hannibal von den Damen und dem Herrn Trommler verabschiedet — letzterer war dazu bestimmt, an des Direktors Stelle das Pferd des kleinen Karrens weiter zu führen, — begaben sie sich mit dem Prinzipal auf den Weg und ließen die andere Gesellschaft hinter sich.

Noch eine Zeit lang giengen sie auf der Hochebene fort, und wenn sich auch der Fahrweg bald hob, bald senkte, so hatten

ſie doch volle zwei Stunden zu marſchiren, ehe ſie an den Abhang dieſer Ebene kamen, an das Thal, nach welchem Eugen ſchon im Laufe des Tages ſehnſüchtig geblickt, mit ſeinen grünen Gebüſchen, über das hinweg die fernen blauen Berge blickten.

Der Prinzival ſchien ſich ein wahres Vergnügen daraus zu machen, ſo ſtattlich ausſehende Mitglieder die Seinigen nennen zu können. Er erlaubte ſich auch wegen der ganzen Haltung derſelben nicht viele zudringlich erſcheinende Fragen über ihre frühere Künſtlerlaufbahn und begnügte ſich damit, als Eugen durchblicken ließ, ſie ſeien bis jetzt nur bei großen, bedeutenden Bühnen beſchäftigt geweſen und nur durch gewiſſe Verhältniſſe gezwungen worden, ſo bei ihm eine Zeit lang zu privatiſiren. Wir ſagten ſo eben, der Direktor begnügte ſich mit dieſer Ausſage, wollen aber damit nicht zugeſtehen, als habe er dieſelbe geglaubt. Er war ein alter Praktikus, hinter den Lamren, wenn auch nicht ergraut, doch groß geworden, und wenn er auch in Betreff ſeiner drei neuen Mitglieder nicht die volle Wahrheit traf, ſo ſchoß er doch auch nicht weit daneben. Zwei von den Dreien, dachte er bei ſich, der Herr Wellen und der Herr Müller, haben irgend etwelche lockere Streiche aufgeführt, in deren Folge ſie in Verbindung des Dritten, des Herrn Hannibal, der eigentlich weit unter ihnen ſtehe, gezwungen wurden, was man ſo im Leben nennt, durchzugehen. Das iſt mir nun am Ende gleich viel, ſpekulirte der Prinzival weiter, die drei Burſche ſehen gut aus, werden das Bischen ſchon lernen, was ſie gebrauchen, um den Bauern einen vergnügten Abend zu machen, und wenn die Sache auch nicht geht, ſo ſind wir ja beiderſeitig an gar nichts gebunden.

So ſchlenderten ſie dahin, und rauchten von den feinen Cigarren des Herrn Wellen.

„Sagen Sie mir,“ hub der Direktor nach einem längeren

Stillschweigen an, „mir scheint, der Herr Hannibal dort habe sich schon viel in komischen Fächern versucht, er scheint mir wenigstens das ganze Zeug zu haben, wär' auch gewiß für's Ballet und die Pantomime sehr verwendbar. In letzterer werden Sie auf alle Fälle den Pierrot geben. Sie müssen mir verzeihen, aber dazu ist Ihr Gesicht in der That wie gemacht.

Herr Müller konnte sich nicht enthalten, bei dieser Bemerkung laut hinaus zu lachen, und antwortete: „Ich muß den Scharfblick des Herrn Direktors bewundern. Wenn auch Herr Hannibal im Allgemeinen bis jetzt kein schlechter Schauspieler war, so steht er doch einzig in seiner Art in der Rolle des Pierrot da. Wahrhaftig, wenn nicht die Pantomime leider auf unsern größeren Theatern nach und nach ganz verschwände, so hätte dieser vortreffliche junge Mann in dieser sonst so beliebten italienischen Charaktermaske eine glänzende Karriere machen müssen, einen ungeheueren Weg, etwa wie Grimaldi seiner Zeit als Clown.

„Für uns," entgegnete der Direktor, „ist die Pantomime noch beständig sehr dankbar und ergiebig, und unser Publikum begieriger darauf, als auf die schrecklichsten Schauer- und Trauerstücke. Nebenbei ist es für unsere Künstler eine Art Ausruhen; sie brauchen keine Rollen zu lernen und können sich bei unserer Pantomime in einem ungezwungeneren Extempore gehen lassen. Man gibt im Allgemeinen den Faden des Stückes an. Die Personen sind immer die gleichen: Harlekin, Colombine, Pantalon und Pierrot. Der Alte wird betrogen, die Tochter von Harlekin entführt, und Pierrot bekommt seine Schläge, wie das so der Brauch ist.

„Ganz richtig," sagte lachend der lustige Rath, „Pierrot bekommt seine Schläge, und das aus dem FF."

Dem Herrn Hannibal war es bei diesen Worten nicht sehr

angenehm zu Muthe, und wenn auch die beiden Felleiſen — ſie waren bei dem Wagen zurückgeblieben — ſeine breiten Schultern nicht mehr drückten, ſo laſtete doch das Bewußtſein, ſo plötzlich und unverhofft aus einem ehrlichen und ſoliden Vedienten ein vacirender Künſtler geworden zu ſein, ſchwer auf ſeiner Seele.

Vor den Augen unſerer Wanderer that ſich aber jetzt im Strahle der Abendſonne ein wunderliebliches Bild auf. Es war, als habe die Natur ſich am Ende ſelbſt gelangweilt bei Erſchaffung der, wenn gleich ſehr fruchtbaren, doch ermüdend einförmigen Hochebene, die ſich meilenweit nach allen Seiten ausdehnte, und als habe ſie jetzt in ihrer köſtlichſten Laune daran ein weites Thal gewirkt voller Lieblichkeit und Anmuth.

Unſere Reiſenden ſtanden am Abhange der Ebene, und der breite Fahrweg, auf dem ſie bis jetzt gewandelt, mit ſeinen langweiligen Karrengeleiſen, ſeiner gleichen, weiß-grauen Farbe, ſeiner einförmigen Abgränzung von grünen Raſen, mit einigen bunten Blumen verziert, ſchien bei dem Anblicke der Gegend zu ſeinen Füßen plötzlich ein ganz anderer geworden zu ſein, voll Uebermuth und Jugendkraft. Er wand ſich luſtig hin und her, vertiefte ſich zum Hohlweg mit ſteilen Wänden, die bald grün bewachſen waren, bald zackige Felſen zeigten, bald bröckeliges Geſtein und Erde, zuſammengehalten durch die Wurzeln mächtiger Bäume, welche hoch über ihm ein Laubdach bildeten, während unten dieſe Wurzeln ſelbſt, phantaſtiſch verſchlungen, dem Auge des Dahinwandelnden die angenehmſte Abwechslung boten.

Hie und da verflachten ſich die Wände des Hohlweges auf kurze Zeit, und das geſchah immer an ſolchen Stellen, wo er ſich im tollen Uebermuth plötzlich rechts oder links wandte, oder wo er eilig und luſtig niederſteigend ſich um die Felszacken wand, als wolle er ſelbſt ſeinen raſchen Lauf zügeln.

An ſolchen Stellen nun zeigte ſich vor den Augen unſerer Reiſenden das vor ihnen liegende Thal in ſeiner ganzen Pracht und Herrlichkeit. Eugen hatte vorhin richtig geahnet. Dort unten ſchlängelte ſich ein kleiner Fluß; hier, wo die beiden Thalwände enger zuſammen ſtanden und wo das Waſſer von der Hochebene mit raſchem Falle herunterſtürzte, trieb es Mühlen und Fabrikwerke. Weiter hin wurde das Thal immer weiter und breiter, und da liefen die Wellen des kleinen Fluſſes ruhiger und eilten luſtig dem flachen Lande zu; aber von der Höhe ſah man noch lange, lange die Krümmungen deſſelben, beſonders jetzt, wo der röthlich ſchimmernde Strahl der Abendſonne darauf lag und der kleine Fluß zwiſchen den grünen Wieſen ſich dorthin wie eine goldene Schlange ringelte.

Das große Dorf oder kleine Städtchen, der Beſtimmungsort unſerer Reiſenden lag dicht an den Fuß des Berges geſchmiegt. Auf ſeiner linken Seite ſtand auf der ſanft anſteigenden Thalwand eines der reizendſten alten Schlöſſer, die man ſehen konnte. Es war ein mittelalterliches Gebäude, aber, wie es ſchien, aufs Sorgfältigſte reſtaurirt mit zackigen Zinnen, einem hohen Thurme, vielen kleinen Erkern und Nebengebäuden, mit der freieſten Phantaſie zuſammengeſtellt, oder wie die damaligen Verhältniſſe gerade einen Neubau bedingten. Alles das durch Terraſſen und Brücken mit einander verbunden und ſo ein wahrhaft maleriſch ſchönes Ganzes bildend.

Als die Wanderer dieſes Schloſſes zum erſten Mal anſichtig wurden, blieb der Schauſpieldirektor einen Augenblick ſtehen, fuhr mit der Hand über das Geſicht und ſagte: „Ich habe ſo gewiſſe Gegenden, verſchiedene Städte, zwiſchen denen ich Jahraus, Jahrein herumziehe. Dem Orte da unten war eigentlich für jetzt noch kein Beſuch zugedacht; Trommler brachte mich auf

die Idee, und es iſt mir jetzt lieb, daß es ſo gekommen iſt, einestheils, weil ich Euch, Ihr Herren, auf dem Wege dahin gefunden, und zweitens, weil ich gar gern hieher gehe. Der Ort da unten hat für mich immer etwas Gutes gehabt, der Aufenthalt dort mir etwas Angenehmes gebracht. Das ſind nun ſchon lange Jahre, ſeit ich zum erſten Male hier war. Damals war das Schloß noch in vollem Glanze, d. h. es wurde von der gräflichen Familie, der es angehört, ſelbſt bewohnt, und das war auch eine gute Zeit für unſer einen. Da wurden wir wöchentlich ein oder zwei Mal eingeladen, im Schloſſe ſelbſt unſere Vorſtellungen zu geben. Es befindet ſich dort ein ganz ſcharmant eingerichtetes kleines Theater. Die Gräfin, die Gemahlin des Beſitzers, protegirte uns, und wenn wir abzogen, erhielten wir gewöhnlich noch ein Geſchenk, das meiſtens unſeren Verzehrungskoſten gleich kam. Das war noch eine gute, glückliche Zeit; aber auch ſpäter, als das Schloß ſchon leer ſtand, gieng ich doch noch gern dahin. Es iſt hier, wie wir es nennen, ein gutes Klima. Die Leute verlangen nicht zu viel, ſind zufrieden mit dem, was wir ihnen geben können, und bezeugen ihre Dankbarkeit dadurch, daß ſie unſere Vorſtellungen häufig beſuchen.“

Die Sonne war nun im Begriff, unterzugehen, und da die Wanderer Weſten gerade vor ſich hatten, ſo erſchien ihnen das ganze lange Thal vor ihnen wie mit glühendem Lichte erfüllt. Die Luft war warm und würzig, Käfer und Nachtſchmetterlinge flogen, und als ſie immer tiefer hinabſtiegen, drangen von unten menſchliche Stimmen an ihr Ohr, ſowie das Klopfen der Hämmer und das Rauſchen der Waſſer, während hinter ihnen die Bergwand ſich in die Schatten der Nacht hüllte und einſam und ſchweigend da lag in feierlicher Stille, die nur zuweilen unterbrochen wurde durch das Gekreiſche des Raubvogels oder den lauten

lustigen Ruf von Kindern, welche dort oben gespielt hatten und nun mit Beeren und Blumen beladen nach Hause zurückkehrten.

Fremde waren hier etwas Ungewöhnliches, deßhalb schauten die Leute, die vor ihrer Hausthüre standen, unseren Wanderern neugierig nach und ergiengen sich in Muthmaßungen, wer es wohl sein könne. Hie und da blieb der Schauspieldirektor einen Augenblick stehen und rief lustig einen Namen. Der Gerufene kam dann augenblicklich in die Straße herein und schien sich in den meisten Fällen wahrhaft zu freuen, den alten Bekannten wieder zu sehen. Wenn er alsdann wieder unter seine Hausthüre zurücktrat, so sah man beim Lichte des Heerdfeuers, welches auf die Gasse hinausdrang, daß die ganze Familie sich neugierig versammelte, um zu erfahren, wer es gewesen sei, der eben vorüber gekommen und gegrüßt.

So zogen unsere vier Wanderer durch den größten Theil des Ortes und kamen endlich an das Wirthshaus, wo der Schauspieldirektor gewöhnlich einzukehren pflegte. Es war dies ein großes, weitläufiges Gebäude, und neben demselben befand sich eine Terrasse, mit Rebenlaub überdeckt, auf welcher die Gäste saßen. Wir müssen gestehen, daß der Schauspieldirektor von den Wirthsleuten aufs Freundlichste empfangen wurde; ja, auch einige von den Gästen erschienen am Rande der Terrasse, um sich zu erkundigen, ob es denn wirklich der Herr Sommerfeld sei, der eben angekommen.

Nachdem nun der Prinzival die Stärke seiner Gesellschaft angezeigt und gesagt, sie würde in einer kleinen Stunde mit Kind und Kegel eintreffen, machte er sich alsbald wieder auf den Rückweg, um den Seinigen entgegen zu gehen und ihnen zu helfen, damit auf dem steilen Pfade ins Thal herab Niemand Schaden leide; denn so ein ausgezeichneter Künstler der Herr Trommler

auch war, ſo beſaß er doch nicht allzu große Geſchicklichkeit in der Leitung von Pferd und Wagen.

Das Wirthshaus, vor welches wir den geneigten Leſer im Dunkel des Abends geführt, ſind wir aus letzterem Grunde vor der Hand unmöglich genauer zu beſchreiben im Stande. Wir ſehen nichts, als die unbeſtimmte Maſſe des Gebäudes, im oberen Stock ein einziges Fenſter erhellt, den Hausflur dagegen hell beleuchtet von der lodernden Flamme des Küchenfeuers. Zwiſchen dem Rebenlaube hervor glänzen einige Lichter, und dort hört man ein Geſpräch und das Klirren von Gläſern. — Eugen, der es mit dem Vinzival ſo abgemacht, verlangte ein beſonderes Zimmer für ſich und den Herrn Müller und ein daran ſtoßendes für den Herrn Hannibal, was ihm augenblicklich angewieſen wurde.

Das Wirthshaus ſelbſt hieß: „Zur wilden Roſe.“

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Herr Justizrath Werner entwickelt Heirathsprojekte, die aber nicht so aufgenommen werden, wie er vorausgesetzt.

An jenem Tage, wo Eugen die letzte Unterredung mit seiner Mutter hatte, in welcher er versprochen, einen Theil jener Papiere, die sich in dem kleinen versiegelten Pakete befanden, in ihre Hände zu liefern, hatte die Staatsräthin, wie wir bereits wissen, ihren Hausfreund, den Justizrath Werner, bitten lassen, sie doch ja im Laufe des Nachmittags zu besuchen. Daß er nicht erschienen, und welche Geschäfte ihn zurückgehalten, wissen wir ebenfalls. Madame Stillfried, obgleich sie nicht die geringste Kenntniß davon hatte, was sich an jenem Abend begeben, befand sich trotzdem den ganzen Rest des Tages in einer ahnungsvollen Sorge und Angst, die sich als gerechtfertigt erwies, sobald nämlich — es war gegen zehn Uhr — der Justizrath Werner in höchster Aufregung in dem Stillfried'schen Hause erschien und, nachdem er sich der ungewöhnlichen Stunde halber bei der alten

Dame hatte melden laſſen, vorgelaſſen wurde und ihr darauf das Geſchehene erzählte.

Der ganze Anſchlag gegen Eugen, von dem übrigens die Mutter keine Ahnung hatte, war vollſtändig verunglückt; denn als man nach dem jungen Mann in ſeiner Wohnung geſucht, war er verſchwunden, und, was den Juſtizrath am meiſten beunruhigte und in Sorgen verſetzte, der getreue Pierrot mit ihm, der doch ſo gemeſſene Befehle erhalten hatte, nicht die Stadt, ja nicht einmal die Wohnung ſeines Herrn zu verlaſſen.

Da, zum erſten Mal ſeit längerer Zeit, ſowie auch einige Zeit ſpäter wegen der ähnlichen Veranlaſſung, hatte die Staatsräthin mit dem Herrn Werner mehrere ziemlich lebhafte, ja heftige Unterredungen, in deren Verlauf ſie ihn gar beſchuldigte, daß er, wie es ſcheine, ſein Möglichſtes thue, den Sohn von der Mutter gewaltſam zu entfernen, unter dem Vorwande, jene Papiere zu erlangen. Das war nun an ſich auch vollkommen richtig; doch bemühte ſich der Juſtizrath begreiflicher Weiſe, der Staatsräthin jene Gedanken auszureden, indem er ihr verſicherte, es ſei durchaus nicht glaubwürdig, daß Eugen ernſtlich im Sinne gehabt, ihr einen Theil jener Papiere in die Hand zu geben. Doch wenn die Mutter auch am Ende dieſer Behauptung gegenüber ſtill ſchwieg, ſo glauben wir doch annehmen zu können, daß ſie bei jener Unterredung in dem offenen, ehrlichen Auge ihres Sohnes nicht eine Spur von Falſchheit entdeckt hat, und daß ſie auch heute noch ſeinem Verbrechen mehr glaubte, als den Worten des Juſtizrathes.

Als dieſer ſie nun eines Abends verlaſſen, blieb ſie noch einen guten Theil der Nacht in ihrem kleinen Lehnſtuhl in der Fenſterecke ſitzen, hielt den Kopf in die Hand geſtützt und dachte eifrigſt an vergangene Zeiten, wohl auch zuweilen an die Zu-

kunft. Bei den letzteren Gedanken verfinsterte sich ihr Gesicht und sah eine Zeit lang gehässig, menschenfeindlich aus. Sie sprang in solchen Momenten auf und eilte mit raschen Schritten durch das Zimmer. Plötzlich aber, während sie so heftig auf und nieder gieng, konnten sich ihre Züge mit Einem Male aufhellen, ihr Blick wurde alsdann freundlich, ja ein leichtes Lächeln spielte um ihren Mund, und dann konnte sie plötzlich stehen bleiben und sich selbst fragen: „Und warum nicht?“ Auch schienen die freundlichen Bilder, die auf diese Art ihre Seele beschäftigten, häufiger wieder zu kehren, und unter dem Einflusse derselben begab sie sich endlich zur Ruhe. Wir glauben annehmen zu können, daß die alte Dame seit langen Jahren zum ersten Male wieder freundliche und angenehme Träume hatte, und wenn auch zuweilen ein finsteres Bild hindurch schritt, so war es ein Gedanke an das, was an jenem Abend mit ihrem Sohne geschehen, von dem sie durch ihren Diener genaue Kunde erhielt.

Am Morgen nach jenem Vorfalle hatte sie den alten Jakob zeitig zu sich heraufkommen lassen und ihm den Befehl ertheilt, sich augenblicklich nach den näheren Umständen jenes traurigen Vorfalles vom gestrigen Abend zu erkundigen. Doch wußte der alte Diener diesen bereits bis in die kleinsten Einzelheiten, und in der Küche hatte man schon vom frühen Morgen an debattirt und berathschlagt, auf welche Weise es am besten thunlich sei, der Staatsräthin die Wahrheit unumwunden mitzutheilen.

Jetzt, da ihm die Herrschaft mit dieser Frage auf halbem Wege entgegen kam, ermangelte Jakob nicht, den Sachverhalt auf's Klarste aus einander zu setzen, und obgleich er nichts Unwahres zu Gunsten des jungen Herrn Stillfried sagte, so stellte er doch das, was derselbe gethan und was ihn dazu angetrieben,

in ſo klarem Lichte dar, daß an ſeiner Handlungsweiſe auch nicht der geringſte Schatten kleben blieb. Dabei müſſen wir eingeſtehen, daß der alte Jakob, der ſich um das Thun und Laſſen ſeines jungen Herrn faſt nicht weniger als der Juſtizrath ſelbſt bekümmerte, und der oftmals noch beſſer unterrichtet war, nicht unterließ, der Mutter einige von den Fäden zu zeigen, welche jene ganze Geſchichte dirigirt. Daß dabei des Juſtizraths Werner gerade nicht ſchmeichelhaft erwähnt wurde, können wir uns leicht denken; doch verdächtigte dies leider in den Augen der Staatsräthin die Ausſagen des alten Bedienten; denn ſie wußte, wie feindlich ihrem Freunde ſowohl Jakob, als auch die ganze übrige Dienerſchaft geſinnt war. Sobald demnach Jakob auf das geneigte Gehör hin, das ihm die Staatsräthin geliehen, anfieng, ſeine Herzensmeinung auszuſprechen, brach ſie die Unterhaltung kurz ab und blieb mit ihren Gedanken allein.

Mehrere Tage ſpäter, nachdem ſie mit dem Juſtizrath die letzte lebhafte Unterredung über dieſe Gegenſtände gehabt, ſchritt die alte Dame in ihrem Zimmer auf und ab; bald blieb ſie nachdenkend hier, bald dort ſtehen, drückte zuweilen die Hand vor ihre Stirn oder ſtützte ſich auf die Lehne ihres Fauteuils, um eine Zeit lang, in tiefes Nachſinnen verloren, in die Gegend hinaus zu blicken. Wir ſind nicht im Stande, anzugeben, womit ſich ihre Gedanken eigentlich beſchäftigten; doch glauben wir annehmen zu können, daß ſie eine Fortſetzung der freundlichen Bilder waren, welche ſchon einige Mal ſeit der Unterredung mit Eugen ihrem Geiſte vorgeſchwebt. Und wenn ſie heute Morgen wieder daran dachte, wie unendlich ſchön es doch ſein müſſe, ſich mit ihrem Sohne auszuſöhnen und im Verein mit ihm und vielleicht noch ſonſt einigen Perſonen ein freundliches, angenehmes Leben zu führen, ſo trat das Bild des Juſtizraths Werner finſter und

grollend zwischen diese Träume und zerriß sie, indem er wie beschwörend die Hand erhob.

So verflossen der Staatsräthin die ersten Stunden des Tages, und als es eilf Uhr wurde, erschien der Justizrath zu dieser seiner gewöhnlichen Zeit, um der Freundin seinen Besuch zu machen.

Er schien noch ernster als gewöhnlich gestimmt, legte nach einem kurzen Gruße seinen Hut ab und stellte sich mit über einander geschlagenen Armen vor den kleinen Lehnstuhl und die Fensternische, in welch letzterer die Staatsräthin ihren Platz wieder eingenommen.

„Geht es Ihnen gut?“ sagte er nach einer Pause; „haben Sie eine ordentliche Nacht gehabt? Es sollte mich das eigentlich wundern auf all den Schrecken, den Verdruß und Kummer, den man Ihnen gemacht; da ich namentlich nebenbei überzeugt bin, daß die Leute Ihres Hauses nicht ermanzeln werden, Ihnen die Vorfälle jenes Abends auf ihre Art darzustellen. Nicht wahr? Doch gleichviel!“ — Ohne indeß auf diese verschiedenen Fragen eine Antwort abzuwarten, fuhr er nach einer kleinen Pause fort: „So begab ich mich denn, wie schon gesagt, an jenem Abend spät und am anderen Morgen selbst in die Wohnung des Herrn Stillfried, und zwar in doppelter Eigenschaft: sowohl um mich der Papiere eines Mannes zu versichern, der unter schwerem Verdacht entflohen, wie auch als Bevollmächtigter der Mutter jenes jungen Mannes, fand aber,“ setzte er bitter lachend hinzu, „weder in der einen noch in der anderen Eigenschaft das Gewünschte. — — — Ach, man hat trefflich gegen uns conspirirt, und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte uns der Feind total aus dem Felde geschlagen; jener arme Teufel lag schwer darnieder.“

Hier schwieg der Justizrath einen Augenblick still, sichtlich

in der Erwartung, die Staatsräthin werde ihm irgend eine Frage ſtellen. Dies geſchah aber nicht; ſie hatte die Hände gefaltet und ſchaute, ſcheinbar unbeweglich, zum Fenſter hinaus.

Der Juſtizrath warf einen flüchtigen Blick auf ihr Geſicht, und ein Zeichen der Ungeduld flog über ſeine Züge. — „Die Wohnung fanden wir alſo," ſagte er nach einigen Sekunden, „wie er ſie kurze Zeit vorher verlaſſen. Sie müſſen wenig Zeit gehabt haben, ihre Sachen einzupacken, denn es war faſt Alles von Toilettegegenſtänden und Kleidern da. In ſeinem Schreibpulte, deſſen Behälter und Schubladen alle verſchloſſen waren, ſtand nur ein geheimes Fach offen; aber es war ohne Gewalt und mit dem gewöhnlichen Schlüſſel geöffnet. Daneben auf dem Boden befand ſich ein fein gearbeitetes Käſtchen, ebenfalls offen und — leer."

Bei dieſen Worten ſeufzte die Staatsräthin tief auf; doch war es unmöglich, auf ihrem unbeweglichen Geſichte zu leſen, ob dieſer Seufzer getäuſchter Erwartung galt, oder aber in einem gerade entgegengeſetzten Gefühle ſeinen Grund hatte.

„Jener Kerl," fuhr der Juſtizrath fort und ließ ſeine beiden Hände plötzlich herabhangen, „jener ſchuftige Bediente hat mich offenbar betrogen und verhöhnt, er, den ich vor dem Zuchthauſe gerettet . . ."

„Und — ihm zum Diener gegeben," ſagte die alte Dame mit ſehr leiſer Stimme.

Dem Juſtizrath klang das faſt wie ein Vorwurf, und er ſchaute aufmerkſam, faſt verwundert auf das Geſicht der alten Dame. Dieſe aber hatte daſſelbe nach wie vor abgewandt und blickte gleichmüthig wie vorhin zum Fenſter hinaus.

Der Juſtizrath zuckte leicht mit den Achſeln und fuhr fort: „Allerdings habe ich ihn dem Herrn Eugen zum Bedienten ge-

geben, und zwar mit Ihrer Bewilligung, Sophie. Sie wußten um dieſen Schritt, Sie billigten ihn. Doch weiter! Jener Menſch hat mich alſo betrogen, das iſt klar; denn ich kann mir nicht denken, daß die beiden Anderen ihn gewaltſam mit ſich fortgenommen; dazu waren ſie nicht in der Lage. Die Sache alſo kurz und gut genommen, wir haben umſonſt gearbeitet."

„Das weiß Gott in ſeinem Himmel!" ſagte die alte Dame und wiſchte ſich mit ihrem Taſchentuche die Stirn.

„Wir haben um ſo mehr umſonſt gearbeitet," fuhr der Juſtizrath mit ſehr gedehntem Tone und lauerndem Blick auf die alte Dame fort, „als durch das mißlungene Unternehmen jenes Abends die Unterhandlungen, die Sie mit Ihrem Sohne gepflogen, ebenfalls und wahrſcheinlich für immer abgebrochen ſind."

„Um ſo mehr wohl für immer abgebrochen ſind," ſagte die Staatsräthin mit feſtem Tone, „als die Vorfälle jenes Abends für ihn gewiß keine Aufmunterung ſein werden, wieder mit uns anzuknüpfen. Die Unterhandlungen zwiſchen ſtreitenden Parteien ſind doch jedenfalls eine Art Waffenſtillſtand, und vielleicht auf einen ſolchen vertrauend, iſt er arglos in die Falle gegangen; während wir ihm die eine Hand zur Verſöhnung boten, ſtießen wir mit der anderen nach ſeinem Herzen."

„Das heißt," fuhr der Juſtizrath mit eiskalter, ruhiger Stimme fort, „wir waren in dem Falle als zwei getrennte Parteien zu betrachten; obgleich feſt und innig Verbündete, hat doch ein Theil derſelben mit dem Feinde verhandelt, während der andere ſchlachtfertig daſtand."

„Ich verſtehe den Vorwurf, der in Ihren Worten liegt, vollkommen," entgegnete die alte Dame, „doch glaube ich Ihnen ſchon neulich geſagt zu haben, daß Eugen unaufgefordert und freiwillig zu mir kam."

„Unaufgefordert und freiwillig, ſo ſagten Sie,“ antwortete der Juſtizrath, und bei dieſen Worten flog eine Sekunde lang über ſeine Züge ein eigenthümliches Lächeln. — — — „Doch laſſen wir dieſe unangenehmen Auseinanderſetzungen ruhen; die Sache iſt abgemacht, wir müſſen neue Plane entwerfen.“

Hier wandte die alte Dame ihr Geſicht zum erſten Male von dem Fenſter weg und ſah dem Juſtizrath aufmerkſam, wir möchten faſt ſagen: ängſtlich, in die Augen.

„Sie ſind über die Gränze entflohen,“ ſagte dieſer nun, indem er ſeinerſeits dem Blicke der Dame auswich. „Es wäre mir ein Leichtes geweſen, ihre Verfolgung nachdrücklich einzuleiten; doch wozu ſoll das führen? Zu neuen Unannehmlichkeiten, zu abermaligen Entwürfen, die vielleicht wieder fehlſchlagen. Ich habe zu dieſer Verfolgung keinen Schritt gethan; ich bin endlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß es beſſer iſt, wir laſſen den Herrn Eugen Stillfried für die Zukunft gänzlich aus unſeren Berechnungen, aus unſeren Planen.“

„Gott ſei Dank!“ ſagte die Staatsräthin; doch klang das dem Ohr des Anderen nur wie ein leiſer Seufzer.

„Laſſen Sie uns wie bisher ehrlich zuſammen verfahren,“ fuhr der finſtere Mann fort, indem er haſtig mit der Hand über die Augen fuhr, um ſeine erregten Züge zu glätten; „laſſen Sie uns unſeren Weg klar machen, wenigſtens das eine Ziel feſt im Auge behalten, mit aller Kraft dahin ſtreben, wenigſtens dieſes Eine zu erreichen.“

Die Staatsräthin, welche fragend in die Höhe blickte, nickte nun ſchweigend mit dem Kopfe, als der Juſtizrath mit dem Finger auf jenes kleine Käſtchen wies, in welchem ſich das uns bekannte Miniaturbild befand.

„Nur jenes einzige Ziel wollen wir erreichen,“ fuhr er fort,

„das Glück jener Verlaſſenen zu begründen, indem wir ihr einen Namen geben und ſie in die Geſellſchaft, der ſie eigentlich angehört, zurückführen. Was das Erſte anbelangt, ſo ſagten Sie ja ſelbſt, Sophie, daß Ihr Sohn ſich nicht abgeneigt gezeigt hätte, der . . . Schweſter zu Liebe einen Theil jener Papiere zurück zu geben. Wenn dem alſo iſt, ſo wird er unſeren ferneren Weg, da er denſelben Zweck hat, gewiß nicht durchkreuzen.“

„Aber er ſtellte eine Bedingung,“ ſagte die alte Dame.

„Ich kenne dieſe Bedingung, und es iſt mir lieb, daß er ſie geſtellt; wir ſind damit im Stande, ſeinen ſpäteren Einreden zu begegnen. Laſſen Sie mich Ihnen meinen Plan entwickeln; iſt er zu verwirklichen, ſo werde ich es thun, und tritt dann Herr Eugen gegen uns auf, ſo erfüllen Sie ihm ſeine Bedingung in Betreff jenes Mädchens, und er wird uns in Ruhe laſſen.“

„Ich ſoll eine ſolche Heirath gutheißen?“ fragte erſtaunt die Dame.

„Und warum nicht?“ entgegnete gelaſſen der Juſtizrath; „die Stände ſind freilich verſchieden, aber erſtens iſt das Mädchen nicht ohne Vermögen, und zweitens, was für Sie das Wichtigſte iſt: ich habe mich in der letzten Zeit ernſtlich bei verſchiedenen Perſonen nach ihrem Lebenswandel erkundigt, und der iſt vollkommen untadelhaft; man ſagt nur das Günſtigſte über ſie.“

Erſtaunt blickte die Staatsräthin ihren Freund bei dieſen Worten an; ſie wollte auf ſeinem Geſichte leſen, ob er im Ernſte oder im Scherze ſpreche. Doch behielten ſeine Züge den gewöhnlichen ruhigen, ernſten und nachdenkenden Ausdruck.

„Es iſt mein Ernſt,“ ſagte er, nachdem er jenen forſchenden Blick der Staatsräthin bemerkt und ausgehalten; „was können Sie am Ende dagegen machen? Seien Sie froh, daß er keine ſchlimmeren Bedingungen geſtellt.“

„Schlimmere Bedingungen?“ fragte verwundert die alte Dame, worauf der Juſtizrath die Achſeln zuckte und lächelnd ſagte: „Sie wiſſen ſo gut wie ich, daß Ihr Herr Sohn mich nicht beſonders liebt; er hätte auch zum Preis für ſeine Papiere für immer meine — Entfernung aus dem Hauſe verlangen können, und eine ſolche Bedingung,“ ſetzte er mit einer tiefen Verbeugung hinzu, „wäre für mich viel ſchlimmer geweſen.“

„Daran dachte ich nicht,“ entgegnete die Staatsräthin und ſah wie früher angelegentlich zum Fenſter hinaus.

Ueber die Züge des Herrn Werner flog ein finſterer Schatten, und ſeine Mundwinkel zuckten einen Augenblick; doch war ſein Geſicht gleich darauf wieder ruhig und freundlich wie vordem. Er rückte einen Seſſel von der Wand vor die Fenſternische, ſetzte ſich hinein, nahm ſeinen Stock zur Hand, mit deſſen Knopfe er zwiſchen ſeinen Fingern zu ſpielen begann.

„Es war ſchon einige Mal,“ fuhr er nach einer längeren Pauſe fort, „unter uns davon die Rede, das Schickſal . . . Ihrer Tochter feſtzuſtellen; blos zu dieſem Zwecke trachtete ich ſo unabläſſig nach dem Beſitze gewiſſer Papiere, durch deren Vernichtung andere in unſeren Händen befindliche volle Kraft und große Wichtigkeit erhielten. Nach den letzterwähnten Dokumenten gibt es mit dem gleichen Rechte ein Fräulein Stillfried . . . wie ein Herr Eugen Stillfried lebt und wirkt. Sobald wir nun dieſes Recht feſtgeſtellt haben, und es vor den Augen der Welt unzweifelhaft iſt, ſo wird es uns nicht ſchwer fallen, für Fräulein Stillfried eine paſſende, anſtändige Verbindung zu finden.“

„Eine Heirath?“ fragte die Mutter überraſcht.

„Allerdings, Sophie, eine Heirath!“ ſagte ernſt und beſtimmt der Juſtizrath. „Das ſollte der Endpunkt ſein,“ ſetzte er

finster hinzu, „um nicht zu sagen: der Lohn für meine langjährigen Bemühungen und Qualen, für durcharbeitete Tage, für durchwachte Nächte, das sollte mein Asyl sein, wohin ich mich zurückzöge, da doch sonst keine Heimath, kein Heerd für mich zu erwarten steht. Jener neuen Familie wollte ich mich widmen, ihr helfen, wo Menschenhülfe möglich ist, sie in ihrem Fortleben, ihrem Wachsthum glücklich und still zufrieden beobachten, für sie leben und arbeiten, um für alles das eine einzige Belohnung zu erhalten, welche darin bestände, daß einst ... Ihre Enkel mir nach meinem Tode eine bessere Gedächtnißrede halten sollten, wie es Ihre Kinder — Ihr Sohn wollte ich sagen — bei meinen Lebzeiten thun wird.“

— — — — — — — — — — — —

„So war mein Plan, und wie Sie mich kennen, Sophie, habe ich ihn festgehalten und halte ihn fest bis zum letzten Athemzuge. O, Sie wissen es nicht, was es heißt, ein Kind zu besitzen und dieses Kind nie das seinige nennen zu dürfen, nie mit dem Ausdruck väterlicher Zärtlichkeit seine Hände zu ergreifen, nie seinen liebevollen dankenden Blick aufzufangen; was es heißt, zuschauen zu müssen, wenn es sich an die Brust Anderer schmiegt, wenn es Anderen den vollen Ausdruck der Liebe und Zärtlichkeit zukommen läßt, und wenn dann plötzlich sein Blick erkaltet, sein zärtliches Lächeln sich in ein förmliches umwandelt, wenn es nun einmal dem ... fremden Menschen die Hand reichen muß!!“

„Ob ich es weiß?“ sagte die alte Dame erschüttert: „ob ich jene Qualen kenne?“

„Nein, Sie kennen sie nicht,“ sagte der sonst so ruhige Mann mit heftigem Tone: „Sie erhielten als Mutter das erste Lächeln Ihres Sohnes, die ersten freundlichen Blicke Ihrer Toch-

ter. Und ich? — Eugen, den ich eine Zeit lang ſo ſehr geliebt, für den ich in ſeinen Kinderjahren gethan, was in meinen Kräften ſtand, der auch [illegible] Jahre lang mit größter Zärtlichkeit anhieng — ihm wurde ſobald er denken konnte, gelehrt, mich zu haſſen, mich als den ſchändlichſten und verabſcheuungswürdigſten aller Menſchen anzuſehen. — — — Und was ſie anbelangt," ſetzte er mit unendlich weichem Tone hinzu, mit einem Tone, den man ſo ſelten von dieſem harten Manne hörte, „ſo haßt ſie mich nicht, aber ich bin ihr gleichgültig, und wenn ich je im Gefühle meines Unglücks ihr weiches Haar etwas heftig küßte oder ihre kleinen Hände zu innig drückte, ſo wandte ſie ſich erſchrocken, ja ſich fürchtend ab vor dem fremden Manne."

— — — — — — — — — — — — —

„Doch genug von dieſen Erinnerungen!" fuhr er nach einer längeren Pauſe fort, während welcher Zeit er den vorhin weggeſchleuderten Stock wieder auf nahm und dabei ſeinen Zügen Zeit ließ, ſich wieder vollkommen zu ebnen und zu beruhigen. „Genug davon, Sorbie! — Was ſagte ich vorhin? — Ja ſo — ich ſprach von einem Plane, den ich mir entworfen und den ich auf alle Fälle auszuführen feſt entſchloſſen bin. Nur bin ich gezwungen, dieſen Plan der geſtrigen Vorfälle wegen vollſtändig umzukehren, und ſtatt, wie es bisher meine Abſicht war, durch den Beſitz des Namens zu einer Heirath zu gelangen, muß ich jetzt den Verſuch machen, durch eine gute Heirath zu dem Beſitz des Namens zu gelangen."

Die Staatsräthin ſah erſtaunt in die Höhe.

„Ich muß mich bemühen," fuhr der Andere fort, „durch eine ſehr anſtändige Partie die Leute vergeſſen zu machen, daß hier früher etwas vorgefallen, und wenn das Mädchen einmal

„Frau von ſo und ſo“ iſt, dann wird nach dem Laufe der Welt kein Menſch es ferner wagen, daran zu zweifeln, daß ſie wirklich ein Fräulein Stillfried geweſen.“

„Und dieſe Partie?“ fragte mehr und mehr überraſcht die alte Dame.

„Iſt bereits gefunden,“ entgegnete ruhig der Juſtizrath, „und Ihnen dies anzuzeigen, war eigentlich der Zweck meines heutigen Beſuches.“

„Ich könnte faſt erſchrecken,“ antwortete die Staatsräthin; doch fiel ihr der Juſtizrath ſchnell ins Wort: „Wenn Sie nicht überzeugt wären, daß das Wohl und Wehe jener jungen Dame mir eben ſo nahe am Herzen liegt wie Ihnen.“

„Aber es betrübt mich in der That, es ſchmerzt mich,“ ſagte die Dame nach einer Pauſe, „daß Sie mir eine ſo wichtige Sache erſt dann mittheilen, wenn ſie, wie ich nach Ihren Aeußerungen ſchließen muß, als eine abgemachte zu betrachten iſt.“

„Abgemacht freilich in ſo weit, als mich nur die triftigſten Gründe dazu bewegen könnten, dieſe Verbindung, welche ich für das Glück des jungen Mädchens bemachte, rückgängig werden zu laſſen. Aber ich bin von Ihnen überzeugt, Sophie, Sie haben nichts Ernſtliches dagegen einzuwenden.“ — Bei dieſen Worten nahm der Juſtizrath den Stockknopf zwiſchen die Finger und rieb ihn emſig mit der Handfläche, während er die alte Dame feſt anſah.

Dieſe zuckte die Achſeln, blickte zum Fenſter hinaus, und als ſie ihr Geſicht dem Freunde wieder zuwandte, glänzten Thränen in ihren Augen. „Und es iſt derſelbe, von dem Sie früher ſprachen?“ ſagte ſie mit leiſer Stimme.

„Derſelbe, Sophie!“ entgegnete der Juſtizrath. „Der junge

Herr von Steinbeck, von einer ſehr anſtändigen Familie, obwohl nur ein kleines Vermögen da iſt.“

„Und er will das Mädchen heirathen, ehe er ſie geſehen,“ fragte die Mutter und biß ihre Lippen feſt zuſammen.

„Nicht bevor er ſie geſehen,“ antwortete lächelnd der Juſtizrath; „er hatte Geſchäfte dort oben im Lande, und da autoriſirte ich ihn, ſich bei der jungen Dame vorſtellen zu laſſen.“

„So, das thaten Sie?“ ſagte die alte Dame und blickte ihn mit großen Augen an, und man wußte im erſten Augenblicke nicht, war dieſe Frage im Voraus zuſtimmend gemeint, oder drückte ſie einen tiefen Schmerz aus über das, was die Fragende eben erfahren. Aber während ſie dieſe Frage ſtellte, preßte ſie ihr Schnupftuch feſt in die Hand, und dieſe Hand zitterte heftig.

„Das that ich,“ erwiederte der Juſtizrath mit ruhiger Stimme. „Sie wiſſen, theure Sophie, wie ſorgfältig ich einen Plan von allen Seiten beleuchte, und wie ich ſtets nur nach reiflichem Nachdenken zur Ausführung ſchreite; überlegt haben wir nun in dieſer Sache wahrhaftig genug. Und doch war ich feſt überzeugt, daß, wenn ich ihn nun vor endlicher Ausführung ausgeſprochen hätte, Sie mich mit tauſend Gründen zurück gehalten haben würden. — Ich kenne das und habe deßhalb gehandelt zu Ihrem Beſten und zum Beſten des jungen Mädchens.“

„Herr von Steinbeck!“ ſagte die alte Dame leiſe vor ſich hin, und ein unangenehmes Lächeln glitt über ihre Züge.

„Es iſt das leider einer von den vielen jungen Leuten, die nicht in Ihrer Gnade ſtehen,“ ſagte achſelzuckend der Juſtizrath; „aber ſeine kleinen, unbedeutenden Fehler abgerechnet — und wer hätte keine? — iſt Herr von Steinbeck ſehr anſtändig.“

„Er iſt ſchlimmer als fehlerhaft,“ ſagte die alte Dame wegwerfend; „er iſt lächerlich.“

„In Ihren Augen, Sophie,“ entgegnete der Juſtizrath; „wann hielten Sie von jungen Leuten aus unſerer Zeit nicht alles für lächerlich! und dieſen Fehler — ich muß es ſo nennen — haben Sie bis heute nicht abgelegt. Der junge Menſch, von dem wir reden, hatte bis jetzt nichts zu thun und füllte ſeine Zeit mit lauter unnützen Dingen aus; das iſt wahr. Aber man kann dagegen nicht ſagen, daß er zuweilen ausſchweifend oder verſchwenderiſch ſei; im Gegentheil, er hält das Seinige zu Rath und iſt in ſeinen Finanzen ſehr geordnet. — Schließlich werden Sie mir erlauben, Ihnen die Bemerkung zu machen, daß ich glaubte, in Ihrem Sinne zu handeln, als ich die Verhandlungen bis auf jenen Punkt betrieb, wo ſie jetzt angekommen ſind. Sie . . . als Mutter haben freilich am Ende das Recht, Ihren . . . Geſchäftsfreund zu desavouiren und jene Verhandlungen kurzweg abzubrechen; aber, Sophie, dieſer Geſchäftsmann, dieſer Geſchäftsfreund könnte alsdann geneigt ſein, künftig unbedingt ſeinen eigenen Weg zu gehen und ohne alle Rückſicht über das Schickſal jenes jungen Mädchens zu beſtimmen, die ihm das Schickſal . . . nun doch einmal anvertraut hat,“ ſchloß er mit einem leichteren Ton und einer Verbeugung.

Er war bei der letzten Rede von ſeinem Stuhle aufgeſtanden und gieng, die Hände auf den Rücken gelegt, in dem Zimmer mehrmals auf und nieder. Die alte Dame blickte zum Fenſter hinaus und drückte ihr Schnupftuch an die Augen, aus denen die Thränen niederſtrömten, obgleich ſie weit aufgeriſſen in die Ferne ſtarrten. Die Staatsräthin dachte an Eugen, der ſich ihr neulich ſo liebevoll genähert, und wie es doch wohl ganz anders gehen könnte, wenn ſie jenem ernſten Manne dort zu ſagen vermöchte:

„Sprechen Sie mit meinem Sohne darüber, er weiß um Alles, er ſoll auch ein Wort mitreden dürfen, wo es das Schickſal ſeiner — Schweſter gilt.“ — Aber das war unmöglich. Sie hätte nimmer gewagt, dem Anderen gegenüber ein ſolches Wort zu ſprechen. Und Eugen — wo war er? Hatte er nicht die Stadt verlaſſen, ohne in Bezug auf die gehabte Unterredung der Mutter noch ein einziges Wort zu ſagen? konnte ſie ſich auf ihren Sohn verlaſſen? — Ohne ſeine Kraft verſucht zu haben, war ſie feſt überzeugt, er würde ihr eine ſchwache Stütze ſein, und ein ſolches Mißtrauen, das immer beſtanden, hatte von jeher ein trauliches Verhältniß zwiſchen Mutter und Sohn verhindert.

Der Juſtizrath trat nach einiger Zeit wieder vor die Fenſternische, und nachdem ihn die Staatsräthin eine Weile kopfſchüttelnd angeblickt, ſagte er endlich feſt und beſtimmt, faſt ärgerlich: „Laß das Weinen, Sophie! Ohne mich zu compromittiren, iſt an jener Sache nichts mehr zu ändern. Glauben Sie mir um Gotteswillen, daß ich Alles genau überlegt und geprüft. Ich verlange ja nicht Ihre Einwilligung zur Hochzeit auf morgen oder übermorgen; Sie ſollen ſich nur dem ganzen Projekte nicht abgeneigt zeigen und — den Herrn von Steinbeck, der ſich Ihnen morgen vorſtellen wird, nicht ungnädig aufnehmen.“

Die alte Dame machte eine ungeduldige Bewegung mit dem Kopfe, und nachdem der Juſtizrath längere Zeit vergeblich hatte warten müſſen, ſagte ſie kurz und mit ſchneidendem Tone: „Es wird mir alſo ſehr angenehm ſein, den Herrn von Steinbeck bei mir zu ſehen.“

„In ſeiner Eigenſchaft . . .?“ ſetzte der Juſtizrath lauernd hinzu.

„In ſeiner Eigenſchaft als Bräutigam,“ ſagte die alte Dame mit ſchon viel ruhigerer Stimme.

So endigte dieſe Unterredung, wie ſchon ſo viele ähnliche in dieſem Hauſe, in dieſem Zimmer. Der Juſtizrath entfernte ſich nach einigen unbedeutenden Worten, und die Staatsräthin blieb wie immer mit ihrem Kummer, mit ihrem Schmerze allein. — —

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Worin der Leſer erfährt, wie gefährlich offen ſtehende Hinterthüren und unternehmende Hofbediente ſind.

Während ſich dies droben bei der Herrſchaft begeben, mußte drunten bei der Dienerſchaft etwas nicht weniger Wichtiges verhandelt werden. Verhandelt iſt eigentlich nicht das richtige Wort, denn zu einer Verhandlung gehören mehrere Perſonen, die ſich im Verein mit einem Gegenſtande beſchäftigen; dies war aber bei der Stillfried'ſchen Dienerſchaft im gegenwärtigen Augenblicke durchaus nicht der Fall. Sie, die ſonſt ſo einträchtig beiſammen lebte, und namentlich um dieſe Morgenſtunde ſtets beiſammen im Hauptquartiere, in der Küche, zu finden war, machte ſammt und ſonders heute Morgen hievon eine betrübte Ausnahme.

Die Küche ſtand offen, wie gewöhnlich, auch tickte in derſelben die Schwarzwälderuhr in dem gleichen Takte wie ſonſt, und Martha, die Köchin, war ebenfalls in ihrer Küche; aber, was ſeit langen Jahren nicht vorgekommen war, ſie befand ſich allein,

nicht rührig und thätig, nein, sie saß hinter dem Küchentisch auf einem Stuhle; sie hatte die Hände zusammen gefaltet in den Schooß gelegt, sie blickte tief nachdenkend in eine Ecke der Küche, und nur dann und wann fuhr sie aus ihren tiefen Träumereien in die Höhe und griff mit einer schrecklichen Geberde nach der großen Spicknadel, um sie einem armen Hasen, der vor ihr auf dem Tische lag, mit wahrhaft kannibalischer Lust durch das Fleisch des Schenkels zu stoßen. Ja, sie that alles; aber alles das in tiefes Nachdenken versunken, und als sie alsdann die Nadel drüben wieder heraus zog, merkte sie erst, daß sie den Speck vergessen hatte, und dann sank sie wieder in ihren Stuhl nieder mit einem herzbrechenden Seufzer.

Martin, der Kutscher, der seinerseits nicht um eine Million des Morgens aus der Küche geblieben wäre, befand sich heute im Stalle; und dort saß er auf der Futterkiste, hatte eine alte wollene Pferdedecke auf dem Schooße und trommelte mit den Füßen einen Trauermarsch: trumm — trumm — — — — trumm — — trumm! Dabei hatte er den Kopf in die Hand gestützt und schaute nachdenkend an die Decke.

Selbst Jakob, der alte ruhige Diener, der sehr schwer aus dem Gleichgewichte zu bringen war, beschäftigte sich einsam und allein auf der Porzellan- und Silberkammer, und wenn man bemerkte, wie heftig er die Schlösser auf- und zudrehte, so konnte man wohl auf die Vermuthung kommen, auch ihm sei etwas absonderlich Unangenehmes passirt, was den bedächtigen, ruhigen Mann so seltsam verwandelt; zuweilen gieng er in dem Zimmer auf und ab, die Hände auf den Rücken gelegt, blickte mitunter auch wohl Minuten lang zum Fenster hinaus, hielt die Hand an die Stirn, drückte mit zwei Fingern seine Nasenspitze fest zusammen,

kurz, betrug sich wie Jemand, der über eine wichtige Sache eifrig nachdenkt.

Nanette, das Kind, die im gewöhnlichen Leben durch ihr naives, kindisches Betragen und ihre vorzüglichen Einfälle die lustige Person in der Küche abgab, war heute Morgen am meisten verwandelt und saß in dem Waschzimmer, unter großen Haufen von Wäsche, als ein Bild der Traurigkeit. Sie hatte dick aufgelaufene, roth geweinte Augen und war gar nicht mehr zu kennen. Zuweilen arbeitete sie emsig in ihrem Geschäfte, sortirte die Wäsche und legte sie in schönen Haufen in die dazu bestimmten Schränke; gleich darauf zeigte sie wieder eine Geistesabwesenheit, die offenbar zum Weinen war. Da legte sie Hemden und Servietten auf einander, Tischtücher, Strümpfe und Küchenschürzen neben Nachtmützen der gnädigen Frau; oftmals aber auch that sie wie Martha und legte die Hände ganz in den Schooß und versank in eben solch tiefes Nachdenken, wie ihre Kollegin in der Küche. Doch müssen wir dabei bemerken, daß Nannette bei diesen unverkennbaren Ausbrüchen des tiefsten Schmerzes auch lichte Momente hatte, wo ihr Auge freudig glänzte und ihre Mundwinkel sich zum Lächeln in die Höhe hoben. In solchen Augenblicken erhob sie sich von ihrem Geschäfte, trat ans Fenster und schaute auf die Straße hinab. Ja, wir müssen gestehen, daß sie alsdann auch mitunter ihre Lippen bewegte und anfieng, ein Lied zu summen, von dem aber nur die Worte zu verstehen waren:

Freudvoll und leidvoll —
Gedanken sind frei.

Das mochte in den vier eben benannten Räumen des Stillfried'schen Hauses eine gute Stunde so gedauert haben, da riß sich Martin, der Kutscher, zuerst empor aus seinem Schmerze. Er warf die Stalldecke in einen Winkel, rutschte von der Futterkiste

herab und gieng nach der Küche, seine schwarze Tuchmütze tief in die Augen gedrückt, die rechte Hand in den Rock gesteckt, mit langsamen, feierlichen Schritten. In der Küche angekommen, setzte er sich stumm hinter die Thüre auf seinen gewöhnlichen Platz neben der Schwarzwälderuhr und nickte, ohne ein Wort zu sagen, leise, aber bedeutsam mit dem Kopfe.

Martha, die Köchin, that sich in diesem Augenblicke die offenbarste Gewalt an, um nicht in ein lautes Weinen auszubrechen; ja sie begann mit einer wahren Wuth den armen Hasen zu spicken, stopfte ihm aber in ihrem Schmerze solche erschreckliche Speckbrocken in den Leib, daß sie von dreien immer zwei wieder heraus ziehen mußte. Und wenn dies geschah, wandte sie sich achselzuckend zu Martin, und ihre jammervolle Miene wollte offenbar ausdrücken: „Muß man nicht zerstreut sein bei solchen entsetzlichen Veranlassungen?“

Auch der alte Jakob sah, daß er heute Morgen keinen Sinn für Porzellan und Silber habe, und schloß deßhalb seine Schränke und gieng hinab, um ebenfalls in der Küche Trost zu suchen.

Sein Eintritt war das Zeichen zu einigen wirklichen Thränen der Köchin; der alte Martin wischte sich heftig die Augen, worauf sich selbst Jakob veranlaßt sah, eine starke Prise zu nehmen. Dann klopfte er heftig auf den Deckel seiner Dose und sagte: „Was nützt alles das Geflenn? Geschehene Dinge sind nicht zu ändern; jetzt muß man dafür sorgen, die Sache auf eine anständige Art zu Ende zu bringen.“

Wir können hier als Erzähler nicht umhin, die Vermuthung auszusprechen, als glaube der geneigte Leser, die Vorfälle im Schoppelmann'schen Hause in Pezng auf Herrn Eugen Stillfried seien es, was die Dienerschaft des elterlichen Hauses so in Schmerz und Betrübniß versetzt. Wir müssen aber erklären, daß der Grund

hiervon ein anderer iſt. Hatte auch die Nachricht von dem neulichen Vorfalle die ſämmtliche Dienerſchaft ſehr beſtürzt gemacht, ſo war dagegen die Thatſache, daß Herr Eugen dem jungen Schwyzelmann ein Tüchtiges ausgewiſcht und daß er darauf ſchleunig die Stadt verlaſſen, ſo erfreulicher Art, daß man ſich hierüber bald wieder beruhigte. Auch hatte Jakob, der den Zuſammenhang genau zu kennen ſchien, die Verſicherung abgegeben, es ſei für den jungen Herrn weit beſſer, daß er für eine Zeit lang die Stadt verlaſſen habe.

Etwas Anderes war es demnach, was die Gemüther der ſämmtlichen Stillfried'ſchen Dienerſchaft ſo ſchmerzlich drückte. Jakob hatte geſagt: geſchehene Dinge ſeien nicht zu ändern, und man müſſe nur dafür ſorgen, daß die Sache auf eine anſtändige Art zu Ende gebracht werde. Martha hatte bei dieſen Worten augenſcheinlich geſchaudert.

„Ich habe das Ding ſchon lang gemerkt,“ ſagte Martin, „da mögt Ihr ſagen, was Ihr wollt. Wenn ich auch nicht gewußt, um was es ſich handelt, ſo ſah ich doch, daß etwas nicht richtig war.“

„Und woran ſahe Ihr das?“ fragte erſchrocken die Köchin.

„Das will ich Euch ſagen,“ fuhr der Kutſcher fort. „Seht Ihr, die Nanett', die war bis vor einem halben Jahre ganz anders. Damals hatte ſie noch über Alles ſo recht herzlich gelacht; das konnte man ihrer großen Jugend ſchon verzeihen; denn, nebenbei geſagt, wenn man ihr etwas auftrug, ſo hatte ſie es immer pünktlich ausgerichtet; dabei bekümmerte ſie ſich um die ganze Welt nicht; die Hausthüre machte ſie höchſt ungern auf, Ausgänge für ſich zu machen, liebte ſie gar nicht, und wenn man ſie einmal wegſchickte, ſo kam ſie in der allerſchnellſten Zeit zurück.“

„Das iſt alles wahr,“ ſagte Jakob.

„Hat ſich aber in der letzten Zeit ſehr verändert,“ fuhr der Kutſcher fort.

„Richtig,“ ſagte die Köchin und legte die Spicknadel nieder mit einem ſo verblüfften Geſicht, als erſtaune ſie über ihre eigene Dummheit, das nicht früher gemerkt zu haben.

„Seit einem halben Jahre,“ ſo ſprach Martin weiter, „wenigſtens ſeit ein paar Monaten, habe ich die Nanett' nicht mehr aus Herzensgrund lachen hören; das war, wenn es vorkam, nur ſo ein erzwungenes Gekicher, und wenn man einmal einen Spaß mit ihr machte, da konnte ſie im vollen Ernſte verlegen werden. Wißt Ihr noch, wie ich vor einiger Zeit ſagte: ich hätte jetzt alles Ernſtes Luſt, mich zu verheirathen, und wenn ſie dazu geneigt wäre, ſo wollte ich mit der Madame ein Wort ſprechen?“

„Das war aber auch ein ſchlechter Spaß,“ ſagte einigermaßen ärgerlich die Köchin; „man muß den jungen naſeweiſen Dingern ſolche Grillen nicht in den Kopf ſetzen.“

„Da hat ſich was in den Kopf zu ſetzen!“ lachte der Kutſcher. „Doch hört weiter! Zerſtreut war die Nanett' in letzter Zeit auch ſehr. Wißt Ihr noch, wie ſie der gnädigen Frau vor vierzehn Tagen das Salzfaß ſervirte, als dieſe ein Glas Waſſer befohlen?“

„Gerechter Gott, das iſt wahr!“ ſagte die Köchin; „das hätte ich faſt vergeſſen.“

„Und wie gern gieng ſie in letzter Zeit aus!“ ſagte der Kutſcher. „Hat ſie nicht ſogar mehrere Male gebeten, für Euch auf den Markt gehen zu dürfen? Da traf ſie mit ihm zuſammen; das könnt Ihr mir glauben.“

„Ja, und wie lange blieb ſie nicht jedes Mal aus!“ ſagte

die Köchin entrüstet, der auf einmal eine ganze Gasbeleuchtung aufzuflammen schien; „und dann fällt mir auch noch ein, so oft ich sie in der letzten Zeit rufen mußte, stand sie unter der Hausthüre.“

„Was hilft da alles Gerede?“ mischte sich jetzt Jakob in das Gespräch, das die beiden Andern bis jetzt aufs Eifrigste allein geführt. „Glaubt Ihr, daß der junge Mensch gute Absichten auf das Mädchen hat?“

Die Köchin sah erröthend auf den halbgespickten Hasen.

„Das glaube ich wohl,“ sagte wichtig der Kutscher, „und ich habe dem Monsieur heute Morgen, als ich sie bei einander traf, unsere Meinung über diesen Punkt ziemlich klar auseinander gesetzt.“

„Und Ihr habt sie also wirklich bei einander getroffen?“ fragte schüchtern die Köchin und hantierte eifrig mit ihrer Spicknadel.

„Das will ich meinen!“ entgegnete bestimmt Martin. „Ich bin schon im Hause der Erste des Morgens aus den Federn, und wenn ich für meine Pferde Wasser hole, so dreht Ihr Euch alle noch ein paar Mal herum. Das denke ich denn heute Morgen selber, als ich so durch das stille Haus gehe, und sage mir: So ein Kutscher hat doch ein mühseliges Geschäft! und dabei nehme ich meine Eimer und trage sie in den Stall. Wie ich nun so durch den Hof gehe und von Weitem die kleine Thüre erblicke, die auf die Gasse führt, hinten am Hause, so denke ich: Blitz auch, steht die nicht offen? das wär' mir eine saubere Wirthschaft! da hätten Diebe die allerbeste Gelegenheit! Wie ich näher trete, sehe ich, daß ich mich wahrhaftig nicht geirrt: die schweren Riegel sind zurückgeschoben, und als ich langsam näher trete, höre ich leise zusammen sprechen.“

„Leiſe zuſammen ſprechen?“ wiederholte die Köchin mit einem tiefen Athemzuge.

„Und weſſen Stimme erkenne ich?“ fuhr der Kuſcher fort. „Die Stimme der Nanett'. Ich denke, mich ſoll der Schlag treffen, und höre zugleich die Stimme eines Mannes, und die Beiden plaudern von Liebe und ewiger Treue und ſolchen Geſchichten.“

„Ach, hört doch auf!“ bat ſchüchtern die Köchin und wandte ihr Geſicht ſchamvoll auf die Seite von dem geſpickten Haſen hinweg, als habe dieſes arme Geſchöpf irgend einen Antheil an der trauervollen Geſchichte.

„Ja, da hat ſich was zum Aufhören!“ ſagte der Kutſcher einigermaßen entrüſtet. „Die Beiden hörten auch nicht, wie ich kam — ich, der Kutſcher — und dachte mir doch, der Burſche, den ich da trappirte, müßte augenblicklich um eine Ecke verſchwinden und das junge Ding ſich in Verzweiflung ein Mauſeloch ſuchen.“

„Nicht?“ fragte die Köchin, offenbar aufs Schmerzlichſte überraſcht.

„Gott bewahre! die Nanett' wurde freilich ein Bischen roth, zupfte an ihrer Schürze und ſtammelte ein paar Redensarten ohne Sinn und Verſtand, aber der Monſieur — es war ein Hofbedienter — ſtellte ſich trotzig vor mich hin, legte die Hände auf den Rücken und ſagte mit unbeſchreiblicher Frechheit: Guten Morgen, Herr Kamerad! — Der Teufel auch! ich habe keine Luſt, Sein Kamerad zu ſein, und mir wäre es auch nie eingefallen, des Morgens in aller Frühe an fremden Hinterthüren herumzuſchnuppern und junge Mädel zu verführen und mich patzig anzuſtellen! und was man zu einem ähnlichen Falle weiter ſagt. Da wurde der Kerl ebenfalls grob und murmelte etwas von einem

alten Esel, worauf ich die Nanett' am Arme herein zog und die Thüre wieder zu riegelte. So steht die Geschichte. Ich habe aber zur Vorsorge noch ein Vorhängeschloß angebracht.

„Ja, ja, es hat mich überrascht," sagte Jakob bedächtig, indem er abermals eine Prise nahm: „wir hatten das Mädchen so, wie man sagt, in unsere Familie aufgenommen, in unseren Kreis, wo Eins für das Andere lebt, wo man sich hilft, wo man keine Geheimnisse vor einander hat."

„Ja, das ist wahr!" jammerte Martha.

„Und da sich uns nun das junge Mädel zu entfremden sucht durch diese Liebschaft, so kann man wohl sagen, daß sie dadurch unserer Gemeinschaft treulos geworden ist."

„Gewiß!" jammerte die Köchin: „und das hätte ich von diesem Kinde in meinem ganzen Leben nicht gedacht. Nein, es ist unverantwortlich, ganz ausgesucht abscheulich!"

„Sagen wir lieber: es ist der Lauf der Welt," entgegnete Jakob; „man sollte eigentlich niemals auf eine von Euch Vertrauen setzen: wenn der rechte Wind kommt, segelt Ihr doch aus dem ruhigsten Hafen in die offene See hinaus. — Aber, Freund Martin" — wandte er sich an diesen —, „habt Ihr das Mädchen nachher nicht gehörig ausgefragt, was sie für Hoffnungen und Erwartungen von diesem Hofbedienten hat?"

„Ja, das habe ich freilich gethan und habe ihr auch bemerklich gemacht, daß wir hier unter uns solche Liebschaften nicht gebrauchen können. — Und was meint Ihr wohl, daß sie mir darauf zur Antwort gab? — Sie bedaure recht sehr das Haus verlassen zu müssen, aber sie wolle noch den nächsten Herbst heirathen."

„Heirathen?" sagte empört die Köchin; „so ein unreifes naseweises Ding!"

„Ja, hört nur weiter, was sie noch mehr sagte: Mit der gnädigen Frau habe sie schon vor acht Tagen darüber gesprochen, und die sei vollkommen damit einverstanden. — Hinter unserem Rücken mit der gnädigen Frau zu verhandeln.“

„Das ist allerdings stark!“ meinte auch Jakob.

„Und sich verheirathen zu wollen!“ lachte krampfhaft die Köchin: „ich wohne mit der Nanett' nicht mehr in Einem Zimmer: eine Person, die mit dem Gedanken umgeht, nächstens heirathen zu wollen . . .“

„Wird Ihr deßhalb doch nicht gefährlich werden, Jungfer Martha,“ meinte Jakob lächelnd; „so eine Brautschaft steckt nicht an, darüber kann sie sich beruhigen.“

Hier wurde die Unterredung durch einen starken Zug der Klingel aus dem Zimmer der Staatsräthin unterbrochen. Jakob eilte die Treppe hinauf, und als er nach einigen Minuten wieder herunter kam, blieb er nachdenklich an der Küchenthüre stehen, stemmte seine beiden Arme in die Seiten und schüttelte bedeutsam mit dem Kopfe.

„Nun, was gibt's?“ fragte Martin, der erstaunt diesem außerordentlichen Benehmen zusah.

Auch die Köchin, welche im Begriffe war, den endlich fertig gewordenen Hasen in die Bratpfanne zu legen, hielt dieses unglückliche Schlachtopfer an den beiden Hinterläufen in die Höhe und blickte ebenfalls mit Verwunderung auf Jakob.

Dieser schüttelte mehrmals seinen Kopf, nahm außerordentlich bedächtig eine Prise und sagte: „Das ist wirklich sonderbar.“

Auf diese Ausrufung hin gelangte der Hase noch nicht in die Bratpfanne, vielmehr wurde er wieder auf den Küchentisch plazirt, und Martha trat dem alten Kammerdiener näher und fragte: „Was ist denn so sonderbar, Meister Jakob?“

„Wirklich merkwürdig!“ sagte dieser. „Nun rathet einmal: was hat mir die gnädige Frau für einen Auftrag ertheilt?“

„Vielleicht, daß die Nanett' plötzlich aus dem Hause soll?“ meinte freundlich lächelnd die Köchin.

Jakob schüttelte abermals mit dem Kopfe und sagte: „Das ist es nicht; aber es kam mir sehr unerwartet.“

„Nun, so sagt's gerade heraus, Jakob!“ meinte der Kutscher. „Wie können wir eigentlich errathen, was Euch die gnädige Frau für einen Auftrag ertheilt hat! Betrifft es vielleicht einen von uns? mich zum Beispiel?“

„Oder mich?“ meinte eifrig die Köchin.

„Euch könnt' es schon mitbetreffen,“ sagte pfiffig lächelnd der alte Bediente.

„Gerechter Gott! 's ist doch nichts Schlimmes!“ rief Martha auf diese Worte.

„Nein, nichts Schlimmes,“ sagte nun Jakob außerordentlich freundlich: „gar nichts Schlimmes, was Gutes in jeder Hinsicht, und wenn es schon an sich was Angenehmes für uns Alle ist, namentlich für Euch, alte Martha, so kann es doch am Ende der Anfang zu etwas ganz Glückseligem sein, was uns alle betrifft. — Hurrah!“

Bei diesen Worten lachte der alte Diener herzlich hinaus und stieß den Kutscher, der sich ihm ebenfalls genähert, freundschaftlich mit der Faust auf die Brust.

„Als ich hinauf kam,“ fuhr er nach einer Pause fort, „saß die gnädige Frau auf ihrem Lehnstuhle an dem bekannten Plätzchen, und ich sah ihren Augen an, daß sie heftig geweint hatte. — Er war ja da gewesen!“ setzte Jakob mit einer finsteren Miene hinzu. „Die gnädige Frau war sehr aufgeregt, und als ich vor ihr stand und nach ihren Befehlen fragte, wandte sie ihr

Geſicht von mir ab, und es dauerte einige Sekunden, ehe ſie zu mir ſagte: Ihr kennt die Frau Schoppelmann, die Lieferantin, genauer, nicht wahr, Jakob?“ — „Allerdings, gnädige Frau,“ ſagte ich, „ſeit langen, langen Jahren.“ — „Es iſt im Grunde eine ordentliche Frau,“ meinte ſie. — „Wenn mir die Frau Staatsräthin zu Gnaden halten wollen,“ ſagte ich, „eine kreuzbrave Frau, nur hie und da ein Bischen auffahrend und heftig.“ — „Und ihre Kinder?“ ſagte ſie. — „Die taugen nichts!“ antworte ich Eſel, denn ich denke, ſie ſpricht von den Söhnen; und als ſie mich darauf erſtaunt anſieht, fühl' ich die Dummheit, die ich gemacht, und ſage: Nun, Euer Gnaden, ich habe die beiden jungen Schoppelmänner gemeint; was aber das Mädel anbelangt, ſo gibt's nichts Braveres und Beſſeres in der ganzen Stadt.“ — „Meint Ihr das wirklich, Jakob?“ ſagte ſie darauf mit einer außerordentlich freundlichen Stimme. „Nun, ich will's ja glauben; alſo . . .“

Bei dieſen letzten Worten ſah Jakob mit luſtiger Miene bald den Kutſcher, bald die Köchin an. — „Alſo jetzt kommt der Auftrag; nun, was meint Ihr?“

„Dummheiten!“ murmelte der Kutſcher; „ſeid doch nicht ſo ein alter Kerl; fahrt zu!“

„Ich habe alſo den Auftrag,“ fuhr der alte Diener ernſt und feierlich fort, „die Frau Schoppelmann ſammt ihrer Tochter Katharine auf heute Nachmittag vier Uhr zur gnädigen Frau zu beſtellen.“

„Ah, der Tauſend!“ rief die Köchin; „das iſt freilich eine gute Kommiſſion.“

„Gefällt mir auch,“ meinte der Kutſcher; „möchte nur das Geſicht von der dicken Frau ſehen.“

„Das iſt am Ende gar nicht einmal freundlich,“ meinte

Jakob; „sie hat einen alten, hartnäckigen Kopf; nun, wir wollen ihr die Sache schon gehörig vorstellen.“ — Damit holte der alte Bediente seinen Hut vom Nagel herunter, zog ein Paar waschlederne Handschuhe an und begab sich in die Stadt, seinen Auftrag auszurichten.

Da er aber seiner alten Beine wegen ziemlich langsam durch die Straßen stolperte, wir dagegen die Macht haben, mit der Schnelligkeit der Gedanken ihm vorauszueilen, so treten wir schon in den Hofraum der Gemüsehändlerin ein, ehe Jakob noch das Thor des Stillfried'schen Hauses hinter sich in's Schloß gezogen.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Erzählt von neuen Planen der Gebrüder Scheppelmann und von einem Kriegsrathe, in welchem nicht viel beschlossen wurde.

Es war ein angenehmer, warmer Nachmittag im Spätsommer, gegen Anfang September, und um diese Zeit gegen zwei Uhr Mittags drang durch eine Häuserlücke in der Nachbarschaft ein kleiner Strahl der Sonne in den sonst so schattigen Hof des alten Hauses. Es herrschte dort um diese Zeit die tiefste Ruhe und Stille. Die zwei- und vierfüßigen Bewohner des Misthaufens und des kleinen Wasserpfuhls, befiedert und unbefiedert, die Ferkel, kleinen Hunde, Hühner und Enten, hielten nach eingenommenem Mittagsmahl ihre Siesta. Die großen Hunde, die Wächter des Hauses, hatten eifrigst einen kleinen Streifen Sonnenlicht aufgesucht, der schmal und lang auf dem Pflaster des Hofes glänzte; in der Verlängerung desselben aber, wo er sich an der Mauer des Hauses brach und auch diese bis oben hinauf beschien, befand sich ein Stuhl, und auf diesem Stuhle saß der

Fuhrmann, Herr Fritz Schorrelmann, mit leicht verbundenem Korfe, ſich als Geneſender an der freundlichen, warmen Luft erfreuend. Man kann leider nicht ſagen, daß ihn das Gefühl des Dankes bewegte, welches faſt immer in der Bruſt desjenigen wohnt, der von einem ſchweren und lebensgefährlichen Krankenlager aufſtand; was ſein Herz ebenfalls bewegte, war Grimm und Wuth auf den, der ihn doch ſo rechtmäßiger Weiſe niedergeſchlagen, und zugleich ein verdrießlicher Gedanke über die verlorene ſchöne Zeit, die er auf dem Krankenlager bei der mageren Koſt der Mutter, welche der Arzt ihm vorgeſchrieben, hatte verbringen müſſen.

Sein Bruder Konrad, der vor ihm auf einem Schemel ſaß, war nicht minder ſchlecht gelaunt. Ihn hatte der ſtrenge Wille der Mutter die ganze Zeit zu Hauſe gehalten, er hatte ſogar ein paar Jagdpartieen auf Feldhühner ausſchlagen müſſen, und, was noch ſchlimmer war, die Gemüſehändlerin zog es vor, ein paar Prozente weniger zu verdienen, indem ſie ſich die Produkte nach der Stadt bringen ließ, ſtatt dieſelben, wie ſonſt, durch ihre Söhne an dem betreffenden Ort einkaufen zu laſſen.

Konrad, der Jäger, hatte eine kurze Pfeife zwiſchen den Zähnen, und während er daraus rauchte, ſchaute er mißmuthig in dem Hofe umher. „Das iſt doch hier gerade wie ein Gefängniß,“ ſagte er ſeufzend.

„Viel ſchlimmer!“ meinte der Fuhrmann; „in einem Gefängniſſe hat man doch Ruhe in ſeinen vier Wänden und wird nicht mit guten Lehren und dergleichen moleſtirt! Das ſag' ich dir, Konrad, ich halt' es bald nicht mehr aus, und wenn ich wieder vollkommen geſund bin, ſo gehe ich der Alten durch und ſuche mir einen Dienſt, mag es ſein, wo es will.“

„Das iſt auch meine Anſicht,“ ſagte der Jäger; „ſoll der

Teufel das langweilige Leben hier zu Lande holen! Mich ekelt die Stadt an und die ganze Geſchichte; 's iſt ja gar nichts mehr! Jetzt hab' ich doch ſeit einem halben Jahre keinen vernünftigen Schuß mehr gethan, und muß hier in der langen Weile ſitzen. Und was für einen Genuß haben wir? Einen Schoppen Wein zu trinken. Hol' der Teufel die ganze Wirthſchaft!"

„Ja, und den armſeligen Schoppen Wein nur verſtohlener Weiſe!" ſetzte ingrimmig der Fuhrmann hinzu. „Und für dieſen Schoppen Wein werden wir von dem alten Vieh, der Schilder, noch betrogen und über's Ohr gehauen, daß es eine Schande iſt. Die Hälfte müſſen wir jedes Mal abgeben, und von der anderen Hälfte, die wir unter uns theilen, zieht ſie uns das Meiſte für alte und neue Rechnungen ab."

„Meine Taſchen ſind leer," ſagte der Jäger mit einem troſtloſen Blick in die Höhe. Und während er beide Füße weit von ſich abſtreckte, ſuchte er mit ſeinen beiden Händen in den wirklich leeren Taſchen umher.

„Hat ſie jetzt nicht ſchon an tauſend Gulden der alten Jungfer abgezahlt? und ich bin überzeugt, ſie hat ihre fünfhundert Gulden bei ſich verwahrt liegen, während wir, außer dem Koyfe in der Schlinge, nichts davon übrig behalten haben."

„Das muß anders werden!" ſagte giftig der Jäger und ſpuckte vor ſich auf den Boden.

„Meinſt du wirklich?" fragte Fritz mit einem lauernden Blicke.

Konrad nickte mit dem Koyfe und ſah ſich ſcheu um, dann rückte er ſeinen Stuhl ſo nahe wie möglich neben den des Bruders, beugte ſeinen Mund an deſſen Ohr und ſagte: „Meinſt du denn, ich hätte alles Ernſtes Luſt, mich drüben für die Hexe abzuplagen? Wir ſollen die Arbeit thun und ſie das Geld ein-

ſtecken? Nein, das kann ich dir verſichern, wenn ſie einmal etwas Ordentliches angeſammelt hat, ſo werde ich mich wahrſcheinlich veranlaßt ſehen, nöthigenfalls ſelbſt eine Zwangsanleihe bei ihr zu machen. He! was denkſt du darüber?"

„Vollkommen einverſtanden!" ſagte der Fuhrmann mit einem unangenehmen Lächeln. „Aber um die fünfhundert Gulden iſt es nicht der Mühe werth. Wie iſt's denn mit ihrer größeren Spekulation, von der ſie heute Morgen geſprochen?"

„Die warten wir erſt ab," antwortete Konrad pfiffig lächelnd; „die Briefe dafür ſind bereits geſchrieben."

„Und meint ſie, es werde gehen?" fragte der Fuhrmann.

„Sie zweifelt nicht daran," fuhr Konrad mit Beſtimmtheit fort. „Die ſechshundert Gulden, welche die Strebeling hergegeben, haben dem armen Familienvater und den getreuen Freund aus dem Schuldgefängniſſe befreit. Seine Gläubiger ſcheinen geneigt, einen Vergleich mit ihm einzugehen, wodurch er wieder in den Beſitz des Geſchäftes käme und im Stande wäre, ſeine ſieben oder acht Würmer vor dem Hungertode zu erretten. Aber die Gläubiger ſind nur dann geneigt, etwas für ihn zu thun, wenn ſich Jemand findet, der eine Bürgſchaft übernimmt im Betrage von ungefähr zweitauſend vierhundert Gulden. — Es iſt von der Here, der Schilder, außerordentlich pfiffig, ſtatt baares Geld jetzt eine Bürgſchaft zu verlangen; denn das kommt am Ende für uns auf Eins heraus. Verlangen will ſie auch nicht einmal eine ſolche Bürgſchaft; Gott bewahre! Sie übergibt nur einen lamentablen Brief, wo ſo was von ewigem Abſchied drin ſteht, vom Todtſchießen und dergleichen, und dann wird ſie der Strebeling erklären, ſie wolle mit der Geſchichte nichts mehr zu thun haben. — Gib nur Acht, das wirkt! Die alte Jungfer wird ſie förmlich nöthigen, eine Bürgſchaft von ihr anzunehmen,

und das geht nur in dem Falle, wenn ſie mit vollgültigen Pfandſcheinen oder Schuldbriefen herausrückt. Da ſie obendrein ihr Geheimniß bewahrt haben will, ſo muß ſie die Schilder noch bitten, daß dieſe ſelbſt die Bürgſchaft übernimmt, indem ſie ihr die Pfandbriefe übergibt. Das wird aber die Schilder nur dann thun, wenn ſie zu gleicher Zeit etwas Schriftliches bekommt, worin deutlich zu leſen ſteht, daß ihr jenes Geld von der Jungfer Strebeling zur Bezahlung einer alten Schuld oder dergleichen übergeben wurde.“

„Vortrefflich!“ meinte der Fuhrmann; „wenn die alte Jungfer damit noch heraus rückt, ſo haben wir was Artiges bei einander.“

„Namentlich,“ fuhr bedeutſam der Jäger fort, „wenn wir es zufälliger Weiſe verſtänden, die ganze Summe an uns zu bringen, und zwar mit den anderen, ſchon vorhandenen fünfhundert Gulden.“

„Dafür iſt mir gar nicht bange,“ ſagte der Fuhrmann mit feſtem Tone, „wenn bis dahin meine Geſchichte am Kopf vollkommen in Ordnung iſt.“ Mit dieſen Worten ſchob er den Verband etwas auf die Seite und taſtete mit den Fingern auf der verwundeten Stelle umher. „Wenn ich dahin lange,“ fuhr er fort, „habe ich immer noch einen ganz verfluchten Schmerz; ich meine immer, die Sache iſt noch nicht ganz in der Ordnung; auch des Nachts weckt es mich oft auf, gerade als bohre man mir ein glühendes Eiſen dort hinein. — — O, wenn es mir nur in dieſem Leben vergönnt wäre, jenem Kerl alles das heimzugeben!“

„Glaube mir nur,“ ſagte der Jäger, „der hat auch ſein gutes Theil bekommen. Du hätteſt einmal das Blut auf den Steinen vor dem Fenſter ſehen ſollen; ich hab's den anderen

Morgen gleich abwaſchen laſſen. Es war ganz unnöthig, es da zu laſſen. — Die Alte iſt eine kurioſe Frau, das kann ich dir verſichern: in ihrem Herzen hält ſie doch mehr auf jenen Kerl, wie auf uns, und blos, weil er ihrer ſchönen Tochter nachgelaufen iſt. Hab' hahaha'«

»Sei ſtill!« ſagte der Fuhrmann: »das Hofthor geht auf; die Alte kommt vom Markt.«

Und dem war in der That ſo. Das Hofthor öffnete ſich knarrend, die großen Hunde, welche bis jetzt faul in der Sonne gelegen, ſprangen empor und eilten in luſtigen Sätzen und wedelnd auf die Gebieterin zu: ja ſogar der Haushahn erwachte aus ſeiner ſtillen Betrachtung, hob den Kopf empor, ſchaute ſtolz um ſich und begrüßte die dicke Gemüſehändlerin mit einem majeſtätiſchen Krähen.

Auch in der Haltung der beiden Söhne hatte ſich bei dem Eintritt der Mutter Einiges verändert. Der verwundete Fuhrmann ließ den Kopf auf die Bruſt hangen und ſah offenbar ſehr angegriffen und hinfällig aus. Konrad aber nahm eine große Flaſche mit Bleiwaſſer aus der Taſche und befeuchtete mit demſelben einen ſehr trocken gewordenen Lappen, den er alsdann mit einer großen und wichtigen Handbewegung dem Bruder auf den Kopf patſchte.

Madame Schorrelmann ſchien ſich in ihrer guten Laune zu befinden. Sie hatte offenbar einen guten Markttag gehabt, was denn auch an den leeren Körben zu ſehen war, welche zwei Mägde hinter ihr drein trugen. Vor ihren beiden Sprößlingen blieb die Mutter einen Augenblick ſtehen, ſtemmte ihre Arme in die Seiten und ſagte lächelnd: »Nun, wie ſteht's aus? Heilt's tüchtig? Es wäre Zeit, daß die Geſchichte einmal zu Ende gienge.«

»Ja, mir wär's auch ſchon recht,« brummte der Fuhrmann,

und der Jäger ſetzte mit ſehr wichtigem Tone hinzu: „Und mir erſt! Ich muß geſtehen, das Krankenwärterſpiel iſt nicht meine Paſſion.“

Auch Katharine kam hinter der Mutter vom Markte zurück. Sie hatte ein kleines leeres Körbchen in der Hand, und ihr großer Strohhut hieng an einem rothſeidenen Bande an dem rechten Arme. Ihr folgten noch ein paar Colleginnen der Mutter, welche ebenfalls, ihr Bedauern ausdrückend, vor den beiden Brüdern ſtehen blieben.

Katharine aber, ohne ſich viel nach ihnen umzuſehen, ſchritt mit erhobenem Kopfe bei den Beiden vorbei und ſtieg die Wendeltreppe hinauf in ihr Zimmer.

„Nun, wie geht's, Herr Schoppelmann?“ fragte eines der Weiber; „bald wieder geſund und munter?“ Und eine andere ſetzte hinzu: „Ach, ſo ein junges Blut reißt ſich bald wieder heraus!“

Auf dieſe theilnehmend ſein ſollenden Aeußerungen der beiden Weiber murmelte der ältere Herr Schoppelmann etwas zwiſchen den Zähnen, was ein argloſes Herz für einen Dank wegen gütiger Nachfrage hätte hinnehmen können. Wir aber, die wir uns der ſtrengſten Wahrheit befleißigen, ſind leider in dem Falle, eingeſtehen zu müſſen, daß die Aeußerung des Fuhrmanns ſo viel beſagte als: ſie ſollten ihn zufrieden laſſen und ſeinetwegen zum Teufel gehen.

Hierauf folgten die beiden Weiber der dicken Gemüſehändlerin, und alle Drei begaben ſich in die uns bekannte Vorhalle.

Wir hatten ſchon vorhin Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß das Marktgeſchäft heute äußerſt gut von Statten gegangen zu ſein ſchien, und dem war auch ſo. Frau Schoppelman hatte nicht blos ihren eigenen Gemüſeſtand an Kleinhändlerinnen und tägliche Kunden ausverkauft, ſondern auch die Waaren der ihr

zugethanen Nachbarinnen waren unter ihrer Protektion ebenfalls aufs Schnellſte verkauft worden.

„Es iſt ein wahrer Segen,“ ſagte eines von den Weibern in der Vorhalle zu der dicken Frau, „wenn man mit Euch zu thun hat; da fliegt Alles nur ſo weg, und während die Anderen noch bis heute Abend draußen ſtehen müſſen, wo ihnen Alles verdorrt und verwelkt, ſind wir ſchon um zwei Uhr fertig; ja es iſt wahrhaftig ein offenbarer Segen bei Eurer Sacke.“

Die Gemüſehändlerin hatte ſich an ihren Tiſch niedergelaſſen, einestheils um mit ihren Colleginnen abzurechnen, anderntheils weil ſie ermüdet war, und drittens, weil es einiger Maßen ihr Hochmuth und Stolz war, wenn die anderen Weiber ſtehend mit ihr verkehrten. Heute aber lud ſie die beiden Weiber durch eine Handbewegung und ein freundliches Wort ebenfalls zum Niederſitzen ein.

„Ja, ja,“ ſagte ſie nach einer Pauſe; „unſer Herrgott iſt wirklich gnädig gegen eine arme Wittfrau und gibt ſeinen Segen, daß mein Geſchäft ſo ziemlich gedeihen kann. Aber ach, du lieber Himmel! es iſt nichts vollkommen auf der Welt, und wo einem hier gegeben wird, da wird einem da wieder genommen.“

Hier ſeufzte die dicke Frau, und die beiden anderen Weiber ſeufzten ebenfalls, ohne eigentlich genau zu wiſſen, warum.

„Ich kenne Euch Beide ſchon längere Jahre,“ fuhr das Oberhaupt des Gemüſemarktes fort, „und habe Euch von jeher als rechtſchaffene Weiber kennen gelernt; deßhalb will ich nun auch Euren Rath in einer für mich beſonders wichtigen Angelegenheit hören.“

Die beiden Weiber horchten geſchmeichelt auf, und während die Eine demüthig ihren Kopf neigte, als wolle ſie ſagen, ſie ſei ganz zu den Befehlen ihrer reichen Collegin, legte die Andere

feſt und ſicher die Hand auf den Tiſch, ſchaute keck in die Höhe und ſchien damit andeuten zu wollen: Ihr wißt, daß ich mich vor dem Teufel nicht fürchte; meinen Rath ſollt ihr haben, gerade heraus, mögt Ihr ihn annehmen wollen oder nicht!

„Ihr alle habt die verdrießliche Geſchichte mit meiner Katharine gehört,“ ſagte die dicke Frau, indem ſie ihre Ellbogen auf den Tiſch ſtützte. „Ihr habt ſie von den Leuten draußen gehört, und ich habe Euch geſagt, was Wahres daran iſt. Das iſt nun freilich ſchon genug, um Jemand außer ſich zu bringen; aber es iſt doch nicht ſo arg, wie ich mir Anfangs gedacht. Ich habe die Wahrheit in der ganzen Geſchichte auch erſt ſo nach und nach erfahren, ſonſt wäre ich an dem Abend ganz anders aufgetreten.“

„Ja, das muß ich ſagen,“ meinte die Frau mit dem erhobenem Kopfe und dem herausfordernden Weſen, „an dem Abend ſeid Ihr zu gut geweſen, und wenn es mich hätte mein Leben gekoſtet: todt hätt' er ſein müſſen.“

„Ach, Nachbarin,“ ſagte die andere Frau, die demüthig ſcheinende, „er ſoll ja auch ſo gut wie todt ſein; ſo ſagt man wenigſtens, er liege in D. übel, ſehr übel zugerichtet.“

„Narrenpoſſen!“ entgegnete Madame Schoppelmann. „Wen meint Ihr denn eigentlich? Von wem ſprecht Ihr?“

„Nun, von dem Herrn Eugen,“ ſagte die Herausfordernde; „von dem ſprach doch Ihr auch, als Ihr vorhin ſagtet, es wär' Euch leid, daß es an jenem Abend nicht noch ganz anders gekommen ſei.“

„Allerdings,“ ſagte die Gemüſehändlerin, „aber ich wollte mich ausdrücken, es ſei mir eigentlich leid, daß dem jungen Menſchen bei der Geſchichte ſchon ſo viel geſchehen ſei, als ihm geſchehen.“

„Iſt er denn wirklich ſo arg zugerichtet?“ fragte die Demüthige.

„Ein Arm ſoll gleich hin geweſen ſein,“ gab die Andere mit trotzig aufgeworfenem Munde zur Antwort, und dabei griff ſie nach einem Meſſer, als fühle ſie nachträglich noch ein Privat-Mordgelüſte. „Ein Arm ſoll gleich hin geweſen ſein,“ wiederholte ſie und florfte mit der Klinge auf den Tiſch, „und zwar der linke, glaube ich, und den rechten Fuß hat man, wie man mir erzählte, den anderen Morgen gleich abnehmen müſſen.“

„Ihr ſeid ein recht albernes Weibsbild, Frau Klingler!“ ſagte ärgerlich die Gemüſehändlerin. „Wie kann man ſich nur ſo dummes Zeug vorſchwätzen laſſen? Gott ſoll mich in Gnaden bewahren! Wenn das wahr wäre, ſo hätte ich meiner Lebtag keine ruhige Stunde mehr.“

„Alſo, 's war nicht ſo ſchlimm?“ fragte die Demüthige mit ſanftem Geſichtsausdrucke, „ich habe mir das wohl gedacht.“

„Mir aber hat man erzählt,“ fuhr Frau Klingler fort, „er ſei übel zugerichtet worden. Nun, wenn dem nicht ſo iſt und er mit dem blauen Auge davon kam, da glaub' ich wohl, wie Ihr vorhin ſagtet, es thu' Euch leid, daß die Geſchichte nicht anders gekommen ſei. Ja, mir thät' das auch leid, das muß ich ſchon ſagen.“

„Schwätzt doch nicht immer ſo in den Tag hinein!“ ſagte ärgerlich Madame Schorrelmann und ſchlug mit der Fauſt auf den Tiſch: „laßt mich doch auch einmal zu Wort kommen und verſteht mich recht! Wenn ich vorhin ſagte, es thäte mir leid, daß die Geſchichte ſo gekommen iſt, wie ſie kam, ſo wollt' ich damit ſagen, daß es mir unangenehm iſt, daß dem jungen Menſchen überhaupt von meinem Hauſe etwas Widerwärtiges geſchah; denn ruhig überlegt, hat er eigentlich die allerwenigſte

Schuld gehabt; meine beiden Galgenstricke da draußen haben die Sache wieder angezettelt.«

»Ah!« rief Madame Klingler und legte ihre Hände in den Schoß.

»Seht Ihr wohl!« sagte die Demüthige; »das habe ich mir doch gleich gedacht. Der arme junge Mensch hat gewiß keine Schuld gehabt.«

»Keine Schuld habe ich eigentlich nicht gesagt,« antwortete die Gemüsehändlerin. »Aber so junge Leute nehmen dergleichen Sachen nicht scharf, so den Bürgermädeln nachzulaufen und ihnen den Hof zu machen, das halten sie obendrein noch für ein verdienstliches Werk.«

»Das weiß Gott!« sagte eifrig Madame Klingler; »darüber kann ich auch der Welt eine Geschichte erzählen, eine traurige Geschichte, ehe ich den seligen Klingler geheirathet. — — Da war ein Offizier . . .«

»Ja, wir wissen das schon,« sagte Madame Schoppelmann, mit der Hand von sich weisend. »Ihr habt mir das schon oft erzählt; aber mit meiner Katharine ist es doch ganz anders.«

»Natürlich,« sagte die Demüthige, »ganz anders: Frau Klingler, das muß sie zugeben.«

Madame Klingler that demgemäß auch, d. h. sie schwieg still; doch stieß sie, an jene Geschichte und den Offizier denkend, den sie vor dem seligen Klingler gekannt, einen tiefen Seufzer aus.

»Die Sache ist also die,« nahm Madame Schoppelmann wieder das Wort. »Der junge Mensch ist meiner Katharine auf Schritt und Tritt nachgelaufen. Ihr Leute habt mir das selbst oft erzählt.

»Gewiß,« warf Madame Klingler dazwischen, »ich hätte es nicht übers Herz bringen können, Euch das zu verschweigen,

obgleich — das muß ich jetzt doch ſchon geſtehen — der junge Menſch ſich immer ſehr ordentlich und anſtändig aufgeführt."

„Ach ja," ſeufzte die Demüthige, „es war etwas Rührendes darin. Du lieber Gott, es iſt für mich doch gerade wie heute Morgen geſchehen, als die Katharine meinem Buben, dem Fritzle, ein kleines Kränzchen von Vergißmeinnicht geſchenkt, und als der Herr Stillfried gerade dazu kam. Hat er nicht dem Kinde einen ganzen Gulden geſchenkt und iſt darauf ganz glücklich fortgegangen, d. h. der Herr Eugen nämlich; mein Bub' war aber auch zufrieden, denn . . ."

Madame Schoppelmann rückte auf ihrem Stuhle ungeduldig hin und her; ihre Hände ſuchten die Hüften, und ſie rief mit ſehr lauter Stimme: „Aber ums Himmels willen, unterbrecht mich doch nicht ewig! Wenn Ihr ſo fortfahren wollt, ſo kommen wir ja nicht zu Ende."

„Das iſt wahr," ſagte Frau Klingler und warf der Demüthigen einen ernſten Blick zu; dieſe dagegen der Frau Klingler einen ſanften, worauf die dicke Gemüſehändlerin fortfuhr:

„Nun hat aber," ſagte ſie, „der Herr Stillfried gar nicht die ſchlechten Abſichten gehabt, wie mich der Bub', der Konrad, wollte glauben machen; ich weiß das jetzt ganz genau, und wenn durch jenen unangenehmen Abend das Glück der Katharine verſcherzt iſt, ſo bin ich, leider Gottes! ganz allein dran Schuld."

„Sieht Sie, Schoppelmann, ſieht Sie," antwortete eifrig Madame Klingler, „das kommt von Ihrer traurigen Heftigkeit! So armen jungen Leuten muß man ein anſtändiges Plaiſir gönnen, und nicht gleich mit dem Knittel drein ſchlagen."

„Halt' Sie ihr Maul!" ſagte Madame Schoppelmann ſo ſanft wie möglich; „ich hätte Sie an meiner Stelle ſehen wollen; da läuft einem das Blut über. Nicht wahr, Frau Claaſen?"

„Allerdings," entgegnete die alſo Angeredete. „Aber die Frau Klingler hat keine Kinder.

„Weil ſie mir leider geſtorben ſind," ſeufzte dieſe; „gleich nachdem ich den ſeligen Klingler geheirathet. Ich hatte mit dem Mann gar kein Glück."

„Sie haben dem Herrn Stillfried einen Brief geſchrieben'" rief Madame Schoppelmann mit außergewöhnlicher Stimme. „Wer, das habe ich nicht herausgebracht; aber ich bin feſt überzeugt, die Beiden da draußen. Sie haben ihm geſchrieben, meine Tochter, die Katharine, hätte ihm etwas ſehr Wichtiges mitzutheilen und erwarte ihn Abends um neun Uhr auf ihrem Zimmer. Darauf iſt denn der arme Narr gekommen; ich hätte aber auch den ſehen mögen, der einer ſolchen Einladung nicht gefolgt wäre'" — Dabei erhob ſie ſtolz ihr Haupt und ſah die beiden Weiber wie fragend an.

Dieſe machten es unter ſich ebenſo, und wir ſind vollſtändig überzeugt, wenn Madame Klingler auf dem Geſichte der Demüthigen den geringſten Zweifel in das Wort der Madame Schoppelmann bemerkt hätte, ſo würde es eine heftige Scene gegeben haben.

Aber dieſe ſagte mild lächelnd. „Das muß ſchon wahr ſein; darauf hin wär' die ganze Stadt gekommen, Grafen und Herren."

„Er kam alſo," fuhr die Gemüſehändlerin voll Selbſtgefühl fort, „und das Weitere wißt Ihr, leider Gottes! ſo gut wie ich."

„Der arme junge Menſch!" ſeufzten die beiden Weiber, dieſes Mal von der gleichen Geſinnung beſeelt.

„Nachdem nun das Unglück einmal geſchehen war," fuhr Madame Schoppelmann fort, „und ich der feſten Meinung war, Katharine ſei ebenfalls mit im Einverſtändniß und deßhalb auch

im Unrecht, ſo zwang ich das Mädel, ihren Bruder während der Krankheit zu pflegen, und das war unter beſagten Umſtänden nicht gut, es war hart von mir."

„Es war ſehr hart," ſagte beſtimmt Madame Klingler und ſchaute die Demüthige herausfordernd an, ob ſich dieſe vielleicht unterſtände, anderer Meinung zu ſein."

„Durch dieſe Geſchichten iſt mir nun das ſonſt ſo gute und folgſame Mädel ganz rappelköpfiſch geworden, und wenn ich nicht mit Gewalt an mich halten müßte, ſo gäbe es oftmals arge Händel."

„Sieht Sie wohl, ſieht Sie wohl?" konnte ſich Madame Klingler zu ſagen nicht enthalten.

„Mit ihren beiden Brüdern," ſprach Madame Schoppelmann weiter, „kommt ſie natürlicher Weiſe gar nicht mehr aus; ich begreife es vollkommen, daß ſich ihr Alles im Kopf herumdreht, wenn ſie den Fuhrmann anſieht, der zuerſt nach dem Herrn Stillfried geſchlagen."

„Das begreife ich auch vollkommen," ſagte die Klingler mit einer Beſtimmtheit und Ruhe, welche deutlich anzeigte, daß ſie entſchloſſen, ſich nicht wieder über das Maul fahren zu laſſen, ſondern um jeden Preis ihre Meinung zu ſagen. „Das begreife ich," wiederholte ſie, „ich habe damals mit dem Offizier eine ähnliche Geſchichte gehabt. Dem klemmte mein Bruder beinahe einen Finger ab, ebenfalls an meinem Fenſter, worauf ich augenblicklich in Ohnmacht fiel, dann mich aber anders beſann, in die Höhe ſprang und ihm — meinem Bruder nämlich — das Geſicht ſo arg zerkratzte, daß er ſich während vier Wochen nicht konnte ſehen laſſen."

„Thu' Sie mir den einzigen Gefallen und ſchweig Sie mir endlich von Ihrem Offizier und von Ihrer ganzen Leidensge-

ſchichte!“ ſagte Madame Schorrelmann ſehr ernſt. „Ich habe Sie und Frau Claaſen daher gebeten, weil Ihr ein paar rechtſchaffene Weiber ſeid, um Eure Anſichten, Euren Rath zu hören, aber zu ſonſt nichts. Vergeßt das nicht!“

„Ja, Ihr müßt das nicht vergeſſen,“ ſagte die Demüthige, worauf Madame Klingler antwortete:

„Nein, ich werd's wahrhaftig nicht vergeſſen.“ — Doch dachte ſie bei dieſen Worten an ihre harmloſe Jugendzeit, an den Offizier mit dem eingeklemmten Finger und an den Bruder mit der zerkratzten Naſe.

„Nein, es thut ſich länger nicht,“ ſagte hierauf Madame Schorrelmann nach einem kleinen Nachdenken und mit einem tiefen Seufzer. „So leid es mir in meinen alten Tagen noch iſt, das Mädel nicht mehr um mich zu ſehen, ſo muß ſie doch fort aus dem Hauſe hier. Nur weiß ich nicht, was ich mit ihr beginnen ſoll, ob ich ſie auf das Land zu meinem Bruder thue oder ob ich ihr irgend einen Dienſt ſuche. Und darüber möchte ich Euren Rath haben. Jetzt ſprecht, was meint Ihr davon?“

Madame Klingler warf den Kopf in die Höhe und ſah die Demüthige ſtolz und herausfordernd an. Obgleich ſie ſich ſelbſt natürlicher Weiſe noch keine Anſicht gebildet hatte, ſo wartete ſie doch begierig auf ein Wort aus dem Munde der Madame Claaſen, um dieſe augenblicklich bekämpfend, der entgegengeſetzten Meinung zu ſein.

Madame Claaſen aber faltete demüthig ihre Hände, und während ſie die Schultern hoch empor zog, ſenkte ſie den Kopf tief herab auf ihr Halstuch. Dann blickte ſie Madame Schorrelmann von der Seite an und ſagte gar nichts.

„Nun,“ fuhr die Gemüſehändlerin nach einer längeren

Pauſe fort, „was denkt ihr darüber? Sprecht Ihr zuerſt, Frau Klingler! Seid Ihr für das Land oder für den Dienſt?“

„Ja,“ ſagte die alſo Aufgeforderte nach einem augenblicklichen Stillſchweigen, „alſo daß die Katharine überhaupt aus dem Hauſe ſoll, das ſteht feſt bei Euch!“

„Unwiderruflich!“ antwortete die Mutter.

Hierauf verſank Madame Klingler in ein tiefes Nachdenken; denn ſie hoffte, Madame Schoppelmann würde während deſſelben mit ihrer eigenen Anſicht herausrücken und ihr ſolcher Geſtalt erlauben, ſich derſelben anzuſchließen. Da aber die Gemüſehändlerin, die Antwort der Madame Klingler erwartend, ebenfalls ſtill ſchwieg, die demüthige Frau Claaſen es aber am allerwenigſten wagte, ihre perſönliche Meinung Preis zu geben, ſo entſtand eine große Pauſe, welche ſich unter den obwaltenden Umſtänden wahrſcheinlich ins Unendliche ausgedehnt hätte, wenn in demſelben Augenblicke nicht ein Mann unter der Thüre der Vorhalle erſchienen wäre, der den Namen der Madame Schoppelmann ausrief.

Da das einzige Fenſter in dem Gemache zu wenig Licht herein fallen ließ, um Jemand augenblicklich erkennen zu können, namentlich wenn dieſer unter der Thüre ſtand und ſo auch von dort das volle Licht abhielt, ſo war es der Gemüſehändlerin, trotzdem, daß ſie ihre rechte Hand wie einen Schirm über die Augen hielt, nicht möglich, zu wiſſen, wer dort ſtand und wer ihren Namen gerufen.

„Nun, das muß ich ſagen,“ rief der Eintretende luſtig, „Ihr ſcheint Eure alten Freunde ſchnell vergeſſen zu haben, Frau Schoppelmann! Kennt Ihr denn den Jakob nicht mehr? Sollt' Euch doch Euer Herz ſagen, daß ich's bin. Alte Liebe roſtet nicht! ſo heißt's wenigſtens im Sprichwort.“

„Ei, der Jakob!“ rief luſtig die Gemüſehändlerin und erhob ſich ſo ſchnell wie möglich von ihrem Sitze. „Wo kommt Er her? Weiß Er wohl, daß Er ein Schalk iſt, ſolche Dinge von alter Liebe da vor den beiden Weibern auszuplaudern!“

Madame Claaſen und Madame Klingler, die ſich vor der Livree des herrſchaftlichen Bedienten reſpektvollſt erhoben, kicherten leiſe über dieſen ungeheuren Spaß, und die Demüthige erlaubte ſich, die Bemerkung zu machen: „So alſo kommt man hinter Eure früheren Geſchichten, Frau Schoppelmann!“

„Das iſt ſchon lange her,“ ſagte lächelnd der Bediente, „und war Alles in Ehren mit der damaligen Jungfer Margareth; konnte nichts machen: der ſelige Schoppelmann war der Glückliche.“

„Nun, ſetzt Euch einmal daher,“ antwortete vergnügt die dicke Frau und machte dazu einen tiefen Knix, „wenn es dem Herrn Kammerdiener anders recht iſt, in ſo geringer Behauſung einen Stuhl zu nehmen.“

Die beiden weiblichen Räthe der Frau Schoppelmann wußten in dieſem Augenblicke nicht, wie ſie ſich zu benehmen hatten. Sie knixten ebenfalls und waren im Begriff, ſich knixend und rückwärts zur Thüre hinaus zu ziehen; doch ſagte Jakob, der ihre Abſicht merkte: „Ich will die Damen durchaus nicht ſtören; ich habe auch im jetzigen Augenblicke zu einer längeren Unterredung nicht die Zeit; was aber,“ ſetzte er bedeutſam hinzu, „durchaus nichts zu ſagen hat, denn ich werde bald Gelegenheit haben, Euch wieder zu ſehen. — Ich komme in einem Auftrag der Frau Staatsräthin an Euch; ſie läßt Euch nämlich erſuchen, heute Nachmittag ſo gegen vier Uhr mit Eurer Tochter, der Katharine, zu ihr zu kommen.“

Hätte man in dieſem Augenblicke der Frau Schoppelmann

geſagt, draußen auf offenem Markt tanze der Rathhausthurm auf dem Pflaſter umher, ſie hätte ſich nicht mehr gewundert, als über dieſe Botſchaft. Sie wußte anfänglich nicht, was darauf zu antworten ſei, und behalf ſich ſtatt der mangelnden Worte mit einem neuen, tieferen Knixe.

Die beiden anderen Weiber ſahen, gerade ſo verblüfft von dem eben Gehörten, hierin eine Aufforderung, gleichfalls zu knixen, und thaten es ſo ehrerbietig wie möglich. Doch gewährten dieſe drei Knixe einen mannigfaltigen Anblick, und während die der Madame Klingler und der Madame Claaſen in die Tiefe giengen, ſchien Madame Schorrelmann auf eine außergewöhnliche, noch nie dageweſene Art in die Breite zu knixen.

Jakob nahm dieſe Höflichkeitsbezeugung ſehr herablaſſend auf, ſchützte aber dringende Geſchäfte vor und entfernte ſich eilig mit der Bemerkung, Madame Schorrelmann und Katharine möchten um vier Uhr ja nicht fehlen.

Die Gemüſehändlerin hatte kaum ſo viel Ueberlegung, den ſo ſchnell entſchwundenen alten Freund bis an die Schwelle des Gemachs zu begleiten. Das Anerbieten von einem Gläschen Liqueur blieb ihr auf der Zunge ſtecken und wurde erſt gemacht, als Jener das Hofthor ſchon längſt hinter ſich hatte, auch großmüthiger Weiſe nicht mehr zurückgezogen, als die beiden Weiber, es auf ſich beziehend, freundlichſt bejahend dankten.

Madame Schorrelmann rückte nun auch wirklich, aber wie im Traume, mit einer großen Flaſche hervor, ſchenkte drei Gläschen voll ein, ſank dann auf ihren Stuhl nieder und ließ die Hände in den Schooß fallen. — „Um vier Uhr mit der Katharine!“ ſagte ſie und ſchaute kopfſchüttelnd die beiden Weiber an.

„Das muß ich ſagen,“ meinte Frau Klingler, „das iſt eine ſehr merkwürdige Geſchichte; das hat jedenfalls was zu bedeuten.“

„Zu bedeuten hat's was,“ pflichtete die demüthige Frau Glaasen bei und nahm heimlicher Weise einen großen Schluck aus ihrem Glase.

„Aber der Katharine muß ich es doch jetzt schon sagen,“ rief schnell aufstehend die Gemüsehändlerin. Damit eilte sie zur Thüre hinaus an die kleine steinerne Treppe und rief mehrere Male den Namen ihrer Tochter.

Als die Mutter wieder zurück in die Vorhalle gieng, kam die Tochter die Treppe herab und trat in das Gemach, wo sie von den beiden Weibern mit Freundlichkeit, ja mit einem Anflug von Hochachtung begrüßt wurde.

Wenn auch Katharine nicht mehr so entsetzlich bleich aussah, wie an jenem Tage, wo wir sie zuletzt gesehen, und wenn auch das tiefe Weh, das damals aus ihren Augen zuckte, vor einem schmerzlichen Zuge verschwunden war, der jetzt um ihren verschlossenen Mund spielte, so sah man doch ihrem ruhigen, leidenden Blicke an, wie vielen Kummer das Mädchen in letzter Zeit gehabt, und eine Vergleichung gegen sonst und jetzt mußte für den ruhigen Beschauer wahrhaft erschütternd sein. Das waren freilich noch die glänzenden Augen von ehemals; doch hatte das Mädchen die langen Wimpern tief gesenkt, und die ganze Welt schien ihr in diesem Augenblicke nicht mehr der Mühe werth zu sein, sich froh darin umzuschauen. Ihr Mund, der sonst so heiter geöffnet war und wo die frischen Lippen und weißen Zähne glänzten, wie ein Strauß von weißen und rothen Rosen, die noch nichts berührt hat, als der herabfallende Morgenthau, war jetzt ernst geschlossen und zeigte höchstens ein wehmüthiges Lächeln; ja der Körper des schönen Mädchens, sonst so elastisch und frisch beweglich, schien alles Leben verloren zu haben; denn Katharine, die sonst in voller Kraft der Jugend auftrat, ein Bild der frische-

ſten Geſundheit, ſchlich jetzt verdroſſen und ſtill umher, und ſie, die früher ſo feſt, ja herausfordernd Jedem gegenüber trat und zum Gruße leicht und lächelnd mit dem Kopfe nickte, trat jetzt, ohne ein Wort zu ſprechen, vor die Mutter hin und ſtützte ſich, wie ermüdet, mit der Hand auf den Tiſch, was ſie vordem nie gethan.

Wenn Katharine von der Botſchaft, die man ihr nun mittheilte, auch nicht ſo außerordentlich erfreut und überraſcht ſchien, wie ihre Mutter, ſo malte ſich doch ein Erſtaunen, und keineswegs ein unangenehmes, in ihren Zügen.

Madame Klingler ſtellte ſich vor ſie hin, ſtemmte ſehr herausfordernd die beiden Arme in ihre Seiten und ſagte: „Nun, mein Schatz! was meinen Sie dazu, Jungfer Katharine?“ Dann wandte ſie ſich an die Mutter, hob vielſagend die rechte Hand in die Höhe und fuhr in einem Tone fort, der ein Widerſprechen von vorn herein abſchneidet: „Ihr könnt mich nun meinetwegen für eine alte Gans erklären oder nicht, ſo viel iſt gewiß und das ſteht feſt: die Staatsräthin hat Euch nicht umſonſt mit Euer Tochter rufen laſſen. Gebt nur Achtung, da hat ſich was zugetragen — am Ende iſt der Herr Eugen mit ſeiner Mutter ausgeſöhnt, und wir können morgen ſchon unſer Compliment der gnädigen Frau machen.“ — Bei dieſen Worten ſah ſie die demüthige Frau Glaaſen mit wahrhaft wildem Blick an, hoffend, dieſelbe würde ſich unterſtehen, irgend welche Einſprache gegen ihre Worte zu machen.

Doch mochte die Demüthige dieſelben Gedanken hegen, wie ihre Collegin, oder nicht, genug, ſie ſagte kein Wort, wiſchte ſich aber wehmüthig die Augen, trank ihr Schnapsglas leer und deutete alsdann auf ihr Herz, als wollte ſie ſagen: hier ſteht's geſchrieben!

Madame Klingler, die sehr in der Laune war, einen kleinen Streit anzufangen, hätte gewiß gar zu gern gefragt, was denn eigentlich da geschrieben stehe; doch hob Madame Schoppelmann die Sitzung auf und verabschiedete die beiden Weiber.

Katharine gieng in ihr Zimmer zurück, setzte sich mit gefalteten Händen an ihr Fenster, und wenn auch zuweilen in ihrem Herzen etwas aufzucken wollte wie ein früherer glücklicher Gedanke, wie das Bild eines neuanbrechenden sonn- und rosenbeglänzten Lebenstages, so zerriß doch gleich darauf ein heftiger Schmerz diese glückseligen Phantasieen, sie preßte die rechte Hand fest auf ihr wild klopfendes Herz und sagte: Er hat mir ja nicht die geringste Nachricht von sich gegeben, er hat mir ja nicht ein einziges Wort geschrieben, nicht einmal zwei kleine Worte — — er hat mich vergessen!

Achtunddreißigstes Kapitel.

Der geneigte Leser lernt das Wirthshaus zur wilden Rose, sowie kleine Theaterverhältnisse näher kennen.

Das Gasthaus zur wilden Rose, an welches wir den geneigten Leser in einem der vorhergehenden Kapitel führten, lag fast am äußersten Ende des bedeutenden Dorfes, dessen erster Gasthof, Post- und Schauspielhaus es zugleich war. Das Haus an sich war groß und geräumig, hatte im unteren Stock bedeutende Räumlichkeiten für Schenkstuben verschiedener Grade; so z. B. war eine da für die durchreisenden Fuhrleute mit ihrem Anhange, eine zweite für die Bauern, die hier ihren Schoppen tranken, eine dritte für die Honoratioren, als: den Schultheißen, den Schulmeister, den Förster oder auch zuweilen den Pfarrer, und an dieses stieß noch ein kleines Gemach, für vornehme Fremde bestimmt, die hier abgesondert ihr Mittag- oder Abendessen verzehren wollten.

Diese verschiedenen Zimmer waren ihrem Range nach auch verschieden ausgeschmückt. Während sich in dem Fuhrmanns-

zimmer und dem darauf folgenden Gemache neben hölzernen Tiſchen und Bänken an den Wänden nur ein alter Kalender befand, ſah man in dem dahinter befindlichen Raume, wenn auch die Möbel die gleichen waren, die Wände doch ſchon beſſer verziert; denn hier prangte eine Geſchichte der heiligen Genovefa mit Hirſchkuh, Schmerzenreich und Golo, dem Grauſamen, Alles ſauber und bunt colorirt, mit ſchönen rührenden Unterſchriften, welche von den Bauern und den zahlreichen Fliegen ſehr aufmerkſam durchgeleſen wurden. Das Honoratiorenzimmer hatte ſchon Seſſel, deren Sitz mit braunem Leder überzogen war, einen Tiſch mit grünem Wachstuche, und an den Wänden die Bildniſſe der königlichen Familie in einer ſauberen, im nahen Städtchen verfertigten Lithographie, welche nur den einzigen Fehler hatte, daß man nämlich bei ihrem Anblicke auf die Vermuthung kommen konnte, ſämmtliche Glieder dieſer erlauchten Familie, wie ſie hier abconterfeit waren, litten an leiblichen Gebrechen; denn während die Einen ſchielten, hatten die Anderen einen verdrehten Hals oder hohe Schultern, oder an Armen und Beinen verſchiedene bis jetzt unentdeckte Gelenke. Ja, Seine Majeſtät der König, im grauſamſten Waffenſchmuck, ſaß auf einem Pferde, welches, ruhig ſtehend, eine ſolche entſchiedene Neigung zum Umfallen zeigte, daß ein getreuer Unterthan nicht im Stande war, dieſes Bild ohne Schrecken anzuſehen.

Im letzten Zimmer hieng das Bildniß der Wirthin des Hauſes, in der That recht ſauber gemalt, vor langen Jahren von einem durchreiſenden Künſtler verfertigt, welches dem heutigen Beſchauer einen Begriff davon gab, welch' hübſche Frau die Wirthin zur wilden Roſe damals geweſen war. Wenn wir vielleicht auch annehmen können, daß der Künſtler, der ſich in dem wild romantiſchen Thale länger aufhielt, als er Anfangs gewollt, der

ſchönen Wirthin in jeder Hinſicht, alſo auch bei Anfertigung dieſes Portraits, geſchmeichelt habe, ſo wollen wir doch den Worten des alten Schulmeiſters Glauben ſchenken, der uns auf Befragen hoch und theuer verſicherte, es habe nichts Liebenswürdigeres, Luſtigeres und Hübſcheres gegeben, als die Wirthin, die Frau Roſel. Ja, wenn man mit dem Schulmeiſter näher bekannt wurde und das eben angedeutete Geſpräch weiter verfolgte, ſo konnte man leicht auf die Vermuthung gerathen, als ſei dieſe große Liebenswürdigkeit der Wirthin daran Schuld geweſen, daß ſich der regierende Lehrer des Dorfes niemals verheirathete.

Wer aber noch Zweifel geſetzt hätte in die Worte des Schulmeiſters, der brauchte ſich nur die Mühe zu geben und Frau Roſel mit Kennerblick zu betrachten, ſo fand er ſelbſt das, was in dieſen ſpäteren Jahren von ihrer Schönheit und Poſſierlichkeit übrig geblieben war, noch ſo bedeutend und wichtig, daß er gewiß geneigt war, dem damals durchgereisten Maler aufs Wort zu glauben und das Portrait im vornehmſten Gaſtzimmer für vollkommen echt und untadelhaft zu halten.

Frau Roſel war Wittwe, und obgleich ſich ihr Name „Roſel“ von ihrem Vornamen „Roſalia“ herſchrieb, ihr Familienname aber ganz anders lautete, ſo hatte man ſich doch ſo daran gewöhnt, nur von der Frau Roſel zu ſprechen, daß man den wirklichen Namen darüber ganz vergaß. Ja, bei öffentlichen Verhandlungen, wenn z. B. von ihrem Anweſen oder von ihren Gütern die Rede war, las man in den Blättern nicht anders, als etwa: der Krautacker der Frau Roſel, oder: die hintere Hausecke der Frau Roſel u. ſ. w. Selbſt ihre einzige Tochter, welche man in der Taufe „Maria“ nannte, wurde von Leuten, die nicht auf ſo vertraulichem Fuß mit ihr ſtanden, um ſie bei ihrem Vornamen nennen zu dürfen, Jungfer Roſel genannt.

Die Mutter Rosel war eine große starke Frau, sehr rund und sehr dick. Man hätte sie für eine entfernte Anverwandte von unserer guten Freundin, Madame Schorrelmann, halten können; doch war die Wirthin weit proportionirter, auch lange nicht mit derselben Körperfülle bedacht. Dabei waren Beide im Temperament vollkommen von einander verschieden. Es gab nämlich nichts Vergnügteres und Lustigeres, als das ewig heitere Gesicht der Wirthin. Ihre Augen glänzten vor Fröhlichkeit, ihr Mund war immer zum Lachen geöffnet und zeigte dabei sehr weiße Zähne, deren sich kein junges Mädchen hätte zu schämen gehabt. Dabei hatte die Frau das unschätzbare Geschenk von ihrem Schöpfer erhalten, daß es ihr nicht möglich war, etwas, das ihr in diesem Leben vorkam, lange von einer ernsten Seite zu betrachten. Sie nahm fast Alles für einen köstlichen Spaß auf, und wenn sie sich auch über etwas im ersten Augenblicke ärgerte, so dauerte das nicht viele Sekunden, und es war ihr gelungen, etwas Komisches daran aufzufinden, worüber sie herzlich lachen konnte.

Das Wirthshaus zur wilden Rose lag nicht ganz auf dem Grunde des Thales, sondern auf einem kleinen Hügel, etwas höher, als die übrigen Häuser des Dorfes. Man übersah das Letztere von den Fenstern des Wirthshauses, sah, wie sich der schlanke Kirchthurm aus den Stroh- und Ziegeldächern hervorhob; man überblickte das ganze Thal bis an die gegenüberliegende Bergwand, und wenn die Augen dort einem Wege folgten, der bald offen dalag, bald sich zwischen Bäumen und Felsen versteckte, so sah man das prächtige Schloß, welches die Anhöhe krönte, gerade vor sich liegen.

Der Karren des Schauspieldirektors war gestern Abend wohlbehalten angekommen, ein paar Stunden später auch der große Wagen mit dem Reste der Gesellschaft, mit Dekorationen,

Requiſiten und Koſtumen. Frau Roſel hatte ihren alten Bekannten lachend empfangen, und ihm, ſowie ſeiner Geſellſchaft, auf das Billigſte recht ordentliche Zimmer angewieſen. Auch hatte ſie ſogleich Befehl gegeben, den großen Tanzſaal im Hinterhauſe, der während des Sommers zur Aufbewahrung von allerlei Geräthſchaften benutzt wurde, alſobald auszuräumen und reinlich zu putzen. Das war noch des Morgens in aller Frühe geſchehen, und als der unermüdliche Prinzival ſchon um ſechs Uhr eine Inſpektion jener Räumlichkeiten unternahm, ſah er zu ſeinem großen Vergnügen, daß hier ſchon ſehr viel geſchehen ſei.

Frau Roſel war bereits in ihrer Küche beſchäftigt, und dorthin begab ſich auch der Schauſpieldirektor, um der Wirthin einen guten Morgen zu wünſchen. Sie ſaß neben ihrem Herde, auf dem ein gewaltiges Feuer loderte und die umfaſſendſten Zubereitungen für verſchiedene Frühſtücke gemacht wurden. Ihre Tochter Marie, ein hübſches, junges Mädchen, von vielleicht achtzehn Jahren, das genaue Ebenbild der Mutter und deßhalb ſehr ähnlich dem Portrait im Gaſtzimmer, ſchüttelte aus einer gewaltigen Kaffeemühle die gemahlenen Bohnen in einen großen Topf, aus welchem ſpäter die verſchiedenen kleineren angefüllt wurden.

„Nun, das freut mich wirklich,“ rief Frau Roſel dem Schauſpieldirektor entgegen, daß Sie ſich einmal wieder hieher nach Schloßfelden verirrt haben; jetzt ſind es bereits vier Jahre. — „Ich glaube doch, es ſind vier Jahre; nicht wahr, Marie?“ unterbrach die Wirthin den eigenen Strom ihrer Rede.“

„Behüt' uns Gott, Mutter!“ ſagte die Tochter; „das ſind wenigſtens ſchon ſechs Jahre.“

„Meinſt du wirklich, ſechs Jahre?“

„Gewiß, Mutter, ſechs Jahre! Frag nur den Herrn Direktor.“

„Dann war es in jenem Sommer," sagte sichtlich erheitert Frau Rosel, „als die vielen Extraposten durchkamen. Nein, die Zeit vergesse ich mein Leben nicht." Bei diesen Worten zuckte eine lachende Geberde wie ein Blitz aus ihren Augen.

„Ja wohl, Mutter," sagte Marie und stieß die Frau Rosel leicht an den Arm, „das war in jenem Sommer, wo dir die Geschichte passirt ist."

„Du bist ein gottloses Kind!" sagte die Mutter laut lachend. „Was brauchst du mich an die Geschichte zu erinnern! Nicht wahr, du weißt es, wie das viele Lachen wehe thut, und deßhalb plagst du mich damit? O du Ausbund von Gottlosigkeit!" — Dabei war aber Frau Rosel, wie es schien, aus eigenem Antriebe und für nichts und wieder nichts so ins Lachen hineingekommen, daß sie ihre Hüften halten mußte und ihr die Thränen über die Wangen herab liefen. Und obgleich die Tochter von jener Geschichte gar nichts mehr erwähnte und nur hie und da die Mutter neckisch anstieß, oder mit einem Auge blinzelte, so rief doch Frau Rosel unter dem gewaltigsten Lachen, das sich in einen kleinen Erstickungsanfall zu verwandeln drohte: „So hör' doch auf, du gottloses Kind! Quäl' deine arme Mutter nicht so! 's ist ja eine Schande, wenn ich mich vor fremden Leuten so anstellen muß!"

„Das sind ja für uns keine fremden Leute, der Herr Direktor nämlich," entgegnete Marie mit dem ruhigsten und treuherzigsten Gesichtsausdruck. Doch blickte beständig aus ihren dunkelbraunen Augen, namentlich aber im gegenwärtigen Moment, ein lustig neckender Schelm, der nicht im Stande war, irgend Jemanden in Frieden zu lassen. — „O, der Herr Direktor kennt uns recht gut; er war ja, wie du selbst vorhin sagtest, in dem Som-

mer hier; weißt du, in jenem Sommer wo die Extraposten kamen und wo die Geſchichte vorfiel.“

Hier lachte Frau Roſel aufs Neue und heftiger als zuvor. Ihr ganzer Körper zitterte ordentlich zuſammen, und ſie konnte erſt wieder an Erholung von dieſer gewaltſamen Aufregung denken, nachdem ſie ihrer Tochter ſtreng anbefohlen, augenblicklich die Küche zu verlaſſen und einſtweilen nach dem Hühnerhofe zu ſehen.

Das that denn auch Marie als ein folgſames Kind ſogleich; doch ſprang ſie vorher auf die Mutter zu, ſchlang ihr die beiden runden Arme um den Hals, küßte ſie auf den Mund und ziſchelte ihr darauf in die Ohren: „Aber vergiß mir die Geſchichte nicht!“

Damit ſprang ſie in großen Sätzen nach der Küchenthüre, und ein gelinder Klapps, den die lachende Mutter nach dieſer unartigen Tochter führte, traf nur ihr Kleid und wurde draußen auf dem Gange mit einem freundlichen Lachen beantwortet.

„Sehen Sie, ſo geht's, wenn man zu gut iſt,“ ſagte Frau Roſel, nachdem ſie wieder zu Athem gekommen war, zu dem Schauſpieldirektor. „Das böſe Ding kennt meine ſchwache Seite! Wie andere Leute kitzelig an ihrem Körper ſind, ſo bin ich, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, kitzelig im Lachen, und wenn man mich in dem Punkte ſchon des Morgens beunruhigt, ſo habe ich auf den ganzen Tag keine ſtille Viertelſtunde mehr. Und das weiß das ausgelaſſene Geſchöpf. Ich bin darin eine ganz unglückliche Frau, und wenn ſie mich heute unter Tags nur anflieht, und mag da zugegen ſein, wer will, ſo muß ich laut hinausplatzen.“

„Aber war denn die Geſchichte wirklich ſo ſchlimm?“ fragte der Direktor, und gewiß nicht in der Abſicht, Frau Roſel zum Lachen zu bringen, wie es vorhin Marie gethan. Doch zuckte

schon bei dieser Frage wieder aufs Neue ein wahres Gewitter von Lachen in den Augen und Mundwinkeln der Wirthin, und sie rief aus: „Lassen Sie mich um Gotteswillen zufrieden mit der Geschichte! Jetzt fangen auch Sie an, mich zu quälen! Sprechen wir von etwas Anderem, Vernünftigerem. — Wo waren Sie eigentlich all die Zeit über?“

„Wo soll ich herumgekommen sein?“ sagte mit einem trüben Lächeln der Schauspieldirektor: „bald hier, bald da. Viel gewonnen habe ich in den sechs Jahren nicht, und bin in der That froh, daß ich mit dem, was ich damals besaß, noch so auf dem Laufenden geblieben bin. Freilich, einen unersetzlichen Verlust habe ich gehabt: der kleine Bub', der, als ich mich zum letzten Male hier befand, zwei Jahre alt war — wissen Sie, Sie hatten ihn so gern, er lief Ihnen überall nach, und Sie thaten dem armen kleinen Geschöpf so viel Liebes und Gutes, Gott möge es Ihnen vergelten! — der ist gleich nachher gestorben. Es gieng mir ein ganzes Stück von der Seele ab, wie ich das Kind verlor.“

Es war eigentlich gut, daß der Schauspieldirektor das Gespräch, wenn auch ohne Absicht, auf etwas Trauriges brachte; denn das aufgeregte Gemüth der Frau Rosel beruhigte sich sichtlich dabei, und sie war froh, aus dem hellen, glänzenden, sonnenbeschienenen Ankergrunde ihres Gelächters von vorhin wegsegeln zu können in eine schattige kühle Bucht, an deren Ufern Trauerweiden herabhiengen.

„Ja,“ sagte sie nach einer Pause, „das war ein herziges Kind; ich hätte es so gern bei mir behalten; wenn Sie es mir gelassen hätten, wäre es vielleicht nicht gestorben.“

„Glauben Sie das ja nicht, Frau!“ rief fast erschrocken der Schauspieldirektor; „wir haben das Kind gepflegt, wie nur immer

möglich, und als es anfieng, krank zu werden, hielten wir in einem kleinen Dorfe an, und ich miethete eine gute Stube, wo die Frau mit dem Kinde blieb, während ich vorausziehen mußte, um Theater zu ſpielen und Geld zu verdienen. Damals gelangen mir," fuhr der Mann fort, „alle nachdenkenden, finſteren Charaktere wie niemals; denn ich dachte an das Kind, wenn ich mich anzog, und das gab meinem Geſichte ein betrübtes Ausſehen, und wenn ich vor dem Publikum ſtand und ſpielte, dann dachte ich immer wieder nur an das kranke Kind, und dadurch klang meine Stimme dumpf und kläglich. — — — Doch das iſt hinter uns, wie ſo Vieles — von was Anderem denn! Erzählen Sie mir lieber Ihre Geſchichte von damals." — Der Mann fuhr mit der Hand über das Geſicht und ſah die Wirthin mit einem erzwungenen Lächeln an.

„Laßt das gut ſein!" entgegnete Frau Roſel; „nicht gleich wieder hinten nach ſolche Späße. Ihr Schauſpieler ſeid ein eigenes Volk: jetzt heiter, jetzt traurig, jetzt lachen, jetzt weinen, wie es gerade kommt und wie man die Hand umdreht."

„Ganz richtig!" ſagte der Schauſpieldirektor, und ſein erzwungenes, aber freundliches Lächeln von vorhin verwandelte ſich in ein natürliches, aber düſteres, und er ſagte mit bitterem Spotte: „Ganz recht, dafür werden wir ja bezahlt."

„Sie haben mir ja noch gar nicht einmal geſagt," fuhr die Wirthin mit heiterem Tone fort, „ob Ihre Geſellſchaft dieſelbe geblieben iſt, wie damals."

„Faſt dieſelbe," entgegnete der Direktor, indem er mit dem Kopfe nickte.

„Die Frau habe ich geſehen," ſagte die Wirthin, „die ſieht recht gut aus, wie damals; die Schwägerin iſt ein Bischen älter geworden, und der luſtige Trommler war auch dabei. Aber die

Anderen mit dem zweiten Wagen kamen mir zu ſpät; ich war ſchon im Bette. Sind die noch alle da, wie früher?“

„Faſt Alle,“ antwortete der Direktor.

„Ihr Bruder?“

„Befindet ſich wohl.“

„Und Ihr dicker Vetter, der die alten Väter ſpielte, glaub' ich, er hat auch bei uns einmal den Rummelpuff gegeben in der falſchen Catalani; ich habe damals unſäglich gelacht; was er für Einfälle hatte, das war zum Sterben!

„Ja, es war allerdings zum Sterben,“ ſagte ernſt der Schauſpieldirektor; „er iſt auch daran geſtorben, der arme Teufel!“

„Wer iſt geſtorben?“ fragte entſetzt die Wirthin. „Und woran iſt er geſtorben?“

„An ſeinen Späſſen,“ entgegnete achſelzuckend der Direktor. „Als wir einmal irgendwo waren, wo die wahre Kunſt gar nicht ziehen wollte und wo wir uns auf allerlei Gaukeleien und Hanswurſtiaden verlegen mußten, da machte er ein verfluchtes Kunſtſtück nach, das ſie jetzt in den großen Städten ſehen laſſen: er ſpazierte nämlich auf einer Kugel, die ſich unter ſeinen Füßen drehte, ein ſchief gelegtes Brett auf und ab, und dabei fiel er eines Tages hin — ich hatte ihn oft genug gewarnt — und verletzte ſich ſo, daß er daran ſtarb.“

„Das iſt aber ganz ſchauderhaft!“ meinte die Wirthin.

„Ja wohl,“ entgegnete anſcheinend ruhig der Direktor, „wie ſo Manches in der Welt.“

„Apropos!“ fragte die Wirthin nach einem augenblicklichen Stillſchweigen weiter, „was macht denn Herr Holder, der große Schauſpieler mit der ſchönen Stimme?“

Der Direktor zuckte die Achſeln und zog die Stirn in Falten.

Darauf sah er sich um, ob ihn von den Mägden Niemand belausche, und sagte: „Das ist eine ganz eigenthümliche Geschichte, Frau Rosel. Er ist freilich noch bei mir, kam gestern mit dem zweiten Wagen, ist, wenn er guten Willen und keine bösen Launen hat, heute noch ein Künstler, dessen sich keine Hofbühne zu schämen brauchte; aber hier — damit zeigte er auf die Stirn — wird es immer schlimmer."

„Das erschreckt mich," sagte die Frau; „er thut einem doch am Ende nichts zu Leide?"

„O, unbesorgt!" entgegnete der Schauspieldirektor; „er ist im gewöhnlichen Leben wie ein Kind; ja, wie ein kleines Kind," setzte er seufzend hinzu, „und nur Abends, wenn er vor den Lampen steht, da zeigen sich oftmals Spuren des zerstörten Denkvermögens. Das fängt so an, daß er in diesen Fällen seine Rolle plötzlich ganz und gar vergißt. Zuweilen hilft er sich nun durch ein höchst geistreiches Extemporiren; aber wenn er dazu nicht im Stande ist, seine Gedanken zu sammeln, und er die traurige Schwäche seines Kopfes fühlt und begreift, so geräth er oft in eine unbeschreibliche Wuth, und es muß nicht selten vor ihm und seinem Schwerte Alles von der Bühne flüchten. Ja, es geschah mir einmal, daß er ins Orchester hinunter sprang und anfieng, einen armen Klarinettisten zu prügeln, von dem er behauptete, er schneide ihm absichtlich die fürchterlichsten Gesichter, und jener arme Teufel schnitt doch nur die Gesichter deßhalb, weil er es sich beim Blasen so angewöhnt hatte."

„Und gibt es Niemanden, der in solchen Augenblicken eine Kraft auf ihn ausübt, der ihn von so lächerlichen Streichen abzuhalten vermag?" fragte die Wirthin.

„Es gab Jemanden," entgegnete düster der Direktor, „und das war das kleine Kind, das uns gestorben ist. Dieses liebte er

über Alles; er war ihm mit einer rührenden Anhänglichkeit zugethan, und die Spielereien des kleinen Weſens wirkten beruhigend auf ſeinen Gemüthszuſtand. Wenn er ſpielte, mußte das Kind auf ſeinem Stühlchen hinter der Couliſſe ſitzen, und wenn dieß geſchah, ſo hatten wir niemals den Ausbruch ſeines ſchlechten Humors, wie er ſeinen Zuſtand ſelbſt zu benennen pflegte, zu befürchten. Er blieb alsdann meiſtens ruhig, und wenn er ſich je einmal erhitzte oder aufgeregt wurde, ſo begnügte er ſich mit einigen Extemporationen, welche das Publikum nicht verſtand, die aber auch nicht weiter ſtörten."

„Jetzt haben Sie aber auf einmal drei neue Leute engagirt, die geſtern zuerſt mit Ihnen kamen?"

„Mit denen hat es, glaube ich, eine eigene Bewandtniß," ſagte pfiffig lächelnd der Direktor. „Unter uns geſagt, glaube ich nicht, daß ſie ſchon viel auf den Brettern gearbeitet; jedenfalls ſind es Leute, die in guten Verhältniſſen waren."

„Und die noch in keinen ſchlechten ſind," entgegnete Frau Roſel leiſe und wandte ihr Geſicht dem Schauſpieldirektor zu. „Der Eine von ihnen, der kleine Dicke, ließ ſich heute Morgen erkundigen, was die Zimmermiethe und das Frühſtück für die Woche ausmache, und nachdem man es ihm geſagt, zahlte er für vierzehn Tage voraus.

„Das iſt mir nicht unlieb," meinte der Direktor; „ſie werden alsdann keine großen Anſprüche an mich machen, und ihre Stellen füllen ſie doch ſo gut als möglich aus."

„Werden Sie uns ſchöne Stücke geben?" fragte die Wirthin. „Ach, da ſind ein paar; die möchten wir gar zu gern noch einmal ſehen!"

„Sie wiſſen, Frau Roſel," ſagte der Direktor lächelnd, „daß ich Sie immer zu Rathe zog, wenn ich mein Repertoire

entwarf, und das soll auch dieses Mal geschehen, wenn Sie alsdann billige Wünsche haben."

„Gewiß sehr billige," antwortete Frau Rosel. „Da ist mein Leibstück, die Räuber auf Maria-Culm; dann der Hans Sachs; den habe ich neulich in der Stadt gesehen. Ich bin überzeugt, wenn Sie den Hans Sachs spielen, so geht sogar der Herr Pfarrer ins Theater; denn das ist doch gewisser Maßen ein christliches Stück; und wenn wir den Herrn Pfarrer nur einmal dazu bewegen können, so hat's durchaus keine Schwierigkeiten mit den schwarzen Kirchenmänteln und den beiden alten Ritterschwertern, die sich in der Sakristei befinden; es sind sogar drei neue dazu gekommen."

„Was, Ritterschwerter?" sagte der Direktor mit zufriedener Miene; denn in dem Artikel war er sehr schwach versehen.

„Gott bewahre!" entgegnete die Frau; „Kirchenmäntel. Ich habe selbst einen gestiftet; er ist dunkelbraun, fast wie schwarz, die anderen aber sind ganz schwarz."

„Ah so! das ist nicht so übel."

„Dann noch Eins," fuhr die Wirthin fort, welche eine große Freundin der Kunst war und den Direktor von jeher auf jede Weise und bestmöglich unterstützt hatte; „da haben sie auch hier ein Feuerlöschkorps eingerichtet; es sind ihrer Zwanzig, und die haben sich lederne Helme machen lassen mit kupfernen Knöpfen darauf. Ich kenne den Vorstand sehr genau, Sie müssen sich seiner auch noch erinnern: der junge Striegel, der Sohn des verstorbenen Steueraufsehers; er hat sich lang' in der Fremde herum getrieben; man sagt sogar, er sei bei einer Seiltänzerbande gewesen, und ich glaube schon, daß was Wahres daran ist; denn klettern kann Ihnen der wie eine Katze, und Sprünge machen wie ein Eichhorn; deßhalb haben sie ihn auch zum Vorstand der

Feuerlöschgeschichte gewählt. Eine sehr nützliche Anstalt; denn wo es nur in einem Kamin unrecht zu dampfen anfängt, da sind sie gleich bei der Hand und spritzen einem das ganze Haus voll Wasser. Freilich wird dadurch Manches ruinirt; aber es ist doch besser, wenn es von Wasser verdorben wird, als daß es so unnützer Weise verbrennt."

„Und was die Helme anbelangt," unterbrach der Direktor den Redefluß der Frau . . ."

„Die werden wir bekommen. An Helmen hat's Ihnen doch immer gemangelt. Das wird gar nicht fehlen, daß wir sie bekommen. Dafür geben Sie ihnen ein Freibillet oder lassen sie einmal mitspielen, so als Wilde, als Rathsherren oder als Räuber; daran ist doch immer Mangel.

„Ich könnte sie auch mit ihrer Feuerspritze einmal benutzen," sagte der Schauspieldirektor nachdenklich, „da gibt es ein vortreffliches Stück: „Steffen Langer aus Glogau," darin kommt eine ganze Brandspritze vor mit sämmtlicher Bedienung, was überall einen wunderbaren Effekt gemacht. An allen Orten, wo ich etwas Sinn für die Kunst vorfand, war man von dieser Idee so frappirt, daß die Brandspritze, nachdem sie abgefahren war, stürmisch da capo verlangt wurde, und dazu mußten die Musikanten im Orchester einen Tusch blasen."

Marie kam wieder in die Küche zurück, und in ihrem schelmischen Gesichte zuckte es immer noch umher, wie ein verloren gegangenes Lächeln, daß sich alle Mühe gibt, wieder gefunden zu werden. Mit wahrhaft komischem Ernste gieng sie an den Herd, konnte sich aber nicht enthalten, zu sagen, ohne jedoch dabei die Mutter anzusehen: „Jetzt wollen wir aber auch nie mehr von der Geschichte sprechen."

„Du bist ein gottloses Kind!" entgegnete Frau Rosel. „Du

wirst noch einmal sehen, daß ich über deine Kindereien ernstlich böse werde. „Dabei war aber auf ihrem Gesichte von Zorn keine Spur, und ihre Augen funkelten sehr vergnüglich, und in ihren Mundwinkeln zuckte es heftig, so daß Marie, als sie zufällig aufblickte, ein leises Gekicher nicht unterdrücken konnte, was auch auf die Mutter so ansteckend wirkte, daß sie plötzlich mit aller Kraft laut hinaus lachte und nachher wahrhaft komisch aussah, als sie sich vergeblich abmühte, einige ernste Züge zusammen zu bringen, um ihre naseweise Tochter würdevoll und strafend ansehen zu können.

Auch der Schauspieldirektor mußte mitlachen, und die Mägde am Herde und Marie lachten jetzt so heftig wie möglich, und Frau Rosel am tollsten von Allen, so daß es durch das ganze Haus schallte und im ersten Stock, wo Eugen und Herr Sibel wohnten, ganz deutlich gehört wurde.

„Das ist ein lustiges Haus," sagte der Letztere, der eben im Begriffe war, seine Morgentoilette zu machen.

Eugen lag bereits im Fenster und rauchte eine Cigarre mit unendlichem Behagen in die frische Morgenluft hinaus.

„Ich habe die ganze Nacht die besten Träume gehabt," fuhr der lustige Rath fort, „und das war auch gar nicht anders möglich; denn gestern Abend bin ich unter einem ebenso herzlichen Lachen eingeschlafen, wie das, welches wir so eben gehört. Das muß hier ein außerordentlich vergnügtes Haus sein."

„Ich habe es auch bemerkt," sagte Eugen, „und mir scheint, unsere Wirthin ist so lustiger Natur. Nun, das ist schon angenehm; ich liebe nichts so sehr, wie fröhliche Gesichter um mich. — Nun, bist du bald fertig? Komm einen Augenblick daher ans Fenster; das Thal hier gewährt, namentlich in der Morgenfrische,

einen außerordentlich entzückenden Anblick, und wir haben heute einen wahrhaft prachtvollen Tag."

„Gleich, gleich!" sagte Herr Sidel;" ich muß nur noch meine Halsbinde umnehmen; ich kann mich unmöglich so im Negligé sehen lassen, das müßte unfehlbar unserem Ansehen schaden. — — Aber da bin ich.

Der lustige Rath legte sich nun ebenfalls ins Fenster und athmete mit sichtlichem Wohlbehagen die frische, duftige Luft ein, die aus dem Thale aufstieg und die aus den Wäldern von der anderen Seite herüber wehte.

Neununddreißigſtes Kapitel.

Ausſichten vom Fenſter, und in Folge derſelben bedeutendes und anhaltendes Herzklopfen des Herrn Sidel.

Das Wirthshaus lag, wie wir bereits erwähnt, am Ende des Dorfes auf einer kleinen Anhöhe, von der man die Häuſer deſſelben vollkommen überſah.

Da lagen die Dächer in ihren verſchiedenen Formen vor ihnen mit ihren hohen und niedern Giebeln, mit Schiefer, Ziegeln und Stroh bedeckt, in den verſchiedenen Farben dieſes Materials ſelbſt und in den verſchiedenen Nuancen derſelben, wie Regen, Schnee und Sonnenſchein ſie hervorgebracht. Auch Verzierungen aller Art unterbrachen die einförmige Anſicht dieſer Häuſerbedeckungen. Hier ſah man auf dunklem Schiefergrund ein rothes Kreuz oder den Namenszug und eine Jahreszahl; dort auf dem Ziegeldach etwas Aehnliches von ſchwarzer Farbe. Die Strohdächer hatten eine noch freundlichere und natürlichere Verzierung, nämlich hellgrüne und faſt ſchwarze Mooſe und Flechten, die dar-

über hinuntergewachsen waren und sie wirklich sehr schön färbten. Auch wuchsen auf diesen Strohdächern hie und da kleine Gesträuche lustig in die Höhe. Diese waren wohl aus einem Samenkorn entstanden, das ein Vogel dort im Vorbeifliegen, unabsichtlich oder absichtlich, fallen ließ. Man konnte wohl das Letztere annehmen; denn einer der Nachkommen jenes alten Vogels hüpfte jetzt mit vielem Wohlbehagen durch die zarten, schlanken Zweige und sang vergnügt sein Morgenlied. Zwischen diesen verschiedenen Dächern hervor ragte der Kirchthurm aus grauem Stein, mit einem langen und spitzen Schieferdach. Oben auf der Spitze stand ein vergoldeter Hahn, der in der Morgensonne funkelte und strahlte und stolz dem Südostwinde entgegen sah, welcher das glänzende, warme Herbstwetter gebracht.

In den Gassen des Dorfes herrschte eine unendliche Ruhe und Stille; nur zuweilen hörte man das Brüllen einer Kuh, die im Stalle gehalten wurde, oder das Krähen eines Hahnes, häufiger aber das Schnattern von Gänsen und Enten, die auf das Feld hinaus zogen, dem kleinen Bache nach, wo sie sich badeten, fischten und lustig umherplätscherten. Auch hie und da bellte ein Hund; aber wie Alles hier heute Morgen den Anstrich des Frischen und Lustigen hatte, so auch dieses Hundegebell. Es war nicht der Ton der Wachsamkeit und dabei des Ingrimms gegen vermeintliche Räuber, wie man in der Nacht wohl auf Dörfern zu hören pflegt; nein, es war ein lustiges Hundegebell, und wer sich auf diese Unterscheidungen verstand, der mußte deutlich wahrnehmen, wie jene Töne von einem kleinen vergnügten Spitz oder Rattenfänger ausgiengen, dem es gestattet wurde, mit dem Wagen aufs Feld hinaus zu fahren, und der nun lustig und schreiend vor den Pferden daher sprang.

„Jetzt wäre es in der Stadt noch lange nicht Tag," unterbrach

der Herr Sibel das Stillſchweigen, das einige Minuten geherrſcht, „jetzt ſchwebt ein ſchrecklicher Dunſt über den Straßen und Häuſern, und deßhalb begreife ich auch vollkommen, weßhalb die Sonne dort gegen hier oft ſo verdrießlich ſcheint und weßhalb es bei uns in den Straßen gleich ſo unangenehm heiß wird, während hier die Luft ſo lange kühl und erquickend bleibt. Die arme Sonne im Kampf mit dem ſchlechten Geſindel, dem Dampf und Rauch, plagt und ermüdet ſich, indem ſie daſſelbe verjagt und niederdrückt, und dabei erhitzt ſie ſich begreiflicher Weiſe und brennt alsdann unbarmherzig herab, wenn ſie nun endlich Siegerin geworden iſt. — — Jetzt öffnen ſich nach und nach langſam die Fenſter in den Häuſern der Stadt, und verdrießliche Geſichter ſchauen heraus und denken an die Langweile, die ſie den ganzen lieben Tag über auszuſtehen haben.“

„Auch wir haben es nicht beſſer gemacht,“ meinte Eugen, „als wir noch in der Stadt waren.“

„Aber jetzt fühlen wir doch ganz anders,“ entgegnete der luſtige Rath; „ich wenigſtens und du theilweiſe auch, obgleich ein guter Theil deines Weſens — deine Gedanken nämlich — noch in der Stadt zurückgeblieben ſind.“

„Das läugne ich gar nicht,“ ſagte Eugen; „es iſt mir das im Leben leider ſchon oft vorgekommen, und ich halte es für ein großes Unglück. Eine Sache, die ich beſitze, der ich nahe bin, wird mir leicht gleichgültig, verliert wenigſtens an Intereſſe für mich; aber ſowie ich mich von ihr entferne, wird ſie mir wieder theuer, und dieſes Gefühl wächst mit der Größe der Entfernung.“

„Das iſt aber für deine zukünftige Frau eine ſehr ſchlechte Ausſicht,“ meinte lachend der luſtige Rath. „Oder gilt deine Bemerkung von ſo eben nicht derartigen Gefühlen?“

„Leider wohl auch!“ entgegnete Eugen. „Aber du mußt

mich recht verstehen: in dem Falle braucht es keine Entfernung von Tagen und Meilen, da zieht es mich schon wieder mächtig zurück, wenn ich erst eine halbe Straße durchwandert, und schon nach einigen Minuten möchte ich wieder umkehren, wenn ich sie eben erst nicht ungern verlassen hatte."

„Ja, ja, du bist ein merkwürdiger Heiliger!" sagte lachend Herr Sidel; „so einer ist noch nicht dagewesen. Und das Traurige an der Sache ist, daß du mich zum schlechten Kerl und Dieb gemacht hast; denn das Geld, das ich für deine Erziehung erhalten, muß ich leider als unverdient, als — gestohlen betrachten."

„Da sprichst du ein wahres Wort," sagte Eugen, „und ich freue mich nur, daß du selbst so viel Einsicht hast, dies zu begreifen."

„Aber wenn deine Sehnsucht so gewaltig mit der Entfernung wächst," fuhr der lustige Rath fort, nachdem er sich für das Kompliment bedankt, „so wirst du's leider Gottes bald hier nicht mehr aushalten können und nach der Stadt zurück verlangen, und damit wäre unsere ganze Kunstreise beendigt."

„Ein Ende muß sie jedenfalls einmal nehmen," sagte lächelnd Eugen.

„Ehe sie noch angefangen hat?"

„Das nicht; ich weiß, daß ich nicht zurückkehren kann, und so sehr ich auch danach verlange, die Verhältnisse, an welche mein Herz denkt, und die ich in einiger Konfusion zurückgelassen, bestmöglich zu ordnen, so ist es doch schon recht, daß ich einige Zeit hier zurückgehalten werde. — Wird nicht meine Freude desto größer sein, wenn wir uns auf den Heimweg begeben?"

„Ach ja," sagte Herr Sidel ironisch lächelnd.

„Und wenn ich die Stadt wieder sehe, wo sie wohnt?"

„Ach ja!“

„Und Madame Schoppelmann mich in die Arme ſchließt?“

„Verſteht ſich! — Und Herr Fritz und Herr Konrad dir die Hände ſchütteln.“

„Ganz recht!“ ſagte lachend Eugen. „Das wird ſich Alles ſo begeben, wie du ſo eben prophetiſch vorausgeſagt; und du wirſt im Bunde der Sechste ſein; ich werde dann ein großes Haus einrichten, und dir wird dann die ehrenvolle Aufgabe, die Herren Fritz und Konrad Schoppelmann beſtens zu erziehen.“

„Das kannſt du nicht von mir verlangen,“ entgegnete der luſtige Rath mit komiſchem Ernſte; „denn wie du weißt, habe ich zur Erziehung gar kein Talent. — Aber jetzt wäre es beſſer,“ fuhr er mit anderem Tone fort, „wenn wir uns nach unſerem Frühſtück umſähen. Es riecht aus der Küche ungeheuer appetitlich herauf nach friſch gemahlenem Kaffee und neugebackenem Brod. — — He! du Kleine!“

Dieſer Ausruf galt Marien, der Wirthstochter, welche im Begriffe war, ſich auf die Terraſſe neben dem Hauſe zu begeben.

Das junge Mädchen ſah augenblicklich in die Höhe.

„Die iſt faſt zu hübſch,“ ſagte Herr Sidel zu Eugen, „als daß ich ſo vom Fenſter herab mit ihr ſprechen dürfte.“

„Thu es immerhin!“ entgegnete dieſer; „denn ich halte es noch für viel unpaſſender, ſie ſo lange warten zu laſſen, bis du dich mit deiner dicken Figur hinabgewälzt haſt.“

Dieſem Rathe folgend, ſprach alſo Herr Sidel zum Fenſter hinab; doch verwandelte er das vertrauliche „Du“ in ein reſpektvolles „Sie.“

„Würden Sie nicht die Güte haben,“ ſagte er demgemäß, „uns freundlichſt für ein Frühſtück beſorgt ſein zu wollen? Kaffee, Butter und Brod.“

„Für zwei Herren?“ rief das Mädchen herauf.

„Natürlich, für Zwei!“ rief Herr Sidel hinab.

„Und der Herr Hannibal?“ sagte lächelnd das Mädchen.

„Richtig!“ antwortete lachend der lustige Rath, „jetzt Herr Müller genannt, Herrn Hannibal hätten wir beinahe vergessen.“

„Dieser Künstler,“ nahm Eugen das Wort, „wird für sich allein frühstücken; aber wenn es Ihnen keine große Mühe machte, mein liebes Kind, so würde ich Sie bitten, unseren Kaffee auf die Terrasse bringen zu lassen: es muß sich da vortrefflich frühstücken lassen.“

„Recht gern!“ rief das Mädchen und sprang ins Haus zurück.

„Betrachte doch einmal diese Kirche,“ sagte Eugen nach einer Pause, „sieh den viereckigen Thurm, überhaupt die zierliche, hübsche Bauart des Ganzen an und betrachte dir dort an dem Chor jene hohe Mauer, die sich eine Strecke weit den Berg hinauf fortsetzt. Dort endigt sie mit dem kleinen runden Thurm, um höher hinauf, aber zerbrochen, wieder anzufangen. Die Kirche ist wahrscheinlicher Weise zu gleicher Zeit mit dem älteren Theile des Schlosses da oben entstanden und war mit jenem verbunden.“

„Das heißt,“ entgegnete Herr Sidel, „jene Mauer, die wahrscheinlich um das Ganze dort herumlief, setzte das Letztere mit dem Kastell da droben in Verbindung und war eine Art leichter Schutzwehr gegen räuberischen Ueberfall, damit die von dort oben Zeit hatten, ihren Vasallen zu Hülfe zu kommen.“

„So mag's sein,“ entgegnete Eugen, indem seine Augen dem Laufe der Mauer folgten und endlich auf dem Schlosse selbst ruhen blieben.

Dieſes lag ernſt, gewaltig und in gegenwärtigem Augenblicke, wo die Sonne hinter ihm aufſtieg, dunkel, ja finſter vor ihren Blicken. Die vordere Seite deſſelben befand ſich in tiefem Schatten, und ſeine Zinnen, die hohen ſpitzen Thürme und Dächer zeichneten ſich in ſchwarzen Maſſen an dem hellen Morgenhimmel ab. Durch eine Schlucht, welche die Felswand drüben bis tief hinab zerriß, drang der glänzende Strahl der Sonne in das Thal und übergoß es mit einem Meer von Licht und Glanz.

„Wenn ich nicht irre," ſagte Eugen nach einer längeren Pauſe, während welcher er ernſt und nachdenkend das Schloß drüben betrachtet, „ſo ſind wir um acht Uhr zum Dienſt kommandirt."

„Ganz richtig!" entgegnete der luſtige Rath; „auf der Tagesordnung ſteht: Aufſchlagen des Theaters im großen Wirthshausſaal unter Beihülfe der ganzen Geſellſchaft."

„Und da müſſen wir auch dabei ſein?" fragte Eugen.

„Verſteht ſich von ſelbſt, und es iſt für uns von großem Intereſſe, unſer Lokal genau kennen zu lernen."

„Nun gut," ſagte Eugen, „das kann ſich vielleicht bis Mittag hinziehen; dann aber, das heißt nach dem Mittageſſen, wollen wir gleich einen Gang dort hinauf nach dem Schloſſe machen. Es intereſſirt mich außerordentlich, daſſelbe näher zu betrachten; ich liebe dieſe alten Gebäude."

„Mit dieſem Vorſchlag bin ich ſehr einverſtanden," ſagte der luſtige Rath. „Aber jetzt laß uns hinabgehen; dort kommt unſere freundliche Hebe. Siehſt du, ſie winkt uns. Der vortreffliche Trommler würde ſagen: Auf nach Valencia!"

Somit ſtiegen ſie die Treppen hinab, und als ſie an der Küche vorbei kamen, warfen ſie einen Blick hinein und ſahen, wie die vier kleinen Kinder des Direktors an einem Tiſche ſaßen und

ihre Morgensuppe verzehrten. Jedes hatte ein kleine Schüssel vor sich und arbeitete mit einem zinnernen Löffel wacker darin herum; hinter ihnen aber stand der vorhin erwähnte vortreffliche Herr Trommler und hatte ebenfalls einen Löffel in der Hand, aber offenbar keine Schüssel zu seiner Verfügung; denn er speiste abwechselnd mit den Kindern, welche sich hiedurch außerordentlich belustigten und dieses ganze Geschäft wie einen großen Spaß zu betreiben schienen; denn bald rief das Eine, bald das Andere: „Jetzt mußt du aber auch mit mir essen, Trommler! Du willst ja heute Morgen gar nichts von mir; mit den Andern," sagte ein kleiner, frisch aussehender Junge, der zweitälteste Sprößling des Direktors, „hast du schon vier Mal gegessen, und mit mir noch gar nicht."

„Das ist in der That wahr," sagte lächelnd der arme Künstler und folgte augenblicklich dem Verlangen, das man an ihn gestellt. Es war ganz merkwürdig; obgleich auch er diese Geschichte als einen großen und köstlichen Spaß anzusehen schien und demgemäß mit einer freundlichen Herablassung mit den Kindern spielte, während er ihre Suppe versuchte (ungefähr gerade so, wie es ein hoher militärischer Beamter in der Kommißküche zu machen pflegt), so nahm er doch seine Löffel recht voll und aß auch jedes Mal ein tüchtiges Stück Brod dazu, und dann lachten alle Kinder und der Trommler mit.

„Sieh da," sagte Herr Sidel lachend, „das ist ja unser freundlicher College und, wie mir scheint, in der Rolle als Kinderfreund. — Wir sollten ihn zu unserem Frühstück einladen," sagte er leise zu Eugen; „der arme Mensch scheint mit der Spielerei dort einen ernsten Zweck zu verbinden, diese Suppe wird wohl das Einzige sein, was er für den Morgen zu erschwingen vermag."

„Versteht sich," sagte Eugen, und während er unter die

Küchenthüre trat, lud er Herrn Trommler freundlichst ein, mit auf die Terrasse hinaus zu kommen und ihnen das Vergnügen zu machen, dort mit ihnen zu frühstücken.

„Meinetwegen!“ sagte der Künstler nach einem augenblicklichen Nachdenken; „ich hatte freilich schon meinen Kaffee auf das Zimmer bestellt; aber im Freien genießt sich so etwas außerordentlich deliciös. Und dann die Gesellschaft, meine Lords! Ich möchte um Alles in der Welt von Ihnen nicht für unhöflich gehalten werden.“

„So kommen Sie denn,“ sagte Herr Sidel, worauf der wackere Künstler seinen Löffel niederlegte und die Drei mit einander vor das Haus giengen.

Dort auf der Terrasse hatte Marie Alles aufs Freundlichste hergerichtet, und das Lieblichste in ihrem ganzen Arrangement war sie selbst, wie sie so freundlich lächelnd daneben stand, nur um zu sehen, ob sie auch nichts vergessen.

Herr Sidel behauptete später, er habe bei diesem Anblicke zum ersten Mal einen Stich in sein schulmeisterliches Herz gefühlt und habe zum ersten Mal die volle Schönheit des jungen Mädchens empfunden. Auch Eugen blieb einen Augenblick befremdet und nachdenkend vor der liebreichen Erscheinung stehen, vor dem jungen, schönen Mädchen, das sie mit den großen, glänzenden Augen so freundlich ansah. — Ja, sie hatte etwas von Katharine; es war eine Aehnlichkeit zwischen den beiden Mädchen; nur war das Gesicht Katharinens edler, untadelhaft in seiner Schönheit, die Figur voll, ja majestätisch — eine stolze, vollblühende Rose, wogegen die Gestalt Mariens in ihrer Leichtigkeit und Biegsamkeit, in ihrer ewigen Heiterkeit und guten Laune mit einem neckischen Schmetterling zu vergleichen war.

Eugen reichte ihr die Hand zum Gruß dar, worauf sie mit

der ihrigen laut lachend und derb einschlug und alsdann in großen Sprüngen über die Terrasse hinab ins Haus eilte.

Eugen sah ihr lächelnd einen Augenblick nach und verdeckte dann die Augen mit der Hand, um mit dem Dunkel, das dadurch entstand, ein anderes liebes Bild vor sich erscheinen zu lassen.

Der lustige Rath, welcher diese Bewegung wohl verstand und sich vielleicht ein klein wenig ärgerte, nicht auch einen Handschlag erhalten zu haben, sagte mit einem ironischen Lächeln zu Eugen:

„Mich däucht,
Daß sie dem guten Gretchen gleicht."

worauf Eugen nichts erwiederte, sondern sich gedankenvoll an dem Tische niederließ.

Die beiden Anderen folgten seinem Beispiele, und einen Augenblick darauf klapperten die Tassen, und es dauerte noch einige gute Minuten, ehe einer Zeit fand, ein Wort zu sprechen.

Die Terrasse war ein allerliebster Aufenthalt. An ihrer Fußmauer wuchsen drei, vier Linden, die im Laufe der Zeit starke Stämme geworden waren und deren weitverzweigte Aeste das trauliche Plätzchen dicht überschatteten. An dem Geländer der Terrasse selbst hatte man Schlingrosen gepflanzt, die es den großen Bäumen hatten gleich thun wollen und ebenfalls lustig in die Höhe gewachsen waren. Ihre zarten Ranken hatten sich um die Aeste der Linde geschlungen, und nachdem so jeder Baum mit einem Rosennetz umsponnen war, wuchsen dieselben immer weiter hinaus und flatterten in losen Zweigen herab. Hier half nun der Wind oder die Menschenhand nach und verband die losen Zweige unter einander oder mit dem nächststehendem Baume, und so bildeten sie nach und nach eine dichte Decke von Rosen und Lindenlaub.

Herr Trommler hatte ſich das Frühſtück außerordentlich ſchmecken laſſen, und wie dankbar nahm er eine der guten Cigarren Eugen's und ließ den blauen Dampf mit unendlichem Wohlbehagen in die klare Morgenluft hinauf ſteigen! Obgleich ein ſtarker Raucher, hatte er doch begreiflicher Weiſe ſo etwas Gutes lange nicht geraucht, und ſo ſaß denn der würdige Künſtler, die Augen halb geſchloſſen, den feinen Dampf in ſich ziehend, und hob nur zuweilen den Blick etwas in die Höhe nach dem alten Schloſſe zu, hinter dem jetzt die Sonne in aller Pracht aufzuſteigen begann.

„Vor der Hitze ſind wir hier geſchützt," ſagte Herr Trommler nach einer längeren Pauſe, indem er vergnügt um ſich blinzelte und den zitternden leuchtenden Punkten zuſah, welche hie und da auf den Steinen der Terraſſe ſichtbar wurden, — einzelne Sonnenblicke, die in die Laube drangen, wo ſich hie und da durch den leichten Luftzug in der Roſendecke ein Blatt verſchob; draußen aber glänzte und funkelte das Licht des mächtigen, allgewaltigen Geſtirnes in aller Pracht und Herrlichkeit, und ſeine Macht empfand die Straße, welche durch die Felder lief und jetzt ſchon bei jedem Fußtritte dicke Staubwolken aufſteigen ließ; noch mehr aber die Pferde vor dem hochbeladenen Heuwagen, welche die Köpfe hangen ließen und mit dem Schweife wedelten, um zahlloſe Fliegen von ſich abzuhalten.

„Sie ſind, wie ich geſtern erfuhr, zum erſten Mal in dieſer Gegend," ſagte Herr Trommler zu Eugen; „nicht wahr, ſie iſt ſchön? Man könnte ſich leicht entſchließen, hier ſein ganzes Leben zu verbringen. — Sie haben doch gute Zimmer erhalten? Man wohnt bei Frau Roſel ganz ordentlich und hat gute Betten — namentlich in den unteren Stockwerken," ſetzte er mit einem

Lächeln hinzu; „ich wohne etwas höher, weil ich die weiteste Aussicht vorziehe.“

„Wir können nicht klagen,“ sagte Eugen; „ich wenigstens bin vollkommen zufrieden, und du,“ wandte er sich an den Herrn Sidel, „wirst es wohl auch sein; denn, wenn man von lauter Lachen und Lustigkeit träumt, so muß man gut geschlafen haben.“

„Das habe ich auch,“ sagte der lustige Rath. „Mit meinen Träumen kann ich dir leider nicht aufwarten; denn die habe ich vergessen; aber sie waren schön, lustig und heiter, weßhalb ich zufrieden bin; denn man sagt, es komme viel darauf an, was man in der ersten Nacht, wo man sich an einem neuen Aufenthaltsorte befindet, für Träume habe, das sei prophetisch für diesen ganzen Aufenthalt selbst.“

„Das glaube ich auch,“ sagte Herr Trommler, „und wenn mein Traum dieses Mal eintrifft, so müssen wir hier eine unerhörte Einnahme machen. Ich hatte nämlich diese Nacht ein seltsames Gesicht: Mir war, als säße ich neben der Principalin an der Kasse, und obgleich wir gar niemanden sahen, der zu uns kam, um Billette zu lösen, so füllte sich doch die Kasse auf eine wahrhaft erschreckliche geschwinde Art. Vom Boden herauf stieg es empor, eine wahre Flut von Münzen, Silber und auch Gold darunter, und stieg immer höher, so daß wir zuletzt ganz erschrocken, die Principalin und ich, den Deckel zudrückten, damit das Geld, das immer noch höher anschwoll, nicht herausrolle und auf dem Boden herumspazire. Wir verschlossen auch glücklich den Kasten; doch als das geschehen war, schien das Geld in demselben rebellisch zu werden, und oben aus der Spalte heraus sprang ein Geldstück um das andere, und merkwürdiger Weise sämmtlich in meine Tasche. Da sagte die Principalin: Behalten Sie es, guter Trommler, es soll Ihnen bleiben! und dann er-

wachte ich, und hatte leider nichts mehr als die Erinnerung an dieſen Traum."

„Aber der bedeutet unbedingt etwas Gutes," meinte lachend Herr Sidel, „und Sie ſollen ſehen, wir machen hier ganz glänzende Einnahmen, und Sie erhalten vom Herrn Direktor ein Veneſiz."

„Das gebe Gott!" ſeufzte Herr Trommler; und darauf wandte er ſich als höflicher Mann an Eugen mit der Bitte, ihm nicht vorenthalten zu wollen, was ihm in vergangener Nacht geträumt.

Vierzigſtes Kapitel.

Läßt in Träumen ahnen, daß einer Geſchichte, welche der Verfaſſer in einem früheren Kapitel erzählt, vielleicht etwas Wahres zu Grunde liege, und zeigt die Errichtung eines ländlichen Theaters.

„In meinen Träumen von heute Nacht,“ nahm Eugen das Wort, „fand ich frühere Erfahrungen beſtätigt, daß man nämlich gewöhnlich darüber träumt, womit man ſich den Abend vorher lebhaft beſchäftigt.“

„Aha!“ ſagte lachend der luſtige Rath, „dann kenne ich ſchon deinen Traum!“

„Dieſes Mal haſt du falſch gerathen. Ich dachte nämlich während des Einſchlafens an den Namen des Wirthshauſes, in welchem wir uns befinden.“

„An die wilde Roſe!“ rief Herr Trommler.

„Natürlich!“ lachte Herr Sibel, „an eine wilde Roſe; das meinte ich ja vorhin auch.“

„Schweig, Spötter!“ ſagte Eugen, „zu dir rede ich gar nicht mehr; du biſt unfähig zu irgend einer poetiſchen Auffaſſung.“

„Nun, die Auffaſſung war doch nicht unpoetiſch!“

„Ich dachte alſo an den Namen des Wirthshauſes,“ fuhr Eugen fort, „und dieſer Name zur wilden Roſe klang mir merkwürdig bekannt. Ich beſann mich hin und her; ich dachte an meine Reiſen, an all die Gaſthöfe, wo ich ſchon geweſen, und erinnerte mich ſo vieler Namen derſelben, wie nur immer möglich. Umſonſt! Ich konnte mich nicht erinnern, jemals in einem Wirthshauſe deſſelben Namens geweſen zu ſein. Und doch klang die wilde Roſe unter meinen lebhaften Gedanken immerfort hindurch, wie ein bekannter, angenehmer Ton, und darüber ſchlief ich ein.“

Herr Sibel war bei dieſen Worten ſichtlich in tiefes Nachdenken verſunken; er ſtützte den Kopf auf die Hand, ſah einen Augenblick vor ſich nieder, dann aber hörte er aufmerkſam zu, was Eugen weiter ſagte.

„Darauf träumte mir denn,“ fuhr dieſer fort, „nach allerlei wirrem, unklarem Zeug von einem Abende, den ich mit dir“ — bei dieſen Worten wandte er ſich an den luſtigen Rath — „in einer Geſellſchaft verbracht, wo du mich — es iſt noch gar nicht lange her — hingeführt.“

„Ah, von der Leimſudia,“ rief hier Herr Sibel; „jetzt dämmert mir auch ein Gedanke auf.“

„Ganz richtig, von der Leimſudia,“ ſagte Eugen. „Aber wie ich im Traume ſo in die Geſellſchaft hinein kam, verlor ſich mein Gedanke an den Namen dieſes Wirthshauſes wieder; ich ſah allerlei tolle und wilde Geſchichten, dich unter Anderem als das Ideal eines Leimſieders, und erſt nach und nach klärten ſich meine Träume wieder ab. Da erſchien mir Doktor Wellen, unſer Arzt, und indem er mir einen Strauß wilder Roſen überreichte, erwachte ich.“

„Seltſam, ſehr ſeltſam!“ ſagte Herr Sidel. „Jetzt fällt mir auf einmal die ganze Geſchichte ein, und du wirſt dich ebenſo gewiß daran erinnern.“

„Freilich thue ich das,“ entgegnete Eugen.

„Doktor Wellen erzählte uns von einem Freiwilligen, den er im italieniſchen Feldzuge getroffen, und der in der Schlacht von Novara geblieben. — Nicht wahr? Dieſer hatte ihm eine Begebenheit aus ſeinem Leben vertraut, deren Schauplatz nahe einem Wirthshauſe zur wilden Roſe war. — Iſt's nicht ſo?“

„Ganz recht!“ ſagte Eugen; „ich erinnere mich jetzt genau.“

„Und der Doktor Wellen beſchrieb die Gegend ſo außerordentlich umſtändlich,“ ſagte Herr Sidel; „und dieſe Beſchreibung paßt merkwürdig hieher. Ich habe doch nicht gewußt, weßhalb mir das Thal und das Schloß da drüben ſo gar nicht fremd vorkamen.“

„Mir gieng es gerade ſo,“ entgegnete Eugen. „Als wir geſtern Abend den Berg hernieder ſtiegen und nun ſo plötzlich die unregelmäßigen Gebäude dort oben mit ihren Zinnen und Mauern vor meinem Blicke erſchienen, da war es mir, als kenne ich das alles ſchon, als ſei ich hier ſchon oft geweſen — und gern da geweſen. — — Das iſt in der That ſonderbar; es war mir gar nicht ſo, als käme ich in eine fremde Gegend; nein, es heimelte mich an, als wäre ich hier zu Hauſe.“

„Das kann ich von mir gerade nicht ſagen,“ meinte Herr Sidel. „Aber ſollte es möglich ſein, daß jene Geſchichte des Doktor Wellen mit dem Schloſſe und dem Thale zuſammenhängt, daß hier wirklich der Schauplatz dieſer Begebenheit wäre? — In dem Falle hielte ich es für höchſt ſeltſam, daß wir gerade hieher gekommen. Siehſt du, Eugen, der Zufall!“

„Und ein glücklicher Zufall,“ ſagte Herr Trommler, indem er die ihm freundlich angebotene zweite Cigarre annahm. „Wie glücklich ſchätze ich mich, daß auch ich eine kleine Schuld an dieſem Zufalle habe!“

„Da iſt ja unſer würdiger College, der Herr Trommler,“ rief der luſtige Rath; „der muß ja Ortskenntniſſe genug beſitzen, um uns ſagen zu können, ob da droben das Schloß zu jener Beſchreibung des Doktor Wellen paßt.“

„Vom Schloſſe droben weiß ich leider nicht ſehr viel; wir haben freilich ein paar Mal oben geſpielt, aber dann kamen wir kurz vor der Vorſtellung hinauf und giengen gleich nachher wieder herunter. Für mich allein war ich nie droben.“

„Aber Sie werden doch wiſſen,“ fragte Eugen, „ob ſich in der Nähe des Schloßes eine kleine Kapelle befindet?“

„Das weiß ich nun gerade nicht,“ ſagte der Künſtler. „Leider muß ich bekennen, daß ich in der Umgebung des Schloſſes nur von einem kleinen Wirthshauſe weiß, von einer Kapelle habe ich nie etwas gehört.“

„Wir werden uns irren,“ ſagte Eugen; „es gibt am Ende viele Wirthshäuſer zur wilden Roſe, die in der Nähe von alten Schlöſſern liegen.“

„Was die Wirthshäuſer zur wilden Roſe anbelangt,“ ſagte Herr Trommler, „ſo muß ich Ihrer Meinung widerſprechen. In dieſer Gegend des Landes gibt es nur das einzige dieſes Namens; es iſt keines mit einem gleichen Schilde auf zehn Stunden in der Runde.“

„Das Beſte wäre,“ meinte Herr Sibel, „wenn wir die Wirthin erſuchten, uns hierüber Auskunft zu geben. Iſt jene Begebenheit hier geſchehen, ſo muß ſie am beſten darüber Beſcheid wiſſen.“

„Laſſen wir das,“ ſagte Eugen bittend; „thu mir den Gefallen, lieber Freund, und forſche jetzt nicht weiter darüber nach. Nach Tiſche wollen wir zum Schloſſe hinauf und uns da oben ſelbſt überzeugen, ob jene Kapelle vorhanden iſt oder nicht. Es iſt mir das wie ein intereſſantes, geheimnißvolles Buch; ich will es gern Seite für Seite durchleſen, möchte aber um Alles in der Welt zu Anfang nicht erfahren, was auf der letzten Seite ſteht. — Ich bitte dich darum: wir wollen nachher langſam hinaufſteigen und uns droben überraſchen laſſen.“

Herr Trommler war aufgeſtanden und an den Rand der Terraſſe getreten. „Es iſt Zeit,“ ſagte er dann; „im Augenblicke wird's neun Uhr ſchlagen; wir müſſen in den Saal hinauf und den Principal bei Aufſchlagung des Theaters unterſtützen. Es iſt dies allemal eine Art Feſttag für uns,“ ſetzte er freundlich ſchmunzelnd hinzu; „denn wenn das Geſchäft beendigt iſt, werden wir alle mit einem ſoliden Mittageſſen regalirt.“

„Bravo!“ entgegnete Eugen; „zuerſt die Arbeit, dann das Vergnügen! — Komm alſo, wir wollen ſehen, welche Dienſte wir beim Aufſchlagen des Theaters zu leiſten im Stande ſind.“

Der große Wirthshausſaal des Gaſthofes zur wilden Roſe befand ſich um die Zeit, als ſich unſere Freunde dorthin begaben, in einer höchſt maleriſchen Unordnung. Es war ein ziemlich langes, auch anſtändig breites und hohes Gemach, hatte auf einer Seite ſechs Fenſter, an den ſchmalen Seiten je eine Thüre, und war, was Wände und Decke anbetrifft, einſtens weiß angeſtrichen geweſen. Doch hatte der Dunſt der Talgkerzen, ſowie der Staub, den die tanzenden Bauern mit ihren ſchweren Stiefeln aus dem nicht allzu feſt gefügten Fußboden herausklopften, dieſer ehemals weißen Farbe einen etwas trüben, grauen Ueberzug verliehen. Auch hatte man ihn vor nicht langer Zeit zum Trocknen von

Horſen benutzt, und da man zu dieſem Zwecke Fächer anbringen mußte, ſo hatte man dieſe durch in die Wand hineingeſchlagene Blöcke befeſtigt, welche noch auf allen Seiten hervorragten, zum guten Ausſehen des Saales keineswegs beitrugen, wohl aber dem Direktor beim Aufſchlagen des Theaters weſentliche Dienſte leiſteten.

Das Beſte und Brauchbarſte an der vorhandenen Einrichtung war der Kronleuchter, den Frau Roſel einſtens in dem benachbarten Städtchen gekauft hatte. Er war zur Aufnahme von acht Oellampen berechnet, und wenn dieſe recht ſauber geputzt waren, ſo ſpendeten ſie Licht genug, um das Auditorium anſtändig zu erhellen.

Der Saal war durch verſchiedenartige Gegenſtände, welche man von dem Wagen des Direktors abgeladen und hinauf geſchafft hatte, ſowie von anderen, welche Frau Roſel geliefert, in zwei ungleiche Hälften getheilt. Die letzteren Gegenſtände, welche ſich in der kleineren Hälfte des Saales befanden, waren ein paar Dutzend Fäſſer von verſchiedener Größe, und ein Haufe Bretter, zum Podium des Theaters beſtimmt.

In der größeren Hälfte des Saales befanden ſich Kiſten, die mit Garderobe und Requiſiten angefüllt waren, und große, zuſammengerollte Leinwandſtücke: Vorhänge und Dekorationen.

Die ganze Geſellſchaft war in dem Saale ſchon verſammelt, als Herr Trommler in Begleitung unſerer Freunde, der Herren Müller und Wellen, ſowie auch des Herrn Hannibal, eintrat. Letzterer hatte ſich am Fuße der Treppe eingefunden und machte ein Geſicht wie jemand, der ſich wohl bewußt iſt, daß es mit ihm anfange zu Ende zu gehen, der aber trotz des angeſtrengteſten Nachdenkens noch nicht mit ſich im Reinen iſt, welche Art eines jämmerlichen Todes er zu ſterben beſtimmt ſein würde.

Herr Wellen und Herr Müller begrüßten die Frau und die Schwägerin des Direktors und wurden hierauf dem Bruder des letzteren, sowie dem Heldenſpieler, Herrn Holder, vorgeſtellt.

Dieſer war ein großer, kräftiger Mann und einſtens intereſſant, ja ſchön geweſen; doch hatten die Jahre und wildes Leben ſeine Geſtalt gebeugt, und das Leiden, von dem der Direktor vorhin der Wirthin erzählt, ſeinem Geſichte einen unſtäten, ja einen unheimlichen Ausdruck verliehen. Spärliches Haar bedeckte ſeine hohe Stirn; ſeine Geſichtsfarbe war bleich, den Mund kniff er meiſtens feſt zuſammen, und ſelbſt wenn er ſprach, öffnete er die Zähne nur ſo viel, als eben nothwendig war, um einen Ton hindurch zu laſſen. Dadurch klang ſein Sprechen dumpf und murmelnd, und da der Ton ſeiner Stimme kräftig und gewaltig war, ſo tönte dieſelbe tief, wie aus dem Grabe hervor, was ihm bei manchen ſeiner Rollen wohl zu Statten kam, im gewöhnlichen Leben aber für das Ohr des Zuhörers nicht angenehm war.

„Herr Wellen — Herr Müller — Herr Hannibal!“ ſagte der Direktor. — — „und dies iſt Herr Holder,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „mein Heldenſpieler.“

„Unſeres Thrones feſte Säule!“ ſagte würdig der Herr Trommler, indem auch er ſeinerſeits auf Herrn Holder zeigte und ihm zugleich einen guten Morgen bot. Dann zeigte er ebenfalls auf die drei neuen Mitglieder und ſagte vertraulich: „Ich kann Sie verſichern, lieber Holder, drei liebenswürdige Collegen!“

„Collegen?“ ſagte finſter der Heldenſpieler, indem er die rechte Hand zwiſchen ſeinen Rock ſteckte. — „Collegen? Von Ihnen vielleicht, Herr Trommler. Das iſt möglich! Ob ich ſie auch als ſolche anerkennen kann, wollen wir nach der erſten Aufführung ſehen. — Es fühlt ſich Mancher berufen,“ ſetzte er mit

tiefer, grollender Stimme hinzu, „aber Wenige ſind auserwählt.“ Damit wandte er ſich um und begab ſich zwiſchen die Fäſſer zurück, die er anfieng herum zu rücken und herzuſtellen.

„Er iſt etwas eigen, der gute Holder,“ ſagte freundlich der Direktor zu ſeinen drei neuen Mitgliedern; „aber Sie werden ſich ſchon näher kennen lernen; er iſt gar nicht ſo ſchlimm, wie er ſich anläßt.“

Herr Trommler zuckte mit einem Blick auf den ſo raſch davongegangenen Heldenſpieler mitleidig die Achſeln und ſagte zu Eugen:

„Stolz will ich den Spanier,
Wenn auch der Becher nicht mehr überſchäumt.“

Jetzt klatſchte der Direktor dreimal in die Hände und ſagte: „Allons, meine Herrſchaften, fangen wir an!“ Zu gleicher Zeit legte er ſeinen langen Rock ab, um in Hemdärmeln freier und ungenirter arbeiten zu können.

Herr Trommler, der wohl ſeine guten Gründe hatte, es nicht ebenſo zu machen, wie ſein Chef, lief zu einer ſehr kleinen Kiſte — man hätte dieſes Behältniß füglich eine Schachtel nennen können — und zog aus derſelben ſeinen grauen Reiſerock von geſtern hervor; einen beſſeren, den er heute Morgen anhatte, legte er mit einer außerordentlichen Geſchwindigkeit ab und ſchlüpfte ſo behende in das alte fadenſcheinige Kleidungsſtück, daß während dieſes Umzuges kein Menſch im Stande war, zu beſtimmen, von welcher Farbe die Hemdärmel dieſes würdigen Künſtlers eigentlich geweſen. Ueberhaupt ſchien er den Vorſatz gefaßt zu haben, um Alles in der Welt keine Wäſche ſehen zu laſſen; denn während ſich ſeine hohe, ſchwarze Merinohalsbinde faſt krampfhaft unter dem Kinn herum zog, breitete dieſelbe auf

der Bruſt ein paar ſchützende Flügel aus, und das auf ſo ängſtliche Art, wie eine Gluckhenne es zu machen pflegt, wenn ſie ihre Brut dem herannahenden Feinde aufs Aengſtlichſte zu verbergen ſtrebt.

Nach dem Geſetze aller Baukunde, zuerſt ein ſolides Fundament zu legen, gieng man denn auch hier zu Werk. Die oben erwähnten Fäſſer, die ſchon öfters den ehrenvollen Beruf erfüllt hatten, jene Bretter zu tragen, welche die Welt bedeuten, wurden reihenweiſe neben einander geſtellt, und zwar ſo, daß die kleineren vorn, die größeren nach hinten zu ſtehen kamen. Hiedurch gewann man auf ſehr kunſtloſe Art ein ſanft anſteigendes Podium. Die Fäſſer wurden nun unter ſich mit Latten verbunden, die Bretter darüber hin genagelt, und ſo war das Fundament in Kurzem fertig. Ja, es befand ſich ſogar hinten eine Verſenkung, eine höchſt nothwendige Einrichtung, die bei dem Schauſpiel unmöglich fehlen darf.

Nachdem das Podium ſo hergeſtellt war, wurde die Hauptgardine angebracht, und hiezu fanden ſich noch zwei eiſerne Kloben vor, die vom vorigen Male, wo man hier geſpielt, durch die Fürſorge der Wirthin ſtecken geblieben, und welche man nur dem Auge dadurch unſichtbar gemacht hatte, daß man ſie mit weißer Farbe überſtrich. Nach dem Vorhange wurden die Seitenkouliſſen aufgehängt, welche bei einer nöthigen Verwandlung auf die einfachſte Art gedreht wurden. Die vier Hintergründe, welche die Geſellſchaft beſaß, wurden nun ebenfalls ungefähr zwei Schuh vom hinteren Ende des Saales angebracht, da, wo das Podium bereits aufhörte. Hiedurch gewann man wenigſtens unten einen Platz zum Verwandeln, der oben abgieng; denn ſtatt daß bei anderen Theatern die Vorhänge in die Höhe gezogen und ſo ent-

fernt werden, wurden ſie hier herab gelaſſen, was ebenfalls einen ſehr ſchönen Effekt machte.

Dekorationen beſaß die Geſellſchaft vier: ein bürgerliches Zimmer, ein Gemach in einem Schloſſe, eine Straße und einen Wald. Letzterer wurde durch die ſchöne Kunſt, mit Verſatzſtücken zu arbeiten, ſehr leicht zu allem anderen Nothwendigen eingerichtet; vermittelſt eines Paars zierlich zugeſpitzter Bäume und einer Marmorfigur wurde ein Garten daraus. Ein paar Felſen hinein verſetzt, verwandelten ihn in eine Felspartie: ein einfaches Kreuz machte ihn zum ſchauerlichen Rendez-vous für Mörder und Räuber, oder auch zum Spielplatze der verſchiedenartigſten Geiſter. So half man ſich, ſo gut man konnte, und das Publikum von Schloßfelden war ſo höflich und gut erzogen, daß es dem Direktor und ſeinen Dekorationen Alles aufs Wort glaubte, ſeine Felſen für wirkliche und ſeine gemalten Bäume für die ſchönſten auf der Welt hielt. Es ſtellte keine Vergleichungen an, es nahm in kindlicher Unſchuld hin, was man ihm gab, und war ſo für ſeine paar Kreuzer heiter und zufrieden.

Als nun das Theater ſo weit hergeſtellt war, eine Arbeit, bei welcher der Heldenſpieler, Herr Holder, das Uebermögliche geleiſtet, wurden ſämmtliche Dekorationen ſowie die Hauptgardine probirt, und erſt als ſich die ganze Maſchinerie als vollkommen und untadelhaft erwieſen, ſchritt man zur Einrichtung der Garderobe.

Glücklicher Weiſe ſtieß der Tanzſaal auf der Seite, wo ſich die Bühne befand, an einen Heuboden, deſſen Eingang kaum zwei Fuß von dem letzten Fenſter des Saales entfernt war. Dieſe beiden Oeffnungen wurden nun mit Hülfe eines kundigen Zimmermannes zuſammen verbunden, ſowie mit einer alten Leinwand

überdeckt, und als dieser Verbindungsgang hergestellt war, transportirte man die Kiste mit Garderobe und Requisiten auf den Heuboden, zog vermittelst einer alten unbrauchbaren Dekoration eine Scheidewand, um die beiden Geschlechter zu trennen, und übergab darauf den einen auf diese Art entstandenen Raum den Damen zum Ankleiden, den anderen den Herren.

In den Raum für die Zuschauer wurden nun vorn hin Stühle, dahinter Bänke gestellt, die etwas höher waren als die ersteren und den zweiten Platz bildeten. Nachdem dies alles geschehen, auch der Souffleurkasten aus drei Brettern zusammen genagelt war, erschien die Arbeit gethan und das Theater fertig.

Obgleich Herr Trommler während dieser ganzen Zeit bei seiner Arbeit die größtmöglichen Anstrengungen zu machen schien, die für diesen großen Künstler um so mühsamer waren, als er zu gleicher Zeit unsere Freunde noch unterweisen mußte, so glauben wir doch versichern zu können, daß er sich durchaus nicht überarbeitete. Wenn er z. B. mit einem wahren Ingrimm auf ein großes Faß oder schweres Brett losstürzte und beim Anpralleu fand, daß diese Gegenstände nicht geneigt seien, sich so leicht bewegen zu lassen, so bestand er durchaus nicht hartnäckig darauf, dies doch zu thun, sondern er schwang sich leichtfüßig über den fraglichen schweren Gegenstand hinweg, um seine Kraft an einem leichteren zu üben. Der Prinzipal selbst sowie dessen Bruder arbeiteten ausdauernd und hielten sich ruhig an dem, was sie einmal ergriffen. Holder dagegen suchte sich die schwersten Stücke aus, und wenn auch eines seiner Kraft widerstehen wollte, so sah man, wie ein düsterer Schatten über sein Gesicht flog und sich seine Muskeln aufs Gewaltigste anstrengten, bis das, was er vor hatte, geschehen war. Oft sah man ihn bei einer solchen Ver-

anlaſſung drei, vier Mal mit einer wahren Wuth aufs Neue angreifen; oft ließ er dabei ermattet die Arme ſinken, um immer wieder aufs Neue anzufangen, und dabei ſchaute er mit wildem, eiferſüchtigem Blick um ſich herum, ob ſich Jemand vielleicht unterſtehe, in ſeine Nähe zu kommen oder ihm gar helfen zu wollen.

Die Arbeiten der Herren Wellen und Müller bei dieſem Geſchäfte waren eigentlich nicht der Rede werth; ſie beſchränkten ſich mehr auf Handlangerdienſte, auf das Darreichen einzelner Stücke, auf das Aufwickeln und Ordnen durch einander gerathener Schnüre. Der Thätigkeit des Herrn Hannibal dagegen müſſen wir volles Recht widerfahren laſſen; denn wenn wir auch dem Schauſpieldirektor nicht verrathen dürfen, ſo darf doch der Leſer es wiſſen, daß nämlich der getreue Pierrot ſeine Laufbahn als Menſch und Staatsbürger in einer Schreinerwerkſtätte begonnen hatte, aber nicht lange da verblieben war, weil ſeine Anſichten vom Arbeiten im Allgemeinen mit denen ſeines Meiſters nicht in Einklang zu bringen waren, namentlich aber, weil er durchaus keine Neigung in ſich verſpürte, ſich zum Kindererzieher heranzubilden, was dagegen die Meiſterin für die Hauptbeſchäftigung eines Lehrjungen anſah.

Herr Hannibal half dem herbeigerufenen Zimmermann ſogar bei jenem Verbindungsgange zwiſchen Theater und Heuboden, was ihm ein ſpezielles Lob des Direktors eintrug, der ihm auf die Schultern klopfte und ihm erklärte, er glaube beſtimmt, daß Hannibal noch ein tüchtiges Mitglied der Geſellſchaft werden würde.

Das weibliche Perſonal, aus den beiden Damen der direktorlichen Familien beſtehend, ſowie aus einer kleinen dicken Sou-

brette, Mademoiſelle Jette, welche in ihren Freiſtunden Kindererzieherin bei der Prinzipalin war, hatte bei der oben erwähnten Einrichtung des Theaters nur in ſo fern Dienſte geleiſtet, als es die Garderobeſtücke auf den Heuboden ſchaffte, die Stühle gerade rückte und dieſelben nachzählte, worauf ſich die Prinzipalin einen Ueberſchlag machte, welche Summe bei dem vollen Hauſe eingenommen werden könne. Nur die Schwägerin des Direktors hatte ſich bei den Arbeiten im Saale ſelbſt aufgehalten und allerlei kleine Handleiſtungen gethan, zuerſt an der Seite Eugen's, dann, als dieſer ſich durchaus nicht dankbar dafür erwies, bei dem Herrn Sibel, und ſpäter, als der herzloſe Schulmeiſter ſich ebenfalls für dieſe Herablaſſung durchaus nicht gerührt und erkenntlich zeigte, bei dem Herrn Hannibal, der, obgleich anfänglich beſtürzt und überraſcht von der Freundlichkeit der großen Künſtlerin, ſich doch im Laufe der Arbeit ſehr geſchmeichelt und hoch geehrt durch die Aufmerkſamkeit fühlte und, als dies Seitens der Dame ſehr günſtig aufgenommen zu werden ſchien, nun keinen Nagel mehr einſchlug und kein Brett mehr verrückte, ohne ſich zuvor in den grauen Augen ſeiner Zuſchauerin Raths erholt zu haben.

Endlich war Alles beendigt, und die ganze Geſellſchaft ließ ſich auf den Stühlen vor der Bühne nieder, um das vollbrachte Werk im Allgemeinen überſehen zu können. Eugen und der luſtige Rath ſaßen ziemlich vorn an, bei ihnen der Direktor und Familie, mit Ausnahme der hellblonden dürren Schwägerin, welche ſich mit Herrn Hannibal auf den zweiten Platz begeben hatte, nur um zu ſehen, wie ſich von dort aus die Bühne ausnehme.

Es ſah Alles recht nett aus; die Fäſſer, auf welchen das Podium ruhte, waren ebenſo wie der Souffleurkaſten mit rothem Zeuge drapirt, der Vorhang war aufgezogen, und auf der Bühne war die Walddekoration ſichtbar.

Da trat der Heldenſpieler, Herr Holder, aus der rechten Seitenkouliſſe hervor bis an die Lampen und verbeugte ſich drei Mal ſehr tief.

„Jetzt hält er ſeinen Zimmerſpruch,“ ſagte Herr Trommler leiſe zu Eugen, „da werden Sie was hören; er läßt ſich das nicht nehmen; denn das iſt, wie er ſelbſt ſagt, ſeine liebſte Rolle, in welcher er ſich nämlich erlauben kann, einem Publikum, das gar nicht vorhanden iſt, die ſchönſten Grobheiten zu ſagen.“

„So wären wir denn einmal wieder fertig,“ ſagte jetzt der Heldenſpieler mit tiefer, dröhnender Stimme, und das Organ war ſo gewaltig, daß trotzdem, daß jede Sylbe von den feſt geſchloſſenen Zähnen zerriſſen wurde, doch jede klar und verſtändlich an das Ohr ſchlug. „So wäre denn wieder einmal dieſe miſerable Bude aufgebaut, ein Tempel der Kunſt, wie wir ſie nennen, die doch in Wahrheit nichts iſt, als ein erbärmliches Narrenhaus. — Ja, ein Narrenhaus! nicht jetzt, wo dieſe Stätte noch unentweiht vor unſern Augen liegt, aber es werdend in dem Augenblicke, wo ſich die Thüren öffnen und wo jene Narren — Publikum genannt — dieſe ſtillen Räumen bevölkern, entheiligen. — Ehe dies alſo geſchieht, und ehe wir gezwungen ſind, in die glotzenden ſtieren Augen zu ſehen, und ehe wir es uns gefallen laſſen, daß ſie uns Beleidigungen aller Art in unſer edles Künſtlerantlitz ſchleudern, ſchwere Beleidigungen in der Geſtalt von Beifall, leichtere in der Geſtalt von Mißfallen — ehe alles das geſchieht, und ſo lange wir noch hier unter uns und allein ſind, will ich euch ſagen, daß — daß . . .“ Hier machte Herr Holder eine peinliche längere Pauſe, und fuhr ſich mit der Hand über die Stirn und ſchaute ängſtlich rechts und links in die Kouliſſen. — „Ja, will ich euch eigentlich ſagen,“ fuhr er

mit faſt tonloſer Stimme fort und ſtarrte hinunter auf die leeren Stühle.

„Bravo!“ rief der Direktor in dieſem Augenblicke, und „Bravo!“ rief deſſen Bruder; und die vier kleinen Kinder, die ebenfalls da waren, ſchrieen ſo laut, als ſie mit ihren dünnen Stimmen vermochten: „Bravo, Herr Holder!“ und der kleine Hektor ſetzte hinzu: „Den Zimmerſpruch, lieber Herr Holder!“

Der Heldenſpieler auf der Bühne holte tief Athem, und als er dabei die niedergeſchlagenen Augen erhob, hätte man glauben ſollen, er tauche aus einem dichten Nebel auf und ziehe oberhalb deſſelben begierig die reinere Luft ein.

„Ja ſo, den Zimmerſpruch?“ murmelte er. „Richtig, richtig! Mir ſcheint, ich bin einigermaßen von meiner Rolle abgeſchweift. Nun, es thut wahrhaftig nichts, könnt's noch öfters hören. — — —

Dieſe Bretter, dieſe armſeligen Bretter voller Aſtlöcher und Sprünge, aufgenagelt auf halbmorſche Fäſſer, die zu altersſchwach ſind, um noch irgend eine Flüſſigkeit in ſich aufzunehmen und ertragen zu können, dieſe Bretter, welche die Welt bedeuten, haben wir alſo zuſammen gefügt. Das Fundament wäre da, und lieblich darauf hingebaut Zimmer und Schloß, Wald und Straße. Möge nun unſer Werk gedeihen, möge ſich zahlreich füllen dieſer Tempel der Kunſt! Und möge ſich das vielköpfige Thier, Publikum genannt, drunten an der Kaſſe ſeine dicken Köpfe blutig ſchlagen und ſich am Eingang um eine Karte balgen, wie hungrige Buben um eine Semmel beim Bäcker! — Dazu ſage ich Amen!“

„Wir auch, wir auch!“ rieſen ſämmtliche Zuhörer, und darauf ließ Herr Holder die Gardine niederrauſchen, und die ganze Geſellſchaft, geführt von der Prinzipalin, begab ſich in ein großes Zimmer neben der Küche, wo die Mittagstafel gedeckt war.

Bayerische

Eugen Stillfried.

III.

Eugen Stillfried

von

F. W. Hackländer.

Dritter Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1852.

Gedruckt bei K. Fr. Hering & Comp.

Inhalt.

Einundvierzigstes Kapitel.

Seite

Erzählt von einer Entdeckungsreise, welche zu einem gewünschten Resultat zu führen scheint 3

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Glaube, Liebe, Hoffnung 16

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Ein sehr kurzes Kapitel, in welchem sich der Erzähler erlaubt, eine an ihn gestellte Anfrage bestmöglichst zu beantworten 27

Vierundvierzigstes Kapitel.

Handelt von Angenehmem und Unangenehmem in einer Familie, und zeigt, daß die Besen, wenn sie auch Einen Weg gehen, doch oftmals verschiedener Meinung sind 33

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Madame Schoppelmann nimmt Gratulationen in Empfang, theilt gute Lehren aus und findet schließlich, daß sie ihr Gelerntes selbst vergessen 49

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Berichtet von einem Vorfall, der anzeigt, daß die ewige Gerechtigkeit ſchon hier zuweilen den Schuldigen trifft . . Seite 70

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Erzählt von einigen Theatervorſtellungen, und ſetzt den Leſer in Kenntniß, auf welche Art Herr Hannibal zum Künſtler gebildet wird 92

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Frau Rosel beweiſt, daß die Eiſenbahnen eine ſchädliche Erfindung ſind: ſie taucht Geheimniſſe aus, wodurch ſie und der geneigte Leſer etwas Neues erfahren 104

Neunundvierzigſtes Kapitel.

Unterredungen verſchiedener Art — angenehme und unangenehme. Schließlich erfährt der geneigte Leſer, wem das Schloß gehört 123

Fünfzigſtes Kapitel.

In welchem Eugen Stillfried ſeine Schweſter findet und der luſtige Rath die Entdeckung zu machen glaubt, daß ſein Freund ein Ungeheuer iſt 141

Einundfünfzigſtes Kapitel.

Der geneigte Leſer erfährt nicht viel Neues, wird aber eingeſtehen, daß der Erzähler in manchen Theilen Recht hat . 157

Zweiundfünfzigſtes Kapitel.

Hochzeit und Tod. Madame Schoppelmann hat ſchlimme Ahnungen 172

Dreiundfünfzigſtes Kapitel.

Jungfer Clementine Strebeling beſteht ein gerichtliches Examen, und Madame Schoppelmann ſieht ſich veranlaßt, einen wichtigen Schritt zu thun 187

Vierundfünfzigſtes Kapitel.

Seite

In welchem der Held der Geſchichte einen Freund wieder findet und ſehr angenehme Neuigkeiten erfährt 207

Fünfundfünfzigſtes Kapitel.

Eine Filiale der Leimſudia. Der vortreffliche Trommler erzählt eine heitere Geſchichte 218

Sechsundfünfzigſtes Kapitel.

Der Präſident der Leimſudia erzählt eine ernſtere Geſchichte, welche aber den geneigten Leſer doch vielleicht mehr erheitern wird . 228

Siebenundfünfzigſtes Kapitel.

Berichtet in Kurzem, wie ſich der Major von Brander zu einer Reiſe vorbereitet 240

Achtundfünfzigſtes Kapitel.

Enthält Reiſevorbereitungen anderer Art und zeigt Jungfer Clementine Strebeling als Opfer unglücklicher Liebe . . . 247

Neunundfünfzigſtes Kapitel.

Die handelnden Perſonen werden zum Schluß dieſer Geſchichte ſo gut wie möglich zuſammen geführt und Herr Hannibal findet, daß ſeine Uhr abgelaufen iſt 259

Sechzigſtes Kapitel.

Berichtet von einer ſeltſamen Abendunterhaltung, von der Vernichtung eines wichtigen Gegenſtandes, und zeigt, wie der Erzähler alles Mögliche thut, um den geneigten Leſer zufrieden zu ſtellen 273

Eugen Stillfried.

Einundvierzigſtes Kapitel.

Erzählt von einer Entdeckungsreiſe, welche zu einem gewünſchten Reſultat zu führen ſcheint.

Dieſes Eſſen gieng nun vorüber, wie manches andere Feſteſſen, nur mit dem Unterſchiede, daß hier keine Reden gehalten wurden, ſondern nur den Schüſſeln zugeſprochen. Herr Holder ſaß neben den Kindern des Direktors, finſter und in ſich gekehrt, und warf zuweilen einen mißtrauiſchen Blick auf die neuen Kollegen, wogegen der wackere Herr Trommler ſein Möglichſtes that, um dieſelben, die an ſeiner Seite ſaßen, aufs Beſte zu unterhalten. Von dem Herrn Hannibal können wir nicht verſchweigen, daß er — wahrſcheinlich unbewußt — an der Seite der Schwägerin des Schauſpieldirektors (ſie hieß Thusnelde) niedergeſeſſen war und ſich dort ſehr wohl zu befinden ſchien; wenigſtens ſchien ihm dieſer zweite Akt ſeines neu begonnenen Künſtlerdramas nicht minder angenehm, als der eben vorübergegangene erſte; denn hatte er droben fleißig mit Hammer und Säge gearbeitet, ſo that

er jetzt hier unten mit Meſſer und Gabel deßgleichen, und fand dabei noch vollkommen Zeit, ſeine Nachbarin von der Seite anzuſehen, die ihm häufig etwas zuflüſterte. Auch brachte er es in Folge dieſer Zuflüſterungen zuweilen zu einem Lächeln; doch kam dies nicht häufig vor, denn die großen Biſſen, mit denen er ſich verſah, drückten ſein Geſicht ſo in die Breite, daß er trotz übergroßer Anſtrengung nur ſelten im Stande war, obendrein auch noch zu lachen.

Daß der Reiz des Lebens in Abwechslung beſteht, wußte auch der Schauſpieldirektor; deßhalb arrangirte er dieſes heitere Familienfeſt nach der harten Arbeit droben, und um dieſem Grundſatze treu zu bleiben, übergab er nach dem Diner dem Herrn Wellen, dem Herrn Müller und dem Herrn Hannibal jedem ein Paket alter vergilbter Papiere. Das waren Rollen zu verſchiedenen Schau-, Trauer- und Luſtſpielen, womit ſich dieſe drei Herren in den nächſten Tagen vertraut zu machen hatten.

Als nun die Tafel aufgehoben war und die Geſellſchaft auseinander gegangen, Jedes ſeinem Geſchäfte nach, verließen Eugen und der luſtige Rath das Wirthshaus zur wilden Roſe, um dem Schloſſe droben in der Höhe einen Beſuch abzuſtatten.

Sie giengen durch das Dorf, bei der alten Kirche vorbei; dort, hatte Eugen ganz richtig vermuthet, müſſe ein Fußweg auf die Höhe führen. Da lag die kleine Kirche ſo ſtill und friedlich inmitten des von Mauern eingefaßten Friedhofes, und die warme Sonne umſchlang ſo freundlich und herzlich die alten Mauern, drang ſo unwiderſtehlich durch die langen, ſchmalen, vergitterten Fenſter, daß das alte Gebäude unter dieſen warmen Küſſen ordentlich aufzuleben ſchien. Es war ſo ſtill hier zwiſchen den Gräbern, ſo feierlich ſelbſt außerhalb der Kirche, daß unſere Freunde mit abgezogenem Hute durch das kleine Thor ſchritten. Der Friedhof

ſchien nicht mehr zu dem, was er war, benutzt zu werden: da war kein friſch aufgeworfenes Grab, wo die ſchwarze Erde ausſah, als ſei ſie feucht von Thränen, hier war Alles bedeckt mit einem mitleidigen Raſen, einem vielfarbigen Blumenteppiche, den die freundliche Natur über diejenigen von ihren Kindern deckte, die den Mühen dieſer Welt erlegen waren und ſich vertrauensvoll in ihren Schooß geflüchtet hatten.

Die alte niedrige Mauer war mit Grabſteinen bedeckt, von denen die meiſten mit ganz geharniſchten Ritterfiguren, oder mit Damen in dicken Halskrauſen und langen, ſteifen Schnürleibern, oder auch mit Helm und Wappen von einer längſt vergangenen Zeit erzählten, von alten Geſchlechtern, die droben auf dem Schloſſe eines nach dem andern gehaust, und die dann von der glänzenden Höhe ihres Berges und ihrer Stellung im Leben herabſteigen mußten in den engen Raum der kleinen Dorfkirche.

Wie ſchön waren die zwei kleinen Thore an beiden Seiten des Friedhofes! Ein flacher Bogen bedeckte jedes, und in dem Schlußſtein war das Wappen der gräflichen Familie da droben eingemeißelt. Doch war die unnachſichtige Hand der Zeit darüber hingefahren und hatte die Linien dieſes Wappens verwiſcht, und es koſtete Mühe, aus den wenig übrig gebliebenen die Formen des Helms und des Wappenſchildes heraus zu bringen. Auch der Epheu, der neben dieſen Thoren an der Mauer luſtig emporwucherte, hatte ſeine langen, faſerigen Wurzeln in Zeichen und Schrift eingedrängt, Beides beſchattend, und wenn man davor trat, um Worte oder Buchſtaben zu entziffern, ſo ſchüttelten ſich die Blätter lachend im ſanften Winde, als wollten ſie ſagen: Gebt Euch keine Mühe mit den alten, moderigen Steinen, betrachtet uns lieber und denkt an Euer eigenes Leben, das noch wie wir, friſch und grün vom Glanz der Sonne beſchienen wird.

— So denkt der Epheu, und deßhalb hält er ſich auch ſo gern an alten Mauern und Kirchhöfen auf, als Gegenſatz zu dieſen ein freundliches „Wir leben!“ wir leben neben den trüben Zeichen der Vergänglichkeit.

Hinter dem Kirchhofe führte der Weg aufwärts in die Berge, eine Zeit lang bei jener Mauer vorbei, welche die Freunde heute Morgen aus ihrem Fenſter geſehen. Es war ein ſchmaler, wenig betretener Fußpfad, den die Kräuter, Blumen und Sträucher, welche unter dem Schutze der Mauer wuchſen, dem Menſchen beſtändig ſtreitig machten. Oft, wo in der Länge der Zeit ein dichter Holunderbuſch empor gewachſen war, zu deſſen Füßen ſich Gräſer und Mooſe angeſetzt, hatten ſich dieſe hie und da ſo weit vorgeſchoben, daß ſich der Weg einen großen Bogen zu machen genöthigt ſah.

„Kommt dir das nicht alles ſo heimlich und bekannt vor?“ ſagte Eugen zu ſeinem Freunde; „mir iſt es gerade, als ſei ich hier ſchon geweſen, als habe ich namentlich dieſen Weg der Mauer entlang ſchon hundert Mal gemacht.“

„Ja, ja,“ entgegnete Herr Sibel, „es geht einem zuweilen ſo. Hier iſt das nun eigentlich kein Wunder, denn das alte Kirchlein da unten hat ſo viel Aehnlichkeit mit anderen, wo wir ſchon waren, und auch das Gemäuer, neben dem wir wirklich dahergehen. — Erinnere dich, es befindet ſich etwas ſo ſehr Aehnliches in S., daß man wohl die beiden Orte mit einander verwechſeln und glauben kann, man wäre hier ſchon geweſen, während einem doch nur das Andere vorſchwebt.“

„Ganz recht!“ ſagte Eugen, „dies mag hier der Fall ſein; aber dir iſt es gewiß auch ſchon im Leben begegnet, daß du Städte, Gegenden, wo du niemals geweſen, nun auf einmal auf deinen Reiſen vor dir ſiehſt und du dir plötzlich befremdet ſagen mußt:

das ist mir nicht unbekannt, das habe ich alles schon einmal gesehen."

„Vielleicht in Abbildungen," meinte Herr Sibel.

„O nein, gewiß nicht!" entgegnete Eugen. „Abbildungen zeigen dir nur eine einzige Seite, und wenn du nicht gerade auf den Punkt kommst, von wo man sie aufgenommen, so erkennst du meistens das Original nicht wieder, und dann ist die Kenntniß, welche du auf jene mir unbegreifliche Art von fremden Städten und Gegenden erhältst, eine so wahre, eigentlich möchte ich sagen, erschreckend genaue. Wenn du mich nach deiner löblichen Gewohnheit nicht auslachen willst, so möchte ich dir eingestehen, daß ich zuweilen im Traum glaube, solche Städte, solche Orte gesehen zu haben, die ich also nun später in der Wirklichkeit so plötzlich wieder erkenne."

„Ich gebe das zu," versetzte der lustige Rath, „obschon mir dergleichen noch nicht vorgekommen ist."

„Du wirst sehen," antwortete Eugen, „daß sich das, was ich dir vorhin sagte, droben bei dem Schlosse, ja sogar bei dem Wege, der dahin führt, vollkommen bestätigen muß." — Bei diesen Worten war er stehen geblieben und blickte seinen Freund lächelnd an. — „Da vor uns," fuhr er fort, „siehst du jenes alte, halb verfallene Thürmchen; dort scheint der Weg, auf dem wir eben gehen, zu verschwinden. Obgleich ich nun, wie du selber weißt, niemals hier in dieser Gegend war, so will ich dir doch genau beschreiben, wie und auf welche Art jener Weg von dem Thurm an weiter geführt ist."

„Darauf wäre ich begierig," meinte der lustige Rath.

„So höre mich an," sagte Eugen: „dort links hinter dem Thurme fällt der Weg plötzlich, statt wie bis jetzt zu steigen. Wir gehen abwärts bis zu einem schattigen Grunde, dicht mit großen

Bäumen bewachſen. Es iſt dort ein Waſſer, nur weiß ich nicht, ob ein kleiner Bach oder ein Teich oder nur eine laufende Quelle; von dort ſteigt der Weg wieder und wendet ſich auf der anderen Seite um den Berg bis zum Schloſſe empor.“

„Wenn dem ſo iſt,“ ſagte lachend Herr Sidel, „ſo bekomme ich einen ungeheueren Reſpect vor dir und werde dir, einem Hellſeher und Propheten, meine vollſte Achtung nicht verſagen.“

„Deine Ungläubigkeit iſt bekannt, mein edler Thomas,“ ſagte Eugen ebenfalls lachend. „Aber viel lieber, als deine übergroße Achtung, wäre mir eine kleine Wette, die wir um den fraglichen Gegenſtand eingehen könnten.“

„Wozu das?“ meinte Herr Sidel, „du würdeſt von mir doch dein eigenes Geld gewinnen. Aber ſage mir, wenn du wirklich auf übernatürliche Weiſe Kenntniß von dem Weg und dem Schloſſe erlangt haſt, werden wir droben jene Kapelle finden oder nicht?“

„Wir werden ſie finden,“ ſagte Eugen feſt und beſtimmt. Und da ſie nun an dem kleinen Thurme angelangt waren, ſo ſprang Eugen bei dieſen Worten über das zerbröckelte Mauerwerk, um einen Blick in das Thal zu gewinnen.

Der luſtige Rath, der ihm gefolgt war, konnte nicht umhin, ehe er ein Gleiches that, auf die Fortſetzung des ſchmalen Weges zu blicken, auf dem ſie hieher gekommen und der ſich nun hart am Fuße des Thurmes herum wand.

Ja es war ſo, wie Eugen geſagt. Dort ſenkte ſich der Weg hinab zu einem ſchattigen Grunde, der mit hochſtämmigen Bäumen bewachſen war.

Der luſtige Rath trat kopfſchüttelnd und lächelnd an die Seite ſeines Freundes.

Eugen blickte in das Thal hinab, das ſich weit, weit hinaus,

rechts von ihnen, mit dem flachen Lande zu vereinigen schien. Die beiden Höhenzüge — der, auf welchem das Schloß stand, und der andere, von dem sie gestern Abend herabgestiegen waren — liefen jenseits des Dorfes auseinander und verflachten scheinbar wenige Stunden von da. Es mußte ein fruchtbares Land sein, das Thal zwischen diesen beiden Höhenzügen. Da erblickte man große Strecken mit Kornfeldern und unendliche Wiesen, auf welchen man hier, wie aus der Vogelperspektive, das zwerghafte Treiben der Menschen sah, wie sie mit Pferd und Wagen hinauszogen, wie sie hier Haufen des duftigen Heues zusammen trugen, dort das frische Gras erst niedermähten. Die letztere Arbeit konnte man deutlich erkennen an dem Blitzen der Sensen, wenn sie so gehalten wurden, daß ein Sonnenstrahl darauf fiel.

Zu ihren Füßen lag die Kirche und das Dorf, und sie sahen es wie heute Morgen, nur von einer anderen Seite; aber es war durch die Gleichheit der Dächer und der Schornsteine fast ganz dieselbe Ansicht. Dort lag auch das Wirthshaus, die wilde Rose, von der Sonne hell beschienen, welche lustig in den vielen Fenstern glänzte. Auf der Terrasse sah man Leute, und die Frau Rosel saß vor der Hausthüre.

„Siehst du dort den Weg, wie ich ihn dir beschrieben?“ sagte Eugen, als er nun wieder herabgestiegen war. „Gib nur Achtung, es trifft Alles genau zu, wie ich dir gesagt.“

„Ich muß dich in der That bewundern,“ entgegnete Herr Sidel mit vielem Ernste; „und so wie wir dort in jenem kühlen Grunde die mächtige Eiche erreicht haben, werde ich mich bemühen, einige Zweige davon abzubrechen, um dir, wie es in alten Zeiten der Brauch war, den wohlverdienten Seherkranz zu winden.“

So giengen sie mit einander fort, und es war in der That

ſo, wie Eugen voraus geſagt. Zuerſt führte der Weg ſie abwärts zu jenem kleinen Thale, wo unter uralten Buchen und Eichen eine kleine Quelle aus den Felſen hervorrieſelte und, abwärts eilend, zwiſchen dem dunkelgrünen feuchten Mooſe, zwiſchen den Farrenkräutern und Waſſerpflanzen verſchwand. Dann wandte ſich der Pfad um den Berg herum, und nachdem ſie hierauf eine gute halbe Stunde empor geſtiegen waren, ſahen ſie das Schloß dicht über ſich und vor ſich liegen.

Der Weg führte ſie zu einer kleinen Pforte, welche bis vor eine vorgeſchobene, tiefer liegende Terraſſe gieng. Dieſe Pforte ſtand offen, und auf einer ſteinernen Treppe hinter derſelben gelangten ſie auf die Höhe jener Terraſſe. Hier war Alles ſorgfältig gehegt und gepflegt und aufs Beſte erhalten. Feiner Sand bedeckte den Boden; neben zierlich angelegten Blumenbeeten wuchſen hohe Waldbäume, um deren Stämme Ruheplätze angebracht waren, und Alles hier zeigte eine ſchaffende, ordnende Hand. An einer zweiten, höher liegenden Terraſſe, die an dieſe ſtieß, wuchſen Epheu, wilde Reben und Schlingroſen, und die verſchiedenen Aeſte und Zweigen dieſer Pflanzen waren künſtlich geordnet und befeſtigt.

Zur zweiten Terraſſe führte eine ähnliche Treppe wie zur erſten, und da die beiden Freunde Niemanden fanden, der ihnen den Eintritt verwehrt hätte, auch die kleine Pforte hier ebenfalls offen ſtand, ſo ſtiegen ſie hinauf und ſahen nun einen Theil des Schloſſes vor ſich liegen. Die Terraſſe hier war ebenſo angelegt, wie die untere, nur daß die hohen Bäume, welche die Ausſicht benommen hätten, fehlten und ſtatt derſelben zwiſchen Blumenbeeten und Geſtellen mit duftigen Topfpflanzen überall kleine Partieen der ſeltenſten und mannigfaltigſten Geſträuche waren, zwiſchen denen ſich der Weg hindurch wand.

Das Schloß erschien auch hier als ein stattliches und gewaltiges Gebäude; doch war man zu nahe, um auch nur einen Theil desselben genau übersehen zu können. Hier lag vor dem Blick ein Theil des Gebäudes neben dem anderen, und eines erhob sich wieder über dem anderen. Da waren flache Dächer mit Terrassen und Zinnen neben hohen Giebeln, und zwischen zwei schlanken Thürmen wölbte sich ein gothischer Bogen, der offenbar einem dahinter liegenden Zimmer zum Balkon diente. Eine schwere Steinbalustrade schloß den Bogen von vorn, und hier sah man die ersten Zeichen, daß das Schloß bewohnt sei. Auf diesem Balkon befand sich ein Blumentisch mit zierlichen blühenden Gesträuchen, daneben stand ein kleiner Tisch mit einem Lehnsessel, auf der Balustrade selbst lag ein Buch, und neben demselben hieng ein Damenshawl herab in röthlicher Farbe, was zwischen den grauen, gewaltigen Steinmassen dem Auge angenehm und wohlthuend erschien.

„Jetzt müssen wir Achtung geben," sagte der lustige Rath, „und auf jeden Fall mit der Hand bereit sein, nach unseren Hüten zu fahren; denn ich bin fest überzeugt, im nächsten Augenblicke wird uns irgend ein knurrender oder murrender Cerberus in den Weg springen und uns fragen, warum wir uns zur Hinterpforte hereingeschlichen, statt den Haupteingang zu wählen, wie es anständige Fremde sonst zu thun pflegen."

„Die Beantwortung einer solchen Frage," entgegnete Eugen, „scheint mir sehr leicht zu sein; wir mieden den hellen, sonnenbeschienenen Fahrweg, wir schwangen uns durch der Wälder Dickicht hinauf, und als uns an der Hinterpforte kein „verbotener Eingang" entgegen glänzte, so traten wir unangemeldet ein. Aber es ist doch merkwürdig, was das Schloß öde und leer erscheint, und was dagegen Alles gut erhalten aussieht, so wohn-

lich, wie ich noch nie ein ſolches Gebäude erblickte. — Sieh die Fenſter mit ihren ungeheueren Scheiben, alle die kunſtreichen Gitter am unteren Stockwerk unverletzt, da fehlt kein Blatt, kein Schnörkel. Dann die Zinnen auf den Mauern: Alles gut erhalten; ebenſo die Dächer mit ihren phantaſtiſchen Rinnen, aus welchen fabelhafte Ungethüme aller Art das Regenwaſſer ſpeien; vor allen Dingen aber die zierlichen Terraſſen. Ich ſah nie etwas Lieblicheres und Angenehmeres, als namentlich die untere mit ihren dicken, ſchattigen Bäumen.

Der Weg, den beide Freunde unter dieſen Worten verfolgten, führte um einen runden Eckthurm herum, der am Ende der Terraſſe zu ſtehen ſchien; und ſo war es denn auch. Die Schutzmauer der letzteren ſtieß hinter dem Thurme an das Mauerwerk, ſich auf dieſe Art abſchließend, und ließ nur Platz zu einem kleinen Thore, das zwiſchen Thurm und Mauer durch einen breiten und dunkeln Bogen in das Innere des Schloßhofes führte.

Derſelbe war mit breiten Steinen gepflaſtert, und von dem großen Thore, welches die Beiden zur Rechten liegen ſahen, führte ein breiter, mit Kies bedeckter Weg nach dem gegenüberliegenden Haupteingange. In der Mitte des Weges und des Schloßhofes war ein runder Platz, der offenbar die Beſtimmung hatte, den Equipagen zum Ausweichen zu dienen. In der Mitte deſſelben erhob ſich ein marmorner Brunnen mit zwei übereinander liegenden Schalen, deren oberſte einen kleinen Waſſerſtrahl in die Höhe ſandte. Dieſer Brunnen mit ſeinem murmelnden, plätſchernden Waſſer belebte den Hof auf die angenehmſte Weiſe. Um das Marmorbaſſin herum ſtanden Sträucher und Blumen, ebenſo wie an allen Thüren, die in dieſen Hof mündeten, was den vier grauen, hohen Steinmauern ein äußerſt angenehmes und freund-

liches Ansehen gab. Fenster sah man keine hier heraus, wohl aber zwei Reihen sehr kunstreicher Arcaden, welche um alle vier Mauern herum liefen und den ersten und zweiten Stock zu bezeichnen schienen, auch zugleich für die Zimmer derselben als Verbindungsgänge dienten.

An einer der Thüren, links von dem kleinen Thore, durch welches die beiden Freunde eingetreten waren, bemerkten sie nun die ersten lebendigen Wesen. Das war ein Reitpferd, ein Jagdhund, ein Stallknecht und ein alter Herr, welche, jedes auf eine Art, beschäftigt waren. Der Hund spitzte die Ohren und sah die Eintretenden überrascht und neugierig an, das Pferd wandte den Kopf mit einem leisen Wiehern herum, wahrscheinlich nach den Ställen, wo sich seine Kameraden befanden. Der Knecht hielt es am Zügel und mochte dem alten Herrn etwas gesagt haben, welcher ihn aber nicht zu hören schien, indem er in diesem Augenblicke die beiden Fremden ansah, die so plötzlich durch das Thor und vor seinen Blick traten.

Eugen trat auf den alten Herrn zu, nahm freundlich grüßend seinen Hut ab und bat um Entschuldigung, so ohne Erlaubniß eingetreten zu sein. „Mein Freund und ich," sagte er, „haben, wie es scheint, den Hauptweg zum Schlosse verfehlt, und erlaubten uns, zu der Hinterthüre einzutreten. Jetzt aber, da wir einmal oben sind, bitte ich, uns gestatten zu wollen, dieses schöne Schloß und seine Umgebungen etwas näher zu betrachten."

Der alte Herr, der, dem Aeußern nach zu urtheilen, ein Verwalter oder Rentamtmann sein mußte, blickten die beiden Fremden mit klaren, freundlichen Augen fest an; dann zog er eine Sammtkappe von grüner Farbe, die er auf dem Kopf hatte, höflich grüßend herunter und sagte, es mache ihm außerordentliches

Vergnügen, ihnen dieſe Erlaubniß zu ertheilen, und wenn ſie ſpäter auch das Innere des Schloſſes zu ſehen wünſchten, bäte er nur, ſich dieſe Thüre zu merken, hinter welcher ſie zur Linken im Korridor ſein Arbeitszimmer finden würden.

Der alte Herr hatte etwas ſo außerordentlich Angenehmes und Vertrauliches in ſeinem Weſen, ſein Haupt war mit ſchneeweißem Haar bedeckt, und nachdem er die eben angedeuteten Worte geſagt, grüßte er nochmals auf eine liebenswürdige, herzliche Art.

Eugen und der luſtige Rath ſchritten quer über den Hof dem Haupteingange zu, und als der Erſtere ſich nicht enthalten konnte — er wußte ſelbſt nicht, warum —, nochmals nach dem alten Herrn umzuſchauen, ſah er, wie dieſer noch an der Thüre ſtand und den beiden jungen Leuten ebenfalls nachzublicken ſchien.

Hatten dieſe auf jenen beiden Terraſſen die freundliche, heitere, der Sonne zugekehrte Seite des Schloſſes geſehen, ſo bemerkten ſie jetzt, nachdem ſie das Hauptthor hinter ſich hatten, die nördliche, ernſte und gewaltige. Hier war ein tiefer Graben in den Felſen geſprengt, über welchem an ſchweren Ketten die Zugbrücke hieng. Die dicken Mauern und Thürme neben dem Thore, über welchem in Stein gehauen ein rieſiges Wappen zu ſehen war, lagen im tiefſten Schatten; um ſo reizender aber war von hier aus der Blick in das ſonnenbeſchienene, helle und glänzende Thal zu ihren Füßen. Die Beiden ſetzten ſich einen Augenblick auf das Geländer der Brücke und verloren ſich ſo recht im Anſchauen des lieblichen Bildes.

Das Dörfchen Schloßfelden war von dieſem Punkte aus kaum ſichtbar; nur der Kirchthurm ragte empor, und ein Paar von den letzten Häuſern, ſowie das Wirthshaus zur wilden Roſe;

aber was man von dem Dorfe auch sah, lag ebenfalls im Schatten, dunkel, in tiefe Farbentöne getaucht, aber duftig am Fuße der gegenüber liegenden Bergwand, deren obere Theile jetzt von der Sonne hell beschienen wurden. Aus den Häusern drunten stieg hie und da Rauch auf, der tief unten violet gefärbt erschien, dann immer heller wurde und zuletzt, wie er das Sonnenlicht erreichte, glühend und durchsichtig erschien.

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Glaube, Liebe, Hoffnung.

Nachdem die beiden Freunde eine Zeit lang dort hinab geblickt, ſchritten ſie über die Brücke hinweg, und Eugen wandte ſich am Ende derſelben links, einem Platze zu, der an der äußern Ringmauer des Schloſſes zu liegen ſchien und wo viele uralten Buchen und Eichen ſtanden.

„Dort hinein liegt die Kapelle,“ ſagte er lächelnd zu Herrn Sibel, der ihm ſchweigend folgte. „Ich bin nun feſt überzeugt, daß wir wirklich auf jenem Platze ſind, von welchem der Doktor Wellen damals ſo anziehend erzählte. Auch jener alte Herr kam mir ſo bekannt vor. Glaube mir, es iſt derſelbe, der mit in jene Geſchichte verwickelt iſt.“

„Ich muß geſtehen,“ entgegnete Herr Sibel, „daß ich es nicht mehr wage, an deiner prophetiſchen Gabe zu zweifeln; ja ich glaube, du haſt mich angeſteckt; denn ich weiß nicht, woher

es kommt, aber dieſe gewaltigen Mauern, dieſe alten ſchattigen Bäume, das alles heimelt mich jetzt ebenfalls auf eine unbegreifliche Weiſe an."

„Ah," ſagte Eugen, indem er plötzlich ſtehen blieb, „wie das prächtig iſt!"

„Und dort iſt auch in der That die Kapelle," ſagte ernſt Herr Sidel.

Da lag wirklich ein Kirchlein vor ihnen, hinaus gebaut auf die äußerſte Spitze des Felſens — ſo ſchien es wenigſtens. Doch lief die Mauer noch ſo weit hinter dem Chore herum, daß man einen prächtigen Ruheplatz dort angebracht hatte —; aber von dem Punkte aus, wo die beiden Freunde ſtanden, ſchien es, wie geſagt, als ſtehe die Kapelle dicht am Abhange. Die Buchen und Eichen, welche hier ſtolz empor wuchſen, hatten ſie bis jetzt den Blicken entzogen und breiteten auch vor ihr ein dichtes undurchdringliches Schattendach aus, durch welches die Sonne nur mit einzelnen blitzenden Streiflichtern zu dringen vermochte. Deſto liebevoller und glänzender aber umſchlang das Licht das Chor der kleinen Kirche, drang durch die Fenſter deſſelben ein, erfüllte ſie mit Glanz und Pracht, ſo daß man glauben konnte, wenn man ſo davor ſtund und die Fenſter rötlich hell erleuchtet ſah, es werde dort ein Amt gehalten, und der Weihrauch duſte im Schimmer von Tauſenden von Kerzen.

„Mich beſchleicht ein eigenthümliches Gefühl," ſagte Eugen, als ſie nun näher ſchritten; „und jene Erzählung tritt ſo lebendig und gewaltig vor mich hin, daß ich mich ordentlich fürchte, die Kirchthüre zu öffnen, um alles das zu finden, von dem ich überzeugt bin, daß es wirklich da iſt."

„Wenn die Thüre wirklich zu öffnen iſt," ſagte der praktiſche Herr Sidel; „aber ich fürchte faſt, wir werden den alten Herrn

in seinem Arbeitszimmer inkommodiren müssen. — Doch nein, sie ist offen; jetzt bin ich auch wirklich begierig darauf, was wir hier finden."

Die Thüre der Kapelle war unverschlossen, und Eugen öffnete sie und drückte sie weit auf.

Sie traten ein. — — — —

Da lag das Schiff der kleinen Kirche, hoch gewölbt, von schlanken Säulen getragen, lichterfüllt und glänzend vor ihnen, namentlich das Chor derselben, dessen hohe, schmale Fenster auf die freie Gegend hinaus giengen und durch deren bunte, vielfarbige Scheiben das volle Sonnenlicht hereindrang und eben durch diese vielen Farben einen unaussprechlich angenehmen röthlichen Ton bildete.

Ja, Eugen hatte richtig geahnet: das Wirthshaus zur wilden Rose war dasselbe, von dem jener Freiwillige in der Nacht von Pavia erzählt: dieses Schloß war dasselbe, das für ihn so glücklich und unglücklich gewesen war, und diese Kapelle war es, wo er mit Meisterhand seine Gebilde aufgebaut.

Dort stand das Werk im Chor der Kirche, aus weißem Marmor gebauen; die Hauptfigur war eine Mädchengestalt — der Glaube — welche sich mit einem Arme auf die Hoffnung stützte, mit dem anderen die Liebe empor hielt, die gerade im Begriffe war, den Deckel des Sarkophages zu öffnen. — — — —

Keiner der beiden Freunde vermochte ein Wort zu sprechen. Ihnen war der gegenwärtige Moment wahrhaft feierlich; Beide fühlten sich in eine fromme, kirchliche Stimmung versetzt, wie vordem noch nie. War es die Erinnerung an jene rührende Geschichte, die mit diesem Werke zusammen hieng, war es die unendliche Schönheit desselben, was ihr Herz erfüllte? — Genug, Keiner der Beiden fand Worte, sich gegen den Anderen auszu-

sprechen. Eugen ließ sich in einen kleinen Betstuhl nieder und blickte die drei lieblichen Mädchenfiguren mit gefalteten Händen an, wogegen Herr Sidel, der selbst in seinen gefühlvollsten Augenblicken die praktische Seite des Lebens nicht aus dem Gesichte verlor, sich stillschweigend zu der kleinen Orgel hinauf begab, welche gegenüber dem Chor angebracht war.

Wenn auch die drei Figuren des Werkes gleich edel und schön gedacht, sowie mit derselben Meisterschaft ausgeführt waren, so waren doch die Köpfe derselben unendlich verschieden. Der Glaube war ein Gesicht voll Ernst und Würde, streng, gewaltig, wie er sein soll, mit edlem kräftigem Ausdruck, zu welchem vertrauensvoll hinaufzublicken der arme Sterbliche schon im Stande ist. Wie innig und rührend umstanden aber hier in diesem Bilde Liebe und Hoffnung diesen Glauben! wie war auch der Ausdruck so unendlich mild und schön, mit welchem die Liebe empor blickte! Ja, dieses Gesicht aufzufinden und so darzustellen, wie es hier geschehen, darin hatte der Künstler seine ganze Meisterschaft bewährt. Die Züge, obgleich für Eugen völlig fremd, hatten doch etwas unsäglich Bekanntes für ihn. Noch nie hatte ihn etwas so angesprochen, wie dieses Gesicht; ihm hätte er unbedingt vertrauen können, ihm hätte er sein volles Herz ausschütten mögen, wie noch vordem keinem menschlichen Wesen. — — — — Und das that er auch. Während er so in dem kleinen Betstuhle mit gefalteten Händen saß, da klagte er ihr — der Liebe —, ohne Worte auszusprechen, von seiner freudelosen Jugend und allem dem, was ihn vom Vaterhause vertrieben, von seinem unglückseligen Verhältniß mit seiner Mutter; und dann sagte er ihr ferner, wie er so Niemanden auf der ganzen weiten Welt habe, als jenes Mädchen, das er liebe, und fragte zugleich, ob er sie lieben dürfe, ob er gegen den Willen seiner Mutter jenes Herz das seinige zu

nennen berechtigt ſei, ob die Mutter ihn dereinſt noch ſegnen werde, als ihren Sohn mit offenen Armen empfangen, wenn er, wie er denn nicht anders könne, an der Hand jenes Mädchens vor ſie hintrete.

Das ſtumme Marmorbild gab auf all' dieſe Fragen keine Antwort; aber es blickte fortwährend mit dem unausſprechlich rührenden Ausdruck den Glauben an und reichte der Hoffnung die Hand, als wolle es ſagen: Glaube und hoffe! Auch waren ſeine Züge wie belebt; denn das Sonnenlicht, welches drüben durch eine rothe Scheibe herein fiel, warf ſo glänzende Farben auf den Marmorkopf, daß es die todten Züge ordentlich zu beleben ſchien. — Eugen war mit dem Geſichte auf das Betpult niedergeſunken; da zitterten oben von der Wölbung der Kirche herab ernſte, feierliche Orgelklänge, zuerſt in rührender Klage, dann in einer lieblichen, tröſtenden Melodie, und die Töne, die ganz leiſe anfiengen, ſchwollen jetzt gewaltig an und ſangen von glücklichen, frohen Tagen, wenn die Nacht der Prüfung vorbei ſei, und wurden immer lauter und lebhafter, und jubilirten und ſchmetterten endlich fröhlich durch einander.

Eugen lag eine lange Zeit, das Geſicht auf ſeine Hände gedrückt, und er fühlte, wie die letzteren feucht von ſeinen Thränen wurden; aber unendlich wohlthuend und beruhigend drangen die Orgeltöne in ſein Herz, und es begann ruhiger zu ſchlagen, und folgte der Liebe, indem es dabei glaubte und hoffte. — Langſam richtete er ſich wieder empor, und wie er nun zufällig neben ſich blickte, wo an der Seite des Chores eine andere kleine Thüre ins Freie führte, fuhr er entſetzt und erſtaunt in die Höhe, faßte an ſeine Stirn und glaubte zu träumen. — Waren die beiden Marmorfiguren, die Liebe und die Hoffnung, von ihrem Geſtelle herabgeſtiegen, oder hatten ſich zwei überirdiſche Weſen dieſer

Hüllen bedient und sich dem erstaunten Blicke des jungen Mannes vorgestellt? — — — —

Er sah neben sich zwei Mädchengestalten stehen, die verkörperten Gegenbilder der beiden Steinfiguren — der Liebe und Hoffnung. Beide standen, von dem Glanze des Sonnenlichtes rosig gefärbt, wie in überirdischem Scheine da. Die Liebe blickte ihn ernst, fast verwundert an, während die Hoffnung schelmisch lächelte.

Eugen fuhr von seinem Sitz in die Höhe und trat nun auf die beiden Mädchen zu; doch als er sah, daß sie vor seinen weit aufgerissenen Augen erschrocken zurück traten, blieb er stehen und verneigte sich lächelnd vor ihnen. Es war ihm unmöglich, in diesem Augenblicke zu Worte zu kommen; denn einestheils lähmte ihm die Ueberraschung die Zunge, und anderntheils brauste da oben der Herr Sidel so gewaltig und kräftig durchs Register, daß es nicht möglich war, sich mit einer Sylbe verständlich zu machen.

Er konnte denn auch nach einem Augenblicke gegenseitigen Erstaunens nichts Anderes thun, als achselzuckend nach oben zu zeigen, wo der lustige Rath, versunken in die Töne, die unter seinen Fingern hervorquollen, mit Füßen und Händen das Orgelwerk bearbeitete.

Die Mädchen baten, ebenfalls durch Pantomimen, den Spieler droben nicht zu stören, und ließen sich vor Eugen auf einer Bank nieder, geduldig erwartend, bis Herr Sidel mit seinem Choral, den er ins Unendliche variirte, fertig sein würde. Endlich kehrte er aus dem bunten Gewebe der sich tausendfach kreuzenden Töne zur einfachen Melodie zurück, und am Schlusse derselben hielt er einen tiefen Ton noch unbeschreiblich lange an; dann schwieg die Orgel, und er stolperte die Treppe herab.

Unten angekommen, war er nicht wenig erſtaunt, Eugen in der Geſellſchaft dieſer jungen und ſchönen Mädchen zu finden; doch war dieſes Erſtaunen nicht ſo überſchwänglicher Art, nicht ſo ungläubig an das körperliche Daſein der beiden Geſtalten, wie es vorhin bei Eugen der Fall geweſen war. Nein, er als praktiſcher Mann nahm die Sache gleich, wie ſie war, begrüßte in der Einen die Wirthshaustochter von der wilden Roſe, in der Anderen — dem lieblichen Geſicht mit blondem Haar, nach dem dort jener Genius der Liebe gebildet war — wie eine gute Bekannte; denn er erinnerte ſich klar und deutlich der Erzählung jenes würdigen Präſidenten und wußte daraus genau, daß er hier die Tochter des Verwalters — wahrſcheinlich jenes alten Mannes mit weißem Haar — vor ſich habe. Er ſprach darauf von dem prächtigen Wege auf das Schloß, von der reizend gelegenen Kapelle und von der Aehnlichkeit der beiden Marmorbilder mit den Originalen, die hier vor ihm ſtänden.

Eugen dagegen war nicht im Stande, ſich ſo ſchnell und gut in die Wirklichkeit zu finden. Wenn ihm auch die kleine Marie mit ihrem luſtigen, neckiſchen Weſen durchaus nicht geſpenſterhaft vorkam, ſo konnte er ſich dagegen nicht enthalten, ſo oft er die Andere betrachtete, zu gleicher Zeit einen forſchenden Blick auf das Marmorbild zu werfen, indem er nicht anders glaubte, als dies ſei verblaßt, verſchwunden, und die Stelle leer, wo es geſtanden.

Und Roſalie — ſo war ja der Name der Tochter des Verwalters, wie ſich Eugen jetzt deutlich erinnerte — hatte hier in Wirklichkeit genau die ernſten, ruhigen, melancholiſchen Züge, wie jenes Steinbild, und ihre Geſichtsfarbe war über alle Beſchreibung blaß, ja bleich. Ein ſchmerzlicher Zug zuckte um ihren Mund, und wen ſie mit den großen, glänzend blauen Augen

ansah, der bemerkte wohl, selbst wenn der kleine Mund augenblicklich lächelte, daß der schmerzliche Ausdruck dieses Gesichtes deßhalb nicht gewichen war, sondern jetzt — wenn auch verstohlen — aus den Augen hervorblickte. Ueber der hohen Stirn dieses Mädchens glänzte das schönste hellblonde Haar; in dicken, goldenen Flechten umgab es den Hinterkopf und breitete sich an den Schläfen fächerartig aus. Sie hätte, wie ihr Kopfputz heute geordnet war, auf jedem Balle erscheinen können denn die kleine Marie hatte sie mit einem Kranz von blauen Kornblumen geschmückt und diesen so nett und anmuthig durch ihr Haar geschlungen, daß man nichts Lieblicheres sehen konnte.

Rosaliens Gestalt war schlank und von sehr schönen Formen, auch schienen ihre Glieder zart und fein zu sein. Sie war eine jener Gestalten, die man neben anderen, glänzenden, vollen und kräftigen im ersten Augenblicke leicht übersieht, die man aber, wenn man sie erst näher betrachtet, wegen des feinen Ebenmaßes, wegen der anmuthigen und zierlichen Bewegung nicht leicht wieder vergißt. Rosalie mußte für jeden Künstler ein Ideal sein; denn in ihr erschien Alles schön und wohlgeformt, von der hohen Stirn bis zu den kleinen, feinen Händen und den zierlichen Füßen.

Es war für Eugen ein schmerzliches Gefühl, so diesem Mädchen, das ihn wunderbar anzog, gegenüber zu stehen, von ihr als ein völlig Fremder betrachtet zu werden, er, der doch durch jene Erzählung mit einem traurigen Theil der Geschichte ihres Lebens bekannt geworden war. Es schauderte ihn, wenn er an jene Vergebenheit dachte, wenn er in das ehrliche, offene Auge des armen Mädchens sah und wenn er sich nun sagen mußte: Sie weiß vielleicht nicht einmal, daß die Hand, welche die ihrige zärtlich gedrückt, und welche mit hoher Meisterschaft ihr Ebenbild hervor-

gebracht, jetzt fern von hier in kalter Erde ruht, und ſie ahnet nicht, daß das Auge, welches ſie ſo liebevoll angeblickt, für ewig verſchloſſen iſt.

Eugen, welcher bemerkte, daß der luſtige Rath jetzt erſt die Marmorgruppe aufmerkſam betrachtete und ſeine Vergleichung anzuſtellen begann, erſchrack bei dem Gedanken, Herr Sidel in ſeiner Wißbegierde könnte das Geſpräch auf jenen Bildhauer bringen und am Ende mit dem, was er damals über den jungen Freiwilligen erfahren, vor den beiden jungen Mädchen herausrücken. Um dem vorzubeugen, wandte er ſich an Roſalie, indem er um Entſchuldigung bat, daß er und ſein Freund hier ſo ohne Erlaubniß in das Heiligthum eingedrungen ſeien.

„Es bedarf das keiner Entſchuldigung,“ entgegnete die Tochter des Verwalters freundlich mit einer Verneigung des Kopfes. „Alle Fremden, die durch Schloßfelden kommen und die einigermaßen Zeit haben, kommen auf das Schloß, um daſſelbe zu ſehen, ſowie die Gärten und die kleine Kapelle — — mit den Marmorfiguren darin,“ ſetzte ſie mit leiſerer Stimme hinzu.

Aber der Ton dieſer Stimme drang Eugen zu Herzen; ja er erſchütterte ihn aufs Tiefſte. Es lag für ihn ſo etwas unausſprechlich Angenehmes in dem Klange derſelben, eine Erinnerung an frühere Tage, an ſeine Jugendzeit; er wußte ſelbſt nicht genau, an was, aber er konnte ſich nicht enthalten, dem Mädchen innig und herzlich in die Augen zu blicken; und dieſer Blick war ſo feſt und anhaltend, daß ſie darüber ihre Augen niederſchlug.

„Sie ſind erſt geſtern Abend gekommen?“ ſagte Roſalie nach einer Pauſe, worauf Marie ſchnell antwortete: „Ja, erſt geſtern Abend, und ſie werden längere Zeit bableiben und Komödie ſpielen; und beinahe alle ſind ſie wieder mit gekommen; der finſtere Herr Holder und der luſtige Herr Trommler; und der

Herr und der andere da hinten sind neue Mitglieder der Gesellschaft.

Rosalie sah bei diesen Worten den jungen Mann überrascht und fragend an, und ihn schmerzte dieser fragende Blick, diese Ueberraschung, die sich in ihrem Auge spiegelte. Er hätte gar zu gern seinen jetzigen Stand verläugnet; aber das war unmöglich, deßhalb verbeugte er sich stumm und gezwungen lächelnd.

„Wir wollen die Herren nicht stören," sagte hierauf Rosalie, indem sie grüßend einen Schritt zurück trat. „Sehen Sie sich Kapelle und Schloß nach Belieben an; es wird meinem Vater eine große Freude sein." — Damit wandten sich die Beiden der Thüre zu und eilten davon.

Eugen blickte ihnen gedankenvoll nach und fuhr mit der Hand über die Stirn, wie Jemand, der eine Erinnerung festzuhalten strebt und ein unklares Bild sich deutlich zu machen sucht.

Herr Sidel, der bis jetzt die Marmorgruppe betrachtet hatte und nun ebenfalls herbei kam, um auch noch seinen Theil an der Unterhaltung mit den beiden Mädchen zu nehmen, bedauerte sehr, daß sie die Kapelle schon verlassen. Dann blickte er seinen Freund befremdet an, der an die kleine Seitenthüre getreten war und dort, an dem Pfeiler lehnend, den Beiden gedankenvoll nachsah.

„Ei, ei!" sagte der lustige Rath, indem er Eugen sanft am Arme nahm, „welch' Interesse für jenes Mädchen! Wenn ich das nach Hause schreiben wollte?"

Eugen riß sich mit einem kurzen Seufzer aus seiner Stellung los und sagte: „Eigentlich hast du nicht ganz Unrecht, Mephisto. Gehen wir nach Hause zurück; steigen wir zur Atmosphäre hinab, in die uns der Zufall geworfen, zu Herrn Trommler und Genossen; die Luft hier oben auf dem Berge ist zu klar und rein für uns, sie greift die Nerven an.

Und damit verließen ſie die Kapelle und ſtiegen den Berg hinab zu dem kleinen Dorfe, ihrer nunmehrigen Heimat, das anfieng, ſich wie ſchläfrig einzuhüllen in tiefen Schatten und Abendduft.

Der Abend war ſo ſchön, wie der Tag es geweſen, und wie vom gleichen Gedanken getrieben, ließen ſich die Beiden in der Hälfte des Berges auf einer Steinbank nieder und ſahen, wie die Nacht herauf kam, ſo beruhigend, ſo ernſt und gewaltig.

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Ein ſehr kurzes Kapitel, in welchem ſich der Erzähler erlaubt, eine an ihn geſtellte Anfrage beſtmöglichſt zu beantworten.

Als vorliegende Erzählung ſo weit gediehen war, drückte eine „achtbare Dame“ aus Hönningen in einem Inſerat der Kölniſchen Zeitung ihre Sympathien für den neuen Hund Sultan, ſowie den Wunſch aus, denſelben einſtens zu beſitzen. Auch erkundigte ſie ſich auf zarte Weiſe nach ſeinem Alter, was er zu ſpeiſen pflege, und überhaupt nach vielen Gegenſtänden, welche der leichtſinnige Erzähler dieſer Geſchichte vergeſſen hatte, dem Leſer mitzutheilen.

Es iſt für einen Autor ein außerordentlich angenehmes Gefühl, wenn er erfährt, daß die Perſonen, von denen er ſchreibt, die Geſtalten, welche er erſcheinen läßt, in der gefühlvollen Bruſt des Leſers Theilnahme, ja Freundſchaft zu erwecken im Stande ſind. Es iſt dies ſchon bei einer kleinen Geſchichte ſehr belohnend, die ſchnell erzählt, ſchnell geleſen und ſchnell wieder vergeſſen iſt;

um ſo mehr aber ſind ſolche Zeichen der Aufmerkſamkeit aufs Höchſte belohnend bei einer Arbeit, wie die vorliegende, die vielleicht für Manchen theilweiſe nicht übermäßig kurzweilig iſt, die ſich aber trotzdem — und das kann mir der geehrte Leſer auf mein Wort glauben — weit leichter lieſt, als niederſchreibt.

Dem mag nun ſein, wie ihm will: die Zeichen der Theilnahme, welche der Erzähler dieſer Geſchichte ſchon ſo glücklich war, zu empfangen, haben ihn außerordentlich gerührt, und er verſpricht dafür, beim Schluſſe dieſer Geſchichte — dieſer Schluß wird in einiger Zeit zu erleben ſein — keine Perſon im Nebel verſchwinden zu laſſen, ſondern getreulich zu berichten, wo jede ihr Plätzchen fand, auf dem ſie von den gehabten Strapazen auszuruhen im Stande war.

Es iſt aber in der That eigenthümlich und von unſerem lieben Gotte weiſe ſo eingerichtet, daß, wie in der Natur, ſo auch in der Erzählung, dem Einen Dies, dem Anderen Das gefällt. Was Jener verwirft, findet Dieſer ſchön; was Dieſem eines Nachdenkens werth genug erſcheint, iſt für Jenen vollkommen unbedeutend — er legt es gleichgültig bei Seite. Aber wenn der Erzähler einer Geſchichte das unausſprechliche Glück hat, daß nicht nur die vernünftigen Geſchöpfe, welche er reden und handeln läßt, das allgemeine Intereſſe zu feſſeln im Stande ſind, ſondern daß auch die unvernünftigen (Geſchöpfe nämlich) einen ſtillen Familienkreis finden, wo man über ſie ſpricht, an ſie denkt, von wo aus man über ſie Nachforſchungen anſtellt, das iſt wahrhaft rührend, ſo außerordentlich rührend, daß ich, der ich ſo glücklich bin, mich in dieſem Falle zu befinden, einige ſtille Thränen nicht unterdrücken konnte. Mein Schreiber kann das bezeugen.

Der geneigte Leſer, der mir ſchon Vieles verziehen hat, muß mir geneigteſt auch dieſe kleine Abſchweifung nachſehen, und

da er es thut, gewinnt er dabei: denn ich hätte mich ſonſt veranlaßt ſehen müſſen, für eine ſehr achtbare Dame in Hönningen am Rhein ein eigenes Hundekapitel zu ſchreiben, was Manchem doch gerade nicht angenehm geweſen wäre. Ich werde mich deßhalb auch ſo kurz als möglich zu faſſen ſuchen, und der freundliche Leſer wird mich vollkommen verſtehen, wenn ich, ſtatt wie bisher zu ihm als Publikum zu ſprechen, mich dieſes Mal an eine einzelne Perſon wende, die in des eben benannten Dörfleins beſcheidenem Grunde, ſanft gelegen zwiſchen Köln und Coblenz — ſo glaube ich, — wohnt, vielleicht auch an den flachen Ufern des Rheines zwiſchen Bonn und Colonia, oder weiter aufwärts, allwo der Rhein ſich verengt, wo ſteile Felſen ſich in die klare Flut herabſenken und ſich in ihr ſpiegeln mit ihrem grauen zerriſſenen Geſtein und den alten ernſten Burgen und Schlöſſern, wo Elfen und Meerweiblein ihr luſtiges, neckiſches Spiel treiben — und daß ſie im letzteren Revier ſich aufhalte, iſt mir wahrſcheinlich.

Ja Madame, Sultan lebt, Sultan iſt wohl! Sultan, obgleich nur ein Hund, iſt gerührt von der Gnade, die er vor Ihren Augen gefunden, und freut ſich wie ein Kind, bei einer dereinſtigen Rheinfahrt Hönningen und Sie kennen zu lernen. Von dem Verkaufe dieſes treuen Thieres, den Sie ſo freundlich waren, vorzuſchlagen, Madame, kann begreiflicher Weiſe keine Rede ſein. Sultan, der treue Sultan, liebt ſeinen jetzigen Herrn und iſt als Hund auch geſchmacklos genug, die Ufer des Neckars, wo er geboren, ſelbſt den Ufern des Rheins vorzuziehen, ſogar jener maleriſchen, unausſprechlich ſchönen Stelle, an welcher Hönningen liegt.

Aber Madame, Sie hatten Recht: Sie haben mich an eine Pflicht erinnert. Ich vergaß, Ihnen zu ſagen, daß der treue

Sultan nicht bis heute neben dem Wagen herſpringt, in welchem ſein Herr ſaß, ſondern aus dem beachtenswerthen Grunde, weil dieſer Wagen am anderen Morgen ſeinen Beſtimmungsort jenſeits der Gränze erreichte und dort ſtille hielt, that Sultan das Gleiche. Ja er that noch mehr. Er legte ſich, als es Nacht wurde, vor das Bett ſeines Herrn nieder, nachdem er vorher von dem getreuen Pierrot gewaſchen und gekämmt worden war. — Sie pflegen das in Hönningen gerade ſo zu machen? — Darauf ſchlief Sultan; wir glauben auch, daß er träumte; es kommt dies bei Hunden zuweilen vor. Hönningens Jäger werden Ihnen dies beſtätigen.

Als hierauf der Morgen kam, erwachte er, wie ſich von ſelbſt verſteht, und lebte „ſtill und harmlos,“ wie Wilhelm Tell im vierten Akte, und das trieb er ſo fort, ſo lange ſein Herr in jenem Gränzſtädtchen verweilte. Er machte wenig Bekanntſchaften, betrug ſich ruhig und anſtändig, wie denn überhaupt Sultan ein geſetzter Hund war und iſt. Das einzige Außergewöhnliche, was allenfalls von ihm zu berichten wäre, iſt, daß er die ſtärkſte Neigung an den Tag legte, mit Katzen, die ihm in den Weg liefen, kleine Zänkereien anzufangen. — Sie werden aus der Naturgeſchichte wiſſen, Madame, daß Hunde und Katzen in Feindſchaft zu leben pflegen; es iſt das ſo der Lauf der Welt, und wird auch in Hönningen nicht anders der Fall ſein. — Sprechen wir nicht weiter darüber!

Da kam jener Morgen, an welchem Eugen Stillfried, der luſtige Rath und der getreue Pierrot eine Fußreiſe unternahmen. Glauben Sie ja nicht, Madame, daß Sultan zurück blieb; im Gegentheil, er ſprang ſogar voraus, er zog mit über Kreuz- und Feldwege, gerade wie ein vernünftiger Menſch, nur mit dem einzigen Unterſchiede, daß jene Wanderung ſich aufs Sonderbarſte

dadurch auszeichnete, daß er durch Vor- und Zurücklaufen, durch Hin- und Herspringen den Weg drei bis vier Mal machte; doch soll sich bei Hunden diese Erscheinung zuweilen zeigen und für den Kenner durchaus zu keinen ernsten Besorgnissen Veranlassung geben.

Indem ich Ihnen, Madame, nun ferner berichte, daß Sultan unter jenem Baume — Sie wissen, wo das Heiligenbild stand — an dem von Pierrot servirten Frühstück den innigsten und gemüthlichsten Antheil nahm, sehe ich mich veranlaßt, auf eine Ihrer Hauptfragen: was Sultan zu speisen pflege? durch die Thatsache zu antworten, daß er bei jenem Frühstück kalten Braten und rohen Schinken dem gebackenen Geflügel vorzuziehen schien. Was das Getränk anbelangt, so zieht der getreue Sultan frisches, klares Wasser allem übrigen vor, weßhalb ich, Madame, da Hönningen sehr wasserreich sein soll, in dieser Hinsicht für das Schicksal Sultans ganz unbesorgt wäre, wenn er je einmal in Ihre Hände gerathen sollte.

Nach Schloßfelden gieng das getreue Thier ebenfalls mit und wurde dort aufs Beste einquartiert. Der entschlafene Hofhund der Frau Rosel hatte eine sehr schöne Hundshütte hinterlassen, welche dem Gast angewiesen wurde. In dieselbe wurde frisches Stroh hinein gethan, einfaches Weizen- oder Gerstenstroh, wie es gewiß in Hönningens gesegneten Gefilden genugsam erzeugt und getrocknet wird. — An jenem Abend nun, wo unser voriges Kapitel schließt — Eugen hatte Schicklichkeitsgefühl genug, den getreuen Sultan nicht mit zum Spaziergange auf das Schloß hinauf zu nehmen, man nimmt überhaupt die Hunde nicht überall hin mit, Madame, — an jenem Abend also war Sultan zurückgeblieben, und während sein Herr sich auf dem Heimwege stillen Träumereien überließ, machte es drunten der

Hund gerade ſo. Was er gedacht, bin ich unglücklicher Weiſe nicht im Stande, Ihnen heute genau anzugeben. Sollte jedoch die menſchliche Wiſſenſchaft es noch ſo weit bringen, auch die Hundeſprache verſtehen zu lernen, ſo werde ich mich bemühen, Sie auch in dieſem Punkte vollkommen zu befriedigen; Sultans Erinnerungen, Träume und Wahrnehmungen ſollen alsdann — zu einem zierlichen Memoire vereinigt — Ihnen zu Füßen gelegt werden. Die Widmung an Sie, Madame, würde ich nicht ermangeln ſelbſt zu ſchreiben, um dadurch einigermaßen die Schuld abzutragen, die ich gegen Sie habe, indem ich es bis dahin unterlaſſen, Ihnen recht viel und Ausführliches über Sultan, den getreuen Hund, zu erzählen.

Genehmigen Sie, ſogar in Hönningen, die Verſicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung.

Den geneigten Leſer im Allgemeinen muß ich für dieſe Abſchweifung um Verzeihung bitten; doch hat mir das Publikum vorliegender Blätter, für welches ich bis jetzt geſchrieben, ſo viel erquickliche und freundliche Theilnahme bezeigt und für die Geſtalten, die ich aufgeſtellt, ſo warm und lebendig gefühlt, daß ich nicht umhin konnte — gewiß in der freundlichſten Abſicht, — jene Frage an mich, wenn ſie auch nur einen Hund betraf, zu beantworten. Zugleich bekam ich hiedurch Gelegenheit, den treuen Sultan wieder in die Geſchichte hinein zu ziehen, was unterlaſſen zu haben, ich mir zum großen und gerechten Vorwurf gemacht.

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Handelt von Angenehmem und Unangenehmem in einer Familie, und zeigt, daß die Polen, wenn ſie auch Einen Weg gehen, doch oftmals verſchiedener Meinung ſind.

An jenem ſo denkwürdigen Tage hatte ſich Madame Schoppelmann ſchon um halb vier Uhr mit ihrer Tochter auf den Weg begeben, um ja zur rechten Zeit im Stillfried'ſchen Hauſe zu erſcheinen. Sie hatte in ihrem Anzuge das Uebermögliche geleiſtet und ſah ungemein ſtattlich aus. Sie war auch in die Nähe des Hauſes gekommen, ehe es noch drei Viertel geſchlagen hatte, und ſpazierte nun mit Katharine in einer entlegenen Straße auf und ab, indem ſie alles Ernſtes behauptete, es müſſe an den Kirchenuhren irgend etwas geſchehen ſein, denn nach dem richtigen Laufe der Zeit ſollte es ſchon lange vier Uhr geſchlagen haben. Endlich kam der erſehnte Moment herbei; der alte Jakob ſtand ſchon unter dem Thore, ſie erwartend, und führte ſie ſogleich die Treppen hinauf zur Staatsräthin.

Dieſe hatte die Beiden ungemein freundlich empfangen und machte nach einigem Hin- und Herreden der hocherſtaunten und ſehr erfreuten Madame Schoppelmann einen Antrag, den dieſe eigentlich am allerwenigſten erwartete.

„Ich fühle mich einſam und ſehr allein," hatte die alte Dame geſagt; „es iſt hier in dem großen, öden Hauſe Niemand, mit dem ich mich unterhalten könnte; ich brauche Jemanden, der mit mir ſpricht, ein freundliches Weſen, das um mich iſt, und deßhalb habe ich Sie bitten wollen, mir Ihre Katharine zur Geſellſchafterin zu geben."

Madame Schoppelmann wußte im erſten Augenblicke nicht zu antworten, und ſie ſchlug in großer Verlegenheit mehrere Male mit beiden Händen auf die ſchwarzſeidene Schürze; denn ſie konnte nicht gleich das Wort finden, womit dieſer Antrag anzunehmen ſei, ohne doch wie Jemand zu erſcheinen, der geneigt iſt, mit beiden Händen danach zu greifen.

Katharine hatte es leicht durchſchauert, als ſie in dieſes Zimmer trat. Sie erkannte augenblicklich die Züge des Sohnes im Geſichte der Mutter, und wenn ſie auch einige Verehrung für die alte Dame fühlte, ſo konnte ſie ſich doch nicht enthalten, all des Unangenehmen zu gedenken, was hier in dieſen vier Mauern zwiſchen Mutter und Sohn ſchon vorgefallen war.

„Wenn Sie, was mein Anerbieten anbelangt, Bedenkzeit verlangen, ſo habe ich nichts dagegen einzuwenden; doch würde ich bitten, mir baldigſt eine Antwort zu ſagen."

Madame Schoppelmann fand es aber durchaus ungeeignet, eine ſo vornehme Dame auch nur einen Tag warten zu laſſen, weßhalb ſie ſich veranlaßt ſah, ihrer Tochter, ohne daß es die Staatsräthin bemerkte, einen aufmunternden Blick zuzuwerfen.

Katharine, deren Herz übervoll war, machte darauf eine

kleine Verbeugung, einen Schritt gegen die Staatsräthin, welche ihr Geſicht dem Fenſter zugewendet hatte. Als ſie aber umſchaute und in das bleiche ſchöne Geſicht des jungen Mädchens ſah, die ſich ihr bittend nahte, mit einem unnennbar rührenden Ausdruck in den Zügen; als ſie ferner bemerkte, wie ſich Katharine erwartungsvoll und bittend vorbeugte, um von der Mutter ihres Geliebten ein freundliches, herzliches Wort zu erhalten: da füllten ſich unwillkürlich die Augen der alten Dame mit Thränen; ſie ſtreckte ihre Hand aus, welche das junge Mädchen ergriff und innig küßte. Zugleich mit dieſen Küſſen fühlte die Staatsräthin heiße Tropfen auf ihrer Hand, und ſie konnte nicht umhin, zu thun, was ſie ſich nicht vorgenommen, zu thun. Sie zog das junge Mädchen an ſich und küßte ſie auf die Stirn, während Katharine auf den Tritt vor dem Fenſter unwillkürlich niedergekniet war, jenen mütterlichen Kuß empfangend mit einem Gefühl, deſſen Wonne und Seligkeit über alle Beſchreibung war.

Auch Madame Scherpelmann fühlte ſich von dieſem Anblicke mächtig angeregt. Sie zog ein rothkarirtes Schnupftuch aus der Taſche, und ehe ſie es noch an die Augen brachte, plätſcherte unter verſchiedenen ſehr lauten Tönen ein heftiger Thränenſtrom darauf hernieder.

Jetzt iſt Alles gut, dachte die dicke Frau; und da ſie in ihrem ganzen Leben nicht gewohnt war, Thränen zu vergießen, ohne ſich dabei traurigen oder freudigen Betrachtungen zu überlaſſen, ſo ſchaute ſie auch hier durch den Schleier ihrer Thränen hindurch die ſchönen großen Zimmer an und die prächtigen Möbel, dachte auch an das große Haus und Keller und Küche, und wenn ſie ſich dabei vorſtellte, daß ihre Katharine hier einmal als Gebieterin wandeln würde, ſo konnte ſie ihre Thränen unmöglich ſo ſchnell verſiegen laſſen und weinte, daß es — um mich eines

gewöhnlichen Ausdrucks zu bedienen — einen Stein hätte erbarmen können.

„Laß es gut ſein, mein Kind,“ hatte die Staatsräthin darauf zu Katharine geſagt und hatte ſie abermals auf die Stirn geküßt und dann ſanft emporgehoben.

Die dicke Gemüſehändlerin redete darauf Einiges von Gottes Fügung, von unermeßlichem Glück, und verſprach ſchließlich, ihre Tochter ſolle morgen früh, wenn es die Staatsräthin denn durchaus nicht anders haben wolle, ſie, die arme Mutter, verlaſſen und in das große ſchöne Haus ziehen.

Das war denn auch am anderen Morgen wirklich geſchehen, und die Nachricht von dieſem Ereigniß hatte in der Nähe des Schoppelmann'ſchen Hauſes Freude, Beſtürzung und Trauer hervorgebracht. Freude bei all den Leuten — und es waren ihrer ſehr viele, — die Katharinen gern hatten und durch dieſen Vorfall eine neue glückliche Zukunft für das ſchöne Mädchen angebahnt ſahen; Trauer dagegen bei Jungfer Clementine Strebeling, die ſich ſo einſam und verlaſſen ſah, und endlich Beſtürzung bei den Gebrüdern Schoppelmann, welche ſich dieſen Vorfall gar nicht erklären konnten und von demſelben nicht mit Unrecht eine unangenehme Rückwirkung für ſich fürchteten.

Sie beſchloſſen, einen Kriegsrath bei Madame Schilder zu veranſtalten, und ſaßen zu dem Zweck in der trüben Hinterſtube des kleinen Weinhauſes, ihnen gegenüber die ſchmierige Wirthin, welche einige Papiere vor ſich ausgebreitet hatte.

„Ehe wir die neue Sache beſprechen,“ ſagte Madame Schilder, indem ſie ihr Kinn in die Hand ſtützte, „wollen wir die andere gehörig abmachen und ins Reine bringen. — Die Sache mit der alten Jungfer iſt über alle Erwartung gut abgelaufen

und ich möchte nur wiſſen, welcher Liebesteufel ſie in ihren alten Tagen noch regiert.“

Frau Schilder ſah bei dieſen Worten auf die Seite, und das benutzten die beiden Brüder, um ſich einen Blick des Einverſtändniſſes zuzuwerfen. Dieſer Blick dauerte nicht eine halbe Sekunde, aber er war vielſagend.

„Wenn ſo eine alte Scheuer einmal anfängt zu brennen, da hilft kein Löſchen,“ ſagte Konrad, der Jäger, mit gleichmüthigem Tone.

„Alſo die Sache wird ſich machen,“ warf der Fuhrmann leicht hin.

„Sie hat ſich bereits gemacht,“ ſagte die Schilder, welche, durch den großen Gewinn verblendet, ihre gewöhnliche Vorſicht vergaß. „Das heißt, ſie wird ſich machen,“ fügte ſie nach einer Pauſe, ſich jetzt auf einmal erinnernd, hinzu. „Das ſind freilich vor der Hand nur Papiere . . .“

„Die man aber leicht umſetzen kann,“ meinte der Jäger.

„Aber wie iſt denn eigentlich die Geſchichte gegangen?“ fragte der Fuhrmann.

„Nun, wie wird ſie gegangen ſein? — Ich habe ihr alſo den lamentablen Brief vorgeleſen und ihr geſagt, daß den Herrn Johannes Müller nur eine Bürgſchaft von zweitauſend vierhundert Gulden zu retten im Stande ſei. — Dies iſt viel! gab mir die Strebeling zur Antwort, und ich denke ſchon, ſie wird's abſchlagen. Aber nein! nachdem ſie einige Augenblicke mit ſich überlegt, macht ſie mir, wie ich anfänglich gedacht, wirklich den Vorſchlag, ich ſolle die Bürgſchaft leiſten, und ſie wolle mir dafür die vollgültigſten Papiere geben. — Jetzt paßt auf, wie ich in eurem Intereſſe gehandelt.“

„Darauf bin ich begierig,“ ſagte der Fuhrmann und ſtrich ſich das Kinn, und als in dieſem Augenblicke die Wirthin ihre Papiere in die Höhe hielt, ſchielte er mit dem einen Auge zu ſeinem Bruder hinüber, der dieſen Blick auf gleiche Weiſe beantwortete.

„Ich habe ihr alſo geſagt,“ fuhr Frau Schilder fort, „daß, wenn Papiere auch noch ſo gut ſeien, man, um zweitauſend vierhundert Gulden zu decken, wenigſtens Papiere im Werthe von dreitauſend brauche.“

„Das war nicht ſo dumm,“ ſagte lächelnd der Fuhrmann.

„Und die hat ſie gegeben!“ fuhr triumphirend die Frau fort. „Hier ſind ſie; gute, vollgültige Obligationen, drei Stücke, jede zu tauſend Gulden; und was noch mehr iſt, da iſt auch die Schrift der Strebeling, worin ſie erklärt, ſie ſei mir dieſe dreitauſend Gulden ſchuldig geweſen und habe mich mit Obligationen bezahlt. Somit ſind wir für alle Fälle gedeckt.“

„Das ſind wir,“ ſagte ruhig der Fuhrmann und that einen langen Zug aus ſeinem Glaſe.

„Für alle Fälle,“ meinte der Jäger und klopfte mit dem Brodmeſſer auf den Tiſch.

„Wie iſts aber jetzt mit der Theilung?“ fragte der Fuhrmann lächelnd.

„Theilung?“ entgegnete die Frau eifrig und legte ihre magere gelbe Hand auf die Papiere — „Theilung?“ wiederholte ſie ängſtlich. „Das iſt ja doch alles bei uns vorher genau ausgemacht worden; was braucht ihr da noch zu fragen? Ich die Hälfte und ihr die Hälfte, ſo iſts billig.“

„Nun, billig iſts gerade nicht,“ ſagte der Fuhrmann mit einem ſonderbaren Lächeln; „aber wir haben uns von Euch einmal über das Ohr hauen laſſen. Sei's darum.“

„Die Schilder iſt eine gute Frau," ſagte freundlich der Jäger; „und wenn wir von unſerem Theil nichts mehr haben und ſie freundlich bitten, leiht ſie uns ſchon etwas von dem ihrigen."

„Nicht ſo viel," ſagte die Frau und hielt den Nagel ihres Daumens an den des Zeigefingers: „nicht Nagels groß." Und bei dieſen Worten blitzten ihre grauen Augen recht unheimlich. „Glaubt ihr, ich habe mein Gewiſſen wegen euch beſchwert? — Und was nützt euch auch das Geld? Ihr jagt es durch die Gurgel oder verjubelt es ſonſtwo. Zehrt ihr mir nur euer Erbtheil im Voraus auf; die alte Schoyrelmann hat für euch geſpart; ich aber bin eine arme Wittfrau ohne Verwandte und Bekannte, und wenn die ganze Welt ausſtirbt, erbe ich doch rechtmäßiger Weiſe keinen Pfennig."

„Nun, nun, nicht ſo hitzig'" ſagte der Fuhrmann; „es war ja nur unſer Spaß."

„Man weiß aber nie," entgegnete die Frau, „wo bei euch der Spaß aufhört und der Ernſt anfängt. Namentlich im Punkte des Geldleihens verwechſelt ihr Beides beſtändig mit einander."

„Wie geſagt, es war unſer Spaß," antwortete der Fuhrmann mit grobem Tone und drückte die Fauſt auf den Tiſch; „Ihr ſeid aber ein ekelhaftes Weibsbild und könnt nicht ein mal von Euren Verbündeten einen Scherz leiden."

„Ja, von Euren Verbündeten," lachte der Jäger; „das könnt Ihr denn doch nicht läugnen, wir ſind feſt verbunden und vereint, wie es in dem Handwerksburſchen ſeinem Lied heißt. Und mir iſt ſo wohl dabei, daß ich Euch zu Lieb' überall mit hin gienge; ſei es auch ſogar in die geſchloſſene Geſellſchaft."

„Ihr habt einen ſchlechten Humor," ſagte die Frau mit gezwungenem Lächeln, indem ſie ihr Papier vom Tiſche weg-

nahm. „Aber führt mir keine ſo garſtigen Reden, oder wenigſtens ſo lange nicht, bis die Sache vollkommen in Ordnung iſt.“

„Das heißt, bis wir getheilt haben,“ ſagte wichtig der Fuhrmann.

„Und wann wird das vor ſich gehen?“ meinte der Jäger.

„Wann wird es vor ſich gehen!“ ſagte ärgerlich die Frau; „ich muß doch wahrhaftig zuerſt dieſe Papiere in Geld umſetzen, dann kann ich euch auszahlen.“

„Thut mir nur nicht ſo!“ ſagte der Fuhrmann, und blinzelte ſeinem Bruder verſtohlener Weiſe zu, und als er von den raſtloſen Augen der Frau Schilder bei dieſem Blicke ertappt wurde, kratzte er ſich an der Naſe, als ſei ihm dort eine Fliege herum gelaufen. „Thut mir nur nicht ſo!“ wiederholte er; „Ihr werdet das da wechſeln laſſen, um uns die paar lumpigen Gulden zu bezahlen? Ihr habt zehn Mal mehr in Baarem in Eurer Kiſte verwahrt.“

Da fuhr die Frau erſchrocken in die Höhe, und als ſie es trotzdem verſuchte, ihr Geſicht zu einem Lächeln zu zwingen, ſo entſtand durch dieſe verſchiedenen Gefühle, welche ſich auf demſelben abſpiegelten, eine ſo abſcheuliche Fratze, daß ſogar der Fuhrmann, dem ſonſt nicht ſo leicht etwas den Gleichmuth benahm, verlegen lachte und dazu ſeinen Bruder unter dem Tiſche mit dem Fuße anſtieß.

„Wozu die ewigen Neckereien?“ ſagte der Jäger, indem er dieſen Druck mit dem Fuße kräftig erwiederte. „Laß die Frau Schilder gehen, ſie wird's ſchon recht machen. Und dann, wie lange kann es dauern, bis ſie die Papiere umgeſetzt hat? — Zwei, drei Tage, dann ruft ſie uns herüber, und bei einer Flaſche guten Vierunddreißiger wird getheilt — Nicht wahr, Frau?“

„Allerdings, allerdings!“ ſagte die Wirthin, welche in tiefes

Nachſinnen verſunken war und offenbar nicht wußte, was Konrad eben geſprochen. Sie hatte zwiſchen ihren zitternden Fingern ihr Haubenband gefaßt, und zerknitterte es Zoll um Zoll.“

„Nicht wahr,“ fragte der Jäger, „einen guten Trunk bekommen wir extra?“

„Einen guten Trunk?“ ſagte die Frau; „verſteht ſich, verſteht ſich.“

„Nun alſo, das wäre abgemacht,“ fuhr Konrad fort, indem er aufſtand. „Gehen wir.“

„Aber die andere Geſchichte!“ ſagte der Fuhrmann, indem er den Bruder wieder auf den Stuhl zurückzog; „wir wollten ja mit der Frau da über dieſen Punkt ſprechen. — Habt Ihr Luſt, uns anzuhören?“ wandte er ſich an die Wirthin.

Dieſe mußte über etwas Unangenehmes nachgedacht haben, in ihren Gedanken aber am Ende zu einem freundlichen Reſultate gekommen ſein; denn indem ſie jetzt aus ihren Träumereien emporfuhr, erhellten ſich ihre Mienen zuſehends, und ihr Geſicht wurde ſo freundlich und angenehm wie nur immer möglich.

„Was ſoll ich denn hören?“ ſagte ſie. „Sprecht nur zu, und wo euch mein Rath helfen kann, ſollt ihr ihn umſonſt haben.“

„Es iſt dies die Geſchichte mit der Katharine,“ ſagte der Fuhrmann. „Was uns das Mädchen für Kummer macht, es iſt nicht an den Himmel zu malen! Ihr habt doch ſchon gehört, daß ſie bei Stillfried's iſt?“

Die Frau nickte mit dem Kopfe.

„Was ſoll das bedeuten?“ fuhr eifrig der Fuhrmann fort. „Weßhalb iſt ſie da? was ſoll ſie dort?“

„Es iſt nicht gut für uns,“ ſagte ebenfalls kopfſchüttelnd der Jäger.

Frau Schilder zuckte mit den Achſeln und meinte: „Angenehm iſt es freilich nicht; aber daran läßt ſich nichts ändern. Ihr werdet ſehen, das läuft auf eine Heirath hinaus, und da die Sachen ſo ſtehen, ſo könnt ihr nichts Geſcheidteres thun, als eine gute Miene zum böſen Spiel zu machen. Wenn die Katharine heirathet, wird ihr an den paar Batzen von eurer Mutter nicht viel gelegen ſein, und wenn ihr euch ordentlich gegen ſie betragt, ſo kann euch das gewiß nicht entgehen.“

„Und wenn der Kerl ſie heirathet?“ fuhr der Fuhrmann auf.

„So dankt Gott,“ ſagte die Frau, „daß ihr in eine vornehme Familie kommt, die euch aufhelfen kann.“

„So iſt es nicht gemeint,“ entgegnete der Fuhrmann kopfſchüttelnd. „Abrechnung muß ich mit ihm halten; ſeinen Schädel muß ich ihm einſchlagen, und wenn ich es vor dem Altar in der Kirche thun müßte.“

„Und was habt ihr davon?“ meinte die Frau. „Man nimmt euch feſt und ſteckt euch zwanzig Jahre ein.“

„Was liegt mir daran!“ ſagte der Fuhrmann. „Wenn ich einmal Rache geſchworen, das halte ich, und wenn ich zehnmal darüber zu Grunde gienge. Seht, Frau Schilder, es gibt Manchen, dem ich Eine hinauf ſetzen könnte, Manchen und Manche; aber die Wuth, die ich auf jenen Kerl habe, da iſt alles Andere Kinderſpielerei dagegen.“

Der gute Fuhrmann hatte offenbar den Wein zu ſchnell getrunken, denn ſeine Augen hatten ſich einiger Maßen geröthet, ſein Mund ſchäumte, und bei den letzten Worten ſchlug er auf den Tiſch, daß er krachte. Dabei knirſchte er mit den Zähnen und ſchaute ſo angelegentlich auf die Frau Schilder hin, und mit einem ſo unfreundſchaftlichen Blicke, daß man hätte glauben ſollen, Herr Eugen Stillfried ſitze ihm leibhaftig gegenüber.

Der besonnenere Jäger, welcher fürchtete, Fritz möge in seinem aufgeregten Zustande mehr sagen, als gerade nothwendig, stand auf und sagte: „Nun ja, du hast Recht; aber laß es jetzt gut sein und komm mit nach Hause. Die Alte wird uns schon lange vermißt haben.“

Anfänglich wollte der Fuhrmann hievon nichts hören, sondern er stemmte die Arme auf den Tisch, sah die Frau Schilder frech und herausfordernd an, biß die Zähne auf einander, daß sie laut krachten, und sagte: „Ja Frau, hin muß er sein, und noch Mancher und Manche!“

Konrad zuckte ärgerlich mit den Achseln, und endlich faßte er den Bruder am Kragen und zog ihn vom Stuhle in die Höhe und mit sich fort.

Die Wirthin gab ihnen das Geleite bis an die Hausthüre; dort blieb sie stehen und schaute den Beiden nach, wie sie über die Gasse dahin giengen, nach dem Fenster zu mit dem mobilen Gitter, und dort hineinstiegen. So lange die Brüder noch sichtbar waren, behielt Frau Schilder auf ihrem Gesichte ein freundlich sein sollendes, grinsendes Lächeln bei; doch als sie nun verschwunden waren und die Frau sich in dem Hausflur herumdrehte, fielen ihre Mundwinkel schlaff herab, ihre Augen verloren alle Lebhaftigkeit, und sie sah ängstlich und forschend vor sich hin.

Das Haus lag düster vor ihr da mit der dunkeln Treppe, die in den ersten Stock führte, mit der finsteren, schmierigen Hinterstube, und alles das war so öde und unheimlich, erschien so traurig und verlassen, von dem gleichen Gefühle durchzogen, wie das Herz der schwarzgekleideten Frau, der Gebieterin und einzigen Bewohnerin dieses trostlosen Hauses. Sie wußte selbst nicht, woher es kam, aber es schauderte sie, so allein zu sein; sie hätte sich um Alles in der Welt ein Paar lustige Gäste gewünscht,

die lärmend und jubilirend die Stille aus dem Hauſe verjagt hätten. Aber von Gäſten war Niemand da, und was allein den dunkeln Gang und das Hinterzimmer bevölkerte, das waren unheimliche Gedanken, die geſpenſterartig ihrer Bruſt entſtiegen und wie verkörpert um ſie her ſchwebten.

Die Frau mußte ſich an dem Treppengeländer halten, denn es wurde ihr ganz dunkel vor den Augen. Sie hatte ſchreckliche Geſichte, und es war ihr, als zögen müßige, neugierige Schatten aus der Hinterſtube auf den Gang heraus und Treppe auf und Treppe ab und drängten ſich um ſie herum und betrachteten ſie, die ſich krampfhaft am Geländer der Treppe hielt, als ſei ſie ſelbſt für ein Geſpenſt ein ſchrecklicher Anblick.

„Das macht das Blut,“ ſagte die Frau und faßte mit der Hand an ihre kalte Stirn; „das Blut, das ſo wild durch meinen Kopf raſt. Ich weiß nicht, wenn ich nur den Gedanken los wäre! — — Ich weiß nicht, was das iſt,“ fuhr ſie nach einer längeren Pauſe fort und holte tief und mühſam Athem, „liegt mir doch das ganze Haus wie Blei auf der Bruſt. Wenn ich nur heute Abend ſchon fort könnte! — — — Aber morgen früh, da ſoll es nicht fehlen, da werden die beiden Hallunken kommen und hier ein leeres Neſt finden, und werden nach der Frau Schilder und ihrem Gelde ſehen, während ich mit demſelben ſchon über alle Berge bin. — — — — Hahahaha!“ lachte ſie krampfhaft hinaus, und dann blickte ſie erſchreckt um ſich, als lache auch Jemand anders dicht neben ihr.

„Ich mag nicht in das Zimmer gehen, und die Treppen hinauf auch nicht,“ ſprach ſie nach einer Weile zu ſich ſelber; „es iſt doch ein verwünſchtes trauriges Haus! Wie werde ich froh ſein, wenn ich dieſe elenden Gaſſen einmal hinter mir habe, und auch die Stadt, und hinaus komme ins Freie, wo die Sonne ſcheint

und wo die grünen Bäume wachsen! Ach, Bäume und Sonne! Ich habe das schon lange nicht mehr recht gesehen! Ich möchte nur heute Abend noch einen Spaziergang machen; aber ich traue Denen da drüben nicht. Da liegen sie auf der Lauer wie zwei wilde Thiere, und wenn sie mich das Haus verlassen sehen, — behüt' mich der Himmel! sie wären im Stande und brächen bei mir ein und nähmen mir Alles, Alles, Alles!" — —

Während sich die Frau Schilder so in Gedanken mit den Gebrüdern Schoppelmann beschäftigte, hatten diese nicht sobald ihr Zimmer erreicht und sich auf ihrem gewöhnlichen Ruheplatze — dem Bette — niedergelassen, als sie zugleich begannen, sich ebenfalls in Gedanken mit der Wirthin drüben zu beschäftigen.

„Du bist aber ein rechtes Vieh," sagte der Jäger und stieß seinen Bruder freundschaftlich in die Rippen; „meinst du denn, Die da drüben traue uns überhaupt viel Gutes zu? — Du hast wohl nöthig, ihr mit deinen dummen Redensarten: Mancher und Manche — Mucken in den Kopf zu setzen!"

„Ich war gereizt," sagte der Fuhrmann; „das Blut stieg mir in den Kopf."

„Weil du immer so schnell in dich hineinsäufst," entgegnete Konrad. „Wenn du aber wirklich betrunken bist, so will ich kein Wort zu dir sprechen und dich ausschlafen lassen. — Nun, verstehst du mich recht?"

„O, was das anbetrifft," sagte lachend der Fuhrmann, „ich kann dir versichern, daß ich ganz nüchtern bin; so ein Paar erbärmliche Flaschen Wein werden mir doch nichts thun! Aber der Aerger steigt mir zuweilen in den Kopf, und ich weiß wohl, daß ich dann dummes Zeug schwatze."

„Alſo biſt du im Stande, mich anzuhören und zu begreifen?“ fragte der Jäger.

„Vollkommen!“ antwortete lächelnd der Fuhrmann; „weiß ſogar ſchon, was du ſagen willſt.“

„Die da drüben — die Schilder — hat was vor. Sie will uns betrügen.“

„Und uns wahrſcheinlich mit dem Gelde davon gehen.“

„So wollen wir ihr zuvor kommen.“

„Das iſt ganz meine Meinung.“

„Aber was geſchehen ſoll, muß gleich geſchehen!“

„Heute Abend?“

Der Jäger nickte ſtatt aller Antwort mit dem Kopfe; dann blickte er aber nach dem Nebenzimmer und ſagte: Bſt! wobei er die rechte Hand aufhob und nach der Thüre zeigte.

„Es iſt die Katze,“ meinte der Fuhrmann, der vollkommen und ganz nüchtern ſchien.

„Laßt uns einmal rechnen,“ meinte der Jäger; „da hat ſie bei ſechshundert Gulden von früher, dann die letzte Geſchichte mit zweitauſend vierhundert, macht dreitauſend. Alles das iſt Geld von der Strebeling; aber gib nur Acht, ſonſt finden wir auch noch ein paar Kreuzer.“

„Finden?“ ſagte der Fuhrmann. „Du willſt alſo heimlicher Weiſe danach ſuchen?“

„Ja, meinſt du anders?“ fragte der Jäger.

„Natürlich,“ antwortete der Fuhrmann; „nur keine halbe Geſchichte; entweder Alles oder gar nichts. Glaube mir nur, der alte Drache da drüben hat das Seinige ſo verſteckt, daß es ſchwer hält, etwas zu finden. Nein, nein, wir gehen ihr geradezu auf den Leib.“

„Iſt das dein Ernſt?“ fragte zweifelnd der Jäger.

„Vollkommen. Wir machen eine Zwangsanleihe bei ihr.“

„Und wenn ſie ſich weigert?“

„So ſchlag' ich ſie todt,“ ſagte der Fuhrmann beſtimmt, „oder drohe ihr wenigſtens damit.“

Der Jäger kratzte ſich am Kopfe und ſagte nach einer Pauſe: „Höre, Fritz! die Geſchichte will beſonders überlegt ſein. Die Schilder iſt ein Satan; noch ſchlimmer! denn der Teufel gibt eher eine arme Seele heraus, wie die einen Kreuzer von ihrem Gelde. — Willſt du alſo wirklich Gewalt brauchen, wenn ſie ſich weigert?“

„Wir müſſen wohl!“ entgegnete düſter der Fuhrmann; „du ſo gut wie ich. Haben wir nicht in den letzten Tagen zwei Briefe bekommen von dem verfluchten Juden, der mit einer Klage droht, wenn wir ihn dieſes Mal nicht bezahlen? Glaube mir, der hält ſein Wort; und was dann? — dann werden wir alſo eingeklagt, worüber ſich unſere Alte freut, und da wir nicht zahlen können, läßt man uns einſtecken, und dann hilft uns kein Menſch. Madame Schoppelmann würde ſich darüber freuen, wenn ihre Söhne ein halbes Dutzend Jahre brummen müßten.“

„Ja, ja, es iſt freilich nicht anders zu machen,“ ſagte der Jäger nach einer längeren Pauſe. „Aber wir ſollten der Schilder doch eher gütlich zureden, bevor wir Gewalt brauchten.“

„Da haſt du Recht,“ entgegnete der Fuhrmann, „und das iſt auch meine Anſicht, die uns aber nichts nützen wird.“

„Nun ja, man verſucht's.“

„Und wenn das, wie ich beſtimmt weiß, nichts hilft, ſo ſieht man zu, wie man mit ihr fertig wird.“

„Abgemacht!“ ſagte leiſe der Jäger und winkte abermals

ſeinem Bruder, ſtill zu ſchweigen; denn im Nebenzimmer hörte man wieder ein Geräuſch, das aber dieſes Mal nicht von der Katze herkommen konnte, denn es war ein ſchwerer Fußtritt, und zugleich ließ ſich ein lautes Räuspern hören.

Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Madame Schoppelmann nimmt Gratulationen in Empfang, theilt gute Lehren aus und findet ſchlieſslich, daſs ſie ihr Gelerntes ſelbſt vergeſſen.

Madame Schoppelmann hatte ſich in ihre Speiſekammer begeben, die — wie wir wiſſen — neben dem Gemach ihrer Söhne gelegen war. Sie holte eine uns wohlbekannte groſse Flaſche Liqueur von einem der Bretter herab, nahm zwei Gläschen dazu und gieng nun zurück, wo ſie hergekommen war, nämlich in ihre Vorhalle, wo ſich Frau Glaaſen und Frau Klingler befanden, die gekommen waren, um der Frau wegen des ihrer Tochter Katharine wiederfahrenen groſsen Glückes beſtens zu gratuliren.

Die demüthige Frau Glaaſen ſtand unter der Thüre; ſie hatte einen Zipfel der Schürze mit beiden Händen gefaſst und ſchien noch nicht im Reinen mit ſich darüber zu ſein, ob es nicht bei dieſer Veranlaſſung paſſend wäre, einige Freudenthränen fallen zu laſſen.

Frau Klingler dagegen ſtand ſtolz aufgerichtet neben dem Tiſche; ſie hatte ihre beiden Arme keck in die Seiten geſtemmt und ſchaute unverwandt auf die Frau Claaſen, um deren Benehmen — mochte es nun ſein, wie es wolle, mochte die Aermſte vor Freuden lachen oder weinen — tadeln zu können.

Damit trat die dicke Gemüſehändlerin in die Vorhalle, ſetzte die Flaſche mit den beiden Gläſern auf den Tiſch, ſchenkte die letzteren voll und lud die beiden Weiber ein, ſich zu bedienen.

Beim Anblick des Schnapſes hielt ſich Frau Claaſen nun nicht mehr länger; ſelbſt auf die Gefahr hin, der Frau Klingler zu mißfallen, führte ſie den Schürzenzipfel an ihre Augen, ſchnaubte etwas Weniges und ſagte mit ſchluchzender Stimme: „Aber das iſt ſo ſchön, ſo ſchön, ach, ſo ſchön!“

Frau Klingler hatte jetzt erreicht, was ſie wollte. Sie ſchaute mit einem Blicke unbeſchreiblicher Verachtung auf die Kollegin. „Das muß immer weinen!“ ſagte ſie mit erkünſtelter Entrüſtung; „iſt denn das eine Gelegenheit, um traurige Geſichter zu ſchneiden?“

„Laſſ Sie es gut ſein, Klinglere,“ meinte die dicke Gemüſehändlerin. „Es ſind Freudenthränen, und die kann man einem ſchwachen Weibsbild, wie die Claaſen iſt, ſchon verzeihen. Ihr ſeid freilich anderer Natur; Euch hat vielleicht noch Niemand weinen ſehen.“

„Gewiß noch Niemand,“ meinte die demüthige Frau Claaſen.

„Meint Ihr das wirklich, Frau Schoppelmann?“ ſagte die Klingler, indem ſie ihr Glas erhob; „und auch Ihr, Claaſen, glaubt ſo? Da ſeid Ihr beide auf dem Holzwege; wo es wirklich was Schmerzhaftes gibt, da kann auch ich weinen. — Ja, ich verſichere Euch, wenn ich nur an jene Geſchichte denke mit dem Offizier, da gab's Thränen, na — was für Thränen!“

„Wir glauben es Euch gewiß, wir glauben es!“ sagte lächelnd Frau Schoppelmann. „Nun trinkt Euer Glas aus. Ich habe heute Morgen meine Katharine gesehen: sie ist recht zufrieden, und die Staatsräthin auch, wie es scheint. Gott, der Gerechte! ich habe all' das Leid rein vergessen.“

„Ja, das kann man auch bei einer solchen Veranlassung,“ meinte die Klingler; „wenn man bedenkt, was alles dahinter steckt.“

„Ja, was alles dahinter steckt,“ wiederholte Frau Claasen, indem sie lächelnd ihr Haupt hin und her wiegte.

„Nun, was wird dahinter stecken?“ entgegnete die Klingler halb lächelnd und halb mit einem ernsten Blick und blinzelte der Frau Schoppelmann zu; „sagt es mir, Frau Claasen, wenn Ihr es wißt!“

„Nun, eine Hochzeit wird dahinter stecken,“ sagte das demüthige Weib und schlug ihre Hände zusammen, „eine wirkliche und wahrhaftige Hochzeit.“

Dem wußte die Andere durch nichts zu widersprechen; sie winkte also herablassend mit der Hand. „Es ist gut, Frau Claasen, Ihr könnt Recht haben: ich glaube auch, daß eine schöne und glänzende Hochzeit daraus wird.“

„Das gebe Gott!“ sagte die Gemüsehändlerin und faltete ihre Hände. „Nein, wie mich das Glück angreift, davon habt Ihr beiden Weiber gar keine Idee; aber es ist gut so, gewiß ganz gut, denn ich werde ein Bischen mager dabei; ich versichere Euch, Ihr könnt mir's glauben oder nicht, aber es ist so. All der Aerger, wenn er auch mein Gemüth angegriffen hat, hat mich nur immer dicker gemacht. Der Doktor sagt es auch, er bringt das Blut durch einander und stärkt die Nerven.“

„Wenn ich nur die Katharine bald einmal sehen könnte!“

ſagte Frau Klingler; „ich muß ſie abſolut baldigſt ſehen. Du meine Güte! wenn ich denke, daß ich ihr nächſtens auf der Straße begegne, wie ſie in der Kutſche mit der Frau Staatsräthin ausfährt — und ſie wird mit ihr ausfahren — glaubt Ihr das nicht auch, Frau Claaſen?“

Glücklicher Weiſe ſchien dieſe ganz derſelben Anſicht zu ſein, und, alſo beruhigt, konnte Frau Klingler fortfahren: „Und wenn ich ihr begegne, das ſag' ich Euch, Frau Schoppelmann, einen Knix mach' ich ihr, als käm' die Prinzeſſin daher gefahren. Gerade ſo.“

Die glückliche Mutter lächelte bei all' dieſem vergnügt in ſich hinein, und nur zuweilen überflog ein düſterer Schatten ihre Züge, und das war, wenn ſie an ihre beiden Söhne dachte. Und ſie dachte gerade neben dem glücklichen Looſe, welches die Tochter zu betreffen ſchien und das ſie ſich ſo glänzend vorſtellte, recht häufig an ihre anderen Kinder, und ein tiefer Seufzer entwand ſich dann ihrer Bruſt.

Frau Claaſen ſeufzte ebenfalls, und Frau Klingler, die nicht wußte, wie ſie ſich zu verhalten hatte, da ſie das ernſte Geſicht der dicken Gemüſehändlerin ſah, wußte nichts Beſſeres zu thun, als die demüthige Frau an der Thüre finſter anzubli[illegible]

„Ja, meine beiden Buben!“ ſagte Madame Sch[illegible]mann und ſeufzte abermals. „Wenn ich nur wüßte, was mit denen anzufangen iſt! — Glaubt mir,“ wandte ſie ſich ſpeziell an die beiden Weiber, „daß ich gar nicht Luſt habe, bis ans Ende meiner Tage hier das mühſame Geſchäft fortzuſetzen. Gott ſoll mich bewahren! Wenn meine Tochter Katharine wirklich einmal verſorgt iſt, ſo ſehe auch ich mich nach einer Verſorgung um, das heißt, ich will alsdann genau überlegen, auf welche Art und Weiſe ich dann meine paar noch übrigen Tage verbringen will.“

„Es versteht sich ja von selbst,“ sagte Frau Klingler hierauf, „daß Ihr alsdann zu Eurer Tochter geht; das ist doch ein gewiesener Weg.“

„Nicht so ganz,“ meinte die dicke Frau. „In so ein vornehmes Haus passe ich nicht hinein, und wenn es mir auch außerordentlichen Spaß machen würde, so hie und da wieder in die Kinderstube zu gehen und meine kleinen Enkel zu pflegen, so würde ich mich doch in den anderen — den schönen — Zimmern ganz unbehaglich finden.“

„Ach ja, die kleinen, lieben Enkel!“ sagte die demüthige Frau Claasen, und dann machte sie eine Bewegung mit dem rechten Arme, als wiege sie schon eines dieser, bis jetzt blos in der Phantasie bestehenden Wesen hin und her.

„Aber wie kann ich mich zurückziehen?“ fuhr die Gemüsehändlerin fort. „Wem soll ich mein Geschäft übergeben? Meinen beiden Söhnen? — Da soll mich Gott bewahren, daß ich meinen Namen so aufs Spiel setze! Nein, der soll bleiben, wie ich ihn geschaffen, solid und ehrlich, und noch in späteren Jahren mit [illegible]nnt werden. Ich müßte mich ja vor meiner Kund[illegible], wollt' ich das Geschäft in solche Hände geben, wie [illegible] Buben sind.“

„[illegible]er!“ sagte die Demüthige, und Frau Klingler konnte sich [illegible]gar nicht entschließen, anderer Ansicht zu sein, und sagte ebenfalls: „Leider!“

„Was aber anfangen?“ fuhr die dicke Frau fort. „Du mein Gott im Himmel! Das macht mir recht betrübte und traurige Stunden. Wenn die Buben nur auswärts was Rechtes anfangen wollten, ich würde sie ja mit Geld, so viel ich kann, unterstützen. Aber das hat auf der weiten Welt keinen anderen Trieb, als wie im Wirthshaus sitzen, den ganzen lieben Tag nichts ver-

dienen, und das Geld auf die unwürdigſte Art durchbringen. — — — — Und dann bedenkt nur, wenn ich einmal nicht mehr da bin! Ich bin noch die einzige Perſon, die im Stande iſt, mit den beiden Rangen fertig zu werden. Hab' mir ſchon gedacht, man ſollt' ihnen ein Stück Land in Amerika kaufen, da hätten ſie Platz genug, um auszutoben; da iſt ſchon Mancher zahm geworden. Sie fänden da keine Nachbarn, mit denen ſie Streit anfangen könnten, auch keine Wirthshäuſer, und müßten, um ſich durchzubringen, tüchtig arbeiten. Es iſt ein geſegnetes Land, das Amerika."

„Ihr habt eine gute Idee," ſagte Frau Klingler. „Ihr ſolltet das den Beiden vorſchlagen."

„Sie werden's nicht annehmen," ſagte beſtimmt die dicke Frau. „Nur die Noth kann die Beiden zu einem ſolchen Schritt treiben, wenn ihnen einmal das Waſſer in den Kragen hinein läuft. So lange ſie im Trockenen ſind und die Füße unter meinen Tiſch ſtrecken können, denken ſie nicht ans Auswandern. — — Nicht noch ein Gläschen Schnaps, Klinglere? — Was meint Ihr, Claaſen, noch ein Halbes?"

Beide Weiber ließen ſich die Gabe gefallen, tranken die dargebotenen Gläſer leer, und als ſie darauf ſahen, daß Madame Schoppelmann keine Luſt mehr zu haben ſchien, die vorher begonnene Unterhaltung fortzuführen, ſondern daß ſie vielmehr die Hände in den Schooß legte und in tiefes Nachſinnen verſank, hielten ſie es für gerathen, ſich langſam zurück zu ziehen, was ſie auch ausführten, indem ſie von der Oberin des Gemüſemarktes mit einer freundlichen Verneigung des Kopfes verabſchiedet wurden.

Madame Schoppelmann blieb auf dieſe Art allein an dem großen Tiſche ſitzen, hielt die gefalteten Hände im Schooße und

dachte eifrigst nach über Vergangenes und Zukünftiges; bald nickte sie mit dem Kopfe, bald schüttelte sie ihr Haupt hin und her; zuweilen fuhr ein Lächeln über ihre Züge, zuweilen aber seufzte sie aus tiefstem Herzensgrunde. Mehrmals begann sie auch nach ihrer Gewohnheit ein lautes Selbstgespräch, doch waren die Worte, die man vernahm, anfänglich so abgerissen und ohne allen Sinn, daß es unmöglich war, zu errathen, was sie damit eigentlich sagen wollte, und erst als dies eine gute Viertelstunde gedauert, legte sie ihre schwere Hand auf den Tisch, rückte auf dem Stuhle unruhig hin und her, und brachte ihre lauten Betrachtungen in eine ordentliche Reihenfolge und ließ sie ohne zu große Zwischenräume, wodurch sie verständlicher wurden. „Das ist eine verwetterte Geschichte!“ murmelte sie. „Soll ich denn in meinen alten Tagen wieder anfangen wie ein Schulkind und auf der Schiefertafel herum kratzen? Du wirst es wohl müssen, Margreth,“ gab sie sich selbst zur Antwort, und dann seufzte sie wieder tief auf. „Und mit der Tinte kann ich gar nicht umgehen,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „und wenn ich auch zwei Buchstaben geschrieben habe, so sind mir schon alle Finger davon schwarz geworden. Pfui Teufel!“ — Und darauf seufzte die dicke Frau so entsetzlich tief und ungebührlich lange, daß sie vor diesem eigenen Seufzer erschrack und in die Höhe fuhr.

Dieses In-die-höhe-fahren der Frau Schoppelmann war nicht blos geistig, sondern auch leiblich zu verstehen; denn sie erhob sich wirklich von ihrem Stuhle, und das mit einer bei ihr ungewöhnlichen Geschwindigkeit.

„Auch dazu kann man keinen von den Buben brauchen,“ murmelte sie in sich hinein, indem sie von dem Kamine herunter eine große Schiefertafel holte und sie auf den Tisch legte. Dann brachte sie aus ihrer Kommode, die sich im Nebenzimmer befand,

ein ziemlich dickes Buch herbei, ein paar außerordentlich ſtumpfe Federn und ein Dintenfaß, deſſen Inhalt ſo mit weißem Schimmel überzogen war, daß es des Umrührens mit einem ſtarken Holze bedurfte, um den Schimmel in die Tiefe zu verſenken und die klare ſchwarze Dinte zum Vorſchein zu bringen.

Nachdem dieſes Geſchäft beſorgt war, das Buch aufgeſchlagen, die Schiefertafel in die Nähe gerückt, nachdem ſich Madame Schoppelmann geſetzt, die Federn durch mehrmaliges Anſchlagen an den Tiſch von einer harten, ſchwarzen Kruſte befreit hatte, ſetzte ſie eine kleine Hornbrille auf und begann mit vielem Geſeufze die Hieroglyphen auf der Schiefertafel vermittelſt anderer, ebenſo unleſerlicher Charaktere in das große Buch zu übertragen.

Aber Madame Schoppelmann fühlte ſich bei dieſem Geſchäfte ſehr unglücklich, und ihr Anblick bot etwas außerordentlich Komiſches. Seit ihrer Mädchenzeit hatte ſie ſo recht keine Feder mehr in die Hand genommen; denn früher hatte dieſes Geſchäft der ſelige Schoppelmann beſorgt, und in ſpäterer Zeit Katharine.

Madame Schoppelmann hatte demnach, was das Schreiben anbelangte, ſehr alte Traditionen aus der Schule aufbewahrt, die ſie jetzt zur Anwendung brachte. Die Ellbogen hielt ſie weit ausgebreitet und bedeckte damit Buch und Schiefertafel. Mit dem Zeigefinger der linken Hand folgte ſie den Schriftzügen auf letzterer, während ſie dieſelben mit der rechten Hand ſo gut als möglich niederſchrieb. Dabei hielt ſie die Feder in der geballten Fauſt und ſo nahe wie möglich an der Spitze, wodurch zuweilen eine artige Schmutzerei entſtand; denn ſie nahm die Feder zu voll, weßhalb die Dinte auf das Papier niederträufelte und von der Schreiberin, die in einem ſolchen Augenblicke vielleicht zufällig auf die Schiefertafel blickte, zu einem ſchwarzen Fleck von mäßiger Ausdehnung zerrieben wurde.

Nach einem solchen Unglücke seufzte die Frau tief auf, überschaute dann mit wahrem Schmerze die von der Hand ihrer Tochter so zierlich geschriebenen vorangehenden Seiten. Das war aber auch ein Unterschied wie Tag und Nacht, ein Elfentanz im Mondschein, schlanke, zierliche, hin und her schwebende Gestalten neben einem Hexensabbath, wo Kobolde und böse Geister mit Besenstielen und Heugabeln sehr ungenirt einen Ball halten. — Dabei sprach sie jedes Wort, jede Zahl laut vor sich hin, sowohl wenn sie es von der Schiefertafel ablas, als auch, wenn sie solche in das Buch einschrieb, wobei es dann auch zuweilen vorkam, daß sie den Zeigefinger ihrer linken Hand verrückte und dann während des Schreibens las: Zwei Bündel Rettige . . . 4 fl. 30 kr., über welchen enormen Preis alsdann die Frau erschrack und sich überzeugte, daß die oben genannte Summe einigen Pfunden Lachsforellen galt, welche gleich nach den Rettigen kamen.

So schrieb sie unter vielem Stöhnen und Klagen eine gute Weile fort, und wer ihre Lamentationen so mit angehört hätte, ohne zu sehen, was die Frau eigentlich treibe, der hätte unbedingt auf den Glauben kommen müssen, der Verstand der Madame Schoppelmann habe einigermaßen gelitten.

„Vier Pfund Butter 1 fl. 12 kr.," sagte sie mit einem kläglichen Tone und setzte seufzend hinzu: „2 Karpfen 48 kr." Dann stieß sie einen tiefen Seufzer aus und sagte wahrhaft jammernd: „24 Köpfe Antivisalat thut 1 fl. 10 kr." Dann kam ein neuer Dintenfleck, und die unglückliche Schreiberin sagte im kläglichsten Tone: „O du mein lieber Gott!" und fuhr darauf mit höchster Entrüstung fort: „64 Krebse, das Stück zu 6 kr., macht in Allem 48 kr." — „Nein, es ist ja unmöglich," unterbrach sie sich dann selber; „das sind ja die 8 Büschel Zellerie, die Krebse

dagegen machen 6 fl. 24 kr. So eine Plage habe ich noch in meinem ganzen Leben nicht durchgemacht. O, o, o!“

Da verdunkelte ſich die Helle, in welcher Frau Schoppelmann ſaß und ſchrieb, durch Jemand, der von außen in die Thüre trat, und die dicke Frau, welche über dieſe Unterbrechung nichts weniger als ungehalten war, legte ihre Feder hin und ſchaute in die Höhe.

Es war Jungfer Clementine Strebeling, die einen kleinen Ausgang beſorgt hatte und nun, nach Hauſe zurückkehrend, der Frau Schoppelmann einen guten Tag bieten wollte, ehe ſie in ihr Zimmer hinaufſtieg. Die Jungfer hatte etwas Leidendes an ſich; ſie ließ ihr Köpfchen mehr als gewöhnlich hangen, ſie ſchlug die Augen zu Boden, ſie ſchien ſich auf ihren Sonnenſchirm zu ſtützen; kurz, Madame Schoppelmann, welche ſie einen Augenblick unter ihrer Brille hervor betrachtet, ſagte ihr mit dem wohlwollendſten Ausdrucke, ſie ſähe ziemlich bummelig, ja miſerabel und hinfällig aus.

„O lieber Gott!“ ſeufzte Clementine und ließ ſich auf einen der Stühle am Tiſche nieder. Man konnte es nicht niederſitzen heißen; es war ein Niederſchweben, ein Herabflattern.

„Iſt Ihr etwas Unangenehmes begegnet?“ fragte die dicke Frau, die ſehr erfreut war, ihre Feder niederlegen zu dürfen.

„Ach du mein lieber Gott! ich kann das eigentlich nicht ſagen, fehlt mir was oder fehlt mir nichts? ich weiß es ſelbſt nicht: aber ich fühle mich ſo elend, ſo hinfällig.“

„Laſſen Sie ſich einen Pfeffermünzthee machen,“ ſagte die alte Frau, „und wenn das nicht hilft, ſo legen Sie ſich heute Abend Senfteig unter die Füße.“

„Ach du lieber Gott!“ entgegnete Clementine. „Der Kör-

per iſt's nicht, Frau Schoppelmann; ſieht Sie, das Gemüth iſt krank, da fehlt's mir."

„Ja, für das Gemüth weiß ich nichts," ſagte die Gemüſehändlerin; „dafür weiß auch kein Doktor was. Dem Gemüth kann man keinen Senfteig auflegen, ſonſt hätte ich auch das meinige ſchon ganz in Senfmehl eingeſchlagen. — Was Gemüth! von dem muß man ſich nicht unterdrücken laſſen. Gemüth — das iſt der böſe Geiſt, der lauert nur darauf, wo er Fröhlichkeit und gute Laune anfaſſen kann und zum Tempel hinausjagen. — Was hat Sie denn wieder ſo Schreckliches gehabt?"

„Ach, das weiß ich eigentlich ſelbſt nicht," ſagte die alte Jungfer; „aber ich fühle mich ſo allein und einſam auf der Welt, und jetzt, ſeit die Katharine fort iſt, habe ich ſogar Niemand mehr."

„Das iſt wahr," entgegnete die Frau; „das Mädel fehlt mir auch an allen Ecken." Dabei ſah ſie ſeufzend ihr befleckeles Schreibbuch an.

„O lieber Gott!" meinte Clementine, „es iſt ein trauriges Leben, es iſt gar nichts mehr auf dieſer Welt!"

„Ich will nicht hoffen," ſagte auf einmal ſtreng und ernſt Madame Schoppelmann, „daß Sie wieder Briefe von Ihrem ſo genannten Herrn Vetter hat. Das ſind mir ſchöne Geſchichten, Jungfer Clementine! ich habe zufälliger Weiſe etwas darüber erfahren. Ein ſauberer Vetter, der Herr Müller! Na, geh' Sie mir! Aber nehm' Sie mir's nicht übel, Strebelinge, mit dem Herrn iſt's nicht ſauber."

„Um Gotteswillen! was meint Ihr, Madame Schoppelmann?" ſagte erſchreckt die alte Jungfer.

„Mit dem Herrn, mit dem iſt's nicht ſauber," fuhr die Gemüſehändlerin fort und machte eine gewaltige Handbewegung,

welche deutlich anzeigte, in dem Punkte laſſe ſie ſich keine Einwendung gefallen.

„Aber du lieber Gott!“ fuhr Clementine ängſtlich fort, „was ſoll denn nicht ſauber ſein?“

„Die ganze Geſchichte,“ ſagte Madame Schoppelmann. „Ein ordentlicher Menſch nimmt kein Geld von einem Mädel, das er ſo gut wie gar nicht kennt, und am allerwenigſten von einer, mit der er ein Verhältniß anfangen möchte, das kann Sie mir aufs Wort glauben. Da geht ſo ein Menſch, wenn er brav iſt, lieber her und arbeitet und hungert und ſpringt am Ende reſolut ins Waſſer oder kann ſich gar auch meinetwegen aufhängen. Das iſt noch immer viel reſpektabler, als ſo einem armen, alten, gebrechlichen Geſchöpf, wie Ihr ſeid, ſein Bischen Geld nehmen. Pfui Teufel!“

„Ja, das hat er auch alles thun wollen,“ ſagte zaghaft Clementine.

„Was hat er thun wollen?“

„Nun, arbeiten. — — — Und gehungert hat er auch.“

„Wird ihm nichts geſchadet haben.“

„Und ein Leid wollte er ſich auch anthun.“

„Hat's aber nicht gethan!“ rief entrüſtet die Gemüſehändlerin. „Der Lump! Sieht Sie, Strebelinge, da ſteckt eben die Schlechtigkeit! Wie ich vorhin geſagt, ein rechtſchaffener Kerl, der geht lieber aus der Welt, wenn es denn nicht anders möglich iſt, ehe er auf ſolche Art zu Geld kommt. Das iſt immer miſerabel.“

„Sieht Sie,“ fuhr die dicke Frau nach einer Pauſe fort, „da war der ſelige Schoppelmann, der hatte einen Bruder, Johann Chriſtian Schoppelmann. Nun, der war auch einmal in einer ſolch verzweifelten Lage und hatte auch ein Mädel, die war

viel reicher wie Sie; aber der gieng nicht hin und ließ sich von dem Mädel Geld geben — Gott soll mich bewahren! — Das that er nicht, und die hätte ihm so viel Tausend geben können, wie Ihr Hundert habt. Aber das fiel ihm nicht ein, und er hatte Schulden, der Johann Christian Schoppelmann, und konnte sie nicht bezahlen und war ein resoluter Mensch."

„Um Gotteswillen!" sagte die alte Jungfer; denn sie war überzeugt, daß sie etwas Schreckliches zu hören bekomme.

„Da war nirgends eine Hülfe, denn sein Bruder, der selige Schoppelmann, hatte auch kein Geld. Was also machen? Der Termin war verfallen, die Schuld mußte bezahlt werden; im Geldsack war kein Kreuzer."

„Du lieber Gott!" sagte schaudernd Clementine.

„Was that also der Johann Christian Schoppelmann?" fuhr die dicke Frau mit einem finsteren Blicke fort.

„Nun?" rief angstvoll die alte Jungfer. „Was that er?"

„Was der Herr Müller auch hätte thun sollen."

„Um Gotteswillen! Er sprang ins Wasser?"

„Nein, das that er nicht," entgegnete ruhig die dicke Frau.

„Oder — du lieber Gott! ich kann es gar nicht aussprechen! — er hängte sich wohl gar auf?"

„Nein," sagte Madame Schoppelmann, „daran dachte er nicht; aber er hat . . ."

„Sich erschossen!" rief die alte Jungfer mit gerungenen Händen.

Madame Schoppelmann sah ihr Gegenüber einige Augenblicke fest an, dann sagte sie mit ernstem, fast finsterem Blicke: „Nein, auch das that er nicht, sondern als sein Gläubiger kam und ihn mahnte, da sagte er zuerst: Heute habe ich kein Geld, aber in vier Wochen will ich Euch bezahlen. Und darauf hin wurde der

Gläubiger grob und drohte ihm mit Verklagen und Arreſt; und darauf geſchah das, was ich für viel reſpektabler halte, als dem armen Mädel ſein Geld abborgen.

„Und was that er?“ fragte geſpannt Clementine.

„Er warf ſeinen Gläubiger zur Thüre hinaus,“ ſagte ruhig und groß die dicke Frau, „und bezahlte ſpäter, ſobald er Geld bekam.“

„Ah!“ entgegnete Clementine, einigermaßen unangenehm überraſcht, denn ſie hatte etwas Poetiſcheres, etwas Zarteres erwartet. — „Nein, das würde er doch nicht thun,“ fuhr ſie nach einer Pauſe mit großer Befriedigung fort; „nein, gewiß nicht, er würde das niemals thun.“

„Das glaube ich auch,“ murmelte die Gemüſehändlerin. „Wird ſich auch ſo was ſo ein kleines Ding, wie der Herr Müller ſein mag, ſo eine Vogelſcheuche herausnehmen? Sie wird das nicht thun, darauf ſchwöre ich Euch. — Nun, laſſen wir eben die ganze Geſchichte ruhen, Strebelinge, das hilft vor der Hand nichts; Sie wird ſchon noch einſehen lernen, daß die alte Schoppelmann Recht gehabt, und dann kann Sie wieder zu mir kommen; ich helfe Ihr alsdann doch aus der Patſche, wenn es noch möglich iſt.“

Clementine ſeufzte tief auf, faltete ihre Hände und ſagte, indem ſie das Köpfchen ſchüttelte: „So weit wird es hoffentlich nie kommen. Aber ſprechen wir nicht mehr davon, es iſt beſſer.“

Die Gemüſehändlerin ſetzte ſich nach dieſen Worten wieder zum Schreiben zurecht, d. h. ſie tunkte die Feder ein, bis dieſelbe auf dem Boden des Dintenfaſſes aufſtieß, und da ſie dadurch natürlicher Weiſe zu voll mit Dinte wurde, ſo klopfte die Gemüſehändlerin ſie alsdann auf dem Tiſche wieder aus, wodurch um das Dintenfaß herum ein artiger Kreis von ſchwarzen Flecken

entstand. Dann schob sie ihre Ellbogen wieder so weit auseinander, daß ihr fettes Unterkinn fast auf dem Buche zu ruhen schien, und nachdem diese Vorbereitungen beendigt, stieß sie einen tiefen Seufzer aus.

Jungfer Clementine Strebeling hatte diesen Vorbereitungen mit nicht geringer Verwunderung zugeschaut; denn die Anstalten, welche die dicke Frau traf, um wieder mit dem Schreiben anfangen zu können, waren, wie gesagt, so seltsamer und ungeheuerlicher Art, daß ein Uneingeweihter nicht eher wußte, was sie beginnen wolle, als bis sie mit dem Zeigefinger der linken Hand auf der Schiefertafel die richtige Stelle aufgefunden hatte und alsdann vor sich hin sprach: „Vierundzwanzig Stück Borsdorfer Aepfel," und darauf anfieng, Zahlen und Gegenstände in der später nur ihr allein leserlichen Keilschrift in das Buch zu malen.

„Ich glaube, Ihr schreibt!" rief endlich die alte Jungfer, nachdem sie eine Zeit lang mit großem Erstaunen gesehen, wie der Oberkörper der dicken Frau eine Weile auf dem Tische hin- und hergerutscht war. „Das habe ich ja von Euch noch nie gesehen, so lange ich Euch kenne."

„Daß ich schreibe," entgegnete die Gemüsehändlerin, welche froh war, einen Augenblick innehalten zu können, „das will ich glauben, mein Schätzchen; hab's auch seit zwanzig Jahren nicht mehr praktizirt, kommt mich unbeschreiblich sauer an. Das war das Geschäft der Katharine. Was will ich aber nun machen? Das Mädel ist fort; aufgeschrieben muß sein."

Bei diesen Worten der Frau leuchtete es freundlich auf in dem Gesichte der Jungfer Strebeling. „Ei," sagte sie, indem sie aufstand und sich dem Tische näherte, „was meint Ihr denn, Frau Schoppelmann, wenn ich das für Euch besorgte? Ich versichere

Euch, ich ſchreibe eine recht brave Handſchrift und bin außerordentlich pünktlich."

„Ja, das glaube ich wohl," entgegnete die Gemüſehändlerin freudig überraſcht und blickte mit lächelndem, ſtrahlendem Geſicht in die Höhe. „Jungfer Clementine hat was gelernt. — Aber es geht doch nicht," ſetzte ſie nach einer Pauſe verdrießlich hinzu.

„Und warum geht's nicht?"

„Das will ich Euch ſagen," fuhr Madame Schoppelmann fort. „Wenn Ihr mein Buch auch für einmal einſchreibt, was hilft mich das? Wahrhaftig nicht viel. Seht Ihr, das Geſchäft kommt jede Woche vier Mal vor, nach jedem großen Markttage, und da . . ."

„Deſto beſſer!" meinte Clementine, und ihr Blick war ganz glücklich und verklärt; „ſo ſchreibe ich Euch das Buch vier Male die Woche und bemerke obendrein noch auf der Schiefertafel, was Ihr mir jeden Tag dikirt, gerade ſo, wie es die Katharine gemacht. — Wißt Ihr was, Frau?" fuhr Clementine nach einer Pauſe, während welcher die Gemüſehändlerin ſie erſtaunt betrachtet, zu ſprechen fort, „wißt Ihr was, Frau?" wiederholte ſie, und dabei war es, wie wenn ihre Stimme ein klein wenig zitterte; „nehmt mich mit in Euer Geſchäft, ich will redlich für Euch thun, was ich kann, und wenn Ihr mir etwas dafür geben wollt, ſo bin ich wohl zufrieden."

„Ja, wie iſt mir denn?" fragte mehr und mehr überraſcht die dicke Frau; „Ihr, eine Kapitaliſtin, wollt Dienſte nehmen, und Dienſte bei mir, der Gemüſehändlerin?"

„Nennt es nicht ſo," bat Clementine mit leiſer Stimme. „Bedenkt doch, ſeit wie viel Jahren ich bei Euch aus und ein

gehe, wie lange ich mit angesehen, was Katharine alles gethan, und daß es mir in der Seele weh thut, Euch so allein das ganze Geschäft besorgen zu sehen. — O, glaubt mir, ich könnte Euch Vieles besorgen, wie z. B. die Schreiberei und was im Hauswesen so vorkommt, während Ihr auf dem Markte seid. — Denn," setzte sie stockend hinzu, „für den Markt selbst tauge ich gar nicht; das würde ich auch nicht einmal gern thun. Man muß das von Kindheit auf gewohnt sein, sich so dahin zu setzen und sich angaffen zu lassen."

„Und man muß sich vor allen Dingen dabei zu benehmen wissen," sagte die alte Frau mit großem Stolz; „da habt Ihr Recht, Clementine, das Auf-dem-Markt-Sitzen ist keine Kleinigkeit; ich mußte dahin als eine Jungfer von sechszehn Jahren, und das kann ich Euch versichern, mein Aussehen war so, daß alles, was über den Markt bei meinen Körben vorbei kam, vor mir stehen blieb, und die alten Herren nahmen bedächtig eine Prise, und die jungen Laffen sagten: Sapperment, die ist einmal schön! — Eines Tages . . . aber da schwätz' ich dummes Zeug in den Tag hinein," unterbrach sie sich selber, „statt Euch eine vernünftige Antwort auf Euren angenehmen Vorschlag zu machen."

Clementine, welche wohl wußte, daß das Herz der Madame Schoppelmann sich nie froher bewegt fühlte, als wenn sie etwas aus ihrem vergangenen Leben erzählte, war klug genug, aufs Dringendste darum zu bitten, die Frau möge ihr zuerst erzählen, was eines Tages auf dem Markte passirt sei; ihre Sache habe immer noch Zeit.

„O, es ist gar nicht der Rede werth," entgegnete Madame Schoppelmann geschmeichelt. „Also die jungen Laffen, welche um die Körbe herum standen, sagten . . ."

„Die iſt einmal ſchön!“ ſchaltete Clementine ein.

„Das ſagten ſie wahrhaftig,“ fuhr die Frau fort, „und dagegen konnte ich nichts machen. Meine Mutter hatte mir auch geſagt: Laß ſie nur ſagen und dich anſchauen, wie ſie wollen, aber wie einer zudringlich wird, ſo ſchlägſt du zu. — Sieht Sie, Jungfer Clementine, ſo ſagte meine Mutter — Gott hab' ſie ſelig! — und andere Moral hat ſie mir nie gepredigt; war aber auch gar nicht nothwendig: in dem war Alles inbegriffen. Da gehen ſie her und ſchreiben ganze Bücher über das Verhalten der Jungfern von mittleren und höheren Ständen, wie ſie es nennen. Wozu das? — Luxus iſt's, der helle Ueberfluß! — Und hätte ich zehn Töchter gehabt, ich hätte ſie alle mit dem Wort von meiner Mutter ſelig erzogen, denn darin liegt das ganze Geheimniß. Laßt ſie euch angaffen und reden, was ſie wollen, danach ſchüttelt man kein Ohr; aber wenn ſie zudringlich werden, zugeſchlagen und tüchtig zugeſchlagen, treff' es, wohin es wolle und wen es wolle!“

Die Gemüſehändlerin holte nach dieſer längeren Rede tief Athem, und dann fuhr ſie fort: „So ſitz' ich alſo eines Tages bei meinen Körben, kommt Einer daher und will Blumen von mir kaufen. Ich ſage: da ſind genug, wählt Euch aus. Er ſucht und ſucht, und zu gleicher Zeit kommen noch mehrere ſo Pflaſtertreter heran und lachen mit dem Erſten und ſtoßen ihn an und ſagen: nur zu, nur zu! und ich ſehe, daß ſie irgend eine Schelmerei vorhaben.

Endlich ſagte der Erſte mit ſo einer dünnen, piepſenden Stimme: Wiſſen Sie was, Mamſelle, Sie können wohl ſo gut ſein und mir Ihren Strauß geben. — Meinen Strauß, Jungfer Strebeling! — Das war nämlich ein Bouquet von Roſen, das ich mir vorn ins Mieder geſteckt hatte. Ich entgegnete ihm auch

ganz ruhig, das seien meine Blumen und das bleiben auch meine Blumen. Da lachten die Anderen wieder und stupften ihn in die Seite, und Einer sagte: siehst du wohl, das habe ich mir gleich gedacht. — Und nun, Jungfer Strebeling, was denkt Sie? Nun kommt der Erste dicht auf mich und . . .“

Damit sah die Frau ihr Gegenüber mit einem fragenden Blicke an, als sollte Jene errathen, was denn eigentlich geschehen sei.

„Ich will nicht hoffen . . .“ sagte Clementine schüchtern.

„Hoff' Sie nur immer zu!“ entgegnete die dicke Frau. „Er geht also bei Gott her und will mir den Blumenstrauß von meinem Mieder heraus ziehen. — Das war doch offenbar zudringlich, und so nahm ich es auch, und hatte gerade in meiner rechten Hand eine ganze Menge wilder Rosen, aus denen ich einen Kranz machen sollte, und wie Der also meinen Strauß nehmen wollte, spring' ich in die Höhe und schlage ihm meine wilden Rosen — es waren recht schöne Dornen daran, und obendrein waren die Blätter ganz naß — rechts und links um das Gesicht herum, und so nachdrücklich, daß Rosenblätter und Laub und Stengel und die Wassertropfen nach allen Richtungen hinaus flogen.“

„Nun?“ fragte ängstlich Clementine, da die Frau einen Augenblick schwieg.

„Nun,“ fuhr Madame Schoppelmann mit großem Selbstgefühl fort, „damit war die Geschichte aus. Er sagte wohl, ich sei ein wilder Teufel, aber dann giengen sie lachend davon; und das waren vornehme Herren, ein paar Barone und ein Graf. Und für ihn, den ich so bedient, habe ich später lange Zeit in die Küche geliefert. Ja, das kann ich Sie versichern, Strebelinge, so was gibt Respekt. — Aber jetzt schwätz' ich da fort und fort, und Ihr hättet mich wahrhaftig unterbrechen sollen. — Nun, wie

war's denn mit Eurem Vorſchlage vorhin? War das Scherz oder Ernſt?"

„Mir war's vollkommen Ernſt," ſagte ſchüchtern Clementine; „ich habe ja doch nichts zu thun, und wenn ich Euch helfen kann, ſo will ich es von Herzen gern thun."

„Aber umſonſt iſt der Tod," ſagte ernſt die alte Frau. „Wenn Ihr für mich arbeiten wollt, ſo muß ich Euch auch dafür bezahlen."

„Nein, nein," ſagte eifrig Clementine, „von Bezahlen, d. h. von Geld, kann keine Rede ſein. Ich helfe Euch, wie Euch Katharine geholfen, mit Ausnahme des Marktgeſchäftes, und dafür — wenn Euch das nicht zu viel erſcheint — wohne ich umſonſt bei Euch und eſſe bei Euch."

Die alte Jungfer ſeufzte tief auf, als ſie die letzten Worte ſprach. „Das laſſ' ich mir ſchon gefallen," entgegnete lachend Madame Schoppelmann; „ſo wohlfeil hätt' ich nicht gedacht, einen Buchhalter zu bekommen. Im Grunde kann ich mir auch denken, daß Sie es nicht thut, um Geld zu verdienen, denn Sie iſt ja, was man ſo bei uns nennt, eine reiche Perſon."

„Das war ich wohl," dachte Clementine, und einen Augenblick wollte ein trauriges Gefühl ihr Herz beſchleichen. Dann aber richtete ſie ſich an dem ſüßen Gedanken, daß ſie ja für ihn das alles geopfert, wieder in die Höhe, und dabei glänzte ihr Auge freudig auf. „Und wenn ich jetzt anfange zu arbeiten," ſprach ſie zu ſich ſelber, „ſo thue ich es ja ebenfalls für ihn, und dafür muß mir doch einmal ein ſchöner Lohn werden." Aber wenn ſie genauer an dieſen Lohn dachte, ſo ſchauderte ſie leiſe in ſich zuſammen.

„Wenn das alſo Ernſt iſt," nahm höchſt vergnügt die Gemüſehändlerin das Wort, „ſo können wir in Gottes Namen gleich anfangen. Das Buch liegt ſchon ſeit zwei Markttagen unge-

ſchrieben, und meine Schiefertafel ſteht in die Kreuz und Quer ſo voll, daß ich ſelbſt kaum daraus komme."

„So muß Sie mir andiktiren," ſagte Clementine und ſetzte ſich vor das Buch hin. Ehe ſie aber anfieng zu ſchreiben, nahm ſie einen feuchten Lappen und vertilgte die vielen Seen und Ströme von ſchwarzer Tinte, die zahlreich auf dem Tiſche glänzten. Dann begann die Arbeit, und wir können verſichern, daß ſie raſch von Statten gieng. Madame Scheppelmann wiſchte mit zufriedener Miene einen Tag um den anderen aus, und da der neue Buchhalter erſt dann zu ruhen beſchloß, wenn das Buch in Ordnung ſei, ſo wurde nach ein paar Stunden die Lampe angezündet, und während draußen der Abend herabſank und es ringsum dunkel wurde, arbeiteten die Beiden emſig darauf los. — — —

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Berichtet von einem Vorfall, der anzeigt, daß die ewige Gerechtigkeit schon hier zuweilen den Schuldigen trifft.

Die Gebrüder Schoppelmann, welche in den Nachmittagsstunden einen kleinen Ausgang gemacht, waren nach Hause zurückgekehrt und saßen neben einander auf dem Bette des Fuhrmanns. Ihre Unterhaltung war ziemlich einsylbig; Beide schienen mit ihren Gedanken beschäftigt. — Zwischen den hohen Mauern des Nebenhauses hindurch drang von der breiten Straße, in welche die enge, schmutzige Gasse endete, ein schmaler Strahl des Gaslichtes der Laternen und leuchtete auf den Gitterstäben vor den Fenstern und warf einen bleichen Schein auf die [illegible] Körpe der würdigen Brüder.

Der Winkel war fast ganz dunkel und nur in dem musikalischen Hause, wie gewöhnlich, ein Fenster erhellt, hinter welchem man den Schatten eines Schulgehülfen erblickte, der nach des Tages Last und Hitze sein Gemüth mit sanften Melodieen erhei-

terte. — Sanft und angenehm waren dieſe Melodieen, aber wohl nur für ſein eigenes Ohr; denn in Wahrheit zu ſagen, brachte er auf dem alten Klavier zuweilen entſetzliche Mißtöne hervor und ſang dazu ein Lied, woran das Bemerkenswertheſte war, daß es trotz Inſtrument und Noten beſtändig durch verſchiedene Tonarten klang, und daß jeder Vers faſt einen ganzen Ton tiefer endigte, als wie ihn der Sänger begonnen und als wie ihn das eigenſinnige Klavier vorſchrieb. Das war aber für den Künſtler da droben gleichgültig; es ſchien wenigſtens ſo, und er mußte ſich offenbar an den Tönen erfreuen, die er hervorbrachte; denn er ſang alle Verſe des Liedes durch, dann präludirte er ein wenig und fieng wieder von vorn an:

Der Sänger hält im Feld die Fahnenwacht.
An ſeiner Seite klirrt das Schwert, das ſcharfe.

Die Gebrüder Schoppelmann ſaßen ſchon ziemlich lange auf dem Bette des Fuhrmanns, ohne viel mit einander zu ſprechen. Jeder war mit ſich ſelbſt beſchäftigt, und nur zuweilen, wenn der Sänger droben gar zu laut hinaus jammerte und zu kläglich verſicherte, daß er die Dame, ſo er liebe, um keinen Preis nennen wolle, ſchaute der Jäger ſeinen Bruder an, worauf dieſer entgegnete: „das ſind langweilige Kerle!“ — Das Wetter draußen mochte neben anderen Urſachen auch wohl niederdrückend auf das Gemüth der Beiden wirken; denn der Himmel, der ſchon ſeit ein paar Tagen mit dunkeln Wolken bedeckt war, ſandte heute Abend einen kalten, unfreundlichen, ſchon recht herbſtlichen Regen herab. Draußen plätſcherten die Rinnen; man hörte das Waſſer rieſeln, und wenn man ſo in den Schein der Laternen hineinſah, ſo bemerkte man die ſchweren Tropfen, die vom Winde in ſchiefer Richtung gegen die Wände der Häuſer getrieben wurden.

Mittlerweile hatte der Singende droben ein höchſt unmelo-

diſches Accompagnement gefunden; denn ein Hund, der draußen im Winkel vor dem Regen irgendwo untergekrochen war, fieng an zu heulen, zuerſt leiſe und ſchmerzlich, dann lauter und jammervoll; oft ſtieß er auch kurze traurige Töne aus, dann erhob ſich aber ſeine Stimme wieder zu einem wahren Klaggeſange, der ſich zuletzt in unendlich hohen Tönen verlor.

Anfänglich hatte es die Beiden gefreut, daß der Schulmann droben auf ſo unangenehme Art geſtört wurde; denn dieſer war ſchon einige Mal ans Fenſter getreten, hatte es geöffnet und ſehr laut hinab gerufen: Bſt! Bſt! indem er hoffte, den Hund auf ſolche Weiſe zum Schweigen zu bringen.

„Das iſt doch eine rechte Beſtie!“ ſagte der Fuhrmann nach einer Pauſe. „Warum heult das Vieh eigentlich?“

„Das macht die Muſik da droben,“ ſagte der Jäger, „oder auch vielleicht der Regen.“

„Es könnte doch vielleicht heute Nacht Jemand hier in der Nähe ſterben,“ entgegnete der Fuhrmann; „dann heulen dieſe Beſtien auch immer.“

„So—o—o—!“ erwiederte der Jäger gedehnt und ſah ſeinen Bruder an. „Das iſt ein dummer Aberglaube; es iſt ja Niemand krank in der Nähe. Ich weiß wenigſtens Niemand.“

„Ja, man ſagt ſo,“ ſagte gleichmüthig der Fuhrmann. — — — — „Aber ich weiß nicht,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „mich friert's heute Abend; es fängt doch ſchon an kalt zu werden.“

„Ach ja, der Herbſt kommt,“ meinte der Jäger und warf einen ſehnſüchtigen Blick nach den Gewehren, die über ſeinem Bette hiengen. „Jetzt wird es im Walde lebendig und ſchön, und wir ſitzen hier und können nicht einmal hinaus.“

„Das muß man ändern,“ ſagte beſtimmt der Fuhrmann.

„Ich versichere dich, ich habe das Leben satt und will lieber irgendwo als Knecht arbeiten, als wie hier so miserabel meine Tage verbringen. Wir leben, d. h. wir essen und trinken; das ist aber auch Alles; wir sind wie die Schulbuben, die angezogen werden, die ihren Kaffee und ihr Mittagessen erhalten, aber wenn sie ein Taschengeld verlangen, auf die Finger geklopft werden."

„Es ist empörend," erwiederte der Jäger, „und du wirst sehen, mit uns wird's nicht mehr anders. Die Alte verdient viel lieber des Jahres ihre Tausend Gulden weniger, als daß sie uns wieder hinaus läßt, wie früher. Wir sollen hier in der Unthätigkeit verderben und verlahmen."

„Weßhalb thun wir's?" fragte giftig der Fuhrmann. „Mir steht die ganze Wirthschaft bis hier oben; hast du heute Abend bemerkt, als wir ins Bierhaus giengen, wie der alte Kerl ein Gesicht machte, als wir kamen? Freilich hatte ich kein Geld, aber das war früher auch oft der Fall, und da sprangen sie doch, als wenn wir Grafen und Herren wären. Ich versichere dich, Konrad, die Alte hat unserem Kredit geschadet; und wenn uns nicht die Frau bedient hätte, so wäre uns — straf' mich Gott! — die Schande angethan worden, daß wir trocken da gesessen wären. — Sollen wir das alles so hinunter schlucken?"

„Und ich meine Prügel von neulich?" nahm ingrimmig der Jäger das Wort. „Meinst du, das hätt' ich vergessen? — Sieh, Fritz, damals hatte es mir in der Hand gejuckt, und es hätte was Garstiges geschehen können, wenn . . ."

„Du nicht hinter der Bettlade festgesteckt wärest!" lachte der Fuhrmann.

„Und du thätest besser, darüber keine schlechten Witze zu machen," fuhr der Jäger fort; „du am allerwenigsten; du hättest

dich für mich verwenden ſollen und mit der Alten ein vernünftiges Wort ſprechen, oder ſie ſanft am Arm zurückhalten; aber ſtatt deſſen krochſt du unter die Bettdecke und ließeſt mir geſchehen, was da wollte."

„Nun, das muß ich ſagen," ſagte der Fuhrmann, „du kennſt die Alte doch, beim Blitz, gerade ſo wie ich. Das hätte was genützt! Sie wäre dann über uns beide hergefallen. Nein, nein, Alles zu gleichen Theilen, ich meine Kopfwunde, du deine Prügel, das hebt ſich auf."

„Ich will nicht mit dir ſtreiten," ſagte verdrießlich der Jäger. „Aber haſt du wirklich vor, was zu wagen, daß wir für eine Zeit lang aus dieſer verdammten Lage heraus kommen und ein Bischen Luft ſchöpfen können? Ich bin dafür mit Leib und Seele."

„Darauf rechne ich," ſagte der Fuhrmann und trommelte mit den Füßen auf die Bettlade.

„Und was geſchieht, muß noch heute Abend geſchehen," meint der Jäger.

„Das, denk' ich, iſt auch meine Idee. Gib nur Achtung, es wird hohe Zeit ſein, da drüben dem alten Thier, der Schilder, zuvor zu kommen. Sie hat nichts Gutes im Sinne."

„Was kann ſie mit uns wollen?" lachte der Jäger.

„Narr! mit uns freilich nichts," ſagte der Fuhrmann; „aber mit unſerem Gelde. Meinſt du, ſie habe vor, mit uns zu theilen? — Gott bewahre! Wenn wir ihr nicht noch heute Abend einen Beſuch machen, ſo haben wir ſie zum letzten Mal geſehen."

„Und du meinſt, ſie könnte davon gehen," fragte erſtaunt der Jäger, „und ihre Wirthſchaft dahinten laſſen?"

„Was Wirthſchaft!" entgegnete Fritz. „Von dem, was drüben iſt, gehört ihr keine Glasſcherbe."

„Und der Wein in ihrem Keller?“

„Was so ein Jäger nicht für ein gutmüthiger Narr ist!“ antwortete lachend der Fuhrmann. „Wein im Keller, sagst du? — Sie hat ebenso wenig mehr welchen, wie sie außer uns Kunden hat; ich merke schon seit einigen Tagen, daß das letzte Faß leer ist; ich schmecke so was augenblicklich. Und was sie uns des Abends zu trinken gibt, das holt sie Nachmittags im Krug aus irgend einer anderen Weinschenke.“

„Du kannst Recht haben,“ entgegnete nachdenkend der Jäger. „Mir ist es wahrhaftig auch schon so vorgekommen, und wir sind demnach in unserem Rechte.“

„Das will ich meinen!“ lachte der Fuhrmann; „sehr in unserem Rechte! und wenn wir hinübersteigen und ein freundliches Wort mit der alten Schilder reden, so thun wir nach der Vorschrift und haben als gute Haushalter nach dem Unsrigen ausgeschaut.“

„So sei es!“ entgegnete der Andere und blickte nachdenkend in das Licht der Gaslaterne, die ihren falben Schein über sein Gesicht ergoß, über sein Gesicht und das des Bruders; und als sich nach einem Augenblicke Beide gegenseitig betrachteten, so machte Jeder die Bemerkung, der Andere sehe sehr bleich aus. —

Zehn Uhr war's an demselben Abend. Es regnete noch immer trübselig und langsam fort, die Dachrinnen sprudelten und klapperten, die kleinen, fast vertrockneten Rinnen waren angeschwollen und brausten durch die Straßen, und in den feuchten Pflastersteinen spiegelte sich das Licht der Straßenlaternen in langen, röthlich zitternden Streifen; und wenn der Wind, der sich zuweilen erhob, in das gläserne Gehäuse dieser Laternen drang und die Flammen hin und her wehte, so zerriß der Schein auf dem Boden, und Licht und Schatten jagten und verdrängten ein-

ander. Es war ein Wetter, von dem der ruhige Bürger sagt, man solle bei einem solchen keinen Hund auf die Straße jagen, und deßhalb waren Plätze und Gassen weit und breit leer. Die Bewohner der unteren Stadtviertel um den Markt, welche früh am Tage an ihre Geschäfte mußten, suchten dafür auch zu guter Zeit ihre Betten, woher es denn kam, daß um diese Nachtstunde hier Alles in tiefer Ruhe und Finsterniß begraben lag.

Das Schoppelmann'sche Haus machte hiervon keine Ausnahme. Das große Hofthor war verschlossen und klapperte nur zuweilen in seinen Angeln, wenn ein Windstoß durch den Hof und durch den Thorweg sauste. Dann erzitterte es leise und stöhnte, und die großen Hunde, die dahinter lagen, fuhren in die Höhe und knurrten und schlugen auch wohl ein paar Mal laut an; dann aber schienen sie zu merken, daß es blos der Luftzug sei, was sie beunruhigte, und legten ihren Kopf wieder auf die Vorderpfoten, um fortzuschlafen.

Da klang es vor dem Fenster der Gebrüder Schoppelmann scharf und durchdringend, wie wenn man Eisen auf Stein wetzt, und darauf hörte man die Stimme des Fuhrmanns, welcher leise, aber eindringlich sagte: „heb' doch ins Teufels Namen das Gitter mehr in die Höhe! Die Musik wird uns noch die Alte aus dem Schlafe auf den Hals laden. Halte fest! — So. — Steig' ruhig hinaus.“

„Ich habe doch noch heute dieses alte Eisenwerk mit Oel geschmiert!“ brummte der Jäger. „Weiß der Henker, was dem einfällt!“

„Die Nässe,“ antwortete der Fuhrmann. „Aber jetzt komm!“

Und damit waren sie von der Fensterbank herabgeglitten

und wandten ſich dem muſikaliſchen Hauſe zu, an deſſen Mauern ſie dicht vorbei bis zur Schenke der Frau Schilder giengen.

Hier war Alles ſo dunkel und öde, wie in den anderen Häuſern, die Thüre feſt verſchloſſen, die Läden zugemacht; kein Lichtſtrahl ſagte denen da draußen, ob die Beſitzerin noch auf ſei und daß ſie Hoffnung hätten, noch eingelaſſen zu werden.

„Sollen wir das gewöhnliche Zeichen machen?“ fragte leiſe der Jäger.

„Gewiß nicht,“ entgegnete der Fuhrmann; „auf das hin wird ſie uns nicht öffnen. Ich will dir etwas ſagen: du bleibſt hier an der Thüre ſtehen; ich gehe hinten um's Haus herum, ſpringe über die Mauer in den Hof des alten Kloſters, wo das Fenſter der Hinterſtube hinaus geht, da wird ſie ſitzen und mir gutwillig aufmachen. — Gutwillig,“ ſetzte er leiſe lachend hinzu, „wenn ich ſie überraſche und erſchrecke. Du mußt aber hier bleiben; denn wenn ich hinten anklopfe, könnte ſie am Ende hier zur Thüre hinaus das Haus verlaſſen wollen.“

„Alſo wenn ſie hier hinaus wollte — ?“ fragte der Jäger.

„So hältſt du ſie zurück,“ antwortete beſtimmt der Fuhrmann, „verhinderſt ſie vor allen Dingen am Schreien; das wirſt du doch wohl können. Du nimmſt ſie einfach am Halſe und hältſt ſie feſt.“

„Gut!“ ſagte der Bruder; „ich will's beſorgen.“ Damit drückte er ſich ſo dicht wie möglich an die Hausthüre, einestheils um im tiefen Schatten derſelben nicht geſehen zu werden, anderentheils um den herabfallenden Regentropfen zu entgehen.

Der Fuhrmann gieng um das Haus herum; da war hinter demſelben eine kleine Mauer, die er leicht überſprang und ſich nun auf einem öden Platze befand, einem ehemaligen Kloſterkirchhofe, den aber die herandrängenden Häuſer nach und nach verengt

hatten, so daß derselbe, der ehemals eine weite Fläche einnahm, jetzt auf etwa hundert Schuh im Quadrat zusammen gedrückt war. Aber alles Unheimliche des ehemaligen weiten Platzes mit seinen Grabsteinen, Kreuzen, zerbrochenen Sarkophagen hatte sich ebenfalls hier zusammen gedrängt, und um zu dem Fenster zu gelangen, welches von der Hinterstube der Madame Schilder auf diesen Platz führte, mußte man über große Haufen dieser Gegenstände hinwegklettern, was denn auch der Fuhrmann leise und umsichtig that.

Er hatte richtig geahnet; die Fenster waren wenn auch schwach erleuchtet, und als er langsam näher schlich, sah er die Frau Schilder an ihrem Tische sitzen; sie hatte den Kopf in die Hand gestützt und las in einem großen Buche. Es war augenscheinlich eine Bibel.

Im ersten Augenblicke lächelte der Fuhrmann darüber und schüttelte den Kopf, im nächsten Augenblicke aber befremdete ihn doch das Treiben der Frau, als er sah, wie sie mit ihren Augen gierig über die Blätter hinfuhr, wie ihr Haar so zerstört, ihr Gesicht so bleich war. Zuweilen blickte sie in die Höhe und schüttelte mit einem unsäglich trostlosen Blicke den Kopf, als wollte sie sagen: das alles, was sie hier lese, bringe ihr doch keinen Trost. Und so mochte es auch wohl sein; denn nachdem sie eine Zeit lang in die Blätter gestarrt, nahm sie ein Messer, das neben ihr auf dem Tische lag, schlug das Buch zu, steckte alsdann das Messer aufs Gerathewohl zwischen die Blätter und begann dann wieder eifrigst eine so durch den Zufall aufgeschlagene Stelle zu lesen.

Da rollte ein Stein unter den Füßen des Fuhrmanns hinweg und polterte dumpf an die Wand des Hauses. Entsetzt fuhr die Frau in die Höhe und starrte mit einem schrecklichen Blicke

nach dem Fenſter. Ihre Angſt ſchien ſich auch nicht zu vermindern, als nun der Fuhrmann leiſe an die Scheiben klopfte. Einen Augenblick blieb die Frau unſchlüſſig ſtehen, dann machte ſie eine zuckende Bewegung gegen das Fenſter hin, wandte ſich aber, ehe dieſe noch ganz ausgeführt war, wieder nach der Thüre, ohne auch dieſe erreichen zu können; denn ſie war zu jedem Schritte unfähig, ſie zitterte an allen Gliedern.

Jetzt klopfte der Fuhrmann ſtärker an das Fenſter, legte auch ſeinen Mund dicht an die Scheiben und ſagte: „Macht doch keine Faxen, Schilderin! Ich bin's ja, Fritz Schoppelmann; wir wollen nur ein kleines Glas Wein bei Euch trinken. Oeffnet die Thüre oder das Fenſter, wie Ihr wollt.“

Auf dieſe Worte hin machte die Frau eine haſtige Bewegung, das Zimmer zu verlaſſen. Doch ſchien ſie ſich an der Thüre eines anderen zu beſinnen; ſie warf einen troſtloſen Blick rings um ſich, dann trat ſie fenſzend an das Fenſter.

„Was wollt Ihr?“ fragte ſie den Fuhrmann, der jetzt ſein ganzes Geſicht und ſo lächelnd als möglich am Fenſter zeigte.

„Was ich will?“ entgegnete er. „Nun, das iſt einmal wieder eine lächerliche Frage! Ich habe es Euch ja ſchon geſagt: ein Glas Wein trinken. Oeffnet nur jetzt das Fenſter oder vorn die Hausthüre.“

„Wollt Ihr denn bei mir einſteigen wie ein Dieb in der Nacht?“ entgegnete die Frau, indem ſie ſich an einer Tiſchecke feſthielt, und ihren Körper ſchien ein leichter Schauder zu überfliegen.

„Was Dieb!“ antwortete grinſend der Fuhrmann. „Sind wir nicht Eure guten Freunde, mein Bruder und ich?“

„So, iſt der Jäger auch da?“ fragte die Frau, und blickte aufmerkſam zum Fenſter hinaus, wobei man auf ihrem Geſichte

ſah, daß ihr die Anweſenheit des jüngeren Bruders nicht ſo unangenehm war, wie die des älteren.

„Er ſteht draußen vor der Hausthüre,“ murrte der Fuhrmann. „Aber jetzt macht endlich einmal auf! Ich habe es ſatt, hier im Regen zu ſtehen.“

Der Fuhrmann, der ſich nun an die Scheiben legte, hörte, wie die Frau wirklich die Hausthüre öffnete, und gleich darauf ſah er ſie mit ſeinem Bruder zurückkommen. Der Jäger konnte ſich eines Lächelns nicht enthalten, als er den Anderen ſo draußen vor dem Fenſter im Regen ſtehen ſah und als er vernahm, wie die Wirthin hoch und theuer ſchwor, ihr Fenſter öffne ſie nicht, und wenn der Fuhrmann ins Haus wolle, ſo ſolle er nur getroſt vorn zur Thüre hereinkommen.

Das that er denn auch, und wenige Minuten nachher trat er ins Zimmer und ſetzte ſich an dem alten ſchwarzen Tiſche nieder, vorn hin in den Schein der Lampe, während der Jäger ſich etwas zurückzog und ſich abſichtlich oder unabſichtlich in dem Schatten niederließ. Die Frau ſtand an dem Tiſche und blickte den Fuhrmann feſt an.

Dieſer hatte die Hände in die Hoſentaſchen geſteckt, ſtreckte die Beine weit von ſich und pfiff eine Melodie dazu, während er den — wir möchten ſagen: ſtarren — Blick der Frau feſt aushielt.

„Was wollt Ihr alſo?“ fragte dieſe.

„Vor der Hand ein Glas Wein trinken,“ entgegnete ruhig der ältere Schoppelmann.

Einen Augenblick ſchwieg die Frau ſtill, dann ſagte ſie trotzig und beſtimmt: „Ich habe keinen mehr, das Faß iſt leer.“

„Keinen Wein mehr im Hauſe?“ fragte der Fuhrmann

lächelnd und versuchte es, mit seinem Bruder einen Blick zu wechseln, was aber unmöglich war, da dieser fast hinter ihm saß.

„Nicht einen Tropfen!“ sagte die Frau, ohne irgend eine Bewegung zu verrathen. „Auf morgen erhalte ich neuen, und dann steht mein Haus wieder zu Euren Diensten.“

„So, also auf morgen?“ antwortete lächelnd der Fuhrmann. „Das ist doch eine schlechte Wirthschaft, die ihren Wein ausgehen läßt; das thut man nur dann, wenn man das ganze Geschäft aufgeben will. Habt Ihr das vielleicht im Sinn, Frau Schilder?“ — Dabei blickte er die Frau lauernd an.

Diese zuckte die Achseln und entgegnete: „Wer weiß, was geschieht über kurz oder lang! Es kann wohl sein, daß ich es nicht wünsche, mein Leben hier in diesem Winkel zu verbringen. — So Gott nämlich will,“ setzte sie leiser hinzu und blickte auf eine sonderbare Art um sich.

„Wenn Ihr also keinen Wein habt,“ fuhr der unerschütterliche Fuhrmann fort, indem er seine rechte Hand aus der Hosentasche hervorzog, zu gleicher Zeit aber ein großes Einschlagmesser, das er langsam öffnete und damit den Rand des Tisches beschnitzelte; „wenn Ihr also keinen Wein mehr habt,“ wiederholte er, „so wollen wir trocken von Geschäften reden; denn Wasser mag ich keines saufen.“

In dem Herausziehen des Messers lag an sich nichts Besonderes und ebenso wenig darin, daß er von dem Tische kleine Stücke herunterschnitt. Er pflegte das beständig so zu machen, es war das, während er Wein trank, ein kleines Privatvergnügen für ihn. — Obgleich nun die Frau diese Spielerei hundert Mal gesehen hatte und nie etwas dahinter gesucht, so erblaßte sie jetzt doch, als der Fuhrmann sein blitzendes Messer öffnete, und sogar

der Jäger in der Zimmerecke ſchien unruhig auf ſeinem Stuhle hin und her zu rücken.

„Wir wollen alſo von Geſchäften reden,“ ſagte der Fuhrmann, ohne in die Höhe zu blicken.

„Von Geſchäften?“ wiederholte die Frau mit tonloſer Stimme; „das haben wir ja ſchon heute Mittag gethan.“

„Ganz richtig!“ meinte der Fuhrmann, „ohne aber zu einem Reſultat zu kommen.“

„Zu welchem Reſultat?“

„Nun, zu einem klingenden!“ lachte der Fuhrmann. Doch war dieſes Lachen ein erkünſteltes, und ſeine Züge nahmen gleich darauf einen fürchterlichen Ernſt an. „Wir brauchen Geld!“ ſagte er finſter und trotzig. „ich und mein Bruder, viel Geld; wir haben keinen Kreuzer, Ihr habt genug.“

„Du mein Gott!“ unterbrach ihn die Frau und wollte lächeln. Aber dieſes Lächeln verwandelte ſich in den Ausdruck höchſten Schreckens, als der Fuhrmann ſie jetzt mit ſeinen ſeltſam funkelnden Augen feſt anſah. — „Geld?“ fuhr ſie mit leiſer Stimme fort. „Woher ſoll ich ſolches nehmen? — — — Nun ja, wenn Ihr es denn wollt, ſo will ich morgen früh nachſehen, wo ich etwas bekomme.“

„Morgen früh!“ lachte hämiſch der Fuhrmann. „Wie Ihr ſo ſchlau ſeid! — Was morgen früh!“ fuhr er plötzlich mit barſcher Stimme fort, „ſollen wir uns wieder von Euch zum Narren halten laſſen? — Rückt heraus damit!“ rief er aufſpringend, „Ihr habt Geld genug im Hauſe; ich rathe Euch, laßt Euch nicht lumpig finden! 's könnte Euer Schaden ſein!“

„Aber was wollt Ihr denn?“ entgegnete erbleichend die Frau und machte ein paar Schritte rückwärts der Thüre zu.

„Nicht von der Stelle!“ ſchrie erbost der Fuhrmann und faßte ſie mit ſeiner ſchweren Fauſt am Handgelenk. „Ich will

Euch ſagen, was wir wollen, das Geld der alten Jungfer wollen wir.“

„Ihr hab ja Euren Theil,“ ſagte zitternd die Frau.

„Was Theil!“ fuhr der Fuhrmann fort. „Ihr habt an tauſend Gulden baar da liegen, die will ich und das Papier von dreitauſend Gulden als Pfand nehmen. Seht, Euch traue ich nicht ſo weit. — Ja als Pfand will ich ſie nehmen, die Verſchreibung, denn Ihr würdet uns doch keinen Kreuzer dafür geben. Ja und lieber noch will ich das Papier zerreißen, als es in Euren Fingern laſſen.“

Die Frau wußte einen Augenblick nicht, was ſie darauf antworten ſollte. Sie hatte wohl ſchon mit dem Fuhrmann ähnliche Scenen erlebt, doch war ſein Blick bei dieſen Veranlaſſungen nie ſo abſcheulich geweſen, wie heute Abend; ſie hatte ſich nie ſo erſchüttert und rathlos gefunden, wie in dieſem Augenblicke.

„So wollt Ihr mich alſo berauben?“ ſagte ſie nach einer längeren Pauſe. „Ihr — zwei Männer eine ſchwache Frau? — Es iſt weit mit Euch gekommen.

„Da habt Ihr Recht!“ entgegnete ingrimmig der Fuhrmann, „es iſt weit mit uns gekommen. — Aber wer iſt daran Schuld, wie Ihr ſchlechtes Weibsbild? Wer hat uns ſeit Jahren in dieſes Haus gezogen, wer hat uns leichtſinniger Weiſe geborgt, Geld und Wein? — Wer hat an Zahlungs Statt lachend die Waaren angenommen, die wir unſerer Mutter drüben geſtohlen? — Ihr — Ihr und wieder Ihr!“

„Ja, das könnt Ihr nicht läugnen,“ miſchte ſich der Jäger ins Geſpräch, „das habt Ihr alles gethan, und auch den Gedanken angegeben zu der Geſchichte mit der alten Jungfer drüben.“

„Und wer hat den Kopf in die Schlinge geſteckt?“ fuhr der Fuhrmann fort. „Wir Beiden! — Und was haben wir

davon? — Nichts, gar nichts! Unseren Theil habt Ihr wieder an Euch gezogen; uns ist, wie gesagt, nicht ein Kreuzer geblieben."

„Das ist alles wahr," bekräftigte der Jäger die Rede seines Bruders.

„Deßhalb rückt heraus," fuhr der Andere mit gepreßter Stimme fort, „mit Papier und Geld, oder — es geschieht ein Unglück!"

„Papier und Geld!" wiederholte die Frau; doch klangen diese Worte fast unverständlich. — „Alles soll ich hergeben?"

„Alles!" sagte bestimmt der Fuhrmann.

„Wenigstens das baare Geld," meinte der Jäger. „Seid klug und thut, wie Euch der Fritz gesagt."

„Also das baare Geld?" fragte die Frau mit einem tiefen Seufzer und blickte rathlos um sich.

„Geld und Papier!" entgegnete mit festem Tone der Fuhrmann.

„Nein, nein! — gewiß nicht!" kreischte jetzt die Frau laut auf. „Nein, Ihr bekommt es nicht! Lieber könnt Ihr mich jetzt gleich auf der Stelle todt schlagen — Räuber und Mörder sein. Aber Ihr sollt nicht Alles haben."

Der Fuhrmann ließ den Arm der Frau los und griff nach seinem Messer, das er auf den Tisch geworfen. Doch drängte ihn der jüngere Bruder in diesem Augenblicke zurück und rief: „So seid doch Beide klug und verständig! Gebe Jedes von Euch die Hälfte nach! Holt das baare Geld, tausend Gulden voll gezählt, und dafür lassen wir Euch das Papier, bis es umgewechselt ist. Dann wird wieder redlich getheilt."

Der Fuhrmann wollte etwas heftig entgegnen, doch zog ihn der Bruder einen Schritt zurück und flüsterte ihm zu: „Was

nützen dich die Papiere? Sie gehen ja auf ihren Namen; wir können sie doch nicht verkaufen."

Hierauf entstand eine längere Pause, während welcher der Fuhrmann sein Messer fest in der Hand hielt und die Frau mit einem tückischen Blicke von oben bis unten maß. Seine linke Hand ballte sich auf und zu, und er war anzusehen wie ein wildes Thier, das jeden Augenblick bereit ist, sich vernichtend auf seine Beute zu stürzen.

Die Frau sah und fühlte genau, was in ihrem Feinde vorgieng, und während sie heftig zitterte, brauchte sie zur Abwehr die einzige Waffe, die ihr übrig blieb: sie gab ihm Blick um Blick zurück und hielt sein Auge fest mit dem ihrigen. Dabei rieselte ihr der Schweiß über das Gesicht herab, und ihre Brust hob sich keuchend.

„Tausend Gulden baares Geld," sagte beschwichtigend der Jäger.

„Sei es darum!" rief nach einer abermaligen längeren Pause der Fuhrmann und warf sein Messer hinweg.

„So will ich sie holen," brachte die Frau mühsam heraus und gieng mit wankenden Schritten zur Thüre hinaus.

Ihr folgten die beiden Brüder, und während der Fuhrmann dicht hinter der Frau gieng, blickte sie sich jeden Augenblick scheu um; sie schien etwas Entsetzliches zu befürchten. An der Treppe brachen ihr fast die Kniee zusammen, und während sie langsam hinaufstieg, wischte sie sich mit der linken Hand über das Gesicht und hielt sich mit der rechten krampfhaft am Geländer.

Der Fuhrmann blickte finster vor sich hin und stützte sich mit dem Arm auf den Treppenpfosten. Konrad schlich an die Hausthüre und horchte hinaus, ob sich auf der Straße nichts rege. Aber da vernahm er nichts, als das Plätschern der Regentropfen

und das Sausen des Windes, wenn er um die Straßenecke herumfuhr.

Die Frau blieb ziemlich lange aus.

„Was meinst du," sagte der Fuhrmann, nachdem sie einen Augenblick gewartet, „sollen wir nicht ebenfalls hinaufsteigen und nachsehen, was sie droben in ihrer Kiste hat?"

Doch der Jäger schüttelte mit dem Kopfe und sagte sonderbar lächelnd: „lassen wir das; wir wollen ihr ja nichts gewaltsam wegnehmen. Was sie uns freiwillig anleiht, damit sind wir zufrieden."

Jetzt erschien auch die Frau wieder oben an der Treppe. Sie trug eine Lampe in der rechten Hand und hielt mit der linken ihre schwarze Merinoschürze fest, in welcher sich etwas Schweres zu befinden schien. Ihr Gesicht war furchtbar bleich und entstellt. Schon erhob sie den Fuß, um die erste Stufe hinab zu steigen, da zog sie ihn wieder zurück und blieb plötzlich droben wie angebannt stehen. Ihre Augen öffneten sich entsetzlich weit und starrten ohne allen Ausdruck vor sich hin. Es war ein so unheimlicher Anblick, daß Konrad den Blick wegwandte und selbst der Fuhrmann mit der Hand über die Augen fuhr.

Immer noch stand die Frau oben, und ihr Blick wurde gläsern und kalt. Plötzlich fieng sie an zu schwanken, die Lampe entstürzte ihrer Hand und erlosch.

Die beiden Brüder sahen nichts mehr.

Das Licht aus der Hinterstube warf noch einen zweifelhaften Schein in den Hausflur. Sie sahen nichts mehr; aber was sie hörten, war um so fürchterlicher. Es klang wie ein tiefer, entsetzlicher Seufzer, wie ein kurzer, trostloser Hülferuf; dann klapperte es auf der Treppe und klingelte wie Geldrollen, die herab geworfen werden, und wie wenn aus den zerborstenen Hülsen die ein-

zelnen Geldstücke herausrollten. Darauf hörten sie einen harten Fall; ein schwerer Körper rollte die Treppe herab, und der Fuhrmann, der sich entsetzt vorbeugte, um in der Dunkelheit etwas zu sehen, fuhr erschreckt zurück, denn eine kalte, leblose Hand streifte sein Gesicht.

Da sträubte sich sein Haar empor, und obgleich er sich bezwang und in die Hinterstube eilte, das Licht zu holen, so zitterte doch seine Hand, und die Kniee brachen fast unter ihm zusammen.

Der Jäger hielt sich an dem Treppenpfosten, und als sein Bruder mit der Lampe zurückkam, um das Gräßliche, das sich hier begeben, zu beleuchten, kehrte er scheu seinen Blick ab und wandte sich der Hausthüre zu.

Das Leben der Frau Schilder hatte ein plötzliches Ende genommen, die kalte Hand des Todes hatte den Faden desselben zerrissen in dem Augenblicke, als man sie gezwungen, ihr Liebstes zu opfern. Sie war mit dem schrecklichsten Bewußtsein gestorben, und die letzte Viertelstunde ihres Lebens mit dieser entsetzlichen Qual, vielleicht vermischt mit der Ahnung ihres nahen Todes, war eine fürchterliche Strafe für alles, was sie Uebles auf dieser Welt gethan.

Der Fuhrmann hatte es auch nur eine Sekunde vermocht, diesen Anblick zu beleuchten. Da lag die Frau blutend an der Treppe in ihrem verschossenen schwarzen Merinokleide mit erdfahlem Gesichte. Und das Gräßlichste dabei war: um sie herum ausgeschüttet — dieser Todten zu einer fürchterlichen Verzierung — lagen goldene und silberne Münzen. — Wie gesagt, nur einen Augenblick vermochte es der Fuhrmann, dorthin zu blicken. Hastig stellte er die Lampe auf den Boden, riß seinen Bruder, der zitternd an der Thüre stand, am Arm und eilte mit ihm hinaus auf die Straße, die Hausthüre hastig hinter sich zuwerfend.

Erſt als die Beiden wieder in ihrem Zimmer waren und das ausgenommene Gitter wieder vor dem Fenſter befeſtigt hatten, war es ihnen möglich, das, was ſo eben geſchehen, mit etwas ruhigerem Blute zu überlegen. Der Fuhrmann faßte ſich zuerſt und ſchlug ſich vor den Kopf, ſeine Dummheit verfluchend, daß er nicht wenigſtens ſo viel als möglich von dem Gelde aufgerafft, wogegen der Jäger verſicherte: nicht um alle Schätze der Welt möchte er ein Stück von dem Geld in ſeiner Hand wiſſen.

Der Fuhrmann hatte auch noch an andere Sachen gedacht; denn nachdem er eine Zeit lang in ſich verſunken auf ſeinem Bette geſeſſen, fuhr er plötzlich in die Höhe und ſagte mit unſicherer Stimme: „das iſt ein großes Unglück, Konrad! Wir müſſen fort, noch heute Nacht. Man wird uns für — die Mörder der Frau drüben halten.“

„Um ſo gewiſſer wird man das thun,“ entgegnete der Jäger, „wenn wir entfliehen. — Bah! welches Anzeichen könnte auf uns deuten?“

„Viele!“ ſagte ernſt der Fuhrmann; „unter anderen mein Meſſer, das ich drüben weggeworfen.“

„Haſt du das gethan?“ fragte ſchaudernd der Jäger. „Das iſt ſchlimm, ſehr ſchlimm! Wir können es nicht wieder holen.“

„Leider nicht; die Thüre iſt verſchloſſen,“ antwortete der Fuhrmann.

„Auch wenn ſie offen ſtände,“ ſagte der Jäger, „brächten mich vier Pferde nicht in das Haus hinein. Mir graut davor; ich kann morgen unmöglich dort vorbei gehen.“

„Ich auch nicht,“ entgegnete der Fuhrmann. „Deßhalb laß uns für eine Zeit lang unſichtbar werden, bis der Spektakel vorüber iſt.“

„Aber wohin?“

„Das iſt deine Sache: ich kenne nur die offenen Landſtraßen — die Wälder mit den Schlupfwinkeln ſind dir bekannt.

„Gut!“ entgegnete der Jäger, „ſo gehen wir über die Gränze bei D. Ich habe dort in der Umgegend einen alten Bekannten, der uns gern eine Zeit lang aufnimmt. — Wahrhaftig, du haſt Recht, wir wollen fort! Ich hätte doch beim Anblick des verſchloſſenen Hauſes drüben keine ruhige Stunde mehr.“

„Und Verdacht erregt es gewiß nicht, daß wir fort ſind,“ meinte der Fuhrmann. „Der Frau drüben iſt von Menſchenhand nichts geſchehen, das werden die Doktors ſchon heraus doktern; und wenn ſie auch mein Meſſer entdecken, ſo werden ſie es neben dem Tiſche finden, von dem ich Holzſplitter abgeſchnitten. — — — — Aber was meinſt du, Konrad — einen kleinen Zehrpfennig ſollten wir doch mitnehmen?“

Bei dieſen Worten ſtieß er ihn mit der Schulter an und machte ein Zeichen mit dem Kopfe nach der Thüre des Nebenzimmers.

„Thu, was du willſt,“ erwiederte der Jäger; „ich will zu Allem Ja ſagen; aber ich bin ſo abgeſchlagen, daß ich weder Hand noch Fuß rühren kann und zu Allem unfähig bin.“

„Laß mich nur machen!“ ſagte der Fuhrmann, „zog ſeine Stiefel aus und ſchlich ſich auf den Strümpfen zur Thüre hinaus.“

Konrad, der Jäger, blieb auf dem Bette ſitzen und ſah wieder in die Nacht hinaus und auf den Schein der Gaslaterne drüben an der Straßenecke. Doch kehrte ſein Blick wieder von dort zurück und heftete ſich mit einem unbeſchreiblichen Grauen auf die Thüre des kleinen Wirthshauſes drüben, die ſie vorhin ſo feſt verſchloſſen hatten. Wenn aber der Schein der Laterne darüber

hinfiel und das Licht, vom Winde bewegt, hin und her flackerte, ſo war es ihm gerade, als bewege ſich die Thüre, als öffne ſie ſich leiſe, und als ſchaue eine ſchwarze Geſtalt heraus — die Frau Schilder mit einem blendend weißen Geſichte — und zeige auf ihn und nicke ihm zu, und alsdann glaubte er die Worte zu hören: das iſt auch einer von den Beiden, die mich in den Tod gejagt. Da ſitzt er.

Nach ſolchen Bildern, die ihm ſeine Phantaſie vorſpiegelte, ſprang der Jäger entſetzt von dem Bette auf und fand, daß es ihm unmöglich ſei, in dieſem Hauſe zu bleiben und ſo Tag und Nacht die Thüre drüben vor ſeinem Blicke zu haben. Er langte ſein Gewehr von der Wand herunter, ſeine Jagdtaſche und ſeinen Hut, ſah nach Pulver und Blei und hielt nur in dieſer Arbeit inne, um auf leiſe Schritte zu lauſchen, die ſich vom Nebenzimmer her näherten.

Es war der Fuhrmann, der von dort zurück kam und nun die Worte ſprach: „es iſt Zeit — komm!“

Fritz nahm ebenfalls einen alten Jagdranzen von der Wand, den er ſich umhängte, und als dies geſchehen, ließ er etwas hineingleiten, das klang, als ſeien es ſchwere Geldſtücke in einem Säckchen.

Darauf verließen Beide das elterliche Haus, ohne ſich viel umzuſchauen, ohne viel zu reden. Als ſie an dem Hauſe der Frau Schilder vorbei kamen, blieb der Jäger zitternd einen Augenblick ſtehen und horchte. Er meinte, er höre etwas in dem Hauſe; doch zog ihn der Bruder brummend mit fort. — —

Die Frau Schilder hatte wenig Bekannte, Freunde wohl gar keine, weßhalb es denn auch wohl kam, daß Niemand darauf achtete, daß ihr Haus ein paar Tage verſchloſſen blieb und kein Menſch aus und ein gieng. Es war ſchon oftmals vorgekommen,

daß ſich die Thüre längere Zeit nicht geöffnet, und Niemand hatte Arges dabei gedacht. Wer weiß auch, wie lange es noch gedauert hätte, bis man Verdacht geſchöpft, daß hier etwas Unheimliches geſchehen, und man das Haus gewaltſam erbrochen, wenn nicht ein paar Buben, die zwei Tage nachher auf der Treppe vor der verſchloſſenen Thüre ſpielten, einen vorübergehenden Mann aufmerkſam gemacht hätten auf kleine ſchwarze Tropfen, die über der Thürſchwelle herabgerieſelt, dort feſt getrocknet waren und die wie Blut ausſahen!

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Erzählt von einigen Theatervorſtellungen, und ſetzt den Leſer in Kenntniß, auf welche Art Herr Hannibal zum Künſtler gebildet wird.

In Schloßfelden hatte man unterdeſſen unter dem Schutz und der Fürſorge des conceſſionirten Schauſpieldirektors Müller, unſeres guten Bekannten, das Publikum ſchon einige Mal mit klaſſiſchen Vorſtellungen beglückt, und wir müſſen geſtehen, daß die Saiſon ſich außerordentlich gut anließ. Der Saal war zum Erdrücken voll und kein Platz mehr zu haben geweſen, ſowohl bei der Vorſtellung „die Räuber auf Maria-Culm“, als der des „Hans Sachs“, noch mehr aber bei einer neuen Bearbeitung der „Genovefa“, dem Meiſterwerk eines jüngeren Dramatikers, das ſich der Schauſpieldirektor unter der Hand zu verſchaffen gewußt hatte. In dieſes letztgenannte Stück — es hatte ſechs Akte und ein Vorſpiel — war alles hineingelegt, was ſich in der menſchlichen Bruſt an Leidenſchaften, an Tugenden und Fehlern bewegt und je bewegt hat, ferner alle Situationen, die einem geſchickten

Theatermeiſter einen Raum ließen, ſich in der Luft und auf der Erde, in Feuer und Waſſer, im Orient und Occident vermittelſt Maſchinerieen und Dekorationen bewegen zu können. Ja, eine Scene ſpielte in der Wüſte, und hier führten ſich die wilden Thiere des Waldes ſo lieblich und anſtändig redend ein, daß es zum Erſtaunen war.

In dieſem Stücke nun hatte unſer vortrefflicher Herr Wellen den Ritter Siegfried geſpielt (es war ſeine Antrittsrolle), und Herr Müller, ebenfalls als ſolche, den grauſamen Golo. Herr Hannibal, auf deſſen Dreſſur ſich nun nicht abſonderlich zu verlaſſen war, gab einige Thiere des Waldes in höchſter Natürlichkeit und zum größten Vergnügen namentlich der letzten Plätze.

Eugen fand dieſes Publikum außerordentlich dankbar und bemerkte zu ſeiner großen Freude, mit wie Wenigem man es zufrieden ſtellen konnte. Da fiel es Keinem ein, zu bemerken, daß der Mantel des Ritters Siegfried im nächſten Augenblicke auf den Schultern des grauſamen Golo erſchien; noch viel weniger aber ſchien das Auditorium eine Ahnung davon zu haben, daß die beiden anſtändigen Ritterſchwerter, die ſich in der Requiſitenkammer vorfanden, zum beſtändigen Dienſt auf der Bühne verurtheilt waren. Und doch gieng es einmal nicht anders: der Abſtürzende hatte nichts Eiligeres zu thun, als, hinter den Couliſſen angekommen, das Schwert ſammt Scheide, oftmals auch Hut und Mantel, abzuwerfen, worein ſich nun der Feind kleidete und, nachdem dies geſchehen, von der anderen Seite ruhig, aber majeſtätiſch auftrat. „Ha!“ ſprach er, „dorthin eilt der Verräther! Noch ſeh' ich die Federn ſeines Hutes flattern, noch ſeh' ich ſein Schwert blitzen. — Wehe ihm!“

Wie geſagt, die Zuſchauer Schloßfeldens waren genügſam und zufrieden, und jede Vorſtellung wurde von einer anſtändigen

Einnahme, ſowie von donnerndem Applaus gekrönt. Der Schauſpieldirektor war äußerſt zufrieden mit dem Engagement unſerer drei Bekannten und ſprach dies bei der erſten Theilung, am Abend der erſten Vorſtellung, unverhohlen aus. Das war bei dem ſchönen Momente, wo der Vorhang wieder aufgezogen und ein paar Fenſter geöffnet wurden, um einige friſche Luft herein zu laſſen. Da fand ſich die ganze Geſellſchaft, nachdem ſie ſich wieder in ihren gewöhnlichen Anzug geworfen, auf der Bühne zuſammen; die Prinzipalin ſaß an einem kleinen Tiſche, hatte vor ſich die Kaſſe ſtehen und ein ziemlich ſchmieriges Papierheft, worin die Namen der Künſtler, ſowie der Antheil, der ihnen zukam, verzeichnet war. Aber Alles im Leben hat ſeine Schattenſeiten, ſo auch dieſes Buch: denn es war zugleich ein Abrechnungsconto zwiſchen den Mitgliedern und dem Prinzipal, und das „Soll“ deſſelben oftmals, wie z. B. bei dem Herrn Trommler, mit unangenehmen Zahlen bedeckt.

Die Theilung gieng vor ſich; der Heldenſpieler, Herr Holder, ſtrich ſein Geld mit einer Miene der Geringſchätzung ein, mit der Geberde des Kapitaliſten, dem es einmal Spaß macht, ſtatt ſich immer in großen Zahlen zu bewegen, einen kleinen, unbedeutenden Verdienſt der Merkwürdigkeit halber in Empfang zu nehmen. Herr Trommler gieng leicht und gewandt auf die Prinzipalin los, ſchaute mit einem ſchmerzlichen Blicke auf die rechte Seite des Buches, wohin der Finger der Madame Müller wies, und ſtrich ſeufzend das Geld ein, das ihm hingezählt worden. Jetzt kam die Reihe an die drei neu Engagirten, denen man, wie ſich von ſelbſt verſteht, eine friſche Seite eingeräumt hatte. Mit einem wohlwollenden Lächeln zählte die Prinzipalin ihren Abendantheil hin, während ſich der Prinzipal ſchmunzelnd auf den Tiſch ſtützte, wobei ſeine heitere Miene ſagen wollte: Nicht wahr,

das ist schon etwas? Man stellt sich nicht so schlecht bei mir. Doch wer beschreibt das Erstaunen dieses würdigen Mannes, als Eugen seinen Antheil, sowie den des Herrn Müller leicht mit der Hand zurück schob und die Versicherung gab, es sei ihm unmöglich, für die jetzige Zeit, die er als eine Lehrzeit betrachte, sich bezahlen zu lassen. „Ich, sowie mein Kollege, der Herr Müller," setzte er hinzu, „haben, Gott sei Dank, noch einiges Erspartе und werden uns nur dann entschließen, eine Gage von Ihnen zu nehmen, wenn wir einmal einsehen, daß wir Ihnen von wirklichem Nutzen sind. — Was dagegen den Herrn Hannibal anbetrifft," fuhr er fort, indem er diesen herbei rief, „so verhält sich die Sache anders." „Er soll sein Geld nehmen," setzte Eugen leise hinzu; „so ungeschickt, wie er sich anzustellen pflegt, so ist doch dieser junge Mann im Stande, Ihnen den allergrößten Nutzen zu bringen."

Der Schauspieldirektor sah ihn erstaunt an.

„Er hat seine Launen," fuhr Herr Wellen ruhig fort; „aber wenn er in seinem eigentlichen Fache arbeiten will, [illegible] setzt er die Welt in Erstaunen."

„Und was ist sein eigentliches Fach?" fragte der Prinzipal.

„Das steht ihm doch auf seinem Gesichte geschrieben," entgegnete Eugen. „Haben Sie je Züge gesehen, die mit einer kleinen Aufbesserung von Kreide und Schminke eine vollkommenere und herrlichere Pierrotmaske geben würden? Vergrößern Sie diesen an sich großen Mund nur um ein Weniges, malen Sie diese Unterlippe nur ein Geringes dicker, und das Publikum, das ihn [illegible], stirbt vor Lachen."

Der getreue Diener, der bei Nennung seines Namens näher herbei geschlichen war, hörte mit nicht geringem Erstaunen so viel

zu ſeinem Lobe ſagen, und da ihn dies ungemein überraſchte, und ſich dieſe Ueberraſchung auf ſeinem ohnehin nicht geiſtreichen Geſichte deutlich und vortheilhaft ausſprach, ſo hatte er in dieſem Augenblicke wirklich ganz das Anſehen eines Pierrot, der ſo eben von Harlekin die ſchönſten Schläge bekommen.

„Sie bringen mich da auf eine Idee,“ ſagte lächelnd der Schauſpieldirektor, indem er ſeine rechte Hand in die Seite ſtemmte und mit der linken das Kinn unterſtützte. „Pantomimen und dergleichen iſt eine Leibſpeiſe für das Publikum; aber ſeit mein armer, dicker Komiker ſtarb . . .“

„Der von der Kugel herabrollte?“

„Derſelbe. — Seit er nicht mehr iſt, war ich nicht mehr im Stande, dergleichen zuſammen zu bringen.“

„Mit Hannibal iſt Ihnen geholfen,“ ſagte Eugen mit einer Beſtimmtheit, die allen und jeden Zweifel niederſchlug. — Er faßte den Arm des Direktors und fuhr fort: „Wenn ich Ihnen erzählen könnte, was dieſer junge Mann in ſeinem Fache alles ſchon geleiſtet hat, Sie würden erſtaunen. Aber . . .“

Hannibal ſtand noch immer da, ſtumm bei den Lobeserhebungen ſeines Herrn, und wär nicht im Stande, zu begreifen, wie dieſe Rede eigentlich zu verſtehen ſei. Doch ſtrengte er ſeine großen Ohren übermäßig an, um nicht ein Wort von dem zu verlieren, was Eugen im Begriffe war, noch ferner zu ſeinem Lobe oder Tadel vorzubringen. Er fand ſich jedoch in der Ausübung dieſes guten Vorſatzes dadurch gehindert, daß ihm ſein Herr mit der freundlichſten Miene von der Welt den Rath gab, ſein Geld einzuſtreichen und ſich ein Bischen auf die Seite zu begeben.

Die Prinzipalin ſchloß ſchmunzelnd ihre Kaſſe und ließ ſie von ihrer Schweſter auf das Zimmer zurück bringen. Herr Wellen und Herr Müller hatten in ihrer Achtung enorm zugenommen,

und da Ersterer noch immer bei dem Schauspieldirektor stehen blieb, um mit ihm zu plaudern, so konnte sich die Dame ebenfalls nicht entschließen, wegzugehen. Die untere Hälfte ihres Körpers war noch mit einigem Costume versehen; sie hatte die Genovefa gespielt und noch nicht die Zeit gehabt, sich ihres farbigen Rockes, der Trikots und Stiefelchen zu entledigen; auch stack ihr Kopf noch in der halben Wüstenfrisur, wie sie der getreue Gatte in der Wildniß wieder findet. Ueber ihre Schultern aber hatte sie ein großes, schwarzes Umschlagtuch genommen, das so ziemlich alles, was man nicht sehen sollte, verdeckte.

„Sie werden sehen, daß ich Recht habe," fuhr Eugen fort, nachdem sich der Herr Hannibal entfernt hatte. „Aus diesem jungen Manne ist für Ihre Anstalt der größte Nutzen zu ziehen; er ist ein Künstler im besten Sinne des Wortes. Aber er will mit Strenge und Ernst behandelt sein."

„Ah!" machte der Direktor, und die Prinzipalin nickte beistimmend mit dem Kopfe.

„Mit Ernst und großer Strenge," fuhr Eugen fort. „Uebergeben Sie ihm morgen in irgend einer Pantomime eine beliebige Rolle, so wird er auf die Probe kommen und Ihnen sagen, er könne das nicht machen — weil er nicht will. Hartnäckigkeit und Eigensinn sind die Grundlagen seines Charakters. Aber wie ich Ihnen schon sagte: er ist ein vortrefflicher Künstler."

„Also man müßte ihn mit großer Strenge behandeln?" meinte der Direktor und streichelte seinen langen weißen Rock.

„Mit großer Strenge!" fuhr Eugen fort; „zu seinem eigenen Besten allerdings. Und das Gute an diesem Künstler ist, daß er, sobald man ihn ernst und streng behandelt, baldigst ein-

sieht, man habe nur sein Bestes gewollt, und sich alsdann sehr dankbar für die Mühe bezeigt, die man sich mit ihm gegeben."

„Glauben Sie?" fragte der Direktor und stemmte beide Arme in die Seiten. „Und sind Sie nicht vielmehr der Ansicht, daß ihn eine etwas harte Ansprache widerwärtig und rappelköpfisch machen wird?"

„Gewiß nicht!" entgegnete Eugen. „Ich kenne diesen Charakter zu genau; mit Güte erreicht man bei ihm gar nichts, mit der größten Strenge aber Alles."

„Nun, wir wollen sehen!" sagte der Direktor schmunzelnd. „Aber ich befürchte nur Eines, daß es ihm nämlich bei solchen künstlerischen Anstrengungen ferner nicht mehr bei uns gefallen möge und er auf und davon gehe. Es wäre mir das doch sehr unangenehm, einen Ihrer Freunde vertrieben zu haben."

„Unbesorgt!" erwiederte Eugen lachend; „so lange wir da bleiben, ist Herr Hannibal ebenfalls engagirt; und wenn er sich je mit Worten oder Mienen Ihrer Zucht oder Ihrem Unterrichte widersetzen wollte, so sagen Sie ihm einfach, Sie sähen sich veranlaßt, ihn von der Gesellschaft zu entlassen, und wollten hingehen und mir dies anzeigen."

„Schön, schön," meinte der Schauspieldirektor und schnalzte mit den Fingern. „Auf diese Art wäre es denn doch möglich, wieder eine gute Pantomime zusammen zu bringen."

Die Prinzipalin hatte einfach mit dem Kopfe genickt, und da ihr Herr Hannibal, dem sie eine Gage auszubezahlen mußte, bisher als ein sehr unwichtiges Mitglied der Gesellschaft erschienen war, so gab sie dem Herrn Wellen vollkommen Recht, indem er einen Weg anzeigte, wie dieser junge Künstler brauchbar und nutzbringend zu machen sei.

Demgemäß hatte nun auch der Prinzipal schon am folgenden Morgen die Mitglieder davon benachrichtigt, daß er eine Pantomime einzustudiren Willens sei. Auch wurden die Rollen vertheilt und Herrn Hannibal die des Pierrot übertragen. Herr Trommler galt als ein vortrefflicher Harlekin. Doch fand diese Rollenvertheilung zuerst einigen Widerspruch bei der Schwägerin des Direktors, welche in Pantomimen die Columbine, in Balleten aber die gefallene Prinzessin oder sonst irgend eine unterdrückte Unschuld zu machen pflegte. Sie hatte sich den Herrn Hannibal, der sich bereits ihrer Zuneigung in bedeutendem Grade erfreute, als Arlequino gedacht und sich in ihrem Geiste ausgemalt, wie schön es sein würde, wenn sie, seine zarte Columbina, hier mehrmals Gelegenheit hätte, in seine Arme zu flattern. Dieser Geist des Widerspruches hatte sich durch sie auch des Herrn Hannibal bemächtigt, und er trat vor den Direktor hin, jeder Zoll ein Künstler. Er hatte den Hut etwas auf das linke Ohr gerückt, hielt die eine Hand in der Rocktasche, während er die andere dazu benutzte, die zu seiner Rede nöthigen Gesten zu machen.

So trat er eines Morgens vor den Prinzipal, der, in seinen langen, weißen Ueberrock eingeknöpft, die Hände auf den Rücken gelegt, ruhig wartend dastand. Wir glauben schon gesagt zu haben, daß der Prinzipal, Herr Müller, eine große und breite Gestalt hatte, und fügen noch hinzu, daß Herr Hannibal um so viel kleiner war, so daß er vor dem Prinzipal stehend an ihm ordentlich in die Höhe blicken mußte.

Kaum hatte der getreue Pierrot in ernstem und bestimmtem Tone seinen dringenden Wunsch ausgesprochen, von der für ihn so passenden Rolle verschont zu bleiben, als ihn der Direktor streng, fast finster ersuchte, sich vor allen Dingen der Regeln der

Höflichkeit zu befleißigen und ſeinen Hut herab zu nehmen, wenn er mit ihm, als ſeinem Vorgeſetzten, zu ſprechen ſich erlaube. Bei dieſen Worten hatte ein kleines Lächeln auf den Zügen des jungen Künſtlers aufzudämmern faſt begonnen, doch unterdrückte er es vermittelſt eines kräftigen Huſtens, als er bemerkte, wie der Prinzipal ſeine Augenbrauen finſter zuſammen kniff. Auch wurde nicht nur der Hut ſanft herab gezogen, ſondern die Hand verlor ſich ſachte aus der Rocktaſche und nahm eine etwas ungezwungenere Stellung ein.

„Was wollen Sie?“ fragte Herr Müller ziemlich barſch.

Herr Hannibal ſah ſich einigermaßen eingeſchüchtert und antwortete demgemäß, er habe nur den Wunſch ausſprechen wollen, man möge ihm die Rolle des Pierrot nicht übertragen, er bitte vielmehr um die des Harlekin.

„Sie werden die Rolle nehmen, die man Ihnen gibt,“ ſagte ſtreng der Prinzipal, „und werden ſich bemühen, aus dieſer Rolle etwas Tüchtiges zu machen. Sie haben alles Zeug dazu; auch weiß ich, daß Sie auf bedeutenderen Theatern, wie das meinige, in dieſem Fache ſchon Tüchtiges geleiſtet haben. Alſo gehen Sie mit Luſt und Liebe an die Arbeit und laſſen Sie mich vor allen Dingen nicht eines Tages zu der Bemerkung kommen, daß es Ihnen an gutem Willen fehle.“

Nun hatten die Proben begonnen, und der unglückliche Pierrot war mit ſo komiſch dummem Geſichtsausdrucke und ſo unendlich tappig auf den Brettern erſchienen, daß dieſes Auftreten unter den Mitgliedern der Truppe einen wahren Beifallsſturm hervor rief.

„Sehen Sie wohl,“ ſagte Eugen zu dem Direktor, „wie er dieſe Rolle aufzufaſſen verſteht!“

„Aber geben Sie nur Achtung,“ nahm der lustige Rath das Wort, „sein guter Wille wird bald zu Ende sein, und er wird Sie schmählich fallen lassen.“

Dem war nun auch in der That so, und Herr Hannibal schien sich in den Kopf gesetzt zu haben, die einfachsten Dinge nicht begreifen zu wollen. Statt rechts trat er links auf, statt links gieng er rechts ab, und der majestätische Schritt, mit dem sich Pierrot auf der Bühne zu bewegen pflegt, wollte ihm um Alles in der Welt nicht gelingen.

Umsonst zeigte es ihm der Direktor mehrmals, umsonst bat und warnte er.

„Sehen Sie,“ sagte Eugen, „jetzt ist der gute Wille schon vorbei; aber es ist wahrhaftig schade — diese Vorstellung hätte glänzend werden müssen.“

„Und sie soll es auch werden,“ sagte kurz der Direktor und hob die Probe auf.

Darauf begannen schwere, unerhörte Leiden für den unglücklichen Hannibal; denn der Prinzipal, der sich nun für überzeugt hielt, daß seinem Pierrot der gute Wille fehle, sah sich veranlaßt, ihm Morgens in aller Frühe einige Privatlektionen zu ertheilen. Was hiebei vorfiel, ist in seinen Einzelheiten nie bekannt geworden; nur so viel vernahm man, daß der Herr Hannibal sehr heftig anfieng zu sprechen, worauf der Herr Müller noch heftigere Erwiederungen gemacht; dann hörte man hie und da einen Stuhl umfallen, ein kurzes Gebrüll des Herrn Hannibal, was aber alles zur Rolle zu gehören schien und durchaus die Probe nicht unterbrach; denn der Prinzipal hörte nicht eher auf, während einer ganzen Stunde lang den jungen Künstler zu lehren, wie man in den Geist einer Rolle eindringe; und nach Beendigung dieser

Lektion erſchien der Schauſpieldirektor wieder, das Geſicht einigermaßen geröthet, der junge Künſtler dagegen ſehr matt und abgeſchlagen.

Wir können dagegen nicht ſagen, daß Herr Hannibal dieſe Lehrmethode ſehr angenehm und für ſich zuträglich gefunden, oder daß er dieſelbe ohne ernſtliches Widerſtreben ſeinerſeits hingenommen hätte, müſſen dagegen verſichern, daß dieſes Widerſtreben zu keinem erwünſchten Ziele führte; denn als er ſich eines Tages über dieſe ſonderbare Lehrmethode bei ſeinem Herrn beklagte und dabei nicht undeutlich zu verſtehen gab, er ſehe ſich bei ſolch fortgeſetzten Proben veranlaßt, ſeine Künſtlerlaufbahn aufzugeben und ſich ein anderes Brod zu ſuchen, ſo verwies ihn ſein Herr freundlich an den luſtigen Rath, der ihm mit großer Sanftmuth auseinander ſetzte, wie ihm ſeinerſeits ebenſo wenig als von Seiten des Herrn Stillfried etwas in den Weg gelegt werden ſollte, ein vollkommen freier Menſch zu werden. „Ja,“ ſetzte Herr Sidel lächelnd hinzu, „die Sehnſucht, die du, mein Freund, nach der Reſidenz verſpürſt, ſcheint in dieſer Stadt ebenfalls nach deiner werthen Perſon zu beſtehen; denn ich las neulich in mehreren Blättern einige Zeilen, aus welchen ich zu entnehmen ſchien, man fordere dich zärtlich und dringend auf, wieder jenſeits der Gränze zu erſcheinen.“ — „Da lebt, wenn ich nicht irre,“ fuhr der unerſchütterliche Rath fort, „ein gewiſſer Juſtizrath Werner, den es außerordentlich zu freuen ſcheint, deine Bekanntſchaft zu erneuern.“

Bei Nennung dieſes Namens war der getreueſte Pierrot einigermaßen erblaßt und ſtammelte einige Worte, welche aber durchaus nicht ſo klangen, als beſtehe er hartnäckig darauf, ſeinen Abſchied zu erhalten.

Damit war dieſe kleine Unterredung beendigt, jedoch nicht

so die unangenehmen Proben bei dem Schauspieldirektor. Joseph aber ergab sich seufzend in sein Schicksal, und da der Mensch gewöhnlich trachtet, für irgend welche Leiden, die ihn treffen, sich eine Entschädigung durch Freuden zu verschaffen, so schien er sich der Liebe der blonden Schwägerin auf Gnade und Ungnade ergeben zu haben, um dort Ersatz zu finden und sich einigermaßen zu zerstreuen. — — —

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Frau Roſel beweiſt, daß die Eiſenbahnen eine ſchädliche Erfindung ſind; ſie tauſcht Geheimniſſe aus, wodurch ſie und der geneigte Leſer etwas Neues erfahren.

Eugen und der luſtige Rath hatten nach jenem Abend, wo ſie droben auf dem Schloßberge Kaſtelle und Monument und ſo den Schauplatz einer für ſie intereſſanten Geſchichte gefunden, ſich nicht vergeblich bemüht, etwas Näheres über die Sache zu erfahren, was übrigens alles mit der Erzählung des Doktor Wellen zuſammentraf.

Frau Roſel, die Wirthin, war mit unſeren beiden Freunden außerordentlich zufrieden; ſie verzehrten ein ziemliches Geld, anſtändig für Reiſende, außerordentlich dagegen für die Mitglieder einer herumziehenden Schauſpielergeſellſchaft. Auch war Alles bei dieſen beiden Herren ſo außerordentlich ſolid, von einem guten Hauſe herſtammend, Kleidung, Wäſche, daß ſie oftmals ihrer Tochter Marie verſicherte: dergleichen ſei ihr bei den anſtändigſten Reiſenden noch nicht vorgekommen. Dies alles, ſowie Eugen's

und des lustigen Rathes artiges Benehmen hatte sie denn auch außerordentlich für die Leiden eingenommen, und wenn sie sich, mit Ausnahme des Direktors, mit der übrigen Schauspielergesellschaft nicht viel abgab, so schien es ihr dagegen nicht übel zu gefallen, wenn sich Eugen oder der lustige Rath in ein Gespräch mit ihr einließ.

Nachdem sie des Vormittags in der Küche große Last und Hitze getragen, pflegte sie Nachmittags vor der Hausthüre zu sitzen, und dies war die Stunde, wo sie am liebsten ihre Audienzen gab. Auch war sie in diesem Augenblicke am meisten zum Ernst geneigt; denn Marie hatte alsdann mit der Anfertigung des Kaffee's zu thun und demnach keine Zeit, sie mit ihrem schelmischen Auge anzublinzeln oder ihr eine unsagbar lächerliche Geschichte ins Gedächtniß zu rufen.

Eugen hatte sich eine Cigarre angezündet und lehnte unter der Hausthüre, während Frau Reisel davor saß, unter dem Schatten der großen Lindenbäume. Es war einige Tage nach dem, an welchem Eugen mit dem lustigen Rath auf dem Schlosse gewesen war.

„Nun, Frau Reisel," sagte der junge Mann, „jetzt sind Sie wieder einmal für heute fertig. Das muß für Sie keine Kleinigkeit sein, so den ganzen Morgen an dem prasselnden Heerdfeuer zu stehen."

„Gewohnheit, Herr Wellen," entgegnete die freundliche Wirthin, „nur Gewohnheit! Zuweilen wird's einem wohl ein Bischen warm, wenn man sich sehr herumjagen und bewegen muß, aber ich halte das für mich sehr gesund. Ich könnte freilich die Hände in den Schooß legen und mein Geschäft durch die Köchin und Marie versehen lassen; aber es ist jedenfalls besser, wenn ich selbst dabei bin. Jetzt ist die Plagerei auch nicht arg

groß, es iſt mit dem Wirthshausgeſchäft nichts mehr. Da hätten Sie einmal vor ein paar Jahren da ſein ſollen, noch vor vier bis ſechs, ehe ſie da hinten herum die verdammte Eiſenbahn — Gott verzeih' mir's! — gebaut haben. Damals mußte Alles hier durch; es war die große Straße, und Kaiſer und König, die ins Württembergiſche und an den Rhein wollten, mußten ſich halt bequemen und über den Berg hinüber. Das war einmal nicht anders, und ſie mußten die Berge hinnehmen, wie ſie gerade waren; hätte auch nie anders werden ſollen. — Ich bitte Sie, Herr Wellen, haben wir nicht eine prächtige Chauſſee und ſeit hundert Jahren daran genug gehabt? Hätte es wohl einem vernünftigen Geſchöpf einfallen mögen, daß ſie nun auf einmal hergehen wollen und eine Eiſenbahn bauen, immer gerade zu, durch Alles hindurch, über Thäler hinweg und durch Berge? hätte man das vor zwanzig Jahren geglaubt?" — Die Frau ſah bei dieſen Worten ziemlich entrüſtet und fragend in die Höhe.

„Nein," ſagte Eugen, „man hätte es nicht geglaubt. Es iſt aber auch in der That merkwürdig."

„Merkwürdig, ſehr merkwürdig!" entgegnete Frau Roſel. „Wiſſen Sie, wir bekümmern uns hier nicht viel darum, was ſie in die Zeitungen ſchreiben, und wenn wir auch ſchon lange von den Eiſenbahnen laſen, ſo dachten wir: nun, damit hat's gute Wege, das iſt ſo eine Planmacherei wie viele andere. — Da kommt eines Tages mein Pferdeknecht nach Hauſe — er war in Schmalzhauſen geweſen, — und nachdem er ausgeſpannt hat und in die Stube tritt, ſeufzt er tief auf. — Nun, was gibt's denn, Heiner? — Ach, Frau, ſagt er, jetzt wird's doch Ernſt mit der Eiſenbahn! Da drüben am Ameiſenberg haben ſie ſchon angefangen, da ſieht's aus wie bei der Völkerwanderung, da ſind zweitauſend Italiener angekommen mit gelben Geſichtern und

ſchwarzen Bärten, ſie ſchlafen auf der Erde und eſſen nichts als Zwiebeln, und die wühlten eine Straße mitten durch den Ameiſenberg durch, daß die Wände vierzig, fünfzig Fuß hoch an der Seite ſtehen bleiben. — Ich lachte ihn aus und dachte: das Ding mußt du ſelbſt ſehen, und des anderen Tages fuhr ich da hinaus. — Aber es war, weiß Gott, wie er geſagt: da waren ſie am Wühlen, am Krabbeln und am Graben, und das dauerte faſt zwei Jahre, und jetzt iſt die Eiſenbahn da, und wir haben den Schaden davon. — Wenn ich *wir* ſage, ſo meine ich nicht ſo ſehr mich hier in der wilden Reſe, als vielmehr die einſamen Fuhrmannsherbergen an der Straße. Die Leute ſind merkwürdig ruinirt, und wo früher allnächtlich in den Ställen zwanzig, dreißig Pferde ſtanden und vier Hausknechte waren, da wächst jetzt das Gras vor der Thüre, und der einzige Knecht, der da iſt, ſpielt den langen lieben Tag durch mit dem Wirth einen Viergaigel, daß es zum Erbarmen iſt.“

Eugen, der ganz gut wußte, daß er den erſten Redeſtrom der Wirthin geduldig mußte ablaufen laſſen, ehe er ihn dahin zu leiten vermochte, wo er ihn haben wollte, pflichtete ihr vollkommen bei über die Nutzloſigkeit der Eiſenbahn und ſagte nach einer kleinen Pauſe: „Aber Ihnen hier in dem wohlhabenden Dorfe hat ſie eigentlich doch nicht viel geſchadet.“

„Geſchadet genug!“ ſagte die Wirthin. „Was war das früher hier für ein Leben mit Extraveſten! Eins gab dem Anderen die Thüre in die Hand. Wir hatten oft bei achtzehn Pferde, jetzt kommt noch ein einziges Paar, das den unbedeutenden Dienſt nach Schmalzhauſen verſieht.“

In dieſem Augenblicke kicherte es leicht hinter Eugen, und als er ſich umwandte, ſtand Marie am Hausgange, putzte eine

porcellanene Kaffeekanne mit einem weißen Tuche und machte ein außerordentlich vergnügtes Gesicht.

„Hast du wieder was zum Lachen?“ sagte die Wirthin. Doch verzog sich auch ihr Gesicht auf eine komische Art, und ihre beiden Ellbogen fiengen an zu zucken, wie es gewöhnlich in solchen Augenblicken der Fall war.

„O, es ist nichts!“ sagte Marie mit scheinbarem Ernste; „ich wollte nur sagen, daß es recht schade ist, daß keine Extraposten mehr kommen; es passiren auch gar keine Geschichten mehr.“ — Damit fuhr sie lachend in die Küche zurück.

„Das ist ein gottloses Kind!“ sagte Frau Rosel. „Sie muß immer ihre Mutter plagen.“ Dabei aber lächelte sie im Gegensatze zu ihren Worten aufs Allerfreundlichste.

Eugen nahm sich einen Stuhl und setzte sich neben die Wirthin. „Die wilde Rose,“ sagte er alsdann nach einer kleinen Weile, „liegt aber doch vortrefflich, und wenn droben in dem Schlosse die Herrschaft ist, so muß doch zuweilen ein Besuch kommen, der Ihnen auch etwas Gutes einbringt.“

„Wenn die Herrschaft droben ist?“ sagte die Frau und zuckte mit den Achseln. „Die alte war seit langen Jahren nicht da, und die jetzige scheint's auch nicht besser machen zu wollen.“

„Gehört denn das Schloß nicht mehr dem Grafen D.?“

„Es ist vor einem Jahre verkauft worden.“

„Ah!“ sagte Eugen, „das habe ich nicht gewußt.“

„Wir haben es auch nur zufällig erfahren. Der alte Verwalter ist ein Geheimnißkrämer, und ehe der was sagt, dauert's lange.“

„Also verkauft ist die ganze schöne Herrschaft? — Und an wen, Frau Rosel?“

„An eine Herrschaft im Württenbergischen," entgegnete die Wirthin. „Aber wie sie heißt, weiß ich wahrhaftig nicht. Es hat sich noch Niemand von ihnen sehen lassen. Eine Gerichtsperson hat den Kauf besorgt; weiter wissen wir nichts. Aber für die Gebäulichkeiten und Alles ist es gut, daß das Schloß in andere Hände kam, denn jetzt wird etwas darauf verwendet. Sie werden gesehen haben, in welch schönem Stand Alles da droben ist."

„Allerdings habe ich das gesehen," entgegnete Eugen; „ich ließ mir Alles zeigen; nur Eines wundert mich: warum verkaufte die frühere Herrschaft das Schloß, da sie doch noch vor ein paar Jahren in der Kapelle desselben ein so schönes Monument setzen ließ?"

„Wer weiß, was so reichen Leuten oft durch den Sinn fährt!" antwortete Frau Rosel. „Aber das Monument wäre bald die Ursache geworden, daß der Gutsverkauf wieder rückgängig wurde; denn die frühere Herrschaft wollte die Marmorfiguren wegführen lassen, was aber der neue Käufer — eigentlich der Verwalter droben — unter keiner Bedingung zugeben wollte."

„Lag denn beiden Theilen so viel an den marmornen Figuren?" fragte Eugen.

„So scheint es. Sie stehen auf dem Grabmal einer Gemahlin des früheren Besitzers."

„Aber was konnte dem jetzigen daran liegen?"

„Das ist eine eigene Geschichte," sagte Frau Rosel und schlug die Arme über einander. „Eigentlich eine dumme Geschichte; mich hat sie schon oft genug geärgert. — Aber Sie waren ja selbst droben," fuhr sie fort und blickte ihren Gast an;

„Marie hat es mir gesagt. Sie haben ja zufällig die beiden Mädchen daneben gesehen; ist Ihnen dabei nichts aufgefallen?“

„Richtig!“ sagte Eugen nach einer absichtlichen Pause des Nachdenkens und einer erkünstelten Ueberraschung; „das ist wahr, Frau Rosel, jetzt fällt mir's ein. Das sind ja die Portraits der beiden Mädchen. Wie man auch so was nicht gleich merkt! — Und das ist doch absichtlich geschehen?“

„Natürlich absichtlich! Hier im Hause hat der Bildhauer gewohnt, der das Ding droben gemacht hat. Es war ein braver junger Mann!“ sagte die Frau mit einem Seufzer; „hier, wo ich jetzt sitze, hat er oft gesessen.“

„Ei, ei, Frau Rosel!“ sagte lächelnd Eugen. „Das Portrait der Marie hat er auch gemacht; da hat er wohl Ihr Schwiegersohn werden wollen, nicht wahr?“

„Ach, geben Sie mir weg mit Ihren Possen!“ sagte die Frau so ernst, als es ihrem freundlichen Gesichte möglich war. „Wenn das der Fall gewesen wäre, so hätte ich bei Gott Amen dazu gesagt; denn, wenn ich auch im Ganzen all das Künstlervolk — nehmt mir's nicht übel, — mögen es nun Musikanten oder Schauspieler, oder Maler oder Steinhauer sein, nicht besonders leiden kann, so weiß ich doch Ausnahmen zu machen. Und der Professor, das war eine solide Ausnahme. Aber der hat nie an meine Marie gedacht.“

„Und an wen dachte er denn?“

„Nun, an die Andere, an die Rosalie. Ach, das war Ihnen eine Liebe! So was Schönes und Jammervolles will ich nicht mehr erleben.“

„Sie machen mich neugierig, Frau Rosel,“ antwortete Eugen. „Also der Bildhauer liebte die Tochter des Verwalters?“

„Die Rosalie, allerdings, und sie liebte ihn auch, und das haben sie sich tausend Mal gesagt; die Marie wußte Alles. Und mit dem Verwalter hat er auch darüber gesprochen und hat sein gutes Auskommen nachgewiesen und wollte das Mädchen heirathen. — Umsonst! — Wissen Sie, Herr Wellen, ich sage Ihnen da, was ich weiß. Aber da droben in dem Schlosse sind Geschichten, über die man nicht klar werden kann. Der Verwalter mochte den jungen Mann ebenfalls leiden und jammerte über die Geschichte."

„Und gab ihm das Mädchen doch nicht?"

Frau Rosel schüttelte mit dem Kopfe und sagte: „Er wollte nicht. Er that die Rosalie fort, und als sie abgereist war und der Professor sah, daß nichts zu machen sei, gieng er ebenfalls in die weite Welt."

„Das ist sehr traurig!" meinte Eugen.

„Freilich ist es sehr traurig," sagte Frau Rosel. „Ach! er hat als noch geschrieben, und was für herzbrechende Briefe! Wissen Sie," fuhr die Wirthin fort und sah sich vorsichtig um, „mit der Marie habe ich nie etwas von den Briefen gesprochen. — Frau Rosel — sagte der Verwalter in der Zeit zu mir, — lassen Sie die Geschichten gehen; als ehrlicher Mann schwöre ich Ihnen zu, daß da nichts zu machen ist. Sagen Sie auch der Marie, sie soll mit meiner Tochter nicht mehr darüber sprechen, und wenn Briefe kommen, so lassen Sie sie nichts davon wissen. Versprechen Sie mir das. — Nun, ich habe es ihm versprochen und Wort gehalten."

„Und er schrieb Ihnen mehrmals?" fragte Eugen nach einem längeren Nachdenken; „und in letzter Zeit?"

„In letzter Zeit nicht mehr," entgegnete die Frau. „Es mögen nun über zwei Jahre sein, daß ich nichts mehr von ihm

gehört. Ich weiß auch beſtimmt, warum er nicht mehr geſchrieben. Glauben Sie mir, Herr Wellen, er iſt zu Grunde gegangen."

„Ah!" machte Eugen.

„Gewiß!" fuhr die Frau fort; „ich bin davon überzeugt. Da war im Jahre 1849 ein Krieg drunten in Italien" — das ſagte ſie mit ganz leiſer Stimme, nachdem ſie ſich vorher umgeſchaut, — „dahin iſt er gegangen; denn er ſchrieb mir das und ſetzte hinzu, er wolle in die Schlacht gehen, er wolle ſeinen Tod ſuchen."

„Und Roſalie?" fragte Eugen.

„Das arme Herz träumt ſich auch nichts Gutes. Ach, wie haben ſich die Beiden ſo lieb gehabt! Ja, es iſt nicht zum Verantworten! Sehen Sie ſich das Mädchen an; ſchön iſt ſie noch immer, aber bleich wie der Tod. Es geht ihr ans Leben, und wenn ſie auch nicht klagt und weint, ſo bricht es ihr langſam das Herz ab."

„Und hat der junge Bildhauer an Roſalie nie geſchrieben?" fragte Eugen. „Hat er ihr ſeinen Entſchluß nicht mitgetheilt?"

„Ich glaube wohl, daß ſie etwas der Art weiß," entgegnete die Frau; „denn ſchon ſeit zwei Jahren weint und klagt ſie auch gegen die Marie nicht mehr; ſie iſt ruhig und ſtill geworden, und wenn ſie über jene Zeit ſpricht, ſo kann ſie wohl ſagen: Ach, Marie, ich habe auf der Welt doch nichts, als Leid und Schmerz; wenn es nicht ſündhaft wäre, ſo zu denken, ſo möchte ich wohl, ich könnte ſterben. Dann ſehe ich ihn wohl wieder! — Und dann haben die Beiden zuſammen geweint, und meine Tochter, die ihre Freundin ſehr lieb hat, erzählte mir das wieder und ſetzte hinzu: Ach, ich möchte mit der Roſalie ſterben, gewiß recht gern, wenn ich nur Jemanden da droben zu erwarten hätte! — Ich habe ſie aber heimgeſchickt und ihr den Kopf ordentlich zurecht geſetzt."

Eugen wußte nicht, was er machen ſollte, ob es thunlich ſei, die Mittheilungen, die er über jenen jungen Mann von Doktor Wellen erhalten, ſei es durch Marie oder den Verwalter ſelbſt an Roſalie gelangen zu laſſen. Er verſtand wohl die trüben Ahnungen, die das Herz des armen Mädchens erfüllten, die Ahnungen über das Schickſal des Mannes, den ſie ſo innig geliebt, und es dünkte ihm nicht grauſam, wenn er ihr die traurige Gewißheit hierüber verſchaffte. Iſt doch die traurigſte Gewißheit weit beſſer und nicht ſo quälend, als immerwährende bange Zweifel.

Die Wirthin ſchien, ohne es zu wiſſen oder zu wollen, in ſeine Gedanken einzugehen; denn ſie ſagte: „Wenn man nur etwas Beſtimmtes wüßte über das Schickſal des armen jungen Mannes, wenn man es nur Schwarz auf Weiß hätte! Es läge doch eine Art von Beruhigung für das unglückliche Mädchen darin. Ueber Jemand, der geſtorben iſt, klagt ſich weit ſanfter und beſſer, über ihn beruhigt ſich das Herz leichter, als über Jemand, von dem man keine Sylbe weiß, wo er geblieben iſt.“

„Aber Roſalie glaubt, daß er todt ſei?“ fragte Eugen bekümmert.

„Sie ſagt, ſie wiſſe es gewiß,“ entgegnete Frau Roſel. „Es iſt ihr etwas Eigenthümliches paſſirt. Sie können ſich denken, daß die Kaſelle ihr Lieblingsplatz iſt. Da ſaß und ſitzt ſie oft Stunden lang und betrachtet die Marmorbilder und denkt an ihn. — Und vor zwei Jahren, im Jahre 1849, war ſie ebenfalls da, an einem trüben Nachmittage im Frühjahre — Marie war nicht droben; die arme Roſalie war ganz allein in der Kaſelle. — Da habe ſie inniger als je an ihn gedacht und habe ihn im Geiſte vor ſich geſehen, als ſie unwillkürlich ihre Augen geſchloſſen; aber nicht lebend und geſund, wie ſonſt wohl, ſondern

bleich und mit Blut bedeckt. Und ſie habe plötzlich die Augen wieder geöffnet, denn es ſei ihr geweſen, als fahre Jemand mit der Hand über die Marmorfiguren. Aber das war nichts Unnatürliches, ſondern nur ein verwelkter Blumenkranz, der von ſelbſt losgeriſſen und herabgefallen war. Aber den Blumenkranz hatte ſie damals als ein Zeichen um ihr eigenes Bild gehängt und hatte zu ſich ſelber geſagt: dort ſoll er hangen bleiben, bis ich von ihm ſichere Nachricht erhalte. Der fiel nun herunter, und das durchſchauerte ſie. Als Marie an dem Abend hinauf kam, warf ſie ſich ihr weinend um den Hals und ſagte: du kannſt mir glauben, heute iſt er geſtorben. Das war am 23. März."

„Ja, ſie hatte Recht!" rief Eugen erſchüttert, „das war der Tag der Schlacht von Novara."

Die Wirthin ſah den jungen Mann ängſtlich fragend an und nickte mehrere Mal mit dem Kopfe. „Ja, ja," ſagte ſie nach einer Pauſe, „ſo hätte es geheißen, meinen Sie — Novara. — Ja, ich habe es nicht vergeſſen. — Aber ſprechen Sie, Herr Wellen, was wiſſen Sie um Gottes willen davon? Sagten Sie nicht, es wäre ſo, er wäre geſtorben?"

„Das ſagte ich gerade nicht, gute Frau Roſel," ſagte Eugen einigermaßen beſtürzt; „ſondern ich meinte nur . . ."

„Macht mir keine Flauſen!" antwortete die Frau. „Habe ich mit Ihnen offenherzig geſprochen, ſo thun Sie es auch mit mir. Sie ſind mir ein feiner Vogel! Gehen Sie da her und forſchen mich aus und wiſſen am Ende mehr als ich! Pfui! ſchämen Sie ſich!"

„Sie thun mir wahrhaftig Unrecht! Ich will Ihnen gern ſagen, was ich weiß. Allerdings habe ich durch Zufall eine Geſchichte erfahren, die ſehr viel Aehnlichkeit mit der Ihres jungen

Bildhauers hat. Aber wie hätte ich ahnen können — und ich glaube es noch nicht, — daß es Eine und dieſelbe Perſon iſt.«

»Aber die Schlacht von Novara!« meinte ängſtlich die Frau, »am 23. März — das müßt doch zuſammen.«

»Ach, meine gute Frau,« entgegnete Eugen, »das will am Ende nichts ſagen. Da ſind Viele geblieben, ſehr Viele, und haben ihren Eltern und Verwandten nicht mehr ſchreiben können, wie es ihnen ergangen iſt.«

»Ziehen Sie ſich nicht ſo zurück!« rief emſig die Wirthin. »Gottes Wunder! es wäre wahrhaftig beſſer, wenn wir etwas Genaueres über dieſe troſtloſe Geſchichte erführen.«

»So ſchicken Sie wenigſtens Ihre Tochter hinein,« ſagte Eugen, indem er ſich zu der Wirthin vornüber neigte. »Ich glaube, die braucht das jetzt nicht zu hören.«

»Da haben Sie recht,« antwortete die Frau und rief mit lauter Stimme: »Marie, geh in mein Zimmer hinauf, in der dritten oder vierten Schublade der großen Kommode wirſt du ein Tuch finden, roth mit weiß. Setz' dich damit gleich oben hin und ſäume es; ich brauch's nachher. — So,« wandte ſie ſich zu dem jungen Manne, »jetzt iſt die Luft rein, jetzt ſagen Sie mir, was Sie wiſſen.«

Darauf hin erzählte Eugen, was er damals in jener Sitzung der Leimſudia über den Freiwilligen, der in der Schlacht von Novara geblieben war, von dem Doktor Wellen erfahren, und alle Einzelnheiten, die ſich auf den Aufenthalt des jungen Mannes in dem Dorfe hier bezogen, fand die Wirthin ſo getreu und wahr, daß man unmöglich daran zweifeln konnte, der Bildhauer, der droben das Denkmal gearbeitet, ſei derſelbe, der ſich in Italien ſo brav gehalten und dort den Tod geſucht und gefunden.

Frau Roſel legte die Hände in den Schooß, und wir müſſen geſtehen, daß über die ſonſt ewig lächelnden und freundlichen Wangen der guten Wirthin ein paar dicke Thränen herab rollten.

„So hat alſo das arme Mädel in ihrem Herzen richtig gewußt, wann ihr Liebſter geendet,“ ſagte die Frau nach einer Weile. „Aber was meinen Sie, Herr Wellen? Ich halte es für unbedingt nothwendig, den Verwalter droben, der im Allgemeinen ein ſehr braver Mann iſt, von dieſem traurigen Ende in Kenntniß zu ſetzen. Es iſt beſſer, daß ſowohl er wie Roſalie wiſſen, woran ſie ſind.“

Eugen konnte nicht umhin, der Frau in dieſem Punkte Recht zu geben, und nach einigem Ueberlegen entſchloß ſich die Wirthin, trotz des heißen Tages ſelbſt den Berg hinauf zu ſteigen, um mit dem Verwalter über dieſe Angelegenheit zu ſprechen.

Eugen ſollte ſie begleiten, doch mochte er ſich dazu nicht entſchließen. Er nahm einen unbegreiflich innigen Antheil an dem Mädchen; er wußte ſelbſt nicht, weßhalb. „Was nützt es,“ ſagte er der Wirthin, „daß ich bei einer ſo traurigen Scene gegenwärtig bin? Will mich Roſalie nach ein paar Tagen ſprechen und von mir nochmals alle Einzelheiten hören, ſo bin ich gern dazu bereit. Aber glauben Sie mir, es iſt beſſer, wenn ſie ihr Unglück vom Vater erfährt ohne Beiſein von Zeugen.“

Frau Roſel fand dies begründet und ſchickte ſich darauf an, den bei dem heißen Nachmittage für ſie doppelt ſauren Gang zu machen. Da ſie aber die vorwitzigen Fragen ihrer Tochter fürchtete, ſo gieng ſie, ohne ein Wort weiter zu ſprechen, in das hintere Gaſtzimmer, rückte ſich dort vor dem Spiegel ihre Haube zurecht, band eine friſche weiße Schürze vor und verlor ſich, ohne viel Geräuſch und Aufſehen, aus dem Hauſe, gerade, als wollte ſie in die nächſte Nachbarſchaft einen Gang machen.“

Eugen gieng hin und suchte den lustigen Rath auf. Doch fand er ihn nicht in ihren gemeinschaftlichen Zimmern, auch nicht auf der Terrasse neben dem Hause, noch weniger bei dem vortrefflichen Herrn Trommler, der im Garten unter einem großen Lindenbaum ausgestreckt lag und Hinko, den Freiknecht, studirte. Am Ende ist er gar im Theaterlokale, dachte Eugen, als er so gar keine Spur von dem Freunde fand, und stieg abermals die Treppe hinauf um droben zu suchen. — Hier war er auch nicht. Der Saal lag öde und finster, und es war Niemand da, als Herr Holder, der mit dröhnenden Schritten auf der Bühne hin und her gieng und ebenfalls eine Rolle zu memoriren schien.

Eugen, dem es gar nicht darum zu thun war, diesen würdigen Collegen zu stören, zog sachte den Kopf wieder zurück und wollte eben die Treppe wieder hinab steigen, als er neben sich laut lachen hörte und dazwischen die Stimme des Herrn Sidel vernahm.

Da die Thüre, aus welcher dieses Lachen erscholl, zu den allgemeinen Wirthschaftszimmern gehörte, dieselbe auch nur angelehnt war, so drückte Eugen sie leise auf, sah hinein und erblickte zu seinem nicht geringen Erstaunen den lustigen Rath, wie er eben beschäftigt war, der kleinen Marie zu helfen, die dem Befehl ihrer Mutter gemäß emsigst an dem roth und weißen Tuche zu nähen schien. Obgleich sich nun die Hülfe des lustigen Rathes darauf beschränkte, daß er sehr unnöthiger Weise zwei Zipfel des Tuches mit seinen Händen ausgebreitet hielt, so schien doch Marie über diese Unterstützung nicht sehr ungehalten zu sein: denn sie lachte laut auf, so oft Herr Sidel sich den harmlosen Spaß machte, das Tuch ihrer Hand zu entreißen, und schien gar nicht einmal sehr böse darüber, daß sie dadurch genöthigt war,

ihre Nadel nicht nur wieder zu ſuchen, ſondern auch aufs Neue einzufädeln.

Nachdem Eugen dieſem Spiele einen Augenblick zugeſchaut, trat er leiſe wieder zurück, gieng an die Treppe, trat dann mit ſtarken Schritten auf die halb geöffnete Thüre zu und ſagte darauf ſehr laut, als ſpreche er mit Jemand drunten: „Haben Sie Herrn Müller nicht geſehen?“ und alsdann gieng er wieder auf die Thüre zu und trat geräuſchvoll in das Zimmer.

Hier hatte ſich unterdeſſen die Scene verändert. Der luſtige Rath und Marie hatten ihre Stühle einen guten Schritt aus einander gerückt und ſchien Erſterer beim Nähen nicht mehr behülflich zu ſein, vielmehr hatte er das roth und weiße Tuch fahren laſſen, ſich ſogar halb abgewandt und blickte mit einem außerordentlich gleichgültigen Geſichte zum Fenſter hinaus.

„Ah, da biſt du!“ rief er dem eintretenden Eugen entgegen.

„Ja, da bin ich,“ ſagte dieſer. „Du haſt mich vielleicht geſucht?“

„Geſucht nun gerade nicht,“ meinte der luſtige Rath, „aber ich habe dich erwartet: du willſt wahrſcheinlich ſpazieren gehen.“

„Wenn es dir recht iſt,“ antwortete Eugen lachend, „ſo gehen wir zuſammen. Willſt du aber da bleiben, ſo gehe ich allein.“

Marie, die ſich ſelbſt nicht ſo in der Gewalt hatte, wie der ehemalige Schullehrer, war roth geworden wie das Tuch, welches ſie in ihren Händen hielt. Es mochte vielleicht der Widerſchein eben dieſes Tuches ſein, und der lächelnde Blick, mit dem Eugen ſie betrachtete, brachte ſie ſo außer Faſſung, daß ſie aufſtand und davon lief.

„Warum läuft ſie fort?“ fragte Eugen ſo unbefangen wie möglich.

„Nun, begreiflicher Weiſe vor dir,“ entgegnete der luſtige Rath mit einem leichten Aerger. „Du haſt aber auch eine Manier, die Leute anzuſchauen . . .“

„Daß ſie in Verlegenheit kommen müſſen,“ antwortete laut lachend Eugen.

„Danach die Leute ſind,“ entgegnete achſelzuckend Herr Sibel.

Und damit giengen die Beiden fort, um einen kleinen Spaziergang zu machen.

An dieſem Nachmittage mußte übrigens der Genius der Zuſammenkünfte, wenn es einen ſolchen gibt, ſeine Flügel über dem Wirthshauſe zur wilden Roſe ſchwingen. Denn in einer ſchattigen Partie des Gartens, ziemlich entfernt von dem Lindenbaume unter welchem Herr Trommler lag, ſaß ein anderes Paar und ſchien ſehr vertraulich mit einander zu ſprechen.

Es war dies Herr Hannibal und die blonde Schweſter der Prinzipalin.

Beide hatten offenbar eine Rolle zuſammen ſtudirt; denn ein paar vergilbte Papierbrite lagen zu ihren Füßen im Graſe. Doch mußten ſie eben dieſe Rollen bereits auswendig kennen, denn ſie blickten nicht hinein und ſprachen doch Worte, die ſicherlich irgend einem Drama angehören mußten. Die blonde Schweſter ſaß auf einer Raſenbank und hatte den Kopf in maleriſch ſchöner Haltung an einen Baumſtamm gelehnt, der zufällig hinter ihr empor wuchs. Herr Hannibal ſaß etwas tiefer auf einem umgekehrten Fäßchen und ſchaute zu ihr in die Höhe.

Die Unterhaltung ſchien einen Augenblick ins Stocken zu gerathen. Endlich nahm ſie das Wort. „Herr Hannibal,“ ſagte

ſie und bewegte eine Aſter mit langem Stiele vor ihrem Geſichte hin und her, „Sie ſehen, welchen Antheil ich an Ihnen als Künſtler und Menſch nehme. Deßhalb iſt es nicht recht von Ihnen, mir gegenüber den Geheimnißvollen zu ſpielen. Daß Sie früher in einer anderen Laufbahn waren, als Ihre jetzige iſt, ſah ich auf den erſten Blick. Sie und Ihre beiden Collegen — warum nun fortwährend läugnen? — Sie ſind nicht das, was Sie ſcheinen.“

Hannibal ſeufzte.

„Ja,“ fuhr die Dame fort, „auch der Name, mit dem Sie bei uns auftreten, der Name Hannibal, obgleich von ſehr ſchönem Klange, iſt ein anderer, angenommener; Sie heißen in Wahrheit anders.“

Hannibal ſeufzte abermals.

„Glauben Sie,“ nahm die Blonde wieder das Wort, „daß Sie ſich in meinen Augen herabſetzen würden, indem Sie mir eingeſtehen, daß Sie früher in anderen Kreiſen gelebt, Sie und Ihre Freunde? — O, Herr Hannibal“ (hier ſeufzte die Dame ihrerſeits), „ich weiß wohl, daß es oft ſonderbare Motive ſind, welche junge Leute von Stand veranlaſſen oder nöthigen, ihre bisherige Stellung aufzugeben und ſich an uns anzuſchließen. — Nennen Sie mir die Gründe, welche Sie und Ihre Freunde dazu bewogen, hieher zu kommen, namentlich das Motiv, das Sie dazu antrieb, theurer Herr Hannibal! Ich bin darauf gefaßt, Alles zu hören, ſelbſt wenn dieſes Motiv eine unglückliche Liebe geweſen wäre.“

Bei dieſen Worten ſah der junge Künſtler die Dame mit offenem Blicke an und ſagte: „Nein, es war keine unglückliche Liebe!“ — Und das war keine Unwahrheit.

„Aber Sie gestehen mir ein," sagte sie mit einem freundlichen Lächeln, „daß Sie sich früher in anderen Kreisen bewegt haben."

„Ich will Ihnen dies eingestehen," sagte Hannibal. „Aber weiter kann und darf ich Ihnen nichts sagen."

„Sie lebten in guter Gesellschaft?"

„Vielleicht."

„Sie und Ihre Freunde sind von Stande!" fuhr sie mit bestimmtem Tone fort und setzte hinzu, indem sie ihn mit ihrer Aster sanft auf den Kopf schlug: „O, nur Eines gestehen Sie mir; gewiß, es hat Sie nur die Lust, eine Zeit lang unser Leben zu führen, zur Gesellschaft gebracht? Sie sind unabhängig, reich, Sie können morgen ein anderes Leben beginnen, es hat Sie keine traurige, finstere Vergangenheit zu uns geführt?"

Hannibal schauderte gelinde zusammen, als er diese Worte vernahm und an den Justizrath Werner dachte und an den Aktenfascikel, welcher jetzt vielleicht auf dessen Schreibtische lag.

Sie aber blickte ihn schmachtend an und wiederholte mit süßem Lächeln: „Nicht wahr, theuerster Herr Hannibal, Sie haben es nicht nöthig, Künstler zu bleiben, um sich in dieser Welt fortzubringen? Im Verein mit Ihren beiden anderen Collegen, Ihren beiden Freunden, werden Sie uns morgen, übermorgen verlassen und, in der rothsammtnen Loge irgend eines Hoftheaters sitzend, über die Stunden lachen und spotten, die Sie bei uns zugebracht?"

„Dieses Letztere gewiß nicht!" sagte ernst und bestimmt der junge Künstler und schaute einigermaßen verlegen um sich; denn es wäre ihm sehr erwünscht gewesen, wenn irgend ein kleines Naturereigniß ihm von dieser Unterredung weggeholfen hätte.

Doch der Himmel blickte klar und blau auf die beiden Liebenden herunter, ebenſo wie auf andere Menſchen, unter ihnen auch auf die Frau Roſel, welche, ſo ſchnell es ihr möglich war, den Schloßberg hinauf ſtieg.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Unterredungen verschiedener Art — angenehme und unangenehme. Schließlich erfährt der geneigte Leser, wem das Schloß gehört.

Droben fand sie denn auch alsbald den Verwalter; doch war Rosalie bei ihm, und sie hätte um Alles in der Welt nicht vermocht, so in ihrer Gegenwart mit der traurigen Botschaft, die sie zu überbringen hatte, heraus zu platzen. Es dauerte auch eine Zeit lang, bis die Wirthin im Stande war, dem Verwalter einen Wink zu geben, worauf dieser seine Tochter unter irgend einem Vorwande entfernte. Dann sagte sie ihm Alles.

Es zog ein düsterer Schatten über das Gesicht des alten, braven Mannes, er biß die Lippen auf einander, faltete die Hände und schaute bekümmert vor sich nieder. Dann seufzte er tief auf und sagte nach einem längeren Nachdenken: „es ist traurig, aber besser so. Sie kennen mich lange genug, Frau Rosel, um zu wissen, ob ich barmherzig oder grausam bin." — Dabei zitterte eine Thräne in seinem Auge. — „Niemand weiß auch besser als ich, wie sehr sich die beiden jungen Leute geliebt, wie sehr sie zusam-

men gepaßt, ja — ich will es Ihnen gestehen —, wie glücklich mich — — den Vater diese Verbindung gemacht. Aber," fuhr er mit einer Handbewegung gegen die Wirthin fort, welche ihm eifrigst etwas sagen wollte, „aber ich bin leider nicht der Herr meiner Handlungen; ich habe nicht allein über das Schicksal dieses Mädchens zu bestimmen. — Sprechen wir nicht weiter darüber! Sie wissen es, Frau, daß mir damals das Herz fast gebrochen ist, als ich dem unglücklichen jungen Manne jene Antwort geben mußte, und daß mich der Jammer fast niederdrückte, als ich Rosalien von hier entfernte. — Liebe ich denn das Mädchen nicht," fuhr der alte Mann mit emporgehobenen Händen fort, „liebe ich sie denn nicht, als wäre sie . . ." Da unterbrach er sich plötzlich und fuhr nach einer kleinen Pause mit leiser Stimme fort: „Liebe ich denn nicht meine Tochter? — Dabei aber können Sie mir glauben, wenn er nicht gestorben wäre, wenn er heute wieder vor mich hinträte, lebendig, frisch und gesund wie damals, und wie damals das Mädchen liebend, und wenn mir Beide zu Füßen fielen und mich anflehten, ihnen meine Einwilligung zu geben, ich könnte heute nicht anders handeln, als wie ich es an jenem Tage gethan."

Frau Reiel warf einigermaßen empört ihren Kopf in die Höhe, dann zuckte sie mit den Achseln und sagte: „Verzeihen Sie mir, Herr Verwalter, Sie haben immer mit vornehmen Leuten gelebt und zu thun gehabt, und die vornehmen Leute sollen zuweilen, was das Glück ihrer Kinder anbelangt, ganz sonderbare Ansichten haben; und davon haben Sie was profitirt, wie mir scheint. Ich aber, eine einfache, schlichte Frau, denke nun einmal ganz anders, und wenn mein Kind eine rechtschaffene Neigung zu einem braven jungen Manne hätte, und selbst wenn der junge Mann nur ein Künstler wäre, da würde ich auf Ehre nicht Nein sagen. Das ist so meine Ansicht. Und damit Gott befohlen!"

„Sehen Sie, Frau Rosel," sagte traurig lächelnd der Verwalter, „da werfen Sie wieder Alles über das Haus hinüber, Kern und Schale. — Wie lange kennen wir uns denn eigentlich?"

„Nun," entgegnete die Frau, von dieser Frage überrascht, „ich sollte meinen, das sind jetzt beinahe zwanzig Jahre. Sie kamen damals hieher, ein Wittwer, mit der kleinen Rosalie, die kaum geboren war. Ihre Frau starb in Ihrem früheren Wohnorte, nachdem sie den armen Wurm auf die Welt gesetzt."

„So ist es," sagte nachdenkend der Verwalter. „Also wir kennen uns zwanzig Jahre. Nun hören Sie mich an, Frau Rosel. Ist Ihnen von mir in diesen zwanzig Jahren etwas Unrechtes bekannt geworden, etwas Lieblose, etwas Hartherziges? Habe ich nicht alle meine Nebenmenschen geliebt und denselben das bewiesen, nicht nur mit Worten, sondern auch mit Werken? — — Wie, Frau Rosel?"

„Dazu muß ich freilich Ja sagen," antwortete die Frau; „man kann Ihnen nichts Uebles nachreden."

„Nun also!" fuhr der alte Mann fort. „Und jetzt, wo ich nach zwanzigjähriger Bekanntschaft irgend etwas thun muß, was Sie — — nicht begreifen können, was Ihnen hartherzig erscheint, wollen Sie mich verdammen und wollen nicht meinem Worte glauben, wenn ich Ihnen mit tiefbetrübtem Herzen sage: Bei Gott im Himmel, ich kann es nicht anders! — — — Gehen Sie ruhig nach Hause, Frau Rosel, und glauben Sie, das Herz thut mir weh, glauben Sie auch, daß eine Zeit kommen wird, wo ich mich zu Ihnen hinsetze und wo Sie sagen werden: jetzt sehe ich es ein — es war nicht anders zu machen."

„Nun ja, ich will es glauben," sagte die Frau mit gepreßter Stimme, nachdem sie einen Augenblick in das offene, ehrliche Auge des alten Mannes geschaut. „Was nützt auch all das Ge-

rede? Todt iſt todt, und wenn Sie ſelbſt jetzt den beſten Willen hätten, Den machten Sie doch nicht wieder lebendig."

Damit gieng die Frau nach der Thüre, und im Hinausgehen reichte ihr der Verwalter die Hand. „Bleiben wir gute Freunde," ſagte er, „und thun Sie mir einen Gefallen. Sagen Sie Ihrem jungen Schauſpieler da drunten, er würde mir ein großes Vergnügen machen, wenn er mich morgen einen Augenblick beſuchte. Ich möchte gar zu gern wiſſen, woher er jene Nachricht hat."

Frau Roſel ſtieg ziemlich betrübten Herzens den Berg wieder hinab, erzählte ihrem Gaſte, wie ſie droben ihre Botſchaft ausgerichtet, und wiederholte ihm die Bitte des Verwalters.

„Jetzt wird ſie es wiſſen," ſagte Eugen zu ſich ſelber und trat mit untergeſchlagenen Armen an das Fenſter, von wo er aufwärts nach dem Schloſſe blicken konnte: die Beſtätigung ihres Unglücks, das arme Mädchen! Und es iſt am Ende beſſer für ſie," wiederholte er nachſinnend. „Jetzt iſt ſie frei — ſie kann noch glücklich werden."

Droben am Horizont rechts neben dem Schloſſe zeichneten ſich die breiten dunkeln Wipfel der Bäume ab, unter denen die Kapelle lag. Dort hatte er ſie zum erſten Male geſehen, unerklärlich, aber tief überraſcht beim Anblicke dieſes lieben, leidenden Geſichtes, von ihr angezogen auf eine unbegreifliche Weiſe. Ja, er hatte in den letzten Tagen weniger an Katharine gedacht, als ſonſt wohl, und wenn er ſich das auf Augenblicke zum Vorwurf machte, ſo lächelte er ſtill in ſich hinein und ſagte: „Ach, das iſt ganz was Anderes!" Er wußte ſelbſt nicht, weßhalb, aber das Mädchen droben erſchien ihm ſo gut, ſo rein, ſo edel, und den jungen Bildhauer kannte er ja blos aus der Erzählung des Doktor Wellen. „Wer weiß auch," dachte er, „ob dieſe Ver-

bindung für sie segensreich gewesen wäre'" Und dann wiederholte er seine früheren Worte: „jetzt ist sie frei — sie kann noch glücklich werden."

Am anderen Nachmittage kleidete sich Eugen wieder sorgfältiger an, zum ersten Mal, seit er die Residenz verlassen, und er schien so auffallend verändert, daß ihn der lustige Rath kopfschüttelnd anblickte und sich nicht enthalten konnte, ihm zu sagen: „Nimm mir nicht übel, du bewahrst unser Incognito schlecht. Du hast heute viel mehr das Ansehen eines reisenden Grafen, als das eines reisenden Künstlers."

„Laß mir diese Grille!" entgegnete lächelnd Eugen. „Du weißt, ich muß droben auf dem Schloß als Zeuge erscheinen, und da muß ich schon ein Uebriges an meinem Aeußeren thun, daß man meinem Zeugnisse Kredit gibt. — Leider ist die Welt einmal so verderbt, daß man Jemandem in Frack und Glacéhandschuhen eher meint Glauben schenken zu können, als Jemandem, der im leichten Sommerrock und einem zerriebenen Strohhut auf dem Korse erscheint."

„Und dir ist Alles daran gelegen," antwortete Herr Sidel, „dein Zeugniß recht und bündig hinzustellen."

„Das ist natürlich," meinte Eugen.

„Ich verstehe!" sagte laut lachend der lustige Rath. „Der arme Bildhauer soll todt sein — mausetodt — arme Katharine!"

Eugen, welcher dergleichen Ausfälle von Seiten des lustigen Raths schon gewohnt war, antwortete nicht eine Sylbe darauf, sondern vervollständigte seinen Anzug, indem er ein Paar lederfarbene Handschuhe anzog, die ihm der getreue Pierrot darreichte.

War dieser letztere brave junge Künstler nunmehr mürbe geworden durch die Schläge des Schicksals, welche ihm dasselbe vermittelst der Person des Schauspieldirektors zukommen ließ,

oder war es, weil er heute ſeinen Herrn zum erſten Male wieder in einem anderen Kleide erblickte, oder that es die Erinnerung an eine beſſere Zeit: genug, Herr Hannibal war von einer Unterwürfigkeit, einem Dienſteifer, ſo daß ſich ſogar ſein Herr veranlaßt ſah ihm dieſelben Vorſtellungen zu machen, wie der luſtige Rath einen Augenblick vorher ihm ſelbſt — das Incognito nämlich zu bewahren.

Darauf gieng Eugen die Treppen hinab, und der luſtige Rath legte ſich ins Fenſter, um ſeine ſtillen und lauten Bemerkungen zu machen. Frau Roſel, welche unten im Gange ſtand, erkannte ihren Gaſt im erſten Augenblicke nicht wieder und machte vor dem eleganten Fremden einen tiefen Knix. Dann lachte ſie freundlich hinaus und ſo laut, daß Marie alsbald an der Küchenthüre erſchien. „Ei, ei!“ ſagte ſie, „das nenne ich einmal zu ſeinem Vortheil ſich verändern! Der Tauſend, Herr Wellen!“ Und darauf ſtieß ſie ihre Tochter mit dem Ellbogen an, als wollte ſie ſagen: „Was hältſt du davon?“ Und als die Tochter hierauf ebenfalls ganz verwundert drein blickte, ſchüttelte ſie den Kopf und meinte: „Ja, wer lange lebt, erfährt mancherlei.“

Mutter und Tochter konnten ſich auch nicht enthalten, ihren Gaſt bis zur Hausthüre zu begleiten, allwo der würdige Herr Trommler ſtand und mit nicht geringem Erſtaunen die Erſcheinung ſeines Collegen betrachtete. Er beſah ihn von oben bis unten, dann wandte er ſich wie ein Kenner zu der Wirthin und ſagte mit leiſem, aber beſtimmtem Tone: „untadelhaft! So ſoll in einem Luſtſpiel der Herzog gekleidet ſein.“

Der luſtige Rath beugte ſich faſt mit dem halben Leibe aus dem Fenſter; denn er konnte nicht begreifen, wo Eugen ſo lange blieb, und hatte eine eiferſüchtige Ahnung, als befleißige er ſich einiger zierlichen Complimente gegen die hübſche Marie. Als er

nun endlich an der Hausthüre erschien, hustete Herr Sibel gewaltig und rief dann in die leere Straße hinaus: „vorfahren — sogleich!“ Eugen lächelte dem Spötter zu und sagte ihm hinauf: „du hättest eigentlich Recht und würdest wohl daran gethan haben, für einen Wagen zu sorgen,“ worauf der Andere hinunter rief: „ich bedaure recht sehr, es ist nichts dergleichen im ganzen Dorfe zu finden; Euer Excellenz müßten sich denn mit einem kleinen zierlichen Heuwagen behelfen.“

Eugen machte lachend eine Handbewegung hinauf, als danke er, grüßte die Wirthin und Marien auf eine ungezwungene und höchst elegante Art, und gieng dem breiten Fahrwege zu, den er heute benutzen wollte, um den Schloßberg zu besteigen.

Der getreue Pierrot war ihm in liebenswürdiger Selbstvergessenheit, die Kleiderbürste in der Hand, bis vor das Haus gefolgt, und als er sich nun umwandte, um wieder hinein zu gehen, begegnete sein Blick den grauen Augen in dem gelblichen Gesichte der blonden Schwägerin. Diese Augen drückten ein sehr potenzirtes Erstaunen aus, und die Besitzerin dieser beiden Sterne konnte sich nicht enthalten, mit etwas spitzigem Tone zu fragen, „warum sich Herr Hannibal so außerordentlich dienstfertig bewiesen.“

Der arme Künstler stotterte etwas von inniger Anhänglichkeit, die zwischen ihm und jenem Anderen bestehe, und daß man unter Freunden so etwas nicht so genau nehme; und versicherte schließlich auf sein Ehrenwort, diese Dienstleistungen seien ganz gegenseitig und Herr Wellen habe ihm, Hannibal, auch schon die und da ausgeklopft.

Eugen stieg unterdessen rüstig den Berg hinan und gelangte nach einer halben Stunde unter den dunkeln Thorbogen und über den Schloßhof hin an die Thüre des Verwalters, die ihm von

einem Bedienten augenblicklich geöffnet wurde. Man führte ihn in ein kleines, einfach möblirtes Zimmer, und der Vater Rosaliens trat fast zu gleicher Zeit mit ihm zu der anderen Thüre herein.

Beide Männer machten einander eine Verbeugung und begrüßten sich stumm. Doch, während Eugen ernst und ruhig blieb, drückte das Auge des alten Mannes Ueberraschung aus.

„Ich habe die Ehre, Herrn Wellen vor mir zu sehen?“ sagte er nach einer Pause, während er dem jungen Manne artig einen Stuhl anbot.

Eugen setzte sich und entgegnete: „so heiße ich; Sie hatten den Wunsch ausgedrückt, mich zu sprechen.“

„Allerdings,“ antwortete der Verwalter, indem er sich ebenfalls niederließ. „Und ich danke Ihnen herzlich, daß Sie so freundlich waren, mir diesen Wunsch zu erfüllen und sich hieher aufs Schloß zu bemühen. — — Sie sind, wenn ich nicht irre, drunten . . .“

Hier stockte der alte Herr und blickte sein elegantes Gegenüber fragend an.

„Ich bin drunten bei der Gesellschaft des Herrn Direktors Müller,“ ergänzte Eugen. „Ein reisender Schauspieler.“

Der Verwalter verbeugte sich lächelnd, als wollte er sagen: „nehmen wir an, es sei so!“ und dann fuhr er fort: „es sind sonderbare Verhältnisse, Herr Wellen, welche Sie zur Kenntniß gewisser Sachen kommen ließen, die mich veranlassen, über eben diese Sachen mit Ihnen zu sprechen, als seien Sie ein langjähriger Freund unseres Hauses.“ — Bei diesen Worten wurde die Stimme des alten Mannes ernst, und seine Züge beschatteten sich.

„Sie sprachen zufällig,“ fuhr er fort, „mit der Wirthin drunten über diese Vorfälle, und ich wollte Sie nur bitten, mir

Ihre Erzählung zu bestätigen, und Sie vielleicht veranlassen — wenn dies nicht indiskret erscheint, — mir die Quelle zu nennen, woher Sie diese Mittheilungen erhielten. Ohne nur den geringsten Zweifel in Ihre Worte zu setzen, können Sie sich denken, Herr Wellen, daß es mir als Vater des armen Mädchens von der größten Wichtigkeit ist, zu erfahren, ob Sie nicht vielleicht getäuscht wurden oder ob Sie mich versichern, daß ich diesen schlimmen Nachrichten unbedingten Glauben schenken kann."

Eugen schwieg einen Augenblick nachdenkend still, dann sagte er, ohne die Fragen des Verwalters zu beantworten: „und diese schlimmen Nachrichten theilten Sie Ihrer Tochter mit?"

„So that ich," entgegnete der Vater.

Eugen blickte ihn fragend an.

Der alte Mann, der diesen Blick vollkommen verstand, zuckte mit den Achseln und sagte: „was wollten wir machen? Obgleich Rosalie überzeugt war, daß es ein solches Ende mit dem jungen Manne genommen, so hat diese Nachricht sie doch begreiflicher Weise aufs Tiefste erschüttert."

„Sie weinte und klagte?"

„Nein, das that sie nicht; es war das nie ihre Art, ihrem Schmerze Linderung zu verschaffen. Sie begab sich heute Morgen in die kleine Karelle, und da ist sie jetzt wieder. — Aber bitte, Herr Wellen, würden Sie mir nicht sagen, woher Sie jene Nachrichten erhielten? Oder haben Sie vielleicht selbst jenen Feldzug mit gemacht?"

„Das nicht," sagte Eugen. „Aber ich erhielt jenen Bericht von einem meiner bewährtesten Freunde, einem in meiner Vaterstadt sehr bekannten Arzte, Doktor Wellen."

„Ah, einem Verwandten!" sagte der Verwalter.

Eugen, der einen Augenblick vergaß, daß er jetzt ebenfalls Wellen hieß, entgegnete einigermaßen befremdet: „nein, verwandt iſt dieſer Arzt nicht mit mir,“ worauf der Verwalter erwiederte: „verzeihen Sie, ich glaubte das nur, weil Sie den gleichen Namen führen. — Doch bitte, fahren Sie fort!“

„Dieſer Doktor Wellen,“ ſagte Eugen ein wenig verwirrt, „machte den italieniſchen Feldzug mit und lernte dort im Hauptquartier einen Freiwilligen kennen, den er in kurzer Zeit lieb gewann und der ihm eine ſeltſame Geſchichte erzählte von dieſer Gegend, dieſem Schloſſe, jener Kapelle und den Marmorbildern, die er dort aufgeſtellt, dann vor allen Dingen von einem Mädchen, das er geliebt, und — verzeihen Sie mir — von einem hartherzigen Vater, der, Gott weiß, welchem Plane zu Liebe, durch ein einfaches Nein ſein ganzes Lebensglück zerſtört.“

„Ja,“ verſetzte der alte Mann mit einem tiefen Seufzer, während ein ſonderbares Lächeln über ſeine Züge flog, „es iſt eine ſeltſame und traurige Geſchichte. Es iſt nicht daran zu zweifeln: ich war jener hartherzige Vater. — — — — Und das Ende jenes unglücklichen jungen Mannes war alſo in der That ſo, wie ich vernommen? — Es iſt fürchterlich!“

„Er blieb in der Schlacht von Novara,“ ſagte Eugen mit ziemlich kaltem Tone; denn er konnte ſich nicht verhehlen, er ſitze hier einem harten, wenigſtens räthſelhaften Manne gegenüber. Deßhalb fuhr er auch nach einer Pauſe fort: „ich glaube nicht, daß Sie, mein Herr, dieſes traurige Ende des jungen Bildhauers befremden kann. So viel ich mich erinnere von Doktor Wellen gehört zu haben, hatte er mit Ihnen vor ſeinem Weggehen eine Unterredung, worin er Ihnen, dem Vater, nicht undeutlich zu verſtehen gab, er könne ohne den Beſitz Roſaliens nicht leben und ſei entſchloſſen, einen anſtändigen, aber ſicheren Tod zu ſuchen.“

„So etwas ſagte er allerdings,“ entgegnete der alte Mann in ernſtem Tone, ſetzte aber mit trübem Lächeln hinzu: „Sie müſſen mir jedoch zugeſtehen, Herr Wellen, wer von euch jungen Leuten ſagte nicht ſchon etwas Aehnliches bei einer gleichen Veranlaſſung? Daß das Schickſal ſo ſchnellen und fürchterlichen Ernſt machen würde, das hätte ich, bei Gott! nicht geglaubt.“

„Alſo wenn er nicht in Italien geblieben wäre,“ fiel Eugen raſch und aufathmend ein, „ſo wäre es Ihnen lieber? Oder wenn Sie gewußt hätten, ſeine Worte würden ſich ſo ſchnell und blutig erfüllen, ſo hätten Sie damals anders an ihm gehandelt?“

„Wozu dieſe Fragen?“ ſagte düſter der alte Mann. „Kann ich Geſchehenes ungeſchehen machen?“

„So iſt es Ihnen alſo lieb,“ ſagte Eugen mit einigermaßen heftigem Tone, „daß ihn die fremde Erde deckt, daß er nicht zurückkommen kann, um nochmals ehrlich um die Hand Ihrer Tochter zu werben? So iſt es Ihnen alſo lieber, daß Ihr armes Kind vielleicht vergeht in Gram und Verzweiflung?“

„Sie ſprechen da harte Worte zu mir,“ ſagte der Verwalter in mildem Tone, „und ich begreife in der That nicht, woher es kommt, daß ich von Ihnen dieſe Worte, wenn auch mit tiefem Schmerze, doch mit großer Ruhe anhören kann.“

„Sie haben Recht,“ ſagte Eugen ſo gefaßt als möglich, indem er aufſtand. „Ich vergaß mich. Sie baten mich um Beſtätigung jener Nachricht, und ich erlaubte mir, zu Ihnen zu ſprechen, als ſei jener unglückliche junge Mann, den ich nicht gekannt, mein Freund geweſen, oder als habe ich die Ehre, Ihr langjähriger Bekannter zu ſein.“

Der alte Mann war bei dieſen Worten ebenfalls aufgeſtanden und trat an eines der großen Fenſter, die auf die Blumenterraſſe giengen. Er fuhr ſich mit der Hand über die Augen.

„Sie baten mich,“ fuhr Eugen fort, „jene Nachricht zu beſtätigen. Das habe ich gethan; ich glaube, wir haben weiter kein Geſchäft mit einander.“

„Bleiben Sie noch einen Augenblick,“ antwortete der alte Mann, ohne ſich von dem Fenſter, an welchem er ſtand, abzuwenden. „Wie Sie über mich denken, ſo wird es jeder thun, der dieſe traurige Geſchichte erfährt, und Sie und Jeder vielleicht beim erſten Anblick der Sache vollkommen Recht haben. Ein junger, angeſehener Mann, ein braver Künſtler mit ſicherem Auskommen wirbt um die Hand meiner Tochter. Ich ſage Nein; nehmen wir an, aus Eigenſinn, nehmen wir an, ich habe erſt prüfen wollen, ob die Liebe jenes jungen Mannes mehr als eine vorübergehende Leidenſchaft geweſen ſei. Ich ſpielte gewagt, und da ich dieſes Spiel ſo blutig verloren, ſo ſchreit man entſetzt auf, ich ſei der Mörder jenes Unglücklichen. Das iſt allerdings ſehr traurig; aber ich bin zu entſchuldigen. Nun aber erfahre ich jenes tragiſche Ende, und da ich hierüber ſcheinbar nicht in Verzweiflung gerathe, mir nicht das Haar ausraufe und nicht ſage: o, hätte ich das gewußt! ſo bin ich in Ihren Augen hartherzig, grauſam.“

„Wenigſtens räthſelhaft und ſehr unbegreiflich,“ ſagte Eugen.

„Und ſo möchte ich nicht daſtehen in den Augen der Welt, namentlich aber nicht in den Ihrigen,“ entgegnete der Verwalter, ſich raſch umwendend. „O, glauben Sie mir, junger Mann, mein Wille war und iſt gebunden; ich gebe Ihnen die heiligſte Verſicherung: hätte ich frei handeln können, Alles, Alles wäre anders gekommen.“

„Ich muß Ihnen glauben,“ ſagte Eugen ſehr kalt, „weil Sie es ſagen.“

„Nein, Sie ſollen mir glauben, weil Sie von meinen Worten überzeugt ſind.“

„So überzeugen Sie mich!“

„Ich halte Sie für einen Ehrenmann,“ erwiederte bewegt der Verwalter, indem er vor Eugen hintrat und ſeine beiden Hände faßte. „Sie ſcheinen an dem unglücklichen Mädchen und an jenem Anderen den innigſten Antheil zu nehmen. Sie verlaſſen dieſe Gegend nicht ſo bald, Sie bleiben wenigſtens noch einige Wochen hier. Nun denn, ich ſchwöre Ihnen zu, daß ſich ſchon nach Verlauf weniger Tage Ihre Anſicht über mich vollkommen geändert haben ſoll.“

„Nach wenigen Tagen,“ ſagte Eugen mit harten Worten. „Wozu ſoll das führen? Ueberhaupt will ich mich ja gern mit Ihren heutigen Worten beſcheiden. Es iſt wahr: ich nehme an Ihrer Tochter einen unbegreiflichen Antheil, einen ſo innigen Antheil, daß, wenn Sie mir geſagt hätten: das iſt ein fürchterliches Unglück, o, wenn es doch nicht geſchehen wäre, dieſes Unglück! wenn jener junge Mann nur jetzt vor mich hinträte und ſpräche: hier bin ich, gewährt mir die Hand Eurer Tochter! ſo würde ich mit tauſend Freuden Ja ſagen — ich Ihnen gerührt die Hand gedrückt haben würde. Aber wozu die vielen Reden? Ihnen iſt dieſer Tod erwünſcht gekommen; Sie würden heute nicht anders handeln, als damals.“

„Sagen Sie, ich *könnte* nicht anders handeln!“ rief verzweiflungsvoll der alte Mann. „Ich würde nicht anders handeln; ja, damit Sie mich ganz kennen lernen: ich bin gezwungen, noch viel Schlimmeres zu thun. Ja, Roſalie hat ihn geliebt, wie vielleicht ein Mädchen nie einen Mann liebte, das weiß ich alles; ſie hängt heute noch mit derſelben Innigkeit an ihm wie damals; ſie wird ihn nie vergeſſen. Und doch muß ich, will

ich ſie zwingen, in nächſter Zeit eine andere Verbindung einzugehen."

„Ah! das iſt zu viel!" brachte Eugen mühſam hervor.

„Ja, es iſt zu viel!" wiederholte der alte Mann mit einem Blicke gegen den Himmel. „Und doch wird es geſchehen! Die Macht, die über uns gebietet, hatte noch ganz andere Dinge begonnen und durchgeſetzt."

„Und welche Macht kann einen Vater zwingen, ſeine Tochter zu tödten?" rief Eugen empört. „Was ſage ich — zu tödten? Der Begriff dieſes Wortes iſt unbedeutend gegen das, was Sie jenem armen Mädchen ſchon gethan, was Sie ihm noch zu thun gedenken! Mein Herr!" fuhr er heftig fort, „entweder ſind Sie ein Narr oder ein Verbrecher!"

„Keines von Beiden," entgegnete der alte Mann mit einem unbegreiflich ruhigen Tone, indem er aber ſeine Zähne auf einander biß, daß ſie knirſchten. „Ich bin nur der Diener meines Herrn."

„Ah!" machte Eugen mit dem Tone der tiefſten Verachtung. „So hören Sie auf, ein ſolcher Diener zu ſein! Sprengen Sie ein ſolch fluchwürdiges Band! Brauchen Sie dazu menſchliche Hülfe, hier iſt meine Hand."

„Die eines reiſenden Schauſpielers," ſagte der Verwalter mit einem ſeltſamen Blicke.

„Vielleicht auch mehr," entgegnete Eugen. „Oeffnen Sie mir Ihr Herz, ſchenken Sie mir Ihr Zutrauen!"

„Ihnen," ſagte der Verwalter mit einem ſonderbaren Lächeln. „Ihnen, einem unbekannten, jungen Manne? Ihnen in einer Frage, die das Schickſal, das Glück eines ſo guten und edlen Weſens, wie das meiner Roſalie, betrifft? — Von mir gar nicht zu reden! — Ihnen, der unter der Maske eines reiſen-

den Schauspielers auftritt, einer Maske, so wenig gut gemacht, daß sie den Unbefangensten nicht täuschen wird? — Vertrauen um Vertrauen! Wollen Sie mir helfen und rathen — wohl! Deßhalb vor allen Dingen: wer sind Sie? — — — — Doch nein!“ fuhr er nach einem Augenblicke fort, „reden Sie nicht, folgen Sie mir!“

Mit diesen Worten wandte sich der alte Mann um, nahm einen Bund Schlüssel von der Wand, winkte seinem Besuche mit der Hand und gieng vor ihm zur Thüre des Kabinets hinaus. Eugen folgte in ängstlicher Erwartung seltsamer Dinge, die sich diesem räthselhaften Manne gegenüber begeben könnten.

Beide giengen über einen langen Korridor, stiegen am Ende desselben eine kleine steinerne Treppe hinauf und gelangten so in den ersten Stock des weitläufigen Gebäudes. Dort öffnete der Verwalter eine Thüre und bat den jungen Mann, einzutreten. Ein kleines Vorzimmer, in welchem sie sich nun befanden, führte auf eine große Reihe von Zimmern, durch deren geöffnete Flügelthüren man von dem einen ins andere schauen konnte. Rasch schritt der Verwalter durch das erste, zweite, dritte und vierte, dann öffnete er eine zweite Thüre, sie traten in ein Eckzimmer und kamen durch dieses in den anderen Flügel des Schlosses. Hier drückte der alte Mann eine Thüre auf, die nur angelehnt war, und bat seinen Begleiter, hinein zu treten.

Eugen wußte nicht, wie ihm geschah. Alles, was ihn in diesem Gemache, sowie in dem nächstfolgenden umgab, die Möbel, Teppiche, Kupferstiche — Alles hatte für ihn etwas Bekanntes, Heimatliches. Sein Erstaunen wuchs, je näher er hier die Sachen betrachtete, je weiter er in den Zimmern voran schritt. Er fragte sich, ob er wache oder träume, und ob es möglich sei, was er vor sich sehe. — Ja, das waren die alten bekannten Geräthe, die

ſchwer geſchnitzten Stühle, Tiſche, Schränke des elterlichen Hauſes; vor denen der Knabe ſo oft neugierig geſtanden und es verſucht hatte, die ſeltſamen Zeichnungen zu entziffern und zu begreifen, den ſonderbaren Gewinden der Blumen, die ſich hin und her zogen, dort verſchwanden, hier wieder zum Vorſchein kamen, zu folgen. Das waren die oft geſehenen Kupferſtiche in den dunkelbraunen Rahmen, die Jagd- und Pferdeſtücke die Liebhaberei des verſtorbenen Vaters; in anderen Zimmern bekannte Oelbilder, die ſich oft durch eine gewiſſe Farbe oder durch eine merkwürdige Figur in dem Gedächtniſſe des Knaben feſt eingeprägt hatten.

Eugen faßte ſeine Stirn; träumte er oder wachte er? Und wenn er wachte, wie konnte er es begreifen, daß er hier dieſe bekannten Gegenſtände wieder ſah? Wenn auch zuweilen eine Idee in ihm aufblitzte, die vielleicht die richtige war, ſo verwarf er ſie doch lächelnd wieder als eine Unmöglichkeit.

Der alte Mann, der ihm ruhig von Zimmer zu Zimmer folgte, drückte ſich ſachte in die Fenſtervertiefungen hinter die großen Vorhänge, um den jungen Mann ganz ſich ſelbſt zu überlaſſen und ſeine Gedanken durch nichts zu zerſtreuen.

Eugen ſchien ihn auch vergeſſen zu haben und eilte, mehr und mehr überraſcht, durch die Zimmer, bis er an eine Thüre kam, welche wie die erſte ebenfalls nur angelehnt war. Haſtig drückte er ſie auf und blieb mit einem Rufe der Ueberraſchung auf der Schwelle ſtehen. Er blickte in ein kleines, achteckiges Gemach, und an der Wand, ihm gerade gegenüber, von einem einzigen Fenſter aufs Schönſte beleuchtet, ſah er — das Portrait ſeiner Mutter in weißſeidenem Kleide, ihr wohlbekanntes ſchönes Geſicht, aus Spitzen, Briſſanten und Blumen hervorlächelnd — dieſes Geſicht, wie es ihm noch in der Erinnerung aus den Zeiten der Kinderjahre vorſchwebte; die ganze, hohe Geſtalt ſo, wie er

ſich erinnerte, ſie oftmals geſehen zu haben, wenn er Abends in ſeinem Bettchen lag und ſchlief und durch ihren warmen Kuß aufgeweckt wurde, wo er dann aber die Augen gleich wieder ſchloß vor der ſchönen Erſcheinung, die vor ihm ſtand — eine gute Fee, wie er glaubte, ſchimmernd und ſtrahlend. — — Wie er ſo vor dem Bilde ſtand und es anſchaute, ſo begann er langſam ſich zu erinnern, daß er vor langen, langen Jahren dieſes Bild ebenfalls irgendwo geſehen — dann war es aber plötzlich und ſpurlos verſchwunden.

In dieſem Augenblicke fühlte er ſich bei der Hand gefaßt; er ſchien es völlig vergeſſen zu haben, daß außer ihm noch Jemand durch dieſe Zimmer ſchritt, und blickte haſtig und überraſcht auf die Seite.

Es war der alte Verwalter, der neben ihm ſtand, der ſeine Hand gefaßt hielt, der ihn fragend anſah und alsdann auf das Bild wies.

„Meine Mutter!“ rief Eugen.

Ein freudiges Lächeln flog über die Züge des alten Mannes, indem er ſagte: „ich habe es geahnt, und ich bin glücklich, daß es ſo iſt.“

Jetzt erſt trat Eugen mit ſeinen Gedanken in die Wirklichkeit zurück und blickte ſeinen Begleiter überraſcht an. „Was ſoll das alles bedeuten?“ ſagte er. „Warum finde ich hier ein gutes Theil des elterlichen Hauſes? warum finde ich hier auf dem fremden Schloſſe das Portrait meiner Mutter?“

„Es iſt dies kein fremdes Schloß,“ ſagte freudig der alte Mann. „Dort iſt die Beſitzerin deſſelben.“ Und er wies abermals auf das Bildniß.

„Ah!“ ſagte Eugen, immer mehr überraſcht, „ſpielen wir

in einem Mährchen? Sagen Sie mir offen und ehrlich: was soll dies alles bedeuten?"

Bei diesen Worten verbeugte sich der Verwalter vor dem jungen Manne und sagte: „es ist weder Fabel noch Mährchen. Auch spreche ich offen und ehrlich mit Ihnen, wenn ich Ihnen sage: ich heiße den Herrn Siegfried willkommen auf der Besitzung seiner Mutter'"

Kopfschüttelnd blickte Eugen bald den Verwalter, bald das Bild an. Dann trat er einen Augenblick an das Fenster, faltete die Hände und schaute hinab.

Fünfzigstes Kapitel.

In welchem Eugen Stillfried seine Schwester findet und der lustige Rath die Entdeckung zu machen glaubt, daß sein Freund ein Ungeheuer ist.

Dort unten zwischen den dichten, dunkeln Bäumen lag die kleine Kapelle, und bei diesem Anblicke fühlte der junge Mann sein Herz sich schmerzlich zusammen ziehen und sich darauf wieder freudig erweitern. Bange und tief athmete er auf; ein Gedanke durchfuhr ihn, ein glücklicher, herrlicher Gedanke, ein Gedanke, den er mit aller Kraft der Seele festzuhalten strebte, ein Gedanke, der ihn glücklich und selig machte. Er faßte die Hand des Verwalters, der neben ihm stand, drückte sie kräftig zusammen und zeigte auf die Kapelle, indem er sagte: Und sie? — Rosalie?

Dann blickte er ängstlich fragend auf das Gesicht des alten Mannes, in dessen Augen, wo sich aber im ersten Momente nicht viel erkennen ließ; denn sie waren durch Thränen verdunkelt, und erst, als dieselben in zwei großen Tropfen herabrollten und als der alte Mann stumm mit dem Kopf nickte, da ließ Eugen dessen

Hand los und ſah in dem Blicke ſeines Begleiters, ja fühlte er an dem ungeſtümen Klopfen ſeines eigenen Herzens, daß er ſich nicht getäuſcht, daß ſie da unten — das arme Mädchen — daß Roſalie — ſeine Schweſter ſei.

Haſtig wandte er ſich gegen die Thüre, um den Weg durch die Zimmerreihe zurück zu eilen; doch hielt ihn der Verwalter lächelnd zurück, öffnete eine andere Thüre in dem kleinen Kabinet und führte ihn eine andere Treppe hinunter, ähnlich derjenigen, durch welche ſie heraufgeſtiegen waren. Am Fuße derſelben gieng eine kleine Pforte ins Freie, auf den dunkeln, ſchattigen Platz, an deſſen Ende jene Kapelle lag.

„Iſt ſie dort?“ fragte Eugen und wollte abermals voraus-eilen. Doch ſagte ihm der Verwalter, der ihn wieder zurückhielt: „Gemach, lieber Herr! Sie werden ſie erſchrecken.“

„So weiß ſie von allem dem nichts?“ rief Eugen erſtaunt.

„Doch, doch!“ ſagte der alte Mann; „ſo viel ſie wiſſen durfte. Erſt vor Kurzem erhielt ich die Erlaubniß, ihr zu ſagen, daß ſie — nicht meine Tochter ſei,“ ſetzte er mit betrübtem Tone hinzu, fuhr aber freudiger fort: „Doch iſt ihre Liebe zu mir gleich geblieben. Sie weiß nur, daß jene Dame droben ihre Mutter iſt.“

„Und nicht ihren Namen, nicht, daß ſie einen Bruder hat?“

„Nichts von allem dem.“

„Ha! daran erkenn' ich ihn!“ ſagte heftig der junge Mann. „Und erſt kürzlich entdeckte man ihr das Wenige, was ſie weiß? Die arme Schweſter! — Und bei welcher Veranlaſſung?“

„Dieſe Veranlaſſung,“ entgegnete der alte Mann mit finſterer Miene, „erlaubte ich mir Ihnen ſchon früher in meinem Zimmer anzumerken, als ich noch vor Ihnen daſtand, ein grauſamer Vater, der nicht nur das Herz ſeiner Tochter brach, indem er ihre

erſte und einzige Liebe zerriß, ſondern der auch hartherzig genug war, ſie zu einer anderen Verbindung zwingen zu wollen.“

„Zu einer andern Verbindung —?“

„So iſt es, Herr Stillfried. — Sie ſcheinen das vergeſſen zu haben. Wenn ich auch von Ihrer Mutter nicht den Befehl erhielt, Sie in die Geheimniſſe dieſes Hauſes einweihen zu dürfen, ſo habe ich es doch auf meine Gefahr hin gewagt. Es iſt, wie ich Ihnen ſagte: Ihre Schweſter iſt ſeit einigen Tagen die Verlobte eines jungen Herrn, den zu kennen ich natürlicher Weiſe nicht die Ehre habe.“

„Und das erfuhren Sie von meiner Mutter?“ fragte heftig Eugen, indem er ſeine Hand zuſammen ballte.

„Indirekt,“ erwiederte der Verwalter mit ſonderbarer Miene. „Durch den Geſchäftsfreund Ihrer Frau Mutter, den Herrn Juſtizrath Werner.“

„Natürlich, durch ihn!“ ſagte Eugen im Tone der tiefſten Verachtung. — „Doch kommen Sie zu ihr — zu meiner Schweſter. Sprechen wir von nichts Anderem; dieſer Augenblick iſt mir zu wichtig, zu heilig, ich will ihn nicht entweihen. — Später mehr von den Angelegenheiten meines Hauſes: darauf können Sie ſich verlaſſen.“

„Das hoff' ich zu Gott!“ ſagte der alte Mann und öffnete leiſe die Thüre der Kapelle.

Da kniete Roſalie in demſelben Betſtuhle, wo Eugen ein paar Tage vorher geſeſſen. Sie hatte den Kopf auf ihre Hand gelegt, und durch das Geräuſch der Schritte, mit welchen die Beiden eintraten, aus ihren tiefen Gedanken erweckt, ſchaute ſie mit ihrem bleichen, tief betrübten Blicke empor und lächelte dem Verwalter freundlich, wenn auch etwas ſchmerzlich, entgegen.

„Roſalie,“ ſagte der alte Mann, und hielt Eugen, der ſich

heftig dem Mädchen nähern wollte, an der Hand zurück: „sieh diesen Herrn; er hat das Recht, von dir freundlich empfangen zu werden.“

Rosalie öffnete ihre großen Augen weit und blickte erschrocken in die Höhe. Ein Zittern, ein Schaudern überflog ihren Körper, und sie sagte mit kaum vernehmlicher Stimme: „Jetzt schon? — O du mein Gott!“

„Nein, nein, mein armes Kind!“ versetzte hastig der alte Mann, „es ist nicht der, den du fürchtest, es ist . . .“

„Dein Bruder!“ rief leidenschaftlich Eugen, der nicht mehr länger an sich halten konnte, indem er neben Rosalie auf den Boden niederkniete. „Dein Bruder ist's, dein Bruder, der dich herzlich und innig liebt. — Meine arme Schwester!“

Das zitternde Mädchen wandte sich bei dieser heftigen Bewegung des ihr so wenig bekannten Mannes wie erschrocken ab und wollte sich in die Arme, an die Brust ihres bisherigen Vaters flüchten. Doch wies dieser sie sanft von sich, indem er sagte: „Ja, es ist so, mein Kind, wie er gesagt: er ist dein Bruder, der Sohn deiner Mutter.“

Einen Augenblick betrachtete das Mädchen den jungen Mann, dessen Auge voll Thränen zu ihr empor blickte; dann zog ein unnennbar freudiges, glückseliges Lächeln über ihre bleichen Züge; sie reichte ihm beide Hände dar, und als er sie ergriff, zog sie ihn willenlos, aber gewaltig zu sich in die Höhe, warf sich alsdann heftig in seine Arme, und ein Strom wohlthätiger Thränen troffe von ihrem Gesichte herab auf seine Brust.

Lange hielten sich die Beiden so fest und innig umschlossen, und als darauf Rosalie freudig lächelnd ihren Kopf erhob, um auf dem Gesichte ihres Bruders Zug um Zug neugierig und emsig

zu studiren, da bemerkte Eugen, daß der alte Verwalter verschwunden war und sie sich allein in der Kapelle befanden.

„Komm! komm!“ sagte nun das Mädchen nach einer längeren Pause; „laß uns hinaus in die freie Luft; es ist mir hier zu eng. Die Mauern, das Gewölbe drücken mir das Herz zusammen.“ — Und dann nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn zur Kapelle hinaus, um das Chor herum, auf eine kleine Steinbank, die hinter dem Kirchlein angebracht war, dicht an der Ringmauer des Schlosses, und wo sich die Beiden niedersetzten; hinter sich die hohen spitzen Fenster des Chores, vor sich die weite herrliche Landschaft im Abendsonnenscheine, reich vor ihnen ausgebreitet in herbstlicher Färbung.

Das Mädchen hielt Eugen's Rechte mit ihren beiden kleinen Händen und schaute ihm fortwährend forschend und glückselig ins Gesicht.

„Also du bist mein Bruder,“ sagte sie, „und ich bin deine Schwester! — Ja, es muß so sein; denn als ich dich neulich zum ersten Male sah, da warst du für mich gar nicht wie ein ganz Fremder.“

„Ich hatte dasselbe Gefühl,“ entgegnete Eugen. „Aber, obgleich ich wußte, daß ich eine Schwester habe, wäre es mir doch nicht eingefallen, dich hier zu suchen.“

„Das wußtest du also?“ sagte das Mädchen. „Ach, da warst du doch viel glücklicher als ich! Seit mein lieber Vater mir gesagt, daß ich nicht seine Tochter sei, hatte ich so gar Niemanden mehr auf der Welt, war ganz verlassen und allein. O, es ist sehr traurig, wenn man von all seinen Angehörigen nichts kennt, als ein gemaltes Bild, und da droben die schöne Frau mit den vielen Brillanten und Blumen war meine ganze Verwandtschaft.“

„Unsere Mutter!“ sagte Eugen mit schmerzlichem Tone.

„Du kennſt ſie?“ fragte eifrig das Mädchen. — „Natürlich, du warſt bis jetzt bei ihr, du hatteſt ſie gern, und ſie liebte dich! Wie ihr Beiden ſo glücklich waret!“

„Ja, meine liebe Roſalie,“ ſagte bekümmert der Bruder, „wir waren ſchon recht glücklich.“

„Ei,“ entgegnete das Mädchen, „du nennſt mich immer bei meinem Namen, Roſalie, kann ich nicht auch wiſſen, wie du heißeſt?“

„Eugen,“ ſagte der junge Mann.

„Mein lieber Eugen!“

„Meine gute, gute Roſalie!“

„Und —?“ fragte das Mädchen.

„Und —,“ wiederholte Eugen; denn er wußte, was ſie ſagen wollte.

„Und weiter?“

„Ja ſo!“ erwiederte der junge Mann mit tiefem Schmerze. „Ja ſo, mein armes, armes Mädchen! — Eugen Stillfried.“

„Alſo Roſalie Stillfried?“

„Roſalie Stillfried,“ wiederholte Eugen, und während er die Hand ſeiner Schweſter an die Lippen drückte, floſſen langſam ſeine Thränen darauf hin.

„O mein Gott,“ rief ſie nach einer kleinen Pauſe, „wie viel hätt' ich noch zu fragen! Aber wenn ich einmal anfienge, ſo würde es die ganze Nacht hindurch dauern. Ich weiß ja gar nichts von dir und von uns. Wo haſt du bis jetzt gewohnt? — Wo wohnſt du jetzt? — Wo iſt die Mutter? — Siehſt du, ich frage wie ein Kind. — Ach Gott! ja, und mein wirklicher Vater? — Nach dem habe ich noch gar nicht gefragt.“

Eugen hatte bei all dieſen Fragen gelächelt; nur bei der letzten wurde er ſehr ernſt. — „Darauf kann ich dir nur eine

traurige Antwort geben," sagte er, „auf deine letzte nämlich, was — — meinen guten Vater betrifft. Der ist schon lange, lange todt. Ich selbst, der ich viel älter bin, als du, habe ihn nur sehr wenig gekannt."

„Ach, unser Vater ist todt!" sagte tief betrübt das Mädchen und faltete ihre Hände. „Also werde ich ihn nie sehen? — Das ist sehr schlimm!"

„Aber die Mutter wirst du sehen," fiel ihr Eugen schnell ins Wort. Er wollte sie auf einen anderen Gedanken bringen. „Die Mutter wirst du vielleicht bald sehen. Und dann bleiben wir zusammen, lange und glücklich."

„Ach, mich schauert's ordentlich!" erwiederte Rosalie. „Wie mich all das Glück freut! — Aber du bleibst jetzt bei mir?"

„Gewiß, meine Schwester! Drunten im Dorfe wohne ich bei deiner Freundin."

„Ah, in der wilden Rose!"

„Ja, und ich komme jeden Tag, dich zu sehen."

„Nicht wahr, mein vieles Fragen belästigt dich? Und ich habe noch gar nicht einmal recht angefangen. — Aber ein große und schwere Frage habe ich noch auf dem Herzen; wenn du mir die beantworten könntest!"

„So laß sie hören!" sagte Eugen. „Wenn ich kann, werde ich sie dir gewiß beantworten."

„Nun denn — so sage mir, warum habe ich dich erst heute gesehen? Warum hat man mir erst vor ein paar Tagen gesagt, daß jene Dame droben meine Mutter ist? — Warum bin ich immer allein hier, so entfernt von euch gewesen?"

„Verzeihe mir, Rosalie," entgegnete Eugen nach einer Pause, „du fragst mich da in der That etwas, das ich heute nicht

im Stande bin, dir zu beantworten. Aber glaube mir, liebe Schweſter, das wirſt du alles erfahren, und ſo bald wie möglich."

„Ich glaube dir! ich glaube dir!" ſagte eifrig das Mädchen. „Gewiß, Eugen, ich habe ein ſolches Zutrauen zu dir, daß, wenn du etwas ſagſt, ich weiß, es muß ſo und nicht anders ſein."

Dabei drückte ſie herzlich ſeine Hand, blickte ihm längere Zeit in die Augen und ſah dann träumeriſch in die weite Gegend hinab, die ſich dunkler zu färben begann, denn die Sonne war untergegangen.

Eugen war lange nicht ſo glücklich geweſen, wie an dieſem Abend. Bisher hatte das Bild der unbekannten Schweſter wie ein finſterer, unheimlicher Geiſt vor ihm geſchwebt, er hatte ſich davor gefürchtet, ſie einſtens zu treffen. Wie würde er ſie finden — wie konnte ſie ſein? — Jetzt hatte er ſie ſo unverhofft geſehen, ſie gefunden, ſo ſchön, ſo lieb, ſo gut! Sie hatte ſich vertrauensvoll in ſeine Arme geworfen, die Stimme ihres Herzens hatte ſie an die Bruſt des Bruders geführt, und jetzt, nach Verlauf einer Stunde, war es ihm, als habe er ſie von jeher gekannt, jetzt ſaßen ſie hier zuſammen, ſich herzlich liebend, wie die Kinder eines und deſſelben Vaters.

— — — — — — — — — — — —

Nach einem längeren Stillſchweigen, während deſſen Roſalie ſchwärmeriſch in die glühenden Farben geblickt, welche die Sonne jenſeits der Berge zurückgelaſſen, legte ſie ſanft den Kopf auf die Schulter ihres Bruders und ſagte mit leiſer, zitternder Stimme: „Aber du hatteſt ſchon von mir gehört, nicht wahr, mein Bruder?"

„Ja, liebe Roſalie," gab er zur Antwort.

„Du weißt vielleicht, fuhr sie fort, „daß ich, so jung ich bin, schon unendlich viel Leid ertragen mußte?“

„Ich weiß es,“ sagte Eugen bekümmert und drückte das Mädchen fester an sich.

„Alles?“

„Alles, meine Schwester!“

„Nicht wahr, Eugen, das ist fürchterlich?“ sagte sie, und ihre Thränen flossen aufs Neue. „Dir will ich's gestehen — es ist mir eine Beruhigung, ein süßes Gefühl, es dir zu sagen —, o Eugen, ich habe ihn so unaussprechlich geliebt! — — — Aber wie gütig ist Gott im Himmel! Da ich ihn verloren habe, fand ich dich. — O, hättest du ihn nur gekannt! Er war so lieb und gut!“

„Ich glaube es dir gern, mein armes Kind.“

„Und nun ist er todt!“ sagte sie schaudernd mit dem Ausdrucke des tiefsten Schmerzes. „Ich werde ihn nie wiedersehen!“

Ruhig und still hielt Eugen die weinende Schwester in seinen Armen, ohne zu ihr zu sprechen. Was konnten tröstende Worte helfen? — Und wußte er überhaupt dergleichen? Ja, da er jenen jungen Mann nicht gekannt, so war es ihm nicht einmal möglich, etwas über dessen Vergangenheit zu sagen. — — — Er küßte die Schwester schweigend, aber innig auf die Stirn, dann stand er auf, hob sie sanft in die Höhe und führte sie nach dem Schlosse zurück.

Als sie durch das Hauptthor giengen, meinte Eugen, er sehe Jemanden im Schatten des Brückenpfeilers sitzen. Doch war es schon zu dunkel, um die Gegenstände unterscheiden zu können. Er führte die Schwester ins Haus, wünschte ihr herzlich eine gute Nacht, indem er ihr versprach, morgen wieder zu kommen, und verließ sinnend und träumend den Schloßhof.

Als er abermals über die Brücke gieng, sah er, daß er sich vorhin nicht getäuscht; es saß dort wirklich Jemand, und dieser Jemand war Herr Sidel, der hier seinen Freund zu erwarten schien.

Eugen war erfreut über dieses Zusammentreffen und trat rasch auf den lustigen Rath zu, ihm freundlich einen guten Abend bietend.

Doch Herr Sidel trat einen Schritt zurück und wehrte ihn mit der Hand von sich. Eugen wußte nicht, was das zu bedeuten habe, und dachte, er irre sich vielleicht; doch war es der lustige Rath — daran konnte Niemand zweifeln —, der jetzt sich rasch umwandte und hastig seinem Freunde voraus den Berg hinabzusteigen begann.

„He!“ rief Eugen ihm zu, „was soll denn das heißen? Was fliehst du denn davon wie ein Schatten? Bist du es, oder ist es nur dein Geist, der mir hier erscheint, um mich vor etwas Schrecklichem zu warnen?“

„Da hätte ich früher kommen müssen,“ sagte jetzt der lustige Rath mit sehr ernster Stimme, und blieb an der Biegung des Weges stehen; „freilich ohne viel zu helfen, denn nicht einmal Zeichen und Wunder würden im Stande sein, deinen schrecklichen Lebenswandel zu ändern.“

„Diese Predigt hätte ich heute nicht mehr erwartet!“ sagte laut lachend Eugen. „Aber sage, was ficht dich an, daß du wie ein drohendes Gespenst da in der Dunkelheit Stimme und Arm warnend gegen mich erhebst? — Scherz bei Seite, was willst du?“

„Ja, Scherz bei Seite!“ wiederholte finster Herr Sidel. „Du vermagst es noch, mich zu fragen? Weßhalb ich nicht wie immer lächelnd und freundlich vor dich hintrete, das kannst du mit deinem schlechten Gewissen . . .“

»Ich habe aber kein schlechtes Gewissen!«

»Wo kommst du her?«

»Nun, vom Schlosse droben.«

»Was machtest du da? — Kannst du mir darauf Antwort geben, ohne zu erröthen?«

»O ja,« meinte Eugen lachend. »Ich könnte das schon wagen; denn es wäre auf alle Fälle zu dunkel, als daß du die Schaam auf meinen Wangen sehen könntest.«

»Das hätte ich nimmer von dir gedacht!« sagte der lustige Rath mit lauter und feierlicher Stimme, und seine Worte konnten unmöglich scherzhaft gemeint sein, denn er sprach sie mit dem ernstesten Tone. »Nimmer und nimmermehr! — Du bist ein arger Sünder — Eugen Stillfried!«

»Vor allen Dingen, bester Rath,« entgegnete Eugen lustig, »ruf' meinen Namen oder vielmehr einen Namen nicht so laut in die Nacht hinaus, der hier nicht genannt, noch gekannt sein soll. — Und was die Sache an sich betrifft, so hättest du weit besser gethan, bevor du nach deiner gewöhnlichen Art anfingst, zu lärmen und mir Vorwürfe zu machen, mich um Näheres über dasjenige zu befragen, was du heimlich erlauscht und gesehen hast.«

In diesem Augenblicke raschelte etwas wenige Schritte entfernt im Gesträuch, das den Weg einfaßte, so daß die beiden Freunde erstaunt stehen blieben und aufmerksam horchten. Es war gerade, als schleiche dort ein Mensch, der in der Dunkelheit ausglitt und sich nun an den rauschenden Zweigen wieder zum Stehen brachte.

»Hast du das gehört?« fragte Eugen. »Es scheint mir, wir wandeln in Gesellschaft.«

»Aber in keiner menschlichen,« antwortete mürrisch der lustige Rath. »Mir schien, es ist ein Thier, das nächtlicher Weile

herumſchleicht, vielleicht ein Fuchs oder ein Vogel, ein Uhu oder dergleichen. — So viel kann ich dir verſichern, daß mich das, was ich ſo eben gehört, nicht ſo alterirt, als das, was ich droben vernahm."

„So will ich dich denn," verſetzte Eugen lachend, „über das droben mit einem einzigen Worte aufklären, das heißt, wenn du einen Augenblick näher zu mir herkommen willſt; denn ich habe nicht Luſt, ſo in die Nacht hinauszurufen, wie du eben gethan."

Widerſtrebend näherte ſich Herr Sidel, und als ihn Eugen mit der Hand erreichen konnte, zog er ihn ganz nahe zu ſich hin und ſagte ihm leiſe ins Ohr: „Luſtiger Rath, du biſt ein Narr; aber die da droben auf dem Schloſſe — iſt meine Schweſter."

„Pah!" machte Herr Sidel und prallte erſtaunt zurück.

„Es iſt ſo, wie ich dir ſage," fuhr Eugen mit beſtimmtem Tone fort; „ich bin da auf eine merkwürdige Spur gekommen, die aber zu ſehr viel Gutem führen kann. Glaube mir, Roſalie iſt meine Schweſter, von der ich früher öfters mit dir geſprochen."

„Hurrah!" ſchrie nun plötzlich der luſtige Rath mit voller Kraft ſeiner Lungen, indem er mit gleichen Füßen ſo hoch emporſprang, als es ſeine dicke, unterſetzte Figur erlaubte. „Hurrah und nochmals Hurrah!" wiederholte er, „es wird Licht, mir rollt ein ganzes Gebirge von der Bruſt."

„Und bei dem unvernünftigen Schreien und den wahnſinnigen Geberden wirſt du noch von dem Gebirge hinabrollen," antwortete Eugen und faßte ihn am Arme. — „Stille einen Augenblick!" ſetzte er hinzu und blieb ſtehen. „Da habe ich das Raſcheln wieder gehört; wir ſind nicht allein, d. h. neben dem Wege in der Vertiefung ſchleicht Jemand; es iſt mir gerade, als ſähe ich ſogar einen Schatten hingleiten."

„Phantaſie! Phantaſie!" meinte luſtig Herr Sidel. „Und

wenn auch! Es wird ein harmloser Holzhauer sein, der von seiner Arbeit zurückkehrt. — Aber was du eben gesagt, macht mich ganz glücklich.“

„Schweige nur jetzt darüber,“ erwiederte Eugen, „ich will dir drunten auf unserem Zimmer Alles aufs Beste erklären.“

Damit schritten die Beiden rüstig bergab, und bald sahen sie Schloßfelden dicht vor sich liegen.

Hier schien schon Alles zur Ruhe zu sein. Die Bewohner, müde von des Tages Last und Hitze, hatten mit der sinkenden Nacht ihre Lagerstätten gesucht; man sah nirgends einen Lichtstrahl, und der einzige Laut, den man durch die Stille der Nacht vernahm, war hie und da das leise Knurren und Bellen irgend eines Hundes, den etwas aus seiner Nachtruhe aufgestört.

Auf der anderen Seite des Dorfes sahen sie das Wirthshaus zur wilden Rose mit hell erleuchteten Fenstern, die ihnen gastlich entgegen winkten. Noch eine Biegung hatten sie zu machen, um den Berg hinter sich zu haben, und der lustige Rath, der sich eine Cigarre anzündete, blieb deßhalb einen Augenblick zurück; Eugen war ein paar Schritte voraus, da — krachte ein Schuß dicht neben ihnen auf der Seite, wo sie das Rauschen in den Zweigen gehört, und Eugen glaubte das Pfeifen einer Kugel zu vernehmen, welche dicht bei seinem Kopfe vorüber fuhr.

Langsam wälzte sich das Echo des Schusses in den Bergen fort, und Eugen, der überrascht, erschrocken und festgebannt stehen blieb, hörte drunten im Dorfe die Hunde laut werden und anschlagen, und vernahm darauf Schritte in dem rauschenden Laube, Schritte, die sich eilig zu entfernen schienen.

„Was war das?“ rief Herr Sibel, der hinzu sprang. „Wem hat dieser Schuß gegolten?“

„Genau kann ich es nicht ſagen,“ entgegnete Eugen, „aber ich glaube faſt, einem von uns; denn ſo viel iſt gewiß, daß ich es gehört, ja gefühlt, wie eine Kugel dicht an meinem Kopfe vorbei fuhr.“

„Vorwärts! vorwärts!“ rief der luſtige Rath und drängte den Berg hinab. „Hier an der Bergwand iſt es unheimlich. Eilen wir hinab; dort erreichen wir ſogleich die erſten Häuſer des Dorfes.“

So war es denn auch, und ſchon ein paar Schritte vor denſelben kam ihnen der Nachtwächter von Schloßfelden entgegen.

Dieſer würdige Beamte ſchien trotz ſeines langen Spießes und ſeines großen Hundes keine ſtarke Luſt zu haben, ſich weit von den ſchützenden Mauern ſeines Ortes zu entfernen. Auch machte er beim Anblick unſerer beiden Freunde eine halbe Wendung nach rückwärts, blieb aber wieder ſtehen, als ihm Herr Sixel ein lautes „Gut Freund!“ zurief.

„Haben Sie denn geſchoſſen?“ fragte er, als die Beiden näher kamen, wobei er ſich neugierig nach einem Gewehr oder einer ſonſtigen Schießwaffe umſah. Doch als er ihre leeren Hände bemerkte, wiederholte er bedenklich: „Sie haben alſo nicht geſchoſſen?“

„Nein, mein Freund,“ ſagte Eugen; „mir ſcheint, wir wären beinahe ſelbſt geſchoſſen worden. Ich muß geſtehen, das iſt hier zu Lande eine ſchlechte Manier, geladene Gewehre gegen einen Weg abzuſchießen.“

Der Nachtwächter, ein ehrlicher Bauer, ſchüttelte den Kopf und ſagte: „Das verſtehe ich nicht; man kann Sie doch wahrhaftig nicht für ein Stück Wild, für einen Fuchs oder Rehbock gehalten haben!“

„Und die Jäger," fiel ihm Herr Sidel ins Wort, „werden doch hier nicht in der Dunkelheit auf die Jagd gehen!"

„Die gewöhnlichen Jäger freilich nicht," erwiederte lächelnd der Bauer, „aber wißt, Ihr Herren, da droben hinter dem Schlosse hat's große und prächtige Waldungen; sie ziehen sich links herum auf dem Gebirge fort, und die württembergische Gränze führt mitten hindurch. Da hat's auch einige wilde Jäger, denen es gleich viel ist, ob sie einen Hirsch bei Tage oder bei Nacht schießen."

„Aber wir sind doch keine Hirsche!" meinte Herr Sidel. „Das soll der Teufel holen, daß man nicht einmal ruhig nach Hause gehen kann, ohne daß man befürchten muß, von einer Kugel getroffen zu werden! Das ist ein schlechter Spaß!"

„Ja, ich begreife es auch nicht recht," sagte der Nachtwächter, „will aber gleich zum Förster gehen und dem das Ding melden. — Gute Nacht, Ihr Herren!"

Damit gieng der Beamte seines Weges, und die beiden Freunde eilten durch das Dorf und erreichten in kurzer Zeit das Gasthaus zur wilden Rose.

Hier war noch Licht und Leben genug, und in allen Räumen noch Gäste. In dem Honoratorenzimmer befanden sich der Herr Direktor, dessen Bruder, sowie der große Holder und der vortreffliche Herr Trommler. Eugen hatte aber nach den wichtigen Ereignissen dieses Tages keine Lust, noch eine gewöhnliche Conversation zu führen, und begab sich deßhalb mit dem Herrn Sidel nach ihren Zimmern.

Auf der Treppe kam ihnen die Frau Rosel entgegen; sie hatte ein Licht in der Hand und sah sehr blaß, ja angegriffen aus. Als sie ihren Gast erblickte, hielt sie sich wie erschrocken an

dem Treppengeländer feſt und brachte auf die Frage Eugen's, ob ihr etwas zugeſtoßen ſei und was ihr fehle, mühſam die Worte hervor: „Ach, Herr Wellen, es geſchehen merkwürdige Dinge auf dieſer Welt!“

Einundfünfzigſtes Kapitel.

Der geneigte Leſer erfährt nicht viel Neues, wird aber eingeſtehen, daß der Erzähler in manchen Theilen Recht hat.

Es war der Staatsräthin nicht leicht geworden, den Entſchluß zu faſſen, Katharinen zu ſich ins Haus zu nehmen. Sie hatte dieſelbe früher einmal kaum flüchtig geſehen und ſie unter den obwaltenden Verhältniſſen natürlicher Weiſe ſehr wenig beachtet; doch fühlte die alte Dame in ihrer Einſamkeit das Bedürfniß, ein Weſen in ihrer Nähe zu wiſſen, von dem ſie überzeugt ſein durfte, daß es ſich feſt an ſie anſchließen würde, daß es ihr mit kindlicher Liebe zugethan ſei, ein Weſen, dem auch ſie nach Befund und Umſtänden ein mütterliches Herz öffnen könnte.

Die Unterredung mit ihrem Sohne, die Offenheit, mit der ihr Eugen entgegen getreten war, die Bereitwilligkeit, mit der er auf ihren Wunſch einzugehen ſchien und ihr jene Partie zur Verfügung zu ſtellen verſprach, welche zu erlangen der Juſtizrath

ſo viele verkehrte und unnöthige Schritte gethan, hatten einen tiefen Eindruck auf das Herz der Staatsräthin gemacht. Hatte nicht ein einziges Wort der Mutter den Sohn dazu vermocht, ein einziges, freundliches, liebevolles Wort? Ja, ſie fühlte es bitter und beklagte es tief, nicht eher eine Annäherung geſucht zu haben, die früher noch leichter geweſen wäre und ſo Manches anders gemacht hätte.

Glücklicher Weiſe war es noch nicht zu Allem zu ſpät, und die Staatsräthin fühlte wohl, daß es ihr ohne große Schwierigkeiten gelingen würde, das Herz ihres Sohnes wieder an ſich zu ziehen, mit ihm in Gemeinſchaft zu leben, vielleicht glücklich zu ſein, vor allen Dingen aber Eugen wieder in die Stellung einzuſetzen, die ihm gebührte: in die ihres natürlichen Beſchützers. Das hatte ſie anfänglich kaum zu denken gewagt; aber nachdem ſie ſich erſt einmal mit dem Gedanken vertraut gemacht, verfolgte ſie ihn unabläſſig Tag und Nacht, und hiedurch kam ſie darauf, ſich ſelbſt ſagen zu müſſen, daß die Herrſchaft, welche der Juſtizrath über ſie ausübte, unnatürlich und unerträglich ſei.

All' das hatte ſie denn auch beſtimmt, entſcheidendere Schritte anzubahnen, zuerſt Katharinen zu ſich zu nehmen, in der feſten Hoffnung, das Mädchen würdig zu finden, um ihr auch ſpäter andere Rechte einräumen zu können. Und hierin hatte ſich die alte Dame glücklicher Weiſe nicht getäuſcht. Wenige Tage reichten hin, und die kluge Frau erkannte und würdigte das reine, unſchuldige Herz des ſchönen Mädchens und fand in ihren natürlichen, geſunden Gedanken, in ihrem angeborenen tiefen ſittlichen Gefühl einen biegſamen, dankbaren Grundſtock, aus dem ſich etwas Schönes und Glänzendes herausbilden ließ. Und damit gab ſich die Staatsräthin alle Mühe.

Anfänglich war es von ihr beſtimmt worden, das Verhält-

niß Katharinens zu ihr sollte das der Dienerin zur Herrin sein. Doch schon nach den ersten Tagen wurde Madame Schorpelmann zu einer zweiten Audienz entboten, und nach einer längeren Unterredung hatte sie mit Freuden ihre Einwilligung gegeben, daß ihre Tochter Katharine von nun an wie das Kind vom Hause angesehen würde. Ob dabei auch etwas von späteren Planen in Betreff des Herrn Eugen ausgemacht wurde, sind wir nicht im Stande anzugeben, hoffen aber das Beste und wollen nur wenigstens so viel verrathen, daß die Dienerschaft des Stillfried'schen Hauses der Ansicht war, sie sehe in dem jungen schönen Mädchen ihre künftige Gebieterin; und wir wissen bereits, daß die Ansicht der Dienerschaft dieses Hauses nicht zu verachten war.

Die alte Dame hatte kluger Weise dem Justizrath gegenüber ihren Wunsch, das junge Mädchen zu sich zu nehmen, in einem Augenblicke ausgesprochen, wo ihr Geschäftsfreund sehr mit uns bekannten Projekten beschäftigt war und hiebei die Einwilligung der Mutter zu sehr gebrauchte, um ihrer Grille, wie er es nannte, ernstlich etwas in den Weg zu legen.

Seine Angelegenheit gieng vortrefflich von Statten; Herr von Steinbeck wurde von der alten Dame, wenn auch nicht herzlich, doch freundlich empfangen; ja, der Justizrath hatte es sogar dahin gebracht, die Staatsräthin zu vermögen, daß sie, von jahrelanger Gewohnheit abgehend, obgleich einigermaßen widerstrebend, eine kleine Gesellschaft bei sich veranstaltete, freilich nur von sehr wenigen Personen, aber von dem Justizrathe ausgewählt und Alle seinen Planen geneigt und denselben sehr förderlich. Wir nennen nur den Major und die Majorin von Brander, welche versicherten, auf die Freundschaft der Mutter ein spezielles Recht zu haben; denn der verlorene Sohn habe ihr Haus vor allen anderen gern und häufig besucht.

Wir müſſen geſtehen, daß in dieſer Geſellſchaft die ſchöne Katharine nicht geringe Aufmerkſamkeit erregte; ja, wir wollen dem geneigten Leſer anvertrauen, daß die Staatsräthin hauptſächlich deßwegen wieder Leute bei ſich geſehen, um ihre Pflegetochter, wie ſie das Mädchen nannte, anſtändig vorſtellen und einführen zu können. Und dieſe Vorſtellung war ſehr glänzend ausgefallen.

Katharine, die ſich früher nie in Salons bewegt, hatte eine ſolche glückliche Gabe, ſich leicht und geſchickt in ihr neues Verhältniß zu finden, daß die ſchärfſten Augen der unnachſichtigſten Damen — und welche Dame ſieht in dieſem Punkte nicht unnachſichtig und ſcharf? — nichts an ihrem Benehmen auszuſetzen wußten, als nur das Eine, was aber Jede kluger Weiſe für ſich behielt, und das war: der Kummer, daß ihre eigenen Kinder, die Töchter eines Regierungsrathes, eines Kanzleirathes und mehrerer Hofräthe, von der Tochter der Gemüſehändlerin völlig verdunkelt wurden; und dabei dachten ſie, es ſei doch eigentlich ſonderbar von dem lieben Gott, daß er dieſen Mädchen der unteren Regionen Anſtand und ſittſames Betragen ertheilt, Mädchen, deren Eltern doch gar keiner Rangklaſſe angehörten, ebenſo viel, ja oft noch mehr Schönheit des Körpers, als ihren Nachkömmlingen, hervorgegangen und gezogen, in die Welt eingeführt und bewundert unter dem Schutze der vierten bis achten Rangklaſſe.

Die Majorin Brander hatte, wie wir wiſſen, keine Töchter, und deßhalb, und auch weil ſie Dichterin war, fand ſie in dieſer ganzen Geſchichte etwas Schönes und Hochpoetiſches und verſprach ſich von einer ähnlichen Situation ſehr viel für irgend ein Kapitel ihres neuen Romans.

Stifeler, hatte der Major zu ſeinem Adjutanten auf dem Heimwege geſagt, Stifeler, das iſt ein ſchönes Mädchen! Mich

soll der Teufel holen, aber da hätten Sie sich früher umsehen sollen!

Hierauf sprach der Adjutant achselzuckend, nachdem er aber vorher die Lippen zusammen gepreßt: »Zu Befehl, Herr Oberstwachtmeister! nur bitte ich zu bemerken, daß die Mutter eine Gemüsehändlerin ist.«

»Aber reich, lieber Stifeler,« hatte der Major geantwortet, »sehr reich! und was deckt so ein alter Adel, wie der Ihrige, nicht zu? Geben Sie mir weg! das hätte Ihnen nicht entgehen sollen!«

Ebenso wie der Major dachte auch noch mancher Andere, und viele junge Herren, die früher über Eugen Stillfried höhnisch die Nase gerümpft, blieben jetzt mit einem lauten Ah! auf der Straße stehen, wenn die Staatsräthin mit ihrer Pflegetochter vorüber fuhr.

Diese freundlichen Bemerkungen in Betreff Katharinens wurden aber im vollen Gleichgewicht, ja, niedergehalten durch die äußerst liebenswürdige Art und Weise, mit der die neue Stellung des früher unbekannten Mädchens bei den sämmtlichen Kaffeegesellschaften der Residenz besprochen und demgemäß zerfleischt wurde.

Eine Staatsräthin, also eine Frau zur sechsten Rangklasse gehörig, hatte solches zu thun gewagt, hatte in den reinen Tunstkreis der höheren Schichte menschlicher Gesellschaft ein Wesen eingeführt, das, tief unten, wo man nicht mehr deutlich hinschauen kann, geboren, kaum das Recht hatte, auf der Welt zu sein; ein Wesen, das doch unmöglich verlangen konnte, von ihren Mitschwestern freundlich gegrüßt zu werden, von ihren Mitschwestern, die obgleich lange nicht so schön, lange nicht so tugendhaft, lange nicht so sittsam, dafür das Vorrecht der Geburt hatten und denen

es geſtattet war, ihre Fehler und Vergehen, die weiter unten ſo klar und ſchonungslos vor Augen liegen, deßhalb ungeſehen zu machen, weil ſie dieſelben mit dem mächtigen Familiennamen ihrer Mutter oder mit dem Anſtellungsdekret ihres Vaters bedecken durften.

Was mußte die arme Katharine nicht ſchon alles gethan haben, wenn man dieſe Läſterzungen hörte! — War ſie ſchön? — Das konnte man ihr nicht abſprechen. Mein Gott, ja! ſie ſieht nicht übel aus; aber hat man je gehört, daß der Art Mädchen häßlich ſind? Gott bewahre! Das iſt ja ihr einziges Verdienſt, und wenn ſie nicht das Bischen Schönheit hätte, ſo wären all' dieſe Geſchichten nicht — paſſirt. Der einzige Troſt dieſer Damen beſtand darin, daß dergleichen im Stillfried'ſchen Hauſe vorgefallen war. — »Das Haus iſt ſchon was gewohnt!« ſagte wehmuthsvoll eine alte Regierungsräthin, »dahin paßt dergleichen. In der Familie iſt ſchon mehr vorgefallen, worüber ſich nicht in guter Geſellſchaft ſprechen läßt.« Das beruhigte denn auch offenbar die zürnenden Gemüther, und neben dem ſchloſſen ſie eine feſte Verbindung, es die arme Katharine entgelten zu laſſen, daß ſie die Tochter einer Gemüſehändlerin ſei, und, ſollte ſie den Herrn Eugen Stillfried wirklich heirathen, ſie mit ihrem Haſſe zu verfolgen bis ins dritte und vierte Glied.

Hievon hatte das arme Mädchen nun gar keine Ahnung; ſie war in Grundſätzen erzogen worden, daß man bei ſeinem Nebenmenſchen auf das Herz zu ſchauen habe und nicht auf das Kleid, und daß, wenn ſich nur Jemand brav und ehrlich aufführe, es keine Schande ſei, aus einem tieferen Stande ſich in einen höheren hinauf gearbeitet zu haben. Sie wußte ſo wenig von der Stimmung, die in den Kreiſen, zu denen ſie jetzt gehörte, gegen ſie herrſchte, daß ſie mit der Liebe, welche ſie gegen ihre Neben-

menschen im warmen Herzen trug, überall anstieß und ihre Stellung eher verschlimmerte als verbesserte. Sie lächelte Jedem freundlich zu, grüßte auf der Straße, wenn sie mit der Staatsrätkin ausfuhr, die Begegnenden aufs Freundlichste und nahm deren erzwungenes liebreiches Grinsen für baare Münze. Daß Jene nachher gelber von Neid und Bosheit wurden als ihre Strohhüte, und sich die Hand, die so eben noch freundlich gewinkt, unter dem Shawl zur Faust zusammen ballte, das konnte sie freilich nicht sehen, da sie keine Ahnung davon hatte.

Desto weniger aber entgingen diese Sachen dem scharfen Auge der Staatsrätkin, und wir müssen gestehen, daß sie ihre Freude daran hatte. Wie hatten diese sogenannten guten Freundinnen sie in früheren Zeiten behandelt! Wie war bei ihr das Sprüchwort so wahr geworden: Gott schütze mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich selbst fertig werden! Wie hatten sie die leisesten Mißstimmungen sich zu Nutzen zu machen gewußt, nachdem diese im Stillfried'schen Hause kaum erst angeklungen! Wie hatten sie kleine Risse in dem Familienleben der beiden Gatten zu benutzen verstanden, durch hämische Zwischenträgereien, durch falsche Auslegungen, durch boshafte Stichelworte, durch üble Nachreden! Wie hatten sie solcher Gestalt jeden trüben Ton zum lauten Lärmsignal aufschwellen lassen, die kleinsten Sprünge zu einer Kluft gemacht, die nichts mehr auszufüllen im Stande war! Lerne sie kennen, theurer Leser! Auch deinen Heerd umkriecht vielleicht Ähnliches Gezücht, auch von deinem Brode ißt dergleichen Ungeziefer und trinkt von deinem Wein. Nimm dich vor ihm in Acht und zertritt ihm den Kopf, ehe es dich giftig in die Ferse beißt. Angesicht gegen Angesicht greift es dich nie an; es wird nie ausstreuen, du habest Dies oder Jenes gesagt oder gethan — nein, ein solches Wesen tritt an Andere

heran, Kummer auf dem Geſichte, tiefe Trauer auf der Zunge, und ſpricht zu ihnen von dir: Ah, wie iſt die Welt ſo niederträchtig! Nein, dieſe bodenloſe Schlechtigkeit hätte ich nimmer erwartet! Haben Sie es denn auch ſchon gehört, was man unſerer guten, lieben Freundin nachſagt? — Nein, ich weiß noch nichts. — Gott! es wird mir ſchwer, darüber zu ſprechen. Nun denn, unſere Freundin hat ſich von ihrem Manne entfernen müſſen, iſt zu ihren Eltern zurückgekehrt; es ſollen da ſchreckliche Dinge vorgefallen ſein. — So ſagt die Eine dieſer Guten, und dabei ſchwört ſie hoch und theuer, nichts ſolle ſie vermögen, etwas der Art weiter zu ſagen. — Ich kann es nicht glauben, ich will es nicht glauben. Aber man ſagt es. — Und dieſes: Man ſagt, wird wiederholt, bis es die ganze Stadt weiß mit den abſcheulichſten Zuſätzen. Und dann gehe der Betreffende hin und forſche einer ſolchen Quelle nach!

Der Juſtizrath Werner ſchien am Ziel ſeiner Wünſche angelangt; die Verbindung des Herrn von Steinbeck mit Fräulein Stillfried war ſchon ſo ſicher feſtgeſtellt, daß man bereits den Verlobungs- und Hochzeitstag beſprochen hatte. Der Juſtizrath ließ ſich um dieſe Zeit noch häufiger als ſonſt im Hauſe ſeiner Freundin ſehen, ohne gerade durch ein zuvorkommenderes Betragen derſelben hiezu ermuthigt zu werden. Auch der Herr von Steinbeck machte ſeine Beſuche, ſo oft es thunlich und ſchicklich war; doch können wir nicht ſagen, daß er durch dieſe ſeine Gegenwart große Fortſchritte in der Gunſt der Mutter gemacht hätte.

Die Staatsräthin hatte anfänglich darauf beſtanden, das junge Mädchen, das bis jetzt fern von der Mutter erzogen worden war, in die Stadt kommen zu laſſen, um, wie ſie ſagte, ihre Verbindung hier zu vollziehen. Als aber der Juſtizrath dieſen

Vorschlag nicht rathsam fand und ihr denselben mit tausend Gründen ausredete, wollte sie wenigstens vorher ihre Tochter eine, wenn auch kurze Zeit bei sich zubringen lassen, sich eine kleine Weile an ihrer Gegenwart erfreuen, ehe sie dieselbe für immer von sich ließe. Aber auch dies fand Herr Werner nicht rathsam, und die alte Dame fügte sich scheinbar seinem Willen. — Wir sagen: scheinbar; denn im Grunde ihres Herzens glaubte sie es so wenig, als sie es wünschte, daß jene Verbindung wirklich zu Stande komme. Sie dachte an ihren Sohn Eugen, sie wünschte ihn stündlich vor sich zu sehen, daß er ihr zur Seite stehen möchte, um die von ihm schon halb anerkannte Schwester zu schützen.

Dieser Gedanke war das Lieblingsthema in dem Gespräche der beiden Damen, und sie konnten sich diese Idee so vergegenwärtigen, daß sie bei jeder hastigen Anmeldung des alten Jakob erwarteten, den ihnen so theuren Namen aussprechen zu hören. Dabei müssen wir zugestehen, daß dieser Glaube fester und lebendiger bei der Staatsräthin als bei Katharine lebte. Letztere schaute nicht mit freudigem Blicke in die Zukunft. — Hatte Eugen sie nie geliebt? Hatte er sie vergessen? Das waren die Fragen, mit denen sie sich fortwährend beschäftigte. Sie wußte ja nichts von den Schritten, die Eugen gethan, um Erkundigungen über sie einzuziehen und sie das Nöthige von seinem jetzigen Leben wissen zu lassen. — Schritte, die anfänglich in guter Absicht von Herrn Sidel, später in sehr böser vom Justizrathe vereitelt worden waren.

Die beiden Damen saßen in dem uns bekannten Zimmer, die Staatsräthin in ihrer Fensternische, Katharine vor ihr auf einem Sessel, mit einem Putze beschäftigt, aus dem sie der alten Dame vorlas. Diese fand hierin das beste Mittel, den Geist des

jungen Mädchens zu bilden und ſie in manchen nothwendigen Dingen vorwärts zu bringen, welche man bei ihrer früheren Erziehung gerade nicht beſonders berückſichtigt hatte.

Ein Wink von der Staatsräthin beendigte dieſe Vorleſung; Katharine ließ das Buch in den Schooß fallen und ſah die alte Dame fragend an.

„Ich habe heute keinen rechten Sinn für deine Lektüre,“ ſagte dieſe. „Reiche mir den kleinen Kalender dort von der Wand. — So, mein Kind, ich danke! — Heute iſt der Achtzehnte; gegen Ende des Monats ſoll dieſe Verbindung vor ſich gehen. — Und Eugen, der gar nichts von ſich hören läßt! In D., wo er nach der Bekanntmachung des Juſtizrathes war, iſt er nicht mehr; ich habe Erkundigungen einziehen laſſen. Gott, die Zeit verſtreicht, und ich habe ſo gut wie mein Wort gegeben!“

Katharine horchte dieſen halblauten Worten ſtillſchweigend zu, ohne auch nur eine Sylbe darauf zu erwiedern. Sie hatte wohl von den Verhältniſſen dieſes Hauſes im Allgemeinen Kenntniß erhalten; doch hatte man, als man mit ihr darüber ſprach, dies auf ſo wortkarge und unbeſtimmte Art gethan, daß ſie mit ihrem geſunden und richtigen Takte ſich nie eine Aeußerung erlaubte, welche andeutete, ſie wolle mehr wiſſen, als man ihr geſagt.

„Wir werden auf einige Zeit die Stadt verlaſſen,“ ſagte die Staatsräthin nach einer Pauſe. „Natürlich wirſt du mich begleiten, mein Kind; es wird dir etwas Neues ſein, andere Gegenden und andere Menſchen zu ſehen. Wie lange wir ausbleiben, weiß ich noch nicht; vielleicht kürzere Zeit, vielleicht auch längere. — O, wenn ich nur eine Ahnung hätte, wo Eugen wäre und warum er mir nicht ſchreibt! Er wird doch nicht die

unglückselige Idee haben, als trage ich auch nur die geringste Schuld an jenem traurigen Vorfall!"

Schritte, die sich auf der Treppe vernehmen ließen, unterbrachen die Worte der alten Dame; sie schaute einen Augenblick auf ihre Uhr und dann auf die Thüre.

Der Justizrath trat ein.

Er gieng auf das Fenster zu, reichte der Staatsräthin die Hand und machte Katharinen eine leichte Verbeugung.

Letztere bemerkte das gewöhnliche ruhige Lächeln auf seinen Zügen; die alte Dame aber, die seine Augen seit langen Jahren studirt hatte und jeden Blick derselben verstand und deutete, bemerkte in denselben wohl, daß ihn etwas ernstlich beschäftigte, irgend ein Gegenstand, den er in Gegenwart des jungen Mädchens nicht berühren wollte.

„Wir wollen unsere Vorlesung später beendigen," sagte die Staatsräthin zu Katharine und machte hiezu eine bezeichnende Neigung mit dem Kopfe.

Das junge Mädchen folgte dem Winke augenblicklich, indem sie aufstand und sich in ihr Zimmer zurückzog.

„Was haben Sie?" fragte die alte Dame den Justizrath, der nun, der lästigen Gegenwart einer dritten Person überhoben, eine ungeduldige Bewegung mit der Hand machte.

„Nichts Besonderes!" entgegnete er. „Ich erhalte so eben von Schloßfelden einen Brief von dem alten Manne.

„Und was schreibt er?" fragte rasch die Staatsräthin.

„Nun, was er schon oft geschrieben, womit er uns gewöhnlich plagt: Bemerkungen über das Wohl und Wehe Ihrer Tochter."

„Und was will er eigentlich?" fragte die alte Dame. „Ist etwas Besonderes da vorgefallen?"

„Das ſcheint mir nicht,“ antwortete der Juſtizrath. „Aber er ſpricht wie immer von dem einfachen kindlichen Gemüthe des Mädchens, von ihren Neigungen und Wünſchen, wie ſie ſo gar nicht in die Welt paſſen würde; und der Schluß dieſes Briefes iſt wie der aller früheren: ihm das Mädchen noch zu laſſen, jetzt nicht ſchon an ihre Verbindung zu denken.“

Die alte Dame wollte etwas antworten, doch fuhr der Juſtizrath ſchnell fort: „Sie werden begreifen, beſte Sophie, daß ich Ihnen alles das mittheile, weil unſere Entſchlüſſe feſt ſtehen und an ein Zurückgeben der einmal eingegangenen Verbindlichkeiten nicht zu denken iſt. Sonſt würde ich fürchten,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „daß Sie mit dem alten Herrn gegen mich Partei machten. — Aber davon kann jetzt weiter keine Rede ſein; ich hielt es nur für meine Pflicht, Sie von dieſem Briefe in Kenntniß zu ſetzen.“

„Wofür ich Ihnen danke,“ ſagte ernſt die Staatsrätbin. „Ich weiß wohl, wir haben in dieſer Sache unſer Wort gegeben, und ich will auch hoffen und glauben, daß dieſes Schreiben aus einer Grille des alten Mannes hervorgegangen. Es iſt ja nicht anders möglich und wäre erſchrecklich, wenn es nicht ſo wäre.“

„Das verſteht ſich von ſelbſt,“ entgegnete ruhig der Juſtizrath. „Und in ſeiner Stellung begreife ich das auch vollkommen. Er hat ſich an Roſalie gewöhnt, er liebt das Mädchen; ſie iſt ihm ebenfalls zugethan, und da können Sie ſich leicht denken, daß er alles Mögliche verſucht, um ſie bei ſich zu behalten.“

„Aber wenn es anders wäre?“ ſagte nach einem Augenblicke des Stillſchweigens haſtig die Staatsrätbin: „Wenn ſich das arme Kind ſelbſt durch dieſe Verbindung unglücklich fühlte? Wenn es ihre Bitten wären, die ihm jenen Brief und die vielen anderen diktirt hätten?“

„Seien Sie darüber unbesorgt!“ antwortete der Justizrath. „Wie ich Rosalien und die Verhältnisse kenne, so ist es gar nicht möglich, daß sie einen anderen Gedanken, einen anderen Willen haben könnte, als den unsrigen. Da draußen sind klare, offene Verhältnisse; deßhalb war der Ort so glücklich gewählt. Da konnte sich nichts ereignen, was im Stande gewesen wäre, unsere Plane zu durchkreuzen.“

Die Staatsräthin konnte einen leisen Seufzer nicht unterdrücken und sagte hierauf: „Aber das Herz eines jungen Mädchens ist nicht zu berechnen; ich kenne das auch. — Das muß ich Ihnen gestehen,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „ich habe meine Einwilligung zu dieser Verbindung nur gegeben, weil Sie mich beständig versichert, Rosalien komme nichts erwünschter, als das einsame Schloßfelden zu verlassen; weil Sie mir gesagt, das Mädchen kenne nur Einen Willen, den ihres bisherigen Pflegevaters, also durch diesen unsere Entschließungen.“

Es flog ein leichter Schatten über die Züge des Justizrathes, den aber die Dame nicht bemerkte, da sie bei ihren letzten Worten zum Fenster hinaussah. „Machen Sie sich keine weiteren Sorgen, Sophie,“ sagte er in einem Tone, der einigermaßen ungeduldig klang. „Wir haben jetzt die Sache so vielfach besprochen und überlegt, so viele Berathungen gepflogen, so viele Plane entworfen und theils wieder verworfen, daß alles Uebrige unnütz wäre.“

„Jeder Mensch kann sich irren,“ antwortete die alte Dame und blickte den Justizrath fest an. „Sie auch, verehrter Freund. Wer weiß, was in dem Herzen des armen Mädchens für uns bis heute verborgen lag! — Wollen Sie sie zwingen, wenn sie Ihnen plötzlich erklärt, sie könne und wolle jene Verbindung nicht eingehen?“

„Vielleicht würde ich ſie mit Ihrer Hülfe zwingen,“ entgegnete kalt der Juſtizrath. „Doch ſeien Sie unbeſorgt, ſo etwas wird nicht vorfallen. — Schloßfelden birgt nichts,“ ſetzte er lächelnd hinzu, „was uns und dem guten Herrn von Steinbeck bange machen könnte. Ich kenne mein Terrain vollſtändig.“

Die alte Dame zuckte leicht mit den Achſeln und nahm ein Taſchentuch in die Hand, um ſich mit demſelben leicht die Stirn zu wiſchen.

„Ich hielt es für meine Pflicht, Sie von dieſem Briefe in Kenntniß zu ſetzen,“ fuhr der Juſtizrath fort. „Das wäre alſo abgemacht. Jetzt aber, Sophie, muß ich Sie bitten, Ihre Beſtimmungen hinſichtlich jener Reiſe und der ſtattfindenden Verlobung zu treffen. Das iſt vollkommen Ihre Sache, und werde ich mich nicht da hinein miſchen.“

„Ich reiſe mit Katharine,“ ſagte beſtimmt die alte Dame.

„Sie wollen das Mädchen mitnehmen?“

„Allerdings! Warum ſollte ich ſie hier zurücklaſſen?“

„Wie Sie wollen, Sophie. Ich habe nichts dagegen einzuwenden. — Und von ſonſtigen Bekannten, die zu dem Akte eingeladen werden ſollen —?“

„Außer den von Ihnen bereits Beſtimmten weiß ich Niemanden,“ entgegnete die Staatsräthin.

„Herr von Steinbeck hat den Major Brander gewünſcht; es iſt faſt ſein einziger genauer Bekannter hier, und Sie werden wohl nichts dagegen einzuwenden haben.“

„Gewiß nicht!“ erwiederte die alte Dame. „Ich finde es begreiflich, daß er als Zeugen Jemanden von ſeinen genauen Bekannten vorſchlägt.“

„Schön,“ ſagte der Juſtizrath. „So hätte ich für heute nichts weiteres Dringendes und beurlaube mich bei Ihnen.“

Somit endigte dieſe Unterredung, wie ſo manche ähnliche in dieſem Zimmer: der Juſtizrath hatte erreicht, was er gewünſcht. Und als er die Thüre hinter ſich geſchloſſen, ſtieß die alte Dame ihren Fußſchemel heftig von ſich, ſtand von ihrem Sitze auf und ſchritt einigemal in dem Zimmer raſch auf und nieder.

Mit jedem Tage wurden ihr die Bande fühlbarer und läſtiger, mit denen ſie ſich umſchlungen wußte, und mit jedem Tage ſeufzte ſie mehr und mehr nach der Stunde der endlichen Erlöſung.

Zweiundfünfzigſtes Kapitel.

Hochzeit und Tod. Madame Schoppelmann hat ſchlimme Ahnungen.

Der Eintritt Katharinens in das Stillfried'ſche Haus war vielleicht von Niemand mit aufrichtigerer und größerer Freude begrüßt worden, als von der ſämmtlichen Dienerſchaft deſſelben. Man hatte in dem gewöhnlichen Hauptquartier, in der Küche, anfänglich einen langen Kriegsrath darüber gehalten, welche Stellung das junge Mädchen einnehmen ſolle und müſſe. Martha hatte gerathen, ſich ihr vertraulich zu nähern; doch war dieſer Vorſchlag von Jakob mit gebührender Entrüſtung zurück gewieſen worden.

„Glaubt mir," hatte er geſagt, „die iſt zu was ganz Anderem hieher berufen worden, als der Frau Staatsräthin vorzuleſen oder ſich um die Wirthſchaft zu bekümmern. — Zu Letzterem brauchen wir Niemanden," hatte er lächelnd hinzugefügt, „iſt nicht die Martha da?"

Das hatte die Köchin ſchmunzelnd zugeſtanden.

„Die Jungfer Katharine,“ ſagte der alte Diener des Hauſes, „iſt hieher gekommen, nun — einfach als künftige Schwiegertochter. Glaubt mir, darüber ſind Mutter und Tochter vollkommen einig: und wenn er noch nichts davon weiß, ſo iſt das um ſo beſſer.“

Jakob's Anſicht drang wie gewöhnlich durch; und da auch in wenig Tagen das offene, liebenswürdige und freundliche Weſen des jungen Mädchens die Herzen ſämmtlicher Dienerſchaft erobert hatte, ſo dauerte es nicht lange, und Katharine konnte als unumſchränkte Gebieterin über das ganze Haus betrachtet werden.

In Betreff der Madame Schoppelmann hatte es der alte umſichtige Jakob unpaſſend gefunden, wenn dieſelben in ihrer früheren Eigenſchaft, als Lieferantin für die Küche nämlich, das Haus ferner beſuche. Dieſes Geſchäft hatte Frau Klingler übernehmen müſſen. Anfänglich hatte ſich die dicke Gemüſehändlerin gewaltig geſträubt, doch wurde ſie überſtimmt, ergab ſich in ihr Schickſal und kam nur zuweilen, fein und ſauber angezogen, um ihrer Tochter einen Beſuch zu machen, bei welchen Gelegenheiten ſie von dem alten taktvollen Jakob aufs Ehrerbietigſte an der Hausthüre empfangen und die Treppe hinauf begleitet wurde, ohne daß er ſich dabei erlaubt hätte, einen der früheren Späße mit der langjährigen Bekannten zu machen.

Madame Schoppelmann hatte zuerſt darüber gelächelt und auch wohl geſagt, wenn ſie ſchwer athmend auf der halben Treppe ſtehen blieb: Jakob, Er iſt ein alter Narr! worauf ihr dieſer erwiederte: Alles hat ſeinen Unterſchied; wenn Ihr uns in der Küche beſucht, oder wir zu Euch kommen, da ſind wir die früheren guten Bekannten; wenn es aber dem gnädigen Fräulein gilt, ſo wird die Sache anders gehalten. Das verſtehe ich beſſer.

Unterdeſſen hatte ſich auch die Geſchichte mit dem Stuben-

mädchen Nanette auf die für das strenge Herz der Köchin allerbefriedigendſte Art entwickelt. Der Schloßbediente hatte förmlich um die Hand derſelben angehalten, und zwar bei Martha ſelbſt, welche ſich herbeigelaſſen, Mutterſtelle bei dem naſenweiſen Mädchen zu vertreten. Er war gekommen in ſeiner beſten Livree: roth mit Gold und mächtigen Achſelſchnüren, hatte friſch gewaſchene, weiße, baumwollene Handſchuhe an, und trug in der Hand den ſchwarzlackirten Hut. Die Köchin, ſelbſt im beſten Putze, hatte ihn im Zimmer neben der Küche empfangen, hatte ihm nach ſeiner Verbeugung einen ungeheuer tiefen Knix gemacht und alsdann ſehr ernſthaft ſeinen zierlich geſetzten Worten gelauſcht.

Die ganze Brautwerbung war denn auch zur beſten Zufriedenheit aller Theile vorüber gegangen; am Schluſſe derſelben wurde Nanette herbei gerufen, ihr der Antrag des Schloßbedienten wiederholt, und ſchon im Voraus von Martha aufs Beſte inſtruirt, hatte ſie ſich drei Tage Bedenkzeit ausgebeten, — ein Verlangen, das die ſtellvertretende Köchin vollkommen gerechtfertigt fand.

Dieſe hatte ſich auch bei dem ganzen Akte ſo feierlich und würdevoll benommen, daß, als der Hofbediente weggegangen war und ſich die Stillfried'ſche Dienerſchaft wieder in der Küche verſammelt hatte, Martin, der Kutſcher, hoch und theuer verſicherte, da könne man ſagen, was man wolle, er glaube es doch nicht, und er ſei der feſten Ueberzeugung, und würde auf dieſe Ueberzeugung einen Eid ablegen: die Köchin hätte ſchon früher einmal ſtellvertretende oder wirkliche Mutter geſpielt.

Wenn es auch der Köchin ſchmeichelte, ihr Amt ſo gut verſehen zu haben, ſo drohte ſie doch mit einer Ohnmacht und ſagte in Ermangelung einer ſolchen zum Kutſcher: er ſei ein alter, unausſtehlicher Narr.

Tages darauf mußte Jakob, ebenfalls in guter Livree, den Besuch des Schloßbedienten erwiedern; dann wurde der Letztere mit Erlaubniß der Staatsräthin nach den abgelaufenen drei Tagen zu einem Kaffee eingeladen, bei diesem das Jawort ertheilt und darauf die Braut und die stellvertretende Mutter von dem Schloßbedienten geküßt.

Hiebei können wir nicht umhin, zu bemerken, daß, als Letzteres geschah, Martin, der Kutscher, die Köchin so auffallend anblinzelte und schrecklich lächelnd auf sie hinschielte, daß Martha ihre ganze Fassung verlor und dem Schloßbedienten seinen Kuß zurück gab, was eigentlich nicht ganz dem herkömmlichen Ceremoniel gemäß war.

Danach nahm nun die Sache ihren gewöhnlichen Verlauf. Der Schloßbediente und seine Braut wurden drei Sonntage nach einander um mich eines technischen Ausdrucks zu bedienen, von der Kanzel herabgeworfen, was Veranlassung gab, daß Nanette an drei Sonntagen mit rothgeweinten Augen erschien, und daß Martha an allen diesen drei Sonntagen nach der Bekanntwerdung des boshaften Kutschers die Suppe versalzte. Sofort erhielt die glückliche Braut von ihrer bisherigen Herrschaft nicht minder auch von Katharine und Madame Schoppelmann, von Martha, von Jakob und dem Kutscher eine mehr oder minder reiche Aussteuer. Hiebei können wir aber nicht verschweigen, daß sich Martin etwas sehr Unzartes zu Schulden kommen ließ; denn er schenkte in die neue Haushaltung unter Anderem ein Geräthe, welches man sich gewöhnlich selbst anzuschaffen pflegt.

Darauf wurde die Hochzeit gefeiert im Gasthofe zum schwarzen Adler. Ein fürstlicher Jäger im glänzendsten Schmucke führte die Braut, der Schloßbediente die Köchin. Sämmtliche vornehme Häuser der Residenz waren in ihren besten Livreen bei diesem

Feſte vertreten. Es wurde ſehr viel gegeſſen, noch mehr getrunken und auch nicht wenig getanzt.

Von dieſem freudigen Ereigniſſe ſehen wir uns veranlaßt, dem gewöhnlichen Lauf der Welt nach auf ein ernſteres überzugehen, welches mit unſerer Geſchichte zu innig verwebt iſt, um nicht davon Kenntniß nehmen zu müſſen.

Wir erlaubten uns ſchon, dem geneigten Leſer mitzutheilen, daß es den wenigen Leuten, welche ihren Weg durch die enge Gaſſe hinter dem Schorrelmann'ſchen Hauſe zu nehmen pflegten, an dem erſten und zweiten Tage nicht auffiel, daß die Thüre des kleinen Weinhauſes der Frau Schilder beſtändig und feſt verſchloſſen war. Endlich machten ſpielende Kinder einen vorübergehenden Mann auf die ſonderbaren Flecken aufmerkſam, welche unten an der Thüre und auf der ſteinernen Schwelle ſichtbar waren. Dieſer Mann klopfte zu wiederholten Malen an die Hausthüre; doch ſchallten dieſe Schläge dumpf und hohl, ohne eine Antwort hervorzurufen. Darauf umgieng er das Haus, betrat den kleinen Kloſterhof und ſchaute von dort in die Fenſter, bemerkte aber auch da nichts. Dieſer Vorfall wurde der Polizei gemeldet, die ſich hiedurch veranlaßt ſah, bei der Wittwe Schilder eine förmliche Hausſuchung vorzunehmen. Da man die Hausthüre nicht aufſprengen wollte und die Fenſter hinten einem leichten Drucke nachgaben, ſo ſtiegen die Beamten der öffentlichen Sicherheit dort hinein. Der Polizeiwachtmeiſter, der das Ganze leitete, verſicherte ſpäter, mit einem ſeltſamen, unheimlichen Gefühle eingetreten zu ſein. In dem Hinterzimmer fand ſich nichts, als auf dem Tiſche die aufgeſchlagene Bibel und in einem Winkel ein großes, offenes Meſſer, welches ſich aber bei ſpäterer genauer Unterſuchung als gänzlich ohne Blutflecken und deßhalb ziemlich unverdächtig ergab. Eine Todtenſtille lag auf dem Hauſe, und

der erste Polizeisoldat, der nun vorn an die Treppe gieng, ein Mann, der doch in diesem Fache Ziemliches gewohnt war, wich schaudernd einen Schritt zurück, als sich so Gräßliches seinem Blicke darbot. — — —

Wir wollen den Leser mit diesem Bilde verschonen.

Die Leiche des unglücklichen Weibes wurde aufgehoben, nachdem die herbeigerufenen Gerichtspersonen zuvor die genaueste Kenntniß von ihrer Lage und den sie umgebenden Gegenständen genommen. Die umherliegenden Gold- und Silbermünzen wurden, ohne sie zu berühren, zusammengekehrt und in einen Behälter gethan.

Natürlicher Weise vermuthete man anfänglich einen Mord; doch ergab sich nach angestellter sorgfältiger ärztlicher Untersuchung und Sektion, daß die Frau, im Begriffe, mit dem bei ihr gefundenen Gelde die Treppen hinabzusteigen, vom Schlage getroffen worden sei und daß sie vielleicht noch einige Stunden lebend gelegen habe. Wahrscheinlich schloß man Letzteres aus dem Blute, welches bis an die Thüre geflossen. — Am meisten wunderten sich die Gerichte bei dieser Sache über das baare Geld, welches man bei der Frau fand, die als in dürftigen Umständen lebend bekannt war, vorgefunden. Es war über tausend Gulden in Baarem, und einige Zeit darauf, nachdem die Frau begraben war und man das Haus abermals öffnete, um zum Behufe einer Versteigerung die wenigen Mobilien der Verstorbenen aufzunehmen, fanden sich noch einige Pariere, über welche wir später zu reden Veranlassung haben werden.

Den größten Eindruck in der Nachbarschaft hatte diese Geschichte aus verschiedenen Gründen auf das Herz der Madame

Scherrelmann gemacht. Obgleich ſie die Frau Schilder keineswegs liebte, ſo war es ihr doch fürchterlich, daß dieſe Frau gerade ſo nahe ihrem eigenen Wohnhauſe dieſes ſchreckliche Ende hatte nehmen müſſen. Die Gemüſehändlerin konnte es nicht unterlaſſen, häufig während des Tages, mehr aber noch nächtlicher Weile nach dem verſchloſſenen Hauſe hinüber zu ſchielen, und dabei konnte ſie die ſchreckliche Idee nicht unterdrücken, als würde die nicht mehr exiſtirende Nachbarin plötzlich ihre Thüre öffnen und ihr grinſend einen guten Abend bieten.

Was aber Madame Scherrelmann am meiſten bei der Sache bekümmerte, war das plötzliche Verſchwinden ihrer beiden Söhne. Daß dieſelben einen Tag und eine Nacht abweſend waren, war ſchon häufiger vorgekommen. Als ſie aber nach achtundvierzig Stunden nicht wieder erſchienen, als drei Tage vergiengen, vier Tage, und weder Einer der Beiden zurück kam noch irgend ein Lebenszeichen von ſich gab, da ſchüttelte die Mutter doch einigermaßen beſorgt den Kopf und wußte nicht, was das zu bedeuten habe. Wenn ihr die beiden Buben auch unendlich viel Kummer verurſachten, ſo waren und blieben es doch einmal ihre Söhne, und daß ſie namentlich ſo ſpurlos verſchwunden, das machte der alten Frau die größte Sorge; denn ſie war deßhalb nicht einmal im Stande, mit einer Gewißheit über ſie zu ſprechen, was ihrem gerieſten Herzen eine Erleichterung geweſen wäre.

Daß die Beiden nicht ſo bald zurück kehren würden, vermuthete ſie übrigens nicht eher, als bis ſie nach ein paar Tagen an ein verborgenes Fach ihres Schreibtiſches kam und dort zu ihrem größten Schrecken wahrnahm, daß ihr ein Sack mit einer beträchtlichen Summe in Kronenthalern fehle. Die Gemüſehänd-

lerin wurde bei dieser Entdeckung bleich vor Schrecken. Das hatte sie nicht erwartet und nimmermehr geglaubt, daß ihre eigenen Kinder sie bestehlen würden. Wenn sie auch genugsam von deren Lebenswandel überzeugt war, wenn sie sie auch für leichtsinnig, faul und liederlich hielt, wenn es auch schon vorgekommen war, daß sie sich gerade kein großes Gewissen daraus gemacht hatten, irgend etwas von den Viktualien der Mutter zu ihren eigenen Zwecken zu mißbrauchen, so wäre es der Frau doch wahrhaftig nie in den Sinn gekommen, zu glauben, ihre Söhne seien fähig, die eigene Mutter so rücksichtslos zu bestehlen.

Wenige Tage, nachdem die Polizei das Haus drüben untersucht, hatte sich einer dieser Herren — wahrscheinlich zufälliger Weise — bei Madame Scherrelmann eingefunden und, mit ihr ein gleichgültiges Gespräch führend, sie auch im Verlaufe desselben nach ihren beiden Söhnen befragt. Die Mutter hatte gesagt, was sie wußte, daß sie nämlich seit ein paar Tagen fort, wahrscheinlich über Land seien, und hatte mehr aufrichtig als klug hinzugefügt, sie begreife dieses Verschwinden ihrer Söhne nicht recht, es sei das für eine Dauer von mehreren Tagen bis jetzt noch nicht vorgekommen.

Die Gemüsehändlerin saß vor der erbrochenen geheimen Schublade ihres Schreibpultes und legte die Hände ermattet in den Schooß. Ihr Haupt hatte sie gesenkt, und da sie, ehe dies geschehen, zufällig die beiden uns bekannten leeren Medicinflaschen sah, so hatte sie einen heftigen Zorn, der in ihr aufzusteigen drohte, bekämpft und ließ dafür Schmerz und Wehmuth in ihr Herz ziehen. Sie hatte allerlei Gedanken, und die kamen so nach und nach, einer nach dem anderen, daß sie sich ordentlich davor fürchtete. Sie wußte wohl, welche Gemeinschaft ihre beiden

Söhne mit der Schilder drüben gehabt; ja, die Strebeling, die an jenem unglücklichen Abend zufällig droben am Fenſter war, wollte die Gebrüder Schorpelmann noch geſehen haben, als ſie ſpät jenes Haus verließen. Nun war die Frau eines ſo plötzlichen und ſchrecklichen Todes geſtorben, und die Beiden — Gott im Himmel! dachte die Frau ſchaudernd — vielleicht in Folge davon ſo plötzlich verſchwunden.

Es war gut, daß die arme Mutter, während auf der einen Seite ihr Herz durch ihre Söhne ſo tief betrübt war, durch das Glück ihrer Tochter auf der anderen Seite hoch erfreut wurde. Aber ſie fühlte ſich hier in dieſen finſteren Mauern ſo einſam und verlaſſen. Ja, ihr Geſchäft, das ihr ſonſt ſo große Freude gemacht, war nicht mehr im Stande ſie aufzuheitern. — „Wozu die Plagerei bei Tag und Nacht?“ ſprach die Gemüſehändlerin zu ſich ſelber. „Für wen ſoll ich mich abſchinden und aufopfern? — Für Katharine habe ich genug zuſammen gebracht, und auch für die beiden ungerathenen Buben, wenn ſie da geblieben wären. — — Und dann,“ fuhr ſie nach einem längeren Stillſchweigen fort, „bin ich es meiner Tochter, der Katharine, wenn ſie je das Glück haben ſollte, in dem Hauſe zu bleiben, wahrhaftig ſchuldig, etwas für ſie zu thun, was darin beſtehen muß, daß ich mir zu einer Stellung verhelfe, wo ich mich mit Anſtand vor meinem künftigen Schwiegerſohn kann ſehen laſſen. Das geht nicht immer ſo fort, und ich kann und will hier nicht Rettige und Fiſche verkaufen, während ſie in ihrem Wagen bei mir vorbeifährt. Es würde ſich das nicht ſchicken.“

Bei dieſen Worten und mit einem leiſen Seufzer blickte die Frau rings in ihrem Waarenmagazine um ſich, und als ſie hier alle ihre Reiche ausgebreitet ſah, da wurde ihr das Herz ſchwer,

wenn sie daran dachte, dies alles sei nicht mehr für sie da. Seit Katharine das Haus verlassen, war ihr, trotz der thätigen Hülfe der Jungfer Strebeling, das ganze Anwesen eine große Last geworden: sie liebte es nicht mehr, sie konnte es nicht mehr mit dem Interesse anschauen, wie früher. Nun aber, seit jene Geschichte drüben vorgefallen war, seit ihre Söhne das Haus verlassen, seit die Hand ihrer eigenen Kinder sie bestohlen, war es der alten Frau unheimlich geworden, und dieser Hof, dieses Haus, Zimmer und Waarenmagazin, sonst ihr Stolz und ihre Freude, alles das hatte nichts Anziehendes mehr für sie; sie fand es hier zum ersten Male finster und unwohnlich.

Nachdem die Gemüsehändlerin ihr Schreibpult wieder verschlossen, begab sie sich in ihr Zimmer nach dem Hofe zu, in jene Vorhalle mit dem großen Herde, wo sie sich in der Kaminecke neben dem prasselnden Feuer niedersetzte. An dem uns bekannten Tische in der Nähe der Thüre befand sich Jungfer Strebeling; sie hatte das große Buch vor sich und übertrug die Hieroglyphen der Schiefertafel in leserliche Worte und Zahlen. Die alte Jungfer war so in ihr Geschäft vertieft, daß sie nicht einmal zu bemerken schien, wie Madame Schoppelmann aus dem Nebenzimmer kam und sich in ihren traulichen Winkel setzte.

Aber, ach! dieser Winkel war nicht mehr so traulich wie vordem, wie an jenem Morgen, wo wir den geneigten Leser zum ersten Male hier einführten, wo draußen auf dem Hofe die warme Frühlingssonne schien und im Scheine derselben aufgehäuft lag, was es in jener Jahreszeit Schönes und Gutes gab. Und in den Monaten Mai und Juni gibt es viel Schönes. — War damals nicht auch Katharine in das Zimmer getreten, die lustige, vergnügte, glückliche Katharine, und hatte nicht dort

an jenem Tiſche der Fuhrmann geſeſſen? — Wo mag der jetzt ſein? — — —

Die Gemüſehändlerin ſeufzte ſo laut und lange, daß Jungfer Clementine nothwendiger Weiſe in ihrer Arbeit einhalten und aufblicken mußte.

„Was fehlt Euch denn, Frau?“ fragte ſie erſchrocken. „Du lieber Gott, Ihr müßt das nicht ſo zu Herzen nehmen! Die werden ſchon wieder kommen.“

„Darüber habe ich eigentlich nicht geſeufzt,“ verſetzte Madame Schoyrelmann. „Es war nur ſo ein Seufzer im Allgemeinen. Aber ich habe in der letzten Zeit wirklich zu viel Unangenehmes erlebt!“

„Aber auch Angenehmes,“ ſagte Clementine, während ſie einen Finger auf die Schiefertafel hielt, um die Stelle nicht zu vergeſſen, wo ſie gerade am Uebertragen war.

„Ja, allerdings, die Katharine,“ ſagte die Frau achſelzuckend. „Da könnte vielleicht noch was Gutes daraus entſtehen. Vielleicht, ſage ich, nur vielleicht; denn das Schickſal hat ſeine Launen. — Aber hier dieſes Haus iſt mir gewaltig entleidet. Sieht Sie, Strebelinge, wenn meine beiden Söhne auch als ein paar Taugenichtſe bekannt waren, ſo hatten ſie doch bis jetzt noch nichts gethan, was ſie vor der ganzen Welt blamiren konnte.“

„Und nun?“ fragte Clementine erſtaunt.

„Da mag man ſagen, was man will,“ fuhr die Gemüſehändlerin finſter fort und ſchlug mit ihrer geballten rechten Fauſt in die Handfläche, „ſie ſtehen zu der traurigen Geſchichte da drüben in irgend einer Verbindung.“

„Um Gottes willen, was habt Ihr für schreckliche Gedanken!“ rief entsetzt die alte Jungfer.

„Verſteht mich recht,“ erwiederte Madame Schorrelmann. „Ich will gerade nicht behaupten — nein, Gott ſoll mich davor bewahren! — wenn ich das denken ſollte, müßte ich ja ein Narr werden; ſeht, wie ich nur bei ſo einem Gedanken ſchaudere; nein, nein, gewiß nicht! — Aber ſie haben mit dem Weibe da drüben — Gott habe ſie ſelig — irgend eine Gemeinſchaft gehabt; ſie haben es gewußt, was da drüben vorgegangen, und deßhalb ſind ſie auf und davon.“

„Freilich, freilich,“ ſagte Clementine nachdenkend. „Gerade ſeit jenem Morgen hat man ſie nicht mehr geſehen.“

„Das hängt irgend wie zuſammen,“ fuhr die alte Frau fort. „Warum ſind ſie nicht da geblieben, wenn ſie ſich nicht gefürchtet hätten, zugegen zu ſein, wie man die Geſchichte drüben entdeckt? Und glaubt mir, Strebelinge, ſo wie ich denken auch andere Leute. Umſonſt war neulich der Polizeiwachtmeiſter nicht hier. — Aber das iſt keine Kleinigkeit; der Name Schorrelmann konnte ſich bis jetzt hören laſſen in der Stadt; da war nicht ein Fleckchen darauf ſo groß wie eine Nadelſpitze. — Und was wird das Ende vom Liede ſein? — Die beiden Burſche treiben ſich irgend wo im Lande umher, bis ſie keinen Kreuzer Geld mehr haben, dann machen ſie ſchlechte Streiche und werden an einem ſchönen Morgen eingebracht, hierher eingebracht auf die Polizei; und dann, Strebelinge, denk' Sie ſich das Unglück! Kann ich mich dann ferner ſehen laſſen? Wird mich nicht die ganze Welt mitleidig und böswillig fragen: Ei, Frau Schorrelmann, wie iſt denn das? — Hätte man das je denken können! — Iſt denn die Geſchichte wahr? — O, o! das wär' ich gar nicht im Stande

zu überleben! — — Nein, nein, ich habe die Geſchichte ſatt und will meine Schritte thun.“

Hier giengen die Worte der Gemüſehändlerin, welche ſie bis jetzt an ihren weiblichen Buchhalter zu richten ſchien, in ihre bekannte Manier, zu ſich ſelbſt zu reden, über.

„Wozu mich auch länger plagen? — Der Doktor hat es mir ſchon öfters geſagt, ich ſolle den Handel dran geben und mich zur Ruhe ſetzen. Das will ich denn auch thun. — Ich haſſe ſolche garſtige Geſchichten in meiner Nähe, wie drüben bei der Schilder geſchehen; ich mag ſolche Nachbarſchaft nicht. — Aber ich kann es nicht vergeſſen — wachend und träumend muß ich daran denken. — Und warum ſoll ich mir meine letzten Lebenstage ſo verbittern? — Ich habe genug geſchafft.“ — — —

Jetzt mußte ſie ſich in ihren Ideen mit dem Zimmer ihrer Söhne beſchäftigen, denn ſie ſagte auf einmal, indem ſie ihre lauten Träumereien verließ: „Weiß Sie nicht, Jungfer Strebeling, ob der Schloſſer da war und droben das Fenſtergitter wieder feſtgemacht hat?“

„Iſt Alles geſchehen, wie Ihr befohlen,“ entgegnete Clementine. „Es hat einen Gulden und zwölf Kreuzer gekoſtet; ich habe ſie bezahlt.“

„Ja ſo!“ fuhr die Gemüſehändlerin nach einer längeren Pauſe fort; „an Euch habe ich noch gar nicht einmal recht gedacht. Es thut mir wahrhaftig um Euch leid, wenn ich mich zurück ziehe und das Haus verlaſſe. Werdet Ihr hier im Hauſe bleiben, oder“ — fuhr die Frau lächelnd fort — „iſt bald was Anderes im Werke?“

Clementine zerkaute verwirrt die Spitze ihrer Feder und ſah betrübt auf die Schiefertafel. Ach, auch ſie hatte der Tod der

Schilder ſchmerzlich berührt! Die Frau hatte allein den Faden in der Hand, der ſie, wenn auch nur brieflich, mit dem entfernten Freunde verband. Das war nun auf einmal zu Ende, und Clementine wußte weder, wo ſich Herr Müller aufhielt, noch, wer künftig ihre Briefe beſorgen würde. Aus den Zeitungen mußte er nothwendiger Weiſe das traurige Ende der Frau erfahren haben, und Tag um Tag, Stunde um Stunde hoffte die Jungfer ein paar Zeilen zu erhalten. Aber es war bis heute nichts gekommen. — —

Der Entſchluß der Gemüſehändlerin, Haus und Geſchäft zu verlaſſen, kam Clementinen im Augenblicke unerwartet; doch begriff ſie vollkommen die Gefühle der alten Frau.

Seit Katharine aus dem Hauſe war, kam es auch ihr öde und unheimlich vor, und wir müſſen geſtehen, daß die einzigen glücklichen Stunden, welche Clementine hatte, jene waren, wo ſie ihre Freundin beſuchen konnte. Und das geſchah denn auch alle paar Tage zur augenſcheinlichen Freude Katharinens.

„Wenn ich einmal von hier fort bin,“ ſagte Madame Schoyrelmann, welche längere Zeit über etwas nachgedacht hatte, „ſo wird's Euch auch nimmer angenehm ſein, da zu bleiben. Was ſollt Ihr unter fremden Leuten? — Und wenn Ihr bis dahin keine anderen Ausſichten habt — nun, Ihr verſteht mich wohl! — ſo will ich Euch einen Vorſchlag thun. Ihr wißt, daß ich Euch gut leiden mag; zieht mit mir, und um ein Billiges gebe ich Euch Koſt und Logis. — Wahrſcheinlich bleibe ich in der Stadt; ich will nur vorher ſehen, wie ſich das mit meiner Tochter macht. Die Sache hier denke ich aber ſo bald wie möglich aufzugeben. — Wart Ihr ſo gut und habt mir die Glaaſen und die Klingler herbeſtellt?“

„Ich that ſo, wie Ihr mir geſagt,“ entgegnete Clementine ſichtlich zerſtreut; denn ſie dachte über den Vorſchlag der Madame Schorrelmann nach und rechnete, ob ihr zuſammen geſchmolzenes Vermögen ihr auch erlauben würde, ihn anzunehmen, und dachte dabei an ihn, auf den ſie Alles geſetzt, ihre Hoffnungen, faſt ihre ganze Habe.

Dreiundfünfzigſtes Kapitel.

Jungfer Clementine Stredeling beſteht ein gerichtliches Examen, und Madame Schoppelmann ſieht ſich veranlaßt, einen wichtigen Schritt zu thun.

Da vernahm man Schritte im Hof, und ehe noch Jemand eintrat, ſchlürfte eine der Mägde der Gemüſehändlerin in die Vorhalle und ſagte mit leiſer Stimme und eiligen Worten, es ſei Jemand von der Polizei draußen, der ſich bei ihr erkundigt, ob die Frau zu Hauſe ſei.

Gleich darauf trat dieſer Beamte auch in das Gemach; und es war nicht blos ein untergeordneter Beamter, ſondern der Polizeikommiſſar dieſes Viertels, ein langjähriger Bekannter der Gemüſehändlerin.

Dergleichen Leute haben zweierlei Arten von Benehmen. Madame Schoppelmann hatte mit dem Kommiſſar in häufigem geſchäftlichem Verkehr geſtanden, und bei dieſen Veranlaſſungen war Herr Wunſch, der ſehr darauf hielt, jeder Jahreszeit ihr Recht angedeihen zu laſſen, und dem eine Schnerze um Lätare

lieber war als nach dem Palmſonntag, der herablaſſendſte, leutſeligſte und freundlichſte Mann, den man weit und breit finden konnte. Er hatte auch ſchon oft ein Auge zugedrückt über kleine Fehler der Gebrüder Schorrelmann, die zu ſeinen Geſchäftsohren gelangt waren, anerkannten guten Eigenſchaften der Mutter jener leichtſinnigen jungen Leute zu Liebe.

Obgleich die Gemüſehändlerin mit einigem Erſchrecken einſah, daß es ſich hier um nichts Geringes handle, da der Polizeikommiſſar ſelbſt ſich in ihre Wohnung bemüht hatte, war es ihr doch angenehm, mit dieſem Bekannten ſtatt mit einem fremden Unterbeamten verhandeln zu müſſen. Als eine kluge Frau ſpielte ſie noch obendrein vollkommen die Unbefangene, erhob ſich äußerſt freundlich und ſo ſchnell als möglich von ihrem Stuhle und ſchien ſichtlich entzückt, den Herrn Polizeikommiſſar bei ſich zu ſehen.

Dieſer aber hatte heute das feierliche Dienſtbenehmen angenommen, verſtand es jedoch auch hier, eine kleine Schattirung zu machen. Als Beamter der öffentlichen Gewalt hatte er in Fällen, wie dem vorliegenden, ein ernſtes, würdiges Ausſehen, das ſich bei unbekannten Individuen nicht ſelten zu einem Ausdrucke von Strenge und Grobheit ſteigerte, hier aber der bekannten Frau gegenüber mit einer leichten Wehmuth vermiſcht war.

„Sollte der Herr Polizeikommiſſar,“ ſagte die Gemüſehändlerin nach einem tiefen Athemzuge, „ſich vielleicht ſelbſt hieher bemühen, um in Perſon nach dem gewünſchten Winterobſt zu ſehen?“

Herr Wunſch ſchüttelte auf dieſe Frage hin ernſt und melancholiſch ſein Haupt und ſagte: „Dieſes Mal nicht, meine gute Frau.“ Dann blickte er ſich rings prüfend in dem Gemache um, ſchien jedes Fenſter, jede Thüre ſeiner beſonderen Aufmerkſamkeit zu würdigen und ſchaute endlich auch Jungfer Strebeling lange

und durchdringend an, die, zufällig aufschauend, vor diesem Blicke zusammen schrack.

Die Gemüsehändlerin hatte einen Stuhl herbei geholt, und der Polizeikommissar ließ sich langsam darauf nieder, zog mit großer Bedächtigkeit seine Schnupftabakdose hervor und nahm eine starke Prise, wobei er die beiden Frauenzimmer abwechselnd ansah.

»Das ist . . .?« sagte er nach einer Pause, indem er auf die Schreiberin wies, die sich wieder emsig mit ihrem Buche und ihrer Schiefertafel beschäftigte.

»Die Jungfer Strebeling,« antwortete die Gemüsehändlerin. »Wohnt schon länger in unserem Hause und hilft mir, seit meine Tochter nicht mehr da ist, beim Schreiben der Bücher. — Ich kann damit nicht mehr recht umgehen,« setzte sie lächelnd hinzu.

»Ah so?« sagte Herr Wunsch und blickte die alte Jungfer mit sichtlichem und sehr großem Interesse an.

Clementine war bei der Nennung ihres Namens zusammen gefahren. Sie wußte nicht, warum, aber es war ihr recht unheimlich und ängstlich zu Mute.

Der Polizeikommissar hatte sich so gesetzt, daß er, ohne den Kopf stark zu drehen, die Beiden ansehen konnte.

»Soll ich mich vielleicht entfernen?« wagte die alte Jungfer mit schüchterner Stimme und blickte die Gemüsehändlerin an. Sie wagte es nicht, dem Manne des Gesetzes in die Augen zu sehen.

Madame Schoppelmann blickte fragend auf den Beamten. Doch dieser sagte mit ruhigem Tone: »Es wäre mir im Gegentheil sehr angenehm, wenn die Jungfer Strebeling da bleiben wollte.«

Clementine ſchauderte; Herr Wunſch nahm ruhig eine zweite Priſe.

„Ja, ja!“ ſagte er darauf nach einer längeren Pauſe, „da ſind in unſerem Stadtviertel ja merkwürdige Dinge vorgefallen, die erſten derartigen, ſo lange ich Polizeikommiſſar bin.“

„Es iſt ſehr traurig!“ ſagte die Gemüſehändlerin. „Und wer hätte es glauben können, ſo eine magere Frau muß am Schlag ſterben! Ja, was ſoll dann mit unſer einem geſchehen?“

Sie wollte offenbar auf ihre eigenen Koſten einen kleinen Spaß machen.

„Man nimmt allerdings an, es ſei ein Schlaganfall geweſen,“ entgegnete ruhig der Beamte. „Die Aerzte haben es ſo ausgeſprochen; das Gericht hat ſich damit zufrieden geſtellt.“

Madame Schoppelmann athmete tief auf.

„Nun aber,“ nahm der Beamte nach einem längeren Stillſchweigen wieder das Wort, „haben ſich bei der Hausſuchung, die wir vor einigen Tagen veranſtalten mußten, allerlei ſonderbare und ſeltſame Dinge ergeben.“

„Ah!“ ſagte Madame Schoppelmann.

„Ich will nicht von einem Meſſer ſprechen,“ fuhr der Beamte in demſelben ruhigen Tone fort, wobei er die dicke Frau feſt anſah, „von einem offenen Meſſer mit langer Klinge, das auf dem Fußboden des hinteren Zimmers gefunden wurde.“

„Ein Meſſer?“

„Allerdings, ein Meſſer,“ antwortete Herr Wunſch. „Wie könnte ich Ihnen doch dieſes Meſſer am beſten beſchreiben? — Richtig! ſo wird's gehen. — Sie werden ſich erinnern, Frau Schoppelmann, daß Ihr Sohn Konrad, auch der Jäger genannt . . .“

„Mein Sohn Konrad,“ ſagte die Frau erſchreckt.

„Derselbe," erwiederte der Polizeikommissar, „brachte mir vor einiger Zeit einen Hasen, den ich von Ihnen gekauft, und auf mein Ersuchen streifte er diesen Hasen in meiner Gegenwart ab."

„Nun?"

„Und bediente sich dabei eines Messers," fuhr Herr Wunsch fort, „ganz ähnlich dem, welches wir in dem hinteren Zimmer der Frau Schilder gefunden."

Jungfer Clementine saß wie auf Kohlen; denn der Beamte sah während seiner Rede hauptsächlich sie an. Vor ihrem Geiste bewegten sich allerlei schreckliche Bilder; da sah sie Messer und Blut und Mörder und Gespenster. Sie athmete schwer und tief auf, und als sie mit ihrer Hand über die Stirn fuhr, fühlte sie auf derselben kalte Schweißtropfen.

Der Beamte, welcher mit größter Ruhe eine dritte Prise nahm, lächelte ihr auf eine eigenthümliche Art zu. Er klopfte sich einzelne Körnchen des Tabaks von der Uniform und wiederholte langsam und gedehnt: „Ein geöffnetes Messer. — Aber das würde an sich noch nichts bedeuten, hat auch eigentlich nichts zu sagen, und ich sprach nur darüber, weil es mir gerade einfiel. — Jetzt aber kommen wir zu einem anderen Punkte, demjenigen, weßhalb ich Ihre Meinung, Frau Schoppelmann, hören wollte. Wir nahmen also vorgestern drüben eine Haussuchung vor. Diese ergab anfänglich kein großes Resultat; das Hauswesen der Frau schien arg verlumpt und herunter gekommen, das Mobiliar in schlechtem Zustande, Bettwerk so gut wie gar nicht vorhanden, von Wirthschaftsgeräth nur das Kümmerlichste. Kein halbes Dutzend ganzer Gläser, Wein nicht einen Tropfen. — Aber baares Geld."

„Das ist erstaunlich!" sagte Frau Schoppelmann.

„Allerdings sehr erstaunlich," fuhr der Beamte fort. „Ueber

tauſend Gulden baares Geld; doch fanden wir das ſchon am erſten Tage; es lag um die Leiche in ſchönen Gruppirungen. Es wäre ſonderbar geweſen, wenn ſich dieſes baare Geld allein im Hauſe befunden hätte; es war das nicht glaublich. Das meinte auch mein Polizeiſoldat Schneider, der namentlich in dieſer Beziehung eine feine Naſe hat und der ſich ſorgſam daran gab, Kiſten und Kaſten zu unterſuchen, namentlich aber auf verborgene Fächer fahndete.

Bei den letzten Worten zog der Polizeibeamte ſeinen Hemdkragen etwas in die Höhe und blickte nach der Jungfer Strebeling hinüber, die aber bei Nennung der geheimen Fächer durchaus keine Bewegung verrieth.

„Das iſt über alle Maßen erſtaunlich!“ warf die Gemüſehändlerin dazwiſchen. „Tauſend Gulden bei der Schilder! — Ich hätte ihr nicht tauſend Kreuzer zugemuthet.“

„Die Polizei auch nicht,“ ſagte Herr Wunſch, indem er ſtolz ſeinen Kopf erhob. „Die Frau war als verſchuldet bekannt. Um ſo mehr mußten wir aber erſtaunen, als Schneider in einer alten Kommode wirklich einen geheimen Behälter entdeckte und in demſelben merkwürdige Papiere fand.“

„Papiere!“ fragte erſtaunt Madame Schoppelmann.

„Ganz merkwürdige Papiere,“ entgegnete der Beamte, indem er ſeinen Oberrock aufknöpfte und ein anſehnliches Paket hervorzog. „Ich muß mir ſchon erlauben,“ fuhr er ruhig fort, „Sie von dem Inhalt dieſer Papiere in Kenntniß zu ſetzen.“

Damit ſah Herr Wunſch die alte Jungfer mit einem ſo feſten, wir möchten ſagen: gierigen Blicke an, daß ſie die Augen niederſchlug, ſich aber dabei nicht enthalten konnte, zu ſagen: „Wenn's gefällig iſt.“

„Gefällig durchaus nicht,“ entgegnete würdevoll der Beamte.

In der That nicht gefällig; es iſt eigentlich nur meine Pflicht, die ich erfülle, keine Gefälligkeit.« — Er wollte eigentlich ſagen, keine Schonung, doch ſchien ihm die arme Clementine ſchon eingeſchüchtert genug.

Er riß den Bindfaden herunter, rückte ſeinen Stuhl näher an den Tiſch, alſo auch zu Clementine, entfaltete einen ganzen Stoß Akten und räuſperte ſich mehrere Male.

»Verzeihen Sie mir, Herr Polizeikommiſſar,« ſagte jetzt Madame Schoppelmann; »es ſieht ja faſt aus, als gehen uns die Papiere der Frau Schilder an! — Was haben wir um Gotteswillen damit zu ſchaffen?«

Herr Wunſch zuckte auffallend hoch die Achſeln und ſagte: »Wir wollen das ſpäter, hoffe ich, erfahren. Für jetzt muß ich Sie um einen Augenblick Gehör bitten.«

Damit hatte er die Papiere vor ſich ausgebreitet, glättete ſie behutſam, indem er mit dem Aermel darüber ſtrich, und las nun mit einer wahrhaft erſchütternden Stimme und mit einem unſäglich blutgierigen Blicke auf Clementine: »Verhandelt in Anweſenheit der Gerichtsbeiſitzer N. N.« Dann ſchaute er abermals in die Höhe, um die Gewißheit zu erlangen, welchen Eindruck dieſe ſchreckliche Einleitung auf das Gemüth der beiden Frauen hervorgebracht.

Die Gemüſehändlerin, die dergleichen ſchon mehrmals gehört hatte, war ſich ziemlich gleich geblieben, Jungfer Strebeling dagegen zuſammen geknickt, wie eine vom Hagel getroffene Lilie.

In Anweſenheit der Gerichtsbeiſitzer n. wurde an dem und dem Tage von unterzeichnetem Polizeikommiſſar in der Wohnung der verſtorbenen Frau Schilder eine Hausſuchung vorgenommen, deren Reſultat Folgendes war. Nach verſchiedenen unbedeutenden Sachen, fuhr Herr Wunſch fort, indem er mehrere Blätter um-

wendete, fand sich eine Eichenholzkommode vor, deren obere Schublade einen doppelten Boden ergab, welches Behältniß nachfolgende Papiere enthielt ꝛc. — unwesentlich; ferner aber eine Staatsobligation Nr. 4680, eine dito Nr. 4681, eine dito Nr. 4682, zusammen im Betrage von dreitausend Gulden.

„Herr Jesus!“ seufzte Clementine.

Bei diesen Obligationen lag ein Dokument, welches besagte, daß diese dreitausend Gulden sich dadurch im rechtmäßigen Besitze der Frau Schilder befänden, weil sie ihr von der vormaligen Inhaberin dieser Obligationen zur Deckung eines früher gemachten Anlehens zurückbezahlt worden seien.

Hier machte der Beamte eine Pause, und Madame Schoyelmann, welche diese Sache zu interessiren anfieng, trat zu dem Leiche und sagte: „Das ist allerdings merkwürdig! Da möchte ich nur wissen, welcher Christenmensch der Schilder etwas schuldig gewesen. Dreitausend Gulden! — und wer hat die heimbezahlt? — Na, da schau einer an!“

Clementine war mehr todt als lebendig. Obgleich sie keinen Begriff davon hatte, was eigentlich Schreckliches über sie hereinbrechen würde, so fühlte sie doch, daß über ihrem Haupte ein Schwert an einem Faden hieng, und daß der Faden eben im Begriffe sei, zu zerreißen. Sie erhob sich langsam von ihrem Stuhle; sie schien das Zimmer verlassen zu wollen; doch ein gebieterischer Blick des Polizeikommissars traf sie so mächtig, daß sie kraft- und willenlos in ihren Stuhl zurück fiel.

„Diese Obligationen im Betrage von dreitausend Gulden,“ fuhr der schreckliche Mann fort, „wurden der Frau Schilder vor nicht langer Zeit heimbezahlt, und zwar, wie das beiliegende Dokument beurkundet, durch — Jungfer Clementine Strebeling.

Wenn in diesem Augenblicke die ganze Vorhalle eingestürzt

wäre, so hätte Madame Schorrelmann, die begierig den Namen erwartete, nicht mehr erschrecken können, als jetzt, wo sie diesen vernahm. Sie faltete ihre Hände und brachte nur mühsam die Worte hervor: „Ja, ist denn das möglich?“

Der Polizeikommissar hatte sich in seinen Stuhl zurückgelegt und spielte mit einem Bleistifte, während er die unglückliche Clementine betrachtete.

„Ja, habe ich denn recht gehört?“ rief die dicke Frau, indem sie ihre Hände mehrere Male zusammen schlug. „Ja, kann ich meinen Ohren trauen? Ihr, Strebelinge, habt der Schilder dreitausend Gulden gegeben?“

„In Obligationen,“ bekräftigte der Beamte mit einem Kopfnicken.

„So sprecht doch, unglückliges Weibsbild!“ sagte die Gemüsehändlerin in wahrer Verzweiflung. „Da sitzt der Herr Oberpolizeikommissar; es ist jetzt kein Spaß mehr mit der Geschichte. — Seid denn Ihr der Schilder was schuldig gewesen?“

„Nein, nein, gewiß nicht!“ jammerte das unglückliche Wesen.

„Und Ihr habt ihr auch nichts bezahlt?“ fuhr die dicke Frau dringender fort.

„Ja, ich habe ihr die drei Papiere gegeben!“ rief verzweiflungsvoll Clementine und verbarg ihr Gesicht in beide Hände.

„Gerechter Heiland!“ rief entsetzt Madame Schorrelmann. „Jetzt geht mir ein Licht auf; wahrhaftig! jetzt geht mir eine Fackel auf! — Ach, Herr Oberpolizeikommissar, da ist was Niederträchtiges geschehen, was ganz abscheulich Schlechtes!“

„Das glaube ich auch,“ sagte der Beamte mit seltsamem Blick auf Clementine. „Die Jungfer ist sehr verwirrt, und das scheint mir verdächtig.

„Ach!“ rief die Frau, „der arme Wurm hat nichts gethan; die unglückliche Weibsperſon iſt ſelbſt niederträchtig behandelt worden! Mit der hat man ein ſchlechtes Spiel getrieben!“

„So ſoll ſie ſprechen,“ ſagte der Polizeikommiſſar mit zweifelhaftem Tone. „Warum hat ſie der Schilder das Geld gegeben?“

„Nein,“ jammerte Clementine nach einer Pauſe, und nachdem der Beamte ſeine Fragen mehrere Male wiederholt hatte; „nein, ich will nichts ſagen; ich kann nichts ſagen, und ſollte es mein Tod ſein!“

„So will ich ſprechen!“ ſagte entrüſtet die Gemüſehändlerin, während ſie mit der Hand auf den Tiſch ſchlug. „Da war ſo ein Kerl — Müller hieß er.“

„Um Gottes willen! was ſprecht Ihr da?“ rief Clementine in Thränen. „Frau, Frau! Wenn ich das vor fremden Ohren hören muß, ſo werde ich ſterben.“

„Es ſtirbt ſich nicht ſo leicht,“ fuhr Madame Schorrelmann nach einem tiefen Athemzuge fort. „Ich hab's geſagt: da war ſo ein Kerl, der hieß Müller.“

„Johannes Müller,“ ſagte lächelnd der Beamte, indem er einen zerknitterten Brief entfaltete.

„Meinetwegen, Johannes,“ erwiederte die dicke Frau. „Nun, der hat der alten Perſon da den Kopf verrückt, vollſtändig verrückt. — Da mag Sie heulen und Geſichter ſchneiden, wie Sie will, 's iſt doch wahr! Und das war Ihr Unglück — ich hab's Ihr immer geſagt. — Nur Gleich und Gleich paßt zuſammen: und wenn ein junger Menſch ſo einem alten Ding nachlauft, da ſind immer Abſichten dabei. Und ſo war es auch hier; der ſaubere Herr Müller hat mit der Schilder zuſammen geſpielt. — O, ich bin nicht ſo dumm! — Und da haben ſie dem armen

Geschörf da Briefe geschrieben und haben darin gesagt, es gehe ihm so schlecht, und er müsse seine Familie unterstützen, und dazu brauche er Geld.“ — —

Hier machte die Frau eine kleine Pause, um sich durch einen tiefen Athemzug wieder zu restauriren.

Der Polizeikommissar hatte während der heftigen Reden der Frau andere Papiere entfaltet und beistimmend mit dem Kopfe geknickt.

„Er brauche Geld!“ fuhr diese mit neuen Kräften fort. „Und das Geld hat sie der Schilder gegeben, einmal sechshundert Gulden und nun auch diese dreitausend Gulden. — O, das ist nicht an zehn Himmel zu malen!“

Clementine war mit dem Kopfe auf den Tisch niedergesunken und weinte und schluchzte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Ihr zartes, süßes Geheimniß hatte man schonungslos verrathen; ihr reines Verhältniß war zu den Ohren der Polizei gekommen und sie blamirt auf ewig!

„Mir scheint, die Frau hat vollkommen Recht,“ sagte streng der Beamte. „Wir sind hier einem Verbrechen auf die Spur gekommen, das nothwendiger Weise verfolgt und bestraft werden muß. Deßhalb sehe ich mich denn auch veranlaßt, Sie, Jungfer Strebeling, nöthigenfalls im Namen des Königs zu fragen, wie sich diese Sache verhält.“

„Es ist so, es ist so!“ rief triumphirend die Gemüsehändlerin.

„Jungfer Strebeling, Sie werden mir antworten!“ sagte der Beamte mit ernstem Tone. „Haben Sie Bekanntschaft gehabt mit einem Johannes Müller?“

„Ja,“ hauchte die Befragte mühsam hervor.

„Hat Ihnen dieser Johannes Müller durch Vermittlung der

Frau Schilder einen Brief zugeſtellt, worin er Ihnen unter Anderem ſagt, er habe ſeine Familie in traurigen Umſtänden getroffen, und nur eine gewiſſe Summe könne ihn und ſie vom Verderben retten?“

„So iſt es!“

„Haben Sie hierauf dieſe Briefe beantwortet und der Frau Schilder zu gleicher Zeit Geld eingehändigt?“

„Ja.“

„Wie hoch beliefen ſich dieſe Summen?“

Clementine zauderte mit der Antwort und faltete bittend die Hände.

„Wenn Sie,“ fuhr der Polizeikommiſſar ſtreng fort, „hier, wo wir unter uns ſind, die Beantwortung dieſer Frage verweigern, ſo ſehe ich mich veranlaßt, Sie auf das Polizeiamt zu citiren.“

„So rede Sie doch!“ ſagte Madame Schorrelmann.

„In Gottes Namen denn!“ ſeufzte das gequälte Weſen. „Einmal fünfhundert Gulden, dann ſechshundert, zuletzt dreitauſend.“

„Faſt ihr ganzes Vermögen!“ jammerte die dicke Frau.

„Es iſt unglaublich!“ ſagte entrüſtet der Beamte. — „Und wie lange kannten Sie dieſen Johannes Müller?“

„Ei, Herr Polizeikommiſſar!“ rief nun ſchluchzend die Gemüſehändlerin, „das iſt ja gerade das Schreckliche an der ganzen Sache: ſie hat ihn faſt gar nicht gekannt, nur einmal geſehen und, glaube ich, nur einmal geſprochen.“

„Iſt das wahr?“ wandte ſich der Beamte überraſcht an Clementine.

„Ich kann es nicht läugnen!“ entgegnete dieſe, indem ſie ihren Kopf tief auf die Bruſt herabſinken ließ. „Er war arm und

nahm meine Hülfe in Anspruch, ich half ihm. Habe ich damit ein Verbrechen begangen — nun, so kann ich ja dafür bestraft werden."

Nach diesen Worten betrachtete der Beamte zum ersten Mal theilnehmend und kopfschüttelnd die Jungfer Strebeling. „Mir ist dergleichen noch nicht vorgekommen," sagte er nach einer Pause. „Und glauben Sie denn wirklich, daß der Johannes Müller es gut mit Ihnen meint und Ihnen jene Briefe wirklich geschrieben hat?"

„Er ist ein braver Mann, darauf möchte ich schwören," entgegnete Clementine.

„Den Teufel auch!" rief die Gemüsehändlerin. „Er hat mit der Schilder gewirthschaftet. Die beiden haben Sie um Ihr Geld gebracht und lachten Sie obendrein aus."

„Das hat er nicht gethan!" antwortete Clementine entrüstet. „Er ist zu so etwas nicht fähig."

„Aber wer ist es denn eigentlich?" fragte der Beamte. „Wo haben Sie ihn gesehen und gesprochen?"

„Das werde ich nie sagen!" entgegnete bestimmt das unglückliche Frauenzimmer; „dazu kann man mich nicht zwingen. Und wenn ich Alles verloren habe, so ist das meine Schuld; — nun ja, so will ich dafür büßen."

„Aber den Gerichten kann es nicht einerlei sein, ob er wegen dieses Verbrechens unbestraft bleibe," sagte der Polizeikommissar, „und ich muß dringend darauf bestehen, mir noch einige Fragen zu beantworten. — — — Sie haben Briefe von diesem Herrn erhalten; das ist nicht anders möglich, und ich muß von Ihnen verlangen, daß Sie mir diese Briefe ausliefern."

Clementine antwortete nicht mehr; sie war mit dem Kopf auf den Tisch gesunken und schien besinnungslos. Wenigstens

nahm dies die erſchreckte Gemüſehändlerin an; denn ſie holte eilig eine Flaſche mit ſtarkem Kräuteressig, hob den Kopf der armen Perſon etwas in die Höhe, welche wirklich mit geſchloſſenen Augen da lag, und begann denſelben mit einem angefeuchteten Lappen zu reiben.

In dieſem Augenblicke traten Frau Klingler und Frau Glaaſen in das Gemach. Letztere, die Demüthige, blieb erſchrocken an der Thüre ſtehen, als ſie die Polizei in dieſem Hauſe erblickte. Frau Klingler aber trat einen Schritt näher, ſtemmte die Arme in die Seite und blickte den Polizeikommiſſar ziemlich herausfordernd an.

„Um Gotteswillen, was gibt's denn da?“ ſagte ſie mit etwas gereiztem Tone. „Was iſt denn der Jungfer Strebeling wiederfahren?“

„Seht Ihr denn nicht,“ entgegnete Madame Schorrelmann, indem ſie den Polizeikommiſſar bedeutungsvoll und nicht eben ſehr freundlich anſah, „daß ihr unwohl geworden iſt? 's iſt aber auch kein Wunder, wenn man mit den Leuten ſo hart umgeht!“

„Hart umgeht?“ ſagte die Klingler mit gellender Stimme; und die Glaaſen, als treues Echo, ſetzte hinzu: „In der That, hart umgeht?“

Der Polizeikommiſſar mochte einſehen, daß ſein Terrain durch die Dazwiſchenkunft der beiden anderen Weiber bedeutend ſchwierig geworden war, und daß es unmöglich ſei, mit dieſen drei Zungen fertig zu werden; Clementinen als ohnmächtig gar nicht zu rechnen.

„Sie ſehen, Herr Polizeikommiſſar,“ ſagte Madame Schorrelmann, nachdem Clementine trotz des heftigen Reibens mit dem Kräuteressig noch kein Auge aufſchlug, „Sie ſehen, daß hier vor

der Hand nichts mehr zu fragen ist. Fortlaufen thut Keines von uns, und wenn Sie uns vielleicht nächstens wieder einmal die Ehre schenken wollten, wäre es uns weit angenehmer. Sollten Sie aber vorziehen," fuhr sie nach einem tiefen Athemzuge fort, uns auf das Polizeiamt kommen zu lassen, so habe ich auch nichts dagegen und werde selbst kommen und die Jungfer Strebeling mitbringen und einen Advokaten dazu.

„Meine liebe Frau," sagte ruhig der Beamte, „Sie ereifern sich wahrhaftig ganz unnöthig. Sie müssen nicht vergessen, daß ich nur aus Schonung für jenes Frauenzimmer hieher ins Haus kam, um die Fragen, welche mir nothwendig schienen, an sie zu richten. Freilich hat sich nun durch diese kleine Untersuchung etwas ergeben, wonach ich weiter zu forschen mich für verpflichtet halte. Doch da ich sehe, daß sich Jungfer Strebeling in einem Zustande befindet, der ihr meine fernere Gegenwart unangenehm macht, so werde ich mich für heute zurückziehen, vorbehaltlich einer weiteren Besprechung morgen oder übermorgen."

Auf diese Worte hin machte die dicke Gemüsehändlerin einen übermäßig tiefen Knix und drehte alsdann dem Beamten den Rücken, um sich mit der ohnmächtigen Clementine weiter zu beschäftigen.

Herr Wunsch packte seine Papiere zusammen, erhob sich in seiner ganzen Größe und Wichtigkeit und schritt nach einer kurzen Verbeugung stolzen Hauptes zur Thüre hinaus.

Als er fort war schlug Frau Klingler ihre Hände zusammen und sagte: „Herr Jemine! was hat's denn da gegeben? — Aber, Frau Scherrelmann, was wollte die Polizei?"

Die dicke Frau zuckte mit den Achseln und zeigte auf Clementine, welche in diesem Momente die Augen aufschlug.

„Ist er fort?“ fragte das arme Schlachtopfer mit matter Stimme. „Hat er mir meine Briefe vielleicht mit Gewalt genommen?“

Und indem sie dies sprach, schaute sie die umstehenden Weiber mit einem trostlosen Blicke an.

„Man hat Euch nichts mit Gewalt genommen,“ sagte die Gemüsehändlerin, und Frau Klingler setzte hinzu: „Mit Gewalt?“ und das mit einem Tone, als wollte sie sagen: mit Gewalt, so lange ich da bin?

„Gott sei Dank, daß er sie mir nicht genommen hat!“ fuhr die alte Jungfer mit einem tiefen Seufzer fort. „Das wäre mein Tod gewesen. — Ach, Frau Schorrelmann, glaubt Ihr wirklich, daß man mich betrogen hat?“

„Es scheint mir in der That so,“ meinte die gutmüthige dicke Frau nach einer Pause. „Wenn man die Sache von dem Gesichtspunkt ansieht, so glaube ich wahrhaftig selbst, es wäre besser, das bei der Polizei anhängig zu machen und zu dem Zwecke die Briefe herauszugeben.“

„Ich kann das nimmermehr thun!“ klagte Clementine. „Und wenn er wirklich schlecht an mir gehandelt hätte, so wäre ich doch nicht im Stande, Zeugniß gegen ihn abzulegen. — Aber Euch will ich die Briefe geben, Frau Schorrelmann, hebt sie auf oder thut damit, was Ihr wollt. Einen solchen Auftritt, wie den von eben, könnte ich nimmermehr überstehen.“

Damit zog sie ein kleines Paket aus ihrem Busen, das sie der Gemüsehändlerin darreichte.

„Seht nur hinein,“ fuhr sie fort: „ach, Frau Schorrelmann, leest sie alle durch, und dann sagt mir, ob Ihr glaubt, daß es wirklich auf dieser Welt so schlechte Menschen gibt. Ich

aber will auf mein Zimmer hinauf gehen; das hat mich zu stark angegriffen."

Mit diesen Worten erhob sich Clementine und verließ die Vorhalle, unterstützt von der guten Frau Claasen, welche versprach, dafür Sorge zu tragen, daß Clementine in ihr Bett komme und einen lindernden Thee erhalte.

Madame Schorrelmann hatte das Paketchen aus der Hand Clementinens genommen und gieng damit an die Kaminecke, wo sie sich auf ihren Stuhl niederließ und eine kleine Hornbrille auf die Nase setzte. Dann faltete sie die Papiere aus einander und nahm ein paar Brief heraus, welche sie einen um den andern öffnete und vor die Augen brachte.

Dabei müssen wir gestehen, daß die Züge der alten Frau, welche anfänglich nur Neugierde zeigten, auf einmal den Ausdruck größter Ueberraschung, ja des heftigsten Schreckens annahmen. Sie hatte in dem einen dieser Briefe die Hand ihres Sohnes Konrad erkannt, und das ganze schändliche Spiel, das man mit der alten Jungfer getrieben, war ihr plötzlich klar und verständlich. Mühsam holte sie Athem und blickte, um ihre Bewegung vor der aufmerksamen Klingler bestens zu verbergen, gedankenvoll in die Papiere, die aber in ihrer Hand heftig zitterten.

Sie nahm alle ihre Kraft zusammen, und als sie nach einiger Zeit aus der Kaminecke hervor an das helle Tageslicht kam, sah sie wohl etwas blaß aus, hatte sich aber so weit gefaßt, um mit einem erzwungenen Lächeln sagen zu können: „Das sind saubere Geschichten! — Sie ist eine verschmiegene Frau, Klingler. Nun denk' Sie sich, da hat die Schilder drüben mit ein paar ihrer Helfershelfer der armen Person droben fast ihr ganzes Vermögen genommen; bei viertausend Gulden."

„Das iſt ja entſetzlich!“ ſchrie die Klingler. „So hat die Strebeling alſo nichts mehr, wovon ſie leben kann? — Und mit ihrer Hände Arbeit bringt ſie ſich auch nicht fort!“

„Nun, was das anlangt,“ entgegnete gefaßt die Gemüſehändlerin, „da wird noch zu helfen ſein. Der Polizeikommiſſar — bei dieſen Worten ſchauderte ſie leicht zuſammen — ſcheint der Sache auf die Spur gekommen zu ſein; und da ſich das Geld vorgefunden, ſo wird ſie das Ihrige wohl wieder erhalten. — Aber bei allem dem iſt die Geſchichte ganz erſchrecklich; ſie hat mich ſehr alterirt.“

Die Gemüſehändlerin, welche ſich kaum aufrecht erhalten konnte, ließ ſich vor dem Tiſche auf einem Stuhl nieder und klopfte gedankenvoll mit ihren Fingern auf dem erſteren.

Ihr Entſchluß, Geſchäft und Haus zu verlaſſen, befeſtigte ſich mehr und mehr. Ihr, der ehrwürdigen, braven Frau, war in letzter Zeit zu viel Unangenehmes, ja wahrhaftig Fürchterliches begegnet. Sie fühlte wohl, ihr heiterer Lebensmuth ſei von ihr geflohen, ihre gute Laune würde in dieſem finſteren Hauſe nie mehr zu ihr zurückkehren. Die Vorhalle hier mit dem kniſternden Kaminfeuer, ſonſt ihr täglicher, angenehmer Aufenthaltsort, war ihr verhaßt, ja unheimlich geworden. Ihre Vorrathskammer — das begriff ſie wohl — konnte ſie nicht ohne einen gewiſſen Schauder betreten, denn neben derſelben war das Zimmer ihrer Söhne. Oben, wo ihre Tochter Katharine gewohnt, war Alles öde und leer; ſie fühlte ſich hier in dem ganzen weiten Hauſe ſo traurig allein ſtehend, ſo von aller Welt verlaſſen! Jetzt erſt dachte ſie daran, wie es in dem alten Hauſe hier meiſtens ſo finſter und trübſelig ſei, und wie ſehr es ihr behagen würde, draußen im warmen Sonnenſchein zu wohnen und ihren Blick

über Wald und Flur streifen zu lassen, statt wie hier immer die hohen Mauern die engen Straßen sehen zu müssen.

Sie dachte an ihre Schwester, die auf einem kleinen Hofe vor der Stadt wohnte, und wie ihr diese so oft zugeredet, endlich einmal ihr anstrengendes Geschäft zu verlassen und sich zur Ruhe zu setzen. Und hatte sie nicht durchaus Fug und Recht, dies zu thun? hatte sie nicht etwas Schönes in ihrem langen, mühevollen Leben erworben? — Das konnte sie sich wohl mit Stolz sagen; und wenn sie heute zu ihrem Geschäftsmanne hingieng und ihm sagte: „Ich brauche Geld!“ so gab ihr dieser schmunzelnd zur Antwort: „Wie viel Tausend wollen Sie, Frau Schoyrelmann?“

Frau Glaasen war wieder herabgekommen und setzte sich ebenfalls stillschweigend an den Tisch; die Klingler warf ihr einen bedeutungsvollen Blick zu; denn diese hatte wohl bemerkt, daß Madame Schoyrelmann sich mit außerordentlichen Dingen beschäftige.

Außerordentliche Dinge waren es nun auch in der That, und sehr erfreuliche für die beiden Weiber; denn nach einer kurzen Einleitung sagte die Gemüsehändlerin, sie sei entschlossen, sich von ihrem Geschäfte zurück zu ziehen, und wolle die Beiden unter den besten Bedingungen in Haus und Kundschaft eintreten lassen.

Wir wollen uns nicht bei den Ergüssen des Dankes aufhalten, der hierauf den gerührten Herzen der Frau Klingler und der Frau Glaasen entströmte; wir wollen nicht ausführlich erzählen, daß Erstere vergebens ihre Rührung zu bemeistern versuchte, und daß Letztere heftige Thränen vergoß.

Die Sache wurde in bester Form Rechtens abgemacht, und noch am selben Tage wußte man es in den bedeutendsten Küchen

der Reſidenz, daß die Wittwe Schoppelmann ihr Geſchäft aufgegeben habe und daß Frau Klingler und Claaſen es fortſetzen würden und einen hohen Adel und ein verehrungswürdiges Publikum beſtens erſuchten, auch ſie künftig mit ihrem Vertrauen zu beehren, indem ſie es ſich zu ihrer ſchönſten Aufgabe machen würden, daſſelbe zu rechtfertigen und ihre Kunden aufs Beſte zu bedienen. Angekommen ſei:

Feinſtes Tafelobſt in den beſten Sorten

und

friſches Wildpret durch alle Rubriken.

Vierundfünfzigſtes Kapitel.

In welchem der Held der Geſchichte einen Freund wieder findet und ſehr angenehme Neuigkeiten erfährt.

Eugen Stillfried hatte auf jenen Abend, wo er ſeine Schweſter wieder gefunden, eine recht unruhige Nacht gehabt. Er träumte viel und ſchwer, und wenn wir ſagen, daß durch dieſe Träume häufig die Geſtalt des Juſtizrathes Werner ſchritt, ſo wird uns der geneigte Leſer glauben, daß es keine angenehme Bilder waren, die ſeinen Geiſt beſchäftigten. Auch ſeine Schweſter ſah er häufig, aber nicht lebend, doch auch nicht todt, ſondern das blaſſe Marmorbild aus der Kapelle ſchwebte bei ihm vorüber und ſah ihn mit einem unausſprechlich traurigen Blicke an.

Es war ſchon ſpät am Morgen, als er nun endlich erwachte, und Herr Sidel hatte ſchon Bett und Zimmer verlaſſen. Eugen kleidete ſich an, und kaum war er damit zu Ende, ſo trat der luſtige Rath ins Zimmer, der ſich ſchmunzelnd die Hände rieb und überhaupt von der beſten Laune zu ſein ſchien.

Der friſche, klare Herbſtmorgen, der freundliche Schein der Sonne, der in Millionen Thautropfen blitzte und warm zu den Fenſtern herein drang, ließ auch Eugen bald die finſtere, bittere Nacht vergeſſen, um ſo mehr, da er ſich mit Freuden alles deſſen erinnerte, was er geſtern erlebt und erfahren.

„Ich habe ſchon eine ganze Menge Rapporte angehört,“ ſagte der luſtige Rath, „und Bericht erſtatten müſſen über den Schuß, der geſtern Nacht auf uns gefallen. Der Förſter mit ein paar Jägern hat die ganze Nacht in der Umgegend geſtreift und glaubt, daß es Wilderer geweſen ſeien, die — Gott mag wiſſen, aus welcher Urſache — auf uns geſchoſſen. Von Räubern und dergleichen hat man hier ſeit unendlichen Zeiten nichts gehört; doch ſoll das Terrain drüben jenſeits des Schloſſes, die ſtundenlangen Wälder dicht an der Gränze prächtige Schlupfwinkel für Wilddiebe abgeben. Uebrigens wird man die Aufmerkſamkeit verdoppeln und wahrſcheinlich in den nächſten Tagen die Bekanntſchaft jener unbefugten Jägersleute machen.“

„Solche Streifereien,“ entgegnete Eugen, „ſind immer unangenehm. Es iſt traurig, daß ſich Menſchen bei dieſen Veranlaſſungen gegenſeitig wie jagdbares Wild betrachten und ohne Ueberlegung auf einander ſchießen. Und das geſchieht bei ſolchen Fällen meiſtens. Wer den Anderen zuerſt ſieht, wer am ſchnellſten zum Schuß kommt und dabei ſeines Zieles gewiß iſt, bleibt Sieger. Ich bin einmal hart mit dabei geweſen.“

„Böſes Gewerbe bringt böſen Lohn,“ meinte Herr Sidel, „und jenen Menſchen, die ſo freundlich waren, uns geſtern Abend eine Kugel zuzuſchicken, wünſche ich auch nicht viel Gutes. — Apropos!“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „um zehn Uhr iſt Probe von Hans Sachs. Haſt du deine Rolle ſchon angeſehen?“

„Ich wahrhaftig nicht,“ entgegnete Eugen. „Ueberhaupt muß ich dir verſichern, daß ich alle Luſt verloren habe, noch ferner Komödie zu ſpielen, und ich glaube, es wäre das Beſte, wenn wir uns mit dem Direktor auf eine vernünftige Art abfänden.“

„So dachte ich auch,“ antwortete Herr Sidel, „und habe auch ſchon in dieſer Richtung mit dem Prinzival geſprochen. Er bedauert es ſehr, zwei ſo außerordentliche Talente zu verlieren; doch ſtellte ich ihm dafür eine klingende Stellvertretung in Ausſicht, die ihm ſehr annehmbar erſchien.“

„Alſo haſt du uns losgekauft?“ fragte Eugen.

„Uns Beide — ja,“ ſagte der luſtige Rath, „aber nicht den Herrn Hannibal. Merkwürdiger Weiſe findet der Direktor einiges Talent in ihm, und da wäre es doch grauſam, ihn einer künftigen ehrenvollen Laufbahn zu entziehen.“

„Gewiß,“ meinte Eugen; „und ich ſehe ſchon im Geiſte, wie er für die Verrätherein, die er an uns begangen, hier einer harten Strafe entgegen läuft.“

Herr Sidel war aufgeſtanden und gieng händereibend im Zimmer auf und ab, gab auch ſonſt noch ſo unverkennbare Zeichen von Heiterkeit von ſich, daß Eugen aufmerkſam wurde und ihn fragte, was ihm denn ſo Angenehmes begegnet ſei.

„Ja, das hätte ich bald vergeſſen!“ antwortete Herr Sidel vergnügt lachend. „Wie kann man auch ſo gedankenlos ſein! Und ich kam deßhalb gerade hieher, um es dir anzukündigen — wir haben Beſuch erhalten.“

Dabei ſah er ſeinen Freund pfiffig lächelnd von der Seite an.

„Beſuch?“ fragte Eugen. „Und am Ende aus der Reſidenz?“

„Eben daher,“ antwortete der luſtige Rath. „Doch ich höre ihn ſchon an der Thüre. Eugen, du wirſt überraſcht ſein.“

Eugen war auch in der That erstaunt über diese Worte seines Freundes, und als nun in diesem Augenblicke mit einem Stocke dreimal heftig an die Thüre geklopft wurde, blickte er betreten dorthin, aufs Höchste gespannt, wer in der langsam sich öffnenden Thüre erscheinen würde.

Diese öffnete sich Zoll um Zoll mit einer erschrecklichen Langsamkeit, und als sie nun endlich offen stand und sich der Eintretende in seiner ganzen Gestalt präsentirte, als Eugen diesen erkannte, konnte er sich nicht enthalten, demselben mit einem lauten Ausruf der Freude und der Ueberraschung entgegen zu eilen.

Es war sein Arzt, Doktor Wellen, der sich so unverhofft hier eingestellt hatte.

„Da findet man euch also?“ rief dieser, indem er dem jungen Manne herzlich die dargebotene Hand schüttelte. „Jenseits der Gränze, in einem kleinen Neste, als reisende Schauspieler!“

„Wohin uns der Zufall verschlagen,“ entgegnete Eugen lachend. „Doktor, bei meinem bekannten unsteten Lebenswandel kann und darf Sie das in der That nicht wundern. Sie wissen, ich habe von jeher dergleichen Extratouren geliebt. — Aber unbegreiflich ist es mir, wie Sie, Ihre Kranken verlassend, sich hieher verlieren konnten.“

„Das ist einfach erklärt,“ sagte Doktor Wellen. „Die Stadt ist in diesem Augenblicke so außerordentlich gesund, daß wir Aerzte fast gar nichts zu thun haben. Nebenbei wissen Sie auch wohl, junger Mensch, daß mein großer Ruf schon längst über die engen Gränzen unseres kleinen Landes drang und daß man mich zuweilen weithin berufen hat.“

„Und dieses ist auch jetzt der Fall?“

„Versteht sich!“ versicherte wichtig der Arzt. „Ich hatte in einer kleinen Stadt hier in der Nähe zu thun, und da ich zu-

fälliger Weiſe eine Spur von Ihren Fahrten erhielt, ſo konnte ich es mir nicht verſagen, einen kleinen Umweg zu machen, um Sie hier zu ſehen, ſowohl als Menſchen wie auch als Künſtler."

„Was das Letzte anbelangt," antwortete Eugen, „ſo werden Sie nicht viel Freude erleben. Meine dramatiſche Laufbahn iſt bereits beendigt; ich fühlte wohl, daß ich dazu kein Talent hätte."

„Auch dazu nicht einmal?" ſagte der Doktor mit komiſchem Erſchrecken. „Was ſoll am Ende noch aus Ihnen werden?"

„Laſſen wir das jetzt!" entgegnete Eugen. „Lieber Doktor, ſprechen wir ein vernünftiges Wort. Setzen Sie ſich auf den Ehrenplatz, in dieſes alte Sofa, nehmen Sie ſich eine gute Cigarre und erzählen Sie mir genau und umſtändlich, wie es bei uns ausſieht. Ich ſchmachte nach Neuigkeiten."

„Das kann ich mir denken," ſagte der Doktor, indem er es ſich auf dem Sofa bequem machte. „Ich bringe Ihnen auch keine Hiobspoſten; im Allgemeinen ſind meine Nachrichten ganz gut."

Und nun erzählte er dem freudig aufhorchenden jungen Manne, was der geneigte Leſer bereits weiß, von den Begebenheiten im Hauſe am Marktplatze und deſſen Umgebung, von dem plötzlichen Tode der Frau Schiller, von der Flucht der beiden Brüder und zuletzt von der Aufnahme, welche Katharine bei der alten Staatsräthin gefunden.

Bei der letzten Nachricht ſprang Eugen jubelnd in die Höhe, und er fühlte, daß ſein Geſchick anfange, ſich freudig zu wenden.

Darauf erzählte er dem bewährten Freunde von dem geſtrigen Abenteuer auf dem Schloſſe, und daß er ſo unverhofft ſeine Schweſter wieder gefunden.

Doktor Wellen vernahm dies mit der größten Aufmerkſamkeit und war aufs Höchſte überraſcht von dieſem ſeltſamen Zuſammentreffen. Ja, die Nachricht, daß jenes junge Mädchen, welches man bis jetzt für die Tochter des Verwalters gehalten, Eugen's Schweſter ſei, wirkte ſo heftig auf ihn, daß er aufſprang und mehrmals haſtig im Zimmer auf und ab gieng.

„Hier alſo wurde ſie erzogen?“ fragte er nach einem längeren Nachdenken. „Dieſes Mädchen iſt es? — Das iſt ein merkwürdiges Zuſammentreffen! — Iſt Ihnen denn gar nichts eingefallen, wie Sie hieher kamen? Hat Sie der Ort und das Schloß da oben an gar nichts erinnert?“

„O, an ſehr viel,“ entgegnete Eugen, „an die wilde Roſe und an die Kapelle droben, von der Sie uns einſtens erzählt.“

„Es iſt unbegreiflich!“ ſagte der Doktor, „wie ſich die Wege der Menſchen oft kreuzen! Sie können ſich denken, wie begierig ich darauf bin, die junge Dame zu ſprechen.“

„Sie werden ſie traurig finden,“ ſagte Eugen ernſt. „Sie weiß Alles.“

„Was weiß Sie?“ fuhr der Doktor auf.

„Nun, daß er todt iſt, daß er fern von ihr ſtarb, daß ſie ihn nie wieder ſehen wird.“

„Ja ſo!“ entgegnete Wellen, indem er ſich raſch umwandte und an das Fenſter trat zu Herrn Sibel, der eifrig in die Gegend hinaus ſchaute.

„Sie bleiben doch ein paar Tage bei uns?“ fragte Eugen nach einer Pauſe.

„Heute — vielleicht morgen noch,“ ſagte der Doktor. „Werden Sie mir die Honneurs von Schloßfelden machen? — Kann ich vielleicht eine Vorſtellung der berühmten Truppe ſehen, welche ſo glücklich war, Sie als Mitglied zu beſitzen?“

„Das wird ſchwer angehen,“ meinte der luſtige Rath, „da heute Abend nicht geſpielt wird. Doch wollen wir für Ihre Unterhaltung beſtens ſorgen. Wenn es dem würdigen Präſidenten angenehm iſt, könnten wir vielleicht ein Filial der Leimſudia errichten, um den Einwohnern Schloßfeldens beizubringen, was in der Reſidenz Sitte und Gebrauch iſt.“

„Das wäre auch nicht ſo übel,“ lachte der Doktor. „Vor allen Dingen aber will ich heute Vormittag auf das Schloß, um mich dort ein Bischen umzuſehen.“

„Dahin will ich ſie begleiten!“ ſagte Eugen lebhaft, worauf der Doktor erwiederte:

„Sie wiſſen, mein lieber Freund, ich habe ſo meine eigenen Gänge, und wenn Sie mir es nicht übel nehmen würden, ſo zöge ich es vor, das erſte Mal allein hinauf zu gehen. Mich vor allen Anderen hat das Schickſal jenes Freiwilligen lebhaft intereſſirt, und ich möchte deßhalb den Ort, wo er gearbeitet, geliebt und gelitten, vorerſt allein anſehen. Wollen Sie mir aber zwei Zeilen an Ihre Schweſter mitgeben und mich damit als den einführen, der ihr die genaueſten Nachrichten von dem Verlorenen mittheilen kann, ſo wäre ich Ihnen ſehr dankbar dafür.“

Eugen that gern, wie ihm der Doktor geheißen, ſetzte ſich an den Tiſch und ſchrieb ein paar herzliche Zeilen an Roſalie, worin er ihr den Doktor Wellen empfahl und ſchließlich verſprach, nach Tiſche ebenfalls hinauf zu kommen.

Damit gieng der Doktor fort, und Herr Sidel übernahm es, ihm den Weg längs der Kaſerne zu zeigen.

Eugen blieb allein zurück und dachte über das nach, was er von ſeinem Freunde gehört. Das Benehmen der Mutter gegen Katharine erfüllte ihn mit dem innigſten Danke, und er gieng mit ſich zu Rathe, ob er dieſes Gefühl ſchriftlich in herzlichen

Worten ausdrücken solle. Er warf auch schon einige Zeilen an die Mutter auf das Papier, doch konnte er nicht mit sich darüber einig werden, ob und wie er des Wiedersehens der Schwester erwähnen solle. Der Doktor war ihm zu schnell hinweg gegangen, und er mochte nichts in dieser Angelegenheit ohne den Rath des erfahrenen Mannes thun, der alle Verhältnisse so genau kannte. Jetzt schien es ihm räthlich, der Mutter Alles zu schreiben, dann hielt er es für besser, selbst nach der Heimat zurück zu kehren und die Angelegenheiten des Hauses ganz in seine Hand zu nehmen. Dann beschloß er wieder dem Rathe des Doktors zu folgen, der ja ohnedies morgen zurück kehren wollte und der ihm Briefe und Aufträge am besten besorgen würde.

So verging der Vormittag. Herr Zirkel war längst zurück gekehrt und hatte mit dem Doktor die besten Vereinbarungen verabredet, unter welchen es deshalb für sehr geraten fand, nicht auf der bedungenen achttägigen Kündigung des Kontraktes zu bestehen. Was Herrn Hannibal anbelangte, so war in dem Vertrage ein geheimer Artikel, der den Direktor verpflichtete, diesen nützlichen Diener und angehenden Künstler zu behalten, und zugleich wurde demselben angerathen, ihn nöthigenfalls mit äußerster Strenge zu behandeln und ihn so zu einem nützlichen Mitgliede der menschlichen Gesellschaft zu erziehen. — Der getreue Pierrot hatte keine Ahnung von den Veränderungen, die sich ergeben, und trotzdem er nicht ohne Hoffnung war, das Herz der blonden Ideale zu rühren, so seufzte er doch nach dem Ende seiner Künstlerlaufbahn und sah es als eine fürchterliche Strafe an, von dem heftigen, unerbittlichen Direktor in den täglich sich wiederholenden Proben so unnachsichtig abgerichtet zu werden.

Als Eugen Nachmittags auf den Schloßberg hinauf stieg — er gieng den hinteren Weg — fand er Rosalien, ihn erwar-

tend, auf der oberen Terraſſe. Sie eilte ihm freudig entgegen, hängte ſich an ſeinen Arm und zog ihn zu einer kleinen Bank, die, unter Blumen verſteckt, die Ausſicht auf die dichten Wälder ließ, welche das alte Schloß auf der öſtlichen Seite umgaben.

Das Auge des jungen Mädchens glänzte freudig; ſie legte ihre Hand in die ſeinige und blickte ihn lange mit unausſprechlichem Vergnügen an.

„Ich bin glücklich, daß du nicht traurig biſt, mein liebe Schweſter,“ ſagte Eugen. „Du haſt heute wieder Unangenehmes erfahren; nicht wahr, mein armes Kind?“

„Unangenehmes?“ fragte ſie ſonderbar überraſcht. Doch dann ſetzte ſie, ſich plötzlich beſinnend, hinzu: „ach ja, du haſt Recht; ich habe heute viel erfahren.“

„Alſo du ſprachſt den Doktor Wallen?“ fragte Eugen. „Er übergab dir meinen Brief?“

„Ja, ich erhielt ihn,“ ſagte ſie. „Ach, Eugen!“

„Was geſchehen iſt, iſt geſchehen,“ entgegnete er und drückte herzlich ihre Hand. „Der Doktor wußte dieſe traurige Geſchichte beſſer als ich. Er iſt einer meiner beſten Freunde; ich will mit ihm überlegen, was für dich und mich zu thun iſt. Vielleicht ſchreibe ich noch heute der Mutter, vielleicht kehre ich morgen ſelbſt nach der Stadt zurück.“

„Thu das nicht!“ ſagte Roſalie erſchrocken. „Bleib in meiner Nähe, verlaß mich nicht! Der Vater erhielt heute wieder einen Brief; ich fürchte, daß ich in den nächſten Tagen, vielleicht heute, morgen ſchon deiner Hülfe nothwendig bedarf.“

„Wer ſchrieb ihm?“ fragte Eugen überraſcht.

„Das weiß ich nicht,“ antwortete Roſalie. „Aber ſie werden kommen in den nächſten Tagen, das iſt ganz gewiß. Und wenn du alsdann nicht da biſt, ſo bin ich verloren. — Der Vater

kann mich nicht schützen. — Du weißt ja, Eugen," fuhr sie dringender fort, „sie wollen mich verheirathen, mich verheirathen mit einem mir gänzlich fremden Manne, während ich doch ihn liebe und nicht vergessen kann."

„Und das soll so bald geschehen?"

„Schon in den nächsten Tagen," antwortete Rosalie und legte den Kopf auf seine Schultern. „Wenigstens werden sie hieher kommen, um Alles in Richtigkeit zu bringen."

„Wer hat dir das gesagt?"

„Der Vater."

„Und wer wird kommen? — Die Mutter auch?"

„Das wußte er noch nicht genau. Auf jeden Fall aber der Geschäftsmann der Mutter, der schon einige Mal hier war; ein ernster Herr. Obgleich er gegen mich große Freundlichkeit bewies und recht liebevolle Worte zu mir sprach, so konnte ich doch nie rechtes Zutrauen zu ihm fassen; ja, es war mir unheimlich, so lange er da war."

„Und sprach er Besonderes mit dir?" fragte der Bruder.

„Nein, das nicht," entgegnete Rosalie. „Er sagte nur, daß er innigen Antheil an mir nehme, daß er mich von Kindheit an gekannt, daß er mein Bestes wolle; und als er zuletzt hier war, meinte er unter Anderem, es sei nothwendig, mich zu verheirathen; ich würde dann dieses einsame Schloß hier verlassen und nach der Residenz kommen, wo es viel heiterer und angenehmer sei. Damals hatte ich noch keine Ahnung davon, daß ich nicht die Tochter des Vaters sei, wie ich bis jetzt geglaubt, und deßhalb beachtete ich seine Reden nicht viel. Doch sind sie jetzt so traurig zur Wahrheit geworden, und gewiß, Eugen, ich muß verzweifeln, wenn du mir nicht hilfst."

„Sei ruhig, mein Kind,“ antwortete dieſer nach längerem Nachdenken; „vor allen Dingen muß ich mit deinem Pflegevater ſprechen und mit dem Doktor Wellen, der vielleicht noch auf dem Schloſſe iſt.“

„Ich glaube, er iſt ſchon nach Schloßfelden zurückgekehrt,“ ſagte das Mädchen. „Er ſuchte dich, und obgleich ich ihm ſagte, du würdeſt gewiß hieher kommen, eilte er doch hinweg.“

Eugen erhob ſich von ſeinem Sitze, drückte der Schweſter nochmals freundlich die Hand, indem er ihr verſicherte, „es könne gewiß noch Alles gut werden,“ und als ſie bei dieſen Worten ſo gläubig zu ihm aufblickte, konnte er eine tiefe Rührung kaum bemeiſtern.

Er führte ſie nach dem Schloſſe zurück, nahm einen herzlichen Abſchied von ihr und eilte ins Dorf hinab, den Doktor Wellen aufzuſuchen.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Eine Filiale der Leimsudia. Der vortreffliche Trommler erzählt eine heitere Geschichte.

An Tagen, wie der heutige, wo in das Gasthaus zur wilden Rose vornehme Fremde eingekehrt waren — und zu diesen rechnete Frau Rosel mit vollem Recht den Herrn Doktor Wellen. — hielt sie die Thüre des Honoratiorenzimmers unter ihrer speziellen Aufsicht, und Mancher, der sich zu gewöhnlichen Zeiten hier dann und wann einmal auf die Lederstühle bequem niedersetzen durfte, wurde unter irgend einem unbedeutenden Grunde abgefangen; der wahre Grund war aber, daß Frau Rosel an solchen Tagen nur eine sehr gewählte Gesellschaft in ihrem Honoratiorenzimmer haben wollte.

Hu[illegible]zten nur [illegible] Lichter, und um den Tisch mit grünem W[illegible]d, der in [illegible] Mitte stand, saßen vielleicht ein Dutzend Personen, obenan unter dem Bildniß des Landesvaters Doktor Wellen, neben ihm der Pfarrer von Schloßfelden mit

seinem Adjutanten, dem Schullehrer Eugen, der lustige Rath, ferner die würdigsten Mitglieder der Schauvierergesellschaft, unter ihnen der große Holder und der vortreffliche Trommler.

Dem Doktor war es in kurzer Zeit gelungen, sich durch allerlei Schwänke, die er vorbrachte, und komische Reden, die er hielt, die Gunst des geistlichen Herrn in hohem Grade zu erwerben, und dieser gab mit größter Aufmerksamkeit auf jedes Wort, auf jede Miene desselben Achtung, und wenn er anfieng: Da war einmal . . ., so blinzelte der Pfarrer schon freundlich lachend mit einem Auge und stieß den Schullehrer unter dem Tische an, der nun schon im Voraus lachte und sämmtliche Umsitzende dadurch zur größten Heiterkeit anfeuerte.

Es schien, als müsse Jeder etwas aus seinem Leben erzählen, und nur die beiden geistlichen Herren waren davon ausgenommen; denn der Pfarrer hatte versichert, er wisse von sich nicht das Geringste, was im Stande wäre, zur allgemeinen Heiterkeit beizutragen. Von seinem Schulmeister könne er freilich allerlei erzählen, doch wolle er diesen nicht in Verlegenheit bringen. Dazu hatte er unmäßig gelacht, und dieses Lachen war für die ganze Gesellschaft ansteckend, als nun der Schulmeister seinerseits die heilige Versicherung abgab, es ergehe ihm gerade so mit dem Herrn Pfarrer, und wenn er ja einer schlimmen Geschichte erwähnen müßte, so betraße dieselbe seinen Vorgesetzten, weshalb ihm der Mund verschlossen wäre.

Doktor Wellen war zu einer Art Präsident dieser Abendgesellschaft erwählt worden, und wenn es ihm auch nicht möglich war, die Regeln und Gesetze der Leimsudia in ihrem ganzen Umfange aufrecht zu erhalten, so hatte er doch eines [illegible], die auf dem Tische waren, dicht neben sich gestellt und putzte es aus, sobald die Unterhaltung anfieng schläfrig zu werden.

„Ich sollte meinen," sagte jetzt dieser würdige Präsident, „wir geben dem Herrn Holder das Wort. Wer so viel und lange auf kleinen und großen Theatern gewirkt, sollte gewiß im Stande sein, uns von seinem langen Künstlerleben etwas Interessantes vorzutragen."

Der Heldenspieler verbeugte sich geschmeichelt, trank sein Glas aus und entgegnete mit seiner tiefen, klingenden Stimme: „Freilich böte mein Leben Vorfälle genug dar, die interessant, vielleicht auch lehrreich anzuhören wären. Aber sie passen nicht in diese Gesellschaft. Wir sind, wenigstens die Meisten an diesem Tische, heiter und guter Dinge; warum soll ich mit trüben, unheimlichen Erinnerungen einen kreischenden Mißton hinein bringen? Meine Geschichten passen nur für die Dämmerung und für die Einsamkeit, die kann sich vielleicht Jemand erzählen, der nächtlicher Weile einem stillen Wasser zuschreitet, um dort das Ende seiner Leiden zu suchen und zu finden. — Meine Erzählungen passen nicht hieher; sie würfen schwarze Schatten in euer fröhliches Herz; das wäre wie ein Gewitter an einem heiteren Sommertag, wie eine wilde zerrissene Felsschlucht im schönsten, freundlichsten Park. Das würde dieselbe Wirkung machen, als wenn harmlose Kinder im Walde nach Beeren suchten, oder nach farbigen Blüthen, und plötzlich einen Erschossenen fänden, der unter dem Laube, das sie emsig durchsuchten, halb versteckt läge."

Hierauf füllte Herr Holder stillschweigend sein Glas, um es auf das Wohl der Gesellschaft zu leeren.

Diese war durch die ernsten Worte Holder's einigermaßen still geworden, niemand sprach eine Sylbe, und es wäre vielleicht langweilig [illegible] verdrießlich geworden, wenn nicht Eugen den Präsidenten gebeten hätte, den vortrefflichen Herrn Trommler zu irgend einer Mittheilung zu bewegen.

Dieſer würdige Künſtler hatte inſofern an der geſellſchaftlichen Unterhaltung den lebhafteſten Antheil genommen, als er ſich von Herrn Sidel fleißig einſchenken ließ und mit der größten Dankbarkeit über den geringſten Spaß laut und anhaltend lachte.

„Ganz richtig!“ ſagte Doktor Wellen. „Herr Trommler wird hiemit erſucht, das Wort zu nehmen. Wir erwarten von ihm die Erzählung einer kleinen intereſſanten Begebenheit aus ſeinem Leben.

„Die Geſchichte einer Liebſchaft zum Beiſpiel,“ ſagte der luſtige Rath. „Nach dem, was Sie mir neulich erzählt, müſſen Sie in dieſem Fache ſchöne und zugleich fürchterliche Erinnerungen haben. Laſſen Sie uns die Geſchichte von der Reichsgräfin hören, die Ihretwegen von dem ſtrengen Vater in ein Kloſter geſperrt wurde.

„Pſt, pſt!“ entgegnete der Künſtler, mit einem bedeutungsvollen Blick auf den Pfarrer. „Solche Geſchichten würde ich nicht wagen, in dieſer Geſellſchaft vorzutragen.“

„Herr Trommler kann erzählen, was er will,“ ſagte der Präſident in beſtimmtem Tone. „Keine Beſchränkung, keine Vorſchriften! Etwas Intereſſantes aus Ihrem Leben.“

Der alſo Aufgeforderte verbeugte ſich vor dieſem Ausſpruche, was ſo viel heißen ſollte, als er werde ihm Folge leiſten; dann legte er einen Augenblick ſeinen Kopf in die Hand und ſchien über etwas nachzudenken. — „Eine Geſchichte weiß ich nicht,“ ſagte er dann nach einer Pauſe; „aber eine kleine Epiſode aus meinem Leben, ſehr kurz und unbedeutend, will ich der werthen Geſellſchaft nicht vorenthalten.“

„Herr Trommler hat das Wort!“

„Es ſind ſchon viele Jahre her,“ ſagte dieſer würdige Künſtler, „ich hatte von einer verunglückten Laufbahn gänzlich Abſchied

genommen und mich dem Theater zugewandt, da befand ich mich ohne Engagement in G. Es ist etwas sehr Trauriges, sich ohne Engagement zu befinden. Man zählt seine Geldbörse nach, man findet nur einige Gulden, man kommt sich vor wie ein zum Tode Verurtheilter; denn man weiß genau, wie lange man noch zu leben hat, und daß nach einigen Tagen Alles zu Ende sein kann, wenn nicht bis dahin Pardon ankommt, d. h. die Antwort irgend eines Direktors, der uns schreibt, daß er es mit uns versuchen wolle, der uns mit Einem Wort aufs Neue anstellt.

Man sollte glauben, wenn man so ohne Engagement herumgeht, meistens ziemlich herabgekommen — denn unnöthige und nöthige Garderobe ist das Erste, was in solch' traurigen Tagen versetzt wird —, man sei ein abschreckendes Beispiel für alle jungen Leute, denen es in einem angenehmen, behaglichen Leben so wohl geht, und die vielleicht die Liebe zur Kunst, der Drang nach Freiheit, die Lust an einem regellosen, oft wilden Leben vom Schreibpulte oder aus der Schule wegtreibt, um sich an uns anzuschließen. — Im Gegentheil! Wir sind auch dann noch besucht, ja beneidet von jenen leichtsinnigen jungen Leuten, die unser Leben für das glücklichste halten und die es, selbst mit Kummer und Entbehrung, jedem anderen vorziehen würden.

Ich hatte damals noch einen Kollegen, dem es nicht besser ging als mir, eigentlich noch schlechter; denn ich besaß außer meinem Anzug noch einen ziemlich anständigen Hut und Paletot; Jener aber hatte nichts als eine graue leinene Hose und einen schwarzen Frack, ein Anzug, den er sogar in dem damals eben vergangenen Winter getragen, und den er der Jahreszeit dadurch möglichst angepaßt, daß er sich auf diesen schwarzen Frack mit eigener Hand einen Pelzkragen genäht hatte.

Das Kaffeehaus war unser einziger Zufluchtsort; dort lasen

wir die Zeitung, tranken ein Glas Wasser und suchten Bekanntschaften anzuknüpfen, die uns zu irgend etwas dienen könnten.

Hier hieng sich nun ein junger Mensch an uns, sein Vater war Beamter, ein anständiger wohlhabender Mann, der schon alles Mögliche gethan hatte, um seinen Sohn von dem unglückseligen Gedanken, zum Theater zu gehen, abzubringen. — Umsonst! Dieser junge Mensch war voller Phantasie und Schwärmerei und nebenbei verliebt in eine romantische Cousine, der er auf dem Komptoir, hinter dem Schreibpult unausstehlich war, die ihn aber wahrscheinlich zu lieben vorgab, nachdem er ein Künstler geworden und sie mit dem Publikum in regem einer schmachtenden Rolle entzückt.

Er träumte nun von nichts, als von großen, glänzenden Rollen und von ungeheuren Erfolgen und lag uns mit den inständigsten Bitten an, ihn irgendwo mit hinzunehmen und ihm zugleich mit uns ein Engagement zu verschaffen. Der Vater, der zu dem Umgange des Sohnes mit uns durchaus nicht freundlich sah, besuchte mich eines Tages und sagte: »Herr Kramuler, ich halte Sie für einen braven Mann, Sie werden mir das Unglück meines Sohnes und meiner Familie wollen, bringen Sie den jungen Menschen von seiner Idee ab, und ich werde wissen, mich dafür dankbar zu bezeigen.«

Sehr gut, dachte ich, und eines Tages machten wir uns auf den Weg und giengen nach dem einige Meilen entfernten kleinen Badeorte, wo der eben angekommene Direktor noch einige brauchbare Mitglieder suchte.

Der junge Mensch, der Urlaub genommen hatte, irgend eine Tante zu besuchen, begleitete uns. Natürlicher Weise wußte ich im Voraus, daß dort nichts für uns zu finden war. Das sagte uns auch der Direktor sogleich, und wir schlenderten auf der

Promenade umher, giengen in den Kurſaal, und unſer junger Kunſtgenoſſe, der einige Gulden bei ſich hatte, fieng an zu ſpielen. Wie ſich denken läßt, hatte er in kurzer Zeit Alles verloren, und da ſtanden wir nun, und guter Rath war theuer; für uns wenigſtens. Er aber war guten Muthes, und es freute ihn, wie er ſagte, ſo nichts mehr zu beſitzen und ſich auf die eigene Kraft ſtützen zu müſſen. Das war nun alles recht ſchön und gut; aber Geld mußten wir haben, um wenigſtens ein Mittageſſen zu bekommen und ein Nachtlager zu finden.

Wie machen Sie es in ähnlichen Fällen? fragte der junge Menſch. Das muß Ihnen doch auch ſchon häufig genug vorgekommen ſein.

Ich zuckte die Achſeln und entgegnete: Es gibt allerlei Mittel, ſich zu helfen; aber eines iſt ſo desperat wie das andere, und wenn es fehlſchlägt, ſo ſitzen wir erſt recht im Unglück.

Und das wäre?

Ich habe hier unter den Schauſpielern einen Bekannten, der freilich nicht im Stande iſt, uns mit Geld auszuhelfen; aber ich mache den Vorſchlag, wir gehen auf ſein Zimmer und laſſen durch das Loos entſcheiden, welcher von uns Drei ſich für die Anderen opfern ſoll, um Geld zu bekommen, denn Geld müſſen wir haben, um das wieder zu gewinnen, was wir eben verloren. Wir können nicht heute wieder zurückkehren.

Das thun wir auf keinen Fall, ſagte der junge Menſch.

Wenn wir es ein paar Tage hier aushalten, meinte ich, ſo finden wir doch noch Gelegenheit, bei der Truppe anzukommen.

Darauf giengen wir nach der Wohnung unſeres Bekannten, der nicht zu Hauſe war. Doch ſchloß uns ſeine Wirthin ſein Appartement, ein kleines Dachkämmerchen, auf. Das Opfer, zu

dem sich nun Einer verstehen sollte, war freilich sonderbarer Art. Doch war es von einem meiner Bekannten früher schon einmal mit großem Nutzen angewendet worden. Wir zogen das Loos, nicht ohne vorher unserem jungen Begleiter die ernstesten Vorstellungen gemacht zu haben, noch sei es Zeit, zurück zu kehren, um — wenn auch mit hungrigem Magen — den Heimweg zu suchen. Umsonst! Er erklärte, zu Allem bereit zu sein. Natürlich traf ihn auch das Schicksal roh und kalt und warf des Freundes zärtliche Gestalt — nicht unter die Hufe seiner Pferde, wohl aber auf das Bett in der Dachkammer, nachdem er vorher seine sämmtlichen Kleider ausgezogen hatte. Diese wurden in ein Bündel zusammen gemacht, auf das Leihhaus gebracht, um mit dem Erlös davon das Spiel von vorhin wieder aufzunehmen und das Verlorene wieder zu gewinnen.

Natürlicher Weise aber waren diese wenigen Gulden ebenso schnell verschwunden, wie die früheren. Doch hatten wir wohlweislich vorher einen kleinen Imbiß genommen, während unser Opfer ohne Kleider mit hungrigem Magen in fremder Stadt auf fremdem Bette saß und nach und nach ernstlich begann nachzudenken über diese ersten seltsamen Schritte, mit denen er in das Künstlerleben getreten.

Stunde um Stunde verrann; wir blieben natürlich so lange wie möglich aus. Anfänglich dachte er mit dem Leichtsinne der Jugend, unser Schritt könne nicht fehlschlagen, und wenn er Schritte auf der Treppe hörte, so glaubte er, ich sei es und werde jetzt in die Dachkammer treten mit seinen Kleidern unter dem Arm, und vor ihm ausbreiten eine hübsche Summe, die wir gewonnen.

Endlich, als es Abend werden wollte, giengen wir nach Hause und traten achselzuckend in die Dachkammer. Nie werde

ich den Ausdruck des Schreckens vergeſſen, der die Züge des jungen Menſchen überzog, als wir ihm unſer Unglück mittheilten. — Was war zu thun? Er meinte, wir ſollten den Direktor der hieſigen Truppe bitten, uns einiges Geld vorzuſtrecken, damit er wenigſtens wieder nach Hauſe kommen könnte. — Unmöglich! Wer leiht einem fremden, reiſenden Schauſpieler Geld?

Mein Freund, in deſſen Wohnung wir uns befanden, kam endlich auch nach Hauſe und zuckte über unſer Mißgeſchick die Achſeln. Die einzige Hülfe, die er uns nach vielem Hin- und Herreden angedeihen ließ, beſtand in einem langen, weißwollenen Rocke und ein paar alten Pantoffeln, die er uns leihweiſe abtrat, damit wir bei einbrechender Dunkelheit die Blößen unſeres Schlachtopfers verhüllten.

So zogen wir endlich heim, über die ſtaubige Chauſſee dahin; der lange Rock wallte ihm bis auf die Füße, welche in den alten, breit getretenen Pantoffeln ſtaken. Um den Kopf hatten wir ihm ein buntſeidenes Tuch gewickelt, und ſo giengen wir betrübten Herzens unſeres Weges, wobei wir es an den beſten Ermahnungen nicht fehlen ließen.

Der junge Menſch war entſetzlich zerknirſcht und hatte an dieſem erſten Künſtlerausfluge ſo vollkommen genug, daß er ſich hoch und theuer verſchwor, nie mehr an etwas Aehnliches zu denken. Glücklicher Weiſe war der Abend lau und angenehm; aber ſo oft ſich ein leichter Wind erhob, wallte der weiße Rock in die Höhe, und dann griff er krampfhaft zu, um ihn feſt zuſammen zu halten.

So kamen wir mitten in der Nacht nach Hauſe, und die einzige Hoffnung des jungen Menſchen beruhte darauf, unbemerkt in die väterliche Wohnung gelangen zu können. Aber das Schickſal wollte es anders — ich muß geſtehen, wir hatten dabei die

Hand im Spiele — ; denn als er die Hausthüre öffnete, erschienen nicht blos Vater, Mutter und Schwestern, sondern auch sogar die romantische Kousine, und die standen da vor Schrecken angewurzelt. Aber die Sache wendete sich zum Guten; der junge Mensch war von seiner Lust, mit uns herum zu ziehen, völlig geheilt; der Vater bewies sich in der That dankbar dafür, und ich gieng stolz nach Hause, mit dem süßen Bewußtsein, eine gute That verübt zu haben.

„Trommler, Trommler!“ rief Eugen lachend, als der Künstler geendigt, „ich glaube, Sie haben uns eine Geschichte erzählt, die Sie erfunden, um uns ein abschreckendes Beispiel vor Augen zu stellen, wie es auch uns einstens ergehen könne.“

„Nein, es ist eine wahre Geschichte,“ antwortete Herr Trommler, „und ich könnte auch lebende Zeugen aufführen, die bei derselben zugegen waren.“

„Das wäre etwas weitläufig,“ meinte Herr Wellen. „Wir als Präsident dieser achtbaren Gesellschaft erklären uns um so mehr mit dem eben Gehörten zufrieden, als eine gewisse Moral demselben zu Grunde liegt.“

Herr Trommler verbeugte sich geschmeichelt und netzte seinen trocken gewordenen Gaumen mit einem tüchtigen Zuge an.

Sechsundfünfzigſtes Kapitel.

Der Präſident der Leimſudia erzählt eine ernſtere Geſchichte, welche aber den geneigten Leſer doch vielleicht mehr erheitern wird.

„Der ehrenwerthe Präſident,“ nahm Herr Sidel nach einer Paſſe das Wort, „hat bis jetzt ſein Amt mit ziemlicher Strenge verwaltet, iſt aber wie gewöhnlich unnachſichtig gegen Andere geweſen, ohne ſelbſt ins Feuer zu gehen. Ich glaube im Intereſſe der ganzen Geſellſchaft zu handeln, wenn ich ihn alles Ernſtes erſuche, die beiden Lichter friſch zu putzen und auch einmal ſelbſt die Koſten der Unterhaltung zu tragen.“

„Hört, hört!“ ſagte Herr Holder mit tiefer Stimme.

„So ſchmeichelhaft mir auch eine ſolche Aufforderung iſt,“ verſetzte Doktor Wellen, „ſo bin ich doch einigermaßen in Verlegenheit, der Geſellſchaft etwas zum Beſten zu geben, was intereſſant für ſie wäre.“

„Das glauben wir nicht,“ meinte der Pfarrer. „Ein Arzt erfährt ſo Manches; er iſt wie ein Beichtvater, nur daß es ihm nicht verboten iſt, hier und da aus der Schule zu ſchwatzen.“

„Doch ſind die Krankengeſchichten meiſtens langweilig,“ erwiederte der Doktor.

„Ein Arzt, der im Felde war, ſollte ich meinen, hätte Stoff genug, um etwas ſehr Intereſſantes zum Beſten zu geben,“ ſagte Herr Sidel, indem er mit einem ſonderbaren Blicke ſein Glas austrank.

„Ich füge mich,“ entgegnete lächelnd der Doktor; „und da kommt mir gerade etwas in den Sinn, das vielleicht für die meiſten, die hier umher ſitzen, nicht ohne einige Wichtigkeit iſt. Ich muß aber zu dieſem Zwecke etwas weit ausholen oder mir vielmehr einige Fragen erlauben; denn was ich hier vortragen will, iſt eigentlich nur der zweite Theil einer Geſchichte, deſſen erſter Theil hier unter Ihren Augen geſchehen iſt.“

Der Doktor ſprach das mit ſehr gedehntem Tone und ſah Eugen dabei forſchend an; doch ſchien dieſer mit ſeinen Gedanken anderweitig beſchäftigt und gar nicht auf die eben geſprochenen Worte zu hören.

„Und der zweite Theil ſpielt nicht hier?“ fragte der Pfarrer.

„Im Gegentheil,“ ſagte Herr Wellen; „der zweite Theil beginnt auf dem Schlachtfelde von Novara.

„Darauf wäre ich begierig,“ meinte der geiſtliche Herr.

„Es wird Ihnen faſt allen, die hier am Tiſche ſitzen, erinnerlich ſein, beſſer als mir ſelbſt, denn ich ſpreche nur vom Hörenſagen, daß droben auf dem Schloſſe das ſchöne Monument errichtet wurde.“

„Ob wir das noch wiſſen!“ entgegnete eifrig der Schulmeiſter. „War doch der Profeſſor während der Zeit ſeines Hierſeins mein guter Freund geworden! — Ein ſcharmanter junger Mann! Ich habe ihn ſehr lieb.“

„Der Profeſſor?“ fragte der Doktor, ſcheinbar nicht wiſſend, wer damit gemeint ſei.

„So nannten ſie den Bildhauer, der das Werk droben gemacht,“ erklärte der Pfarrer. „Eine ſchöne Arbeit.“

„Glaube, Liebe, Hoffnung,“ ſagte der Doktor, und bei dieſen Worten fuhr Eugen aus ſeinen Träumereien empor.

„Es iſt Schade, daß der talentvolle Künſtler ſo früh enden mußte,“ meinte Herr Sidel. „Wie hieß er doch?“

„Alfred Welding,“ erwiederte der Doktor.

„Und wo machten Sie ſeine Bekanntſchaft?“ fragte der Pfarrer.

„Wie ich ſchon geſagt zu haben glaube, in Italien, kurz vor der Schlacht von Novara.“

„Ruhe für den Präſidenten!“ rief Herr Sidel. „Er hat das Wort. Wenn wir ihn ewig mit Fragen unterbrechen, ſo werden wir nicht viel zu hören bekommen. — Den zweiten Theil der Geſchichte!“

„Welcher Geſchichte?“ fragte leiſe Eugen.

„Die eines jungen Bildhauers Namens Alfred Welding,“ fuhr Herr Sidel laut fort, „der droben auf dem Schloſſe jene herrliche Arbeit lieferte und dann aus dem Thale hier ſpurlos verſchwand.“

„Den zweiten Theil kenne ich ſchon,“ ſagte finſter Eugen.

Der Doktor hatte ſein Glas ausgetrunken, ſah ſich rings im Kreiſe um und ſagte nach einem augenblicklichen Stillſchweigen: „Was ich hier vortragen will, iſt eigentlich der dritte Theil dieſer Geſchichte.“

„Ah!“ ſagte Eugen, ſeltſam überraſcht, und horchte aufs Höchſte geſpannt den Worten des Freundes.

„Der erſte Theil ſpielte hier unter euren Augen. Ihr alle

kanntet den Bildhauer Welding; ich glaubte euch vorhin sagen zu hören: ihr alle hättet ihn lieb gewonnen."

Bei diesen Worten legte der alte Schulmeister seine Hand wie betheuernd auf das Herz, und der Pfarrer hob die seinige in die Höhe, als wollte er sagen: „Gott weiß es!" Beide aber nickten mehrmals mit ihren grauen Köpfen.

Der Doktor fuhr fort, nachdem er einen flüchtigen Blick auf Eugen geworfen: „Er gieng von hier fort, tiefes Weh im Herzen, und suchte seinen Tod auf den Schlachtfeldern Italiens, den er auch dort — gefunden zu haben schien."

„Doktor!" unterbrach ihn hier Eugen und wollte von seinem Stuhle auffahren. Doch zog ihn Herr Sixel wieder zurück und bat ihn, ruhig zu sein.

„Der zweite Theil ist euch, wie ich glaube, in den letzten Tagen durch die Erzählung meines Freundes Eugen bekannt geworden. Ich kann also darüber flüchtig hinweggehen und mich zum dritten und letzten wenden. — Es ist etwas Fürchterliches um eine Schlacht; ich habe das erlebt und all die Schrecknisse gesehen, all' das Elend, das wie ein langer schwarzer Mantel wallt hinter jenen blutigen, aufgeregten, ja man könnte sagen: glänzenden Stunden. Der Kampf ist vorüber; Regiment um Regiment zieht sich hier- und dorthin vom Schlachtfelde, und es bleibt nichts zurück, als die Gefallenen, Todten und Verwundeten, als die Leichen von Pferden, als zerstörtes Heergeräthe aller Art.

In der Nähe einer kleinen Villa, der Casa Bianchi, hatte ich meinen jungen Freund zum letzten Male wacker kämpfen sehen. Dort war er verwundet worden; ein paar Kameraden hatten ihn zurückgetragen; von da gieng jede Spur von ihm verloren. Er war in die Brust geschossen, nothdürftig verbunden worden; er mußte lange Stunden besinnungslos gelegen haben."

„Er erwachte?“ ſchrie Eugen laut und freudig auf. „Doktor, um Gottes willen! treiben Sie keinen Scherz mit uns!“

„Junger Mann,“ erwiederte der Erzähler mit komiſch-ernſter Stimme, die aber ein klein wenig vor Rührung zu zittern ſchien, „Sie haben nicht das Wort.“ Dann fuhr er gelaſſen fort:

„Als der Jäger erwachte, war es finſtere Nacht um ihn. Vom Himmel herab ſtrömte der Regen, langſam und gleichförmig, und erfriſchte ihm die Stirn und die trockenen Lippen. Er fühlte an ſeine Bruſt, die ihn heftig ſchmerzte; man hatte um ſeine Wunde einen Verband gelegt, ihn aber nicht zurück transportirt. Jetzt glaubte er ſich der letzten Worte zu erinnern, die er vor einer langen und tiefen Ohnmacht gehört, der Worte, die ſchmerzlich in ſein Ohr geklungen waren: Wir wollen ihn verbinden; aber es hilft nichts, den Transport kann er nicht überleben.

Daß er ſich unter freiem Himmel befand, bemerkte er, wie ſchon geſagt, augenblicklich, und daß er auch mitten im Schlachtfelde war, hörte er jetzt an den ſeltſamen, ſchrecklichen Tönen, die leiſe und laut an ſein Ohr ſchlugen. Er lag in der Nähe eines Baumes auf einem Erdaufwurf. Doch war ſeine Lage nichts weniger als behaglich, da ſich bei der Nacht nicht nur ein ſcharfer Wind erhob, ſondern es auch gegen Morgen anfieng zu ſchneien.

Der verwundete Freiwillige ſuchte ſich empor zu richten, und es gelang ihm auch, nachdem er ſich einige Mal vergeblich bemüht. Ein unbeſtimmtes Gefühl trieb ihn, hinter jenem Hügel Schutz zu ſuchen, und nach langer ſchmerzensvoller Anſtrengung kam er auf die andere Seite, rollte aber dort in einen tiefen Graben, wo er wieder eine Zeit lang beſinnungslos liegen blieb. Hier aber war er wenigſtens vor dem Wetter geſchützt, und als

er bald darauf abermals die Augen schloß, war es nicht wieder eine Ohnmacht, die ihn überfiel, sondern ein leichter Schlummer.

Endlich brach der Morgen an, kalt und grau, frostig und nebelhaft. Die Nacht, die so viel Elend mitleidig verhüllt hatte, schien ungern empor zu ziehen und sie zögernd verlassen zu wollen, all' die Unglücklichen, die sie bis jetzt mit ihrem schwarzen Mantel bedeckt.

Der Freiwillige, abwechselnd zwischen Schlummer und Ohnmachten, hatte nur wenige lichte Momente, und als er nach längerer Zeit einmal wieder die Augen aufschlug, bemerkte er, daß ihn Soldaten umstanden, die ihn neugierig betrachteten. Sie hatten Schaufeln und Hacken in den Händen, und als er einen tiefen Seufzer ausstieß, hoben sie ihn sanft in die Höhe, legten ihn auf einen Wagen, und er wurde weggeführt.

Und wieder erwachte er auf einem Strohlager in einer kleinen Hütte; aber das behagliche Gefühl der Wärme durchströmte ihn; auch hatte man sich mit seiner Wunde beschäftigt; denn er fühlte nicht mehr jenen scharfen, stechenden Schmerz, sondern nur eine große Ermattung, die seinen Körper durchzog. Dann aber kam das Wundfieber mit glühender Hitze und wilden Phantasieen und jagte seinen Geist ruhelos umher, zauberte ihm schöne und schreckliche Bilder vor Augen, führte ihn durch den Himmel und die Hölle, in der Wirklichkeit aber hart am Rande des Grabes vorbei. Doch hielt das Leben zu fest an dem kräftigen Körper; die Tage der Gefahr giengen vorüber — er konnte als gerettet betrachtet werden."

„Doktor!" unterbrach den Erzähler hier Eugen aufs Neue, „ist es wahr, was Sie hier erzählen? — Wollen, Sie werden keinen Scherz mit uns treiben!"

„Das Unerklärlichste an der ganzen Sache war mir immer,"

fuhr dieser ruhig fort, „daß ich den Freiwilligen, trotz meines emsigen, tagelangen Suchens, nicht gefunden. Jetzt ist mir Alles klar geworden. — Als man ihn vom Felde hinweg gegen Novara transportirte, wurde er von der Bewegung des Wagens so schwach, so hinsterbend, daß der begleitende Unterarzt es für besser hielt, ihn in einem kleinen Hause an der Straße zu lassen, dessen Einwohner, Piemontesen, sich freundlichst bereit erklärten, den Verwundeten aufzunehmen. Sollte er sterben, so versprachen sie, ihn anständig begraben zu lassen, vorher aber wollten sie alles Mögliche versuchen, ihn wieder herzustellen.

Es war ein alter Mann in dem Hause und eine alte Frau, brave, redliche Leute, die den verwundeten Feind mit einem Gefühl innigsten Dankes gegen Gott in ihr Haus aufnahmen. Ihr einziger Sohn, ein junger Mensch von achtzehn Jahren, hatte ebenfalls die Schlacht mitgemacht und war beim Zurückgehen der Piemontesen nicht weit vom elterlichen Hause von einer Kugel leicht in den Arm verwundet worden. Dieses Glück beim Unglück schien den Eltern so groß und unerhört, daß sie es, wie schon bemerkt, für ihre heilige Pflicht hielten, den Verwundeten, der vor ihre Thüre gebracht wurde, liebreich aufzunehmen und zu verpflegen. Und diesen Leuten allein verdankte er neben der Gnade des Himmels seine Rettung.

Sie behandelten ihn wie ihr eigenes Kind; der Vater, selbst eine Art Doktor, holte ihm die Kugel aus der Brust, die alte Frau verließ Tag und Nacht sein Bett nicht, und an einem schönen Morgen — die Erde prangte damals im schönsten Schmucke des Frühlings —, nachdem der Kranke oftmals dringend verlangt, zu wissen, wo er denn eigentlich sei, rückte ihn der junge Piemontese, der schon längst wieder hergestellt war, im Bette

auf, öffnete das dicht verhängte Fenster und ließ ihn hinaus schauen.

Vor seinen Augen breitete sich das Schlachtfeld aus; aber er kannte es nicht wieder. Die damals so kahlen Felder waren mit frischen, grünen Saaten bedeckt und zeigten nur hie und da an einzelnen grauen Stellen, wo die Schlacht am stärksten gewüthet. Die Reben, welche damals nur ihre knorrigen Aeste in den seltsamsten Gestalten gezeigt, waren jetzt mit Blättern bedeckt und wiegten sich im Winde hin und her, leise ihre Blätter, wie vor Schrecken, schüttelnd, als erzählten sie sich allerlei blutige und furchtbare Geschichten.

Bald war der junge Bildhauer so weit wieder hergestellt, daß er das Haus verlassen und, auf den Arm des jungen Piemontesen gestützt, in der Nachbarschaft herum gehen konnte. Sein erster Gang war natürlich auf das Schlachtfeld selbst, wo er die Stellen aufsuchte, auf denen er gefochten und wo er gefallen war. Ihm kam es aber vor, als sei das alles schon vor langen Jahren geschehen; denn von dem Bilde des Schlachttages selbst, wie es ihm vor Augen schwebte, fand er nur unbedeutende Spuren. Casa Bianchi, wo es am blutigsten hergegangen, lag so freundlich und ruhig zwischen den grünen Saaten, zwischen belaubten Bäumen und Rebengeländen, so still und friedlich, als sei durch das weite Thor dieses Landhauses nie etwas Anderes aus und ein gefahren, als jener beladene Wagen mit den weißen, ruhig dahin schreitenden Ochsen. Und doch waren durch eben dieses Thor die piemontesischen Batterien in rasender Eile verschwunden, hatten in dem Hofe abgeprotzt und eine Kartätschenladung um die andere den stürmenden Jägern entgegen geschleudert. — Schritt für Schritt gieng er den Hügel wieder hinauf, denselben Weg, den er damals im Feuer gemacht, und ein eigenes, weh-

müthiges Gefühl beschlich ihn, wenn er dabei zuweilen stehen blieb und an diesen und jenen Kameraden dachte, der hier und dort neben ihm gefallen und ihm, tief aufseufzend, den letzten Blick nachgesandt.

Als er nun in die Nähe der Gebäude kam, bemerkte er wohl noch die Spuren des heftigen Kampfes. Die Löcher, welche die Kugeln gerissen, waren zwar verstrichen, aber noch immer kenntlich an der helleren Farbe. Hie und da sah man auch neue Fensterläden, Lücken in den Baumreihen und zerstörte Rebengelände. Da mußte er doch unwillkürlich daran denken, wie noch manches lange Jahr vergehen müsse, bis alle die Wunden hier vernarbt seien und ein scharfes Auge nichts mehr finde, was an jenen schrecklichen Tag des Kampfes erinnere.

Und dabei drückte er mit einem schmerzlichen Gefühle die Hand fest auf das Herz. Auch hier war es wie ein Schlachtfeld: auch hier hatte er begraben geliebte Todte, feurige Wünsche, süße Hoffnungen. Auch hier waren die Keime in den Saaten niedergetreten, ohne Aussicht auf künftige Frucht; hier, das fühlte er wohl, sah es trostloser und öder aus, als auf dem Schlachtfelde von Novara.

An einem der ersten Tage nach seiner Wiederherstellung gieng er nach dieser Stadt, um sich bei dem Kommandanten zu melden. Er war als gestorben in den Listen eingetragen; doch hatte sein braver Chef, der Major von C., ihn zur großen goldenen Medaille vorgeschlagen, die, dem Verstorbenen bewilligt, der Lebende nun erhielt." — —

Eugen hatte in höchster Aufregung den Präsidenten mehrmals unterbrechen wollen, doch hatte ihn Herr Sidel beständig beschwichtigt, und jetzt winkte ihm der Doktor Wellen freundlich

mit der Hand, indem er sagte: »Noch einen Augenblick Ruhe; ich bin gleich zu Ende.«

»Welding,« fuhr er darauf fort, »erhielt natürlicher Weise einen ehrenvollen Abschied aus den österreichischen Diensten und gieng dann auf den Rath der Aerzte nach Nizza, von wo ich vor einiger Zeit Briefe von ihm erhielt.«

»Verzeihen Sie, meine Herren,« rief nun Eugen aufspringend, »daß ich Ihre Unterhaltung so schnell unterbrechen muß, daß ich nicht einmal erwarten kann, bis der Doktor für seine schöne Erzählung das ihm gebührende Lob aus Ihrem Munde erhalten. Verzeihen Sie besonders, daß ich ihn aus Ihrer Mitte entführen muß. Aber er weiß es am besten, wie Vieles und Wichtiges ich auf dem Herzen habe, wie sehr mich vor Allem das Schicksal jenes jungen Mannes interessirt, den auch Sie alle lieb gewonnen.«

Bei dieser Rede war der Doktor ebenfalls lächelnd aufgestanden, ließ sich von Eugen, der ihn am Arme faßte, geduldig fortziehen und folgte ihm zur Thüre hinaus.

Eugen war in heftiger Aufregung. An der Treppe faßte er beide Hände des Doktors, sah ihn fest an und sagte hastig und mit zitternder Stimme: »Nicht wahr, Freund, Sie sprachen die Wahrheit?«

»Die volle Wahrheit,« entgegnete Wellen.

»Und Ihre Geschichte ist noch nicht ganz zu Ende?«

»Noch nicht ganz,« erwiderte der Arzt gerührt. »Aber ich hoffe, sie soll bald und fröhlich schließen.«

»Das gebe Gott!« antwortete Eugen.

Und nun giengen sie mit einander die Treppe hinauf: voraus Wellen, langsam und zögernd; Eugen, ihm folgend, hastig und drängend.

Auf des Letzteren Zimmer war Licht, die Thüre nur angelehnt. Wellen drückte sie auf, und Eugen blieb überrascht und zweifelnd auf der Schwelle stehen. Es trat ihm ein junger Mann entgegen, den er nie gesehen; doch wußte er augenblicklich, wer es war.

Dieser reichte ihm freundlich die Hand und sagte mit anscheinend ruhigem Tone: „Verzeihen Sie, daß ich mich Ihnen so unerwartet und plötzlich vorstelle.“ Dabei bebte jedoch seine tiefe Stimme. „Doktor Wellen aber,“ fuhr er fort, „versicherte mich im Voraus Ihrer Verzeihung.“

Eugen faßte die dargebotene Rechte mit seinen beiden Händen und drückte sie herzlich.

„Er hielt es in Italien nicht aus,“ meinte lächelnd der Doktor, „und kehrte deßhalb, wenn auch ohne Hoffnung, nach Deutschland zurück. Daß sich Herr Welding hier befindet, ist mein Werk.“

„Und doch nicht mehr ganz ohne Hoffnung!“ fiel ihm der junge Bildhauer hastig ins Wort, „denn ich stehe ja vor Rosaliens Bruder.“

Wir können dem geneigten Leser versichern, daß sich die beiden jungen Männer in wenigen Stunden kennen lernten und lieb gewannen, auch die besten Pläne für die Zukunft faßten.

Doch sah sich der Doktor veranlaßt, ihnen zu sagen: „Nehmet die Sache nicht gar zu leicht, denkt an die Staatsräthin und namentlich an deren Geschäftsmann, den Justizrath Werner.“ — —

Am folgenden Morgen verließ Doktor Wellen Schloßfelden und gieng nach der Residenz zurück. Auch nahm er weder Briefe

noch Botschaften von Eugen mit. Der erfahrene Freund hatte dem junge Manne gesagt: „Verrathen Sie nichts von Ihren Absichten, selbst nicht einmal der Mutter. Lassen Sie Ihrem Feinde keine Zeit zur Ueberlegung. Was geschehen soll, muß ihn hier unvorbereitet und plötzlich überraschen.“

Siebenundfünfzigſtes Kapitel.

Berichtet in Kurzem, wie ſich der Major von Brander zu einer Reiſe vorbereitet.

Das Bataillon, welches die Ehre hatte, von dem Major der Infanterie, Freiherrn von Brander, kommandirt zu werden, hatte ſchon oft Gelegenheit gehabt, ſich zu verwundern, und dies auch bei ähnlichen Fällen nach beſten Kräften gethan. Es war ſchon belobt worden, ohne eigentlich zu wiſſen, warum, es hatte aus ebenſo unbekannten Gründen ſchon die fürchterlichſten Naſen erhalten, bataillonsweiſe und in Kompagniefront, in Zügen, in Korporalſchaften, in Rotten und in einzelnen Gliedern. Es hatte ſchon exerciert bei zwölf Grad Kälte und bei achtzehn Grad Hitze, und es hatte ſeine weißen Gamaſchenhoſen verloren, und die Unteroffiziere und Gefreiten hatten einen neuen Knopf an den Kragen erhalten. Dies alles war ſchon geſchehen.

Aber daß ſich der Kommandant dieſes Bataillons auf acht Tage beurlauben ließ und den Befehl dem älteſten Hauptmann

übertrug, das war dem Bataillon noch nicht vorgekommen. Die Offiziere schüttelten ihre Köpfe, und ein Sergeant, der viel auf der großen Kanzlei schrieb, meinte, dahinter stecke mehr, und es solle ihn ja nicht wundern, wenn der Major, aus dem Urlaub zurück kehrend, zum Kriegsminister ernannt sei.

So wichtig waren aber, wie wir bereits wissen, die Ursachen nicht, welche den Freiherrn von Brander veranlaßten, auf acht Tage seine militärischen Kinder zu verlassen. Es galt ja nur, seinem guten Bekannten, dem Herrn von Steinbeck, einen Freundschaftsdienst zu erzeigen.

Wir können gar nicht behaupten, daß es dem Major leicht wurde, dazu einzuwilligen und sich einen Urlaub zu erbitten; im Gegentheil, dieser Schritt war reiflichst überlegt worden, man hatte dafür und dagegen gesprochen, und als nun endlich von der Regimentskanzlei das erwartete Papier anlangte, da behauptete der Major, es sei ein wichtiger Schritt, und er gäbe etwas darum, ihn ungeschehen machen zu können.

„Sehen Sie, liebster Streiter," sagte der Freiherr von Brander und schlug mit der Hand auf das Papier, daß der Streusand davon flog, „so ein Urlaub ist wie ein halber Abschied, und wenn ich an so etwas denke, so kann ich mich eines kleinen Schauders nicht erwehren."

„O — o — oh!" entgegnete der Adjutant, „Herr Oberstwachtmeister, wie können Sie nur so ein Wort aussprechen? Auf Ehre! das ganze Bataillon müßte schaudern, wenn es so etwas gehört hätte."

Es war dies eine großartige Idee: ein schauderndes Bataillon, inclusive Offiziere, Tambours und Unterärzte. Es müßte dies ein unerhört schöner Anblick gewesen sein.

Der Major war auch offenbar davon gerührt, faltete das

Papier zusammen und sagte mit liebreichem Tone: „ich danke Ihnen, guter Stiseler; aber hol' mich der Teufel! Seine Majestät der König wüßten wahrhaftig nicht, was Höchstdieselben in einem solchen Falle an mir verlören. Wie sagt doch der — nun — ein gewisser — Schiller in einem seiner, übrigens sehr langweiligen, Trauerspiele? — Ich fühle eine Armee in meiner Faust."

„Karl Moor in den Räubern," sagte pflichtschuldigst der Adjutant und hob die Hand zum Gruße empor. Doch besann er sich auf halbem Wege, daß er unbedeckten Hauptes vor seinem Chef stehe, und fuhr nun mit seinen Fingern an den Bart, um als geordneter, ökonomischer Offizier keine unnöthige Bewegung zu machen.

„Im Ganzen diene ich jetzt an die fünfundvierzig Jahre," fuhr der Major fort, indem er aus der Hand Zwiebel's seine Meerschaumpfeife nahm. „Fünfundvierzig Jahre — über zwei Drittel eines Menschenlebes."

„Zu sechszig gerechnet," schaltete Herr von Stiseler ein.

„Allerdings zu sechszig," versetzte der Major. „Und von diesen fünfundvierzig Jahren Dienstzeit — freilich rechnete ich Kriegs- und Militärschulen aller Art mit ein — bin ich nun seit zwanzig Jahren Kommandeur des zweiten Bataillons, und während dieser zwanzig Jahre habe ich mich nicht eine Sekunde beurlauben lassen."

„Es ist ungeheuer!" sagte der Adjutant mit einem Ausdruck der höchsten Bewunderung.

„Nicht eine Sekunde!" fuhr der Major wichtig fort. „Deßhalb liegen mir die acht Tage auch schwer auf der Seele. — Acht Tage gewissermaßen dem allerhöchsten Dienst entfremdet! — Aber Zwiebel," wandte er sich an diesen, sich selbst unterbrechend, „das ist wieder ein heilloser Tabak! Sage dem Käsekrämer, ihn

ſöll ein Donnerwetter regieren, wie er ſich unterſtehen kann, mir ſo ſchofles Zeug zu ſchicken. Oder haſt du die Pfeifen vielleicht ſchlecht geputzt? Nimm dich zuſammen, Zwiebel, oder es iſt kein Unglück!“ — — —

„Ja wohl, liebſter Stifeler,“ fuhr er nach einer Pauſe fort, „es mag ſein, daß ich mich oft durch übertriebene Beſorgniſſe quäle, mich oft mit Unmöglichkeiten martere. Aber ſtellen Sie ſich vor: ich gehe auf Urlaub über die Gränze, und nun bricht plötzlich ein Krieg aus. . .“

„Schauderös!“ ſagte der Adjutant, wie vor Schrecken erſtarrt.

„Ein Krieg aus,“ wiederholte der Major, „und ich wäre drüben über der Gränze — Kriegsgefangener erſter Klaſſe Major Freiherr von Brander! — Es wäre mein Tod! — Glücklicher Weiſe leben wir im tiefſten Frieden; aber man kann nie wiſſen, was geſchieht.“

Bei dieſen Worten nahm der Major ſeine Pfeife in die Hand und ſpazierte einige Augenblicke nachdenkend im Zimmer auf und ab.

„Wann werden der Herr Oberſtwachtmeiſter reiſen?“ fragte der Adjutant nach einer kleinen Weile.

Der Major blieb auf ſeinem Spaziergange plötzlich ſtehen, wandte ſich an den Adjutanten und antwortete: „liebſter Stifeler, dieſe Frage kann ich Ihnen nur beantworten, indem ich Ihnen darüber die größte Verſchwiegenheit anempfehle. — Ich werde morgen früh um ſechs Uhr reiſen. Aber das bleibt ſtreng unter uns. Es iſt nicht gut, wenn der Untergebene erfährt, daß der Vorgeſetzte nicht am Platze iſt. Er darf das höchſtens ahnen; er darf darüber nie zur Gewißheit kommen, namentlich in den erſten Tagen nicht; und vor allen Dingen darf kein Menſch er-

fahren, wohin ich gegangen bin. Das muß gehen wie nach den höheren Kommando's: unverſtändlich für Alle, nur in ſeinen Wirkungen ſichtbar. Eins! — man ſieht den Kommandeur ruhig umherſpazieren — zwei! — er iſt verſchwunden, plötzlich abgereist — drei! — kein Menſch weiß, wohin — vier! — dort kommt er zurück, als ob gar nichts vorgefallen wäre. — In dieſer Hinſicht, liebſter Stifeler, iſt die Dienſtvorſchrift der ruſſiſchen Feldjäger bewunderungswürdig. — Kennen Sie dieſelbe?"

„Leider nein!" ſagte der Adjutant ſeufzend.

„Sehen Sie," fuhr der Major fort, „ſehen Sie, ſo ein Feldjäger geht ſpazieren. Er hat einen beſtimmten Diſtrikt, da darf und muß er ſpazieren gehen. Da begegnet ihm ſein Vorgeſetzter, irgend ein expedirender geheimer Oberfeldjäger, und blinzelt ihm mit dem Auge, was etwa heißt: Abends um acht Uhr auf die Kanzlei! Da erſcheint er pünktlich und bekommt einen großen Brief in Wachstuch eingenäht, mit der Aufſchrift: „nach Tobolsk" und mit der Bemerkung: „eilt ſehr!" Der Feldjäger thut gar nicht, als ſei etwas paſſirt, legt ſich zu Hauſe ruhig zum Scheine in ſein Bett, ſagt, man ſolle ihn nicht ſo früh erwecken, und fängt wohlberechnet an zu ſchnarchen. Am anderen Morgen, wenn man ihm ſeinen Kaffee bringt — was glauben Sie wohl, Stifeler? — iſt weit und breit kein Feldjäger mehr. Kein Menſch weiß, wann und wohin, und ehe überhaupt noch Jemand weiß, daß er abgereist iſt, hat er ſchon an hundert Werſt gegen Tobolsk hin zurückgelegt. — Das iſt Dienſt!"

„Es iſt außerordentlich," ſagte Herr von Stifeler gerührt und von wahrer Bewunderung hingeriſſen.

„Jetzt, liebſter Stifeler," fuhr der Major fort, „will ich Sie in Gnaden entlaſſen. Sie können auf mich zählen wie auf eine Uhr, und wenn Sie mir eine Freundſchaft erzeigen wollen,

ſo treten Sie morgen nach dem Schlage Sechs in das Zimmer des Hauptmanns von Wedelbach und melden ihm, ich ſei abgereist.“

„Doch darf ich vorher bei dieſer Abreiſe zugegen ſein?“ ſagte der Adjutant mit einem Anflug von Rührung.

„Gott bewahre, beſter Stiſeler!“ rief der Major .. „Um Alles in der Welt kein Aufſehen! Denken Sie mir an den ruſſiſchen Feldjäger. Erſt nachdem ich zwei Tage fort bin, dürfen Sie es als Thatſache allenfalls zugeben. — Apropos! ich habe eine kleine Amneſtie erlaſſen. Sie können das übermorgen bei der Parole ankündigen. Der Tambour Schneider I., der Horniſt Schmitz und die Musketiere Peters, Kurz und Güldenſtein ſind von da aus dem Mittelarreſt zu entlaſſen. Sie ſollen ſich aber künftig beſſer aufführen. — Damit Gott befohlen, beſter Stiſeler!“

Der Adjutant drückte die ihm dargebotene Hand ſeines Vorgeſetzten und entfernte ſich darauf ſtürmiſch wie Jemand, dem es jetzt um eine Million nicht mehr möglich iſt, ſeine Thränen zurückzuhalten.

Da die Reiſe des Majors über die Gränze gieng, ſo hatte er begreiflicher Weiſe den Entſchluß gefaßt, dieſelbe im Civilanzug zu unternehmen, und Zwiebel zu dieſem Ende den Befehl erhalten, die ſämmtliche Friedensgarderobe zu einer genauen Muſterung vorzulegen.

Dieſelbe nahm übrigens keinen bedeutenden Platz weg; ſie beſchränkte ſich auf einen ſchwarzen Anzug, einen dunkelblauen Paletot und einen Hut, deſſen Federn aber einigermaßen verblichen zu ſein ſchienen.

„Zwiebel!“ rief der Major erſtaunt, ja faſt erſchreckt, als er mit Hülfe dieſes getreuen Dieners in den ſchwarzen Frack hineingeſchlüpft war. „Zwiebel, mir ſcheint, ich bin im letzten Jahre

bedeutend ſtärker geworden. Das ſoll ja ein Donnerwetter regieren! Ich muß ja ausſehen wie ein Konfirmand — oder wie ein Schneider," fuhr er nach einer Pauſe fort, während welcher er eine verzweifelte Anſtrengung gemacht hatte, die beiden Frackheile vorn zu vereinigen. Doch ſchienen Knopflöcher und Knöpfe in einer unbeſchreiblichen Feindſchaft zu leben, und es war unmöglich, zwiſchen ihnen eine Annäherung zu Stande zu bringen.

Der Major ſah Zwiebel mit einem wahrhaft troſtloſen Blick an. Dieſer zuckte die Achſeln.

„Das iſt eine ganz malitiöſe Geſchichte!" fuhr Herr von Brander fort. „Es iſt zu ſpät, einen neuen Frack machen zu laſſen, und ich kann doch bei der Feierlichkeit nicht ohne ein ſolches Kleidungsſtück erſcheinen. — Gib einmal den Paletot her!"

Mit dieſem ließ ſich nun ſchon eher ein vernünftiges Wort reden. Er ſchien aus weit dehnbarerem Stoffe gemacht zu ſein und ließ ſich deßhalb mit einiger Anſtrengung vorn zuknöpfen.

Der Major ſtellte ſich vor den Spiegel und klopfte nachdenklich ſeine beiden Seiten. Ihm kam ein ſehr guter Gedanke. „Wenn ich auch während der Reiſe," ſagte er mehr zu ſich ſelber ſprechend als zu ſeinem Diener, „dieſen Paletot anziehe, ſo hindert mich nichts, im Wagen den Mantel darüber zu nehmen; den Frack laſſe ich zu Hauſe, und bei der Feierlichkeit drüben bediene ich mich kurzweg des Waffenrockes, was nur einen um ſo größeren Eindruck machen muß."

So beſchloß der Major, und danach erhielt Zwiebel ſeine Befehle.

Achtundfünfzigſtes Kapitel.

Enthält Reiſevorbereitungen anderer Art und zeigt Jungfer Clementine Strebeling als Opfer unglücklicher Liebe.

Im Hauſe der Staatsräthin wurden ähnliche Anſtalten, wenn auch ganz anderer Art, gemacht. Martin, der Kutſcher, befand ſich in einer unſäglichen Aufregung. Erſt geſtern hatte ihn ſeine Herrin vor ſich kommen laſſen und ihm den Befehl gegeben, ihr Reiſecouré in gehörigen Stand zu ſetzen, damit es am anderen Morgen in aller Frühe mit Poſtpferden beſpannt werden könne. Nun müſſen wir aber der Ordnungsliebe des Kutſchers das beſte Zeugniß geben und zugeſtehen, daß ſich der Wagen im ſolideſten Zuſtande befand. Doch wie die alten Diener ſind: verletzt, daß man ihn nicht früher von dieſer Reiſe in Kenntniß geſetzt, ſchwor er hoch und theuer, ſchon vor vierzehn Tagen hätte man ſollen das Couré zum Sattler ſchicken; er garantire nicht für eine Station, und wenn ſeine Herrſchaft alsdann mitten auf der Straße liegen bleibe, ſo ſei ſeine Kutſcherehre dahin, und er müſſe ſich ein Leides anthun.

Der alte Jakob hatte dazu gelächelt und ihm geſagt: „Macht nur nicht ſo viele Geſchichten! Seid vernünftig, Martin! Das iſt nun einmal ſo ſchnell gekommen mit dieſer Reiſe; Niemand hat's eher gewußt wie Ihr, ja nicht einmal die Staatsräthin; das könnt Ihr mir glauben.

Dieſe Verſicherung tröſtete denn auch einigermaßen den alten Kutſcher; bald darauf hörte man die Remiſenthüre öffnen und das langſame Rollen eines Wagens im Hofe. Martin warf den Ueberzug herunter, unterſuchte Achſen, Federn, Riemenwerk, Laternen, und als er nach einer guten Stunde hiemit zu Stande gekommen war, verſicherte er mit freudeſtrahlendem Geſichte, ihn ſolle der Teufel holen, aber er habe ſich geirrt; das Coupé müſſe auf der Landſtraße Parade machen.

Martha, die Köchin, hatte ſich ſeit der Hochzeit der Nanette noch nicht ganz wieder erholt. Sie war gewiſſermaßen ſchwermüthig geworden, lachte ſelten oder gar nicht, und wenn ſie allein war, ſang ſie allerlei ſchreckliche und ergreifende Lieder, als:

Heinrich ſchlief bei ſeiner Neuvermählten,

oder

Noch einmal, Robert, eh' wir ſcheiden,
Komm an Eliſens klopfend Herz.

Namentlich das letztere liebte ſie beſonders, und Martin, dem dieſe muſikaliſchen Produktionen, die man auch außer der Küche deutlich hören konnte, höchſt langweilig vorkamen, hatte verſichert, wenn das nicht aufhöre, ſo gehe er aus ſeinem Stalle gar nicht mehr heraus.

Die plötzliche Reiſe der Staatsräthin hatte nun auch nicht zur Erheiterung der Köchin beigetragen, und dem erhaltenen Befehle gemäß packte ſie mit wahrer Wehmuth allerlei Geflügel in ein kleines Reiſenecceſſaire.

Die Staatsräthin war die Einzige, die sich, wenigstens im Aeußeren, wie immer völlig gleich blieb. Sie saß in ihrer Fensternische auf dem kleinen Fauteuil und hatte, wie es schien, Papiere durchgesehen, hie und da ein Schreiben zerrissen, andere aber in ein Kästchen niedergelegt. Während dieser Beschäftigung hielt sie öfters inne, legte die Hände in den Schooß und blickte nachdenkend zum Fenster hinaus. Doch waren ihre Züge heiterer als sonst, ihr Auge blickte lebhaft umher, wenn sie aus solch tiefen Gedanken zu ihrer Beschäftigung zurück kehrte. Zuweilen faltete sie auch ihre Hände, blickte wie dankend in die Höhe, und dann flog auch wohl etwas wie ein leichtes Frösteln über ihren Körper, so daß sie den Kopf schüttelte und hastig aufstand, um ein paar Gänge durch das Zimmer zu machen. Als sie sich darauf ihrem Platze wieder näherte, hob sie eine Visitenkarte vom Boden auf, die sie vorhin herabgeworfen. Sie las den Namen auf derselben: „Doktor Wellen," und versank darüber in Träumereien, wobei sich aber ihr Gesicht zusehends erheiterte.

Katharine hatte in demselben Stockwerke ihre Zimmer, und da die Thüre zu einem derselben heute Morgen nur angelehnt war, so können wir uns schon erlauben, einen Blick hinein zu werfen.

Es war Besuch bei ihr, aber für uns kein fremder: Madame Schorrelmann saß behaglich in der Ecke eines kleinen Sophas, und Jungfer Clementine Strebeling kniete auf dem Boden vor einem großen Korbe, der voll Wäsche und Kleidungsstücke war. Das ganze Zimmer, inclusive Möbel, schien gewissermaßen in Aufregung begriffen: Schränke und Thüren standen weit offen, Kommodeschubladen waren aufgezogen, und in der Ecke stand ein großer Wagenkoffer mit aufgeschlagenem Deckel, der nur darauf wartete, vollgepackt zu werden.

Aber die drei Frauenzimmer schienen mit diesem Geschäfte nicht ins Reine kommen zu können; ja, es war ihnen augenscheinlich unmöglich, dazu einen Anfang zu machen. Keine arbeitete der Anderen in die Hände, und was Katharine bisher trug, das brachte Clementine dorthin; dazwischen hatte Madame Schorrelmann jeden Augenblick etwas außerordentlich Wichtiges zu berichten und zu erzählen, und dazu mußten nothwendiger Weise die beiden Mädchen Alles stehen und liegen lassen, an das Sopha treten und ihr aufmerksam in die Augen sehen; sonst war es der alten, dicken Frau absolut unmöglich, eine Geschichte mit gehöriger Wirkung zu Ende zu bringen.

Wir müssen dabei gestehen, daß im Aeußeren dieser würdigen Frau eine kleine Aenderung eingetreten war, aber eine Aenderung zu ihrem Vortheil. Sie hatte, trotzdem daß es ein Wochentag war, ihren Sonntagsstaat an und bewegte sich darin mit einer Ungenirtheit, aus der wir zu entnehmen berechtigt sind, als kleide sich die Gemüsehändlerin, seit sie sich in Ruhestand versetzt, immer so sorgfältig, was denn auch wirklich der Fall war.

Clementine Strebeling war, wie sie immer gewesen: etwas still, etwas melancholisch, zu Thränen geneigt, stets im Begriff, über die ganze Welt zu seufzen. Doch können wir die Versicherung abgeben, daß sie sich über das Glück ihrer Freundin aufrichtig freute, und daß sich ihr Auge merklich erheiterte, wenn sie sah, wie Katharine so selig und still zufrieden zu sein schien.

Selig und still zufrieden, ja, so war das schöne junge Mädchen. Das Bewußtsein ihres Glückes strahlte aus ihren Augen, die sanft geöffneten lächelnden Lippen schienen nur Worte des Glücks, der Liebe sprechen zu können. Verschwunden war die

blasse Farbe ihrer Wangen: das Mädchen war frischer und kräftiger aufgeblüht als je, dieselbe liebliche Erscheinung, wie sie zuerst vor unser Auge getreten ist, und doch wieder ganz anders. Sie trat mit einem Gefühle der Sicherheit, des Selbstbewußtseins auf, das ihr damals gefehlt, und dabei zeigte sich hier die Heiterkeit ihres Charakters in seiner ganzen Frische und Liebenswürdigkeit. Sie war so köstlich neckisch und muthwillig, sie ließ sich hier in ihrem leichtgeschürzten Morgenüberrock so zwanglos geben, daß es eine wahre Freude war. Wir wissen nicht, was ihr in den letzten Tagen Angenehmes begegnet sein mochte; doch war etwas dergleichen vorgefallen, und wir thun vielleicht dem Doktor Wellen kein allzu großes Unrecht, wenn wir glauben, daß er, als er die Staatsräthin besuchte, auch dem jungen Mädchen einen vergnügten Tag wünschte und verschaffte.

Bald nahm sich Katharine ernstlich zusammen, um mit Hülfe ihrer Freundin die Kleidungsstücke nach dem Koffer hinzutragen; dann warf sie einen ganzen Arm voll derselben wieder leicht auf einen Stuhl, sprang flüchtig und gewandt über einen der am Boden stehenden Körbe hinweg und umarmte die Mutter, die in solchen Augenblicken Alles anwenden mußte, um ihre Haubenbänder vor dem Zerdrücktwerden zu hüten.

„Du bist eine glückselige Kreatur!“ sagte Madame Schoppelmann. „Das Reisen ist überhaupt was Angenehmes, namentlich wenn man es unter so glücklichen Verhältnissen wie die deinigen thun kann. Das ist schon was ganz Anderes. — Du lieber Gott! wenn ich noch an die damalige Zeit denke, wo ich deinen Vater, den seligen Schoppelmann, geheirathet und wo wir zu unserem Vetter reisten, vier Stunden von der Residenz, in einem damals sehr schönen Wagen! Es waren zwei Schimmel davor

geſpannt, und der Kutſcher ſagte: Wahrhaftig, jetzt ſoll's einmal recht drauf los gehen! Und als ich ihn fragte, wie lange wir zu fahren hätten, da rechnete er an den Fingern und entgegnete: Bis nach Volzheim ſind es zwei Stunden — die werde ich wohl in drei ein halb zwingen; dann iſt es nach Oberbolzheim wieder ebenſo weit — die fahr' ich in zwei ein halb Stunden. Und das that er auch, und es war für die damalige Zeit gar nicht ſchlecht; — ſechs Stunden nach Oberbolzheim, das fährt man jetzt in zwei, und wenn die Eiſenbahn fertig iſt, in einer halben Stunde, das iſt wahrhaftig graulich. Ja, das war damals eine Tagereiſe, und der Kutſcher mit den Schimmeln fuhr die Woche zweimal hin und her."

„Geht unſer Weg auch über jenen Ort?" fragte Katharine, und als die Mutter das verneinte, ſagte das junge Mädchen lachend: „Nun, das iſt Schade, ſonſt hätte ich die beiden Schimmel von Euch gegrüßt, wenn ſie mir zufällig begegnet wären."

Jetzt machte aber Clementine alles Ernſtes Anſtalt, den Wagenkoffer zu verpacken, und als Katharine endlich von ihrem unruhigen Weſen abließ und tüchtig mit half, war dieſes Geſchäft in kurzer Zeit beendigt. Nur hatten die beiden Mädchen ſo viel hinein gedrückt, daß es ihnen unmöglich wurde, den Deckel zu ſchließen, weßhalb Katharine hinaus eilen wollte, um Jakob oder Martin zur Hülfe herbeizurufen. Doch ließ es ſich Clementine nicht nehmen, dieſen Gang zu beſorgen, und flog mit einer erſtaunenswerthen Leichtigkeit neben ihrer Freundin zur Thüre hinaus. Katharine blieb ſtehen und ſchaute ihr nach, wie ſie ſo dienſtfertig die Treppen hinab flog. Dann trat ſie ins Zimmer zurück, wandte ſich gegen ihre Mutter, und ihre eben noch ſo lachenden Züge waren ernſt und nachdenkend geworden.

„Die arme Clementine!“ ſagte ſie; „es iſt doch ſchrecklich, wie man es ihr gemacht, und ich kann Euch wahrhaftig nicht begreifen, Mutter, wie Ihr die Sache ſo habt können gehen laſſen. Nein, das hätte mir unterſucht und der Schuldige geſtraft werden müſſen. So iſt es recht in der Welt.“

„Es geht aber leider nicht immer in dieſer Welt, wie's recht iſt,“ ſagte Madame Schoppelmann. „Glaube mir, ich habe die Sache hin und her überlegt; die Strebeling hat auch Dummheiten genug gemacht. So muß man ſich nicht an den Erſten, Beſten hinhängen.“

„Aber Ihr kennt ſie ja,“ entgegnete Katharine betrübt. „Es iſt ein Unglück, wenn man ein ſolches Gemüth hat. Aber ſie hat geglaubt, da thue ſie was Großes und Schönes, wenn ſie Jemanden, der ſich in Noth befindet, ſo reichlich und aufopfernd unterſtütze, Jemanden, von dem ſie ſich eingebildet, er liebe ſie, und ſie liebe ihn auch. Ach, Mutter, was thut man nicht, wenn man liebt!“

„Das will ich dir zugeben,“ ſagte Madame Schoppelmann. „Aber von dem hat die Strebeling keine Idee gehabt. Mir iſt ein ſolches Betragen unerklärlich. Nun, ſie iſt dieſes Mal noch glücklich davon gekommen.“

„Sie erhielt ihr Geld wieder?“ fragte Katharine.

„J—a—a—a!“ entgegnete die Mutter in gedehntem Tone. „Sie hats wieder erhalten; aber wenn ſie noch einmal ſo Streiche macht, da kann ihr Niemand weiter helfen. — Ich habe ſie mit mir nehmen wollen, aber ſie zieht es vor, in der Stadt zu bleiben, ja ſogar in unſerem ehemaligen Hauſe, und die Klingler hat ihr mit Vergnügen die Stube auch ferner gelaſſen. — Mir iſt es unerklärlich.“

„Und von dem gewiſſen Müller,“ ſagte Katharine, „hat man nie etwas vernommen? Man hat wohl nicht nach ihm forſchen können, da in den Briefen kein Aufenthaltsort angegeben war?“

„Ich glaube nicht, daß er überhaupt exiſtirt hat,“ antwortete unmuthig Madame Schoppelmann, und dabei zupfte ſie heftig an ihren Haubenbändern. Sprechen wir nicht mehr davon; es iſt das eine garſtige, verdrießliche Geſchichte.“

Solche Benennungen verdiente dieſer Vorfall von Seiten der Gemüſehändlerin auch vollkommen; denn ſie hatte die Sache mit ihrem Advokaten überlegt, und dieſer hatte ihr geſagt: Hören Sie mich genau an, Madame Schoppelmann. Das Geld, welches man bei der verſtorbenen Schilder gefunden, und das ohne allen Zweifel der Jungfer Strebeling gehörte, kann von Niemand als von den etwaigen Erben der Verſtorbenen reklamirt werden; für die Strebeling iſt es verloren, es ſei denn, daß dieſe eine Unterſuchung anhängig macht gegen die Schilder und ihre Helfershelfer wegen mittels Betruges verübter Erpreſſung, und daß man hierauf ſo glücklich iſt, dieſe Helfershelfer auf die eine oder die andere Art zu entdecken. Hat man ſie feſtgenommen, und ſie ſind dieſes Betruges geſtändig, ſo iſt es vielleicht möglich — ich ſage: möglich —, wieder zu dem Gelde zu gelangen, vielleicht auch wahrſcheinlich; aber dann müßte die Strebeling augenblicklich als Klägerin auftreten.

Dieſe Helfershelfer verfolgen hatte nun die in dieſer Richtung wirklich unglückliche Mutter aus uns bekannten Gründen nicht gewollt, und obgleich der Polizeikommiſſar Wunſch auch aufs Heftigſte in die Strebeling drang, die zu dieſer Unterſuchung nöthigen Dokumente, die Briefe des Herrn Müller, beizuſchaffen,

ſo war doch dieſes ſchüchterne Weſen nicht dazu zu bewegen; im Gegentheil ſchnitt ſie alle Verhandlungen, im Widerſpruche mit ihrer gemachten Angabe, mit der einzigen Erklärung ab, die Schilder ſei rechtmäßiger Weiſe in den Beſitz des bei derſelben gefundenen Geldes gekommen; ſie habe es derſelben als eine Schuld zurück bezahlt.

Nach allen dieſen Vorgängen hatte es aber die Gemüſehändlerin für ihre heilige Pflicht gehalten, der Jungfer Strebeling das Geld zurück zu erſtatten. Doch war es ſehr ſchwer, dieſen Vorſatz auszuführen. Clementine wollte nun einmal das Opfer ihrer unglücklichen Liebe ſein, und ſie, die den Herrn Müller für vollkommen unſchuldig hielt, was er denn auch in der That war, glaubte noch ſehr wenig für dieſen vortrefflichen jungen Mann zu thun, wenn ſie ſtill für ihn duldete und litt. Es bedurfte auch der ganzen Energie der dicken Frau, ſo wie einiger Liſt und vieler Ueberredung, um der alten Jungfer begreiflich zu machen, daß das Gericht, welches dergleichen langwierige Unterſuchungen herzlich ſcheue, es für gut befunden habe, ihr die Gelder ohne Weiteres wieder zuzuſtellen. Genug, Clementine hatte, wenn auch mit traurigem Herzen, ihr Kapital zurück genommen; ſie wäre ebenſo lieb in Armuth geblieben mit dem ſüßen Bewußtſein, ſich für ihre erſte und letzte Liebe ruinirt zu haben.

Ihr Quartier in dem Hauſe mochte Jungfer Strebeling um Alles in der Welt nicht verlaſſen. Da ſaß ſie an dem Fenſter und blickte hinüber nach dem muſikaliſchen Hauſe, immer hoffend, daß doch noch an einem ſchönen Tage wieder einmal die Melodie herüber klinge von der Lotosblume,

Die ſich ängſtigt in der Sonne Pracht. — — — —

Während auf die vorhin beſchriebene Art im Stillfried'ſchen

Hauſe ſowie bei Major von Brander zur bevorſtehenden kleinen Reiſe gearbeitet wurde, ſaß der Juſtizrath Werner vor ſeinem Schreibtiſche, mit Papieren aller Art aufs Emſigſte beſchäftigt. Er trug Obligationen und andere Werthpapiere in ein Dokument ein, das er nachher mit ſeiner Unterſchrift verſah. Er hatte neben ſich mehrere andere Papiere liegen; alle aber ſchienen auf das Ereigniß Bezug zu haben, das ſeine ganze Seele beſchäftigte. Endlich hatte er jene Schriften genugſam durchgeſehen und verglichen, und nachdem er ſie zuletzt ſorgfältig in ein Paket vereinigt, mit einer rothen Schnur umwunden und verſiegelt hatte, ſchrieb er darauf: „Der Baronin von Steinbeck, geb. Stillfried.“ Dieſes Paketchen legte er vor ſich auf den Tiſch, und während er den Namen lange und aufmerkſam betrachtete, ließ er den Kopf in die Hand ſinken, und ſeinen Geiſt ſchienen Träume ſehr angenehmer Art zu beſchäftigen. Hatte er nicht erreicht, wonach er ſo lange geſtrebt, ſah er nicht das erſehnte Ziel dicht vor ſich, faſt vor ihm ſtehend, nicht mehr in der Ferne hin und her gaukelnd? — Ja, er hatte ſich von der ganzen Welt losgeriſſen, ſelbſt von ihr, die er ſeine Freundin nannte. Das Schickſal, die Verhältniſſe hatten ſie langſam, aber um ſo beſtimmter getrennt. Kleine Schatten, die zuerſt in ihr Leben ſpielten — ſie ſchienen anfänglich von nur vorüberziehenden Wolken herzukommen —, hatten ſich in ihr Leben feſtgeſetzt und breiteten ſich immer mehr und mehr aus zwiſchen ihnen, und da jeder dieſer Schatten floh und zurück wich, ſo wichen auch die Beiden von einander — und nicht zu ihrem Unglück. Der Juſtizrath hatte das ſeit Jahren gefühlt; er zuckte die Achſeln darüber, aber es war ihm nicht einmal unlieb. Er fühlte die Kraft und Macht in ſich, jenes Verhältniß feſtzuhalten, bis er dem Ziele näher gerückt ſei, das er ſich vorgeſteckt, bis er erreicht, wonach er mit aller Kraft der Seele

ſtrebte. Nicht, als ob er glaubte, ſobald dieſes Ziel nun wirklich erreicht ſei, habe er das Spiel gewonnen, habe er ſich das Herz jenes jungen Mädchens zugewendet, werde ſie zu ihm aufblicken in kindlicher Verehrung. Nein, ſo kühn waren ſeine Hoffnungen nicht. Aber ſie, die man — und das hatte er wohl berechnet — fremd in der Welt ſtehend erzogen hatte, ſollte ſich für ihn entſcheiden, ſollte ihm ſein, wonach er ſo lange vergebens getrachtet, wie eine anhängliche, liebende Tochter.

Während er ſo nachdenkend in ſeinem Lehnſtuhle ſaß und die Papiere vor ſich betrachtete, flogen zuweilen finſtere Schatten über ſein Geſicht. Seine Augen blitzten unter den buſchigen Brauen hervor, denn er dachte an ein anderes ähnliches Briefpaket, nach deſſen Beſitze er ſo lange getrachtet, und auch heute noch zuckten ſeine Finger in die leere Luft, wenn er ſich ſo in den Gedanken daran vertiefte, als wollte er jenes ſchwarzgeſiegelte Paket ergreifen und feſthalten.

„Pah!“ ſprach er nach einer längeren Pauſe zu ſich ſelber, indem er ſich empor richtete und mit der Hand über die Stirne fuhr. „Hoffentlich wird es uns gelingen, die Baronin Steinbeck baldigſt zu überzeugen, was ſie von ihrem — — Bruder zu halten hat.“

Darauf ſtand er auf, zog die Klingel, und der alte mürriſche Bediente trat herein.

„Du beſorgſt meinen Wagen,“ ſagte der Juſtizrath, „auf morgen früh um ſechs Uhr. Doch fährt der Poſtillon vorher auf den Königsplatz Nr. 16, um den Herrn von Steinbeck abzuholen.“

Nach dieſen Worten verſchloß er das Paket Papiere ſorgfältig in einen Schreibtiſch und gieng in das Nebenzimmer.

Der Bediente zog ſich an die Thüre zurück; doch ehe er hinaus gieng, ſchnappte er ſeiner üblen Angewohnheit nach einmal über die linke Schulter, als wolle er Jemanden beißen, der hinter ihm drein ſchleiche.

Neunundfünfzigſtes Kapitel.

Die handelnden Perſonen werden zum Schluß dieſer Geſchichte ſo gut wie möglich zuſammen gefahrt und Herr Hannibal findet, daß ſeine Uhr abgelaufen iſt.

In Schloßfelden hatte ſich ſeit der Abreiſe des Doktor Wellen allerlei Neues begeben, worunter das Bemerkenswertheſte war, daß der junge Bildhauer, den das ganze Dorf kannte und liebte, und von deſſen Tode man ſich die fabelhafteſten Gerüchte erzählt, plötzlich wieder im Dorfe erſchien, wo er von den vielen Leuten, die ihn kannten, auf eine wahrhaft enthuſiaſtiſche Art begrüßt wurde. Alt und Jung hatte ihn gern: Jedes ſagte ihm ein freundliches Wort, das er ebenſo erwiederte.

Eugen, der den ganzen Tag mit ihm verkehrte, gewann ihn mit jeder Stunde lieber. Die Beiden waren unzertrennlich, und es gab nur einzelne Stunden, namentlich auf dem Schloſſe droben, wo ſie nicht bei einander waren. Der luſtige Rath verſicherte bei der neuen Bekanntſchaft alles Ernſtes, er ſehe ſich veranlaßt, eiferſüchtig zu werden, und wolle ſich irgendwo

im Lande umſchauen, wo eine Schulgehülfenſtelle frei würde. So viel iſt gewiß, daß Herr Sibel ganz gegen ſeine frühere Gewohnheit ernſter und nachdenkender geworden. Doch können wir dies füglich einem anderen, als dem eben angegebenen Umſtande zuſchreiben. Er ſeinerſeits ſuchte ebenfalls die Einſamkeit — ſo konnte man wenigſtens glauben, wenn man ihn zu verſchiedenen Stunden des Tages allein nach dem Garten ſchleichen ſah. Doch müſſen wir eingeſtehen, ihm hier Unrecht gethan zu haben; er ſuchte durchaus nicht die Einſamkeit, und wenn man ihn ſo beobachtete, wie er hinter Hecken und Bäumen ſtand, ſo ſah man, daß ſeine dicken Züge ſich plötzlich ganz freundlich und ſelig geſtalteten, wenn er bemerkte, wie die kleine Marie ohne alle Abſicht ebenfalls in den Garten kam.

Ob der Verwalter droben auf dem Schloſſe davon unterrichtet war, daß der junge Bildhauer erſtanden ſei und ſich plötzlich wieder unter den Lebenden zeige, ſind wir nicht im Stande, genau anzugeben. Nur ſo viel iſt gewiß, daß er, als er ihm zufällig einmal auf der unteren Terraſſe begegnete, ihn nicht wieder zu erkennen ſchien und überhaupt mit Roſalie nichts über ihn ſprach. Es war eigentlich merkwürdig, daß ſich der Verwalter jetzt viel weniger um ſeine Pflegetochter bekümmerte, als ſonſt, und daß er ſie ihre Spaziergänge machen ließ, wann und wohin ſie wollte. Uns freut es dagegen, ſagen zu können, daß ſie dieſes zarte Benehmen auch dankbarlichſt vergalt, und daß Alle, ſowohl Eugen als ſeine Schweſter und der junge Bildhauer, ihr Mögliches thaten, um den Augen des alten Mannes in deſſen ſonderbarer Stellung zu der Herrſchaft kein Aergerniß zu geben. Ihre kleinen, wir müſſen geſtehen, täglichen Zuſammenkünfte, hielten ſie hinter dem Chor der Kapelle, und da waren ſie heiter und luſtiger Dinge, die Geſchwiſter, der junge Künſtler, meiſtens

auch Herr Sidei und Marie, und blickten in das herrliche Thal hinab, die schönsten Pläne für die Zukunft machend.

Der würdige Schauspieldirektor, Herr Müller, mit dem großen Holder und dem vortrefflichen Trommler, fuhren indessen ohne unsere beiden jungen Künstler fort, die ergötzlichsten Komödien zu spielen. Die Anstrengungen vorbenannter Herren waren natürlich durch den Abgang der beiden anderen Künstler noch ungleich größer geworden; doch hatte Eugen, um dem Direktor diesen Verlust einigermaßen zu ersetzen, für die Dauer ihres hiesigen Aufenthaltes ein sehr schweres Abonnement genommen.

Dem unglücklichen Herrn Hannibal gieng es dagegen von Tag zu Tag schlechter. Seine Seele war tief betrübt und sein Herz schmerzlich zusammen gedrückt. Die Rolle des Pierrot, die man ihm gewaltsam einstudirt, spielte er zum großen Ergötzen des Publikums. Aber der allgemeine Beifall, der ihn belohnte, war nicht im Stande, sein zerknirschtes Gemüth aufzuheitern. Dabei war auch sein Verhältniß zur blonden Thusnelde ein sehr unangenehmes, man könnte sagen: ein gereiztes geworden. Mit dem Scharfblick des Weibes schien sie entdeckt zu haben, wie Herr Hannibal zu den beiden anderen Herren eigentlich stand, und die Folge davon war, daß, wenn der unglückliche Pierrot die Bretter verließ und wieder zu einem gewöhnlichen Menschen wurde, seine Leiden erst recht anfiengen. Da überwachte ihn die dürre Schöne auf Schritt und Tritt; jeder seiner Gänge wurde von ihr erspäht, und als er sich einstmals in einem Anfalle von Verzweiflung, und indem er zu sich selbst sprach, er wolle sich ferner den Teufel geniren um die blonde Schwägerin, unterstand, einem der Dienstmädchen des Hauses gelinde den Hof zu machen, erfolgte eine so schreckliche häusliche Scene mit Ohnmachten und obligaten Krämpfen, daß Herr Hannibal schaudernd dastand und

ſich ſelbſt die Verſicherung gab, er ſei einer der unglücklichſten Sterblichen — ein verlorener Mann.

Mit welcher Sehnſucht dachte er jetzt zurück an das Haus in der Alleeſtraße, und wie fieng er an zu begreifen, daß ſein Herr, um ſeine Verräthereien wiſſend, ihn abſichtlich in dieſe troſtloſen Verhältniſſe verwickelt! Eugen machte auch kein Hehl daraus und ſagte ihm auf ſeine verzweiflungsvollen Fragen, er halte es in der That für beſſer, wenn Hannibal das Fach eines Bedienten vollkommen verlaſſe, um ſich ganz zu einem Komiker heran zu bilden. Sogar den Herrn Sidel hatte der unglückliche Joſeph flehentlich angegangen, ſich für ihn bei dem Herrn zu verwenden. Doch gab ihm dieſer nach ſeiner Manier trocken zur Antwort: „Herr Hannibal, das iſt zu ſpät!“ Ein Troſt anderer unglücklicher Sterblicher in ähnlichen Verhältniſſen: Flucht, ja ſogar Selbſtmordgedanken waren es für ihn nicht. Bei beiden ſchwebte ihm jener uns wohlbekannte Aktenfascikel vor, der lange Arm des Juſtizrathes Werner und die ewige Gerechtigkeit.

Da erhielt eines Tages Eugen ein Schreiben von dem Schloßverwalter, in Folge deſſen er eine längere Unterredung mit dem jungen Bildhauer und Herrn Sidel hatte und dann ſeinen Bedienten vor ſich beſchied.

Hannibal, in der Befürchtung, es werde jetzt der Moment gekommen ſein, wo er förmlich aus den Dienſten ſeines Herrn entlaſſen würde, ſtand tief erſchüttert da und wagte es nicht, ſeine Augen zu erheben.

Eugen ſchritt einige Mal im Zimmer auf und ab und blieb endlich, wie es ſchien, mit theilnehmender Miene vor dem unglücklichen Hannibal ſtehen. „Du kannſt dich,“ ſagte er nach einer Pauſe, „nicht über mich beklagen. Du weißt, wie gut ich dich früher gehalten habe, und du weißt auch am beſten, wie du mir dafür

gedankt. Du haſt mich, deinen Herrn, aufs Schändlichſte verrathen; es iſt wahrhaftig nicht deine Schuld, daß ſie mich an jenem Abend nicht todt geſchlagen."

Dieſe Worte beſtürzten Joſeph aufs Tiefſte. Vor ſeinen Geiſt trat jener Vorfall mit erſchrecklicher Lebendigkeit, und er wußte nur, ſich entſchuldigend, die Worte zu ſtammeln: „Aber der Hund, gnädiger Herr!"

„Ja, ja, das iſt allerdings richtig," entgegnete ruhig Eugen. „Den Hund haſt du auf meine Spur geſchickt und haſt geglaubt, dadurch deine Schurkerei wieder etwas gut zu machen. Wir wollen auch das Für und Wider hier gar nicht unterſuchen, denn aufrichtig geſagt — — dein Schickſal dauert mich."

Hannibal bebte zuſammen.

„Du kannſt dir denken," fuhr Herr Stillfried fort, „daß wir dich nur aus dem einfachen Grunde mitnahmen, um Niemanden in unſerem Rücken zu laſſen, der unſeren Feinden gegen uns helfen könnte. Ja, ich glaubte zu bemerken, daß dir dein ſchlechtes Benehmen gegen mich leid ſei und daß du den Vorſatz gefaßt habeſt, dich zu beſſern."

„Das habe ich auch," ſagte Hannibal unter wirklichen Thränen. Sein Herr hatte noch nie ſo feierlich mit ihm geſprochen.

„Es iſt zu ſpät," entgegnete dieſer. „Ich übergab dich dem vortrefflichen Herrn Müller zur Erziehung und Ausbildung und dachte, du könnteſt hier in einer untergeordneten, wenn auch ſehr ehrenvollen Stellung, dein Brod verdienen. Aber du kannſt nicht hier bleiben — dein Schickſal will es anders."

Hannibal horchte hoch auf.

„Du haſt Anderen eine Grube gegraben — du ſtürzeſt ſelbſt hinein. Du haſt dich gegen mich mit dem Juſtizrath Werner

verbündet; es iſt leider die Geſchichte von dem Teufel, von dem man ſich nicht einmal mit einem Haar ſoll erwiſchen laſſen. — — — — Der Juſtizrath hat dich reklamirt.“

Bei dieſen Worten war es, als habe ein Blitzſtrahl gerade vor dem getreuen Pierrot eingeſchlagen. Seine Kniee wankten, ſein Auge verdunkelte ſich; er faßte nach einer Stuhllehne, um ſich zu halten.

„Ich weiß nicht, ob du eigentlich zu erſchrecken brauchſt,“ fuhr Eugen fort; „denn ich bin nicht im Klaren darüber, welcher Art deine Verbindung mit jenem Herrn war.“

„O, o!“ brachte Joſeph jammernd hervor.

„Vielleicht,“ ſagte Herr Stillfried, anſcheinend mit dem Tone der Ueberzeugung, „erhältſt du jetzt deine Belohnung dafür, daß du gegen mich gedient. Thatſache iſt, daß dich der Juſtizrath Werner reklamirt und daß du ihm noch heute Abend ausgeliefert wirſt.“

„Nie! nie!“ rief Pierrot verzweifelnd. „O, haben Sie Erbarmen mit mir!“

Eugen zuckte mit den Achſeln und antwortete: „Ich kann nichts für dich thun. Wenn du aber klug handeln willſt, ſo befolge meinen Rath und laß dich zu keinerlei Uebereilung hinreißen. Denke zum Beiſpiel nicht an eine Flucht, man hat die beſten Vorſichtsmaßregeln getroffen, dich zu überwachen; zwei Männer ſind von der Behörde aufgeſtellt, dich nicht aus den Augen zu laſſen. Verhältſt du dich ruhig — deſto beſſer für dich. Willſt du ein Aufſehen machen, willſt du deine unſichtbaren Wächter veranlaſſen, dich wie einen Dieb feſt zu nehmen? Es iſt das ganz deine Sache, dadurch aber wirſt du dein Schickſal nicht ändern. — Lebe wohl; ſollte ich in die Lage kommen, etwas für

lich thun zu können, ſo ſoll das doch geſchehen, indem ich meinerſeits vergeſſen will, wie da an mir gehandelt.“

Hannibal ſtürzte auf ſeinen Herrn zu, ergriff deſſen Hand und küßte ſie, ehe dieſer es hindern konnte. Auch wollte er auf die Kniee niederſinken, doch zog ihn Eugen kräftig empor und wies auf die Thüre.

Hannibal taumelte hinaus. — — —

An demſelben Nachmittage ſaß Frau Moſel wie gewöhnlich vor ihrer Hausthüre; Marie war nicht zugegen — ſie nähte vielleicht wieder an einem rothcarrirten Tuche.

Eugen trat zu der Wirthin.

„Nun, Herr Weſſen,“ ſagte die Frau mit ernſter Miene, „jetzt ſcheint's Ernſt da oben werden zu wollen. Sehen Sie auf dem Thurme die blau und weiße Fahne flattern? Es iſt ſchon ziemlich lange her, daß man dergleichen nicht mehr geſehen. Früher waren ſie anders, weiß und gelb. Ich bin in der That begierig, wie ſich die Geſchichte mit dem armen Mädchen entwickeln ſoll.“

„Vielleicht ſehr einfach,“ meinte Eugen.

„Herr Welding,“ fuhr Frau Moſel fort, „ſcheint mir nicht der Mann, der ſich ſein Mädchen ſo leicht von einem Anderen wegnehmen läßt. — Und das beſſe ich auch!“ fuhr ſie entrüſtet fort, indem ſie ihre Hände in die Seiten ſtemmte; „ich wollte denen da oben zeigen, wo ſie her wären! — Was meinen Sie, Herr Weſſen?“

„Da haben Sie ganz Recht,“ entgegnete dieſer, „vollkommen Recht! Sie ſind eine reſolute Frau. Was würden Sie zum Beiſpiel thun?“

„Ich?“ antwortete die Wirthin; und dabei ſah ſie ihren Gaſt an, als wollte ſie unterſuchen, ob jene Frage ernſtlich ge-

meint ſei. — „Ich? — Nun, ich wüßte bei Gott ſchon, was ich thäte.“

„Vielleicht weiß er es auch,“ ſagte Eugen lächelnd.

„Fort mit den Beiden!“ entgegnete Frau Roſel mit ſehr energiſchem Tone. „Fort, ins Land hinein! So viel können Sie mir glauben, Herr Wellen, meine beiden Rappen ſollen heute nicht in den Wald. Angeſchirrt ſollen ſie im Stalle bleiben; und der Heiner verſteht ſich aufs Fahren. Mehr will ich nicht ſagen, aber denken Sie mir daran!“

„Ich verſtehe Sie vollkommen,“ antwortete Eugen lachend, „und danke Ihnen herzlich dafür. Das hat uns noch gefehlt. Aber jetzt, denke ich, ſoll ſich die Sache machen.“

„Der Knecht,“ fuhr die Frau eifrig fort, „ſoll einen Brief haben nach Ueberhain, da wohnt meine Nichte — die Frau Pfarrerin. (Das ſagte ſie mit ſehr ſtolzem Tone.) Dahin kann's gehen, was die Pferde laufen können. Aber verſtehen Sie mich recht, auch nur dahin. Sagen Sie das Herrn Welding; der Heiner wird ſie ins Pfarrhaus führen, aber um keine Welt anders wohin. — Er geht ins Wirthshaus zum goldenen Anker; das iſt abgemacht.“

Damit fuhr die Frau, zufrieden lächelnd, mit ihren beiden Händen über ihre Schürze herab.

„Ich muß Sie noch um Eines bitten,“ ſagte Eugen. „Die Wagen der — — Herrſchaften aus der Stadt werden wohl hier an dem Gaſthofe halten, ehe ſie hinauf fahren?“

„Wie gewöhnlich, ſie nehmen da Vorſpann,“ entgegnete Frau Roſel.

„Richtig!“ fuhr Eugen fort. „Nur ſorgen Sie mir dafür, daß von Ihren Leuten Niemand über unſere Anweſenheit ſpricht.

Es könnte das ganz zufällig geschehen, ist aber sehr unnöthig. Außer den Schauspielern sind keine Fremden da."

„Versteht sich!" antwortete die Frau. „Es soll mir Jemand das Maul aufthun! Und der Marie will ich es selbst sagen."

„Die weiß es schon durch den Herrn Müller, meinen Kollegen," sagte Eugen lächelnd, worauf ihn die Frau forschend ansah und mit einigermaßen ungeduldigem Tone zur Antwort gab: „So? — — Die weiß es schon? — Na, von mir kann sie's auch noch hören."

Bei einbrechendem Abend kam auch wirklich einer der erwarteten Wagen in Schloßfelden an. Es war die Equipage des freiherrlich von Brander'schen Ehepaars, eine alte Kalesche, mit Extrapostpferden bespannt, und der Postillon, der nicht anders glaubte, als er fahre einen hohen Beamten des Nachbarstaates — denn der Major hatte seinen Degen und sein Hutfutteral auf den Rücksitz gelegt —, war den Anderen um eine halbe Stunde vorausgeeilt. Der Major stieg einen Augenblick aus dem Wagen, trampelte hin und her, um seine Beine gelenkig zu machen, und blickte an den Bergen in die Höhe.

„Auf Ehre, ein holperiger Weg'" sagte er zur Frau Rosel, die grüßend vor ihn trat. „Ist das Schloß weit von hier?"

„Ungefähr eine halbe Stunde," entgegnete die Wirthin, „dort auf der Höhe des Berges. Ich bitte, nur einen Augenblick zu verziehen; man spannt ein Pferd vor, und die Leute vom Schloß zünden ihre Fackeln an."

„Schön!" sagte der Major, dann trat er an den Wagenschlag. „Meine Beste," sprach er hinein, „wir sind hier in Schloßfelden und müssen einen verflucht steilen Berg hinauf,

ziemlich gefährlich, wie mir ſcheint. Aber wir haben Fackelbeleuchtung — dort kommen ſie ſchon.“

„Ah, Fackeln!“ ſagte Roſa Immergrün mit zarter Stimme. Der rothe Schein derſelben erſchien ihr in der finſteren Nacht außerordentlich poetiſch.

Der Major ſtieg wieder ein, und der Wagen rollte den Berg hinan.

Sämmtliche Bewohner der wilden Roſe, Hausleute und Fremde, hatten ſich an den Fenſtern und Thüren eingefunden, und ſo war es Eugen möglich, verborgen da zu ſtehen und auf den zweiten Wagen zu warten. Und er that das mit hochklopfendem Herzen.

Endlich ſah man zuerſt an der Bergwand zur Seite Laternen blitzen, deren Schein ſich langſam ins Thal hinab bewegte. Jetzt erſchienen ſie auch am Ende der Straße, dann raſſelte der Wagen auf dem Pflaſter, und jetzt hielten die vier Pferde dampfend vor dem Wirthshauſe.

Es war das Coupé der Staatsräthin.

Die Leute des Wirthshauſes, Bewohner aus dem Dorfe, die Fackelträger vom Schloſſe drängten ſich neugierig um den Wagen, um die neue Herrin des Schloſſes zu ſehen.

Die Staatsräthin hatte ſich in die Kiſſen zurückgelehnt; Katharine dagegen blickte mit ihren großen, glänzenden Augen freundlich überraſcht auf das ſeltſame Getreibe.

Noch in ſpäteren Jahren geſtand Eugen gern, dieſes ſei einer der glücklichſten Augenblicke ſeines ganzen Lebens geweſen. Wie hatte er das geliebte Mädchen verlaſſen — in ihrem kleinen Zimmer, in ihrem einfachen Anzuge, in einem Augenblicke, wo ſie gewaltſam von einander geriſſen wurden, und wo es eines Wunders bedurfte, um die entſetzliche Kluft zu überbrücken, die

ſich, mit Blut gefüllt, vor ihren Augen auffuhr! Und jetzt war dieſes Wunder geſchehen, jetzt ſah er ſie wieder, in den weichen Kiſſen eines eleganten Wagens, ſchöner als je, von der Güte und Liebe der eigenen Mutter reich geſchmückt, wie eine Fürſtin.

Fieberhaft klopften ihm alle Pulſe, und Herr Sibel, der neben ihm ſtand, mußte ihn gewaltſam zurückhalten; er war im Begriff, an den Wagen zu ſtürzen und laut hinaus zu rufen: „Hier bin ich, Katharine, mein angebetetes Mädchen, meine geliebte Braut!“

Da zogen die Pferde an, und der Wagen, mit Fackeln umgeben, verſchwand zwiſchen den Häuſern und bewegte ſich in dem rothen, zitternden Schein unter den Bäumen hinweg langſam den Berg hinan.

Sobald der Wagen verſchwunden war, eilte Eugen zur Hinterthüre des Gaſthofes hinaus, ein Diener des Schloſſes führte ihm ein Pferd vor, auf das er ſich warf und das er eilig zum Hofthore hinaus lenkte.

Eben fuhr der dritte Wagen vor dem Hauſe an; zwei Herren ſaßen in demſelben, ein älterer und ein jüngerer; das Verdeck dieſes Wagens war zurückgeſchlagen.

Eugen warf einen finſteren Blick rückwärts, einen Blick des Haſſes; doch fuhr gleich darauf ein leichtes Lächeln über ſeine Züge. Er wandte ſein Pferd gegen den Berg und ſprengte im Galopp dem zweiten Wagen nach.

Es war gegen das Ende des Monats Oktober, und wenn auch die Tage klar, freundlich und angenehm waren, die Nachmittage heiter und warm, ſo wurde es doch gegen Abend froſtig; die Nebel ſtiegen feucht und kühl auf, und die Sterne, die an dem dunkeln Nachthimmel funkelten, konnte man alsdann nur mit Behaglichkeit aus einem wohlgewärmten Zimmer anſchauen.

Der Verwalter droben im Schloſſe hatte die nöthigen Zimmer zum Empfang der Gäſte der Jahreszeit gemäß aufs Wohnlichſte einrichten laſſen; alle waren leicht durchwärmt, und einen großen Salon, in dem mittleren Flügel gelegen, hatte man zum Verſammlungsort für die Geſellſchaft beſtimmt. Dieſer Salon, im alten, gediegenen Geſchmack, war durch die vielen dunklen Holzſchnitzereien, mit denen der Plafond und ein Theil der Wände bedeckt waren, am Tage etwas dunkel; ja ſogar Abends bei dem Lichte zahlreicher Kerzen und Lampen wichen die finſteren Schatten kaum aus den Ecken dieſes Gemachs und ſetzten ſich aufs Hartnäckigſte feſt in den tiefen Fenſterniſchen, vor denen violetſammtne Vorhänge herabhiengen. Trotzdem aber war dieſes Zimmer nicht unfreundlich zu nennen, und namentlich, wenn wie jetzt in dem weiten, mannshohen Kamine große Scheiter Holz luſtig brannten, gab es um dieſes Feuer herum in den großen Lehnſeſſeln ſo angenehme Plätze, als man ſich nur wünſchen konnte.

Der Juſtizrath Werner hatte ſich nicht lange in ſeinem Zimmer aufgehalten; er hatte nur ſeinen Mantel abgeworfen und war nach dem Salon geeilt, wo er nun, mit ſeinen Gedanken beſchäftigt, bald auf und ab ſchritt, bald einen Augenblick in die durch einander ſpielenden Flammen des Kamins blickte, bald auch an eines der Fenſter trat und in die Gegend hinausſchaute.

Die weite Landſchaft lag noch ziemlich dunkel; nur ein Theil der gegenüberliegenden Berge und des Thales wurde von dem eben aufſteigenden Monde beleuchtet. Ein herbſtlicher Wind hatte ſich aufgemacht, der namentlich hier auf der Höhe fühlbar durch die Zweige der Bäume fauste und zuweilen heulend um die ſcharfen Ecken des Schloſſes herumfloh.

Wenn der Juſtizrath einen Augenblick durch das Zimmer

geſchritten war, ſo blickte er aufmerkſam nach der Thüre: er erwartete den alten Verwalter, nach dem er ſchon mehrere Male vergeblich geſchickt.

Dieſer hatte die Gäſte an der Thüre bewillkommt, dann war er verſchwunden.

Jetzt näherten ſich Schritte dem Salon; die Thüre wurde geöffnet. Es war der Major von Brander, der mit ſeiner Gemahlin eintrat. Dieſer konnte ſich nicht günſtig genug ausſprechen über die wohnliche, ja faſt prächtige Einrichtung des Schloſſes, über die angenehmen Zimmer, die man ihm angewieſen.

„Und wie iſt die Lage ſo reizend!“ ſagte die Majorin. „Ich freue mich unſäglich auf morgen früh. Das Erwachen ſo hoch über der Sphäre der ganzen anderen Menſchheit, der Blick von hier in die erwachende Natur muß göttlich ſein! Vorhin blickte ich zu meinem Fenſter hinaus; vor demſelben zwiſchen dichten Bäumen liegt eine kleine Kapelle, die von dem aufſteigenden Monde mit einem Streiflicht verſilbert ward. Ich verſichere Ihnen, ein himmliſch ſchöner Anblick!“

„Es iſt die Schloßkapelle,“ antwortete kurz der Juſtizrath, indem er der Schriftſtellerin einen Seſſel anbot.

„Im Sommer muß es hier auf Ehre göttlich ſein!“ ſagte der Major, der ſich in Uniform geworfen hatte und, vor dem Kamin ſtehend, mit Vergnügen ſah, wie die Flammen des Feuers ſich an ſeinen Knöpfen, ſeinen Epaulettes und ſeinen kleinen Orden wiederſpiegelte.

„Wenn man das ruhig genießen kann, allerdings,“ ſagte ſeufzend Roſa Immergrün. „So ein kleines, behagliches Stillleben hier wäre meine höchſte Seligkeit.“

„Herr von Steinbeck,“ antwortete der Juſtizrath mit einem erzwungenen Lächeln, „wird gewiß ein gaſtliches Haus machen

und erfreut ſein, ſo angenehme Geſellſchaft bei ſich zu ſehen.“ Dabei verbeugte er ſich gegen die Majorin.

„Glauben Sie in der That, daß der junge Mann hier bleiben wird?“ fragte der Major.

„Und warum nicht!“ entgegnete raſch der Juſtizrath. „Fräulein Stillfried liebt das Landleben.“

„Aber der Zukünftige,“ fuhr der Major lachend fort, „findet hier keines ſeiner gewöhnlichen Amuſements. Da gibt's keine Aſſiſen, keine Paraden, keine abfahrenden und ankommenden Eiſenbahnconvois — er wird ſich langweilen.“

„Bah!“ ſagte der Juſtizrath. „Wenn man einmal eine Frau hat, denkt man nicht mehr an dergleichen Kleinigkeiten.“

Sechszigſtes Kapitel.

Berichtet von einer ſeltſamen Abendunterhaltung, von der Vernichtung eines wichtigen Gegenſtandes, und zeigt wie der Erzähler alles Mögliche thut, um den geneigten Leſer zufrieden zu ſtellen.

Damit öffnete ſich die Thüre, und Herr von Steinbeck trat ein.

»Der Wolf in der Fabel!« rief lachend die Majorin dem jungen Mann entgegen. »Wir ſtracken ſo eben von Ihnen.«

Herr von Steinbeck hatte eine ſehr hübſche Toilette gemacht: blauer Frack mit weißer Weſte; er trug ſtrohgelbe Handſchuhe und hatte Hut und Stock in der Rechten. Ohne dieſe beiden für ihn nothwendigen Dinge — Hut und Stock nämlich — wagte er ſich in keine Geſellſchaft. Nur durch ihre Hülfe gelang es ihm, ſeine Hände auf eine halbwegs ungezwungene Art mitnehmen zu können und überhaupt durch einen Salon zu ſteuern. Er war der Baronin ſehr dankbar für das Wort, das ſie ihm entgegen warf, denn er konnte ſich daran feſtklammern und lachend zum Kamin

gelangen, wo er sich augenblicklich neben der Majorin Rückhalt und Stützpunkt suchte.

„Wir bedauerten Sie vorhin," wiederholte der Major mit einem freundlichen Lächeln; „Sie Aermster, der auf diesem prächtigen Schlosse künftig seine Sommer zubringen soll! Ich sagte, Sie würden es hier nicht aushalten, und ich bin wenigstens davon überzeugt, daß Sie es nicht über sich gewinnen werden, die Eröffnung und den Schluß der großen Assisen zu versäumen."

„Das ist freilich für mich sehr interessant," antwortete der junge Mann. „Nun, dann läßt man eben einspannen und fährt hinüber. Das ist bald geschehen."

Der Justizrath, der nicht auf dieses Gespräch zu hören schien, blickte jeden Augenblick nach der Thüre.

Der alte Verwalter erschien immer nicht.

Endlich gieng er selbst hinaus, um wenigstens nach dem Bedienten zu sehen, der ebenfalls noch nicht zurückgekommen.

„Fräulein von Stillfried wird bei der Toilette sein," sagte die Majorin nach einer längeren Pause. „Ich freue mich recht sehr, das liebe Kind kennen zu lernen. Sie ist schön?" Bei diesen Worten sah sie ihren Gemahl fragend an.

„Ja, sie soll ein hübsches, wohlerzogenes Mädchen sein," entgegnete der Freiherr von Brander, indem er seinen Degen etwas nach hinten schob.

„Ich könnte Sie darüber fragen, Herr von Steinbeck," fuhr die Majorin fort; „aber ein Bräutigam hat kein richtiges Urtheil."

„Ein Verliebter, wollten Sie sagen," versetzte der junge Mann lachend und glaubte, etwas sehr Gescheidtes gesagt zu haben.

Der Major sah seine Frau bedeutsam an und hustete leicht.

„Von der Mutter finde ich es eine hochpoetische Idee,“ sagte hierauf Rosa Immergrün, „Verlobung und Hochzeit auf diesem einsamen Schlosse hier feiern zu lassen.“

„Ja—a—a,“ meinte trocken Herr von Steinbeck.

„So abgeschieden von der Welt, nur sich selbst lebend — es ist das ein glücklicher Gedanke.“

„Poetisch vielleicht,“ entgegnete der junge Mann, „auch feierlich; aber nicht freundlich und angenehm.“ Dabei sah er sich wie ängstlich in dem Gemache um. „Unter uns gesagt, das Schloß scheint mir so ein finsteres, altes Gebäude, und als wir vorhin über die breiten Gräben und die Zugbrücke fuhren, durch das dunkle Thor hinein, da kam es mir gerade vor, als würde ich ins Gefängniß gebracht.“

„Ja, mein Lieber,“ sagte der Major mit einem forcirt lustigen Tone, „die Ehe ist immer eine Art Gefängniß.“

„Pfui!“ sagte Rosa Immergrün mit tiefer Entrüstung.

„Nein, Scherz bei Seite!“ antwortete der junge Mann, indem er eine entschlossene Haltung anzunehmen versuchte. „Mir thut es wahrhaftig leid, daß ich nachgegeben habe und hieher gegangen bin. Ich weiß nicht, aber ich komme mir wie ein Opfer vor, das man zu einer Schlachtbank führt.“

Die Majorin lachte laut hinaus.

„Ja, lachen Sie nur, gnädige Frau, es ist doch wahr. Wir sind ja unter uns und können darüber sprechen. Zu sehr unter uns! Warum läßt man uns hier allein? Das hätte eigentlich schon ein anderer Empfang sein müssen; da mögen Sie sagen, was Sie wollen, es ist traurig und trostlos. Mir kommt es vor, als sei hier nicht Alles in der Ordnung.“

„Oh — oh!“ entgegnete der Major. „Wer wird immer Gespenster sehen, lieber junger Freund?“

„Danken Sie Gott,“ fuhr Herr von Steinbeck fort, „wenn Ihnen nicht auch heute Nacht dergleichen begegnet. Das kann ich Ihnen verſichern, beſter Major: ich habe mich zu dieſer Heirath engagirt, das iſt wahr; aber meine Augen behalte ich offen, und wo mir etwas nicht ganz in der Ordnung erſcheint, da werde ich ſprechen. Sie können ſich darauf verlaſſen.“

„Herr von Steinbeck iſt ein leicht erregbares Gemüth,“ ſagte Roſa Immergrün. „Er läßt ſich gerne durch äußere Eindrücke regieren — und darin muß ich ihm ſchon recht geben: dieſes Gemach, ſo altehrwürdig es ausſieht, paßt eher zu einem ernſten Geſchäft, wie zum luſtigen, heiteren Feſt einer Verlobung.“

„Ja—a—a,“ erwiederte der junge Mann, indem er abermals umherblickte. „Es ſieht gerade wie zum Teſtamentmachen aus.“

In dieſem Augenblicke trat der Juſtizrath wieder in das Zimmer, und man hörte noch, wie er unter der Thüre einem Bedienten nachrief: „ich finde das unbegreiflich — er ſoll augenblicklich hierher kommen!“

Der Major warf ſeiner Gemahlin einen einigermäßen bekümmerten Blick zu.

„Tauſendmal bitte ich Sie um Entſchuldigung!“ rief der Juſtizrath hinzutretend mit einer ſichtlich erzwungenen Freundlichkeit. „Das Gebäude hier iſt ſo weitläufig; die Zimmer liegen ſo weit von einander; die Staatsräthin muß von der Reiſe etwas angegriffen ſein. Aber ich hoffe, ſie wird im Augenblick erſcheinen.“

„Sie wird bei ihrer Tochter ſein; ich finde das ſehr begreiflich,“ ſagte die Majorin. „Ein Wiederſehen nach ſo langer Zeit! Das verſteht Ihr nicht, meine Herren.“

„Wenn ich morgen früh die Ehre habe, Ihnen das Schloß zu zeigen," sagte der Justizrath mit einem anscheinend sehr ruhigen Tone (doch verwandte er kein Auge von der Thüre), so werden Sie erstaunen, wie groß, aber vortrefflich erhalten es ist."

„Aber — die Zimmer scheinen sehr dunkel," antwortete Herr von Steinbeck, „nicht recht wohnlich."

Der Justizrath sah ihn fragend an.

„Wenigstens dieses hier. Liegt an dem dunkeln Täfelwerk oder an der Höhe dieses Gemachs die Schuld — ich weiß nicht, es ist ein Bischen frostig."

Der Major räusperte sich sehr laut.

„Sie haben nicht Unrecht," antwortete der Justizrath, „was dieses Zimmer anbelangt, und ich begreife auch nicht, warum der Verwalter diesen Salon gewählt. Sie werden sich aber morgen überzeugen, es sind hier sehr behagliche, freundliche Wohnungen."

„Unsere Zimmer zum Beispiel," fiel ihm der Major eifrig ins Wort, „die sind comfortabel, ja glänzend."

„Und — Fräulein Stillfried," fragte der junge Mann den Justizrath, ohne ihn dabei anzusehen, „wird vielleicht bald erscheinen? Vielleicht hier? Oder werden wir der jungen Dame in ihrer Wohnung unsere Aufwartung machen dürfen?"

„Wie ungeduldig!" rief der Major aus. „Ja, diese jungen Leute!" — Dabei wollte er lachen, aber er brachte es nur zu einem komischen Grinsen.

Draußen auf dem Gange hörte man Schritte, die sich eilig näherten.

Der Verwalter erschien auf der Schwelle, blaß, verstört. Er schien hastig ins Zimmer eintreten zu wollen; doch als er die fremden Herrschaften sah, blieb er bestürzt an der Thüre stehen.

„Ah!“ stieß er hervor und fuhr sich mit der Hand über die Augen.

Der Justizrath blieb eine Sekunde wie festgebannt vor ihm stehen. Dann aber sagte er in sehr strengem Tone und wie vergessend, daß er nicht allein sei: „vier Mal habe ich vergeblich nach Ihnen geschickt; ich begreife dieses Betragen nicht. Warum lassen Sie sich gerade heute an Ihre Pflicht erinnern?“

„Das sind schreckliche Dinge, die mich sie vergessen ließen,“ antwortete der alte Mann mit zitternder Stimme. — „Fräulein Rosalie . . .“

„Was ist geschehen?“ rief der Justizrath, sich vergessend. Doch erst, als die Anderen vom Kamin herbeieilten und diese Frage wiederholten, und als Herr von Steinbeck mit scharfem Tone hinzusetzte: „was ist mit Fräulein Stillfried?“ raffte sich Herr Werner zusammen und wandte sich lächelnd mit den Worten um: „o, gewiß nichts, was Sie beunruhigen kann; irgen eine unbedeutende Kleinigkeit wird den alten Herrn erschreckt haben. — Verzeihen Sie nur einen Augenblick!“

Damit gieng er hastig nach der Thüre und wollte den Verwalter mit sich hinaus auf den Gang ziehen.

Herr von Steinbeck trat ihm in den Weg.

„Verzeihen Sie,“ sagte dieser, „ich halte es für mein Recht, ja, für meine Pflicht, Sie zu bitten, die Botschaft des alten Mannes in unserer Gegenwart zu hören. Fräulein Stillfried, um die es sich zu handeln scheint, steht mir schon so nahe, daß ich wohl danach fragen darf, was mit ihr vorgefallen. Daß die Botschaft, welche jener Herr Ihnen überbringen wollte, auf keinen Scherz, auf keine Ueberraschung hinaus läuft, dafür, glaube ich, bürgt das zerstörte Aussehen jenes alten Herrn, und eine Kunde schlimmer Art glaube ich, wie schon gesagt, anhören zu dürfen.“

Der Justizrath hatte den unberufenen Sprecher anfänglich lächelnd und überrascht angeschaut. Bald aber verschwand die Freundlichkeit von seinem Gesichte, und es lagerte sich ein finsterer Ernst darüber. Er war im Begriffe den jungen Mann über diese Einmischung scharf zurecht zu weisen, blickte aber vorher auf den Freiherrn von Brander, um dessen Zustimmung gewiß zu sein.

Der Major aber machte ein ziemlich verlegenes Gesicht und zuckte die Achseln.

Herr von Steinbeck schien sich seiner eigenen Festigkeit zu freuen, mit der er aufgetreten war, und da ihn der Justizrath, einigermaßen zurückgehalten durch die Pantomime des Majors, nicht augenblicklich mit seiner scharfen und gewaltigen Zunge niederschlug, so wandte sich der junge Mann keck an den Verwalter und sagte zu ihm: „lassen Sie hören, was Sie Schreckliches auf dem Herzen haben. Wir gehören, so zu sagen, mit zur Familie und glauben jetzt schon ein Recht zu haben, nach wichtigen Vorfällen in derselben zu fragen."

Den Justizrath hatte eine seltsame Angst erfaßt, welche den Zorn über das Benehmen des Herrn von Steinbeck überwog. Sein Auge hieng an dem Munde des alten Mannes, und als ihn der Major beschwichtigend bei der Hand ergriff, die er krampfhaft zusammen geballt, sagte er nach einem tiefen Athemzuge mit kaum vernehmlicher Stimme: „so reden Sie."

„Fräulein Rosalie" — sagte der Verwalter; „Fräulein Rosalie" — wiederholte er.

„Was ist mit ihr?"

„Sie ist fort — entflohen."

„Barmherziger Himmel!" rief der Justizrath und wollte an dem Verwalter vorbei nach der Thüre stürzen.

Der Major hielt ihn zurück.

Rosa Immergrün war mit einem lauten Schrei in ihren Fauteuil gesunken, dem sie sich, etwas Aehnliches voraussehend, langsam wieder genähert hatte.

Herr von Steinbeck trat mit einem lauten: „Ah!“ einen Schritt zurück.

„Entflohen!“ — sagte abermals der alte Mann, indem er sich an den Justizrath wandte, der dicht vor ihm stand und ihm wie verwirrt ins Auge sah. „Entflohen — heute Abend entflohen, wahrscheinlich kurz, ehe die Wagen in den Schloßhof gefahren sind. Eben vorher habe ich sie selbst noch gesehen.“

Der Justizrath kämpfte gewaltsam mit sich selbst, um im Aeußeren seine Fassung wieder zu erlangen. Wenn er auch gleich darauf wieder ruhig sprach, so sah man doch deutlich an seinen zuckenden Lippen, an der Todtenblässe, die sein Gesicht überzogen, welch' furchtbarer Kampf diesen harten Mann im innersten Herzen durchwühlte.

Er hatte darauf die Kraft, sich mit einem halben Lächeln gegen Herrn von Steinbeck umzuwenden — denn es fiel ihm ein, daß er hier nicht mehr als den Geschäftsmann der Staatsräthin vorstellen dürfte —, um dem jungen Manne zu sagen: „Das ist ein merkwürdiger Fall. Man muß es vor der Hand der unglücklichen Mutter verschweigen.“

„Freilich ein höchst merkwürdiger Fall!“ entgegnete Herr von Steinbeck in scharfem Tone, indem er sich an den Verwalter wandte. „Man müßte doch eine Ahnung davon haben, wohin Fräulein Stillfried entflohen ist, ob allein, ob — in Gesellschaft.“

Der Justizrath warf ihm für diese Frage einen Blick des tiefsten Hasses zu.

„Was ich thun konnte,“ sagte der alte Mann, „das ist

geschehen. Ich schickte augenblicklich Leute hinab ins Dorf und auf verschiedenen Wegen fort, die von dem Schlosse ins Land führen; doch erhielt ich bis jetzt keine Nachricht. — Aber wenn ich recht höre, so kommt Jemand eilig den Gang daher."

So war es denn auch; man sah einen der Jäger des Schlosses hastig den langen Korridor herab kommen. Der Verwalter wollte ihm entgegen gehen, doch bat ihn Herr von Steinbeck, den Boten eintreten zu lassen. „Denn auch uns ist es interessant," sagte er mit Betonung, „von diesem Unglücke etwas Näheres zu vernehmen."

„Es ist so, wie wir alle geglaubt," sagte der Jäger athemlos. „Einer von der Bande ist aufgegriffen worden und wird so eben daher gebracht."

„Einer von der Bande?!" rief die Majorin. „Das ist ja erschrecklich! Sind wir von Räubern umgeben? — Ist das arme Mädchen geraubt worden?"

„Das nicht," antwortete der Jäger. „Vom Rauben kann keine Rede sein."

„Es kann kein Raub sein," sagte der alte Mann.

„Und wer ist die Bande?" fragte athemlos der Justizrath.

„Reisende Schauspieler," entgegnete der Jäger.

„Bravo!" rief Herr von Steinbeck laut hinaus. „Mit reisenden Schauspielern ist Fräulein Stillfried davon gegangen?"

Der junge Mann hatte sich durch dieses unbedachtsame Wort, das er so leichtsinnig hinaus stieß, während die Anderen in starrem Entsetzen da standen, unbewußt in große Gefahr begeben.

Der Justizrath überlegte eine Sekunde, ob er ihn mit der geballten Faust niederschlagen solle.

Der Jäger blickte verwundert und entrüstet in die Höhe, und

aus den Augen des alten Verwalters fuhr ein Blick voll Grimm und Wuth.

Nur einen Augenblick tobte dieſes Gefühl der Rache im Herzen des Juſtizrathes. Dann ſchien ihn ſeine Kraft völlig verlaſſen zu wollen; er fuhr mit der Hand über die Stirn, ließ ſie dann langſam herabſinken und verbarg ſie, krampfhaft zuſammengepreßt, an ſeiner Bruſt; ſeine Kniee wankten — er bedurfte faſt übermenſchlicher Anſtrengung, um ſich aufrecht zu erhalten.

Wieder hörte man Schritte im Gange.

„Dort bringen ſie Einen, den ſie erwiſcht,“ ſagte der Jäger und machte an der Thüre Platz.

Es waren zwei Männer vom Dorfe, die daher kamen und zwiſchen ihnen gieng ein Menſch mit zögernden Schritten und geſenktem Haupte.

Die Beiden kamen vor die Thüre und ſchoben alsdann ihren Gefangenen in das Zimmer hinein. Dieſer zeigte ſich nun auf dieſe Art plötzlich in dem helleren Lichte des Gemaches.

Der Juſtizrath war ihm entgegen geſtürzt, prallte aber wie vor etwas Entſetzlichem, wie vor einem Geſpenſte zurück, als er in Joſeph's ihm nur zu bekanntes Geſicht blickte.

Hatte all' das Fürchterliche, was ihn heute Abend Schlag auf Schlag getroffen, vernichtend und wieder belebend auf ihn gewirkt, oder war es, daß beim Anblick dieſes Dieners die Gedanken des Juſtizrathes plötzlich eine andere Richtung nahmen, genug, nach dem erſten Augenblicke, der ihm einen Schrei tiefer Wuth erpreßte, richtete er ſich empor und hatte die Kraft, mit ruhiger Stimme zu ſagen: „Dieſen Menſchen kenne ich; ich muß ein förmliches Verhör mit ihm anſtellen.“ — Dann wandte er ſich an Herrn von Steinbeck und ſprach mit einem bitteren Lächeln, das von einer Verbeugung begleitet war: „Leider werden Sie

genug gehört haben, so genug, daß das Nähere dieses unglücklichen Falles Ihnen vollkommen gleichgültig sein kann. Ich bitte deßhalb, mich allein zu lassen." — Zum Verwalter sagte er hierauf: „Lassen Sie den Herrschaften nach ihren Zimmern leuchten."

Der Major reichte dem Geschäftsmanne der Staatsräthin mit einem wehmüthigen Blicke die Hand und bot darauf seiner Gemahlin den Arm.

Herr von Steinbeck dagegen, im Gefühl des großen Unrechts, welches man an ihm begangen, setzte noch, ehe er die Schwelle überschritt, seinen Hut auf und sagte zu einem der Bedienten, die mit herbeigeeilt waren: „Ich danke für ein Zimmer; man leuchte mir nach irgend einem Wagen, der wohl zu erhalten sein wird."

Nachdem sich die Thüren geschlossen, blieb der Justizrath mit Joseph allein.

Letzterer stand scheu und ängstlich an der Thüre, Ersterer war nach einem Sessel gegangen und sank, fast zusammenbrechend, auf denselben nieder.

Er hätte so dringend der Ruhe bedurft; doch schreckten fürchterliche Gedanken seine Sinne empor, und er rief in fieberhafter Aufregung: „Mensch, wo kommst du her? — In welcher Verbindung stehst du mit dieser unglücklichen Geschichte?"

Joseph, der nicht wußte, was er antworten sollte, schwieg still.

„Du bist bei einer Schauspielertruppe?"

„Ja."

„Und wo ist dein Herr?"

„Er war auch hier."

„Gerechter Himmel!" schrie der Justizrath und sprang

empor. „War dein Herr — Eugen Stillfried — oftmals hier oben auf dem Schloſſe?“

„Ja, Herr Juſtizrath.“

„Sah er die Tochter des Verwalters?“

„Ich glaube ſo.“

„Nein! nein!“ das wäre zu fürchterlich! — Und doch muß es ſo ſein! — Der Bruder hat ſeine eigene Schweſter entführt!“

Dieſe Worte ſchrie er mit lauter und gellender Stimme. Dann ſank er zuſammen, ſtürzte in den Seſſel zurück und verbarg ſein Haupt in beide zitternde Hände. — — — —

So ſaß er eine Zeit lang, und nur zuweilen hob ein tiefer Seufzer die Bruſt, nur zuweilen ſtieß er einen Schrei des Schmerzes aus. Dabei hörte er nicht, was um ihn her vorgieng; er ſah nicht, daß ſich die Thüre langſam geöffnet, daß eine Hand den Arm des Bedienten gefaßt und dieſen in den Gang zurückgezogen hatte, daß Eugen Stillfried dafür eingetreten war und nun unter der Thüre ſtand und regungslos, mit untergeſchlagenen Armen, auf den zuſammengeſunkenen Mann blickte.

Als dieſer ſich nach einer längeren Pauſe wieder langſam ermannte, zuerſt die Hände von dem Geſicht herabſinken ließ, dann nach einer Weile ſein Haar von der Stirn zurück ſtrich und den Kopf in die Höhe wandte, da riß er ſeine Augen weit auf und ſtarrte nach der Thüre, als ſähe er dort ein Geſpenſt. Er erhob ſich darauf langſam von dem Seſſel, und die beiden Männer, die ſich ſo tief haßten, ſtanden ſich einige Augenblicke ſchweigend gegenüber.

Es war eine fürchterlich lange und peinliche Pauſe.

Mehrmals fuhr der Juſtizrath empor, als wollte er ſich auf ſeinen Feind ſtürzen; doch hielt er ſich immer zurück. Endlich

aber schrie er laut hinaus: „So ist es denn wahr, Unglücklicher! du hast deine eigene Schwester entführt?“

„So scheint es,“ sagte Eugen ruhig. „Und da ich das zufällig erfahren, so bin ich zurückgekommen, um darüber mit Ihnen ein wenig abzurechnen.“

„Mit mir?“

„Mit Ihnen, der unermeßliches Weh über unser Haus gebracht, und der noch tausendfache Schande hinzugefügt hätte, wenn nicht der gute Gott ein Einsehen gehabt und Alles zum Besten gelenkt.“

„Du hast deine Schwester entführt!“

„So that ich. Wußte ich, daß es meine Schwester war? — Wer hat es mir verheimlicht seit langen Jahren? — Wer hat den Unfrieden in unser Haus gesät? — Wer hat Mutter und Kinder von einander gerissen, daß sie theils in immerwährendem Hader lebten, theils sich gar nicht kannten, und daß dieses Unerhörte geschehen mußte, was hier geschehen?“

„Die eigene Schwester! — — Und du selbst kommst hierher, um mir dieses Entsetzliche zu sagen, mir die fürchterlichen Vorwürfe zu machen? Du selbst bist Schuld, nicht ich!“

„Ich bin gekommen, um Ihnen gerechte Vorwürfe zu machen,“ entgegnete Eugen, „um wahr und offen mit Ihnen zu sprechen, wie Sie es mit mir nie gethan. — Sie glauben, ich habe meine Schwester entführt, ich habe sie also unnatürlicher Weise geliebt? Es wäre das leicht möglich gewesen. Sie thaten nichts, um dergleichen zu verhindern.“

„Es ist geschehen!“ rief der Justizrath schmerzlich und verbarg das Gesicht abermals in seine beiden Hände. „Gott steh' mir bei!“

„Gott — stand Ihnen bei,“ sagte Jener nach einer Pause

mit weicherer Stimme. — — — — „Und er ſei geprieſen dafür, daß ſo Schreckliches — nicht geſchehen.“

„Nicht geſchehen?“ rief der Juſtizrath emporſpringend. „Nicht geſchehen? — Sie entführten Ihre Schweſter nicht?“

„Ich habe ſie entführt, allerdings,“ antwortete der junge Mann. „Aber ich that es, weil ich wußte, daß ſie meine Schweſter ſei; ich that es, um ſie vor namenloſem Elend zu bewahren, das Sie ihr zu bereiten im Begriffe waren, Sie — ihr natürlichſter Beſchützer.“

„Sprechen Sie wahr?“ rief der Juſtizrath und machte ein paar haſtige Schritte gegen Eugen, während ſeine Augen feucht wurden und eine ungewohnte Thräne in denſelben zitterte. — „O, dann kann Alles gut werden!“

„Zwiſchen uns iſt nichts gut zu machen,“ ſagte finſter der junge Mann. „Ich habe meine Schweſter gefunden; ich werde ſie feſthalten; ich werde ſie zu ſchützen wiſſen, vor Jedem — auch vor Ihnen!“

„Und meine Rechte?“

„Ah, Sie haben Rechte?“ ſagte Eugen mit einem bitteren Lachen. „Leider! leider! Ich habe das nie vergeſſen. — Aber,“ fuhr er nach einer Pauſe im beſtimmteſten Tone fort, indem er auf den Kamin, an welchem der Juſtizrath ſtand, zuſchritt, „Sie werden dieſe Rechte aufgeben — ich werde Sie dazu zwingen, oder, um mich eines bei Ihnen beliebten Ausdruckes zu bedienen, ich werde mich mit Ihnen vergleichen.“

„Was verlangen Sie von mir?“

„Kleinigkeiten!“ ſagte Eugen. „Nur die Ruhe, den Frieden, das Glück unſeres Hauſes.“

„Die ich geſtört —?“

„Durch Ihre Gegenwart. — Sehen Sie,“ fuhr der junge

Mann fort und zog langsam ein kleines Paket hervor mit rothen Bändern, schwarz gesiegelt, sehen Sie diese gewichtigen Papiere. Ich ahne nur zu deutlich, was eines derselben enthält. Indem ich Ihnen nun erkläre, daß ich künftig das Haus meiner Mutter nicht mehr verlassen will, daß ich zu deren Schutze bereit sein werde, frage ich Sie, ob Sie den Muth haben, unter einem Dache zu verweilen, das zugleich mit Ihrer Person diese Papiere birgt?"

Beim Anblick dieses wohlbekannten Paketchens durchfuhr ein Schauer den Körper des Justizrathes. Seine Wangen entfärbten sich; seine Augen blickten starr darauf hin. Ja, er wich vor Eugen zurück, der ihm näher trat, zurück in die Ecke des Gemaches, bis gegen die Fensternische. Doch fuhr er da mit einem Schrei der Angst, ja der Verzweiflung zurück.

Der herbstliche Wind, der um das Schloß jagte, drückte mit voller Kraft einen der schweren Fensterflügel auf und wehte in das Zimmer hinein, die Kerzen auf dem Kamin auslöschend und die schweren Fenstervorhänge aufhebend, daß sie empor wallten und rauschend wieder niederfielen.

Dabei schienen den Justizrath schreckliche Erinnerungen zu überwältigen; denn einen Augenblick schaute er sich entsetzt um nach dem geöffneten Fenster, als erblicke er dort etwas Fürchterliches. Dann aber raffte er sich gewaltsam empor und stürzte nach der Thüre, durch die er verschwand.

Eugen sah ihm tief erschüttert nach; dann trat er an das Fenster und blickte in den Hof hinab, wo auf seinen Befehl eine bespannte Kalesche mit brennenden Laternen hielt.

Wenige Minuten nachher schien der Postillon, der auf dem Bocke saß, einen Befehl erhalten zu haben; denn er hieb in die Pferde, und der Wagen rollte rasselnd zum Schloßthor in die finstere Nacht hinaus.

Der junge Mann blickte wie dankend gegen den Himmel, und die edelſten und ſchönſten Gefühle zogen durch ſein Herz. Er gieng an den Kamin, warf das Paketchen in die Flammen, und nachdem er ruhig zugeſchaut, wie das ſchwarze Siegellack abtropfte, wie die rothen Bänder aufſprangen und wie die Gluth ein Papier um das andere verzehrte, bis nichts mehr übrig blieb als die Aſche, ſchritt er langſam zur Thüre hinaus, und darauf ward es ſehr ſtill und einſam in dieſem Gemache, dem dunkelſten und unheimlichſten des Schloſſes. — — —

Der geneigte Leſer wird nicht einen Augenblick darüber im Zweifel ſein, was ſich Wichtiges und Angenehmes in dem Schloſſe nach der Abreiſe des Herrn von Steinbeck und des Juſtizrathes begeben, und er wird mir gewiß verzeihen, wenn ich ihm in dieſem Schlußkapitel nicht mit allen Einzelheiten erzähle von dem Wiederſehen verſchiedener Liebender.

Ein ſolches Wiederſehen nach Hinwegräumung ſo vieler Hinderniſſe iſt etwas Köſtliches; und das erfuhren auch Eugen und Katharine, Roſalie und der junge Bildhauer, um ſo mehr, als ihnen eine liebende gute Mutter zur Seite ſtand, welche zu dieſer Vereinigung ihren Segen gab und ſie ſo dauernd machte.

Die alte Dame konnte ſich nicht entſchließen, ihre Kinder zu verlaſſen, und blieb mit ihnen zuſammen auf Schloßfelden. Sie tröſtete und beſchützte alle Armen und Traurigen, welche ſich an ſie wandten, und die Worte des Dankes und der Freude, die ſie auf dieſe Art täglich und ſtündlich vernahm, verjagten die finſteren Schatten, die das Andenken an frühere Tage in ihr Leben geworfen.

Aus dem Hauſe in der Reſidenz wurden Martha und Martin hieher beordert, und Erſtere fühlte ſich darüber recht glücklich; denn wenn ſie auch keinen Neid kannte, ſo gab es ihr doch jedes

Mal einen Stich ins Herz, wenn sie auf der Straße der verheiratheten Nanette begegnete. — Der alte Jakob war schon mit seiner Herrin hieher gekommen und befreundete sich bald mit dem Verwalter.

Ueberhaupt hatte sich hier im Schlosse das Hauptquartier der Dienerschaft stark vermehrt; glücklicher Weise war die Küche bedeutend größer als die im Stillfried'schen Hause, und so war es denn für Martha möglich, neben ihren größeren Geschäften hier doch noch zahlreiche Audienzen zu ertheilen und ihre Getreuen um sich zu versammeln.

Durch die glücklichen Veränderungen, welche mit Herrn Eugen Stillfried, auch Herr Wellen genannt, vor sich giengen, fanden sich nur zwei Parteien nicht ganz zufrieden gestellt.

Die eine derselben bestand in der Person des Herrn Sidel, der so vernünftig war, einzusehen, daß sein inniges Zusammenleben mit Eugen jetzt sein Ende erreicht habe. Er beklagte dies hauptsächlich aus Einem Grunde, indem er nämlich behauptete, die Erziehung des jungen Menschen sei noch durchaus nicht vollendet, und wenn er auch Katharinen alles mögliche Gute zutraue, so habe sie doch, fürchte er, nicht Festigkeit genug, um diesen hartnäckigen Charakter auf einem guten Pfade zu erhalten. — Wir können aber dem geneigten Leser versichern, daß der lustige Rath sich hierin geirrt. — Herr Sidel hatte jedoch zu lange mit seinem Freunde zusammengelebt, und er fand es deßhalb unerträglich, allein in der Welt zu stehen. Er bewarb sich daher in kurzer Zeit um die Hand der Wirthstochter Marie und zugleich um die erledigte Lehrerstelle im Dorfe; denn der alte Schulmeister hatte sich zurückgezogen. Ersteres wurde ihm von Frau Rosel

nach einer kurzen Bedenkzeit bewilligt, das Andere von Eugen im Namen seiner Mutter, der aber dabei nicht unterlassen konnte, die armen Kinder des Dorfes zu bejammern, die von nun an eine schreckliche Erziehung genießen würden.

Die andere Partei, welche den Verlust des Herrn Wellen-Stillfried anfänglich sehr beklagte, war der Schauspieldirektor Herr Müller, und um so mehr, da die Staatsräthin den Wunsch aussprach, die Truppe möge für dieses Mal ihre Vorstellungen beendigen und Schloßfelden verlassen. Das thaten sie denn auch, und wir können dem geneigten Leser versichern, daß sie gern von dannen zogen. Der Traum des Herrn Trommler: die überströmende Kasse, gieng durch Eugen's und der alten Dame Freigebigkeit buchstäblich in Erfüllung, und der vortreffliche Trommler wurde nebenbei noch so gut bedacht, als hätte er an irgend einem großen Theater ein Benefiz gemacht.

Sie wandten sich nach Schmalzhausen, und Eugen, der sie abziehen sah, sandte ihnen einen ernsten, wir möchten sagen: wehmüthigen Blick nach. Er hatte die guten Menschen lieb gewonnen, und der Gedanke, daß sie sein Andenken segnen würden, machte ihn wahrhaft glücklich.

Und doch nahmen die fröhlich davon ziehenden Schauspieler eine Traurige mit sich. Es war die blonde Thusnelda, welche die Erinnerung an diese abermals verunglückte Liebschaft um so mehr darnieder drückte, als Hannibal, wie sie erfahren, ein Unwürdiger gewesen, nur der Bediente seines Herrn.

Daß selbst der getreue Pierrot von Eugen nicht verstoßen wurde, glauben wir kaum bemerken zu dürfen. Er gab die heiligste Versicherung, sich künftig zu bessern, und wurde unter die spezielle Aufsicht des Kutschers Martin gegeben, der mit Zeit,

Mühe und unterschiedlichen Püffen etwas Anständiges aus ihm heraus bildete.

So waren denn nun drei Brautpaare in und um Schloßfelden, und die Hochzeit derselben wurde an Einem Tage in der kleinen Kapelle droben vollzogen. Es war das ein Tag der Lust und Freude, und es mangelt uns leider an Zeit und Raum, ihn würdig zu beschreiben.

Der Major von Brander hatte der außerordentlichen Vorfälle wegen seinen Urlaub verlängern lassen, und war ihm dies nicht schwer geworden, da man in diesem Augenblicke an keinen europäischen Krieg dachte. Er war Brautführer der schönen Katharine, und als er nach vollendeten Festlichkeiten sich endlich anschickte, nach Hause zurück zu kehren, versicherte er hoch und theuer, es seien das mit die glücklichsten Tage seines Lebens, die er hier oben verlebt.

Rosa Immergrün ließ den Gemahl allein reisen und blieb noch eine Zeit lang bei der Staatsräthin. Sie hatte hier zu viel poetische Eindrücke in sich aufgenommen und konnte nicht umhin, einen Theil derselben an Ort und Stelle zu verarbeiten. Vielleicht erhält der geneigte Leser durch ihre Feder noch eine Fortsetzung dieser einfachen Geschichte.

Eugen wurde in jeder Hinsicht ein musterhafter Sohn und Ehemann. Er widmete sich ganz den Geschäften seines Hauses und leitete alle Angelegenheiten desselben.

Eines Morgens meldete ihm der Förster, nach mehrwöchentlichen Streifereien und Nachspürungen sei es endlich gelungen, ein paar der schlimmsten Wildfrevler einzufangen, vielleicht dieselben Burschе, die damals in jener Nacht auf den Herrn selbst geschossen. Eugen ritt zur Försterwohnung hinaus, um sich die

Gefangenen vorführen zu laſſen. Es wurden zwei herabgekommene, zerlumpte Männer vorgeführt mit großen Bärten, aber trotzigen Geſichtern, und als Eugen ſie erblickte, konnte er ſich eines tiefen Schauders nicht erwehren.

Wer die beiden Wilddiebe eigentlich waren, hat er nie Jemandem geſagt. Er verbot ſeinen Leuten aufs Strengſte, überhaupt über dieſe Angelegenheit zu ſprechen. Die beiden Männer aber ließ er anſtändig kleiden, und dann ſtellte er ihnen nach einer kurzen Unterredung die Wahl, ob ſie in ihre Heimat ausgeliefert ſein, oder ob ſie ſich geneigt zeigen wollten, von ihm mit Geld und Briefen unterſtützt, nach Amerika auszuwandern. Sie wählten natürlicher Weiſe das Letztere und verließen Europa, um ſich jenſeits des Oceans einen neuen Heerd zu gründen.

Madame Schoppelmann, die in der Nähe der Reſidenz bei ihrer Schweſter geblieben war und darauf zu einem Beſuche nach Schloßfelden kam, wo ſie ſich mit der Wirthin, Frau Roſel, außerordentlich befreundete, konnte ſich doch nicht ganz von ihrem Geſchäfte am Markt trennen. Sie unterſtützte ihre Nachfolger, die Firma Klingler und Claaſen, fleißig mit ihrem gediegenem Rathe, und beſuchte bei dieſer Veranlaſſung die Jungfer Strebeling, die ſich noch immer in ihrer alten Wohnung befand.

Clementine ſaß meiſtens am Fenſter, ein zweiter weiblicher Toggenburg. Doch als ſich Herr Müller nie mehr zeigte, ſie auch keine Kunde weiter von ihm erhielt, nahm ſie die fixe Idee in ſich auf, das Bild jenes jungen Mannes ſei nichts als eine Verſuchung des Böſen geweſen. Darauf hin las ſie fleißig in ihrem Gebetbuche und beſuchte ſämmtliche Kirchen ſo oft als möglich. Sie wäre gar zu gern in ein Kloſter gegangen, doch war dies aus bekannten Gründen nicht thunlich.

Schließlich kann ich nicht verſchweigen, daß Sultan, der treue Hund, fortan ebenfalls auf dem Schloſſe wohnte, und zwar in einer neuen Hütte, grau angeſtrichen. Sein Halsband war von grünem Leder und darauf ſtanden in gelbem Meſſing die Buchſtaben E. S. — Eugen Stillfried.

Bei **Adolph Krabbe** in Stuttgart ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen vorräthig:

Aus dem Volk.

Geschichten

von

Edmund Hoefer.

8. Velinpap. Eleg. geh. 1 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Sgr. oder 3 fl.

Diese Erzählungen dürfen mit Recht als eine eigenthümliche und ungemeine Erscheinung bezeichnet werden. Die gegenwärtig beliebte Dorfgeschichte hält sich nicht leicht frei von Sentimentalität, und je schöner sie das Leben der niedern Stände ausmalt, desto mehr läuft sie Gefahr poetisch unsichtig zu werden. Sollten dieß Gebrechen der ganzen Gattung sein, so enthält der hier angekündigte Band gar keine Dorfgeschichten, wohl aber eine Reihe wahrer Volksgeschichten, poetische Bilder, aus der Wirklichkeit des niedersächsischen Volks herausgegriffen und mit ungewöhnlicher Kraft der Gestaltung und der Sprache ausgeführt. Diese Stücke haben in der Zeitschrift, in der die meisten derselben vor einigen Jahren erschienen sind, die Aufmerksamkeit der Kenner in hohem Grade auf sich gezogen, und was die Besten befriedigt hat, weil es ächt ist, kann nicht verfehlen Alle anzusprechen. — Der Inhalt der Sammlung ist folgender:

Erzählungen eines alten Tambours:

I. Anno Zweiundneunzig.
II. Vom großen Bart.
III. Nolof, der Rekrut.
IV. Der Aufruhr.

Das verlassene Haus.

Das Annchen von Seedorf.

Verhandelte Treue.

An der Grenze.

Preis-Herabsetzung.

Vielfachem Wunsche zufolge habe ich meine — **die einzige vollständige** — Ausgabe von

Kapitän Marryat's

sämmtlichen Werken

105 Lieferungen oder 27 Bände (850 Bogen)
in Schillerformat

von Rthlr. 17. 15 Sgr. oder fl. 31. 30 kr.

auf

Rthlr. 8. 18 Sgr. oder fl. 15. —

herabgesetzt. Jede Buchhandlung ist in den Stand gesetzt, das Werk zu diesem äußerst billigen Preise zu liefern. Marryat ist durch seine kühnen und herrlichen Darstellungen, vorzugsweise aus dem Seeleben, ein Liebling der ganzen gebildeten Welt geworden und steht den großen Namen Englands würdig zur Seite. Der folgende Inhalt wird die Reichhaltigkeit der Sammlung zeigen:

Percival Keene.
Japhet, der einen Vater sucht.
Jacob Ehrlich.
Der Flotten-Officier.
Der Pirat. Die drei Kutter.
Joseph Rushbrook, der Wilddieb.
Peter Simpel.
Königs-Eigen.
Midshipman Easy.
Violet's Reisen und Abenteuer
Der fliegende Holländer.
Newton Forster.
Rattlin, der Reffer.
Der arme Jack.
Der alte Commodore.
Snarleyyow, der Höllenhund.
Ardent Troughton.
Olla Potrida.
Die Ansiedler in Canada.
Masterman Ready.
Jack am Lande.
Tagebuch in Amerika. 2 Bände.
Henry Morgan, der Buccanier.
Die Sendung.
Der Pascha.
Der Caperschiffer.
Valerie.

Stuttgart, September 1852.

Adolph Krabbe.

Magnetiſche Kuren.

Luſtſpiel in vier Aufzügen

von

F. W. Hackländer.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1853.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Gedruckt bei A. B. Hering & Comp.

Perſonen.

Graf Schönmark.
Die Gräfin, ſeine Frau.
Gräfin Anna, ſeine Tochter aus erſter Ehe.
Baron Steinbach.
Die Baronin, ſeine Frau.
Eugen v. Felſen, Neffe des Grafen.
Ferdinand v. Rahden, ein junger Advokat.
Der Kammerdiener des Grafen.
Jakob, Bedienter.
Ein Jäger.
Dienerſchaft.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erſter Aufzug.

Reicher Salon einer Villa, eine Thür im Fond, die offen ſteht und in den Park führt, rechts und links Seitenthüren.* an der Wand ein Barometer.

Erſter Auftritt.

Kammerdiener. Bedienter.

Kammerdiener.

Es iſt noch zu früh, ich darf Seine Excellenz, den Herrn Grafen nicht jetzt ſchon mit einer Meldung inkommodiren, am wenigſten mit der eines Unbekannten. Sage das dem da draußen.

Bedienter.

Ich ſagte es ihm ſchon, Herr Kammerdiener; aber er verlangte den Herrn Grafen augenblicklich zu ſprechen.

Kammerdiener.

Augenblicklich zu ſprechen? — den Herrn Grafen? — Das iſt wirklich komiſch! Sage ihm in meinem Namen, er möchte eine Promenade in den Park machen und ungefähr nach einer Stunde wieder vorſprechen.

---

* Rechts und links vom Zuſchauer.

Backlauter, Magnetiſche Kuren. 1

Bedienter.

Das habe ich mir erlaubt, ihm ſchon in meinem eigenen Namen zu ſagen, aber er entgegnete mir kurz, er habe friſche Luft genug geſchöpft und wünſche Seine Excellenz zu ſprechen.

Kammerdiener.

Und nannte ſich?

Bedienter.

Doktor Steiner.

Kammerdiener.

Doktor Steiger; das muß ein Thierarzt ſein, den man nach dem Geſtüte oder nach der Meierei gerufen hat. Ich will ihn ſelbſt abfertigen. Laß' ihn herein kommen.

Bedienter.

Sehr wohl, Herr Kammerdiener.

(Ab durch die Mitte.)

Zweiter Auftritt.

Ferdinand v. Rahden, Kammerdiener, Bedienter.

Kammerdiener.

Sie haben den Wunſch ausgedrückt, mein Freund, Seine Excellenz den Herrn Grafen zu ſprechen. Sie werden aber verzeihen, daß ich zu ſo früher Stunde keine Meldung über dergleichen Dinge machen darf.

v. Rahden

(Setzt ſich ruhig in ein Fauteuil und legt ſeinen Hut ab).

So werde ich warten, bis der Herr Graf ſichtbar iſt. (Er nimmt eine Zeitung vom Tiſche. Pauſe.) Bemühen Sie ſich meinethalben nicht. Gehen Sie ruhig Ihren Geſchäften nach.

Bedienter (für sich).

Der ist sehr ungenirt.

(Laut.

Kammerdiener (zum Bedienten)

Gib dem Herrn einen — Stuhl.

v. Uahden.

Das ist unnöthig. Ich bin es nicht gewohnt im Vorzimmer zu warten und in Gegenwart der Dienerschaft zu stehen. Ueberdieß, Herr Kammerdiener, glaube ich, es könnte nichts schaden, wenn Sie Seiner Excellenz dem Herrn Grafen ausnahmsweise zu so früher Stunde die Meldung machten, Doktor Steiner sei da.

Kammerdiener.

Doktor Steiner — Arzt?

v. Uahden.

Arzt.

Kammerdiener.

(für sich) Thierarzt! (zum Bedienten) Könnte vielleicht ein Mißverständniß sein. — Ich werde mir erlauben, zuerst den Stallmeister zu fragen oder in die Meierei zu schicken, ob man dort vielleicht nach diesem Herrn verlangt hat.

v. Uahden (welcher diese Worte gehört, laut).

Wenn der Herr Graf im Stall oder in der Meierei wohnen, so haben Sie Recht, dort zuerst Ihre Erkundigung einzuziehen, denn ich bin persönlich von dem Herrn Grafen gewünscht worden. (Er zieht einen Brief heraus.) Mir scheint, man muß sich Ihnen legitimiren. Da lesen Sie!

Kammerdiener.

Jakob, nimm den Brief. (Kammerdiener wirft einen Blick darauf.) In der That, die Hand des Sekretärs. Schön, schön (gibt den

Brief selbst zurück). Sie entschuldigen, Herr Doktor! Aber Sie haben gar keinen Begriff davon, wie sehr man überlaufen ist, wenn die Herrschaft, wie jetzt, auf ihren Gütern ist. Man kann nicht vorsichtig genug sein. Ein Bittsteller jagt den andern.

v. Rahden.

Und sehe ich vielleicht aus, wie ein Bittsteller?

Kammerdiener.

Gewiß nicht. Aber mancher Bittsteller sieht ebenso tadellos aus, wie der Herr Doktor. Wir wollen die Meldung wagen.

(Er nimmt eine Bürste, bürstet an seiner Halsbinde und geht links ab.)

Dritter Auftritt.

v. Rahden allein.

(Der Bediente hat sich zurückgezogen, man sieht ihn vor der Thüre in dem Garten an einem Baum lehnen.)

v. Rahden (zieht einen Brief aus der Tasche).

Hier bin ich auf dem Schlosse des Grafen Schönmark, ich der Advokat Ferdinand v. Rahden — als Doktor Magnetiseur — und weshalb? — um meine geliebte Anna verstohlenerweise wiederzusehen — — da sitzen wir gestern in der Residenz bei unserem kleinen Diner und einer der Freunde der etwas spät kommt, entschuldigt sich damit — er habe einen Magnetiseur suchen müssen — Für wen? fragen wir — für den Grafen Schönmark — Ist die junge Gräfin krank? rufe ich außer mir. — Ich weiß nicht, lautet die Antwort, ich bekam von dort dieses Schreiben vom Sekretär Seiner Excellenz — »der Herr Graf Schönmark, ersucht Sie aufs

Freundlichste ihm einen jungen Arzt hieher zu senden der den Magnetismus gründlich studirt« ꝛc. — Mein Freund aber hat einen solchen nicht gefunden — und er verlacht die ganze Sache als eine Grille des Grafen, erklärt überhaupt den Magnetismus für eine Charlatanerie. Ich leide die peinlichste Angst, ob Anna wirklich erkrankt sei — ich hatte in vierzehn Tagen keine Zeile von ihr erhalten. — Ich trage endlich, was willst du dem Grafen antworten? er entgegnet mir, daß ich niemand gefunden. — Wenn ihr euer Ehrenwort gebt, daß die Sache unter uns bleibt, rufe ich den Freunden zu, so weiß ich vielleicht dem Grafen — und mir selbst — zu helfen — ich will als Magnetiseur hinübergehen. Allgemeiner Beifall! ich schreibe sogleich dem Grafen! sagt der Eine, daß ich den Verlangten gefunden! man tauft mich Doktor Steiner — ich reise noch in der Nacht ab — und hier bin ich. —

Daß Anna nicht unwohl ist, erfuhr ich auf der Post, überhaupt wußte man von keiner Krankheit auf dem Schlosse. — Also niemand hier krank und doch soll ich als Magnetiseur helfen? — ich habe vielleicht viel gewagt aber, nur ihr zu Liebe — ich werde Anna wiedersehen, ein paar Tage in ihrer Nähe leben — wie mich das erfreut! Ist es doch ein halbes Jahr, daß ich sie nicht mehr gesprochen, nicht mehr gesehen. Vergangenen Winter auf dem letzten Maskenballe, da durfte ich ihr verstohlen die Hand drücken. Wie sie reizend war! Ach! die Stunden flohen mit einer entsetzlichen Geschwindigkeit, der Ball war beendigt und der Graf, der auf seine Güter zurückkehrte, nahm seine Tochter mit. — Doch ich muß meine Gedanken sammeln um hier keine Niederlage zu erleben. Wenn ich nur einen schwachen Begriff hätte von der

Kunſt, die ich hier ausüben ſoll! — Magnetiſeur — ich habe wohl das Eine oder das Andere darüber geleſen, aber ich weiß von dem Magnetismus als Heilkraft eben ſo wenig, wie von der übrigen Medizin. Wenn ich hier wirklich als Arzt auftreten ſoll, ſo muß ichs machen wie meine Kollegen, nach der alten Fabel — „Da iſt die Krankheit, da der Kranke, hier ſtehe ich mit dem Stocke des Aesculap und ſchlage blindlings drein, mag es nun treffen, wen es will.“ — Nun wir wollen ſehen! Das Beſte dabei iſt, daß ich ſie wieder ſehen werde und vielleicht ohne Zeugen mit ihr ſprechen kann. — Meine Hoffnung beruht nebenbei darauf, daß Seine Excellenz gerade ſo viel von dem Magnetismus verſtehen wird, wie ich ſelber und in dem Falle wollen wir uns ſo gut wie möglich aus der Affaire ziehen. Ein Advokat kommt überhaupt nicht ſo leicht in Verlegenheit und es liegt ſchon in ſeinem Geſchäft, den Leuten ein X für U zu machen. (Er macht einige Zeichen des Magnetiſirens.) So ungefähr machte es der Künſtler neulich. — Doch da kommt Jemand!

Vierter Auftritt.

v. Rabden. Der Graf (von links).

Kammerdiener.

Der Herr Doktor Steiner.

Graf.

Laß uns allein! — Ah, guten Morgen, mein lieber Herr Doktor!

v. Rahden.

Excellenz haben befohlen —

Graf.

Ich bin Ihnen wirklich sehr verbunden, daß Sie bei Ihren vielen Geschäften so freundlich waren, meinen Wunsch augenblicklich zu erfüllen.

v. Rahden.

Ich kann meine Kunst und meine Zeit nicht besser anwenden, als wenn ich beide dem Dienst Euer Excellenz widme.

Graf.

Zu viel Güte, ich weiß, was ich den vielen Leidenden, die nach Ihrer Hülfe schmachten, schuldig bin; ich habe von Ihrer ausgebreiteten Praxis gehört.

v. Rahden.

(vor sich) Von meiner ausgebreiteten Praxis? (laut) Ich bin ganz zu Ihrem Befehl.

Graf.

Nun denn zur Sache! — Nehmen Sie Platz. Sie sind Magnetiseur?

v. Rahden.

Schwache Versuche, Excellenz!

Graf.

Sie haben jene bis jetzt unbekannte Kraft richtig erkannt und zum Heil der Menschen angewendet.

v. Rahden.

Ich that nur meine Schuldigkeit.

Graf.

Sie haben herrliche Kuren gemacht.

v. Rahden (für sich).

Als Advokat. Die Gefängnisse wissen davon zu erzählen.

Graf.

Also zur Sache! — Sie wissen vielleicht, ich war Oberst-Kammerherr Seiner Majestät, und versah diesen ehrenvollen Posten bis zum Tode meiner ersten Frau. Darauf erschien mir das Hofleben entleidet, auch erforderten hier diese großen Güter dringend meine Anwesenheit. Ich verließ die Residenz und zog mich seit vier Jahre hieher zurück. Aus meiner ersten Ehe habe ich eine einzige Tochter —

v. Rahden

(macht ein Zeichen der Zustimmung).

(für sich) Was will er damit?

Graf (fortfahrend).

Hier in die Stille des Landlebens zurückgezogen, fand ich es für angemessen, meiner Tochter, die damals fünfzehn Jahre alt war, eine gediegene Erzieherin zu geben.

v. Rahden.

Ah so — ?

Graf.

Und nach langem Ueberlegen hielt ich es für das Beste, mich zum zweiten Male zu vermählen. Aber, ehe ich weiter fortfahre, muß ich mir die Frage erlauben, ob Sie mit dem weiblichen Geschlecht häufig verkehrten.

v. Rahden (sieht ihn erstaunt an).

Graf.

In Betreff Ihrer Kunst? — Die Beantwortung dieser Frage ist mir von großer Wichtigkeit.

v. Rahden.

Allerdings, Excellenz. Es gab Zeiten, wo ich den größten Theil des Tages damit zubrachte, das weibliche Herz zu studiren.

Graf.

Ich sehe, wir werden uns verstehen.

v. Rahden.

Das hoffe ich sehr, Excellenz. Ah, das Herz des Weibes ist ein schweres Studium und der Sitz der meisten Krankheiten.

Graf.

Das möchte ich gerade nicht behaupten.

v. Rahden.

O doch, Excellenz, das Herz bedingt so Manches, aus dem Herzen strömt das Blut ab und zu. Es ist der Mittelpunkt des ganzen menschlichen Organismus. Gewiß, Excellenz! das Herz ist der edelste Theil, und wenn das Herz gesund ist, so ist durchaus nichts zu befürchten. (für sich) Ich wünsche, daß dieses Gespräch zu Ende wäre.

Graf.

Das Herz allein ist es nicht, mein junger Freund. Ich darf dem erfahrenen Arzte nur ein Wort sagen, und Sie werden mich vollkommen verstehen. Die Nerven — —

v. Rahden.

Ja die Nerven, allerdings die Nerven sind eine delikate Sache.

Graf.

Das weiß Gott! Und jetzt sind wir dabei angekommen, weßhalb ich Ihre Kunst in Anspruch nehmen möchte.

v. Rahden

(für ſich) Da könnte man freilich nervös werden! (laut.) Euer Excellenz leiden an den Nerven.

Graf (lächelnd).

Ich nicht. Sehe ich denn aus, wie Jemand der an den Nerven leidet?

v. Rahden (wiſcht ſich die Stirne mit dem Sacktuche).

Durchaus nicht; aber es gibt Leute, Excellenz, denen man es gar nicht anſieht, und die doch ſehr nervös ſind. (für ſich) Wie ich zum Beiſpiel in dieſem Augenblick.

Graf.

Es handelt ſich um meine Frau. Ich bemerke einen Anfang von Nervenleiden bei ihr, der mich aufs Höchſte beunruhigt; und deßhalb wünſchte ich Ihre Hülfe. Unſere Aerzte — Sie wiſſen das beſſer wie ich — geſtehen es, daß ſie nicht im Stande ſind, auf die Nerven direkt zu wirken. Der Magnetismus aber ſoll nicht allein im Stande ſein, ſchwache Nerven zu ſtärken, ſondern auch ein unfehlbares Mittel, alle Nervenleiden mit einem Male zu beſeitigen. Sie, beſter Doktor, ſollen ſchon herrliche Kuren gemacht haben.

v. Rahden.

Die Beſcheidenheit verbietet mir, darüber zu ſprechen.

Graf.

Ach, Herr Doktor, ſein Sie in dieſem Punkte nicht beſcheiden! Verkünden Sie es der leidenden Menſchheit, daß Ihre Kunſt im Stande iſt, aufgeregte Nerven zu beruhigen. Ihr Name wird mit Entzücken genannt werden — Tauſende armer Ehemänner werden Ihnen unter Dankesthränen die Hand

drücken — Sie sehen mich erstaunt an, junger Mann; ich begreife Ihr Erstaunen. Sie sind nicht verheirathet?

v. Rahden.

Bis jetzt nicht, Euer Excellenz.

Graf.

Ich aber war verheirathet, und bin es wieder, und aus meiner ersten Ehe bewahre ich solch fürchterliche Erinnerungen von dem Nervenleiden meiner Frau, daß ich dicke Bände darüber schreiben könnte. — Und obgleich ich leider gezwungen war, diese Nervenleiden lange Jahre zu studiren, wäre ich doch nicht im Stande, dieselben in ein richtiges System zu bringen; aber aus meinen langen und traurigen Erfahrungen habe ich noch den Glauben an eine Heilung dieser Krankheit vermittelst Magnetismus bewahrt, denn die Elektrizität und, im weiteren Begriff, der Blitzstrahl hat in seinem plötzlichen Erscheinen, in seinem Hin- und Wiederzucken, in seinen verheerenden Wirkungen die meiste Aehnlichkeit mit den Aeußerungen dieser Krankheit.

v. Rahden (vor sich).

Gott! jetzt fängt er an gelehrt zu sprechen.

Graf.

Das Gemüth einer nervösen Frau ist wie ein schöner Sommertag, aber ringsum am Horizont lagern schwere Gewitterwolken; man kann nie mit Sicherheit eine Stunde gutes Wetter voraussagen, man muß immer, bildlich gesprochen, einen Regenschirm bei sich tragen. In der Frühe klarer warmer Sonnenschein, eine Stunde darauf, ohne daß man weiß warum, plötzliches Wetterleuchten. Bei der geringsten unschuldigen Handlung, bei dem unbedeutendsten Worte umzieht sich der hei-

tere Horizont finster und immer finsterer. An guten Tagen wetterleuchtet es nur in der Ferne oder es fängt sanft an zu regnen. (Pantomime mit der Hand über die Augen.) An schlimmen Tagen aber entfaltet sich das Gewitter mit all seinen Schrecken, es steigert sich zu Strömen von Regen und Hagel, oft auch unter Donner und Blitz bis zum Einschlagen.

v. Rahden.

Eine schreckliche Krankheit!

Graf.

Fürchterlich, mein junger Freund! Und ich habe sie durchgemacht während den glücklichen zwanzig Jahren meiner ersten Ehe, und konnte sie nicht abwenden, nicht einmal durch die umsichtigsten Maßregeln vermindern. Ich will Ihnen keine Details angeben — Sie werden sie von andern geplagten Ehemännern schon erfahren haben. Es ist das ein Leben in beständiger Angst, man fürchtet sich nach Hause zu gehen — bald kommt man zu früh, bald zu spät — — man hat immer die Uhr in der Hand.

v. Rahden.

Das ist allerdings fürchterlich! Aber Excellenz sprachen von Ihrer ersten Ehe, also liegt dieser quälende Zustand hinter Ihnen.

Graf.

Er lag hinter mir. Meine zweite Frau war auch in diesem Punkte bis vor einem halben Jahre ein vollkommener Engel, ewig heiter, ewig gleichmüthig. Sie hatte gar keine Nerven.

v. Rahden.

Und jetzt?

Graf.

Zeigen ſich beunruhigende Symptome des Anfangs jener ſchrecklichen Krankheit.

v. Rahden.

Und da wollen Sie verbergen?

Graf.

Mit Ihrer Hülfe, ja. Hören Sie mich. Eine Frau, die anfängt nervös zu werden, beginnt damit, daß ſie ohne alle Urſache verdrießlich iſt: und dieß iſt bei der Gräfin der Fall.

v. Rahden.

Alſo ſie iſt zuweilen verdrießlich und gibt eine Urſache an?

Graf.

Aber welche? lieber Doktor: es iſt kein Menſchenverſtand darin. Wir ſind jetzt im Sommer. Ein ſchöner Tag iſt ſo wohlthuend! Sobald die Sonne recht warm und angenehm ſcheint —

v. Rahden.

Iſt die Gräfin ebenfalls heiter. Ich finde das begreiflich.

Graf.

Ja, das fände ich auch begreiflich, aber es iſt gerade das Gegentheil. An einem ſchönen Tage iſt ſie verdrießlich. Aber wenn es draußen ſtürmt, wenn der Regen in Strömen herabgießt, dann iſt ſie heiter und guter Dinge.

v. Rahden.

Das iſt eigenthümlich!

Graf.

An ſchönen Tagen reite ich ſpazieren, oder fahre auf den Gütern umher, bin in meinen Gewächshäuſern, kurz, ſo viel im Freien als möglich. Da dachte ich anfänglich, wenn

ich meine Frau verſtimmt fand, ſie fühle ſich einſam und allein, ſie ſchmollt mit Dir, weil Du gar nicht zu Haus biſt, und ich ſchmeichelte mir, es würde ſie beruhigen, wenn ich ſtatt auszureiten, hier bliebe. Und das that ich eine ganze Woche lang.

v. Rahden.

Und es brachte keine Wirkung hervor?

Graf.

Leider eine ganz entgegengeſetzte. Ich konnte machen, was ich wollte; kein freundliches Wort. Nur beim Diner und Abends im Kreiſe der Familie heiterte ſie ſich wieder ein wenig auf. — Sehen Sie, lieber Doktor, jetzt lebe ich in der fürchterlichen Angſt, daß der ganze entſetzliche Zuſtand meiner erſten Frau bei dieſer zweiten wiederkehren möchte, und das brächte mich ins Grab.

v. Rahden.

Hm! hm! das iſt eigenthümlich.

Graf.

Meine Hoffnung beruht allein auf Ihnen. Verſuchen Sie bei der Gräfin Ihre ganze Kunſt; ſtudiren Sie ihre Nerven, ändern Sie dieſen Zuſtand und verlangen Sie von mir, was Sie wollen.

v. Rahden.

Bitte recht ſehr, Excellenz! Ich wäre überglücklich, ſollte ich im Stande ſein, mir durch meine Kunſt Ihr Wohlwollen zu erringen.

Graf.

Betrachten Sie mein Haus als das Ihrige. (Er klingelt.) (Kammerdiener und Bedienter kommen. Graf zum Kammerdiener) Der Herr Doktor Steiner werden neben der Bibliothek wohnen.

(Zum Doktor) Sie ſind gewiß ein guter Reiter? (Laut zum Kammerdiener) Der Stallmeiſter ſoll ſich augenblicklich bei dem Herrn Doktor melden! (Zum Doktor) Meine ſämmtlichen Reitpferde ſind zu Ihrem Befehl. (Zum Kammerdiener) Alſo die Zimmer neben der Bibliothek ſind ſogleich zu öffnen!

Kammerdiener (Zum Bedienten).

Und der Stallmeiſter ſoll ſich bei dem Herrn Doktor melden; (Bedienter ab durch die Mitte) und das ganze Appartement neben der Bibliothek. — (Vor ſich) Sonderbare Auszeichnung für einen Thierarzt.

(Nach links ab.)

Graf.

Ich werde ſogleich nach der Gräfin ſehen. Ich will Sie als Doktor Steiner, Magnetiſeur, anführen? Sie ſind auf der Durchreiſe — Sie ſind mir empfohlen —

v. Rahden.

Wenn Sie glauben, Herr Graf —

Graf.

Ihre Kunſt hat ſo etwas Geheimnißvolles, etwas Uebernatürliches, und das lieben die Damen. Aber — — es iſt ein klarer ſchöner Tag, und da werden Sie ſehen, wie richtig meine Befürchtungen ſind. Sie wird wieder unendlich verdrießlich ſein.

v. Rahden.

Das thut mir leid; die Gräfin wird mich alsdann nicht freundlich empfangen.

Graf.

Ihre Kunſt wird das ändern. Ich habe die größten Hoffnungen. Natürlicher Weiſe darf meine Frau keine Ahnung davon haben, weßhalb Sie hier ſind.

v. Rahden.

Da haben Sie vollkommen Recht.

Graf.

Kommen Sie, Doktor, ich will Ihnen Ihre Appartements selbst zeigen und dann nach meiner Frau sehen.

(Beide durch die Mitte ab.)

Fünfter Auftritt.

Kammerdiener. Bedienter (von Links).

Kammerdiener.

Es ist sonderbar, wie die gesetztesten Leute über alle Schranken hinausgehen, alle Etiquette bei Seite setzen, sowie man sich mit ihren Passionen abgibt. Der deutlichste Beweis ist Seine Excellenz und dieser Doktor Steiner — ein Thierarzt! Und Seine Excellenz befehlen für ihn nicht nur die Zimmer neben der Bibliothek, sondern führen ihn sogar selber dahin — Zimmer, die sonst nur für das Gefolge Allerhöchster Herrschaften geöffnet werden, jetzt für einen Pferde-Doktor. — Pfui! Ich aber werde mich bemühen die Etiquette, welche Seine Excellenz verletzte, so viel es in meinen Kräften steht, wieder herzustellen.

Bedienter.

Herr Kammerdiener, das muß doch was anderes sein, wie ein Thierarzt. Der Herr Graf, als er mit ihm in den Garten kam, nahm ihn — denken Sie sich! — unter den Arm, und führte ihn so nach dem rechten Schloßflügel.

Kammerdiener.

Er ist Thierarzt, mein Lieber. Ich würde mich darüber

wundern, wenn mir nicht die außerordentliche Leidenschaft Seiner Excellenz für die Pferde seines Marstalles bekannt wären. Da wird über das Pferdereich im Allgemeinen gesprochen, da wird kurirt, getauscht: ich kenne das' (für sich) Man muß der Herrschaft selbst in ihren Lächerlichkeiten vor der Dienerschaft keine Blößen geben (laut) Also das Appartement ist hergerichtet?

Bedienter.

Vollkommen, Herr Kammerdiener.

Kammerdiener (sehr wichtig)

Gut. — Zur Bedienung des Herrn — — — Doktor wird einer der Bereiter kommandirt; kleine Stalllivree, ein Frühstück von zwei Platten, weißer Wein, — Diner: vier Platten, eine halbe Flasche Bordeaux, kleines Hausservice von dem mit blauem Grund ohne Wappen und Chiffre. —

Bedienter.

Schön, Herr Kammerdiener!

Kammerdiener

(nimmt eine Prise und behält die Dose spielend in der Hand).

Man muß Unterschiede zu machen verstehen.

Bedienter.

Ganz recht, Herr Kammerdiener!

Kammerdiener.

Arroyos! es reißen mir wieder große Unordnungen ein, ich kann das nicht so dulden und ich habe nicht Lust, meinen Ruf eurer Nachlässigkeit willen auf das Spiel zu setzen. Sage es dem Koch oder wer sonst daran Schuld war. Es war gestern bei dem Diner bereits eine ganze Minute nach sechs Uhr, ehe die Suppe kam. — Ich will das nicht mehr erleben!

Bedienter.

Es ist leider wahr, Herr Kammerdiener; ich meldete es gleich in der Küche, aber der Koch lachte mich aus.

Kammerdiener.

Er lachte Dich aus? — Wir wollen ihm das Lachen vertreiben! — Da kommt der — Doktor.

(Winkt dem Bedienten, der abgeht).

Sechster Auftritt.

v. Uahden

(durch die Mitte im Frack, mit einem Ordensband, für sich).

Wenn die Vorstellung bei der Frau Gräfin vorbei ist, so werde ich hoffentlich Zeit haben, das Terrain zu recognosciren, und vielleicht Anna endlich einmal sehen. Sie wird erschrecken, wenn sie mich so unerwartet sieht, aber ich kann sie von meiner Ankunft unmöglich in Kenntniß setzen, ich muß mich in Geduld fassen.

Kammerdiener.

(vor sich) Man muß gegen Fremde zuvorkommend sein. (bietet) (laut) Eine Prise gefällig — Herr Collega?

v. Uahden (lachend).

Herr Collega? — Ich danke recht sehr! — So — Herr Collega.

Kammerdiener.

Auch ich habe in der Jugend meine Studien absolvirt, freilich in einer anderen Branche wie der Herr Doktor.

v. Uahden.

Das glaube ich wohl. Und welches war Ihre Branche, Herr Kammerdiener?

Kammerdiener (ſteif).

Chirurgiegehülfe zweiter Klaſſe. — Seine Excellenz nahmen von jeher wiſſenſchaftlich gebildete Leute zu ihren Kammerdienern. Ich diente der leidenden Menſchheit.

v. Uahden.

Und glauben Sie vielleicht, ich diene dem leidenden Thierreich?

Kammerdiener.

Allerdings, als Thierarzt. — Keine Priſe? (mit Erſtaunen) Decorirt?!

v. Uahden (lachend).

Zufällig, Herr Kammerdiener, ganz zufällig, aber Sie haben mich in einem falſchen Verdacht. Ich bedaure unendlich Ihnen ſagen zu müſſen, daß ich kein Thierarzt bin.

Kammerdiener.

Nicht?

v. Uahden.

Ich bin nur Magnetiſeur.

Kammerdiener (überraſcht).

Nur Magnetiſeur?

v. Uahden.

(Läßt einen Handſchuh fallen und bückt den Kammerdiener an. Dieſer hebt nach einigem Zögern den Handſchuh auf).

Danke! — Nur Magnetiſeur!

Kammerdiener (überrascht, mit einer ſteifen Neigung des Kopfes).

Habe die Ehre mich zu empfehlen.

(Gegen die Mittelthüre.)

Siebenter Auftritt.

Vorige. Herr von Felſen (durch die Mitte).

v. Rahden.

Das iſt ein merkwürdiger alter Herr; ich möchte aber wiſſen, wie er darauf kommt, mich für einen Thierarzt zu halten. Nun, mir werden in dieſem Haus noch mehr Räthſel zu löſen vorkommen. Wenn wir am Ende nur eine geſcheidte Auflöſung zu Allem finden! aber das Band iſt hier vollkommen überflüßig — (er nimmt das Ordensband weg).

Herr von Felſen (aus dem Garten kommend, zum Kammerdiener).

Wer iſt das? — Ein Magnetiſeur, den der Graf aus der Stadt kommen ließ?

Kammerdiener.

Ja wohl, Herr Baron. (Ab.)

v. Felſen.

Ah, das wird für heute Abend eine Unterhaltung geben; ſo etwas Taſchenſpielereien. Nun Gott ſei Dank, daß wir einmal eine Unterhaltung haben in dem langweiligen Einerlei dieſes Hauſes!

(Er kommt vor.)

v. Rahden (der ſich umwendet).

Was ſehe ich? Du hier?

v. Felſen.

Und Du als Magnetiſeur? Ah, das iſt komiſch!

v. Rahden.

Als Magnetiſeur! Da kannſt Du ſehen, was aus den Menſchen nicht Alles werden kann!

v. Felſen.

Nein, Scherz bei Seite! Eugen, wie ſoll ich das verſtehen? Vor allen Dingen freue ich mich herzlich, Dich einmal wieder zu ſehen. Aber nun ſage mir ſind das Poſſen oder Räthſel?

v. Rahden.

Vielleicht Beides, mein lieber Freund. Ich weiß es wahrhaftig ſelbſt noch nicht. (für ſich) Was ich ihm nur ſagen ſoll!

v. Felſen.

Haſt Du mich beſuchen wollen? — Das würde mich außerordentlich freuen. — Bleibſt Du eine lange Zeit bei uns? — Biſt Du dem Grafen vorgeſtellt oder der Gräfin?

v. Rahden.

Eines nach dem Andern.

v. Felſen.

Nun alſo vor allen Dingen, wie kommſt Du hieher?

v. Rahden (für ſich).

Ich muß etwas erfinden, denn er glaubt mir doch nicht, daß ich mich mit magnetiſchen Kuren abgebe und mein Verhältniß zu Anna möchte ich ihm nicht verrathen. (laut) Alſo, lieber Felſen, ich freue mich vor allen Dingen aufrichtig, daß ich Dich, meinen alten Freund, hier finde.

v. Felſen.

Aber warum biſt du hier?

v. Rahden.

Du weißt, lieber Felſen, daß ich in der Reſidenz praktizire.

v. Felſen.

Als Advokat.

v. Rahden.

Du weißt zu gleicher Zeit, daß ich gern in den Staatsdienst treten möchte.

v. Felsen.

Das kann Dir gar nicht fehlen. Ich sehe Dich schon als Justiz-Minister.

v. Rahden.

Scherz bei Seite! Man will mir in höheren Kreisen wohl.

v. Felsen.

Das bin ich überzeugt; Du hast Glück.

v. Rahden.

Man gibt mir zuweilen wichtige Aufträge.

v. Felsen.

Diplomatischer Natur?

v. Rahden.

Das nicht — ich glaube nicht, daß ich dazu Talent habe.

v. Felsen.

Ich fürchte doch, Du hast Talent dazu. — Pfusch mir nicht ins Handwerk!

v. Rahden.

Dir?

v. Felsen.

Davon später! — Also jetzt bist Du hier in solch' einem wichtigen Auftrage?

v. Rhaden.

Wenn Du willst, ja.

v. Felsen.

Hier im Schlosse?

v. Uahden.

Das nicht; ich befinde mich blos hier auf der Durchreise nach Wien, ich muß hier neue Inſtruktionen erwarten, — mein Auftrag iſt ſehr geheimnißvoll, — ich wußte nicht, daß du hier warſt — ich leih mir deßhalb Empfehlungen an den Grafen geben — als Magnetiſeur. — Der Gaſthof drunten im Dorf iſt entſetzlich ſchlecht, hier iſt es beſſer und hier bin ich auch vor Nachforſchungen ſicher —

v. Felſen.

(Lacht) Das klingt nicht ganz glaublich aber ich achte ſein Geheimniß. (Laut) Ah ſo! Alſo ein paar Tage bleibſt Du hier?

v. Uahden.

Ich reiſe, ſobald ich fort kann.

v. Felſen.

Beneidenswerther! Und in wichtigen Aufträgen? (Seufzend) Du biſt ein glücklicher Menſch!

v. Uahden.

Sehr wichtige Aufträge! (Lacht) Aber fragt mich der Menſch nicht aus! (Laut) Jetzt aber vergönne mir auch ein Wort. Und was machſt Du hier? Ich habe geglaubt, Du ſeieſt ſchon lange irgendwo Regierungsrath oder ſo etwas. Haſt Du Deine Carriere verlaſſen?

v. Felſen.

Eigentlich hat die Carriere mich verlaſſen. Ich wurde Referendar, aber das Referiren ward mir außerordentlich ſchwer. Ich hatte keine Luſt, mich Jahre lang bei den Gerichtshöfen herumzuplagen; und da kam ich auf die Idee, mich für die Diplomatie vorzubereiten, und deßhalb ging ich hieher zu meinem Onkel Schönmark.

v. Rahden.

Da biſt Du an der allerbeſten Quelle. Man ſpricht in der Stadt davon, Seine Majeſtät wollte dem Grafen das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übertragen.

v. Felſen.

Was? Spricht man davon?

v. Rahden.

Freilich! Du weißt, der alte Baron Bergen hat wiederholt um ſeine Entlaſſung gebeten.

v. Felſen.

Ei, ei! Da muß ich mich zuſammen nehmen. Wenn der Onkel das Miniſterium übernimmt, ſo kann mir ein angemeſſener Geſandtſchaftspoſten nicht fehlen.

v. Rahden.

Das glaube ich auch. — Alſo hier machſt Du Deine diplomatiſchen Studien?

v. Felſen.

Wenn Du willſt, ja. Ich plaudere mit den Damen, ich dinire vortrefflich, ich ſpiele mit dem Onkel Piquet, ich mache den hübſchen Mädchen in der Umgegend die Cour, ich beobachte darüber ein geheimnißvolles Schweigen und ſo gewöhne ich mir nach und nach ein diplomatiſches Aire an.

v. Rahden.

Das iſt wenigſtens ein angenehmes Fundament für Deine Laufbahn.

v. Felſen.

Aber doch langweilig, lieber Freund, höchſt langweilig. Ich bin nun über ein halbes Jahr hier, aber wenn ich nicht

bald wohin geſchickt werde, ſei es meinetwegen nach der Türkei oder nach China, ſo laufe ich davon.

v. Rahden.

(für ſich) Bei dem muß ich Erkundigungen einziehen. (laut) Hier kann man es aber aushalten: ich finde die Lage des Schloſſes reizend, und der Graf Schönmark iſt ein liebenswürdiger alter Herr.

v. Felſen.

Freilich, aber es iſt hier ſo einſam.

v. Rahden.

Keine Geſellſchaft?

v. Felſen.

Keine als die im Schloſſe. Da iſt zuerſt der Graf, der hat ſeine Geſchäft, und reitet und fährt den ganzen Tag in Wald und Flur herum, und ich muß ihn begleiten. Nun, das wäre nicht das Schlimmſte, aber dann iſt hier im Schloſſe die Gräfin — eine gute liebenswürdige Dame.

v. Rahden.

Jung und ſchön?

v. Felſen.

Nicht übel, ſo an die Dreißig, und die hat ſich nun einmal in den Kopf geſetzt, mich zu erziehen.

v. Rahden.

Das iſt freilich eine ſchwere Aufgabe.

v. Felſen.

Ja, das ſage ich auch: aber ſie thuts einmal nicht anders. Bald muß ich ihr vorleſen, bald hält ſie mit mir eine Converſation in allen erdenklichen Sprachen, dann muß ich mit ihr

Spaziergänge machen oder ihre Blumen bewundern, und das wirst auch Du sehr langweilig finden.

v. Rahden (nachdenkend)

Ja, ja. — Und ist sie dabei heiter?

v. Felsen.

Darüber kann ich nicht klagen; ich habe sie selten oder nie verdrießlich gesehen. Nun, das fehlte mir noch! Nein, wenn ich ins Zimmer komme, dann lächelt sie und weiß immer etwas mit mir zu sprechen.

v. Rahden (nachdenkend)

Ah so!

v. Felsen.

Der Onkel freilich klagt hie und da, daß sie an den Nerven leide und dann verstimmt sei.

v. Rahden.

Aha, sie leidet an den Nerven und dann ist sie verdrießlich? — Aber gegen Dich ist sie das nie?

v. Felsen.

Niemals. Dann ist hier im Schlosse seit zwei Monaten der Baron Steinbach mit seiner Gemahlin. Sie ist eine angenehme hübsche Frau und lacht beständig, aber er ist ein langweiliger Herr. Du kannst Dir also einen Begriff machen von unserem Amüsement. Ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich noch eine Mazurka zu Stande bringe und Du weißt doch, sonst (er macht einen kleinen Paß) konnt' ich was leisten.

v. Rahden.

Der Graf hat aber eine Tochter. Ist die junge Gräfin nicht auf dem Schlosse?

v. Felſen.

Ah, das iſt ein Engel! Freilich iſt ſie hier, und das iſt gerade mein Haupthummer.

v. Uahden.

Du biſt natürlich in ſie verliebt?

v. Felſen.

Ach nein; ich hatte mir freilich vorgenommen, mich in ſie zu verlieben, und machte auch in der erſten Zeit meines Hierſeins alle Anſtalten dazu, aber es ging nicht.

v. Uahden.

Wie, du Unverſtehbucker? das muß eine hartherzige Dame ſein.

v. Felſen.

Nun, was das anbelangt, da hätte ich nicht nachgelaſſen; aber (deutend) andere Verhältniſſe zwangen mich, an die Sache nicht mehr zu denken.

v. Uahden.

Andere Verhältniſſe? Iſt da ſchon was arrangirt?

v. Felſen.

Das nicht; aber ſchon in der erſten Zeit nahm mich der Onkel eines Tags bei Seite und ſagte mir ſehr freundlich aber ſehr beſtimmt, ich ſoll das bleiben laſſen.

v. Uhaden.

So?

v. Felſen.

Gegen meine Perſon hat er gewiß nichts, aber die Schönmark haben es von jeher ungeheuer theuer gegeben. Der alte Graf betrachtet einen einfachen Herrn „von“ wie ich bin, für

nicht viel mehr, wie einen gewöhnlichen Bürgerlichen. — Ich ließ darauf die Sache beruhen; wir sprachen nicht mehr davon. — Aber jetzt sage, was fangen wir an? Soll ich Dich ausfahren? reiten wir spazieren?

v. Rahden.

Ich muß hier warten: Seine Excellenz wollen mich der Gräfin vorstellen.

v. Felsen.

So, sie kommt daher? Nun, da mache ich einen Ritt denn wenn sie mich sieht, so hält sie mich fest und dann geht das gelinde Hofmeistern wieder los. Thu' mir den einzigen Gefallen und sei ungeheuer liebenswürdig, vielleicht läßt sie mich dann in Frieden. Löse mich ab, laß Du Dich ein Bischen erziehen, das kann auch Dir nichts schaden.

v. Rahden.

Ich danke recht sehr.

v. Felsen.

Wenn die Vorstellung vorüber ist, so lasse Dir ein Pferd satteln und den Weg nach dem Waldhof zeigen. Da wirst Du mich finden: es sind da ein paar allerliebste Mädchen, charmante, natürliche Kinder. Also Gott behüte Dich, vergiß' nicht den Waldhof!

v. Rahden.

Ich will sehen, wenn ich loskomme.

(Felsen rechts ab.)

Achter Auftritt.

v. Rahden, nachher der Graf und die Gräfin (von links).

v. Rahden.

Iſt es mir doch, als ob mir in Betreff der Nervenleiden ein kleines Licht aufdämmerte, doch da wird ſchwer zu kuriren ſein — oder leicht (ſieht auf die Uhr) Nun bin ich ſchon eine gute Stunde hier und habe noch nichts von Anna vernommen. Freilich iſt es noch früh am Tage, aber ſie hätte doch zufälligerweiſe einen Spaziergang machen können. Ich höre Jemand! Jetzt wieder ganz Doktor-Magnetiſeur!

Gräfin (im Hereintreten, ſehr vertraulich)

Es iſt mir durchaus nicht gleichgültig, wenn Dein Herr Gärtner jeden Tag die Arrangements, die ich mit meinen Blumen treffe, umzuändern für gut findet. Meine Roſen ſollen im Freien und nicht unter den langweiligen Strohdächern ſtehen, wo ſie kein Menſch ſieht.

Graf.

Aber, mein liebes Kind, er hat es ja nur gethan, damit ſie in der heißen Sonne nicht zu ſchnell verwelken.

Gräfin.

Das iſt meine Sache! Wenn die Roſen verwelkt ſind — nun, ſo ſind ſie eben verwelkt! voilà tout. — Es iſt ja doch nichts von Beſtand auf dieſer Welt. Auch wir ſtehen in der unerträglichſten Hitze des Lebens; warum ſollen die Roſen Vorrechte vor uns Menſchen haben? — Kurz, ich finde das eine lächerliche Sorgfalt von Deinem Gärtner.

(Sie wirft ſich in einen Fauteuil.)

Graf.

Der Herr Doktor Steiner, von dem ich Dir ſchon ſprach, mein Kind.

Gräfin (nickt leicht mit dem Kopfe).

Nicht wahr, das wird geändert? Du haſt die Güte, dieſen Befehl zu geben, denn meine Befehle werden leider Gottes nicht reſpektirt.

Graf (macht dem Doktor ein Zeichen).

Gewiß, mein Kind. Aber ich erlaube mir nur zu bemerken, daß Du geſtern bei dem großen Regen nichts ſagteſt, als der Gärtner auch eigenmächtig die Blumen verſetzte.

Gräfin.

Das war etwas ganz anderes, das that er — aus guter Abſicht. Sollen die armen Roſen im Regen ſtehen bleiben, wo ſie verderben?

Graf.

(für ſich) Nein, aber in der Sonne, wo ſie ebenfalls verderben. (laut) Doch Du ſcheinſt mich nicht verſtanden zu haben, mein Kind. — Der Herr Doktor Steiner, ein junger Mann von großen Kenntniſſen, berühmter Magnetiſeur, mir beſtens empfohlen, wird auf der Durchreiſe ein paar Tage bei uns verweilen.

Gräfin.

Ah, erfreut Sie zu ſehen! Sie gehen nach Wien, Herr Doktor?

v. Nahden.

Aufzuwarten, meine gnädige Gräfin!

Gräfin.

Sie werden dort Vorleſungen über Magnetismus halten?

v. Uahden.

Ich hoffe.

Gräfin.

Sie werden dort ein großes Publikum für Ihre Kunst finden. — Aber zieht es nicht abscheulich in diesem Salon?

Graf.

Das ist unmöglich, denn es ist nur eine Thüre offen.

Gräfin.

Ich kenne Wien. Man liebt dort das Geheimnißvolle; man wird an Ihre Kunst glauben.

v. Uahden.

Und Sie, Gräfin, glauben nicht an die Heilmittel, die im Magnetismus liegen?

Gräfin.

Ich? Gewiß nicht! Ich glaube nur, was ich sehen und begreifen kann.

Graf.

Damit kommst Du in vielen Dingen nicht durch.

v. Uahden.

In manchen Beziehungen hat die Frau Gräfin Recht, namentlich in der Wissenschaft. Da glaube auch ich nur, was ich sehen und begreifen kann.

Gräfin.

Aber Sie sprechen da gegen sich selber, gegen Ihre — Kunst.

v. Uahden.

Durchaus nicht, gnädige Gräfin. Man kann freilich die Mittel, mit denen ich wirke, nicht sehen, aber ihre Wirkungen um so besser.

Graf (für ſich).

Das hoffe ich zu Gott!

Gräfin.

Aber es zieht unerträglich! Daß Du mir nie glauben willſt! Ich werde dieſen Salon nicht mehr betreten können. — — Wo iſt denn Eugen ſchon ſo frühe hingeritten?

Graf.

Nun, Du weißt, daß der keine Ruhe zu Hauſe hat. Wo wird er ſein? — Er macht ſeinen Morgenritt.

Gräfin (zum Doktor).

Ich freue mich recht ſehr, Ihre Bekanntſchaft gemacht zu haben. Ich hoffe vielleicht einen beſſeren Glauben an Ihre Kunſt zu bekommen, wenn wir ein paar Tage zuſammen leben.

v. Nahden.

Das hoffe ich auch.

Graf (ſeufzend).

Und ich!

v. Nahden (zum Grafen).

Soll ich mich zurückziehen?

Graf (leiſe).

Nein, nein, bleiben Sie in der Nähe!

(Doktor ſpaziert nach der Mittelthüre.)

Gräfin.

Du ſollteſt Eugen das ewige Herumſchwärmen verbieten. Weßhalb iſt er hier bei uns? Um zu ſtudiren, um etwas zu lernen! Aber da treibt er ſich den ganzen Tag draußen in den Wäldern und Feldern herum. Ich finde dieß wilde Weſen unausſtehlich. Wo iſt er nur jetzt ſchon wieder?

Graf (lachelnd).

Ich meine er ſei nach dem Waldhof geritten; da wird er den Verwaltertöchtern ein wenig den Hof machen.

Gräfin (heftig).

Ich will das nicht hoffen!

Graf.

Nun, es iſt nur ein Scherz.

Gräfin.

Aber ein ſehr unzeitiger.

Neunter Auftritt.

Die Vorigen. **Baron** und **Baronin Steinbach** (durch die Mitte).

Baronin.

Ah, ma chere Adelaide, wie geht Dirs? Ich habe Dich im ganzen Garten geſucht, ich fand dich nirgends. Es iſt draußen ſo köſtlich! Die friſche Morgenluft, der Duft der Blumen, ach! das Alles ſtimmt mich ſo froh und heiter!

Gräfin.

Mich gar nicht — ich kann das heiße Wetter nicht ertragen.

Baron.

Ach ja, ich weiß das. Pauvre amie! die Hitze thut Deinen Nerven weh; — wie geht Dirs denn heute Morgen?

Gräfin.

Ich bin fatiguirt, unluſtig, verdrießlich.

Baronin.

Das iſt aber ein trauriger Zuſtand, (zum Grafen) Guten

Morgen Graf; noch nicht zu Pferd? (zur Gräfin) Arme Adelaide! (zum Grafen) Sie leidet wieder sehr, die Aermste.

Graf.

Leider!

Baronin.

Da muß auf jeden Fall etwas geschehen. Ich werde den Leibarzt des Königs bitten, einmal zu uns herauszukommen. —

Graf.

Ja; man muß helfen.

Gräfin.

Aber ich will keine Hülfe, ich will keinen Arzt. Gott! ihr quält mich mehr als meine Nervenleiden.

Baronin.

Ach Graf, es ist etwas Gräßliches um die Nerven! Ich bin in beständiger Todesangst, daß auch mich dieses schreckliche Uebel einmal erfaßt.

Graf.

Liebste Baronin, Sie haben keine Anlage dazu.

Baronin.

Doch Graf! Wissen Sie, ich erschrecke zuweilen ohne alle Ursache, und dann fahre ich zusammen. — So — Ich habe eine Aversion gegen Spinnen und Frösche, einen wahren horreur vor dem Knallen des Gewehrs; und mit solchen Erscheinungen beginnt diese unangenehme Krankheit.

(Der Baron, der in einem Buch gelesen, klappt es heftig zu.)

Ah! — Wie mich das erschreckt hat! — Siehst du, Adelaide, sehen Sie, Graf — ich fürchte wahrhaftig, Du steckst mich an. Aber wie kann man auch sein Buch so ungeschickt zumachen, wenn Leute in dem Zimmer sind? — Arme Adelaide — Du bist wohl sehr erschrocken?

Gräfin.

Ich? Ganz und gar nicht.

v. Uahden (für ſich).

Sie hat keine ſchwache Nerven.

Baron (wohin).

Da war eine Fliege, die hat mich ſchon lange genirt, denn ſie flog mit der größten Hartnäckigkeit um meine Naſenſpitze herum. Hier iſt ſie — ich habe ſie zuſammen geklappt.

Baronin.

Ha! ha! ha! Nun, ſo hat Dein ewiges Bücherleſen doch einmal einen reellen Nutzen gehabt. Die Literatur hat einen Fang gethan. Ha! ha! ha! (wendet ſich zum Grafen, nach dem Doktor zeigend) Aber wer iſt denn das? Sie ſtellen fremde Leute auch nie vor.

Graf.

Sie waren ſo beſchäftigt. (zum Doktor) Sie erlauben, Doktor, daß ich Sie der Baronin Steinbach vorſtelle — Herr Doktor Steiner, ein berühmter Magnetiſeur!

Baronin.

Was Sie ſagen, lieber Graf! Wie ich mich freue, die Bekanntſchaft des Herrn Doktor zu machen! Ein Magnetiſeur — das iſt amüſant. Magnetismus — ah! das iſt unterhaltend und lehrreich. — Werden Sie uns vielleicht heute Abend eine Vorſtellung geben?

v. Uahden.

Vielleicht, gnädige Frau.

Baronin.

O geben Sie uns die ſchlafende Grieckin! Ich habe das neulich in der Reſidenz geſehen. Es iſt zum Erſtaunen, was

der Magnetismus zu leisten im Stande ist. — Adelaide, hast Du die schlafende Griechin gesehen? Sie auch nicht, Graf? — Ah, das müssen Sie auf alle Fälle für uns arrangiren. Bitte, Herr Doktor!

v. Rahden.

Ich will mein Möglichstes thun.

Baron.

Aber, mein liebes Kind, zu einer schlafenden Griechin braucht man neben der Kraft, die diese zum Schlafen bringt, auch nothwendig eine Griechin und ich weiß nicht, ob der Herr Doktor eine solche bei sich führt.

v. Rahden.

Das freilich nicht.

Baronin.

Aber das läßt sich ja machen. Man nimmt eine von unsern Leuten; eine schlafende Kammerjungfer müßte sich auch schön ausnehmen — oder Graf, was meinen Sie zu Ihrem alten Kammerdiener? (Sie thut, als wenn sie heimlich schnurfte und spricht mit gravitätischem Tone) Sechs Uhr, weniger zwei Secunden, Excellenz. — Ha! ha! ha!

Gräfin.

Du bist so ausgelassen, liebe Clara. Was Du für ein glückseliges Temperament hast!

Baronin (seufzend)

Ach, Adelaide, nur äußerlich, gewiß nur äußerlich. Ich bin oft entsetzlich verstimmt.

Baron (zum Doktor).

Ich achte Ihre Kunst sehr, Herr Doktor; doch habe ich

mich leider mit Ergründung dieser geheimnißvollen Wissenschaft nie beschäftigt.

v. Rahden.

(für sich) Das ist mir sehr lieb. (laut) Herr Baron, Sie sind als Beschützer der Wissenschaft bekannt.

Baron.

Das nicht, aber — r werden, hoffe ich, Gelegenheit finden, unsere Ideen auszutauschen. Ich möchte mich dessen von Ihnen belehren lassen.

v. Rahden (für sich).

Da sieh' mir Gott bei!

Baronin.

Aber Geister können Sie doch erscheinen lassen? Nicht wahr, Herr Doktor, das macht Ihnen wohl keine Schwierigkeiten? Ich liebe solche Geistererscheinungen.

Baron.

Verlange nichts Unmögliches von dem Herrn Doktor. Es gibt keine Geister.

v. Rahden.

Meine gnädige Frau, es gibt keine Geister.

Baronin.

Aber doch Elfen und Genien?

Baron.

In Menschengestalt, ja. Herr kommt eben eine dieser liebenswürdigen Gattung von Geistern.

Baronin (zur Gräfin)

Gott, Adelaide, wie galant er ist!

Zehnter Auftritt.

Die Vorigen. Gräfin Anna (durch die Mitte).

Anna.

Guten Morgen, Papa! — Ah Baron, Sie ſtudiren ſchon wieder? Guten Tag, liebſte Mutter! Wie geht es Ihnen?

v. Rahden (für ſich).

Da iſt ſie — ich konnte ſie nicht benachrichtigen — ſie wird ſich und mich verrathen —

(Gräfin küßt ſie auf die Stirne.)

Baronin.

Adelaide iſt fatiguirt, liebes Kind; aber mich drückt auch die Hitze heute Morgen. Es liegt mir ſo ſchwer auf den Nerven.

Anna.

Das iſt kein Wunder, beſte Baronin; es kann in dieſem Sommer nicht einen Tag ſchönes Wetter bleiben. Ueber dem Walde ziehen ſchwarze Wolken auf. Wir haben in ganz kurzer Zeit ein ſchweres Gewitter.

Baron.

Ich habe das heute Morgen ſchon bemerkt; die Luft ſteckt voll Elektrizität. (zu v. Rahden) Das muß Ihnen nicht entgangen ſein, mein Beſter.

Anna (für ſich).

Großer Gott was iſt das? — ſehe ich recht — Ferdinand?

v. Rahden (mit Beziehung).

Gewiß nicht, Herr Baron, aber ein ſolch' heranziehendes Gewitter wirkt auf mich ganz plötzlich mit großer Kraft.

Baron.

Ah, das ist interessant! — Und wie ist Ihnen in solchen Augenblicken?

v. Rahden.

Ich fühle mich zuerst beengt und dann wieder schlägt mein Herz schneller und freudiger. (Blickt auf Anna) Ich fühle mich so heiter und glücklich.

Baron.

Es ist ganz eigenthümlich; uns drückt das Gewitter nieder.

v. Rahden.

O nein, mich erhebt es. Ich bin in solchen Augenblicken ein ganz anderer Mensch.

Baronin.

Das ist wahr. Ihr Auge glänzt. Sie sehen mit einem Male so heiter, ja beseligt aus.

Baron (der ihm den Puls gefühlt hat)

Und Ihr Puls jagt, als wenn Sie das Fieber hätten.

Graf (an der Pendeltür).

Anna hat Recht; dort zieht ein schweres Gewitter herauf.

Gräfin.

Das ist so wohlthuend bei der Hitze.

Baron.

Mir ist es interessant, zu sehen, welche Wirkungen die Elektrizität in der Luft auf Sie, den Magnetiseur, ausübt.

Baronin.

Und das Gleiche fühlen Sie bei jedem heranziehenden Gewitter?

v. Rahden.

Nicht immer, gnädige Frau, es kommt sehr darauf an, in welcher Umgebung ich mich befinde.

Graf (zum Doktor).

Ich will Sie meiner Tochter vorſtellen — Doktor Steiner, ein berühmter Magnetiſeur! —

Anna.

Sehr erfreut, Herr Doktor, Sie hier zu ſehen. Sie bleiben einige Zeit bei uns?

v. Rahden.

Ich hoffe ſo, Gräfin. (leiſe) Ich werde Ihnen alles erklären. (laut) Ihr Herr Vater hat mich ſo freundlich aufgenommen.

Anna.

(für ſich) Was ſoll ich ihm ſagen? (laut) Die Lage des Schloſſes iſt ſehr angenehm.

v. Rahden.

Ich finde ſie reizend.

Baron.

Und es gibt hier ſo ſchöne Gewitter.

v. Rahden (ſeufzend, indem er auf Anna ſieht).

Das iſt wahr.

Gräfin.

Anna, iſt es wirklich ein ſtarkes Gewitter, was dort heraufzieht?

Anna.

Sehr ſtark, Mama.

Baronin (kommt von der Mittelthüre)

Der halbe Horizont iſt ſchwarz überzogen.

Gräfin.

Wird es regnen, meine Liebe?

Baronin.

Natürlich; es fallen ſchon einzelne Tropfen.

Gräfin.

Wie mich das erfrischt!

Graf (zu v. Rahden).

Sie hätten zu keinem günstigeren Zeitpunkte eintreten können. Sie werden sogleich sehen, welch' wunderbare Wirkung das Regenwetter auf die Nerven der armen Frau ausübt.

v. Rahden.

Ich bin wirklich begierig darauf.

Graf.

Sehen Sie, sie steht ganz heiter auf und geht der Gartenthüre zu.

Baron (im Hintergrunde).

Es fängt schon an tüchtig zu regnen. Ah! dort kommt auch Eugen.

Gräfin (heftig).

Wo kommt — — das Gewitter?

Baronin.

Siehst Du nicht, liebste Adelaide, jetzt ist schon der ganze Himmel überzogen. Ah, wie Eugen daher sprengt! Dem Wildfang würde es nichts schaden, wenn er tüchtig naß würde, der kann nie zu Haus bleiben.

Baron.

Aber ich denke, wir schließen die Gartenthüre, sonst schlägt der Regen in diesen Salon.

Graf (leise zum Letzten).

Sie beobachten doch ganz genau?

v. Rahden.

Gewiß! —

Gräfin (lebhaft).

Nein, nein, Baron! Laſſen Sie die Thüre offen. Denken Sie, der arme Eugen wolle nicht auch zu uns herein? Dort ſpringt er ſchon vom Pferde. Es iſt der nächſte Weg von der Teraſſe hieher. — Ah! dort kommt er ſchon.

Graf.

Sehen Sie jetzt dieſe Lebendigkeit, ich möchte ſagen, dieſe Heiterkeit, und das thut Alles der Regen.

v. Rahden.

Ja, es iſt höchſt merkwürdig!

Graf.

Und glauben Sie, daß man da helfen kann?

v. Rahden (geht mit dem Grafen nach dem Hintergrunde).

Ich denke, es ſollte mir gelingen.

(Unterdeſſen iſt Eugen heftig in den Salon geſprungen.)

Eugen.

Meine Damen, ich bitte um Verzeihung, aber wenn man vor ſo einem Regen flieht, da iſt man eilig. — Liebe Tante, ich habe Sie heute Morgen nicht geſehen. (Küßt ihr die Hand) Wie geht Ihnen wohl?

Baronin.

Sie leidet wieder ſehr, die arme Adelaide.

Gräfin.

Es iſt mir weit beſſer; ich glaube das Regenwetter hat mich erfriſcht.

Graf.

Hören Sie?

v. Rahden.

Ja, ja, das Regenwetter!

Gräfin.

Aber ich muß wieder anfangen, mit Ihnen zu zanken, Eugen. Haben Sie denn gar keine Ruhe zu Hause? Gott! und Sie sind naß geworden. Ihr Haar ist ganz feucht. Sie werden sich noch erkälten.

Eugen.

O beste Tante, das thut mir nichts; unser einer ist so ein Bischen Regen gewöhnt.

Gräfin.

Aber heute dürfen Sie mir nicht mehr hinaus. Sie sind wie ein kleines Kind, nur nicht so folgsam. Heute müssen Sie da bleiben, Sie müssen mir aus einem neuen Werke vorlesen, auch müssen Sie mit dem Grafen eine Partie Piquet machen. Sie sind gar nicht liebenswürdig.

Baronin.

Oder wir spielen Whist zusammen. Eugen ist mir noch Revange schuldig.

Gräfin.

Arrovos, wo waren Sie denn? Der Graf meinte, Sie wären nach dem Waldhof geritten; Sie wissen, ich mag das nicht leiden. Da sind die Wege so schlecht, es ist da sehr gefährlich.

Eugen.

Gott bewahre! Ich war droben auf der Heide.

Graf (der mit dem Doktor gesprochen hat)

Herr Doktor Steiner — mein Neffe Eugen von Felsen! (zur Gräfin) Ich bin entzückt, daß Du Dich wohler befindest.

Eugen (tritt zum Doktor)

Es ist Schade, daß das verfluchte Gewitter kam; ich hatte

Dich ſchon annoncirt, es ſind ein paar hübſche Mädchen, die da droben.

Gräfin (zum Grafen).

Eugen war nicht auf dem Waldhof, er hat es mir ſo eben geſagt.

Graf.

Es war mir ja nur Scherz. —

Gräfin.

Eugen!

Eugen (zum Doktor).

Siehſt Du, keinen Augenblick Ruhe!

Gräfin.

Eugen, ſehen Sie dieſes Buch durch, es iſt das Werk, von dem ich vorhin geſprochen.

(Baronin kommt mit Anna aus dem Hintergrund.)

Baron (zum Doktor).

Und die Gewitterluft, Herr Doktor, ſtimmt Sie immer ſo heiter?

v. Ruhden.

Immer: aber ſo wohl, ſo ſelig, wie in dieſem Augenblicke fühlte ich mich lange nicht.

Baron (zum Grafen).

Das iſt ſehr intereſſant.

(Kammerdiener erſcheint an der Thüre rechts mit der Uhr in der Hand.)

v. Ruhden (leiſe zu Anna).

O Anna, Sie werden alles das unbegreiflich finden, ich kann Ihnen jetzt nur ſagen, wie glücklich ich bin, daß ich mich in Ihrer Nähe befinde.

Anna.

Ich zittre, Ferdinand, ſprechen Sie keine Silbe weiter, — erregen Sie keinen Verdacht. —

v. Rahden.

Bewilligen Sie mir ſpäter einen Augenblick, um Ihnen alles zu erklären.

Kammerdiener (zieht ſeine Uhr aus)

(vor ſich) 11 Uhr — — (laut) Das Dejeuner iſt ſervirt.

Graf (zu der Baronin den Arm bietet, zum Tiſche).

Kommen Sie, lieber Freund!

Eugen (wirft das Buch auf den Tiſch).

Ah, das Dejeuner! (Er folgt der Gruppe)

Anna.

Ihren Arm, Herr Doktor! (Alle ab.)

Graf

(zu v. Rahden, indem er auf ſeine Frau zeigt).

Sehen Sie, wie ſich meine Frau jetzt ſo wohl fühlt! Iſt die Wirkung nicht erſtaunlich?

v. Rahden.

Gewiß! — Und die Urſache ſo einfach.

Kammerdiener (in beſtimmtem Tone.)

Zwei Platten ſervirt, blaues Service, ohne Chiffre und Wappen für den Magnetiſeur, und dejeunirt mit der Familie. So was habe ich noch nie erlebt!

Zweiter Aufzug.

Dieſelbe Decoration.

Erſter Auftritt.

v. Rahden und v. Felſen (durch die Thüre rechts).

v. Rahden.

Das Frühſtück war ganz vortrefflich.

v. Felſen.

Ja, nicht ſo übel. — Apropos, biſt Du ein guter Reiter?

v. Rahden.

So ziemlich.

v. Felſen.

Schön. So will ich gleich ein Paar von den Jagdpferden beſtellen, und dann machen wir für unſeren Privatſpaß ein kleines Kirchthurmrennen. — Nicht?

v. Rahden.

So gerne ich mit Dir hinaus möchte, ſo gehts doch in dieſem Augenblicke nicht. Seine Excellenz will mich hier im Salon finden. Er hat einige Fragen über Dinge aus der Reſidenz; und dann darf ich mich unmöglich von hier entfernen, da jeden Augenblick eine Staffette eintreffen kann, die mir neue Inſtruktionen bringt.

v. Felſen.

Das iſt wahr, aber ſehr unangenehm. Dann muß ich eben allein reiten.

v. Rahden.

Du weißt, ich bleibe nur ein paar Tage hier, und da könnteſt Du wohl ein kleines Opfer bringen, indem Du ebenfalls in der Nähe bliebeſt. Du biſt hier im Schloſſe mein einziger Bekannter.

v. Felſen.

Herzlich gern. Wenn nur die Tante nicht wäre, die kann es nun einmal nicht laſſen, mich den ganzen Tag zu hofmeiſtern. Jetzt hat ſie wieder ſo ein langweiliges Buch entdeckt, und daraus ſoll ich ihr vorleſen.

v. Rahden.

Nun, Du übſt dabei Deinen Vortrag: und wenn ich Diplomat werden wollte und eine Tante hätte, deren Mann ſo nah' am Portefeuille des Auswärtigen ſteht, ich würde derſelben mit dem größten Vergnügen vorleſen.

v. Felſen.

Meinſt Du?

v. Rahden.

Das iſt doch natürlich. Alſo Du thuſt mir den Gefallen und bleibſt heute einmal in der Nähe. Geh' in den Park, ſuche die Damen auf, ſei liebenswürdig, das kann Dir für die Zukunft gewiß nicht ſchaden.

v. Felſen.

Aber die Tante kann wirklich ſehr langweilig ſein. Meinſt Du nicht, ich ſoll der Gräfin Anna wieder einmal die Cour machen?

v. Rahden.

Laß das lieber bleiben. Du weißt, der Graf sieht es nicht gern.

v. Felsen.

Richtig! richtig! Nun denn, ich will heute da bleiben; aber morgen reiten wir nach dem Waldhof. Ich sage Dir, da sind zwei liebenswürdige kleine Dinger — —

v. Rahden.

Nun ja, laß jetzt nur gut sein. Suche die Damen im Garten auf; der Graf kommt im Augenblicke.

v. Felsen.

Also bis später!

(Ab durch die Mitte)

Zweiter Auftritt.

v. Rahden allein. Nachher der Graf.

v. Rahden.

Das Wetter hat sich aufgeklärt, der Himmel ist blau, die Sonne scheint wärmer wie heute früh, jetzt müssen also die Nervenleiden wieder anfangen. Ich habe aber meine magnetische Kur begonnen. (Auf die Mittelthüre zeigend, durch welche v. Felsen abgegangen) Dort spaziert mein Mittel, aber da es sehr ungefährlicher Art ist, so kann ich mir schon ein kleines Experiment mit der Kranken erlauben. Ich muß überhaupt erst vollkommene Gewißheit haben, und dann wollen wir handeln.

(Der Graf kommt durch die Thüre links.)

Graf.

Nun, lieber Doktor, was denken Sie von der Krankheit meiner Frau? Sie sahen sie in ihrer üblen Laune, Sie be-

merkten auch, wie ſie ruhig und heiter wurde, ſobald draußen der Regen anfieng. Sind Ihnen ſo ſonderbare Erſcheinungen ſchon vorgekommen?

v. Rahden.

Nicht oft, aber zuweilen.

Graf.

Alſo doch? Nun das gibt mir Muth; und glauben Sie, daß es bei meiner Frau Nervenleiden iſt?

v. Rahden.

Nicht ſo ganz, es könnte auch der Keim einer anderen Krankheit ſein.

Graf.

Sie erſchrecken mich! — Einer gefährlichen Krankheit?

v. Rahden.

In ihrem erſten Auftreten durchaus nicht.

Graf.

Und Ihre Kunſt kann da helfen?

v. Rahden.

Ich hoffe zuverſichtlich.

Graf.

Und wie nennen Sie dieſe Krankheit, lieber Doktor?

v. Rahden.

(für ſich) Das kann ich ihm doch nicht ſagen. (laut) Der Name thut hier nichts zur Sache. Ich glaube, es gibt nicht einmal eine genaue Bezeichnung dafür. Es iſt ein allgemeines Leiden, bald im Kopfe, bald im Herzen.

Graf.

Und iſt es anſteckend?

Graf.

So könnte ſich am Ende die Krankheit meiner Frau auf mich ausdehnen?

v. Rahden.

Das iſt durchaus nicht wahrſcheinlich.

Graf.

Aber wenn es einträte, würde ich auch bei Sonnenſchein oder bei Regen leiden?

v. Rahden.

(für ſich) Das iſt wieder ein Examen! (laut) Nein, Excellenz. Sie würden höchſtens (auf die Stirne zeigend) hier einen kleinen Druck empfinden.

Graf.

Noch iſt mein Kopf vollkommen frei.

v. Rahden.

Davon bin ich überzeugt. Es hat auch vorderhand keine Gefahr.

Graf.

Schön! Sie wiſſen ſelbſt, lieber Doktor, in Krankheitsfällen iſt man immer ängſtlich. Die Medizin iſt für uns Andere ein ewiges Räthſel, etwas Geſpenſterhaftes, das umher ſchleicht, vor dem wir uns fürchten, und nach dem wir uns dennoch umſchauen. Ich bin in dem Punkt unerfahren wie ein Kind.

v. Rahden (für ſich).

Das iſt mir außerordentlich lieb.

Graf.

Ich glaube meinem Arzte unbedingt, und ſo auch Ihnen, lieber Freund.

v. Rahden.

Ich danke Ihnen für dieß Zutrauen.

Graf.

Aber sagen Sie mir, werden Sie Ihre Kur bald anfangen?

v. Rahden

(wischt sich mit einem Blicke nach hinten die Stirne mit dem Sacktuch).

Ich habe schon angefangen.

Graf.

Wie ist das möglich? Ich habe ja noch nichts bemerkt.

v. Rahden.

Das ist eben das Geheimnißvolle des Magnetismus. Man sieht wohl die Wirkung, aber nie die Ursache. (für sich) Ich wollte, diese Unterredung wäre zu Ende!

Graf.

Es scheint Ihnen warm zu sein?

v. Rahden.

Sehr, Herr Graf; das ist immer der Fall, wenn ich magnetisire.

Graf.

Aber geben Sie mir doch einen kleinen Begriff, wie Sie eine so unsichtbare, magnetische Kur anfangen. Die anderen Aerzte machen bei den ihrigen immer gewaltigen Lärm.

v. Rahden.

Wahr, sehr wahr. Aber — — — — Excellenz — — — — — wissen doch was Allopathie ist?

Graf.

Nur im Allgemeinen.

v. Rahden.

(für sich) Ich weiß auch nicht mehr davon. (laut) Und Homöopathie?

Graf.

Davon weiß ich ſo gut, wie gar nichts.

v. Rahden.

(für ſich) Ich ebenfalls. (laut) Alſo Excellenz: ich bitte zu bemerken und nicht zu überhören, daß (er huſtet) mit dem Magnetismus ſowohl Allopathie wie Homöopathie verbunden werden kann. Natürlich — nach magnetiſchen Begriffen, das heißt — Excellenz werden mich vielleicht verſtehen? — ich kann eine magnetiſche Kur auf allopathiſche oder auf homöopathiſche Weiſe zu Wege bringen.

Graf.

Ich verſtehe. Die Homöopathie wirkt, wie ich glaube, mit der allerkleinſten Doſis Arznei.

v. Rahden.

(für ſich) Gott ſei Dank! er hilft mir. (laut) Ganz richtig, Excellenz. Magnetiſch-allopathiſche Kuren werden mit großen ſichtbaren Mitteln hervorgebracht; — wiſſen Sie, ſo — (er macht eine Bewegung mit der Hand) Magnetiſch-homöopathiſche dagegen durch unſichtbare, aber nicht weniger kräftige Manipulationen.

Graf.

Und Sie kuriren alſo die Gräfin magnetiſch-homöopathiſch?

v. Rahden (ganz erſchöpft).

Ja, allerdings — durchaus unſichtbar. —

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Die Gräfin. Die Baronin. Eugen. (Durch die Mittelthür.)

Gräfin (lachend und verzweifelt).

Eugen, laſſen Sie Ihre Kindereien! Sie ſind ein unausſtehlicher junger Menſch!

Baronin.

Ja, ja, er übertreibt den Scherz. Und Ihre ſchönen Roſen, die er abgepflückt hat! (zu Eugen) Schämen Sie ſich, Sie großes Kind! — Adelaide, Ihre ſchönen Roſen!

Gräfin.

Laſſen Sie, wenn es ihm Spaß macht. Er iſt wahrhaftig noch wie ein Kind.

Baronin.

Aber wo iſt er geblieben, der Wildfang?

Gräfin.

Er hat ſich hinter die Thüre verſteckt.

Graf (zum Doktor).

Das iſt wirklich erſtaunlich! Das ſchönſte Wetter von der Welt und meine Frau iſt vollkommen heiter. Doktor, Sie ſind ein Wundermann! Aber was habt ihr dahinten?

Gräfin.

Ein harmloſer Scherz; Eugen iſt ſo albern.

Baronin (zur Thüre hinaus rufend).

Jetzt kommen Sie hervor, und ſeien Sie artig! Hier ſind lauter geſetzte ernſte Leute.

Graf.

Und ſehr wichtig beſchäftigt.

Eugen (an der Thüre, die Hände voll Rosenblätter).

Iſt die Partie zu Ende? Ich habe noch ſehr viel Munition.

Gräfin.

Vorderhand wenigſtens Waffenſtillſtand.

Baronin.

Der Herr Graf und der Herr Doktor ſind beſchäftigt, und da wollen wir nicht ſtören.

v. Rahden.

Bitte ſehr, gnädigſte Baronin, wir ſind, wie ich glaube, zu Ende.

Graf (zum Doktor).

Noch nicht, ich habe noch Einiges auf dem Herzen.

v. Rahden (für ſich).

O Gott!

Graf.

Warum ſeid ihr nicht in dem Garten geblieben, wir wollten eben nach euch ſehen.

Baronin (zu Eugen, der Miene macht zu werfen).

Waffenſtillſtand! Vergeſſen Sie das nicht.

Eugen.

So will ich als Sieger wenigſtens triumphirend einziehen, und dazu mir meinen Weg mit Blumen beſtreuen. (Er ſtreut die Blumenblätter vor ſich hin und geht tänzelnd in einem Bogen auf den Doktor zu. Leiſe zum Doktor) Aber der Waldhof! Ich habe verſprochen, noch hinauf zu reiten.

v. Rahden (beſtimmt).

Heute nicht; Du haſt es mir zugeſagt.

Graf.

Eugen, hier iſt das Buch. Du kannſt Deiner Tante vorleſen.

Gräfin.

Ja, Eugen. Kommen Sie in den Garten!

Baronin.

Charmant, charmant! Komm, Adelaide!

Eugen (ſingend)

„O welche Luſt Soldat zu ſein!“

(Mit den beiden Damen ab)

Vierter Auftritt.

Der Graf. Der Doktor. Nachher Bedienter.

Graf.

Seit langer Zeit habe ich jedesmal gezittert, ſowie der Barometer ſtieg und der Himmel klar wurde, denn dann zogen über mein Haupt die finſterſten Wolken. Aber heute bei dem ſchönſten Wetter iſt die Gräfin heiter und — ich bewundere Sie.

v. Nahden.

Zu gütig, Excellenz!

Bedienter

(in der Thüre rechts, Hut, Handſchuhe und Stock des Doktors in der Hand).

Excellenz werden gnädigſt verzeihen —

Graf.

Was gibts? Dieſe ewigen Unterbrechungen!

Bedienter.

Der Herr Secretär wünſchen einen Augenblick zu Euer Excellenz kommen zu dürfen. Er brauche eine Unterſchrift von Euer Excellenz, die ſehr dringend iſt.

Graf.

Er ſoll kommen! — Doch nein, (zum Doktor) Sie entſchuldigen einen Augenblick; ich bin gleich wieder hier.

(Graf ab.)

(Bedienter ſchleicht ſich auf den Zehen nach dem Hintergrunde und bleibt dort ſtehen.)

v. Rahden (wirft ſich in einen Fauteuil).

Ich bin ganz erſchöpft. Man ſagt von den Magnetiſeuren, die Ausübung ihrer Wiſſenſchaft greife ihre eigenen Nerven an, und wenn ich von dieſem Zuſtand auf meine Kunſt als Magnetiſeur ſchließen kann, ſo muß ich ein enormer Künſtler ſein. Bei Allem dem iſt der einzige Menſch, den ich fürchte, der Baron Steinbach mit ſeinen Büchern. Ich bin überzeugt, er ſitzt jetzt wieder in der Bibliothek und verſchlingt ganze Bände über Magnetismus. — Wenn ich nur wenigſtens die Manipulation wüßte! (Er macht einige Bewegungen mit den Händen) So — ſo und ſo — das iſt Alles gut und ſchön für die Damen —

(Der Bediente im Hintergrund nimmt den Hut zwiſchen die Knie- und macht dieſelben Zeichen)

oder für Jemand, der nichts davon verſteht; aber — ich fürchte, der Baron. Ich habe mich da in eine böſe Geſchichte eingelaſſen! (Er ſpringt unruhig auf und ſieht den Bedienten ſeine Zeichen machen) Nun, was ſoll das?

Bedienter.

Ach, Sie verzeihen, Herr Doktor!

v. Rahden.

Nun?

Bedienter.

Hier iſt der Hut und der Stock des Herrn Doktor — — — — und ich hätte eine große Bitte an den Herrn Doktor.

Eigentlich nicht ich, oder vielmehr nicht ich allein, ſondern faſt die ganze Dienerſchaft.

v. Rahden.

(für ſich) Der Dienerſchaft muß man gefällig ſein. (laut) Nun, womit kann ich helfen?

Bedienter.

Nun ja, Herr Doktor, wir haben Alle erfahren, der Kutſcher, der Jäger, die Kammerfrauen die Bedienten, daß der Herr Doktor ein großer Magnetiſeur ſind, und der Kutſcher hat uns erklärt, was dieß eigentlich zu bedeuten hat.

v. Rahden.

Nun, darauf bin ich begierig.

Bedienter.

Der Kutſcher hatte einmal auf dem Jahrmarkt einen Magnetiſeur geſehen, der betrieb den thieriſchen Magnetismus, denn er gab ſich nur mit Pferden und Eſeln ab.

v. Rahden.

Das thu' ich auch zuweilen.

Bedienter.

Ah, das iſt ſchön! Der Andere nämlich auf dem Jahrmarkt, der hat es vortrefflich verſtanden, die Pferde und Eſel zu bändigen. Da hätt' er ſich vor ſie hingeſtellt — vor die wilden nämlich — und hätt' ihnen was in das Ohr hineingeſprochen, und „ſo" gemacht (er wiederholt die Zeichen von vorhin) und dann ſind die wildeſten Viecher auf einmal zahm geworden, und darum wollten auch wir ganz gehorſamſt gebeten haben.

v. Rahden (lachend).

Was, ich ſoll Ochſen und Eſel zähmen?

Bedienter.

Das nicht, Herr Doktor, Sie sind ja Magnetiseur für die Menschen.

v. Rahden.

Ah, es handelt sich um keinen Esel?

Bedienter.

Nein, Herr Doktor. Es handelt sich nur um den Kammerdiener.

v. Rahden.

Um den Kammerdiener Seiner Excellenz.

Bedienter.

Ach, ja wohl, Herr Doktor. Was der uns schindet und plagt, und die ganze Dienerschaft täglich und stündlich herunterputzt, davon haben Sie gar keinen Begriff.

v. Rahden.

Wirklich?

Bedienter.

Das Hudeln nimmt gar kein Ende; und wo er Abends aufhört, da fängt er Morgens wieder an, und Alles verklagt er bei dem gnädigen Herrn; und wenn er Jemand verklagt, der muß fort aus dem Dienst — und der Dienst ist hier sehr angenehm, Herr Doktor.

v. Rahden.

Und da soll ich den Kammerdiener magnetisiren?

Bedienter.

Ach ja, ein Bischen zahm machen. Im Vertrauen gesagt, Herr Doktor, er meint es auch nicht gut mit Ihnen.

v. Rahden.

So?

Bedienter.

Nach dem Frühstück hat er der Kammerfrau gesagt — aber es ist eigentlich gegen den Respekt, das zu wiederholen, was er gesagt hat — der Magnetismus sei nichts wie Betrügerei, er wolle Ihnen auf die Finger passen, Sie seien ein Scharlachtan.

v. Rahden.

Ein Scharlachtan?

Bedienter.

Und er ist gewiß frech genug, das sogar nächstens dem Herrn Grafen zu sagen.

v. Rahden.

Hört denn der Graf seine Schwätzereien an?

Bedienter (näher kommend).

Wissen Sie, Herr Doktor, der muß wohl. Unter uns gesagt, der Kammerdiener frisirt den Herrn Grafen täglich, und so lange er ihn frisirt, muß er still halten. Ach, und dann gehts über uns her; da muß die gute Excellenz Alles hören, was ihr der Kammerdiener sagt. Das Frisiren ist sein Glück und unser Unglück.

v. Rahden.

Sehr wichtig. Ein gefährlicher Moment, ich kenne das.

Bedienter.

Und Allen im Hause hat er schon Verdruß gemacht, dem Sekretär, der gnädigen Gräfin, und sogar der Gräfin Anna, und die ist doch ein wahrer Engel.

v. Rahden.

Ei, ei! Da muß man euch helfen.

Bedienter.

Nicht wahr, Herr Doktor? Ach, das ganze Haus wird Ihnen dankbar dafür sein.

v. Rahden.

Aber so ein Kammerdiener ist nicht leicht zu bändigen.

Bedienter.

Das weiß der liebe Herrgott! — Können wir hoffen, Herr Doktor?

v. Rahden.

Ich will mein Möglichstes versuchen. Aber jetzt geh', ich höre den Herrn Grafen kommen.

(Bedienter ab.)

Fünfter Auftritt.

Der Doktor, nachher der Graf.

v. Rahden.

Meine Praxis vermehrt sich. (nachdenkend) Wenn ich auch kein Arzt bin, und auch gewiß nie einer werde, so finde ich doch nie entdeckte Anlagen zur Diplomatie in mir. Schade, daß ich zum Justizdepartement gehöre. Ich glaube, ich wäre ein vortrefflicher Gesandter geworden. — — Ei, ei, der Kammerdiener, der Kollege, wagt es, mich für einen Charlatan zu erklären und hat die Verwegenheit, der jungen Gräfin Verdruß zu machen. Wie könnten wir der ganzen Dienerschaft helfen? (nachdenkend) Ja, ja, so könnte es doch gehen. — Ich hoffe den Kammerdiener zu kuriren.

Graf

Da bin ich wieder. Seien Sie mir nur nicht böſe, beſter Doktor. Gerade wenn man keine Zeit hat, kommen die meiſten Geſchäfte.

v. Rahden.

Sie wiſſen, Herr Graf, daß Ihnen meine Zeit ganz gewidmet iſt.

Graf.

Sehr dankbar! Ich muß aber Ihre Kunſt dießmal für mich in Anſpruch nehmen.

v. Rahden.

Sie, Herr Graf?

Graf.

Nur ein kleines Leiden.

v. Rahden.

(für ſich) Gott! ein dritter Patient. (laut und feierlich, er hält ſeinen Stock an den Mund) Wollen ſich Euer Excellenz nicht ſetzen?

Graf (ſetzt ſich auf einen Stuhl)

Ja, das Stehen wird mir zuweilen ſauer.

v. Rahden.

Ah, fehlt es da?

Graf.

Leider, leider! (auf ſein linkes Knie zeigend) Da bin ich manchmal ſehr geplagt.

v. Rahden.

Ein klein wenig Gicht, Excellenz? (für ſich) Wie ſoll ich da helfen?

Graf.

Eher viel als wenig, und das quält mich auf eine unangenehme Art, namentlich bei Gewittern, oder wenn ſich ſonſt das Wetter ändert.

v. Rahden.

Das iſt immer ſo.

Graf.

Heute Morgen namentlich leide ich wieder ganz unbeſchreiblich. Es wird Ihnen gewiß nicht ſchwer werden, durch Ihre ausgezeichnete Kunſt meine Schmerzen zu lindern. Sie haben auch darin gewiß ſchon herrliche Kuren gemacht?

v. Rahden.

O ja — gewiß — ohne allen Zweifel — aber die Gicht iſt ein hartnäckiges Uebel.

Graf.

Ich weiß das aus Erfahrung. Aber Ihre große Kunſt, mein lieber Doktor. —

v. Rahden.

(vor ſich) Sie ſoll verdammt ſein! Jetzt muß mir der Kammerdiener herhalten. (laut) Ich werde mein Möglichſtes verſuchen. Wünſchen Sie homöopathiſch-magnetiſch, oder allopathiſch-magnetiſch behandelt zu werden?

Graf.

Allopathiſch, mein beſter Doktor! — Sichtbar.

v. Rahden.

Ah, ſichtbar? Alſo! (Er ſchlägt mit großer Wichtigkeit ſeine Aermelaufſchläge in die Höhe, und macht ſeine Bewegungen vom Herzen abwärts und aufwärts nach dem Kopfe. So oft er aber an den Kopf kommt, läßt er ſeine Hände gewaltſam auseinander fahren) Unbegreiflich! ich weiß gar nicht, was das iſt; das iſt mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen.

Graf.

Was denn, lieber Doktor

v. Rahden.

(für ſich) Ja, was denn? Da fehlen mir die Ausdrücke.

Schäm dich Advokat. (laut) Ja, wiſſen Euer Excellenz, der magnetiſche Strom hier aus meinen beiden Händen geht auf Sie über und verbindet ſich zu einem angenehmen harmoniſchen Ganzen. Ich fühle mit großem Behagen, wenn dieſer elektriſche Strom ſanft dahinfließt, aber ebenſo gewaltſam empfinde ich die Erſchütterung, wenn derſelbe unharmoniſcher Weiſe unterbrochen wird. (Seine Hände fahren abermals vom Kopfe des Grafen zurück) Wie jetzt — — — Hier ſtockt der magnetiſche Strom auf eine unbegreifliche Weiſe.

Graf (betroffen).

An meinem Kopfe?

v. Uahden.

An Ihrem Kopfe.

Graf.

Sollte das der Anfang jener Krankheit ſein, die von meiner Frau auf mich übergegangen, und die ſich hier (auf die Stirne zeigend) äußern ſoll?

v. Uahden.

Ich glaube verſichern zu können, daß dem nicht ſo iſt. — — — — Euer Excellenz erlauben mir eine ſehr delikate Frage?

Graf.

Mit Vergnügen.

v. Uahden.

Aber ich darf nicht indiskret erſcheinen?

Graf.

Gewiß nicht!

v. Uahden.

Nun denn, Herr Graf — — — — Tragen Sie eigenes Haar oder vielleicht — — — — eine Perücke?

Graf.

Ah, mein Lieber, mein eigenes Haar.

v. Rohden.

Dann iſt mir die Sache vollkommen räthſelhaft.

Graf.

Wie?

v. Rahden.

An ihrem Haare ſtockt eben der magnetiſche Strom auf eine heftige und ſeltſame Art. Wenn das Haar falſch wäre, ſo verſtünde ich das vollkommen; aber ſo — es muß ein fremder Stoff in Ihren Haaren ſein.

Graf.

Nun, etwas Pomade oder Kosmetique.

v. Rahden.

Nein, etwas Anderes.

Graf (lächelnd).

Nun, unter uns geſagt, etwas ſchwarze Farbe, aber — (er legt den Finger auf den Mund).

v. Rahden.

Ich bin Arzt, Excellenz. Aber das iſt es auch nicht. (Er denkt einen Augenblick nach) Hat Ihr Haar vielleicht eine fremde Hand berührt, Herr Graf? Ja es muß ſo ſein! Nicht die Hand der Frau Gräfin, ſondern eine unſympathetiſche Hand?

Graf (nachdenkend).

Nur die meines Kammerdieners, der mich jeden Tag friſirt.

v. Rahden.

Ah! jetzt wird mir Alles klar.

Graf.

Und das ſollte Einfluß haben?

v. Rahden.

Den allerwichtigſten. Sie wiſſen Herr Graf, es gibt Naturen, die ſympathetiſch ſind, und andere, die uns abſtoßen; eine ſolch' letztere iſt für mich als Magnetiſeur der Kammerdiener.

Graf.

Ganz richtig, er iſt etwas abſtoßend.

v. Rahden.

Nur nach magnetiſchen Begriffen. Aber es thut mir unendlich leid, ich bin dadurch nicht im Stande, mit Euer Excellenz eine magnetiſche Kur mit Erfolg zu beginnen.

Graf.

Das iſt weiter kein Hinderniß. Ich kann das Geſchäft eine Zeit lang allein verſehen.

v. Rahden.

Das wäre ſehr heilſam, Herr Graf.

Graf.

Wir könnten dann unſere Kur wieder aufnehmen?

v. Rahden.

Später bin ich wieder ganz zu Ihren Befehlen, aber in dieſem Augenblicke fühle ich mich erſchöpft, angegriffen. Ich muß mich einen Augenblick zurückziehen, friſche Luft athmen. Das Gewitter — — — — die Kur der Gräfin. — — — —

Graf.

Geniren Sie ſich nicht, lieber Doktor. Wir haben ja die vollkommenſte Zeit. — Auf ſpäter alſo! —

v. Rahden.

Ich brauche nur ſehr wenig Ruhe, Excellenz.

(Er geht ab.)

Sechster Auftritt.

Der Graf. Nachher der Kammerdiener.

Graf.

Ein braver junger Mann, und ſcheint in ſeiner Kunſt ſo ſicher zu ſein. Ich befürchtete immer, in jedem Magnetiſeur eine Art Charlatan zu finden, und bin unendlich froh, daß dieß bei dem Doktor Steiner nicht der Fall iſt. Er hat etwas außerordentlich Anſtändiges in ſeinem Aeußern, ſogar Bekanntes; ich meine immer, ich hätte dieß Geſicht ſchon irgendwo geſehen, aber wo — wo? (Er reibt ſich die Stirne) Nein, nein, denn wenn das der Fall wäre, ſo würde er mich gewiß daran erinnert haben. (Klingelt).

(Der Bediente tritt aus der Thüre rechts.)

Bedienter.

Excellenz befehlen?

Graf.

Der Kammerdiener ſoll kommen. — Es iſt mir im Grunde recht, daß ich einen guten Vorwand habe, mich dieſes langweiligen Friſirens zu entziehen. Ich bin der ewigen Schwätzereien des alten Mannes vollkommen müde.

Kammerdiener (in der Thüre links).

Excellenz befehlen wahrſcheinlich Hut und Reitpeitſche? Die Zeit, in welcher Euer Excellenz vor dem Frühſtück auszureiten pflegen, iſt ſchon ſeit zwei Minuten vorüber.

Graf.

Es handelt ſich dießmal um meine Haare.

Kammerdiener (ins Zimmer rufend).

Jakob, die Haarbürſten Numero vier und acht!

Graf.

Ich brauche Ihre Haarbürſten nicht!

(Kammerdiener kommt vor, hinter ihm der Bediente mit den beiden Haarbürſten.)

Kammerdiener.

In der That, ich finde das Haar Euer Excellenz einigermaßen in Unordnung. Wollen Euer Excellenz die Gnade haben, ſich einen Augenblick zu ſetzen. — Haarbürſte Numero vier!

Graf.

Geben Sie einmal her. (Er fährt damit durchs Haar) Sehen Sie, das geht vortrefflich. (Kammerdiener und Bedienter in ſprachloſem Erſtaunen) Vortrefflich und ich will's künftig immer ſo machen, es iſt bequemer.

Kammerdiener.

Excellenz wollten —?

Bedienter (freudig überraſcht).

Ah!

Kammerdiener.

Excellenz wollten in der That — —?

Graf.

Mich künftig ſelbſt friſiren.

Kammerdiener.

Excellenz wollten — —?

Graf.

Nun, Sie ſehen es ja. Hier iſt Ihre Bürſte. Ich reite heute Morgen nicht ſpazieren, laſſen Sie mein Pferd abbeſtellen.

(In der rechten Seitenthüre ab.)

Kammerdiener (der noch immer unbeweglich ſteht).

Excellenz wollten: — — —? Jakob, einen Stuhl!

(Der Bediente, nachdem ſich der Kammerdiener geſetzt, trägt lächelnd die Bürſten ins Nebenzimmer.) Seit fünfundzwanzig Jahren, acht Monaten

und vier Tagen habe ich Seine Excellenz jeden Morgen frisirt, habe auch im Laufe des Tages die Frisur Seiner Excellenz wieder hergestellt, sobald diese in Unordnung gebracht war, und jetzt wollten Seine Excellenz anfangen, sich selbst zu frisiren? — Das wird mein Tod sein, eine solche Unordnung überlebe ich nicht. Es ist überhaupt heute Morgen schon so Manches hier vorgefallen, was mich mit Kummer und Schmerz erfüllt. Ich fürchte, es geht rückwärts mit diesem erlauchten Hause, denn wenn Magnetiseure und Charlatane mit der hochgräflichen Familie dejeuniren, und wenn man sich selbst frisirt, da ist es wahrlich schon weit gekommen.

(Jakob ist aus dem Zimmer zurückgekommen.)

Jakob.

Befinden sich der Herr Kammerdiener nicht wohl? Sie sehen angegriffen aus.

Kammerdiener.

Ich bin es auch mein lieber Jakob.

Bedienter.

(für sich) Mein lieber Jakob? — Das hat gewirkt! (laut) O der Herr Kammerdiener sollten sich so etwas nicht zu Herzen nehmen.

Kammerdiener.

Das versteht Er nicht. Sieht Er, der Dienst in diesem Hause hängt so zu sagen an einer langen Kette und das Ende dieser Kette habe ich, der Kammerdiener, in der Hand. Verletzt man mir aber ein Glied in derselben, so ist es nicht blos dieses Glied, was Schaden leidet, sondern das Ganze fällt auseinander. Es hat mich in der That angegriffen. Ich werde mich auf mein Zimmer zurückziehen und dort über das Weitere nachdenken. Sollte ich nicht diesen Vorfall zu einer Kabinets-

frage machen und meine Entlaſſung anbieten? Ich will mir das überlegen. (laut) Man melde Seiner Excellenz dem Herrn Grafen ſogleich: ich, der Kammerdiener, ſei unwohl geworden. (für ſich) Das wird ſeine Wirkung nicht verfehlen. (Er nimmt heftig eine Prise und geht nelzen Haares durch die Mittelthüre ab.)

Bedienter.

Viktoria! Hurrah! Ich werd's freilich dem Herrn Grafen melden, aber vorher muß ich die ganze Dienerſchaft davon in Kenntniß ſetzen, wie der Magnetismus gewirkt.

Siebenter Auftritt.

Der Baron. Später die Baronin.

(Bedienter öffnet im Hinausgehen durch die Mittelthüre an zwei andere Bedienten, die dem Baron zwei große Packe Bücher tragen.)

Baron.

Nun, nun, mein Freund! Am hellen Tage Jemand umrennen, iſt doch ſtark. Nehm Er ſich doch in Acht, es ſind koſtbare Werke darunter. Laßt mir nichts fallen, liebe Leute! Leg Du Deine Bücher da auf den Boden, und Du die Deinigen auf den Tiſch. — Ich danke euch, jetzt könnt ihr gehen. (Er wiſcht ſeine Brille ab und ſetzt ſie auf) Es iſt ſonderbar, warum es mir früher nie in den Sinn gekommen, mich mit dieſer tiefen und höchſt anziehenden Wiſſenſchaft, mit dem Magnetismus, zu beſchäftigen. Ich denke das Verſäumte indeß nachzuholen, und will mir vorderhand die Anweſenheit dieſes jungen vortrefflichen Arztes zu Nutze machen. Er ſoll mir durch einen gediegenen Vortrag über ſeine Wiſſenſchaft ein

ſolides Fundament legen helfen. Hier habe ich anſehnliche Hülfsquellen in der Bibliothek gefunden. (ſetzt ſeine Brille auf) Ich glaube, dort kommt der Doktor. Nein, ich habe mich geirrt, es iſt meine Frau. (Er hat ſich an den Tiſch zu den Büchern geſetzt und dieſelben während ſeiner Rede aufmerkſam beobachtet.)

Baronin.

Da ſitzt er ſchon wieder über ſeinen Büchern. Ich weiß nicht, was er ewig darin zu ſuchen hat, zuerſt kommt die Bibliothek und die Manuſkripte, und dann ſämmtliche Buchladen in der Neſtrenz, und dann ich noch lange nicht.

Baron.

Ah, Du biſt's, meine Liebe?

Baronin.

Ja ich.

Baron.

Kommſt Du zufällig, oder haſt Du mich aufgeſucht, meine Beſte?

Baronin.

Dießmal habe ich mir erlaubt Dich aufzuſuchen.

Baron.

Du haſt alſo etwas, was Du mir ſagen möchteſt? So thu es, ich bin ſehr beſchäftigt.

Baronin.

Wie immer mit Deinen Büchern.

Baron.

Mit dem Geiſt, der aus dieſen beſtaubten Blättern weht.

Baronin (ſeufzend).

Ach Gott!

Baron.

Sagteſt Du etwas! Ich habe es nicht recht verſtanden.

Baronin (ſeufzt lauter)

Ach mein Gott!

Baron.

Du haſt geſeufzt.

Baronin.

Und was folgt daraus?

Baron.

Daß Du irgendwo Schmerzen empfindeſt, und weiter, daß ich, Dein Mann, mich zu erkundigen habe, was Dir fehle.

Baronin.

Und wenn ich Dir geſagt, was mir fehlt, was ich wünſche, was mich betrübt, was mich langweilt, ſo erwiderſt Du wie gewöhnlich: (im Tone des Barons) „Das kann man nicht ändern, mein Kind.“ Deßhalb erſpare ich mir auch in Zukunft alle Mühe, über irgend etwas zu klagen und wenn mir einmal die Langeweile in Deiner Gegenwart einen tiefen Seufzer auspreßt, ſo kannſt Du ja thun, als habeſt Du es gar nicht gehört.

Baron.

Aber ich habe es gehört und frage, warum Du geſeufzt?

Baronin.

Ich wiederhole es nicht.

Baron.

Wie Du willſt, mein Kind!

Baronin.

Ich hab es Dir ſchon tauſendmal wiederholt; hat es etwas geholfen?

Baron.

Ich entſinne mich nicht.

Baronin.

O das glaube ich recht gern. Worüber Du nicht nachdenken willſt, das iſt für Dich gar nicht da. — — — Wir ſind bieher zu Schönmarks gegangen nur auf vierzehn Tage, hieß es, auf der Durchreiſe nach Wien. Dort wollte ich meine Schweſter beſuchen. Ich wäre recht gern ein paar Wochen hier geblieben, aber jetzt ſind aus dieſen vierzehn Tagen zwei Monate geworden, meine Schweſter iſt unterdeſſen auf ihre Güter nach Böhmen gereist und wenn ich ſie ſehen will, muß ich ebenfalls dahin und dann mein liebes Wien links liegen laſſen. Wie oft habe ich Dich ſchon an unſere Abreiſe erinnert? Da heißt es immer: die nächſte Woche und wieder die nächſte Woche, oder wenn ich dies Werk durchgeleſen habe, oder dieſe alten Handſchriften entziffert. Pfui über dieſe alten gelben Papierblätter! Du wirſt uns ſo lange hier aufhalten, bis auch die Blätter der Bäume gelb werden und dann rufen Dich Deine Geſchäfte nach der Reſidenz zurück. Nicht wahr?

Baron.

Das wäre möglich.

Baronin.

Aber ich danke dafür. Vorgeſtern haſt Du mir feierlich zugeſagt, wir würden Ende dieſer Woche reiſen.

Baron (einfallend).

Wenn mich nicht ein wichtiges Ereigniß zurückhielte.

Baronin.

Natürlich! Aber woher kann hier ein wichtiges Ereigniß kommen?

Baron.

Es iſt ſchon eingetreten.

Baronin.

Welches — um's Himmelswillen?

Baron.

Der Doktor Steiner ſoll mir einige gediegene Vorleſungen über ſeine Wiſſenſchaft halten, mir einige nützliche Anleitungen geben und dann werde ich vermittelſt der Bibliothek des Grafen in circa vierzehn Tagen oder drei Wochen in das Studium einigermaßen eingedrungen ſein.

Baronin.

Barmherziger Gott! Alſo noch drei bis vier Wochen willſt Du hier bleiben?

Baron.

Ich ſagte vorhin drei Wochen, aber es könnten wohl vier werden. Doch ſehe ich nicht ein, weßhalb Du Dich zu beklagen haſt; wir ſcheinen gern geſehen, ein angenehmes Haus, der Graf höchſt liebenswürdig, die Gräfin charmant. (ironiſch) Da iſt ja auch Eugen; der hat doch wahrhaftig die richtige Art, euch zu unterhalten. »Bon jour! — wie geht's? — chère comtesse, gnädigſte Baronin.« Und der lacht mit euch und fährt mit euch ſpazieren und iſt ungeheuer aimable.

Baronin.

Eugen macht mir nicht den Hof. Ich gebe auch keine Veranlaſſung dazu. — Aber iſt es wirklich Dein Ernſt, noch vier Wochen hier bleiben zu wollen? Ich bitte Dich, laß uns abreiſen. Du kannſt Deine Studien über Magnetismus anderswo fortſetzen.

Baron.

Unmöglich, mein Kind, ich finde eine ſolch' günſtige Gelegenheit nicht wieder.

Baronin.

So reiſe ich allein ab.

Baron.

Das wird nicht gehen, da wir zuſammen hieher kamen, ſonſt —

Baronin (einfallend).

Hätteſt Du nichts dagegen? O Du biſt ein vortrefflicher Ehemann! Eugen wird mich gern nach Wien begleiten.

Baron (aufſchauend).

Was? — — — Ich liebe dergleichen Scherze nicht. Doch beruhige Dich. Ich will meine Studien ſo viel wie möglich abkürzen.

Baronin (zuckt die Achſeln).

Das haſt Du ſchon oft geſagt.

Baron.

Genug davon. — Haſt Du nicht zufällig den Herrn Doktor irgendwo geſehen?

Baronin.

Mir ſchien, er war vorhin mit Gräfin Anna in der großen Allee.

Baron.

Ich hoffe, er kommt gleich hieher. Du wirſt mich verbinden, mein liebes Kind, wenn Du mich vorderhand nicht weiter ſtören wollteſt.

Baronin.

Gut, fahre ſo fort, ich werde mich auch nach einem Zeitvertreib umſehen.

(Nach rechts ab.)

Baron.

Was war das? — Sich nach einem Zeitvertreib umſehen (ihr nachrufend) Eliſe! — Sie iſt ſchon fort. — Ein Zeitvertreib, und Monſieur Eugen, der ſie nach Wien begleiten ſollte. (Schlägt ſein Buch zu) Ich muß mir eine nähere Erklärung darüber ausbitten. (Er ſteht auf und wie er nach rechts ſeiner Frau folgen will, bemerkt er v. Rahden, der ſich aus dem Garten nähert.) Da kommt ſchon der Doktor. Nun, ich bin gleich wieder da, aber das muß eiligſt aufgeklärt werden; ich wäre neugierig, dieſen Zeitvertreib kennen zu lernen. (Nach rechts ab)

Achter Auftritt.

v. Rahden. Die Gräfin Anna. Später die Baronin und Eugen.

v. Rahden.

Hier iſt Niemand, theuerſte Gräfin, und es iſt mir endlich einmal vergönnt, Ihnen ohne Zeugen ſagen zu können, wie glücklich es mich gemacht, daß ich Sie ſehen — Ihnen mein Herz ausſchütten darf.

Anna.

Aber ſo unüberlegt zu handeln — hier als Magnetiſeur aufzutreten — ich lebe in einer fürchterlichen Angſt —

v. Rahden.

Warum das, Gräfin Anna? Die Liebe zu Ihnen wird mich ſchützen. — O Gräfin, es iſt ein langes halbes Jahr, ſeitdem ich das Glück hatte, in Ihr Auge zu ſehen, Ihre liebe Stimme zu hören.

Anna.

Es iſt gewiß weit länger.

v. Rahden.

Ich danke Ihnen für dieſes Wort.

Anna (ängſtlich umſchauend).

Herr von Rahden! Sie ſagten vorhin, Sie hätten mir Wichtiges mitzutheilen. Benützen wir dieſen Augenblick. — Sie erhielten alſo einen Brief im Laufe des geſtrigen Tages?

v. Rahden.

Ich nicht, ein Freund von mir. — Seine Excellenz verlangten einen Magnetiſeur.

Anna (ſeufzend).

Und Sie reisten hieher — aber um Gotteswillen was haben Sie dabei gedacht.

v. Rahden.

Wenn das, was ich gedacht, nur einen Schimmer von Wahrheit für ſich hat, ſo bin ich der glücklichſte Menſch auf dieſer weiten Erde. Wiſſen Sie, Anna, was ich beſtändig während meiner Fahrt gefürchtet?

Anna.

Was denn?

v. Rahden.

Hören Sie: Sie erlaubten mir, Ihnen zu ſchreiben. Ich that es vielleicht zu häufig. Ich fragte Sie in jedem neuen Briefe — wenn mir das Glück wieder vergönnt ſein würde, Sie wieder zu ſehen. Seit vierzehn Tagen erhielt ich keinen Brief von Ihnen, da kam mir nun der Gedanke, Anna hat dich vergeſſen — ein Anderer, glücklicher wie ich, hat Ihr Herz gewonnen. — —

Anna.

Haben Sie das wirklich von mir geglaubt?

v. Rahden.

Nur in einzelnen Augenblicken während meiner nächtlichen Fahrt, aber ich sehe es ein, ich war ein Thor. Sie verzeihen mir diese Gedanken, Anna? (Sie reicht ihm die Hand, die er heftig küßt).

Anna.

Wie konnten Sie so etwas glauben! Ich habe Ihnen zwar ein paarmal Ihre Briefe beantwortet — aber immer in größter Angst und mit der größten Gefahr — deßhalb konnte ich nicht häufiger schreiben.

v. Rahden.

Sonst hätten Sie mir also öfter geantwortet.

Anna (zieht ihre Hand zurück).

Das habe ich nicht gesagt.

v. Rahden.

Anna! — Sie schrieben mir nicht ungern? — —

Anna.

Ich habe es gethan, und — ich bereue es nicht. (Er will hastig ihre Hand wieder ergreifen) Aber jetzt Ihre Mittheilungen.

v. Rahden.

In den letzten Tagen gieng in gut unterrichteten Kreisen das Gerücht, Seine Majestät habe beschlossen, Ihrem Herrn Vater das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten zu übertragen.

Anna.

Papa würde es nicht annehmen.

v. Rahden.

Der König würde es im Nothfall Seiner Excellenz octroyiren.

Anna.

Das glaube ich nicht!

v. Rahden.

Hören Sie weiter! Als ich mich bei dem Justizminister persönlich verabschiedete, klopfte er mir auf die Schulter und sagte freundlich lächelnd: „Nun, bei uns würden Sie eine sehr langweilige Carriere machen; ich nehme es Ihnen nicht übel, wenn Sie bei Ihren — — Talenten“ — ich muß seine Worte gebrauchen — „uns untreu werden und zur Diplomatie übergehen.“

Anna.

Was folgt daraus?

v. Rahden.

Nimmt man hiezu das Gerücht von jenem Ministerwechsel, so könnte der Justizminister gedacht haben, Ihr Herr Vater wüßte schon um seine Ernennung und habe mich hieher kommen lassen.

Anna.

Kennt Sie denn Papa?

v. Rahden.

Ich wurde ihm einmal vorgestellt — aber er hat mich für jetzt glücklicherweise vergessen — o wenn mich Ihr Herr Vater einstens zu sich beriefe, das wäre ein Hoffnungsstrahl.

Anna.

Wie so, Herr von Rahden.

v. Rahden.

Anna, wenn Ihr Vater mich je in seine Nähe ziehen würde, wenn ich ihm je nützlich werden könnte, — und ich fühle die Kraft das zu können — das wär' ein Stern in finsterer Nacht. Wenn er mich zu schweren Arbeiten gebrauchen wollte, welche Kraft zur Ausführung würde mir — — — — die Liebe zu Ihnen geben, Anna! — Sie

ſchütteln den Kopf, Sie blicken zu Boden: o laſſen Sie mir wenigſt[illegible] meine beglückenden Träume! Ich werde ohnedieß bald ge[illegible]g wieder traurig erwachen.

Anna (reicht ihm beide Hände).

Und wenn Sie traurig erwachen, glauben Sie der Tag wäre für mich ein glücklicher.

v. Rahden.

Verſtehe ich Sie recht, Anna? Dürfte ich mich zu der ſchwindelnden Höhe erheben und den Gedanken faſſen, daß mein Weh auch das Ihrige wäre, daß mein Wohl auch Sie beglücken könnte? Dürfte ich dieß hoffen? meine Anna!

Anna.

Um Gotteswillen, Herr von Rahden, fragen Sie mich nicht.

v. Rahden.

Ja, Anna, ich fühle es an dem ſeligen Gefühl, das mich durchſchauert, während ich Ihre lieben Hände ergreife, ich bin Ihnen nicht gleichgültig — ſie lieben mich, ob ſelige Gewißheit. Sehen Sie mich an, Anna, blicken Sie auf, Anna, ſchämen Sie ſich dieſes Gefühles nicht. Bei Gott, ich will es verdienen, ich will darnach ſtreben, die unendliche Kluft auszufüllen, die zwiſchen der Tochter des Grafen Schönmark und mir liegt. Ich habe die Kraft dazu; und den Muth zu dieſem Streben kann mir ein einziges Wort von Ihnen geben.

Anna.

Nicht weiter, nicht weiter!

v. Rahden.

Ein einziges Wort von Dir, mein angebetetes Mädchen.

Anna.

Ferdinand!

(Baronin erscheint in der Mittelthüre und geht hinten nach rechts)

v. Rahden.

Anna!

(Er drückt sie einen Augenblick an sein Herz, dann reißt sie sich heftig los, da sie die Baronin sieht und stürzt in den Garten)

Baronin (die sich mühsam an der Thüre hält).

Großer Gott! ein Scandal in diesem Hause. — Habe ich recht gesehen? —

v. Rahden (laut und jubelnd).

Jetzt bin ich gerüstet. Sieg oder Untergang!

Baronin (tritt zum Doktor).

Ich glaube das Letztere! mein Herr, und dazu will ich das Meinige beitragen.

v. Rahden (erschrickt für sich).

Um Gotteswillen die Baronin! (laut) Gnädigste Frau!

Baronin.

Schweigen Sie! Ein solcher Mißbrauch der Gastfreundschaft, das ist mehr als schlecht, es ist erbärmlich.

v. Rahden (indem er ihr nacheilt).

So hören Sie mich an, gnädigste Frau, nur einen Augenblick, ich bitte, ich beschwöre Sie darum!

(Sie macht eine abwehrende Bewegung mit der Hand und eilt rechts ab. Die Thüre bleibt offen.)

v. Rahden.

Ich kann ihr nicht folgen, ohne Aufsehen zu erregen; und doch, ich muß mit ihr sprechen, sie muß mich hören. Himmel, was fang' ich an?

(Er eilt an die Mittelthüre und sieht auf Gugen, der herein kommt.)

(Diese Scene muß sehr schnell gespielt werden.)

Eugen.

Wohin denn ſo eilig? Du rennſt mich ja faſt um.

v. Rahden.

Ah, Eugen, Du mußt mir helfen. Kann ich mich auf Dich verlaſſen?

Eugen.

Wie auf Dich ſelbſt.

v. Rahden.

Du ſiehſt dort die Baronin?

Eugen.

Sie eilt nach dem äußern Park.

v. Rahden.

So eile ihr nach.

Eugen.

Ich?

v. Rahden.

Ja Du. Hol ſie ein, und bleibe an ihrer Seite, verlaſſe ſie nicht eine Sekunde.

Eugen.

Ah, das iſt ſonderbar!

v. Rahden.

Nicht eine Sekunde, bis ſie hieher zurückgekehrt iſt. Ich muß mit ihr ſprechen, bevor es ihr möglich war, mit Jemand anders zu reden.

Eugen.

Wenn ſie aber nicht hieher zurückkehren will?

v. Rahden.

Du ſagſt ihr, ich laſſe Sie um Gotteswillen bitten, mir eine Unterredung zu ſchenken.

Eugen.

Erſt ein paar Stunden hier und ſchon ſolche Streiche!

v. Rahden.

Nur fort! nur fort!

Eugen.

Aber wenn zufällig ihr Mann mit ihr allein ſprechen will?

v. Rahden.

So bleibſt Du auch da.

Eugen.

Das iſt aber indiskret.

v. Rahden.

Sei indiskret. Du gehſt der Baronin nicht mehr von der Seite, bis ich ſie geſprochen?

(Reicht ihm die Hand)

Eugen (einſchlagend).

Ich verſpreche es Dir feierlich.

v. Rahden.

Nun denn, fort! fort!

(Eugen ab.)

v. Rahden.

Ich bin in der tödtlichſten Angſt. (Der Baron kommt eilig durch die Mitte.) Wenn ſie zufällig dem Baron begegnete, und das iſt ſehr möglich, kann Eugen ſie auch verhindern, daß ſie ihrem Manne Alles entdeckt? O, wenn nur jetzt der Baron bei ſeinen Büchern bliebe!

Baron.

Haben Sie meine Frau nicht geſeh'n?

v. Rahden (für ſich).

Da iſt er ſchon.

Baron.

Sahen Sie meine Frau nicht?

v. Rahden.

Leider! Herr Baron.

Baron (erſtaunt).

Leider? Wie verſteh ich das?

v. Rahden.

Bitt' um Entſchuldigung. Ich war zerſtreut. Herr Baron ſuchen —

Baron (befremdet).

Meine Frau. War ſie nicht eben hier?

v. Rahden.

Allerdings.

Baron.

Und wo ging ſie hin?

v. Rahden.

Sie ging, ſie eilte — — (zeigt nach linke) dorthin

Baron

(mit befremdetem und ſehr gereiztem Tone).

Ich danke Ihnen, Herr Doktor. Ich hoffe, meine Frau ſogleich zu finden. (Sieht ſich an der Thure nochmals um und ſchuttelt den Kopf.)

v. Rahden.

Ja, er wird ſie finden, er wird ſie ſprechen. — — Ich bin verloren.

Dritter Aufzug.

Dieſelbe Decoration.

Erſter Auftritt.

Der Graf. Der Baron (rechts). Die Gräfin (links in einem Fauteuil).

Graf.

Erlauben Sie mir, beſter Baron, ich finde die Sache gar nicht ſo auffallend, und wenn Sie mir es nicht übel nehmen, ſo ſcheint mir Ihre Entrüſtung faſt lächerlich.

Baron.

Meine Entrüſtung iſt durchaus nicht lächerlich.

Graf.

Sie, ein beſonnener Mann, werfen auf einmal wegen einer Kleinigkeit, wenn auch nur einen entfernten Verdacht auf Ihre Frau.

Baron.

Nicht mit Unrecht. Wenn Sie freilich jede einzelne Thatſache aus ihrem Zuſammenhange reißen, ſo verliert ſie an Gewicht, aber wenn Sie ſehen, wie eine aus der anderen folgt, ſo iſt die Sache nicht unbedeutend.

Graf.

Sehr unbedeutend.

Gräfin (die in einem Buche gelesen).

Was habt Ihr denn? Ihr sprecht so leise und doch so eifrig zusammen.

Graf.

O nichts von Bedeutung!

Baron.

Doch, Gräfin; es ist bedeutend.

Graf.

Nicht der Rede werth!

Gräfin.

Geheimnisse! — Da will ich nicht stören. (Sie legt ihr Buch hin und thut, als wolle sie aufstehen)

Baron.

Nein. Bitte Gräfin! Es ist für Sie kein Geheimniß.

Graf.

Seien Sie klug! Was soll meine Frau denken?

Baron.

Die Ansicht der Gräfin ist mir wichtig, und sie wird ihre Meinung offen gegen mich aussprechen. Davon bin ich fest überzeugt.

Gräfin.

Worum handelt es sich denn? Baron, Sie sind ja so aufgeregt!

Graf.

Eine fixe Idee. In Gottes Namen denn, wenn Sie sprechen wollen! Du wirst schon hören, wie komisch die Sache ist.

Baron.

Durchaus nicht komisch, Gräfin.

Gräfin.

Wenn Sie mir Ihr Vertrauen schenken, so will ich Sie aufmerksam anhören.

Baron.

Darum bitte ich. — Ich hatte vor einer Stunde ein Geſpräch mit meiner Frau; wir redeten auch über unſere Abreiſe, da gab ein Wort das andere und Eliſe wurde wie gewöhnlich heftig, ſie verlangte zu ihrer Schweſter nach Wien zu reiſen. Ich dagegen wollte die Anweſenheit des Doktor Steiner ſowie Ihre vortreffliche Bibliothek noch eine Zeit lang benützen und bleiben.

Graf.

Was mir ſehr angenehm wäre.

Baron.

Dagegen erklärte mir die Baronin, daß wenn ich nicht mit ihr reiſen wolle, ſo fände ſie ſchon eine andere Begleitung.

Graf (zur Gräfin).

Das frappirte ihn.

Gräfin.

Welche Begleitung meinte ſie?

Baron.

Natürlich die eines jungen Mannes.

Graf.

Und darüber hat er ſich ereifert. Iſt das nicht komiſch?

Gräfin.

Ein harmloſer Scherz; darüber ſollten Sie lachen, Baron. — Und nannte ſie die Begleitung?

Baron

(zuckt die Achſeln und ſieht den Grafen an)

Graf.

Ja, lieber Freund, wenn Sie einmal beichten, dann müſſen Sie's auch gründlich thun. Jetzt nennen Sie den Namen des jungen Entführers.

Gräfin (lachend).

Ich glaube Sie könnten ſich beruhigen. Das iſt eine kleine Neckerei. — Und wer hat ſo ungegründet ihren Verdacht erregt?

Baron.

Nun denn, Eugen.

Gräfin (ſehr ernſt)

Eugen? Ah, das iſt ſtark!

Graf.

Iſt das nicht ſehr komiſch? Eugen, der junge harmloſe Menſch!

Gräfin.

Allerdings könnte man es komiſch finden. Aber die Sache hat trotzdem ihre ernſten Seiten.

Graf.

Was?

Baron.

Nicht wahr, Gräfin? O ich gebe Ihnen vollkommen Recht. Aber hören Sie, die Sache iſt noch nicht zu Ende.

Gräfin.

Noch nicht einmal zu Ende? — Hat ſie denn überhaupt angefangen? —

Graf.

Das Weitere iſt ebenſo unbedeutend.

Gräfin.

In ſolchen Sachen iſt nichts unbedeutend. Dieſer Eugen iſt ein leichtſinniger, junger Menſch, den man ſcharf im Auge behalten muß. Bitte, beſter Baron, erzählen Sie weiter! Ihre Angelegenheit intereſſirt mich ſehr.

Baron.

Ich muß zugeben, daß ich ſelbſt die Aeußerung Eliſens anfänglich für einen Scherz nahm; aber ihr ſonderbares Betragen ſo eben im Garten.

Gräfin.

Ihr ſonderbares Betragen im Garten? —

Baron.

Ja und noch mehr das Betragen des Herrn Eugen mußte meinen Verdacht erwecken.

Gräfin (zum Grafen).

Hörſt Du's wohl, wie ſich Eugen wieder betragen hat? Du biſt zu gut mit dem jungen Menſchen.

Graf.

Ich habe noch gar nichts gehört, und ich glaube, Du ebenſo wenig, und wenn Du den Baron immer mit Deinen Akklamationen unterbrichſt, ſo werden wir auch nicht viel zu hören bekommen.

Gräfin.

So etwas alterirt mich. — Aber weiter, Baron!

Baron.

Ich ſuchte meine Frau und als ich ſie endlich einholte, war ſie außer ſich.

Gräfin.

Außer ſich? — Und Eugen?

Baron.

Sie eilte davon dem äußeren Parke zu, und wenn ich nicht irre, ſo drückte ſie ihr Schnupftuch zu wiederholten Malen an die Augen.

Gräfin (zum Grafen).

Hörſt Du? — Und Eugen?

Baron.

Eugen war neben ihr und gebehrdete ſich wie ein Wahnſinniger.

Gräfin (zum Grafen).

Haſt Du's gehört? Er gebehrdete ſich wie ein Wahnſinniger. Ja, das iſt zu arg!

Graf.

Was iſt denn Arges dabei?. Eugen hat ſich ſowohl mit Eliſen wie mit Dir ſchon hundertmal wahnſinnig gebehrdet.

Baron.

Die Gräfin iſt ſeine Tante. Aber hören Sie nur weiter!

Gräfin.

Höre nur weiter. — Ich hätte das nie gedacht.

Baron.

Ich auch nicht. — Natürlich eilte ich ebenfalls nach dem äußeren Park.

Graf.

Das war ja ein kleines Wettrennen; ich hätte es ſehen mögen.

Gräfin.

Sei nicht ſo herzlos! —

Baron.

Alſo im äußeren Park traf ich Beide, heftig zuſammen ſprechend, namentlich Eugen ſchien meine Frau dringend um etwas zu bitten.

Gräfin.

Schändlich! ſchändlich!

Graf (zuckt die Achſeln).

Sagen wir leichtſinnig, meinetwegen ſehr leichtſinnig.

Gräfin.

Und als Beide Sie ſahen?

Baron.

Erſchrack Eugen heftig. Aber jetzt kommt das Stärkſte. —

Gräfin.

Nun?

Baron.

Ich bot meiner Frau den Arm, ich führte ſie in den Park. — Eugen blieb neben uns. Ich that, als habe ich ihr etwas Wichtiges mitzutheilen, und denke, der junge Menſch wird doch aus Achtung vor mir zurückbleiben, pas du tout! er ſpaziert ruhig neben meiner Frau daher. Ich bitte ihn endlich, er möchte im Schloſſe ſagen, wir hätten keine Luſt ſpazieren zu fahren — ich wollte ihm damit nur zu verſtehen geben, daß er mir läſtig ſei — aber er wollte es nicht verſtehen, er ſagte: ob man wird nicht auf Sie warten! und blieb an der Seite meiner Frau. — Nun, wenn das nicht Verdacht erregend iſt, was ſonſt ſoll dies ſein?

Gräfin.

Ich fühle das vollkommen. — — In der That ein höchſt zweideutiges, unartiges Betragen! — Schändlich! —

Graf.

Das Betragen Eugen's iſt allerdings auffallend; aber Ihre Frau, lieber Freund, was kann ſie dafür, wenn der junge Menſch zudringlich geweſen iſt? Ich werde ihm das verweiſen.

Gräfin.

Daran thuſt Du ſehr wohl. (für ſich) Eliſe iſt eine Kokette. —

Baron.

Aber ich kann mir nicht verhehlen — und es iſt mir ſchmerzhaft es ſagen zu müſſen — meine Frau muß doch irgend eine Urſache hiezu gegeben haben.

Gräfin.

Allerdings, es kommt mir auch ſo vor; ich hätte das nie geglaubt, ah c'est trop! Man muß dieſem jungen Menſchen auf's Allerernſthafteſte ins Gewiſſen reden.

Graf.

Aber nicht unüberlegt. Man könnte dadurch die Sache nur ſchlimmer machen. — Ruhig! Da kommen Beide aus dem Garten zurück; thut mir den Gefallen und verhaltet euch ruhig, als wenn nichts vorgefallen wäre. Ich bin der Unbefangenſte, laßt mich handeln.

Baron.

Das iſt mir ganz recht.

Gräfin.

Ich werde nur meinen eigenen Augen trauen. (für ſich) Mir ſoll nicht eine Miene entgehen.

Zweiter Auftritt.

Die Vorigen. Eugen. Die Baronin. (Letztere ſieht etwas blaß aus.)

Baronin.

Ihr ſeid Alle hier verſammelt? Ich glaubte, Ihr hättet einen kleinen Spaziergang gemacht.

Gräfin.

Das hatteſt Du geglaubt? (für ſich) Wie ſie blaß iſt!

Baronin.

Was lieſt Du da?

Gräfin.

Das Werk, von dem wir heute Morgen geſprochen.

Baronin.

Laß' doch ſehen.

Gräfin (für ſich).

Aha, ſie will ein Geſpräch vermeiden.

Baronin

(lehnt ſich in ein Fauteuil und hält das Buch vor die Augen).

Graf.

Nun, wo wart Ihr denn?

Eugen.

Ich zeigte der Baronin die neuen Anlagen in dem Park; ich ſpaziere mit der Baronin außerordentlich gern. Sie hat ſo vielen Sinn für das Schöne, und ich muß Ihnen geſtehen, Baronin: Sie haben einen vortrefflichen Geſchmack.

Baron

(huſtet bedeutſam).

Gräfin (für ſich).

Der unverſchämte junge Menſch!

Eugen

(der während dieſer ganzen Scene ſich bemüht, luſtig zu ſein, und dabei die Baronin nicht aus den Augen läßt, für ſich).

Wenn nur der Doktor käme, daß er ſeine Rolle ſelbſt ſpielen könnte! (laut) Ja, wir haben zuſammen geſchwärmt, die Baronin und ich. Es war auch ſo herrlich im Park, und der Blick in das Thal hinab ſo reizend, der Himmel mit ſeinen

Wolken, und dadurch auf den Fruchtfeldern Schatten und Licht (für ſich) Aber was machen die alle für ſonderbare Geſichter? (zum Grafen) Reiten Sie nicht ſpazieren, lieber Onkel?

Graf (für ſich).

Es iſt vielleicht gut, wenn ich ihm den Kopf ein wenig zurecht ſetze. Die Sache kommt mir nicht ganz richtig vor; er ſpricht ſo dummes Zeug. (laut) Ja, es iſt unſere Stunde, Eugen; wir wollen in den Wald reiten — komm!

Eugen.

Mit Vergnügen! (für ſich) Alle Wetter! ich darf nicht von hier fort; ſo eine Commiſſion übernehme ich in meinem ganzen Leben nicht mehr. (Er reibt ſich das Knie.)

Graf.

Nun, ſo komm' doch!

Gräfin (für ſich).

Er wird nicht gehen; der Baron hat Recht.

Eugen.

Ich kann wahrhaftig nicht reiten, lieber Onkel, ich habe bei den Felſen für die Baronin eine Blume holen wollen, und da bin ich hingefallen und habe mir wehe gethan.

Baron (für ſich).

Er iſt hingefallen.

Eugen.

Nicht wahr, Baronin.

Baronin.

Ja — ich glaube — es war ſo. —

Baron (für ſich).

Und ſie bezeugt ihm das!

Gräfin (für ſich).

Wie ſie verlegen iſt! Ha, ich hätte das niemals gedacht! (laut) Und was war es für eine Blume, Eliſe?

Baronin.

Ich weiß nicht, ſo eine Felſenblume.

Graf.

(für ſich) Die Sache iſt nicht richtig. (laut zu Eugen) Nun, ſo gib doch Du Deiner Tante Auskunft. Was war es für eine Blume? Du wirſt doch Deine Botanik nicht ganz vergeſſen haben?

Gräfin (ſpitzig).

Wenn man ſo eifrig botaniſirt.

Baronin (für ſich).

Was war das?

Eugen.

Nun ja — es war — ſo eine — mirabilis, glaube ich, heißt ſie.

Baron.

Das iſt freilich mirabilis.

Eugen.

Nicht wahr Baron? Sie kennen das beſſer wie ich. So eine blaue und rothe Blume, lange und wollige Blätter, glaube ich, wie — — — — wie ſagten Sie vorhin?

Baron.

Laſſen Sie mich mit Ihren wolligen Blättern zufrieden, junger Mann! Sie thäten überhaupt beſſer —

Graf (leiſe zum Baron).

Pſt! pſt! Das iſt nicht die Art.

Eugen (für ſich).

Ja, was wollen die denn Alle?

Baronin (für ſich).

Ich muß mit dem Doktor ſprechen! Wenn ſie mich nur allein ließen! (laut zur Gräfin) Adelaide, erzeige mir eine Gefälligkeit: laß' mich einen Augenblick hier allein.

Gräfin (gereizt)

Dieſe Zumuthung, Eliſe!

Baronin.

Eine Bitte, die man einer Freundin wohl ausſprechen darf.

Gräfin (für ſich).

Sie will mit ihm allein ſein, die Falſche!

Baronin.

Nur ein paar Augenblicke. Nimm den Grafen und meinen Mann mit. Ich werde Dir ſpäter Alles erklären.

Gräfin (indem ſie aufſteht)

Ich danke für dieſe Erklärung.

Baronin.

Adelaide! Ich begreife Dich nicht.

Gräfin.

Dein Betragen iſt mir noch unbegreiflicher.

Eugen (für ſich)

Was mögen die zuſammen haben? Ich muß meinem Freunde Wort halten, ich muß wiſſen, was ſie ſprechen. (Er geht auf die Baronin zu und ſetzt ſich auf den Fauteuil, den die Gräfin verlaſſen)

Gräfin.

Das iſt zu arg!

Eugen (zur Baronin)

Nicht wahr, ein vortreffliches Buch? — Sehr amüſant. (für ſich) Wenn nur der verwünſchte Doktor endlich käme!

Baron (zum Grafen)

Habe ich recht oder Unrecht?

Graf.

Ich glaube, es iſt etwas dahinter.

Eugen.

Soll ich wieder vorleſen? Was meinen Sie, Tante? — und Sie, Baronin?

Baronin.

Ich danke Ihnen. Ich fühle, daß ich nicht aufmerkſam ſein kann.

Gräfin (für ſich).

Richtig, ſie will allein ſein.

Graf (zum Baron).

Nur kein Aufſehen erregen. Ich ſehe ſo eben den Doktor ſich dem Hauſe nähern. Nur keinen Scandal vor fremden Leuten! Adelaide, ich bitte Dich, einen Augenblick mit uns in den Garten zu gehen. Kommen Sie auch, Baron.

Baron.

Dann bleiben ſie aber allein.

Gräfin.

Du willſt ſie allein laſſen?

Graf.

Nur einen Augenblick; ich kehre dann zurück, und ſpreche mit ihnen. Ich kann noch immer nicht daran glauben.

Gräfin.

Ich begreife dieſe Ungläubigkeit nicht. (zur Baronin) Du gehſt natürlich nicht mit, Eliſe?

Baronin.

Ich folge gleich, ich will nur dieſen Abſchnitt beendigen.

Graf (zu ſeiner Frau).

So kommt nur.

Baron.

Nun, Herr Eugen, Sie gehen auch nicht mit in den Garten?

Graf.

Warum dieſe Frage?

(Ab durch die Mitte)

Eugen.

Den Augenblick folge ich. (Er eilt bis an die Thüre) Gott ſei Dank, dort kommt der Doktor! ich bin erlöſt — (Er eilt zur Baronin zurück) Gnädigſte Frau, da kommt mein Freund; glauben Sie meinen Worten, er iſt ein vollkommener Ehrenmann.

(Rechts ab)

Dritter Auftritt.

v. Rahden. Die Baronin.

v. Rahden.

Gnädige Frau; ich bin Ihnen zu großem Dank verpflichtet, daß Sie meiner Bitte, mich einen Augenblick anzuhören, nachgekommen ſind; dieſer dringenden Bitte, welche mein Freund Eugen in meinem Namen Ihnen ausgeſprochen.

Baronin.

Ihr Freund Eugen.

v. Rahden.

Ja, gnädige Frau; und dieſer Name möge Ihnen ein kleiner Beweis ſein, daß ich nicht ſo ganz unwürdig vor Ihnen ſtehe.

Baronin.

Ich zweifle ſehr, daß Sie dieſen Beweis zu führen im Stande ſind. Ich geſtehe Ihnen, mein Herr, daß mich in

Bayerische Staatsbibliothek München

langer Zeit nichts ſo erſchüttert hat, wie jene Scene, die ich ſo unglücklich ſein mußte mit anzuſehen.

v. Rahden.

Ehe ich etwas zu meiner Entſchuldigung ſage, erlauben Sie mir die Frage: ſprachen Sie ſchon mit irgend Jemand darüber?

Baronin.

Nein.

v. Rahden.

Ich danke Ihnen dafür.

Baronin.

Ich verdiene dieſen Dank nicht, ich war nicht im Stande, über dieſe empörende Scene zu ſprechen, weil mich Eugen ſeit derſelben nicht eine Secunde verließ. Sonſt glauben Sie ja nicht, daß ich geſchwiegen hätte.

v. Rahden.

Ich habe das gefürchtet, und deßhalb —

Baronin.

Durfte mich Ihr Freund nicht aus den Augen laſſen; kein ſchlechter Plan.

v. Rahden.

Den mir die Verzweiflung eingegeben.

Baronin.

Reden Sie in Gottes Namen, aber ich fürchte, Ihre Worte werden mir kein Stillſchweigen auferlegen.

v. Rahden.

Nun denn — ich bin nicht der, für welchen Sie mich halten —

Baronin.

Nicht Magnetiſeur?

v. Rahden.

Doch — — ich beſchäftige mich nebenbei auch mit Magnetismus.

Baronin (verächtlich).

Sie haben viele Beſchäftigungen, wie es ſcheint.

v. Rahden.

Sehr verbunden für die gute Meinung.

Baronin.

Nun denn, wer ſind Sie?

v. Rahden.

Mein Name iſt Ihnen vielleicht nicht unbekannt. — Ferdinand von Rahden.

Baronin.

Unmöglich! Der Sohn des Präſidenten?

v. Rahden.

Derſelbe, gnädige Frau.

Baronin.

Aber ich ſah Sie nie in der Geſellſchaft.

v. Rahden.

Weil ich, mit meinem Studium beſchäftigt, äußerſt ſelten in die Welt ging, und weil eine gefeierte Dame, wie die Baronin Steinbach, den unbedeutenden Advokaten begreiflicher Weiſe überſah.

Baronin.

Sie ſehen mich erſtaunt.

v. Rahden.

Erſcheine ich Ihnen weniger ſchuldig?

Baronin.

Weniger ja, aber nicht ſchuldlos. Welche Rolle ſpielen Sie hier?

v. Rahden.

Hier bin ich Magnetiſeur.

Baronin.

Das iſt lächerlich. Was führte Sie hieher?

v. Rahden.

Meine magnetiſchen Kuren.

Baronin.

Und jene Scene mit Anna, war wohl auch —

v. Rahden (lächelnd)

Aeußerung meiner magnetiſchen Kraft.

Baronin.

Halten Sie ſich in der That für ſo anziehend?

v. Rahden.

Dießmal wurde ich angezogen. Ja, Baronin, — ich kann es Ihnen nicht verſchweigen: ich liebe die Gräfin.

Baronin.

Das arme Kind!

v. Rahden.

Dieſe Aeußerung iſt nicht ſchmeichelhaft für mich.

Baronin.

Aufrichtig geſtanden, Ihre Schuld iſt in meinen Augen allerdings kleiner geworden; ich erinnere mich Ihres Namens recht wohl, er wurde von meinem Manne immer mit Auszeichnung genannt.

v. Rahden.

Sie ſind zu freundlich.

Baronin.

Aber wie können Sie, ein geſcheidter junger Mann, ein kluger Advokat, ſo unkluge Schritte thün, die Sie und die

arme Anna in die grenzenloseſte Verlegenheit führen mußten? Kennen Sie den Grafen Schönmark, wiſſen Sie, daß Anna ſchon die glänzendſten Partieen machen konnte, daß ſich die erſten Söhne des Landes um ihre Hand bewarben, und daß ihr Vater alles ablehnte, weil ihm die einzige Tochter unſchätzbar iſt?

v. Rahden (ſeufzend).

Ja! ſie iſt unſchätzbar.

Baronin.

Wenn ich an die ganze Sache denke, ſo ſchwindelt mir. Nehmen Sie es mir nicht übel, aber nach dem, was ich von Ihnen hier geſehen, halte ich Sie für leichtſinnig genug; — Anna, das ſtille, ſanfte Mädchen! Sagen Sie mir ums Himmels willen, wie entſtand dieß Verhältniß?

v. Rahden (vor ſich)

Gott ſei Dank! ſie wird neugierig.

Baronin.

Nun?

v. Rahden.

Das, Frau Baronin, geſchah durch — meine magnetiſche Kraft.

Baronin.

Pah Unſinn! (Sie geht heftig von ihm weg)

v. Rahden.

Gewiß, Frau Baronin, nur magnetiſche Kraft. Ich bin unternehmend und leichtſinnig, doch dabei ſo unbedeutend, daß es nur möglich war, durch dieſe mächtige Wiſſenſchaft mir einige Theilnahme bei der jungen Gräfin zu erwecken.

(Pauſe.)

Baronin (lächelnd).

Alſo in der That magnetiſche Kraft? Wenn Ihnen ein Gefallen damit geſchieht, ſo will ich das glauben. Aber wie wollen Sie zu einem glücklichen Ziele kommen?

v. Rahden.

Vielleicht durch Ihre Hülfe, Frau Baronin; ich rechne darauf.

Baronin.

Da rechnen Sie ganz falſch.

v. Rahden.

Aber auf Ihre Verſchwiegenheit; Frau Baronin.

Baronin.

Auf meine Verſchwiegenheit? — Ich verſichere Sie, mir iſt bei dieſer Angelegenheit gar nicht wohl. Ich kenne den Grafen. (für ſich) O Gott, wenn ich nur den Baron dazu brächte, das Schloß ſo bald als möglich zu verlaſſen! Ich mag bei Explikationen wie die, welche nothwendig folgen müſſen, nicht zugegen ſein.

v. Rahden.

Sie überlegen ſehr lange, gnädige Frau.

Baronin (nach einer kleinen Pauſe).

(für ſich) Ja, ja, das wäre möglich. — Warte Magnetiſeur! (laut) Nun ja, ich will ſchweigen, aber unter einer Bedingung.

v. Rahden.

Wenn es in meiner Kraft ſteht, ſie zu erfüllen. —

Baronin.

In Ihrer Macht? einer ſolchen magnetiſchen Kraft iſt nichts unmöglich.

v. Rahden.

Es betrifft alſo meine Wiſſenſchaft?

Baronin (lächelnd).

Wenn Sie wollen, ja. Hören Sie mich. Ich kann nur in einem Falle ſchweigen, wenn es mir nämlich möglich gemacht wird, dieß Schloß ſpäteſtens morgen zu verlaſſen. Sie werden ſelbſt einſehen, daß bei einem Eclat, der nothwendig erfolgen muß, meine Anweſenheit als Mitwiſſerin nicht angenehm wäre.

v. Rahden.

Allerdings; aber ich ſehe nicht ein —

Baronin.

Was mich hier zurückhält, wollen Sie ſagen?

v. Rahden

(verbeugt ſich).

Baronin.

Das will ich Ihnen nicht verſchweigen. Mein Mann hat ſich nun einmal in den Kopf geſetzt, noch drei bis vier Wochen hier zu bleiben. Er will unter Anderem mit Ihnen magnetiſche Studien machen.

v. Rahden (für ſich).

Da wird er nicht viel profitiren.

Baronin.

Der Preis meines Schweigens iſt alſo, daß Sie den Baron vermögen, morgen mit mir abzureiſen.

v. Rahden.

Aber das iſt ja eine Unmöglichkeit.

Baronin (lächelnd).

Ihnen iſt nichts unmöglich.

v. Rahden.

Womit kann ich den Baron zur Abreiſe nöthigen?

Baronin (lächelnd).

Durch Ihre magnetiſche Kraft.

v. Rahden.

(für ſich) Ah ſo! ich werde mit meinen eigenen Worten geſchlagen. (laut) Und im anderen Falle?

Baronin.

Bin ich der Gräfin Schönmark die Erklärung ſchuldig, auf welche Art Sie mit deren Tochter magnetiſche Studien treiben.

v. Rahden.

(für ſich) Das war boshaft; ſie iſt eine energiſche Frau, ich muß mit Sicherheit auftreten. (laut) Alſo das iſt Ihr ganzer Wunſch, Frau Baronin?

Baronin.

Allerdings.

v. Rahden.

Eine Kleinigkeit. (für ſich) Wenn ich nur wüßte, wie ich das anfangen ſoll.

Baronin (erſtaunt).

Sie gehen auf meinen Vorſchlag ein?

v. Rahden (lächelnd).

Gewiß Frau Baronin. — — — — Meiner magnetiſchen Kraft iſt nichts unmöglich.

Baronin.

Glauben Sie nicht, daß ich die Großmüthige ſpielen werde; unſre Bedingungen müſſen eingehalten werden, ſonſt gilt keine Schonung.

v. Rahden.

Sie behandeln mich hart, aber Sie ſehen mich nicht muthlos. Ich werde Ihre Bedingungen zu erfüllen im Stande ſein.

Baronin.

(für ſich) Es iſt mir unbegreiflich! (laut) Nun, dann können Sie Ihre Experimente ſogleich anfangen. Dort kommt der Baron. — Auf Wiederſehen, Herr Doktor!

(Sie geht nach hinten, er folgt ihr.)

Vierter Auftritt.

v. Rhaden. Die Gräfin. Der Baron.

v. Rahden.

Richtig, dort kommt der Baron, glücklicher Weiſe nicht allein, er führt die Gräfin und Beide ſehen ſehr melancholiſch aus. Das iſt eine ganz verwünſchte Lage: dieſe Baronin bringt mich noch zur Verzweiflung. Wie kann ich ihren Mann zu dem Entſchluſſe bringen, dieß Schloß zu verlaſſen? Der hat ſich hier in der Bibliothek ordentlich feſtgebiſſen; da hat er Bücher aufgehäuft, Namen, die ich in meinem ganzen Leben kaum gehört. (Er nimmt einige Bücher zur Hand.) Villers, Albers, Treviranus, Kieſer, Kerner, Eſchenmaier, auch Stieglitz und Hufeland über den thieriſchen Magnetismus. Das iſt ein artiger Scheiterhaufen, um mich bei lebendigem Leibe langſam zu röſten, und dem habe ich nichts entgegen zu ſetzen, als mein ſchlechtes Gewiſſen, eingewickelt in ein Blatt des Con-

verſationslexikons sub magnetismus. Den Kopf hoch und das Steuerruder feſt in der Hand; laßt ſie ankommen!

Gräfin (zum Baron in der Mittelthüre).

Ich habe noch zwei Worte mit dem Doktor zu ſprechen, dann bleibt er Ihnen überlaſſen.

Baron.

Sie haben zu befehlen, Gräfin!

v. Rahden (für ſich).

Was mag die Gräfin wollen?

Baron (indem er rechts abgeht).

Nicht wahr, mein beſter Doktor, Sie werden mich hier erwarten? Ich freue mich, Sie ein paar Augenblicke zu ſprechen.

v. Rhaden.

Ich bin ganz zu Ihrem Befehl, Herr Baron.

(Die Gräfin ſetzt ſich in ein Fauteuil und ſtützt den Kopf mit der Hand.)

v. Rhaden (für ſich).

Aber was hat denn die Gräfin?

Gräfin.

Herr Doktor, ich bitte Sie, ſich mir ein wenig zu nähern. Ich fühle mich angegriffen und das laute Sprechen wird mir ſchwer. Nehmen Sie einen Stuhl. — — Ich hatte heute Morgen noch nicht Zeit Sie zu begrüßen, wie es einem Manne von Ihren Kenntnißen gebührt.

v. Rahden.

Unbedeutende Erfolge, Gräfin!

Gräfin.

Keine falſche Beſcheidenheit! Der Graf ſprach mir nicht nur von dem großen Anſehen, in welchem Sie ſowohl beim

Publikum, wie auch bei Ihren Collegen ſtehen, ſondern er erzählte mir auch von bedeutenden Kuren, die er erfahren, ja ſogar von einer, die Sie unter ſeinen Augen mit großem Erfolg angefangen.

v. Rahden.

Davon alſo ſprachen der Herr Graf?

Gräfin.

Allerdings. Es handelte ſich um die Nervenleiden einer Dame, die Sie mit einer Sicherheit beſeitigt hätten, welche Staunen erregte.

v. Rahden.

Der Herr Graf haben zu viel Rühmenswerthes von mir geſagt. (für ſich) Die Gräfin ſpricht von ſich ſelber.

Gräfin.

Ich faßte durch dieſe Erzählung des Grafen das vollkommenſte Zutrauen zu Ihnen und möchte Sie um Ihren Rath und Ihre Hülfe bitten.

v. Rahden.

(für ſich) Das iſt eigentlich indiscret von dem Grafen. (laut) Ich bin ganz zu Ihren Befehlen, gnädige Gräfin.

Gräfin.

Ich kann über meinen Geſundheitszuſtand im Allgemeinen nicht klagen, Sie begreifen aber wohl, daß die Hitze des Sommers mich zuweilen verſtimmt.

v. Rahden (für ſich).

Ich habe es bemerkt.

Gräfin.

Aber heute hatten wir ein Gewitter, was mich außerordentlich erfriſchte.

v. Rahden.

Das iſt häufig der Fall.

Gräfin.

Jetzt ſeit einer Stunde fühle ich aber meine Nerven ſo aufgeregt, ich habe ſtarkes Herzklopfen, kurz, ich befinde mich in einem unerträglichen Zuſtande.

v. Rahden (für ſich).

Der verwünſchte Eugen wird wieder nach dem Waldhof geritten ſein. (Er faßt ſehr förmlich ihren Puls) Wenn nur wieder ein Gewitter kommen wollte.

Gräfin.

Ich habe nicht gewußt, daß Sie als Magnetiſeur auch den Puls Ihrer Kranken anfühlen.

v. Rahden.

(für ſich) Ich weiß es auch nicht beſtimmt. (laut) Gnädige Gräfin, der Puls eines Leidenden iſt in ſeinen Schlägen auch für uns ein Zeichen, wie ſtark die Krankheit auftritt.

Gräfin.

Ach ja, und Sie ſind auch nebenbei Arzt — nach unſern Begriffen.

v. Rahden.

Auch unſere Wiſſenſchaft, der Magnetismus, iſt ebenfalls auf die allgemeine Arzneiwiſſenſchaft fundirt. (für ſich) Wieder ein Examen!

Gräfin.

Ich weiß, daß Sie Arzt ſind, Eugen hat es mir geſagt.

v. Rahden.

Eugen?

Gräfin.

Eugen von Felſen, der ſich in unſerem Schloſſe aufhält; er kennt Sie ſehr genau, wie er mir ſagt.

v. Uahden.

(für ſich) Der Schwätzer! (laut) O ja, wir kennen uns ſehr genau, wir ſtudirten zuſammen.

Gräfin.

Eugen iſt doch wohl mehrere Jahre jünger wie Sie.

v. Uahden.

Allerdings, Gräfin, er kam auf die Univerſität, als ich ſchon einige Jahre da war.

Gräfin.

Er iſt im Grunde ein ſehr guter junger Menſch — aber etwas leichtſinnig.

v. Uahden.

(für ſich) Da hat's was gegeben. (laut) Ja, Gräfin, wie alle jungen Leute in ſeinem Alter.

Gräfin.

Sie ſprachen ihn ſchon?

v. Uahden.

Nur flüchtig, bei meiner Ankunft. Er wollte mich hier wieder aufſuchen, aber ich habe ihn nicht geſehen. (indem er die Gräfin aufmerkſam betrachtet) Er wird wohl wieder einen Spazierritt machen?

Gräfin.

Nein, er iſt auf ſeinem Zimmer.

v. Uahden (für ſich)

Und doch Nervenleiden? Da muß etwas vorgefallen ſein.

Gräfin.

Sie ſtanden ihm früher ſehr nahe.

v. Rahden.

Ja, wir kannten uns genau.

Gräfin.

Er nahm gewiß Rath und Belehrung von Ihnen an?

v. Rahden.

Ich kann das nicht läugnen.

Gräfin.

Er iſt ſehr lebhaft.

v. Rahden.

Etwas eigenſinnig.

Gräfin.

Und auffahrend. Er hatte vorhin eine Scene mit dem Grafen.

v. Rahden.

Eugen mit ſeiner Excellenz?

Gräfin.

Die Urſache war eine unbedeutende; aber ein Wort gab das andere und am Ende erklärte er dem Grafen, er wolle das Schloß verlaſſen und zu ſeinem Bruder nach Wien gehen. Er hat nämlich einen Bruder in Wien.

v. Rahden.

(für ſich) Jetzt erkläre ich mir die Nervenleiden; aber woher dieſe Streitigkeit mit dem Grafen? (laut) Und glauben Sie wirklich, gnädigſte Gräfin, daß Eugen in Folge jenes Wortwechſels dieſen Entſchluß gefaßt?

Gräfin.

Gewiß nur deßhalb.

v. Rahden.

Er könnte ja die Abſicht haben, ſich dem Baron Steinbach anzuſchließen, der, wie ich glaube, ebenfalls nach Wien reist.

Gräfin (ſehr heftig und aufgeregt).

Ah, Sie haben vollkommen Recht; die Baronin geht ebenfalls nach Wien. Das iſt es.

v. Uahden (erſtaunt).

Die Baronin? Ich meinte den Herrn Baron.

Gräfin.

Ah, was kümmert ihn der Baron? Der Baronin folgt er.

v. Uahden (für ſich).

Ich fange an zu begreifen.

(Pauſe, während der die Gräfin, die aufgeſtan[illegible] am Tiſche ſteht und in heftiger Aufregung einige Papier[illegible]ittert)

v. Uhaden.

Ich finde das ein ſonderbares Betragen von Eugen.

Gräfin.

Nicht wahr, Herr Doktor, ſehr ſonderbar — ja undankbar —

v. Uahden.

Allerdings; aber gnädige Gräfin ſollten Ihre Geſundheit bedenken und ſich von Dergleichen nicht ſo aufregen laſſen. Ich fand ſchon vorhin Ihren Puls ſehr irritirt.

Gräfin.

Es iſt das kein Wunder. Wenn man für die ſorgfältige Erziehung eines jungen Menſchen Alles thut, wenn man ihm die beſten Rathſchläge, die mütterlichſten Ermahnungen gibt, und Alles iſt in den Wind geſprochen.

v. Uahden.

Man ſollte dieſem jungen Menſchen einmal tüchtig den Kopf zurecht ſetzen.

Gräfin.

Ja, wer ſoll das thun? Der Graf hat gar nicht die

richtige Art zu ſo etwas. Man muß da behutſam und zart zu Werke gehen.

v. Rahden.

Sehr zart. Und glauben die gnädige Gräfin, daß ich vielleicht im Stande wäre, ein wirkſames Wort mit Eugen zu ſprechen?

Gräfin.

Ja, das wäre am Beſten. Sie müßten ihm ſagen —

v. Rahden.

Daß er vor allen Dingen zu Ihnen, Gräfin, mit der kindlichſten Ehrfurcht aufzublicken habe.

Gräfin.

Ja, ja.

v. Rahden.

Daß es ſchon Pflicht der Dankbarkeit wäre, Ihren guten Ermahnungen aufs Strengſte Folge zu leiſten.

Gräfin.

Ganz recht!

v. Rahden.

Daß er Ihren Befehlen in jeder Hinſicht aufs Gewiſſenhafteſte nachkommen müſſe.

Gräfin.

Das iſt auch meine Meinung.

v. Rahden.

Daß er hier auf dem Schloſſe ruhig abzuwarten hat, was Seine Excellenz, die ſo mächtige Verbindungen haben, über ihn zu beſchließen Willens ſind.

Gräfin.

Sie verſtehen mich.

v. Rahden.

Und daß er vor allen Dingen nicht daran denken ſoll, nach Wien zu reiſen.

Gräfin.

Das iſts. Würden Sie ihm das wirklich ſagen?

v. Rahden.

Mit dem größten Vergnügen.

Gräfin.

Ich wäre Ihnen ſehr dankbar dafür. — Aber glauben Sie, daß Sie noch einen ſolchen Einfluß auf ihn haben, um ihn von dieſem taktloſen und übereilten Schritte abzuhalten.

v. Rahden.

Ich zweifle nicht daran.

Gräfin.

Seien Sie meines Dankes im Voraus verſichert; wenn es mir möglich iſt, will ich Eugen veranlaſſen hieher zu kommen. Ach, er hat mich heute ſehr betrübt.

v. Rahden.

Aber gewiß ohne alle Abſicht; Unüberlegtheit, jugendlicher Leichtſinn, weiter nichts!

Gräfin.

Nicht wahr? ich glaube das auch. (für ſich) Und wenn die Baronin abgereiſt iſt, wird er nicht mehr an dergleichen Dinge denken. (laut) Bis nachher dann, Herr Doktor! Ich glaube, es muß doch etwas Wahres ſein an der magnetiſchen Kraft, die in Ihnen wohnt. Ich fühle mich wirklich erleichtert, viel zufriedener, glücklicher.

(Sie geht links ab.)

v. Rahden.

Wozu der Magnetismus nicht gebraucht wird? Aber

wie hängt dieſe Geſchichte eigentlich zuſammen? Eugen hat mit dem Grafen eine Scene gehabt; alſo muß jedenfalls etwas vorgefallen ſein. — Bei dem Namen der Baronin Steinbach fuhr die Gräfin heftig auf — ah! da ſteckt die Verwickelung! Sollte der leichtſinnige junge Menſch der Baronin auffallend den Hof gemacht haben? Doch da kommt der Gemahl, vielleicht erfahren wir in der Unterhaltung über Magnetismus etwas, was mir ſehr nützlich ſein könnte zur glücklichen Entwicklung meiner magnetiſchen Kuren.

Sechster Auftritt.

Voriger. Der Baron.

Baron.

Ich hatte auf der Bibliothek ein intereſſantes Werkchen liegen laſſen, das ſehr in Ihr Fach ſchlägt, und das Sie auf jeden Fall kennen werden: „Selma Wiener, die jüdiſche Seherin.“

v. Rahden.

(für ſich) Komm' mir zu Hülfe, Converſationslexikon! (laut) Ah, der Herr Baron befaſſen ſich mit dem Somnambulismus, jenem Zuſtande, wo ſich die Beziehung des Magnetiſeurs zum Magnetiſirten vermittelſt des ſogenannten magnetiſchen Rapports bis zur wahren Sympathie ſteigert? (für ſich) Das war ſchön geſagt!

Baron.

Allerdings, lieber Doktor; es iſt dieß ein Theil Ihrer Kunſt, der uns Laien durch den geheimnißvollen Schleier, von dem er umgeben iſt, am meiſten zuſagt.

v. Rahden.

Ich begreife das. Das Hellſehen iſt etwas ſehr Schönes.

Baron (ſeufzend).

Ach ja. (für ſich) Ich fühle, daß ich zerſtreut bin.

v. Rahden (für ſich).

Ich fürchte, meine Wiſſenſchaft wird mich bald im Stich laſſen.

Baron.

Welche Studien machten Sie hauptſächlich, um in Ihrer Wiſſenſchaft zu der Klarheit zu gelangen, welche uns ſo in Erſtaunen ſetzt?

v. Rahden.

Meine Erfolge ſind nicht ſo glänzend.

Baron.

Doch, doch. Ich weiß, daß man das größte Vertrauen in Ihre Kunſt ſetzt; und auch in dieſem Hauſe haben Sie große Eroberungen gemacht.

v. Rahden.

Man iſt zu gütig.

Baron.

Gewiß nicht; der Graf, ein ſehr beſonnener Mann, iſt außerordentlich für Sie eingenommen; die Gräfin, heute Morgen vollkommen ungläubig, hat ſich an Sie gewandt, ſelbſt meine Frau hält große Stücke auf Sie.

v. Rahden.

(für ſich) Für die gute Meinung der Baronin danke ich. (laut) Aber Sie ſelbſt, Herr Baron — ich geſtehe, daß ein Wort von Ihnen, dem wiſſenſchaftlich ſo hoch gebildeten Manne, mir mehr gelten würde, als —

Baron (raſch einfallend).

Ich ſchätze ſie ſehr hoch, Herr Doktor Sie können das an dieſer Maſſe von Literatur ſehen, die ich hier angehäuft, um mich durch deren Hülfe ein Stündchen angenehm mit Ihnen zu unterhalten.

v. Rahden (für ſich).

Das nennt er ſich angenehm unterhalten; mir ſteht der Schweiß auf der Stirne.

Baron.

Alſo Sie begannen Ihre Studien mit —? (ſetzt ſeine Brille auf).

v. Rahden.

Ich — meine Studien? — Ja ſo — nun ja — ich begann meine Studien, wie das gewöhnlich der Brauch iſt, mit den älteſten Schriftſtellern — mit ſehr alten Autoren.

Baron.

Sehr richtig, ſchon bei arabiſchen Aerzten finden wir die magnetiſche Kraft bei Behandlung von Krankheiten angewendet. (Er ſchlägt ein paar Blätter um.) Das gerieth aber wieder in Vergeſſenheit.

v. Rahden.

Es gerieth ſehr in Vergeſſenheit. (für ſich) Ich habe meinen ganzen Artikel aus dem Converſationslexikon vergeſſen.

Baron.

Erſt der große Paracelſus wandte ſich ihr wieder zu —

v. Rahden.

Ganz richtig, Paracelſus. Ich muß geſtehen, daß ich mich mit deſſen Werk über Magnetismus viel befaßt habe.

Baron (umblätternd).

Auch wohl mit deſſen Nachfolgern van Helmont und Agricola?

v. Rahden.

Verſteht ſich. Agricola iſt einer meiner liebſten Autoren und Helmont ſchätze ich außerordentlich hoch.

Baron.

Wären Sie wohl im Stande, mein lieber junger Freund, mir mit kurzen Worten dieſe drei Syſteme zuſammenzufaſſen und mir es klar zu machen, wie Paracelſus, Helmont und Agricola den Magnetismus begriffen haben?

v. Rahden (in großer Verlegenheit).

(für ſich) Da ſitz' ich! (laut) Herr Baron, das iſt unendlich ſchwer zu ſagen und mit kurzen Worten rein unmöglich.

Baron.

Das dächte ich doch nicht. Wichen denn ihre Meinungen ſo vollkommen von einander ab?

v. Rahden.

Das iſt ebenfalls ſehr ſchwer zu ſagen. Sehen Sie, Herr Baron, obgleich — wenn auch — Paracelſus ebenſo wie van Helmont und nicht minder der dritte dieſer Gelehrten, der ausgezeichnete Agricola, in den Grundzügen der magnetiſchen Kenntniß vollkommen von einander abwichen — jeder ſeinen eigenen Weg ging, ohne Rückſicht auf den Andern — in der That, ohne die mindeſte Rückſicht auf den Andern — ſo — aber Sie verſtehen mich vollkommen, Herr Baron?

Baron.

Vollkommen!

v. Rahden.

(für ſich) Das iſt ein Wunder. (laut) Alſo wenn auch dieſe drei Gelehrten in ihren Grundſätzen ſehr von einander abwichen, ſo verzweigten ſich doch dieſe Grundſätze in ſo man-

nigfaltiger Richtung, daß eben dieſe Verzweigungen in ihren äußerſten Spitzen ſich nothwendiger Weiſe wieder berühren mußten. — Nennen Sie dieſe Verzweigungen nun Calculationen der Wiſſenſchaft oder nennen Sie ſie Auswüchſe der Phantaſie — gleichviel! Wenn auch der Magnetismus mit einer Pflanze verglichen werden könnte, ich wollte ſagen, wenn dieſe drei Syſteme des Magnetismus in drei verſchiedenen Zweigen aufſproßten und getrennt daſtanden, ſo blieb doch die Wurzel deſſelben — ein ungetrenntes Ganze, aber in ihrem Zuſammenhange für uns unſichtbar; ja, Herr Baron, vollkommen unſichtbar, wie ſo Manches dieſer geheimnißvollen Kraft dem blöden Auge des menſchlichen Geſchlechts es ſtets bleiben wird. (für ſich) Jetzt wird er genug haben!

Baron.

Sie haben ſich zwar ſehr phantaſiereich ausgedrückt, aber Manches iſt mir nicht ganz klar geworden. (für ſich) Ich höre mit halbem Ohre — ich bin wirklich zerſtreut —

v. Rahden.

Das würde ſich ſchon finden, wenn der Herr Baron einmal die Zeit hätten, mir einen gründlichen Vortrag zu erlauben, aber unter fünf bis ſechs Stunden wäre ich kaum im Stande etwas ganz Erſchöpfendes zu bieten.

Baron.

So viel Zeit habe ich leider im Augenblicke nicht; auch fühle ich, daß mir heute meine gewohnte Faſſungskraft abgeht.

v. Rahden (für ſich).

Gott ſei Dank!

Baron.

Jedoch laſſe ich Sie nicht los, beſter Doktor; morgen,

übermorgen, ſowie wir einmal Zeit haben, müſſen Sie mir nothwendig dieſe Stunden ſchenken.

v. Uahden.

Recht gerne. (für ſich) Ich athme freier.

Baron.

Apropos, wäre es Ihnen nicht möglich, liebſter Doktor, uns heute Abend irgend ein intereſſantes Experiment zu machen?

v. Uahden.

Doch nicht etwas wie den ſchlafenden Knaben des Magiers Herrmann?

Baron.

Ach nein, das iſt der ſchamloſeſte Charlatanismus, womit man die leichtgläubige Menge betrügt. ~~Ich habe dieß leider auf unſerem Hoftheater mit anſehen müſſen.~~ — Aber könnten Sie uns vielleicht eine Somnambüle präpariren?

v. Uahden.

Das wird in ſo kurzer Zeit ſehr ſchwer ſein.

Baron.

Sind viele Vorbereitungen dazu nöthig?

v. Uahden.

(für ſich) Jetzt geht das Examiniren wieder los. Ich muß ihn auf ein anderes Kapitel bringen und zugleich meinem Ziele näher kommen. (laut) Die Vorbereitungen zu dieſem Akt ſind nicht groß, aber die Hauptſache iſt, eine empfängliche Perſon zu finden, die man leicht in magnetiſchen Schlaf verſetzen kann; aber ich wüßte hier Niemand mit dem ich operiren könnte; und doch, vielleicht könnte mir Eugen dazu dienen!

Baron.

Nein! Von dem werden wir nicht viel Geſcheidtes vernehmen. — Und warum gerade den?

v. Rahden.

Sie wiſſen recht gut, Herr Baron, um magnetiſirt zu werden, bedarf es einer gewiſſen Erregtheit der Nerven, und dieſe bemerke ich gerade an ihm.

Baron (legt die Brille ab).

So, ſo? er ſcheint Ihnen aufgeregt?

v. Rahden (gleichgültig).

Sehr. Ich kam vorhin zufällig zu einer Unterredung, mit der Frau Baronin, und da machte ſein Anblick auf mich, den Magnetiſeur, einen ſehr wohlthätigen Eindruck.

Baron.

So, ſo? Sprechen Sie, lieber Doktor!

v. Rahden.

Sein Weſen erſchien in der höchſten Aufregung, ſein Auge flammte, und doch hatte ich ihn wenige Augenblicke vorher ſehr ruhig geſehen; ich glaube, er würde zu unſerem Experiment vollkommen paſſen.

Baron.

Mit dem Herrn mache ich keine Experimente.

v. Rahden.

Wie ſo? — Hätten Sie ihn nur bei jener Unterredung geſehen; es war mir unbegreiflich, wie er plötzlich ſo verwandelt ſein konnte.

Baron.

Mir iſt das nicht unbegreiflich, (mit großer Entrüſtung) gar nicht unbegreiflich! leider nur zu begreiflich!

v. Rahden.

Wie das?

Baron.

Sie ſind ein Mann von Welt, ein ausgezeichneter Gelehrter. Nun denn, ſo will ich es Ihnen anvertrauen. Herr Eugen von Felſen unterſteht ſich ſeit kurzer Zeit, meiner Frau den Hof zu machen.

v. Rahden.

Unbegreiflich!

Baron.

Empörend!

v. Rahden.

Aber ſehr beachtenswerth.

Baron.

Wie ſo?

v. Rahden.

Weil viel magnetiſche Kraft in dieſem jungen Menſchen iſt.

Baron.

Was geht das uns an?

v. Rahden.

Der Magnet zieht an.

Baron.

Ja wohl, aber nur das Eiſen.

v. Rahden.

Im menſchlichen Blut iſt aber ſehr viel Eiſen.

Baron.

Und meine Frau.

v. Rahden.

Ohne indiskret ſein zu wollen, muß ich mir die Bemerkung erlauben, daß die Unterredung dorhin ſehr lebhaft geführt wurde.

Baron.

Sie erſchrecken mich. Was können wir arme Ehemänner machen, wenn ſogar der Magnetismus den leichtſinnigen jungen Leuten hilft?

v. Rahden.

Wenig!

Baron.

Ich kenne ein ſicheres Mittel gegen ſolche Zuſtände, eins das immer wirkt — die Entfernung.

v. Rahden.

Das iſt wahr; man entfernt die beiden Pole von einander.

Baron.

Und das ſoll geſchehen; verlaſſen Sie ſich auf den Baron Steinbach. Nur Eins iſt mir ſehr unangenehm, junger Freund, daß ich Ihre ſchätzbare Geſellſchaft alsdann nicht mehr genießen kann.

v. Rahden.

Ich bin untröſtlich darüber; aber da ich in der nächſten Zeit auch nach der Reſidenz zurückkehre, ſo bin ich dort ganz zu den Befehlen des Herrn Baron.

Baron.

Vortrefflich! Ich will jetzt die Gräfin aufſuchen, und gedenke, ſchon morgen von hier abzureiſen. — Eine ſolche Geſchichte fehlt mir noch!

Rahden (für ſich)

Gott ſei Dank! das iſt leichter gegangen, wie ich mir gedacht.

Baron.

Bis ſpäter, lieber Doktor! ich danke Ihnen eine angenehme, (ihm die Hand druckend) eine wichtige Viertelſtunde.
(Ab.)

v. Rahden.

Es iſt richtig, der leichtfertige junge Menſch hatte zu meinem Glück und Heil irgend etwas mit der Baronin unternommen. Nun, wenn dieſe Dame ihr Wort ſo gut hält, wie ich das meinige, ſo bin ich für jetzt gerettet; aber ſo ſchmerzlich es mir auch iſt, ich muß mich ſo bald wie möglich von hier entfernen. Die Sache wächst mir bedeutend über den Kopf.
(Er geht nach der Mittelthüre.)

Siebenter Auftritt.

Doktor. Eugen von Helfen.

Eugen.

Ich bin froh, daß ich Dich hier finde, lieber Ferdinand.

v. Rahden.

Nimm meinen herzlichen Dank, daß Du die Baronin zurückgehalten.

Eugen.

Dafür bin ich in ſchöne Verwicklungen gerathen!

v. Rahden.

Wie ſo?

Eugen.

Auf Deinen Wunſch ſuchte ich die Baronin auf, ging ihr nicht von der Seite, und es iſt wahr, das mußte auffallen. Nun denkt das ganze Haus —

v. Rahden.

Du machſt der Baronin den Hof.

Eugen.

Woher weißt Du das ſchon?

v. Rahden (lächelnd).

Als Magnetiſeur; wie kannſt Du fragen?

Eugen.

Und in Folge davon —

v. Rahden.

Machte Dir der Graf ernſtliche Vorſtellungen über Dein Betragen.

Eugen.

Ja, und wer hat Dir das geſagt.

v. Rahden (macht einige magnetiſche Zeichen mit der Hand).

Die hohe Wiſſenſchaft. –

Eugen.

Das iſt erſtaunlich. Aber Du wirſt einſehen, lieber Ferdinand, daß man kein Kind mehr iſt, und daß man ſich in unſeren Jahren dergleichen Sittenpredigten nicht mehr gefallen läßt.

v. Rahden.

Aber wenn der Neffe zur Diplomatie übergehen will, und der Onkel das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten ſo gut wie in der Hand hat. —

Eugen.

Iſt das ſo gewiß?

v. Rahden.

Ich habe Briefe aus der Reſidenz. — Wenn alſo die Sachen ſo ſtehen, ſo ſollte ſich der Neffe nicht auf's hohe Pferd ſetzen.

Eugen.

Das habe ich auch nicht gethan. Ich habe dem Oheim nur erwidert —

v. Rahden.

Du würdeſt abreiſen. Du haſt Dich ſchon als Geſandter gefühlt; Du haſt Deine Päſſe verlangt.

Eugen.

Ei zum Kukuck! woher weißt Du auch das ſchon wieder?

v. Rahden.

Mir iſt nichts verborgen, und deßhalb wirſt Du wohl einen guten Rath von mir annehmen.

Eugen.

Recht gerne.

v. Rahden.

Du gehſt zum Grafen oder noch beſſer zur Gräfin, und ſagſt ihr, Du habeſt in Betreff Deiner Abreiſe einen Scherz gemacht, blos weil man Dich ſo falſch beſchuldigt. Du machſt ein paar ſchöne Redensarten und biſt mit Deiner Tante recht liebenswürdig; das kann Dir nur nützen.

Eugen.

Soll ich der Baronin auch ſo etwas ſagen?

v. Rahden.

Nein. Gegen ſie benimmſt Du Dich, als ſei gar nichts vorgefallen.

Eugen.

Nun, das kann man ſchon thun.

v. Rahden.

Es wird Dir von großem Nutzen ſein. — Aber was geſchieht jetzt im Hauſe?

Eugen.

Es iſt vier Uhr; man wird ſpazieren fahren, und Du biſt auch wohl dabei? — Da kommt der Graf ſchon.

v. Rahden.

Ich danke, ich bin fatiquirt. Fort, fort, ich muß mich ein wenig ſammeln.

Eugen.

Sammeln mit uns — aber ſage mir, was haſt Du mit der Dienerſchaft, daß ſie Dich in der Küche hoch leben?

v. Rahden (lächelnd).

Auch der Kammerdiener?

Eugen.

Nein, der alte Narr hat ſich krank gemeldet; was ſoll das Alles?

v. Rahden
(zuckt die Achſeln).

Eugen.

Geh — Diplomat —

(Nach rechts ab)

Achter Auftritt.

Der Graf. Bedienter (von links).

Graf.

Alſo der Kammerdiener hat ſich krank gemeldet?

Bedienter.

Ja wohl, Excellenz; er befände ſich in einem ſehr leidenden Zuſtande.

Graf.

Schon gut; ich kenne das. Dieſe alten Diener ſind lächerlich empfindlich; aber ich will mir das nicht gefallen laſſen. — Er iſt auf ſein Zimmer gegangen?

Bedienter.

Ich glaube er hat ſich zu Bette gelegt, Excellenz.

Graf.

Dann ſoll er liegen bleiben; oder wenn er glaubt eine Luftveränderung wäre ihm zuträglich, ſo kann er auf vierzehn Tage nach dem Waldhof gehen zu ſeinem Vetter, dem Verwalter, und wenn er will auch noch länger, da privatiſiren bis er wieder geſund iſt.

Bedienter.

Sehr wohl, Excellenz.

Graf.

Sag' ihm das. — Noch eins; haſt Du den Herrn Doktor geſehen?

Bedienter.

Er wird auf ſeinem Zimmer ſein.

Graf.

(für ſich) Ich will ihm ſelbſt ſagen, daß wir ſpazieren fahren; vielleicht begleitet er uns.

(Ab nach rechts.)

Bedienter.

Das geht vortrefflich. Aber der Doktor iſt ein Wundermann, was der ſo im Umſieben macht, das hat noch kein Menſch und ſelbſt mit jahrelanger Mühe gekonnt; nicht einmal der Sekretär oder die alte und junge Gräfin. Es iſt wirklich unglaublich!

(Er will nach links abgehen; Kammerdiener erſcheint in der Mittelthüre, er hat einen Ueberrock an und eine Nachtmütze auf.)

Kammerdiener.

Pſt! Jakob, iſt Jemand in der Nähe?

Bedienter.

Ich glaube nicht, Herr Kammerdiener.

Kammerdiener.

Haſt Du Seiner Excellenz meinen Auftrag ausgerichtet?

Bedienter.

Auf's Allerbeſte!

Kammerdiener.

Und wie nahm der Herr Graf meine plötzliche Krankheit auf?

Bedienter.

Sie ſchien Seine Excellenz auf's Tiefſte zu erſchüttern. Seine Excellenz waren ganz ſprachlos und ſahen mich erſtaunt an.

Kammerdiener.

Das habe ich mir gedacht!

Bedienter.

Der Herr Graf meinten, ich ſolle ſogleich den neuen Herrn Doktor zu Ihnen ſchicken.

Kammerdiener.

Pfui! den Thierarzt — wollte ſagen den Magnetiſeur! (huſtet) Aber ich huſte bedeutend, und dieſer Huſten klingt ſehr verdächtig; das kannſt Du dem Herrn Grafen gelegentlich zu verſtehen geben.

Bedienter.

Das ſoll nicht fehlen.

Kammerdiener.

Und Seine Excellenz gaben keinen direkten Auftrag an mich?

Bedienter.

Ja, — ja — Seine Excellenz meinten, wenn Ihre Krankheit wirklich ſo bedeutend ſei, da wäre es doch beſſer, wenn Sie ſich zu Ihrem Vetter nach dem Waldhof fahren ließen. Da ſei ſo eine außerordentlich friſche Luft.

Kammerdiener.

Was? das ſagten Seine Excellenz?

Bedienter.

Gewiß in der allerbeſten Abſicht.

Kammerdiener.

Und Du glaubſt, daß es dem Herrn Grafen damit Ernſt war?

Bedienter.

Gott bewahre! Das glaube ich nicht, das heißt, es war ihm vielleicht wohl Ernſt, aber er würde es doch ſehr ungerne ſehen.

Kammerdiener.

Meinſt Du?

Bedienter.

Ich habe ſo etwas gemerkt. Wiſſen Sie, Herr Kammerdiener, ohne Sie thut ſich's hier im Hauſe nicht, und wenn Sie heute nach dem Waldhof gehen, ſo läßt Sie morgen Seine Excellenz vierſpännig zurückholen.

Kammerdiener.

Sprachen ſich der Herr Graf dahin aus?

Bedienter.

Ich kann Ihnen nur ſagen, daß Seine Excellenz ganz niedergeſchlagen waren.

Kammerdiener.

Gut, ſo werde ich nach dem Waldhof gehen.

(Er geht ſehr ernſt ab.)

Bedienter.

Und ich wünſche glückliche Reiſe, und auf Nimmerwiederſehen! Dem Doktor ſind wir wahrhaftig etwas ſchuldig. Ah, da iſt er! (Ab.)

Neunter Auftritt.

Graf. v. Rahden (aus der Thüre rechts. Graf hat einen Blumenſtrauß in der Hand). Nachher Gräfin und Eugen v. Felſen. Baron und Baronin.

Graf.

Sie wollen uns nicht begleiten? Wir machen eine kleine Fahrt durch den Wald, und ſind zum Diner wieder zurück. Ich kann Ihnen da Manches zeigen, was Ihnen gefallen wird. Wahrhaftig, ich möchte gern für Sie thun, was ich kann, ich bin Ihnen ſehr dankbar.

v. Rahden.

Excellenz, Sie ſchätzen meine kleinen Verdienſte zu hoch.

Graf.

Gewiß nicht. Sie haben ſchon Wunder gethan; es iſt das klarſte Wetter, und meine Frau von der heiterſten Laune. Ja, ſie ſahen ſelbſt, als ſie uns eben mit Eugen begegnete, da gab ſie mir mit der größten Freundlichkeit dieſen Blumenſtrauß.

v. Rahden.

Ich hoffe, die Wirkung meiner Kur ſoll ſich noch dauernder erweiſen. (Für ſich) Man muß dem jungen Menſchen einen Poſten nach der Türkei anweiſen — und das bald.

Graf.

Wenn ich auf dem Geſichte meiner Frau Zufriedenheit und Heiterkeit leſe, dann bin ich ein glücklicher Mann. Sehen Sie, da kommt ſie, und auch Eugen. Wie heiter ſie iſt! Unter uns geſagt, Eugen iſt ein etwas leichtſinniger junger Menſch.

v. Rahden.

Jugend, Excellenz!

Graf.

Ei, was Jugend? Sie ſind auch jung, aber Sie haben nichts im Kopf, wie Ihre Wiſſenſchaften, keine ſo faden Liebeleien. (reicht ihm die Hand) Sie ſind ein prächtiger Menſch, ein Wundermann.

v. Rahden (für ſich)

Wenn nach all' dieſen Illuſionen die Enttäuſchungen folgen, dann werde ich in eine ſchöne Lage kommen; Gott ſteh' mir bei!

Graf

(zu Eugen, der die Gräfin bis an den Salon geführt)

Du willſt uns heute vierſpännig fahren? Nimm Dich zuſammen!

Eugen.

Unbeſorgt, lieber Onkel! — Haben Sie ſchon die vier Braunen in dem neuen Geſchirr geſehen? Schauen Sie einmal, magnifique! (Sie gehen nach hinten.)

Gräfin (zum Doktor)

Nehmen Sie meinen herzlichſten Dank, Herr Doktor. Sie haben dieſem jungen Menſchen die Wahrheit geſagt, er hat ſein Unrecht eingeſehen: die Sache war auch nicht ſo ſchlimm.

(Der Baron und die Baronin treten in die Mittelthüre. Letztere betrachtet ſich ebenfalls die Equipage, der Baron kommt vor.)

v. Rahden.

Ich habe nur unbedeutend geholfen.

Gräfin.

Nein, nein! der iſt wie umgewandelt. (lächelnd) Sie haben da eine vortreffliche Kur gemacht.

(Sie geht nach hinten.)

Baron (zum Doktor).

Ich habe über Ihre Explikationen der drei Syſteme nachgedacht, und es ſcheint mir viel Wahres darin zu ſein. Ich freue mich, ſpäter in der Reſidenz die ernſteſten Studien mit Ihnen zu machen.

v. Rahden
(verbeugt ſich ſtumm).

Eugen (im Hintergrund).

Ah, der Baron intereſſirt ſich nicht für Pferde; ja, wenn es Bücher wären!

Baron (indem er nach hinten geht).

Alles zu ſeiner Zeit! wie Salomo ſagt; im jetzigen Augenblicke ſind mir die Pferde ſehr angenehm.

Anna
(aus der Thüre rechts, indem ſie an v. Rahden vorbeigeht).

Sie fahren nicht mit uns?

v. Rahden.

Ich kann nicht, Anna; mein Herz iſt zu voll und zu glücklich.

Anna.

Sie haben die Baronin für ſich gewonnen. Gott ſei gedankt! Wie haben Sie das angefangen? — Ich habe mich entſetzlich geängſtigt.

v. Rahden (lächelnd).

Meine magnetiſche Kraft, Anna.

Anna.

Ich will es ſo annehmen. — Die Baronin küßte mich freundlich mit den Worten auf die Stirne: mein liebes Kind, möge es Dir gut gehen!

v. Rahden.

O könnte ich ein glückliches Amen ſagen!

Baronin

(die nach vorne gegangen iſt, zu Anna leiſe).

Sei klug, mein Kind! (laut) Die Wagen ſind bereit!

(Anna geht nach hinten.)

Anna.

Hier bin ich, Papa!

Baronin (zu Rahden).

Herr Doktor, ich bewundere Sie. Wir reiſen morgen nach Wien. —

Graf.

Der Doktor will nicht mitfahren, à revoir done!

Eugen.

Wenn Du vielleicht allein nach dem Waldhof reiten willſt — — der Blonden mache ich die Cour, Du kannſt Dich an die Schwarze halten! —

v. Rahden (lächelnd).

Das erlaubſt Du alſo?

Eugen.

Verſteht ſich — à revoir!

(Alle bis auf v. Rahden ab)

Zehnter Auftritt.

v. Rahden.

Endlich einen Augenblick Ruhe! Und es iſt Zeit, denn ich bin zu Ende mit meinen magnetiſchen Kenntniſſen. — Wenn auch der heutige Tag gut endigt, was wird mir der morgige bringen?

Der Jäger

(wo möglich eine koloſſale Figur mit Federhut und Bandelier, einen mächtigen Blumenſtrauß in der Hand. An die Mittelthüre drangt ſich ein großer Theil der Dienerſchaft: Lakaien, Reitknechte, der Koch, Kammerjungfern ꝛc)

Herr Doktor, ich bin von der ganzen verſammelten Dienerſchaft abgeſchickt worden, um Ihnen im Namen dieſer verſammelten Dienerſchaft den Dank auszuſprechen für das, was Sie an uns gethan, indem Sie den Kammerdiener magnetiſch gebändigt — Nehmen Sie dieſen Blumenſtrauß und die Verſicherung unſer Aller Hochachtung.

v. Rahden.

Ich danke Euch für dieß freundliche Honorar.

Jäger.

Der Herr Doktor, er lebe!

(Die Dienerſchaft hinten einfallend):

Hoch! hoch! und abermals hoch!

(Der Kammerdiener ſtreckt den Kopf mit der Nachtmütze zur Thüre rechts heraus mit einem äußerſt beſtürzten Geſichte.)

Vierter Aufzug.

Dieſelbe Decoration.

Erſter Auftritt.

(Zum Zwiſchenakt Muſik, wo es möglich iſt, die Tempeſta aus dem Barbier von Sevilla. Die Muſik ſpielt noch einige Takte bei geöffneter Bühne. Es iſt Abend, die Thüre im Hintergrunde geſchloſſen und mit einem Vorhang verſehen. Das Zimmer iſt reich erleuchtet mit Lampen und Lichtern und die Bedienten noch mit dieſen Arrangements beſchäftigt. Es donnert leicht.)

Kammerdiener (der in der Mitte ſteht).

Nun, hurtig! Macht daß ihr fertig werdet. Es wird im Augenblick acht Uhr ſchlagen, und da muß der Salon für die Herrſchaften in Ordnung ſein. Ich bemerke eine große Schlafheit in allen euren Bewegungen; das muß ſich ändern, darauf verlaßt euch.

(Die Bedienten nach rechts ab.)

Jakob, bleib' Er einen Augenblick da! — Ei, mein Freund, das war eine vortreffliche Demonſtration vorhin — keine Antwort! Aber ihr habt zu voreilig triumphirt, meine Freunde; haltet mich nicht für ſo dumm. Was eigentlich gegen mich gethan worden iſt, weiß ich freilich noch nicht, aber daß ihr euch Alle ſammt eurem Herrn Magnetiſeur die Hände gereicht habt, um mir eins zu verſetzen, weiß ich nun ganz gewiß. — Schau, ſchau, lieber Jakob; ich der Kammerdiener

ſollte nach dem Waldhof ſpedirt werden: und dann ſollte es hier geben nach dem alten Sprüchwort: „Sobald die Katze aus dem Hauſe iſt, machen ſich die Mäuſe luſtig.“ — Aber ſage es dem Jäger und der ganzen übrigen Sippſchaft; die Katze ſei da geblieben, und ſei ſehr hungrig. — Marſch!

Bedienter (indem er abgeht).

O weh! o weh! Das war ein kurzes Vergnügen!

Kammerdiener (nimmt eine Priſe).

Eine Verſchwörung gegen mich, den Haushofmeiſter, bei der ſich ſelbſt Seine Excellenz betheiligte. Wem habe ich das zu verdanken? — Niemand anders, als dem Magnetiſeur. — Aber nehm' Er ſich in Acht, Quackſalber, ich komme hinter ſeine Schliche! — Mit dem iſt es nicht richtig, das iſt ein Spion und gefährlicher Menſch; ich will ihn ſo umgeben, daß mir jede Miene, die er macht, jedes Wort, das er ſpricht, verrathen wird.

(Er will nach rechts abgehen.)

Zweiter Auftritt.

Der Graf. v. Rahden.

Graf (zum Kammerdiener).

Ah! Sie ſind wieder hergeſtellt? Die Krankheit war nicht von langer Dauer — nun das freut mich, ich mag ein ſolches Unwohlſein nicht.

v. Rahden.

Aber er ſieht doch etwas blaß aus, der Herr Kammerdiener. —

Kammerdiener (indem er rechts abgeht, für ſich).

Warte nur!

v. Rahden.

Das war ein ſtarkes Unwetter, Excellenz, der ganze Himmel iſt überzogen, ich fürchte, wir bekommen ein paar Regentage.

Graf.

Ich habe das auch bemerkt, und es iſt mir unerklärlich —

v. Rahden.

Was, Excellenz?

Graf (betrachtet den Barometer)

Sehen Sie, wie der Barometer geſunken iſt, Regen und Wind — ganz unerklärlich, und ich habe Sie gerade auf Ihrem Zimmer aufgeſucht, um Ihnen das mitzutheilen. Es iſt in der That ſeltſam.

v. Rahden

(ſieht ihn fragend an).

Graf.

Ihre magnetiſche Kur mit meiner Frau hatte ſo glücklich und glänzend begonnen. Sie war ſogar heute bei dem warmen ſchönen Wetter heiter; faſt luſtig.

v. Rahden (erſtaunt).

Und das hat ſich geändert?

Graf.

Mit Einemmale. O dieſe Nervenleiden ſind nicht zu berechnen!

v. Rahden.

Das iſt wahr, aber ich begreife nicht —

Graf.

Ich auch nicht. — Sie wiſſen, meine Frau iſt bei ſchlech-

tem Wetter ruhig und heiter. — Sie haben es ja ſelbſt heute Morgen geſehen, wie ſie bei dem eintretenden erſten Gewitter plötzlich ihre üblen Launen verließen. —

v. Rahden.

Ja gewiß. (für ſich) Auch die Urſache davon. (laut) Aber mir ſchien die Frau Gräfin bei dem Ausfahren gänzlich frei von Laune.

Graf.

Das war ſie auch, ſo lange die Sonne ſchien. Als ſich aber eine halbe Stunde nach unſerem Wegfahren der Himmel bezog, wurde ſie gegen alle bisherigen Vorgänge mit Einemmal verſtimmt.

v. Rahden.

Das iſt mir unbegreiflich. (für ſich) Eugen war doch auch von der Parthie.

Graf.

Ganz unbegreiflich.

v. Rahden.

Es könnte vielleicht eine Kriſe eingetreten ſein, bei welcher häufig die Krankheit noch einmal mit ganzer Kraft auftritt, um alsdann völlig zu verſchwinden.

Graf.

Sie machen mich durch dieſe Worte ſehr glücklich.

v. Rahden.

(für ſich) Wenn ich nur erfahren kann, ob irgend etwas vorgefallen iſt! (laut) Wollten mir Excellenz nicht mittheilen, wann dieſe Veränderung eintrat?

Graf.

Sobald ſich der Himmel verfinſterte.

v. Rahden.

Das iſt mir räthſelhaft.

Graf.

Die Gräfin wollte nach dem Waldhof fahren; ich weiß nicht, weßhalb Sie auf dieſe Idee kam, ſonſt behauptet ſie immer, die Wege dorthin ſeien gefährlich. Sie hat das Eugen ſchon hundertmal geſagt.

v. Rahden.

Und doch fuhr man nach dem Waldhof?

Graf.

Ich mochte nicht widerſprechen, denn ich bemerkte ſchon an dem Winde, ſowie auch an meinem Barometer hier (er zeigt auf ſeinen linken Fuß) daß ſich das Wetter ändern müſſe. Ich dachte, auf dem Waldhof können wir den Regen abwarten und im Nothfall vom Schloß bedeckte Wagen kommen laſſen.

v. Rahden.

Ah ſo? Und darauf fuhren Sie nach dem Waldhof?

Graf.

Wir ſtiegen aus, — ich habe dort ein paar Zimmer für mich reſervirt — wir betraten eins derſelben und ſoweit war Alles in Ordnung. — Dann aber trat plötzlich bei meiner Frau eine gänzlich veränderte Stimmung ein.

v. Rahden.

Und es begab ſich vorher nichts Außergewöhnliches?

Graf.

Nicht das Geringſte. Ich hatte ſogar mit Eugen eine kleine Neckerei. Auf dem Tiſche des Zimmers nämlich bemerkten wir ein Bouquet, und der Baron entdeckte daneben Eugens Cigarrendoſe.

v. Rahden.

Ah! Die Cigarrendoſe Eugen's und ein Bouquet?

Graf.

Das war nichts Beſonderes. Eugen war den Morgen da geweſen; ſo ſagte uns die Schweſter des Verwalters, eine alte Jungfer, die ich nicht leiden kann.

v. Rahden.

Sie ſagte alſo —?

Graf.

Daß Eugen den Morgen da geraucht, und daß ihm ihre Nichte Clara — ein ſehr friſches, hübſches Mädchen — dieſe Blumen geſchenkt. — Nun das war doch ganz gleichgültig.

v. Rahden.

O gewiß ganz gleichgültig. — Und die Frau Gräfin?

Graf.

Sie miſchte ſich gar nicht in das Geſpräch, ſie ſah zum Fenſter hinaus, ich glaube, ſie hat es gar nicht gehört.

v. Rahden (für ſich).

Sie hat's gehört. Ich verſtehe Alles.

Graf.

Dann kam plötzlich das Gewitter. — Es fieng an zu donnern und zu regnen, und wie der helle Himmel verſchwand, war auch die gute Laune der Gräfin fort. Ich wollte den großen vierſitzigen Wagen kommen laſſen, — nein, ſie verlangte ihr Coupé. Das waren alſo zwei Equipagen die in den Schmutz hinaus mußten; aber ſie that es nicht anders.

v. Rahden.

Und als das Coupé kam?

Graf.

Fuhr ſie mit der Baronin allein nach Hauſe. Jetzt iſt ſie auf ihrem Zimmer, und ich fürchte, ſie kommt den Abend nicht mehr zum Vorſchein.

v. Rahden.

(für ſich) Dieſer verwünſchte Eugen! Aber er muß fort ſobald als möglich. (laut) Beruhigen Sie ſich, Excellenz, es iſt wie ich ſagte, nichts als eine Kriſe.

Graf.

Und Sie verzweifeln nicht an der Heilung?

v. Rahden.

Im Gegentheil, dieſe Kriſe iſt mir willkommen. (für ſich) Wenn ich nur wüßte, wie ich ihn für einige Zeit fortbringen könnte! (Er denkt nach)

Graf.

Sie überlegen —

v. Rahden.

Ueber den Verlauf dieſer magnetiſchen Kur — (für ſich) Ich muß ihn bei dem Onkel verklagen; es geht wahrhaftig nicht anders.

Graf.

Wenn es nur kein Rückfall iſt. —

v. Rahden.

Eine Kriſis iſt immer eine Art Rückfall; aber hier wird zu helfen ſein.

Graf.

Beſter Doktor, Sie machen mich zum Glücklichſten!

v. Rahden.

Hoffentlich, Herr Graf, werde ich das zu Stande bringen.

(Kleine Pauſe)

Erlauben Sie mir aber, Excellenz, etwas Anderes mit Ihnen zu beſprechen, freilich nichts von ſo großem Intereſſe.

Graf.

Sprechen Sie, lieber Doktor.

v. Rahden.

Excellenz werden mir glauben, daß — ein Mann wie ich, der ſich — ſo in den Magnetismus vertiefte, empfänglicher, reizbarer wird, wie jeder Andere.

Graf.

Ich bin davon überzeugt.

v. Rahden.

Wir Magnetiſeure beſitzen eine Gabe, aus irgend etwas, was dem gewöhnlichen Beſchauer ganz gleichgültig erſcheint, Vorfälle zu errathen.

Graf.

Ein gewiſſes Ahnungsvermögen.

v. Rahden.

Nennen Sie es ſo. — Ich halte es aber für meine Pflicht, Ihnen anzuvertrauen, daß dieſer Eugen hier nicht vollkommen an ſeinem Platze iſt.

Graf.

Sie glauben wegen der kleinen Verwalterstochter? Ja, er iſt ein leichtſinniger junger Menſch.

v. Rahden.

Die Verwalterstochter wäre Nebenſache, Excellenz, aber — es ſind andere Dinge hier vorgefallen. —

Graf.

Ah ja! Hat Ihnen Eugen davon erzählt?

v. Rahden.

Nein, ich ſtehe nicht ſo in ſeinem Vertrauen.

Graf.

Oder der Baron?

v. Rahden.

Auch nicht. Ich erlaubte mir vorhin, mit Ihnen von einem gewiſſen magnetiſchen Ahnungsvermögen zu ſprechen.

Graf.

Das iſt ganz wunderbar. (für ſich) Ein merkwürdiger Menſch!

v. Rahden.

Ich glaube, Sie hatten — ohne mich in Details einlaſſen zu wollen, — eine Unterredung, mit Eugen?

Graf.

In welcher ich ihn dringend bat, mit der Baronin Steinbach ſich vorſichtiger zu benehmen.

v. Rahden.

Ich möchte um Alles in der Welt keinen Namen genannt haben, Excellenz.

Graf.

Ich verſtehe Ihr Zartgefühl.

v. Rahden.

Aber Eugen iſt nicht ſo ſchuldig, wie Sie glauben, Herr Graf. Jene Dame —

Graf.

Die Baronin!

v. Rahden.

Eine Dame, Herr Graf.

Graf.

Nun denn, dieſe Dame?

v. Rahden.

Liebt den jungen Menſchen, und gibt ihm das durch kleine Aufmerkſamkeiten und Neckereien, täglich und ſtündlich zu verſtehen.

Graf.

Sie ſehen, wie ich erſchrecke, mein lieber Doktor. — Die Baronin Steinbach — eine ſo ruhige geſetzte Frau?

v. Rahden.

Herr Graf, ich nannte keinen Namen —

Graf.

Ich verſtehe! Nun alſo für uns eine Dame. Und ſind Sie Ihrer Sache ganz gewiß?

v. Rahden.

Eine Dame in dieſem Hauſe beſchäftigt ſich mehr wie nöthig iſt, mit dem Wohl und Wehe des jungen Herrn von Felſen. Aber ich will durchaus nicht behaupten, daß dieß Gefühl ſchon Liebe iſt; ich bin ſogar überzeugt, daß bis jetzt nur ein vielleicht großes Intereſſe vorherrſcht. Aber was daraus entſtehen kann, werden Excellenz ſelbſt ermeſſen.

Graf.

Allerdings! So etwas kann höchſt gefährlich werden.

v. Rahden.

Iſt es aber bis jetzt noch nicht, Herr Graf, darauf könnte ich ſchwören. Ja Eugen hat bis jetzt keine Ahnung davon.

Graf.

Aber er machte doch heute Morgen der Baronin auffallend die Cour!

v. Rahden.

Ohne mich auf die Nennung eines Namens einzulaſſen,

öchte ich das nicht gerade behaupten. Er iſt artig, liebens-
ürdig, mehr nicht.

Graf.

Ihre Worte ſind mir eine wahre Beruhigung. — Aber
muß etwas geſchehen.

v. Nahden.

Das glaube ich auch.

Graf.

(für ſich) Freilich reiſt die Baronin morgen ab: aber was
ützt das? Da kann er in den nächſten Tagen eine Reiſe nach
Wien unternehmen, ich kann ihn am Ende doch nicht mit Ge-
alt halten. (laut) Man muß ihn weit wegſenden.

v. Nahden.

Das iſt auch meine Meinung, und das ſollte auch Euer
Excellenz nicht ſchwer fallen. Eugen iſt von ſehr guter Familie
— hat viel gelernt. —

Graf.

Nun — was das anbelangt —

v. Nahden.

Und es würde nur eines Worts von Euer Excellenz an
as Miniſterium bedürfen, um ihn zu irgend einer Geſandt-
haft zu bringen, nach Spanien, nach Perſien etwa. —

Graf.

Ei, ei, kennen Sie dieſen Empfehlungsweg auch ſchon?

v. Nahden.

Ein Arzt erfährt ſo Manches, Excellenz.

Graf.

Sie haben Recht; ich haſſe ſonſt dergleichen Protek-

tionsanſtellungen, aber dießmal will ich eine Ausnahme machen.

v. Rahden.

Das ſollte aber bald geſchehen.

Graf.

Sogleich. Ich will noch heute Abend ein paar Zeilen an das auswärtige Amt ſchreiben.

v. Rahden.

(für ſich) Jetzt wäre es von großem Nutzen, wenn er ſelbſt ſchon dieſes auswärtige Amt wäre. (laut) Excellenz erweiſen dieſem jungen Mann eine große Gnade.

Graf.

Gewiß, ich will es thun. — Was meinen Sie? — Man ſagt dem Baron nichts davon?

v. Rahden.

Gewiß nicht, Excellenz!

Graf.

Aber meiner Frau muß ich es mittheilen, es wird ſie vielleicht zerſtreuen.

v. Rahden.

(für ſich) Das glaube ich nicht, aber ſie muß es erfahren. (laut) Wenn Excellenz glauben, daß es nicht ſchaden kann —

Graf.

Im Gegentheil, ſo ein kleiner Spiegel ſchadet nie; ich bin, was mein Alter und das meiner Frau anbelangt, mit dem Baron und deſſen Frau in gleichem Verhältniß. —

v. Rahden.

Aber Excellenz, ich bitte dringend, gegen die Frau Gräfin keinen Namen auszuſprechen.

Graf.

Wenn Sie glauben. — Aber die Gräfin iſt klug, mein eber Freund, ſie wird den Namen ſchon errathen.

v. Rahden.

Davon bin ich überzeugt. Jedenfalls iſt es beſſer, wenn ie ihn nicht ausſprechen.

Graf.

Nun, gut! — Aber beſter Doktor, welch ein Scharfſinn!

v. Rahden.

Excellenz ſind den ganzen Tag beſchäftigt, ich beobachte agegen. Dann ſtehen Sie, Herr Graf, mit unbefangenem erzen dieſer Sache viel zu nah, um klar ſehen zu können. ür mich, der ſich außer dieſem Kreiſe befindet, iſt es viel leich- r, Manches zu ſehen, was Sie gar nicht beachten.

Graf.

Sie ſind zu beſcheiden, — ich ſchätze Ihre Umſicht; — h habe Sie lieb gewonnen — leider habe ich beim Medici- al-Collegium keinen Einfluß; wenn ich Ihnen ſonſt wo nütz- h ſein kann, ſo befehlen Sie ganz über mich.

v. Rahden (lächelnd).

Aber das Protektionsweſen, Herr Graf?

Graf.

Für Sie mache ich eine Ausnahme. Ein junger Mann on Ihren Kenntniſſen, ſo ſicher auftretend, iſt mir ſelten vor- ekommen. Es iſt ſchade, daß Sie keiner großen Familie an- ehören, denn wäre dies, ich würde Sie dem Miniſter des uswärtigen auf's Dringendſte empfehlen.

v. Rahden.

Dieſe Worte machen mich ganz glücklich. Weit ſchätzbarer

aber als eine Empfehlung an den Miniſter iſt mir das Wohlwollen Euer Excellenz.

Graf.

Rechnen Sie in vorkommenden Fällen ganz auf mich.

v. Rahden.

Das werde ich gewiß thun, Excellenz.

(Als der Graf links abgehen will, öffnet der Kammerdiener links die Thüre und ſagt: die Frau Gräfin!

v. Rahden

(mit einer tiefen Verbeugung ab).

Dritter Auftritt.

Die Vorigen. Die Gräfin.

Graf (ihm nachrufend).

Wir erwarten Sie hier zum Thee. — Ah, mein Kind, ich hatte ſchon gefürchtet, wir würden Dich heute Abend nicht ſehen.

Gräfin.

Und weßhalb hätte ich auf meinen Zimmern bleiben ſollen?

Graf.

Ich dachte, Du ſeieſt unwohl.

Gräfin (ſcharf).

Und weßhalb?

Graf.

Droben auf dem Waldhof brachte mich Deine Verſtimmung auf ſolche Vermuthungen.

Gräfin.

Ich bin nicht krank.

Graf.

Wenn auch nicht krank, doch wohl ſchlecht gelaunt.

Gräfin.

Das nimmt Dich Wunder?

Graf (für ſich)

Bei Regenwetter allerdings.

Gräfin.

Doch laſſen wir das; ich habe etwas Anderes mit Dir zu beſprechen.

Graf.

Auch ich wollte an Dich ein paar ernſte Worte richten.

Gräfin (in gereiztem Tone).

Dieſer Eugen —

Graf.

Richtig! um den handelt es ſich.

Gräfin.

Wie ſo?

Graf.

Nun, rede Du!

Gräfin.

(für ſich) Was will er mit Eugen? (laut) Nein, ich will zuerſt hören, was Du ſagſt!

Graf.

Eugen iſt ein leichtſinniger gedankenloſer junger Menſch.

Gräfin.

Leider!

Graf.

Der in mein Haus nichts wie Unfrieden bringt. Und den ich ſobald wie möglich und ſo weit wie möglich entfernen will.

Gräfin.

Ah, das darfſt Du nicht! Er hat ſich uns anvertraut—

Graf.

Gerade deßhalb ſoll er fort. Als Attaché, nach China oder Perſien meinetwegen.

Gräfin.

(für ſich) Was ſoll das bedeuten? (laut) Aber wenn wir ihn ganz ohne Aufſicht laſſen —?

Graf.

Die Aufſicht hier im Hauſe taugt ihm auch nichts. (ernſt) Ich habe Dinge erfahren, die mir höchſt unangenehm ſind.

Gräfin.

Nun ſo Schlimmes wird er nichts gethan haben.

Graf.

Er freilich nicht, aber Andere waren im Begriff, ſehr Schlimmes zu thun.

Gräfin (für ſich).

Um Gotteswillen! Was ſoll das?

Graf.

Ich will es dir nicht vorenthalten, Adelaide; es iſt meine Schuldigkeit, Dich zu warnen.

Gräfin.

Mich zu warnen?! (mühſam lachend) Ha! ha! ha! Nun, das iſt vortrefflich!

Graf.

Dein Lachen beruhigt mich nicht; denn ich bin meiner Sache gewiß.

Gräfin.

Ah!

Graf.

Eine Dame — — — in unſerem Hauſe — liebt Eugen, bezeugt ihm das durch allerlei Aufmerkſamkeiten, dadurch, ß ſie ihn in ihre Nähe zieht, daß ſie ſich beſtändig mit ihm ſchäftigt, daß ſie nicht ohne ihn leben kann. — Man hat s bemerkt, wie? —

Gräfin.

(für ſich) Großer Gott! Faſſung! (laut) Gräfin Anna?

Graf (ſchüttelt den Kopf).

Viel ſchlimmer als das — eine verheirathete Frau.

Gräfin (fällt in ihren Fauteuil).

Ah, das iſt zu viel!

Graf.

Es erſchreckt dich, Adelaide, daß ich darum weiß. (Pauſe kt die Achſeln.) Die Sache iſt einmal nicht zu ändern. (Pauſe)

Gräfin (aufſpringend).

O ja, es wird zu ändern ſein!

Graf.

Glaubſt Du?

Gräfin.

Gewiß! Jene — Frau, von welcher Du ſprachſt, nn die Sache überhaupt nicht eine Erfindung müßiger Leute , hat gewiß nur unvorſichtig ohne alle Abſicht gehandelt; ſie ſich jenes jungen Menſchen — vielleicht zu lebhaft — nahm.

Graf.

Deine Worte beruhigen mich einigermaßen, denn Du nnſt jene Frau genau.

Gräfin (mit leiſer Stimme)

Ja, ich kenne ſie.

Graf.

Alſo Du glaubſt, ſie hat nur unbedachtſam gehandelt?

Gräfin.

Das könnte ich beſchwören, ſie wird dankbar dafür ſein, daß man ihr die Augen geöffnet.

Graf.

Das iſt mir lieb; jene Frau hat einen braven Mann.

Gräfin (mit leiſer Stimme).

Ich weiß es.

Graf.

Der es gut mit ihr meint.

Gräfin.

Gewiß.

Graf.

Er iſt von meinem Alter.

Gräfin.

Ja.

Graf.

Jene Frau aber iſt viel jünger.

Gräfin.

Das iſt ſie.

Graf.

Deßhalb ſollte ſie um ſo mehr allen Schein meiden; die Welt iſt böſe. Adelaide, denke Dir, wenn eine Ahnung von dieſer Sache in die Geſellſchaft käme! ein ſolches Verhältniß in meinem Hauſe, unter meinen Augen, mit einem Neffen von mir!

Gräfin.

Um Gotteswillen! laß es genug ſein! Mir ſchwindelt, ich bin einer Ohnmacht nahe.

Graf.

Jene Frau wäre der Abſcheu aller ihrer Bekannten. — Man kann ſo etwas nicht ernſt genug nehmen.

Gräfin (für ſich).

Wie edel er iſt, mich auf ſo zarte Weiſe vom Abgrunde zurückzuziehen!

Graf.

Die Sache iſt mir in der That unbegreiflich, oder jene Frau müßte ihren Mann gar nicht mehr lieben.

Gräfin (wirft ſich ihm in die Arme).

Doch, ſie liebt ihn: ſie liebt ihn inniger wie je! Und wie dankbar wird ſie dafür ſein, daß man ſie auf ſo liebreiche Art mit ihrem Fehler bekannt macht!

Graf.

Das ſei Deine Sorge, mein liebes Kind. (für ſich) Dieſer Doktor iſt ein Wunderthäter! (laut) Du kannſt Dir nicht denken, Adelaide, wie froh ich bin, daß dieſer Vorfall Dein Herz wieder gegen mich öffnet und Dich in meine Arme zurückführt. Du warſt in der letzten Zeit oft ſo mürriſch, ſo übel gelaunt —

Gräfin.

Ja ich war es, will es aber gewiß nicht mehr ſein.

Graf.

Nie mehr?

Gräfin.

Gewiß nicht, es ſoll mein Beſtreben ſein, durch ungetrübte Heiterkeit Deine Tage zu beglücken.

Graf.

(für ſich) Dem Doktor bin ich eine Million ſchuldig! (laut) Und Eugen —?

Gräfin.

Muß fort, ſobald und ſo weit wie möglich! Ich bitte Dich herzlich darum.

Graf.

Dein Wunſch iſt mir Befehl.

Vierter Auftritt.

Die Vorigen. Gräfin Anna.

Graf.

(für ſich) Ich bin überglücklich. (laut) Ah, mein Kind, Du kommſt ſchon zum Thee? Iſt es bereits ſo ſpät?

Anna.

Faſt acht Uhr, Papa.

Gräfin (zum Grafen).

Ich muß noch ein paar Worte mit der Baronin ſprechen, die eben ihre Befehle zum Einpacken gibt.

(Nach links ab)

Anna.

Der Baron will ſchon morgen reiſen, Papa; das iſt ſehr ſchnell gekommen. Es thut mir recht leid.

Graf.

Dann wird es wieder ſtill und einſam hier werden. Ich bedaure das nur deinetwegen, liebe Anna.

Anna.

O Papa, ich fühle mich ſo wohl, ſo glücklich!

Graf.

Du biſt ein gutes Kind; aber die Einſamkeit hier iſt doch nichts für Dich. Ich verſpreche auch Dir die Reſidenz für

den nächſten Winter — Bälle, Conzerte, Schlittenpartbieen, Maskeraden — aber (er droht mit dem Finger) keinen ſchwarzen Domino, der Dir ſo eifrig die Hand küßt!

Anna.

Papa, Sie ſcherzen!

Graf.

Nun ich hoffe, daß es Scherz war. Aber man hat mir damals von mehreren Seiten einen Namen zugeflüſtert. Sage mir, mein liebes Kind, wer war jener ſchwarze Domino? War Etwas an der Sache?

Anna.

Papa, das iſt lange vorüber.

Graf.

Alſo es war doch etwas? — Nun, rede nur! Ich bin heute in einer glücklichen Stimmung, weil der Doktor Deine Mutter von ihren Nervenleiden vollſtändig kurirt hat. — Doch! Wer war der verwegene junge Herr, der damals meiner Tochter den Hof machte?

Anna.

Das that er nicht!

Graf.

Doch, doch! Du kannſt das ſchon geſtehen, Anna; ein ſo wohl erzogenes, taktvolles junges Mädchen wie Du, braucht nicht zu erröthen, Du gabſt gewiß keine Veranlaſſung dazu. — Nun wer war es?

Anna.

Papa, ich weiß nicht —

Graf.

Ei, ei, ei! Deine Weigerung erregt Verdacht. — Aus dem Scherz ſcheint Ernſt zu werden.

Anna.

(für ſich) Jetzt oder nie! (laut) Papa, ich will Ihnen nichts verſchweigen. Sie fragen mich ſo liebevoll, daß mir dieß den Muth gibt, Ihnen aufrichtig zu antworten.

Graf.

Was werde ich hören?

Anna.

Gewiß nichts, was Sie erzürnen müßte, was den Glauben an Ihre Tochter erſchüttern könnte! Jener Domino, von dem Sie ſprachen —

Graf.

Derſelbe, der Dir die Hand küßte?

Anna.

Ja, Papa, derſelbe. Aber ich hatte ihn nicht erſt an jenem Abend kennen gelernt.

Graf.

Nicht? Die Sache wird immer ernſthafter! — Und wo ſahſt Du ihn früher?

Anna.

In vielen guten Häuſern, wo er gerne geſehen war.

Graf.

Alſo der ſchwarze Domino iſt von guter Familie?

Anna.

Gewiß, Papa, — — — — und was noch mehr iſt, ich liebe ihn von ganzer Seele, ich will es Ihnen bekennen.

Graf.

Ruhig, ruhig, Gräfin Schönmark! So weit ſind wir noch nicht, das letzte Wort will ich nicht gehört haben.

Anna.

Papa, Sie fragten mich ſo liebevoll?

Graf.

Das iſt ein ſchöner Dank für meine Freundlichkeit. — Anna, das hat mich ſehr überraſcht, und was Du mir eben geſagt —

Anna.

Iſt die Wahrheit, Papa: und ich will es nicht läugnen. Ja, ich liebe ihn mit der ganzen Kraft meines Herzens.

Graf.

Und wer iſt dieſer verwegene junge Menſch? Ich hoffe, daß ich ſeinen Namen wenigſtens ſchon gehört habe.

Anna.

Ohne Zweifel, Papa — — Ferdinand von Rahden.

Graf.

Des Präſidenten Sohn? Mein Kind, Du haſt mir den ganzen Abend verdorben.

Anna.

Mein Gott! Papa, haben Sie etwas gegen dieſen Namen?

Graf.

Er iſt nicht ſo übel; der Präſident iſt ein Ehrenmann, und der Sohn ſoll ein geſchickter Advokat ſein. — Du aber biſt eine Gräfin Schönmark. —

Anna.

Ich weiß es, Papa.

Graf.

Du hätteſt das auch nie vergeſſen ſollen.

Fünfter Auftritt.

Die Vorigen. v. Rahden (in der Thüre rechts).

Anna (ſchmiegt ſich an ihren Vater).

Papa, ſeien Sie gütig gegen mich!

Graf.

Das iſt unmöglich, mein Kind. (laut) Dieſer Herr v. Rahden —

v. Rahden (erſchrocken).

Excellenz! (für ſich) Was iſt das?

Graf (zu Anna).

Nichts weiter davon, Anna! Dein Bekenntniß hat mich wahrhaft erſchüttert, ich muß mit Deiner Mutter darüber ſprechen.

v. Rahden (näher tretend).

Excellenz!

Graf.

Ah! lieber Doktor.

v. Rahden.

Excellenz nannten vorhin einen Namen —

(Anna macht ihm Zeichen zu ſchweigen).

Graf.

Nichts, was Sie betrifft, beſter Freund! — Wir ſprechen von einer Familie aus der Reſidenz, von Ferdinand v. Rahden. — Sie ſehen mich ſo erſtaunt an. Kennen Sie dieſen Herrn?

v. Rahden.

Gewiß, Excellenz! ſehr genau! (Er bemerkt das Zeichen der jungen Gräfin). — So ziemlich, wollt' ich ſagen. Ich habe ihn einigemal geſehen.

Graf (führt ihn auf die andere Seite).

Ein Advokat.

v. Rahden.

Ja.

Graf.

So ein leichtſinniger Obenhinaus, — — — — der ſeine Geſchäfte vernachläßigt, und ſtatt im Gerichtsſaal nur auf Bällen und Maskeraden zu finden iſt? — Wie?

v. Rahden (für ſich).

Was ſoll ich da antworten?

Graf.

Nun, ich ſehe ſchon, Sie wiſſen auch nicht viel zu ſeinem Lobe zu ſagen.

v. Rahden.

Doch Einiges, Excellenz!

Graf.

Gewiß wenig! Die jungen Leute heut zu Tage ſind ſehr verdorben.

v. Rahden.

Excellenz, ich muß Sie in der That bitten, —

Graf.

Beſter Doktor? Sie werden mich doch nicht mißverſtehen? — Sie wiſſen, welche große Stücke ich auf Sie halte. (leiſe) Ich kenne Ihre Diskretion; ich will Ihnen ſpäter ſagen, was es mit dem Rahden für eine Bewandtniß hat. Wenn alle jungen Männer wie Sie wären, dann könnte jeder Vater ruhig ſein.

(Er geht nach links ab.)

Sechster Auftritt.

v. Rahden. Gräfin Anna.

v. Rahden.

Was war das, Anna? Um Gotteswillen! was iſt hier vorgefallen?

(Sie hat ſich auf der linken Seite in einen Fauteuil geſetzt, er ſteht vor ihr, und faßt ihre beiden Hände).

Anna.

Ich habe meinem Vater Alles entdeckt.

v. Rahden.

Was denn, Anna?

Anna.

Daß ich Sie liebe, — nein, daß ich ihn liebe!

v. Rahden.

Wen, Anna?

Anna.

Ferdinand v. Rahden.

v. Rahden (jubelnd).

Alſo mich? Gott, wie danke ich Dir!

Anna.

Nicht Sie, Sie ſind ja hier der Doktor Steiner.

v. Rahden.

Alſo der Graf weiß nicht, wer ich bin?

Anna.

Nein, Ferdinand. Er darf es auch nicht erfahren; Sie haben ja gehört, wie er meine Erklärung aufgenommen.

v. Rahden.

Das iſt leider wahr; er hat mir über den Herrn v. Rahden nicht viel Schmeichelhaftes geſagt.

Anna.

Gott, wenn mein Vater eine Ahnung hätte, daß Sie hier wären, daß Sie ihn betrogen, er würde uns nie verzeihen.

v. Rahden.

Wie danke ich Ihnen, Anna, für das, was Sie für mich gethan! — Gewiß, es muß Alles gut werden: die Vorsehung kann nicht so grausam sein!

(Der Kammerdiener hat langsam die Thüre geöffnet und erblickt die Beiden. v. Rahden sieht ihn ebenfalls, erschrickt, faßt sich aber gleich wieder.)

v. Rahden.

Wir sind verrathen, Anna, dort an der Thüre war der Kammerdiener Ihres Vaters. Bleiben Sie ruhig, nur eine List kann uns retten.

Anna.

Aber was soll geschehen, Ferdinand? Mein Gott, wenn er den Papa herbeiruft.

v. Rahden.

Das wird er thun ohne allen Zweifel, deßhalb schließen Sie Ihre Augen, ich habe Sie magnetisirt.

Anna.

Ferdinand, wie ich mich fürchte! Ich könnte ja das Zimmer verlassen, ehe Papa kommt.

v. Rahden.

Das geht nicht, denn der Kammerdiener sah, wie ich Ihre beiden Hände faßte.

Anna (seufzend).

O Gott!

v. Rahden.

Still — — man kommt!

Siebenter Auftritt.

Die Vorigen. Der Graf. Die Gräfin. Später der Baron und die Baronin.

Kammerdiener (der dem Grafen die Thüre öffnet).

Ich ſah es ganz genau, Excellenz.

Graf.

Unmöglich! — Was ſoll das?

v. Rahden

(geht vor der Gräfin und macht eifrig ſeine Zeichen über ſie. Er winkt dem Grafen mit der linken Hand, ruhig zu ſein und zuckt die Achſeln).

Graf (leiſe).

Was ſoll das bedeuten, Herr Doktor?

v. Rahden.

Excellenz werden mir verzeihen: ich habe vielleicht unbedachtſam gehandelt; aber welcher Magnetiſeur an meiner Stelle hätte eine ſolche herrliche Gelegenheit vorüber gehen laſſen?

Baron

(der mit der Baronin rechts kommt).

Ah, das iſt ſehr intereſſant!

Graf.

Aber meine Tochter? Wie kamen Sie dazu?

v. Rahden.

Sehen Sie, ſie ſchläft ganz ruhig.

Baron.

Erſtaunlich!

v. Rahden (zum Grafen).

Als Sie uns vorhin verließen, fand ich die Gräfin in einem ſolch aufgeregten Zuſtand, daß ich mich verſucht fühlte,

ihre Nerven zu beruhigen. Das gelang mir vollkommen; denn die Gräfin ſchloß ihre Augen und ſchlief — wie Sie ſehen — ein.

Graf.

Ja, ſie war ſehr aufgeregt.

Baron.

Das iſt köſtlich! Ich danke Ihnen ſehr für dieß Experiment, lieber Doktor.

Graf.

Es wird ihr doch nicht ſchaden?

v. Rahden.

Unbeſorgt, Herr Graf! Das Wohl der Gräfin iſt mir ſehr theuer.

Baronin

(zur Gräfin, die ſich rechts in ein Fauteuil geſetzt und die bis jetzt eifrig zuſammen geſprochen.)

Und ſie hat ihrem Vater offen geſtanden, daß ſie Herrn von Rahden liebt?

Gräfin.

Ohne Rückhalt! — Haſt Du in der Reſidenz dieſen jungen Mann irgendwo geſehen?

Baronin.

O ja, ich — — — — ich ſehe ihn noch.

Gräfin.

Was, Eliſe?

Baronin (auf v. Rahden zeigend)

Dort ſteht er.

Gräfin.

Mein Gott, wäre es möglich! wie mich das erſchreckt!

Baron (zu v. Rahden)

Würden Sie's jetzt für ſchwer halten, die Gräfin hellſehend zu machen; ſie zu vermögen, daß ſie Etwas ſagte?

v. Rahden.

Das wär nicht ſo ſchwer; doch weiß ich nicht, ob Seine Excellenz — —

Graf.

Wenn Sie mir die Verſicherung geben, daß es ihr nicht nachtheilig iſt.

v. Rahden.

Dafür ſtehe ich mit meinem Leben.

Graf (zur Gräfin).

Was meinſt Du, Adelaide?

Gräfin.

Ob ich glaube zu dieſem Herrn Doktor können wir Zutrauen faſſen.

v. Rahden.

Wenn Sie alſo befehlen? —

Baron.

So darf ich ſie vielleicht Etwas fragen?

v. Rahden (achſelzuckend).

Ich weiß nicht, ob Sie der Gräfin ſympathetiſch ſind.

Eugen (kommt auf den Zehenſpitzen gehend herein).

Hier gibt es ja etwas ſehr Intereſſantes!

Baronin.

Es iſt beſſer, wenn eine von uns Damen ſie frägt. Was meinſt Du Adelaide?

Gräfin.

Allerdings! Darf ich Ihr eine Frage ſtellen, Herr Doktor?

v. Rahden (in Verlegenheit).

Nur müſſen Sie der Gräfin keine Frage ſtellen, die ihr unmöglich zu beantworten iſt. Sie müſſen erwägen, daß es nur der Verſuch eines magnetiſchen Schlafs iſt.

Gräfin (indem ſie bei v. Rahden vorbeigeht).

Seien Sie unbeſorgt — (leiſe zum Letzter) Herr v. Rahden!

v. Rahden (erſchreckt)

Was iſt das?

Baron.

Aber jetzt ruhig! ganz ruhig! Das iſt ein feierlicher Moment.

Baronin (für ſich)

Was mag ſie fragen!

v. Rahden (für ſich)

Ich ſtehe wie auf Nadeln.

Gräfin (zu Anna).

Mein Kind — Du liebſt?

Anna (zuckt zuſammen).

Eugen.

Ah, das iſt intereſſant!

Graf.

Adelaide, das war indiskret!

Baron.

Was ſie darauf antworten mag?

Anna.

Ja, ich liebe.

Baron.

Ei der Tauſend!

Eugen.

Das wird pikant! Wen kann ſie meinen?

Graf (zur Gräfin).

Laß' es genug ſein!

Baron.

Sie ſteht langſam auf. Ruhig, ruhig!

Anna

(die ſich langſam erhoben hat, öffnet die Augen, ſchaut einen Augenblick um ſich und macht ein Paar Schritte gegen v. Rahden. Dieſer fängt ſie mit ſeinen Armen auf) Laut.

Ja, ich liebe ihn!

v. Rahden

(führt ſie in ein Fauteuil rechts).

Baron.

Iſt das ernſtlich, lieber Freund; oder iſt es nur des Doktors magnetiſche Kraft?

Graf.

Sehr ernſtlich. Ich habe es gewußt.

Eugen.

Daß Anna ihn liebt?

Baron.

Den Magnetiſeur?

Graf.

Nicht den Doktor Steiner! Wie kann man ſo etwas denken?

Baron.

Aber ſie eilte doch auf ihn zu!

Graf.

Das ſchien mir durch magnetiſche Kraft bewirkt.

Gräfin (zu Anna).

Sei ruhig, mein Kind. Vielleicht geht noch Alles gut.

v. Rahden (zur Gräfin).

Gräfin nehmen Sie unſere Parthie! Helfen Sie!

Gräfin.

Sie haben ſich ſchön verwickelt, Herr v. Rahden. Da ſehe ich keinen Ausweg.

Baron (zum Grafen).

Wen liebt denn die junge Gräfin. Iſt es ein Geheimniß?

Graf.

Das nicht, aber leider einen gewiſſen Herrn von Rahden.

Baron.

Ah, den jungen Advokaten! Ich habe von ihm gehört, ein talentvoller, geiſtreicher Mann! —

Eugen (der zum v. Rahden vorgegangen iſt).

Aber ſo erkläre mir doch, was bedeutet dieß?

v. Rahden.

Später — ich habe jetzt keine Zeit!

Kammerdiener (der von rechts gekommen iſt und ein großes Schreiben in der Hand trägt, für ſich).

Jetzt wollen wir ſehen, wer dieſer Herr Doktor iſt. (laut zum Grafen) Excellenz, ſo eben bringt eine Eſtafette dieſes Schreiben aus der Reſidenz. Da aber die Perſon, an die es gerichtet iſt, ſich nicht im Schloſſe befindet, ſo ſoll es vielleicht wieder zurückgeſandt werden?

Graf.

Laß ſehen! — Ein Schreiben aus dem Kabinet — — an Ferdinand von Rahden — — — das verſtehe ich nicht —

(Pauſe.)

v. Rahden.

Excellenz, der Brief iſt an mich.

Graf (ſieht ihn erſtaunt an).

Was ſoll das bedeuten, Herr — ?

v. Rahden.

Ich bin Ferdinand von Rahden und bitte ſie um Gehör.

(Der Graf geht mit ihm auf die rechte Seite, die Andern gehen ſich links zurück. v. Rahden reißt das Couvert von dem Schreiben und übergibt eins, was darin liegt, dem Grafen.)

Mit meiner aufrichtigſten Gratulation, Excellenz.

Graf (durchfliegt den Brief).

Was ſoll das? Seine Majeſtät übergeben mir das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten?

v. Rahden
(der ein Schreiben ebenfalls durchflogen).

Und ich war ſo glücklich, da ich mich gerade hier befinde, von dem Staatsſekretär mit Uebergabe dieſes Schreibens betraut zu werden.

Graf (gerührt).

Die Gnade Seiner Majeſtät hat mich auf's Tiefſte ergriffen. Aber ich begreife doch nicht, Herr — — — Doktor

v. Rahden (mit einer tiefen Verbeugung).

Der Herr Juſtizminiſter, mein Chef, läßt mir ſchreiben, daß er mich Euer Excellenz beſtens empfohlen habe.

Graf.

Das iſt wahr, Herr von Rahden. Der Juſtizminiſter ſchreibt mir, Sie hätten Luſt, in die Diplomatie zu treten und empfiehlt Sie auf's Allerdringendſte. — Aber nehmen Sie mir nicht übel, Sie haben hier eine ſonderbare Rolle geſpielt. Weßhalb kamen Sie hieher?

v. Rahden.

Ich erfuhr zufällig, daß Seine Majeſtät die Abſicht hatten, Euer Excellenz das Miniſterium zu übertragen. Ich ſehnte mich ſchon lange, unter den Augen Euer Excellenz zu arbeiten.

Graf (mit einem Blick auf ſeine Tochter)

Ah ich verſtehe!

v. Rahden.

Da mir jedoch bekannt war, wie ſehr Euer Excellenz das Protektionsweſen verhaßt iſt, — — — —

Graf.

Weiter, weiter!

v. Rahden.

Daß Euer Excellenz Sich von der Brauchbarkeit Ihrer Beamten ſelbſt zu überzeugen pflegen —

Graf.

So kamen Sie hierher?

v. Rahden (mit einer Verbeugung)

Um unter Ihren Augen mein Staatsexamen zu machen.

Graf.

Der Minister könnte das vielleicht verzeihen und Ihnen geneigt bleiben; aber nicht so der Vater.

v. Rahden.

Das wäre auch des Glücks zuviel auf einmal. Wenn es der Minister mit mir wagen will, so werde ich hoffentlich in nächster Zeit demselben Veranlassung geben, ein günstiges Wort für mich bei dem Vater einzulegen.

Graf.

Das läßt sich hören. — Meine Damen, ich habe hier so eben eine erfreuliche Nachricht erhalten. Seine Majestät übertrugen mir das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten, und dieß gnädige Schreiben überbrachte mir Herr von Rahden — unser erster Gesandtschaftssekretär in Wien.

v. Rahden.

Wie danke ich Euer Excellenz.

Baron.

Ah, lieber Freund, ich mache meine Gratulation. Da hat Seine Majestät sehr gut gewählt.

Baronin (lächelnd zu Anna).

Wien ist sehr angenehm, mein Kind.

Eugen (zu v. Rahden).

Du bist ein Schelm. Du drängst Dich in meine Carriere. Geh' Egoist. Das waren Deine magnetischen Kuren?

v. Rahden.

Auch für Dich ist gesorgt. (zum Grafen) Und in Betreff Ihres Neffen, Excellenz, —

Bayerische Staatsbibliothek München

Gräfin (von der andern Seite).

Und in Betreff Deiner Tochter!

Anna.

Wirst Du mir verzeihen, Papa!

Baron.

Aber, lieber Freund, Sie hätten den — — — — Doktor da wohl in der Residenz lassen können. Wir hätten so vortreffliche magnetische Studien zusammen getrieben.

Graf.

Dieß Alles auf einmal zu beantworten, ist mir unmöglich. Aber hört mein Wort, und das ist unwiderruflich, wie ein Dekret: Herr von Rahden geht nach Wien: Eugen wird ebenfalls dort attachirt, und das Uebrige wird sich seiner Zeit finden: Herr von Rahden, Sie gehen noch heute Nacht nach der Residenz zurück. Sie dürfen Sich aber bei der Gräfin Anna verabschieden.

Anna.

Papa, wie innig, wie herzlich danke ich Dir!

v. Rahden.

Excellenz, Sie sollen mit mir zufrieden sein.

Baron.

Aber ich rathe Ihnen, die Wissenschaft nicht zu vernachlässigen.

Baronin (lächelnd).

Und stets Ihre magnetische Kraft zu üben.

v. Rahden.

Gewiß, Baronin. Verdanke ich doch Alles, was ich heute erlangte, — meinen magnetischen Kuren.

Tag und Nacht.

Eine Geſchichte in vierundzwanzig Stunden

von

F. W. Hackländer.

Mit Illuſtrationen

von

C. Scheuren.

Erſter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1860.

Tag und Nacht.

von

W. Hackländer.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

BIBLIOTECA
CENTRAL

Nach Mitternacht.

Es iſt ein eigenthümliches Gefühl, wenn man nächtlicher Weile über Feld oder durch den Wald geht und plötzlich vor oder neben ſich, zwiſchen den Bäumen hindurch oder aus einem Thale herauf, ein einſames Licht ſchimmern ſieht. Haben wir dieſes Licht vor uns, das heißt, ſcheint es in unſerem Wege zu liegen und kennte möglicher Weiſe den Ort erhellen, nach dem wir unſere Schritte lenken, ſo werden wir uns augenblicklich ein Bild entwerfen von den Bekannten oder Freunden, die uns dort erwarten — ein Bild, das wir um ſo behaglicher

uns auszumalen. finsterer und wilder die Nacht ist, die uns umgibt. Bei dem milden Lichte des Mondes sind wir nicht so geneigt, den Schein dort vor unfreundliche Gegenstände, heitere Gesichter beleuchten zu lassen, da ist unsere Seele getheilt und möchte ebenso gern in der lauen Abendluft verweilen wie eindringen in die Mauern des Hauses. Ja, da würden wir am Ende einer nächtlichen Wanderung es nicht ungerne sehen, wenn der Lichtschein eine Laube vor dem Haus phantastisch erhellen würde, die Zweige der Bäume vergolden, die Blätter zu Smaragden verwandeln, und wenn uns alsdann draußen im Freien ein freundlicher Handschlag willkommen hieße. Aber Jemanden, der an einem heiteren, duftigen Abend in seinem Zimmer sitzt, in den Schein des Lichtes blickend, dem kennen wir, ohne großes Unrecht zu begehen, nachdenkliche, vielleicht wohl gar kummervolle Züge geben.

Wenn wir also in der Nacht so dahinwandeln, vor uns spähend, ob sich das ersehnte Ziel nicht mit Lichterglanz oder dem dumpfen Brausen der Stadt ankündigen will, und wir schon im Voraus beim ersten Strahl, der sich uns zeigt, den traulichen uns so wohlbekannten Kreis zu überblicken glauben, so erweckt ein Licht, das plötzlich aus irgend einem Thale aufblitzt, an dem wir entfernt vorüberschreiten, das wir hinter uns lassen, ganz andere, meistens ernste, ja häufig traurige Phantasieen; wir möchten wissen, wessen Züge es bescheint, wem es leuchtet, was es beleuchtet. Daß es dort aus der Dunkelheit einsam herüber blickt, läßt in uns schon die Idee des Allein- und Verlassenseins auftauchen. Bleibt es doch hinter uns in der finstern Nacht, während wir jenem Sammelplatz von Licht und Glanz, von Menschenstimmen, Wagengerassel, Musik, Lachen und Plaudern entgegenschreiten; während

wir uns dem Orte nähern, wo uns Freunde willkommen heißen, wo vielleicht ein herzlicher Händedruck, ein unaussprechlicher Blick uns sagt, daß man uns lange erwartet.

Seitwärts blickend nach dem einsamen Licht ist es uns, als leuchte es auch einem einsamen Wesen, das vor ihm sitzt und vielleicht mit gefalteten Händen in die Flamme starrt, — einem Wesen, das zuweilen tief seufzend um sich schaut und vergeblich Jemanden sucht, dessen glänzende Augen wohl noch gestern in eben diese Lichtflamme blickten und heute schon weit, weit dahin von seiner Seite gerissen ist. Auch können wir uns beim Betrachten eines solchen Scheines des Gedankens nicht erwehren, er leuchte einem stillen Krankenlager und sei zugleich der Umgebung draußen, Wald und Feld, den träumenden Blumen vor dem Hause, dem nickenden Rebenlaub am Fenster, ein Zeichen, daß sie, wenn auch schwer und kurz athmend, die schöne Erde noch nicht verlassen habe, — sie, die in Wald und Feld wandelte, die schönste Rose unter ihren Rosen.

So denkend schreiten wir weiter und blicken währenddem wahrhaft ängstlich nach dem Lichtschein zurück, immer fürchtend, er lösche aus und wir müssen es alsdann mitempfinden, wie die Blumen vor dem Hause, das Rebgewinde am Fenster zusammenschauern, da sie in diesem Augenblicke gestorben ist, weil nun ihre weiße Hand nie mehr zwischen den Ranken sichtbar werden, weil nun ihr leuchtendes Auge nie mehr auf den bunten Blumen verweilen wird. — Vorbei! vorbei! — wir selbst oder unsere Gedanken vor dem traurigen Bilde, das uns unsere Phantasie erschaffen.

Warum soll denn dort unten gerade Trauer und Schmerz eingekehrt sein? Warum soll des Todes unerbittliche Hand jetzt gerade eine Blüte abgestreift haben? Sind wir doch im Frühling und hat der finstere Schnitter doch

eigentlich kein Recht dazu, jetzt schon seine ironischen Worte gedankte vorzunehmen. — Sind wir doch im Monat Mai

Im wundersch'nen Monat Mai
Als alle Knospen sprangen,
Da ist in ihrem Herzen auch
Die Liebe aufgegangen.

Spielt doch ein warmer, weicher Hauch um unsre Wangen; duftet es doch ringsum uns her, aus der Luft, aus den Büschen, aus dem Grase, ja aus der Erde selbst, die neben uns frisch aufgerissen worden ist, und einen ebenen, nicht zu verkennenden Hauch ausströmt, einen Hauch, der vor uns, wenn wir die Augen schließen, die ersten Tage des Frühlings hinzaubert, der uns malmt an sprießende Gräser und keimende Knospen, an dunkle Wolken, die gewitterhaft den eben noch tiefblauen Himmel überziehen, an warme, dunstige Regentropfen, die uns und die Erde erfrischen, — einen Regenschauer, dem wir mit Wonnegefühl entgegensehen, wenn er durch das Thal heranzieht, ein grauer, tief herabwallender Schleier, und ebenso drüben wieder verschwindet, gejagt von den heißen Strahlen der Sonne und verfolgt von dem spöttischen Lachen all' der Tausende von Gräsern, Blumen und Blüten, ein undankbares Volk, das nun plötzlich im Brillantschmuck prangt, nicht mehr der fruchtbringenden Spenderin gedenkt und sich den heißen Sonnenstrahlen zuwendet, die sie doch noch einmal verzehren werden, — das Bild manches Lebens.

Ja, wir sind im Monat Mai, und zwar, leider ausnahmsweise, eines wundervollen, warmen Monats Mai. Deshalb fort mit dem finsteren Kreis, den unsere Phantasie vorhin um jenes Licht gezogen. Wenn es nur ihrer mehrere wären, der Lichter. Wenn wir eine Reihe Fenster erleuchtet sähen, um mit einigem Fug und Recht auf ein glänzendes Fest schließen zu können, das dort gegeben wird!

Das Rauſchen des Baches und das Concert der Fröſche würde ſich vor unſerem Ohr willig in eine luſtige Muſik verwandeln. — Aber es iſt ein einſames Licht, ein ſtilles, unbewegliches Licht; es blinkt ſo gleichförmig aus dem Thale herauf; es wird nicht heller noch dunkler.

Schauen wir einigermaßen ſternkundig an den Himmel empor; wenn wir unſere Taſchenuhr nicht zu Rathe ziehen wollen, ſo werden wir finden, daß die Nacht ſchon weit vorgerückt iſt, Mitternacht vorüber; wir ſchreiten der erſten Stunde des neuen Tages entgegen. Sind doch rings umher, mit Ausnahme der ewigen da oben, alle Lichter längſt erloſchen; warum zögerſt du dort unten, ein Gleiches zu thun? Welches Recht haſt du, die Nacht zu ſtören und unſere Gedanken zu beunruhigen? — Ah! wir ſind im wunderſchönen Monat Mai, wo alle Knoſpen ſprangen; vielleicht iſt unten auch ein Herz, in dem die Liebe aufgegangen; vielleicht erhellt das Licht nur ein einſames Zimmer. Es war ein Zeichen, weithin ſichtbar, wurde weithin geſehen und übte gewaltige Anziehungskraft. Die Beſitzerin des Lichtes, die Bewohnerin des jetzt ſo einſamen Zimmers wandelt zur Stunde im nächtlich dunkeln Garten, wo die Lilas duften, wo Büſche und Blumen auf und nieder nicken, unter dem Auge der ewigen Sterne ihren mitternächtlichen Gottesdienſt feiern, einen Dienſt des Entzückens und der Liebe, der mitgefeiert wird von zwei liebenden Weſen, welche die Soloſtimmen flüſtern in dem allgemeinen Nachtconcert — ich liebe dich! — o wie ich dich liebe! Die Lilas haben etwas Berauſchendes, ſie laſſen uns ſo gern vergeſſen der engen Grenzen, die wir Menſchen ſo beengend um unſer Thun gezogen; und dazu blicken die Sterne ſo beruhigend herab, ſo beredt ohne Worte, ſo ſtill und verſchwiegen, ſo mild und verſöhnlich, daß es — daß es nach gewöhnlichen Begriffen nicht wohlgethan iſt, wenn

ſich zwei junge liebende Weſen um die erſte Stunde der Nacht allein im Garten finden, wo die Lilas duften, wo die Blumen discret ihre Augen geſchloſſen, und wo ihnen Niemand zuſieht als der Sternenhimmel droben. — Nicht zu vergeſſen der Lichtſchein, auch der hat verrätheriſch um die Ecke des Hauſes gelugt, und als ſie nun wieder allein im Zimmer iſt, tief aufathmend und eigenthümlich lächelnd, während das junge Mädchen ſinnend in die Flamme blickt, wobei ſie beruhigt auf die Todtenſtille lauſcht, die über dem ganzen Hauſe liegt, da ſcheint es ihr auf einmal einzufallen, daß der Schein ihres Lichtes ja auch draußen wahrbar war — und o der Grauſamkeit dieſes jugendlichen Herzens! — ſie iſt Tyrannin genug, die Lampe zu löſchen.

Verſchwunden iſt des Lichtes Glanz, Nacht überall, erloſchen der helle Schein; und das hat das junge Mädchen gethan. — Aber, vergiß nicht, Kind mit dem klopfenden Herzen in der vollen Bruſt, daß morgen die Sonne aufgeht und dein Haus beſcheinen wird, die Flieder, unter der du geruht, dich ſelbſt dann nicht mehr beſchützt von dem geſternten Himmel, der ſich von geſchloſſenen Augen von dir abwenden wird.

Neben uns an der Thalwand raſchelt und rauſcht es, zuerſt in der Entfernung leiſe, dann kommt es näher, und von der Stille der Nacht begünſtigt unterſcheiden wir bald die Schritte eines Mannes, der gerade aus geht, ohne ſich darum zu bekümmern, ob er dem richtigen Pfade folgt, der quer durchbricht, nicht Gräben, Hecken, noch Gebüſche achtend, mit einem Worte eines Mannes, der auf verbotenen Wegen geht. Eine ziemliche Strecke vor uns erreicht er die Straße, bleibt dort angekommen einen Augenblick ſtehen; vielleicht blickt er nach dem Hauſe zurück, wo eben das Licht erloſchen, vielleicht horcht er auch auf unſere Schritte. Aber nur wenige Sekunden ſteht er ſtill, dann eilt er dort

hin mit leichtem, elastischem Gange, und dazu singt er ein Lied ohne Worte.

Unser freundlicher und geneigter Leser, der uns mit gutem Glauben, geduldig, beharrlich und ausdauernd schon so oft gefolgt ist, der mit uns durchlebte die verschiedensten Verhältnisse der verschiedensten Menschen, wird uns hoffentlich nicht zutrauen, daß wir uns erlauben werden, eine unserer neuen Geschichten anzufangen mitten in dunkler Nacht auf freiem Felde, einen Lichtschein erblickend, der unter ziemlich eigenthümlichen Verhältnissen erlosch. Wir sind offenherzig genug zu erklären, daß diese Einleitung von Jedem, den sie langweilt, unbedingt überschlagen werden kann; ja, wir setzen hinzu, daß wir selbst nicht ganz genau wissen, wie wir eigentlich zu dieser Einleitung gekommen sind. Mit kurzen Worten wollten wir nämlich sagen, das Erblicken eines Lichtschimmers in dunkler Nacht im freien Felde beschäftige unsere Phantasie nicht minder, als wenn wir durch die nächtlich stillen Straßen der Stadt wandelnd aus einem geöffneten Fenster die Klänge einer Musik vernehmen. Hier aber richten sich unsere Phantasieen sehr nach der Art der Musik; den melancholischen Tönen einer Flöte hört man mit einem mitleidigen Gefühle zu; man bedauert, daß der Virtuos, der sich und seine Nebenmenschen also quält, nichts Besseres als gerade das zu thun weiß; man ist geneigt, die unglückliche Flöte für ein fühlendes Wesen zu halten, das stöhnt und klagt unter den sie umkrallenden Fingern ihres unbarmherzigen Peinigers. Glücklicher Weise tönen die Flöten nächtlicher Weile aus den vierten Stockwerken herab, in einer Entfernung, in der es selbst einer kräftigen Lunge nicht möglich ist, sich allzu bemerklich zu machen; auch sind wohl stille, finstere Höfe die Orte, wo Flötenconcerte gedeihen, zuweilen aber auch der Zwischenstock irgend eines ansehnlichen Hauses, in

dem ſich unten ein Spezereiladen befindet. Und da in alsdann für die Nachbarn eine Flötenkrankheit mit gefahrdrohenden und beängſtigenden Symptomen.

Der Dichtung Flamm' in alle Zeit ein Fluch

ſinnt Kreisrath. Und er hat ſehr Recht, denn das poetiſche Gemüth, die lebhafte Einbildungskraft ſehen die gewöhnlichſten Dinge meiſtens auf eine peinliche Art illuminirt, was für einen anderen Menſchen blos unerquickliche Klangtöne ſind, ſtellt ſich uns dar als das Bild eines blaſſen jungen Menſchen in niederer Kammer, der mit geſpitztem Maule in die unglückſelige Flöte hineinbläst, während ſeine langen, dünnen, Winters mit Froſtbeulen verſehenen Finger unheimlich wie Spinnenfüße auf den Löchern des Holzes herumkriechen.

Auch Guitarrenklänge machen aus den eben angeführten Gründen keine angenehme Wirkung auf uns. Das Geſchnarr der Saiten, die vielen falſchen Töne, die mit unterlaufen, und dann die Lieder, die wir hören müſſen, die alten, bekannten Lieder, die uns ſo Vieles in's Gedächtniß zurückrufen, — alles das vergegenwärtigt uns zu lebhaft und zu grauſam eine Zeit, wo wir noch halb im Flügelkleide ſteckend das Schönſte auf den Fluren ſuchten und nach der Mädchenſchule gingen, um der Erkorenen unſeres Herzens einen Strauß Roſen und Vergißmeinnicht zuzuſtecken, und das ſehr heimlicher Weiſe, denn wehe unſerer aufkeimenden Liebe, wenn ſie vom Mädchenſchullehrer entdeckt oder von einem mißgünſtigen Nebenbuhler verrathen wurde. Das war jene flegelig-bummelige Zeit, wo wir uns im erſten Schmerz unerwiderter Liebe den erſten Rauſch tranken, um alsdann beim erſten Katzenjammer die erſte Guitarrelection zu nehmen. Wollten doch auch wir mit Saitengekreiſch das berühmte Lied ſingen können:

Dich verlieren, — soll ich dich verlassen,
Dich, die meine Seele ganz erfüllt?

das gefühlvolle Lied, dem die Flamme unseres Freundes, wie er uns „auf Cerevis“ versichert, nicht widerstanden habe. Wir glauben, so gut wie jeder gefühlvolle Mensch in seinem Leben einen Vers gemacht, so hat er auch in einer Zeitperiode die Guitarre an seinen Busen gedrückt und die jammervollen Töne, die er den Saiten entlockt, mit seinem Innern im Einklange gefunden.

Die erſte Stunde.

So laſſen wir denn alſo Feld und Wald hinter uns in nächtliche Schleier gehüllt, beachten nicht die aufblitzenden und verlöſchenden Lichter, und wandeln durch die ſtillen Straßen der Stadt, an den Häuſern vorüber, deren Fenſter meiſt dunkel ſind, aber oft weit geöffnet, wo es dann gerade iſt, als athmeten die ſtillen Gebäude in vollen Zügen die nach dem heißen Tage ſo wohlthätig kühle Nachtluft ein. Langſam ſchreiten wir dahin, und beſchleunigen nur unſere Schritte, wo wir den Ton einer Flöte oder Guitarren-Seufzer vernehmen, bleiben dagegen gerne ſtehen, wo zu uns heraus ſo klar und deutlich durch die Stille der Nacht die volltönenden Klänge eines guten

Flügels dringen, den eine kundige Hand ſpielt, — eine kundige Hand, die vom Herzen geleitet wird. Nicht die Lieder feſſeln uns, die gerade Mode ſind, es müßte denn ſein, ſie würden ſo vorgetragen, daß man mit dem Componiſten und Sänger fühlen kann, daß wir mit ihm das Leid und die Freude empfinden, welche ſeine Weiſe ausdrücken ſoll, daß wir mit ihm ziehen ſehnſüchtig nach fernen Ländern, oder daß wir wehmüthig rückwärts blicken auf unſere dahin geſchwundene Jugendzeit.

Da haben wir vor uns ſo ein Fenſter, aus dem Pianoforteklänge dringen, wie wir ſie gerne hören; es iſt im zweiten Stock eines anſehnlichen Hauſes, die Jalouſieläden ſind geſchloſſen, doch ſtehen die Glasflügel der Fenſter offen; das ergibt ſich aus der Deutlichkeit des Tones, wie er zu uns herausdringt. Es ſind dort oben mehrere Fenſter erhellt, vier neben einander, und wenn wir aufmerkſam lauſchen, ſo iſt es uns gerade, als vernehmen wir auch lachende und plaudernde Stimmen und zuweilen das Klingen eines Glaſes; dazwiſchen aber ertönt das Piano, und nicht in ſolchen Weiſen, wie ſie wohl zum freudigen Aneinanderſtoßen der Gläſer paſſen. Hier würde es uns gar nicht wundern, wenn wir auf einmal eins der alten Trink- und Geſellſchaftslieder hörten:

Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſere Reben

oder:

An des Rheines kühlem Strande
Steh'n viel Burgen hoch und hehr.

Es würde das ganz gut paſſen zu der lauen Mondſcheinnacht, zu den fröhlichen Stimmen, zu dem ſo bezeichnenden Klingen der Gläſer.

Aber die Muſik tönt ernſt dazwiſchen; die Meiſterhand, welche aus den lebloſen Taſten dieſelbe hervorzaubert, läßt ſie daherbrauſen in gewaltigen, wilden, wie ſchmerzerfüllten,

ungeduldigen Accorden, und wenn wir je zuweilen ein Piano vernehmen, so ist es eine leise Klage, ein Ausdruck der Schwermuth, wenigstens der Unzufriedenheit.

Sollten die vier erleuchteten Fenster zwei Wohnungen bilden? Dann wäre es uns erklärlicher, dort den Scherz, die Lustigkeit, hier Ernst, ja Trauer walten zu hören. Aber das scheint nicht so zu sein; jetzt bemerken wir einen Schatten beim ersten Fenster, der nun nach einer kleinen Pause am zweiten, dann am dritten und vierten sichtbar wird. Weßhalb uns das Treiben der Leute da oben interessirt, wissen wir im Augenblick nicht anzugeben. So könnten wir sprechen, wenn wir minder aufrichtig wären, da wir uns aber nie mit derartigen Verstellungen abgegeben, so erklären wir dem geneigten Leser einfach, daß dort oben hinter den vier erleuchteten Fenstern unsere wahrhaftigen aber sehr einfachen Geschichten beginnen, und laden ihn ein, uns dort hinauf zu folgen. Sollte aber Jemand nach unserem gemeinschaftlichen Spaziergange bis hieher unsere fernere Bekanntschaft nicht fortzusetzen wünschen, so können wir nichts thun, als ihm oder ihr bedauernd eine gute Nacht und einen sanften Schlaf wünschen.

Droben hinter den vier erleuchteten Fenstern befanden sich Gesellschaftszimmer und Salon des Commerzienrathes Duvallet, eigentlich Zimmer der Frau Commerzienräthin; denn er, sonst des Hauses Gebieter, war in diesen Räumen, die bei festlichen Gelegenheiten geöffnet wurden, nur geduldet. Die Frau Commerzienräthin verwahrte die Schlüssel dieser Appartements bei sich, hüllte am andern Morgen nach irgend einer großen Geschichte eigenhändig Sopha und Stühle in Ueberzüge von weißem Baumwollenstoff, umhing den Kronleuchter mit einem sogenannten Fliegengarne, schloß die Jalousieläden und pflegte dann zu sagen, nachdem sie wohlgefällig ringsum geschaut: „So, jetzt sind die Zimmer

auch wieder, wie sie sein sollen." Man muß aber aus dieser Aeußerung nicht den Schluß ziehen, als sei Madame Duvallet eine Feindin der geselligen Vergnügungen oder öffne ihr Haus Bekannten und Freunden nicht gerne. — Im Gegentheil; so wie sie bei andern Leuten gerne gesehen war, so sah sie auch gern andere Leute bei sich, und neben den nothwendigen, sich nicht in chronologischer Ordnung folgenden Einladungen zum Thee oder Kaffee trank die Commerzienräthin ihren Kaffee in einem Montagskranz und ihren Thee in den drei wöchentlichen Abendsitzungen des Vereins für alte hülfsbedürftige Jungfrauen, für verwahrloste Kinder von Taglöhnern und in der anonymen Gesellschaft zur Erzielung ordentlicher Dienstboten weiblichen Geschlechts, bei welch letzterer Gesellschaft ein Tugendpreis gestiftet worden, der aber in den letzten Jahren verschiedener Umstände halber nicht mehr ausgetheilt werden konnte.

Die Commerzienräthin war eine große und sehr corpulente Frau; unter ihrem breiten, offenen und freundlichen Gesichte zeigte sich ein behäbiges Doppelkinn; ihre Taille war im Lauf der Jahre so ziemlich verschwunden, und nur, wenn die gute Frau herzlich und laut lachte, was sehr häufig geschah, konnte man allenfalls mit einiger Wahrscheinlichkeit sagen, wo sie in der Jugend ihre Gürtelbänder getragen. Wie es mißvergnügte und finstere Menschen gibt, deren üble Laune ansteckend ist und bei deren Erblicken einem die ganze Atmosphäre mit Essig geschwängert zu sein scheint, oder die uns einen zusammenziehenden Geschmack wie von Alaun zurücklassen, ebenso gibt es auch Leute, deren Heiterkeit und frohe Laune sich auf's Angenehmste allen den hiefür empfänglichen Seelen mittheilt, welche mit ihnen umgehen. So eine Natur war Madame Duvallet; sie strahlte ordentlich Vergnügen und Wohlwollen aus; ihre lebhaften und einst sehr hübschen Augen

leuchteten immer heiter und schalkhaft; um ihre Mundwinkel spielte ein unaussprechliches Behagen und wetterleuchtete es bei jedem freundlichen Gruße, so daß man bei der kleinsten Aufforderung, bei einem einigermaßen anregenden Worte eines herzlichen Lachens gewiß sein konnte. Es gab schalkhafte Freunde genug, ältere Bekannte des Hauses, die stets ein Wort in petto hatten, welches Madame Duvallet zum Lachen brachte, wobei dann nichts komischer war, als wenn die wohlbeleibte Dame den stets mißlungenen Versuch machte, sich über ihre eigene Lustigkeit zu ärgern und ihr Gesicht finster zu verziehen.

Herr Duvallet war von Geburt ein Franzose; sein Vater, aus Frankreich emigrirt, hatte sich in der deutschen Residenz niedergelassen, und um sich fortzubringen sowohl Sprach- als Tanzunterricht gegeben. Der jetzige Commerzienrath war zu Anfang des Jahrhunderts in Deutschland geboren, lernte mit Leichtigkeit sowohl die Sprache seiner neuen wie die seiner alten Heimat; der Vater unterrichtete ihn selbst, bestimmte ihn zum Handelsstande und fand auch für den munteren, aufgeweckten Knaben eine Lehrstelle in einem angesehenen Kaufmannshause.

Sowohl im Aeußern wie im Innern war der Commerzienrath das vollkommenste Gegentheil von seiner Frau; eher klein als groß, war er mager und hatte schwarzes Haar, während Madame Duvallet in ihrer Jugend auf ihre schönen blonden Locken stolz gewesen war. Wenn der Commerzienrath auch gerade keine finstere Gemüthsart hatte, so sah man ihn doch nicht allzuhäufig lächeln, lachen eigentlich nie; dagegen war er sehr mittheilsam, sprach gut, klar und bestimmt, und ebenso waren auch seine Befehle im Haus und auf dem Comptoir. Die Bewegungen seines Körpers paßten vollkommen zu der Energie, mit der er seine Anordnungen traf und darüber wachte, daß diese

ausgeführt wurden. Was das letztere anbelangte, so traute er nur seinen eigenen, sehr scharfen Augen, weßhalb denn auch die Commis, Lehrlinge und Knechte in keinem Magazin des weitläufigen Hauses sicher waren, Herrn Duvallet nicht plötzlich vor sich stehen zu sehen und zu bemerken, daß ihm ein einziger Blick genügte, um irgend eine kleine Unordnung zu finden, habe sich dieselbe auch in die entfernteste Ecke des Gewölbes zurückgezogen.

Die Ehe des Commerzienrathes war erst nach Verlauf von mehreren Jahren mit einer Tochter gesegnet worden, welches Kind Vater und Mutter grenzenlos liebten. Freilich hatte Herr Duvallet bei ihrer Geburt achselzuckend gesagt: „es hätte auch ein Bube sein können," und auch später zuweilen, als Jahr um Jahr verstrich, und sie das einzige Kind blieb, hatte er dies Wort bei sich wiederholt und mit der stillen Bemerkung: „es wäre Schade, wenn das Geschlecht der Duvallet mit mir aussterben sollte. Dieser Name hatte einen guten Klang in Frankreich: les Duvallets," sprach er alsdann in tiefem Nachdenken vor sich hin, und konnte wohl leise hinzufügen: „les Seigneurs Duvallets. — Ah! wer kann das Schicksal ändern; es ist doch vielleicht gut so."

Daß aber der Commerzienrath seine ganze Sorgfalt, all' seine Zärtlichkeit auf die einzige Tochter concentrirte, zeigte er in der Liebe, in der Umsicht, mit welcher er die Spiele des Kindes zuerst beaufsichtigte und später Sorge trug für die Erziehung des heranwachsenden Mädchens.

Alice Duvallet war jetzt sechzehn Jahre alt und ein auffallend schönes und dabei gutes und freundliches Mädchen von tiefem, weichem Gefühl und großer Herzlichkeit. Sowohl das Innere wie das Aeußere von Vater und Mutter war in ihr zu einem harmonischen Ganzen vereinigt; an ihr sah man des Vaters feine, schlanke Figur,

seine kleinen, ariſtokratiſchen Hände und Füße, angenehm verbunden mit den runden Formen der Mutter. Von der Letzteren hatte ſie die wunderbarſten hellblonden Haare, während ihr dunkles, feingeſchlitztes Auge, ſowie die zierlich gewölbten, ebenfalls dunklen Brauen an den Vater und deſſen Heimat erinnerten. Auch ihr Inneres hielt auf's Glücklichſte die Mitte zwiſchen beiden Eltern; man konnte ſagen: ein gutes Schicksal theilte ihr von den Eigenſchaften jedes derſelben ſo viel mit, um ihr Gefühl und ihr Herz ſo zu bilden wie es war — ein wunderliebliches Ganze, wohlthuend, beglückend für ihre Umgebung.

Alice hatte den Ernſt, die Energie ihres Vaters, welche aber gemildert waren durch die Heiterkeit ihrer Mutter. Wie dieſe lachte ſie gern, doch bedurfte es ſchon einer in der That komiſchen Veranlaſſung, oder, wo dieſe ſich nicht ergab, die vor Glückſeligkeit funkelnden Augen der Commerzienräthin, um die Tochter ebenfalls zu einem Ausbruch von Luſtigkeit mit fortzureißen, welche dann aber gleich wieder gehemmt wurde durch einen ernſten Blick des Herrn Duvallet oder ein leiſe ausgeſprochenes: „Aber Alice!“

Daß der Commerzienrath bei gelungenen Speculationen ſowie bei langjährigem Fleiße ein wohlhabender, vielleicht ein reicher Mann geworden ſei, vermutheten Bekannte und Geſchäftsfreunde. In ſeinem Leben, in ſeinen Ausgaben ſah man nichts davon; er hatte ſeit langen Jahren die gleiche Wohnung im zweiten Stocke des elterlichen Hauſes ſeiner Frau inne, ein mäßiges Appartement, das wohl den Bedürfniſſen der Familie entſprach, das aber durchaus in keinem Verhältniß ſtand zu dem Vermögen, das man berechtigt war ihm zuzuſchreiben. Wenn Herr Duvallet auch ſein Geſchäft den Anforderungen der Zeit gemäß von Jahr zu Jahr vergrößerte, ſo geſchah das doch nicht in dem Maßſtabe, daß er dazu ſeine bereits erworbenen Capi-

talien hätte aufbrauchen können; wo er seine übrigen Fonds placirte, wußte keiner seiner Geschäftsfreunde, und wenn er auch hie und da mit Sachkenntniß und sicherem Blick in Staats- und anderen Papieren speculirte, so war das doch nur vorübergehend zu gewissen und meistens für ihn günstigen Zeitpunkten, die ihm dann auch wieder neue Capitalien machten, über deren Verwendung aber, wie schon vorhin bemerkt, Niemand, nicht einmal die Commerzienräthin, die geringste Kenntniß hatte.

Was indessen Madame Duvallet anbelangte, so machte ihr diese Ungewißheit nur insofern zu schaffen, als sie es lieber gesehen hätte, wenn der Commerzienrath geneigt gewesen wäre, auch einen Theil dieses wohlerworbenen Reichthums vor den Augen der Welt zu zeigen, sei es durch eine größere Wohnung im ersten Stocke, durch ein elegantes Ameublement, durch eine eigene Equipage oder dergleichen, — Wünsche, deren Erfüllung Herr Duvallet freundlich aber bestimmt von der Hand wies, so oft Madame auf direktem oder indirektem Wege, vielleicht durch eine gute Freundin, etwas davon zur Sprache brachte, und man mußte schon gestehen, daß, so hartnäckig der Commerzienrath an seiner Wohnung im zweiten Stocke festhielt, er eben so wenig dazu zu bringen war, die alten Möbel, welche seine Frau von den Eltern ererbt, gegen neue umzutauschen, deren Vorzug, wie er nicht mit Unrecht behauptete, eben nur darin bestand, daß sie neumodischer und vielleicht unbequemer waren.

So sah man denn in der Wohnung bei Duvallets lauter alte, ehrwürdige Geräthe, gut erhalten und mit schönen Stoffen bezogen, aber von einer Form, wie wir sie uns nur aus der Kindheit erinnern. Daß sie unbequem seien, konnte man gerade nicht sagen, und so ein altmodisches Sopha mit seinen weit geöffneten, gut gepol-

nerten Armen hatte schon seine Vorzüge gegen einen seiner jungen Nachkommen, bei denen nur zu oft äußerer Glanz und Schein die inneren Vorzüge ersetzen muß.

Da nun aber der Commerzienrath zweckmäßige Erfindungen der neueren Zeit nicht ausschloß, und man zum Beispiel auf einem altmodischen Tischchen neben dem ehrwürdigen Nadeleisen die neuesten Pariser Carcellampen sehen konnte, so gewährte die ganze Einrichtung einen etwas wunderlichen Anblick, worüber die gute Madame Duvallet bei ihren Kaffeekränzchen und Theegesellschaften manchen kleinen Stich von in diesem Punkte bevorzugteren Freundinnen hinnehmen mußte, dies aber auch in ihrer unverwüstlichen Heiterkeit mit dem besten Humore that, indem sie sogar mit der größten Selbstverleugnung in den Neckereien da tertullo, wo die Bekannten aufhörten.

Daß aber dergleichen Neckereien vor den Ohren des Herrn Duvallet nicht laut werden durften, glauben wir nicht erst erwähnen zu müssen; er hing mit antikischer Pietät an seinen alten Möbeln, die ihm, wie er sagte, ein Bild der vergangenen Zeit gaben, einer Zeit der Arbeit und Mühen, welche ihm aber zum Segen und zum Glücke gediehen.

Er liebte es überhaupt, die Tage der Vergangenheit auf seine eigene Art zu feiern, und wenn er auf Namenstage, Geburtsfeste und dergleichen im Allgemeinen nicht viel hielt, so hatte er sich doch einen eigenen Kalender componirt, dessen wichtige Tage mit unsern großen Festen von ihm hochgehalten wurden. Wie zum Beispiel war ihm der Tag, an welchem seine Eltern das schöne Frankreich verlassen, nie ohne eine ernste Erinnerung vorüber gegangen, so gedachte er fröhlich des Tages, an welchem damals die Auswanderer die deutsche Residenz betraten. Von allen wichtigen Tagen aber wurde keiner festlicher von ihm be

gangen als der, wo er zum ersten Male das Haus seines Principals und späteren Schwiegervaters betreten.

Der kleine Franzose mochte damals sechzehn Jahre alt gewesen sein, und wurde von seinem Vater, der, ebenso an alten Gebräuchen hängend, bis zum Ende seiner Tage nie ohne Zopf gesehen wurde, in steifer Förmlichkeit in das sehr achtbare Kaufmannshaus begleitet. Der Sohn war eine Copie des Vaters, trug wie dieser eine weiße steife Halsbinde, und hatte seinen sehr niedrigen Hut in förmlichster Haltung unter dem Arme. Dieser Anblick mochte sehr komisch auf die kleine Tochter des Handelsherrn eingewirkt haben, denn das achtjährige lebhafte Mädchen, die nachherige Madame Duvallet, brach, als sie des neuen Lehrlings mit der weißen Halsbinde, dem aufwärts frisirten Haar und dem Hute unter dem Arme ansichtig wurde, in ein so unauslöschliches Gelächter aus, daß sie aus dem Zimmer gebracht werden mußte.

Nach erfolgter Annahme des Sohnes zu Hause wieder angelangt, hatte der alte Herr Duvallet in seinen Kalender geschrieben, daß am besagten Tage sein Sohn François bei Monsieur So und So präsentiret worden, bei welcher Occasion die Demoiselle Tochter eine große Hilarité bezeiget, was als ein gutes Omen zu regardiren sei.

Der alte Herr hatte vollkommen Recht gehabt, sofern der Eintritt seines Sohnes in das Haus des Handelsherrn der Anfang des Glücks für den jungen Menschen gewesen war. François Duvallet hatte es auch nie an Fleiß und Strebsamkeit fehlen lassen; er betrachtete sich nicht als Arbeiter, dessen eifriges Geschäft nach beendigten Comptoirstunden es ist, die Thüren zu schließen und seiner Wege zu gehen, sondern er sorgte wo er konnte für das Interesse des Hauses, als ob es sein eigenes wäre, und war beschäftigt früh und spät, auf dem Comptoir und im Zollhause,

in den Kellern sowie in den Magazinen. Dabei hatte der Sohn des Tanzmeisters ein sehr artiges, abgeschliffenes, ja elegantes Wesen, und wo andere junge Leute seines Alters steif und blöckisch waren, da war sein Benehmen so, daß, wenn in Abwesenheit des Principals irgend ein feiner Kunde kam, der auf denselben wartete, François Duvallet zu ihm gesandt wurde, ihn zu unterhalten, oder auch in Geschäften mit ihm zu reden, was er alsdann mit seltener Umsicht und Geschicklichkeit that.

Daß ihm hierbei die vollkommene Fertigkeit in der französischen Sprache von außerordentlichem Nutzen war, ist selbstredend; und diese Kenntniß veranlaßte den Principal, François Duvallet, selbst als er noch Lehrling war, auf Reisen zu schicken. — Genug, er blieb auch als junger Commis im Hause, er avancirte zum ersten Commis der Magazine, zum Buchhalter, zum Procuraführer und endlich zum Schwiegersohn, als er die gern lachende und einzige Tochter des Hauses zur Frau erhielt.

Wir haben schon früher bemerkt, daß Herr Duvallet mit außergewöhnlichem Glücke gearbeitet; daß er das Vermögen seines Schwiegervaters, beziehungsweise seiner Frau, beträchtlich vermehrt, daran war kein Zweifel. Herr Duvallet mußte ein sehr reicher Mann sein, das versicherten einstimmig alle Banquiers der Residenz, und wenn auch keiner unter ihnen war, der behaupten konnte, er habe Capitalien für Herrn Duvallet angelegt oder bedeutende Gelder des Hauses in Händen, so war doch ebensogut keiner unter den Geldleuten, der ihm nicht einen unbegrenzten Credit gegeben hätte.

Der Tag, dessen wir soeben erwähnt, der Eintritt François Duvallets in das Haus seines künftigen Schwiegervaters, war es, welcher heute Abend gefeiert wurde; ihm zu Ehren waren die beiden Zimmer festlich beleuchtet,

und wenn auch an diesem Abende keine Damen zugegen waren, so hatte Madame Duvallet der Wichtigkeit des Festes willen doch ihre Möbel von den weißen Ueberzügen befreit.

Die weiblichen Bekannten seiner Frau bei solchen Gelegenheiten einzuladen, liebte der Commerzienrath nicht. „Die verstehen es nicht und finden keinen Geschmack daran, wenn man von der Vergangenheit spricht," pflegte er zu sagen; „ja die meisten der an sich sehr würdigen Damen würden es übel nehmen, wenn ich, was die Zeit vor zwanzig Jahren anbelangt, an ihr Gedächtniß appelliren wollte."

Da Madame Duvallet dagegen nichts einwenden konnte und wollte, so hatte der Commerzienrath auch am heutigen Abend die Einladungen selbst besorgt, und nun saßen sie da um den runden Familientisch, seine langjährigen Bekannten und erprobten Freunde, einstens als Schul- und Spielkameraden lustige, oft übermüthige Buriche, jetzt natürlicher Weise gesetzte und höchst ehrbare Geschäftsmänner, ernsthafte Beamte und würdige Väter der Stadt.

Aus den Resten des Soupers, welche man noch auf dem Tische stehen sah, konnte man entnehmen, daß dieses ein außerordentlich gutes, ja feines gewesen sein mußte. Was das Service anbelangte, so gehörte es sowohl wie die übrigen Mobilien einer längst vergangenen Zeit an und nahm sich in seinen eigenthümlichen Formen, mit den schnörkelhaften Verzierungen und der bunten Malerei, seltsam genug aus, hatte aber dem Auge eines Kenners wohlthun können, wenn Teller, Gläser und das Uebrige nur einigermaßen zusammengepaßt hätten. Wo aber irgend eins der alten Stücke zerbrochen war, da fiel es dem Commerzienrath nicht ein, es durch eins der gleichen Gattung ersetzen zu lassen, er hätte es nicht über sich ver-

macht, dieſe Auslage zu machen, und der gewöhnliche Teller, das einfache Glas mußte die Stelle ſeines reich verzierten Vorgängers vertreten.

Die Herren befanden ſich im Wohnzimmer, und auf dem Tiſche, an dem ſie plaudernd und rauchend ſaßen, ſtanden alte beſtaubte Weinflaſchen, ebenfalls Zeugen einer längſt vergangenen Zeit, die aber mit ihrem Inhalte dem feinſten Kenner willkommen geweſen wären. Daß dieſer Inhalt kräftig und erheiternd war, ſah man an den lenchtenden Blicken der Umſitzenden, hörte man aus ihrem animirten Geſpräch, ſowie aus abgebrochenen Melodieen uralter bekannter Lieder, die plötzlich wie eine Rede illuſtrirend ohne beſondere Veranlaſſung ertönten.

Es mochten mit dem Hausherrn acht der Freunde hier verſammelt ſein, zwiſchen denen man als einzige Frau Madame Duvallet mit ſehr heiterem Geſichtsausdrucke bemerkte. Neben ihr ſaß der Stadtrath Scheidel, der ein ſeit vielen Jahren bekanntes Geſprächsthema auf gerade nicht neue Art variirte; er unterhielt nämlich ſeine langjährigen Bekannten zum Gott weiß wie vielten Male von den Gefühlen, die ſein Herz, das eines jungen, der Schreiberei befliſſenen Menſchen, berührt hätten, als er damals mit den ſcharfen Augen eiferſüchtiger Liebe entdeckt, wie François Duvallet der erkorene Glückliche ſei.

„Die Schreibſtube im Rathhauſe,“ ſeufzte der alte Stadtrath, „wußte davon zu erzählen; es waren finſtere Gedanken, die mich beſchäftigten, faſt Selbſtmordideen, und wer weiß, was geſchehen wäre —“

„Wenn Sie nicht glücklicher Weiſe zu jener Zeit,“ erwiederte lachend die Commerzienräthin, „gegenüber Ihren Fenſtern der Schreibſtube des Rathhauſes die künftige Madame Scheidel entdeckt hätten.“

„Ja, aber deren erſter Anblick mich eigenthümlich traurig

machte," verſetzte der Vater der Stadt, nachdem er mit ſehr geſpitztem Munde und halb geſchloſſenen Augen einen langen Zug aus ſeinem Kelchglaſe gethan. „Neben ihr ſtand nämlich dazumal ein junger Mann, den ich nicht kannte und der vertraulichen Stellung nach für einen begünſtigten Nebenbuhler halten mußte.

Alles fühlt der Liebe Freuden,
Alles tanzt und lacht und ſingt,

dacht' ich und zerbiß meine beſte Schreibfeder."

„Und du ſollſt die Liebe meiden,
Weil ein Schwarzer häßlich iſt."

fiel ihm ſein Nachbar, ein wohlgenährter Fabrikant, in die Rede.

„Schwarz war ich allerdings," erwiederte der Stadtrath: „ob ich aber gerade häßlich genannt werden konnte, darüber bitte ich unſere liebenswürdige Nachbarin zu vernehmen."

„Nein, häßlich war der Scheidel gerade nicht," nahm ein Anderer der alten Herren das Wort, einer, der ſehr bedächtig ſprach und zwiſchen jedem Satze einen Zug aus ſeiner Cölner Pfeife that. „Häßlich gerade nicht, er ging ſo mit. Der gute Scheidel war ein mageres, ſchwarzes Ding, von dem man glaubte, es äße ſich nie recht ſatt, oder es mache ſich allzuviel Bewegung. Er hatte etwas von einem ſchwarzen Rattenfänger an ſich und war überall zu ſehen. — So ſagten nämlich damals alle Mädchen meiner Bekanntſchaft."

„Ja, in dem Punkt war er ein verfluchter Kerl," meinte der Fabrikant, „und," ſetzte er hinzu, indem er die Hand an den Mund hielt, als wolle er etwas im Vertrauen mittheilen, dabei aber nicht im Geringſten leiſe ſprach, „unſere verehrungswürdige Freundin dort kann ſich gratuliren, daß ihr Herz nicht von den Pfeilen ſeiner glühenden Augen

verletzt wurde, als er am Rathhausfenster vor seinem Schreibpulte stand, denn er soll sich, was das Herumschnuffeln anbelangt, noch nicht stark gebessert haben."

Herr Scheidel wollte in die Höhe fahren, um zu einer großen Rechtfertigung anzusetzen; doch hatte sein Blick etwas Triumphirendes, was immer bei ihm sichtbar wurde, wenn man ihn in Abwesenheit seiner Frau für einen Don Juan, Lovelace oder sonstigen berühmten Verführer ausgab.

„Laß' gut sein, Scheidel," sprach der Hausherr, „wir, Deine genauen Freunde, wissen, daß diese Beschuldigung ungerecht ist. Seit Du bei Deiner Liebsten und nachherigen Frau Erhörung fandest, bist Du ein exemplarischer Ehemann gewesen, und ich bin überzeugt, wenn Du selbst einmal in Gedanken gefehlt hättest, würdest Du das beim nächsten Buß- und Bettag Deiner Frau gebeichtet haben."

Zwischen diesen Reden, die beim Klingen der Gläser und dem fleißigen Zusprechen der flinken Mädchen um den Tisch flogen, drangen aus dem Nebenzimmer die Töne des Pianoforte, wie wir sie vorhin schon auf der Straße gehört, jetzt in kräftig angeschlagenen Accorden, dann in leisen Klängen, die schmerzlich zu klagen und von tiefen Leiden zu sprechen schienen, zuweilen aber in greller Lust wie in erzwungener Heiterkeit emporloderten, um dann für den Augenblick mit einer Dissonanz zu schließen.

Der alte Herr, der so bedächtig sprach und an der Cölner Pfeife rauchte, ein Steuereinnehmer, hatte ein dickes wohlgenährtes Gesicht, und der Fabrikant daneben pflegte von ihm zu sagen, er habe einen merkwürdigen Kopf, denn er könne sich an die Stirne treffen, wenn er mit der Hand auf sein Hinterhaupt schlage. In der That besaß er eine stattliche Glatze von einer fast komischen Glätte und Politur, welche an beiden Schläfen mit wuchernden, drohend emporstehenden, struppigen Haaren bekränzt war. Er that einen

bedächtigen Zug aus ſeiner Pfeife, zeigte dann mit dem Kopfe derſelben auf die Thüre des Nebenzimmers und ſagte:

„Was der jetzt wieder, ſo lange er am Clavier ſitzt, zuſammentrommelt! Findet Einer von euch Sinn und Verſtand darin? Das weiß der liebe Gott, wie die heutige Jugend Muſik treibt!“ fuhr er fort, indem er die Achſeln ſehr hoch emporzog; „das iſt ein Gallimathias und ein kunterbunter Durcheinander, daß Einem der Kopf ebenſo wirbelig davon werden muß, wie er den jungen Leuten, die ſich Muſiker ſchimpfen laſſen, ohnehin ſchon iſt.“

„Allerdings, er hat Recht,“ nahm Herr Stadtrath Scheidel das Wort. „In unſerer Jugend haben wir auch Muſik getrieben, und wie man uns verſichert, ſpielten wir gerade nicht ſchlecht; aber dergleichen Faxen, wie man ſie heute machen hört, haben wir ſo einem unglückſeligen Clavier nicht zugemuthet. Wir ſpielten Lieder, aber Lieder, die Jemand ſingen konnte, ohne ſich die Zunge zu verrenken, eine anſtändige Sonate, ein ruhiges Menuett, überhaupt gelaſſene Melodieen, wobei ſich ein vernünftiger Menſch auch etwas Vernünftiges denken konnte.“

„Da eben liegt's,“ ſagte der Mann mit der hohen Stirne in beſtimmtem Tone, „die Gedanken von damals und jetzt. Unſere Phantaſieen waren ruhig und ehrbar.“

„Höchſtens blickten wir ſehr anſtändig nach den Töchtern unſerer Nachbarn,“ meinte der Fabrikant mit einem Seitenblick auf Herrn Scheidel.

„Ja, ja,“ ſprach Herr Duvallet; „und wenn wir ſangen:

Du, du liegſt mir im Herzen,
Du, du liegſt mir im Sinn,
Du, du machſt mir viel Schmerzen,
Weißt nicht, wie gut ich dir bin,

so sprachen wir eben unsere Meinung aus und verrathen unsere Gedanken."

„Was für Gedanken kennt Ihr denn aber aus dem Dudelsack errathen, den der da spielt?" nahm der Steuereinnehmer wieder das Wort. „Hört doch einmal einen Augenblick zu und sagt mir ehrlich, wie es euch vorkommt."

„Mir klingt es gerade," sagte der Stadtrath, „als wenn unsere städtischen Musikanten in der Neujahrsnacht auspicken wollten und stimmten vorher ihre Instrumente."

„Es ist ganz natürlich so," sprach der Fabrikant, „als wenn man die Spinnmaschine anlaufen läßt, und Riemen und Räder schnurren durcheinander und klappern und rauschen ohne Sicherheit, bis endlich einmal Alles im Gange ist."

„Ja, das ist der Lauf der Welt," meinte kopfnickend Herr Duvallet, „die Zeichen der Zeit: Ueberstürzen und rastloses Jagen, einem glänzenden Ziele zu, das anfänglich hie und da trügerisch auftaucht und am Ende weder mehr zu erblicken noch viel weniger aber aufzufinden ist."

„Es ist doch sonst ein ordentlicher Mensch, der Victor," sagte der Fabrikant.

„O ja," erwiederte der Commerzienrath, „bis auf seine Marotte, Musiker, Compositeur zu werden."

„Aber er soll doch recht viel Talent haben," mischte sich Madame Duvallet etwas schüchtern in das Gespräch. „Sein alter Lehrer sagt das, und auch der Kapellmeister des Hoftheaters, den ich neulich vertraulich gefragt."

„Der Kapellmeister des Hoftheaters!" sprach achselzuckend der Steuereinnehmer; „daß so Einer sich natürlicher Weise freut, wenn wieder einmal ordentlicher Leute Kind zu ihnen übergeht, das finde ich so begreiflich wie nur was. Was ist aber Musikant und Compositeur? Ich

ſage mir immer und habe mich ſelten geirrt: je ordentlicher und ſolider der Staats-bürger, um ſo mehr Steuern zahlt er. Nun aber frage ich euch, wie ſteht's in dem Punkt mit den Muſikanten und allem dem, was drum und dran hängt?"

„Sehen die alten Artisten
Warnen uns vor den Schnurranten,
Komödianten, Muſikanten."

recitirte der Stadtrath. „Und was das Volk Einem auf dem Rathhauſe für Mühe macht, davon habt ihr gar keine Idee. Heirathsgeſuche ohne Nachweis eines genügenden Nahrungszweigs, denn die paar tauſend Gulden, die ſo Einer oder ſo Eine verdient, die ſollte man eigentlich von Rechtswegen gar nicht gelten laſſen."

„Bei Victor iſt es obendrin das Traurige, daß er ein recht hübſches Vermögen beſitzt," bemerkte der Hausherr, „und ich fürchte ſehr, das iſt auch der Grund, weßhalb ſeine Lehrer und ſogenannten Freunde Talent bei ihm entdecken wollen. Ich kann das zu leider Gottes nicht beurtheilen, und das beunruhigt mich. Hätte er wirklich große Fähigkeiten," ſetzte er achſelzuckend hinzu, „ſo würde ich mich allenfalls darein finden."

„Vorderhand aber arbeitet er noch auf Deinem Comptoir?" fragte der Fabrikant.

„Er läßt ſich dort zuweilen ſehen, weil es ſein Vater, mein langjähriger Geſchäftsfreund, vor ſeinem Tode ſo beſtimmt und ſein Ausſchreiben aus dem Kaufmannsſtande von meiner Einwilligung abhängig gemacht hat. — Aber was thut er im Geſchäfte? Statt einen Brief zu ſchreiben oder Waaren zu unterſuchen, blickt er zerſtreut zum Fenſter hinaus, ſummt eine Melodie vor ſich hin, oder treibt zum Scandal der Commis und Lehrlinge noch Schlimmeres. Hat er doch neulich zwiſchen die Linien des Hauptbuches

eine ganze Reihe Noten geschrieben. Mein erster Buchhalter wurde bei dem Anblick fast vom Schlage getroffen. Ja, wenn ich genau wüßte, daß er wirklich große Talente hat!" setzte Herr Duvallet fast kummervoll hinzu.

„Es ist eigentlich Schade," bemerkte der Stadtrath nach einer Pause, und während er sprach, blickte er aus seinen Augenwinkeln lauernd auf die Commerzienräthin, „daß sich der junge Mensch nicht mächtig nachgezogen fühlt von dem großen kaufmännischen Genie unseres hochverehrten Freundes Duvallet; denn da unser hochverehrter Freund selbst keinen männlichen Sprößling besitzt, so hatte sich in dem angegebenen Falle, daß nämlich Victor eine Zierde des Comptoirs geworden wäre, die gleiche glorreiche Geschichte wiederholen können, welche unsern hochverehrten Freund — diesen unermüdlichen Arbeiter, diesen — diesen treuen Hüter —"

„Der gute Scheidel scheint mir zu einer Rede ausholen," meinte der Steuereinnehmer leise gegen den Fabrikanten.

Auch Herr Duvallet schien das zu ahnen, und da er ein Feind aller Tiraden war, weil er nicht die Gabe besaß, sie zu erwidern, so fiel er seinem würdigen Freunde in die Rede, indem er sagte:

„Ach! ich verstehe Dich; ja, ich will nicht läugnen, daß ich es vielleicht gerne gesehen hätte, wenn Victor den Kaufmannsstand mit Liebe und Talent ergriffen hätte. Da dem aber leider nicht so ist, so freut es mich in der That," — dies sprach er mit leiserer Stimme, — „daß die beiden jungen Leute sich völlig wie Bruder und Schwester betrachten, ja, daß Victor eine Theilnahmlosigkeit für Aline zeigt, die mich bei den angegebenen Verhältnissen glücklich macht."

„Der Stadtrath schien durch das eben Gehörte nicht befriedigt zu sein; er tauchte sein Kinn behaglich in die

Halsbinde; ein freundliches Lächeln umſpielte ſeinen geſpitzten Mund, und nachdem er ſein Glas erhoben und ſeine Blicke feſt auf den Hauswirth gerichtet hatte, ſprach er:

„Ich habe da vorhin einen glorreichen Moment in dem Leben unſeres hochverehrten Freundes berührt, auf den zurückzukommen ich nicht unterlaſſen kann; da ich aber weiß, daß unſer hochverehrter Freund und Hauswirth ein Feind vieler Worte iſt, ſo faſſe ich mich auf's Allerkürzeſte, bitte euch aber, die Gläſer zu füllen und ſie mit dem Wunſche auszutrinken, daß wir, die treuen Freunde des Hauſes, noch lange Jahre im Stande ſein mögen, mit unſerem liebenswürdigen Wirthe die Erinnerung des heutigen Abends feſtlich und froh zu begehen."

Damit ſtand der Stadtrath würdevoll auf, faßte zierlich ſeinen Kelch zwiſchen Daumen und Zeigefinger und ſtieß unter einer freundlichen Verbeugung mit der Commerzienräthin an, worauf ſich auch die übrigen Herren erhoben, und einen Moment lang das Klingen der Gläſer ſo ſtark war, daß es ſogar die Muſik aus dem Nebenzimmer übertönte.

Dort erſchien in dieſem Augenblicke Alice Duvallet, — in der That eine liebliche Erſcheinung. Man konnte nichts Eleganteres ſehen, als ihre ſchlanke und doch volle Geſtalt, hervorgehoben durch das einfache weiße Hauskleid; ihre elaſtiſchen Bewegungen hatten etwas ungemein Weiches, ja Hingebendes, das aber mit dem ganzen Eindruck, den dieſe prächtige Geſtalt machte, wieder vermiſcht wurde durch die freie, entſchloſſene Haltung des Kopfes und durch den Ausdruck ihres Geſichtes ſelbſt, in welchem aber auch das Weiche und das Harte ſich auf eine liebliche Art miſchten. Die hohe weiße Stirn, das volle blonde Haar und der feine Mund kennzeichneten die Sanftmuth, die lieblichſte Hingebung ſelbſt, namentlich wenn Alice, was aber nicht

zu bannen verstand, den Kopf senkte und die Augenlider traumerisch herabfallen ließ, wobei alsdann ein reizendes Lächeln um ihren Mund spielte. Verschwand aber dieses Lächeln, um aus irgend einem Grunde einem ernsten Ausdrucke Platz zu machen, so öffneten sich unwillkürlich ihre Lippen, man sah die schneeweißen Zähne hervorblitzen, und wen in einem solchen Momente der Blick des schwarzen glühenden Auges voll und ausdrucksvoll traf, der fühlte sich ergriffen, aber nicht selten auch zurückgestoßen von der Gewalt und Hoheit, welche in diesem Blicke lag.

Das junge Mädchen blieb unter der Thüre stehen und schaute lächelnd auf die Gruppe der alten Herren, die nach dem Zusammenstoß mit den Gläsern beschäftigt waren, diese zu leeren.

„Unser Toast," rief ihr der galante Stadtrath entgegen, „oder vielmehr der Wunsch, der in ihm lag, ist jedenfalls über den Sternen erhört worden; denn im Augenblicke, wo ich ihn aussprach, erscheint uns ein Engel, um die Gewährung unserer Bitte zu verkündigen."

„Dieser alte Scheidel wird nie anders," sagte der Steuereinnehmer zum Commerzienrath; „man sollte ihm wahrhaftig das Haus verbieten; er gibt den jungen Leuten ein gar zu schlechtes Beispiel."

„Laßt ihn nur," sprach begütigend der Jubilant, der diese Worte vernommen; „es ist ein wunderschöner Abend dieser Abend, und Jeder soll nach besten Kräften froh sein. Ich möchte gar zu gerne Eins singen, weißt du, Tuwollet

Reich' mir, o Knabe, den Becher,
Füll' ihn mit funkelndem Wein,

das hat uns die kleine Alice vor Jahren gesungen; aber die erwachsene —"

„O die erwachsene," fiel ihm das schöne Mädchen

lachend in die Rede, „würde es noch ebenso gerne thun, wenn —"

„Nicht schon Mitternacht vorüber wäre," unterbrach sie der Steuereinnehmer kopfschüttelnd. „Alles hat seine Zeit, du alter, lustiger Knabe. Das hat ja schon der hochweise und höchstselige König Salomo gesagt, obgleich er auch ein flotter Bursche war."

„Ja, eben deßwegen," sprach der Hauswirth mit einem leichten Lächeln, „weil nämlich Alles seine Zeit hat, so glaube ich, es wäre jetzt der richtige Moment, ein lustiges Lied zu singen."

„Bravo! Tuvallet, so ist's recht!" rief der Stadtrath; „wenn nur der Victor zu was zu brauchen wäre und uns eins aufspielte!"

„Man muß es ihm sagen," meinte bedächtig der Steuer-Einnehmer. Und darauf erhob er seine Stimme und rief: „He! Victor!"

Das junge Mädchen hatte in diesem Augenblicke ihr Gesicht dem Nebenzimmer zugewandt; sie preßte ihre Lippen auf einander und schaute forschend dorthin.

Dieses Nebenzimmer war der Salon der Commerzienräthin, und auch hier herrschte die eigenthümliche Möbelwirthschaft wie im ganzen Appartement; man hätte sagen können: hier war dieselbe am schönsten ausgeprägt, da sich in der Mitte des ziemlich geräumigen Zimmers, umgeben von lauter altväterischen Geräthen, Stühlen mit hohen, verschnörkelten Lehnen, Armsesseln mit Leder bezogen, Sophas groß und weit, wie zur Aufnahme einer ganzen Familie bestimmt, — da sich zwischen diesen Möbeln eines vergangenen Jahrhunderts, die aber mit einem guten Stoffe überzogen waren, einer der elegantesten, neuesten Flügel befand, von prachtvoller Arbeit und mächtigem Tone, dessen schwere, wenn auch gefällige Formen, der geschweifte Ka-

ſten von dunklem Palliſanderholz mit den dicken klammigen Füßen, ſo ſonderbar contraſtirten mit den leichten der ganzen übrigen Einrichtung, mit den ſein geſchwungenen Armen der Sopha's und Seſſel und den zierlich gewundenen Füßen derſelben.

Was ebenfalls nicht hieher zu paſſen ſchien, das war ein großes, prachtvolles Bild an der einen Wand, eine Landſchaft von Girardet, ein Meiſterwerk des berühmten Malers, eine eigenthümliche landſchaftliche Anſicht darſtellend; man blickte durch einen halb verfallenen, aber reich, kühn und elegant conſtruirten Thorbogen, der oben am Schlußſtein ein halb verwittertes Wappen zeigte, in einen vernachläſſigten und gänzlich verwilderten Park; kaum war hier die Form der Wege noch ſichtbar; überall hatten wuchernde Pflanzen von ihnen Beſitz genommen, während mächtige Bäume ihre Zweige ſo tief herabſenkten, daß ſie oft förmliche Barrieren bildeten. Die Landſchaft war im Hochſommer aufgefaßt, hie und da verſuchte die Sonne durch die dichten Laubmaſſen einzudringen, färbte dieſelben goldig und glänzend grün und warf grelle, ordentlich ätzende Lichtpunkte auf den theilweiſe bemooſten Boden. Der Hauptweg am Eingange führte gegen eine Brücke, deren Wölbungen, feſt aus Quadern gebaut, allein erhalten waren, während Marmorfiguren, die an beiden Enden geſtanden, herabgeſtürzt waren und von hochhohem Graſe faſt verdeckt wurden. Ein breites Bergwaſſer ſtürzte unter der Brücke dahin, und ſeine wilden, ſchäumenden Wellen zeigten an, daß es von einer Anhöhe herabkomme. Dieſe Anhöhe bemerkte man auch zwiſchen den Baummaſſen und ſah, daß ſie ein Landhaus trug, ein kleines Schloß, an dem auch einiges Zerſtörte und Ruinenhafte zu bemerken war.

An dem Flügel ſaß der Neffe des Commerzienrathes,

Victor Barring. Er hatte die Lichter, womit Madame Duvallet nie vergaß das Instrument zu erhellen, auf den Nebentisch gestellt und fand es angenehmer, so in leichter Dämmerung seinen musikalischen Phantasieen nachhängen zu können, die er gewandt und geistreich dem prächtigen Instrumente zu entlocken wußte.

Victor war ein junger Mann von vielleicht vierundzwanzig Jahren, ziemlich groß, schlank gewachsen; er hatte blaue Augen, dunkelblondes, stark gelocktes Haar, seine regelmäßigen und angenehmen Züge hätten schön genannt werden können, wenn sie nicht auffallend bleich gewesen wären, und wenn nicht seinen Mund ein Zug des Mißmuthes, ja des Trotzes entstellt hatte, der auf seine Stirne frühzeitige Falten zu zeichnen drohte.

Im Gegensatz zu Allem, was wir bis jetzt in der Wohnung des Commerzienrathes gesehen, war Victor mit ausgesuchter Eleganz gekleidet; er trug einen blauen Frack, eine weiße Weste, und wenn auch sein ebenfalls weißes Halstuch nach Künstlerart etwas locker umgebunden war, so zeigte doch die Farbe desselben an, daß Victor heute Abend absichtlich eine gewählte Toilette gemacht.

Ob er das zum Familienfeste des Herrn Duvallet gethan, sind wir nicht im Stande anzugeben; er hatte freilich auf eine ähnliche, von einem Lächeln begleitete Frage der Commerzienrathin ziemlich erstaunt, doch etwas spöttisch zur Antwort gegeben, daß sich das doch wohl von selbst verstünde, da er wisse, wie sehr sein hochverehrter Onkel und Vormund es liebe, wenn ein wichtiger Abend wie der heutige in bestmöglichstem Glanze und mit sichtbarer Verehrung von den Angehörigen der Familie begangen werde. Auch hatte er hinzugefügt: „Es ist Schade, daß dieses Fest nicht in die Carnevalszeit fällt, ich würde mich alsdann schon

langst bei Onkel durch ein richtiges Costum der damaligen Zeit bestens recommandirt haben."

„Pfui, Victor!" hatte ihm darauf Madame Duvallet geantwortet, „ich weiß nicht, warum Du Dich immer herzloser verzeigst, als Du eigentlich bist." — Er hatte aber die gute Frau wieder zu beschwichtigen gewußt, indem er ihr mit Humor, der ihm nicht fehlte, vor Augen geführt, wie er sich wohl in kurzen Beinkleidern, mit Haarbeutel oder Zopf ausnehmen würde, worauf sie dann unter herzlichem Lachen Frieden mit ihm geschlossen.

Alice dagegen, dem Kinde, wie er sie wohl zu nennen pflegte, hatte er denn doch nicht gewagt, eine Antwort wie der Tante zu geben. — „An meinem Anzuge ist gar nichts Außergewöhnliches," hatte er achselzuckend gesagt; „ihr seid eine elegante Kleidung nun freilich am Herrn Steuereinnehmer oder dem alten und jungen Scheidel nicht gewohnt; es war nun einmal meine Idee, mich ein bischen festlich anzuziehen, aber man kann es euch nie recht machen."

Darauf hatte er sich gleich zu Anfang der kleinen Soiree, obschon gegen den Willen des Herrn Duvallet, an den Flügel gesetzt und schon nach den ersten Tönen die gute Alice nicht nur versöhnt, sondern auch an sich gezogen. Es war überhaupt eigenthümlich, daß das junge Mädchen, das selbst recht gut spielte, so zu sagen den Tönen folgte, welche unter Victor's Hand hervorquollen. Daß im gewöhnlichen Leben die beiden Verwandten in allzu großer Harmonie zusammen gelebt, hatte man gerade nicht behaupten können; im Gegentheil, es fehlte da nicht an kleinen Neckereien, und wenn Alice auch gescheidt genug war, um nicht nach Art mancher Mädchen über Alles empfindlich zu sein, so machte sie doch hievon bei Victor eine Ausnahme, und ein Wort von ihm über den altmodischen Stoff ihres Kleides oder über eine Façon an demselben, die vor zehn

Jahren Mode geweſen ſei, konnte ſie veranlaſſen, ihre reizenden Lippen zu öffnen, nicht um zu ſprechen, ſondern um unwillkürlich ihre feſt auf einander gepreßten Zähne zu zeigen, und um aus ihren dunkeln Augen einen Blick zu entſenden, der nie ohne Eindruck auf ihn blieb und der ihn einmal zu dem Ausdrucke veranlaßt hatte: „In dieſem Augenblick, Alice, verhüllte ſich dein guter Engel.“

Wenn er ſich aber an das Inſtrument ſetzte und unter ſeinem meiſterhaften Spiel die gewaltigen Klänge, bald mild verlockend, bald grollend und murmelnd, emporſtiegen an das Herz ſeiner aufmerkſamen Zuhörerin, wenn dann zwiſchen den hohnlachenden Accorden leichte, klagende Laute anklangen, weich und ſchmelzend, hingebend und verſöhnend, dann ſetzte ſie ſich leiſe neben ihn, näher, ganz nahe, legte auch wohl die Hand auf ſeine Schulter, zuweilen auch ihre Stirne, und fing nicht ſelten an, ihm mit ſolcher Phantaſie die Tonfiguren ſeiner muſikaliſchen Schwärmereien in begeiſterten Worten vorzuführen, daß er erſtaunt lauſchte, bereitwillig auf ihre Bilder einging, und es ſpäter häufig aus tiefer Seele bedauert hatte, daß es ihm nicht möglich geweſen, den Flug ihrer Gedanken niederzuſchreiben. — „Das iſt ſehr einfach,“ hatte ſie alsdann mild lächelnd geſagt, „ſchreibe nieder, was du geſpielt, und Jeder, der ein fühlendes Herz hat, muß daſſelbe empfinden, was ich vorhin ausgeſprochen.“

Dann aber hatte ſich oft mit einem Male ihr ganzes Weſen verändern können: ſie erwachte wie aus einem Traume, verzog ihren ſo lieblichen Mund zu einem faſt verächtlichen Lächeln und ſagte, indem ſie achſelzuckend den Kopf warf: „O Victor, was biſt Du leichtgläubig! Denkſt Du wirklich, es ſei mir ernſt mit dem, was ich da eben geſagt? Fühlſt Du nicht, daß ich mir einmal herausgenommen habe, mich ein klein wenig über den hohen Herrn

luſtig zu machen, der ſo geringſchätzend auf meine tägliche Beſchäftigung herabzuſehen gewohnt iſt.' — Und meinſt Du denn wirklich, es ſei ſo ſchwer, Worte an einander zu reihen, die ſich anhören, als ſtecke etwas ganz Beſonderes dahinter?"

In ſolchen Augenblicken hatte er ſie erſtaunt angeſchaut, hatte ſeine Hand zurückgezogen, die er eben im Begriffe geweſen mit Herzlichkeit, ja mit Innigkeit auf die ihrige zu legen, und er hatte ſich nicht enthalten können, alsdann zu antworten: „Das ſind aber nicht nur Worte, willkürlich an einander gereiht, das ſind Gedanken, Gefühle, und wenn dein Herz nicht durch ſie bewegt worden wäre, ſo wäreſt du nicht im Stande geweſen ſie auszuſprechen."

„O über Deine Einbildung!" lachte ſie dann laut und fröhlich. „Was mein Herz anbelangt, ſo habe ich dort noch keine Bewegung geſpürt, mein Sinn aber, lieber Victor, wird nur, wie Du oft Gelegenheit hatten zu bemerken, von etwas Praktiſchem eingenommen und bewegt: was darüber hinaus liegt, iſt mir ja zu hoch und läßt mich kalt."

Dann hatte der junge Mann nach einem längeren Stillſchweigen eingelenkt und zu ihr geſagt, während unter ſeinen Händen ſanfte, melodiſche Klänge aus den Saiten ertönten:

„Sei nicht ſo hart, Alice! Thu' mir nicht den Schmerz, auf die ſchroffen Anſichten Deines Vaters einzugehen; ihn läßt alles das kalt und gleichgültig, was Kunſt heißt, um mich nicht noch härter auszudrücken, er liebt die Proſa des Lebens und findet ſich nur dann wohl, wenn er Alles, worin man Spuren von Geſchmack und einer regen Phantaſie erblicken kann, aus ſeiner Nähe entfernt hat."

„Und das hat er gethan?" hatte Alice halb fragend, halb beiſtimmend geſagt, indem ihre Augen eigenthümlich

auf den jungen Mann blitzten. „Deiner Ansicht nach hat er das gethan, und deshalb findest Du unser ganzes Leben und Treiben so alltäglich, so ohne Poesie, so ohne Phantasie, so geschmacklos. — Ah!“

Das Ah! hatte sie ziemlich heftig herausgestoßen und dabei eine ungeduldige Bewegung nicht unterdrücken können.

„Dasselbe habe ich schon oft von euch hören müssen, Du hast es mir mit Bitterkeit gesagt, Dein Vater mit einer gewissen Art von Mitleiden —“

„Und wir Beide mit großem Rechte,“ hatte das junge Mädchen entschieden erwidert, gleich darauf aber mit sehr weicher Stimme hinzugesetzt: „Gib zu, Victor, daß ich Recht habe. Du fühlst Dich hier bei uns unbehaglich, nicht zu Hause; Du kommst aus Gewohnheit, und bist glücklich, wenn die kurze Zeit, die Du glaubst uns widmen zu müssen, wieder vorbeigegangen ist. Hier bei uns langweilst Du Dich, bist zerstreut; Du denkst an die andern Cirkel, die Du besuchst, oder an die vornehmen, glänzenden Kreise — ich weiß das wohl, — und stellst Vergleichungen an, bei denen wir natürlicher Weise sehr zurückstehen müssen.“

Darauf hatte Victor gewöhnlich mit einem Achselzucken geantwortet, vielleicht, weil er tief bei sich fühlte, daß das junge Mädchen Recht habe.

Sie hatte ihre Hand leicht zusammengedrückt und fuhr dann fort, indem ihre dunklen Augen weit, weit, in unabsehbare Fernen zu blicken schienen:

„Da betritt Dein Fuß weiche Teppiche, wie sie aus dem Orient kommen, und wie sie in großen Ballen im Speditionsmagazine drunten liegen. Da ist Dein Auge geblendet von unzähligen Wachskerzen, von jenen feinen, duftenden Kerzen, die der Vater aus Frankreich bezieht und von denen er schon oft gesagt hat, er begreife nicht,

wie Jemand so verrückt sein könne, den theuren Thon in Rauch aufgehen zu lassen. Da lagen Du Dich nieder zwischen blühenden Büschen und ganzen Massen der herrlichsten Blumen, auf weichen Fauteuils, die freilich ganz anders aussahen, als die unsrigen, — da endlich schwillt Dein Herz auf, das bei uns wie zusammengeschnürt war, es öffnet sich, es jubilt, es lebt bei den anerkennenden Worten, mit denen man Dich, den Künstler, empfangt."

„Das Letzte ist das einzig Wahre von dem, was Du gesagt," hatte er darauf zur Antwort gegeben, indem er das schöne, glühende Mädchen betrachtete, deren Augen bei ähnlichen Reden flammten, und deren leicht geöffnete Lippen die blendenden Zähne durchschimmern ließen. „Glaube mir, Alice, ich vermisse hier bei euch weder Teppiche, noch Wachskerzen, noch weiche Fauteuils: aber was ich vermisse, ist ein anerkennendes Wort über die Kunst, die meine ganze Seele erfüllt, und der ich mich, mag man auch noch so viele Achseln darüber zucken, mit Leib und Seele hingegeben. Wenn ich komme, und Du, die wohl weiß, daß es mir nun einmal unmöglich ist, mit Deinem Vater über Kaffee und Zucker zu reden, öffnest mir freundlich den Flügel, so sehe ich schon die mitleidige Miene des Herrn Duvallet, und wie es ihm mit einigem Wohlwollen für mich ein wahres Bedauern einflößt, daß ein junger Mensch, der doch von der Natur nicht so gar vernachlässigt ist, seine kostbare Zeit damit hinbringt, auf dem Fortepiano zu spielen und gutes, reines Papier mit schwarzen Noten zu besudeln. — Es ist wahr," hatte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen fortgefahren, „alles das verstimmt mich und macht mich fremd hier im Hause. Ja, wenn Du nicht wärst, Alice," hatte er dann leiser gesprochen, verschwieg aber den Nachsatz, da sie fragend und traurig zu ihm aufschaute. — „Und Du weißt das alles," hatte er

nach einer Pauſe leidenſchaftlich hinzugeſetzt, wobei er mit einem mächtigen Allegro über die Taſten ſtürmte, „alles das weißt Du, und ſtatt mich zu ermuthigen, lachſt Du über mich, und wo Deine Phantaſie einmal ſiegreich durchbrechen will, da preßt Du die Hand auf Dein Herz und befiehlſt, daß es in dem ruhigen, hausbackenen Takte fortſchlagen ſoll, den der Herr Commerzienrath nun einmal als Norm aufgeſtellt hat. — Und es wird Dir leicht, das zu thun, denn Du biſt kalt und theilnahmlos, wie — wie —“

„Wie? — wie? —“ war ſie ihm lachend in's Wort gefallen. „Wiederhole es nur, wie Du es ſchon oft geſagt: wie Alle, die blondes Haar haben.“

Nach dieſen Worten, mit welchen ſchon häufig ein ähnlicher Streit der Beiden geendet hatte, flog das junge Mädchen empor, und wenn ſie auch lachte, ſo brauchte man doch nur auf ihre ſeltſam zuckenden Lippen zu blicken, um zu ſehen, daß dieſes Lachen ein ſehr unnatürliches und höchſt erzwungenes war. Auch überließ ſie alsdann den „unartigen Menſchen“, wie ſie ihn nannte, nicht ſich ſelbſt, wie er es ihrer Anſicht nach wohl verdient hätte, ſondern Madame Duvallet wurde von Alice gezwungen, herbeizukommen, um dem Uebelthäter tüchtig ihre Meinung zu ſagen.

Dazu war aber die Commerzienräthin nicht im Stande, und es dauerte gewöhnlich nicht lange, ſo befand ſie ſich vollkommen auf Victor's Seite, der ſie damit zu fangen wußte, daß er von ſeiner Zukunft ſchwärmte und darſtellte, wie dieſelbe ſein könnte, wenn man ihn mit Luſt und Liebe ſeiner Kunſt nachhängen ließe.

Je weniger die gute Frau Gelegenheit bekam, das Theater zu beſuchen, um ſo mehr war ſie für dieſes Vergnügen eingenommen. Und dahin führte ſie Victor — natürlicher

Weise nur in Gedanken — indem er ihr lebendig ausmalte, wie es sein würde, wenn einmal seine erste Oper, versteht sich unter rauschendem Beifall, gegeben würde, hundertmal nacheinander, immer bei ausverkauftem Hause, Madame Duvallet in der Prosceniumsloge, freudig angestaunt von dem erregten Publikum, sie, die Verwandte, die zweite Mutter des jungen Compositeurs; neben ihr, sagte er alsdann mit einem seltsamen Lächeln, die gewesene Alice Duvallet, jetzt die Gemahlin irgend eines reichen Handelsherrn, welche diesem begreiflich machte, daß es nach solchem Erfolg vielleicht der Ehre des Hauses nicht zuwider wäre, den jungen Künstler wieder anzuerkennen.

Ueber diese Schilderung hatte Madame Duvallet aufs Herzlichste gelacht, während sich Alice auf die Lippen biß, den Kopf empor warf und mit geringschätzendem Tone sagte, Victor könne sich beruhigen, die gewesene Demoiselle Duvallet würde wohl nicht in den Fall kommen, wegen seiner ungeheuren Erfolge den Herrn Victor Varnay anzuerkennen.

Einige Male war es vorgekommen, daß das junge Mädchen nach ähnlichen Aeußerungen zur Thüre hinausgegangen und in das Privatcomptoir ihres Vaters hinabgestiegen war, wo Victor sie später sitzen sah mit übergezogenen Schreibärmeln, die Feder in der Hand und so emsig copirend, als gäbe es für sie auf der Welt nichts Angenehmeres als diese Geschäft.

Am Abend des heutigen Tages hatte Victor ziemlich lange auf sich warten lassen, so daß Alice ihrer Mutter gesagt hatte: „Du wirst sehen, Mama, er kommt nicht." — Und als er endlich doch erschien, in der gewählten Toilette, in Frack und weißer Halsbinde, da wollte es dem jungen Mädchen seltsam durch's Herz, und es regte sich in ihr der Wunsch, er möchte lieber zu Hause geblieben sein,

um ihr, wie er schon oft gethan, am andern Morgen zu erzählen, er habe den größten Theil der Nacht vor seinem Flügel gesessen und gearbeitet. Warum sie das wünschte, wußte sie sich selbst nicht genau anzugeben; es war ihr gerade, als habe sich Victor einen Zwang angethan zu kommen und als zähle er die Minuten, wo er wieder davon eilen könne, vielleicht jenen Kreisen zu, wo man unter zahlreichen Wachskerzen auf weichen Teppichen wandelte.

„Und wenn es wirklich so ist, was kümmert's mich denn eigentlich?“ hatte sie darauf trotzig zu sich selber gesagt. Später hatte sie sich wohl neben den Flügel gesetzt, doch nicht neben den Spielenden; sie konnte mit seinen Phantasieen nicht recht sympathisiren; es klang ihr aus den Tönen etwas Fremdes, Abstoßendes entgegen, etwas Feindseliges, vor dem sie zurückschauerte und das sie aus dem weichsten und melodischsten Thema herausfühlte, ein greller unheimlicher Ton, wenn Victor ihn auch noch so künstlich mit leichten Ranken zu umspinnen suchte.

Auch war noch ein anderer Zuhörer anwesend, dessen verschwenderisches Lob den Künstler gewiß nicht erfreute, sondern vielmehr veranlaßte, bizarre, dissharmonische Sätze in sein Spiel zu verweben.

Das war Herr Kohler, ein Kaufmann, der sich selbst pensionirt, und bei sich selbst zur Ruhe gesetzt hatte. Nach den mühevollsten, unermüdlichsten Arbeiten hatte er genau mit dem fünfzigsten Lebensjahre so viel verdient, daß er sehr anständig davon leben konnte. Verheirathet war Herr Kohler nie gewesen, fand auch durchaus keinen Beruf, jetzt noch in den Stand der heiligen Ehe zu treten; er wollte, wozu er früher die Mittel nicht gehabt, nun anfangen seine Jugend recht zu genießen. Dies betrieb er als verständiger Mann systematisch und hatte vorsichtig genug seinen Hausarzt um Rath gefragt, welche Lebensweise er

nunmehr exerciren solle. „Vor allen Dingen aber,“ hatte er dabei hinzugesetzt, „will ich es mir gut sein lassen.“

Herr Kohler, der ziemlich wohl beleibt war, sehr an Schamlement litt, was sich an seinem etwas zu rothen Gesichte und dem beständigen Prusten kund gab, war hierauf von seinem Arzte vor den Spiegel geführt und von ihm eingeladen worden, gefälligst einmal aufmerksam sein, des Herrn Kohlers, Gesicht zu betrachten. Dann hatte der Aeskulap gesagt: „Wenn Sie unter dem ‚es sich wohl sein lassen‘ verstehen, sich nun auf die faule Haut zu legen und zu essen und zu trinken, was Gutes in Sie hineingeht, so können Sie auch schon Ihrer Lebensrenten in zwölf Monaten verzehren, und wenn Sie das zweimal thun, sind Sie fertig; Ihnen hilft kein Gott mehr, wir erleben an Ihnen den schönsten Schlag, den sich ein Arzt nur wünschen kann. Wollen Sie aber Ihr Errungenes noch lange Jahre geniessen, so leben Sie vernünftig, essen gut, aber nicht zuviel, trinken nicht schlecht, aber mässig, und vor allen Dingen machen Sie sich die ärztlichmöglichste Bewegung.“

Das Letztere war dem Herrn Kohler am unangenehmsten; er, der sein ganzes Leben in einem ewigen, unausgefüllten Kreislauf verbracht, der von Morgens sechs bis Abends acht, oft aber bis zehn und elf Uhr auf dem Comptoir, auf der Post, auf der Strasse, von einer Fabrik zur andern rennend — denn er war früher Schaafwollhändler, später Makler gewesen — zugebracht hatte, glaubte es nun als das höchste Glück betrachten zu können, wenn er von jetzt ab mit der langen Pfeife den ganzen Morgen unter den Fenstern seiner Wohnung liegen und mit einer gewissen Schadenfreude seine ehemaligen Collegen sehen könne, wie diese als lebendige Preiscourante und Musterkarten Strasse auf und Strasse ab liefen, so viel Tausend Centner

Juden. Ja, Herr Kohler hatte sich durch diese Idee poetisch gestimmt gefühlt, er hatte die schwarze Tafel, die so lange Jahre hindurch, zur Notirung von Aufträgen bereit, vor seiner Wohnung gehangen, nun hereingenommen, sie ebenfalls feierlich pensionirt, und mit Beziehung auf sein strapaziöses Leben und Treiben als Handelsreisender darauf geschrieben: „Das Eichhörnchen hat so lange mühsam sein Futter gesucht, daß es nun ausruhen darf im Schatten des errungenen Baumes."

Was nun dieses Ausruhen anbelangt, so hatte sich Herr Kohler gewaltig verrechnet, nicht nur dem Ausspruche des Arztes folgend, sondern da er fand, daß es ihm schlechterdings unmöglich sei, seine Stunden in ruhiger Beschaulichkeit hinzubringen. Schon mit dem langen Schlafen wollte es ihm nicht gelingen; um fünf Uhr wachte er auf, und da er sich in der ersten Zeit einbildete, er müsse um sechs Uhr auf die Post, um wichtige Briefe selbst in Empfang zu nehmen, so war es ihm schon ein paarmal geschehen, daß er erst am Schalter zur Besinnung gekommen, als ihm der diensthuende Sekretär auf seine Frage lächelnd zur Antwort gegeben hatte: „Die Firma J. H. C. von Gottlob Kohler's selige Wittib und Sohn ist eingegangen."

Auch war es ihm schon häufig passirt, daß er, beim Kaffee ruhig die Zeitung lesend und die Nachricht von einer verheerenden Krankheit unter den Seidenraupen findend, augenblicklich davon lief, um befreundeten Firmen noch seine bedeutenden Reste der vorjährigen Ernte anzubieten.

Als sich nun Herr Kohler gewaltsam zur Ruhe zwang, Morgens bis sieben Uhr im Bette blieb, dann bis zehn Uhr Kaffee trank und die lange Pfeife rauchte, wurde er nachdenklich, melancholisch, hatte Anwandlungen von Lebensüberdruß und streifte hart an der furchtbaren Klippe vor-

ber, ſich dem Pietismus in die Arme zu werfen. Er ſuchte einſame Orte bei ſeinen Spaziergängen, und Bekannte, die ihn ſo langſamen Schrittes dahinſchleichen ſahen, behaupteten, er ſuche nach einer zweckmäßigeren Cocosnußpelmaſchine, oder er denke darüber nach, wie die rohe Seide am unparteiiſchſten für beide Theile zu rationiren wäre.

Dem war aber nicht ſo. Herr Kohler dachte wohl über etwas nach, aber es war über die Art ſeiner Beſchäftigung, die ihn in der nothwendigen Anſtrengung erhielt, die ihm erlaubte, den ganzen Tag thätig zu ſein und doch ſein eigener Herr zu bleiben. Endlich hatte er dies Räthſel gelöst zu ſeiner eigenen Genugthuung, zur Zufriedenheit ſeines Arztes, zum Staunen ſeiner Freunde. Herr Kohler beſchloß, ein Geſchäft daraus zu machen, das Thun und Treiben ſeiner Mitmenſchen zu beobachten, zu überwachen, nicht in böswilliger Abſicht, um ſich an ihren Fehlern oder Schwächen zu erfreuen — Gott bewahre! nur um ſeine Zeit nützlich hinzubringen. Es war dies ein Gedanke, auf den er ſtolz ſein zu dürfen glaubte und den er auf's Umfaſſendſte in's Werk ſetzte. Hatte er nun doch weder einen Grund, Morgens um fünf Uhr aufzuſtehen, ſeinen Kaffee hinunter zu ſchlingen, um rechtzeitig vor ſechs Uhr auf der Poſt erſcheinen zu können, nicht um ſeine Briefe in Empfang zu nehmen, denn die Firma J. G. C. von Gottlob Kohler's ſelige Wittib und Sohn erhielt ja nicht mehr, nein, um die Abfahrt von zwei Eilwagen und zwei Journalièren zu beaufſichtigen, welche um dieſe Stunde den Poſthof verließen. Darin war Herr Kohler gewiſſenhafter als der Conducteur und der verleidete Sekretär, nicht nur, daß er wiſſen mußte, ob ſämmtliche Wagen beſetzt waren, ob Jeder ſeinen richtigen Platz inne habe, ſo war es ihm nebenbei auch durchaus nicht wie jenen Beamten gleichgültig, ob Nummer vier zum Beiſpiel nicht eintrat, ſondern

Herr Kohler mußte alsdann in seine Erfahrung zu bringen suchen, warum der betreffende Passagier nicht erschienen war.

Dabei nahm der ehemalige Makler den innigsten Antheil an allen schmerzlichen Abschiedsscenen, sowie an den freudigen Bewillkommnungen: bei letzteren fühlte er mit, schüttelte wildfremden Menschen zu ihrem großen Erstaunen freundschaftlich die Hand; im ersteren tröstete er Wittwen und Waisen, gab schmuzlos abreisenden Jungfrauen heilsame Rathschläge mit auf den Weg und erwies sich ebenso angenehm als nützlich.

Da der Mensch aus lauter Gewohnheiten zusammengesetzt ist, so schien nach einiger Zeit die Anwesenheit des Herrn Kohler auf dem Posthofe für Sekretäre, Conducteure, Postillone und Postlepper zur Nothwendigkeit geworden zu sein, und es kam der Fall vor, daß die Eilwagen ihre Abfahrt um ein paar Minuten verzögerten, weil Herr Kohler sich verspätet hatte und nicht zur rechten Zeit mit seiner Visitation fertig geworden war. Hierauf ging er aber auch stolz im Bewußtsein, seine Pflicht erfüllt zu haben, von dannen, um seine Uhr genau nach der der Hauptkirche der Stadt zu richten.

Hatte er alsdann die Märkte inspicirt, um sich zu überzeugen, daß in keinem Artikel ein Mangel zu befürchten war, hatte er auch erfahren, um wie viel die Preise der einzelnen Victualien seit gestern gestiegen oder gefallen waren, so ging er nach den verschiedenen Schulen der Stadt, um sich vom richtigen Besuche derselben zu überzeugen, wobei wir nicht umhin können zu bemerken, daß ihm die pünktlichen sowie die faulen Schüler besser bekannt waren als dem Lehrer selbst, und daß er es hier an Lob oder eindringlichem Tadel zur Ermunterung oder zur Strafe nicht fehlen ließ.

Nachdem die Schulkinder alle in ihren verschiedenen

Lokalen versammelt waren, fand Herr Kohler etwas Muße, nach Hause zu eilen, um zu sehen, ob Briefe für ihn angekommen seien, und eine halbe Stunde in seinem Zimmern zu verweilen, welche Zeit dazu bestimmt war, Geschäftsleuten oder Freunden, die ihn dringend zu sprechen wünschten, eine Audienz zu ertheilen.

Mochte aber auch diese Audienz noch so wichtig sein, so gab es etwas, was Herrn Kohler veranlassen konnte, mitten in der besten Unterhaltung zerstreut zu werden, an das Fenster zu eilen, und die Besprechung mehrmals rasch abzubrechen. Dies war der Klang einer Militärmusik oder auch nur das Wirbeln von ein paar einfachen Trommeln, welche anzeigten, daß Militär zu irgend einer Parade oder zum Exerciren ausziehe. Dies zu versäumen würde Herr Kohler für eine unverantwortliche Gewissenlosigkeit gehalten haben, und es war das eines seiner vielen wichtigen Geschäfte, denen er sich mit wahrer Liebe, ja mit wirklichem Enthusiasmus hingab. Da sah man ihn mit geschultertem Stock und angezogenem Regenschirm, die Nase hoch erhoben, den kleinen Finger an der Hosennaht — denn so war es ihm noch gelehrt worden, als er einstens bei der Infanterie gedient — und sehr auswärts gebogenen Füßen, stramm und straff, in einer Linie mit dem Tambourmajor einherkommen. Es that seinem Herzen wohl, nach dem Klang des vaterländischen Marschalls zu marschiren, er fühlte sich um dreißig Jahre zurückversetzt und dachte sich so lebhaft in jene glorreiche Zeit zurück, daß er den Stock auf die Schulter nahm, wenn dies Commando in Prima auf die Gewehre erschallte, und daß er auf das Commando ruhrt euch! verwegen mit seinen Armen schlenkerte.

Herrn Kohler's Verlangen, dem Exerciren oder der Parade zuzuschauen, konnte übrigens dadurch gestillt werden, wenn vielleicht gerade zur selben Stunde ein bedeu-

tender Eilwagen abging oder ankam, da sah man ihn denn oft schweißtriefend und mit erhitztem Gesichte und bestaubten Brillen — er trug welche mit blaßblauen Gläsern — auf die Post rennen, nachdem er draußen seine Pflicht genügend gethan.

Indessen gab es auch eine Zeit, wo sowohl das Exerciren als der Abgang und die Ankunft einiger Eilwagen versäumt werden mußte, aber das bei einer Gelegenheit, wo sich der ehemalige Mackler tröstend sagen konnte, ihn rufen höhere Pflichten, er opfere das Geringere dem Wichtigeren. Dies war nämlich zur Zeit der großen vierteljährigen Assisensitzungen, wo Herr Kohler schon vorher so viel zu thun hatte, daß er beim Beginn derselben sichtlich abgemagert war. Er mußte nämlich die Bekanntschaft des Präsidenten des Assisenhofes machen, mußte Veranlassung nehmen, mit den Geschworenen einen freundschaftlichen Händedruck zu wechseln, wobei er es für nothwendig hielt, auch noch nebenbei persönlich die Hauptdiebe und Mörder kennen zu lernen.

So ausgerüstet konnte es nicht fehlen, daß Herr Kohler im Stande war, den Verhandlungen mit unglaublichem Nutzen zu folgen, und sich sein Blick in diesen Angelegenheiten so verschärft hatte, daß er häufig im Stande war, den Ausgang einer Verhandlung vorauszusagen.

Wir können nicht umhin zu bemerken, daß Herr Kohler in seiner politischen Meinung rechts überhing, daß er das constitutionelle Leben aus voller Seele haßte und dies ohne alle Frage aus dem einzigen Grunde, weil es ihm nicht möglich war, die nöthige Zeit zu finden, um den Kammerverhandlungen beizuwohnen.

Da nun unser Freund alle seine vielen Geschäfte mit Umsicht, Sorgfalt und Ausdauer betrieb, und da er dabei rastlos von einem Ort zum andern eilte, so kann man sich

leicht denken, daß er für Fremde wie für seine Freunde eine höchst unangenehme Erscheinung abgab. Man war nur im Stande, flüchtig im Vorbeirennen einen Händedruck mit ihm zu wechseln; beim Essen im Gasthofe mußte er meistens nachexercieren, und schlang er Alles, was er erhielt, in fieberhafter Hast hinunter. Die einzige Ruhe, die er sich gönnte, und der einzige Moment, wo seine Freunde allenfalls im Stande waren, von ihm etwas über die Tagesereignisse zu erfahren, war, wenn er Abends in die geschlossene Gesellschaft kam, die ihn zu beehren das Glück hatte, wenn er sich ermüdet in seinen Stuhl niederließ, nachdem ihm der Kellner den brennenden Tschibuk an den großen Porzellankopf gehalten, den er vermittelst eines sehr langen Rohres rauchte. Aber auch hier kam er zu keiner gemüthlichen Ruhe, denn der größte Theil des Abends ging damit hin, daß er die vielerlei Fragen beantwortete, die man ihm stellte, oder sein schiedsrichterliches Urtheil über Vorfälle des Tages gab.

„Herr Kohler!“ rief Einer vom Spieltische herüber, „ist es wahr, daß der Schneidermeister Bunz seine Frau umgebracht hat?“

„So ist es, Herr Springer; wir hielten die Legal-Inspection heute Nachmittag um drei Uhr. — Ein schauderhafter Fall, der Unmensch hat seine Gattin gezwungen, die die Elle zu schlucken.“

„Entsetzlich!“

„Ja freilich entsetzlich.“

„Waren Sie zugegen, Herr Kohler,“ fragte ein Anderer, „als die Geschichte mit dem Tambour vom achtzehnten Regimente passirte?“

Der Befragte nickte stumm mit dem Kopfe.

„O bitte, wie war das eigentlich?“

„Es war, wie ich nie etwas gesehen. Der Tambour,

im unerklärlichen Haß gegen seinen Offizier, sprang plötzlich vor die Front, setzte sich auf seine Trommel und erlaubte sich vor dem ganzen Bataillon etwas, was noch nie dagewesen ist, so lange es Tambour und Trommeln gibt."

„Das wird schwer bestraft werden."

„So etwas wie vier Wochen Latten."

„Herr Kohler, wann geht der Eilwagen nach X?"

„Der Eilwagen nach X geht um halb acht Uhr; ein Zweispänner, hat vier Sitze und kostet einen Thaler, zwölf und ein halb Silbergroschen."

Daß bei diesen vielen Beschäftigungen Herr Kohler glückselig war, wenn er seine Nachtruhe finden konnte, brauchen wir eigentlich nicht zu sagen, müssen aber hinzufügen, daß diese Nachtruhe höchst problematisch war, denn es schien, als ob sich in der Residenz, wo unsere wahrhaftige Geschichte spielt, die Feuersbrunste das Wort gegeben hätten, nur in der Nacht auszubrechen.

Natürlicher Weise fehlte unser Freund bei keinem solchen Ereignisse, und wenn er nach überstandener Gefahr todtmüde und pudelnaß nach Hause zurückkehrte, so konnte ihn nur das Bewußtsein aufrecht erhalten, daß er dem Brande sowie den Löschversuchen mit Ausdauer und Unerschrockenheit zugesehen.

So lebte Herr Kohler „still und harmlos"; er war auf dem Posthofe, vor der Schule, auf dem Exercirplatz, bei den Assisen-Verhandlungen, kurz beinahe überall, wo sich müßige Menschen einfanden, unentbehrlich geworden; er war seinen Freunden ein lebendiges Adreßbuch, ein Wegweiser, ein Tagblatt, ein Preiscourant.

Da geschah etwas, was beinahe die ganze Lebensrichtung unseres Freundes verändert, ihn selbst auf Wochen ja Monate in düsterem Sinnbruten erscheinen ließ, in einem finstern Nachdenken, durch das er lange nicht zu einem Re-

sultate kommen konnte. — Es wurden Eisenbahnen gebaut, es wurden Bahnhöfe errichtet, und das begreiflicher Weise nicht im Mittelpunkt der Stadt, sondern vor verschiedenen Thoren, so daß von einem zum andern eine gute Strecke Weges war.

„Wie wird das gehen, Kohler?“ hatte wohl einer oder der andere seiner Bekannten zu ihm gesagt. „Die Posten werden an die Bahnhöfe verlegt und von dort gehen jeden Augenblick Züge nach allen Richtungen ab.“

Kohler hatte mit einem ungläubigen, etwas matten Lächeln geantwortet. „Das geht nicht so schnell,“ hatte er gesagt; „die Post ist und bleibt doch der Mittelpunkt für allen Verkehr.“

Aber dem war nicht so:

Hintennach, hintennach,
Die auch bläst man fort einmal.

Die Post blieb nicht der Mittelpunkt des Verkehrs; die Hauptteilwagenrouten schmolzen gleich bei Eröffnung der Eisenbahn zu einem sehr kleinen Rudiment zusammen, die Posthalterei wurde mehr als geräumt, ein Postillon in seinem bunten Anzuge und mit lustigem Federbusch fing an ein Ereignis zu werden; die großen Wagenschuppen schlossen sich einer nach dem andern, um nicht mehr geöffnet zu werden, und Herr Kohler sah das mit Entsetzen. Es war rührend anzuschauen, wie er und der Portier der Post in wahrer Herzensangst den Hof durchschritten, wo schon an verschiedenen Stellen Gras zu keimen begann.

Endlich fing es auch an, im Hauptgebäude trostlos und unheimlich zu werden; die Briefkasten sowie die Behälter mit dem allgemeinen Postreglement verschwanden von den Außenwänden, und Herr Kohler konnte ein leises Schluchzen fast nicht unterdrücken, als er an der Wand die viereckigen Flecke sah, die sich an der alternden Mauer gebildet,

und wahrhaft melancholisch von vergangenen schöneren Tagen zu sprechen schienen.

Da an einem schönen Morgen — es war ein Frühlingsmorgen mit brillantem Sonnenschein — da fand Herr Mohler, als er zur Post ging, zum ersten Mal, so lange er sich denken konnte, das große eiserne Gitterthor verschlossen. Ihn schauerte. — Auf dem Pflaster des Hofes lag Stroh umher, ebenso hing solches aus den trostlos geöffneten Fenstern. Herr Mohler war wie betäubt. Der Tradition nach soll er von außen seine glühende Stirne an das kalte Gitter gedrückt haben, während der ehemalige Postportier es von innen so gemacht. Dann hätten sich — heißt es weiter — Beider Hände zu einem leisen Druck vereinigt, zwei Paar Thränen seien geflossen, und Beide seien von dannen gegangen mit verhüllten Angesichtern. — Wehe!

Die Sphinx verrichtet Thürsteherdienste in des Kaisers Hallen,
Die Eule stimmt das Festgedicht in Ferdinand's Palais an.

Glücklicher Weise waren Geist und Körper unseres Freundes elastisch genug, um diesen Schlag nicht nur auszuhalten, sondern ihn auch zu verschmerzen. Es mußte ein kühner Entschluß gefaßt werden, und Herr Mohler faßte ihn. Da es nicht möglich war, die Eisenbahn gleich den Kammerverhandlungen zu ignoriren, so mußte er sich diesem neuen Element anpassen, und er that es mit Erfolg. Daß er bei der Abfahrt jedes Zuges gegenwärtig gewesen, wollen wir nicht behaupten, aber er that sein Mögliches, um die Courier- und Schnellzüge nicht zu versäumen, und brachte es auch hier wie auf der Post in Kurzem so weit, der Menschheit nützlich zu werden.

So sah man ihn häufig in den Wartesälen stehen, und den eilig Heranstürzenden den Weg zum Gepäckbureau oder zur Einsteigehalle zeigen. Wie es ihm dabei schon vorge-

kommen war, daß ihm ein dankbarer Reisender einen Silberaroschen in die Hand zu drücken versuchte, erzählte er mit Stolz als einen Beweis, wie sehr er sich bemühe, der Menschheit nützlich zu sein. — Diese Persönlichkeit nun, die wir im Gefühl der Verehrung und Freundschaft dem geneigten Leser vielleicht etwas zu weitläufig geschildert, lehnte, wie früher schon bemerkt, an dem Kamin in dem Hause des Commerzienrathes Duvallet und war für Victor Barring ein sehr dankbares Publikum. Herr Mohler, der fast nie in Gesellschaft ging, versäumte dagegen auch wieder nicht die jährlich wiederkehrende heutige Soiree seines alten treuen Freundes, den er sich in der weißen Halsbinde, frisirt à la Jul, mit dem kleinen Hute unter dem Arme, noch sehr wohl denken konnte.

„Famos," sagte Herr Mohler zwischen dem Spiele Victors. „Ganz delicios! namentlich das Letztere; ganz recht, das da! — Rumbumbidibumbumbum! So ist gerade, als hörte ich marschiren; wenn ich die Augen schließe, könnte ich versucht werden mitzulaufen. — — Das da gefällt mir schon weniger," fuhr er nach einer Pause fort, „es ist auch wunderbar gespielt; gewiß aus Ihrer Oper?"

Victor schüttelte mit dem Kopfe.

„Aber es könnte daraus sein," sprach der Andere mit Bestimmtheit. „Wissen Sie, so eine Liebesscene begleitend, er sitzt rechts von ihr abgewendet, sie links von ihm abgewendet. Tibodido — So, jetzt nähern sie sich. Ich versichere Sie, Victor," sagte er nach einem kurzen Stillschweigen seufzend, „daß ich einige Anlage zur Tonkunst in mir verspüre. Ich glaube, es sollte mir gelingen, einen Opernterzett zu machen."

„So versuchen Sie es einmal."

„Ich wüßte auch einige pikante Text. Was meinen Sie z. B. dazu: der letzte Pantoffel — ? Er

verläßt das Geschäft, weil man ihm sein schönes Gespann verkauft hat; er fühlt sich zu gut, eine ganz gemeine Journaliere zu führen. Der Posthalter, der ihn entläßt, bittet ihn, das verkaufte Gespann einem Gutsbesitzer zu bringen, der dort hinten drüben in dem Wald wohnt. Er reitet fort unter irgend einem melancholischen Gesang.

O ho ho ho!
So jung, so froh,
Der Postillon von Lonjumeau.

Wissen Sie, gerade so konnte er singen, nur ganz anders. — Er kommt in den Wald und findet dort eine Chaise im Dreck stecken, worin eine wunderschöne junge Dame sitzt."

„In der Chaise hoffentlich."

„Versteht sich von selbst. Da haben Sie das Schwerste an der ganzen Oper, die Exposition. Ueberlegen Sie sich das einmal."

„Ich will mir's überlegen," erwiederte Victor lächelnd, indem er, auf die Gedanken des Herrn Kobler eingehend, Töne hervorrief, die unsere Phantasie uns erklingen läßt, wenn wir durch den aufhorchenden, so seltsam summenden Wald dahinschreiten, ein liebes Bild im Herzen.

„Aber nicht wahr, Victor," fragte Herr Kobler nach einer Pause, „Sie schreiben an einer Oper? Eine Dame meiner Bekanntschaft hat es mir gesagt," setzte er wichtig hinzu, „die Baronin von Molitor."

„Die Baronin Molitor?" fragte erstaunt der Clavierspieler, indem seine Finger und musikalischen Gedanken einen Seitensprung machten, während dem er rasch aufblickte und mit Vergnügen zu sehen schien, daß Alice im Nebenzimmer sich zu ihrer Mutter herabgebeugt hatte und mit derselben sprach.

„Sie selbst," antwortete Herr Kobler, wobei er seinen

Mund ſpitzte und die blaßblaue Brille mit großer Selbſtgefälligkeit ſein auf ſeine Naſe drückte. „Die Baronin kam vorige Woche von ihrem Gute; ich war zufällig an der Eiſenbahn und hatte das Glück, ihr beim Ausſteigen behilflich ſein zu dürfen.“

„Nun, und dann?“ fragte Victor dringend, während er ſcheinbar gleichgültig ſeine Finger über die Tauen hinlaufen ließ.

„Nun, die Baronin ſprach von Dieſem und Jenem; Sie wiſſen, daß ſie einiges Zutrauen zu mir hegt, denn eine Zeitlang — damals, nun Sie verſtehen mich? — vermittelte ich zwiſchen ihr und dem Bankier ihres Gemahls. Sie ſprach alſo von Ihnen, ſich wohl erinnernd, daß wir Beide genau bekannt ſind, und lobte Sie und Ihre Talente, na, wie man nur was loben kann; ſie redete von einer Oper, welche Sie geſchrieben, und erwähnte dabei einiger Sachen, die Sie ihr vorgeſpielt, — etwas Meiſterhaftes, etwas Unvergleichliches!“

„Sie iſt zu gut für mich,“ entgegnete der junge Muſiker zerſtreut.

„Und darauf können Sie ſich etwas einbilden,“ verſetzte Herr Kohler. „Eine Frau, die in ihren Kreiſen den Ton angibt!“

„Ja,“ ſagte Victor kopfnickend.

„Eine geiſtreiche Frau.“

„Gewiß.“

„Eine wunderſchöne Frau. Ah! in der That, gewiß wunderſchön!“ ſprach Herr Kohler enthuſiaſtiſch, nachdem er ſeine Fingerſpitzen an die Lippen geführt und die Geberde eines Kuſſes gemacht.

„Das iſt Alles wahr,“ entgegnete Victor träumeriſch, „und ich muß mich glücklich ſchätzen, daß ſie meiner freundlich gedenkt.“

„Parole! — auf's Allerfreundlichſte," ſagte der Andere. Dann warf er einen Blick in das Nebenzimmer, lehnte ſich über den Flügel vertraulich zu Victor hinüber, und ſprach mit leiſerer Stimme: „Apropos! ich hätte nicht gedacht, Sie hier zu finden; heute Abend iſt eine große Soirée bei der Baronin."

„So?" fragte Victor im gleichgültigſten Tone der Welt.

„O Sie junges Krokodil!" erwiederte Herr Kohler lächelnd; „mir wollen Sie weiß machen, Sie wußten nichts davon? Und ſehe ich doch an Ihrem Anzuge, daß Sie wenigſtens die Abſicht hatten, anders wohin zu gehen. Kommt man vielleicht hieher in einer weißen Halsbinde?"

„Bin ich nicht da mit einer ſolchen?"

„Nun ja, das wundert mich auch genug. Es iſt eine Soirée, wie ich gehört, welche die Baronin veranſtaltet, Tableaux und dergleichen. Was weiß ich? Es iſt immer irgend ein Amuſement los für die, welche ſich amuſiren wollen."

„Und Sie?"

„Nun, ich zwinge mich auch, mich zu amuſiren. Aber es will mir nicht immer gelingen. Deßhalb gehe ich ſo ſpät wie möglich."

Victor zuckte bei dieſen Worten mit den Achſeln, und unter ſeinen Fingern quollen aus den Saiten wilde, trübe, lang nachhallende Accorde hervor.

„Da hätte ich geglaubt," fuhr Herr Kohler fort, „daß Sie nicht fehlen dürften. Bei dieſen Tableaux muß doch Jemand am Clavier brailliren, und wer könnte das beſſer thun als Sie mit Ihrem Talente und Ihrer Phantaſie?"

„Die Baronin weiß, daß ich bei ſolchen Veranlaſſungen nie ſpiele," ſagte ruhig der Künſtler; „vor allen Dingen nicht in großer Geſellſchaft."

„Hm! Hm!" hüſtelte Herr Kohler etwas auffallend, und

als er gleich darauf in sehr ammutigem Tone sagte: „O bitte, Victor, spielen Sie das noch einmal!“ blickte dieser auf und sah, daß Alice wieder in das Zimmer getreten war.

Sie setzte sich neben den Flügel hin, stützte ihren Arm auf denselben, und legte den Kopf in die Hand, so einige Augenblicke dem Spiel des jungen Mannes lauschend. Aber wie schon vorhin bemerkt, konnte sie heute Abend gar nicht mit seinen Phantasieen sympathisiren; es klangen Töne hindurch, die sie zurückstießen; was er vortrug, war wie ein dusteres Thal voll unheimlicher Schatten, das nur zuweilen von einem grell leuchtenden Blitze erhellt wird, wo man dann Wesen gewahrt, die einander erschreckt anstarren und von denen eins vor dem andern zu fliehen scheint.

Das war der Zeitpunkt in unserer wahrhaftigen Geschichte, wo draußen der Herr Stadtrath Schreibel seinen Toast sprach, wo die Gläser zusammen klangen, wo sich Alice rasch erhob und in's Nebenzimmer ging, und wo man bald darauf die Stimme des Steuereinnehmers vernahm, welcher sehr laut nach Victor rief.

Dieser hörte anfänglich den Ruf nicht oder wollte ihn nicht hören, und wir glauben berechtigt zu sein, das Letztere annehmen zu dürfen, denn beim zweiten ähnlichen nur lauteren Rufe sah man ihn finster seinen Blick erheben, und erst beim dritten gab er zur Antwort:

„Was ist gefällig, Herr Steuereinnehmer?“

„O nicht viel,“ antwortete dieser wie immer bedächtig, aber mit sehr lauter Stimme; „wir möchten Sie nämlich sammt und sonders gebeten haben, uns etwas Gemeinbares aufzuspielen, das heißt für uns Gemeinbares. Sie haben doch nun wahrhaftig lange genug geklimmt.“

„Und das nennen diese Vandalen klimmen!“ sagte Herr Kohler kopfschüttelnd, aber leise. „Es sind doch wahrhaftig Bursche ohne alle Poesie.“

„Wissen Sie, lieber Victor," vernahm man jetzt die Stimme des Stadtraths, „was Lustiges. Tradiridirulala: Meinetwegen das:

Wir, wir wollen zum Zi — Za — Zimmermann schicken,
Zimmermann soll den Tanzboden flicken;
Tanzboden hat ein Loch."

„Nein, nein," hörte man den Steuereinnehmer sagen, „das sind keine Lieder, die sich für den heutigen Abend schicken. Nicht wahr, Duvallet? Mit Deiner Erlaubniß wollen wir unser bekanntes und beliebtes Lied vornehmen, wenn es dem Herrn Victor vielleicht gefällig wäre." Und alsdann begann er mit seiner rauhen, etwas zitternden Stimme:

„Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsere Reben,
Gesegnet sei der Rhein, gesegnet sei der Rhein; —
Da wachsen sie am Ufer hin und geben
Uns diesen Labewein; uns diesen Labewein."

„Uns diesen Labewein," sangen die andern alten Herren in jubelndem Chor kräftig mit.

Anfänglich hatte Victor trotzig seine Weisen fortspielen wollen, da das aber namentlich in der Nähe des Flügels seltsam genug klang, so hatte ihm Herr Kohler zugeflüstert: „Der Klügste gibt nach." Auch war Alice näher getreten, hatte ihre geschlossene Hand auf das Instrument gestützt und mit einem etwas finsteren Blicke gesagt:

„Mein Vater singt auch mit, Victor, und die Mutter; ich dächte fast, Du könntest ihnen wohl den Gefallen thun, einzustimmen. Du hast überhaupt lange genug Deinen Phantasieen nachgegeben."

„Viel zu lange, willst Du wohl sagen, Alice," erwiederte der junge Mann bitter. „Ich weiß wohl, daß ich mit meinen Phantasieen euch Allen ein Dorn im Auge bin. Ja, wenn ich Menuetts oder Walzer oder alte Ge-

ſellſchaftslieder herunterleiern wollte, da wäre ich ſchon der rechte Mann. „Ich weiß das wohl.“

Sie nickte die Achſeln, ſtreckte ein klein wenig ihre ſchönen Lippen und ſagte, indem ſie den Kopf emporwarf:

„Du weißt, wie ſehr ich Deine Phantaſieen, überhaupt Deine Kunſt ſchätze und achte. Aber Alles hat ſeine Zeit; Du könnteſt nur zu leicht dem Wunſche unſerer Gäſte nachkommen; wenn Du aber nicht willſt, ſo laß' mich an den Flügel.“

„Dir zu lieb thu' ich, was in meinen Kräften ſteht,“ verſetzte Victor. Darauf trat er an das Pedal, lauſchte eine Sekunde auf den Geſang, und dann fiel er mit lauten und gewaltigen Accorden in der Tonart, welche den alten Herren beliebte, ſo über in die herrliche Weiſe ein, daß ihn augenblicklich ein lauter Applaus dafür belohnte. Auch executirten die Sänger alle Verſe des Liedes und hätten noch mehrere geſungen, wenn deren noch da geweſen wären.

Am Schluſſe des Liedes konnte ſich der Steuereinnehmer nicht enthalten, noch einmal wie zum Danke laut und heftig in die Hände zu klopfen, wobei er den Kopf ſeiner ſeinſten Pfeife auf den Tiſch ſtellte und dieſelbe mit den Zähnen feſthielt.

„Bravo! Bravo!“ rief der Stadtrath; „da kann man doch ſehen, wie angenehm das Clavierſpiel iſt, wenn es auf die rechte Weiſe angewendet wird. Vielen Dank, Monſieur Victor,“ rief er in das Nebenzimmer hinüber.

Herr Kohler hatte ſich indeſſen mit ſehr ſpöttiſchem Geſichtsausdrucke über das Inſtrument gebeugt, als Alice das Zimmer wieder verlaſſen hatte, und ſtellte in dieſem Augenblicke den böſen Geiſt vor, wie er im Zaum hinter Gretchen ſteht und ihr zuflüſtert: Wie anders war Dir's?

„Wie anders muß es Ihnen doch zu Muth ſein,“ ſagte der ehemalige Makler, „wenn Sie ſich in den ſeinen

aristokratischen Kreisen bewegen, zum Beispiel bei unserer schönen Baronin, wo ringsum Todtenstille herrscht, wenn Sie einige Ihrer göttlichen Phantasieen spielen, und Sie sich nicht Gefahr laufen, dadurch in Ihren schönen Träumen gestört zu werden, daß so ein alter Philister verlangt, Sie sollen: Am Rhein, am Rhein, da wachsen unsre Reben! — spielen. Es ist ein ganz poesieloses Volk — ich bin überzeugt, unser guter Duvallet, so eine brave Haut er auch ist, thut doch, als habe er auf Sand gebissen, wenn Sie den Flügel öffnen. — Man versteht Sie nicht hier im Hause, es ist doch traurig. — Die brave Richte kann nun einmal nicht begreifen, wie man so thöricht sein kann, ein gutes Brod, wie der Kaufmannsstand bietet, zu verschmähen, um ein Musikant zu werden. — Musikant, wissen Sie, Victor, das ist bei denen der Ausdruck für Alles, vom Schnurranten auf der Gasse bis zum Hofkapellmeister im Theater. Die kennen keinen Unterschied."

„Das ist schon wahr: sie kennen keinen Unterschied," murmelte der junge Mann ergrimmt zwischen den Zähnen.

„Alice ist bei weitem die Beste," fuhr Herr Mohler fort; „Alice hätte anders werden können und müßte anders werden, wenn ihre Umgebung nicht gar zu hausbacken wäre."

„Alice fühlt tief, sie hat ein poetisches Gemüth," sagte Victor nachsinnend.

„Das will ich Ihnen durchaus nicht läugnen; aber was kann aus einem poetischen Gemüth werden, wenn man alles Mögliche dazu thut, dasselbe recht alltäglich zu machen! Blicken Sie um sich; muß die Marotte des alten Duvallet, — sonst so eine brave ehrliche Seele, — immer um fünfzig Jahre zurück zu sein, nicht auf das Mädchen einwirken? Und nicht blos seine Möbel sind so, oder er selbst hat einen Rock an, wie er zu Anfang des Jahrhunderts Mode war,

nein, auch die gute Frau und Alice müssen sich tragen, daß man sich oft kaum des Lachens erwehren kann."

„Und doch sieht Alice vortrefflich aus."

„Nun, das ist kein Wunder; nehmen Sie aber auch einmal den vollkommen tadellosen Wuchs des Mädchens und das hübsche Gesicht. Na, da muß ich schon bitten! Aber lassen Sie das angezogen sein, wie es jetzt Mode —" dabei pfiff er selbstgefällig — „die Taille bis hier, und die Röcke, daß sie kaum zum Zimmer herein können — nun, was denken Sie?"

„Ja, ich gebe das zu," sagte Victor zerstreut, während er pianissimo eine chromatische Tonleiter abwärts stieg.

Herr Kohler legte seine Rechte auf die Schulter des jungen Mannes, während er mit Daumen und Zeigefinger der Linken seine Brille faßte — er pflegte das nur zu thun, wenn er etwas mit großer Bestimmtheit ausdrücken wollte — und sprach dann mit sehr langsamer Stimme:

„Setzen Sie Alice, angezogen wie es sein muß, in den glänzendsten der Salons, die Sie zu besuchen pflegen, wo die schönsten Damen sind, und wir wollen sehen, ob eine von ihnen neben ihr bestehen kann."

„Jetzt aber ist es wahrhaftig genug!" hörte man den Fabrikanten laut und fröhlich rufen.

„Laßt uns noch einmal die Gläser füllen!" tönte darauf die Stimme des Herrn Duvallet.

„Meinetwegen," sprach der Steuereinnehmer, „und um anzustoßen mit dem Wunsche, daß wir uns nächstes Jahr am heutigen Abend wieder froh und heiter zusammenfinden."

„Ja, ja," antwortete der Commerzienrath mit sehr vernehmlicher Stimme. „Daß wir uns nächstes Jahr am heutigen Abend wieder froh und heiter zusammenfinden, hier oder anderswo."

„Wie so anderswo?“ riefen ein paar der alten Herren.

„Nun, nun, beruhigt euch,“ versetzte der Hausherr, „ich meine nicht das Jenseits. In unseren Jahren! ich hoffe, das hat noch lange Zeit. Aber ich habe gesagt: anderswo, weil es mir doch auch einmal einfallen könnte, eine andere Wohnung zu beziehen. Ihr selbst habt mich ja schon oft dazu drängen wollen. Wer weiß,“ setzte er mit einem Pathos hinzu, das ihm sehr komisch lief, „vielleicht kaufe ich nächstens ein Rittergut und bewirthe euch dort über's Jahr am heutigen Abend.“

„Ah! das ließe sich hören!“ meinte der Steuereinnehmer.

„Vortrefflich!“ jubelte der Stadtrath. „Auf ein solches Anderswo stoße ich mein Glas an, daß es in —“ er schluckte bei diesem Worte etwas schwerfällig — „lauter — — Sche — Scherben zusammenbricht. Und wenn Du wirklich ein Rittergut kaufen willst, Bruderherz, so hat es nichts zu sagen, — wenn — wir — Dir vorher — all' Deinen alten R — R — Kram zusammen schlagen.“

„Das sollst Du thun dürfen,“ sagte Herr Duvallet mit gutem Humor, „aber morgen, Bruderherz. Heute in der stillen Nacht macht es zu viel Spektakel.“

„Also,“ rief der Fabrikant, „darauf angestoßen und ausgetrunken.“

„Bis zur — Na — Nagelprobe,“ sprach sehr schwer schluckend Herr Scheidel.

„Und jetzt kommt das allerbeste Glas,“ sagte lustig Herr Duvallet. „Ihr wißt wohl, zu welchem Lied, das zu Ehren des Wirthes ja nicht fehlen darf. Das heißt, wenn euch meine Weine geschmeckt.“

„Ob sie uns geschmeckt, Bruderherz!“ erwiederte der Stadtrath mit tiefer Rührung, wobei er Herrn Duvallet umarmte und auf beide Wangen schmatzte. — „Na —

vital — kapi — tal waren sie, wer das läugnet ist ein Pharisäer."

„Dann ist es aber auch Zeit zum Aufbruch," meinte der bedächtige Steuereinnehmer.

„Die Gläser sind gefüllt," sagte der Fabrikant. „Fang' an Scheidel, aber nicht zu hoch."

Der Stadtrath wandte sich etwas schwerfällig gegen das Nebenzimmer und sprach mit schwerer Zunge:

„Herr Victor, Sie wissen, was man noch zum Abschied singt. Fangen Sie an und geben Sie aber Achtung, daß Sie uns nicht daraus bringen."

Dann begann er mit etwas zitternder Stimme zu singen:

„Jetzt schwingen wir den Pott

und

der Wein, der Wein war gut"

fiel der Chor der alten Herren kräftig und vergnügt ein:

„Der Kaiser trinkt Champagnerwein,
Sein ehrenfester Junker schenkt ihm ein,
Und schmeckt ihm doch nicht besser als mir."

Alice war wieder in das Nebenzimmer getreten und hatte sich lachend neben den Flügel gestellt. Victor hatte ohne Weiteres die Weise, welche draußen gesungen wurde, aufgenommen, und während er sie nun variirte, blickte er in die dunklen Augen des schönen Mädchens und verlor sich unwillkürlich in den Gedanken, den vorn Scholar vorhin ausgesprochen. Und dieser hatte Recht, wenn er sich die herrliche Gestalt dachte, die schon so wunderbar in dem einfachen, altmodischen Hauskleide erschien, mit all dem Glanz, all der Pracht umgeben, welche wohl im Stande ist, eine Schönheit wenn auch nicht zu schaffen doch zu erheben, wenn er sie sich so vorstellte, umgeben von Seiden und Blumen, von leuchtender Seide und blitzenden Brillan-

ten, so mußte er sich schon gestehen, daß sich gewiß Jedermann nach ihr wenden, um sie sich bemühen müsse.

Die alten Herren draußen hatten nun singend wirklich den Hut geschwungen, bei welchem Liede, da es ja dem Wirthe galt, auch Herr Kohler mitgewirkt hatte, und waren dann abgezogen in höchst vergnüglicher Stimmung und sich gestehend, daß sie einen heiteren, kostbaren Abend verlebt.

Victor schloß den Flügel, trat in das Nebenzimmer, und der Commerzienrath gähnte etwas Weniges, als der junge Mann Abschied nehmend zu ihm trat.

„Wir werden Dich wohl morgen nicht sehen," sagte er.

„O doch, ich werde jedenfalls vorbei kommen, sei es auch nur, um mich zu erkundigen, wie ihr Alle geschlafen habt."

„Bei uns ist das, Gott sei Dank! eine überflüssige Frage," erwiederte lachend die Commerzienräthin. „Heute ist es freilich ein bischen später als sonst geworden, aber dafür werden wir auch desto fester schlafen. Die Ruhe des Gemüthes ist dabei die Hauptsache, und aus der kommen wir nicht heraus. Nicht wahr, Alice?"

„Ja, so ist es," versetzte das junge Mädchen mit etwas leiser Stimme. Zu gleicher Zeit bückte sie sich aber auch, um eine Serviette aufzuheben, die auf den Boden gefallen war.

Der Commerzienrath war an eins der Fenster getreten, hatte in die stille Nacht hinausgeblickt und sagte, als er nun wieder an den Tisch zurückkehrte:

„Es war das ein schöner Abend, ein gelungener Abend; ich glaube auch, daß sich unsere Freunde recht sehr amüsirt haben. Ihr Beide," wandte er sich an Frau und Tochter, „habt etwas Last davon gehabt, namentlich bei unserer einigermaßen beschränkten Wohnung."

Er ſprach das, indem er einen lauernden Blick auf ſeine Frau warf.

„Darum haſt Du Recht,“ antwortete dieſe. „Die beſchränkte Wohnung macht, daß jede Geſellſchaft für uns mit größeren Koſten, jedenfalls mit größeren Mühen verbunden iſt. Hätten wir zwei oder drei Geſellſchaftszimmer, — wie es ſich gehörte,“ ſetzte ſie mit leiſerer Stimme hinzu, „ſo ließe man Alles ſtehen und liegen bis morgen früh; ſo aber, wo das Wohnzimmer bei guter Zeit wieder gerichtet ſein muß, heißt es jetzt noch aufräumen.“

„Das thätest Du auch, wenn Du ſechs Geſellſchaftszimmer hättest,“ ſagte launig Herr Tuvallet; „Du hältſt es mit dem Sprüchwort Deiner ſeligen Mutter:

Was Abends nur ein Faß,
Iſt Morgens eine Laſt.

„Gib das zu, gute Seele. Trauten ſteht das Spülwaſſer ſchon parat, und wenn ich zu Bette bin, und Victor aus dem Hauſe iſt, ſo fangt ihr an zu wirthſchaften, daß es ein Vergnügen iſt. — Was, Alte, habe ich Unrecht?“ Er tippte lächelnd mit dem Finger auf den dicken Arm ſeiner Gattin. „Bleib einmal ernſthaft, wenn es nicht ſo iſt.“

Das war aber nun der guten Madame Tuvallet plattterdings unmöglich: ſie machte freilich ein paar krampfhafte Verſuche, ihre hin und her zuckenden Mundwinkel zu beruhigen, aber es wollte ihr das nicht gelingen; ſie platzte in lautes Lachen aus, wobei ſie rief:

„Juſt ſollte ich doch beim lieben Gott weinen über den Undank von dem Manne! Statt mich zu tröſten, verſpottet er mich noch. Aber ſiehſt Du, Alice, das iſt unſer Loos, nichts als Mühe und Arbeit und keinen Dank dafür.“

„Nun, ich wünſche euch beſte Unterhaltung,“ ſagte

Herr Duvallet; „gute Nacht, Victor!“ Er küßte seine Tochter auf die Stirne, nahm vom Nebentisch einen Handleuchter und ging in sein Schlafzimmer.

Victor blickte verstohlen auf seine Uhr, was jedoch Alicen nicht entging.

„Wenn ich euch noch etwas helfen kann,“ sagte er, „so thue ich es mit Vergnügen.“

„Geh' Du nach Hause und zu Bett,“ versetzte gutmüthig die alte Frau. „Ein Mensch von Deinen aufgeregten Nerven muß seine Nachtruhe haben. Oder hast Du sonst noch etwas vor?“

„Ich weiß nicht,“ erwiederte der junge Mann zögernd, „und wenn ihr meine Gegenwart wünscht —“

„Nein, nein,“ sprach die Commerzienräthin, „Du sterm uns nur.“

Alice sagte nichts; sie war zu der verschnörkelten Standuhr getreten, die auf der altmodischen Kommode stand, und während sie das Werk aufzog, was sie jeden Abend zu thun pflegte, blickte sie auf das Zifferblatt. Es war fast ein Uhr.

„Also gute Nacht, Tante!“ sagte Victor, „gute Nacht Alice! Gute Nacht! schlaft wohl!“

Er reichte Beiden die Hand und verließ das Zimmer; gleich darauf hörte man ihn die Hausthüre vernehmlich schließen.

Wie es der Commerzienrath prophezeit, erschien nun das Dienstmädchen des Hauses mit einem großen Kübel voll Spülwasser, und Madame Duvallet und die Magd begannen emsig die gebrauchten Gläser und übrigen Geräthe zu reinigen, während Alice den Tisch abräumte, die Stühle auf ihren Platz rückte und die überflüssigen Lichter auslöschte.

„Man arbeitet in der Nacht, wenn es so still um

uns her iſt, ſo leicht und angenehm," ſagte das junge Mädchen nach einer Pauſe. „Ich glaube, jetzt ſchläft faſt Alles in der Stadt."

Bei dieſen Worten blickte ſie ihre Mutter fragend an.

„O nein," erwiederte dieſe, „bei den vornehmen Herrſchaften geht das Leben erſt recht an. Jetzt, während wir uns zur Ruhe legen, beginnen ihre Geſellſchaften eigentlich erſt."

„Alſo kann man noch um dieſe Stunde in ihre Soiréen gehen?"

Die alte Frau warf einen Blick auf die Uhr, dann verſetzte ſie: „O ja, es ſoll ſogar recht vornehm ſein, ſehr ſpät zu kommen."

„Vielleicht," ſagte das junge Mädchen nach einer Pauſe, während welcher es ſich ſehr eifrig mit dem Kryſtall beſchäftigt hatte, „geht man auch dann ſo ſpät in dieſe Soiréen, wenn man ſich dort nicht beſonders intereſſirt, und doch nicht ganz wegbleiben mag, um nicht unhöflich zu erſcheinen."

„Nein, nein, Kind," entgegnete die Commerzienräthin, „ich glaube, wer in eine ſolche Geſellſchaft geht, nur um ſich zu zeigen, der iſt ſo früh wie möglich da."

„Aber weßhalb denn?"

„Mir erzählte Dein Vater davon, der ſich ja auch Anſtandshalber ein paar Mal im Winter im Salon des Miniſters zeigen muß. Leider hat er an ſo etwas gar keine Freude," ſprach ſie mit einem leichten Seufzer, „und da geht er alsdann hin ſo früh wie möglich, macht ſein Compliment und bleibt recht nahe an der Eingangsthür ſtehen, um wieder hinaus zu können, ſo bald dort Niemand ſichtbar iſt, der ihn beobachten könnte. Papa ſagte mir auch, daß, als er einige Mal da bleiben mußte, weil ihm der Herr Miniſter geſagt, er müſſe ihn ſpäter etwas fragen,

die genauen Freunde und Bekannte des Hauſes ſehr ſpät gekommen ſeien."

Alice that einen tiefen Athemzug und trat an's Fenſter, um die Jalouſieladen zu öffnen.

„Es iſt ſo dunſtig und warm hier im Zimmer," ſprach ſie. — „Ach, die ſchöne, kühle, klare Nacht draußen! Jetzt ſollte man ſpazieren gehen können." Sie lehnte ihren Kopf ſeitwärts an die Fenſterſcheiben, ſo daß ihre heiße Stirne die friſche Fläche berührte, und blickte nachdenkend, träumend auf die ſtillen Straßen. Heller Mondſchein ruhte auf dem Pflaſter und zeichnete die eine Reihe der Gebäude in dunkeln ſchattigen Umriſſen: aller Lärm, alles Gesumme des täglichen Lebens war verſtummt, eine tiefe, feierliche Stille lag auf den Häuſern, war ausgebreitet in der kühlen Nachtluft.

Nur von den Glockenthürmen herab wurde jetzt die allgemeine Ruhe gefeiert: — es ſchlug die erſte Stunde.

Die zweite Stunde.

Wenn man um die erste Stunde durch einen großen Theil der Straßen der Residenz ging, so mußte man sich schon gestehen, daß die Nacht hier ihr strenges Recht übte. Da sah man nur höchst selten an den Fenstern der Häuser den Schein eines trübseligen Nachtlichtes, welche hinter herabgelassenen Vorhängen vielleicht einem Kranken leuchtete, oder sonst einem unruhig Schlummernden; da hörte man auf dem Pflaster nur selten Tritte, oder wo diese erklangen, waren sie begleitet von dem Aufstoßen eines eisenbeschlagenen Stockes,

einem der Insignien des Nachtwächters, der verdrossen und schlaftrunken umherschlenderte, um die Stunden abzurufen.

Es gab aber dagegen auch wieder andere Theile der Stadt, wo man um diese Zeit noch erleuchtete Fenster sah, wo man plaudernde und lachende Spaziergänger bemerkte, wo man auch das Rollen der Equipagen hörte; es waren das Straßen, wo sich große Café's befanden, oder wo die Aristokratie wohnte, bei deren Festen und Soiréen es, wie Madame Duvallet vorhin gesagt, zum guten Tone gehörte, recht spät zu kommen.

Vor uns, am Ende jenes kleinen Platzes, sehen wir ein Haus mit erleuchteten Fenstern, dessen Thor weit offen steht und auf einen ebenfalls glänzend erhellten Hof führt, von wo der Eingang in's Haus durch eine breite Treppe mit weit überstehendem Glasdach bezeichnet ist, welches letztere eigenthümlich funkelt und strahlt bei dem Glanze zweier mächtiger Gascandelaber, deren weiße Flammen in die Höhe sprühen und nicht nur das Glasdach über ihnen, sondern auch ein Netz von Schlingrosen, die an den Seiten und in der Höhe eine förmliche Laube über der Thür bilden, auf's Phantastischste beleuchten.

Auf der Treppe des Hauses steht ein wohlbeleibter Portier, in großer Livree, angethan mit dem breiten Bandelier, in dem der unbedeutende Degen steckt, in den Händen den Stock haltend mit dem dicken silbernen Knaufe, auf dem Kopfe den goldbordirten Hut, und die ganze Persönlichkeit übergossen und aufgeblasen von der Würde, die dem Thürsteher eines vornehmen Hauses nothwendiger Weise zukommt.

In dem Hofe halten über ein Dutzend herrschaftlicher Equipagen, alle mit hellstrahlenden Lichtern in den Laternen, eine kleine feierliche Illumination bildend, die so vortrefflich paßt zu dem wohlgenährten bunten Portier und

zu dem Lichtmeer, in welches der Vestibul des Hauses gehüllt ist. Diese Lichtmasse coquettirt mit den glänzenden Equipagen, mit den stattlichen Pferden, und strahlt wider in den großen, leuchtenden Augen der edlen Thiere, in den reich mit Gold und Silber beschlagenen Geschirren.

Die Rosselenker haben es sich bequem gemacht; während die linke Hand mit dem Zügel nachlässig auf dem Knie ruht, hält die rechte die lange Peitsche mit der zusammengewickelten Schnur; der Knopf des Griffes ist auf den Schenkel aufgestützt. Andere haben sich auch wohl leicht hintenüber gelehnt, halten die Zügel unter einem Beine, während sie mit über einander geschlagenen Armen behaglich ruhend an der Conservation Theil nehmen.

Die Lakeien der betreffenden Equipagen stehen theils bei ihren Wagen, theils umgeben sie den Portier auf der Treppe, wieder andere halten sich mit Mänteln und Shawls auf dem Arme im Vestibul auf.

Ein junger Mann erscheint jetzt unter der Einfahrt, nähert sich der Treppe, und als ihn der Portier erkennt, nimmt dieser seinen Stock bei Seite und macht dem Angekommenen eine Verbeugung, nicht sehr tief, mit einer leichten Mischung von Vertraulichkeit und Ehrerbietung.

„Sind wir schon sehr spät daran?“ fragte der Angekommene; worauf der Thürsteher erwiederte:

„Sie werden immer noch nicht der Letzte sein, Herr von Barring.“

Dieser antwortete mit einem leichten Kopfnicken und trat alsdann in eine Garderobe neben dem Vestibul, wo er seinen leichten Sommerpaletot in die Hände des Lakeien warf, und sich dann vor dem Spiegel Haar und Bart und sein weißes Halstuch ein wenig ordnete.

Unmittelbar hinter ihm war ein Coupé im vollen Laufe der Pferde in den Hof gerollt, und der Kutscher parirte

ſo geſchickt vor der Treppe, daß die Thüre des Wagens genau in der Mittellinie derſelben hielt. Ein Lakai riß den Schlag auf und eine junge Dame glitt auf den reichen Teppich, der die ſteinernen Stufen und noch ein Stück des Pflaſters bedeckte.

Die Dame, rauſchend in ihrem unendlich weiten Kleide von ſchwerem Seidenſtoff, hielt ein übermäßig großes Blumenbouquet in der Hand; ſie betrat das Veſtibul in dem Augenblick, als der vor ihr Angekommene aus der Garderobe kam und ſie mit einer tiefen Verbeugung bei ſich vorübergehen laſſen wollte.

„Bon soir! Herr von Barring," ſagte die Dame, indem ſie lächelnd mit der Hand winkte und einen flüchtigen Blick aus ihren kokett ſchläfrigen dabei aber ſchönen Augen auf den jungen Mann warf. „Gehen Sie oder kommen Sie erſt?"

„Ich komme ſo eben, gnädige Gräfin."

„Gut, dann können Sie mich begleiten. Geben Sie mir Ihren Arm."

Victor glitt gewandt auf die linke Seite, um der Dame ſeinen rechten Arm anzubieten.

So ſchritten Beide durch das Veſtibul, an deſſen Ende ein Bedienter beide Flügelthüren öffnete und das Paar, welches ſich ſo zufällig zuſammen gefunden, eintreten ließ.

„Die gnädige Gräfin kommen aus einer andern Geſellſchaft?" fragte Victor, während ſie ein elegant möblirtes aber leeres Vorzimmer betraten.

„O nein," erwiederte die Dame, „ich fühlte mich heute Abend entſetzlich unwohl; ich legte mich früh nieder, war aber nicht im Stande einzuſchlafen, und ließ den Grafen allein hieher gehen. Was ſollte ich mich aber in meinem langweiligen Schlafzimmer mit beängſtigenden Phantaſieen

plagen? Ich bemerkte an der Luft, welche durch die geöffneten Fenster drang, daß es draußen göttlich sein müsse; auch war es noch sehr früh, und da ich nicht wußte, was ich machen sollte, so fragte ich bei meinem Orakel um Rath."

„Und wie so das, gnädige Gräfin?"

„Nun, halb und halb hatte ich wohl Lust hieher zu gehen," entgegnete sie leicht, „wogegen ich anderntheils auch fast ebenso gerne zu Hause geblieben wäre. In solchen Fällen nun befrage ich eins meiner Orakel. Stehen Rosen auf meinem Tische, so zähle ich an den Knospen Ja und Nein; zuweilen lasse ich mir auch Karten bringen, und wenn das erste As links fällt, so bleibe ich zu Hause. Auch zähle ich manchmal, wenn ich gerade nichts bei der Hand habe, das: soll ich? oder soll ich nicht? an den Schnüren meines Kleides ab. — Ich kann Sie versichern, Herr von Barring, es ist das eine sehr empfehlenswerthe Methode, über Unschlüssigkeiten hinwegzukommen, und ich rathe Ihnen dazu."

„Das kann man aber nur bei sehr gleichgültigen Dingen thun, und nicht bei etwas, wo das Herz mitempfindet."

„Das Herz?" erwiederte die Gräfin spöttisch fragend. „Gerade da ist es gut, wenn wir einen unparteiischen Rathgeber haben."

„Und Sie folgen demselben jedenfalls?"

„Wenn ich einmal anfrage, unbedingt. Ohne indiscret zu sein, kann ich Ihnen sagen, daß es mir zum Beispiel heute Abend nicht gleichgültig gewesen wäre, wenn mein Orakel mir befohlen hätte, zu Haus zu bleiben; aber ich hatte ihm unbedingt gefolgt in der Ueberzeugung, daß das vielleicht besser sei."

„So bin ich dem Orakel dankbar," sagte galant der junge Mann, „daß es so und nicht anders gesprochen."

Die Gräfin lachte laut auf, ehe sie antwortete:

„Das sind Redensarten, Herr von Barring; Sie sagten das nur, weil es Ihnen gerade in den Kopf kam. Es ist aber auch gut, daß nichts hinter diesen Worten steckt, sonst wäre es schlimm für —" Sie sah ihn mit einem schalkhaften Lächeln an.

„Für mich, gewiß für mich! gnädige Gräfin."

Worauf sie ziemlich trocken erwiederte: „O nein, für Jemand anders."

Sie betraten jetzt einen reichen, ziemlich großen Salon, in dem sich Herren und Damen befanden; von den ersteren standen mehrere hie und da zusammen mit einander plaudernd, andere saßen in den verschiedenartigsten Fauteuils oder lehnten an die Sophas, mit den Damen lachend und plaudernd, von denen immer zwei, drei oder auch vier einen Mittelpunkt bildeten, der von den jüngeren und älteren Herren umschwärmt und häufig mit neckenden Worten angegriffen wurde. Selten sah man zwei oder drei Damen in irgend einer Ecke allein, oder wo dies vorkam, waren dieselben in so eifriger Conversation begriffen, daß sich ein Unberufener wohl aus diesem Grunde nicht zu nahen wagte. In diesem Fall schienen aber auch die wichtigsten Themata verhandelt zu werden und auffallender Weise entweder mit vergnügt lächelndem Munde, mit heiter glänzenden Augen, oder mit zusammengezogenen Lippen und finsteren Blicken — Frieden oder Krieg. Aus diesem Salon führte eine breite Thüre auf eine Terrasse, über die ein Zelt gebaut war, und welche vermittelst grünender und blühender Bäume, unzähliger Blumen, phantastischer Lampen und reizender Sitze, die auf's zierlichste zwischen den Gebüschen eingepaßt waren, zu einem wirklich feenhaften Gemache umgestaltet worden.

Im ersten Salon hatte man den Eintretenden gerade nicht viel Aufmerksamkeit geschenkt; nur hie und da winkte ein Fächer grüßend aus einer der Damengruppen hervor,

was die Gräfin mit ihrem Blumenstrauß erwiederte. Wohl hätte man auch einen fragenden Blick bemerken können, der unwillkürlich auf Victor fiel und von einer Andern mit einem leichten Achselzucken beantwortet wurde.

Nur ein paar Herren näherten sich mit ziemlich langsamen Schritten von einer Fensternische her, und der Eine, eine lange, trockene Figur — er mochte doch in den Vierzigen sein, hatte wenig Haar, trug seinen Schnurrbart stark emporgedreht, war aber sehr gewählt und äußerst elegant gekleidet — schritt auf die Gräfin zu, blieb eine Sekunde nachlässig vor ihr stehen, und sagte im gleichgültigsten Tone von der Welt:

„So, es geht Dir besser, Du bist noch gekommen?"

„Wie Du siehst," entgegnete sie; „es war wahrhaftig zu langweilig allein zu Hause."

„Und Sie hatten Recht," sprach der andere der beiden Herren, „uns noch mit Ihrer Gegenwart zu beglücken."

Die Gräfin neigte ihren Kopf mit einem freundlichen Lächeln gegen den, der so eben gesprochen, und als sie gleich darauf ihr Haupt wieder erhob und ihre Züge wieder völlig ernsthaft geworden waren, sagte sie zu ihrem Gemahl, welcher seinen langen Schnurrbart zwischen den Fingern drehte: „Wo ist denn Camilla?"

„Sie wird draußen auf der Terrasse sein," antwortete der Graf. „Soll ich nachsehen?"

„Danke, ich will Dich nicht stören. Ich muß doch selbst nachschauen."

Damit verließ sie den Salon und trat unter das Zelt, wo vielleicht acht Damen waren, die in einer malerischen Gruppe im Kreis umher auf niederen Fauteuils und Causeusen bei einander ruhten, während von vier Herren zwei auf Tabouretten zwischen den Damen saßen und die andern vor der Gruppe standen.

Es war ein vollkommenes und reizendes Bild, dieſe acht ſchönen Mädchen und Frauen in ihren eleganten Toiletten, anmuthig lehnend in den weichen Kiſſen, die vollen Schultern und Arme ſo blendend hervorleuchtend, ſo förmlich glänzend unter dem hellen Lichte, das gerade auf die Gruppe fiel und ſich dort ſo gern und bereitwillig zu lagern ſchien.

Rings umher nickten die grünen Zweige herab und bildeten mit den ſanften Farben der Blumen — ſanft gegen die hellen Töne der glänzenden ſeidenen Stoffe, gegen den leuchtenden Schimmer der Arme und Hände, gegen das Blitzen der Augen und der Brillanten — eine der zierlichſten Einfaſſungen, die man ſich nur denken kann.

Aus der Mitte der Damen erhob ſich eine ſchöne, ſtattliche Frau, eine prächtige Geſtalt, in der ſich die Formen des Weibes mit der claſſiſchen Weichheit des Mädchens vereinigten, — die Herrin des Hauſes, die Baronin Molitor. Sie gab der eben Angekommenen die Hand und reichte dann dem jungen Manne die Fingerſpitzen, die dieſer innig küßte, worauf ſie der Gräfin einen Sitz neben ſich anwies.

Beide waren ſehr ſchöne Frauen, aber ganz verſchiedener Art. Während Alles an der Baronin, ihre Geſtalt, ihre vollen Formen, ihre klaren, herrlichen Augen, ihre friſchen Zähne, die Röthe auf ihren Wangen, der unausſprechliche Schimmer, der auf ihrem Nacken und ihren Armen lag, ihr volles dunkles Haar, ja alle ihre Bewegungen, ſelbſt der Ton ihrer Stimme das vollkommenſte Bild der Geſundheit darſtellte, einer üppigen Blüte, dabei aber eines jugendlich heiteren Gemüthes, einer vergnügten Natur, eines Weſens voll Herzensgüte und Edelmuth, kurz einer Schönheit, von der man ſagen konnte, ſie ſei die Schönheit eines Engels, hätte man die Schönheit der Gräfin als eine teufliſche Schönheit bezeichnen müſſen.

Dieſe war ſchlank, ohne mager zu ſein, und in ihrem

Weſen außerordentlich elaſtiſch, gewandt, ruhelos. Sie hatte die zierlichſten Hände und Füße, die man ſehen konnte, eine außerordentlich feine Taille, die ſie zu halten wußte wie Wenige. Was aber die Männer theils anzog, theils abſtieß, und was unſern Vergleich: eine teufliſche Schönheit, vielleicht rechtfertigen könnte, war der Ausdruck ihres Kopfes, ihres Geſichtes, von einer antiken regelmäßigen Schönheit, von einer kalten Schönheit, zu urtheilen nach der Ruhe, die gewöhnlich auf ihren Zügen lag, nach der Bläſſe ihres Teints, aber nicht nach dem Glanze ihrer Augen, wenn ſie dieſelben aufſchlug und hervorleuchten ließ das Erglühen eines Vulkans unter ſeiner Schneehülle.

Dieſe Augen aber hatten etwas Reizendes, etwas unwiderſtehlich Anziehendes; in der Art der Spanierinnen öffneten ſie ſich nur ſelten vollkommen, um in ihre ganze Glut ſchauen zu laſſen, gewöhnlich wurden ſie wie ſchlafrig von den Lidern zugedeckt — glänzende Nattern unter den überhangenden dichten Ranken des Urwaldes, gefährlich dem ſich unbedachtſam Nähernden.

Schon als die Gräfin den erſten Salon betreten, hatte ſie ihre Blicke aus den halb geſchloſſenen Augen rings umher geſandt, von Allen unbemerkt, ohne den Kopf dabei zu wenden. Auch hier unter dem Zelte ſchaute ſie um ſich, wobei ſie, um keine Abſicht merken zu laſſen, damit freundliche Grüße an die anweſenden Damen und Herren verband.

„Schade, daß Du nicht früher gekommen biſt," ſagte die Baronin, „das Concert und unſere kleinen Tableaux ſind vortrefflich gelungen. Hat Dich etwas zurückgehalten?" ſetzte ſie nach einer Pauſe mit einem eigenthümlichen Lächeln hinzu.

„Meine Migräne, ſonſt nichts," erwiederte die Gräfin, „und ich wäre auch nirgend anders wohin gegangen, als

gerade zu Dir, meine liebe Camilla, wo man ſo ungenirt ſein kann. An der Thüre traf ich Herrn von Barring," fuhr ſie mit einem ſo gleichgültigen Tone fort, daß dieſer Ton faſt wie abſichtlich erklang. „Ich mußte ihn aber bitten, mir ſeinen Arm zu geben, ſonſt hätte er mich allein gehen laſſen. — So, ihr habt alſo probirt?" Bei dieſen Worten blickte ſie abermals forſchend rings umher. — „Und es iſt gut gegangen?"

„Wie ich Dir ſagte: vortrefflich. — Ei, Herr von Barring," wandte ſich die Baronin an Victor, „ſeien Sie ſo gut, Ihren Freund aufzuſuchen; er hat nach Ihnen verlangt; Sie werden ihn im großen Saale finden, er hat die Tableaux mit einer wahren Aufopferung geleitet."

Victor hatte ſich auf ein Tabouret ſo dicht hinter den Fauteuil der Frau des Hauſes geſetzt, daß ihr weites, bauſchiges Kleid von weißer Seide ſein Knie berührte, und daß, als ſie ſich nun umwandte, ihr ſchönes klares Auge unmittelbar vor ſeinem Geſichte erſchien; er fühlte den Hauch ihres Athems, und als er ſich dadurch faſt verwirrt, betäubt erhob, legte er unwillkürlich ſeine Hand auf die Rücklehne ihres Seſſels, wodurch ſeine warmen Finger mit ihrer kalten, glatten Schulter in Berührung kamen. Daß ſie nicht zuſammenzuckte, ließ ihn tief aufathmen.

Er verließ die Terraſſe, trat in den Salon zurück und ging durch denſelben nach dem großen Saale, zu dem man durch ein kleines Zimmer gelangte. Dieſes war ziemlich dunkel, und auch in dem anſtoßenden großen Gemache brannten nur wenige Lichter.

Hier war noch die ganze Einrichtung zur Concert-Vorſtellung geblieben; im Hintergrunde war eine kleine Bühne aufgeſchlagen, deren emporgezogener Vorhang ein mittelalterliches Zimmer ſehen ließ, deſſen man ſich beim letzten Tableau bedient. Vor der Bühne ſtanden in mehreren Reihen,

von einer Seite des breiten Saales bis zur andern, ein paar hundert Seſſel, die das ausgewählte Publikum eben verlaſſen.

Jetzt aber ruhten hier ein paar Lakeien von des Tages Laſt und Hitze, jeder ſehr bequem über drei Fauteuils ausgeſtreckt, Zähne ſtochernd aus. Beim Anblick des jungen Mannes ſprangen ſie in die Höhe, und auf ſeine Frage nach Herrn Stifter eilte einer der Lakeien voran über die Bühne hinweg nach dem Hintergrunde des Saales, wo ſich, von einem dicken Vorhange bedeckt, große breite Glasthüren befanden, die auf einen geräumigen Ballon führten.

„Da finde ich Dich in ſtiller Einſamkeit!“ rief Victor, nachdem ſich der Lakei entfernt und der Vorhang hinter ihm zugefallen war, einer Geſtalt zu, die bei dem ungewiſſen Lichte der Nacht nur undeutlich zu erkennen war, und auf einem Stuhle ſitzend Arme und Kopf auf der Brüſtung des Ballongeländers ruhen ließ.

„Ah!“ rief Herr Stifter, indem er ſich umwandte, „Du biſt es? Kommſt ſo ſpät noch? — Du warſt bei Deinen Verwandten?“

„Natürlich, ich war bei dem Commerzienrath; ein Familienfeſt. Wie hätte ich da fehlen können!“

Der am Geländer machte eine heftige Bewegung; er ſeufzte tief auf, dann gab er mit gepreßter Stimme zur Antwort:

„Danke Gott, daß Du nichts in Deinem Herzen fühlſt, was Dich veranlaßt, bei einem Familienfeſt der Deinigen zu fehlen, um hieher zu kommen, — hieher, wohin wir nie gehen ſollten.“

„Ei, ei, Du ſcheinſt mir in einer trüben Laune zu ſein, und haſt doch keine Urſache dazu,“ ſprach Victor. „Von der Baronin hörte ich doch ſo eben, die Aufführung eurer lebenden Bilder ſei ganz außerordentlich gelungen vorüber ge-

gangen. Damit kannſt Du doch wohl zufrieden ſein, denn Du haſt gerade ſo in deinem Berufe gearbeitet, als wäreſt Du ein paar Stunden vor der Staffelei geſeſſen."

„Wir ſollten nicht hieher gehen," wiederholte der Andere mit dumpfer Stimme, „nie in dieſe Kreiſe gehen."

Bei dieſen Worten legte er ſeine heiße Stirne, wie um ſie abzukühlen, auf die eiſerne Bruſtung des Balkongeländers.

Den jungen Maler, der leicht achſelzuckend ſeinem Freunde zuſah, ſchienen dergleichen Aeußerungen deſſelben nicht zu befremden, denn er entgegnete:

„Das haſt Du Dir und mir ſchon oft genug geſagt; mich haben Deine Reden nicht überzeugt, und Du ſelbſt haſt nie nach Deinen Worten gehandelt."

„Das iſt gerade das Entſetzliche," ſprach der Maler, indem er emporfuhr, „daß ich den Abgrund vor meinen Füßen ſehe und doch nicht anders kann, als am Abhange deſſelben gedankenlos hinzuſchlendern. Was Dich anbetrifft, ſo iſt das etwas ganz Anderes; Du biſt ein freier Menſch, Du haſt Niemanden als Dir ſelbſt von Deinem Thun und Laſſen Rechenſchaft zu geben, und Dein Inneres wird Dich nicht verdammen, wenn Du hieher kommſt, angezogen von den ſchönen und doch ſo furchtbaren Augen eines ſchrecklichen Weibes. O, es liegt in ihrem Blicke etwas Dämoniſches, und was ſie einmal gefaßt hat, das läßt ſie nicht fahren, ſie hält es feſt, wie die Spinne ihr Opfer, bis ſie ihm wie dieſe das Herzblut ausgeſogen."

„Du biſt für mich ein Räthſel," entgegnete Victor; „Du haſt mir nie einen Namen genannt, und darnach unaufgefordert zu rathen, wäre ſelbſt für einen ganz genauen Freund indiscret."

„Ah, furchtbar!" rief der Andere, und dabei ſchüttelte er die langen dunkeln Haare aus ſeiner Stirne, wandte

ſich haſtig gegen ſeinen Freund um und ſprach dann mit flehender Stimme:

„Victor, Du biſt ſtärker als ich, Du haſt mehr Willenskraft. Du haſt mir ſchon oft geſagt, Du meineſt es gut mit mir, mit Thereſe und mit meinen armen Kindern. Wenn dem ſo iſt, wenn Du etwas für uns thun willſt, ſo nehme mich von dieſem Orte fort, reiß mich nöthigenfalls mit Gewalt hinweg. Ja, Du wirſt Gewalt brauchen müſſen," ſetzte er finſter lachend hinzu, „eine Gewalt, die Du gar nicht anwenden kannſt und willſt."

„Du biſt wieder einmal ſehr aufgeregt," verſetzte der Muſiker, nachdem der Andere ein paar Augenblicke geſchwiegen. „Aber nimm mir nicht übel, wenn Du Dich von hier fortſehneſt — und ich glaube auch, es iſt beſſer, daß Du gehſt — ſo thue das in Gottes Namen. Was haſt Du überhaupt hier im Dunkeln auf der Altane zu ſitzen? Miſch' Dich in die Geſellſchaft drüben, wo man Dich gern ſieht, wo Du freundlich aufgenommen biſt. Geh' nach Hauſe."

„Zu ihr und zu den kleinen Kindern," ſagte Herr Stifter nachdenkend. „Ja, wenn ſie mich jetzt freundlich empfinge, wenn ſie mir ſagte: erzähle mir, wie es dort geweſen iſt, wo Du herkommſt, wenn ſie ſich freuen würde an der Schilderung, die ich ihr ſo lebhaft machen könnte von dem ſchönen Concerte, von den herrlichen Tableaux, die wir geſtellt."

„Ja, ja, und von den ſchönen Mädchen und Weibern, die mitgewirkt," fiel ihm Victor kopfnickend in die Rede. „Du kannſt am Ende nicht von ihr verlangen, daß ſie ſich das ruhig von Dir ſoll erzählen laſſen und ein Vergnügen dabei empfinden. Ich weiß, daß ſie es nicht gern ſieht, wenn Du in dieſe Geſellſchaften gehſt."

„Aber ich muß hingehen," erwiederte der Maler heftig; „ich thue es der Kunſt zulieb und meiner Exiſtenz. Von

all' den guten Freunden und Freundinnen meiner Frau, die, wie ich wohl weiß, achselzuckend sprechen, daß ich mich in diesen Kreisen bewege, und die durch ihre hämischen Aeußerungen Therese gegen mich eingenommen haben, von all' denen fällt es Niemand ein, sein ordinäres Gesicht von mir malen zu lassen. Oder wenn das je einmal geschieht, so wird vorher mit mir bis zum Ekel gehandelt, und dann muß ich mich noch all' diesen hausbackenen Launen fügen. O wie bist Du zu beneiden, der es nur mit der göttlichen Harmonie zu thun hat!"

„Ja, ich und meine Frau," sprach lächelnd Victor, „wenn ich einmal eine haben werde; denn, um meine Kunst auszuüben, dazu brauche ich nicht stundenlange Tetes à Tetes mit den schönsten Weibern, brauche auch nicht lebende Bilder zu arrangiren im verführerischen Halbdunkel einer Bühne. O ich kann es Therese nicht übel nehmen, daß sie eifersüchtig ist."

„So sprichst auch Du gegen mich!" rief der Andere aufbrausend. „Da ist wahrhaftig Keiner, Keiner, Keiner, der es ehrlich mit mir meint, der mir die Wahrheit sagt unumwunden, — gerade zu — meinetwegen verletzend."

Er machte mit der rechten Hand eine heftige Bewegung, als wolle er nach etwas Unsichtbarem einen gewaltigen Stoß führen. Dann aber vergrub er seine Finger in den Haaren, um sie gleich darauf an seinem Gesichte herabfahren zu lassen.

„Du bist wirklich höchst eigenthümlich," sprach Victor kopfschüttelnd, „ja komisch. Im selben Augenblick, wo ich Dir meine Herzensmeinung sage, machst Du mir Vorwürfe, daß ich keine Wahrheit für Dich hätte. Nun gut denn, ich will Dir nochmals schonungslos meine Ansicht wiederholen. Du bist Künstler, Maler, nebenbei aber auch Familienvater, und das sind zwei Eigenschaften, die, wie ich

Dir zugeben will, ſich für Manchen nicht gut vereinigen laſſen. Du haſt eine charmante, liebenswürdige Frau — eine ſehr hübſche Frau, Ferdinand, und das würde ich Dir rathen nicht aus den Augen zu verlieren, — Du malſt ein famoſes Porträt, Du biſt darin berühmt, geſucht, und Du würdeſt ein Narr ſein, wenn Du nicht die ſchönen Weiber da drüben, entourirt von all' ihrem reizenden Modeluxus, der ihnen ſo gut ſteht, der Dir pikante Bilder verſchafft, malen wollteſt. Nach der Sitzung aber ſchließe Deinen Farbekaſten zu und ebenſo Dein Herz, was Du eigentlich gar nicht geöffnet zu haben brauchteſt, und wie Du die Farben von der Palette wegwiſcheſt, ſo vertilge auch alle Erinnerung an die Sitzung, die Du ſo eben gehabt."

„Das habe ich lange gethan und war glücklich dabei, o ſehr glücklich!" ſagte der Maler mit bewegter Stimme.

„Wenn Du nun in einem Hauſe, wo man Dich freundlich aufgenommen hat, lebende Bilder zu ſtellen haſt, — gut, ſo thue das, und wenn Du fertig biſt wie jetzt, ſo begib Dich heim, erzähle Deiner Frau von dem, was Du gethan, aber ehrlich, ohne Rückhalt."

„Das habe ich lange gethan, aber ſie hat mir nie geglaubt, ſie wußte in meinen offenherzigſten Erzählungen immer etwas zu finden, wo ich, wie ſie ſagte, Geheimniſſe zu verdecken hätte; ſie hat über meine Sitzungen, über meine Theilnahme an den lebenden Bildern und dergleichen, dies und das von guten Freundinnen gehört."

„Ah! von guten Freundinnen. Es iſt doch ein verdammt wahres Sprüchwort: beſchütze mich vor meinen Freunden, mit meinen Feinden will ich ſchon fertig werden."

„Es verdroß mich, daß ſie meinen Worten nicht glaubte, und um ſie einigermaßen zufrieden zu ſtellen, mußte ich, da ſie die gute Wahrheit nicht ertragen konnte, die unſchuldigſten Thatſachen verdrehen."

„Und darüber kamen dann Aufklärungen, welche die Sache noch unangenehmer machten.“

„So war es. Thereſe, in allen andern Sachen das Muſter einer Frau, der Engel meines Hausweſens, machte mir durch ihre Eiferſucht ſich ſelbſt zuwider und das letztere förmlich zur Hölle; ich litt lange Zeit vollkommen unſchuldig, und ich will mir das gerade nicht als Verdienſt anrechnen; denn wie Du mir vorhin geſagt, daß ich thun ſollte, ſo that ich: ich ſchloß meine Sitzungen, mich freuend über die Erfolge in meiner Kunſt. Da — ah! es iſt wie ein böſer Zauber, der mich umſtrickt hat und dem ich erliegen werde.“

Er erhob ſich raſch von ſeinem Sitze, ſtrich das Haar aus der Stirn und that einen tiefen Athemzug, wobei er in den Garten hinab blickte, deſſen Bäume und Sträuche ſo geheimnißvoll und träumeriſch undeutlich im Mondlichte erſchienen; nur hie und da bezeichnete der zauberhafte Schein des nächtlichen Geſtirns kleine Lichtungen zwiſchen tief dunkeln Schattenpartieen, beglänzte hell die geſchlungenen Kieswege, verſilberte die Spitze eines Waſſerſtrahls, die ſich ſo hoch erhob, daß ſie vom Schein des Mondes unbehindert erreicht werden konnte.

„Laß uns einen Augenblick da hinab gehen,“ bat der Maler ſeinen Freund. „Laß mich Dir mein Herz öffnen; es iſt mir ſo entſetzlich zu Muthe, daß ich mir eine Erleichterung verſchaffen muß. Und die habe ich, wenn ich Dir ſage, was ich Dir ſagen darf.“

„Gut denn, gehen wir,“ erwiederte Victor; dann warf er einen Blick hinüber nach der Terraſſe mit dem Zelte, deſſen gelb und weißer Stoff ſo eigenthümlich durch die Nacht leuchtete, und deſſen Inneres — man konnte durch eine Oeffnung, die auf eine Treppe nach dem Garten zu führte, hinein ſchauen — mit ſeinen Blumen, ſeinen Wachs-

lichtern, den Teppichen am Boden, die über die Gartentreppe herabhingen, so feenhaft erschien, so phantastisch schimmerte.

Die beiden jungen Männer stiegen auf einer Wendeltreppe in den Garten hinab, und nachdem der Maler ein paarmal tief und heftig wie mit Entzücken die kühlere Nachtluft eingeathmet, warf er sich auf eine Bank in der Nähe des oben erwähnten Springbrunnens und sprach:

„Hast Du auch zuweilen das Gefühl, als müsse Dir im nächsten Augenblicke etwas Entsetzliches begegnen? Hast Du auch Stunden, wo Dein Herz zusammengepreßt ist, so daß es Dir möglich wäre, ohne eigentlich zu wissen warum, Thränen zu vergießen? — Augenblicke, wo Dich jetzt ein fallendes Blatt erschreckt zusammenzucken läßt, und wo Du gleich darauf vollkommen gesammelt im Stande wärest, einem furchtbaren Feinde entgegen zu treten; — Momente, wo Du die stürmischen Schläge Deines Herzens fühlst, wo es Dir in der weiten Natur zu enge wird, wo Du in der Luft nach Luft rufen möchtest?"

Victor hatte sich neben seinen Freund gesetzt und blickte kopfschüttelnd zu diesem empor, der nun wieder aufgesprungen war und bei den letzten heftig ausgesprochenen Worten seinen Rock weit geöffnet hatte.

„Schildere mir nicht Deine Gefühle, Ferdinand," sagte er mit ruhiger Stimme. „Vergiß nicht, daß ich mich nicht in Deine Geheimnisse dränge; aber wenn Du mir etwas mitzutheilen hast, oder meinen Rath willst, so werde ich Dir ihn gewiß nicht vorenthalten."

„Höre mich nur an," bat der Andere flehend, „und sage mir nicht mit so harten Worten, daß ich ein Narr, mehr noch, daß ich ein Verbrecher bin. Du weißt, daß ich sie malen mußte. Nicht wahr, Du weißt das?"

„Du hast manche Dame unserer Bekanntschaft gemalt. Wie kann ich wissen, wen Du meinst!"

„Habe ich Dir keinen Namen genannt?“ rief Ferdinand wie verwundert. „Wozu auch einen Namen? wozu auch ſie näher bezeichnen, die Einzige, die Wunderbare, bei deren Anblick man keine Andere mehr ſieht? Sie, die herrliche, feine Geſtalt! das ernſte, ſo unausſprechlich regelmäßige, ſchöne Geſicht! Ach! und das Auge? Man ſchaut nicht ungeſtraft hinein, das heißt, man empfängt keinen ihrer Blicke, keinen ihrer liebenden Blicke, ohne ihr anzugehören mit Leib und Seele.“

„Beruhige Dich, Ferdinand,“ bat der Muſiker ziemlich ernſt, indem er die Hand auf die Schulter ſeines Freundes legte. „Sei ein Mann, bedenke was Du biſt, wo Du biſt, — und erlaube mir, Dir alsdann zu bemerken, daß ich Dich durch meine Gegenwart nicht zu excentriſchen Kundgebungen verleiten, aber recht gerne ruhig hören will, was Du mir ruhig ſagen wirſt.“

„Ja, Du haſt Recht,“ ſprach der Andere nach einer Pauſe, während welcher er ſeine Hand vor ſeine Stirne gepreßt hatte. „Ich habe Dich ja auch nur einen Blick in mein trauriges Innere thun laſſen wollen, damit Du nicht zu hart über mich urtheilen ſollſt. Ich malte ſie alſo, ich ſaß ihr gegenüber, wie ich ſchon manchem ſchönen Weibe gegenüber geſeſſen bin, aber das waren keine Sitzungen, wie man ſie gewöhnlich gibt, welche dieſe wunderbare Frau mir geſtattete: ich arbeitete in ihrem Boudoir, malte wie ganz zufällig ihre Züge, während ſie vor mir ſaß, nachläſſig in ihrem Fauteuil ruhend, nicht wie um gemalt zu werden, ſondern wie um mich zu unterhalten. Ich hatte noch nie ſo leicht gearbeitet; ihr prachtvolles Auge nahm meine Sinne gefangen, ihre Erzählung mein Herz. Während ſie einen Kranz von Blumen wand, ſprach ſie mir von Spanien, ihrem Heimatlande, gab mir Nachricht von ihren vielen Reiſen, und das ſo einfach und doch wieder lebendig,

daß ich glaubte mit ihr zu ziehen durch die weite, herrliche Welt. Dabei blickte sie mich, den Maler, nur dann an, wenn ich auch von dem Bild hinweg nach ihr hinüberschaute. Es machte mir anfänglich Spaß, sie in einem Augenblick zu überraschen, wo sie auf ihre Blumen, auf ihr Buch, auf ihre Stickerei sah, kurz auf das, was sie gerade in der Hand hatte, aber es wollte mir nie gelingen; und daß es mir nicht gelingen konnte, da sie es zu ahnen schien, wenn ich ihre Blicke suchte, das ließ mein Herz schneller schlagen. O laß mich schweigen von diesen Sitzungen; ich, der ich davor gewarnt worden war, ich, der ich diese Warnung verlacht, der ihr übermuthig gegenüber getreten war, lag nach kurzer Zeit besiegt zu ihren Füßen. Ich zitterte jeden Morgen, befürchtend, man möchte mir die Sitzung absagen, und wenn ich mein Bild aufgestellt hatte, so bebte ich wieder vor dem Augenblicke, wo sie in's Zimmer treten würde, und sah entsetzt die Möglichkeit, meine künstliche Ruhe könne mich verlassen und ich ihr zu Füßen sinken, mit dem Geständniß der glühendsten, der wildesten Liebe."

„Weiter! weiter!"

„Ja weiter! Mein Bild wurde beendigt; ich hatte die letzte Sitzung; sie war liebenswürdig, bezaubernd wie immer, ihre Blicke ruhten länger in meinem Auge, sie schien nachdenklich, erregt. Endlich that ich den letzten Pinselstrich, ich hatte lange genug damit gezögert, und als ich ihn gethan, konnte ich mich in einem Anfalle von Wehmuth, daß ich sie nun nicht mehr so oft sehen solle, nicht enthalten, den Pinsel, den ich gerade in der Hand hielt, zu zerbrechen. ‚Ist das so der Brauch bei den Künstlern?' fragte sie mich. ‚Nicht immer,' entgegnete ich; ‚wie man aber ja oft auch ein Glas, aus dem man eine werthe Gesundheit getrunken, zertrümmert, daß es zu keinem andern profanen Zwecke mehr dienen soll, so glaubte ich es auch mit diesem

Pinsel halten zu müssen.' Sie lächelte, und nachdem sie das Bild lange betrachtet, sagte sie: ‚Es ist sehr schön; was die Belohnung für den Künstler anbelangt, so wird der Graf das Nöthige besorgen.'

„Der Graf?" fragte Victor.

„Ja, ihr Gemahl," versetzte der Maler, indem er eine ungeduldige Bewegung mit der Hand machte. „Ah! hatte ich die Kühnheit darauf auszurufen," fuhr er nach einer Pause fort, — ‚ich hatte gehofft, von Ihnen, gnädige Gräfin, selbst belohnt zu werden.' — Darauf blickte sie mich an mit einem Ausdruck in ihren Augen, der mein Inneres erbeben machte. Sie lächelte leicht, aber auf eine unbeschreibliche Art. Dann ging sie an ein Nebentischchen, auf welchem in einer Vase ein prachtvolles Blumenbouquet stand; sie griff mit beiden Händen hinein, und während sie in den duftigen Blumen förmlich umherwühlte, wandte sie langsam das Gesicht nach mir hin, ihre großen dunkeln Augen blitzten mich einen Moment in voller Glut an, dann schaute sie lächelnd vor sich nieder, und gleich darauf hörte ich einen leichten Schrei von ihren Lippen tönen. Ich eilte hinzu, sie hob ihre kleine, feine Hand empor; am Zeigefinger derselben, zwischen welchem und dem Daumen sie eine kaum aufgeblühte Rose, meine Belohnung, hielt, stand ein Tröpfchen Blut. ‚Das ist nun einmal leicht geschehen,' sagte sie, ‚wenn man in Rosen wühlt.' Nun, ich weiß nicht, reichte sie mir ihre Hand oder nahm ich dieselbe stürmisch, gewaltsam, ich drückte ihre Finger an meine Lippen, ich saugte den kleinen Blutstropfen begierig auf. ‚Das versüßt den Schmerz,' sprach sie. ‚Aber es ist gefährlich, von meinem Blute zu versuchen; nehmen Sie sich in Acht: es bindet Sie fest an mich.'

„Daß ich ihr zu Füßen fiel und ihr sagte, ich wüßte

für mich kein höheres Glück, iſt ſo verſtändlich für Jeden, der einmal gefühlt wie ich; aber ich hätte vor dem Worte zurückſchaudern ſollen; ſie hatte Recht, furchtbar Recht. Der Blutstropfen und die Belohnung — — — jene Roſe, die ſie mir gab, haben mich unausſprechlich an ſie gekettet."

Er drückte den Kopf heftig in ſeine Hand, die er auf die Lehne der Bank aufgeſtützt hatte, und ſchwieg ſtille, nachdem er einen tiefen, ſchmerzlichen Athemzug gethan.

„Und dieſe Ketten," fragte Victor, „ſie fangen an, Dich zu drücken? Du möchteſt ſie gerne zerbrechen?"

„Ich möchte wohl, aber ich kann nicht!" rief der Andere ſchmerzlich aus. „Ich habe ihr die Ruhe meines Herzens geopfert, mein häusliches Glück, die Liebe meines Weibes, das ſanfte Lächeln meiner guten Kinder; — Alles dies, was mich ſonſt beglückte, exiſtirt für mich nicht mehr. — Meine Kunſt, Frieden, Ruhe, Alles iſt emporgelodert in der Glut ihrer Blicke, im verzehrenden Hauch ihres Mundes; ich will ſie fliehen, und wenn ſie ſich von mir abwendet, bin ich grenzenlos unglücklich; ich will ſie nicht wieder ſehen, und wenn ſie ſich einmal bei einer Zuſammenkunft um Sekunden verſpätet, ſo fühle ich mich unglücklich, und meine Liebe zu ihr ſchlägt mit aller Kraft empor. — So heute Abend."

„Wie?" rief Victor, „heute Abend? Sie iſt alſo hier?"

„Bis jetzt nicht; ich weiß nicht, ob ſie kommt, ſie ſagte nicht Ja, ſie ſagte nicht Nein. Sie thut das oft, um mich zu quälen, um mich an ſie zu feſſeln."

„So benutze den günſtigen Moment und zerreiße dieſe Feſſeln, die ja entſetzlich ſind, die Dich und andere arme, unſchuldige Weſen in's Verderben ſtürzen müſſen."

„O Du weißt nicht, welch' eine Seligkeit es iſt, von ihr geliebt zu ſein!" erwiederte der Maler mit leiſer Stimme. „Wenn ſie ſagt: ‚erwarte mich', ſo iſt es mir, als ſei ich

mit Ketten an den Ort geſchloſſen, wo ich ſie wiederſehen ſolle."

„Und das ſagte ſie Dir für heute?"

„Für heute Abend."

„Und Du hatteſt nicht die Kraft, dieſen Ort vor der bezeichneten Stunde zu verlaſſen?"

„Ich hatte nicht die Kraft."

„Aber wenn ſie ſelbſt nicht käme?"

„O, ſie kommt, ſie kommt!"

„Deine Geſchichte macht mich ganz verwirrt!" rief Victor heftig aus; „es iſt wie ein Zauberkreis, in den Du gerathen; verlaſſ' ihn, thu' einen beherzten Schritt gerade aus, und Du biſt errettet, vielleicht von ſchwerem Unglück errettet. — Wenn ſie nicht käme! — Nehmen wir an, ſie wird nicht kommen. Hoffſt Du das oder fürchteſt Du Dich davor?"

„O, ich hoffe es," verſetzte der Maler mit leiſer Stimme; „habe ich mich doch ſo weit wie möglich von der Geſellſchaft zurückgezogen, denkend, ſie findet mich nicht ſogleich, wenn ſie kommt; ſie glaubt, ich ſei nicht da, ſie verläßt mich vielleicht. Da iſt mir, als bräche ſolchergeſtalt in der Zauberkette, die ſie um mich geſchlungen, ein Ring, als fände ich eine Möglichkeit, vor ihr zu fliehen, ſie nie wiederzuſehen."

Victor blickte kopfſchüttelnd auf ſeinen Freund, der in ſich zuſammengeſunken da ſaß, während er den Arm auf die Lehne der Bank ſtützte und die Finger krampfhaft in ſeinen Haaren vergraben hielt.

„Wenn Du aber nach Erlöſung ſchmachteſt, wenn Deine innere Stimme — und gewiß mit Recht — Dich vor großem Unglück warnt, ſo reiß Dich los, fliehe ſie, vermeide alle Gelegenheit, ſie wieder zu ſehen."

„Das werde ich auch thun, wenn —"

„Wenn ſie heute nicht kommt," fiel ihm Victor mit einem etwas harten Tone in's Wort.

„O, ich fühle wohl," fuhr der Maler fort, „Du findeſt mein Betragen unbegreiflich, unverantwortlich. Aber Du haſt nicht geliebt, wie ich dies Weib liebe, mit Leidenſchaft, mit Raſerei. Du weißt nicht," ſetzte er leiſer hinzu, „wie ſie verdient geliebt zu werden. Du fragſt mich, ob in mir keine Warnungsſtimme laut geworden ſei? — O, nicht eine, aber tauſende, gellende, ſchreiende, die Stimme meines Gewiſſens, die Stimme meines armen Weibes, — die furchtbaren Stimmen, die aus den unſchuldigen Augen meiner Kinder zu mir reden. — Aber vergebens. — Sie hat mir's angethan," flüſterte er ſchaudernd. „Glaube mir, Victor," — bei dieſen Worten faßte er den Arm ſeines Freundes und blickte ſcheu um ſich — „glaube mir, ſie hat ſolche Gewalt über mich, daß es mir oft iſt, als müſſe ich ihre Nähe ahnen, als fühlte ich es, wenn durch die dunkle Nacht ihre ſchrecklich ſchönen Augen auf mich gerichtet ſind."

„Komm' hinweg! komm' hinweg!" ſagte Victor dringend, „Du haſt lange genug gewartet."

Von einem Thurme der Stadt hörte man den Schlag einer Uhr, ſie gab zwei Viertel an — halb Zwei.

„Komm'!" ſprach der junge Muſiker dringend und zum dritten Male. „Sehe es als eine neue Warnung an, als eine Weiſung Deines Schickſals, daß ſie bis jetzt nicht gekommen iſt. So gern ich ſelbſt bleibe, verlaſſ' ich doch den Garten, wir brauchen nicht durch die Salons zu gehen; die offene Thüre dort hinten im Pavillon läßt uns in's Freie. — Komm'!"

„Noch einen Augenblick!" bat der Maler. „Nur noch eine halbe Stunde!" murmelte er leiſe in ſich hinein. Wie erregt er war, ſah man an dem unſteten Zucken ſeiner rech-

ten Hand, mit der er häufig an die Stirne fuhr und die er alsdann auf der Bruſt verbarg; man hörte es an ſeinen tiefen und ſchnellen Athemzügen. — „Gleich folge ich Dir; — bei Gott! ich folge Dir; ich will das Band zerreißen, das mich mit dämoniſcher Gewalt an ſie kettet. — Aber Du fragteſt mich vorhin, ob mich nicht eine innere Stimme gewarnt hätte?“

„Davon ſpäter, morgen.“

„Ich muß Dir von einem Traum ſagen,“ fuhr der Maler fort, „den ich, ſeit ich ſie kenne, öfters hatte.“

„Du willſt Zeit gewinnen.“

„Nein, nein, gewiß nicht. Was verſchlägt auch eine Viertelſtunde mehr oder weniger? — Mir träumte alſo in manchen Nächten, ich ſähe ſie vor mir, ein weißes Marmorbild, züchtig in ſtarre, aber wunderbar gearbeitete Schleier gehüllt. Ich bin entzückt von dem tadelloſen Bau der durchſchimmernden Glieder; ich ſchaue ſie an, aber wenn ich ihr entgegenfliegen will, beginnt eine Disharmonie in den Linien ihrer Geſtalt, die mich, den Künſtler, verletzt, zurückſtößt. Es iſt, als wende und drehe ſie ſich, als verrenke ſie ihre Glieder gewaltſam und ſchmerzlich. Ihr ganzes Bild erſcheint in einem ſolchen Chaos von weißen Flächen, Strichen, Linien vor mir, daß ich an meinen Kopf faſſe und mit aller Kraft meine Gedanken ſammeln muß, um zu verhüten, daß ſich mein Verſtand nicht auch in ſolch' tolle Fäden und Faſern auflöst und nicht denſelben Wirbeltanz beginne, wie vor mir die marmorne Figur. — Ich kann nichts thun, als ihren Kopf feſt im Auge behalten, meine Blicke in ihre verſenken; und da fühle ich dann, wie ihre Augen in dem weißen Stein anfangen ſich geſpenſterhaft zu beleben, wie ſie dunkel, glänzend, leuchtend werden. Und wie das geſchieht, beruhigt ſich allmälig die übrige Figur; aber der Anblick der-

ſelben wird dadurch unheimlicher, geiſterhafter; die lebendigen Augen, die mich mit wilder Glut anſchauen aus dem kalten, weißen Marmorgeſicht. Ich bebe davor zurück, dann aber wendet ſie die Blicke von mir und winkt mir zu folgen; ſie ſchwebt voran, ich eile ihr nach, ſchwach, willenlos. So geht es fort mit der Schnelligkeit des Traums über weite Länderſtrecken hinweg, ſie ſcheint vor mir zu fliehen; ich kann ſie nicht erreichen, — lange, lange nicht. Endlich thut ſich das weite Meer vor unſern Blicken auf; bei einer Klippe, die ſenkrecht hinab in die Fluten geht, hält ſie an, nicht mehr lebloſer Stein, ſondern ſie ſelbſt, ihre weiche, warme Geſtalt, winkt mir, in ihre Arme zu eilen, und ich, betäubt von den Schreckniſſen, die mich gejagt, fliege entzückt auf ſie zu, ſchlinge meine Arme um ihren Leib, dicht am Rande des ungeheuren Abgrundes, auf dem Gipfel des ſenkrechten Felſen, an dem unten die wilden Wogen zerſchellen. Da Entſetzen! verwandelt ſie ſich auf einmal wieder in ein lebloſes Marmorbild; eiſig kalt und glatt iſt ihr Leib; umſonſt verſuche ich, mich an ihr zu halten; vergebens flehen meine Blicke um Hilfe, ſie hebt langſam die Arme empor und ich gleite an ihr hinab und ſtürze, an die Felſenwand anprallend, in das brauſende Meer."

Damit ſchwieg Herr Stitter, und als der Muſiker, in tiefe Gedanken verſunken, nichts darauf erwiederte, fuhr er fort:

„Und das habe ich nicht nur einmal geträumt, ſondern häufig, immer ganz daſſelbe Traumbild, immer das Gleiche mit all' ſeinen furchterlichen Einzelnheiten."

„So folge dieſer Warnung," ſagte Victor erſchüttert, indem er aufſtand. „Komm' hinweg, ohne zurückzuſchauen. — Brich die Feſſel, die Dich an ſie, an Dein Unglück kettet. — Sei ein Mann, Ferdinand!"

Er legte ihm die Hand auf die Schulter, er sprach freundliche Worte in ihn hinein; er zerriß sein Inneres, indem er ihm mit wenig Zügen das Bild der Seinigen zu Haus entwarf, wie jeder Schlag der Uhr gleich einem Dolchstoß das Herz seiner Frau treffen müsse; er sagte: „Blicke um Dich in die wundervolle Nacht; sieh den hellen, prachtvollen Himmel, den entzückenden Mondschein, athme den Duft der Blüten, lausche dem einförmigen und doch so melodischen Plätschern des Springbrunnens und laß in Dein Herz einziehen diese gewaltige, wunderbare, tröstende Harmonie der Ruhe, laß sie über Dich hinwehen, nehme sie freundlich auf, und zum Lohn dafür wird sie Dich beruhigen. Du bist ein fühlender Mensch, ein Künstler, zerreiß das unnatürliche Gebäude, welches Dich von den Deinigen trennt; wirf Dich in die Arme der Natur. Komm', wir wollen die Nacht durch wandeln, wohin Du willst, über Berg und Thal, vorüber am rauschenden Flusse, durch die tiefen Schatten des duftigen Waldes; sei ein Mann, zerbrich das Band, welches Dich hält, folge mir. — Und wenn der neue Tag erscheint, kehre ich mit Dir in Dein Haus zurück, und es soll für mich ein entzückender Morgen sein, wenn ich sehe, wie Thereſe dem Wiederkehrenden freudig die treue Hand reicht, wie Deine Kinder aus ihrem süßen Schlaf, aus ihren unschuldigen Träumen erwachend, Dich freudig begrüßen werden. — Komm', komm', ehe es zu spät wird!"

— „Es ist zu spät!" rief der Maler schmerzlich aus, indem er in die Höhe sprang, seine Augen einen Moment mit den Fingern bedeckte und dann mit zitternder Hand den Arm seines Freundes faßte. — „Es ist zu spät!" wiederholte er mit tonloser Stimme, „o ich sagte Dir, sie kommt, sie läßt mich nicht entfliehen."

Er wandte sich rasch gegen die Treppe, die unter das

hellerleuchtete Zelt führte, und zeigte mit der Hand dorthin — —

Dort erſchien, grell angeſtrahlt von dem Lichte, das zwiſchen den Vorhängen herausbrach, die Gräfin Zollange, ſtützte ihre Hand auf das Geländer und blickte in den Garten hinaus; dann hörte man ſie lachend ſagen:

„So ſind nun dieſe Künſtler einmal; ſtatt ſich in der Geſellſchaft liebenswürdig zu machen, ſitzen ſie dort im Dunkeln und ſind Egoiſten genug, in der wunderbaren Nacht allein zu ſchwärmen. Es iſt aber auch entzückend da draußen; wer geht einen Augenblick mit?“ fuhr ſie fort, ohne den Kopf umzuwenden.

Da dieſer ſehr ſchwachen Aufforderung begreiflicher Weiſe Niemand Folge leiſtete, ſo ſchritt die Gräfin allein die Treppen hinab in den Garten.

Victor, der ſie kommen ſah, trat mit einem ſchmerzlichen Gefühl von ſeinem Freunde zurück, welcher willenlos an der Bank ſtehen blieb. Um der Gräfin nicht zu begegnen, ging der junge Muſiker auf einem Umwege nach der Treppe zu, die unter das Zelt führte, und von wo ihm lautes Lachen und Plaudern entgegenſchallte. Ehe er aber hinaufſtieg, konnte er ſich nicht enthalten, einen Blick rückwärts zu werfen, und bemerkte die Gräfin in der Nähe des Platzes, wo er geſtanden und den er ſo eben verlaſſen. Sie ſprach mit ſeinem Freunde, wobei ſie aufwärts gegen den Himmel blickte und ſich ſo geſtellt hatte, daß ein Strahl des Mondes ihr Geſicht ſtreifte.

O ſie war ſchön in dieſem Augenblicke, ein verführeriſches, reizendes Weib! Mit einem eigenthümlichen weißen Glanze ſtrahlte der Mondſchein in ihren Augen wieder; dazu das helle Gewand, die ruhige Haltung, der zufällig erhobene Arm — Victor ſah das entſetzliche Marmorbild aus dem Traume ſeines Freundes. Ja, die Beiden ſtan-

den auf einer Klippe, zu ihren Füßen gähnte ein schauerlicher Abgrund; ihm war, als höre er das Meer dumpf murrend sein Opfer fordern. — — — —

Lächerliche Gebilde seiner Phantasie! Wo konnte hier Klippe, wo Abgrund, wo brausendes Meer sein? — Dort in dem Zelte hörte man helle Stimmen laut und fröhlich lachen; der Park vor ihm war ein stiller, gefahrloser Aufenthalt, in dem ein Springbrunnen friedlich plätscherte, in welchem die Orangenbäume harmlos dufteten, wo der kühlende Nachtwind flüsternd durch die Zweige und Blätter der Bäume strich. — Sonst ringsum tiefe Ruhe, feierliche Stille, von nichts unterbrochen als vom Schlage der Uhr.

Es war die zweite Stunde nach Mitternacht.

Die dritte Stunde.

Victor trat unter das Zelt zurück. Die Gesellschaft, die er vorhin verlassen, befand sich nicht nur noch auf demselben Platze, sondern sie hatte sich noch durch Andere vermehrt, die sich aus dem innern Salon hieher begeben hatten. Sein Erscheinen wurde von der Frau des Hauses bemerkt, die ihm freundlich, doch für jeden Andern fast unmerklich zulächelte, ihm auch durch eine leise Pantomime zu verstehen gab, wie sehr es ihr leid thue, daß der Platz neben ihr, den er vorhin inne gehabt, nicht unbesetzt geblieben. Dort hatte sich ein junger Offizier

niedergelassen, der in den niedrigen Fauteuil zurückgelehnt lag, den Kopf so weit er konnte hintenüber hielt und unter einem finsteren Kragen an seinen Lippen an die Decke des Zeltes empor sah.

Zwischen den Gästen gingen Bediente des Hauses umher, welche farbige, sorbettähnliche Eiswasser und Gefrorenes darboten; mit ihnen zugleich sah man einen kleinen Herrn mit etwas bräunlichem Teint, schwarzen Haaren und dunklen, sehr lebhaften Aeuglein ebenfalls bald hier, bald da erscheinen. Er war fein und elegant gekleidet, und seinem würdevollen Wesen hätte nur eine allzugroße Beweglichkeit Eintrag thun können, wenn diese nicht durch eine zierliche und ungezwungene Art gemildert worden wäre.

Der kleine, lebhafte Mann war der Marquis Fontana, Legationsrath bei der spanischen Gesandtschaft; er wohnte schon lange Jahre ununterbrochen in der Residenz, war überall bekannt und befreundet, und galt für einen Vertrauten der Baronin Molitor. Nicht selten machte er die Honneurs hier im Hause derselben, wo sie ohne ihren Gemahl lebte; zu gleicher Zeit besorgte er ihre Geschäfte, sollte, wie die Welt sagte, ihre eigenthümliche Lage sowie Geheimnisse, die sie betrafen und von denen Niemand genau unterrichtet war, aufs Allerbeste kennen, und benahm sich bei allem dem so taktvoll und vorsichtig, daß es noch nie Jemand in den Sinn gekommen war, darüber, daß Herr von Fontana zu allen Zeiten bei der Baronin gesehen wurde, irgend ein verletzendes oder auch nur pikantes Bonmot zu machen.

Der Marquis bot den Herren und Damen Cigarren an; für die Letzteren hatte er kleine spanische Cigaritos, die er selbst zu machen pflegte und welche, wie er sagte, von einer Weichheit des Geschmacks waren, daß die fein-

ſten Lippen beim Rauchen derſelben nicht viel mehr Wirkung verſpuren, als wenn ſie den Duft einer Roſe oder ſonſt eines Odeurs einſogen.

Beim Erſcheinen der Cigarren hatte einer der Diener die Flügelthüren geſchloſſen, welche in den angrenzenden Salon führten, worauf die Wirthin des Hauſes einige von ihren Gäſten, welche ſich, die Cigarre in der Hand, fragend an ſie wandten, auf's Liebenswürdigſte aufmerkſam machte, indem ſie ſagte:

„Sie ſehen, die Thüren meines Appartements ſind geſchloſſen, wir befinden uns hier im Zelte wie im Freien. Und damit Ihnen," ſetzte ſie lächelnd hinzu, „jeder Vorwand, ſich zu geniren, fehle, will ich mit gutem Beiſpiel vorangehen."

„A los pies de usted," ſagte der Marquis, indem er der ſchönen Frau mit einer zierlichen Verbeugung das hubſche Körbchen bot, worin die Papiercigarren waren.

Sie nahm eine davon leicht zwiſchen Daumen und Zeigfinger, öffnete gewandt die kleine Hülſe unten und oben, und brachte die eine Seite, nachdem die andere entzündet war, an ihre feinen Lippen.

„So ein Zelt iſt doch eine wunderbare Erfindung," ſprach ein älterer Herr, nachdem er ſich vermittelſt des Wachsſtockes eines der Bedienten ebenfalls zu Feuer für ſeine Cigarren verholfen hatte.

„Das Zelt allerdings gehört mit dazu," meinte der Offizier mit dem mürriſchen Geſichtsausdruck. „Aber ohne die ganze eminente Liebenswürdigkeit der verehrten Dame des Hauſes wäre ſo ein Zelt wie — wie —"

„Wie ein ſchöner Körper ohne Seele, wollteſt Du ſagen," ergänzte ein nicht weit von ihm ſtehender junger Mann, an dem nichts beſonders Merkwürdiges war,

als ein sehr eleganter Frack und eine übermäßig große, weiße Halsbinde.

„Es ist möglich, daß ich das habe sagen wollen," versetzte der Offizier, „oder was Aehnliches, was aber auf jeden Fall meinen Gedanken ebenso genau bezeichnet hätte; — den Grundgedanken, gnädige Frau," wandte er sich an die Baronin, „der Jeden bewegt, welcher das Glück hat, sich bei Ihnen zu befinden, daß man, auf Ehre! nirgendwo angenehmer sein kann als hier."

Frau von Molitor lächelte freundlich und dankte grüßend mit ihrem Fächer nach allen Richtungen für die vielerlei Bestätigungen dessen, was der junge Offizier so eben ausgesprochen.

„Die große Kunst eines vortrefflichen Wirthes," sagte der Marquis, welcher aufrecht zwischen den Damen stand — er setzte sich nicht gern, um nicht gar zu klein zu erscheinen — „ist, das, was man seinen Gästen zu bieten hat, ihnen in richtiger Folge mit einer gewissen Steigerung zu bieten, und ich muß schon gestehen, darin ist Frau von Molitor unübertrefflich."

„Aber, mein bester Freund," sprach diese lachend, „wenn auch Sie anfangen, mir unverdientes Lob gerade in's Gesicht zu sagen, so weiß ich wahrhaftig nicht mehr, wohin ich blicken, geschweige denn, was ich antworten soll."

„Die Sache spricht für Sie," meinte der alte Herr, der vorhin geredet. „Betrachten Sie die Liste Ihrer Einladungen und sehen Sie, wie viele Prozente Ihnen daran fehlen. Gewiß sehr wenige. Das macht, man kommt gern zu Ihnen, man findet angenehme Gesellschaft, man amusirt sich auf's Vortrefflichste. Jetzt möchte ich zum Beispiel wahrhaftig in ein Entzücken ausbrechen über diese wunderbare Cigarre, welche uns der Marquis präsentirte. Wo er das auftreibt mag Gott wissen."

„Wenn das nicht leicht zu beantworten iſt, ſo iſt es nichts mehr," verſetzte Herr von Fontana. „Spanien, das ſchöne Land —"

„Des Weins und der Geſänge," unterbrach ihn der Offizier.

„Daran haben Euer Durchlaucht," erwiederte der Marquis, „freilich nicht ganz Unrecht, das heißt, man bekommt in Spanien auf gewöhnlichem Wege faſt nur außerordentlich ſchlechte Cigarren. Wer aber Connexionen in den Colonien, bei den Miniſterien oder gar bei Hofe hat, der raucht Aehnliches, wie ich die Ehre hatte zu präſentiren."

„Und das iſt in der That ſo vortrefflich, daß man es — verzeihen Sie, gnädige Frau — eigentlich im ſtrengſten Nichtsthun genießen ſollte, nachdenkend wie die Orientalen, ohne zu plaudern, nur ſtill für ſich phantaſirend."

„Das iſt auch meine Idee," ſagte die Frau des Hauſes auf's Verbindlichſte und Liebenswürdigſte, indem ſie ſich weit in ihren Fauteuil zurücklehnte und ihren kleinen Lippen behaglich ein zierliches Wölkchen blauen, gekräuſelten Rauches entſteigen ließ.

„Was wäre hierzu paſſender als die tiefe Stille der Nacht rings umher," ſprach der Marquis, „die uns ſo geheimnißvoll umgibt, nur angenehm unterbrochen von dem leichten Rauſchen der Bäume und von dem Plätſchern des Springbrunnens?"

Die Baronin ſuchte mit ihren Augen den jungen Muſiker, der, tief nachdenkend über das, was er vorhin im Garten gehört, ſich etwas zurückgezogen hatte. Doch trafen ſich ihre Blicke, dann ſah man ein leichtes Lächeln um den Mund des ſchönen Weibes ſpielen, ehe ſie ſagte:

„Wenn ich eine Zauberin wäre, ſo wollte ich meinen Stab ſchwingen und mit einem Male ſüße Muſik vor Ihren Ohren ertönen laſſen. Aber ich bin nur eine ſchwache Sterbliche."

Victor, der den Blick ihrer ſchönen Augen verſtanden hatte, und der glücklich war, ihr etwas Angenehmes erzeigen zu können, und um zugleich ſeine finſteren Träume zu zerſtreuen, glitt bei der Seitwand vorbei an den Flügel, welchen ihm einer der Bedienten bereitwillig öffnete. Er ſetzte ſich nieder und bei den erſten leiſen Tönen, die unter ſeinen Fingern in die allgemeine Stille flatterten, hörte man ein freudiges Ah! und Alles lehnte ſich behaglich zurück, um dem meiſterhaften Spiele des bekannten Künſtlers zu lauſchen.

„Da ſieht man es wieder recht," ſagte der junge Offizier mit der finſteren Miene, „daß unſere Wirthin eine vollkommene Zauberin iſt."

Victor ſpielte hinreißend; er legte die Gedanken, die heiteren und finſteren Phantaſieen, die ihn heute Abend beſchäftigt, in ſeine Töne und bezauberte ſeine Zuhörer. Wäre Alice Duvallet da geweſen, ſo würde ſie eigenthümliche Tonfiguren aus ſeinem oftmals ſehr wilden Spiele emporſchweben geſehen haben. Ihm, der ſo nach und nach mit rechtem Behagen an dem Flügel ſaß und aus ſich herausſtrömen ließ die verworrenen Gedanken, die ihn den ganzen Abend gequält, der Liebeluſt und Liebesleid, von dem er genugſam vorhin gehört, in den Klängen erſcheinen ließ, welche aus den Saiten hervorzitterten, ihm erſchien das Bild des jungen Mädchens in einfachen, weißen Hauskleide öfter, als das ſonſt wohl der Fall war. Er gedachte der Worte des Herrn Kohler, daß ſie ſelbſt in dieſem Kreiſe eine außerordentliche Erſcheinung ſein würde, und wenn er ſich ihr reizendes, gerade mit dem ernſten Ausdruck ſo liebliches Geſicht vorſtellte, ihren leichten, ſchwebenden Gang, ſo nickte er zufrieden lächelnd mit dem Kopfe, ſo tönte es wie Befriedigung aus ſeinen Weiſen, ſo konnte er, obwohl mit einem leichten Seufzer, zu ſich ſelber ſagen: es iſt

Schade, daß die Verhältniße ihres Hauses so sind, wie sie sind. Und wenn er daran dachte, so sah er mit einem Male vor sich die ganze altmodische Wirthschaft des Herrn Commerzienrathes, diesen selbst mit dem braunen Rocke, der so unendlich lange Schöße hatte, die seltsam verschnörkelten Möbel, die alten Porzellangeschirre, und dazwischen Alle mit ihrem steifen Anstand, wie er im vorigen Jahrhundert Mode war, — sie durfte keinen andern machen, der Vater hatte ihn vom Großvater geerbt und ihr beigebracht.

Unwillkürlich bewegten diese Phantasien seine Finger spielend, sprangen in einfachen Sätzen auf den Tasten umher, und eingerahmt von luftigen, hin- und herspringenden Tönen vernahm man die einfache Melodie:

Und als der Großvater die Großmutter nahm,
Da war der Großvater der Bräutigam

aber meisterhaft, fugenartig behandelt, hellem verschlungen in anderen Weisen, wie ein einfacher, goldiger Goldfaden, der sich zwischen allerlei flitterhaftem Werk durchschlangelt und siegreich seine Existenz behauptet.

Victor hätte dieses einfache, aber ideene Thema ins Unendliche variiren können, wenn er nicht plötzlich dicht neben seiner Hand einen warmen Hauch gespürt hätte, den süßen Athem des schönen Mundes, der ihm vorhin so anmuthig gelächelt. Ohne sich umzusehen wußte er, daß die Baronin hinter ihm stand, sich halb über ihn beugte; ja, es war ihm, als fühle er das Zurückweichen und Vordringen ihres Athems. Und doch war eine kalte Berührung mit ihr nur vermittelt durch die leicht wogenden Spitzen, die ihren Busen umgaben, sowie durch die flatternden Enden einer Bandschleife, die von einem kühlen Luftzug gehoben um seine Wangen spielte.

„Bleiben Sie noch, wenn die Andern gehen," flüsterte die Dame des Hauses dem jungen Manne zu.

Er nickte leicht mit dem Kopfe, und seine Hände änderten unbewußt das Thema seines Spiels. Es trat keine ausgesprochene Melodie mehr hervor, es war ein Hin- und Herirren der Töne, ein abgerissenes Kommen und Gehen der verschiedenartigsten Klänge. Sie sprangen kühn hervor, um sich gleich darauf wieder scheu zu verbergen; sie schwebten auf, schwebten ab — neigten sich, beugten sich — eine Hexenzunft, vorbei! vorbei! Nur allein der Baß benahm sich etwas consequent; er schien zu grollen über die lächerliche Tändelei seiner sanfteren Geschwister, über das weichliche Nachgeben, das leichtsinnige Sichgehenlassen. Doch während er so brummte und schalt, schien er, obgleich widerstrebend, weicher zu werden; ein warmer Hauch schien seine starren Formen zu schmelzen; nur noch in einzelnen Tönen klang er ernst, ermahnend, mindestens zur Klugheit rathend. Dann verlor er sich, harmonisch zusammenstimmend mit den weichen leichtsinnigen Tönen, die ihn umsponnen, die ihn verführt; er war so nachgiebig geworden, der ernste Tadler; er floß gezähmt dahin, ein kühler Wasserfaden unter einer Laube von duftigen Rosen.

Auch diese sangen und klangen bald nicht mehr; ruhiger ward es in den Zweigen und Blüten; die Töne unter der Hand des jungen Musikers schienen müde zu werden und sich einzeln allmälig, langsam, ersterbend zu verlieren. Endlich rauschte es nur noch leise durch die Saiten und

Man vernahm nur wie verstohlen
Das Geflüster kluger Myrthen
Und der Blumen Athemholen.

— — — — — —

„Bravo! bravo!“ rief Herr von Fontana, als Victor mit dem letzten Klange, welcher durch die Nacht davongezittert, vom Flügel aufstand und sich mit einer leichten Verbeugung nach der Treppe zu verlor, die in den Garten

führte. — „Bravo!" wiederholte der Marquis entzückt; „das war eine meisterhafte Phantasie, so passend für diese Stunde der Nacht."

„Eine Ermahnung für uns," meinte der junge Mann mit der ungeheuren weißen Halsbinde, „daß die Zeit gekommen ist, wo auch Ruhe und Schlaf ihre Rechte verlangen."

„Das wird Dir Herr v. Barring wenig Dank wissen," bemerkte der Offizier, „wenn Du sein Spiel einschläfernd gefunden hast. Es war wunderbar, delicios, aber man sagt, eine solche animirte, aus dem Moment entspringende Phantasie könne nicht festgehalten werden, und der Künstler sei selbst nicht im Stande, heute oder morgen das Gleiche zu spielen. Wie schade!"

„Darin haben Euer Durchlaucht Recht," gab Herr von Fontana zur Antwort; „dergleichen Phantasieen sind für den Musiker selbst sehr schwer festzuhalten, es müßte denn sein, daß Jemand dabei stünde, der Note für Note aufzeichnete."

„Das wäre bei allem dem ein sehr langweiliges Geschäft," versetzte die Durchlaucht, und als sie sich bei diesen Worten erhob, gähnte sie unter der vorgehaltenen Hand ein klein wenig.

Das Aufstehen des jungen Offiziers war für die übrige Gesellschaft ein Zeichen, es ebenso zu machen; man erhob sich, man rückte die Fauteuils und Stühle zurück, Fächer klappten zu, die schweren seidenen Kleider rauschten, man hörte die an der Thüre stehenden Lakaien so leise als möglich die Riegel der großen Doppelthüre öffnen.

Victor stand auf der Treppe, die in den Garten hinab führte und blickte dort hinaus. Da unten war es so still und ruhig, es lag ein so wohlthätiger Friede auf den regungslosen Zweigen, daß es dem jungen Manne ordentlich

weh that, wenn er die Hand auf ſein Herz legte und nun an den eiligen Schlägen ſpürte, wie ſehr ſeine Nerven erregt, wie ſehr ſein Blut in Wallung war. — Die paar Worte, welche die ſchöne Frau ihm vorhin zugeflüſtert, hatten ihn aus dem Gleichmuthe hinausgeſchleudert, in den er ſich durch ſein Spiel mühſam gewiegt.

„Bah!“ murmelte er nach einer Pauſe unmuthig, „was iſt's auch mit ihrem Wunſch, ich möchte noch ein paar Augenblicke da bleiben! Wer weiß, was ſie mir Gleichgültiges zu ſagen hat.“

Aber der ſtockende Athem in ſeiner Bruſt ließ ihn, ſeltſam lächelnd, dieſe Auslegungen verwerfen; er preßte die Lippen zuſammen, er legte die Hand an die Stirn, er dachte: bin ich jetzt nicht faſt in demſelben Falle wie Ferdinand vorhin? warum kann ich mir nun ſelbſt nicht rathen, die offene Thüre dort unten zu benützen? — O nein, tröſtete er ſich im nächſten Augenblicke, mein Fall iſt ein ganz anderer. Er dachte an die Frau ſeines Freundes, an deſſen Kinder, und wenn er jetzt die Augen ſchloß, um ſich ſo recht zu vergegenwärtigen, daß er ein vollkommen freier Menſch ſei, daß er Niemand von ſeinem Thun und Laſſen Rechenſchaft abzulegen habe, da mußte er faſt lächeln, als er bemerkte, wie ohne ſeinen Willen mit einem Male Alicens Bild ſo klar und deutlich vor ihm aufſtieg, ja, ſo deutlich, daß er jeden ihrer Züge erkannte, den ſtolz emporgehobenen Kopf mit den dunkeln, lebhaften Augen, die Lippen etwas trotzig aufgeworfen, und unter ihnen die ſchimmernden Zähne.

Es war aber nur ein kurzer Moment, daß er die Züge des jungen Mädchens vor ſich ſah; ein anderes Bild trat vor ſeine Seele und machte ſein Herz wieder heftiger ſchlagen. Wie oft hatte er ſein Auge entzückt auf dieſem herrlichen Weibe ruhen laſſen; wie unzählige Mal waren ihm

die Formen ihrer Gestalt bei Liedern, bei Phantasieen vorgeschwebt, wie oft hatte er Worte der Begeisterung, einer jugendlichen Vertraulichung an sie gerichtet, wenn er ihr ferne war, wie hatte er gebebt, wenn er in ihre Nähe kam, wenn der Hauch ihres Mundes sein Haar streifte, wenn er ihre Hand küssen durfte, wenn ihr Arm so warm, so glühend in dem seinigen lag!

Und jetzt?

Es gibt Luftschlösser, an denen unsere Phantasie gern und beharrlich baut, an denen nur mit einiger Lust Steine auf Steine fügen, die wir ausschmücken mit allem Süßen und Schönen, was wir nur zu erdenken vermögen; — es gibt Hoffnungen, von denen wir uns sagen, daß, wenn sie einstens sich verwirklichen, sie uns zu namenlosem Glück führen müßten; stehen wir aber auf einmal vor dem herrlichen Schlosse, winkt uns der Augenblick der Glückseligkeit, so treten wir oft schwindelnd zurück, sei es auch nur, um uns selbst die süße Qual der Erwartung zu verlängern. — Ist es doch wie an einem heißen Tag die wallende, kühlende Flut. Wir ahnen die Seligkeit, die nur beim Untertauchen in die klare Welle empfunden werden, und doch sträubt sich der Fuß sekundenlang vor dem ersten Sprunge da hinab — ein selbstquälerisches Zaudern, denn wir wissen wohl, daß wir nicht mehr zurück können. Das Murmeln des Wassers bethört unsere Sinne, der kühle Hauch kühlt so wonnig unsere Braut. — O wie wundervoll ist das erste Eintauchen, das herrliche Niedersinken in der Flut, die im ersten Augenblicke zurückweicht, um uns gleich darauf mit ihren weichen Armen desto fester zu umschlingen!

Victor suchte sich an der wunderbaren Stille der Nacht zu beruhigen; er verjagte gewaltsam alle wilden Gedanken; er senkte seine Sinne in die beruhigende Pracht der mondbeglänzten Blumen und Bäume, er legte dem Murmeln

des Waſſerſtrahls ein paar einfache Worte unter, ſo daß es wie ein Wiegenlied klang; er folgte mit ſeinen Augen dem Monde ſelbſt, der wie ſchlaftrunken tief am Horizonte ſchwebte und eben im Begriffe ſchien, der ſchlummerbedürftigen Erde eine gute Nacht zu wünſchen.

„Wir ſind die beiden Letzten," hörte er hinter ſich ſagen, und der Marquis Fontana trat mit dem Hute in der Hand unter den Ausgang des Zeltes. — „Sie erfreuen ſich auch wohl noch an der wunderbaren Nacht; es iſt wahr, wenn man an die eingeſchloſſene dumpfe Luft unſerer Schlafzimmer denkt, ſo kann man aus dem Freien gar nicht fortkommen. Nun, ich habe noch einen ordentlichen Weg nach Hauſe."

„Sie wohnen vor der Stadt?"

„Während des Sommers, ja; eine kleine Viertelſtunde vor dem Thore. Und den Weg will ich zu Fuß zurücklegen; hier durch den Garten kürze ich ein paar ſtaubige Straßen ab. — Sie gehen nach der andern Seite?"

„Ja, Herr Marquis."

„Apropos, lieber Barring," ſagte Herr von Fontana, als er ſo nahe getreten war, um ſeine Hand auf den Arm des jungen Muſikers legen zu können; „ich glaube, daß Sie es wiſſen, ja vollkommen davon überzeugt ſind, wie außerordentlich gut wir es mit Ihnen meinen. Ja, wir haben Sie gern, bei San Jago! Wir betrachten Sie als zum Hauſe gehörig. Erlauben Sie mir deshalb eine indiscrete Frage, eine ſehr indiscrete Frage. — Wollen Sie?"

„Gewiß, Herr Marquis," entgegnete Victor. „Und ich verſpreche Ihnen, in keiner Frage, die Sie an mich ſtellen wollen, eine Indiscretion zu ſehen."

„Bon! Alſo gerade darauf los. Sie erſchienen heute Abend noch mit der Gräfin Zollange. War das zufällig oder abſichtlich? Sie ſehen, ich bin immer indiscret."

Victor lächelte. „Es geschah das so zufällig," sagte er, „wie in der Welt nur etwas vorkommen kann. Ich traf die Gräfin draußen im Vestibul, sie verlangte meinen Arm und so führte ich sie in den Salon."

„Aber ohne Ursache kam sie nicht so spät hierher, das kenne ich."

Der junge Musiker sah mit zweifelhafter Miene auf den Frager; doch war der Ausdruck des Gesichtes desselben ganz unbefangen.

„So viel ist sicher," wiederholte derselbe, „ohne Ursache kam sie nicht so spät. Diese Frau ist wie ein böser Geist, ein Vampyr, ein schreckliches Wesen; wen sie einmal umschlossen hält, der kommt so leicht nicht mehr von ihr los, bis sie ihn selbst wegwirft. Glauben Sie mir, lieber Barring, bei dem Antheil, den wir an Ihnen nehmen, hat mich Ihre Antwort auf meine indiscrete Frage außerordentlich beruhigt. Im anderen Falle hätte ich es für meine Pflicht gehalten, Sie zu warnen."

„Ein anderer Fall ist aber gar nicht denkbar," versetzte Victor mit bestimmtem Tone.

Der Marquis schaute ihn einen Augenblick mit einem eigenthümlichen Lächeln an, dann drückte er seine Hand und sagte:

„Unserer heiligen Schutzpatronin sei dafür gedankt! Es würde uns das in der That recht weh gethan haben. Und glauben Sie mir, cher monsieur Victor, so ganz indiscret, das heißt ohne Nutzen für Sie in dem angegebenen Falle, wäre doch meine Frage nicht gewesen. Ich kenne die Gräfin ziemlich genau —"

„Haben Sie Macht über sie?"

„Vielleicht auch das, wenn es gälte, einem Freund zu dienen."

„Interessirt es Sie in der That zu erfahren, was sie hier gewollt?"

„Außerordentlich.“

„Und würden Sie,“ fuhr Victor dringend fort, „im Falle ich Sie darüber aufklären kann, Ihre Macht zu Gunsten eines meiner Freunde anwenden, der von der Gräfin in den traurigsten Fesseln gehalten wird?“

„Eines Ihrer Freunde?“ rief erstaunt der Marquis. „Ah! jetzt flammt mir eine ganze Beleuchtung auf. Sah ich sie doch schon vor längerer Zeit mit unserem Professor“ — er schaute fragend auf den jungen Musiker — „Blicke wechseln. — Teufel auch! ist der Aermste dem Lichte zu nahe gekommen?“

„Leider!“

„Ja, ja,“ fuhr Herr von Fontana in entschiedenem Tone fort, „er war ja hier, um die Tableaux zu leiten. Nachher aber sah ich ihn nicht mehr.“

„Er war mit mir im Garten.“

„Ah! deshalb wollte sie Nachtluft athmen, Mondscheingeflimmer genießen! — Herzlich danke ich Ihnen für diese Auskunft, und will, so bald Sie es wünschen, meine freilich nur geringe Macht über dieses gefährliche Weib zu Gunsten Ihres Freundes verwenden.“

„Und mir erlauben Sie wohl noch eine Frage?“ sagte Victor. „Haben Sie, Herr Marquis, eine Idee davon, wo die Gräfin blieb? Ich sah sie nicht hieher zurückkehren.“

„O Niemand sah sie hieher zurückkehren!“ lachte Herr von Fontana, „aus dem einfachen Grunde, weil sie nicht hieher zurückkehrte. Sie befahl ihren Wagen an's Ende des Gartens da drüben, und war grausam genug,“ setzte er ironisch hinzu, „nicht einmal ihren Gemahl mit nach Hause fahren zu lassen. Der gute Graf hat sich aber auch vorgenommen, ihr morgen früh eine hübsche Familienscene zu machen.“

„Und könnte das ein Scandal werden?“ fragte der junge Mann besorgt.

„Pas du tout!“ gab Herr von Fontana mit lautem Lachen zur Antwort. „Der Herr Graf Zollange werden morgen früh eine Stange Cire à moustache zur drohenden Haltung seines Schnurrbarts mehr verwenden, werden nach dem Frühstück ziemlich aufgeregt erscheinend in das Boudoir seiner Gemahlin treten, dort einigemal hastig auf und ab schreiten und auf die Bemerkung seiner Gattin, daß sein langweiliges Auf- und Abgehen ihre Nerven errege, entgegnen: er habe sich nur erkundigen wollen — wie sie geschlafen. Damit wird er abziehen, seinem Hunde einen Fußtritt geben, und dem Kammerdiener mit einer Maulschelle drohen. — — Doch, verzeihen Sie mir, lieber Freund,“ sagte der kleine bewegliche Mann in seinem gewöhnlichen hastigen Tone, — er hatte das Vorhergehende mit großem Pathos gesprochen, — „ich plaudere da und plaudere, und bedenke nicht, wie spät oder eigentlich wie früh es ist. Cuerpo de Dios!“ rief er, nachdem er seine Uhr hervorgezogen und auf das Zifferblatt geschaut, „schon drei Uhr! — Leben Sie wohl, ich werde der Sache Ihres Freundes nachspüren und an sein Bestes denken. Da unsere Wege nicht die gleichen sind, so nehme ich Abschied von Ihnen. — Auf baldiges Wiedersehen denn! — Buenas noches!“ Der Marquis verlor sich mit leichten Schritten im Dunkel des Gartens.

Es war die dritte Stunde der Nacht.

Die vierte Stunde.

Die Baronin war verſchwunden und hatte ſich auch nicht wieder ſehen laſſen.

Victor, draußen auf der Treppe ſtehend, blickte in das Zelt zurück, wo er ein Geräuſch hörte und ſah, daß die Bedienten beſchäftigt waren, Fauteuils und Seſſel an ihren Ort zu rücken, die Oeffnungen, die hie und da im Zelte waren, zu ſchließen und die Lichter auszulöſchen. Er fühlte die Nothwendigkeit, ihnen aus dem Wege zu gehen und ſchritt langſam die Treppe hinab in den Garten.

Hatte er auch recht gehört, was ſie ihm zugeflüſtert? Hatte [illegible] am Ende ſeine lebhafte Phantaſie, unterſtützt

von gewaltiger Eigenliebe, ein harmloſes Wort mißdeutet? Und wenn dem ſo war, ſpielte er nicht gar, allein zurückbleibend, eine lächerliche Rolle?

Bei dieſem peinlichen Gedanken, den er grauſam genug war, ſich genau auszumalen, fühlte er ſeine Leidenſchaft für die ſchöne Frau mit verdoppelter Heftigkeit emporſchlagen, empfand er es, welch' unſagliches Glück es ihm muſſe, noch eine Stunde in ſtiller, verſchwiegener Nacht bei ihr ſitzen, nur mit ihr plaudern zu dürfen, ſtolz auf den Vorzug, den ſie, die vornehme Dame, der Niemand etwas Nachtheiliges nachſagen konnte, die ſich aber von allen Seiten umſchwärmt, angebetet ſah, ihm, dem einfachen Künſtler, einräumte.

„Wenn ich mich wirklich geirrt hätte!“ murmelte er zwiſchen den feſt zuſammengebiſſenen Zähnen, „ſo wäre das eine gerechte Strafe für die wilden Gedanken, die vorhin durch mein Herz geſtürmt. — — Doch nein, ich habe mich nicht geirrt.“

Er vernahm von der Seite des Hauſes her den Schall leichter Tritte, die ſich durch den Garten näherten; er eilte darauf zu; eine Geſtalt löſte ſich von den dunkeln Partieen des Laubwerks ab und trat ihm entgegen. Es war die alte Kammerfrau der Baronin, die, ſobald ſie ſeiner anſichtig wurde, ſich mit einer leichten Verbeugung umwandte, und ihn, voranſchreitend, an eine kleine Seitenthür brachte, hinter welcher ſich eine mäßig erhellte Wendeltreppe befand, die ihn ſeine Führerin erſuchte zu erſteigen. — Sie folgte ihm ſchweigend.

Oben angekommen, öffnete die Kammerfrau eine Glasthüre, die auf einen ſchmalen Gang führte, durch den Victor nach wenigen Schritten in ein kleines Boudoir gelangte, wo ihm die Baronin lächelnd entgegen trat.

„Sie werden ſich ſeltſame Gedanken über mich gemacht

haben," ſagte ſie, indem ſie dem jungen Manne die Hand reichte, welche dieſer an ſeine Lippen führte, „mein Verlangen, Sie noch zu ſprechen, und dann, daß ich Sie ohne weitere Benachrichtigung allein unten ließ. Wie ich aber aus meinem Fenſter bemerkte, traten Sie, um alles Aufſehen bei meinen Leuten zu verhüten, in den Garten. Ich danke Ihnen dafür und muß Ihnen die Verſicherung geben, daß Ihr Betragen das Vertrauen, welches ich ohnedies zu Ihnen habe, ſehr vermehrt hat. — Setzen Sie ſich."

Sie ließ ſich auf einen kleinen Fauteuil nieder und wies dem jungen Manne einen Sitz dicht in ihrer Nähe an.

„Ich ſehe wohl an Ihren Mienen," begann die ſchöne Frau nach einer Pauſe wieder, „daß Sie überraſcht ſind, ſich zu ſo ſpäter Stunde bei mir allein zu finden, eigentlich überraſcht durch den von mir ausgeſprochenen Wunſch. Auch finde ich dieſe Ueberraſchung ganz natürlich. Schmerzlich aber wäre es mir, wenn Sie mir durch dieſe Zuſammenkunft ein Opfer gebracht hätten."

„Ein Opfer, gnädige Frau!" ſagte Victor haſtig. „Wie könnte man das ein Opfer nennen? Ich ſinne hin und her, um zu ergründen, durch welches Verdienſt ich zu der Gunſt, hier bei Ihnen ſein zu dürfen, gekommen bin."

„Ah! da ertappe ich Sie auf einem falſchen Gedanken, Herr von Barring!" rief die Baronin. „Sie fragten eben bei ſich ſelber an: wann habe ich mich dieſer Frau gegenüber ſo weit vorgewagt, daß ſie ſich berechtigt fühlen kann, mir um dieſe Stunde mit kurzen Worten zu ſagen: bleibe noch da. Aber ſeien Sie ganz ruhig, davon ſpreche ich Sie los," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, während das liebenswürdige, wunderbare Lächeln, das ſie um ihre Lippen zu zaubern wußte, wieder ihren Mund umſpielte, — ein Lächeln, bei dem ſie ihre Augen halb zuſchloß, bei dem ſie ſich gewöhnlich leicht in den Fauteuil zurück-

lehnte, was gerade so aussah, als denke sie über etwas Köstliches nach, das ihr gestern oder heute begegnet. „Gewiß nicht," sprach sie nach einer Pause, „Sie haben mir mit Ihrem stillen, bescheidenen Wesen keine Veranlassung gegeben, Victor. Und gerade, da ich Sie mir gegenüber immer gleich, immer ruhig, immer, wenn ich so sagen darf, interesselos gesehen, hatte ich den Muth, Sie um eine kleine Unterredung zu bitten und Ihnen in dieser kleinen Unterredung eine große unbescheidene Bitte vorzutragen."

„Halten Sie einen Augenblick, Baronin!" rief der junge Mann erregt, indem er seine rechte Hand gegen sie ausstreckte. „Sie sagten so eben, mein stilles, ruhiges Wesen — nennen wir es beim rechten Namen — mein gleichgültiges Wesen veranlasse Sie, mich mit Ihrem Vertrauen zu beehren. Lassen Sie mich gegen Sie wahr sein, ehe Sie weiter reden; lassen Sie mich nicht Ihr Vertrauen empfangen unter der Voraussetzung, Sie gewährten es einem gleichgültigen Menschen, Einem, der nicht das wärmste Interesse an Ihnen nimmt. Gewiß, nein, nein!" setzte er heftiger hinzu, „unter der Voraussetzung kann und will ich Ihr Vertrauen nicht annehmen."

Sie hatte ihren Fächer vor dem Gesichte entfaltet und wandte hinter demselben ihre Blicke empor nach dem kleinen silbernen Hängeleuchter in der Mitte des Zimmers, dessen Licht sich lebhaft in dem feuchten Glanze ihrer Augen reflektirte. Sie preßte heftig ihre Lippen auf einander, und man hatte sehen können, wie ihr Fuß unter dem Kleide gewaltsam gegen den Parkettboden des Gemaches trat, so daß sich ihr Sitz um ein Paar Zoll von dem seinigen entfernte.

„Nehmen wir also an," sagte sie nach einer Pause langsam und stockend, „daß meine Voraussetzung falsch gewesen sei; — und, die Wahrheit zu gestehen, es freut mich, das annehmen zu können, denn das Gemüth eines Fremden

des, Jemandes, der es gut mit uns meint, ist geneigter, auf unsere Klagen zu hören, unsere Leiden mit zu fühlen."

Weßhalb ihre Worte ihn heftig ergriffen, sein Herz zusammenpreßten und ihn mühsam athmen ließen, davon konnte sich Victor im gegenwärtigen Augenblicke nur unklar Rechenschaft geben. Sein Auge hing ängstlich an ihren Lippen, und abermals hob er die Hand empor, als sie wieder anfangen wollte zu sprechen, und noch einmal sagte er mit flehender Stimme: „Halten Sie noch einen kleinen Augenblick Ihre Bitte zurück; glauben Sie nicht, daß ich überlegen, daß ich mich im geringsten besinnen werde, Alles an die Erfüllung eines Wunsches von Ihnen zu setzen; aber" — das Nachfolgende sprach er sehr leise — „Sie haben Ihre Bitte so seltsam eingeleitet, Sie haben sie an einen Gleichgültigen, im höchsten Falle an einen Freund zu richten gemeint — ja, das sagten Sie," fuhr er lebhafter fort, als er eine Bewegung ihrerseits sah, „und doch darf ich Ihnen nicht verschweigen, daß ich unter dieser Voraussetzung Ihre Worte nicht anhören kann."

Die Baronin besann sich ein Paar Sekunden, dann war sie klug genug, wenigstens den Versuch zu machen, die Unterredung in's Komische zu spielen, weßhalb sie laut und herzlich lachte und alsdann entgegnete:

„Was seid ihr Künstler doch für sonderbare, unergründliche Menschen! da halte ich namentlich Sie, Victor, weil Sie ein gesetztes ruhiges Betragen haben, für gescheidter als viele andere junge Leute, ich sage das mit kurzen Worten, und meine damit, ich habe Sie nie so — nun ja, nie so lächerlich gefunden wie so Viele, die stets mit gewählten Redensarten bei der Hand sind, die gleich außer sich gerathen, überall ihr Herz mit in's Spiel bringen und dadurch glauben machen, daß sie wirklich keines besitzen. Ich sage Ihnen das, ich will Ihnen ein Compliment damit

machen und Sie depreciren vollſtändig und ſagen: ich bin gerade wie die Andern. O das iſt mir leid!"

Sie ließ ihren Fächer auseinander rauſchen und fächelte ſich Kühlung zu, während ſie ſich ganz in ihren Stuhl zurücklehnte.

Der junge Mann blickte nachdenklich, mit einer faſt traurigen Miene auf die Baronin, die ihm ſo nahe ſaß, daß er ſeine Hand auf ihren vollen Arm hätte legen können, die er ſich ſo nahe glaubte, da ſie ihn um eine Unterredung in dieſer Stunde gebeten, und die nun bemüht war, mit ihren Worten eine künſtliche Kluft zwiſchen ihm und ſich herzuſtellen. Am Ende aber hat ſie vollkommen Recht, dachte er. O es iſt ein kluges Weib: wer weiß, was ſie mir zu ſagen hat; wer weiß, ob ihre Gründe nicht triftig ſind, daß ſie ihren Wunſch nur einem Unbefangenen, ruhig ſie Anhörenden mittheilen will. Jedenfalls, ſprach er zu ſich ſelber nach einem tiefen Athemzuge, iſt es dieſer ebenſo ſchönen als entſchloſſenen Frau gegenüber beſſer, wenn auch nur ſcheinbar, auf ihre Anſichten einzugehen.

„Gut denn, gnädige Frau," ſagte er entſchloſſen, „reden Sie unter der Vorausſetzung, die Sie vorhin ausgeſprochen. Ich will Ihnen als Unparteiiſcher, als ruhiger Freund, wenn Sie wollen, als vollkommen Gleichgültiger zuhören."

Sie ließ ihren Fächer zufallen und ſah ihn feſt an.

„Vorher aber muß ich Ihnen noch ſagen," fuhr er fort, indem er ſich zu einem Lächeln zwang, „daß ſchöne Redensarten, Floskeln, dazu gehören, um Ihnen zu beweiſen, daß man tiefer und wärmer für Sie fühlt als Andere, die ſich begnügten, Ihnen dies durch ein Wort, durch einen beredten Blick, durch den Ton eines Liedes bekannt werden zu laſſen. Gewiß, es war mir das nicht bekannt," ſetzte er faſt ſchmerzlich hinzu.

Die Baronin trat abermals mit dem Fuße auf den Boden, doch jetzt ſo, daß ſie ihren Fauteuil ſeinem Sitze etwas näher brachte. Sie neigte ſich etwas vornüber, ſie blickte ihn mit ihren klaren, beredten Augen an; ſie bezauberte ihn wie die Schlange den kleinen Vogel, denn ſie kam ſeinem Geſichte ſo nah, daß er den ſüßen Hauch ihres Mundes ſpürte. Dabei legte ſie ihre Hand auf ſeine Schulter und ließ ſie auf ſeinem Arm langſam niedergleiten.

Er zitterte bei dieſer Bewegung; er bebte bei jedem Zoll, den ihre warmen Finger mehr herabglitten. Er hatte die Kühnheit zu hoffen, ſie würden die ſeinigen berühren, er würde ſie dort einen Augenblick feſthalten können. Vergebliches Hoffen! er fühlte ihre warme Hand auf ſeinem Arme feſt liegen; er fühlte einen heißen glühenden Druck, der ihm das Blut zum Herzen trieb.

„Sind Sie nicht ein Kind, Victor?“ ſagte Frau von Molitor, „ein unverſtändiges eigenwilliges Kind? Statt mich zu verſtehen, ſtatt es zu achten, daß ich jetzt mit einem Freunde ſprechen will —“

„Jetzt?“ rief der junge Mann leidenſchaftlich und zuckte mit ſeinem Arm. Doch die warme Hand blieb unbeweglich liegen.

„Jetzt,“ fuhr ſie ruhig fort, „denn ich habe etwas Wichtiges zu verhandeln, das es nicht erträgt, wenn es — verſtehen Sie mich wohl — unter andern Verhältniſſen tändelnd beſprochen wurde, darum bat ich Sie, mir zuzuhören, wie das ein Gleichgültiger, ein Unbefangener thun würde.“

„Ich ſollte das aber nicht nur ſcheinen,“ gab Victor mit bewegter Stimme zur Antwort; „Sie ſetzten voraus, ich ſei das; ja, Sie ſetzen das noch voraus.“

Seine Augen ſuchten die ihrigen, während er ſo ſprach, wogegen ſie bemüht war, leuchtende verrätheriſche Blicke mit dem Fächer zu verdecken.

„Sie sind ein thörichtes Kind," sprach sie mit leiser Stimme; „Sie hätten verständig sein sollen und uns Beiden das erspart."

„O wenn Sie wüßten," flehte der junge Mann, „wie verständig ich sein kann, wie verständig ich sein würde, wenn —"

„Davon sehe ich leider nicht viel," versetzte die Baronin mit einem tiefen Seufzer.

„Jetzt nicht, ich gebe das zu, aber nachher."

„Nachher ist ein schlimmes Wort; man muß meine Gunst verdienen."

„O nur ein Goldkorn von all' dem Reichthum!" flehte er, wobei sein Arm wiederholt zuckte. „O nur ein Goldkorn zum Beweise, daß man später die Anhänglichkeit belohnen wird."

„Von diesen Goldkörnern," sprach sie stockend, und dabei bebte ihre Stimme ein wenig, „fällt selten eins allein, wenn sie einmal anfangen zu rollen. Wer will da ein Halt gebieten!"

Während sie so redete, war ihre Hand langsam herabgeglitten von seinem Arm, und mit fieberhafter Hast umfaßte er ihre weichen Finger. Er drückte sie unzählige Mal an seine Lippen, er legte sie an seine Stirn, an sein Herz, und darauf zu ihren Füßen niedergleitend und den Kopf auf ihre Kniee beugend, drückte er ihre Finger in sein volles Haar.

Dadurch hatte er sich vollkommen in ihre Gewalt gegeben, denn indem sie mit ihrer Hand in seinem Haar wühlte, drückte sie ihn sanft aber mit starkem Arm von sich weg, hob ihn jedoch sogleich darauf, wenn auch wie widerstrebend und betäubt, zu sich empor, und schien erst wieder zur gänzlichen Besinnung zu kommen, als sie seine Lippen auf den ihrigen fühlte. Einen kurzen Moment erlaubte sie, duldete sie, dann aber trat sie fest auf den

Boden, warf ihren Fauteuil herum, sprang in die Höhe und ging rasch an das Fenster, wo sie, die imposante Gestalt, mit abwehrender Hand stehen blieb. Langsam ließ sie ihren Arm herabsinken und sagte nach einer für den jungen Mann qualvollen Pause, die sie aber so freundlich war durch ihr süßes Lächeln zu mildern:

„Hatte ich nicht Recht, wenn ich nur einem Gleichgültigen, einem Unbefangenen, einem ruhigen, vernünftigen Freunde trauen wollte? O Victor!“ bat sie gleich darauf mit einer schmelzenden Stimme, „wollten Sie das nicht für mich eine kleine halbe Stunde sein?“

Der junge Musiker hatte sich unterdessen wieder gefaßt, er strich sein Haar aus der Stirne und drückte darauf seine Finger fest und krampfhaft an die Augen. Es schwindelte ihm, wenn er daran dachte, was er so eben erreicht; er fühlte seine Liebe zu ihr heftiger emporlodern, nachdem er sie vor sich stehen gesehen, die schöne, prachtvolle Gestalt mit gebietender Haltung und abwehrender Hand.

„Gewiß,“ sagte er nach einem kurzen Stillschweigen, „gewiß will ich jetzt hören als ein treuer, ruhiger, unparteiischer und doch redlicher Freund. O Camilla!“ setzte er schwärmerisch hinzu, „will ich doch Alles thun, was Sie mir gebieten, da ich glaube und hoffe, daß es für mich eine Zukunft gibt.“

„Gut denn,“ erwiderte sie und näherte sich ganz unbefangen, ja, sie reichte ihm ihre Hand, die er achtungsvoll an seine Lippen führte. Dann ließ sie sich wieder in ihren Fauteuil nieder und er setzte sich ihr gegenüber.

Einen Moment hatte sie ihren Kopf in die Hand gestützt, dann blickte sie empor und sagte:

„Ich spreche also zu einem Freunde, zu einem Manne, der bereit ist für mich zu handeln, sei selbst das, was er für mich thun muß, mit Mühe, mit Gefahr verknüpft.“

„So iſt es bei Gott! Camilla. Ich verſtehe jetzt die heiße Luſt, mit der einſt die Ritter für ihre Damen in Kampf und Tod gingen.“

„So höre alſo, mein treuer Ritter,“ ſagte lächelnd die ſchöne Frau. „Meine Verhältniſſe ſind Ihnen genugſam bekannt, daß ich Ihnen darüber keine Erklärung zu machen brauche, die mir unangenehm wäre. Sie wiſſen, daß ich von meinem Vormunde veranlaßt wurde, mich noch ſehr jung zu verheirathen; ich will dabei nicht ſagen, daß irgend eine Art von Zwang ſtattfand. Ich, ein junges, unerfahrenes Mädchen, in ſtrengen Penſionen erzogen, wurde plötzlich in die Welt eingeführt, und das heitere, glänzende Leben, was mich da mit einem Male ſtatt dem ernſthaften Treiben in der ſtillen Zelle umgab, behagte meinen Sinn und gefiel mir außerordentlich wohl. Mein nachheriger Gemahl, obgleich zwanzig Jahre älter als ich, war ein angenehmer und unterhaltender Mann, eine ritterliche Figur; er erzählte gern von ſeinen Reiſen und wußte in gewiſſer Richtung das junge Mädchen an ſich zu feſſeln, verſtehen Sie mich wohl, in gewiſſer Richtung, denn ich hätte eher an Alles gedacht, als daß er meine Hand fordern würde. Er ſei früher von ſehr finſterer Gemüthsart geweſen, — ein Menſchenfeind, ſagte mir meine Tante, bei der ich lebte, die Schweſter meines verſtorbenen Vaters. Auch war der Unterſchied unſeres Alters ſo bedeutend, daß ich mit ihm umging wie mit einem ältern Freunde.

„Er kam viel in unſer Haus, er fuhr uns ſpazieren, er ritt mit mir, und dabei vernahm ich einſtmals eine Aeußerung von ihm, welche mich, wenn doch zuweilen leiſe Zweifel in mir aufſtiegen, wieder vollkommen beruhigte. Es begegnete uns auf einem Ritte in eine abgelegene Gegend ein Bekannter, dem der Baron Molitor auf ſeine

Bemerkung, er gratulire ihm, ihn in ſo angenehmer Geſellſchaft zu finden, lachend die Antwort gab: ‚Es iſt das kein Compliment für mich; Du ſiehſt, für wie ſehr alt und ungefährlich man mich hält‘.

„Aber es kam mit einem Male anders, ſchnell, unerwartet. Eines Tages ſagte mir meine Tante, der Baron habe um meine Hand angehalten, und ſie für ihre Perſon ſehe eigentlich keinen vernünftigen Grund, dieſe Verbindung nicht einzugehen. Mein Herz war frei, Victor,“ fuhr die Baronin nach einer Pauſe fort, während ſie mit dem Taſchentuche leicht ihre Stirne berührte. „Ich hatte wohl in verſchiedenen Büchern über die Liebe geleſen, aber ich hatte ſie bis dahin nicht kennen gelernt.“

Dies einfache: bis dahin, begleitet von einem Blitz aus ihren ſchönen Augen, machte den jungen Mann ihr gegenüber erbeben.

„Von allen Seiten berat[illegible]n und doch ohne wirklich guten und treuen Rath ließ ich mich nach und nach an die Idee gewöhnen, die Frau des Barons zu werden. Er benahm ſich während dieſer Zeit auf's Klügſte; er warb nicht um mich, er blieb ſich gleich in ſeinem chevalereskem, achtungsvollen Betragen. Alles, was er in Beziehung auf unſer künftiges Verhältniß that, war, daß er mich auf's Genauſte von der Einrichtung ſeines bisherigen Lebens ſowie von den Bequemlichkeiten unterrichtete, die ſein Wohnort, ein prächtiges Schloß auf ſeinen Gütern — er wohnte nur ausnahmsweiſe in der Stadt — darbot. —

„Ich wurde ſeine Frau. — —

„Wir reiſten nach Frankreich und Italien; unſere Reiſe dauerte mehrere Monate; darauf kehrten wir nach ſeinem Schloſſe zurück und — nach Ablauf eines Jahres,“ — hier ſtockte die Baronin, fuhr abermals mit dem Tuche über ihr Geſicht und erzählte dann weiter: „nach Ablauf

eines Jahres war ich die Mutter eines reizenden Mädchens. O, meine kleine, ſüße Iſabella!“

Dieſen Namen ſtieß ſie mit einem ſchmerzlichen Rufe hervor, dann bedeckte ſie ihr Geſicht mit beiden Händen und verharrte ſo ein Paar Minuten lang regungslos. Victor blickte ſie erſtaunt an; er mochte auch dieſen Blick des Befremdens noch nicht geändert haben, als ſie ihre Hände langſam niederſinken ließ. Sie faßte ſich gewaltſam und fuhr alsdann fort, indem ſie ihr Auge rings umherſchweifen ließ:

„Ich weiß wohl, was Ihre Miene ſagen will: Sie ſehen bei mir rund umher Alles öde und leer; Sie haben in dieſen Räumen, die Sie ſo oft betraten, nie den friſchen Ton einer Kinderſtimme gehört, nie das herzliche Lachen eines jener lieblichen Weſen. Und doch iſt es, wie ich Ihnen ſage. Die Bekannten meines Hauſes, die es gut mit mir meinen, ſprechen nicht darüber, und mit denen, welche ſo gern geneigt ſind, über mich und meine Vergangenheit hämiſch die Achſeln zu zucken, verkehren Sie ja nicht, mein Freund.“

Sie reichte ihm ihre Hand, die er innig an ſeine Lippen drückte.

„Ja, ich hatte eine Tochter, ein reizendes, liebliches Weſen. O, wie war ich glücklich bei ihr, mit ihr! Wie liebte ich ſie, wie war ſie mir anhänglich, wie tief fühlte ich, daß jetzt zu meiner gänzlichen Zufriedenheit nichts mehr fehle, daß meine Beſtimmung erfüllt ſei! Was den Baron anbelangt, ſo ſchien auch er in ſeinem jetzigen Leben recht glücklich zu ſein; er hatte mich, ſeitdem wir verheirathet, mit einer achtungsvollen Zärtlichkeit behandelt; er hatte mich in einzelnen Fällen, wo ihm das nothwendig ſchien, freundlich ermahnt und belehrt; er hatte über mich gewacht, ich kann wohl ſagen mit väterlicher Aufmerkſamkeit. Von

den finsteren Launen, die ihn früher unerträglich für seine Umgebung gemacht haben sollen, hatte ich bis jetzt nichts bemerkt. Wohl liebte er es, Aeußerungen zu thun, wie zum Beispiel, es ist doch seltsam, wie sich das vollkommenste Glück, das Menschen genießen, oft durch Kleinigkeiten in's grenzenloseste Unglück verkehren läßt; oder: es ist eigentlich traurig, daß das hellste Licht auch den dunkelsten Schatten wirft. O," sagte die Frau seufzend, nachdem sie einige Augenblicke nachdenkend vor sich niedergeschaut, „ich sollte bald in diesen Schatten treten!

„Auf der Reise nach unserer Verheirathung waren wir ziemlich für uns geblieben. Der Baron schloß sich nie an andere Reisende an, die wir zufällig trafen, oder wenn das geschah, nur auf ganz kurze Zeit, vielleicht für eine kleine Partie, für ein einzelnes Diner und dergleichen. Ich hielt das für zufällig, ich gab nicht darauf Acht; mich beschäftigte alles Neue, was mich umgab, so sehr, daß ich sonst nichts vermißte; all' die beständig wechselnden Bilder, verbunden und erklärt durch die wirklich gediegenen Belehrungen meines Mannes, füllten meine Seele aus.

„Nachdem wir zurückgekehrt, hatte ich eine Zeit lang zu thun, ehe ich das ungeheure Material zu unserer Einrichtung, theils das, was sich vorfand, theils was der Baron mit einer fast an Verschwendung grenzenden Freigebigkeit für mich angeschafft, sowie die zahlreichen Geschenke meiner Freunde und meiner Familie bewältigen, ordnen konnte. Daß dies nicht vorher geschehen war, fand ich eine vernünftige Anordnung des Barons und sehr dankenswerth; denn wie viel Schönes und Zweckmäßiges hatten wir auf unsern Reisen gesehen, in uns aufgenommen und dabei Vieles gelernt, was wir nun Gelegenheit fanden, bei uns wieder anzuwenden.

„O es war das eine vergnügte Zeit, eine herrliche Zeit,

ſo dabei thätig zu ſein, wie ſich Zimmer um Zimmer aus dem Chaos von Kiſten und Ballen zu einem wohnlichen Ganzen herausbildeten. War mir doch zu Muth wie dem Vogel, der ſein Neſt baut. Aber warum dieſe Details erzählen!“ unterbrach ſie ſich ſchmerzlich lächelnd. „Sie verbittern meine Laune, ſie ſind durchaus unnothwendig zur Darſtellung deſſen, was ich Ihnen zu ſagen habe.“

„Ich hätte gern noch mehr davon aus Ihrem Munde gehört,“ ſagte Victor, „aber ich verſtehe auch, daß es für Sie ſchmerzlich iſt, dieſe angenehmen Zeiten der Vergangenheit ſo lebhaft hervorzurufen, wie Sie es in Ihrer Erzählung thun.“

Die Baronin warf einen Blick auf die Standuhr über dem Kamine, dann fuhr ſie fort:

„Ich bin ſchon zu weitläufig geweſen; aber Sie werden verſtehen, mein Freund, daß, wenn man einmal anfängt über eine vergangene Zeit zu ſprechen, die für uns von ſo großem Intereſſe war, an die unſer Herz noch unauflöslich gebunden iſt, wir uns gerne in Einzelnheiten verlieren, die einem Andern, Unbefangenen, gleichgültig ſind.

„So blieben wir ziemlich ſtill für uns, bis nach der Geburt meiner Tochter, wo ſich der Baron veranlaßt ſah, den verſchiedenartigſten Fragen und Anſpielungen nachzugeben und ſein Schloß dem Adel der Umgegend, mit dem er früher in freundſchaftlichem Verkehr geſtanden, wieder zu öffnen. So angenehm mir einestheils dergleichen kleine geſellſchaftliche Zerſtreuungen waren, ſo war es mir doch ſeltſam zu Muth, als eines Tags die erſten der glänzenden Equipagen in den Schloßhof fuhren, deren Beſitzer kamen, uns ihre Gegenbeſuche zu machen. Es war mir, als ziehe ein fremdes, unfreundliches Element in unſere bis jetzt ſtille und glückliche Einſamkeit.

„Laſſen Sie mich ſchnell hinweg gehen über eine Zeit,

wo ich mit Schrecken, mit Entsetzen bemerkte, wie sich die Gemüthsstimmung meines Mannes veränderte, wie er launisch, finster, abstoßend wurde, wie er sich von mir, ja von seinem Kinde zurückzog, wie er für mich statt freundlicher, gemüthlicher Worte, wie bisher, nur scharfe, pikante Redensarten hatte, — kurz, wie ich bemerkte, daß ihn die eingebildetste und furchtbarste Eifersucht quäle. Den Gegenstand derselben konnte ich lange nicht ergründen, sein Benehmen ließ mich auf Diesen und Jenen rathen.

„O hätte nur ich allein die unglückselige Leidenschaft meines Gemahls entdeckt," fuhr die Baronin fort, „ich hätte mich gern wieder in meine frühere Einsamkeit zurückgezogen, nur um ruhig für meine arme kleine Tochter leben zu können. Aber auch für Andere war es nicht schwer, den Grund seiner so finsteren Mienen, seines abstoßenden, verletzenden Wesens zu errathen. Unberufene mischten sich hinein, es gab Reibungen in der Gesellschaft; bösartige Menschen — sogenannte gute Freunde — machten sich kein Gewissen daraus, unschuldige Vorfälle zu verdrehen und mit den schlimmsten Zusätzen versehen zu seiner Kenntniß zu bringen. —

„Ihnen die Einzelnheiten dieser entsetzlichen Zeit mitzutheilen bin ich nicht im Stande. Da es Sie aber vielleicht interessirt, so wenden Sie sich an den Freund unseres damaligen Hauses, an den Freund meines jetzigen Hauses, an den Marquis Fontana. Er soll Ihnen einmal Einzelnheiten geben. —

„Ich wünsche das, Victor," sagte die Baronin dringend, als sie eine abwehrende Handbewegung des jungen Mannes sah; „ich wünsche es, ja ich verlange es; es ist für mich nothwendig, daß Sie durch eine dritte Person von allen Details in Kenntniß gesetzt werden. Ist es doch nicht die Plauderhaftigkeit eines Weibes, was mich veran-

laßt, Ihnen, mein Freund, von meiner Vergangenheit zu sprechen, thue ich es doch nur als Einleitung zu einer ungeheuren Bitte, die ich an Sie richten werde."

„Ich hoffe nicht," gab ihr hastig der junge Mann zur Antwort, „daß Sie glauben, mich durch eine Einleitung geneigt machen zu müssen, Ihnen irgend einen Wunsch, den Sie mir aussprechen, zu erfüllen. — Sie haben mich zu Ihrem Sclaven gemacht, Camilla," setzte er mit leiser Stimme hinzu, indem er sich niederbeugte und seine heißen Lippen einen Augenblick mit ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit auf das Spitzengewebe drückte, welches ihren Arm umgab. Dann strich er langsam die Haare aus der Stirne und fuhr mit ernstem Tone fort, als er sich wieder emporrichtete: „Wenn Sie, gnädige Frau, es für nothwendig halten, mir um Ihretwillen etwas mitzutheilen — gut, so höre ich es an; was mich aber betrifft, so glaube ich einem einzigen Ihrer Worte, glaube an Sie, Camilla, unerschütterlich, und bin zu Ihrem Dienst bereit, wo Sie ihn, wo Sie mich benutzen wollen."

Sie hatte den Kopf in die Hand gestützt, und als sie nach längerem Stillschweigen ihr Haupt emporrichtete, ihr Gesicht wieder sehen ließ, konnte man bemerken, daß ihre Züge bleich, ihre Augen feucht waren.

„Wenn ich Ihnen sage," fuhr sie alsdann fort, „daß der wirklich finstere Geist meines Gemahls mich zu quälen begann, als Isabella kaum ein Jahr alt war, und daß ich um des Kindes willen Alles ertrug — pinchische, ja selbst körperliche Mißhandlungen, daß ich bei ihr blieb bis zu ihrem vollendeten sechsten Jahre, ohne in der Zeit andere frohe Augenblicke gehabt zu haben, als die wenigen, in denen er mir vergönnte, mein Kind zu sehen; wenn ich hinzufüge, daß seine Liebe zu mir gänzlich erloschen war, daß er Alles that, um unsere Trennung zu Stande zu

bringen, die ich aufs Bestimmteste verweigerte, — wenn Sie sich alles das vorstellen, eine zusammenhängende Kette von Quälereien jeder Art, Beleidigungen, Anschuldigungen, Mißhandlungen, so können Sie sich denken, daß ich zuletzt gezwungen war, sein Haus zu verlassen — mein Kind zu verlassen."

Bei diesen Worten drückte die Frau heftig ihre Hände vor das Gesicht, sprang in die Höhe und rief leidenschaftlich aus, indem sie einen raschen Gang durch das Zimmer machte:

„Ja, ich mußte mein Kind verlassen, mein einziges, geliebtes, mein kleines, schönes Kind! Ich mußte es in seinen Händen lassen, in den Händen eines Wüthenden, eines Mannes, den ich nie geliebt, nie, nie!" Sie warf heftig ihre rechte Hand empor, als wollte sie die Finger wie ihre Worte beschwörend gen Himmel strecken. — „Ja, ich wiederhole es," rief sie mit bebender Stimme, „den ich nie geliebt, den ich nur anfänglich um mich zu dulden vermocht, weil er unter der Maske des ruhigen Wohlwollens, einer väterlichen Freundschaft mein Herz einzuschläfern wußte.

„Ja, Victor, ich habe eine Tochter; Isabella ist jetzt acht Jahre alt; sie soll reizend und liebenswürdig sein, wie man sich nur ein kleines Kind zu denken vermag. — So sagen Leute, die sie sahen und die mir davon wieder erzählten. — Ja," fuhr sie leidenschaftlich fort, „es gibt Leute, die sie sehen, die ihre lieben Händchen fassen dürfen, — ich nicht! — denen es gestattet ist, in ihr klares, kindliches Auge zu schauen, ihre schöne Stirne zu küssen, ihren lieblichen Mund, — nur ist das nicht gestattet," sprach die Baronin mit steigender Heftigkeit — „die meine Tochter, mein Kind, — meine Isabella an ihr Herz drücken, die ihr weiches, duftiges Haar berühren dürfen. — Ich durfte

das nicht, — nicht mehr ſeit zwei unendlich langen Jahren. Ja, Victor!“ rief ſie, indem Thränen ihren Augen entſtürzten, „ſeit zwei Jahren habe ich mein Kind nur ein einzigesmal geſehen, es nur verſtohlen in der Entfernung geſehen. Nicht habe ich ſeine Stirne, ſeinen Mund, ſeine Hände mit Küſſen bedecken dürfen, nicht habe ich den Ton ſeiner Stimme gehört, mit dem es mir zugerufen hätte: denn ſie kennt mich noch, meine kleine Tochter, ſie denkt an mich, ſie ſpricht von mir. Ich weiß das von ihrer Kammerfrau, mit der ich nach langer, vergeblicher Mühe mich endlich in Verbindung geſetzt, — das iſt aber auch Alles,“ ſetzte ſie traurig hinzu, während ſie ihre Hände feſt in einander ſchloß, „was mir möglich war, um mich meinem Kinde zu nähern. — O,“ ſagte Frau von Molitor nach einer längeren Pauſe laut weinend, „wäre ich damals, als ich ſie wiederſah, nicht ganz allein, ganz ſchutzlos — wäre ich ſelbſt ein Mann geweſen! Mich hätten nicht die Mauern des Parks geſchreckt, hinter denen er ſie verborgen hält; ich hätte ſie in meine Arme genommen und mit mir fortgetragen.“

Sie bedeckte einen Moment ihre Augen mit der rechten Hand, und als ſie dieſe wieder ſinken ließ, ſprach ſie mit einem tiefen Seufzer:

„Sie werden mich fragen, warum ich mein Kind verlaſſen oder warum ich es damals nicht heimlicher Weiſe mit mir genommen? — Dies war bei ſeiner Wachſamkeit ebenſo unmöglich, wie bei ſeiner Rohheit, noch länger in ſeiner Nähe zu bleiben. Er verlangte eine geſetzliche Scheidung, die ich mit Abſcheu verwarf, darauf ſetzte er, als Preis meiner Einwilligung hiezu, die Rückgabe meiner Tochter feſt. Es waren das entſetzliche Verhandlungen, und Freunde, die es gut mit mir meinten, riethen mir, bis zur gänzlichen Auseinanderſetzung ſein Haus zu verlaſſen.

— Aber die Unterhandlungen führten nicht zu einem Reſultate. Als ich, wie ich eben ſagte, endlich in eine Scheidung willigte, um dadurch mein Kind zu erhalten, ſchrieb er mir einen inſolenten Brief, worin er ſeine Beſchuldigungen gegen mich wiederholte und als deutlichen Beweis, wie recht er gehabt, ſich nicht entblödete anzuführen, daß ich eine Scheidung verlange, um frei zu werden, und thun und laſſen zu können was mir beliebe. — Das aber — hören Sie, Victor, ſo ſchrieb er mir, — werde er Zeit ſeines Lebens zu verhindern wiſſen, ebenſo, daß Iſabella von Molitor — er ſagte nicht ſeine Tochter — in die Hände einer Frau käme, die ihr nothwendiger Weiſe die eigenen ſchlechten Grundſätze einflößen müßte.

„Als ich dieſen Brief erhalten, ſetzte ich mich in eine Ecke meines Zimmers und las ihn während einiger Stunden durch, unaufhörlich, von Anfang bis zu Ende, und als ich jedes Wort auswendig wußte, warf ich das Papier zu Boden und trat es unter meine Füße. Dann dachte ich an mein vergangenes Leben, an die entſetzlichen Jahre, die ich bei ihm zugebracht, und grübelte in mich hinein, träumte, phantaſirte, ſprach mit mir ſelber, vergegenwärtigte mir alle Leiden, die ich unſchuldiger Weiſe getragen, und kam zu dem glücklichen Reſultate eines glühenden Haſſes gegen ihn, eines gänzlichen Vergeſſens aller der guten Eigenſchaften, die ihn mir einſtens werth gemacht. Und als ich ſo ein furchtbares Fundament gelegt, als ich heiße Thränen des Schmerzes und der Verzweiflung geweint, da ſandte mir Gott einen Lichtſtrahl in meine Seele — den Wunſch, den Willen, den Vorſatz, mein Kind wieder zu erlangen, alle Mittel anzuwenden, es ihm zu entreißen.

„Können Sie dieſen Vorſatz tadeln, Victor? Werden Sie einer Mutter, die Sie mit aufgehobenen Händen anflehte, ihr zur Seite zu ſtehen, daß ſie ihr Kind wieder er-

lange, Hülfe versagen? Werden Sie zurücktreten, wenn ich Ihnen hier ausspreche: das ist meine Bitte an Sie, Victor, meine glühende Bitte, helfen Sie mir, mein Kind wieder zu erlangen, leihen Sie meiner unermüdlichen Phantasie Ihren kräftigen Arm und dann — Victor, mein Freund, gebieten Sie über mich."

Das schöne, leidenschaftliche Weib hatte in diesem Augenblicke, wie sich in ein unabänderliches Schicksal ergebend, ihre Hände wehrlos ausgebreitet, den Kopf herab gebeugt und sank, nachdem sie die letzten Worte, sich von ihrer Leidenschaftlichkeit herabstimmend, mit leisem Tone gesprochen, zu den Füßen des jungen Mannes nieder, der erschrocken näher sprang und sich bemühte, sie empor zu heben. Als sich bei diesem Versuche ihr Gesicht seinen Händen näherte, fühlte er die Thränen, welche ihren Augen entflossen. Dabei hatte sich ihr volles dunkles Haar aufgelöst und ringelte sich über Nacken und Schultern herab, die Weiße derselben wunderbar hervorhebend. — Es war ein zauberhaftes Bild, was sich seinen umschleierten Blicken zeigte, es war ein Augenblick, der ihm das Blut wild durch seine Adern strömen machte. — Und dabei flackerte das Licht in der silbernen Lampe so ängstlich, warf zuckende Schatten an den Wänden rings umher und drohte gänzlich zu erlöschen.

Victor beugte sich zu der prächtigen Gestalt hinab, die in seinen Armen ruhte, und während er sie langsam emporhob, richtete sie ihr Haupt auf; ihre feuchten Augen traten wie fieberhaft glühend seine leuchtenden Blicke, und als gleich darauf ihre Augenlider langsam zusanken, hatte sie ihre geöffneten Lippen fest auf die seinigen gedrückt.

Nur einen Augenblick ruhte sie wie leblos an seiner Brust, nur einen kurzen, für ihn so seligen Augenblick;

dann zuckte ſie wie mit ſich ſelbſt und gegen eine fremde Gewalt ringend, erſt ſchwächer, dann ſtärker zuſammen und entwand ſich endlich, ihn ſanft zurückdrängend, ſeinen umſchlingenden Armen.

„Nicht ſo, Victor,“ ſprach ſie, „um Gotteswillen! nicht ſo. Laſſen Sie unſer Verhältniß ein freundſchaftliches bleiben, wie es war, wie es meinem Herzen ſo wohl that, rein und edel, fürchten wir uns vor der Zukunft, vor einer Stunde, in der wir auf den jetzigen Augenblick als einen vergangenen, unwiederbringlichen zurückblickend, vielleicht händeringend beklagen würden, wenn es anders gekommen wäre. — Wenn es gekommen wäre,“ ſetzte das ſchöne Weib mit leidenſchaftlich zitternder Stimme hinzu, „wie es unſere Herzen wünſchen, wie es Dich und mich namenlos glücklich gemacht hätte. — Und nach dieſem Wort: fliehe, um Deiner ſelbſt willen, wie ich Dich verlaſſen muß, um mich vor mir ſelber zu retten.“

„Ah! Camilla, ich laſſe Dich nicht; es gilt die Reue.“

Sie war verſchwunden.

Draußen vor den Fenſtern in den dichtbelaubten Bäumen verſuchte ein Vogel ſchüchtern den erſten Ton zu ſeinem Morgenliede; es war nur ein leiſer, zwitſchernder Anfang, ein ſchläfriger Verſuch aus dem kleinen Schnabel hervor, der ſich vielleicht gleich darauf noch einmal unter dem Flügel verbarg. Sah man doch im Oſten eben erſt einen hellen Streifen, den jungen Morgen verkündigend: war doch eben erſt die Nacht im Begriff, auf leicht rauſchendem Winde zu entfliehen. — — — —

— — War es doch erſt die vierte Stunde.

Die fünfte Stunde.

Wenn man gegen Morgen aus der kühleren Nachtluft in ein Schlafzimmer tritt, so bemerkt man recht den Unterschied der Temperatur, namentlich wenn ein solches Schlafzimmer etwas klein und niedrig ist. Im Verlaufe unserer wahrhaftigen Geschichte müssen wir den geneigten Leser bitten, uns in ein derartiges Gemach zu folgen. Es liegt dieses im zweiten Stocke eines bescheidenen, freundlichen Hauses, an dessen Giebelwand sich wilde Reben in malerischen Windungen emporschlingen. Blätter dieser wilden Reben nicken auch in das Schlafzimmer herein, dessen beide Fenster offen stehen und nur mit einfachen, weißen Vorhängen versehen sind.

Das Zimmer iſt nicht ſehr groß, namentlich nicht beſonders hoch, weßhalb auch die Temperatur hier etwas heiß und gedrückt iſt. Doch befinden ſich vier Betten in demſelben; neben einander an der einen Wand in's Zimmer hinein ſtehen zwei große, während man in der einen Ecke zwei kleine bemerkt.

Das Bettwerk in einem der größeren Betten iſt unberührt und zeigt an, daß der Beſitzer daſſelbe nicht benützt; das andere ſieht ſo aus, als ob Jemand, der dort geſchlafen, plötzlich aufgeſprungen, denn Kiſſen und Decke befinden ſich in Unordnung; letztere hängt auf den Boden herab.

Was dagegen die beiden Kinderbettlädchen anbelangt, ſo ſind ſie ſo vollſtändig beſetzt, als man das zu ſehen ſich nur wünſchen kann. In dem einen liegt ein geſund ausſehender, prächtiger Bube, ſo gut wie gar nicht bekleidet, denn ſein unentbehrlichſtes Kleidungsſtück hat ſich ihm bei einigen heftigen Bewegungen, die er während des Schlafes, wahrſcheinlich der Hitze wegen, gemacht, auf's Bedenklichſte verſchoben; ſein lockichtes Haar iſt feucht und hat ſich in einzelnen Spitzen in die Höhe geſtellt; ſeine Augenlider ſcheinen ſo leicht auf die Augen herab gefallen, daß man glaubt, das Summen einer Fliege, deren beim erſten Grauen des Tages genug im Zimmer umher ſchwirren, müßte ihn erwecken. Und doch hört man an den regelmäßigen und tiefen Athemzügen, wie feſt und ſanft er ſchlummert.

Komiſch iſt es anzuſehen, mit welch' eigenthümlichem Schlafkameraden er ſein Bettchen theilt. Ein großer Hampelmann, mit buntem Tuch bekleidet, deſſen Nähte mit ſilbernen Litzen beſetzt ſind, der vorn und hinten mit einem großen Höcker begabt iſt, und der eine ganz koloſſale Naſe hat, liegt neben ihm auf dem Rücken, und ſein Geſicht mit den hellen aber ſtarren Augen und dem höhniſch lachend

zuſammengekniffenen Mund contraſtirt ſeltſam mit der wunderbaren Ruhe auf dem Geſichte des ſchlafenden Kindes. Nur zuweilen ändern die Beiden ihre Rollen, wenn nämlich eine Fliege den Knaben beläſtigt und er ſie von ſich blaſend einen Augenblick mit dem Kopfe ſchüttelt; wogegen das unverſchämte Inſekt, mit der ſchamloſeſten Zudringlichkeit ſich auf die ſpitzige gebogene Naſe des Hampelmanns ſetzend, nicht im Stande iſt, deſſen ewiges, unvergängliches Lächeln zu verſcheuchen. — Der kleine Knabe mag ungefähr vier Jahre alt ſein.

In dem andern Bettchen befindet ſich ein ſchon etwas älteres Mädchen, beſſer verhüllt, in einer ungleich weniger trotzigen und herausfordernden Lage. Sie hat die rechte Hand unter ihr Haupt gelegt und lächelt im Schlafe, — ein Lächeln, das nicht einmal aufhört, wenn ſich eine der ſummenden Fliegen nähert. Höchſtens bewegt das kleine Mädchen ein wenig ihren hübſchen Mund oder erhebt ihr linkes Händchen, um die Zudringliche zu verjagen.

Das ganze Gemach mit den beiden ſchlafenden Kindern und dem nickenden Rebenlaub an den Fenſtern, ja ſelbſt mit den ſummenden Fliegen und dem ewig lächelnden Hampelmann würde uns ein höchſt angenehmes, liebliches Bild von Ruhe und Frieden gewähren, wenn nicht unſere Blicke beſorgt an den beiden großen Betten hängen blieben, an dem einen, von dem die Decke unordentlich herabhängt, beſonders aber an dem andern, welches ganz unberührt erſcheint. Wenn wir weiter um uns blicken, ſo ſehen wir die Thüre in's Nebenzimmer nur angelehnt und bemerken durch die ſo entſtandene Spalte, daß es dort ſchon etwas heller iſt. Wahrſcheinlich haben die Fenſter keine Vorhänge.

Treten wir ein und ſchauen nach.

Es iſt ein größeres Gemach, recht hübſch und wohnlich

eingerichtet, wenn gleich einfach und bürgerlich; wir ſehen da einen guten Sopha mit ſechs Stühlen, auch ein paar Lehnſeſſel, gemlich feine Vorhänge, an der Wand unter ein paar Aquarellen ſowie einigen werthvollen Kupferſtichen das meiſterhaft und effektvoll gemalte Bild einer jungen ſchönen Frau. Die Fenſter dieſes Zimmers ſtehen offen, und der anſdämmernde Morgen im Verein mit einem tief herabgebrannten Lichte erlaubt uns, alle Gegenſtände genauer zu erkennen und zu betrachten, als dies aus dem anſtoßenden Schlafgemache uns möglich war.

Unſer Eintritt in dieſes Zimmer gewährt uns aber einen eigenthümlichen Anblick: auf dem Boden bemerken wir ein paar große Körbe mit verſchließbaren Deckeln, die mit Wäſche angefüllt ſind; daneben ſteht ein alter Reiſekoffer, halb voll mit Kleidungsſtücken, und das, was hier noch zu fehlen ſcheint, ſehen wir auf den Stühlen nebenan ſowie auf dem Tiſche liegen, auf welchem auch das herabgebrannte Licht ſteht.

Was uns aber am meiſten überraſcht, iſt die Geſtalt einer Frau, die auf ihren Knieen vor einem der Stühle liegt, den Kopf in die Hände gedrückt hat und dieſe auf dem Sitze ruhen läßt. Die Frau trägt einen einfachen Morgenüberrock; von ihrem Haar, das ſehr locker um den Kopf geſchlungen zu ſein ſcheint, iſt eine dicke ſchwarze Flechte losgegangen, die über ihren Nacken herabhängt. Zuweilen zuckt der Körper dieſer Frau zuſammen, als ob ſie Schmerzen fühlte oder ein heftiges Weinen gewaltſam unterdrücken wollte.

Das Letztere ſcheint der Fall geweſen zu ſein; denn als ſie ſich nach kurzer Zeit langſam aufrichtete, wiſchte ſie mit der Hand Thränenſpuren von ihren Wangen. Es war dieſelbe Frau, die wir oben im Porträt ſahen, dieſelben Züge, daſſelbe ſchwarze Haar, dieſelben dunklen Augen.

Und doch wie verschieden von einander Bild und Original! Dort blickte das Letztere heiter und froh, fast übermüthig in die Welt, die Augenlider waren halb herabgesenkt und ließen auf dem Beschauer einen schalkhaften Blick ruhen, zu welchem die leicht emporgezogene Oberlippe, von einem anmuthigen Lächeln gekräuselt, so außerordentlich paßte. Auf dem Bilde trug die Frau ein anschließendes, etwas phantastisches Gewand von schwarzem Atlas, prall anliegend, volle runde Formen verdeckend; man hätte glauben können, diese Brust im glücklichen Uebermuthe der Jugend athmen zu sehen.

Wie anders stellte sich heute das Original dar! Der Blick durch Thränen gedämpft, das Haar eilig und nachlässig um den Kopf befestigt, der Mund schmerzlich verzogen, zuweilen ein leichtes Zucken um denselben oder ein krampfhaftes Einklemmen der Unterlippe zwischen die Zähne; statt des sorgfältig gewählten Anzuges ein weiter Morgenanderrock, eilig angehalt und davon die Spuren tragend.

Die Frau hatte sich, wie gesagt, von den Knieen erhoben, aber langsam, mit sichtlicher Anstrengung, dann legte sie die Hand auf die Stirne, drückte dieselbe einen Augenblick heftig und schüttelte dann den Kopf. Nachdem sie zum Tische getreten und auf eine Taschenuhr geblickt, die dort lag, sagte sie mit leiser Stimme:

„Schon vier Uhr vorüber! Und ich habe da ein gutes Stück kostbarer Zeit verträumt; nun rasch wieder an die Arbeit, ich will zu Ende kommen! — O mein Gott, ja, zu Ende kommen!“ wiederholte sie mit schmerzlichem Ausruf, indem sie in die Höhe blickte. „Nun zum Ende kommen, damit dies arme Herz nicht ganz niedergedrückt wird und noch etwas guter Glaube an die Menschheit übrig bleibt. — Muth!“

Sie horchte an die Thüre des Nebenzimmers, und wie

wurde ihr Blick so weich, so sanft, welch' liebliches Lächeln spielte um ihren eben erst noch so krampfhaft geschlossenen Mund, als sie zurückkehrend sprach:

„Sie schliefen so sanft, Gott sei Dank! sie fühlen nichts von all' dem Elend, was meine Brust zerreißt. Aber vorwärts! Das Schwerste wird."

Dann setzte sich die Frau an den Tisch, stützte den Kopf auf den linken Arm und begann mit fieberhafter Hast zu schreiben. Dabei war es, als schrecke sie häufig zusammen, und wenn man genauer hinsah, so bemerkte man, wie eine große Thräne um die andere auf das Papier fiel.

Endlich war sie fertig; sie schien das Geschriebene überlesen zu wollen, doch nach dem ersten Versuche warf sie das Blatt heftig von sich und wandte sich dem Koffer zu, um ihn mit den Kleidungsstücken zu füllen, die auf den Stühlen und Tischen umher lagen. Beim Betrachten der einzelnen Sachen, größtentheils wohl Zeugen einer vergangenen glücklichen Zeit, hielt sie zuweilen in ihrer Arbeit inne und preßte dann auf Augenblicke dies und das zwischen ihre gefalteten Hände, drückte es auch wohl heftig an ihre Lippen. Gleich darauf aber war es wieder, als schäme sie sich ihrer Schwäche, und dann warf sie das Ergriffene hastig von sich und deckte es eilig mit anderen Sachen zu. Als sie sich nun sichtlich ermattet vom Boden erhob, mußte sie sich mit der Hand auf den Koffer stützen; sie schwankte dann durch das Zimmer gegen eines der offenen Fenster hin, dort ließ sie sich auf einen Stuhl nieder, vergrub ihre rechte Hand in ihr dichtes schwarzes Haar und blickte mit aufgestütztem Arme in den dämmernden Morgen hinaus.

Das Haus, in welchem sie sich befand, lag ziemlich am Ende der Stadt auf einer kleinen Erhöhung; von dem Fenster aus, an dem sie saß, erblickte man nur wenig von den Häusermassen, nur rechts und links ein paar schmale Strei-

ten, wo ſehr verlängerte Straßen in das Land hinaus führten. Die unmittelbare Umgebung des kleinen Gebäudes waren Gärten und andere Wohnungen, die ebenfalls hier zerſtreut lagen; von dem zweiten Stocke, wo die Frau am Fenſter ſaß, ſchaute man weit hinweg über dieſe einzelnen Wohnungen, die mehr in der Tiefe lagen, über dichtbelaubte Bäume, über ſaftig grüne Grasplätze, über verſchiedenartige Blumen und Gebüſche, auf einen munter daherrieſelnden Bach, und wenn man über denſelben hinweg das Auge wieder erhob, ſo ſah man dort die Gegend ſanft anſteigen bis zu einem Höhenzuge, welcher mit dichtem Wald bedeckt war, zwiſchen dem man an der höchſten Stelle die grauen Mauerreſte eines zertrümmerten Schloſſes bemerkte.

Auf der ganzen weiten Natur, die man von hier überſchaute, lag jener feine Duft, flimmerte jenes unbeſtimmte Licht, das vor dem Sonnenaufgange erſcheint, ihn einleitet. — An dem faſt gänzlich klaren Himmel ſtiegen im Oſten einzelne Wölkchen auf, nicht von dem Anſehen, als hätten ſie Regen und trübes Wetter in ihrem Schooße, — es waren leicht geſchwungte, weiße, bewegliche Wolken, flatternde Bänder, von der Erde emporgeſandt, um das Getreu nicht ſo ganz kahl und ohne Gefolge auf der Höhe erſcheinen zu laſſen. Anfänglich zeigten ſich dieſe Wolken grau und farblos am Horizonte, getrieben vom leichten, kühlen Morgenwind, der die Blätter der Bäume preſſend ſich bewegen machte, und der das erſte Lied der erwachenden Vögel zuweilen unterbrach; bald aber färbten ſie ſich heller und wärmer, wie Strahlen ſchoßen andere aus der urſprünglichen Schicht empor, da hinten im Oſten wimmelte es von prachtvollen, immer wechſelnden Schleiern und Bändern. Auch der Duft, der nun langſam herabzuſinken ſchien, nahm die vielerlei Farben in ſich auf, die nach

und nach auf den Höhen ſichtbar wurden. Es war Bewegung, Wechſel der Schatten, aufdämmerndes Licht und Leben überall. Und alles das ſteigerte ſich von Sekunde zu Sekunde; es war, als rollte die Erde in dieſem Augenblicke gewaltiger, raſcher im ungeheuren Weltall, oder als fühle man eine vermehrte Luftbewegung durch den freudigen Umſchwung derſelben, eine Bewegung, die man bei der allgemeinen feierlichen Stille rauſchen hörte durch die Zweige der Bäume, murmeln in dem fließenden Waſſer, tönen in dem nun ſchmetternd erklingenden Sang der Vögel. —

— — So eingeleitet, ſo ſehnlich erwartet, ſieht man es nun hinter dem Wald, der den Horizont im Oſten krönt, wie in gewaltiger Feuerlohe aufflammen. Jeder Stamm, jedes Zweiglein wird ſichtbar auf dem glänzenden Goldgrund, mit dem ſich dort der Himmel überzieht. Noch ein Paar Sekunden, und die Poeſie der Erwartung iſt vorüber, der Aufgang der Sonne hat ſtattgefunden, und mit glänzendem, verzehrendem Feuer blitzt der erſte Strahl des mächtigen Geſtirns über die Berge herüber. — —

Die junge Frau am Fenſter fährt heftig zuſammen, als er ihr Auge trifft, ſie aus ihren Träumereien aufſchreckt, ſie blendet. Wie wohl hat ihr die Dämmerung gethan, die melancholiſche Dämmerung, mit der Alles ſo ſanft bekleidet war, Alles was jetzt vor ihren Augen wie mit einem Schlage verwandelt erſcheint, und nun in jeden Farben, in Gold, Silber, in ſtäubenden Thaubrillanten prangt, ſtrahlt, glänzt, blendet. Goldſchimmer überall, auf dem grünen Raſen, auf den Blättern der Bäume, auf den Gipfeln des großen, mächtigen Waldes, auf dem emporwirbelnden Rauche, auf den Flügeln der aufſteigenden Lerchen, — Goldſchimmer an dem ganzen weiten Himmelsraume. —

— — — Haſtig zieht die Frau die Fenſtervorhänge zuſammen und athmet wieder ruhiger auf, als nun das

grelle Sonnenlicht, das auf die Zerſtörung im Zimmer, auf die Scherbe und Koffer am Boden glänzt, ausgeſchloſſen iſt.

Gleich darauf verſchwindet ſie im Nebenzimmer.

Treten wir geſchwinde an den Tiſch und werfen einen Blick auf das geſchriebene Blatt Papier, welches noch da liegt. Es iſt dies eine Indiscretion, die wir unſern Leſern ſchuldig ſind.

„Wenn Du dieſe Zeilen lieſeſt, Ferdinand, ſo wird Dein Auge wahrſcheinlich von den Dir wohlbekannten Schriftzügen hinweg mit Erſtaunen durch die leeren Zimmer Deiner Wohnung ſchweifen. Vielleicht aber auch, daß Du bei Deiner jetzigen Gemüthsſtimmung nicht einmal unſere Abweſenheit ſogleich bemerkſt, und ich möchte doch damit anfangen, Dir zu ſagen, daß Du von jetzt ab kein Weib, keine Kinder mehr haſt, die Dein nunmehriges Leben hindern, Deine Schritte hemmen. — Lache nicht, wenn Du in dieſen Zeilen die richtigen Folgerungen vermiſſen ſollteſt; mein Kopf iſt ſo wüſt und leer, daß ich nicht einmal weiß, ob ich Dir ſage, was ich Dir ſagen will. Verzeihe mir deßhalb, wenn ich Dir ein paarmal wiederhole, — daß ich meine Kinder nehme und Dich verlaſſe, daß ich mit meinen Kindern in die Welt hinaus gehe — nicht um ihnen oder mir ein Leides anzuthun — da ſei Gott vor! — nur um Dich zu verlaſſen, der Du uns lange verlaſſen haſt, und um nicht das Entſetzliche erleben zu müſſen, daß die Kinder mich noch ferner fragen: wo iſt unſer Vater? warum ſehen wir ihn nicht? — Und es haben doch die Kinder ein Recht, das zu fragen, denn ſie können verlangen, daß ihr Vater nicht Tage, Nächte lang von Hauſe wegbleibt, aus welch' entſetzlichen Gründen — das weißt Du — und ich weiß es auch. Vorwürfe will ich Dir keine machen, Vorwürfe macht man nur, um das Andere eines Beſſeren zu

belehren; die Zeit iſt vorbei; ich habe das lange vergebens verſucht. Auch will ich vor der Welt keinen öffentlichen Skandal machen und mich von Dir trennen auf eine Art, wie das ja öfters geſchieht und wie Du auch ſchon in einer Anwandlung böſer Laune angedeutet haſt. — Ich will Dich verlaſſen, Ferdinand, für immer und ewig. Gott wird mir Kraft geben, daß es mir möglich iſt, jede meiner Spuren, ſowie ich Dein Haus verlaſſen habe, für immer zu verwiſchen. — — Du ſollſt nie wiſſen, was aus Deinem Weib, was aus Deinen Kindern geworden iſt."

Dieſe Stelle war durch Thränen etwas unleſerlich geworden.

„Die armen Kinder ſind noch klein und werden Deinen Verluſt verſchmerzen, und um ihnen das zu erleichtern, werde ich ihnen ſagen, daß Du — nicht mehr lebeſt, daß Du geſtorben, für Deine Familie verloren wäreſt. — Wie denn das ja auch in Wirklichkeit der Fall iſt. — Und ſo, Ferdinand, nehme ich denn auch von Dir Abſchied. Es zerreißt mir das Herz, das niederzuſchreiben — auf Nimmer-, Nimmerwiederſehen. Ich will an Dich wie an einen Verſtorbenen denken, und dadurch wird es mir möglich ſein, mich mit den Gefühlen Deiner zu erinnern, die uns Beiden die erſten Jahre unſerer Ehe ſo glücklich machten. — O ſo glücklich! warum ſoll ich Dir das verſchweigen? warum ſoll ich Dir in dieſem Augenblick nicht auch ſagen, Ferdinand, wie ſehr ich Dich geliebt, wie ſehr ich Dich gehaßt, und daß ich jetzt fühle, wie, nachdem ich Dich verloren, die alte, innige, treue Liebe zu Dir wiederkehren wird. So ſcheide ich von Dir mit der Verſicherung, daß es meine heilige Pflicht ſein ſoll, Deinen armen Kindern die Erinnerung an ihren unglücklichen Vater rein zu erhalten. — Möge Gott Dir und uns helfen!

Thereſe."

Als die Frau des Malers wieder in ihr Wohnzimmer trat, war sie völlig angekleidet und zwar gänzlich schwarz. Wer in ihr abgehärmtes, kummervolles Gesicht sah, dessen tiefe Blässe durch das dunkle Haar noch mehr hervorgehoben wurde, der mußte es gänzlich im Einklange mit dem Traueranzuge finden. Sie legte den Morgenrock, den sie eben getragen, in den Koffer, schloß diesen wie die beiden Körbe zu, versiegelte alsdann das Schreiben auf dem Tische und machte die Adresse darauf. Dann that sie ein paar Schritte gegen das Schlafzimmer, blieb aber vor der Thüre tief aufathmend stehen, und wie sie ihre beiden Hände auf das Herz preßte, rollten ihr langsam Thräne um Thräne über die bleichen Wangen.

„Mit den Kindern zu sprechen, das ist die härteste Aufgabe," sagte sie zu sich selber; „aber Fassung! es muß sein. Vielleicht sündige ich in diesem Augenblicke, vielleicht frevle ich an den Herzen der Kleinen, aber ich kann nicht anders — Gott wird mir verzeihen."

In dem Schlafzimmer hatte sich nicht viel verändert; das Mädchen lag noch immer ruhig schlafend mit dem Kopfe auf dem rechten Arm, der kleine Bube hatte sich herumgewälzt und sein schwitzendes Gesicht in die Kissen verborgen, wogegen der Hampelmann noch immer auf dem Rücken lag und mit seinen unbeweglichen, weit offenen Augen sowie dem höhnischen Lächeln auf den Lippen unverwandt an die Decke starrte.

Die Mutter weckte ihr Töchterchen, indem sie sich über deren Bett beugte und einen Kuß auf ihre Stirne drückte. Die Kleine schlug die Augen auf, hätte sie aber wahrscheinlich gleich wieder zufallen lassen, wenn ihr nicht an der Mutter etwas aufgefallen wäre, der schwarze Anzug und die niederstürzenden Thränen, welche gerade jetzt reichlicher flossen. Tief erschrocken, richtete das Mädchen ihre

Augen mit den Händen, streckte sie dann weit und setzte sich sogleich aufrecht in ihr Bett.

„Mama," sprach sie mit einem Ausdrucke des Erstaunens, „warum weinst Du denn eigentlich? Es ist ja noch so früh, daß noch gar nichts geschehen sein kann. Wir haben noch nicht einmal Kaffee getrunken und die Lene kann noch keine Tasse zerbrochen haben."

„Ueber so was weine ich auch nicht, Bertha," erwiderte die Mutter, „sondern ich bin über etwas ganz Anderes betrübt, und ich will es Dir nachher sagen, wenn Du angezogen bist. Später, viel später." — Sie hatte nicht den Muth, sich weiter zu erklären.

„Dein Bruder schläft noch," fuhr die Mutter nach einer Pause fort, „ich habe Dich zuerst geweckt, weil Du ein gescheidtes Mädchen bist, das nicht gleich anfängt zu weinen." Die Frau sagte das mit Beziehung auf ein sehr verständliches Zwinkern in den Augen der Kleinen. — „Weißt Du, Bertha, der Ferdinand ist noch ein kleiner, unverständiger Bube, den habe ich nicht zuerst wecken dürfen, denn er würde augenblicklich anfangen zu schreien, was Du nicht thust. Nicht wahr, mein Kind?"

„Nein, Mama, ich weine nicht," entgegnete entschlossen das Mädchen und wischte sich die Augen heftig mit den Händchen. Dann wieder aufblickend sagte es: „Du bist aber auch so schwarz angezogen, Mama, wie ich Dich nie gesehen habe."

„Das ist ebenfalls, weil ich sehr betrübt bin," erwiderte die Mutter.

„Du bist so schwarz angezogen," sprach das Mädchen altklug, „wie Tante Locker hier im Hause, als ihr kleines Kind gestorben war, weißt Du, das Bubchen, mit dem Du so gern gespielt. Dir ist doch nichts gestorben, denn wir sind ja Alle da, ich, Du und der Ferdinand.

Sieh, dort liegt der dumme Bub' mit dem Hampelmann neben sich. Ich glaube, er hat Angst, allein zu Bett zu gehen. — Du Ferdinand!" rief sie mit lauter Stimme.

„Laß ihn noch einen Augenblick schlafen," sagte die Mutter. Und dann fuhr sie fort, indem sie sich gewaltsam faßte: „Du bist mir ein rechtes Mädchen, Bertha, Du sagst, wir seien Alle da, und hast doch Jemand vergessen."

Das Kind schaute sie mit großen Augen an.

„Denkst Du denn gar nicht an Deinen Vater, Bertha?" fragte die Frau mit weicher, schmerzerfüllter Stimme, „an Deinen Vater, der Dich doch so lieb gehabt hat?"

„Ach ja, an den Vater!" versetzte das Kind, wobei es seine Händchen übereinander legte. „Ja, er hat mich recht lieb gehabt; er malte mir so nette Bilder und machte so schöne Schiffe und Schlitten aus Papier. — Das war aber früher, in der letzten Zeit hat er mich nicht mehr so lieb gehabt. Er kam ja gar nicht mehr nach uns zu sehen, machte uns auch keine Bilder und Schlitten mehr."

„Dein Vater war krank," sprach die unglückliche Frau, wobei ihre Thränen den weit geöffneten Augen unaufhaltsam entflossen. „Er war sehr krank, zum Sterben krank!"

„Und ist er gestorben?" fragte plötzlich das Mädchen, „und kommt er gar nicht wieder? — Deshalb trägst Du ein schwarzes Kleid und weinst?"

Die Frau des Malers hatte nicht die Kraft, eine Antwort darauf zu geben, Ja oder Nein zu sagen; sie senkte ihren Kopf tief herab und bemühte sich, dem Kinde die Strümpfe anzuziehen.

„Ja, Mutter, da meine ich doch, da mußt Du mich mit weinen lassen, denn wenn der Vater todt wäre, so käme er gar nicht wieder, und das wäre arg, sehr arg."

„Das ist es auch, mein Kind, und wenn Du weinen

willst, so thu' es nur. Aber weck' mir den Knaben nicht auf, und wenn er ja aufwacht, so mache Deine Augen zu, damit er Deine Thränen nicht sieht. Später haben wir noch Zeit genug zum Weinen," setzte sie unter einem tiefen, schmerzlichen Seufzer hinzu.

Damit hob sie das Mädchen aus dem Bette, trug es zum Waschtisch und machte auf's Sorgfältigste seine kleine Morgentoilette, währenddem sie alles Mögliche that, um das Kind auf andere Gedanken zu bringen.

„Weißt Du, Bertha," sagte sie, „Du bist nun fast erwachsen, und mußt recht verständig, lieb und artig sein; Du mußt Deinem kleinen Bruder mit einem guten Beispiele vorangehen, und deßhalb darfst Du auch nicht weinen. Wir gehen jetzt fort aus dieser Stube, aus diesem Hause, ja aus der Stadt."

„So, machen wir eine Reise, Mama?" fragte das Mädchen schon halb getröstet.

„Ja, mein Kind, wir machen eine Reise."

„Mit der Eisenbahn?"

„Wahrscheinlich mit der Eisenbahn."

„Und wohin?"

„Das weiß ich noch nicht, das muß ich mir erst überlegen. Ueberhaupt habe ich viel zu überlegen und nachzudenken, und deßhalb mußt Du mich nicht so viel fragen. Aber sieh," fuhr die Mutter ermahnend fort, „jetzt willst Du schon wieder anfangen zu weinen und ich habe Dich doch gebeten, das nicht zu thun."

„Du weinst ja auch, Mama."

„O nein, ich weine nicht mehr," entgegnete die Frau des Malers, mühsam unter Thränen lächelnd; „es ist nur der Sonnenstrahl, der zum Fenster herein kommt und der mich in die Augen beißt."

Sie machte sich hierauf wieder eifrig daran, das kleine

Mädchen anzuziehen, zu welchem Zwecke sie ein dunkles Kleidchen zurecht gelegt hatte. Da es nicht schwarz war, so knüpfte sie ein kleines Lilatuch darüber und band dem Kinde ein Schürzchen von derselben Farbe vor.

„So, jetzt bist Du fertig."

„Wenn der Vater aber gestorben ist," sagte das Mädchen, nachdem es eine Zeitlang nachgedacht, „so kommt er also niemals wieder. Das ist doch arg, Mama."

„Ja, es ist sehr arg," erwiederte diese mit leiser Stimme. „Aber nicht wahr, jetzt sprichst Du auch nicht mehr darüber? — Nur jetzt nicht, später soviel Du willst. Geh' zu Ferdinand, er will wach werden."

Und wirklich machte der kleine Sohn in diesem Augenblicke hiezu einige Anstalten. Er wälzte sich wieder herum, so daß er nun auf den Rücken zu liegen kam und seine erhitzte Wange an die kalte Nase des Hampelmanns stieß, was ihn veranlaßte, schlaftrunken mit den Augen zu blinzeln. Dann streckte er sich lang aus, gähnte tüchtig und öffnete darauf die Augen, zuerst seinen Nachbar mit Verwunderung anschauend; dann aber den guten Freund erkennend, begrüßte er ihn mit einem Lächeln, nahm ihn in den Arm, wobei er sagte: „Komm' her, Du dummer Kerl!" und wollte hierauf den unterbrochenen Morgenschlaf wieder fortsetzen, als das kleine Mädchen seine Hand nahm und zu ihm in weinerlichem Tone sprach:

„Ferdinand, Du sollst aufstehen. Der Vater ist gestorben und wir müssen gleich mit der Eisenbahn fortfahren."

Glücklicher Weise übte dies schreckliche Wort keine so gewaltige Wirkung auf den schläfrigen Knaben; auch eilte die Mutter herbei, um durch ihre Gegenwart und eine vernünftige Rede das abzuschwächen, was das Mädchen unbedachtsam gesprochen. Etwas aber mußte doch in das Ohr des Kleinen gedrungen sein, denn er öffnete rasch seine

Augen wieder, und als er die Mutter in ſchwarzer Kleidung vor ſeinem Bette ſtehen ſah, auch Thränenſpuren auf ihren Wangen, das Letztere auch bei der Schweſter, die ſich in dieſem Augenblicke durchaus keine Mühe gab, ihr Weinen zu verbergen, ſo verzog er ſogleich ſein Geſicht und ſchluchzte laut auf, ohne eigentlich noch recht zu wiſſen, um was es ſich handle.

Die Mutter ſchickte Bertha in's Nebenzimmer, nachdem ſie ſich während des Anziehens des kleinen Buben alle Mühe gegeben hatte, ſeine Gedanken zu zerſtreuen und dieſe auf etwas Anderes, namentlich auf das Vergnügen der bevorſtehenden Reiſe und obendrein mit der Eiſenbahn, zu lenken, wobei eine Hauptbedingung war, daß der Hampelmann gleichfalls mitgehen dürfe, und ſo verſtand ſich denn Ferdinand dazu, nicht mehr zu ſchluchzen, vorausgeſetzt, daß die Schweſter das auch nicht mehr thue, denn im andern Falle müſſe er ebenfalls mitweinen.

Mit Mühe und Noth wurde unter dieſen Hin- und Herreden und Verſprechungen der Kleine angezogen, ebenfalls mit einem Lila-Halstuch verſehen, und dann in das Wohnzimmer geſchickt. Die Frau nahm von den Bettchen die Nachtkleider der Kinder, rollte ſie in einen Reiſeſack und ging dann hinauf, die Magd zu wecken.

Als dieſe herunterkam und die ſchwarzen und dunkeln Anzüge der Mutter und Kinder ſah, blieb ſie begreiflicher Weiſe erſtaunt an der Thüre ſtehen, und es hätte nicht viel gefehlt, ſo wäre die Frau des Malers, die doch ſelbſt des Troſtes ſo ſehr bedurfte, zum dritten Male genöthigt geweſen, auch hier welchen zu ſpenden.

Es war ihr ſchmerzlich, in das Geſicht des Dienſtmädchens zu blicken, an ſie die letzten Worte zu richten, wenn ſie bedachte, daß dieſe es ſein werde, welche ſo zu ſagen eine letzte Vermittlung zwiſchen ihr und ihrem Manne ver-

stelle, — eine Vermittlung, wie das erklärende, nicht beruhigende Wort eines Augenzeugen, der beim Dahinscheiden einer Person zugegen war. Sie merkte an dem thränenfeuchten Blick, mit welchem sie das Mädchen ansah, wie sich ihr ganzes Fühlen in ihre Augen drängte; sie empfand wohl, wie ihre Hand zitterte, als sie dieselbe ausstreckte, um sie zum letztenmal der Dienerin zu reichen. So viel es ihr möglich war, bezwang sie aber ihren Schmerz, und als sie sich nach dem Fenster gewendet, um dort irgend etwas Gleichgültiges aufzuheben, trat sie wieder vor das Dienstmädchen hin und sagte ihr:

„Wir haben während der Nacht einen Brief erhalten, der uns meldet, daß ein naher Verwandter meines Mannes gestorben ist. Der Herr ist darauf schon vor einer Stunde ausgegangen, und ich will jetzt mit den Kindern auf die Eisenbahn, wo er uns erwartet. Wir fahren alsdann um sechs Uhr dort ab; richte Deine Zimmer in Ordnung, mach' die Betten, thu' überhaupt Alles gerade so, als wenn ich da wäre; das nöthige Haushaltungsgeld für einige Tage habe ich Dir gestern schon gegeben."

Die alte Magd nickte stumm mit dem Kopfe, doch warf sie dabei einen so seltsamen Blick auf die Frau des Hauses, daß diese kaum im Stande war, denselben auszuhalten.

„Da drinnen sind die Kinder," sagte Letztere mit einem Tone so gleichgültig, wie er ihr nur möglich war. „Du kannst ihnen für die paar Tage Adieu sagen, aber mach' sie nur nicht weich, denn wenn Du anfängst zu weinen, so machen sie es gerade so."

Drinnen im Wohnzimmer untersuchte das kleine Mädchen mit altkluger Miene die Schlösser an Körben und Koffer, um zu sehen ob sie auch gut seien; Ferdinand saß auf dem letzteren, den er als Pferd behandelte, mit den Ab-

ließen sich und mit einer kleinen Peitsche schlug. Als die Magd hereintrat, rief er ihr zu: „Lene, wir verreisen, aber ich hoffe, daß wir vorher Kaffee bekommen."

„Den nehmen wir auf der Eisenbahn," erwiederte die Mutter, welche der Magd besorgt gefolgt war, denn sie fürchtete sich vor der Plauderhaftigkeit des kleinen Mädchens. — „So," fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, „jetzt gebt der Lene eine Hand und einen Kuß und sagt ihr Adieu. Sie geht dann sogleich und wird mir einen Wagen holen."

Die alte Magd, die schon mehrere Jahre im Hause war, die Vieles hatte mit angesehen und Manches von guten Freunden und geschätzten Nachbarn gehört haben mochte, schüttelte leicht mit dem Kopf und hatte ihre ganz eigenthümlichen Gedanken. Aber sie liebte ihre Frau und hatte so viele Beweise von deren vernünftigem Wesen, ihrer Redlichkeit, sowie davon, daß Alles, was sie that oder anordnete, einen vernünftigen Grund hatte, daß sie auch bei diesem Verfahren dasselbe voraussetzte und sich einfach anschickte zu gehorchen. Dabei konnte es aber die Lene nicht andern, daß es in ihrem Auge zu funkeln begann, als sie nun die Kinder küßte und von ihnen auf's Herzlichste Abschied nahm.

Die Mutter hatte sich weggewandt und blickte zum Fenster hinaus.

Es war nur ein Glück, daß der kleine Bube in diesem Augenblick sagte:

„Ich werde Dir was Schönes mitbringen, Lene; aber dem Hampelmann mußt Du auch eine Hand und einen Kuß geben, der geht auch mit."

Das war doch etwas, worüber man, wenn auch mit widerstrebendem Herzen, lächeln konnte. Und Lene war so gutmüthig, das zu thun.

„Also einen Wagen soll ich holen?“ sagte sie darauf mit halb erstickter Stimme zu der Frau des Malers.

„Ja, und beeile Dich ein wenig, ich möchte sonst zu spät kommen. Auch ist es mir am liebsten, wenn Du einen verschlossenen Wagen bringst.“

Lene eilte davon und auf der Treppe dachte sie allerlei hin und her, dies und das; es war ihr, als sage ihr eine innere Stimme: „Hol' keinen Wagen, Lene, — hol' keinen Wagen, laufe was Du kannst ans Atelier Deines Herrn und sage ihm Alles. Da wird er sein, wie schon oft um diese Zeit. Lauf schnell! lauf schnell! es ist besser so.“ — Und wie sie sich auf der Straße befand, war sie schon im Begriff, den Weg zum Atelier einzuschlagen, da dachte sie wieder: „Nein, ich thue es doch nicht; die Frau hat mir immer nur Gutes und Vernünftiges befohlen und es hat mich nie gereut, wenn ich ihr gefolgt. Auch diesmal will ich es so machen. Das Einzige, was ich mir erlauben kann, ist, so geschwind es meine alten Beine gestatten, einen Umweg zu machen bei dem Atelier vorbei, und wenn ich ihn da wirklich sehe, da ist es mir nicht verboten, ihm Alles zu sagen. O möchte er nur dies eine Mal daher kommen!“

Mit diesem Wunsch rannte sie davon, und zwar so schnell, daß ihr die ihr Begegnenden erstaunt nachsahen. So viel sie sich aber auch umschaute, so erblickte sie nichts von ihrem Herrn. An dem Fenster des Zimmers, wo er zu arbeiten pflegte, waren die Vorhänge herabgelassen. — „Am Ende habe ich doch diesmal unrecht vermuthet,“ dachte die Magd, „und er ist wirklich schon voraus auf die Eisenbahn gegangen. Der liebe Herrgott möge es gnädig gestatten, daß es nicht anders ist. Amen!“ — Damit ging sie dem Platze zu, wo die Miethwagen standen.

Die Frau des Malers hatte unterdessen aus dem

Schreibtisch eine kleine Börse genommen, die sie mit einem trüben Lächeln zu sich steckte. — „Als ich die Goldstücke hier nach und nach hinein that," sprach sie zu sich selber, „dachte ich nicht, welchen Gebrauch ich einstens davon machen müßte. — O mein Gott, wie verschieden ist die Wirklichkeit von unsern Phantasieen!"

Darauf suchte sie einige Briefe und sonstige Papiere zusammen, doch während sie das that, konnte man eine größere Unruhe als vorher an ihr bemerken. Häufig eilte sie an's Fenster des Schlafzimmers und blickte hinaus auf die Straße, um alsdann zurückkehrend eiliger in ihren Papieren zu suchen.

„Bis jetzt ist heute Morgen Alles nach meinen Wünschen gegangen," sagte sie leise vor sich hin; „es wäre entsetzlich, wenn er nun nach Hause käme. — Aber ich kann ruhig sein," setzte sie bitter lachend hinzu, „er kommt nicht; wie könnte er es auch über sich gewinnen, aus den glänzenden Kreisen, wo er gefeiert ist, wo man ihm schmeichelt, hieher in diese Alltäglichkeit zu kommen, in diese hausbackene Wirthschaft, wo er mich nicht mit meinem einfachen Anzuge, wo er die Kinder lachen und plaudern, vielleicht auch einmal weinen hört. — Und doch," fuhr sie heftiger fort, „ist es seine Frau, sind es seine Kinder!"

Sie lauschte abermals, denn es war ihr, als vernehme sie bekannte Tritte auf der Straße. Doch schüttelte sie gleich darauf mit dem Kopfe, wobei sie aber ihre Zähne fest auf einander biß. — „O er kommt nicht! — —" Sie fuhr mit der Hand so heftig über das Gesicht, daß es war, als wolle sie ein entsetzliches Bild verjagen, das vor ihrem innern Auge erschien. — „Ich kann ruhig sein, nach solcher Nacht kommt er nie nach Hause. Was soll er auch hier die finstere Miene seiner Frau ertragen? vielleicht ihre Vorwürfe hören? sich so häßlich in seinen Erinnerungen stören

laſſen? — Den Erinnerungen an ein harmoniſches Zuſammenleben mit ihm ähnlich fühlenden Weſen."

Die Frau lachte ſchrecklich und laut, dann ſchaute ſie einen Augenblick ſtarr vor ſich hin, nickte mit dem Kopfe und ſprach mit einer zitternden Stimme, die aber mit jedem Worte weicher wurde: „Gegen Mittag wird er kommen, um nach den Kindern zu ſehen, wenn ich — die ſie ihm unter Schmerzen geboren — nicht da bin. — Darum wird er ſich kaum bekümmern, aber die Kinder, nach den Kindern wird er verlangen. — — Und wird ſie nicht finden!" rief ſie mit Heftigkeit, „wird ſie nicht finden! — Auch mich nicht! auch die Kinder nicht! — Niemand! — Niemand! nie — nie mehr, in alle Ewigkeit!"

Die letzten Worte ſchrie ſie, von gewaltigem Schmerze gefaßt, ſo laut hinaus, daß das kleine Mädchen erſchrocken unter der Thüre des Wohnzimmers erſchien. Raſch faßte ſich die unglückliche Frau, trat in das anſtoßende Gemach und ſchaute dort noch einmal um ſich her, jetzt mit trockenen, heißen Blicken. Da hing ihr Bild und unter demſelben das ſeinige, klein auf Elfenbein gemalt. Faſt willenlos trat ſie näher, hob die Hände zu ihrem Porträt empor und rief ſich noch einmal mit ganzer Kraft der Seele jene glückſelige Zeit zurück, in der es unter ſeiner Hand entſtanden. Dann fielen ihre Blicke auf die ehemals ſo geliebten Züge; ſie ſchien einen Augenblick mit ſich ſelbſt zu kämpfen; dann warf ſie haſtig ihr Taſchentuch über das Miniaturbildchen, nahm es ſo verdeckt von der Wand, wobei ſie ſagte: „Ich bin das den Kindern ſchuldig."

Drunten rollte ein Wagen an das Haus. Jene eilte die Treppen hinan, trug die Körbe und den Koffer hinab und machte dabei die verzweifeltſten Anſtrengungen, ihre Thränen zurückzuhalten. Dies gelang ihr auch ſo lange, bis ſich Alles im Wagen befand, bis ſie Jedem noch ein

mal die Hand gedrückt, bis der Wagen davon fuhr. Dann brach die alte Magd in ein convulsivisches Weinen und Schluchzen aus, und da sie sich vor den Leuten auf der Straße schämte, so sprang sie in's Haus hinein, schlug die Thüre hinter sich zu, eilte hinauf in's Zimmer, sank zwischen den noch warmen Bettchen der lieben, lieben Kinder auf einen Stuhl nieder und weinte in richtiger Ahnung lange und bitterlich.

Es war um die fünfte Stunde

Die sechste Stunde.

Es gibt nichts Undankbareres und Verächtlicheres als das Herz eines kleinen Kindes. Und es ist ein Glück, daß dem so ist, denn wenn wir schon von Jugend auf alle Leiden, die uns treffen, so fest in uns aufnehmen wollten, wie wir es später wohl zu machen pflegen, so wäre unser ganzes Leben von frühester Jugend an bis zum Tode eine Kette von Schmerz und Trübsal. So hatten denn auch die Kinder im Wagen, als kaum das Haus, wo sie

bisher gewohnt, ihrem Auge entschwunden, gänzlich vergessen, warum die Mutter schwarz gekleidet war und weshalb sie selbst noch vor Kurzem bitterlich geweint.

Die Mutter dagegen sah, ein Bild des Jammers, in eine Ecke gedrückt und starrte mit thränenlosen Blicken dieselben Straßen und Häuser mit ganz anderen, schmerzlichen Gefühlen an. — Mit einem Male fuhr sie in die Höhe, schaute eine Sekunde starr vor sich hin und warf sich alsdann, die Kinder mit Heftigkeit an sich ziehend, so weit es ihr möglich war, in das Innere des Wagens zurück.

Ja, er war es, der dort vorüber ging; an der Ecke blieb er einen Augenblick stehen, scheinbar unschlüssig, sollte er die Schritte seiner Wohnung oder dem Atelier zuwenden. Sie glaubte, daß er das Erstere thun werde, — aber nein, nur einen kurzen Moment sann er nach, dann wandte er sich nach der Straße, wo sein Atelier lag.

Obgleich sie etwas frei aufathmete, war doch dieser Anblick das Fürchterlichste, was ihr am heutigen Morgen begegnen konnte. Glücklicher Weise hatten ihn die Kinder nicht bemerkt; sie waren wohl erschrocken über die heftige Bewegung ihrer Mutter, doch da sie nur fürchteten, die Reise werde durch irgend etwas Unvorhergesehenes unterbrochen, so beruhigten sie sich bald wieder, als sie sahen, daß der Wagen seinen Weg ungehindert fortsetzte.

Bald war der Bahnhof erreicht; geschäftige Hände hoben die schwarzgekleidete, dichtverschleierte Frau sowie die Kinder aus dem Wagen und nahmen das Gepäck mit der Frage in Empfang, wohin es befördert werden solle? Das war aber eine Frage, an welche die Frau bei dem Drängen, aus dem Hause fortzukommen, noch nicht gedacht hatte und die sie auch jetzt nicht so schnell zu beantworten wußte. Sie bat, Körbe und Koffer in die Packkammer zu bringen, sie selbst wolle in den Wartesaal gehen, wo sie von Jemand

aufgeweckt werden würde. In Wahrheit wollte sie dort nachdenken, wohin sie ihre Schritte lenken solle. Verwandte hatte sie keine im ganzen Lande; sie war die einzige Tochter eines Beamten, der sich einer langdauernden Krankheit halber mehrere Jahre in der milden Luft Roms aufgehalten hatte. Dort war sie mit ihrem Manne bekannt geworden, hatte ihn noch bei Lebzeiten ihres Vaters geheirathet und war nach dem Tode desselben nach Deutschland zurückgekehrt. Von ihrem kleinen Vermögen war das meiste bei dem theuren italienischen Leben gebraucht worden, und was noch übrig blieb, hatte sie in den ersten Jahren ihrer Ehe, bevor sich ihr Mann Namen und Geld erworben, zugesetzt. Eine kleine Summe, die sie, wie wir vorhin gesehen, zu sich gesteckt, hatte sie sich mühevoll erspart, und sie mußte nun daran denken, den Lebensunterhalt für sich und die Kinder zu erwerben. Doch machte ihr das die geringsten Sorgen, und sie war fest überzeugt, wenn die tiefen Wunden ihres Herzens aufhören würden, ihre ganze Denk- und Thatkraft in Anspruch zu nehmen, wenn eine Heilung derselben begänne — und sie hoffte bei dem großen Unrecht, das ihr zugefügt worden, darauf — so würde sie bald im Stande sein, durch ihre Sprach- und andern Kenntnisse sich eine unabhängige Existenz zu verschaffen.

Es war noch früh am Tage und wenig Fremde in dem großen Wartesaal. Ein Kellner, mit der Serviette auf dem Arm, schlenderte von dem Buffet, an welchem eine starke, etwas verschlafen aussehende Dame in halbem Negligée saß — sie hatte nämlich aufgewickelte Haare und eine Kopfbedeckung, die ein Zwitterding war von Tag- und Nachthaube — nach den verschiedenen Fremden, die sich hier und da postirt hatten, um sie durch seinen Anblick zu irgend einer Erfrischung zu veranlassen. Dieser Anblick des

ſchmierigen Kellners wäre aber höchſtens geeignet geweſen, einen innigen Wunſch nach friſchem Waſſer und Seife zu erregen. Ferdinand, der es jedoch, Dank ſeiner Jugend, nicht ſo genau nahm, verlangte dringend nach ſeinem Kaffee, der nun auch für ihn und ſeine Schweſter beigebracht wurde.

Madame Stifter hatte ihren Platz in einem Winkel hinter der Thüre gewählt, ſo daß ſie nur Wenige, die den Wartesaal betraten, wenn man ſie nicht etwa aufgeſucht haben würde, bemerkt hätten. Ueberhaupt ſind ja die Paſſagiere der Eiſenbahn nicht mehr ſo geneigt, mit ihren Mitreiſenden bekannt zu werden. Haben ſie doch auch keine Zeit dazu, und nehmen ſich öfters ſelbſt alle Gelegenheit; die, welche eine lange Tour machen, denken begreiflicher Weiſe nur an ihre Bequemlichkeit, ſuchen ſich wo möglich ein leeres Coupé und reſerviren die Plätze gegenüber, ſo lange das gehen will, durch Anhäufen von Nachtſäcken, Mänteln und dergleichen; müſſen ſie endlich dieſe Sitze den neu Angekommenen einräumen, ſo geſchieht dies mißmuthig, man iſt verdrießlich, man hält es für unnöthig, mit dem eingedrungenen vis-à-vis eine freundliche Unterhaltung anzuknüpfen. Leute dagegen, welche nur die Kleinigkeit von zehn oder zwanzig Meilen mit uns durch die Welt dahin ſauſen, exiſtiren eigentlich gar nicht, man ſieht ſie ohne alles Intereſſe einſteigen und wieder verſchwinden.

Wie ganz anders war das früher! Da betrat man in aller Gemüthsruhe die alten, rauchigen Poſtpaſſagierſtuben gewöhnlich eine gute Stunde vor Abfahrt des Eilwagens, man ſtürzte nicht nur ſo von der Maſſe, wo man mit Mühe ſein Billet errungen, an den Wartesaal, ohne rechts oder links zu ſchauen, an die gewiſſe Glasthüre, die der davor poſtirte Beamte verſchloſſen hält, bis die eilige, durſtige Locomotive nach Waſſer ſeufzt, bis die Glocke eilig

ertönt, bis die Conducteure eilig die Wagenthüren öffnen, und bis nun der ebenerwähnte Beamte eilig die Flügelthüren aufreißt, um den eiligen Passagier hinaus zu lassen, der keuchend vor Eile seinen Platz in einem Coupé erobert, eilig seine sieben Sachen irgendwo unterbringt, wo ihm dies eben möglich ist, und wenn er nicht daran verhindert wird von einem andern eiligen Passagier, der verdrießlich ist, weil er in der Eile ein Sechskreuzerstück verlor, als er am Buffet der Restauration eilig ein Butterbrod bezahlte, bis die unterdessen getränkte und gespeiste Locomotive eilig und ruckweise den Convoi hinter sich dreinzieht, eilig zum Bahnhofe hinaus, an Telegraphenstangen vorbei, eilig über Brücken hinweg, eilig hinaus in die weite, weite Welt.

Ja, selige Erinnerung dagegen, die ernste, bescheidene Passagierstube mit ihrem matronenhaften Anstrich, grau mit grauen Verzierungen, mit dem alten, abgerutschten und fettig glänzenden Ledersopha, den ditto Stühlen, mit dem finsteren Beschwerdebuch und seinem Tintenfaß, in welchem die Feder gewöhnlich eingetrocknet war, wenn du sie brauchen wolltest, mit der großen Postkarte der ganzen Monarchie an der Wand, rechts von derselben das Portrait des Landesfürsten, links das des Generaloberpostmeisters. — Glückselige, stille, vergängliche Zeit! Wie war es so ruhig in diesen Räumen! Höchstens vernahm man das Rollen eines Wagens oder den lustig schmetternden Klang eines Posthorns. Und erst die Passagiere! Wie freute man sich, deren Bekanntschaft nach und nach zu machen, zu erfahren, wer Nummer Eins und wer Nummer Zwei habe, wer an unsere Seite zu sitzen komme, wer uns gegenüber. O namentlich diese Gegenüber waren damals — sehr damals! von großem Interesse für uns. So ein Gegenüber konnte uns die ganze Reise versüßen, die Stunden nur so dahinfliegen machen. Wir denken oft und gern an unsere ver-

schiedenen Gegenüber in den alten, ehrwürdigen Postkutschen des gesammten deutschen Vaterlandes.

Aber auch mit unsern Nachbarn wußten wir uns zu befreunden, und wenn wir erst die Stadt, von der wir ausfuhren, einmal hinter uns hatten, wenn der auf dem Pflaster rasselnde schwere Eilwagen nun auf einmal mit so leichtem, behaglichem Drehnen auf der weichen Chaussee dahinfuhr; wenn der Conducteur draußen anfing, seine Briefschaften zu ordnen und das für's nächste Dorf bestimmte Paket herauslangte, um es dem wartenden Bauernbuben in blauer Blouse recht gewandt in die aufgehaltene weiße Nachtmütze zu werfen, wobei der Bauernbursche gewöhnlich ein leichtes, blödsinniges Lächeln auf seinen dummen Zügen sehen ließ —; wenn alsdann der Postillon im Sattel auf- und abhüpfend seinen Hut lüftete und sich am Kopfe kratzte, während er denselben rückwärts wendete und dem Conducteur von den gestrigen vierspännigen Extraposten erzählte, die unsinnig viel Trinkgeld gegeben und worin zum mindesten ein Prinz gewesen sei; — wenn wir, im Innern des Wagens, natürlich nie ohne Erlaubniß der Damen, unsere Pfeifen und Cigarren angezündet, so fingen wir an, Reisezweck und Reiseziel gemüthlich gegenseitig auszutauschen. In Kurzem wurden wir gute Freunde, Nummer Zwei gab uns von seiner Braunschweiger Wurst, wir theilten dieser freundlichen Nummer von unsern Brezeln mit. Nummero Drei spendete Aepfel und dergleichen, und Nummero Vier half mit einer gewaltigen Branntweinflasche aus.

> Es war vom allerbesten
> Ulrichsteiner Franzbranntwein,
> Den setzt' er vor den Gästen.

Und so rollten wir dahin, geduldig, gemüthlich, behaglich. — Und doch, wie flogen nach unsern damaligen Begriffen die Häuser bei uns vorüber, wenn der Schwager,

um sich sehen zu lassen, durch das Dorf, wo seine Liebste wohnte, im gesammelten Trab der Pferde fuhr, in einem Trabe, der fast Galopp war, wie unser Nachbar, der zum Fenster hinausschaute, uns besorgt versicherte. Wie verging uns oftmals Hören und Sehen, wenn es so anhaltend bergab ging, unter knirschendem Radschuh dem Thurme im tiefen Thal entgegen, der zuerst klein und fernabliegend zusehends immer höher wuchs, — die Station, wo uns der kluge Conducteur, als wir nach dem Aussteigen in's Wirthshaus wollten, bei Seite nahm und sagte: „Wenn Sie jetzt da die Berge hinauf ein Bischen gehen wollen, so führt hier rechts der Fußweg; da kommen Sie eine halbe Stunde vor dem Postwagen auf die Höhe. Droben aber steht ein Wirthshaus mit einem Bier — mit einem Bier" — dabei schnalzte er wohlgefällig mit der Zunge. — Also frisch den Fußweg hinauf! Der Conducteur hat seinen Zweck erreicht; wir lassen ihn nicht auf der Station warten, der erleichterte Eilwagen fährt rasch den Berg hinauf, und droben müssen wir ihn für den guten Rath doch unbedingt zu einem Glase Bier einladen.

Diesen Schoppen aber hat er auch durch seinen Rath verdient: wenn der Weg auch ein wenig steil ist und wir zuweilen eine Baumwurzel zu Hülfe nehmen müssen, um aufwärts zu kommen, auch etwas schwer Athem holen und warm werden, so langen wir doch auf der Höhe an, ehe der Eilwagen noch die Hälfte des Wegs zurückgelegt hat. Das Wirthshaus ist klein und ländlich, es steht am Abhange des Berges, hat vor sich einen schattigen Platz mit grob gezimmerten Bänken und Tischen, auf welche alsbald die schäumenden Gläser gesetzt werden. Welch' famoser kühler Trunk! Da heißt es austrinken und einschenken. Und dazu die Aussicht, die wir rings umher haben! Magnifique, auf Ehre! Wie die Berge sich langsam abstufen bis

zu einer weiten Ebene, durch welche wir einen Fluß wie einen silbernen Faden dahin ziehen sehen! Vor uns im Thale sind sorgfältig angelegte Felder, Getreidestücke, Krautacker, kleine Wäldchen, einzelne Buschpartieen, und weiterhin verschwindet alles das in einen unbestimmten Duft. Dort aber will Einer mit sehr gutem Auge mehrere Thürme und eine große Stadt entdecken. „O ja," sagt die Wirthin, „man sieht die Hauptstadt von hier." Diese Gewißheit macht uns ein unbeschreibliches Vergnügen, und wir behalten sie als eine Notiz für unser Tagebuch.

Drunten auf der Chaussee, die sich in einer großen Schlangenlinie den Berg hinauf windet, erscheint der Eilwagen und sieht aus wie ein Kinderspielzeug. Die Schellen der Pferde hören wir ganz leise klingeln, die Thiere selbst sehen wir in einem leichten Trabe kopfnickend daher kommen und an der nächsten Ecke wieder verschwinden. Bald ertönt das vorhin geborte Klingeln sowie das Rasseln des Wagens näher und näher, und jetzt erscheint auch der Conducteur, der nun sehr durstig ebenfalls das vortreffliche Bier versucht. Er ist hier sehr bekannt, er nennt den Hausbund bei Namen, er kneift das Dienstmädchen in die Backen, und nachdem er dies alles besorgt, treibt er zum Aufbruch.

Dann geht es wieder abwärts, aber unterdessen ist es heiß geworden, wir Alle in dem Eilwagen legen unsere Häupter in die Ecken und entschlafen sammt und sonders.

Aehnliche Phantasieen und Bilder zogen auch an dem Geiste der Frau des Malers vorbei. Auch sie hatte die glücklichsten Reisen ihres Lebens im traulichen Eilwagen gemacht; sie war auf diese Art durch das herrliche Italien gezogen; sie war an einem heißen Tage mit Ferdinand nach der Residenz gekommen, nachdem sie, gerade wie vorhin beschrieben, um die Mittagsstunde auf einem Berge im Schatten hochstämmiger Buchen gerastet, er ihr die fernen Thäler

gesagt und dabei gesagt: „Dort werden wir wohnen — und glücklich sein".

Wenn sie daran dachte, so war es ihr fast lieb, daß sie die Stadt mit ihren Kindern nicht wieder in einem Eilwagen verlassen mußte; es hatte sie zu bitter an jene Zeit erinnert, am Ende wäre sie gar auf ihrem Wege wieder auf eine Höhe gekommen, von wo sie rückwärts blickend die Stadt noch einmal gesehen hatte, die Stadt, wo er ihr versprochen, daß sie glücklich sein solle. — — —

Viel angenehmer war ihr dagegen das kalte, man kannte fast sagen herzlose Treiben in dem Wartesaal der Eisenbahn, wo Einer beim Andern theilnahmlos vorüber treibt, kaum seinen Mitreisenden flüchtig betrachtend, sich nur um sich selbst und sein Gepäck bekümmernd, in einer ewigen Unruhe vorwärts drängend, nur sein Ziel im Auge, selbst einen genauen Freund nur flüchtig grüßend, ohne Rücksicht auf alle Andern, die mit ihm nach dem gleichen Ziele streben.

Wir haben schon vorhin bemerkt, daß Madame Stifter sich absichtlich neben die Thüre des Wartesaals gesetzt hatte, so daß sie im wahren Sinne des Wortes von Niemand beachtet wurde. Der schmierige Kellner hatte ihr den Kaffee gebracht, hatte dann das empfangene Goldstück bei der verdrießlichen Dame d. Comptoirs wechseln lassen, die sich hierauf veranlaßt gesehen, einen flüchtigen Blick auf die Frau in Trauerkleidern zu werfen; — das war alle Aufmerksamkeit, die man ihr widmete, und von dem Augenblicke an, wo der Kellner die leeren Tassen mit den Pfennigen wieder holte, bekümmerte sich Niemand mehr um sie.

Um den kleinen Buben zu unterhalten, nahm Bertha den Hampelmann vor sich und kleidete ihn aus, um ihn gleich darauf wieder anzuziehen. Madame Stifter hatte ein Zeitungsblatt in die Hand genommen und las aufmerksam

die Anzeigen durch — sie war ja jetzt in dem Falle, sich um Anerbietungen, die ihr passen konnten, zu bekümmern. Da war wohl Manches, was sie interessirt hätte; da wurden vortheilhafte Stellen der verschiedensten Art ausgeschrieben, von denen sie die meisten hätte ausfüllen können, doch waren fast alle an irgend eine Bedingung geknüpft, welche zu erfüllen sie nicht im Stande war, oder mit Voraussetzungen verbunden, die bei ihr nicht zutrafen. Bald wurde eine ledige Dame für eine Stelle gewünscht, oder eine Wittwe ohne Kinder, oder auch vielleicht hie und da einmal eine Frau in reiferem Alter.

Endlich aber traf sie auf eine Anzeige, die der eigenthümlichen Fassung wegen ihre Aufmerksamkeit erregte und welche also lautete:

„Man sucht — wenn wir sagen: man sucht, so ist dieser Mann der Vater eines legitimen Kindes von circa acht Jahren, eines gut erzogenen Mädchens, — man sucht also für dieses Mädchen eine Gouvernante, welche Sprachen und Handarbeiten versteht; welche nicht unter achtundzwanzig Jahren alt sein darf und am liebsten eine Wittwe sein sollte. Dabei wäre es fast gleichgültig, ob diese Wittwe eins oder am Ende auch zwei Kinder hätte, nur müßte sie sich mit guten Zeugnissen ausweisen können und sich darauf gefaßt machen, am Orte ihrer Bestimmung zurückgezogen wie in einem Kloster zu leben. Alle Gegenbedingungen sind auf's Glänzendste gestellt und wollen sich hierauf Reflektirende und sich Eignende unter A. B. 1 an die Expedition dieses Blattes wenden."

Ein freundlicher Leser, der in der Langeweile des Wartens dieses Zeitungsblatt gestern ebenfalls durchgesehen haben mochte, hatte mit Bleistift dahinter gesetzt: „Das ist ein Narr, der eine solche Anzeige schreibt".

So eigenthümlich nun auch der Ton derselben war, so

wußte doch Madame Stiller nicht, was sie gerade an ihr ansprach, wahrscheinlich die Forderung, die vielleicht eine Andere zurückschreckte, am Orte der Bestimmung wie in einem Kloster leben zu müssen, sowie auch, daß selbst eine Wittwe mit ein oder zwei Kindern nicht verschmäht würde. Sie ließ die Hand mit dem Zeitungsblatte in ihren Schooß sinken und versank in tiefe Nachsinnen, wobei sie den Schritt, den sie heute Morgen gethan, nochmals von allen Seiten beleuchtete. Sie bereute ihn nicht, sie würde in diesem Augenblicke wieder so gehandelt haben; nur konnte sie sich nicht verhehlen, daß sie damit gänzlich losgerissen von ihren bisherigen Verhältnissen, losgerissen von allen ihren Freunden, mit ihren Kindern ganz allein in der Welt stehe. Dann sollte dieser Schritt, den sie gethan, nicht vor den Augen ihres Mannes lächerlich erscheinen — und sie zitterte, wenn sie hieran dachte — so mußte sie sich so zu verbergen wissen, daß er, selbst mit Hülfe der Behörden, die er anzurufen nicht unterlassen würde, unmöglich eine Spur von ihr finden konnte. Dazu bedurfte sie eines Asyles, wo sie mit ihren Kindern zurückgezogen wie in einem Kloster leben konnte — das versprach gerade jene Zeitungs-Anzeige; das bedingte aber entweder eine Flucht in ferne Länder oder einen mächtigen Schutz; und war der, welcher unter A. B. 1 zu ertragen war, auch wohl im Stande, ihr einen solchen Schutz zu gewähren? — Sie schüttelte ungläubig, hoffnungslos den Kopf, den sie darauf tief herabsinken ließ.

Da hörte sie mit einem Male dicht vor sich eine nicht unangenehme Stimme, welche zu ihr sprach:

„Madame werden mir verzeihen, aber Sie sollten sich etwas mehr der Ausgangsthüre nähern, damit Sie und die Kleinen da einen guten Platz erhalten. Der Zug geht ein Viertel vor Zehn und ist meistens stark besetzt."

Madame Stifter blickte erstaunt in die Höhe und sah einen schon älteren Herrn vor sich stehen, sehr anständig gekleidet, mit einem etwas rothlichen Gesichte, dem die blaßblauen Brillen ein beinahe seltsames Ansehen gaben, mit starr hinaufgekämmten Haaren, deren Frisur oben nach Art eines Hahnenkammes zugeschärft war. Dieser Herr hatte Hut und Stock in der rechten Hand, während er die linke unter dem Schooße seines Rockes verborgen hielt.

„Es kommen hier auf dem Gepäckbureau zuweilen sehr starke Confusionen vor," fuhr er mit einer wichtigen Miene fort; „namentlich Damen, die hier nicht so bewandert sind, finden oft zu ihrem Schrecken, daß von ihren Sachen zurückbleiben oder anderswohin dirigirt werden. Ich würde Ihnen also rathen, Madame — Sie verzeihen mir — den betreffenden Schein mit der Anzahl Ihrer Stücke genau zu controliren. — Sie reisen nach C.?"

„Ich glaube das nicht, mein Herr," gab Madame Stifter einigermaßen verlegen zur Antwort.

„Ah! Madame, Sie glauben das um halb sechs Uhr noch nicht, während der Zug um drei Viertel geht?" entgegnete der Herr mit der blaßblauen Brille in einem Tone der Ueberraschung, der fast wie der der Entrüstung klang.

Die Frau des Malers, welche nicht anders denken konnte, als der vor ihr stehende Herr sei ein Bahnbeamter, der es unmöglich dulden könne, daß sie sich hier aufhalte, wenn sie den nächsten Zug nicht benütze, sprach ziemlich verwirrt von Jemand, den sie erwarten müsse und daß sie mit dem nächsten Zuge gehen werde.

„Mit dem nächsten Zuge? — Ah! Madame," versetzte der Herr mit einem mitleidigen Lächeln, „der nächste Zug ist ein Güterzug mit Personenbeförderung in dritter Classe, eine außerordentlich langsame Gelegenheit, an Frachterer und postantidiluvianische Zeiten erinnernd."

„Ich bedaure das unendlich," gab Madame Stiter schüchtern zur Antwort, „aber ich darf, ich kann doch nicht wohl —"

„Jemand vergeblich hierherkommen lassen! O ich verstehe das vollkommen," erwiderte der Herr mit einem sehr zuvorkommenden Wesen. „Wenn es Sie aber drängt, um drei Viertel auf Sechs abzureisen und Sie vielleicht der bis dahin nicht gekommenen Person ein Lebenszeichen hinterlassen wollen, so stehe ich gern zu Befehl, es für Sie befördern zu lassen."

„Verzeihen Sie, mein Herr," fragte schüchtern die Frau, indem sie das Zeitungsblatt in ihrer Hand leicht erhob, „Sie sind wahrscheinlich Beamter der Bahn, und in diesem Falle würde ich mir erlauben, Sie zu fragen" — — Sie sagte das nur, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

Der Herr mit der blaßblauen Brille war einen kleinen Schritt zurückgetreten und unterbrach sie mit einem fast schmerzlichen Lächeln:

„Bitte recht sehr, Madame: ich habe nicht das Glück, Eisenbahnbeamter zu sein. Diese Herren sind kenntlich an einem Uniformrock mit dunklem Kragen, woran sich ein geflügeltes Rad befindet, dabei von ziemlicher Eile und etwas barschem Wesen."

„So bitte ich also tausendmal um Verzeihung," sagte die Frau des Malers mit einer Verbeugung, welche wohl anzeigte, daß sie die Unterredung für beendigt ansehe.

Nicht so der menschenfreundliche Mobler — der geneigte Leser wird unsern Freund hoffentlich erkannt haben. Er sah auf dem Territorium, auf dem er einiges Recht zu haben glaubte, eine schwarzgekleidete Dame mit zwei kleinen Kindern, er sah diese Dame unsicher, unschlüssig — das entging seinen, durch die blaßblauen Brillen geschärften

Augen nicht — auf Jemand wartend, vielleicht hülfebedürftig; er hielt es für Ritterpflicht, ihr diese Hülfe, so viel in seinen Kräften stand, angedeihen zu lassen, um so mehr, als die Dame ja vorhin sich erlaubt haben würde, ihn etwas zu fragen, wenn er Eisenbahnbeamter gewesen wäre.

Deßhalb hielt Herr Kohler es für das Zweckmäßigste, den kleinen Knaben mit der linken Hand, die er unter dem Rocke hervorzog, auf den Kopf zu pätscheln und sich aufrichtig an dem komischen Aussehen des Hampelmanns zu erfreuen. Dann wandte er sich wieder an die Fremde und sagte mit sehr zuvorkommendem Wesen:

„Madame wollten mich vorhin etwas fragen, und ich bitte dies nicht zu unterlassen, da ich mir ein außerordentliches Vergnügen daraus machen werde, Ihnen jede Frage, soweit mir das möglich ist, zu beantworten."

„Es war nichts Wichtiges, mein Herr," gab Madame Stifter zur Antwort, indem sie die Zeitung abermals erhob. „Ich wollte nur fragen, in welcher Straße sich die Expedition dieses Blattes befindet."

„Ah! des Allgemeinen Anzeigers. — Ritterstraße Nr. 16. Ich bin dort bekannt; darf ich vielleicht, ohne unbescheiden zu sein, mir erlauben," — Herr Kohler, indem er den Rand des Hutes gegen seinen Bauch hielt, unterbrach sich selbst, wie eine freundliche Antwort demüthig erwartend.

Madame Stifter lächelte fast verlegen, als sie entgegnete:

„Es ist nur eine Grille von mir; ich las da eine Anzeige, die mich interessirt."

„Darfte ich ganz ergebenst bitten?"

Die Frau des Malers reichte dem Herrn Kohler das Zeitungsblatt, indem sie auf die Annonce hinwies, worauf der freundliche Herr eine Sekunde lang noch freundlicher

aussah, dann aber mit einem Male seine Stirne finster zusammenzog.

„Es ist das, wie sich nicht läugnen läßt," sagte er mit großer Entschiedenheit, „eine sehr schöne und würdevolle Anzeige, eine Anzeige, deren Styl man einer verständigen Feder zuschreiben muß, und die es nicht verdient, daß sie von unberufenen Händen mit schnöden Randbemerkungen verunziert wird."

„Sie meinen die Worte in Klammern? Allerdings, mein Herr, ich finde das sehr unpassend."

„Auf's Allerunpassendste," sprach Herr Kohler; „aber diese Randbemerkung," setzte er hinzu, indem das frühere freundliche Lächeln wieder sein rothliches Gesicht verklärte, „darf durchaus nicht zwischen Ihre Frage und meine Antwort treten. Wenn es Sie interessirt, etwas Näheres über diese Anzeige zu erfahren, so brauchen wir uns deßhalb durchaus nicht auf die Expedition des Blattes zu bemühen. Ich selbst bin im Stande, Ihnen etwas darüber mitzutheilen."

Wir müssen hier unserer Geschichte ein wenig vorgreifen und dem geneigten Leser sagen, daß Herr Kohler, allerdings im Auftrage, der Verfasser dieser wohlstylisirten Anzeige war, weßhalb man es begreiflich finden wird, daß ihn die unbefugte Randbemerkung mit gerechter Indignation erfüllte.

Madame Stutter blickte erstaunt in die Höhe, und da sie an eine höchste Hand glaubte, die unser Schicksal lenke, so schien ihr das Lesen dieser Anzeige und darauf das Zusammentreffen mit diesem Herrn nicht zufällig.

„Soviel ich Ihnen mittheilen kann und darf," fuhr Herr Kohler nach einer kleinen Pause fort, „verhält sich Alles so, wie es hier geschrieben ist. Ein reicher und vornehmer, etwas älterer Herr sucht eine Erzieherin für seine

Tochter, und am liebsten wäre ihm eine Wittwe — verzeihen Sie, wenn ich eine vielleicht noch nicht geheilte Wunde Ihres Herzens berühre — eine Wittwe also, sogar wenn dieselbe von zwei so allerliebsten Kindern wie diese da begleitet wäre."

Herr Mohler machte bei den letzten Worten eine elegante Verbeugung, die von einer so ausdrucksvollen Handbewegung gegen Bertha und Ferdinand begleitet war, daß man sogar hätte glauben können, das Zucken seines kleinen Fingers gelte noch obendrein dem sehr liebenswürdigen Hampelmann.

„Und wenn man den Versuch machen würde, sich um diese Stelle zu bewerben?" frägte mit einer ängstlichen Hast die Frau des Malers. Doch faßte sie sich geschwind wieder und setzte hinzu: „Das heißt, wenn Jemand — Sie verstehen mich wohl, mein Herr?"

„Ich verstehe Alles," gab Herr Mohler mit einem feinen Lächeln zur Antwort. Er resumirte sich in seinen Gedanken den ganzen Stand der Angelegenheit, die er denn auch, wenn gleich nicht vollkommen, doch ziemlich annähernd traf. Eine junge Wittwe, welche die Stadt verlassen wollte, um sich anderswo ein anständiges Unterkommen zu suchen, fühlt sich ergriffen von seiner wunderbar stilisirten Anzeige, und eine innere Stimme befiehlt ihr, darauf zu reflektiren. Da erscheint ihr ein Schutzgeist mit blaßblauer Brille in Gestalt des Herrn Mohler. Und daß er in diesem Augenblicke erschienen, darüber fühlte der ehemalige Makler ein außerordentliches Vergnügen und Wohlbehagen. Er hatte schon viele junge Damen, auch hübsche Wittwen gesehen und gesprochen, aber noch keine kennen gelernt, bei deren Anblick er sich so — wie sollen wir sagen? — merkwürdig betroffen fühlte, wie in dem Augenblicke, wo er Madame zum ersten Male angesehen. — Es sei ihm gerade

gewesen, erzählte er später, wie wenn ihm Jemand mit der flachen Hand auf sein Herz geklatscht hätte, so daß er beinahe ordentlich zusammengeknickt wäre. Dann habe er ein wohliges Wohlbehagen empfunden, und wenn er die schönen Augen der Wittib betrachtet, sowie ihre Trauerkleider, so sei es ihm gerade zu Muth gewesen, als klimmere es ihm höchst sonderbar vor dem Gesichte.

Mochte nun die Frau des Malers von diesem Klimmern oder überhaupt etwas von Rührung im Blicke des Herrn Mohler bemerkt haben, — genug, sie faßte sich ein Herz und sagte:

„Unser Zusammentreffen hier, mein Herr, und die Unterredung, die mir geführt, ist so eigenthümlicher Art, daß ich mir ein Gewissen daraus machen würde, dieselbe abzubrechen, ohne Ihnen zu sagen, daß ich selbst wirklich nicht abgeneigt wäre, eine Stelle unter den Bedingungen anzunehmen, wie sie hier in dieser Anzeige bezeichnet sind."

Herr Mohler brachte beide Hände mit Hut und Stock auf dem Rücken zusammen, neigte seinen Kopf etwas auf die Seite und versetzte mit freundlichem Schmunzeln:

„Ich bin überzeugt, meine werthe Frau, daß Sie fast alle geforderten Bedingungen zu erfüllen im Stande sind, vielleicht alle — bis auf eine. Es wird, wie Sie sich erinnern werden, von der Erzieherin eine Zurückgezogenheit verlangt, wie sie somit nur bei einem klösterlichen Leben zu finden ist."

„Das ist es ja gerade," fiel ihm Madame Stifter hastig in's Wort, „was mich hauptsächlich anlockt, diese Stelle anzunehmen. In meinen Verhältnissen gewährt es einen Trost, sich von dem Treiben der Welt zurückziehen zu können. — Dürfte ich Sie also bitten, mein Herr, mir freundlichst zu sagen, auf welche Art ich die nähere nothwendige Auskunft erhalten kann."

Herr Mohler nickte bedächtig und sehr wichtig mehrmals mit dem Kopfe, ehe er erwiederte:

„Sie sind zufällig an den rechten Mann gekommen. Einer meiner Freunde, der Herr Commerzienrath Duvallet — vielleicht haben Sie seinen Namen schon gehört?“ —

Madame Stifter verneinte mit einiger Verlegenheit.

„Ein charmanter Mann,“ fuhr der ehemalige Maler fort, „redlich und bieder in jeder Hinsicht. Er ist es, welcher von jenem vornehmen Herrn beauftragt wurde, ihm für eine passende Erzieherin seiner Tochter zu sorgen. Sie sehen demnach, Madame, daß Herr Duvallet diese ganze Angelegenheit in seiner Hand hält, und da ich nun ein genauer Bekannter von ihm bin, — ich kann wohl sagen, Jemand, auf den er etwas hält, so werden Sie es vielleicht annehmbar finden, wenn ich Sie um die Erlaubniß bitte, Sie meinem Freunde, dem Commerzienrathe Duvallet, präsentiren zu dürfen.“

Madame Stifter dachte einen Augenblick nach, und da ihr das Zusammentreffen mit diesem Herrn immer wunderbarer, wie von ihrem guten Engel eingeleitet, vorkam, so sagte sie nach einem kurzen Stillschweigen:

„Ich nehme Ihren freundlichen Vorschlag dankbar an, mein Herr, und wenn Sie mir die Stunde bestimmen wollen, wo ich dem Herrn Commerzienrath meine Aufwartung machen kann, mir auch die Wohnung desselben angeben, so werde ich nicht ermangeln, mich daselbst einzustellen.“

„O was die Stunde anbelangt, Madame, so ist jede gleich. Es ist ein Geschäft und das kann man nie zu früh beginnen.“

Er wandte sich rasch, um auf die Uhr im Wartesaale zu blicken, und als er das gethan, sagte er eilig mit einer flüchtigen Verbeugung:

„Sie werden mich einen Augenblick entschuldigen, Madame, ich bin in der Sekunde wieder da."

Damit eilte er gegen die Ausgangsthüre, und seine Schritte wurden wahrhaft geflügelt, als jetzt die Glocke, das dritte und letzte Zeichen zur Abfahrt des Zuges gebend, gellend erklang.

Herr Kohler kam fast zu spät; er hatte kaum noch so viel Zeit, dem Ober-Conducteur flüchtig mit der Hand zu winken und einen scharfen Blick den Convoi hinauf und hinab zu werfen, um zu sehen, daß da Alles in Ordnung sei. Der Maschinist stand hinter der Locomotive, der Heizer beugte sich über den Rand des Tenders, die Thüren der verschiedenen Wagen waren gehörig verschlossen, und als besonderes Kennzeichen des heutigen Tages bemerkte Herr Kohler hinten zwei Waggons angehängt, mit herrschaftlichen Reiseequipagen beladen.

„Fertig! — los!"

Herr Kohler machte ein höfliches Kundcompliment: — „ich umschlungen Millionen, einen Kuß der ganzen Welt!" — Die Locomotive stieß einen gellenden Pfiff aus, und hing darauf, als habe sie sich in sehr angestrengt, heftig zu kucken an, wobei sie erst langsam, dann immer geschwinder auf den vor ihr scheinbar bis in's Unendliche dahinlaufenden Schienen fortrollte.

Während Herr Kohler in den Wartesaal zurückkehrte, dachte er über die Präsentation der schönen Wittwe nach und hielt es für das Beste, derselben keine spätere Stunde zu bestimmen, sondern sie gleich zu Herrn Duvallet zu führen. Er wußte, daß dieser Geschäftsmann selbst zu einer so frühen Stunde, wie die gegenwärtige, gewöhnlich schon und allein auf seinem Comptoir war, und daß er es liebte, Privatgeschäfte um diese Zeit abzumachen. Auch bedachte der Makler händereibend, wenn es denn doch um diese

Zeit noch etwas früh sei, um seinen Schützling dem Herrn Duvallet vorzustellen, so könne er denselben ja in einem passenden Miethwagen auf einem sehr weiten Umwege um die Stadt herum fahren und so bei recht langsamem, angenehmem Fahren ein gutes Theil Zeit hinbringen. Er machte der Fremden diesen Vorschlag, und obgleich sie Anfangs einwandte, es sei wohl nicht ganz thunlich, um diese Zeit Jemand zu belästigen, so schienen ihr doch die Gründe, die Herr Kohler vorbrachte, triftig genug, um sich seiner Leitung anzuvertrauen. Der Hauptgrund, weßhalb sie sich bestimmen ließ, war, daß sie ein längeres Verweilen hier auf dem Bahnhofe nicht für rathlich hielt. Sie fürchtete von Jemand erkannt zu werden, und nahm auch aus eben diesen Gründen, und um nicht durch die Stadt fahren zu müssen, den Vorschlag des freundlichen Herrn an, auf einem Umwege zum Hause des Herrn Commerzienraths zu gelangen.

„In Gottes Namen denn!“ sagte sie nach einigem Besinnen, „ich will Ihnen dankbar für die Freundlichkeit sein, mich dem Herrn Commerzienrathe vorzustellen.“

„So darf ich denn wohl um Ihren Namen bitten?“ sprach Herr Kohler mit angenehmem Lächeln.

„Frau Nicolai, die — Wittwe eines Musikers,“ gab Madame Zitter nach einem kurzen Zögern zur Antwort.

„Nicolai — Musiker? Mir nicht bekannt,“ versetzte der ehemalige Makler, wobei er seine Augen hinter der blaßblauen Brille zur Decke erhob. — „Ich kenne sonst sehr viele Leute, — thut aber durchaus nichts. Nicolai — ein sehr angenehm klingender Name. — Gewiß nicht von hier.“

„Nein, nicht von hier.“

„Das dachte ich mir gleich, thut aber durchaus nichts — im Gegentheil. Wenn es Ihnen demnach gefällig ist, so treten wir unsere Wanderung an. — Indem ich mir

nun erlaube, mich selbst vorzustellen, habe ich die Ehre zu sagen, daß ich Kohler heiße, ziemlich bekannt in hiesiger Stadt bin, und ich darf wohl sagen, geschätzt von angenehmen Familien."

Madame Stifter machte eine Verbeugung und sagte dann mit einem begreiflichen Schrecken, wenn sie bedachte, sie müsse vielleicht in ihren eigenthümlichen Verhältnissen mit einem fremden Manne und den beiden Kindern zu dieser Stunde durch die Straßen der Stadt wandeln.

„Mit den Kindern wird es etwas beschwerlich sein, zu Fuß zu gehen."

„Ah! wo denken Sie hin!" rief erstaunt der freundliche Herr mit den blaßblauen Brillen. „Wir haben einen ziemlich weiten Weg, und wenn das auch nicht wäre, so würde ich mir es doch nicht nehmen lassen, Ihnen einen Wagen anzubieten. Ihr Gepäck werden wir wohl hier lassen können?"

„Gewiß, Herr Kohler."

Die beiden kleinen Kinder, die von dem Sinne der Unterredung ihrer Mutter mit dem fremden Herrn nicht viel verstehen mochten, schienen nicht eher Neigung oder Interesse zu haben, sich in das Gespräch zu mischen, als bis sie nun sahen, daß Mama im Begriffe war, den Bahnhof wieder zu verlassen, ohne mit ihnen eine Reise gemacht zu haben.

Bertha sah einigermaßen erstaunt aus, und Ferdinand verzog das Gesicht zu einer seltsamen Grimasse, die der Vorbote jenes krokodillartigen Weinens ist, wodurch die harmlose Jugend nicht selten ihre Zwecke zu erreichen pflegt. Der würdige Hampelmann dagegen blieb sich auch in dieser Lage des Lebens vollkommen gleich und sein Gesicht bewahrte jenes ausdrucksvolle Lächeln, welches ebensowohl Zeuge eines zufriedenen Gemüthes sein konnte, als Verachtung ausdrücken gegen mangelhafte Zustände einer ver-

lehrten Welt, in die er ohne sein Verschulden gerathen war.

Obgleich Herr Mobler mit Andern nicht viel Umgang gehabt hatte, so bemerkte er doch an dem unverkennbaren Juden um die Mundwinkel des kleinen Buben, daß hier wohl ein versöhnendes Mittel angewandt werden müsse, weshalb er sich von der verblichenen Comptoirdame, die aber etwas mehr aufgemacht zu sein schien, denn sie forschte nach der schwarzgekleideten Fremden, — eine Frage, die aber von Herrn Mobler durch ein einfaches Achselzucken beantwortet wurde, — eine große Tüte voll Bonbons geben ließ, die er den Kindern einhändigte und ihnen, als er den Grund ihrer Klagen vernommen, die Versicherung gab, die Reise werde in kurzester Zeit und dann mit einem Aufwande von Vergnügen fortgesetzt werden; auch wurden sie jetzt noch eine gute Strecke um die Stadt herum fahren, was bei einem so prachtvollen Morgen kein geringes Amusement ist. Er gab sein Wort darauf, reichte Madame Nicolai galant den Arm und trieb die Kinder vor sich her, indem er ihnen leicht auf den Kopf pätschelte.

Als nun gleich darauf alle Zwei in dem Miethwagen waren, die schwarzgekleidete Dame und Herr Mobler auf dem Rücksitz, Bertha, Ferdinand und der Hampelmann auf dem Vordersitz, und als der ehemalige Maler dieses Familienbild lächelnd überschaute, wobei er viel länger als im Verhältniß war auf den Zügen der schönen Frau verweilte, da kam ihm zum ersten Male der Gedanke, es würde sich doch nicht unangenehm machen, wenn er so mit seinem Eigenthum von oder zur Eisenbahn fahren könnte. Es wurde ihm ganz warm bei diesem früher noch nie angestellten Gedanken an eine eigene Madame Mobler; ja er fühlte sogar beim Betrachten der beiden hübschen Kinder seinen Busen von einem allerdings sehr unmotivirten Stolze

geschwellt. Dieser Stolz aber war einmal vorhanden und ließ ihn freundlich herausfordernde Blicke auf die Begegnenden werfen; er hatte nur gewünscht, daß es seine reizende Nachbarin ebenso machen möge, welche jedoch fest in ihre Ecke gedrückt verharrte.

„Jedem Menschen schlägt gewiß eine Stunde, wo seine Ansichten einen förmlichen Umschwung erleiden," dachte Herr Mohler; „warum soll nicht auch mir diese Stunde einmal schlagen? Einen Umschwung fühle ich bereits stark in mir regen. Es ist eigenthümlich — bei diesem Gedanken lächelte er still in sich hinein, — daß ich bis jetzt immer eine Aversion vor Wittwen gehabt. Konnte ich sie doch nie von der Idee des Schelten- und Keifens trennen, hatte immer die Marotte, man müsse ihnen auf unangenehme Art die Spuren des ersten Ehestandes anmerken. Und wie Unrecht hatte ich! Eine Wittwe hat auch ihre Vorzüge; sie quält uns nicht mehr mit einer lästigen Unerfahrenheit, sie tritt so fertig ein in's Leben. Und wenn sie, wie die holde Erscheinung an meiner Seite, gleich zwei allerliebste Kinder mitbringt, so hat man ohne Mühe und Noth ein Hauswesen, das sich sehen lassen kann. — Ja, ja, meine Stunde hat geschlagen," schloß Herr Mohler seine Betrachtungen mit einem gelinden Seufzer, wobei er seine Augen unter süßem Ausdrucke gegen Madame Nicolai verdrehte. — Und es war in diesem Augenblicke, als wolle die Eisenbahnuhr seine Gedanken bestätigen, denn als der Wechselwagen zum Stehe hinaus fuhr, schlug es die sechste Stunde.

Die siebente Stunde.

Die Frau Stadträthin Scheidel führte eine sehr geordnete Wirthschaft; sie war, was man im gewöhnlichen Leben eine rechte Hausfrau nennt. In ihren vier Pfählen hatte sie eine vollkommene Autokratie eingeführt, in der ihr Mann, der Herr Stadtrath, nicht einmal als sanft berathende Behörde zugelassen wurde. Ja ihre einzige Tochter, welche dem Alter nach schon einige Einsicht in die Haushaltung verdient hätte, — sie gab sich selbst für sechsundzwanzig Jahre, doch

behaupteten kundige Freunde, daß vor dieser Zeit Friederike schon ein kleines Mädchen von wenigstens vier Jahren gewesen sei — hielt sie vom Betrieb des Hauswesens fern, indem sie behauptete, es sei für ein junges Mädchen ersprießlicher, aufmerksam mit anzusehen, wie es seine erfahrene Mutter mache, als schon in so zartem Alter selbst ständig in Küche und Keller herumpfuschen zu wollen.

Was überhaupt die Selbstständigkeit anbelangt, so wurde Alles, was von dieser guten Eigenschaft im städträthlichen Hause zu finden war, von Madame Scheidel gänzlich aufgebraucht, welche, wie wir schon vorhin andeuteten, eine vollständig unumschränkte Regierungsgewalt in ihrem Hause begründet hatte. Wenn auch Herr Scheidel schwache Versuche gemacht zu Brechung der knechtischen Bande, so hatte ihm das doch nicht gelingen können, denn er, damals ein obscurer Schreiberschulte, hatte in das Haus hinein geheirathet; er hatte die Wittwe Federbach zuerst zur simplen Madame Scheidel und erst lange nachher zur Stadträthin gemacht. Die Tochter Friederike war ein Zeuge erster Ehe und die Stadträthin betrachtete sie in Gegenwart ihres Mannes häufig mit einem tiefen Seufzer; nicht als ob sie sich in Betreff des Daseins dieser Jungfrau irgend einen Vorwurf zu machen gehabt hätte, sondern weil das Kind die Mutter an eine bessere und jedenfalls glücklichere Zeit erinnerte.

Madame Scheidel war eine Freundin aller Ueberraschungen; sie liebte es, ihren Mann auf seinem Wege zur Kanzlei zu überraschen oder um die Stunde, wenn er von dort erlöst wurde; auch in dem Wirthshause, wo er zuweilen seinen Schoppen zu trinken pflegte und wo sie ihn plötzlich durch den Kellner herausrufen ließ. Sie überraschte ihre Magd im heimlichen Zwiegespräch mit Nachbars Lene, oder des Morgens in ihrer Kammer, wenn die

benachbarte Kirchenuhr eben ausholte, Zwölf zu schlagen. Die Einzige, welche sich nicht überraschen ließ, war ihre Tochter Friederike; denn ganz im Vertrauen müssen wir sagen, daß diese vom Temperamente ihrer Mutter so viel geerbt hatte, um ziemlich selbstständig zu thun und zu lassen, was ihr gut dünkte, woher es denn auch kam, daß Mama sie, so viel als nur immer möglich, von den Haushaltungsgeschäften fern hielt.

Der zwanzigjährige Eduard dagegen, der Sohn ihrer zweiten Ehe, war, als seinem Vater allzuähnlich, häufigen Ueberraschungen ausgesetzt. Auch seine Schritte überwachte sie so viel als thunlich; sie las die ankommenden Briefe, indem sie dieselben entweder sehr kunstreich auseinander bog, oder indem sie solche unter dem Vorwande öffnete, sie habe gemeint, die Adresse sei an sie gerichtet gewesen. Sie liebte es, Rock und Weste ihres Sprößlings Nachts, wenn er schlief, von dem Stuhle an seinem Bette zu holen, um — — etwa fehlende Knöpfe anzunähen. Daß sie dabei auch zufälliger Weise sämmtliche Taschen visitirte, war ihr nicht so übel zu nehmen.

Diese Ueberraschungen dehnte sie auch auf die Morgen aus, wo der Stadtrath am vorhergehenden Abend etwas länger in seiner Gesellschaft geblieben war, und zwar dadurch, daß sie den Kaffee, der sonst im Frühjahr und Sommer um sieben Uhr servirt wurde, schon vor halb Sieben auftragen ließ, und dabei mit den Tassen und Löffeln ein solch' überraschendes Geklapper anstellte, daß der Stadtrath wirklich auf's Höchste überrascht aus seinem Schlafe aufschreckte.

Auch heute thronte die Stadträthin schon um die eben bezeichnete sehr frühe Stunde an ihrem Kaffeetische, strickte an einem sehr großen baumwollenen Strumpfe und sprach dazwischen mit sehr lauter Stimme gegen die offen stehende

Thür des Nebenzimmers. Von dort hörte man Wasser geplätscher untermischt mit einem gelinden Stöhnen.

„Du magst uns sagen was Du willst," sprach Madame Scheidel, „so finde ich es nun ein für allemal unpassend, daß der Commerzienrath alle verheirathete Männer zu Garçon Soireen einladet. — Wa — a — a?" fuhr sie nach einer Pause noch lauter fort, als sie ein Paar Worte, in brummigem Tone gesprochen, zwischen dem Wassergeplätscher zu vernehmen geglaubt hatte. „Was sagst Du? Es sei keine Garçon Soiree gewesen? — In der That nicht? — — Ah! das mußte ich mir ausbitten! Also waren vielleicht andere Damen da, und Du bist, da Deine rechtmäßige Frau nicht eingeladen, nicht allsogleich nach Hause zurückgekehrt? — O ein solches Betragen sähe Dir schon ähnlich; eine solche Vernachlässigung müßte ich mir schon gefallen lassen, wie Vieles, was ich in der Art schon erlebt."

Was der Stadtrath hierauf etwa zur Antwort gab, müssen wir unbedingt annehmen, die Worte aber, die er prustend und kollernd herausstieß, waren nur für Madame, die an dergleichen gewöhnt schien, verständlich.

„Also war es doch eine Garçon Gesellschaft?" fuhr sie nach einem solchen, für uns unverständlichen Murmeln fort. „Nun, dann muß Du mir erlauben, das von Madame Duvallet gemein taktlos zu finden. Denn sie war natürlich dort dabei, und auch Fräulein Alice. — —

„W — a — as? Du begreifst nicht, wie ich über eine Sache sprechen mag, die alljährlich einmal vorkommt, und weil ich die Eigenheit des Commerzienraths kenne. — Nun, was gehen mich seine Eigenheiten an? — ich will auch meinethalben zugeben, es könne einmal vorkommen, daß ein verheiratheter Mann Garçon Soireen gibt — dann aber frage ich Dich — und darauf wirst Du mir keine Antwort geben können — warum ladet er Deinen Sohn

nicht auch mit ein' — — Ja, weil es ein junger Menſch iſt! — Aber war der Barring nicht da? — Allerdings, ſagſt Du. Ja, der paßt praktiſch beſſer in eure Geſellſchaft; der kann ſchon einen Puff aushalten, und von dem habt ihr nicht zu befürchten, daß er zu Hauſe wieder erzählt, was er dort von euren ſaubern Jugenderinnerungen gehört. — — Hahaha! Die kann Jeder hören, meinſt Du! — ſchöne Geſchichten, die da ausgekramt werden, das muß ich ſagen! Dein Kopf war recht voll von dergleichen, denn wenn ich auch that, als ob ich ſchliefe, ſo habe ich doch gehört, wie Du vor Dich hinſangſt:

Wir, wir wollen zu der — ja du ſchönſten —

— Das hätteſt Du nicht geſungen?"

Der geneigte Leſer, welcher zufällig das Lied kennt, auf welches die wurdige Madame Scheidel anſpielte, oder ſich deſſelben aus dem erſten Capitel her erinnert, muß es begreiflich finden, daß die gerechte Entrüſtung den Stadtrath in ſehr mangelhafter Toilette aus dem Schlafzimmer trieb. Er war eben im Begriff geweſen, ſeine Halsbinde umzuknupfen, und erſchien nun, dieſelbe in einer Hand ſchwingend, während er mit der anderen ein Paar friſch gewaſchene Vatermörder hielt.

„Ich muß Dir bemerken," ſprach er in ſehr beſtimmtem Tone, „daß Du, wenn Du etwas ſagen willſt, Dich bemuhen ſollteſt, den Leuten nicht Worte und Lieder im Munde zu verdrehen. Es wird kein vernunftiger Menſch beim Nachhauſegehen ſingen:

Wir, wir wollen zu der, ja der ſchönſten,

Ich kenne auch ein ſolches Lied gar nicht."

„Du hätteſt alſo gar nicht geſungen?"

„Das will ich nicht leugnen, aber wenn ich etwas geſungen habe, ſo war es das bekannte Lied:

Wir, wir wollen zum Ja — Ja — Zimmermann ſchicken,

und nur Du, nach Deiner bekannten Manier Alles zu verdrehen und mit Mißtrauen anzuhören, hast wieder etwas ganz Anderes verstanden."

Damit wandte er sich auf dem Absatz um und schritt in das Schlafzimmer zurück, in gerechtem Zorn Vatermörder und Halsbinde schwingend.

Madame Scheidel klapperte in ihrer Kaffeetasse lauter als gerade nothwendig gewesen wäre; dabei zuckte sie mit den Achseln und brummte vor sich hin: „Wenn Du auch wirklich: ‚Zum Ji — Ja — Zimmermann' gesungen hast, so wette ich doch hundert gegen eins, daß ist nur eine verblümte Redensart, bei der ihr ganz andere Dinge denkt. Das muß mir ein sauberer Zimmermann sein, nach dem man Ji — Ja — hinschickt. Man sollte euch beschicken, ihr alten —"

„Statt Dir den Kopf über Sachen zu zerbrechen," schallte die Stimme des Stadtraths aus dem Nebenzimmer heraus, „die Dich, gelinde gesagt, thatsächlich gar nichts angehen, sollten Du Dir lieber denselben bei einander halten, damit Du meine Wäsche auch ordentig nachsiehst. Habe ich da wieder einen Kragen erwischt," fuhr er ingrimmig fort, „dessen einer Pendel nur noch an einem Faden hängt und dessen obere Kante wie eine Säge aussieht."

Bei diesen Worten ihres Gemahls sah Madame Scheidel gar nicht verdrießlich aus; vielmehr zuckte es freundlich über ihre Züge, als sie nun zur Antwort gab:

„Habe ich Dir diesen Kragen vielleicht hingelegt? — Wenn nicht, dann wäre er untadelhaft gewesen. — Aber Du treibst in letzter Zeit eine solche Verschwendung mit Hemden und Kragen, daß das eine brave Hausfrau in Geduld nicht mehr ansehen kann. Hast Du nicht gestern noch einen frischen Kragen umgebunden?"

„Allerdings!" rief Herr Scheidel mit dem Muthe der

Verzweiflung, „weil ich in eine Soiree ging, wo es mir sehr wohl gefallen. Und heute ziehe ich einen an, weil ich Stadtrathssitzung habe."

„So, Du hast Stadtrathssitzung?" rief Madame Scheidel mit lautem Lachen. „Ist das auch wohl einen frischen Kragen werth? Ich glaube nicht. — Du lieber Gott! Stadtrathssitzung. Wenn ich der nur einmal anwohnen könnte, ich würde euch Allen sagen, wo ihr her wäret. — Apropos, wegen der Stadtrathssitzung," fuhr sie nach einer Pause fort, — man sah nun in der That eine gewisse Gereiztheit in ihren Zügen, — „werdet ihr endlich einmal Zeit zu der Entscheidung bekommen, ob es meinem Bruder erlaubt wird, mit seinem Stall in die Straße vorzurücken? Du weißt, wie er mich quält, mit Dir davon zu sprechen, und wie ich ihm jedesmal zur Antwort gebe, er könne sich in Geduld fassen, denn da es meine Familie anginge, so würden Du sehr wenig Lust haben, Dich darum zu bekümmern."

„Die Sache liegt vor und wird seiner Zeit zur Entscheidung kommen," hörte man den Stadtrath mit großer Ruhe sagen. „Allerdings bin ich nicht wohl im Stande, das Gesuch meines Herrn Schwagers zu bevorworten, und fürchte ich nur —"

„Was fürchten Du?" unterbrach ihn rasch seine Frau. „Ich fürchte gar nichts; ich weiß ganz bestimmt, daß ihm sein Gesuch abgeschlagen wird. Und wenn ihr damit nur einmal vorwärts machen wolltet. Du lieber Gott! man kann nicht von euch verlangen, daß ihr es treffen sollt, für das Wohl der Stadt zu rathen, aber Füße wollt' ich euch machen, wenn ich was zu sagen hätte; darauf könnt ihr euch verlassen. Schleppt sich der arme Jakob schon ein halbes Jahr auf dem Rathhause hin und her; jetzt hat er Hoffnung seinen Stall vorrücken zu dürfen, da keine

Hauptstraße dort hinten projectirt ist — auf einmal ist Alles wieder anders, da fällt Einem der hochweisen Stadträthe ein, daß Einer aus der Sippschaft dort einen Garten liegen hat. Nun soll's plötzlich wieder Hauptstraße werden, damit Grund und Boden dort im Preise steige. — Doch ich will mich nicht über Sachen ereifern, die doch kein Mensch ändern kann; aber man sollte jedes Mädchen warnen, einen Stadtrath zu heirathen."

Herr Scheidel gab hierauf nichts zur Antwort; nur hörte man ihn zuweilen einen Stuhl rücken, auch war es, als stoße er einen tiefen Seufzer aus.

„Apropos!" fuhr seine unermüdliche Gattin fort, „man sagt ja, bei der schönen, warmen Witterung, die draußen herrscht, soll das Brod wieder aufschlagen. Jetzt weißt Du, ich bekümmere mich nie um eure Angelegenheiten, aber ich möchte doch etwas darum, zu erfahren, welche Gründe ihr habt, das Brod aufschlagen zu lassen. Sieht nicht draußen Alles so schön, daß es sogar das Herz eines Kornwucherers erweichen sollte?" — Ja, eines solchen wohl, aber nicht eines Stadtrathes, der zugleich Bäckermeister und Getreidespekulant ist. — „Ich sollte nur einmal etwas zu sagen haben!"

„Das wäre erschrecklich für die Stadt," sagte Herr Scheidel, der nun, völlig angekleidet, in das Zimmer trat und an's Fenster ging, ehe er sich an dem Kaffeetisch niederließ.

„Ein wunderbarer Morgen!" sprach er hinausblickend. „Wie die Sonne so warm und wohlthuend über Berg und Thal scheint!" Er schloß seine Hände ein paarmal krampfhaft auf und zu, dann wandte er sich entschlossen um, er schien etwas Außerordentliches im Sinne zu haben, schluckte hierauf einige Male heftig und sagte dann zu seiner Gattin mit einem sehr freundlichen Tone:

„Wie hast Du eigentlich geschlafen, mein Kind?“

Madame Scheidel zuckte mit den Achseln, nahm eine trübselige Miene an und gab zur Antwort:

„Was kann man da von gutem Schlafe sagen, wenn man gegen drei Uhr Morgens so heftig aufgeschreckt wird.“

„Gegen drei Uhr Morgens?“

„Nun ja, frage nur nicht so erstaunt. Hast Du nicht im Schlafzimmer einen Lärm gemacht, als käme ein halbes Dutzend Kosaken zur Einquartirung?“

„Welchen Lärmen ein halb Dutzend Kosaken, die zur Einquartirung kommen, anzustellen pflegen, bin ich nicht im Stande zu sagen. Was mich aber betrifft, so weiß ich, daß es nicht drei Uhr sondern ein Viertel nach Eins war, als ich nach Hause kam. Und um von dem Lärmen zu sprechen, dessen Du erwähnst, so stieß ich allerdings heftig gegen einen Stuhl; mein rechtes Schienbein weiß noch davon zu erzählen. — Es war gerade, als habe sich dieser Stuhl nicht ganz ohne Absicht mitten in meinem Wege befunden.“

„Am Ende willst Du wohl gar sagen,“ fuhr Madame auf, „man habe Dir absichtlich Stühle in den Weg gestellt? Das muß ich mir doch alles Ernstes ausbitten!“

„Laß das gut sein,“ erwiederte der Stadtrath, indem er mit der Hand abwehrte. „Wozu diese ewigen, unangenehmen Erörterungen! Der Morgen ist wirklich zu schön dazu, — ferner höre ich Deine Tochter kommen, und möchte auch mein Bischen Kaffee in Ruhe trinken.“

„Nun, wenn Du diese große Tasse voll ein Bischen nennst, so ist es freilich am besten, man schweigt stille,“ versetzte Madame Scheidel, der es nur um das letzte Wort zu thun war.

Dies blieb ihr auch, denn der Stadtrath verhielt sich zu seiner gewöhnlichen Portion Zucker und fing darauf

an, denselben mit dem Löffelchen herumzurühren. Auch öffnete sich in diesem Augenblick die Thür, und die Tochter der Stadträthin, Friederike, trat herein.

Dieselbe trug einen weißen, etwas koketten Morgenanzug, der mit dem gewöhnlichen Mattunkleide ihrer Mutter, und wir können nicht verschweigen, auch mit ihrem eigenen Gesichte, einen ziemlichen Contrast bildete. Am Arme hatte die junge Dame ein zierlich geflochtenes Körbchen, worin die Utensilien zu einer Weißstickerei sowie neue Miniatur-Ausgaben deutscher Dichter zu sehen waren, reich gebunden, mit Stahlstich und Goldschnitt, der Stolz der Verlagshandlung und des glücklichen Poeten. Fräulein Friederike trug keine Haube; sie hatte eine solche als Attribut des verheiratheten Standes und pflegte, mit einem Seufzer, welcher der süßen Jugendzeit galt, zu sagen: „Wenn mich das Verhängniß einmal fortreißt aus dem Mädchenkreise und ich mich dem kalten Ehestand opfern muß, dann will ich auch mein Haupt verhüllen und mein Haar hinter nicht mehr sehen lassen.“ —

Es ist keine Verläumdung von uns, wenn wir Friederike Federbach diese Worte in den Mund legen. Sie liebte es, so zu sprechen, und in ihren Briefen waren sogar zwischen ein Paar Zeilen Prosa jedesmal zwei poetische Citate von mehreren Strophen eingeklemmt, und meistens Verse, die von verfehlter Jugend, von verscherztem Glück, von Lust in Leiden, drohendem Verhängniß und dergleichen mehr sprachen.

Was nun ein derartiges drohendes Verhängniß anbelangt, so war es allerdings in letzter Zeit dem Fräulein Friederike Federbach nahe getreten, und zwar in der Gestalt eines in reiferem Alter stehenden, übrigens wohlerhaltenen Mannes, der harte Lehrjahre durchgemacht hatte, im Handelsstande etwas verknöchert war und jetzt, nach

Verlust seiner Haare und seiner obgleich mäßig verlebten Jugend, nur mit Hülfe des Vermögens der stadträthlichen Tochter seinem eigenen Herd eine größere Ausdehnung zu geben hoffte.

Wenn der große Schiller sagt, daß es nur da einen guten Klang gebe, wo sich das Spröde mit dem Weichen verbindet, so mußte das oben erwähnte Paar vortrefflich zusammenpassen. Denn größere Verschiedenheit des Charakters als zwischen den Beiden war nicht leicht zu finden; sie, wie sie selbst sagte, ein tief poetisches Gemüth, immer abgeschreckt, von der rauhen kalten Außenwelt sich verletzt zurückziehend in ein inneres, wunderbares Gefühlsleben, nur im duftigen Hauche der Phantasie mit der äußeren, groben und gemeinen Welt zusammenhängend; er dagegen eine nüchterne, hausbackene Natur mit vom Strudel des Lebens nicht abgeschliffenen, sondern abgebrochenen Kanten und Ecken, und so sehr aller Poesie und Kenntniß deutscher Dichter bar, daß er Einiges von Göthe und Schiller nur aus einer Makulatur-Ausgabe kannte, die er sich mühsam als Spezereiladenlehrling aus ganz unscheinbaren Bruchstücken angeeignet, und daß er dagegen von dem geringern Federvieh — so unehrerbietig druckte er sich über den deutschen Schriftstellerstand aus — gar keine Ahnung hatte.

Zuerst hatte Friederike im allem Ernst geschaudert, als Herr Wetter bei der Mutter um ihre Hand angehalten. — Sie war in ein Gelächter der Verzweiflung ausgebrochen und wäre wohl gar in Ohnmacht gefallen, wenn der Stadtrath und die Stadträthin in diesem entscheidenden Augenblicke nicht zufällig auf dem etwas schmalen Sopha gesessen hätten. Dann aber raffte sie sich auf, flog mit einer kleinen Verzweiflung im Busen auf ihr Zimmer — zu einer großen fühlte sie keinen Platz — und rief in stummem Schmerze den Himmel:

Da steh' ich schon auf deiner finstern Brücke
Furchtbare Ewigkeit.
Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke!
Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke
Ich weiß nichts von Glückseligkeit.

Dann wurde sie elegisch und erinnerte sich einer Zeit vor verschiedenen Jahren, wo in einem Stübchen ihr gegenüber ein junger, hübscher Hauslehrer gewohnt, der beziehungsweise oder nicht beziehungsweise Abends zur Guitarre gesungen:

Und stürzte die Welt zusammen,
Aus ihren Trümmern brächen doch
Hervor meiner Liebe Flammen.

Noch lange nachher, als der Hauslehrer längst verschwunden war und Gott weiß wo in Italien oder Frankreich conditionirte und dort wahrscheinlich ebenso wie hier fühlte, daß seiner Liebe Flammen für irgend einen Gegenstand selbst unter den Trümmern der Welt hervorbrechen würden, bildete sie sich ein, ihn geliebt zu haben, und von ihm wieder geliebt worden zu sein.

Mit diesem Gefühl machte die Resignation der zarten Klage des Mädchens Platz. Sie stützte den Kopf auf die Hand, zerzauste etwas Weniges ihre breiten Bandeaux und seufzte, das Auge vom Weinen getrübet:

Das Herz ist gestorben, die Welt ist leer,
Und weiter gibt sie dem Wunsche nichts mehr.
Du Heilige rufe dein Kind zurück.
Ich habe genossen das irdische Glück.
Ich habe gelebt und geliebet!

Nachdem ihr hierauf die gewesene Madame Federbach in einem passenden Augenblick, wenn gleich ruhig doch sehr unpoetisch, gesagt, sie sei eine kolossale Gans, deren Zeit vorüber sei, wo sie nur zu wählen habe, und der Herr Weller werde von Jedermann für eine äußerst achtungs-

werthe Persönlichkeit gehalten, da hatte sie den furchtbaren Entschluß gefaßt, sich ihrem Schicksale zu ergeben und war Heldin genug, dies dem ahnlichen Bräutigam selbst anzuzeigen, hatte aber eine Bedingung an die Erlangung ihrer Hand geknüpft, im Sinne der Ritterfräulein einer früheren biderben Zeit, wenn sie zu ihrem Erwählten sprachen: Ich will die Deine sein, doch bringe mir vorher die Köpfe von ein halb Dutzend Riesen und die Schwänze einiger furchtbaren Drachen, welche die Gegend umher unsicher machen.

Thatsache ist, daß Herr Weller nach Anhörung dieser Bedingung sehr erstaunt war und sich kopfschüttelnd hinweg begab. Friederike hatte von ihm verlangt, er solle irgend eine That begehen, daß man von ihm spreche, die ihm einen Namen mache.

Lange hatte er über diese Forderung nachgedacht, und hatte den Sinn derselben nicht zu fassen vermocht; sich bei einem seiner älteren Freunde Rathes zu erholen, davon hielt ihn ein richtiges Gefühl, die Furcht ausgelacht zu werden, ab. Endlich aber hatte er beschlossen, sich einem jüngeren Freunde anzuvertrauen und erwählte hiezu Victor Barring, den er im Hause des Commerzienraths sowie auch bei der Familie Scheidel öfters gesehen, der ihm gesetzt und verständig genug vorkam und der auch mit den Gebräuchen der jetzigen Welt wohl bekannt war. Doch wußte auch der junge Münker augenblicklich keinen guten Rath zu geben; freilich schlug ihm derselbe vor, sein neu zu errichtendes Handlungshaus mit einer ganz absonderlichen Firma zu schmücken und auf diese Art Aufsehen zu erregen, oder sich Mühe zu geben, etwas zu erfinden, eine [illegible] Hustenbonbons oder eine vortreffliche, hautreinigende [illegible]crauterseife, und dies in allen Zeitungen bekannt zu machen; ein anderes, vielleicht für den gegenwärtigen Fall nicht unpassendes Mittel, Aufsehen zu erregen, möchte auch wohl sein, wenn er seiner

Erwählten den halben Korb, den er erhalten, mit einem ganzen vergelte.

Zu allem dem aber konnte sich das ruhige Gemüth des Herrn Weller nicht entschließen; er gründete, hoffend auf die Aenderung ihres Sinnes, sein neues Haus, hoffend mischte er eine größere Wohnung, hoffend vergrößerte er seinen Hausstand, hoffend engagirte er eine Magd, die gut kochen konnte, und hoffend erzwang er, so oft es ihm möglich war, vor der Erkorenen seines Herzens, die aber durchaus nicht geneigt schien, von der einmal gestellten Bedingung abzulassen.

Friederike trat also in das Zimmer, wo die Eltern beim Frühstück saßen. Sie bot Beiden einen guten Morgen, stellte das Armkörbchen neben sich und nahm eine kleine Tasse Kaffee, worin sie eine zierliche Brezel eintauchte.

„Wie war es gestern Abend bei Duvallets?“ fragte sie darauf den Stadtrath, der ihr zur Antwort gab: es sei das gewöhnliche alljährliche Fest gewesen und er müsse schon sagen, daß man sich recht gut amüsirt habe.

„Und Alice war natürlicher Weise auch da?“ fragte sie dann weiter.

„Allerdings;“ sie sprach mit ihrer Mutter für die Gäste, sie ging ab und zu.“

„Und Herr Barring?“

„Befand sich im Nebenzimmer und spielte auf seinem Clavier. Er thut das gewöhnlich, wenn die alten Freunde des Commerzienraths zur Gesellschaft da sind. Ein charmanter junger Mann, das kann ich euch versichern, mit einem außerordentlichen Talente.“

Madame Scheidel rührte hastig in ihrer Kaffeetasse umher, dann sagte sie in etwas verwirrendem Tone:

„Worin seine Haupttalente bestehen, weiß man so ziemlich.“

„Wenn das nicht in der That ist," meinte unschuldig der Stadtrath, „so weiß ich in der That nicht —"

„O daß Du nicht siehst, was dicht vor Dir liegt, wundert mich gar nicht," versetzte seine Gattin, „bist Du doch Stadtrath; die ganze Welt weiß aber, daß dieser gute Herr Barring unter der Maske der Unbefangenheit und mit dem naiven Eifrchenlassen eines Künstlers seiner Cousine Alice die Cour macht. Und er hat Recht, ist sie doch die einzige Tochter des Commerzienraths, der, wie man sagt, fabelhaft reich sein soll."

„Man sagt," mischte sich Friederike mit einem leichten Achselzucken in das Gespräch.

„Ja freilich, man sagt," fuhr die Mutter entschieden fort; „aber es ist auch so. Nun, Scheidel, hab Du kein Wort für uns? Habe ich Recht oder Unrecht?"

„Worin, mein Schatz?"

„Nun, daß sich dieser Barring an Alice macht. — Das ist Dir freilich außerordentlich gleichgültig; und doch hast Du einen Sohn, der sich auch ganz gut betten könnte, wenn ihm sein eigener Vater ein Bischen Vorschub leisten wollte."

Der Stadtrath blickte nach diesen Worten seine Frau so zerstreut oder vielmehr unsicher an, daß man hätte denken können, er besinne sich, welchen seiner unzähligen Söhne Madame Scheidel wohl meinen könne.

„Was starrst Du mich denn so an?" fragte diese verwundert. „Habe ich Dir nicht schon öfter gesagt, daß man Eduard auf den Gedanken hinleiten müsse, verständig zu werden."

„O ja, daran habe ich selbst oft gedacht," unterbrach sie der Stadtrath, „und mir auch viel vergebliche Mühe gegeben."

„Um zu sehen," fuhr Madame Scheidel mit einem

Blick auf ihre Tochter fort, „ob es nicht möglich sei, sich der jungen Duvallet angenehm zu machen. Alice ist ein einfaches Mädchen, häuslich erzogen, da kann er sich wohl blicken lassen."

„Eduard!" sprach der Stadtrath nach einem kleinen Besinnen, und man sah an diesem Morgen zum erstenmal ein kleines Lächeln über seine Züge gleiten. Er hatte in diesem Artikel gestern Abend zu viel verausgabt. „Eduard!" wiederholte er kopfschüttelnd; „ich weiß doch nicht recht, ob man diese Sache ernstlich ansehen kann. Ich will über unseren Sohn gewiß nichts Schlimmes sagen, aber Du wirst mir zugeben, er hat noch zu wenig gesetzte Manieren; es ist noch so etwas — wie soll ich mich ausdrücken? — Schlankel hastes in ihm, auch hat er durchaus noch keine Position, ist erst Volontair in seinem Vaterhause und der Commerzienrath ist ein sehr strenger Geschäftsmann."

„Er soll ja nicht den Commerzienrath heirathen," sprach die Stadträthin mit einem kaum merklichen Stirnrunzeln.

„Aber Alice gleicht in vielen Dingen dem Vater. Habe ich sie doch schon manche Stunde auf dem Comptoir sitzen und Briefe copiren sehen."

„Mit Schreibarmeln," sagte Friederike naserumpfend und in sehr geringschätzendem Tone.

„Allerdings mit Schreibarmeln," erwiederte der Stadtrath mit einiger Entrüstung, „denn wenn sie die Feder in die Hand nimmt, so blickt sie nicht an die Decke empor, um vielleicht einen Reim auf Zeitigkeit zu finden — wie es Andere zu machen pflegen."

Dieses: wie es Andere zu machen pflegen, hatte der gute Stadtrath sich sparen können, denn schon bei der Anspielung auf einen Reim hatte sich Friederike auf die Lippen gebissen und mit einiger Heftigkeit ihre Tasse vom Tisch zurückgeschoben. Wir können nicht unterlassen zu

sagen, daß Fräulein Federbach nicht nur ein poetisches Gemüth besaß, nicht nur Gedichte gemacht hatte, sondern sogar auch schon gedruckt worden war.

„Was Eduard anbelangt," fuhr der Herr des Hauses in begütigendem Tone fort, „so steht sein Alter auch in keinem Verhältniß zu dem Alicens. Er ist Zwanzig und sie vielleicht Sechzehn. Der Mann sollte in allen Fällen zehn Jahre älter sein als die Frau."

„Und wo das zufälliger Weise nicht zutrifft," sagte die Madame Scheidel scharf, denn in ihrer Ehe fand beinahe das umgekehrte Verhältniß Statt, „sollte sich der Mann mindestens bemühen, für zehn Jahre älter an Verstand zu sein."

Aus diesen an sich harmlosen Worten hätte sich vielleicht ein etwas leidenschaftliches Zwiegespräch entwickelt, wenn sich in diesem Augenblick nicht die Thür geöffnet hätte und der junge Herr Scheidel eingetreten wäre, etwas langsam in seinen Bewegungen und augenscheinlich ziemlich verdrießlich.

Es war das einer jener hochaufgeschossenen, mageren, hellblonden jungen Leute, bei denen man, wenn man ihre schlankelhaften Bewegungen sieht, sich der Idee nicht erwehren kann, es sei in ihrem Körper ein Faden, der alle Glieder verbinde, noch nicht fest genug angezogen und wackele noch Alles ziemlich unselbstständig an ihm herum. Man findet dieselbe Erscheinung bei jungen hochbeinigen Jagdhunden, die mit einem verwunderungsvollen Anglotzen gern und häufig ein herausforderndes Bellen verbinden, hinter dem aber durchaus nichts Besonderes zu finden ist, und dem meistens ein schüchternes Einziehen des Schwanzes folgt.

Herr Eduard war modisch, fast elegant gekleidet: er trug etwas auffallend carrirte Beinkleider mit breiten andersfarbigen Galons, eine Weste, die durch eine schwere goldene Kette verziert war, und einen leichten dunkeln Rock; um den Hals hatte er eine jener neumodischen schauderhaften

Binden, die gerade so aussehen, als habe der Betreffende ein Stück alten, schwarzen Schleiers gefunden und dieses sich um den Hals gewickelt.

Er rauchte schon zu so früher Morgenstunde eine Cigarre, und nachdem er eingetreten war, murmelte er etwas vor sich hin, was vielleicht „guten Morgen" heißen konnte; dann schlenderte er an den Kaffeetisch, zog mit dem Fuße einen Stuhl unter seine Sitzgelegenheit und griff darauf mit der einen Hand recht tief in die Zuckerbüchse hinein, während er mit der andern seinen Cigarrenstumpen auf den Tischrand legte.

Ohne vorderhand ein Wort zu sprechen, rührte er seinen Kaffee um, tauchte eine Brezel ein, welche ihm die Mutter hinschob, und starrte dabei mit ziemlich nüchternem Blick zum Fenster hinaus.

Endlich nach der zweiten Tasse, und nachdem er wieder nach seiner Cigarre gelangt und sie noch brennend gefunden, klärte sich sein Gesicht etwas auf und er sagte, ob zu sich selber oder zu den Gegenwärtigen ist nicht genau anzugeben:

„Ein famoses Blatt! Upman Regalia. Das Einzige, was ein gescheidter Mensch rauchen kann." Dann wandte er sich an seine Mutter und fuhr gähnend und in verdrießlichem Tone fort: „Ich glaube, man wird jetzt bei euch jeden Tag um eine Stunde früher geweckt; man kann ja gar nicht mehr ausschlafen. Ihr könnt euch das schon gefallen lassen, denn Du und die Ricke —"

„Friederike," verbesserte ihn seine Schwester, indem sie ihre auf das Buch gehefteten Augen ein klein wenig gegen ihn erhob.

„Ihr geht mit den Hühnern zu Bett," fuhr Herr Eduard fort, ohne sich im geringsten um die eben gemachte Einrede zu bekümmern. „Aber Unsereins —"

„Und wo war denn Unsereins?“ fragte der Stadtrath mit einer Miene, die streng aussehen sollte.

„Ich?“ sprach etwas verwundert der junge Herr Scheidel. „Ich war natürlicher Weise bei den Kunstreitern, es war gestern die zweite Vorstellung. Sie sind ganz famos, namentlich Mademoiselle Elise und Laura Rawison. Ausgezeichnet!“

Friederike hustete leicht vor sich hin, und die Stadträthin sagte in entschiedenem Tone:

„Daß Du, wie andere junge Leute Deines Alters, an dergleichen Vergnügungen Theil nimmst, dagegen haben wir gewiß nichts einzuwenden, aber ich halte es denn doch für überflüssig, daß Du, der Sohn einer anständigen Familie, Kenntniß davon hast, wie Kunstreiterinnen mit ihren Vornamen heißen.“

Der Stadtrath hatte seine Augenbrauen etwas herabgedrückt und nahm von der Mutter das Wort, indem er fortfuhr:

„Auch habe ich gehört, daß Du schon in den Nachmittagsstunden auf dem Kaffeehaus zu sehen seist. Ich weiß nicht, ob das Deinem Principal angenehm sein wird.“

„Nun, Kaffee muß er übrigens trinken,“ sagte Madame Scheidel, worauf Herr Eduard einigermaßen indignirt zur Antwort gab:

„Ja, Papa, wenn Du nicht einsiehst, daß ich Nachmittags Kaffee trinken muß, so thust Du mir recht leid.“

„Ueberhaupt,“ nahm die Stadträthin nach einer Pause das Wort, „habe ich durchaus nichts gegen dergleichen Vergnügungen einzuwenden, vorausgesetzt, daß Du sie in anständiger Gesellschaft genießest.“

„Das versteht sich von selbst, Mama,“ erwiederte der junge Herr Scheidel; „ich habe mir von jeher etwas darauf eingebildet, nur mit Leuten umzugehen, mit denen man sich

kann sehen lassen. Gestern Abend im Circus war ich mit dem alten Weller."

„Mit wem?" fragte Friederike in spitzigem Tone.

Herr Eduard wollte schon das Prädikat wiederholen, doch fing er einen Blick seiner Mutter auf, weßhalb er sagte:

„Nun, mit Herrn Weller, Herrn Christian Weller, Firma: Christian Weller und Compagnie, meinem zukünftigen Schwager, wie die Leute sagen, — ein ganz famoser, brauchbarer alter Bursch."

Friederike rückte unmuthig auf ihrem Stuhle hin und her.

„Wenn Du mit Herrn Weller gehst," sprach die Mutter, „so hat gewiß Niemand etwas dagegen einzuwenden, denn da können wir versichert sein, daß Du alle Vergnügungen in gehörigem Maß genießest."

„Ich kann nur sagen," fuhr der junge Herr fort, ohne auf die Worte der Mutter viel Achtung gegeben zu haben, „daß ich mich in Weller eigentlich geirrt habe, er hat Anlage zur Fidelität, nur muß man ihn erst einmal aus dem Schlamm seiner verdrießlichen Laune herausgerissen haben. — Apropos," wandte er sich an seine Stiefschwester, „Du mußt gestern wieder einmal guten Humors gewesen sein. Ja, reiß' nur die Augen auf und schau' mich an, weißt Du, Schatz, ich genire mich vor dem Henker nicht, ja nicht einmal vor Dir."

Der Vater Stadtrath war in das Nebenzimmer gegangen, um sich eine Pfeife zuzurichten und anzuzünden. Als er nun so, den kräuselnden Dampf behaglich vor sich hinblasend, wieder in's Zimmer trat, schienen sich die Wolken auf seiner Stirne etwas zertheilt zu haben und er fragte schmunzelnd:

„So, Weller hat sich bei den Kunstreitern amusirt?"

„Ja, nachdem ich ihn mit großer Mühe losgeeist," erwiederte Eduard, „denn der arme Kerl saß wie festgefroren

an ſeinem Pulte, Abends um ſieben Uhr noch, wo doch jedes rechtſchaffene Comptoir geſchloſſen iſt. — Er ſchrieb nicht — las auch nicht; er hatte den Kopf in die Fäuſte gelegt und drückte ſeine Backen ſo hoch hinauf, daß man von ſeinen ohnehin kleinen Augen gar nichts mehr ſah. — Er war ſchauderhaft verdrießlich," fuhr Eduard mit einem Seitenblick auf ſeine Stiefſchweſter fort: „ich will nicht ſagen: denn er war hier geweſen, ſondern nur: er war hier geweſen."

„Mama, ich muß Dich bitten," ſagte Friederike, ohne übrigens von ihrem Buche aufzublicken, „daß Du dem da dieſes nichtsſagende Geſchwätz verbieteſt; er hat ſich durchaus nicht in meine Angelegenheiten zu miſchen; ich werde ihn gewiß nicht zum Vertrauten machen."

„Aber Herr Weller hat mir ſein Vertrauen geſchenkt," verſetzte Eduard mit affektirtem Hochmuth, und machte um ſo mehr eine komiſche Geberde und theatraliſche Handbewegung gegen ſeine Schweſter, als er bemerkte, wie ſich ein leichtes Lächeln verſtohlen über die Züge des Stadtraths dahin ſchlich. „Ja, er machte mich zu ſeinem Vertrauten," fuhr der junge Mann fort, indem er die rechte Hand auf ſeiner Bruſt barg. „Als ich ihm durch's Fenſter zurief: He! was iſt denn da los?' knurrte er ſtatt aller Antwort. Es ſollte das freilich einen Seufzer vorſtellen, aber kein Menſch hätte es dafür genommen. — Gut denn, ich gehe hinein und frage: ‚Weller, was fehlt Ihnen in's Teu —'"

„Laß das Fluchen," unterbrach die Stadträthin ihren Sohn.

„Meinetwegen. — Und darauf ging er los, und ſagte, er ſei hier bei uns geweſen, aber die Behandlung laſſe er ſich nun und nimmermehr gefallen."

Friederike erhob ſich langſam von ihrem Stuhle und

schien den Familientisch verlassen zu wollen, ohne den Bruder eines Wortes der Erwiederung für würdig zu halten, und ohne nur die Blicke von ihrem Buche zu verwenden.

Die Stadträthin dagegen hatte sehr aufmerksam zugehört, auch machte sie ein langes Gesicht bei den Worten ihres Sohnes, es ärgerte sie am meisten, daß er vor seinem Vater so sprach. Dann sagte sie zu Friederike gewendet:

„Du weißt, ich habe immer Deine Partie genommen, aber einmal müssen diese Dummheiten aufhören. Du bist bei Gott kein junges Mädchen mehr, das sich Anstandshalber ein Paar Jahre Bedenkzeit ausbitten muß. Auch bin Du gescheidt genug, um einzusehen, daß die Zeit vorüber ist, wo man so wählerisch sein kann. Was hast Du an dem Charakter und der Person des Herrn Weller auszusetzen?"

„Gar nichts," erwiederte Friederike so gleichgültig, als spräche man von einem Flecke im Mond oder einer neu entdeckten Insel.

„Ist er Dir sonst zuwider oder hast Du etwas Auffallendes, etwas Nachtheiliges über ihn erfahren?"

„O nein," versetzte sie in einem Tone, der sich anhörte, als wolle sie sagen: leider nein.

„Er hat Vermögen; im Verhältniß der Jahre seid ihr nicht so gar ungeheuer auseinander."

Friederike zuckte leicht zusammen.

„An Allem genommen," fuhr die unerbittliche Mutter fort, „solltest Du froh sein, noch einen Mann zu bekommen, der dem Herrn Weller ähnlich sieht. — Hast Du eine Idee davon," wandte sie sich an den Stadtrath, „was diese Dame für Prätensionen macht? Ich bin doch, weiß Gott! viel bescheidener gewesen. Ja, wenn mir Jemand sagen könnte, was sie an diesem armen Weller auszusetzen hat, was sie eigentlich von ihm verlangt?"

„Das kann ich sagen," sprach der junge Herr Eduard außerordentlich schadenfroh.

„Und ich will das nicht anhören," sagte Friederike in entschiedenem Tone, indem sie auffuhr.

Doch glaubte die Stadträthin in diesem Augenblicke zeigen zu müssen, wer denn eigentlich Herr im Hause sei. Mit majestätischer Geberde wandte sie sich an ihre Tochter und sagte: „Du bleibst!" und darauf befahl sie ihrem Sohne Eduard: „Du sprichst!"

Der eigentliche Herr des Hauses ließ sich behaglich rauchend nieder, denn es kam gar so selten vor, daß, wo einmal mit Heftigkeit gesprochen wurde, er nicht das Objekt gewesen wäre.

Eduard sprach so breit und langsam wie möglich; ja, er unterließ es nicht, vorher noch eine frische Cigarre anzuzünden, dann hob er an:

„Der gute und sehr brave Herr Weller, Mama, ein Mann, vor dem man auf jedem Comptoir die größte Achtung hat — ich weiß das nicht nur von uns — er würde die Zierde jeder Familie sein, sagte mir mit zusammengeschlagenen Händen, er wisse nicht, was Friederike an ihm auszusetzen habe, und da sie es ihm mitgetheilt, verstände er es doch noch nicht recht."

„Also hat sie es ihm gesagt?"

„So etwas der Art," versetzte Eduard, nachdem er ein Paar Züge aus seiner Cigarre gethan.

Friederike schien ordentlich von ihrem Stuhle emporgerissen zu werden; aber ein strenger Blick der Mama bannte sie wieder an ihren Platz.

Es war eigentlich komisch anzusehen, welche Attitude und Sprache der junge Herr Eduard nun annahm, ehe er in seinem Berichte fortfuhr. Er drehte den Arm und streckte die fünf Finger der gespreizten rechten Hand von sich, wie

es schlechte Schauspieler zu machen pflegen, wenn sie einen vornehmen Herrn oder einen affectirten Menschen darzustellen haben. Dabei spitzte er den Mund, ließ die Augenlider tief herabfallen und lispelte mehr als er sprach, wobei er die Schwester außerordentlich caricirte: „Sie hatte nämlich gemeint, einen Gatten zu erhalten, dessen Leben nicht so in ganz gewöhnlicher Stille und Langweiligkeit dahin fleußt."

„Sprich, wie Dir der Schnabel gewachsen ist," unterbrach ihn heftig die Mutter.

„Es ist auch bequemer," meinte Eduard. „Also um mich kurz zu fassen: unsere gute Friederike hat an Herrn Weller anzubeten, daß er nur ein ganz gewöhnlicher Kaufmann ist, der noch durchaus nichts von sich reden gemacht, der auch wohl nie dazu kommen wird, irgendwie einen berühmten Namen zu erlangen. Weißt Du, Mama, ich kann nicht sagen, ob ich mich recht ausdrücke, aber meine Bekannten würden mich schon verstehen; der Weller ist zu ruhig, wenn Du willst zu langweilig; er sollte mehr verflucht Kerl sein."

„Du mußt schöne Bekannte haben," sprach streng die Stadträthin.

„Weller schien auch einzusehen, daß er bis jetzt zu ruhig gelebt," fuhr Eduard fort, ohne auf die Einwendung der Mutter zu antworten, „und er meinte im Jammer seines Herzens, ja, er habe es jetzt satt, nur zu büffeln, ohne was davon zu haben, er wolle auch einmal leben wie andere Menschen; und darin bestärkte ich ihn natürlicher Weise. Was nütze alles eingezogene Leben' sagte er, es werde das doch nicht anerkannt."

Die Stadträthin schaute mit einem Blicke des Vorwurfs auf ihre Tochter. Doch sah diese nicht so zerknirscht da, als man wohl hätte erwarten können; vielmehr leuchtete etwas in ihrem Blicke wie ein schwacher Ausdruck der Zufriedenheit.

„Es iſt eigentlich jammervoll zu ſehen," nahm Eduard affectirt ärgerlich wieder das Wort, „wie ſich der Weller ein ſchönes Vermögen erworben hat und es eigentlich gar nicht genießt. Morgens nimmt er ein erbärmliches Frühſtück in einem ganz obſcuren Kaffeehauſe; Mittags läßt er ſich für zwölf Kreuzer Eſſen tragen und dann raucht er Cigarren, um die Ratten damit zu vergiften — ächte Stinkadores."

„Welche Sorte?" fragte der Stadtrath.

„Canalleros Regalia," gab der leichtſinnige Sohn zur Antwort, dann ſprach er weiter. „Ich habe mich Weller's angenommen und wir wollen ihn ſchon auf den rechten Weg bringen. Zuerſt kaufte ich ihm eine immenſe Cigarre, Upman, von der ich hier rauche —"

„Und was koſtet die?" erkundigte ſich Herr Scheidel.

„Ich weiß nicht ganz genau; ich helfe eben dem vortrefflichen Weller rauchen, er hat ein ſo gutes Gemüth. Dann gingen wir alſo aus ſeinem dumpfigen Comptoir hinaus, nahmen in der friſchen Luft etwas Maitrank und kamen ziemlich animirt in den Circus. Mama, da hätteſt Du ſehen ſollen, was der alte Weller für Augen machte; es hat ihm das ſo vorzüglich gefallen" — bei dieſen Worten blinzelte er aus ſeinen Augenwinkeln zur Schweſter hinüber — „daß er ſich ein Abonnement für zwölf Vorſtellungen genommen hat. Namentlich die Kunſtreiterinnen haben einen außerordentlichen Effect auf ihn hervorgebracht; er iſt früher nie zu dergleichen hingegangen. Unſereins, der das ſchon mehr gewohnt iſt —"

„Ich möchte, Du wäreſt was Anderes gewöhnt," unterbrach der Stadtrath ſeinen Sohn, indem er ſich mit einem Blick auf ſeine Frau ein ſehr würdevolles Anſehen zu geben wußte. „Man ſieht es nicht gern, wenn junge Leute dort ſehr häufig hingehen, namentlich der Kunſtreiterinnen wegen."

„Ja, es taugt das nicht für jüngere und nicht für ältere Leute," meinte Madame Scheidel.

„Es fällt mir auch nicht ein," erwiederte Eduard, „daß ich für meine Person diesen Reiterinnen zu lieb in den Circus gehe. Du lieber Himmel!" — er zuckte mit einem Ausdruck außerordentlicher Gleichgültigkeit im Gesicht die Achseln — „ich besuche die Vorstellungen nur, weil uns unser Stallmeister dazu ermahnt und uns gesagt, es sei das eine vortreffliche theoretische Schule, um gut reiten zu lernen."

„Und da gehst Du auch wohl hinter die Coulissen?" fragte der besorgte Vater mit einem eigenthümlichen Blinzeln der Augen.

„Es hat dort keine Coulissen," versetzte Eduard sehr unschuldig.

„Na, Du weißt schon, was ich meine, wenn ich Coulissen sage: die Räume hinter dem Circus, wo die Reiter und Reiterinnen sich anziehen und ausruhen."

„Auf dem Terrain scheint Du sehr bekannt zu sein," meinte die Stadträthin.

Herr Scheidel schmunzelte und schien eine Antwort geben zu wollen, die eine kleine Scene hätte nach sich ziehen können. Doch besann er sich in Anbetracht seines Sohnes eines Besseren und sagte:

„O nein, ich weiß alles das nur vom Hörensagen."

„So ging es mir auch bis gestern," sagte Eduard, „aber der verfluchte Weiler" — dabei warf er abermals einen Blick wie vorhin auf seine Schwester — „der hatte keine Ruhe, und wollte Alles soviel möglich en détail sehen."

Friederike wandte kein Auge von ihrem Buche, doch hätte man gerade nicht sagen können, daß ihre Mienen Unzufriedenheit oder Spannung ausgedrückt hätten.

„Ich ließ mich also durch einen Bekannten einführen

und vorstellen und producirte dann meinerseits den alten Weller. Dabei hatte ich gealaubt, es würde was Rechtes zum Lachen geben; aber ich kann euch versichern, er benahm sich auf's Allervernünftigste."

„Nun, das freut mich," sprach die Stadträthin mit Würde.

„Es ist da eine kleine Italienerin, Signora Marietta, mit der unterhielt er sich auf's Lebhafteste in ihrer Landessprache; er spricht vortrefflich italienisch und dadurch wurde er in der einzigen Zwischenpause so bekannt mit ihr, daß wir Andere ordentlich ei— daß wir uns ordentlich darüber verwunderten. Ich kann euch versichern, der alte Weller thaute auf, daß es eine wahre Freude war."

„Genug, genug davon!" sagte Madame Scheidel. „Ich bin fest überzeugt, daß Du, wie immer, übertreibst. Halte uns aber nicht für so leichtgläubig, um Deiner Erzählung zu trauen. — Der arme Weller ist verdrießlich gestimmt, und er hat seine Ursache dazu," fuhr sie mit einem finstern Blick auf ihre Tochter fort; „da ist ihm so eine kleine Zerstreuung erwünscht. Was Du uns aber da vom Vorstellen, vom Italienischreden, von Signora Marietta aufbinden willst, so kannst Du Dir dafür ein anderes Publikum suchen."

Herr Eduard zuckte lächelnd mit den Achseln, dann stieß er die Cigarrenasche am Tischrande ab und entgegnete:

„Ich übertreibe nie, ich erzähle nur Facta; ja ich würde das Aergste verschwiegen haben, aber Mama fordert mich heraus. Was sagst Du denn dazu, wenn ich durch Augenzeugen beweisen kann, daß der alte Weller nicht nur wie ein Rasender applaudirt, sondern daß er sogar einen schönen Blumenstrauß gekauft und ihn der Signora Marietta in den Schooß geworfen?"

„Oh!" machte die Stadträthin und schaute bedenklich ihren Mann an.

Dieſer, der ſich für einen Augenblick ſeiner thörichten Jugendzeit oder dem, was er in dieſer Alles gethan haben wollte, erinnerte — er pflegte in vertrauten Kreiſen heute noch über intime Bekanntſchaften mit den verſchiedenartigſten Künſtlerinnen zu renommiren — der Stadtrath, wollten wir ſagen, lächelte pfiffig in ſich hinein, doch nur eine halbe Sekunde lang; denn ſowie er das ſehr ernſte Auge ſeiner Frau erblickte, verdüſterte ſich ſein Geſicht augenblicklich und er meinte, das ſei allerdings ein wenig ſtark.

Friederike, die das eigentlich am meiſten hätte berühren ſollen, las mit einer bewundernswerthen Aufmerkſamkeit in ihrem Buche; ſie blickte nicht auf, noch um: ja, was ihre Mutter am meiſten verwunderte, ſie gab nicht das geringſte Zeichen von Unzufriedenheit. Ein genauer Beſchauer, der es vermocht hätte, ihr in die Augen zu blicken, würde dort ſogar eine Spur des Gegentheils geleſen haben. Der Stadtrath erhob ſich, ſtieß die Aſche ſeiner Pfeife zuſammen und begab ſich kopfſchüttelnd in's Nebenzimmer, um ſeinen Rock anzuziehen und Hut und Stock zu nehmen. Er hatte als Mitglied der Bau-Commiſſion einen Augenſchein vorzunehmen.

Herr Eduard ſtand ebenfalls auf, zog ſeine Uhr hervor und blickte gähnend auf das Zifferblatt. „Es iſt wirklich zu arg, Mama," ließ er ſich hierauf mit finſter zuſammengezogenen Augenbrauen vernehmen; „da wird man vor ſechs Uhr geweckt, wenn man müde wie ein Hund iſt, und gar zu gern noch ſchlafen möchte."

„Morgenſtund hat Gold im Mund," erwiederte die Mutter, „und wenn man Deinen engliſchen Sprachmeiſter hört, ſo erfährt man, wie wohlthuend es für Deine Lectionen wäre, wenn Du Dich Morgens ein wenig mit dem Lernen abgeben wollteſt. Es iſt nur Schade um all' das viele Geld, was ſo hinausgeworfen wird. — Doch ich will mich jetzt darüber nicht auslaſſen," fuhr ſie nach

einer Pauſe fort, während welcher ſie mit ihrem Kaffeelöffel die Brodkrumen auf dem Tiſche heftig zerdrückt hatte. — „Was das Andere dagegen betrifft, ſo bitte ich mir aus, daß Du Deine Hand künftig nicht mehr zu ſolchen Geſchichten bieteſt, wie die ſehr unpaſſende, die Du vorhin von Herrn Weller erzähltеſt. Du ſollteſt nicht vergeſſen, daß Herr Weller ſo gut wie der Bräutigam Deiner Schweſter iſt."

„Er ſagt aber, ſo weit ſei er noch lange nicht." — Die Stadträthin blickte ihre Tochter abermals ſcharf an, und als dieſe ruhig weiter las, bewegte ſie ſich unmuthig auf ihrem Stuhle hin und her. — „Was vermag ich auch über Weller," fuhr Herr Eduard fort, „der iſt ſein eigener Herr und wird ſeine zwölf Abonnementskarten auch nicht vergebens gekauft haben wollen. Was die Signora Marietta anbelangt —"

„Davon will ich nichts wiſſen!" fiel die Stadträthin ihrem Sohn entrüſtet in die Rede; „es ſollte mir noch fehlen, daß in meinem Hauſe über dergleichen — Damen geſprochen wird."

Nachdem Herr Eduard mit großer Ruhe an ſein Kinn gegriffen hatte, wo er die erſten Anfänge eines Bartes vermuthete, trat er an das Fenſter, eine Melodie pfeifend, welche in dem munteren Tempo ſehr viel Aehnlichkeit hatte mit denen, die man im Circus zu hören bekommt.

Madame Scheidel hob die Kaffeeſitzung auf, indem ſie ſich ziemlich geräuſchvoll erhob, auf alle Fälle erwartend, ihre Tochter werde es ebenſo machen, — wo ſie dann dieſen günſtigen Moment ergriffen hätte, ihr einige paſſende Worte zu lanciren. Friederike aber blieb ruhig ſitzen und blickte nicht einmal in die Höhe, als nun Eduard ihr die Hand auf die Schulter legte und ſagte:

„Du muſt auch einmal mit zu den Kunſtreitern gehen;

ich möchte das Gesicht von Weller sehen, wenn er Dich auf einmal erblickte, nachdem er der schönen Italienerin so recht mit vielem Geräusch applaudirt."

Darauf verließ er pfeifend das Zimmer.

Die Stadträthin ging ein paarmal heftig auf und ab, dann trat sie an den Tisch, an dem ihre Tochter saß, stemmte ihre rechte Hand sehr dicht neben das Buch, in welchem die Letztere las, und sagte mit entschlossenem Tone:

„Wenn man zu meiner Zeit einen Bräutigam oder Verlobten gehabt hätte, von dem die Stadt erzählt, daß er sich bei Kunstreiterinnen herumtreibt, daß er Blumen wirft — und wie ein Narr — wie ein alter Narr," setzte sie mit großer Entrüstung hinzu — „applaudirt, so würde das Unsereins nicht wenig alterirt haben. Wir waren aber auch dazumalen vernünftige Personen und keine Gänse; wir wußten es zu schätzen, wenn ein Mann bei der Stadt uns zu seiner ehrbaren Hausfrau machen wollte. Wir hörten auf unsere Eltern, wir hätten uns nicht unterstehen dürfen, dazumal bei früher Morgenstunde allerlei dummige Bücher zu lesen. — Hast Du mich verstanden?"

„O ja, Mama, sehr genau," sagte Friederike mit dem Tone stiller Resignation.

„Wir," fuhr Madame Scheidel fort, augenscheinlich gereizt durch diesen Ton stiller Resignation, „lernten dafür etwas Tüchtiges; wir gaben auf die Ermahnungen unserer Mutter und betrugen uns darnach; wir standen nicht stundenlang am Fenster und gafften hinaus und ließen uns angaffen; wir — dazumal — wußten ganz genau, wozu der liebe Gott an einem Tage, wo er gerade nicht viel zu thun hatte, zweierlei Tuch erschaffen; wir aber" — sprach sie mit steigender Heftigkeit weiter — „kannten keine Reunionen und Landpartieen; wir hatten nicht alle Balljäle fein und waren nicht überall zu finden, wo eine Fidel

gestrichen wurde. Wir aber," schloß sie, indem sie sich tief aufathmend in die Brust warf, „wir waren gesuchte Waare — wir heiratheten — so lange es Zeit war, wir — wir verscheuchten anständige Männer nicht von uns durch übertriebene Narrheiten, und wir wurden deßhalb keine alten Jungfern."

Friederike hatte alles das mit großer Ruhe, ja fast mit Freundlichkeit angehört bis zu den letzten schrecklichen Worten. Diese aber raubten ihr für Augenblicke den Gleichmuth und ließen sie emporschnellen, als sei neben ihr der Blitz eingeschlagen. Doch faßte sie sich bald wieder; sie blickte an den Himmel, zuckte darauf mit einer rührenden Gelassenheit die Achseln und gab zur Antwort:

„Unsere Gemüther sind eben verschieden, Mama; Du hast keinen Begriff von Poesie."

„Gott sei Dank, daß ich den nicht habe!" fuhr die Frau leidenschaftlich fort. „Was Poesie! Ich hätte meiner Mutter mit Poesie kommen sollen. Die gute Frau hätte gar nicht einmal gewußt, was das bedeutet. — — Aber kurz und gut," sprach sie nach einem längeren Stillschweigen, während sie stark und mühsam geathmet hatte, „ich gebe Dir noch vier Wochen Zeit" — damit patschte sie mit ihrer breiten Hand auf den Tisch — „noch vier runde Wochen, Dich mit Herrn Weller zu arrangiren. Läßt Du bis dahin von Deinen Narrheiten nicht — gut, so weiß ich schon, was ich thue. — Und ich thue etwas, was Dir nicht gefällt, darauf kann sich die Mamsell Tochter mit sammt ihrer Poesie verlassen."

Nach diesen Worten zog sie heftig an den Bändern ihrer Haube und rauschte zur Thür hinaus, wobei sie unter derselben fast ihre Magd überrannt hätte, die zufälliger Weise dort stand, gewiß nur in der Absicht, das Kaffeegeschirr zu holen.

Friederike hatte sich wieder ruhig auf ihren Stuhl niedergelassen; sie stützte den Kopf in die Hand, sie blickte durch das Fenster hinaus an die blaue Himmelsdecke, und da neben einem etwas kummervollen Zuge um ihre Lippen ein unverkennbarer Strahl von Zufriedenheit in ihren Augen glänzte und vor ihr das Buch aufgeschlagen lag, so hätte man nur noch die Kaffeetasse für einen Todtenkopf ansehen dürfen, um das Bild einer büßenden Magdalene zu haben, in einer Haltung, wie man diese häufig abgebildet sieht.

„Wenn das wahr wäre," flunkerte sie nach einer Pause zu sich selber, „daß er in den Circus gegangen ist, daß er nach einer schönen Italienerin geblickt, daß er ihr Blumen zugeworfen, so wäre doch in dem Manne vielleicht noch ein Funken von Poesie, der sich bei richtiger Behandlung entwickeln könne."

Darauf versank sie in süße Träumereien. „Wenn er täglich dorthin ginge," dachte sie, „wenn er mit der Signora Marietta italienisch spräche, wenn er ein kleines Verhältniß mit ihr anfinge, wenn ihn die Italienerin erhörte, wenn sie aber unter den Kunstreitern selbst einen heimlichen Liebhaber hätte, wenn dieser Liebhaber eifersüchtig würde, wenn es eine Scene gäbe, einen kleinen Scandal, wenn man in der Stadt davon spräche, von Herrn Weller und der italienischen Kunstreiterin, wenn die Leute fragen würden: welcher Weller ist das? und wenn man darauf antwortete: jener Weller, der Friederike Federbach heirathen will — das wäre doch etwas!" schloß sie tief aufseufzend, „eine leichte poetische Aufregung, ein kleiner erregender Anfang zu einem wahrscheinlich sehr langweiligen und prosaischen Leben."

So flog es durch ihre Phantasieen wohl um die siebente Morgenstunde.

Die achte Stunde.

e Zimmer, welche Victor Borrina bewohnte, lagen im ersten Stock einer der Hauptstraßen der Stadt. Doch hatte er die hintere Seite des Hauses gewählt, wo er fern von Geräusch der Straße die Stille einer Einsamkeit dadurch hatte, daß die Fenster dieser Wohnung in einen großen Garten gingen, der wenig oder gar nicht besucht wurde. Gerade daß diesem Garten nach seiner Richtung hin von dem Eigentümer besondere Aufmerksamkeit gewidmet wurde, war es, was den jungen Musiker so sehr ansprach. Das Ganze da

unten, parkähnlich angelegt, bildete eine dichte Wildnis aus Gebüschen und Bäumen, zwischen deren Zweigen man kaum im Stande war, mit den Augen die Spuren eines Weges zu verfolgen. Waren doch diese selbst nach und nach fast ganz verschwunden, und das Gras der anstoßenden Rasenplätze, sowie rankende Pflanzen und wuchernde Moose hatten sich brüderlich in dies neue Eigenthum getheilt und es mit der Zeit ganz überzogen. Nur eine lichte Stelle konnte man oben deutlich unterscheiden, und das war ein größerer freier Platz, den einstens Steinfiguren umstanden hatten, die aber jetzt größtentheils herabgestürzt waren, hier, auf dem Gesichte liegend, zu schlummern schienen, dort aber mit den starren, weit geöffneten Augen empor blickten, vielleicht über ehemals und jetzt nachdachten und in ihrer Lage alsdann gewiß nicht zu Gunsten der gegenwärtigen Zeit.

In der Mitte des Platzes befand sich ein schöner Springbrunnen, der einen dicken Strahl hoch über die Zweige der umherliegenden Gebüsche warf; und da sich dieses Wasserwerk fast allein noch der Sorge des Besitzers zu erfreuen schien, so sandte es fort und fort unvermindert seinen platschernden Strahl in die Höhe und diente durch seine Abkühle dazu, die Ueppigkeit der Wildnis rings umher zu erhöhen.

Was in diesem weiten und öden Garten außer Pflanzen und wilden Blumen von der freundlichen Natur noch besonders belebt und gepflegt wurde, das waren unzählige Schaaren Singvögel, die hier ein ungestörtes Asyl fanden, die herrlichsten und ruhigsten Plätze zum Bauen ihrer Nester, murmelndes Wasser und Nahrung genug.

Dieser Garten stieß an ein altes, palastähnliches Gebäude, von dem nur einige Zimmer im ersten Stock bewohnt waren, von wem? das wußte die Nachbarschaft nicht,

bekummerte ſich auch nicht darum. Am Thore ſtehend oder auf der Straße ſah man nur zuweilen einen alten mürriſchen Bedienten, der knurrig war wie ein böſer Hund, denn alle Antworten, die er gab, ließ er heraus mit einem Herumfahren des Kopfes, welches ſein Verlangen kundzugeben ſchien, einen unberufenen Fragen lieber zu beißen als ihm Rede zu ſtehen. Zuweilen, erzählten die Nachbarn, fahre ein dichtverſchloſſener Wagen in den Hof und alsdann ſei Andreas, der alte Bediente, rein wie vom böſen Geiſte beſeſſen und ſpringe ſchon aus der kleinen Oeffnung in dem ſchweren eiſenbeſchlagenen Hofthore mit grimmigen Geberden hervor, wenn Jemand Miene machen wolle, ſich nur auf zwanzig Schritte dem Gebäude zu nähern. — Dieſer Wagen bleibe dann höchſtens vier Tage im Hauſe oder vielmehr im Hofe deſſelben und fahre ebenſo verſchloſſen und verhängt wieder von dannen.

Victor, der ſich Fruber einmal nach dem räthſelhaften Bewohner erkundigt, hatte dieſe Einzelnheiten erfahren, ohne großes Gewicht auf die Erzählung von dem verſchloſſenen Wagen zu legen. Einmal aber, als ein Bekannter von ihm ging, der in der andern Straße wohnte und ihm davon geſagt, ſchaute er gleich nachher zufälliger Weiſe aus dem offenen Fenſter in den verwilderten Park hinab, und da er ſeine Blicke durch das dichte Grün über den freien Platz mit der plätſchernden Fontaine hinſtreichen ließ, war es ihm gerade, als bemerke er jenſeits derſelben das Kleid einer Dame, wenn gleich ziemlich undeutlich, da dieſes Kleid von dunkler Farbe war und die Trägerin raſch über einen der kleinen Wege traverſirte, die auf den freien Platz mündeten. Bald nachher glaubte er, obgleich ziemlich entfernt, das fröhliche Lachen eines Kindes zu vernehmen. Doch achtete er ebenſowenig darauf wie Fruber auf die Erſcheinung des alten Bedienten, der zu-

weilen in den verwilderten Gängen umherstrich, eine Doppelflinte im Arm trug, mit finsterem Blick nach allen Seiten lauschte und von ein Paar großen Fangbunden begleitet war, die auch häufig allein, hie und da wie auf etwas lauernd, zu sehen waren.

Wenn des Winters unerbittliche Hand auch hier die Tausende und Tausende von frischen grünen Blättern grimmig überfuhr, sie roth und gelb werden, dann verdorren ließ und sie endlich auf den Boden niederschüttelte, so öffnete sich wohl in dem bis jetzt undurchdringlichen Park eine freiere Aussicht, aber nur bis in die Nähe des Hauses, nicht bis zu diesem selbst; denn dort erblickte man große, immergrüne Tuxwände und dichte Tannenpflanzungen, durch welche hindurch an einigen Stellen ein kunstreich verschnörkeltes Eisengitter, welches den Garten von dem Wohnhause schied, sichtbar wurde. Was man von dem Gebäude selbst aber die Giebel der Tannen hervorragen sah, war nur eine kahle Mauer und verschlossene Fensterladen, beim Herannahen der strengen Jahreszeit schien dort drüben Alles in einen tiefen Winterschlaf zu fallen, und die Nachbarn auf der Straßenseite wußten Monate lang nicht einmal, ob der alte Andreas noch in dem Hause stumme oder nicht; selbst die Hunde ließen sich alsdann weder sehen noch hören.

Daß Haus und Garten seit undenklichen Zeiten der Familie Molitor gehöre, wußte Jedermann, auch vermuthete man, daß es noch im Besitze des gegenwärtigen Hauptes der Familie, des Barons Maximilian von Molitor, war; denn man hatte nie etwas vom Verkaufe desselben gehört, ebensowenig aber war der muthmaßliche Besitzer seit langen, langen Jahren hier gesehen worden, man wußte, daß er meistens ein großes Gut, in einem andern Theile des Landes gelegen, bewohne, und daß er zuweilen nach einer

Besitzung in Frankreich ab, welche der Familie durch Erbschaft zufallen war. In die Residenz kam er nie, und selbst wenn wichtige Geschäfte oder eine Zusammenkunft mit andern Mitgliedern der großen Familie dies dringend nothwendig machten, so ließ er sich durch Krankheit entschuldigen und durch einen Bevollmächtigten vertreten.

Während des Vormittags lag die warme Sonne auf dem Parke vor den Fenstern Victors und auf diesen selbst, weshalb er vor denselben Marquisen hatte anbringen lassen. Hier war sein Lieblingsplatz, wo er zu arbeiten pflegte; er hatte den Zirkel so geneigt, daß, während seine Finger über die Tasten glitten, die Blicke über das dichte Grün der Bäume dahinschweifen konnten; er liebte es, sein Auge in die sanft wogenden Blättermassen zu versenken, während ihn die Akkorde, die er hervorzauberte, umtönten, und wenn er alsdann eine Pause machte, so schien es, als nehme die prachtvolle Natur da unten die Melodie auf und führe sie fort im leisen Säuseln der Blätter, im melodischen Geplätscher des Springbrunnens.

Oft konnte er dergleichen Pausen lange, lange andauern lassen, er konnte den Kopf in die Hand stützen und in tiefe Träumereien versinken. Dann dachte er an ein kleines Eigenthum, das er wohl einstens besitzen möchte, einen schattigen rieselnden Garten vor dem Fenster seines Arbeitszimmers und weit geöffnete Thüren, die auf eine breite Treppe führten, auf denen es hinab ging in den kleinen Park — sein Eigenthum.

Wenn er sich zurücklog, sah er Stellen der Wiesenwege glänzen, bestreut mit duftenden Blüten und hin und her zitternden Sonnenmedaillen. — Horch! auch Gerausch vernahm er, ein Gerausch, das ihn leicht lächeln machte, das ihn seltsam erschauern ließ; nicht das Plätschern des Springbrunnens, nicht das Pfeifen der Zweige, nein es

war das leichte Knirschen eines niedlichen Fußes auf dem Sande. Dann kam es näher, er hörte ein Gewand rauschen — Camilla. — Wohl dachte er einen Augenblick an sie, doch verblaßte das Bild der schönen Frau augenblicklich; es schien zu zerfließen im brennenden Sonnenlichte; in dem frischen, kühlen Schatten, auf der grünen Blätterwand, welche er durch die offene Thür erblickte, war es ihm alsdann, als sähe er ein anderes Bild — Alice, bestrahlt von einzelnen Lichtpunkten, welche sich durch das dichte Laub geschlichen, um ihre Wangen, um ihr glänzendes Auge zu küssen. — Alice, frisch und duftig wie die Orangenblüte, die über ihrem Haupte herabnickte, die ihre Hand berührte.

Unmuthig fuhr er aus diesen Träumen auf und seine Hände stürmten über die Tasten dahin, daß es in den Saiten rauschte wie wilde, heulende Luft, wie ein teuflisches Lachen, wie ingrimmiger Spott. Vor seinem innern Auge gestalteten sich alsdann die engen Räume, in denen sie lebte, die seltsame Umgebung, in der sie sich gern zu bewegen schien, und wenn er auch dagegen fühlte, wie sein Herz gewaltsam zu ihr hingezogen wurde, so wehrte es ihm doch auch erkältend an aus den prosaischen Ueberbleibseln vergangener Zeiten, unter denen sie sich ausnahm wie eine kostbare Blume in einem altmodisch verschnörkelten Porcellangefäße.

Ein andermal machte er sich dergleichen Gedanken zum Vorwurf. „Was schadet's dir denn?“ konnte er sich selbst sagen, „daß sie sich so geduldig in die seltsamen Launen ihres Vaters fügt! Es ist im Gegentheil ein Beweis ihrer Nachgiebigkeit, ein gutes Zeichen für spätere Zeiten. — Aber nein,“ klang es dann in ihm, „sie hat sich so in die Prosa hineingelebt, daß ihr eine andere Umgebung nicht mehr gefallen würde. Schwellende Teppiche, weiche Fauteuils, den

Glanz zahlreicher Wachskerzen würde sie für Verschwendung erklären, für Dinge, die zum Glücke des Lebens durchaus nicht nötig sind. — Und eigentlich hat sie Recht," träumte er weiter und zog die Augenbrauen finster zusammen. — — „Aber ich bin nun leider für die Einfachheit verdorben; mich reizt nun einmal eine üppige Verbrämung des täglichen Lebens, es stachelt meine Phantasie, es gibt meinem Geiste Nahrung, es erfindet die neuen Melodieen, von denen die Leute sagen, daß sie ihnen angenehm seien. Wer das in mich gelegt hat, mag es verantworten. — Warum fühlt sich mein Auge befriedigt, wenn es, statt über die kahlen Wände eines Zimmers mit dürftigen Gardinen und einfachen Möbeln über eine Sammettapete dahin gleitet, auf dem Glanze goldener Rahmen, die vortreffliche Gemälde umgeben, verweilt, sich in die weichen, faltigen Seidenstoffe eines schweren Vorhangs verliert, und mit einem behaglichen Gefühl auf den schwellenden Formen der verschiedenartigsten phantastischen Fauteuils ruht? Ist es meine Schuld, daß mich das Rauschen eines seidenen Kleides aufmerksam macht, das Krachen eines Atlasgewandes entzückt? — Bah!" rief er aus, indem er aufsprang, nachdem er eine Zeitlang tief nachsinnend die Augen mit der Hand bedeckt, „das Leben ist kurz, und besser die vielfarbigen Wellen desselben mit ein Paar tüchtigen, durstlöschenden Zügen zu trinken, als sie langsam, Tropfen für Tropfen, in einem ewigen Schmachten aufzehren, — sich verzehrend."

Es war noch sehr früh am Tage. Victor hatte erst vor Kurzem sein Frühstück genommen und sein Bedienter war eben daran, das reiche, silberne Kaffeegeschirr zusammenzuräumen und wegzutragen, als er seinen Herrn fragte:

„Haben Sie auch die Karte gefunden, die ich neben Ihre Tasse gelegt? Herr Professor Stifter war schon vor

anderthalb Stunden da. Sie schliefen noch, ich mochte Sie nicht wecken. Er will später kommen."

Victor nahm die Karte, betrachtete sie von allen Seiten, und da er nichts darauf geschrieben fand, gab er sie kopfnickend dem Diener zurück, der sie in eine kleine Alabasterschaale warf, welche zu diesem Zweck auf einem Nebentische stand. Hierauf nahm der Musiker eine Cigarre, zündete sie an und setzte sich in einen kleinen sehr niederen Lehnstuhl, der neben einem Flügel und einem orientalischen Tische mit sehr kurzem Fuße und breiter, runder Platte sich befand, auf welchem Notenhefte und Schreibmaterialien lagen. Er nahm eines der ersteren in die Hand, blickte aufmerksam hinein, las die hier verzeichneten Noten und wandte sich dazwischen an die Claviatur des Flügels, um einen Accord zu greifen oder eine Passage zu spielen.

Ruhig wallet
Sinkt die Nacht,
Meine Holde
Nur gewacht!

declamirte er leise vor sich hin, dann schüttelte er mit dem Kopfe und sagte halb mißmuthig: „So geht das nun fort, durch sechzehn Strophen, freilich mit wechselndem Rhythmus, aber der Henker mag das für diese Situation componiren. Ich schäme mich wahrhaftig, den armen Dichter nochmals zu plagen; und doch kann ich nicht anders! Die Sache ist so einfach: es treibt ihn Nachts vor ihr Fenster, dort oben befindet sie sich nicht mehr, sie ist entflohen; wahrscheinlich mit dem verhaßten Nebenbuhler. Zum Henker auch! da kann er doch unmöglich anfangen zu singen:

Ruhig wallet
Sinkt die Nacht.

Da hole der Teufel die elegische Stimmung, womit er ihr und dem Publikum zu sagen gedenkt, wie sehr er sie ge-

licht, wie furchtbar ihn die vermeintliche Untreue ſchmerzt!“ — Dieſer gute Dichter glaubt, ſie würden ungeheuer rührend an das Herz der Zuhörer dringen, die melancholiſchen Klagen verſchmähter Liebe.“

Er erhob ſich raſch von ſeinem Sitze, trat an den Flügel und ſpielte eine weiche, ſchmelzende Melodie. — „Das wäre ein Thema,“ fuhr er fort. „Nacht, Mondſchein, das Plätſchern eines Springbrunnens, die verhallenden Klänge einer abziehenden Serenade, ihr ſo eben von dem glücklichen Geliebten gebracht — es paßt mir in alle Ewigkeit nicht.“ Abermals griff er in die Tasten und eine wilde, gewaltig klingende Lyrik tonte aus den Saiten hervor. — „Noch einmal — reißt es mich hieher,“ declamirte dann Victor in den Rhythmus hinein. „Zum letzten Mal — den Ort zu ſehen, — wo ſie weilte. Ha! dieſe Töne! — Er meint die abziehende Serenade — — — — Ja, ja, ſo geht's und ich kann ihm nicht helfen, er muß mir das nochmals abändern. — Ein undankbares Geſchäft,“ ſetzte er hinzu, indem er ſich in ſeinen Fauteuil warf, „für einen Componiſten einen Opernton zu erraten; über alle Beſchreibung unmöglich aber, ihm denſelben recht zu machen. Notiren wir geſchwind den Gedanken von eben, der läßt ſich anwenden und prächtig durchführen.“

„Tu dum — du — dum!“ ſang er noch einmal.

Es wurde hart an die Thüre geklopft.

„Du — dum — reißt es mich hierher. — Herein denn!“

Die Thüre wurde ſchnell geöffnet und Stifter trat in's Zimmer.

Victor, der ihm auf ſeinem Stuhle ſitzend den Rücken zukehrte, winkte ihm mit der Hand und rief: „gleich! gleich! verzeihe mir einen Augenblick,“ darauf nahm er das Notenblatt in die Höhe und ſchrieb haſtig darauf.

Der Maler, welcher durch diesen Empfang durchaus nicht überrascht schien, warf seinen Hut auf einen Divan an der Thüre, strich sich mit der Hand das lange Haar aus der Stirne und trat, ohne ein Wort zu sagen, an's Fenster, wo er den Arm hoch gegen die Einrahmung stützte und seinen Kopf darauf lehnte. Vor seinen Augen wogte das wunderbare, prachtvolle, saftige Grün der Gebüsche und Bäume, die unter einem leichten Wind ordentlich zu athmen schienen, die wie in freudiger Bewegung waren unter dem herrlichen Glanze des schönen Tages. An sein Ohr schlugen dagegen wilde Töne, eine schmerzliche Klage ausdrückend, — es flimmerte ihm vor den Augen, er klemmte seine Unterlippe so heftig zwischen die Zähne, daß sie blutete.

„So kann's gehen!" rief erstaunt der Musiker, „ganz komisch! Willst Du einen Augenblick hören?"

„Ja, ja," gab der Andere zerstreut zur Antwort.

„Denk Dir die Situation!"

Stiller nickte mit dem Kopfe.

„Sie, die er liebte, ist so eben entflohen."

„Wer hat Dir das gesagt?" rief Stiller, wie aus einem Traume emporfahrend. „Woher weißt Du das?"

„Das ist doch sehr einfach: werde ich es doch wissen, da es das ganze Publikum bereits weiß. — Der Chor hat es ja gestanden im Finale des zweiten Akts."

„Ja so," versetzte der Maler, indem er sich über die Augen fuhr, „Du sprachst von Deiner Oper!"

Der junge Musiker blickte bei diesen Worten in die Höhe und erschrak, als er seinem Freunde in das bleiche Gesicht schaute. Die Haare hingen ihm wild um die Stirn, seine Blicke waren matt, erloschen, und auf den Lippen zeigten sich Spuren von Blut; am seltsamsten aber nahm sich alles das zu seinem Anzuge aus, er war wie gestern Abend im schwarzen Frack, doch war dies Kleidungsstück

heute staubig, beschmutzt, und die weiße Cravatte hing ihm aufgelöst, locker um den Hals.

„So, so," wiederholte der Maler, langsam mit dem Kopfe nickend, „Du sprachst also von Deiner Oper? Ich glaubte, Du wüßtest es schon."

„Was ist Dir geschehen, Stifter?" rief Victor, indem er näher trat. „Was sollte ich schon wissen?"

„O es paßt zur Situation, von der Du mir gerade erzählst," sagte der Maler mit einem seltsamen Lächeln. Und dann setzte er mit einer eisigen Kälte hinzu: „Meine Frau nämlich —"

„Um Gotteswillen! Was ist mit Deiner Frau?"

„Sie ist heute Morgen entflohen."

„A — a — ah!"

„Entflohen — und nicht allein." — Seine Stimme fing an zu zittern.

„Sprich nicht so abgebrochen, Ferdinand! Da hinter Dir ist ein Stuhl, setz' Dich, erzähle mir das im Zusammenhange. Ah! ah! das ist ja furchterlich."

„Ja, sie ist fort," sagte Stifter, mit dem sichtbaren Bemühen sich zu fassen; doch bebten seine Lippen so, daß man seine Zähne zusammenschlagen hörte. „Fort — und nicht allein, nein! nein! — — Meine Kinder!" schrie er plötzlich laut auf, „meine Kinder hat sie mitgenommen! Ah! verflucht!" Er schlug in wildem Schmerz die Hände vor das Gesicht und warf sich dann auf den Sitz, den Victor eilig hinter ihn geschoben hatte.

Dieser blieb neben ihm stehen, legte ihm die Hand auf die Schulter, und sprach so gut als möglich tröstend in ihn hinein, wie er sich vielleicht geirrt, wie sie nur ausgegangen sei, und wenn sie wirklich mit den Kindern das Haus absichtlich verlassen habe, sie wohl nur einen Besuch in der Nähe mache und in ein Paar Stunden oder doch

im Laufe des Tages oder wenigstens morgen zurückkehren werde.

Stifter hörte das kopfschüttelnd an, ließ hierauf seine Hände langsam vom Gesicht herabgleiten, legte sie zusammengefaltet auf seine Knice, und es war dem Musiker nicht unangenehm, als er nun bemerkte, wie aus den roth unterlaufenen Augen des Andern schwere Thränentropfen über seine blassen Wangen herab rollten. Dabei fing er an zu sprechen, indem er starr vor sich hin blickte, als sei dort Jemand, an den er seine Worte richte. — „Das hätte sie nicht thun sollen, so fort zu gehen, um nimmer, nimmer wieder zu kehren. — Und dann die Kinder mitzunehmen, — meine Kinder, meine armen Kinder! mir zu entfliehen — und ich hatte keine Ahnung, daß sie das thun würde!" Er schien sich auf etwas zu besinnen. — „O doch," fuhr er nach einer Pause fort, „ich mußte wohl eine Ahnung davon haben; hat sie es mir doch verher gesagt, einmal, mehrmal, öfters. Aber ich habe ihr nicht geglaubt. — Wie konnte ich wissen, daß sie so furchterlichen Ernst machen würde? Wie konnte sie so schlecht sein, mich zu verlassen! Und ich — und ich auch!" Er vergrub sein Gesicht abermals in beide Hände, dann rief er schmerzlich stöhnend aus: „O fort! fort mit diesen verfluchten Phantasieen! — Wenn nur der Gedanke nicht so entsetzlich wäre, daß ich mein Unglück selbst verschuldet, daß sie Recht hatte zu thun, was sie gethan!"

Er sprang in die Höhe, er schritt einige Mal im Zimmer heftig auf und ab, dann stellte er sich wieder an das Fenster, biß heftig an seinen Nägeln und sagte alsdann:

„Ich will Dir Alles erzählen. Es ist freilich nicht viel, und das Resultat weißt Du. — Ich kam also nach Hause — Du siehst mich fragend an — ah! Du hast Recht! Ich erzähle zu unverständlich für Dich. — Richtig! wir haben

uns gestern Nacht. Ah!“ machte er, wie schauernd, „dort im Garten. O Victor, wenn ich Dir gefolgt wäre! Wenn ich nicht gewartet hätte bis um die zweite Nachtstunde. — O diese Stunde!“ Es blitzte etwas wie Zorn und Haß in seinem Auge auf, so daß ihn Victor fragend anschaute.

„Diese Stunde, Du weißt, mit welchen Seelenleiden — ja mich vor mir selbst schämend — ich sie erwartete, wie ich fliehen wollte und nicht konnte — in dieser Stunde sagte sie mir mit ziemlich ruhigen Worten, mit einem fast kalten Lächeln, sie sei in der That erfreut, mich noch hier zu sehen. Dann reichte sie mir leicht ihre Hand und ehe ich — überrascht, erstaunt, ihr noch ein Wort zu sagen vermochte, war sie im Dunkel des Gartens verschwunden.

„Ich trieb mich herum Stunden lang, ich hoffte immer noch auf ihre Rückkehr, aber sie kam nicht. Endlich ging ich nach Hause. Aber da war es zu spät, um den Hahn krähen zu hören, zu früh, um zu Bett zu gehen,“ sagte er mit gräßlicher Ironie. „Aber,“ setzte er düster hinzu, „mit matter Seele, mit entsetzlich matter Seele. Ich wollte nach meinem Atelier, um mich umzukleiden, ich hatte auch schon eine halbe Straße dorthin zurückgelegt, als es mich auf einmal nach Hause zog; so lebhaft wie nie, erschreckend lebhaft trat das Bild Theresens und meiner Kinder vor meine Seele. Und doch konnte ich meine Schritte nicht beschleunigen; es war mir zu Muthe, wie Jemand, der Kirchenbuße thun soll und der langsam dahinschreitet, zwischen den gaffenden Häusern hindurch unter dem erdrückenden Sonnenstrahl, Schritt vor Schritt und dabei immerfort seine Schuld bekennend. — — Und das that ich auch, ich glaube, ich habe es ziemlich laut gethan; denn ein paarmal war es mir, als ob mir Begegnende mich seltsam anschauten. Und wenn ich es auch nicht laut vor den Ohren der Menschen gethan, so erkannte ich doch

in meinem Innern tief und ſchmerzlich mein Unrecht. — — O Victor, bei Gott im Himmel!“ rief er ſchmerzlich aus, „wenn ſie mir ruhig entgegen getreten wäre, ſie hätte all' dem Entſetzlichen, was ich ihr zugedacht, nicht Worte zu geben gebraucht; ich hätte es in einem einzigen ſtummen Blick geleſen; aber wenn ſie da geweſen wäre, wenn ſie mich nicht einmal angeſchaut hätte, nur da geweſen mit meinen Kindern, ich wäre jetzt ein gerettter Mann. — Aber ſo, nun ſie mich verlaſſen,“ fuhr er mit neu ausbrechender Heftigkeit fort, „nun ſie davon gegangen, mich allein zurück gelaſſen hat, nun werde ich wohl nicht anders können, als dorthin zurückkehren, wo ich herkam, oder — — — —“ Er ſchaute bei den letzten Worten, die er ſehr leiſe ſprach, in das offene Auge ſeines Freundes, der den Blick ſcheu auf ihn gerichtet hatte, der darauf an das Fenſter trat, ſeine Cigarre in einem weiten Bogen auf die Bäume ſchleuderte und dann ſich umwendend ſagte:

„Du wirſt Dich erinnern, wie ich geſtern mit Dir ſprach. Ich ſagte, was ich dachte, und würde heute Morgen daſſelbe wiederholen, wenn es nicht überflüſſig und zu ſpät wäre. Ehe ich aber mit Dir überlegen kann, was hier zu thun iſt, theile mir ruhig den ganzen Verlauf der Sache mit.“

„Du weißt ihn bereits,“ erwiederte der Maler, „ohne ein Paar an ſich unwichtige Nebenumſtände, die ich Dir auch nicht vorenthalten werde. Ich trat alſo in's Haus, in das ſtille, leere Haus. Wie bereitwillig hätte ich zehn Jahre meines Lebens dahin gegeben, wenn ich damit die Erinnerung eines Jahres gänzlich hätte auslöſchen können. — O wie erquickte mich der Schatten der Laube vor der Thür, wie wohl that mir die einfache Treppe; wie lieb erſchienen mir die reinlichen Vorhänge, mit denen die Fenſter des Schlafzimmers verhüllt waren und hinter denen ſie und

meine Kinder ruhten. — So wagte ich zu hoffen, ich Thor! ich Narr! Ich kam hinauf, in dem kleinen Vorzimmer ſah die alte Magd auf einem Stuhl und weinte. Als ſie mich ſah, rief ſie aus: ‚O, es iſt ſo, wie ich mir gedacht!‘ — — — — Da wußte ich Alles, Victor, Alles. Und darauf trat ich äußerlich ruhig in das Schlafzimmer und ſah das Bett, wo ſie gewiß nur wenig Stunden gelegen, und die Schlafſtelle meiner Kinder, die Bettchen waren beide noch warm. — O dieſe Wärme that mir weh, entſetzlich weh! ich hätte laut aufſchreien mögen. Dann fand ich im Wohnzimmer auf dem Tiſche dies Schreiben an mich.“

Er überreichte den Brief ſeinem Freunde, der ihn ſchweigend durchlas und indem er ihn achſelzuckend zurückgab, die Frage that:

„Und was ſagte die Magd? Konnte oder wollte ſie Dir keine Auskunft geben?“

„O ja, ſie ſprach mir von einem Bahnhofe, wohin Thereſe mit den Kindern gefahren, aber nach welchem? das wußte ſie nicht. Ich warf mich in eine Droſchke, nachdem ich leider zu oft aus dem Schlafzimmer in das Wohnzimmer und umgekehrt gegangen war — ich konnte mich von den warmen Bettchen nicht trennen,“ ſetzte er dumpf hinzu; — „dann fuhr ich nach dem Südbahnhofe. — Keine Spur von ihnen. Von dort machte ich den weiten Weg nach dem Nordbahnhofe und forſchte lange vergeblich.“

„Nun und dann?“

„Wie können ſich auch die Leute um die Tauſende von fremden Menſchen bekümmern, die dort ein- und ausgehen? — Sie kann es doch geweſen ſein.“ — Das ſprach er gedankenvoll vor ſich hin. „Endlich fand ich einen Kellner, der mir von einer Dame in Trauer ſagte, die mit zwei Kindern hinter der Thüre des Wartеſaals geſeſſen.“

„Von einer Dame in Trauer?“ fragte der Muſiker.

Der Andere nickte mit dem Kopfe, indem er die Zähne zusammenbiß. „Allerdings in Trauer," sprach er darauf; „soll ich doch für sie todt sein; und daß ich in der That gestorben, hat sie den Kindern gesagt. — O ich kenne das!"

„Darnach scheint sie freilich sehr entschlossen zu sein," meinte Victor. — „Reden wir offenherzig, Ferdinand," fuhr er nach einer Pause fort. „Wenn wir die Sache genau betrachten —"

„So können wir ihr durchaus nicht Unrecht geben," unterbrach der Maler seinen Freund. „Ja, ja, darin hast Du Recht, und das habe ich auch ein. Habe ich ihr denn Unrecht?" sagte er nach einem augenblicklichen Stillschweigen mit zitternder Stimme. „Nur hätte sie in Erinnerung an die schönen Tage, die wir zusammen verlebt, offener, ehrlicher mit mir verfahren sollen. Sie hätte mir ihren letzten Willen kund thun müssen, ihren unumstößlichen Entschluß, mich mit den Kindern zu verlassen, wenn" — Er sprach den Satz nicht aus. Weshalb der Maler, nachdem er einen Augenblick gewartet, ihm erwiderte:

„Und wenn sie Dir das gesagt hätte, Du würdest ihr nicht geglaubt haben. Es ist gerade so, als wenn uns irgend ein Unglücklicher um zehn Louis-d'or bittet, die ihm das Leben retten werden; erhält er sie nicht, so muß er sich erschießen. — Du würdest sie ihm gegeben haben, wenn Du vorher gewußt, daß er in der That Ernst machte. — Nein, nein, Ferdinand, Du hast mir gesagt, daß sie es an ähnlichen Andeutungen nicht fehlen ließ."

„Ja, das ist wahr," versetzte der Maler, dumpf vor sich hinbrütend; „aber ich konnte nicht loskommen. Sie hielt mich mit Zaubergewalt fest, und sie hält mich noch."

„Denke an gestern Nacht."

Der Andere sah ihn mit einem fragenden Blicke an,

dann zuckte er zusammen, preßte die Lippen aufeinander und entgegnete hastig:

„Das war eine ihrer Launen, ihrer allerdings furchtbaren Launen. Aber ist es nicht entsetzlich, wenn ich Dir sagen muß, daß sie, die doch daran Schuld ist, daß mich Weib und Kind verlassen, mir trotzdem nicht zum Abscheu werden kann — nein, daß sie jetzt, wo ich Alles verloren, fast trostlich vor mir steht wie ein heller, schöner Stern in dunkler Nacht?"

Victor machte unwillkürlich eine abwehrende Bewegung mit der Hand. — „Und wenn Dir auch dieser Stern verbleicht und entschwindet?" sagte er alsdann mit ernster Stimme.

„Wie meinst Du das?" fragte der Maler erschreckt. — „Doch soll ich mich über eine Sache ängstigen, die mir gewiß ist? Jener Stern, dem ich so viel geopfert, wird mir nicht verschwinden, er wird mich leiten in trostloser Finsterniß, er wird mich führen nach einer stillen Bucht, nach einem sichern Hafen und sich dort in eine helle Lebenssonne verwandeln."

Er sprach das hastig, wie um andere Gedanken zu unterdrücken, zu verscheuchen, die sich ihm gewaltsam aufdrängten.

Victor hatte ihn kopfschüttelnd betrachtet, dann sprach er:

„Soll ich Dir noch einmal wiederholen: denke an gestern Nacht? — Doch Deine Nerven sind furchtbar aufgeregt; setz' Dich nieder, suche Dich zu beruhigen, denke um des Himmelswillen nicht an Dinge, wie die eben ausgesprochenen, die noch trostloser sind als das, was Du mir gerade erzählt."

Der Maler setzte sich nieder, und als er hierauf zu seinem Freunde aufschaute, that er das mit einem sehr traurigen Blicke. „Meinst Du wirklich," fragte er, „daß jene Aussicht so trostlos sei?"

„Gewiß, auch wenn sie richtig wäre.“

„Und warum sollte sie nicht richtig sein?“

„Wer kann einem Gefühl Worte geben, das mächtig in uns spricht und von dem wir überzeugt sind, daß es uns die Wahrheit sagt?“

„Und was sagt Dir Dein Gefühl?“ fragte der Maler fast lauernd.

„Es sagt mir,“ erwiederte Victor, indem er dem Andern voll in das Gesicht schaute, „daß Dein Stern in unserer Nacht ein trügerischer Stern ist, ein Irrlicht, das plötzlich erlöschen wird, wenn es Dich so verlockt hat, daß für Dich keine Rückkehr mehr möglich ist. — Und das ist ja bereits geschehen,“ fügte er mit leiserer Stimme hinzu. „Du hast Dich unbedachtsam der Flamme genähert und bist, statt sie zu umkreisen, hineingeflattert. Freilich hast Du Dir jetzt kaum die Flügel versengt, aber bist Du klüger geworden? Nein, nehme mir nicht übel, Ferdinand, statt Phantasien nachzuhängen, wie Du sie eben ausgesprochen, würde ich mit aller Macht darnach streben, mein Verlorenes wieder zu erlangen.“ — —

„Ja, Du hast Recht, Du hast Recht, o Gott! ich fühle wie Du Recht hast; aber während ich dorthin langte, verliere ich hier Alles. — Sieh' mich an, Victor, Du hättest alle Ursache, mich vor den elendesten, den miserabelsten aller Menschen zu ekeln, mir schonungslos in's Gesicht zu schlagen, wenn ich im Stande wäre, mich hier so leicht loszureißen, als Du es wohl nur möglich hältst. O dieses Weib, dieses schöne, wilde, süße Weib hat mich an sich gezogen mit ‚Zaubermacht‘. Nenne es wie Du willst, nenne es Unrecht, Sünde, Ehrlosigkeit, Feigheit, selbst bei dem Furchtbaren, was mich betroffen, kann ich nicht von ihr lassen, kann ich die Kette nicht brechen, die mich an sie fesselt.“

„So muß sie selbst diesen Bann lösen," sagte der Musiker ruhig, wobei er auf das leicht bewegte Blättermeer vor den Fenstern schaute, „und — mir sagt es ein richtiges Gefühl, sie wird das wollen."

„Und wie sollte sie das wollen? — Sie hängt an mir, wie ich an ihr hänge!"

„Zum dritten Male wiederhole ich Dir: denke an gestern Nacht!" — Bei diesen Worten schlug Victor einen leichten Accord auf dem Flügel an. „Du bildest Dir ein," fuhr er alsdann fort, indem er seine Worte mit eigenthümlichen Klängen begleitete, „sie — sie liebe Dich, wie uns ein weibliches Wesen lieben soll. — Ja, laß mich es aussprechen, wie Dich Therese geliebt, — wie Therese Dich noch liebt." — Die Melodie, die er spielte, klang unendlich weich und verfehlte ihre Wirkung auf den Andern nicht, denn er ließ den Kopf langsam herabsinken und verbarg seine glühende Stirne in beide Hände. — „Aber dieses Weib," fuhr Victor fort, „liebt nicht so, die liebt anders, wohl leidenschaftlich und gewaltsam wie dies rauschende Allegro, aber ebenso unbeständig, bald und schnell erlöschend."

„Nein, nein," seufzte der Maler, „nur mit ihrem Leben."

„Sie hat viele Leben, sie hat ein süßes Leben für Dich, sie wird ein süßes Leben haben für den, der Dir folgt." —

„Victor!"

„Für den, der Dir heute, morgen, übermorgen folgt, was weiß ich?" — — — — Der Musiker endete sein Spiel in mehreren fast disharmonisch klingenden Accorden und wandte sich um, als er hörte, wie sein Freund sich rasch und heftig erhob. „Du unterbrichst mich da in einer hoch gelungenen Phantasie, in einer Phantasie, die für Dich eine richtige Prophezeiung war."

„Eine falsche, eine entsetzlich falsche."

„Jene Frau," sagte Victor mit sehr entschiedenem Tone, „liebt Dich nicht, wie Du Dir einbildest. Es hat ihr geschmeichelt, einen Künstler von so gutem Namen, einen Mann, dem man bis dahin nichts nachsagen konnte — Dich mit Deiner nicht unangenehmen Persönlichkeit, zu ihren Füßen zu sehen. Es hat ihr geschmeichelt, es hat ihr wohl gethan, Deine Leidenschaft wachsen zu sehen. Sie nahm Deine stürmischen Huldigungen hingebend auf, sie schien Deine Gefühle zu erwiedern, weil diese enthusiastischen phantasiereichen Gefühle eines jungen, feurigen Künstlers ihr pikant, jedenfalls neu waren; sie hatte sich, wie ich weiß, in letzter Zeit an kältere, wenn gleich aristokratischere Hingebungen gewöhnt. — Du warst ihr ein neues Feld, und wie sie Deine Liebe cultivirt, sehe ich mit Erschrecken an dem entsetzlichen Wahn, von dem Du befangen bist."

Der Maler war auf seinem Spaziergange durch das Zimmer bei dieser Rede seines Freundes plötzlich stehen geblieben, er stemmte die Hand auf einen Tisch, neben dem er gerade stand und seine Lippen zuckten. „Ich verstehe Dich wohl, Victor," sprach er, „und was Du da sagst, habe ich mir schon hin und wieder selbst vorgehalten, aber ich irrte mich wie Du; es ist eine wahre, eine hingebende Liebe, die sie für mich empfindet. — Wenn es ja wirklich so wäre, wie Du vorhin behauptet, wenn ich ein Spiel ihrer Launen gewesen, wenn ich, nur um ihrer Leidenschaft zu dienen, Alles, Alles verloren hätte, wenn sie nicht bereit wäre, mir ebenfalls ihre Existenz, ihr Alles zu opfern, — oh!" setzte er mit schrecklichem Lachen hinzu, „dann hätte ich keinen Augenblick zu verlieren, um mir eine Kugel durch den Kopf zu schießen."

„Oder," fiel ihm Victor kalt und ruhig in die Rede, „dem Schicksal zu danken, das Dir endlich die Augen geöffnet."

„Wenn Alles zu ſpät, Alles verloren wäre!“

„O ja, ſo würde es ſein, wenn Du Dir ſeiger Weiſe eine Kugel durch den Kopf jagen wollteſt. — Glaubſt Du,“ fragte Victor nach einer Pauſe, „daß ich Dein Freund bin, Dein wahrer, aufrichtiger Freund?“

Der Maler nickte mit dem Kopfe.

„Biſt Du überzeugt, daß ich Dir mit jeder Aufopferung helfen werde?“

„Gewiß, Victor, ich habe Dich ſo erkannt.“

„Nun denn, ſo folge meinem Rath und ſei verſichert, daß er heilſam für Dich iſt, daß er Dich retten wird. — Geh' zu ihr hin, ſo bald Du kannſt, ſage ihr, was Dir widerfahren, daß Du jetzt frei ſeieſt, ihr ganz angehören werdeſt. Sei leidenſchaftlich, wie Du es leider eben bei mir warſt, ſprich mit Ueberzeugung, und wenn Du ihr Dein ganzes Innere dargelegt, ſo verlange von ihr — kein Opfer, was ſie Dir bringen ſoll, nur die Verſicherung ihrer dauernden, unwandelbaren Liebe. Vergiß aber nicht, ihr zu ſagen, daß Du ihr jetzt ganz zu eigen ſeieſt. — Dann gib weniger auf ihre Worte als auf ihre Mienen Acht. Es wird Dir nicht ſchwer ſein, mit eiferſüchtigem Argwohn — denn der wird ſich bei Dir gleich entzünden — zu fühlen, ob der Druck ihrer Hand ſo aufrichtig und warm iſt wie geſtern, ob ſich ihre Lippen Dir ſo hingebend nähern werden wie ſonſt.“

„Und dann?“

„Nun, und dann magſt Du erfahren, was Du willſt — Du gibſt mir Dein Wort, mich ſogleich aufzuſuchen und ehrlich mit mir zu reden, Du wirſt dazu geneigt ſein, denn Du haſt dann eingeſehen, wie vortrefflich mein Rath war. Willſt Du?“

Der Maler hatte ſeinen Gang durch das Zimmer wieder aufgenommen, und wenn er an das Fenſter kam, wäh-

rend sein Freund sprach, blieb er dort einen Augenblick tief aufseufzend stehen.

„Rede noch länger so zu mir," sagte er nach einer Pause: „Deine Worte treffen mein Herz, und wenn auch schmerzlich, wie mit Keulenschlägen, so rüttelt doch jeder dieser Schläge an einem starken Bande, das mich fest eingeschnürt hielt. Was Du mir sagst, erhellt mein Gehirn, und wenn die Glut, die mein Blut durchtobt, mir auch jetzt noch wie eine Alles verzehrende Feuersbrunst erscheint, so ist es mir doch, als seien es keine Flammen, was mich erschreckt, sondern als sähe ich, wandelnd in finsterer Nacht, das Anbrechen einer neuen Morgenröthe, — als sei langsam über mich dahin gezogen ein versengendes Meteor, unter dem ich mich wohl gefühlt, so lange es meine Sinne gebannt, dessen fürchterlichen Druck ich aber jetzt erst recht empfinde, da es anfängt von mir zu lassen, und da ich, seinem glühenden Hauche folgend, lindernde kühle Lüfte zu verspüren glaube. Deßhalb sprich zu mir."

Er warf sich in einen Fauteuil und stützte den Kopf in seine Hand.

„Wenn ich vorhin sagte," fuhr der Musiker fort, „Du habest die Flamme nicht nur umspielt, sondern Dich auch hineingewagt, so hatte ich darin vollkommen Recht, ohne Dir auf Deinem Standpunkte übrigens Vorwürfe darüber machen zu wollen. Was Dich in die gefährliche Welt trieb, wo Du Deine Ruhe gelassen, war die leicht begreifliche Neugierde, ein Leben kennen zu lernen, das dem Künstler nicht unbekannt bleiben soll. Es gibt aber zweierlei Wege, um dies ungestraft doch vielleicht mit einigem Erfolg thun zu dürfen: entweder Du wirfst Dich, ein rüstiger Schwimmer, in jenes glänzende, trügerische Meer, schwimmst mit den Uebrigen um die Wette, auf's Gerathewohl, wohin es gehen mag, wirst vielleicht von einem stolz vorüberseglenden statt-

lichen Schiffe als unbedeutend überfahren oder an Bord genommen, wo Du dann wohl in einer behaglichen oder unbehaglichen Abhängigkeit, je nach Deiner Gemüthsart, auf andere arme Schwimmer herabschaust und so Dein Leben damit verbringst, Dich nach jedem Winde zu richten oder die Zeichen und Flaggen aufzuziehen, die Dir gerade befohlen werden. — Vielleicht auch entdeckst Du irgend ein verzaubertes Eiland, eine wunderbare Fee, die Dich aus den Wellen zu sich emporzieht, Dir die Krone auf's Haupt drückt, Dich zu ihrem Herrn und König macht, was auch schon geschehen ist, aber höchst selten. Endlich kann es Dir gehen, wie es Vielen ergeht: Du schwimmst, so lange Deine Kraft dauert, um endlich, wenn Dich nicht vielleicht ein günstiger Wind zurück an das Ufer führt, das Du leichtsinnig verlassen, unbeachtet unterzugehen. Es wäre möglich, daß Dich ein solches Ende befriedigte, daß Du bethört von all' dem trügerischen Glanz, der Dich umgibt, die Hoffnung nicht fahren ließest und selbst dann noch das Glück zu erblicken glaubtest, das sich Dir rosig näherte, wenn die Strahlen der untergehenden Sonne Deine brechenden Augen blenden."

Diese Worte hatte Victor mit leichten Accorden begleitet, doch unterbrach er sich jetzt und sagte lächelnd:

„Meine Phantasie führt mich zu weit, das heißt, ich werde zu weitläufig."

„Nur mich nicht, gewiß nur mich nicht, Victor."

„Gut denn, so wollen wir also den zweiten Weg beleuchten, den man einschlagen konnte, um Nutzen aus jener Welt zu ziehen, die sich mit einer ziemlichen Portion von Uebermuth ‚die Gesellschaft' zu nennen beliebt. Du betrachtest sie einfach wie jedes Andere, was Dir zum Vorwurf ihrer Studien dienen kann, als ein Blumenbeet, meinetwegen auch als ein Feld voll wucherischen Unkrautes, zierlich

in seinen Formen, aber im Ganzen von zweifelhaftem Nutzen. Sie dient Dir wie eine Partie herrlichen Baumschlags, wie ein verwitterter Stamm, der mit Schmarotzerpflanzen umgeben ist, wie die sanfte Glut der scheidenden Sonne, wie der trotzige, blutrothe Schein eines Nordlichts. Du tangirst diese Kreise kaum, da Du gewöhnlich beobachtend bei Seite stehst: Du füllst Deine Phantasie, Deine Mappen mit Licht und Schatten, mit dem blendenden Schein, der dort auf dem gewaltig einherschießenden Wasser liegt, mit der trügerischen, schwankenden Decke, welche jenen Sumpf überzieht, der als Rahmen dient einiger wenigen, in lockenden Farben prangenden Wasserrosen. — Das war Dein Weg, den hättest Du einschlagen sollen. Du nahmst aber unbedachtsam dem abschüssigen Ufer, obgleich gewarnt, Ferdinand, — vergiß das nicht — und erst, als Du mitten in der Strömung warst, fiel es Dir ein, daß Du nicht frei und unabhängig seiest, um dem ersten der angegebenen Wege zu folgen; da merktest Du wohl, daß es Dir unmöglich sei rüstig mitzuschwimmen, um etwas zu erringen oder unterzugehen, und da wähltest Du einen Seitenpfad, der am verderblichsten war, der Dich mit Dir selbst, mit Deiner Vergangenheit und Zukunft zerfallen machte. — Wie man nicht ungestraft unter Palmen wandelt," fuhr der Musiker nach kurzem Stillschweigen fort, „so kann man auch jenes Leben nicht ungestraft genießen, ohne sich ihm ganz hinzugeben. Das versuchtest Du zu thun und die Strafe folgte Dir auf dem Fuße."

„Ich verstehe, ich verstehe."

„Wenn Du aus dem rauschenden Leben der großen Welt in Dein stilles, friedliches Haus zurückkehrtest, so erkaltete Deine Phantasie, voll von glänzenden Bildern, als Dein Fuß, der eben noch weiche Teppiche betreten, jetzt auf dem Holzboden Deiner Treppe, Deiner Zimmer klang. Nicht

blos der Künſtler hatte mit in der Geſellſchaft gelebt, auch der Menſch. Und das warſt Du nicht im Stande von einander zu trennen; Du verglichſt die einfachen Wände Deines Zimmers mit jenen glänzend verhängten Räumen, die Du eben verlaſſen; der Schein der Lampe, der Dir bis jetzt ſo friedlich geleuchtet, verblaßte gänzlich, wenn Du an die ſtrahlenden Lichter dachteſt, die ſich dort, wo Du herkamſt, in Gläſern, in Brillanten, vor allem in gefahrlichen ſchwarzen Augen widerſpiegelten. Du verglichſt die treuen Blicke Deiner Frau mit jenen verzehrenden, die nur kennen; ihre einfachen, herzlichen Worte mit jenen ſchmeichleriſchen verführenden Reden, die dem Künſtler galten, und die der Menſch, eitel wie wir Alle ſind, auf ſich bezog."

„Wahr, ſehr wahr."

„Was Dir am längſten friſch und jedem Vergleiche Stand hielt, das waren Deine Kinder. O ich kann mir das denken, das urſprüngliche Weſen dieſer friſchen, liebenswürdigen Naturen iſt ja wie der Thautropfen auf dem Blatt einer Roſe, in jeder Stimmung begehrenswerth, genügend, erquickend, mit Nichts vergleichbar und deßhalb allen Vergleich ſiegreich aushaltend."

„Gewiß, gewiß."

„Aber nur eine Zeitlang erſchien Dir das ſo: ich finde es, wenn nicht verzeihlich, doch begreiflich. Dann traten in Deiner befangenen Seele ſelbſt die lieben, friſchen Geſichter nach und nach in den Hintergrund vor den kleinen, unangenehmen Zufälligkeiten, welche das tägliche Leben nun einmal begleiten, die, ich gebe das zu, der Natur eines Künſtlers zuwider ſind und die —"

„Thereſe ſich nie die Mühe gab, mir ſo viel es ihr möglich war zu verdecken. — Es iſt wahr," rief der Maler ſchmerzlich erregt, „ich trug das Unrecht in mein Haus, ſie aber that nicht, was ſie thun ſollte, um mich im engen

Kreis meiner Wände die andere Welt vergessen zu machen. Du mußt mir zugeben, Victor, daß ich gearbeitet habe, wie ein Mensch nur arbeiten kann. Und meine Arbeit wurde belohnt, sie und mein Name mir reichlich bezahlt. Ich konnte nicht nur sorgenlos leben, ja ich hätte für meine Verhältnisse sehr anständig leben können. Und was das anbelangt, so rang ich vergebens mit dem starren Sinne meiner Frau. Ich will Dir gestehen, jenes glänzende Leben, in das mich meine Kunst hineintrieb, sagte meiner Phantasie mehr zu. Bin Du doch im gleichen Falle, und was Du von Anfang an thun konntest, beschloß auch ich zu thun: in meinem Hause nämlich ein Stückchen Umgebung zu zaubern, die mich draußen entzückte; ich wollte bei mir statt des einfachen Holzbodens, um Deine Worte zu gebrauchen, den Teppich wieder finden, den mein Fuß dort verließ; ich wollte die kahlen Wände meines Zimmers ebenfalls reich verhängen mit jenen Sachen, die freilich zum gewöhnlichen Leben unnöthig sind, die aber den Sinn eines Künstlers entzücken. — Auf diese Art gedachte ich anfänglich mit jener anderen Welt fortzuleben, die mich, ich gestehe es, in ihren Formen so mächtig anzog. — Aber das — ein rettender Ausweg, scheiterte an dem — Widerspruch meiner Frau, die mich nicht begriff. Sie konnte oder wollte es nicht verstehen, daß es meinem Auge wohl thun müsse, irgend einen geschmackvollen Sessel, vielleicht ein reiches Möbel in meinem Zimmer zu sehen, an der Wand einen Spiegel, eingerahmt mit dunkel geschnitztem Eichenholz oder auch eine alte Vase, auf dem Tische sonderbar geformte Krüge, ein Paar alte, hohe Trinkgläser, bei deren Betrachten ich mir so leicht jene Zeit vergegenwärtigte, wo diese Gläser, angefüllt mit funkelndem Wein, spitzbärtigen Männern standen, die über das dunkle Wamms den breiten, steifen Spitzenkragen hinausgelegt hatten, die

auf dem Kopf den breitkrämpigen Hut trugen mit lang herabhängender Feder, während Schwert und Handschuhe neben der dickbäuchigen Flasche standen — oh! — Therese verstand mich nicht, wenn ich ein Stück schweren, alten Seidenstoffes mit nach Haus brachte von irgend einer leuchtenden Farbe und wenn ich dabei nicht beachtet, daß dieser Stoff fleckig war, — sie begriff nicht, wie man für so verlegene Waare, wie sie es nannte, sein gutes Geld ausgeben könne; sie vermochte es nicht zu fassen, wenn ich ein solches Stück Damast über einen Stuhl warf, daß es auf den Boden herab rollte, wobei ich mich so sehr an dem Faltenwurf und dem Spiel der Farben ergötzte."

„Ich verstehe das," sagte der Musiker seinerseits.

„Ich versichere Dich, Victor, nicht einmal in meinem Atelier, so lange ich es in meiner Wohnung hatte, konnte ich es durchsetzen, daß nicht eine sogenannte Ordnung meine mir so nothwendige malerische Unordnung tagtäglich zerstörte. Dadurch wurde ich verdrießlich, mißmuthig, und alle die kleinen Verschönerungen des Lebens, die ich auswärts sah und die ich mir auch hätte verschaffen können, erschienen mir um so begehrenswerther, je mehr ich kämpfen mußte sie zu besitzen. — Und einen vergeblichen Kampf," setzte er düster hinzu. — „Stelle mich dazu an," fuhr er nach einer Pause fort, „eine steile Felsenwand zu erklimmen, wo ich im Stande bin, meine Kraft zu gebrauchen, wo mein Muth mit dem Widerstande wächst, wo ich, mich mit Händen und Füßen anklammernd, durch den kalten, mir widerstrebenden Stein förmlich ermuthigt werde, — glaube mir, ich werde nicht nachlassen und den Gipfel erreichen. Aber kämpfe einen Kampf gegen ein Terrain, wo Wort und That keine Federkraft fühlt, die ihr entgegengestellt wird, wo Alles, was Du sagst und thust, nicht von dem Gegner frisch zurückprallt oder Dir wieder zugeworfen wird,

ſondern wie in einer weichen Fläche ſtecken bleibt, wo Du auf einem Sumpfe wandelſt, bei jedem Schritte bis an die Knöchel einſinkſt, und dann, wenn Du den Fuß zurückziehſt und glaubſt, wenigſtens einen Eindruck gemacht zu haben, gewahr wirſt, wie der momentan nachgebende Boden wieder aufſchwillt und die alte langweilige Fläche ſich wieder auf's Neue darſtellt. — — Doch verzeihe mir, Victor," ſprach der Maler, unmuthig die Hand emporhebend, „ich ſpreche Worte, deren Sinn Dir vielleicht unverſtändlich iſt, den ich aber tief und ſchmerzlich fühle."

„O nicht doch," erwiederte der Muſiker; „ich glaube zu verſtehen, was Du ſagen willſt."

„Ich kehre in mein Haus zurück," fuhr der Andere nach einem minutenlangen, gedankenvollen Stillſchweigen fort, „erfreut über Worte der Anerkennung, die ich draußen erhalten, ich wiederhole ſie beglückt in der Hoffnung, daß man ſie mit mir empfindet. — O nein, und wenn ich dann ſehe, wie ich mich geirrt, ſo fühle ich mich plötzlich abgeſtoßen, erkältet. Und wenn es nur unbedingte Theilnahmloſigkeit überhaupt geweſen wäre, die mich nicht verſtehen konnte und wollte, ſo hätte ich mich am Ende tröſten müſſen. — Aber nein, es war oft wie eine böſe Luſt, meinen Enthuſiasmus zu dämpfen und mir achſelzuckend zu ſagen: ‚Wie könnte ich mich auch über das Urtheil von Leuten freuen, die ja doch nur ſo ſprechen, um etwas Angenehmes zu ſagen!' — Zum Teufel! Ich bin nicht der, der über jeden Pinſelſtrich gelobt ſein will, aber ohne Anerkennung, ohne ein belobendes Wort arbeiten iſt gerade, wie mit verbundenen Augen auf einer Landſtraße den Karren ziehen. — Doch laß mich ſchweigen davon, obgleich ich Tage lang und gewiß nicht ohne Grund fortfahren könnte. Was ich geſagt, ſoll nicht dazu dienen, das, was ich gethan, zu entſchuldigen, ſondern es ſoll Dir nur begreiflich machen, in welcher Ge-

muthsſtimmung ich mich befand, als ich mich vielleicht dadurch in etwas verzeihlich jenen Schlingen nahte, die mich nun feſt umgarnt halten, als ich mich, um Dein Bild zu wiederholen, in jenes Meer ſtürzte, das mich — ich fühle es wohl — in ſeine Tiefen reißen wird." — —

— — „Vergiß nicht," gab Victor, nachdem der Maler eine Zeitlang geſchwiegen, zur Antwort, „daß ich am Ufer ſtehen werde, ja daß ich mich ſelbſt in die Wellen begeben möchte, um Dir helfend die Hand zu reichen und zu Deiner Rettung zu thun, was in meinen Kräften ſteht."

„Ich danke Dir, Victor; ich wußte wohl, daß mein Vertrauen zu Dir mich nicht täuſchen werde."

Der Maler erhob ſich von ſeinem Stuhle und reichte dem Freunde die Hand, welche Victor herzlich drückte, und dann ſprach:

„Vor allen Dingen ſchweige gegen Jedermann über das, was ſich in Deinem Hauſe begeben, und forſcht Jemand nach Thereſen und Deinen Kindern, ſo haben ſie eine kleine Reiſe gemacht und werden bald zurückkehren. Theile den wahren Sachverhalt keinem Menſchen mit; es wäre das für Neugierige ein willkommener Scandal; ich muß dies Wort gebrauchen, — und ſie würden dieſen Vorgang ſo lange breit treten und vergrößern, bis er zu einer genügenden Klugſt würde, Dich von Deiner Familie auf ewig zu trennen."

Stifter hatte ſich gegen das Fenſter gewendet und ſagte, ohne umzublicken: „Glaubſt Du wirklich und gewiß daran, Victor, daß ich ſie — wiederfinden werde? O Du kennſt nicht die Härte ihres Charakters."

„Und hoffſt Du darauf?" ſprach Victor, ohne die Frage des Freundes zu beantworten.

„Ja, ich hoffe darauf," rief der Maler, indem er ſich umwandte. Man ſah ſein Auge eigenthümlich funkeln. —

„Ob ich darauf hoffe! Und deshalb will ich Deinem Rathe folgen: ich will hin zu ihr, ich will ihr mittheilen, wohin mich diese unselige Leidenschaft gebracht; ich will forschend in ihr Auge blicken, ich will den Schlag ihres Herzens fühlen, während ich ihr sage, daß ich nun ganz frei sei, daß ich ihr angehören wolle bis zum Schluß meiner Tage, daß ich ihr folgen werde bis an's Ende der Welt."

„So sprich — ja, so mußt Du sprechen."

„Und ich fange selbst an zu fühlen, daß es entsetzlich wäre, wenn sie sich darauf an meine Brust werfen würde, wenn ich aus dem Druck ihrer Hand, wenn ich aus dem Glühen ihrer Wangen ersehen mußte, daß sie entzückt von dieser Nachricht ist. — Und doch," setzte er leise, wie mit sich selber sprechend hinzu, „ist sie berauschend, hinreissend, wenn ihre Wangen glühen, wenn ihr Blut fieberhaft durch die Adern rast. — Ah! weg mit diesen entsetzlichen Bildern!" Er fuhr hastig mit der Hand über die Stirne.

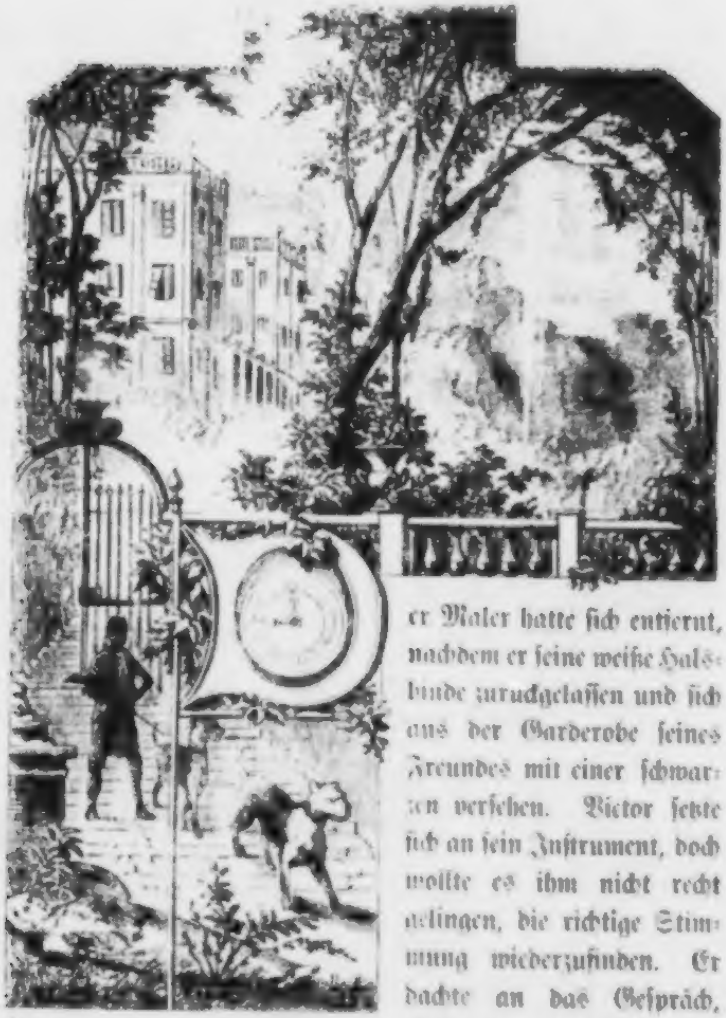
Der Maler legte dem Freunde seine Rechte auf die Schulter und sagte in sehr bestimmtem Tone:

„Ja, Ferdinand, verjage diese Bilder; sprich offen mit ihr, und ihre Wange wird erglühen, jedoch nicht von der Lust, in Deine Arme zu stürzen. — Aber ehrlich Spiel! das versprichst Du mir."

„Ehrlich Spiel — so wahr mir Gott helfe!"

Es war, als wollte die kleine Uhr, die auf dem Kamin stand, in diese Betheurung mit einstimmen, denn ihr Räderwerk surrte, — sie schlug die achte Stunde.

Die neunte Stunde.



Der Maler hatte sich entfernt, nachdem er seine weiße Halsbinde zurückgelassen und sich aus der Garderobe seines Freundes mit einer schwarzen versehen. Victor setzte sich an sein Instrument, doch wollte es ihm nicht recht gelingen, die richtige Stimmung wiederzufinden. Er dachte an das Gespräch, was er eben mit dem Freunde geführt, und es war so Manches darin, das auf ihn selbst hätte passen können, so viel Aehnliches mit seinen eigenen Verhältnissen, wenn er — einstens doch noch Alice zur Frau bekäme.

„Pah," sagte er, den Kopf aufwerfend, „wie kann ich nur plötzlich wieder auf den Gedanken an Alice kommen! Und doch ist es eigenthümlich, wie oft ich mich auf einem ähnlichen ertappe; daß ich aber vollkommen ruhig dabei, ohne irgend welche Aufregung bin, ist mir ein Zeichen, daß bei dergleichen Phantasieen durchaus keine Gefahr ist. Aber wenn sich eine solche Phantasie einmal verwirklichen würde, dann bin ich fest überzeugt, es ginge mir in manchen Beziehungen so, wie diesem armen Ferdinand. — Auch Alicen, fürchte ich, wären dicke Teppiche, weiche Fauteuils und ein eleganter Anzug fast ein Greuel. Oh, es ist das sehr traurig! — Warum?" fragte er sich selbst lächelnd, „was geht es mich an? — Nun ich dachte nur so, wenn der Mann, welcher das Glück hat, Alice einmal zu besitzen, auch in solchen Ideen befangen wäre — mir wäre es zum Beispiel ein Horreur, wenn ich nach Hause käme und meine Frau in Schreibärmeln — — Schade, daß man niemals vereinigt findet ein edles Herz, ein reines Gemüth, vollendete Schönheit, was Alice Alles besitzt, und eine elegante Tournure, die Kunst, das Leben durch alle die kleinen Finessen zu verschönern, eine Kunst, die Camilla in so hohem Grade besitzt."

Er war an das Fenster getreten und blickte auf die Blättermassen des Parkes, die sich dort vor ihm ausbreiteten. — Camilla! — Wenn ihm auch bekannt war, daß d Garten, den er hier überschaute, daß das Gebäude, der Dach über den Bäumen emporragte, ihrem Mann, dem Baron von Molitor gehörte, so war es ihm doch nie in den Sinn gekommen, in seinen Phantasieen ihre herrliche Gestalt hieher zu versetzen; wußte er doch, daß sie nie diesen Platz, weder Garten noch Haus, betreten hatte, daß der Baron dieses Besitzthum nie geliebt hatte und selbst seit langen Jahren fern davon geblieben war. Die Verwil-

derung des Parkes, die finstere Ansicht des Vorderhauses erschienen ihm auch durchaus nicht einladend und ließen wohl erkennen, daß der beständig abwesende Besitzer sich um Haus und Garten durchaus nicht bekümmerte und dasselbe völlig seinem Schicksal überließ.

Als er so am Fenster lehnte und seine Blicke über das Grün hinweg nach dem freien Platz schweifen ließ, wo die Fontaine ihren Wasserstrahl lustig emportrieb, da mußte er unwillkürlich aufhorchen, denn es war ihm gerade, als höre er heute wieder, wie schon früher ein paar Mal, das laute lustige Lachen eines Kindes. Ja, ja, es war nicht anders möglich, er konnte sich darin nicht irren, das Lachen der frischen jugendlichen Stimme drang zu klar und hell durch die brütende Stille, die auf dem weiten Parke lag. — Glaubte er doch fast, einzelne Worte zu vernehmen. Es war, als spiele Jemand mit dem Kinde, das dort so herzlich lachte, necke es, laufe ihm nach, fange es oder werde von ihm gefangen, denn von Zeit zu Zeit hörte man einen lauten Jubelschrei.

Jetzt — dort hinter dem freien Platze, flatterte etwas wie ein helles Gewand durch die Büsche; mehr konnte er nicht sehen. Es war nur ein kurzer Augenblick, dann erschien der Weg dort wieder ebenso öde wie vorher. Auch das Lachen, welches noch zuweilen hörbar wurde, klang ferner und ferner und verlor sich endlich ganz gegen das Haus zu.

Dicht unter seinen Fenstern hörte der junge Musiker jetzt rasseln und es war, als bräche Jemand mitten durch die dichten Gebüsche, welche dort die kaum mehr sichtbaren Wege einfaßten. — Ah, es waren die beiden kolossalen Hunde, die er früher auch gesehen und die nun zum Vorschein kamen, und am Boden schnuppernd kreuz und quer den Garten durchstrichen. Ihnen folgte der alte mürrische

Bediente mit seinem Doppelgewehr auf der Schulter, der, aufmerksam hin und her spähend, über den Weg herankam, und in die Höhe blickend den jungen Musiker an seinem Fenster bemerkte.

In diesem Augenblick machte der Alte eine Bewegung, als habe er Lust nach seiner Flinte zu greifen, schien sich aber wieder eines Besseren zu besinnen: er brummte einen kräftigen Fluch in den Bart und ließ etwas vernehmen, wie von unbezähmter Neugier, versteckten Lauschern, denen man besser thäte, ein Stück Blei in den Hirnkasten zu jagen.

Diese Bemerkungen des alten Mannes, halb und halb gegen das Fenster emporgerichtet, klangen so außerordentlich brutal und herausfordernd, daß sie wohl dadurch einen komischen Effect hervorbringen mußten.

Victor konnte sich deshalb nicht enthalten, beim Anblick des verdrießlichen Haremswächters, — denn so kam ihm der Alte in diesem Augenblicke vor, — laut aufzulachen, was der da drunten aber so übel zu nehmen schien, daß er alles Ernstes sein Gewehr von der Schulter nahm und einen der Hahnen knacken ließ. Jetzt aber lehnte sich der junge Musiker, soweit er konnte, aus dem Fenster und rief dem Alten sehr ruhig zu: „Wenn Ihre sehr verständlichen Pantomimen in der That mir gelten sollen, so warten Sie einen Augenblick, bis ich mir auch Schießbedarf herbeigeholt, und dann wollen wir in Gottes Namen sehen, wer am besten treffen kann. — — Was fällt Ihnen übrigens ein!“ fuhr er nach einer Pause fort, während welcher ihn der Alte starr angeschaut, — „geht es Sie im Geringsten etwas an, oder kann es Sie genieren, wenn ich, der ich doch wohl das Recht habe, zu meinem Fenster hinauszuschauen, von diesem Rechte Gebrauch mache?“ — Und was das Spionieren anbelangt, so konnte man Ihr Umherschleichen, wobei

Sie bis an die Zähne bewaffnet sind, viel eher so nennen und hätten wir alles Recht, uns darüber zu beklagen, daß man vor unserer Nase in einer friedlichen Stadt mit geladenem Gewehr herumzieht. — Ich werde mich übrigens gehörigen Orts nach Ihrem Rechte, dies zu thun, erkundigen, darauf können Sie sich verlassen."

Das Wort „erkundigen" schien auf den Wächter von Allem dem, was der junge Mann gesprochen, den größten Eindruck gemacht zu haben, denn er schulterte sein Gewehr und brummte in den Bart: „Was erkundigen! Wir lassen nichts über uns erkundigen. Zum Erkundigen muß man in unsere Nähe kommen, und wir möchten wissen, wer dazu Lust hat."

„Ich wahrhaftig nicht," erwiederte launig der junge Mann, dem die Unterhaltung mit dem Währwolf anfing Spaß zu machen. Schon der nähere Anblick desselben war eigenthümlich; als er so tückisch hinaufschielte, sah man seine Augen kaum unter den langen, dichten, überhängenden Brauen, seine Stirn war stark gefurcht, und um den trotzigen Mund spielte etwas wie Trauer und Schmerz.

Er schien unschlüssig, ob er eine Antwort geben oder die Unterhaltung abbrechen oder aber ob er noch dableiben solle; endlich pfiff er jedoch den Hunden, warf sein Gewehr auf die Schulter und sagte, indem er noch einen wilden Blick an das Fenster hinauf warf: „Hoffen wir für uns Beide, daß wir uns nicht einmal näher und noch unangenehmer begegnen." Damit verschwand er in dem Gebüsche.

Victor blickte ihm kopfschüttelnd nach und beschäftigte sich in seinen Gedanken damit, einen möglichen Zusammenhang zu finden in dem, was er heute Morgen hier gehört und gesehen, dem verwilderten Garten, dem Lachen der frischen Kinderstimme und der fast komischen Wuth dieses alten

Wächters da unten. Es kam ihm fast vor wie ein Märchen der alten Zeit, das in unsern aufgeklärten Tagen spielt.

Da fühlte er, daß ihm Jemand leise auf die Schulter klopfte, und als er sich rasch umwandte, sah er Herrn Kobler vor sich stehen.

„Verzeihen Sie," sagte der vortreffliche Makler, „ich habe zweimal angeklopft, aber Sie waren so vertieft bei Ihrem Hinausschauen, daß Sie mich nicht hörten und ich mir schon ohne ein freundliches Herein die Erlaubnis nehmen mußte, Ihre Thüre zu öffnen. — Werden Sie mir verzeihen?"

„Ohne alle Frage," erwiederte freundlich der Münster; „seien Sie nur bestens willkommen! Es ist nur Schade, daß Sie nicht einige Augenblicke früher kamen, Sie hätten eines der merkwürdigsten Zwiegespräche mit anhören können."

„Ein Zwiegespräch von diesem Fenster in jenen Garten hinab?" entgegnete Herr Kobler mit einer Miene so voll Verwunderung, daß ihn Victor fragend ansah. „Mit Jemand, der da unten in dem Parke war?"

„Allerdings mit Jemand, der da unten im Parke war," gab Victor ziemlich erstaunt über das seltsame Gesicht des Herrn Kobler zur Antwort.

Dieser neigte seinen Kopf hin und her, beugte sich etwas aus dem Fenster hinaus und sagte, nachdem er eine Weile umgeschaut: „Ich habe immer geglaubt, es weile nie Jemand in dem Parke."

„Und da haben Sie recht, wenn Sie an Jemand denken, über den es sich der Mühe verlohnt zu sprechen; so einsam, wie Sie indessen glauben, ist der Park auch nicht."

„Nicht?" fragte Herr Kobler mit einem außerordentlich erstaunten Gesichte.

„O nein," erwiderte der junge Maler, der unwillkürlich lächeln mußte über die seltsame Miene des ehemaligen Malers. „Da hat's, wie Sie sehen, wunderschöne Bäume mit einer Menge von Singvögeln, da gibt's eine prachtvolle Fontaine, da sieht man zuweilen helle Damenkleider." —

„Ah!" machte der Andere, mehr und mehr erstaunt.

„Gewiß," fuhr Victor fort, „da hört man das fröhliche Lachen einer lustigen Kinderstimme, da sieht man manchmal einen Wächter mit zwei gewaltigen Hunden, und dieser Wächter ist mit einem Doppelgewehr bewaffnet, womit er Leuten droht, die harmlos unter ihrem Fenster liegen, um frische Luft zu schöpfen."

„Ah, der alte Andreas," sagte Herr Kohler.

„Sie scheinen ihn zu kennen?"

„Ob, oh, eben bin, nur ein klein wenig," versetzte der Maler mit einer gleichgültig sein sollenden Miene, deren Unwahrheit dem jungen Maler aber nicht entging. „Kinderstimmen hört man im Garten?" fragte darauf Herr Kohler.

„Wenigstens die Stimme eines Kindes," sagte Victor, worauf er in gewöhnlichem Tone fortfuhr: „aber das ist Ihnen so genau bekannt, wie mir selbst, lieber Kohler; spielen Sie gegen mich nicht den Verschlossenen; Sie wissen, wie ich Sie kenne. Jemand, der so den ganzen Tag damit verbringt, unter Beihülfe eines außerordentlichen Scharfsinns in alle möglichen Verhältnisse einzudringen, hat doch Kenntniß von diesem verwilderten Parke mit seinem alten Zauberschlosse."

„Da wird der Scharfsinn nicht viel nutzen," gab der ehemalige Maler, der sich geschmeichelt fühlte und deshalb erweicht wurde, mit wichtiger Miene zur Antwort. „Da hinein," — er streckte die Hand gegen Park und Gebäude

aus, — „bringt nur Jemand, der das Zauberwort kennt, durch welches sich doppelt verriegelte Thüren öffnen."

„Und Sie kennen ja das Zauberwort — ich weiß es bestimmt," sprach Victor in zuversichtlichem Tone.

Der Andere schien unschlüssig, was er zur Antwort geben solle; statt aber überhaupt eine Antwort zu geben, ließ er sich in den Sessel nieder, der noch an dem Fenster stand, zog seine Cigarrendose heraus und sprach in einem wehmuthigen, fast leidenden Tone: „Sie erlauben doch, Herr Barring, daß ich nur eine anzünde?"

„Versteht sich von selbst, wenn Sie nicht lieber vorziehen, eine von den meinigen zu nehmen."

„Sie sind mir zu stark," erwiederte Herr Kobler, dann setzte er mit einem Seufzer hinzu: „namentlich zu stark, um sie heute Morgen zu rauchen; meine Nerven sind ohnedies ein wenig aufgeregt." Er fuhr bei diesen Worten mit der Hand über seine emporsträubenden borstigen Haare, als spüre er irgend einen Druck auf dem Gehirn.

Victor spielte gleichzeitig eine flüchtige Passage auf seinem Ringel, dann wandte er rasch den Kopf um, blickte den ehemaligen Makler scharf an und sagte in bestimmtem Tone: „Sie sind leidend, man sieht es Ihnen an; nun, wo fehlt es Ihnen?"

„Mir," fragte der Andere mit einer affectirten Ueberraschung, „was sollte mir fehlen? Ich bin nicht leidend, ich bin körperlich sehr gesund."

Er hatte das „körperlich" so besonders betont, daß Victor nothwendig fragen mußte: „Aber geistig sind Sie leidend? Gestehen Sie es nur, Ihnen ist Etwas zugestoßen, was Ihre Nerven außerordentlich afficirte."

Statt aller Antwort ließ Herr Kobler den Kopf hängen und stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Sie werden mich genugsam kennen," sprach der junge

Muſiker, „um zu wiſſen, daß es nicht meine Art iſt, mich in anderer Leute Geheimniß zu drängen. Andererſeits aber kennen Sie auch meine Freundſchaft für Sie und werden mir zugeben, daß ich Ihnen ſchon manchen nicht gerade ſchlechten Rath ertheilte."

Der geweſene Maler war haſtig aufgeſtanden, hatte die Hände unter die Rockſchöße gelegt und ſchritt im Zimmer auf und nieder mit einem finſteren Geſichte, das gerade dadurch etwas ſehr Komiſches erhielt. Endlich blieb er mit einem förmlichen Rucke in der Gegend des Flügels, vor dem Victor ſaß, ſtehen, verbarg die rechte Hand unter ſeinem Rocke auf der Bruſt und ſprach in feierlichem Tone: „Ja, Victor, mir iſt etwas Abſonderliches heute Morgen geſchehen. Sie kennen meine Art, über das Frauenzimmer im Allgemeinen zu denken. Sie wiſſen, wie ich allen Feſſeln entging, die mir im Verlauf ſo vieler Jahre häufig drohten, ich habe Ihnen oft geſagt," fuhr er elegiſch fort, „wie ich der Liebe ſpottete, wie ſie fern von mir blieb — endlich —"

„Ah! mein lieber Herr Kohler, ſo — endlich hat doch Ihre Stunde geſchlagen, und da Sie das mit einem ſo betrübten Geſichte ſagen, ſo muß ich faſt annehmen, Ihre Neigung ſei auf arge Hinderniſſe geſtoßen."

„Das iſt es nicht, was mich betrübt," meinte Herr Kohler, nachdem er ſeine Cigarre auf's Neue angezündet, „wohl aber, daß mich, einen alten Praktikus, das ſo plötzlich überfallen konnte. O ich ſage Ihnen, Victor, ſie ſehen, ſie ſprechen und die Leidenſchaft ſich bei mir feſtſetzen war eins."

„Das ſind die gefährlichſten Symptome. Und ſolches geſchah ſchon heute Morgen?"

„Schon heute Morgen, allerdings," ſagte Herr Kohler mit einem tiefen Seufzer, „auf der Eiſenbahn — nach ſechs

Uhr beim ersten Schnellzug nach T. — O diese Eisenbahn!" fuhr er zum Himmel aufblickend fort: „ich wußte wohl, daß mir da einmal etwas zustoßen würde, es hat so was Nervenaufregendes, so was Verwirrendes, das ganze Getreibe da; wie anders, wenn ich an die stillen Freuden meines harmlosen Posthofs denke. Doch genug davon; ich kann Sie versichern, Victor, es war gerade wie in der famosen Oper. Wie heißt sie doch? Ah! das Nachtlager von Granada. — Ta — a — dum — ta — a — dum — ta — a — da — a di — dum," sang Herr Kohler, „ihr Blick mir zugewendet —"

„War Blitz und Schlag zugleich," fiel der junge Musiker ein, indem er auf dem Flügel dazu accompagnirte.

„Ja wohl," seufzte der Andere, „war Blitz und Schlag zugleich."

„Und darf man fragen," nahm Victor das Wort, nachdem er eine Zeitlang auf seinem Instrument phantasirt hatte, „wer die Erkorene ist? ob Hoffnungen da sind, oder was Sie anzufangen gedenken?"

„Darüber habe ich mir noch selbst keine Gedanken gemacht," entgegnete der ehemalige Roller; „doch, lieber Barring, will ich Ihnen nicht verschweigen, daß es mich mächtig gepackt hat, ob die Zeit Rosen oder Dornen bringt, wer kann das wissen! Vorderhand fühle ich mich ihr aufs Innigste nachgezogen und vermag nur dann froh zu athmen, wenn ich mich so sehr, als es thunlich ist, in ihrer Nähe aufhalten kann."

„Und hier —" fragte Victor, indem er verwundert umherschaute, „hier sind Sie in Ihrer Nähe?"

Herr Kohler trat auf den jungen Mann zu, legte die Hand auf seinen Arm und sagte, indem er ihm fest in das Gesicht blickte: „Vertrauen denn um Vertrauen — Offenheit gegen einen guten Rath, den Sie mir für später nicht

vorenthalten werden. Victor, Sie sind ein Mann von Welt, ich glaube mich in Ihnen nicht zu täuschen. — — Ja — sie, die ich meine, o Gott noch nicht die Meine! — wird in kurzer Zeit hier in unserer Nähe sein, wenn auch nur für wenige Augenblicke — dort," sprach er, indem er seinen Freund an das Fenster zog, mit der Hand auf das Haus zeigte, das über den Bäumen hervorragte — „dort in jenem alten Gebäude."

„Spaßen Sie, Kohler!" rief Victor überrascht. „Also hatte ich doch Recht, wenn ich vorhin sagte, ich sei versichert, daß Sie Kenntniß hätten von dem verwilderten Parke da unten mit seinem Zauberschlosse! Reden Sie die Wahrheit," fuhr er dringender fort, „es interessirt mich darüber etwas zu erfahren."

Einen Augenblick schwieg der Andere, dann sprach er mit affectirt tiefer Stimme, wobei er über die Brillengläser hinweg in die Augen seines jungen Freundes blickte: „Es ist ein Geheimniß, Victor."

„A—a—a—h," erwiderte der Musiker mit kaltem Tone und während er, seinen Mann kennend, eine sehr förmliche Verbeugung machte, „ein Geheimniß, ein Geheimniß! Natürlicher Weise wäre es höchst indiscret von mir, die Mittheilung eines solchen zu verlangen."

„Gewiß nicht, Herr Baring, wenn es das wenige wäre — "

„Lassen wir es gut sein," gab Victor zur Antwort, indem er mit der gleichgültigsten Miene einige Töne auf seinem Flügel anstimmte. „Was geht es mich eigentlich an, ob irgend wer oder was hinter jenen alten Mauern steckt!"

„O ja, es steckt Manches dahinter," sagte Herr Kohler, der unglücklich gewesen wäre, wenn er in diesem Augenblicke wirklich hätte schweigen müssen; „da ich Sie aber als einen verständigen jungen Mann kenne," fügte er mit zu-

traulichem Tone bei, „und da Sie doch zur Familie gehören —"

„Zu welcher Familie?" fragte der Musiker, indem er sich Mühe gab, sein Erstaunen zu verbergen.

„Nun, zur Familie des Herrn Commerzienraths."

„Was hat mein Onkel mit jenem Hause zu thun?"

„Das ist gerade das Geheimnißvolle, ich handle in seinem Namen und Auftrag."

„Wo?"

„Dort!"

„Ah!" machte Victor, „also wissen Sie auch, wer das alte Haus bewohnt?"

Herr Kohler legte den Finger auf den Mund, wobei er vorsichtig nach allen Ecken des Zimmers schaute. „Das ist gerade das Geheimniß," sagte er, „wer dort wohnt, das heißt, wer sich dort zuweilen aufhält."

„Nun denn?"

„Der Baron von Molitor," erwiderte Herr Kohler mit flüsternder Stimme.

Victor fuhr zurück, als habe er etwas Entsetzliches gehört, doch faßte er sich gleich darauf wieder, preßte die Lippen auf einander und sagte nach einer längeren Pause: „Ah, richtig, ihm gehört ja Haus und Garten."

„Allerdings, ihm gehört Haus und Garten, dem Freiherrn von Molitor, — Sie wissen, dem Gemahl jener wunderschönen Dame."

„Ja, ich weiß, ich weiß," gab Victor aus einem tiefen Nachdenken heraus zur Antwort. Er war überrascht, erschüttert durch diese Nachricht, tausend Bilder drängten sich ihm gewaltsam auf und drohten seinen ruhigen Sinn zu überfluten. Wie ein dunkler Schatten zog die vergangene Nacht an ihm vorüber, wobei ihm Camilla wie ein leuchtender Blitz erschien, und er gedachte schaudernd des Versprechens, welches

er ihr gegeben. Dabei blickte er hinab auf die Bäume des Parks, deren Zweige unter einem leichten Winde hin und her schwankten, ihre Häupter gegen ihn zu schütteln schienen, und es ertönte in seinem Ohre wiederholt jenes Lachen der lustigen Kinderstimme, jener jubelnde Ruf, der sich aber mit einem Male in einen Schrei der Furcht, in einen Ruf nach Hülfe zu verwandeln schien. Dann erblickte er in seinen Träumereien wieder den alten Wächter, mit seinen Hunden aus dem Gebüsche tretend, er glaubte zu sehen, wie Jener das Gewehr nun wirklich auf ihn anlegte, er hörte die Schüsse knallen, er fühlte sich von der Kugel getroffen und sagte, während er seine Rechte langsam über Stirn und Augen herabgleiten ließ: „Er hätte Recht, er wäre mir zuvorgekommen." Mit einem tiefen Athemzuge fuhr er empor und schaute, wie um sein Hinbrüten zu entschuldigen, mit einem etwas erkünstelten Lächeln auf Herrn Kohler, der zu ihm sprach:

„Was der Herr Baron für eine Absicht hat, seine kurzen Aufenthalte hier so gar geheim zu halten, davon hab' ich keine Idee, aber Factum ist, daß ich behaupten möchte, außer den Leuten in seinem Hause wußten bis vor diesem Augenblicke nur zwei Menschen um seine Anwesenheit — jetzt wissen es drei," setzte er in einem sehr wichtigen Tone hinzu, „Sie — Herr Duvallet, sowie meine Wenigkeit."

„Und die Baronin?" fragte Victor, wie mit sich selbst redend.

„Hat keine Idee davon," entgegnete der Andere; „sie am allerwenigsten. Glauben Sie mir, bester Herr Barrina, ich schätze die Baronin, ich verehre sie gründlichst, ich möchte ihr gerne stets Angenehmes erweisen; nicht das Angenehmste aber für sie wäre, wenn man sie davon in Kenntniß setzte, daß der Herr Gemahl schon mehrere Tage hintereinander hier gewesen und mit ihm —" hier stockte Herr Kohler.

„Nun und mit ihm?“

Der ehemalige Makler deutete mit dem Kopfe nach dem Parke hin, dann streckte er die Hand aus, ungefähr drei Fuß über dem Boden, als wolle er so pantomimisch die Größe eines kleinen Wesens anzeigen.

„Ah,“ meinte der junge Rudler, „die frische Kinderstimme, die ich gehört!“

„Aber bei Gott, Vater, ich habe nichts gesagt, vergessen Sie das ja nicht und überhaupt seien Sie um des Himmels willen nicht leichtsinnig; lassen Sie die Baronin nicht ahnen, daß er sich unweiten hier befindet, daß die Kleine auch da ist. Sie kennen noch besser als ich diese entschlossene Frau, sie wäre im Stande, einen verzweifelten Versuch zu machen — nun, Sie wissen schon was, und das könnte das allergrößte Unglück geben. — Nicht wahr, Sie versprechen mir auf Ihr Wort, gegen die Baronin von dieser Angelegenheit zu schweigen, überhaupt gegen Jedermann. Darauf müssen Sie mir feierlich Ihr Ehrenwort geben.“

„Und wenn ich das nicht thäte und wenn ich es nicht thun könnte? wenn ich von dieser Nachricht Gebrauch machen müßte?“

„So versprechen Sie mir wenigstens, dies nur im allerdringendsten Nothfalle zu thun und weder Ihren Onkel noch mich zu nennen.“

„Nun gut, das Versprechen kann und will ich Ihnen geben, nur im höchsten Nothfalle davon zu reden und unter keiner Bedingung die Quelle erfahren zu lassen, aus der ich diese Nachricht habe. — Sind Sie damit zufrieden? Nur müssen Sie mir dafür ein Paar Fragen beantworten.“

„Zugestanden; wenn ich kann mit Vergnügen.“

„O Sie können, lieber Kohler! Nicht wahr, Sie waren schon in dem Hause drüben, zu einer Zeit, wo der Baron da war?“

Herr Kohler zögerte einen Augenblick mit der Antwort, dann aber sagte er: „Ja — freilich, ich war schon dort."

„Und Sie sprachen den Freiherrn?"

„Ich sprach ihn, aber nur im Auftrag Ihres Onkels."

„Welche Art von Geschäften hat denn mein Onkel mit ihm?"

„Mancherlei, eigentlich nichts Besonderes, er nimmt Gelder für ihn in Empfang, macht Zahlungen für ihn und besorgt ihm auch sonst kleine Geschäfte."

„Und wenn Sie für Herrn Duvallet dort drüben einen Besuch machen, so braucht es wohl Formalitäten, — oder haben Sie einfach nur nöthig, sich melden zu lassen?"

„Und welcher Formalitäten bedarf es!" gab lachend der ehemalige Makler zur Antwort. „Ich kann Sie versichern, eine belagerte Festung macht nicht mehr Umstände, einen Parlamentär einzulassen. Zuerst muß mich der Herr Commerzienrath schriftlich anmelden, daß ich in seinem Auftrag komme, dann wird mir eine Zeit bestimmt, wo ich da und da, immer weit genug vom Hause entfernt, mich einfinden soll. Dort treffe ich einen der alten brummigen Bedienten des Freiherrn, der beschaut mich, und wenn er sieht, daß ich unzweifelhaft der Kohler bin, — denn sie kennen mich," fügte er mit Wichtigkeit hinzu, — „so gehen wir mit einander nach dem Hause da, und nur in der Begleitung des bekannten Bedienten werde ich eingelassen."

„Und kommt es oft vor, daß Sie Geschäfte mit dem Baron haben?"

„Fast jedes Mal, so oft er in der Stadt ist; Sie können sich denken, lieber Victor, daß der Commerzienrath keine Lust und keine Zeit hat, sich zu solchen förmlichen Audienzen herbeizulassen. Man kennt mich seit geraumer Zeit," — bei diesen Worten warf er sich in die Brust, —

„man in mit meiner Umſicht und mit meiner Art, delikate Geſchäfte zu traktiren, vollkommen zufrieden.“

„Aber ſchlägt Ihnen nicht das Herz, Kobler,“ ſagte der junge Muſiker lächelnd, „wenn nun die ſchöne Baronin ſo freundlich und liebenswürdig mit Ihnen ſpricht, wie neulich am Bahnhof. — Sie erzählten mir davon! — und wenn Sie Ungeheuer bei ſich ſelbſt jetzt ſagen müſſen, daß Sie im Beſitze eines Geheimniſſes ſind, deſſen Mitwiſſenſchaft die arme Frau glücklich machen könnte?“

„Das könnte ſie nicht glücklich machen!“ entgegnete der Makler kopfſchüttelnd; „im Gegentheil, es würde ſie zu einem neuen vergeblichen Verſuche antreiben, der wieder ebenſowenig gelingen könnte.“

„Und zu was für einem Verſuche?“ fragte Victor in anſcheinend gleichgültigem Tone. „Vielleicht zu einem Verſuche, mit ihrem Manne eine Unterredung zu haben? Darin ſehe ich nichts ſo Schlimmes.“

Herr Kobler zog die Augenbrauen zuſammen und pfiff leiſe ein Lied vor ſich hin, wobei er den jungen Mann ſo ſcharf anſchaute, daß dieſer faſt ſeinen Blick niedergeſchlagen hätte. Dann ſagte er: „Mein lieber Freund, es iſt beſſer, wir treiben ein ehrliches Spiel mit einander. Sie ſind mit Frau von Molitor ſehr bekannt, außerordentlich bekannt, auf's Genaueſte liirt, wie ſich die ſogenannte Geſellſchaft ausdrückt — wollen Sie mir nun weiß machen, Sie wiſſen nicht, daß die gnädige Frau nie einen Verſuch machen wird, ihren Herrn Gemahl wieder zu ſehen, dagegen aber ſehr viele Verſuche — ihre Tochter zurück zu erhalten. Wollen Sie mir das vielleicht läugnen?“ Nach dieſen Worten blickte er faſt triumphirend auf den jungen Muſiker, der ihm lachend entgegnete:

„Sie haben immer Recht, lieber Kobler, Ihrem Scharfſinn entgeht nichts; nun denn, um alſo offen mit einander

zu sprechen, sollte es denn der Baronin nicht möglich sein, ihren Zweck zu erreichen?"

„Schwerlich — ja ich möchte sagen, es ist unmöglich."

„Nicht wahr, Sie sprachen von Versuchen, die gemacht worden sind? Wer unternahm denn diese Versuche?"

„Wahrscheinlich irgend ein enthusiastischer Verehrer der schönen Frau, um ihr gefällig oder dankbar zu sein."

Victor biß sich auf die Lippen.

„Jahr vor Kurzem," fuhr der Andere fort, „wurde wieder ein ähnlicher vergeblicher Versuch gemacht, die kleine Baronesse zu entführen. Der Plan war nicht schlecht angelegt, man hatte die Gouvernante des Kindes in's Verständniß gezogen, es soll sich ein hoher Herr dabei interessirt haben; soviel wir indessen wissen, erwarb er sich einen Streifschuß in den Arm und die Gouvernante erhielt ihren Abschied."

„Und wo ging das vor sich?"

„Auf Klippenberg, dem Schlosse des Freiherrn. — Ja," setzte Herr Kohler mit einem leichten Seufzer hinzu, „die Gouvernante erhielt ihren Abschied und jetzt wird eine neue angenommen werden."

„Ah!" machte Victor, indem er tief aufathmete; „und diese neue Gouvernante," sagte er fast zögernd, „haben Sie vielleicht dem Freiherrn zu präsentiren?"

„So ist es," entgegnete der ehemalige Makler, doch machte er dabei ein seltsam wehmüthiges Gesicht, spitzte auf komische Art den Mund, schloß seine Augen und öffnete sie wieder, so daß der Andere nothwendig aufmerksam werden mußte.

„Diese Gouvernante," sagte Herr Kohler mit einem abermaligen Seufzer — „die Gouvernante nämlich, die wir präsentiren werden, — ist eben diejenige — warum soll ich es nach Allem dem, was wir schon zusammen gespro-

chen, verschweigen? — ist diejenige, welche mein Herz geraubt."

„Alle Teufel!" rief Victor, „das trifft sich außerordentlich schön."

„Vorderhand sehe ich nichts außerordentlich Schönes darin," antwortete der Müller in sehr traurigem Tone, „ich fand sie, um sie gleich wieder zu verlieren, denn was einmal auf Klippenberg ist, das ist für die übrige Welt so gut wie verloren. — Von der Erzieherin," deklamirte er, „wird eine Zurückgezogenheit verlangt, wie sie nur bei dem klösterlichen Leben zu finden ist."

Der junge Mann hatte seinen Gast am Fenster stehen lassen und ging nachdenkend im Zimmer auf und ab. Ja, durch eine seltsame Verkettung von Umständen schien sich ihm ein Pfad zu zeigen, der ihn bei Erfüllung des Versprechens, das er der Baronin gegeben, leiten konnte. Wenn die neue Gouvernante, für welche sich Herr Kohler so angelegentlich interessirte, auch von einigem Interesse für diesen würdigen Mann beseelt war, so war es möglich, hier einen Anknüpfungspunkt zu finden, von dem sich etwas erwarten ließ. — „Und die Gouvernante?" fragte er rasch, indem er plötzlich am Fenster neben blieb, „wann wird sie dem Freiherrn vorgestellt?"

„Heute Morgen noch."

„Wer stellt sie vor?"

„Ich," sagte Herr Kohler, worauf er leicht mit der Hand über sein Gesicht fuhr.

„Wenn Sie einige Freundschaft für mich hegen," fuhr Victor heftig fort, „so werden Sie mir einen großen Gefallen thun. Veranlassen Sie meinen Onkel, daß er mich statt Ihrer zum Freiherrn von Molitor schickt, um demselben die neue Erzieherin vorzustellen. — — Man könnte dem Baron ja sagen," fuhr er dringender fort, als er das

Kopfschüttelnd des Andern bemerkte, „diese Erzieherin sei meine Verwandte, meine Schwester, was Sie wollen, nur —"

„Wenn ich Sie auf's Bestimmteste versichere," unterbrach ihn Herr Kohler, „daß es rein unmöglich ist, Ihr Verlangen zu erfüllen, so könnten Sie am Ende glauben, ich sei von einer Art von Mißtrauen, von — von Eifersucht bewegt, aber dies ist nicht der Fall, die Dame, die ich dem Freiherrn vorzustellen die Ehre habe, ist von so ruhigem, stillem, nachdenklichem Charakter, daß —"

„Ich ihr auf keinen Fall gefährlich werden kann," lachte Victor. „Ich danke Ihnen für das Compliment, aber wenn es nicht angeht, daß ich sie dem Baron vorstellen darf, so könnten Sie mir wenigstens dazu behülflich sein, diese Dame, ehe sie nach Klippenberg in die klösterliche Einsamkeit geht, meinetwegen in Ihrem Beisein zu sprechen."

„Sehen Sie, lieber Victor, ich bin wirklich ganz unglücklich, Ihnen sagen zu müssen, daß auch das nicht angehen wird. Diese Dame ist kürzlich von einem schmerzlichen Ereigniß betroffen worden, ein herber Verlust hat ihr Herz erschüttert; sie flieht die Menschen, sie hat sich kaum herbeilassen wollen, mit mir zu gehen — was doch unumgänglich nothwendig war," setzte er im Geschäftstone hinzu — „denn Sie müssen wissen," fuhr er dann wieder ziemlich wehmüthig fort, „sie ist Wittwe; vor der Hand flieht sie, wie gesagt, die Menschen."

Der junge Mensch schüttelte unmuthig mit dem Kopfe, dann sagte er: „Ich sehe schon, mit Ihnen ist heute nichts anzufangen, lieber Kohler, diese erste Liebe, welche Ihr Herz bewegt, macht Sie unempfindlich für alle gerechten Forderungen der Freundschaft. Nun gut, ich will für jetzt nicht weiter in Sie dringen, aber versprechen Sie mir, wenn

Sie mit Ihrer Wittwe in Relationen bleiben, woran ich nicht zweifle, dieselbe für Etwas, um was ich sie vielleicht später einmal zu bitten hätte, günstig zu stimmen."

„Victor, Victor," versetzte der ehemalige Makler in ernstem Tone, wobei er den Zeigefinger der rechten Hand bedeutungsvoll in die Höhe hob, „Sie sind ein leichtsinniger junger Mensch! Wenn die arme Alice, die Ihnen im Grunde ihres Herzens so wohl will, es wüßte, in welche gefährliche Unternehmung Sie Lust haben sich zu stürzen. — Oh, läugnen Sie mir nicht," fuhr er in komischem Pathos fort, indem er nun beide Hände mit ausgespreizten Fingern empor hob, „läugnen Sie mir nicht, daß Sie bis über die Ohren im Netze der gefährlichen Frau stehen. Das ist eine zweite Maria Stuart, — wahrhaftig ich thu' mir auf diese Idee etwas zu gute; wie sagt doch der alte Kerl da — nun wie heißt er?" setzte er hinzu, indem er mit den Fingern schnalzte.

„Ich weiß wohl, was Sie meinen, lieber Kohler," erwiderte der Andere, „aber das sagt kein alter Kerl, es ist die schöne schottische Königin selbst, die sich herabläßt, den Mortimer zu warnen."

„Meinetwegen," gab der ehemalige Makler zur Antwort, „aber was sie sagt, paßt ganz vortrefflich hieher, ich habe es zufällig gestern im Theater noch gehört." Dann deklamirte er:

> [illegible] Grauen durch das Herz.
> [illegible] Schrecken euch
> Nicht Babington's, nicht Tichburn's blutig Haupt,
> Auf Londons Brücke warnend aufgesteckt?

Nicht wahr, ich weiß meinen Schiller auswendig?" schloß er triumphirend.

„Vortrefflich, lieber Freund, aber ich kann Ihnen nur

darauf zur Antwort geben wie Mortimer, daß mich nicht Babington's, nicht Tichburn's blutige Häupter, auf Londons Brücke warnend aufgesteckt, schrecken werden, selbst nicht ein Streifschuß in den Arm. — Aber Scherz bei Seite, die Freundschaft werden Sie für mich übrig haben, um mir behülflich zu sein, gelegentlich eine Mittheilung an Ihre schöne Wittwe gelangen zu lassen."

Herr Kohler war nachdenklich geworden. „Daß sie nach Klippenberg kommt," sprach er zu sich selber, „ist vorderhand wichtig, denn nur auf diese Art kann ich sie im Auge behalten. Daß sie aber ewig dort bleibt, ist unnöthig, denn so lange sie dort ihr klösterliches Leben führt, ist sie für die ganze Welt, also auch für mich verloren. Helfen wir diesem jungen Menschen bis zu einer gewissen Grenze bei Ausführung seiner verrückten Ideen, so wird sie unbedingt ihre Stelle verlieren, und dann wäre Kohler da, und Kohler würde sprechen: warum diesem alten närrischen Baron dienen, warum ein klösterliches Leben führen, da ein anderer Sie liebender Diener zu Ihren Füßen liegt, der vor Begierde brennt, Sie zu bedienen, Ihr Sclave zu sein und das Leben Ihnen so angenehm wie möglich zu machen! — Bei dem Allem würden wir uns dem jungen Menschen da auf's Höchste verpflichten."

„Sie überlegen recht lange," sagte Victor, „es muß Ihnen schwer werden einen Entschluß zu fassen."

„Schwer wohl, aber Sie sollen doch sehen, wie uneigennützige Freundschaft zu handeln vermag."

„So kann ich auf Sie rechnen?"

„Wenn Sie einmal auf einem so gefahrvollen Unternehmen beharren — ja — ich will für Sie thun, was in meinen Kräften steht."

„Und die schöne Wittwe?"

„Hoffentlich auch," sprach Herr Kohler mit einem leich-

ten Seufzer, wobei er schwärmerisch über die blaue Brille hinweg an die Zimmerdecke blickte.

„Mit solch' einer Hülfe," sagte Victor nach einer Pause, „muß das Schwerste gelingen."

Der Andere schüttelte mit dem Kopfe.

„Jedenfalls," fuhr der junge Mann fort, „haben Sie mich durch Ihr Versprechen vielleicht von einer Tollkühnheit abgehalten. Was meinen Sie, wenn ich mich an dem Fenster hinabgelassen hätte und so den Versuch gemacht, die Kleine, die ich im Garten lachen gehört, zu entführen?"

„Das wäre am Ende für Sie nicht einmal mit einer Gefahr verknüpft gewesen, Sie hätten sich vielleicht nur lächerlich gemacht."

„Teufel auch! noch schlimmer."

„Sie wären dem alten Andreas in die Klauen gefallen, oder wahrscheinlich vorher noch den beiden Hunden, die Sie jedenfalls tüchtig gezaust hätten. Dann wären Sie vor den Herrn geschleppt worden, und der hätte Sie als Friedensstörer und wegen unbefugten Eindringens in sein Eigenthum auf die Polizei bringen lassen."

„Dafür danke ich: einen Streifschuß hätte ich mir noch eher gefallen lassen."

„Um damit vor Ihrer Dame zu erscheinen und einen süßen Lohn dafür verlangen zu können."

„Was den Lohn anbelangt," meinte Victor, — doch schwieg er plötzlich, ohne den Satz zu vollenden, und versank darin in tiefe Nachsinnen, woraus er erst nach einem minutenlangen Stillschweigen zu erwachen schien und dann wie zu sich selber sprach: „Man sollte sich nie für etwas zum Voraus belohnen lassen; ein ehrlicher Mann ist dadurch verflucht gebunden."

Der ehemalige Maler hatte seine Uhr hervorgezogen, und nachdem er einen Blick darauf geworfen, sagte er im

Tone der Ueberraschung: „Fast Neune. Da habe ich geplaudert und geplaudert und das, was mich eigentlich hieher geführt, darüber zugleich vergessen. Ich hätte eine Bitte an Sie, Herr Weller, — Sie kennen ihn ja; den schon etwas ältlichen, freundlichen Herrn und glücklichen Bräutigam, — will Sie diesen Morgen besuchen und mußte der Zeit nach schon da sein. Er hat ein kleines Anliegen und möchte gerne Ihren Rath darüber hören, da er großes Vertrauen in Sie setzt."

„Meinetwegen," gab Victor einigermaßen ungeduldig zur Antwort. „Was will er eigentlich?"

„Das soll er Ihnen selbst sagen," erwiederte lachend der Andere, „aber," setzte er hinzu, indem er sich rasch umwandte und an der Thüre horchte, es ist gerade wie im Sprüchwort, wenn man den Wolf nennt, so kommt er gerennt. An dem Scharren vor der Thüre und — diesem bescheidenen Klopfen erkenn' ich unsern Mann. Ich lasse Sie allein, lieber Victor, aber was ich Ihnen anvertraut," — dies sprach er in einem feierlichen Tone — „bleibt unter uns."

„Gewiß, bester Mahler, und ebenso das Andere, wozu ich Ihrer Hülfe und der der schönen Wittwe bedarf."

Der ehemalige Maler nickte mit dem Kopfe, dann nahm er rasch seinen Hut, eilte an die Thüre, und indem er sie weit öffnete, sagte er zu Jemand, der davor stand: „Nur herein, Herr Weller, Sie sind bestens annoncirt und dürfen ohne Rückhalt mit unserm gemeinschaftlichen Freund reden."

Die zehnte Stunde.

Es war ein etwas alterlicher, aber sehr freundlich und behaglich aussehender, ziemlich wohlbeleibter Mann, der nun in das Zimmer trat, nachdem er vorher den Herrn Mahler verabschiedet hatte und ihm freundlich dankend mit dem Kopfe zunickte. Herr Weller war mehr als sorgfältig, er war gut elegant gekleidet, das heißt seine Kleidungsstücke waren nach neuestem Schnitte gemacht, und erschienen eben dadurch bei der etwas cor-

pulenten Gestalt ihres Trägers nicht vollkommen ihren Zweck: so hätte jeder Unbefangene für die nicht ganz geraden und sehr stämmigen Beine eine weniger enge Hose gewünscht, auch hätte der Rock füglich weiter sein können, um eine zu auffallend gelbe Weste mehr zu verdecken. Alles das aber, wie auch die sehr schmale Halsbinde und die perlgrauen Handschuhe, in denen er einen Panamahut mit breitem Rande und eine zierliche, sehr verdächtig neu aussehende Reitpeitsche trug, wurde neutralisirt, wir meinen, das Komische wurde ihm fast benommen durch das freundlich lächelnde Gesicht des Herrn Weller, von welchem ein wahrer Ueberfluß von Gutmüthigkeit dem Beschauenden entgegen glänzte. Man konnte in der That nichts Harmloseres und Gewinnenderes sehen, als den Blick dieser kleinen freundlichen Augen, als den liebenswürdigen Zug um den Mund, als den heitern Glanz von dieser etwas sehr verlängerten Stirne. Wenn Herr Weller lächelte, so strahlte sein ganzes Gesicht; wenn er sprach, so mußte man ihn liebgewinnen, wenn er in glückseliger Aufregung, Andern nützlich zu sein und ihnen dienen zu können, in eifrigem Laufen schwitzte, so sahen diese Schweißtropfen aus wie lauter Perlen von Behagen und Gutmüthigkeit.

Herr Weller näherte sich schüchtern und sanft lächelnd dem Bewohner des Zimmers. Es war das ein Lächeln, das aussah, als wolle er für irgend eine That sich Verzeihung erbitten. Hier hätte es aber wegen der Absicht sein können, einen Besuch zu machen, oder wegen der Thatsache, daß Herr Weller überhaupt in der Welt sei. Denn etwas nur halbwegs annähernd Unangenehmes hatte der gute dicke Herr weder Victor noch sonst irgend Jemand auf der weiten Erde überhaupt je angethan.

Teßhalb reichte ihm auch der junge Musiker wohlwollend seine Hand, und als er ihn betrachtet, konnte er sich

eines sehr heiteren Lächelns nicht erwehren beim Anblick des so gänzlich veränderten Aeußern des guten Spezereihändlers. Trug derselbe doch sogar sorgfältig gemachte Zeugstiefeletten, und hatte er nicht am oberen Ende seines Panamahutes jene gewisse Falte angebracht, die dieser Art von Kopfbekleidung ein so elegantes, man könnte fast sagen verwegenes Aussehen gibt. Vor Allem aber erregte das, was Herr Weller in der Hand trug, die ganz besondere Aufmerksamkeit des jungen Musikers. Herr Weller war mit einem fast leichtsinnigen Satze über sämmtliche Stadien der Spazierstöcke hinweggehupft und bei der Reitpeitsche angekommen, — ein Instrument, das er seinem unschuldigen Gesichtsausdruck nach gewiß, ohne die tiefen und gefährlichen Bedeutungen desselben zu kennen, arglos zwischen seinen Fingern drehte, wie das unschuldige Kind ein scharfes Messer.

Victor Barring bot seinem Gaste einen Stuhl an, auf welchen sich dieser etwas mühsam niederließ; sowie er aber zum Sitzen kam, schnellte er seine Beine in den unsinnig engen Hosen mit einer außerordentlichen Behendigkeit von sich. Er schien ihnen durchaus keine Zeit zum Aufplatzen lassen zu wollen. Dann warf er seinen Panamahut leicht und gewandt auf den Boden hin — er hätte so etwas Unerhörtes in früherer Zeit nicht um alle Welt gethan — legte die Reitpeitsche auf den Clavierstuhl, rieb sich die Hände und blickte alsdann mit einem Gesichtsausdruck zum Andern empor, als wollte er sagen: „ich merke wohl, daß Du gerade so erstaunt bist, mich so zu sehen, wie ich selbst es bin, wenn ich mich betrachte oder befühle." Doch ließ er gleich darauf seine Unterlippe etwas herabhängen, neigte auch den Kopf ein klein wenig, und es fuhr ein Schatten über seine Züge.

„Lieber Herr Weller," nahm der Musiker endlich das

Wort, „wenn mich nicht Alles trügt, so bin ich berechtigt, Ihnen meinen besten Glückwunsch darzubringen. Sie kommen, mich zu Ihrer Hochzeit einzuladen?“

Diese Worte vergrößerten den finsteren Schatten auf dem Gesichte des guten, dicken Mannes, und seine Augen schauten fast traurig, als er nach einem Blicke auf sich selber sagte:

„Würde ich denn in diesem Aufzuge vor Ihnen erscheinen? — in diesem Aufzuge, der, an andern Leuten vollkommen passend, bei mir doch nichts ist als die Livree der Verzweiflung!“ — Aller Morgen-Sonnenglanz war jetzt von der spiegelglatten Stirne des Herrn Weller verschwunden, alle heiteren Töne, die seine Züge umspielten, veränderten sich plötzlich in kaltes Grau, wie die Lichter in der Landschaft, nachdem des Tages Gestirn verschwunden. Er, der vorhin noch in den Farben des Regenbogens schillerte, erschien jetzt trübe und fahl wie ein todtes Chamäleon.

„Ja, mein bester Herr Barring,“ fuhr er nach einer längeren Pause fort, „zu Ihnen, den ich als einen treuen Freund kenne, als Jemand, der es gut mit mir meint und der dabei die Welt mit ihren Ränken und Schwänken genugsam kennt, komme ich nun, um nochmals Ihren Rath zu erbitten.“

„Meinen Rath?“ fragte der Künstler; dann setzte er achselzuckend hinzu: „Natürlich in der gewissen Angelegenheit?“

„Dies Achselzucken verstehe ich,“ bemerkte Herr Weller, „und muß Ihnen trotzdem zur Antwort geben: ja, in derselben Angelegenheit. Frage ich mich doch oft selbst,“ sagte er tief aufseufzend, „warum ich von dieser — Angelegenheit nicht lassen kann. Habe ich mir doch schon tausendmal gesagt: es gibt schönere, angenehmere und liebenswürdigere Persönlichkeiten als sie ist, als Friederike Federbach,

— Und doch! — und doch! O ſagen Sie's mir, Herr Barring, worin liegt es, daß dieſe Grauſame, die mich foltert und quält, mein Herz gefangen hält, mich ſelbſt zu ihren Füßen gefeſſelt — ein wehrloſer Sclave — — Sie hören," fuhr er nach einem augenblicklichen Stillſchweigen fort, „ich ſpreche ſchon faſt ebenſo unſinnig, wie ich mich im Aeußern darſtelle. — O Friederike, wie kann Dein Name Friedensreiche bedeuten! — Aber ich bitte Sie, lieber Herr Victor, ich beſchwöre Sie, löſen Sie mir dieſes Räthſel: Was kettet mich an jene Grauſame?"

Der junge Muſiker hatte die Arme verſchränkt, blickte in den benachbarten Garten hinaus, und wenn ſein Ohr auch die Worte des Andern gehört hatte, ſo hatten ſeine Gedanken dieſelben doch auf einen andern Gegenſtand übertragen. Die Frage aber, die Jener gethan, tönte in ſeiner Bruſt wieder und ließ ihn nachdenken. — „Ja, was iſt es, das uns zu ihr hinzieht, mächtig, unwiderſtehlich, obgleich ihre Hand uns gebieteriſch zurückweiſt, obgleich ihr Auge uns faſt verächtlich hinwegblitzt? — Eben das — eben das iſt es," wiederholte er lauter, „was uns anzieht."

„Ah! die Grauſamkeit ſelber," entgegnete Herr Weller, „ja, ich habe es auch gedacht, denn wenn ſie einmal lieb und freundlich mit mir iſt, ſo fühle ich wohl, daß mich die gewiſſe gereizte Spannung verläßt und dafür ein angenehmes Wohlbehagen in mein Herz zieht. — Aber Ihren Rath, lieber Herr Barring — geben Sie mir einen guten Rath."

Victor fuhr aus ſeinen Träumereien auf, ſtrich ſich mit der Hand über das Geſicht und rief beinahe launig, nachdem er wieder einen Blick auf die Geſtalt des Andern geworfen, der mit gefalteten Händen und krampfhaft ausgeſtreckten Beinen daſaß: „Ja, betrachten wir die Situation genau, vor Allem aber, lieber Herr Weller, ſcheint es mir, als hätten Sie — auf dieſe Idee bringt mich die Aende-

rung Ihres Aeußern — schon den Rath von irgend Jemand befolgt. Wenn es keine Indiscretion von mir ist, so lassen Sie mich etwas darüber wissen."

„Warum soll ich Ihnen meine Schwächen verbergen!" erwiederte der dicke Kaufmann nach einem verlegenen Lächeln. „Ja, ich folgte dem Rathe meines zukünftigen Schwa— besser ausgedrückt, dem Rathe ihres Bruders."

„Ah! der junge Eduard hat sich Ihrer angenommen!"

„Finden Sie das nicht ganz passend?" fragte Herr Weller demüthig.

„Ich will das nicht sagen — aber weiter!"

„Er behauptete, die weiblichen Herzen im Allgemeinen zu kennen. Daß er das seiner Schwester verstehe, mußte ich am Ende schon glauben. Er versicherte mich, alle mehr oder minder hätten Lust an etwas Außergewöhnlichem, etwas Excentrischem, ja sogar die wild verlebte Jugend ihres Zukünftigen bringe bei ihnen durchaus keine Abneigung hervor, — natürlicher Weise, wenn ein dergleichen Lebenswandel nicht fortgesetzt wird."

„Ah! ich verstehe. Und so veranlaßte er Sie, ein verfluchter Kerl zu werden' — Brauchte er nicht diesen Ausdruck?"

„Er brauchte ihn allerdings," entgegnete etwas kleinlaut der Kaufmann, „und er meinte auch, ich hätte Anlagen dazu, ein verfluchter Kerl zu werden."

Als Herr Weller bei diesen Worten an sich hinabblickte, konnte sich Victor eines leichten Lächelns nicht erwehren.

„Ich veränderte also meine Kleidung; ich begleitete ihn in's Wirthshaus, ich rauchte wie eine Locomotive, ich abonnirte mich bei den Kunstreitern —"

„Sie kauften sich eine Reitpeitsche."

„Ja, auch zu dieser Thorheit ließ ich mich verleiten. Und heute Morgen — in diesem Aufzuge — vor einer Stunde — stellte ich mich Mamsell Federbach vor."

„Ah!“ machte Victor. „Und Sie wurden nicht freundlich empfangen?“

„Von ihr auch gerade nicht unfreundlich; doch mußte ich von ihrer würdigen Mutter, Madame Scheidel, einige scharfe und ich muß gestehen, nicht ganz ungerechtfertigte Aeußerungen ertragen. Unter uns, Herr Victor, es gab eine kleine Familienscene, welche damit endigte, daß die Stadträthin, sonst eine gescheidte Frau, einige — unpassende Bemerkungen fallen ließ, wie: daß Narrheit ansteckend sei; das Schlimmste, was Einem begegnen könne, sei die Lächerlichkeit, und dergleichen mehr. Sie wandte alle diese Reden an ihre Tochter, aber — nun, Sie verstehen mich schon! Man schlägt auf den Sack und den Esel meint man. — Dann ließ sie uns allein.“

„Darauf bin ich begierig.“

„Ich war es auch, das heißt, ich bebte ein wenig und mein Herz schlug ziemlich heftig. — ‚Herr Weller,‘ sagte sie alsdann — Friederike nämlich — ‚Sie haben Alles gehört, was meine Mutter gesagt hat, und ich kann Sie versichern, ich selbst fühle tief, wie sehr sie in ihren Bemerkungen Recht hat. Aber‘ — dabei schlug sie ihre Augen gen Himmel, und sie hat schöne Augen, Herr Victor,“ setzte er seufzend hinzu — „was kann ich dafür, daß ich nicht bin wie Tausende meiner Mitschwestern, daß ich ein Herz habe, das nach Poesie schmachtet und das sich nimmermehr zufrieden geben kann im unpoetischen Kreislauf dieses Lebens.‘ — So ungefähr sagte sie und fuhr dann fort: ‚Ich hatte mir immer gedacht, daß der — Jüngling‘ — hier schluckte Herr Weller — ‚der mich einstens heimzuführen bestimmt sei, um mich werben würde mit zarter Liebe, mich verdienen durch eine kühne That. Und wenn ich auch hab‘ — das Alles sagte sie noch, ich habe mir Mühe gegeben, es zu behalten — ‚wie viel nach und

nach von dem duftigen Glanze meiner Jugend entschwand, wie der Blütenkranz meiner Tage nur noch langsam zunahm, ja endlich in seinem Wachsthum still zu stehen drohte, so habe ich doch noch die Kraft behalten, um fest auf dem Wunsche zu bestehen, daß, wer mich einmal heimführt, eine That gethan haben soll, die ihn emporhebt über das Niveau der gewöhnlichen Menschen.'" — Während dies Herr Weller erzählte, war es außerordentlich komisch zu hören, wie er, vielleicht ohne es zu wollen, den klagenden, wehmüthigen Ton seiner Geliebten angenommen hatte, was um so schärfer auffiel, da er nun wieder in seine gewöhnliche Redeweise kam, als er sagte:

„Sehen Sie, Herr Victor, so ungeheuerlich spricht dies extravagante Frauenzimmer. ‚Ich soll eine That thun!'" setzte er mit einem traurigen Lachen hinzu, „eine That — ich! Als wenn es überhaupt nicht schon That genug wäre, sie zu heirathen! — — Und als wenn ich nicht schon für sie" — er schaute mit schmerzerfülltem Blick an sich hinab — „mehr gethan hätte, als sich mit der Vernunft eines gewöhnlichen Menschen vereinbaren läßt! — Eine That! Was will sie nur eine That?" rief er fast zornig aus; „ich versichere Sie, Herr Victor, ich bin ein harmloses Geschöpf, aber —"

Hier streckte er seine kleinen Beine fast horizontal von sich ab, verschränkte die Arme in einander und ließ den Kopf tief herabhangen, wobei sein so gutmüthiges, klares, freundliches Gesicht einen fast unheimlichen Ausdruck dadurch annahm, daß Herr Weller seine Unterlippe auf eine erschreckende Art vorschob.

„Eine That!" rief er nach einer längeren Pause — „eine That! Hatte ich sie vielleicht umbringen müssen? — Hätte ich sie — — hätte ich Feuer unter ihr Dach werfen sollen? Wäre es eine That gewesen, eine Schachtel Phosphorzündhölzer unter ihren Kaffee zu rühren? — Sie

ſchen, Herr Victor, es fehlt mir an gräßlichen Ideen nicht. O ich kann Sie verſichern, ich verlieh jenes Haus mit einer Wuth, wie ſie vielleicht der Berſerker haben kann, wenn er in ſeiner Berſerkerwuth mit einem andern ihm begegnenden Berſerker furchtbar berſerkert."

Herr Weller befand ſich augenſcheinlich in außerordentlicher Anregung, da er ſich ſo entſetzlicher Ausdrücke bediente. Er zog ſeine Beinchen ein paarmal krampfhaft an ſich, und dann, als er einige vergebliche Verſuche zum Aufſtehen gemacht, ſchnellte er plötzlich von ſeinem Stuhle in die Höhe, verbarg die linke Hand unter den Schößen ſeines Rocks und eilte mit großen Schritten im Zimmer auf und ab, nachdem er vorher nicht unerheblich über Panamahut und Reitpeitſche geſtolpert war.

„Verzeihen Sie, liebwerthester Herr Victor," ſagte er nur ſo im Vorbeirennen mit hochgerothetem Antlitz, wobei er mit der rechten Hand heftig geſtikulirte, „Sie ſind Muſiker, ja Künſtler, Sie haben ein fühlendes Herz, Phantaſie, Empfindung: Sie können ſich in meine Lage hineindenken. Ja," rief er mit erhobener Stimme, „ich liebe jenes Frauenzimmer; aus welchem Grunde ich ſie liebe, das mag der Teufel wiſſen, aber ich liebe ſie; ich habe um ſie angehalten, die Welt weiß das; ich habe eine größere Wohnung bezogen, habe in derſelben vier Zimmer auf gemeinſchaftliche Koſten mit meinem Hauswirthe tapeziren laſſen, habe mir einen Lehrlings-Commis zugelegt, damit ich nicht ſchon gleich in früher Morgenſtunde" — ſetzte er leiſe verſchämt hinzu — „in's Comptoir abgerufen werde; von meiner bevorſtehenden Vermählung habe ich geſprochen, — ich habe das Alles gethan, die Welt hat es erfahren, ich habe mich lächerlich gemacht, wenn ich nicht heirathe, und nun verlangt man von mir, ich ſoll noch vor der Hochzeit eine That thun. O das iſt unerhört!"

Bei diesen Worten blieb er mit einem förmlichen Rucke vor dem Musiker stehen, legte demselben die Fingerspitzen seiner rechten Hand sanft auf die Brust und fuhr dann mit einem wehmuthigen Tone fort:

„O Herr Victor, es fehlt mir, wie gesagt, nicht an Phantasie, eine That zu erfinden, und nicht an Muth, sie auszuführen. Ich dachte schon daran," setzte er flüsternd hinzu, wobei seine Augen seltsam zu rollen begannen, „meinen Lehrlings-Commis, eine dürre, überhaupt sehr traurig aussehende Persönlichkeit mit sehr wenig Verstand, so an die vier Wochen lang bei Wasser und Brod in meinen Keller einzusperren, um eine Art Kaspar Hauser aus ihm zu machen. Oder es kam mir auch schon der nicht minder schreckliche Gedanke, meinen Essig Nro. 1, den die geringen Leute kaufen, mit Bittersalz zu vermischen. Kennen Sie die Wirkung von Bittersalz, Herr Victor? — Nun gut! Eine solche Handlungsweise hätte mich auf die Polizei gebracht, vielleicht vor das Schwurgericht, hätte aber vielleicht zu gleicher Zeit auch die entsetzlichen Launen jenes unbegreiflichen Mädchens" — er sagte das mit einem schwärmerischen Seufzer — „befriedigt. Und eine solche Befriedigung ist es, wornach ich lechze."

Bei dieser heftigen Rede des Herrn Weiler hatte sich Victor an seinen Flügel niedergelassen, und nachdem er, wenn gleich pianissimo, die Pässe seines Instrumentes wie grollend hatte ertönen lassen, fuhr er in leichten, zierlichen Passagen über das Instrument dahin, wobei er zuerst in einzelnen verklingenden Tönen, dann aber in faßlicher Folge eine weiche, versöhnende Melodie anklingen ließ, die, wie er es sich auch wohl gedacht, ihre Wirkung auf das gute Gemüth seines unglücklichen Bekannten nicht verfehlte. Ein tiefer Seufzer rang sich aus dessen Brust empor; er faltete die Hände auf seinem Bäuchlein zusammen, seine Augen

vergruben sich in die Blätterpracht des nachbarlichen Gartens, flimmerten dabei ganz eigenthümlich, und er sagte mit weicher Stimme, während der Andere fort und fort spielte:

„Als ich so über die Straßen dahin flog, Groll und Haß im Herzen, begegnete mir Stobber, unser Freund Stobber, auf dem Wege hieher. Ich legte ihm mein Herz offen dar, ich klagte ihm mein Leid, er wußte mir keinen Rath, aber er munterte mich auf, mit ihm hieher zu gehen zu Ihnen und sagte, wenige Menschen kennten so das menschliche Herz und wüßten sich so leicht zurecht zu finden in allen Verhältnissen des Lebens, wie Sie; auch seien Sie gut und freundlich — und das wußte ich ja schon von mir selber — und deßhalb kam ich hieher und bin nun da und habe Ihnen Alles ehrlich und offen gesagt."

Victor schloß sein Spiel mit einem wie hingehauchten Laute durch mehrere Octaven abwärts, dann blickte er empor und gab lächelnd zur Antwort:

„Ich danke Ihnen recht sehr für Ihr Vertrauen, mein lieber Herr Weller, und während Sie mir erzählten und während ich aufmerksam zuhörte, war ich mit Ihrer Angelegenheit beschäftigt, das können Sie mir glauben. Aber nehmen Sie mir nicht übel, Sie verlangen eigentlich etwas Unmögliches von mir, ich soll Ihnen zu einer That rathen, — sehen wir meinetwegen davon ab, daß ich das ganze an Sie gestellte Verlangen wirklich komisch finde — durch die Sie Aufsehen erregen, ohne sich lächerlich zu machen. Denn," setzte er ernster hinzu, „an der Klippe der Lächerlichkeit müßte unfehlbar Ihr ganzes kunstiges Glück zerschellen. Die Zeiten aber, wo wir auf derlei Thaten ausgehen konnten, die Zeiten der alten Ritter, wo uns auf jedem Kreuzweg, an jeder Straßenecke irgend ein Abenteuer begegnete, sei es ein Riese, sei es eine Windmühle, diese

glorreichen Zeiten ſind vorbei, und wenn Fräulein Federbach die Marotte hat, ihre Hand nur zur Belohnung einer That zu geben, die Aufſehen erregt, die Ihnen Gott weiß welchen Namen macht, ſo iſt der einzige vernünftige Rath, den ich zu geben vermag, wenn Sie nämlich — und das wäre das Allergeſcheidteſte — zu Entſagung dieſer Hand nicht die Kraft in ſich fühlen, in Gottes Namen abzuwarten, bis Ihnen ein glückliches Ungefähr etwas in den Weg führt, woraus ſich irgend eine nennenswerthe That formuliren ließe. — Doch was iſt das?“ unterbrach ſich Victor ſelbſt und blickte nicht minder erſtaunt auf die Seite, als Herr Weller, der ordentlich mit dem Kopf zurückgefahren war, denn durch das noch immer offenſtehende Fenſter war etwas mit ziemlicher Gewalt hereingeflogen, zwiſchen Beiden hindurch, etwas wie ein Stein oder dergleichen, das ziemlich heftig auf dem Fußboden ricochettirte und alsdann in der entfernteſten Zimmerecke liegen blieb.

„Was war denn das eigentlich?“ wiederholte der junge Muſiker, indem er die Augen dorthin richtete.

„Mir ſchien es ein derber Steinwurf zu ſein,“ meinte der Andere; „es hatte mich um ein Haar auf meine Naſenſpitze getroffen.“

Kopfſchüttelnd ſtand Victor von ſeinem Platze auf und holte das Wurfgeſchoß — denn etwas dergleichen war es auf alle Fälle — herbei. Bei näherem Betrachten ergab es ſich als ein Stein von der Größe einer ſtarken Wallnuß, um welchen Papier herumgewickelt und mit Bindfaden befeſtigt war.

Nachdem der junge Mann dieſen abgelöst, entfaltete er den Papierſtreifen mit einiger Bewegung, was man ihm im Grunde nicht verdenken kann; denn mit Briefen umwundene Steine in's Zimmer geſchleudert haben immer etwas Romanhaftes, in gewiſſer Beziehung etwas Aben-

teuerliches, und dienten schon oft zum Anknüpfungspunkte ganz eigenthümlicher Geschichten.

Hier aber mochte nichts der Art vorliegen, denn Victor hatte nicht so bald den Zettel entfaltet und gelesen, als seine Züge ein Lächeln überflog und er das Blatt kopfschüttelnd Herrn Weller hinreichte.

„Es hat Sie fast näher angegangen, als mich," sagte er lachend, indem er auf die Nase des Andern deutete, „weshalb ich es unbillig finde, Ihnen ein Geheimniß daraus zu machen, selbst wenn es eines wäre."

Herr Weller brachte das Blatt vor seine Augen, und nachdem er es überlesen, sagte er achselzuckend:

„Mein lieber Herr Barring, das konnten Sie allenfalls drucken lassen; es wurde es doch Niemand verstehen." Dann las er laut:

„Wenn man Ihnen auch nicht verbieten kann, zu Ihrem Fenster hinauszuschauen, so rathen wir Ihnen doch wohlmeinend, sich in Acht zu nehmen. Wir handeln auf Befehl und sind gedeckt."

„Es ist bei alle dem nicht uninteressant," meinte Victor, während er die Arme übereinanderschlug und sich an das Fenster lehnte, um in den Garten hinabzuschauen. Dann wandte er sich an den Andern und sprach: „Sie sind ein Ehrenmann, Herr Weller, und halte ich es für meine Schuldigkeit, Ihnen kurz zu sagen, was die Worte auf dem Papier bedeuten sollen, die für Sie und Jeden unverständlich, für mich aber leicht erklärbar sind."

Herr Weller machte discreter Weise eine abwehrende Handbewegung, doch fuhr der Müller mit etwas zusammengezogenen Augenbrauen fort, wobei er die rechte Hand plötzlich wie drohend gegen die Gebüsche erhob:

„Nein, nein, ich bin es mir auch fast selbst schuldig, Ihnen, der Zeuge dieses Steinwurfes war, davon zu spre-

den. Ueberhaupt ist das Volk da unten zu Allem fähig. — Haben Sie," fragte er nach einer Pause, „je von dem Hause des Freiherrn von Molitor gehört?"

Der Kaufmann besann sich eine kleine Weile, dann sagte er:

„O ja, es ist, wenn ich nicht irre, jenes alte Haus dort in der [illegible]ern Straße, dessen Garten an Ihre Wohnung stößt."

Victor nickte mit dem Kopfe.

„Ein charmantes altes Haus," fuhr Herr Weller fort. „Ich sage Ihnen, Herr Barring, es sind darunter Keller, die ihre tausendvierhundert Stück Fuß beherbergen können. Wahre Labyrinthe, diese Keller, und wegen eben dieser Keller hatte ich einmal die Ehre und das Vergnügen einer Unterredung mit dem Freiherrn von Molitor. Wenn ich sage: das Vergnügen, so ist das nur so eine Redensart, denn in der That war wenig Vergnügen dabei; der Herr Baron waren sehr kurz angebunden, fast grob. Wenn es Sie nicht langweilt, das zu erfahren, so —"

„Bitte, sprechen Sie; es interessirt mich sogar."

„Nun denn," fuhr der Kaufmann fort, „dazumal wollte mein Associé Spindler und ich ein großes Weingeschäft machen. Es war ein vortrefflicher Herbst gewesen, und hatten wir enorme Einkäufe im Sinn. Begreiflicher Weise aber sahen wir uns vorher nach einem passenden Lagerplatz um, und dazu waren die Keller unter dem Molitor'schen Hause wie geschaffen. Ich wandte mich also durch einen alten Bekannten — richtig, durch Ihren Onkel Tuvallet — an den Baron Molitor, er besorgte damals schon Geschäfte für ihn. Kurze Zeit darauf sagte mir aber Tuvallet ganz familiär und unter uns, eigentlich gar nicht im Geschäftstyl: ‚Sie, Weller, Sie wollen die Keller unter dem Molitor'schen Hause miethen? Lassen Sie das Project fallen, der Baron

gibt sie nicht gern her.' — Gut! dachte ich im ersten Augenblicke und sagte es Spindler. Der aber, mißtrauisch, wie er immer war, gab mir zur Antwort — Sie müssen verzeihen, lieber Herr Victor, aber als Kaufmann, wo es sich um einen Speculation handelt, traut Keiner seinem Bruder über den Weg —: ‚das wird dem Duvallet nicht recht sein; Du dauerst mich, wenn Du das nicht einsiehst. Dem hast Du auf eine Idee verholfen; gib Acht, der miethet die Keller selbst und legt sie voll Wein. Ein alter schlauer Fuchs das!' — Ich brauche genau seine Worte. — Nun gut, Spindler überredet mich, nochmal an den Freiherrn zu schreiben; ich thue das und bitte ihn freundlich, die Sache mit uns, Mann gegen Mann abmachen zu wollen. Ich bekam denn auch bald eine Antwort, etwas kurz abgemessen zwar, doch ersuchte er mich in derselben, mich am gleichen Tage um die und die Stunde bei ihm einzufinden."

„Nun?" fragte Victor neugierig, als Herr Weller einen Augenblick schwieg.

„Nun, ich fand mich denn auch ein, zog die Glocke an dem großen Thor, und dann ging drin ein Riegelgeklirr und Kettengerassel los, als komme man in ein Staatsgefängniß, auch öffnete mir ein Kerl, finster und bärbeißig anzuschauen wie ein Kerkermeister, aber so, wie man sich derart Leute im Mittelalter bei Schlangenthürmen und kretenangefüllten Burgverließen vorstellt. Er schaute lauernd um mich herum, namentlich so unheimlich hinter mich, ob sich nicht dort vielleicht noch Jemand mit mir einschleiche. Es wurde mir ordentlich angst lich zu Muthe. Dann riegelt und schließt und kettet er das alte Hofthor wieder zu und ein anderes, nicht viel freundlicher aussehendes Subject bringt mich die Treppen hinauf, und wenn dies Subject hustet, so hält es die Hand dicht vor den Mund, um in dem oden Hause kein Echo noch

zu rufen. — So ein Echo," ſetzte Herr Weller treuherzig hinzu, „würde mich auch wahrhaftig erſchreckt haben; denn einmal losgelaſſen, hätte ich gefürchtet, es käme gar nicht mehr zur Ruhe und würde in dem alten Hauſe forthuſten, immer heftiger und heftiger, bis dieſes von der gewaltigen Erſchütterung über ihm zuſammenſtürzte."

„Das muß ich ſagen," lachte Victor, „Ihre Schilderung iſt ſo, daß Einem alle Luſt vergehen könnte, das Molitor'ſche Haus zu beſuchen."

„Kommt noch beſſer," gab Herr Weller zur Antwort, indem er ſanft mit dem Kopfe nickte; „noch viel beſſer. — Ich werde alſo von dem Subject, welches das Echo nicht ertragen kann, durch mehrere Zimmer geführt, finſtere, unheimliche Zimmer; überall waren die Vorhänge herabgelaſſen, und wo ſich durch ſo eine alte wehende Gardine irgend ein Lichtſtrahl hereinſchlich, da fiel er auf die Vergoldung eines alten Möbels, und das blitzte Einen an wie mit wirklichen Augen, ſo wie irgend ein fabelhaftes, böſes Thier, welches langſam hinter uns drein ſchleicht, um uns in die Waden zu beißen. Auch roch es in den Zimmern ſo altmodiſch und vermufft, man hätte glauben ſollen, hierher habe ſich ſeit hundert Jahren keine friſche Luft mehr verirrt. — Endlich kamen wir an ein Cabinet, wo es etwas behaglicher ausſah, das heißt es wäre da behaglicher geweſen, wenn ſich nicht gerade hier der Wahrwolf des ganzen Anweſens befunden hätte, der Freiherr ſelbſt, der mit verſchränkten Armen an einem Tiſche ſtand, — eine überlange dürre Geſtalt mit einem rothen Geſichte, wild ausſehendem weißem Haar und ſtruppig gewachſenem Barte. Seine blitzenden Augen ſchienen mich durch und durch ſehen zu wollen und die Lippen hatte er feſt auf einander gepreßt. Das wäre nun gerade nichts Beſonderes geweſen; aber merkwürdig war es, daß, als er nun ſprach, dieſe

Lippen sich so gut wie gar nicht von einander bewegten; daher grollte und murmelte auch Alles, was er sagte, wie hinter einer Tapetenwand hervor.

„Sie sind Herr Weller?“

Während der Kaufmann so sprach, versuchte er den murrenden Ton des Freiherrn nachzuahmen, was einigermaßen komisch klang.

„‚Zu dienen, Herr Baron.‘

„‚Sie wollen meine Keller miethen? — Die Keller unter diesem Hause?‘ Dabei stampfte er mit dem Fuße stärker als gerade nothwendig war auf den Boden.

„‚Ich oder vielmehr wir, mein Compagnon und ich, die Firma Spindler und Weller, hatte diesen Wunsch.‘

„Darauf betrachtete er mich einen langen Augenblick mit recht böser Miene, beschaute mich von oben bis unten und ebenso von unten bis oben und murmelte dann — ja, es war gemurmelt,“ bekräftigte Herr Weller seine eigene Rede, — „aber,“ setzte er hinzu, „er murmelte so ausdrucksvoll, daß ich jede Silbe gerade so verstand, als wenn sie mir ein Anderer in die Ohren hineingeschrieen hätte — ‚Sie, Monsieur Weller,‘ sagte er, ‚oder Ihre Firma, oder wer sonst Lust hat, soll sich in's Teufels Namen um sich selber bekümmern und nicht um meine Keller! — Haben Sie mich verstanden, Herr? Was gehen Sie meine Keller an? Lassen Sie meine Keller unberührt, sogar mit Ihren Blicken. Nehmen Sie sich in Acht, vor meinem Hause vorbeizuschleichen und nach meinen Kellern hinabzuschielen. Ich sage Ihnen, nehmen Sie sich in Acht. Lernen Sie nicht den Freiherrn von Molitor genauer kennen. — Meine Keller! — was gehen irgend Jemand meine Keller an? Und wenn Sie mir die Keller gestrichen voll Dukaten böten, sollten Sie doch keinen Fuß hinein setzen.‘

„Nach diesen Worten nickte er heftig mit dem Kopfe

auf und ab und zwar so ruckweise, als zöge ihn hinten Jemand an einem Strick, dann warf er die rechte Hand in die Höhe und wies mit dem Zeigefinger nach der Thüre."

„Ah! das finde ich über alle Beschreibung grob und unartig!" meinte Victor.

„Nicht wahr?" versetzte Herr Weller. „Mir kam das auch so vor; aber ich nahm ihn wie einen Menschen, bei dem es nicht richtig im Kopfe ist. Dagegen bin ich überzeugt, daß ihm mein Achselzucken ebenfalls nicht unverständlich blieb. Und wie habe ich die Achseln gezuckt! Ich wollte, Sie hätten das sehen können. Pah! Unsereins läßt sich auch nicht Alles bieten!"

„Ja, ja, es muß das ein eigener Herr sein," sagte Victor, nachdem er einen Gang durch das Zimmer gemacht. „Um also nicht gegen Ihre Offenheit zurückzubleiben," fuhr er fort, indem er vor dem kleinen Mann stehen blieb, „so will ich Ihnen nur sagen, daß man mir, vielleicht der Freiherr von Molitor selbst, mit diesem Zettel will verbieten lassen, hier zu meinen eigenen Fenstern hinauszuschauen."

„Das ist aber ungeheuer naiv."

„Allerdings, aber was wollen Sie machen, wenn da unten Kerle mit geladenen Gewehren vorbeispazieren, denen so ein Gewehr, während Sie harmlos im Fenster liegen, zufällig — verstehen Sie mich recht — zufällig losgeht? Was können die dafür, wenn ich zufällig getroffen werde?"

„Aber dieses wahnsinnige Benehmen muß doch einen Grund haben?"

„Es hat auch seinen Grund, mein lieber Herr Weller," sprach der Musiker nach einer Pause, „und da wir uns durch Zufall auf diesem eigenthümlichen Terrain gefunden haben, so halte ich es für meine Pflicht, Ihnen zu sagen was ich weiß. Daß ich dabei auf die Verschwiegenheit eines rechtlichen Mannes baue, brauche ich wohl nicht zu sagen."

Mit der feierlichsten Miene von der Welt und einem Blick gen Himmel hob der Kaufmann seine rechte Hand empor und sagte mit bewegter Stimme: „Beim Anubis!“ Es war das ein Schwur, den er sich Gott weiß wo angewöhnt hatte, den er aber, wie alle seine Bekannten wußten, als außerordentlich bindend erachtete.

„Vielleicht erfuhren Sie zufällig, daß der Freiherr von Molitor verheirathet ist.“

„Ob ich das weiß?“ rief der kleine Kaufmann. „Kenne ich ja doch die Gemahlin des Freiherrn, die Baronin Molitor, wenn auch nicht persönlich, doch von Ansehen. Stehe ich ja selbst in Geschäftsverbindung mit dieser liebenswürdigen und hochgeehrten Frau, bin Lieferant ihres Hauses. — Eine charmante Dame! und schön, bei Gott! schön.“

„Das ist wahr,“ sagte Victor mit einem leichten Seufzer, wobei sich sein Auge auf eine Sekunde lang eigenthümlich umflorte, — „schön und gut. — Sie lebt seit Jahren getrennt von ihrem Manne; die Ursachen gehen uns nichts an. — Aus dieser Ehe ist eine Tochter da, welche der Freiherr von Molitor bei sich hat, und diese Tochter — ein Mädchen von acht Jahren, ist daran Schuld, daß der Freiherr seine Thüre mit Ketten, Schlössern und Riegeln verwahrt, daß er mich an meinem Fenster mit Schüssen bedrohen läßt, daß er Sie, verehrtester Freund, damals über alle Beschreibung grob behandelte, als Sie ihm seine Keller abmiethen wollten.“

„Ah!“ machte Herr Weller, und obgleich er die Verhältnisse genau aufgefaßt zu haben schien, so sah man doch, daß um seine eigenthümlich lächelnden Mundwinkel noch allerlei Zweifel spielten.

„Der Freiherr von Molitor,“ fuhr der Musiker fort, „lebt nämlich in der Besorgniß, es lasse die Baronin kein Mittel unversucht, um wieder in den Besitz ihrer kleinen

Tochter zu gelangen, und ich glaube nicht, daß diese Besorgniß gerade ungerechtfertigt ist."

„Und darin hätte die gnädige Frau vollkommen Recht!" rief eifrig Herr Weller. „Wenn ich mir denke, ein kleines hübsches Mädchen hinter jenen Schlössern und Riegeln, bei dem grollenden und murrenden Ungeheuer von einem Vater. Ah! da wäre das Kind doch wahrhaftig besser aufgehoben bei seiner liebenswürdigen Mutter, in einem so charmanten, freundlich vornehmen Hause."

Ob Herr Weller als Kaufmann in diesem Augenblicke die nothwendige Vergrößerung dieses freundlich vornehmen Hauses berechnete, sind wir nicht im Stande genau anzugeben. — „Deßhalb also," sprach er nach einer Pause wieder, „hatte er Angst, mir die Keller zu vermiethen? — Ah! bei Gott! dann hatte er nicht so ganz Unrecht. Hätte es mir doch wahrhaftig einmal in den Sinn kommen können, den Versuch zu machen, das kleine Mädchen zu entführen, es mit mir zu nehmen und im Triumphe in die Arme seiner Mutter zu legen. — Das," setzte er nachdenkend hinzu, „das wäre eigentlich sehr schön gewesen; — das — ja das" — seine Blicke, die er bei diesen Worten fest vor sich auf den Boden richtete, nahmen einen seltsamen Ausdruck an; seine Nase schien sich zu verlängern, seine Mundwinkel zuckten so sonderbar; — „das," wiederholte er nochmals, aber kaum hörbar, „ja das wäre eine That gewesen."

Eine innere Unruhe, die sich durch ein Gestikuliren mit den Armen, sowie durch ein Zucken in seinen kurzen Beinen offenbarte, ließ ihn nicht ruhig auf seinem Stuhle sitzen; er sprang in die Höhe und stellte sich neben Victor, der in den Garten hinabblickte.

„Und das da," sprach Herr Weller mit einigermaßen gepreßter Stimme, „das ist jener Garten, der zum Hause des Freiherrn von Molitor gehört?"

Der junge Musiker nickte mit dem Kopfe. „Dies ist der Garten," antwortete er, „in den hinabzuschauen es bald lebensgefährlich wird."

„Und — sieht man — dort — zuweilen — etwas?"

„O ja, bisweilen die kleine Dame, namentlich dort hinten an dem großen Bassin."

„Und wenn man ihr — zuriefe — etwas näher zu kommen?"

„Da würde sie wahrscheinlich erschrocken davon laufen, und die Wächter, die zuweilen unvorsichtiger Weise nach Sperlingen schießen, könnten Sie leicht treffen, mein lieber Herr Weller."

„Aber es wäre ruhmvoll, etwas zu thun, um der Mutter ihr Kind wieder zu verschaffen. Es wäre das — eine That." Dies letzte Wort dachte der Kaufmann blos, sprach es aber nicht aus. Eine Scheu, die er sich selbst nicht zu erklären wußte, hielt ihn davon ab.

„Daran dachten auch andere Leute schon," meinte Victor träumerisch.

„Von hier aus könnte man einen solchen Versuch machen," sprach beklommen der kleine Kaufmann. — „Wenn auch Gefahr dabei wäre."

„Wirkliche Gefahren würden Manchen nicht abhalten," antwortete Victor: „aber es gibt eine Gefahr, die fürchterlicher ist, als selbst der gefährlichste Schuß, die Gefahr nämlich, sich bei einem solchen Abenteuer lächerlich zu machen."

„Und was wäre am Ende auch daran so Schlimmes?" meinte Herr Weller treuherzig. „Nehmen Sie mir nicht übel, mein lieber Herr Barrma, wenn die Absicht gut und edel ist, so nimmt man am Ende ein bischen Lächerlichkeit mit in den Kauf. Sie werden mir dagegen zugeben, daß, wenn es gelänge, die kleine Dame ihrem tyrannischen Vater

zu entreißen, dies eine That wäre, — nun, eine glorioſe That."

Victor hatte ſich nach dieſen Worten raſch zu dem kleinen Manne herumgewandt, ihn aufmerkſam, aber lächelnd betrachtet, dann ſagte er mit Betonung:

„Ah! Herr Weller, eine That — verſtehe ich Sie recht? — Den Teufel auch! Nu ſcheint, Ihre Ideen von vorhin wollen anfangen fruchtbar zu werden. Nehmen Sie ſich in Acht, auf das hin muß ich Ihnen unfehlbar meine Wohnung verbieten."

„Nun, nun, nicht ſo unartig!" erwiederte der kleine Mann mit komiſchem Ernſte. „Geht man ſo mit einem alten Bekannten um? Ich habe Ihren Rath verlangt, Sie wußten mir keinen zu geben; dagegen läßt ſich nichts einwenden, aber mir Ihre Wohnung verbieten, das wäre in der That eine Beleidigung, für die ich Genugthuung fordern müßte. — Doch Scherz bei Seite," ſetzte er auf einmal in ganz verändertem Tone hinzu, während er ſich abmühte, ſeine Uhr hervorzuziehen, „ich habe genug von Ihrer koſtbaren Zeit geſtohlen. Wahrhaftig, ſchon zehn Uhr! Welche Menge von wunderbaren Gedanken ſtänden jetzt ſchon auf dem Papier da, wenn ich Sie mit meinen Schwätzereien nicht aufgehalten hätte. Doch mir war es eine Erleichterung, und ich bin Ihnen Dank dafür ſchuldig."

„Auch mir war Ihre Gegenwart nicht unangenehm, mein lieber Herr Weller," ſprach freundlich der Muſiker. „Es gibt Stunden, wo man ſich nicht zum Arbeiten aufgelegt fühlt und doch aus Pflichtgefühl arbeitet. Da iſt es denn immer beſſer, man wird abgehalten, als daß man was Schlechtes zu Tage bringt. Und damit Sie ſehen, daß ich die Wahrheit ſpreche," fuhr er fort, indem er Hut und Handſchuhe nahm, „ſo werde ich mit Ihnen gehen und

Sie durch ein Paar Straßen, so weit unsere Wege zusammen führen, begleiten."

„Was mir eine besondere Ehre sein wird," versetzte der kleine Kaufmann geschmeichelt, worauf er Panamahut und Reitpeitsche vom Stuhle nahm und es alsdann aus einem richtigen Gefühl nicht unterließ, die letztere sachte in seinen weiten Aermeln verschwinden zu lassen.

Dann gingen Beide mit einander fort.

Die eilfte Stunde.

Um die würdige Madame Duvallet, ihrer langgewohnten Gewohnheit gemäß, auch dieses Mal wieder ihre Gesellschaftszimmer nach beendigter Soiree, soweit dies überhaupt thunlich war, in Ordnung gebracht hatte, so fand sie denn auch am andern Morgen zu ihrer großen Bequemlichkeit nicht mehr viel hinwegzuräumen und wäre damit sicher ganz gut vor dem Frühstück fertig geworden, wenn sie nicht, als sie eben in aller Morgenfrühe beginnen wollte, durch ein außerordentlich seltsames Er-

examen abgehalten und gefeiert worden wäre. Kaum hatte sich nämlich — es war eben erst sieben Uhr vorüber — Alice bei ihr eingefunden, kaum hatte sie mit wahrem Stolze ihre Tochter auf die offene, frische und heitere Stirn geküßt, und kaum hatte sie gesagt: „Nun wollen wir machen, daß wir fertig werden, ehe er zum Vorschein kommt" — er war nämlich der Commerzienrath — und kaum hatte sie hinzugesetzt, indem sie sämmtliche Fenster weit öffnete: „Stark ein solch' wunderbarer, prachtvoller Morgen nicht Herz und Sinne, und sollte man sich nicht versucht fühlen, mit all' den lustigen Vögeln hinauszujubiliren zu Gottes Preis und Ehre?" — kaum hatte sie, wie gesagt, diesen anmuthigen und guten Gedanken Worte verliehen, dazu eine Schürze von grobem Leinen umgebunden und ein halb Dutzend Wasch-, Spül- und Trockenlappen in die Hand genommen, als draußen auf der Straße das Rollen eines Wagens hörbar geworden war.

Das war nun zu so früher Morgenstunde an sich in diesem Stadtviertel ein Ereigniß, wohl im Stande, die Aufmerksamkeit der Commerzienrathin auf sich zu ziehen. Wie überrascht aber war die gute Frau, als sie nun hörte, wie der Wagen dicht an das Haus anfuhr und hielt, und wie traute sie kaum ihren Augen, als sie, zum Fenster hinaus blickend — die Fenster standen ja ohnedies offen — bemerkte, daß drunten Herr Mohler aus dem Wagen sprang, Herr Mohler, der ledige Herr Mohler — Herr Mohler, der oft mit einem Gemisch von Stolz und Wehmuth versicherte, er glaube nicht, daß er auf der ganzen Welt irgend eine weibliche Anverwandte habe — und der sich nun lauft lachend gegen den Wagen verneigte, die Hand ausstreckte und nicht nur einer schwarzgekleideten Dame aussteigen half, sondern auch zwei Kindern, von denen das kleinste, ein Bube, noch obendrein einen Hampelmann im Arme

trug. Auch ein Paar Koffer waren auf den Wagen gepackt, die ebenfalls in's Haus gebracht wurden, was begreiflicher Weise das Erstaunen der Commerzienräthin noch vergrößerte.

Darauf war Herr Kohler eilfertig die Treppen hinaufgesprungen, hatte angeklopft und dann mit aufgeregten Augen und sichtlich schwer athmend einen guten Morgen geboten und hastig nach dem Commerzienrath gefragt, dann in der Geschwindigkeit, als er zur Antwort erhalten: Herr Duvallet werde bald erscheinen, um Erlaubniß gebeten, die Dame, welche unten warte, in den Salon führen zu dürfen, und war hierauf mit einer furchtbaren Eilfertigkeit die Treppen wieder hinabgestürzt, um diese gleich darauf fast athemlos wieder hinaufzuhupfen, der schwarz gekleideten Dame voran, die mit ihren Kindern in den Salon trat. — In den Salon, den Madame Duvallet noch nicht einmal vollkommen aufgeräumt hatte, gerechter Gott! wo sich noch Gläser und Flaschen befanden, wo die Möbel noch nicht abgewaschen, wo auf dem Fußboden noch Brodkrumen zu sehen waren, wo vielleicht in einer Ecke ein übrig gebliebener Flaschenpropfen verrätherisch lungerte. — Und eine Fremde zu bringen in dieses Chaos! Und eine Fremde einzuführen bei Duvallet's Morgens bald nach sieben Uhr, wenn der Salon noch nicht aufgeräumt war! — Kohler mußte noch von gestern her einen gelinden Rausch haben oder Kohler mußte übergeschnappt sein. Die Commerzienräthin hätte gern krampfhaft hinauslachen mögen. Aber die Sache war zu ernst. — Dieser Kohler! ein Freund des Hauses, und eben dieses Haus so zu compromittiren!

Was aber die gute Madame Duvallet bis jetzt erfahren hatte, war am heutigen Morgen noch nicht Alles; es sollte noch besser kommen. Kohler blieb bei der Fremden im Salon drinken und kam nicht einmal, um Aufklärung zu

geben oder um sich zu entschuldigen; ja der Commerzienrath selbst machte es nicht viel besser. Kohler hatte Letzterem in seinem Schlafzimmer die Meldung dieses Besuchs gemacht, und darauf war er zu der Fremden gegangen und hatte mit ihr gesprochen lange, unendlich lange. Es schlug acht Uhr, es schlug halb Neun, — die Geduld der guten Commerzienräthin ward auf eine harte Probe gestellt. Wenn es ihr auch am Ende vollkommen gleichgültig war — und das hatte sie sich ein Dutzendmal gesagt — wen dieser Kohler gebracht habe, wer dort im Salon sei, mit wem der Commerzienrath verkehre, so war es ihr dagegen durchaus nicht gleichgültig, die schöne Morgenstunde und — Gott mochte wissen durch was — gehindert zu sein, ihr Hauswesen in Ordnung zu bringen. Endlich setzte sie sich mit Alice zum Frühstück nieder.

„So was sollte ich mir eigentlich ausbitten," hatte sie verdrießlich vor sich hin gesprochen, und es wäre beinahe möglich gewesen, daß die gute Frau seit langen Jahren zum ersten Male wirklich böse geworden. Glücklicher Weise fehlte an dem Silber, welches sie mehrmals abzählte, nicht das kleinste Löffelchen oder Dessertmesser; auch war beim genauesten Nachsehen nirgendwo ein Fleckchen zu entdecken. Nichts war gestern Abend zerbrochen worden, die feinen Damastservietten zeigten keine Weinflecken, kurz, es war gar nichts vorhanden, woran sich der Verdruß der Hausfrau hätte emporranken können, um zur heftigen Zornespflanze zu erwachsen.

Da endlich war der Commerzienrath erschienen und hatte seiner Frau, wie er es gewohnt war, auf seine ruhige Art einen guten Morgen gewünscht, dann in Betreff des Besuchs im Salon ein Paar Worte zu ihr gesprochen und sie gebeten, mit hinüber zu kommen.

Alice ging auf ihr Zimmer.

Dort war das junge Mädchen so gern, dort hatte sie ihre kleine Welt für sich; dort konnte sie ihren Träumereien leben, dort konnte sie die ganze Stadt überschauen bis die fernen Berge hinan, und dort auf den Höhen lieh sie ihr inneres Auge weiter und immer weiter schweifen mit einer gewaltigen Liebe und Innigkeit, mit einer unaussprechlichen Sehnsucht. Da tauchten Hügel und Berge nach einander auf, da sah sie in weiten, mit Duft gefüllten Thälern leuchtende Flüsse ziehen, da verfolgte sie deren Lauf, bis das Land in malerischen Buchten, in zackigen Vorgebirgen endete und eine große, silberglänzende, spiegelglatte Fläche vor ihr lag.

Warum sie sich dorthin sehnte? — sie wußte es selbst kaum; vielleicht war es der barmherzige Drang nach einer Wendung ihres bisherigen, wenn auch glücklichen, aber doch so einförmigen Lebens; vielleicht waren es aber auch die Nachklänge jener musikalischen Phantasieen Victors, denen sie so gern zulauschte und die gerade vor ihr aufzurollen er eine so wunderbare Fertigkeit hatte. — „Komm', Alice," konnte er sagen, „jetzt wollen wir zusammen reisen." Und bei diesen Worten hatte es sie schon häufig so eigenthümlich durchschauert, daß sie unwillkürlich zusammengefahren und mit einem sonderbaren Blick von ihm weggerückt war. Recht wehe that es ihr aber alsdann, wenn er auf das hin ärgerlich die Achsel zuckte und sie ein lächerliches Kind schalt.

Aber mit einander gereist waren sie denn doch fast immer.

„Siehst Du, Alice," konnte er während seines ausdrucksvollen Spieles sagen, „jetzt rollen wir auf der langweiligen Chaussee dahin; es ist heiß und staubig; ah! wie sind wir so glücklich, daß uns der Wald aufnimmt, der schöne, duftige, liebe Wald.

Wer hat dich, du stolzer Wald,
Aufgebaut so hoch da oben!

„Ruhen wir träumend unter einer mächtigen Eiche, oder nein! — ich weiß was Besseres, Alice. Hörst Du die Fanfare der lustigen Jagd; komm', ich bin Dein Stallmeister und helfe Dir Deinen Zelter besteigen. Wohlauf! hoch zu Roß, halloh! schöne Jägerin, halloh! bei Peitschenklang und Hörnerschall."

Oder er hatte in tremulirenden Tönen vor ihr ausgebreitet das weite, weite glänzende Meer, silberleuchtend mit dem zitternden, hüpfenden Mondesstrahl; am Ufer lag das Boot und schaukelte leicht auf den Wellen. Da hinein stiegen sie Beide, ganz allein in stiller, verschwiegener Nacht, und die Berge und Inseln rings umher schienen heimlich und discret langsam zurückzutreten oder sich zum Schlafen in ihre nächtlichen grauen Schleier zu hüllen.

Aber das Boot fuhr dahin, leise, fast geisterhaft, und wo es die Wellen durchschnitt, ließ es einen leuchtenden Streifen zurück, einen Streifen, der sich erst weit von dem Fahrzeuge in tausend tanzende Sternchen auflöste, in kleine, leuchtende Sternchen, die geschwätzig den Wellen zu erzählen schienen von den Beiden, welche dort in dem Nachen dahinglitten, von dem, was sie gesprochen, und die ganz, ganz leise hinzusetzten: daß sich so eben in der kühlen Flut zufällig ihre Hände berührt hätten.

O wie wahr ist es, daß man nirgends vor Spähern sicher ist! Wie wahr ist der Gesang des Dichters:

Da Nachts wir uns küßten, o Mädchen,
Hat Keiner uns zugeschaut,
Die Sterne, die standen am Himmel,
Wir haben den Sternen getraut.

Es ist ein Stern gefallen,
Der hat dem Meer uns verklagt,

Da hat das Meer es dem Ruder,
Das Ruder dem Schiffer gesagt.

Da sang derselbe Schiffer
Es seiner Liebsten vor,
Nun singen's auf Straßen und Märkten
Die Mädchen und Knaben im Chor.

Die Zimmer, die Alice bewohnte, lagen auf der hintern Seite des Hauses, und der Vater hatte sie für seine Tochter gewählt, weil vor ihrem Wohnzimmer eine kleine Terrasse war, die sie zu einem Blumengarten umgewandelt hatte. Alice liebte ihre Blumen und lebte so gern unter ihnen. Dies kleine künstliche Gärtchen mit seinem freundlichen Grün, mit seinen mannigfaltigen Blüten war ihr auch wieder ein Stückchen Welt, und seine engen Grenzen dehnte ihre lebhafte Phantasie nach allen Seiten unendlich weit aus. Am liebsten saß das junge Mädchen auf einem kleinen Stuhle so tief unter ihren Blumen, daß sie von denselben rings eingeschlossen war und so am besten ihren Gedanken nachhängen konnte, sie befände sich in einem weiten Walde, der voll der seltensten Blüten prangte. Da lauschte sie denn so gern auf bekannte Töne, die fern anklingen sollten und jetzt ihr Ohr erreichen, auf die weichen, fast traurigen Töne eines leise erschallenden Waldhorns.

Heute Morgen aber träumte sie nicht auf diese Art; sie stand vielmehr an der Brüstung der Terrasse und schaute in den glänzenden, strahlenden Morgen hinein, der so feierlich über der weiten Stadt schwebte, der mit goldstrahlenden Flügeln auf den Berghöhen rings umher ruhte, während er sich noch mit weichem Dufte in die Straßen hinabsenkte und auf den Dächern der Häuser flimmerte; schüchtern an manches noch dicht verhängte schattige Fenster strich, und dagegen wieder breit, sonnig und behaglich auf jenem weiten Platze ruhte, wo jetzt schon lachende Kin-

der ihr lärmendes Weſen trieben. Sie wußte wohl ſelbſt nicht, weßhalb ſie bei dieſem Hinausträumen das Geſicht ſo gern nach einer und derſelben Gegend hinwandte; es war da eigentlich nichts Beſonderes zu ſehen; vor der hohen Terraſſe, auf der ſie ſtand, dehnte ſich eine ſcheinbar wirre Häuſermaſſe aus, zwiſchen der man erſt in einiger Entfernung ein Paar Straßen zu unterſcheiden vermochte. Eine von ihnen lief gegen einen kleinen Platz, und dann ſah man, umgeben von den Gebäuden der Stadt, einen grünen, dicht mit Bäumen beſetzten Garten, an deſſen Ende ſich ein hoher, zackiger Giebel erhob.

Dorthin folgten den Gedanken des jungen Mädchens die hellen, glänzenden Augen; da an dem Grün des Gartens hingen ſie eine gute Weile, bis Alice endlich, wie unmuthig, ihren Kopf auf die Seite warf und ſich ein ungeduldiges Ah! zwiſchen den feinen Lippen hervordrängte. Faſt wäre ſie mit ihrem Fuß heftig auf den Boden getreten, doch begnügte ſie ſich damit, ihren Kopf aufzuwerfen und ihn dann auf den Arm zu ſtützen, mit dem ſie ſich an die Seitenwand der Terraſſe gelehnt hatte; dabei fielen ihre Augen auf ein Glas Waſſer, das auf der Brüſtung ſtand und worin ſich ein Bouquet Blumen befand, welches Victor geſtern Abend mitgebracht. Das junge Mädchen hatte ſie ſorgfältig in die Nachtkühle hinausgeſtellt, doch war trotzdem der friſche Schimmer der Blüten ſchon dahin, und hie und da hing eine das Köpfchen welk herab.

„Es mag über Nacht mancher Blumenſtrauß verwelkt ſein," dachte Alice, und dabei erſchienen vor ihrem Auge die glänzenden, ſtrahlenden Hallen, von denen ſie ſchon oft reden gehört, ſchöne Damen in den eleganteſten Roben, Blüten im duftigen Haar, Blumen, kunſtreich zu ungeheuren Bouquets zuſammengebunden, in der Hand.

Wenn ſie bei dieſen Bildern verweilte — und ſie that

das Haupt, nachdem sie sich von Victor, der diese Cirkel zuweilen besuchte, davon hatte erzählen lassen, — so überschlich es sie nicht wie Neid, sondern nur wie ein bitteres Gefühl, daß sie auch nicht ein einziges Mal zuschauen durfte, wenn er sich in diesen glänzenden Kreisen bewegte. Gewiß, nur ihn wollte sie sehen, nicht um ihrer selbst willen — o gewiß nicht! sprach sie zu sich selber mit einem zweifelhaften Lächeln — sondern nur, wie er, der ja auch in ihr stilles, bescheidenes Haus kam, sich dort in der großen Welt ausnehme.

„Vortrefflich!“ hatte Herr Kohler gesagt, den sie einmal lachend darüber befragte. „Ich versichere Sie,“ hatte sich der ehemalige Makler mit Enthusiasmus ausgesprochen, „Victor ist dort ungeheuer gern gesehen; man verwöhnt ihn; er macht Furore mit seinem wunderbaren Talent, und wenn er spielt, so lauscht Alles entzückt zu, und Herren und Grafen müssen in dem Augenblick, wo der erste Ton erklingt, vollständig verstummen.“

Diesen Worten war die lebhafteste Phantasie des jungen Mädchens gefolgt und sie sah Victor, wie er am Flügel saß, und sah, wie eine andere schönere, strahlendere Dame den Platz an seiner Seite einnahm, den Platz, den sie, Alice, hier im Hause schüchtern als den übrigen betrachtete. Sie hörte, wie man ihm Beifall zurief, wie Spitzen um ihn wehten, Brillanten rings umher funkelten, und wie glänzende Augen, in ihren Blitzen die Edelsteine überbietend, ihn herzlicher, liebender anblickten, als sie das zu thun im Stande war. Auch sah sie ihn diese Blicke erwiedern, freundlich und gewinnend, nicht mit jenem eigenthümlichen, fast traurigen Lächeln, womit er sie betrachtete, wenn sie einmal aus dem Grunde ihres Herzens ausrief: „Ah, Victor! das war schön.“

Fast hätte Alice Duvallet sich darüber ärgern können,

daß ſie ſich am heutigen Morgen, ſo ohne es eigentlich zu wollen, mit ihm beſchäftigte: er hatte das geſtern Abend wahrhaftig nicht verdient. War er doch ſpät genug gekommen, hatte er ihr doch kaum eine Hand gereicht und dazu geſagt: „Guten Abend mein Kind!“ und über dieſes: „mein Kind!“ hatte ſie ſich recht geärgert, wie das immer war, wenn er ſie ſo anſprach. — Mein Kind! War ſie denn wirklich noch ſo ein kleines Kind? — Sie war es nicht mehr; das ſagte ſie ſich ſtill, leiſe und verſchwiegen, wenn ſie bei ſich ganz allein war. — Nein, ſie war es nicht mehr, — jetzt nicht mehr, ſeit einem halben Jahre nicht mehr, als er einmal neben ihr am Flügel geſeſſen, als er wieder mit ihr auf den Schwingen der Töne in weite Länder gereist war, als ſie ihre rechte Hand leicht auf die Taſten des Inſtruments gelegt und angefangen, ihm leiſe und ſchüchtern zu accompagniren. Da hatte er ſich verwundert zu ihr gewendet, da hatte er ſie angeblickt, ſo ſeltſam, daß es ſie durchſchauert hatte, da hatte er ſeinen Arm nur einen kleinen Augenblick um ſie geſchlungen und hatte geſagt: „Das nimmt ja wunderbar, meine gute Alice.“ — Ja, ſeit dem Momente war ſie kein Kind mehr, das fühlte ſie wohl, und deßhalb verdroß es ſie ſo ſehr, wenn gerade er: „mein Kind!“ ſagte. Dann konnte ſie vernehmen in den Spiegel blicken und unmuthig die Lippen auf einander preſſen, wenn ſie ihren einfachen glatten Anzug ſah, der ihr ſo recht unbedeutend vorkam, wenn ſie an die glänzenden, rauſchenden Roben jener Damen dachte, bei denen er nun ſpäter ſeine Abende zubrachte, nachdem er ſich hier in ihrem Hauſe gründlich gelangweilt. Und das war ihr ein ſo bitteres Gefühl, daß ſie oft Sekunden lang beide Hände auf ihr Herz preßte und dabei nur gewaltſam ihre Thränen unterdrücken konnte — „Thränen, von denen er nicht eine einzige werth iſt!“

sagte sie gleich darauf, wobei sie den Kopf trotzig in die Höhe warf.

Und doch wollte er es nie eingestehen, daß er nur halb gezwungen lieber in's Haus seiner Verwandtin komme, daß er das nur thue, weil er nicht anders könne, und daß er, der Neigung seines Herzens folgend, lieber ganz wegbleiben würde. — Unter diesem peinigenden Gefühl hatte das junge Mädchen schon unbeschreiblich gelitten; es war ihr das zuweilen so unerträglich, daß sie öfters im Begriffe gestanden, offen mit ihm darüber zu sprechen, und sie hatte schon hie und da eine Anspielung gewagt. Aber wenn er dann anscheinend so herzlich lachte und einen Gedanken, der ihr die Brust schmerzlich zusammenpreßte, so lustig verwarf, da verstummte sie und war nicht im Stande, mit ihm weiter zu reden. Und doch, wenn sie ihn anblickte, sah sie wohl, daß bei ihren Worten ein leichter Schatten momentan den Blick seiner Augen trübte, oder daß seine Mundwinkel sonderbar zuckten. Seine Antwort: „Du bist ein närrisches Kind," kam ihm alsdann auch nicht vom Herzen; das fühlte sie wohl, und wenn er in solchen Augenblicken rauschende, wilde Töne aus dem Instrument hervorklingen ließ, dann rückte sie scheu zur Seite, und sein Leben und Treiben kam ihr fast unheimlich vor; er erschien ihr alsdann wie ein Wesen, dem etwas Schweres, Finsteres auf der Seele ruht, wie Jemand, der ein zweifaches, gänzlich verschiedenes Leben führt, und der am Tage nicht heiter und glücklich sein kann, weil seine nächtlichen, dunkeren Träume ihm trotz Tagesglanz und Sonnenlicht in gespensterhaften Gestalten erscheinen.

Diese Gedanken, die ahnungsvoll und doch unbewußt ihr Gemüth durchzogen, ließen ihr Betragen ihm gegenüber ihr oft so eigenthümlich erscheinen. Zuweilen war es sichtbar, daß sie ihn mied, vor ihm zurückzuweichen, zu

sieben schien. Ein anderes Mal mußte man es bemerken, wie ihr dunkles, glänzendes Auge so fest, so innig an ihm hing, wie es sie langsam zu ihm hinzog, bis sie sich an seiner Seite niederließ, bis sie den Kopf an seine Schultern lehnte, bis sie ihre Hand auf seinen Arm legte, als wolle sie ihn zurückhalten und nicht mehr hinaus lassen in jene wilde, entsetzliche Welt.

So stand Alice auf ihrer kleinen Blumenterrasse, und solch' finstere Gedanken durchzogen ihre Träume trotz des prachtvollen, glänzenden Morgens. O hätte sie hinausgekonnt in die Weite! — so dachte sie seufzend und drückte ihre warme Stirne an die kalte Mauer des Hauses, — hinaus über jene fernen Berge in den grünen, schattigen Wald hinein, bei jedem Schritte vergessend ihre kleinen Leiden, bei jedem Schritte ruhiger, glücklicher werdend, bei jedem Schritte jubelnd, wie sich ihr Herz erweitere, wie es lichtvoll und klar in ihm wurde, wie es so empfänglich ward zur Aufnahme all' der freundlichen Bilder, welche der tiefblaue Himmel im Verein mit der grünenden, blühenden Erde vor ihrem Auge entfalten ließ! O hätte sie hinaus gekonnt, still und sinnend niedersitzen an das Ufer eines murmelnden Baches, die zitternden Sonnenstrahlen verfolgen, die hin und wieder auf dem glänzenden Wasser umhersprangen, das Murmeln der Flut, die beweglichen Lichter auf derselben hätten ihr allerlei Schönes erzählt und hätten ihr Gemüth beruhigt, sie still und glücklich gemacht.

So aber konnte sie nicht in Feld und Wald hinaus, sie konnte sogar nicht einmal fortträumen auf ihrer kleinen, sonnigen Terrasse, denn sie mußte dem Rufe der Mutter folgen, die sie bat, hinein in's Zimmer zu kommen, in den Salon auf der andern Seite des Hauses; wo es im Gegensatz zu der hellen Sonnenseite hier so schattig und dunkler war, wo obendrein noch die schweren, altmodischen

Vorhänge die Fenster halb verhüllten, und wo Alice eintretend fast wieder zurückschreckte, denn sie sah auf dem Sopha eine Frau in tiefer Trauer sitzen und neben ihr stehend zwei kleine, ebenfalls dunkelgekleidete Kinder.

Die Commerzienräthin stellte der Fremden ihre Tochter vor, und bezeichnete Jene alsdann als Madame Nicolai mit ihren beiden Kindern.

Weßhalb das junge Mädchen, kaum in's Zimmer getreten, schwer und mühsam athmete, darüber konnte sie sich selbst keine Rechenschaft geben; aber es war ihr gerade, als habe man ihr mit dem glänzenden Sonnenlicht auch die Luft entzogen. Und doch sei es hier recht behaglich kühl, versicherte Madame Duvallet, gerade so, wie man es an einem heißen Tage wie der heutige nur wünschen könne.

Alice hatte sich, nachdem sie die Fremde freundlich begrüßt, still neben ihre Mutter gesetzt, und es war ihr zu Muth, als dürfe man nicht laut reden der Trauer wegen, welche die schwarzgekleidete Fremde in's Haus gebracht. Diese saß da so einsilbig und unheimlich, mit dem bleichen Gesichte und dem fest zusammengezogenen Mund. Ihr Gesicht war regelmäßig schön, aber es lag etwas Hartes in den Zügen derselben; auch die großen, schönen Augen blickten kalt und streng; ein Zucken um ihre Lippen, das jedesmal erschien, wenn sie sprach, war auch nicht im Stande, einen angenehmen Eindruck hervorzubringen.

Das dachte Alice Duvallet, nachdem sie die Fremde theilnehmend betrachtet.

„Madame Nicolai ist Wittwe," sagte die Commerzienräthin nach einer Pause; „sie hat das Unglück gehabt, ihren lieben Mann zu verlieren."

„Und dies Unglück hat Sie vor Kurzem betroffen?" fragte Alice mit bewegter Stimme.

Madame Nicolai seufzte tief, dann nickte sie mit dem Kopfe und erwiederte:

„Ja, mein Fräulein; das schwere Unglück ist ganz vor Kurzem über mich hereingebrochen; — doch sah ich es längst kommen," setzte sie mit einem eigenthümlichen Tone hinzu, und dabei zuckten ihre Mundwinkel wieder auf die eben erwähnte kalte, unangenehme Art.

„So, war Herr Nicolai längere Zeit krank?" sagte Madame Duvallet, „und Sie haben ihn erst verloren, nachdem er viel gelitten?"

„So ist es, Frau Rathin," entgegnete die schwarz gekleidete Frau. „Wir Beide haben viel gelitten." — Sie öffnete die Augen weit, und blickte zum Fenster hinaus an den tiefblauen Himmel. — „Viel haben wir gelitten, — Beide; ich vielleicht am meisten."

Die Kinder hatten sich in Ermanglung eines andern Spieles mit dem bunten Hampelmann abgegeben; das ältere Mädchen ließ ihn Marionetten spielen, worüber der Bube lustig lachte. Eben hatte Hampelmann mit seinen steifen hölzernen Armen den Knaben auf beide Wangen gepatscht und darauf seine große Nase an dessen rechtes Ohr gelegt, womit ein Ruhepunkt im Spiel der Kinder eingetreten war, als das kleine Mädchen plötzlich ihren Kopf gegen das Sopha wandte, Madame Duvallet ein ansah und mit lauter Stimme sagte:

„Papa ist gar nicht krank gewesen, nicht wahr, Ferdinand? Gestern Mittag war er noch ganz gesund und heute Nacht ist er gestorben, wie Mama sagt."

Als das Kind so sprach, fuhr die Mutter sichtlich zusammen, doch preßte sie gleich darauf ihre Lippen einen Moment fest auf einander, und ein trauriges Lächeln zuckte über ihre Züge, ehe sie zu Madame Duvallet gewendet mit etwas unsicherer Stimme sprach:

„So sind die Kinder einmal; sie mengen Alles durch einander, Zeit und Ort, sie sind eigentlich glücklich, eine lange Zeit des Leidens geht an ihnen spurlos vorüber."

Das Mädchen schaute seine Mutter mit großen Augen an, dann fuhr es hartnäckig, wie Kinder zu sein pflegen, fort:

„Papa war gar nicht krank, Mama. — Nicht wahr, Ferdinand?" Sie fuhr mit ihren kleinen Fingern durch die dichten Haare ihres Bruders. — „Wenn man krank ist, so legt man sich zu Bette und dann kommt der Doctor und bringt eine große Flasche voll Medicin mit Goldpapier dran und einen großen Zettel. — Nicht wahr, Ferdinand?"

„Ja," sagte der Knabe, „und da muß man seine Zunge zeigen und bekommt lange nichts zu essen. — Ist es nicht so, Mama?"

Madame Nicolai hatte sich wieder vollkommen gefaßt und antwortete mit großer Ruhe, während sie das Mädchen an sich zog:

„Gewiß ist es so, und so war es auch bei uns; das habt ihr aber Alles vergessen."

„Nein, Mama, ich habe nichts vergessen, der Doctor ist nicht gekommen und Papa hat auch nicht zu Bett gelegen. — Nicht einmal heute Nacht."

„Wer auch so glücklich wäre, wie diese Kinder!" erwiderte die Fremde, indem sie ein paarmal mit dem Kopf nickte und ihre kleine Tochter fest an sich zog. „Freud und Leid hält nicht bei ihnen und sie mengen Alles durcheinander — es könnte Einem das Herz zerreißen. — Ja, ja, Du hast Recht, Bertha," fuhr sie nach einer Pause fort, „gestern Nacht hat Dein Vater freilich nicht mehr in seinem Bette geschlafen." — Ein Schauer schien bei diesen Worten ihren Körper zu durchfliegen. — „Er konnte es nicht,

weil er da ſchon todt war. Aber jetzt ſei ein g
und ſprich nicht weiter davon; Du thuſt Deiner Mutter
ſo ſehr weh, wenn Du noch mehr darüber ſagſt."

Sie beugte ſich bei dieſen Worten nieder und küßte ihr Kind herzlich auf die Stirne. Als ſie ſich wieder emporrichtete, ſah man ihre Augen voll Thränen ſtehen, und Bertha, die ſich bei dieſem Anblicke feſt an ihre Mutter ſchmiegte, verſprach jetzt ganz ſtille zu ſein und nichts mehr zu reden.

Hierauf entſtand im allgemeinen Geſpräche eine etwas längere Pauſe. Die Fremde zog dem Knaben ſein Jäckchen etwas herunter und ermahnte ihn dabei, ruhig zu ſein; denn Ferdinand zeigte viele Neigung, ein kleines Lied zu ſingen, das ihn zu Haus die Magd vor Kurzem gelehrt hatte.

Die Commerzienräthin that, wie man in ſolchen Augenblicken zu thun pflegt: ſie zog an ihren Haubenbändeln, ſtrich auch wohl mit der rechten Hand über das Sophakiſſen und ſagte darauf:

„Ja, ja, ſo geht's in der Welt; es iſt traurig, daß es ſo geht, aber wer kann es anders machen? Man muß Alles in Geduld hinnehmen."

Es ſind das Ausſprüche, die unbeſchreiblich allgemein klingen, die man aber, um ein Geſpräch einzuleiten oder den Riß einer Converſation auszufüllen, ſehr wohl gebrauchen kann, und deßhalb nicht ohne Wichtigkeit.

Alice hing ihren eigenen Gedanken nach, die heute — ſie wußte ſelbſt nicht warum? — recht trübe, recht drückend waren. Sie hatte auf dem Rande des Sophas den Kopf in die Hand geſtützt und blickte zum Fenſter hinaus. Erſchien ihr doch das dunkle, ſchattige Zimmer mit den ſtark zuſammengezogenen Vorhängen wie ein Gefängniß, aus dem heraus man

vergeblich nach Luft und Licht ſchmachtet. Und Luft und Licht, namentlich das letztere, lag ſo verlockend draußen auf der Straße und ſpielte in goldenem Sonnenglanze an den Mauern des gegenüberliegenden Hauſes. Da glänzte der helle Schein neben tief dunkeln Schatten; da drüben funkelte, blinkte und ſtrahlte es, während hier Alles ſo düſter und traurig erſchien, ſo paſſend zu der ſchwarzgekleideten Fremden mit ihrem bleichen Geſicht, mit den großen, geſpenſterhaften Augen.

„Madame Nicolai will eine Stelle annehmen," ſprach nun die Commerzienräthin, nachdem die drei Damen eine gute Weile geſchwiegen. Sie ſagte das zu Alice gewendet und offenbar in der Abſicht, die Converſation nicht ganz einſchlafen zu laſſen. „Ja," wiederholte ſie, „Madame Nicolai will die Stelle annehmen, die im Hauſe des Freiherrn von Molitor zu beſetzen iſt; Dein Vater wird Madame Nicolai vorſchlagen, und ich zweifle nicht, daß der Herr Baron auf dieſen Vorſchlag bereitwillig eingehen wird. — Sie kennen den Herrn Baron?" fragte ſie die Fremde.

Dieſe ſchüttelte mit dem Kopfe, ehe ſie entgegnete:

„Nein, ich habe ihn nie geſehen; doch glaube ich," ſetzte ſie hinzu, nachdem ſie wie verlegen an ihrem Halstuch gezupft, „ich habe von ſeinem Hauſe ſchon reden hören."

„Nun, das wird gerade nicht das Empfehlendſte geweſen ſein," meinte die Commerzienräthin. „Ueber das Haus iſt ſchon ſehr viel geſagt worden, und die Leute, die oben hinaus urtheilen, ſind meiſtens geneigt, dem Herrn von Molitor in Allem Unrecht zu geben. Das kommt wohl daher, weil er, und das iſt nicht zu läugnen, ein harter, ja unangenehmer Charakter iſt und weil die Welt ſo gern bereit iſt, einer ſchönen Frau unbedingt Recht zu geben."

„Ja sie soll schön sein — sie soll sehr schön sein, die Frau Baronin von Molitor," sagte die Fremde mit niedergeschlagenen Augen.

„Sehr schön — eine reizende, elegante Dame, das ist nicht zu läugnen," versetzte Madame Duvallet; „ich begreife wohl, daß sie vielen Männern die Köpfe verrückt hat."

Alice wußte nicht, weshalb ihr gerade dies Gesprächsthema peinlich war und weshalb es sie jedesmal schmerzlich berührte, so oft der Name dieser Frau von Molitor genannt wurde; und doch wieder war es ihr so interessant, etwas über diese Frau zu hören, und doch war sie schon in den Straßen der Stadt lange vor einem Laden stehen geblieben, um diese Dame aus ihrem Wagen steigen zu sehen, wobei sie denn zugeben mußte, daß es allerdings eine schöne, interessante Erscheinung sei.

„Wenn man, wie ich schon vorhin bemerkt, nicht läugnen kann," fuhr die Commerzienrathin fort, „daß der Freiherr von Molitor ein Herr ist von außerordentlich schroffer Außenseite, — ich kann Sie versichern, mein Mann, der doch mit allen Leuten umgehen kann, hat genug zu thun, um mit dem Baron in Frieden zu bleiben — so soll dagegen, wie Alle sagen, die ihn näher kennen, sein Charakter von einer außerordentlichen Festigkeit und Ehrenhaftigkeit sein."

„Wornach also alle Schuld auf Seiten der Baronin läge," sprach Madame Nicolai; „und was mich anbelangt," setzte sie mit Bitterkeit hinzu, „so bin ich sehr geneigt, fest daran zu glauben."

„Man muß ihm wenigstens lassen," versetzte Madame Duvallet, „daß er vor der Welt zeigt, die eigenthümlichen Verhältnisse, welche sein Hauswesen zerrissen haben, gehen ihn zu Herzen. Er hat sich seit jener Zeit von Allem zurückgezogen. Wie selten kommt er hieher! gewöhnlich lebt er auf

seinem einsamen Schlosse, wo er keinen Menschen sieht und wo er sich nur der Erziehung seiner Tochter widmet."

„Aber trotz allem dem ist es für eine Mutter hart, ihr Kind nicht bei sich haben zu können," meinte Alice, indem sie, wenn gleich widerstrebend, die Partei der Baronin nahm. „Es muß sie das sehr unglücklich machen, es muß das ihr Herz zerreißen."

„Wovon man aber sehr wenig bei ihr bemerken soll," sprach die Commerzienräthin achselzuckend. „Sie verlebt in Lust und Freude ihre Tage, macht trotzdem, daß sie eine Frau ohne Mann ist, ein großes, glanzendes Haus, gibt die größten Gesellschaften, bei denen es sehr lustig zugehen soll, und wo man gewiß sehr wenig davon merken wird, daß die Herrin eigentlich einen tiefen Kummer im Herzen tragen sollte und trauergekleidet Buße thun. — Aber was gehen uns diese Verhältnisse eigentlich an?" fuhr sie gleich darauf heiterer fort; „die Baronin Molitor lebt von ihrem Manne getrennt, also werden Sie, meine beste Madame Nicolai, nicht mit ihr zusammen kommen, und kann es Ihnen gleichgültig sein, wie sie ist. Was den Freiherrn anbelangt, so ist er allerdings eine eigenthümliche Persönlichkeit, wenn man aber seinen klar ausgesprochenen Willen befolgt, so soll es durchaus nicht schwer sein, mit ihm zu leben und seine Zufriedenheit zu erlangen."

„Aber Mama," sagte Alice, „Du wirst doch zugeben, daß Mamsell Schulz Alles gethan, was in ihren Kräften stand?"

„Mamsell Schulz," erläuterte die Commerzienräthin, „war Ihre Vorgängerin, und dieselbe hat sich gewiß, was ihren Dienst betrifft, die Erziehung des kleinen Mädchens nämlich, durchaus nichts zu Schulden kommen lassen. Aber wie wir erfahren, hatte es Mamsell Schulz nicht verschmäht, mit der Baronin Molitor in Verbindung zu treten. Ich

für meine Perſon möchte ihr das gerade nicht ſo hoch anrechnen, denn die Baronin hat es gewiß an keinem Mittel fehlen laſſen, um ſich die Erzieherin ihrer kleinen Tochter geneigt zu machen. Das war die Klippe, an der Mamſell Schulz geſcheitert iſt, und wohl die einzige im Hauſe, vor der man ſich in Acht zu nehmen hat und die auch gewiß nicht ſo ſchwer zu vermeiden iſt."

„Und warum verſuchte es die Frau von Molitor, ſich durch die Erzieherin ihrer kleinen Tochter zu nähern?" fragte die Fremde. „Hat ſie nicht auch ohne das ein Recht dazu?"

„Man kann einer Mutter dieſes Recht wohl nicht abſprechen," entgegnete Madame Duvallet. „Aber das ſind gerade die eigenthümlichen Verhältniſſe in jenem Hauſe, daß der Herr deſſelben — und er wird wohl ſeine triftigen Gründe dazu haben — ſeine Frau, die von ihm getrennt lebt, durch alle Mittel, die ihm zu Gebot ſtehen, von ihrer Tochter fern zu halten ſucht."

„Das iſt hart," ſagte die Wittwe, indem ſie ihre eigene Tochter feſter an ſich zog. „Er ſollte der Mutter nicht verbieten, zuweilen ihr Kind zu ſehen. — Ich habe gewiß nicht Urſache," fuhr ſie nach einer Pauſe fort, „dieſen Damen das Wort zu reden, aber es iſt hart, einer Mutter den Anblick ihres Kindes zu verſagen."

„Wozu Sie aber aus allen Kräften mitwirken müſſen, meine beſte Madame Nicolai," bemerkte achſelzuckend die Commerzienrathin. „Es iſt dies wohl die erſte und Hauptbedingung, die Ihnen von Seiten des Freiherrn geſtellt werden wird."

„Und die ich mit dem Teniſte auch werde annehmen müſſen," verſetzte die Wittwe, indem ein bitteres Lächeln über ihre Züge flog. „Seien Sie aber dagegen überzeugt," fuhr ſie, ſich verbindlich gegen Madame Duvallet verneigend,

fort, „daß ich die Kraft haben werde, eine Bedingung, die ich einmal eingegangen, auch zu halten, und daß ich in diesem Punkte der Empfehlung Ihres Herrn Gemahls alle Ehre machen werde."

Bei diesen Worten hatte sie sich emporgerichtet, und dasselbe starre, kalte Lächeln zeigte sich wieder auf ihren Zügen.

Draußen hörte man in diesem Augenblicke rasche Schritte, welche sich der Salonthüre näherten. Es wurde leicht angeklopft, und ohne noch das Herein! der Frau des Hauses gehörig abgewartet zu haben, öffnete sich schon die Thür, und Victor Barring erschien auf der Schwelle.

Die schwarzgekleidete Fremde saß vom Fenster abwärts gekehrt, auch hatte sie ihren Hut mit dem Schleier aufbehalten, und war es Zufall, daß sie ihr Gesicht in dem Augenblick, wo der junge Mann eintrat, tiefer zu den Kindern hinabbeugte, oder that sie es absichtlich, um ihren Schleier herabfallen zu lassen, der ihre Züge nun gänzlich bedeckte? Ein aufmerksamer Beobachter hätte aber sehen müssen, wie ihre Hand zitterte und wie sie mit einer wahren Angst ihre Kinder so zu sich herzog, daß sie bei einer Wendung, die sie machen mußten, dem Eintretenden ihren Rücken zudrehten.

Victor eilte auf Madame Duvallet zu, und während er sich nach ihrem Befinden erkundigte, streckte er seine rechte Hand mit einem freundlichen Kopfnicken gegen Alice aus, welche diese Hand, aber nur ganz leicht, mit ihren Fingerspitzen berührte.

„Ich wollte mich nur erkundigen," sprach heiter der junge Musiker, „wie Tante und meine schöne Cousine geschlafen. Es war spät gestern Abend und —"

Er stockte in seinem Sprechen, denn nachdem er einen Blick auf die dicht verschleierte Fremde geworfen und nun

begreiflicher Weise auf die beiden Kinder hinabschaute, hatte das kleine Mädchen ihren Kopf herumgewandt, und zwei leuchtende Augen blickten ihn aus einem frischen Kindergesichte an, das ihm außerordentlich bekannt vorkam.

„Und," wiederholte er mechanisch, indem er forschend wieder nach der schwarzgekleideten Dame hinüberblickte — „und — ja es war recht spät — und ich dachte mir, Sie würden heute Morgen sehr ermüdet sein."

Die zwölfte Stunde.

Die Commerzienräthin hatte wohl das Erstaunen Victor's beim Anblick der Fremden bemerkt, da sie aber natürlicher Weise glaubte, dasselbe habe einzig und allein seinen Grund darin, daß der Verwandte und Freund des Hauses hier Jemand sehe, dem er nicht sogleich vorgestellt wurde, so beeilte sie sich das zu thun, indem sie, zu der Fremden gewendet, ihren Neffen als Herrn Victor Barring nannte und dann umgekehrt die schwarze Dame als die Frau Wittwe Nicolai präsentirte.

Diese Präsentation hatte vielleicht die gleichen Folgen gehabt, welche bei fremden Leuten, die sich zum ersten Mal sehen, gewöhnlich sind: eine stumme Verbeugung, ein Paar verbindlich klingende Worte oder etwas Aehnliches, — wenn sich nicht in diesem Augenblicke die kleine Bertha aus den Armen ihrer Mutter losgewunden und laut und freudig ausgerufen hätte: „Herr Patrina!“ und wenn sie nicht vorauf zu ihrem Bruder gesagt hätte: „Siehst Du, Ferdinand, der gute Vater, der immer mit Papa kam und mit uns so gern gelacht hat.“

„Ja,“ gab der Knabe trotzig zur Antwort, „ich kenne ihn wohl, aber er ist auch lange nicht mehr da gewesen; ich mag ihn nicht mehr so gut leiden.“

Der junge Mutter, ohne auf die Ueberraschung seiner Tante und Alwine zu merken, eilte rasch ein Paar Schritte auf die schwarzgekleidete Fremde zu, blickte sie scharf an, und rief dann laut:

„Ah! sind Sie es wirklich, Theure! — Gott sei Dank! daß Sie es sind. — — Verzeihen Sie, Madame Nicolai,“ setzte er alsdann mit einem bittern Lächeln hinzu, „daß mich die Ueberraschung zwang, Sie, die vielleicht von mir nicht gekannt sein wollten, hier vor diesen Damen zu erkennen.“

Ein Paar Sekunden lang sah die Fremde regungslos da und gab durch keine Bewegung zu verstehen, daß sie auf die Begrüßung Victor's einzehen wolle; doch schien sie sich plötzlich besonnen zu haben, sie hob langsam ihren Schleier empor, sie zeigte dem Erstaunten ihre bleichen, entschlossenen Züge mit dem kalten Blicke, und nachdem sie ihn eine lange Weile so angesehen, sagte sie mit leicht zitternder Stimme:

„Ja, ich bin es, mein Herr, die unglückliche Frau Ihres Freundes.“

Daß die Commerzienrathin dieser Erkennungsscene mit

höchster Ueberraschung beiwohnte, brauchen wir eigentlich nicht zu sagen; da aber ihre Neugierde hiedurch mächtig angeregt wurde, so verschwand neben dieser jedes andere Gefühl und sie blickte der Entwicklung mit großer Spannung entgegen.

Nicht so Alice; was sie eben gesehen und gehört, berührte sie schmerzlich. Sie sah wohl, daß das Erkennen der Beiden kein freudiges war; es konnte ihr unmöglich der finstere drohende Blick aus den Augen der Fremden unbemerkt bleiben, mit dem diese Victor anstarrte, als sie ihm Antwort gab. Sie hätte so gern das Zimmer verlassen; sie wollte sich von ihrem Sitze erheben und legte ihre rechte Hand auf den Arm der Mutter, wobei sie diese fragend ansah. Als ihr dagegen Madame Duvallet ein Zeichen machte, ruhig zu bleiben, ließ sie ihren Kopf niedersinken — sie wollte es vermeiden, in die eigenthümlich glänzenden Augen der schwarzgekleideten Frau zu blicken.

„Ich bin wirklich hoch erfreut, Sie hier zu finden," sprach Victor, indem er sich der Dame näherte und zutraulich ihre Hand zu fassen suchte, die sie ihm aber mit einiger Heftigkeit entzog. „Aber sagen Sie mir, Therese, welch' glückliches Ungefähr brachte Sie gerade hieher zu meinen Verwandten?"

„Das ist mein Geheimniß," erwiederte Madame Nicolai mit einem scharfen Tone der Stimme, den sie aber gleich darauf milderte, als sie, zu Madame Duvallet gewendet, leise hinzusetzte: „Nicht wahr, Frau Rathin, das ist unser Geheimniß?" — „Ich wußte gewiß nicht," sprach sie gleich darauf weiter und betonte jedes Wort hart und schneidend, „daß ich hier bei Verwandten von Ihnen bin, Herr Barring. — — Ich wäre alsdann wahrscheinlich nicht hieher gegangen."

Der junge Mann zuckte mit den Achseln und versetzte: „Ich sehe wohl, Sie sind in einer Gemüthsverfassung,

die ich leider an Ihnen kenne, und die es unmöglich machen wird, ein ruhiges Wort mit Ihnen zu reden."

„Das kannst Du doch wahrhaftig der Madame Nicolai nicht übel nehmen," sprach die Commerzienräthin mit herzlicher Stimme und einem Ausdrucke der Rührung in ihren Zügen. „Die arme Madame Nicolai hat vor ganz Kurzem ihren Mann verloren."

Bei diesen Worten sah man eine Sekunde lang ein bitteres Lächeln auf den Zügen Victors. Er hob seine rechte Hand empor, während sich seine Lippen hastig einmeten; doch als ob er fühlte, es sei hier nicht am Platze, etwas vielleicht Unüberlegtes zu sprechen, fuhr er mit der Hand über das Gesicht und sagte mit einer verbindlichen Verbeugung gegen die Fremde:

„Vielleicht gestattet Madame — Nicolai, daß ich ein Wort allein mit ihr rede."

Alice erhob sich rasch von ihrem Sitze und die Commerzienrathin blickte fragend auf die Fremde, welche aber mit einer ängstlichen Geberde beide Hände erhob, und die Damen dadurch zu bleiben bat, worauf sie dem jungen Manne kalt und ruhig erwiederte:

„Ich wußte nicht, was ich mit Ihnen zu reden hätte."

„Nun gut denn," sprach dieser nach einer Pause in sehr entschlossenem Tone. „Wenn Sie das, was ich Ihnen zu sagen habe, nicht allein hören wollen, so werde und muß ich mir erlauben, vor meinen Verwandten zu sprechen. Ich bin das meinem Freunde schuldig, ich bin das diesen armen Kindern schuldig, ich bin das Ihnen schuldig, Madame."

Die Angeredete sank leicht zusammen, sie faltete ihre Hände und ließ ihr Haupt tief auf die Brust herabsinken. Da sie aber hierbei auf ihre Kinder blickte, fuhr sie plötzlich in die Höhe und rief mit schmerzlicher Bewegung:

„Reden Sie meinetwegen, Herr Barring; sagen Sie,

was Sie wollen, aber nicht vor dieſen da." Sie zeigte auf die Kleinen. — „Dieſe ſollen das Andenken an ihren verſtorbenen Vater rein und gut erhalten."

„Wenn Sie ſolche Rückſichten immer gekannt hätten," erwiederte Victor mit einer Verbeugung, „ſo wäre Manches beſſer. Daß ich dieſelben vollkommen achte, werden Sie von mir überzeugt ſein."

„Ich will die Kinder mit mir nehmen," ſagte Alice ſchnell, worauf ſie tief Athem holen mußte. — „Nicht wahr, Kinder, ihr geht mit mir?" wandte ſie ſich an Bertha und Ferdinand, indem ſie ſich tief zu ihnen herabbeugte.

„Ich gehe nicht," verſetzte der Knabe, „ich bleibe bei der Mama."

„Du ſollſt ja auch nicht weit von mir gehen," ſprach dieſe, „nur dort in's Nebenzimmer, wo das ſchöne Fräulein Dir etwas zeigen wird. — Sei Du artig Bertha, und befolge hübſch, was ich Dir ſage."

Das kleine Mädchen reichte Alice die Hand, und nach einigem Zögern ließ ſich auch Ferdinand bewegen mitzugehen, doch unter der Bedingung, daß er im Nebenzimmer bleiben dürfe und daß man die Thüre nicht ſchließe; er wolle ſeine Mutter ſehen. Alice hatte erhofft, die beiden Kinder auf ihre ſonnige Terraſſe führen zu können; ſie fühlte wohl, daß drinnen etwas Eigenthümliches verhandelt werden ſolle. Dem wäre ſie ſo gern entgangen und jetzt mußte ſie dableiben, und wenn ſie auch noch ſo eifrig mit den Kindern ſprach und es ihr gelang, deren Aufmerkſamkeit abzulenken, ſo war es ihr doch ſelbſt unmöglich, ihr Ohr vor dem Geſpräche drinnen gänzlich zu verſchließen; Worte und Sätze drangen herüber, manchmal im Zuſammenhang, manchmal zerriſſen, und dann um ſo bedeutungsvoller — ſchmerzlicher anklingend.

„Ehe ich mir erlaube," ſagte Victor, „zu Ihnen zu reden, wie ich es für meine Schuldigkeit halte und wie es

dringend nothwendig ist für Ihre Zukunft, für die meines Freundes, für die der Kinder, muß ich die feierliche Erklärung voranschicken, daß ich nicht nur die ganze Größe des Unrechts, welches Ihnen geschehen, fühle, sondern daß ich auch noch vor Kurzem ihm mit den Worten der Ueberzeugung dies Unrecht vor Augen führte und ihn durch die Gewalt der Wahrheit zwang, dasselbe einzugestehen, was er auch der Hauptsache nach that. — Dabei aber werden Sie mir erlauben, daß ich Madame Duvallet, die unseren Worten voll Verwunderung lauscht, von der eigenthümlichen Lage in Kenntniß setze, in der Sie sich befinden, — eine Lage, die auch zu Ihrem eigenen Besten zum Reden zwingt."

Die Fremde preßte ihre Lippen aufeinander, that einen tiefen Athemzug und zuckte alsdann leicht mit den Achseln, als wenn sie sagen wollte: „Was kann ich machen? ich muß aber mich ergeben lassen, was da kommt."

So sehr sich auch Alice im Nebenzimmer bemühte, mit den Kindern zu sprechen, und nur auf ihre Antworten hörend ihr Ohr allem Andern zu verschließen, so war es doch, als herrsche rings umher die tiefste Stille, und als wäre in der ganzen weiten Welt nichts hörbar als die Worte Victors, die laut und klingend an ihr Herz schlugen, und die sie ihres seltsamen Inhalts wegen tief durchschauerten. „Madame — Nicolai," sagte der junge Mann mit einer Handbewegung auf die Fremde: „ist nicht Madame Nicolai, sondern Madame Thérèse Stifter, die Frau eines meiner Freunde, der nicht vor Kurzem gestorben ist, sondern den ich noch vor wenigen Stunden gesprochen, wo er bei mir war, sich verzweiflungsvoll beklagend, daß seine Frau mit ihren beiden Kindern ihm — entflohen." — Bei diesen Worten ging auf dem Gesichte der schwarz gekleideten Fremden allmälig eine gewaltige Veränderung vor: ihre Lippen, die sie fest aufeinander gepreßt hatte, fingen an zu

zittern und zogen sich dadurch immer weiter von ihren glänzenden Zähnen zurück, die fest auf einander liegend ihrem Gesichte etwas furchtbar Entschlossenes, Wildes gaben, wozu der unheimliche Glanz in ihren großen, weit aufgerissenen Augen erschreckend paßte. Ihre Finger zuckten, als sie nun mit lautem Tone ausrief:

„Ah! er war bei Ihnen, Herr Barring! Bei Ihnen, seinem Freunde, seinem Begleiter, seinem Rathgeber, seinem Vertheidiger! — Ah! er — und Sie! — — Doch — verzeihen Sie meine Heftigkeit," wandte sie sich in unzusammenhängenden Worten, denn der Athem stockte ihr in der Brust, an die Frau des Hauses; — „verzeihen Sie — einer Unglücklichen, die von der Erinnerung überwältigt, kaum noch weiß, was sie sagt, wie sie es sagt. — — Ja," fuhr sie nach einer Pause mit erzwungener Ruhe fort, „es ist wahr, was dieser Herr gesagt: ich habe mit meinen Kindern mein Haus verlassen, um einem Manne zu entfliehen, der für mich so gut wie gestorben ist. Das ist Alles, Alles wahr. — Aber," sprach sie mit erhobener Stimme, indem sie ihre Rechte drohend emporhob und dann auf Victor wies, „der da, welcher sich einen Freund meines Mannes nennt, soll sagen, was mich zwang, mein Haus, meine Heimat zu verlassen. — Wissen Sie es vielleicht nicht, Herr Barring?"

„O ich weiß es," entgegnete dieser mit großer Ruhe; „ich weiß, was Sie Ihre Gründe nennen zu solch' verzweifeltem Schritt, wie Sie ihn thun. Ob aber diese Gründe triftig und haltbar sind, das ist eine andere Frage."

Alice erzählte den Kindern im Nebenzimmer in wahrer Seelenangst ein altes, bekanntes Märchen; sie hatte sich auf ein Tabouret weit von der Thüre gesetzt und die Kinder an sich gezogen, die dann auch mit Auge und Ohr aufmerksam an ihrem Munde hingen und begierig dem be-

kannten: „Es war einmal ein reicher König, der hatte eine sehr schöne Tochter, die konnte zaubern" — zulauschte. Dabei war es aber selbst wie ein Zauber, daß das junge Mädchen, obgleich sie so eifrig erzählte, doch immer und immer jedes Wort aus dem Nebenzimmer so deutlich vernahm, als wurde es ihr in's Ohr geflüstert.

„Meine Gründe," sagte die schwarzgekleidete Frau in schneidendem Tone, — „o Gott! meine Gründe! Sie wissen es am Besten, ob meine Gründe haltbar sind oder nicht. Es ist grausam, von Ihnen das hören zu müssen. Wer hat besser als Sie die genauste Kenntniß von dem Thun und Lassen meines Mannes? Wer sah ihn Schritt vor Schritt immer tiefer hinabstürzen von leichten Fehlern zu schwereren Vergehen, von diesen zu Lastern und Verbrechen? Wer anders als Sie bestärkte ihn durch das eigene Beispiel in dem wilden Leben, wodurch sein häuslicher Friede, das Glück seiner Kinder zu Grunde ging? — Wer trägt einen großen Theil der Schuld?"

„Wer? fragen Sie mich? wer anders als ich soll an all' dem Unheil, das ich allerdings kommen sah und dem ich mit Ermahnungen und Warnungen vergeblich entgegen zu arbeiten suchte, Schuld sein? — Meinetwegen denn Vorwürfe um Vorwürfe! Nur daß die meinen haltbar sind. Wer, fragen Sie, trägt mit die Schuld, daß es so weit kommen mußte? — Nun denn: Sie selbst mit Ihrem harten, verschlossenen Wesen!"

Die schwarzgekleidete Frau schlug ein schreckliches Lachen auf, und Madame Duvallet, ängstlich geworden durch die Heftigkeit der Beiden, sagte in bittendem Tone: „Aber, Victor!"

„Sie haben Recht, Tante, ich ließ mich hinreißen. Doch wenn ich mein Wort von eben auch etwas zu hastig und unvorsichtig herausstieß, so kann ich es doch nicht

zurückzunehmen, ja ich muß es wiederholen. Wenn Sie" — damit wandte er sich an Madame Stifter — „Manches anders aufgefaßt hätten, geneigt gewesen wären, kleine Dinge zu vergleichen, und große, wichtige wirklich verletzende zu vermeiden, so wäre Alles anders gekommen."

Man sah es der Frau an, welch' gewaltsame Anstrengungen sie machte, um ihrer Heftigkeit Meister zu werden. Es gelang ihr auch insoweit, daß nur ihre Stimme noch ein wenig bebte, als sie, sich zu der Frau des Hauses wendend, mit gefalteten Händen sprach:

„Es war eine Zeit, wo ich so glücklich war, wie es eine Frau nur sein kann, die ihren Mann herzlich und innig liebt und ebenso von ihm wieder geliebt wird. Wir lebten still, zurückgezogen und dadurch um so glücklicher. Wir erhielten die beiden Kinder, die Sie eben gesehen, und unsere sorgenfreien, wenn auch bescheidenen Verhältnisse genügten mir und meinem Mann. Konnten sie uns nicht auch genügen, konnte er nicht auch fortwährend glücklich darin sein?" — Da sie bei diesen Worten ihren Blick auf Victor richtete, so zuckte dieser leicht mit den Achseln. Dann fuhr sie fort: „Es sollte aber nicht so bleiben; nachdem wir ein Paar Jahre still und zufrieden gelebt, bemerkte ich wohl, daß unsere kleinen, bescheidenen Verhältnisse meinem Manne hie und da drückend waren."

„Erlauben Sie," nahm der Musiker das Wort, „Sie bemerkten das; ich erinnere mich ganz genau, wie Sie mir es damals sagten: ich kann Ihre eigenen Worte wiederholen. ‚So oft Ferdinand von einem Besuche seiner Bekannten oder aus dem Atelier eines Freundes zurückkommt, so oft ist er verstimmt und hat etwas an unserem Hauswesen auszusetzen.' — Das waren Ihre Worte, und als ich Sie fragte: ‚Was hat er auszusetzen?' da entgegneten Sie mir: ‚Wer kann all' die Launen eines Künstlers behal-

ten? Unser Hauswesen, ich selbst, — wir sind ihm zu alltäglich und einfach; — wer kann all' diesen sonderbaren Launen nachgeben." — Und wenn das wirklich sonderbare Launen waren, so wäre es Ihnen damals ein Leichtes gewesen, denselben wirklich nachzugeben und ihm nach und nach ein Interieur zu schaffen, wie er es gewünscht und wie es dem Auge eines Künstlers wohl thut, ja unentbehrlich ist. An den Mitteln dazu fehlte es Ihnen nicht, aber ich erinnere mich aus der Zeit, Kleinigkeiten —"

„Ja, Kleinigkeiten," sagte die Frau mit Bitterkeit, „unbedeutende, erbärmliche Kleinigkeiten!"

„Allerdings, jedes Einzelne war eine Kleinigkeit, aber Alle zusammen bildeten eine Kette, die sich um Ihr häusliches Glück wand und es tief hinabzog. Wie oft versuchten wir es scherzhaft, Ihre Einwilligung zu erlangen, sein Atelier auszuschmücken, wie das andere Künstler thun, irgend ein altes, malerisch schönes Geräthe aufzustellen, die Wand mit einer Waffe zu verzieren, mit einer Statuette, hier oder da eine Draperie anzubringen! Wie nannten Sie dergleichen Sachen, die ihm Freude machten — begreiflicher Weise Freude machen mußten? — Unnützes Zeug nannten Sie es, und wollten nicht begreifen, wie ein vernünftiger Mensch darum sein Geld ausgeben könne, ebenso wenig wie Sie es zu fassen vermochten, daß er das Bedürfniß hatte, seine Wohnung reicher und behaglicher einzurichten, als Sie das von jeher gewohnt waren, und als Sie sich einmal vorgenommen hatten, daß es bei Ihnen sein und bleiben solle. Von Ihrem Standpunkte aus hatten Sie vielleicht Recht, daß ich namlich auf einem altmodischen, unschönen Stuhle ebenso bequem sitze, wie auf einem neuen in gefälliger Form, und daß das einfache Sopha dieselben Dienste thue, wie der phantastisch geschweifte Fauteuil auf seinen Messingrollen, die Ihnen ein Gräuel waren."

Alice im Nebenzimmer verlor nicht ein Wort, nicht ein einziges Wort.

„Aber," fuhr Victor mit erhobener Stimme fort, „der Sinn eines Künstlers ist nun einmal, vielleicht leider, nicht gemacht, wie der anderer Menschen. Wie die Pflanze belebenden Thau und Sonnenschein, so braucht er, vor Allem der Maler, eine behagliche angenehme Umgebung; sein Auge muß ausruhen, muß wieder frische Kraft gewinnen an malerischen Gegenständen, die ihm neue Gedanken bringen und seine Phantasie anregen, — er geht langsam zu Grunde in einer alltäglichen, prosaischen, hausbackenen Umgebung; es kann ihm dort nicht behaglich sein; seine Gefühle erkalten."

Alice, die alles das hörte, preßte ihre Hände vors Gesicht und ließ die Kinder warten an der spannendsten Stelle ihres Märchens.

„Und was Sie eben sagten," nahm nun die Fremde das Wort, und ihr Auge flammte wieder und ihre Lippen bebten sich zitternd, „wenn es wirklich so wäre, das wollen Sie als Entschuldigung gelten lassen für das Unglück, das mich durch ihn betroffen! O ich begreife das in Ihrer Stellung, o ich finde es so natürlich, daß Sie die Schuld meines Unglücks auf mich selbst walzen wollen."

„Das will ich bei Gott nicht!" rief Victor, ebenfalls in bewegtem Tone; „das will ich nicht. Ich möchte nur seine schwere Schuld in Ihren Augen einigermaßen abschwächen, um Sie zur Nachgiebigkeit zu bewegen, um Sie von dem unglücklichen Entschluß abzubringen, den Sie gefaßt und schon theilweise ausgeführt, — einen Entschluß," fehlte er entschieden hinzu, „der in Ihrem leider oft so harten Gemüthe gereift ist, den aber schwerlich eine andere Frau und Mutter begreifen wird. — Glauben Sie mir, Therese, ich nenne Sie bei diesem Namen, um Sie daran

zu erinnern, daß Sie mich früher als einen treuen Freund betrachteten, — glauben Sie mir, daß ich ihm vor wenig Stunden härtere Dinge gesagt, als er je von einem Menschen gehört hat, daß ich ihn von seiner tiefen Schuld überzeugte; eigentlich unnöthiger Weise, denn er sah sie selbst ein, so daß er nun sein Unrecht genug kennt, um vor jedem Rückfall bewahrt zu sein, wenn —"

„Wenn ich," rief die Frau mit leidenschaftlicher Heftigkeit, indem sie emporsprang, „wenn ich auch ferner über mich ergehen ließe, was ich bisher über mich ergehen ließ; wenn ich fortan duldete und litte. Nicht wahr, Herr Barring? — so will es Ihre Freundschaft nur mich. O ich habe Ihre Worte verstanden, Sie so wenig wie er begreifen es, daß man in einer stillen, geordneten Häuslichkeit glücklich sein kann. Ja, ihr seid Künstler und glaubt mit diesem Worte alle Schranken niedertreten zu können. Was ist euch das Glück eines still zufriedenen Weibes, das Lächeln armer Kinder, die selig sind bei ihren harmlosen Spielen, wenn der Vater sie zuweilen mit ihnen theilt. — Was ist euch Alles das? — langweilig, prosaisch, gegenüber den andern Freuden, die euch draußen erwarten, wenn ihr die beengenden Räume eures Hauses hinter euch habt! — Dort ist eure Welt, wo weiche Teppiche jeden Schritt, jede Bewegung dämpfen, wo man flüsternd sprechen muß, um sich nicht durch laute Worte zu verrathen, wo hell glänzende, strahlende Lichter nur um so tiefere Schatten bilden, wo ihr gefeiert seid, angestaunt durch euer Talent, durch eure hinreißende Unterhaltungsgabe, die ihr dort zu entwickeln versteht, wo euer Auge durch nichts Alltägliches verletzt wird, wo ihr, in weichen, schwellenden Fauteuils ruhend, die reizendsten, gefälligsten Frauen um euch seht. — — O ich begreife das vollkommen, das ist ein anderes, herrlicheres Leben."

Das junge Mädchen im Nebenzimmer, jede Sylbe selbst

gegen ihren Willen verleidend, hatte ſich, als die fremde Dame alſo ſprach, von ihrem Tabouret erhoben und die Kinder, welche das Ende ihres Märchens haben wollten, angſtvoll von ſich abgewehrt. Sie legte ihre rechte Hand an die Stirne, während ſie mit ſtarrem Blick auf die offene Thüre des Nebenzimmers ſchaute und ſo gebannt war durch die ſchrecklichen Worte, welche von dorther ertönten, daß ſie es nicht einmal bemerkte, wie ſchon vor einer guten Weile ihr Vater eingetreten und erſtaunt über das höchſt Eigenthümliche, was er hörte und ſah, an der Thüre ſtehen geblieben war.

Ob Victor auf die haſtig hervorgeſtoßenen, die größte Leidenſchaft athmenden Worte der Fremden etwas erwidert, konnte man hier nicht hören; wenn er etwas geſagt, ſo mußte es mit ſehr leiſer Stimme geſchehen ſein — wahrſcheinlich hatte er, den Moment begreifend, geſchwiegen, um die Frau, die ſich in ihrer Heftigkeit ſelbſt nicht zu kennen ſchien, nicht noch mehr zu reizen, doch wenn er deßhalb geſchwiegen, hatte er doch nicht die gewünſchte Wirkung hervorgebracht, denn wenn ſie auch den Ton ihrer Stimme etwas dämpfte, ſo rief ſie doch jedes ihrer Worte mit ſolcher Deutlichkeit, ſolcher Energie hervor, daß man wohl hörte, ihre Reden waren darauf berechnet, es ſolle auch nicht eine Silbe davon verloren gehen.

„Warum ſage ich Ihnen das alles eigentlich?“ ſprach ſie; „wie kann ich mich unterfangen, etwas gegen Sie auszuſprechen, das wie ein Vorwurf klingt? Haben Sie Jemand Rechenſchaft von Ihrem Thun und Laſſen zu geben? O nein, gewiß nicht! Haben Sie nicht vollkommen Freiheit, Ihre Schritte dahin zu lenken, wohin es Ihnen beliebt? Gewiß, Sie haben dieſe Freiheit. Aber er hatte ſie nicht,“ ſetzte ſie lauter hinzu, — „er nicht, aber Sie. Doch wäre es Ihre Pflicht geweſen, als Freund unſeres Hauſes, wie Sie ſich genannt, ihn zurückzuhalten, ſtatt ihn tiefer hineinzu-

führen in jenes verderbliche Treiben. — Aber Ihnen war es angenehm, einen Ihrer Bekannten neben sich zu haben, sich ihm zu zeigen in der glänzenden Stellung, die Sie dort einnehmen, wie man sagt, im Kreise jener schönen, interessanten Weiber, Sie, der Gesuchte, der Gefeierte, — ihm als beneidenswerthes Vorbild dienend — Sie — Sie — ja Sie — der — der — Geliebte der gefährlichsten jener Weiber — der Baronin Molitor."

Alice war einen Schritt zurückgewichen, als die Fremde wieder zu reden angefangen; dann aber hatte sie ihre Hände erhoben und sich vorgeneigt, um mit offenem Ohr jedes — jedes der schrecklichen Worte aufzufangen. — Silbe um Silbe schien sie aber auch schwer und gewaltig zu treffen, denn sie beugte unter der Wucht derselben langsam ihr Haupt; ihr Körper neigte sich immer tiefer herab, und bei den letzten schrecklichen Worten, welche Jene aussprach, stieß das junge Mädchen einen schwachen Schrei aus, preßte die Hände vor ihre Stirn und sank dann mit dem Kopf auf das Tabouret nieder, vor dem sie stand.

Herr Duvallet sprang hinzu, um sie in seinen Armen aufzufangen, und neben Victor, der mit bleichem Gesichte und zusammengepreßten Lippen unter der Thüre erschien, eilte die Commerzienräthin vorbei, um ihr geliebtes Kind aufzurichten und auf ihr Zimmer zu bringen.

Madame Duvallet konnte sich die Ursache dieses Unfalles nicht gleich so vollständig und so deutlich erklären, wie der Vater Alicens, der dem jungen Mädchen kopfschüttelnd nachblickte, während er mit einem schmerzlichen Gesichtsausdrucke die Achseln zuckte und vor sich hinmurmelte: „Mein armes Kind! Es mußte so kommen, und es ist vielleicht gut, daß es so gekommen ist."

Tag und Nacht.

Eine Geſchichte in vierundzwanzig Stunden

von

F. W. Hackländer.

Mit Illuſtrationen

von

C. Scheuren.

Zweiter Band.

Stuttgart.
Druck und Verlag von Eduard Hallberger.
1869.

Druck und Verlag von Eduard Hallberger in Stuttgart.

Nach Mittag.

Für die Drei, welche im Zimmer zurückblieben, waren die nächstfolgenden Augenblicke mehr als peinlich. Die Fremde, von der es schien, als habe sie bei der eben entwickelten Heftigkeit ihre ganze Kraft verbraucht, saß zusammengesunken da, hatte den Kopf in ihre Hände gelegt, und ihre Thränen quollen zwischen den Fingern hervor.

Daß die beiden Kinder es hierin wie ihre Mutter machten, brauchten wir eigentlich nicht zu erwähnen, doch können wir

nicht verschweigen, daß sie von ihrem unbestreitbaren Rechte, zu schreien und zu weinen, einen recht mäßigen Gebrauch machten, was wohl daher kommen mochte, daß sie durch die eben vorgefallene Scene verschüchtert waren. Genug, sie hatten sich in die Ecke des Sophas gedrückt, wobei sich das kluge Mädchen bemühte, das Gesicht ihres Bruders von den Personen im Zimmer abzuwenden, was ihr auch nach einigen vergeblichen Versuchen gelang. Da nun der Knabe mit seinem Hampelmann Nase an Nase stand, so schien es, als ob die Wangen dieses edeln Hausfreundes von eigenen Thränen benetzt wären.

Victor war in dem Nebenzimmer geblieben, aus dem Alice so plötzlich verschwunden, dann an das Fenster getreten und blickte mit übereinander geschlagenen Armen auf die Straße hinaus. Er hatte wohl besser als alle Uebrigen den schwachen Aufschrei des jungen, schönen und lieben Mädchens verstanden; ihm hatte es ein entsetzliches Gefühl verursacht, als vor ihren Ohren so schonungslos über sein Leben und Treiben gesprochen wurde; er hatte wohl die Bedeutung des ernsten und schmerzlichen Blickes begriffen, den Herr Duvallet im ersten Augenblicke der Ueberraschung auf ihn geworfen. Es war das, wie bemerkt, nur ein einziger Blick gewesen, aber er war für ihn verständlicher, als hundert Worte, hundert Vorwürfe es gewesen wären.

Der Commerzienrath schritt einige Mal im Zimmer auf und ab, dann blieb er vor der Fremden stehen und sprach mit ruhiger Stimme:

„Madame, Sie hatten die Absicht, eine Stelle im Hause des Freiherrn von Molitor anzunehmen; ich habe durch Herrn Kobler, der Sie mir vorstellte, die sehr nothwendigen einleitenden Schritte thun lassen und erwarte den eben genannten Geschäftsfreund jeden Augenblick, um dann das Weitere besorgen zu können."

Die Fremde antwortete nicht, ſchien aber durch ein tiefes Neigen mit dem Kopfe ihren Dank ausdrücken zu wollen.

„Da ich hoffe, Madame, daß mein Fürwort genügt,“ fuhr Herr Duvallet nach einer Pauſe fort, „ſo zweifle ich alſo nicht, daß wir jene Stelle für Sie erhalten werden, wenn — Sie überhaupt noch geneigt ſind, ſolche anzunehmen. — Verzeihen Sie mir, ich war, ohne es zu wollen, Zeuge Ihrer etwas lebhaften Unterhaltung mit meinem Neffen, Herrn Victor Barring. — Ich habe viel in der Welt erfahren, geſehen, gehört, und wenn ich auch nicht von Anfang an bei dem eben erwähnten Geſpräch zugegen war, ſo wird es mir doch nicht ſchwer, aus den Bruchſtücken, die ich gehört, ein Ganzes zuſammen zu ſetzen. — Madame, verzeihen Sie einem Manne, der einiges Intereſſe für Sie fühlt, der Ihr Vater ſein könnte, wenn er Ihnen ſagt, daß Sie ein ſchweres Unternehmen begonnen haben, ein Unternehmen, welches durchzuführen gewöhnliche menſchliche Kraft nicht hinreicht, — ein Unternehmen, deſſen Verantwortung ich dieſen beiden Kindern gegenüber um Alles in der Welt nicht auf mich nehmen wollte. — Sie haben gelitten, Madame, gewiß viel gelitten, und — wahrſcheinlich unverſchuldet gelitten. Dafür wollen Sie Ihre Rache haben, Ihre volle Rache an dem, der Sie beleidigt. Ah! Madame, das iſt hart. Sie wollen Ihren Haß in die Ewigkeit hinüber ſchleppen, Sie wollen dem, der gegen Sie gefehlt, die Gelegenheit abſchneiden, ſeinen Fehler wieder gut zu machen, ihn in die Unmöglichkeit verſetzen, Ihnen das Glück wieder zu geben, das er Ihnen geraubt. — Bedenken Sie wohl, Madame, was Sie thun. Kann es mir doch jetzt gleichgültig ſein, welchen Entſchluß Sie faſſen, obwohl mir — Sie verzeihen einem Vater,“ — ſetzte er mit einem ſchmerzlichen Lächeln hinzu — „eine etwas

verſöhnlichere, weichere Stimmung Ihrerſeits ſehr willkommen geweſen wäre. — Ich will Ihnen gewiß keine Vorwürfe machen, Madame, aber ich möchte Sie nur bitten, um Ihrer ſelbſt willen meine Worte ein klein wenig zu beherzigen. — Uebrigens," fuhr er gleich darauf im vollkommen ruhigen, gleichgültigen Tone des Geſchäftsmannes fort, „wird Herr Kobler alsbald erſcheinen und ganz zu Ihren Dienſten ſtehen."

Dabei machte der Commerzienrath eine höfliche, tiefe Verbeugung nach altem Styl und ging dann in's Nebenzimmer, wo Victor immer noch am Fenſter ſtand.

„Ich möchte Dich nachher einen Augenblick ſehen," ſagte Herr Duvallet zu ſeinem Neffen, worauf dieſer entgegnete:

„Gewiß, Onkel, ich werde ſpäter nicht verſäumen, zu Ihnen zu kommen."

Dann verließ der Herr des Hauſes das Zimmer.

Einige Minuten darauf wollte ihm der junge Mann folgen und, bei dem offenſtehenden Nebenzimmer vorübergehend, hatte er ſchon beinahe die Thüre erreicht, als er heftige Schritte und das Rauſchen eines Kleides hinter ſich vernahm. Er wandte ſich um und ſah die Frau ſeines Freundes, die ihren Sitz verlaſſen hatte, haſtig und in großer Aufregung auf ſich zukommen und hörte, wie ſie ihn bat, noch einige Augenblicke dazubleiben. Er folgte ihr in den Salon, und dort angekommen, wandte ſie ſich raſch von ihm ab und gegen das Fenſter zu, drückte ihre rechte Hand mit dem Taſchentuch vor die Augen und brach in ein lautes, heftiges Weinen aus, wobei ihr Körper zuckte.

Mehrere Male machte die Frau vergeblich den Verſuch, mit Victor zu ſprechen, denn jedesmal erſtickte ein neues, ſtärkeres Weinen ihre Worte. Endlich aber ſchien ſie alle ihre Kraft zuſammennehmen zu wollen, ſie preßte beide

Hände mehrere Sekunden lang vor das Gesicht, und als sie dieselben nun herabsinken ließ, sah man, welche Anstrengungen sie machte, ihre Lippen auf einander zu pressen und ihre Züge zu beruhigen.

„Victor," brachte sie darauf mühsam hervor, — „Sie lieben jenes junge und schöne Mädchen, welches so freundlich gegen mich und die Kinder war. Sagen Sie mir um Gottes Barmherzigkeit willen, ob Sie sie lieben?"

Der Mäuker zuckte sehr verächtlich mit den Achseln, als er erwiederte:

„Was soll ich Ihnen darauf antworten? Ich — der Geliebte der Frau von Molitor? — Ah! bei Gott!" fuhr er heftiger fort, indem er die Hand gegen sie ausstreckte, „ich könnte fast sagen, ich erzeige meinem Freunde einen Gefallen, wenn ihr Beide todt für einander seid."

Sie schaute den jungen Mann mit weit aufgerissenen Augen an, aus denen aber ihre Thränen unaufhaltsam flossen. Sie versuchte ihm eine Antwort zu geben, aber die Stimme brach ihr beim ersten Laut, den sie aussprach. — „Lassen Sie das," brachte sie endlich mühsam hervor; „wenn Sie wußten, Victor, wie ich leide" — sie drückte ihre Hand auf das Herz — „so würden Sie mir viel von meiner Heftigkeit verzeihen. Aber beantworten Sie mir meine Frage. — Oder nein, nein, beantworten Sie mir dieselbe nicht!" rief sie plötzlich leidenschaftlicher. „Was hilft es mir auch, zu wissen, ob Sie, Victor, jenes junge und schöne Mädchen lieben! Hat mir doch jener Ausschrei deutlich genug gesagt, daß Sie von ihr geliebt werden. — O Jammer über meine Worte! Jammer über diesen Tag und auch Jammer über Sie, Victor!"

„Gut," entgegnete er ruhig, „ich will Ihren Ruf des Jammers über mich geduldig hinnehmen; aber vergessen Sie sich selbst nicht, Sie, die an so vielem Jammer Schuld sind."

„Bin ich das denn wirklich?“ gab sie hastig zur Antwort und schaute mit verwirrtem Blick um sich, wobei sie ihre Haare aus der Stirne strich. „Habe ich wirklich Schuld daran? Hätte ich Manches anders machen können und sollen? — O sprechen Sie, Victor! Sprechen Sie!“ wiederholte sie mit Heftigkeit. „Glauben Sie mir, ich fühle, daß mein Herz weicher geworden ist, daß ich empfänglich bin für jedes gute, für jedes versöhnliche Wort. Darum sprechen Sie, ich beschwöre Sie darum!“

„Was soll ich Ihnen alles das wiederholen, Therese, was ich Ihnen schon so hundertmal gesagt? — Und doch würde ich es mit Freuden thun, wenn ich denken könnte, daß Sie mir wirklich mit andern Gedanken zuhören würden.“

„Gewiß mit andern Gedanken,“ sagte sie rasch, „gewiß! gewiß!“

Ein helles Licht schien auf den bisher so finsteren Zügen des jungen Mannes zu leuchten; er trat der weinenden Frau näher, er faßte sanft ihre Hand und sagte ihr mit weicher Stimme:

„So glauben Sie mir vor allen Dingen, Therese, daß er gewiß ebenso unglücklich ist wie Sie, daß er mindestens ebenso viel gelitten, daß er schaudernd auf einem Boden gewandelt, wo er fühlte, wie er ihm Tag um Tag, Stunde um Stunde immer mehr unter den Füßen schwand. Glauben Sie mir, daß er lange, lange Zeit hoffend auf Sie blickte, eines guten, freundlichen Wortes gewärtig, das Sie aber nicht für ihn hatten, auf eine rettende Hand harrend, die Sie ihm aber nicht darreichten, die Sie gen Himmel erhoben, wenn Sie schwere Anklagen gegen ihn vorbrachten. — Lassen Sie mich ausreden, Therese,“ setzte er in erhöhtem Tone hinzu, als er bemerkte, daß Sie etwas entgegnen wollte. „Sie haben ihn nie verstanden, Sie wollten ihn nie verstehen, und um endlich Ihrer Unduld-

samkeit die Krone aufzusetzen, erfinden Sie die furchtbarste Rache, die das Herz eines Weibes nur auszudenken vermag, und nehmen, um ihn zu strafen, sich selbst den Gatten, Ihren Kindern den Vater. — Wie dann?“ setzte er nach einer Pause hinzu, „wenn er das nun nicht einmal als Strafe ansähe? Wenn er sich glücklich fühlte über ein gelöstes Verhältniß, das ihn bis jetzt in drückenden Fesseln hielt? — Wie dann?“

„Ach! das wäre entsetzlich!“ brachte die Frau mühsam hervor. — — — „Helfen Sie mir, Victor! retten Sie mich und ihn! — ich sehe — mein Unrecht — ein. O möge — er — ebenso denken! — — —“

Sie sprach das Letzte abgebrochen mit ganz leiser Stimme und einem so seltsamen Lächeln auf den zitternden Lippen, daß der junge Mann sie erstaunt ansah, und als er mit Schrecken bemerkte, wie ihre Hände sich eigenthümlich bewegten und wie ihre Züge plötzlich mit einer tiefen Blässe überzogen waren, fing er die Niedersinkende rasch in seinen Armen auf und ließ sie sanft auf dem Fauteuil nieder, vor dem sie gerade glücklicher Weise stand.

Es war in der vergangenen Nacht und am heutigen Tage zu viel auf die arme Frau eingestürmt, so daß ihre starken Nerven davon angegriffen wurden, und ihre sonst so feste Constitution darunter leiden und endlich zusammenbrechen mußte. Doch dauerte glücklicher Weise dieser Anfall nur ein Paar Sekunden, und sie erholte sich so rasch und vollständig, daß sie in Kurzem schon ihren Kopf erhob und mit einem freundlichen Lächeln zu Victor emporschaute, der sich theilnehmend auf sie niedergebeugt hatte.

Daß mittlerweile an die Thüre des Nebenzimmers geklopft worden war, hatten Beide nicht bemerkt, ebensowenig, daß diese Thüre geöffnet worden und näher kommend Herr Kohler auf der Schwelle des Salons erschien, wo er mit

dem unzweideutigsten Ausdrucke des Erstaunens auf seinen Zügen, Hut und Stock in der rechten Hand haltend, stehen blieb. Wie er oft zu thun pflegte, wenn er etwas genauer betrachten wollte, so machte er's auch jetzt — er schob nämlich seine blaßblauen Brillengläser näher an die Augen und konnte sich darauf, als die eigenthümliche Stellung der Beiden sich nicht löste, eines gelinden Räusperns nicht enthalten.

Der junge Künstler blickte empor, und wenn die vorhergehenden Augenblicke nicht so gar ernst und erschreckend gewesen wären, so hätte er sich schwerlich beim Anblick des ehemaligen Malers eines Lächelns erwehren können.

Er trat übrigens rasch von dem Fauteuil, auf dem die Dame saß, gegen Herrn Kohler, nahm ihn unter dem Arm und führte ihn in's Nebenzimmer zurück, wo er ihm mit [redacted] Stimme sagte:

„Sie bemerken dort eine Dame, bester Freund, die meinem Onkel von guter Hand empfohlen, sich plötzlich etwas angegriffen fühlte, und ich sah schon mit wahrem Schrecken dem höchst fatalen Augenblick einer völligen Ohnmacht entgegen. Sie hat sich aber glücklicher Weise wieder erholt."

„Ja — a," gab Herr Kohler mit einem mißtrauischen Blick zur Antwort, „sie scheint sich allerdings wieder erholt zu haben. Aber sagen Sie mir, mein lieber Herr Victor" — er zog bei diesen Worten seine Stirne finster zusammen — „was Teufels treibt sie schon um diese Stunde hierher in's Haus Ihres Onkels? — Und erlauben Sie mir die Ihnen vielleicht seltsam scheinende Frage: was machen Sie hier allein im Salon bei — bei — jener Wittwe, die ich unter meinen Schutz genommen und hieher in das Haus Ihres Onkels gebracht, wo ich wahrhaftig am allerwenigsten gewünscht hätte, Sie, theuerster Freund, um sie beschäftigt zu finden?"

„Diese Dame," antwortete Victor im Tone des höchsten Erstaunens, „diese Dame dort im Salon ist die Wittwe, von der Sie mir heute Morgen sprachen und die kennen zu lernen Sie mir die größten Schwierigkeiten machten? — O das ist eigentlich komisch!"

„Ich finde aber durchaus nichts Komisches darin," gab Herr Kohler zur Antwort. Und dabei warf er sich in die Brust, indem er seine rechte Hand, in der er noch immer Hut und Stock trug, mit der linken auf seinem Rücken vereinigte. — „Allerdings ist dieses die Wittwe, we' ich so glücklich war mit ihren beiden Kindern auf der Eisenbahn zu finden, der ich meine Dienste anbot, und welche die Freundlichkeit hatte, dieses mein geringes Anerbieten anzunehmen."

„Und es ist dieselbe," fragte Victor mit höchstem Interesse weiter, „welche Sie dem Freiherrn von Molito[illegible] empfohlen haben? welche jene Stelle bei der kleinen Tochter des Freiherrn annehmen will?" —

„Annehmen will und wird, mein lieber Herr Victor," erwiederte der ehemalige Makler mit vielem Selbstgefühl. Dabei schob er abermals seine Brillengläser fest an die Augen und blinzelte in's Nebenzimmer hinein. — „Ehrlich gesagt," fuhr er nach einer Pause fort, „war es durchaus nicht meine Absicht, Sie zum Mitwisser im vollen Umfang des Worts in diesem kleinen, für mich angenehmen Geheimniß zu machen."

„Ich danke Ihnen," versetzte der Müller trocken.

„Wozu auch?" fragte Herr Kohler achselzuckend. „Was kann Sie diese Wittwe interessiren? — Lieber Victor," fuhr er vertraulich fort, wobei er einen Rockknopf des Andern faßte und dabei schelmisch zu lächeln versuchte, „Sie werden mir das Zeugniß geben, daß ich mich nie im Geringsten bemühte, in Ihr Gehege zu kommen. — Na, machen

Sie kein so sonderbares Gesicht: Ihr Leben und Treiben blieb mir nicht verborgen. Also, wie Du mir, so ich Dir. — Bitte Sie recht dringend, nehmen Sie mir kein Interesse an meiner Wittwe."

„Ich kann Sie versichern, lieber Kohler, daß mich Ihre Wittwe als solche durchaus nicht interessirt, und wenn sie mir einigermaßen von Bedeutung erscheint, so ist es nur, indem ich sie mit jener Stelle in Zusammenhang bringe, zu welcher Sie dieselbe empfohlen. Ich sagte Ihnen das Gleiche aber schon heute Morgen und bat Sie dringend, mir die Bekanntschaft Ihrer Schutzbefohlenen zu gönnen. Sie hätten sich meinen großen Dank verdienen können, aber Sie waren — was soll ich sagen? — mißtrauisch, vielleicht eifersüchtig, und nun sehen Sie, was Sie für mich nicht thun wollten, that der Zufall."

„Sei Einer ein Narr!" brummte Herr Kohler, „und glaube in dergleichen Sachen bei Ihnen an einen Zufall. — Aber ehrlich Spiel, Victor."

„Ich verspreche Ihnen das und gebe meine Hand darauf, aber unter Einer Bedingung: bleiben Sie einen Augenblick hier im Zimmer und lassen Sie mich noch zwei Worte mit Ihrer Wittwe reden."

„Und wozu?" fragte Herr Kohler mißtrauisch.

„Das werde ich Ihnen später erklären," entgegnete Victor sehr ernst: „aber ich gebe Ihnen mein Wort, daß das, was ich mit der Dame zu sprechen habe, gänzlich geschäftlicher Natur ist. Ja, um Ihnen noch mehr zu sagen, ich will ihr den Rath geben, die Stelle, welche Sie für sie gesucht und gefunden, aus Ihrer Hand dankbar anzunehmen."

„Wahr?" fragte einigermaßen zweifelhaft der Makler.

„Ich habe Ihnen mein Wort gegeben, und daran werden Sie, hoffe ich, nicht zweifeln."

Herr Kohler zog sich discret an sein Fenster zurück, und Victor trat in den Salon, wo er zu Madame Stifter mit leiser Stimme aber hastig sagte:

„Was haben Sie beschlossen, Therese? — Was kann und darf ich ihm sagen, wenn er mich fragt? — Sie werden begreifen, daß es von mir an einem Freunde schlecht gehandelt wäre, ihn in seiner traurigen Hoffnungslosigkeit zu lassen."

Sie blickte ihn mit einem schmerzlichen Lächeln an.

„Bedenken Sie, Therese," fuhr der junge Mann inniger und herzlicher fort, „daß Sie mit der Verfolgung jenes Schrittes, den Sie gethan, Ihre ganze Zukunft und die Ihrer Kinder mit Füßen treten. Versprechen Sie mir milder zu sein, nicht schwach und nachgiebig, nur empfänglich und vor allen Dingen zum Vergessen geneigt."

„Ich kann nicht nach meinem Hause zurückkehren," sagte sie nach einem längeren Nachdenken. „Bei Gott! das kann ich nicht; ich müßte mich vor mir selber schämen. Der erste Schritt ist gethan, ich kann ihn nicht ungeschehen machen."

„Aber Sie haben die Macht und die Kraft, Ihre künftigen Schritte nach einem andern Ziele hinzulenken. Und das müssen Sie."

„So bezeichnen Sie mir den Weg, den ich gehen soll. Ich will Ihnen vertrauen, Victor, da ich rath- und thatlos einsam in der Welt stehe. Aber Eins verlangen Sie nicht von mir: ich kann jetzt nicht in mein Haus zurückkehren — nicht zu ihm, der ja mich, die Entlohene, mit einem mitleidigen Lächeln empfangen könnte. — Ah! das ertrüg' ich nicht. — Glauben Sie mir, Victor," setzte sie nach einer Pause hinzu, „es ist besser, wenn wir uns nach dem, was vorgefallen, eine Zeit lang nicht sehen. — Ich will jene Theile annehmen."

„Und er — soll es wissen, wo Sie sind?"

„Ja," sagte die Frau nach einem längeren Zaudern, „wenn er Ihnen verspricht, sich mir dann erst zu nähern, wenn ich wünsche, ihn wieder zu sehen."

„Das sind harte Bedingungen."

„Meine letzten," sprach Madame Stifter entschlossen. „Und ich fühle, es ist besser so, Victor. Ein scharfer, tiefer Schnitt ist vielleicht allein im Stande, eine versteckt gelegene Wunde zur Heilung zu bringen."

„Aber mir werden Sie erlauben, Therese," sagte der junge Mann, indem er ihre Hand faßte, „mich hie und da nach Ihnen zu erkundigen? — Sie versprechen, mir zuweilen Mittheilungen zu machen, wie es Ihnen geht?"

„Wenn dies möglich ist, ohne mich und meine neue Stellung zu compromittiren, ja."

„Gut denn und ich werde Ihnen beweisen, daß Sie an mir einen Freund haben, der für Ihr Bestes sorgen wird. — Das Weitere in Ihren Angelegenheiten überlasse ich Herrn Kohler, einem Ehrenmann, dem Sie völlig vertrauen können."

Er drückte der Frau herzlich die Hand, winkte den Kindern freundlich zu und verließ mit einem kurzen Worte des Abschiedes gegen Herrn Kohler das Zimmer.

Draußen der Corridor war tief schattig, still und kühl; heute besonders kam es Victor hier so außerordentlich dunkel vor. Er blieb einen Moment stehen, drückte seine Hand vor die Augen, und alle Erlebnisse von gestern und heute jagten in einem wilden Reigen an seinem Gedächtniß vorüber. — „Es kostet mich viel, ihr mein Wort zu halten," murmelte er leise vor sich hin. — „O es ist gefährlich, entsetzlich, einen Dank vor geschehener That anzunehmen." Er ging der Treppe zu, nicht ohne einen besorgten Blick nach rechts zu werfen, wo sich die Zimmer

Alicens befanden. Wie gern hätte er nach ihrem Befinden geforscht — er wagte es nicht: wenn er an die vergangene Stunde dachte, so schauerte es ihn, da er sich jenen Schrei in's Gedächtniß zurückrief, den sie ausgestoßen. Kannte er doch ihre ruhige, schöne und feste Seele; fühlte er doch ganz genau, welch' furchtbare Erschütterung dazu gehört, Alice Tuvallet, dem starken Mädchen, jenen Schrei auszupressen. — Ah! er konnte ihn nicht vergessen, jenen Laut des Schmerzes; er schlug immerfort an sein Herz, und jetzt, wo er sich hier im Dunkel befand, wo das Andere, was ihn beschäftigt, rasch in den Hintergrund schwand, wo nichts vor ihm stehen blieb als das Bild Alicens, als jener entsetzliche Laut, da wankten seine Schritte ordentlich und es kam ihm vor, als müsse er sich mit der Hand an die Mauer stützen. — Wenn ihn auch einestheils jener Ruf aus ihrem Munde entzückt hatte, — ihm konnte es nicht entgehen, was er bedeutet — so klang er ihm doch anderntheils wieder wie der schrille Ton einer zerrissenen Saite, — einer Saite, die bisher süß und harmonisch geklungen, die aber jetzt wohl nie mehr zusammenzuknüpfen war.

Es schlich Jemand die Treppen herauf und kam ihm in dem finsteren Gange entgegen. Es war Alicens Mädchen, welches auf einem Teller Eiswasser trug und einen kühlenden Fruchtsaft. Kaum erkannte sie in der Dunkelheit den Retter des Hauses, und dann sagte sie ihm auf seine Frage: „es geht schon besser mit dem guten Fräulein; sie hat sich recht ordentlich erholt."

„Du gehst in ihr Zimmer?" fragte Victor und setzte dringend hinzu: „Laß' die Thür ein wenig offen, ich will Alice nicht stören, möchte sie aber einen Augenblick sehen."

„Wenn es möglich ist, gewiß, Herr Victor," entgegnete das umsichtige Mädchen und verschwand in dem Zimmer,

deſſen Thüre ſie hinter ſich in's Schloß drückte, aber gleich darauf wieder zu einem kleinen Spalte öffnete.

Victor ſtand da in dem dunkeln Gange und blickte durch die kleine Oeffnung in ſtille, heitere, freundliche Räume, die mit warmer Luft und Sonnenglanz angefüllt waren. Hier tiefes, trauriges Dunkel, dort wohlthuende Helle. Er wußte ſelbſt nicht, warum ihn hier dieſer Unterſchied ſo unendlich ſchmerzlich berührte — Tag und Nacht. Sein Herz fühlte ein Weh, wie er nie zuvor gefühlt, wie er nie geglaubt, daß es möglich ſei, es zu empfinden; es war ihm, als ſähe er in ſeine Zukunft, er ſich ſelber unglücklich tief im Dunkel, ſie dagegen glücklich auf den ſtrahlenden Höhen des Lebens. — Und hatte er doch bis jetzt immer in dem Glauben fortgeträumt, ſein und ihr Schickſal laufe noch einmal ſchön und friedlich neben einander hin in ſüßer Harmonie. — Da war mit ſchrillem Schmerzenslaut die Saite zerriſſen! —

Und doch konnte er nicht fortgehen von hier; es hielt ihn an der Stelle gebannt, wo er zu ihr hineinblicken konnte, wo er ſie ſah auf ihrem kleinen Lehnſtuhle ſitzend, auf der glänzenden, ſonnigen Terraſſe unter Grün und Blumen. — Das junge ſchöne Mädchen hatte ihren Kopf erhoben und blickte empor an den tiefblauen Himmel, wie es ſchien, zarten duftigen Wolkenſtreifen nach, die gleich Schleiern langſam gegen Weſten flatterten. Auf ihren Zügen lag ein unbeſchreiblich ſchöner Glanz des Friedens und der Ruhe; ſie bewegte leiſe ihre Lippen, als ſpräche ſie, verſunken in den Anblick des wunderbaren Tages, dankbar für die ſchöne, weite, gewaltige Schöpfung, in der ſie athmen durfte, ein Gebet vor ſich hin, oder vielleicht, was ja doch gleich bedeutend iſt, die begeiſterten, tief fühlenden, anerkennenden und dankbaren Worte des Dichters.

— O Alice war wunderbar ſchön in dieſem Augenblicke — wunderbar, unbeſchreiblich ſchön. Wie ſie da ſaß, halb verſteckt zwiſchen ihren Blumen in dem einfachen, weißen Gewand, das leuchtende Auge empor gerichtet, war ſie keine irdiſche Erſcheinung mehr, man hätte ſie für einen der lieben Engel halten können, die zuweilen zu uns niederſchweben, deren Nähe aber nur von beſonders dazu Gewürdigten geahnt und bemerkt wird.

Er, der mit klopfendem Herzen einen Augenblick in all' den Glanz ſchauen durfte, gehörte nicht mehr zu jenen Würdigen, denn die Thüre ſchloß ſich, ließ ihn in um ſo tieferem Dunkel zurück und ſperrte ihn unerbittlich ab von allen ſeinen Himmeln.

Die erste Stunde.

Nachdem Herr Weller den jungen Münster an einer Straßenecke, wo sich Beider Wege trennten, verlassen, war der kleine Mannmann in tiefem Nachdenken weiter geschlendert; wir sagen geschlendert im Gegensatz zu seinem gewöhnlichen festen und eiligen Geschäftsgange. Wenn früher nur sehr Weniges im

Stande war, auf der Straße ſeine Aufmerkſamkeit zu erregen, höchſtens ein bedeutender Kunde, mit dem er einige ergebene Worte wechſelte, ſo war es dagegen heute gerade ſo, als ſuche er ſich durch alle möglichen Geſchichten zu zerſtreuen. Er blickte bald rechts, bald links, bald an den Himmel empor, bald wieder auf ſeine Fußſpitzen, jetzt blieb er vor einem Modewaarenlager ſtehen, dann ſogar vor einem Bilderladen. — Etabliſſements, die ihm ſonſt ein Gräuel waren; aber wenn man ihn bei dieſem Stehenbleiben genau betrachtete, ſo bemerkte man an der vollkommenen Leere ſeines Blickes, mit dem er alle Gegenſtände rings umher beſchaute, daß ſeine Gedanken ausſchließlich anderswo beſchäftigt waren. Und darin täuſchte man ſich auch nicht. Was kümmerten ihn Modewaaren und Bilder? was Himmel und Erde? War ihm doch zu Muthe, wie einem tapferen Ritter der guten alten Zeit, war doch all' ſein Sinnen auf eine That gerichtet, groß und würdig, um die Dame ſeines Herzens zu gewinnen. — Sah er doch nach langem vergeblichen Dichten und Trachten endlich dieſe That vor ſich ſchimmern, und nicht einmal in weiter nebelgrauer Ferne, ſondern dicht vor ſich, erreichbar. — —

In dieſem Augenblicke ſtolperte er heftig über einen Waſchkorb, den die ausruhenden Trägerinnen auf das Trottoir geſetzt und den er allerdings hätte ſehen müſſen, wie ihm auch die Betreffenden mit einigen unzarten Worten zu verſtehen gaben; — er ſtolperte heftig, und wäre wahrſcheinlich in die großen Spiegelſcheiben eines Ladens geſtürzt, wenn er ſich in dieſem höchſt gefährlichen Momente nicht an den Rockkragen eines älteren, ſehr würdig ausſehenden, aber ſtämmigen Herrn angeklammert hätte, der ihn mit begreiflicher Indignation ſo derb abſchüttelte, daß der ohnedies erſchütterte Herr Weller von dem Trottoir

hinabflog und faſt unter die Räder einer vorüberrollenden Equipage gerathen wäre. Das Alles folgte ſich ſo blitzſchnell und auffallend, daß ein Paar alte Damen, die den kleinen Kaufmann kannten, erſtaunt ſtehen blieben und ſich fragten: „Iſt dies Herr Weller, der ruhige Kaufmann, der mit einer unerſchütterlichen Ruhe Cocusnußöl-ſodaſeife einwickelt und mit ſo vieler Würde Schnupftabak abzuwägen verſteht?“

Er war aber auch dadurch aus ſeinen Träumereien ziemlich in die Wirklichkeit zurückgeſchreckt worden, und um allem ähnlichen Ungemach künftig zu entgehen, bog er in eine ſchmale Seitengaſſe, wo es weder Spiegelfenſter, Wäſcherinnen, noch vorüberrollende Equipagen gab, wo ſich aber ein kleiner verſteckter Laden befand mit Seilerwaaren aller Art, den der Kaufmann ſchüchtern und ängſtlich betrat. Mochte ſich dieſe Aengſtlichkeit vielleicht auf ſeinem Geſichte ausſprechen, — genug, der Herr des Ladens betrachtete den Eingetretenen mit begreiflichem Mißtrauen, als dieſer einen langen und ſoliden Strick verlangte, ſtark genug, wie er unvorſichtig hinzuſetzte, um einen ziemlich ſchweren Mann zu tragen. Da aber der Seiler keinen Grund fand, die Abgabe eines ſolchen Strickes zu verweigern, ſo händigte er ihn dem Käufer in verlangter Länge und Stärke, wenn gleich kopfſchüttelnd, ein, glaubte es aber dem öffentlichen Wohle ſchuldig zu ſein, ſobald Herr Weller weggeeilt war, ſeinen gewiß gegründeten Verdacht einem zufällig vorüberſchreitenden Polizeidiener mitzutheilen, der denn auch nicht unterließ, dem raſch Davoneilenden in einiger Entfernung zu folgen.

Die Seitengaſſe führte Herrn Weller auf den Weg zurück, von dem er hergekommen war, zu der Straße nämlich, in welcher das Haus lag, wo Victor Barring ſeine Zimmer hatte, und wo er ein paarmal ſchüchtern [illegible]beiſchlich,

ehe er es wagte, klopfenden Herzens die Treppe hinan zu ſteigen und droben die Klingel zu ziehen. — Wie, wenn auch der Diener ausgegangen, wenn Niemand in der Wohnung wäre, der ihn einlaſſen könnte, wenn er alle die grenzenloſen Emotionen, die ihn ruhelos umhergetrieben, umſonſt ausgeſtanden hätte! —

Doch nein, das Glück war ihm günſtig, der Diener Victor's öffnete die Thüre, betrachtete den Beſuch einigermaßen erſtaunt, glaubte aber den Worten des Herrn Weller, er ſei zurückgekehrt, um Herrn Barring, der bald nach Hauſe kommen werde, hier zu erwarten, und nahm deshalb auch durchaus keinen Anſtand, ihn in das Appartement einzulaſſen.

Herr Weller ſchaute, als er ſich nun allein ſah, tief aufathmend einen Augenblick unruhig umher, er wagte es nicht, ſogleich an das Fenſter zu treten, weniger aus Furcht vor dem zu beſtehenden Abenteuer, als weil ſich in ſeiner Phantaſie die Idee feſtgeſetzt hatte, wenn er hinaus ſchaue, bemerke er drunten unſichtbar irgend ein fabelhaftes Ungeheuer oder dergleichen, einen Drachen zum Beiſpiel mit Schwanz, Flügeln und furchtbarem Rachen, der zu ihm herauf blicke, ſanft mit den Augen zwinkere und in Erwartung des fetten Bratens die Lippen ableckte. Woher es kam, daß ein ſolches Bild durch ſeine Seele ſchritt, war er nicht im Stande ſich klar zu machen; am glaubwürdigſten ſchien ihm ſelbſt, daß ſein Blut durch den raſchen Lauf ſchneller pulſire und daß ſeine Nerven aus begreiflichen Urſachen erregt ſeien.

Endlich trat er behutſam an's Fenſter und ſchaute hinaus. Und da mußte er über ſeine Träumereien lachen, wenn er in den ſtillen Garten hinab blickte, wo die heiße Mittagsſonne auf den Blättern der Bäume lagerte, die ruhig und regungslos auch nicht von dem leiſeſten Luftzuge

in Bewegung gesetzt wurden. Man hörte nichts als das Plätschern des Springbrunnens, und so sehr sich auch Herr Weller anstrengte, irgend einen fremdartigen Gegenstand zwischen den Bäumen zu entdecken, einen einsamen Spaziergänger oder das Leuchten eines Damenkleides, so war doch von allem dem nichts zu sehen: glücklicher Weise aber auch nichts von dem gefürchteten Drachen, der allein im Stande gewesen wäre, den heldenmuthigen kleinen Kaufmann an der Ausführung seines wahnsinnigen Projektes zu hindern.

Ja, wir sind nicht im Stande, dem Herrn Weller das eben ausgesprochene Prädikat zu erlassen, und müssen leider zugestehen, daß der Held unserer ersten Stunde im Begriffe war, wenigstens in den Augen aller ruhig Denkenden, etwas Tolles zu unternehmen. Dabei können wir aber nicht verschweigen, daß das Extravagante dieses Unternehmens allerdings dadurch etwas gemildert wurde, daß sich Herr Weller nun einmal vorgenommen, irgend eine auffallende That zu verrichten, ohne dabei vom Gelingen dieser That auch nur im Mindesten überzeugt zu sein.

Genug, der Garten war still und öde, der Drache, der die Lippen nach dem hitzen Opfer leckte, nicht vorhanden, und wer weiß, ob es nicht möglich war, daß die kleine Dame, deren Befreiung es galt, zufällig im Garten promenirte, zufällig ihrem Befreier begegnete, zufällig ihm an den Hals hüpfte, dabei zufällig ausrufend: „Rette mich!“ und alsdann auf's Allerzufälligste von Herrn Weller wirklich gerettet wurde. — Dann aber! — Er konnte sich nicht enthalten, bei diesem Gedankengange sanft zu lächeln und wohlgefällig einen Moment die Augen zu schließen! —

Und nun an's Werk!

Zuerst schlich er leise auf den Zehen nach der Thür des Zimmers und schob langsam den Nachtriegel vor; dann ging er ebenso leise an's Fenster zurück und zog den Strick,

den er vorhin gekauft, aus der Tasche, wobei er ihn aufmerksam betrachtete, ob nicht vielleicht irgendwo eine defecte Stelle sei, die ihm beim Herablassen aus dem Fenster gefährlich werden konnte. Als er sich überzeugt hatte, daß der Strick glatt und fest sei, blickte er prüfend im Zimmer umher nach einer Stelle, wo er das eine Ende befestigen könne. Oben an der Decke befand sich allerdings ein Haken, der ihm die meiste Sicherheit versprach; denn es schien ihm etwas gewagt, das Ende seines Seiles an eines der Möbel zu befestigen, die unbedingt der schweren Last nachgeben müßten. Er rückte behutsam einen Tisch in die Mitte des Zimmers, stellte noch einen Stuhl darauf, und so gelang es ihm, eine vorher gemachte Schleife in die Krümmung des Hakens zu werfen, worauf er die Festigkeit seines Halters dadurch probirte, daß er sich einen Augenblick mit dem ganzen Gewichte an den Strick hing, hiebei aber etwas herumgewirbelt wurde, und bei dieser Veranlassung mit seinen erschreckt auseinander stehenden Beinen den Stuhl von dem Tische herabstieß, was ein ziemliches Gepolter verursachte.

War es ihm doch, als hörte er jetzt draußen vor der Thüre einen Ruf des Schreckens, und als versuche Jemand das Schloß aufzubrechen. —

Einen Augenblick hing Herr Weller da mit angstvoll verzerrten Zügen und lauschte. Da aber Alles ruhig blieb, so rutschte er im nächsten auf den Tisch hinab, kletterte auf den Boden nieder und schwang das Seil zum Fenster hinaus.

Der Garten lag da ebenso still und ruhig wie vorher.

Herr Weller dachte noch einen Moment an sie, deren eigenthümliche Laune ihn zu diesem Schritte gezwungen; er sprach mit einem tiefen Seufzer noch einmal ihren Namen aus — Friederike Federrach, und dann —

Ehe die Brandung wiederkehrt.
Der Jüngling ſich Gott befiehlt.
Und ein Schrei des Entſetzens ward rings gehört.

Und nachdem Herr Weller ein paarmal mit hervorſtehenden Zweigen an der Mauer des Hauſes auf unangenehme Art zuſammengetroffen war, erreichte er etwas taumelnd den Erdboden und ſchaute mit einem blödſinnig zu nennenden Lächeln an dem Fenſter empor, von wannen er ſo eben niedergefahren.

Den Schrei des Entſetzens, von dem wir vorhin ſprachen, glaubte Herr Weller wirklich zu vernehmen, als er aus dem Fenſter hüpfte. Und daß er ſich darin nicht getäuſcht, darüber ſind wir dem geneigten Leſer eine Erklärung ſchuldig.

Der Diener Victor Barring's war nämlich zufälliger Weiſe an der Zimmerthür vorbeigegangen, als Herr Weller von innen den Riegel vorgeſchoben, was Jenen begreiflicher Weiſe ſtutzig machte und ihn veranlaßte, durch eines der kleinen Löcher in's Zimmer zu ſehen, die ein vorſichtiger und treuer Diener zu ähnlichen und andern Zwecken beſtändig in Bereitſchaft hat.

— Da ſah er denn, wie Herr Weller den Hut abgelegt hatte, wie derſelbe mit erhitztem Geſichte, ſchweißbedeckter Stirn und irrem Blicke ſcheu um ſich her ſchaute, wie er darauf ein langes Seil aus der Taſche zog und einen Haken ſuchte, um daſſelbe daran anzuknüpfen.

Der arme Diener, der es gar zu gräßlich fand, daß ein Fremder daher komme, um ſich im Zimmer ſeines Herrn zu erhängen, empfand wie ſich ſein Haar langſam emporlüpfte und war wie von einem Starrkrampf befallen, der ihm keine ſelbſtſtändige Bewegung erlaubte. Er fühlte nur, wie ſeine Zähne ſchauerlich klappernd auf einander ſchlugen, — aber ſonſt ging es ihm, wie es uns im

Traume zu geſchehen pflegt — er konnte ein Paar Augenblicke lang kein Glied rühren, keinen Ton aus der Kehle bringen.

Ah! — entſetzlich! Jetzt ſtieß der im Zimmer drinnen den Stuhl um — er hing an ſeinem Strick — grauenhaft! und der entſetzte Zuſchauer war nicht im Stande, ihm eine Hülfe zu bringen.

Da wich der Starrkrampf, der ihn befangen hielt, da ſchrie er laut auf, da verſuchte er das Schloß zu öffnen, und als dies nicht gelang, ſtürzte er die Treppen hinab, um irgend woher Hülfe zu bringen. Glücklicher Weiſe ſtieß er an der Hausthür auf einen Hülfeſpender in Geſtalt eines lauernden Polizeidieners, dem er mit beflügelten Worten das Schreckliche, welches ſich oben begeben, mittheilte und der nun mit einem Lächeln der Befriedigung auf ſeinen Zügen eilig Jenem nach die Treppen hinaufſtolperte.

Mit einem Gefühle von Neugier mit Grauſen vermiſcht blickte der Beamte der öffentlichen Sicherheit durch das Schlüſſelloch, während der Andere ſich der oben erwähnten ihm zu Gebote ſtehenden Oeffnung bediente. — Dann ſchauten Beide einander an mit dem Ausdruck des höchſten Erſtaunens in den Zügen.

Da war allerdings der Strick an dem Kronleuchterhaken feſtgemacht, aber es hing Niemand daran; auch ſonſt ſah man von einem Gehenkten keine Spur. Doch erſchien es den Beiden faſt noch unheimlicher, daß das Seil ſtraff angezogen zu dem weit geöffneten Fenſter hinaus hing.

„Ich habe ihn geſtört," fluſterte der Bediente dem Polizeidiener zu, wobei ſeine Zähne wieder hörbar auf einander klapperten — „er hat ſich zum Fenſter hinaus gehenkt. — So was iſt noch nicht paſſirt, ſo lange die Welt ſteht."

Die Thüre war und blieb aber verschlossen, und um den so nothwendigen Eingang zu erzwingen, mußte man im Bedientenzimmer einen schweren Schrank wegrücken, der eine Thüre maskirte, die in das Schlafgemach Victor Barring's führte.

Dies gelang den vereinten Anstrengungen Beider; sie betraten das Schlafzimmer, dann schüchtern den Salon mit dem offenstehenden Fenster, vor welchem der arme kleine Kaufmann nothwendiger Weise mausetodt hängen mußte; Beide räusperten sich, husteten sehr verständlich, zuckten mit den Achseln, lächelten auf ganz seltsame Art einander zu, aber lange hatte Keiner den Muth, an das offene Fenster zu treten. — Wenn er zufällig mit dem Kopfe schief hing und zu ihnen hinauf schielte! — Ah! das wäre schrecklich!

Endlich zwang sich der Bediente, mit einem Sprung der Verzweiflung an das Fenster zu eilen; er blickte hinaus — da hing Niemand; er schaute hinab — da sah man am Boden keine lebende Seele. Daß aber Jemand vor Kurzem da gewesen sein mußte, das bezeugten abgeknickte Zweige, sowie Fußstapfen auf dem Boden.

Ja, Herr Weller war, wie wir wissen, hier unten gewesen, hatte sich aber nach seiner Rutschpartie nur so lange aufgehalten, um einen Augenblick die Mauer des Hauses zu betrachten, wo er mit vielem Vergnügen das Gitterwerk eines ehemaligen Obstspaliers entdeckte, welches ihm die Möglichkeit eines Rückweges verhieß. — Nachdem er einmal unten war, dachte er an einen Rückweg und sprach zu sich selber: „Auch wenn ich nicht gefunden, was ich gesucht, werde ich doch nicht mit leeren Händen zurückkehren; ich werde mit einem Wahrzeichen, das ich aus dem Garten mitgenommen, dort wieder hinaufklettern; ich werde dieses Wahrzeichen vor Herrn Barring hinlegen und zu

ihm ſprechen: Wenn ich auch ohne Reſultat zurückkehre, ſo habe ich doch eine That gewagt, gib mir darum Zeugniß vor ihr — vor Friederike Federbach.“

Dieſer kleine Monolog, den er wirklich halblaut gehalten, hatte ihn wunderbar geſtärkt und ihn vermocht, mit feſten, wenn auch leiſen Tritten jenes Gebüſch zu verlaſſen, um einen der breiten Sandwege zu erreichen, die ihn auf einer ſanften Biegung in den Garten hinein führten.

Es war hier ſo außerordentlich ſtill und feierlich ruhig, faſt beängſtigend in dieſer Stille und Ruhe. Herr Weller hätte wirklich etwas darum gegeben, wenn aus der Nachbarſchaft irgend ein angenehmes Geräuſch zu ihm herüber gedrungen wäre, vielleicht das Klopfen eines Hammers, das Knirſchen einer Säge oder dergleichen. Aber man vernahm durchaus nichts der Art; es lag eine ſo lautloſe, drückende Hitze auf dem ganzen Garten, daß ſich der kleine Kaufmann ſchon nach den erſten Schritten um ſo mehr erſchauert fühlte, als dieſe, ſo leiſe er auch ſeine Füße aufſetzte, ordentlich in dem Garten wiederhallten.

Das war unangenehm; aber trotzdem ging er entſchloſſen weiter. Er folgte den Biegungen des Sandweges, wo ihm rechts und links ſtehende dichte Gebüſche längere Zeit nicht die geringſte Ausſicht verſtatteten; er wandelte wie in einem Labyrinth, ohne zu wiſſen wohin, wobei ihn einzig und allein der Gedanke beängſtigte, er könne bei einer plötzlichen Biegung auf einmal mit irgend etwas unerhört Schreckhaftem Naſe an Naſe zuſammentreffen.

Aus dieſem Grunde blieb er denn auch häufig ſtehen, aufmerkſam lauſchend. Aber Alles, was er vernahm, war das Plätſchern des Springbrunnens, das immer deutlicher an ſein Ohr ſchlug. Begreiflicher Weiſe, denn er näherte ſich dem Baſſin und trat nach einigen Schritten auf den freien Platz hinaus, wo ſich dieſes befand.

Hier athmete er etwas leichter auf, denn er konnte von der Stelle, wo er ſich befand, weiter um ſich ſchauen. Ja, dort vor ſich erblickte er ſogar deutlich das Haus des gefürchteten Freiherrn mit ſeinem hohen verſchnörkelten Giebel, mit dem eiſernen Stangengeländer um den Hofraum, mit den ſtark vergitterten Fenſtern.

Herr Weller war nicht ohne Phantaſie und bedachte wohl die Schwierigkeit ſeines Unternehmens, dort einzudringen. „Aber," träumte er, wobei er ſich mit ſeinen Aermeln den Schweiß von der Stirne wiſchte, „wenn ich Glück haben ſollte, ſo würde die Kleine jetzt in dem Garten umherſpazieren, ſie würde mir begegnen, ſie würde Zutrauen zu mir faſſen, ſie würde mir die Hand reichen, mit mir gehen und —"

Was war das für ein eigenthümliches Geräuſch dort in dem Gebüſche? Herr Weller konnte ſich den ſo eben vernommenen Ton nicht recht erklären, fühlte aber, trotz der Hitze, daß ein kalter Schauer ſeinen Rücken hinabzog.

Er blickte ſchüchtern um ſich her, ja er verſuchte es, zu lächeln; er überredete ſich, jetzt müſſe die kleine Dame dort irgendwo hervortreten. —

Aber es änderte ſich durchaus nichts rings umher; er ſah weder die kleine Dame, noch das Leuchten ihres Kleides zwiſchen dem Grün. Dort war das Haus mit ſeinen Giebeln und ſeinen Eiſengittern, hier die Fontaine mit ihrem Waſſerſtrahl, zu ſeinen Füßen der breite Sandweg mit den ſeltſam geformten ſcharfen Sonnenlichtern neben tiefem Baumſchatten.

Dabei lag dieſelbe monotone Stille und Schwüle auf dem Garten.

Halt! jetzt bemerkte er etwas. — Sein Herz that ſechs, acht verzweifelt ſchnelle Schläge, dann mußte er über ſich ſelber lächeln. Es war ja nichts Lebendiges, was er ſah, es war ja nur ein helles Etwas, das neben der Steinbank

und der Fontaine lag. Leisen Schrittes ging er näher, blickte mit lange angehaltenem Athem, an der Bank angekommen, um sich her und hob dann das leuchtende Etwas auf. Es war ein kleines Täschchen von feinem Leder mit einem Stahlschlosse und einer ebensolchen Kette zum Anhängen; es fühlte sich weich an, es war ein kleines Taschentuch darin.

Herr Weller sah es durchaus nicht als Diebstahl an, dieses Täschchen zu sich zu nehmen und hastig in die Brusttasche zu schieben. —

Ah! er athmete leichter, das war das Wahrzeichen, dessen er bedurfte, mit dem er kühn vor ihr Auge treten konnte, das ihn glücklich machen mußte. Hatte er doch eine edle That gewagt, wenn sie ihm auch nicht gelungen war.

Jetzt behutsam den Rückweg angetreten.

Er wandte sich um, da waren zwei dichte Laubgänge neben einander, sich vollkommen ähnlich sehend, nur getrennt durch eine kleine Steinfigur, welche den Finger auf den Mund legte.

Einen Augenblick war Herr Weller unschlüssig, welchen der beiden Wege er einschlagen sollte. Dort sah er in der Entfernung das Haus Victor's; er hätte nur durch ein Paar niedrige Gebüschpartieen zu dringen gebraucht, dann über eine weite Rasenfläche zu gehen, um zurück zu gelangen. Aber eben diese weite Rasenfläche, die man auch vom Hause aus deutlich übersah, war ihm gerade deßhalb unangenehm; er zog den Laubgang vor, der ihn fast vollkommen gedeckt unter das Fenster mit dem Stricke führen mußte.

Er trat leisen Schrittes zurück auf den Gang zwischen den Gebüschen, die kleine Steinfigur zu seiner Linken lassend, und dabei denkend: „Du brauchst mir kein Stillschweigen anzuempfehlen, ich werde mich schon hüten, hier zu singen oder zu pfeifen.“ Behutsam ging er vorwärts, und es kam ihm

so vor, als sei er auf dem rechten Wege, denn auch hier hatte er an beiden Seiten dicht verschlungenes, undurchdringliches Buschwerk, auch hier bog sich sein Pfad in eigensinnigen Windungen bald links bald rechts. — Jetzt ging er fast wie im Kreise herum und dann — — Herr Weller sah mit Grausen, daß er den falschen Weg eingeschlagen! — dann trat er auf einen kleinen runden Platz, in dessen Mitte sich auf zierlichem Piedestal eine wunderbare Marmorfigur erhob. Es war ein wenig bekleidetes Weib von schönen weichen Formen, die mit der rechten Hand ihr dünnes Gewand emporhielt, während sie ihren Kopf unendlich zierlich über die linke Schulter wendete und auf ihren eigenen Rücken und fast noch tiefer hinabzublicken schien.

Herr Weller stand erstarrt, nicht über das schöne Weib, das er vor sich sah oder über das, was dieses schöne Weib zu betrachten schien, — o nein! sondern ein Entsetzen fasste ihn über zwei riesenhafte Hunde, die neben dem Marmorbild in dem weichen Rasen ausgestreckt lagen und die, ohne einen Laut von sich zu geben, ohne aufzuspringen, den Ankommling mit einer Aufmerksamkeit, mit einer Intelligenz, mit einem Interesse zu betrachten schienen, die ihm das Haar emporsträuben machte.

Wenn die gütige Natur nicht den Hunden im Allgemeinen die Gabe des Lachens versagt hätte, so würde er geglaubt haben, diese beiden Bestien lächelten bei seinem Anblick, — daß sie ihn mit einer entsetzlichen Behaglichkeit anschauten, darüber konnte kein Zweifel herrschen.

Was mancher Andere an seiner Stelle gethan haben würde, das that nun auch Herr Weller. Er erinnerte sich wohl, gehört zu haben, wie gefährlich es sei, bösartigen Hunden oder anderen reißenden Thieren durch eine plötzliche Flucht seine Angst zu zeigen, daß man sie vielmehr durch ein sicheres Auftreten, durch ein ungezwunge-

nes Betragen vertraut machen muße, vor allen Dingen thun, als ob man ſie gar nicht ſehe.

Und ſo machte es auch Herr Weller; er lächelte freundlich und furchtlos, obgleich ihm der Angſtſchweiß heftig ausbrach und von ſeiner Stirne herabzurieſeln begann; er benahm ſich den Hunden gegenuber, als ſei er mit voller Ueberzeugung und Abſicht in das Rondel getreten; er trat als Kunſtkenner auf, ſtellte ſich der Statue gegenüber mit geſpreizten Beinen hin und hob ſeinen Kopf in die Höhe, um alle hervortretenden Theile des ſchönen Marmorbildes auf's Genaueſte, mit Ruhe und Grundlichkeit zu ſtudiren, ja er ſpitzte ſogar ſeinen Mund und that, als ob er pfeifen wolle. Daß er aber keinen Ton hervorbrachte, darauf kann ſich der geneigte Leſer verlaſſen, und können wir hierbei nicht verſchweigen, daß er auch von der Statue nicht beſonders viel ſah, denn er konnte es keine Sekunde lang unterlaſſen, aus den Augenwinkeln auf die beiden furchtbaren Beſtien hinzublinzeln, um ihre Mienen zu ſtudiren.

Die Hunde betrugen ſich nun ganz harmlos; ſie hatten wohl den Kopf erhoben, als der Fremde vor ihre Augen getreten war, dann aber fuhr der eine fort, ſich behaglich im Graſe zu wälzen, während der andere ſeinen Kopf auf die Vorderpfoten legte und einzuſchlafen ſchien. Wir ſagen: ſchien, denn Herr Weller, als ſehr aufmerkſamer Beobachter, bemerkte wohl, wie zuweilen die dunkeln Augen des Thieres mit eigenthümlichem Funkeln einen Moment auf ihm ruhten.

Da nun Alles in dieſer wandelbaren Welt ein Ende nehmen muß, ſogar das Betrachten einer Statue, mag ſie auch noch ſo ſchön ſein, ſo ſah ſich auch endlich der kleine Kaufmann veranlaßt, ſchaudernd an einen Rückzug zu denken. Mußte es ſich doch im nächſten Augenblicke entſcheiden, ob die Hunde wirklich ſo harmloſer Natur waren, wie ſie

zu ſein ſchienen, oder ob ſie voll ſchändlicher Verſtellung nur auf einen günſtigen Moment warteten, um den Fremden anzugreifen.

Dieſer machte das freundlichſte Geſicht von der Welt, als er ſich ſachte zurückzog, ja er lächelte ſogar, und im engſten Vertrauen können wir den geneigten Leſer verſichern, daß er Abſchied nehmend wie zum Danke ſeinen Hut lüpfte, ob vor der Statue oder vor den beiden Hunden, darüber kann nie mit Gewißheit entſchieden werden.

Als er aber bei dieſem Gruße einen ſtarken Schritt rückwärts that und ſeinen Hut wieder aufſetzen wollte, wäre ihm dies beinahe nicht gelungen vor ſeinem ſich entſetzt emporſträubenden Haare. Denn wie auf Commando erhoben ſich in dieſem furchtbaren Augenblicke die beiden Ungeheuer von Hunden, traten, als müſſe das ſo ſein, rechts und links an ſeine Seite und begleiteten ihn nach dem Laubgange.

Wir ſind es hier dem Herrn Weller ſchuldig, ſeiner Kaltblutigkeit und ſeinem Verſtande das höchſte Lob zu ſpenden. Dem heftigen Drange ſeines Herzens gemäß hätte er mit einem wahnſinnigen Satze Reißaus ergreifen müſſen, oder wie er geleſen, daß zuweilen auf der Tigerjagd geſchieht, behende den nächſten beſten Baum erklettern. Er that das aber nicht, er ſchritt mit ruhiger Ueberlegung den ſchattigen Gang hinab, bei der verfluchten Steinfigur mit dem Finger auf dem Munde abermals vorüber und bog dann in den richtigen Weg ein, der ihn zu dem Fenſter führen mußte, wo der rettende Strick herab hing.

Schritt vor Schritt ging er ſo dahin, an ſeiner Seite die beiden Hunde. Herr Weller athmete ſchwer, er fühlte, wie ihm der Schweiß von der Naſe auf ſeine Weſte herabtropfte, ſeine Kniee zitterten einigermaßen und waren ſchon ein paarmal im Begriff geweſen einzuſchnappen; aber trotz-

dem wandelte er nicht nur ruhig vorwärts, ohne Uebereilung, ſondern er ſchnalzte auch hie und da mit der Zunge oder ſchnippte mit den Fingern gegen die Hunde, was aber von dieſen mit einem böſen Blicke beantwortet wurde. Auch glaubte der kleine Kaufmann bei dieſer Veranlaſſung ein gelindes Knurren zu vernehmen.

Jetzt bog ſich der Weg gegen das Nachbarhaus zu und Herr Weller bemerkte nun an ſeiner linken Seite, was er vorhin überſehen, daß ſich dort ein kleines Thor befand, das auf die vorüberlaufende Straße zu führen ſchien. „Wenn dieſes zufällig offen wäre!“ dachte er bei ſich, „wenn ich vielleicht dort hinaus entſchlüpfen könnte!“

Es galt einen Verſuch. —

Er nahm ſeine unbefangenſte Miene an, er legte ſeine Hände unter den Rockſchooß, er ſpitzte nicht nur den Mund, ſondern er pfiff wirklich:

So leb' denn wohl, du theures Haus.

Er war nur noch zwei Schritte von der Thüre entfernt, da ſprang eine der Beſtien leicht und gewandt vor dieſelbe hin, wandte ſich alsdann um, hob ſich vorn etwas in die Höhe und zeigte unter einem nicht zu verkennenden furchtbaren Knurren zwei Reihen großer, weißer und ſpitzer Zähne.

O—o—oh! —— Herr Weller fühlte es eiskalt ſeinen Rücken hinabrieſeln.

Hätte er nur eine Idee gehabt über die Namen dieſer beiden verfluchten Beſtien. Er hatte ſchon vorher ſeinen ganzen Vorrath von Hundenamen erſchöpft, er hatte ſich ſogar in die menſchliche Nomenclatur verſtiegen, ohne zu einem andern Reſultat zu gelangen, als daß ihn die Hunde brummend von der Seite betrachteten.

Dort war die rettende Thüre; Herr Weller mußte zurück, um nicht von jenem unvernünftigen Vieh gepackt zu

werden. Wankenden Schrittes ſetzte er ſeinen Weg fort: da erblickte er das offene Fenſter, von dem er hinabgerutſcht, ja er erkannte ſogar ſchon den Strick, der noch immer dort hing. Dieſen zu erreichen, ſich mit einer gewaltigen Anſtrengung gleich ſo hoch hinaufzuſchwingen, daß ihn die Hunde nicht mehr faſſen konnten, das war, was er wollte: das allein konnte ihn retten. Da auch dort an der Mauer keine Thüre war, ſo hoffte er denn auch, das Attentat von vorhin werde ſich nicht wiederholen. Unmöglich konnten doch die Beſtien eine Ahnung von dem Strick haben, der von dem Fenſter herabhing und nach welchem er jetzt ſchon mit einem ängſtlichen Lächeln ſchielte.

Statt aber gerade auf dieſen Rettungsanker loszugehen, ſchlenderte er ein Paar Schritte weiter, und um die Hunde zu täuſchen, traf er hierauf alle Anſtalten, ſich den Anſchein zu geben, als habe er irgend etwas in dem Gebüſche zu thun. Dies gelang ihm auch inſoweit, als keines der beiden Ungeheuer knurrend oder zähnefletſchend ihm vorausſprang, wie ſo eben geſchehen, ſondern daß ſich beide auf den Weg hinlegten und ſich damit zu begnügen ſchienen, allen ſeinen Bewegungen aufmerkſam zu folgen.

Da ſtand er nun mit gewaltigem Herzklopfen, vor ſich das offene Fenſter und den rettenden Strick, hinter ſich die Rachen ſeiner beiden Verfolger. Aufmerkſam nahm er ſein Augenmaß, wie hoch er ſeinen Strick zu greifen habe, und ſtreckte zu dieſem Ende ſeinen Arm, ſo lange es ihm möglich war; dann blickte er auf das ehemalige Eſpalier und merkte ſich die Sproſſe des Gitterwerkes, die er mit dem erſten Sprunge erreichen mußte, um ſich alsdann außer den Bereich ſeiner Verfolger ſchwingen zu können.

Jetzt mußte es ſein, jede Sekunde, die er verlor, konnte die beiden Ungeheuer beſtimmen, in das Gebüſch zu ſpringen, dem ſie bis jetzt nur aus einem faſt unbegreiflichen Schicklichkeitsge-

fühl fern geblieben waren. — Eins! — zwei — zählte er, und dabei dachte er an sie, deren seltsame Laune ihn in dies Unglück hineingeführt, aber nicht, als ob er es bedauert hätte, die That versucht zu haben. Dann holte er noch einmal tief Athem, maß mit einem raschen Blicke die Höhe, die er mit einem Sprunge erreichen mußte — und bei drei! sprang er wirklich mit aller Kraft der Verzweiflung, stieß aber im nächsten Augenblicke ein gellendes Schmerzgeschrei aus, denn er fühlte sich mit scharfen Zähnen an jenem Theil des Körpers gefaßt, den er bei jener verfluchten Statue am meisten bewundert.

Daß er im nächsten Momente den Strick los ließ, daß sein zuckender Fuß nicht mehr das ehemalige Obstgeländer suchte, daß er mit einem starken Plumps zwischen die Gebüsche niederstürzte, können wir nicht verschweigen; es war dies auch das Gescheidteste, was er thun konnte; denn nur so entledigte er sich seiner hinterlistigen Angreifer, die bei seinem Fall zurücksprangen, um ihn alsdann zähnefletschend zu betrachten.

Es gibt Augenblicke, wo sich selbst ein Lamm zum Heldenmuth zu erheben vermag, wo der Wurm zu stechen versucht, wenn er getreten wird, wo sogar ein harmloses Kaninchen die Zähne weist, wenn man es unsanft angreift. Bei dieser Höhe der Empfindung war auch Herr Weller angelangt; während er mit einer Hand an den verletzten Theil griff, raffte er mit der andern einen alten Prügel vom Boden auf, der hier zufällig lag, und stürzte aus dem Gebüsche hervor, entschlossen zu einem Kampfe auf Leben und Tod, und in so zuversichtlicher Haltung, daß die beiden Bestien zurückwichen, leider aber unter einem furchtbaren Gebell. Es schien, als ob überall in den Gebüschen, namentlich aber im Hofe des ziemlich fernen Hauses, eine Unzahl von Hunden versteckt läge, so vielfach warf das Echo

jenes tolle Gebell zurück. — Vielleicht hätte Herr Weller nach dieser Einschüchterung einen zweiten und wohl auch gelungeneren Versuch machen können, sich an dem Stricke hinaufzuschwingen, wenn nicht jetzt von der Seite her, wo sich das Pavillon befand, ein Mann, mit einem Gewehr bewaffnet, sich eiligen Laufes dem Kampfplatze genähert hätte, und wenn nicht bei diesem Anblicke und bei dem lauten Zurufe jenes Mannes die Hunde bissig zum Angriff übergegangen wären.

So aber konnte Herr Weller mit seinem Prügel sich der beiden Bestien kaum so lange erwehren, bis er sich durch den Mann mit dem Gewehre am Kragen gefaßt fühlte, in diesem Falle zu seinem wahren Troste, denn die Hundeungeheuer ließen dann augenblicklich von ihm ab.

Der fremde Mann hatte ein unangenehmes Gesicht, trug eine Livree und war schon ziemlich bei Jahren. Er blickte den kleinen Kaufmann recht unverschämt an und sagte:

„Aha! haben wir endlich einmal einen der Vögel erwischt! — Und das Gesicht sollte ich kennen. Ja, wahrhaftig, wir sehen uns nicht zum ersten Male. — Nun, das wird sich Alles finden," fuhr er nach einer Pause fort. „Jetzt vorwärts, marsch!"

„Und wohin?" fragte Herr Weller, nachdem er vergebens einen Versuch gemacht hatte, die Faust des Andern von seinem Kragen zu entfernen. Leider konnte er hierzu nicht beide Hände gebrauchen, denn sein Schamgefühl verbot ihm, die Linke von dem zerfetzten Theile seines Anzuges zu entfernen. Er hatte das furchtbare Gefühl, als handle es sich dort nicht um einen Riß in seinen Beinkleidern, sondern als sei durch die Zähne der Hunde eine förmliche Oeffnung entstanden, die — eine weit klaffende Oeffnung, welche — kurz im hinterliegenden Falle eine entsetzliche Oeffnung.

Um von dem eisernen Griff des Andern erlöst zu

werden, legte ſich der Unglückliche auf's Parlamentiren und ſprach achſelzuckend:

„Ich bin in Ihrer Gewalt — gut! führen Sie mich, wohin Sie wollen, dort wird ſich Alles finden. Aber laſſen Sie meinen Kragen los, denn es wird Ihnen doch einleuchten, daß ich Angeſichts Ihrer Waffe und dieſer beiden infamen Beſtien keinen Verſuch machen werde, anders wohin zu gehen, als wohin es Ihnen beliebt."

Dies ſchien auch der finſtere Mann einzuſehen, denn obgleich brummend ließ er doch den Kragen des Herrn Weller los, nicht ohne dieſem durch einen derben Puff anzudeuten, daß er vorwärts gehen ſolle.

Dies geſchah denn auch, und ſo zogen ſie dahin, voran der unglückliche Weller, an ſeinen Seiten die beiden Hunde, jetzt ſchweifwedelnd und ſehr freundlich ausſchauend, hinten der alte Bediente mit ſeinem Doppelgewehr im Arm, — wieder durch den dunklen Laubgang, bei der Steinfigur mit dem Finger auf dem Mund vorüber, dann um das Baſſin herum, wo der arme Gefangene das Ledertäſchchen gefunden. Als er bei der Bank vorüber kam, wo es gelegen, faßte er verſtohlen an ſeine Bruſttaſche und gelobte ſich feierlich, ſich dieſes Zeichen der That, die er habe begehen wollen, nur nach hartnäckigem Kampf entreißen zu laſſen.

Da ſah er auch wieder vor ſich das alte finſtere Haus liegen mit ſeinem gezackten Giebeldach, ſeinen vergitterten Fenſtern und den drohenden Eiſenſtangen, die den Hof umſchloſſen. Jetzt öffneten ſie ſich freilich vor ihm, aber es war ihm nicht ganz wohl zu Muth dabei, und ehe er in den öden, unheimlich ausſchauenden Hofraum trat, konnte er ſich nicht enthalten, noch einen Blick rückwärts zu werfen auf den ſtillen Garten, den er durchſchritten, auf das Haus, aus deſſen Fenſtern er hinabgehupft. — Ja, ſein Blick täuſchte ihn nicht: da oben, an eben jenem Fenſter

ſtanden ein Paar Perſonen und ſchienen angelegentlich nach ihm hinzuſchauen; die Eine war Herr Victor Barring — das war unzweifelhaft. Hätte er nur vermocht, ein Zeichen —

In dieſem Augenblick fühlte ſich Herr Weller heftig an den Schultern gefaßt und gegen den Hofraum gedreht. Er mußte der brutalen Gewalt weichen und dem Manne mit dem Gewehr vorangehen, der darauf das Gitter ſorgfältig verſchloß und dann mit einem barſchen Worte nach einer kleinen Thür zeigte, die man nach Durchſchreitung des öden, hallenden Hofes bald erreichte.

Daß der alte, finſter ausſehende Bediente hier im Hofe ſeinen Gefangenen gleichgültig hinter ſich ließ, hatte ſeine guten Gründe; ſah man doch ringsum nichts als Mauern oder mannshohe Eiſengitter und gingen obendrein die beiden freundlichen Hunde Herrn Weller nicht von der Seite.

Der Alte öffnete die Thür und ließ den kleinen Kaufmann eintreten. Faſt aber wäre dieſer wieder zurückgeprallt, wenn die Hunde nicht hinter ihm geweſen wären, vor deren Berührung er ſich ſcheute. Und ſo trat er denn in ein unheimliches Gewölbe, in dem er kaum aufrecht ſtehen konnte, und das nun, nachdem die Thüre verſchloſſen war, faſt ganz finſter erſchien, denn nur oben in der Mauer befand ſich eine kleine, wenige Zoll große Oeffnung, durch welche kaum ſo viel Helle eindrang, um das Gefängniß in einem ſchwachen Dämmerlicht erſcheinen zu laſſen.

War es das Umdrehen des ſchweren Schluſſels, oder das Vorſchieben von Riegeln, oder vielleicht die kühle Luft, was den Gefangenen tief erſchauern machte — genug, es zog ein empfindliches Frösteln durch ſeinen ganzen Körper, vom Scheitel bis zu den Fußſpitzen, und darauf verſchränkte er die Arme, lehnte ſich mit der Schulter an die Mauer ſeines Kerkers, und ihm kam ein Bild in das Gedächtniß, das er einſtens mit tiefem Mitgefühl betrachtet: ein un-

glücklicher Gefangener, wie er jetzt, lehnte an dem triefenden Geſtein, und unter dieſem Bilde las man: Die erſte Viertelſtunde von zwanzig Jahren. — A—a—h!

Während ſich dies im hintern Hofraume des alten Hauſes begab, hielt auf der vorderen Seite deſſelben ein Wagen, deſſen Kutſcher von ſeinem Bocke herabſtieg, die Thür öffnete und Herrn Kohler ausſteigen ließ, man hätte faſt ſagen können, herausſpringen ließ, denn der ehemalige Makler verſuchte wirklich einige leichtfüßige, elegant ſein ſollende Bewegungen, welche indeß gewiß keine andere Wirkung hatten, als daß ſich ſeine Brille etwas auf die Naſe herabſenkte. Er rückte die blaßblauen Gläſer lächelnd wieder an ihren Platz und reichte dann unter fortgeſetztem Lächeln einer ſchwarzgekleideten Dame die Hand, welche jetzt ebenfalls ausſtieg, einen flüchtigen Blick auf das alte Gebäude warf und dann mit ihrem Begleiter hinter dem ſchweren Thore, das ſich ein klein wenig geöffnet hatte, verſchwand.

Der Kutſcher fuhr an die Ecke der Straße und hielt dort.

In dem dunkeln und ſehr kühlen Vorplatz des Hauſes empfing der alte Bediente, den wir vorhin im Garten geſehen, die Beiden, und Herr Kohler überreichte demſelben ſodann ein Papier, das der Bediente ſorgfältig betrachtete und dann brummend ſagte:

„Es iſt richtig, Handſchrift und Siegel des gnädigen Herrn.“

Der ehemalige Makler nahm eine joviale Miene an und ſprach, indem er einen mißlungenen Verſuch machte, dem alten Bedienten auf die Schulter zu klopfen:

„Nun, mein guter Sebaſtian, auch ohne Handſchrift und Siegel würden wir uns kennen; ſind wir doch ein Paar alte Bekannte.“

Worauf der Andere mit einem finſtern Blick den Kopf

ſchüttelte, den Sprecher ein Paar Sekunden anſtierte und dann in einem faſt unverſchämten Ton zur Antwort gab:

„Nein, kenne Niemand, als wenn es der Herr befiehlt: dort iſt die Treppe, oben iſt der Andreas.“

Herr Kohler lächelte ſeine Begleiterin abermals an, wie um ihr Muth zu machen, doch ſchien er in dieſer Umgebung alles unnöthige Geräuſch vermeiden zu wollen, denn er flüſterte ihr leiſe zu:

„Nicht wahr, ein ſonderbares Haus? — Ein eigenthümlicher Empfang. Ja, ſo iſt es immer und geſtaltet ſich auch keineswegs freundlicher, je näher wir zu dem Herrn ſelbſt kommen. Nur Muth, meine verehrte Madame Nicolai, nur Muth; blos die Außenſeite iſt ſo rauh und unangenehm, der Kern iſt ſchon beſſer, wahrhaftig, viel beſſer. — Würden wir Sie ſonſt wohl hieher geführt haben?“

Er ſagte das Letztere in einem ſchwunghaften Tone, indem er mit einer zärtlichen Miene den Verſuch machte, ſeiner Begleiterin in's Auge zu ſchauen.

Doch blickte dieſes Auge kalt und ruhig vor ſich hin und paßte ſo genau zu dem ganzen Ausdruck des Geſichtes, zu der Bläſſe der Wangen, zu dem harten, entſchloſſenen Zug, der um die feſt zuſammengepreßten Lippen lag.

„Seien Sie unbeſorgt,“ gab Madame Nicolai zur Antwort; „ich für meine Perſon fürchte mich nicht.“

Und ſo mogen Beide mit einander die Treppen hinauf, auf deren Mitte ſie das unfreundlich ausſehende Subject erwartete, von dem der unglückliche Herr Weller erzählt, daß es die Hand vor den Mund gehalten, wenn es gehuſtet, um in dem öden Hauſe kein Echo wach zu rufen.

Dieſes unfreundlich ausſehende Subject machte eine ſteife Neigung mit dem Kopfe, worauf es auf die Thüre wies, durch welche die beiden Fremden in ein Zimmer eintraten, das in der That finſter und unheimlich war, da

ſchwere, herabgelaſſene Vorhänge den Tag faſt vollſtändig abſperrten und nur hie und da einem ſcharfen Streiflicht den Eintritt geſtatteten.

So kamen ſie durch mehrere Gemächer und gelangten endlich in ein helleres Cabinet, wo ſie ihr finſterer Führer zu warten erſuchte und dann hinter einer andern Thür, die mit einem ſchweren Vorhang behängt war, verſchwand.

Herr Kobler wußte nicht, ob er ſeiner Begleiterin einen Sitz anbieten dürfe, doch überhob ihn dieſe aller Verlegenheit, indem ſie ſich auf einen Stuhl an der Thüre niederließ.

Der ehemalige Makler affectirte das Gefühl außerordentlicher Sicherheit, fern von jeder Beklemmung, blickte im Zimmer umher und dabei blies er zuweilen ohne alle Veranlaſſung ſeine Backen auf.

Jetzt vernahm man hinter dem Vorhange laute, ſeltſame Töne, welche ſelbſt die ſchwarzgekleidete Frau aus ihrem tiefen Nachdenken aufſtörten und ſie nach der Thür blicken ließen. Es klang wie ein höhniſches Lachen, und dazwiſchen hörte man Ausrufe: „gut! gut! vortrefflich! — Hahaha!“ Und ſo lachte es abermals hinter dem Vorhang, als dieſer raſch auf die Seite geworfen wurde und der Freiherr von Mentor erſchien.

Madame Nicolai, ſo ruhig und gefaßt ſie auch war, konnte doch eine kleine Bewegung des Erſtaunens, faſt des Schreckens nicht unterdrücken, als dieſe eigenthümliche Geſtalt vor ſie trat. Der Freiherr, außerordentlich lang und mager, trug ein kurzes, ſchwarzſeidenes, abgenähtes Gewand, das auf der Bruſt offen ſtand und ein weißes Hemd zeigte, welches unter dem Kragen von einem rothen Halstuch zuſammengehalten wurde. Aus den weiten Aermeln ſeines Gewandes blickten die langen, dürren Finger hervor, welche beſtändig und ganz ſonderbar zuckten, wenigſtens die der linken Hand, denn die der rechten konnten

nicht ſo viele Bewegungen machen, da er in ihnen ein ſeltſames Inſtrument hielt. Es war eine Keule oder Streitaxt mit einem vielleicht zwei Fuß langen und fauſtdicken zackigen Knopfe. Was aber hauptſächlich an ihm erſchreckend erſchien, war ſein Kopf; mit breiter Stirne, unten ſcharf zugeſpitzt, ſtand er auf einem langen, dünnen Halſe, ſeine Schläfe waren mit weißen, flatternden Haaren umgeben, und während ſein Schnurrbart von gleicher Farbe drohend nach beiden Seiten abſtand, dehnte ſich der Knebelbart bis auf ſeine Halsbinde herab. Vor Allem eigenthümlich aber war der Ausdruck des Geſichtes, mit dem der Freiherr von Molitor die Beiden empfing. Jetzt ſah man zwiſchen den langen und ſcharfen Zügen ein wildes Lächeln der Befriedigung hervorblitzen; ſeine Augen flammten, ſeine Mundwinkel zogen ſich vergnügt in die Höhe. Dann mit einem Male wieder verſchwand jeder Ausdruck der Zufriedenheit; ſeine Brauen ſenkten ſich tief auf die ſcharfen Augen herab, und während ſich die Spitzen ſeines Schnurrbartes empor hoben, druckte er ſeine Unterlippe ſtark hervor.

So war es auch, als er in barſchem Tone fragte: „Wir ſind alſo Herr —“

„Kohler —“ ſagte der ehemalige Makler mit einer verbindlichen Verbeugung.

„Und dies iſt Madame —“

„Madame Nicolai,“ antwortete Herr Kohler, wobei er eine gefällige Handbewegung machte und hinzuſetzte: „Wittwe“.

Auf dieſes Wort hin warf der Freiherr von Molitor dem Sprecher einen ſo wilden Blick zu, daß dieſer mit ſeiner Hand an den Mund fuhr und leiſe und verlegen zu huſten begann.

„So? Alſo Wittwe?“ — Dann zeigte ſich wieder jenes wilde Lachen, und der Freiherr fuhr fort: „Gratulire Ihnen,

Madame, zur Wittwe. Das iſt eine gute Stellung, nicht wahr? — O ich weiß viele, die gern Wittwe ſein möchten. Aber der Himmel hat ein Einſehen. — Doch zur Sache!“ ſprach er nach einer Pauſe, während welcher er die Keule neben ſich auf den Tiſch legte und dann, die Arme verſchränkend, Frau Nicolai lange und forſchend betrachtete. „Sie wiſſen, Madame, um was es ſich handelt,“ ſagte er darauf mit einem Tone, der vielleicht milder ſein ſollte, aber dennoch grollend und murrend erklang, da er die Lippen feſt aufeinander gepreßt hielt.

„Ich weiß es,“ entgegnete die ſchwarzgekleidete Dame ſehr ruhig und feſt.

„Ah ſchön! — Sie wiſſen es, — Sie wollen alſo meiner Tochter eine Lehrerin ſein, eine ſorgfältige Begleiterin? Sie wollen vor allen Dingen dieſes Kind niemals aus den Augen laſſen — verhindern, daß es die Mauern meines Parkes je überſchreitet oder daß Jemand mit ihm verkehrt, der nicht zu meinem Hauſe gehört? — Zu dem Zwecke,“ ſetzte er haſtiger hinzu, „werde ich Ihnen alle meine Leute ſelbſt vorſtellen, lauter treue, vertraute Leute, und werde Ihnen dagegen andere Perſonen namhaft machen, vor denen Sie ſich in Acht zu nehmen haben, wie vor dem böſen Geiſte ſelber.“ — Hier flammte es wieder unheimlich in ſeinem Auge auf. — „Ich belohne fürſtlich für gute Dienſte,“ ſagte er alsdann, „wogegen Verrath von mir entſetzlich beſtraft wird.“

Herr Kohler fühlte eine unangenehme Regung an der Stelle, wo er ſein Herz vermuthete.

„Wollen Sie wiſſen, wie ich beſtrafe?“ ſprach Herr von Molitor nach einer längeren Pauſe, wobei er mit der Hand an eine Glocke griff, die neben ihm auf dem Tiſche ſtand, und heftig klingelte. „Sie ſollen es zu Ihrer Warnung erfahren.“

Der Bediente, welcher die Beiden zur Treppe herauf begleitet hatte, trat mit einer tiefen Verbeugung hinter dem Vorhange hervor. Man hörte jedoch kein Knarren der Thür und konnte so wohl auf die Vermuthung kommen, er habe von dem im Zimmer geführten Gespräche kein Wort verloren. Da ihm aber in diesem Augenblicke der Baron den Rücken zukehrte, so blickte er scharf nach Herrn Kohler hin und mit einem so sonderbaren Gesichtsausdruck, daß selbst dieser sonst so arglose Geschäftsmann aufmerksam wurde und mit seiner Begleiterin einen fragenden Blick wechselte, worauf Madame Nicolai, die ebenfalls aufmerksam den Diener angeschaut, einen Moment lang ihre Augen schloß und tief Athem holte.

„Gebhard," sagte der Freiherr, „wie bestrafte ich die verrätherische Erzieherin meiner Tochter?"

Der Betragte zuckte mit den Achseln, wand sich hin und her, und da ihn sein Herr auch bei dieser Frage keines Blickes gewürdigt hatte, so streckte er seinen Zeigefinger empor und fuhr damit in der Luft hin und her, ehe er zögernd zur Antwort gab:

„Die verrätherische Erzieherin, gnädiger Herr, wurde in den östlichen tiefen Keller gebracht."

„So ist es," murmelte der Freiherr.

„Dort wurde sie auf Befehl des gnädigen Herrn angekettet —"

„Mit sechsfachen Ketten," bekräftigte dieser. „Und dann —"

„Ihrem Schicksale überlassen," sprach Gebhard nach einigem Zögern, wobei er abermals mit dem Finger hastig in der Luft hin und her fuhr.

Der Baron bewegte nicht im Geringsten seine Lippen, als er hierauf murrend und grollend sagte:

„Sie ist verschmachtet, die Verrätherin. Das ist die Art, wie ich strafe, Madame."

Herr Kohler, welcher die Pantomime des Dieners so auffaßte, als wolle ihm derselbe sagen: ihm, Kohler nämlich und seiner Begleiterin, würde kein Leid geschehen, war entsetzt über das, was er vernommen, und er fühlte eine gelinde Schwäche in seinen Beinen.

Madame Nicolai dagegen schaute dem Freiherrn klar und ruhig in's Gesicht, wobei sich nur während eines ganz kurzen Augenblickes ein beinahe verächtliches Lächeln auf ihrem Gesichte zeigte.

„So wird bei mir jeder Verrath bestraft. — Und wollen Sie wissen, was ich Verrath nenne? — Alles, was im Widerspruche mit meinen Befehlen geschieht. — Haben Sie auf diese Bedingungen hin Lust, die Ueberwachung meiner Tochter zu übernehmen?"

Eine kleine Weile schwieg Madame Nicolai, dann sagte sie in kaltem, ruhigem Tone:

„Gut, ich will die Bewachung Ihrer Tochter übernehmen, und verspreche es, Ihre Befehle auszuführen, — so lange diese Befehle ausführbar und — vernünftig sind."

Herr Kohler zuckte erschreckt zusammen, als er die Rede seiner Begleiterin vernahm, und der Bediente, der noch immer hinter dem Rücken seines Herrn stand, starrte mit einem Ausdrucke des Schreckens in seinem Gesichte zu ihr hinüber.

Wohl eine Minute lang arbeitete es ganz eigenthümlich und durchaus nicht angenehm anzuschauen in den Zügen des Freiherrn von Molitor. Zuerst riß er die Augen weit auf, und zum ersten Mal öffneten sich seine Lippen und ließen die Zähne sehen. Sein Bart sträubte sich ordentlich in die Höhe, während die Finger seiner rechten Hand mit dem Griff der Keule spielten. Dann aber schien mit einem Male ein neuer Gedanke in ihm aufzusteigen; er blickte voll Verwunderung auf die Frau, die gewagt, so mit ihm zu

ſprechen, dann fuhr er mit dem Kopfe ruckweiſe auf und ab, wandte ſich hierauf raſch nach ſeinem Diener um, der bei dieſer plötzlichen Bewegung nach Art eines Taſchenmeſſers zuſammenknicken zu wollen ſchien, und ſagte ihm flüſternd, aber doch ſo laut, daß es auch die beiden Andern verſtanden:

„Beim Teufel! Gebhard, ſie hat Recht. Es iſt die Perſon, an die ich lange gedacht, eine Frau mit der Seele eines Mannes, während ihr Alle, Gebhard, Du und die Anderen, Männer mit Weiberſeelen ſeid. — — Sie auch, mein Beſter," wandte er ſich nun plötzlich gegen den ehemaligen Makler, indem er ſich hoch aufrichtete und ſeine Hand mit ausgeſtrecktem Zeigefinger gegen ihn wandte, — „Sie auch."

Herr Kohler hatte vorhin mit einer wahren Beruhigung gelacht, jetzt aber ſank auch er faſt zuſammen und ſchaute mit einem Blicke unausſprechlicher Verlegenheit vor ſich nieder.

„Setzen Sie ſich, Madame," ſprach hierauf der Freiherr mit großer Würde, indem er auf einen Lehnſeſſel wies, und dann fortfuhr: „Ich werde meine Tochter holen laſſen, und darauf ſollen Sie Zeuge eines ſtrengen Gerichtes ſein."

Gebhard verſchwand hinter dem Vorhang und Herr von Molitor fing an, in dem Cabinete auf und ab zu ſchreiten, wobei er jedesmal Herrn Kohler ſcharf anblickte, ſo oft er in deſſen Nähe kam, welchen Blick mit einem freundlich ſein ſollenden Lächeln zu beantworten der ehemalige Makler nicht unterlaſſen konnte, ein Lächeln, das aber nach und nach und in Folge ſtattgehabter Gemüthsbewegung zu einem ſonderbaren Grinſen ausartete, worauf der Baron es ebenſo machte, was für einen Dritten, Unparteiiſchen ein gar komiſcher Anblick ſein mußte.

Madame Stifter ſah indeſſen nichts davon; ſie hielt

ihre Hände auf dem Schooße gefaltet und blickte nachdenkend vor sich nieder; sie dachte an ihre Unterredung mit Victor, sie fühlte wohl, daß das Verhältniß zu ihrem Manne sich nicht so plötzlich anders und besser gestalten könne, namentlich nicht, wenn sie so nach wenigen Stunden Abwesenheit wieder umgekehrt wäre in ihre Wohnung. — Sie mußte schon — das sagte sie sich selber — in die eigenthümlichen Verhältnisse eintreten, die sich ihr so plötzlich wie eine Schickung des Himmels darboten, und sie fühlte wohl, daß sie nur in einer ganz fremden Umgebung ruhiger und nach und nach glücklicher werden könne.

Daß diese Verhältnisse, in welche sie zu treten im Begriffe war, etwas ganz Sonderbares hatten, das war von ihr bei der eben stattgehabten Unterredung und Scene auf's Klarste bemerkt worden; sie hatte den wilden, unsteten Blick des Freiherrn, seine sonderbaren Geberden und Worte richtig zu deuten verstanden, und wenn es ihr auch ein unangenehmes Gefühl verursachte, in solcher Umgebung bleiben zu müssen, so hatte sie doch die Kraft, einen einmal gefaßten Entschluß auszuführen. Auch war von ihr, der klugen Frau, nicht unbemerkt geblieben, welche Wirkung ihr so außerordentlich freies Wort von so eben auf den Baron ausgeübt, wornach sie richtig schloß, daß er einer von denen sei, die bei der schroffsten und gewaltthätigsten Außenseite durch ein entschlossenes Wort, an richtiger Stelle angebracht, zu lenken seien.

„Hier bin ich, Papa," sagte eine frische Kinderstimme, worauf der Baron von Molitor auf seinem Spaziergange augenblicklich einhielt, Herr Kohler jetzt tief Athem holend mit einem freundlichen Lächeln wirklich lächelte und Madame Nicolai aus ihren Träumereien auffuhr. — „Hier bin ich, Papa!" wiederholte das kleine Mädchen, wobei es sich aber etwas schüchtern in der Nähe von Gebhard hielt.

Das Kind mochte ungefähr acht Jahre haben, und wer die Mutter desselben kannte, sah die angenehmen, guten und schönen Züge der Frau von Molitor, hier in frische, liebe Kindlichkeit übertragen, auf's Deutlichste wieder vor sich. Es war eines jener Kindergesichter mit großen sinnenden Augen, die sich gern schließen, während der kleine Mund ein freundliches Lächeln zeigt. Die Gestalt der Kleinen hatte etwas ungemein Zierliches bei sehr raschen, zuweilen fast heftigen Bewegungen; überaus niedlich waren ihre Hände und Füße, und dabei hatte ihr ganzer Körper etwas wohlthuend Rundes, wozu die frische Farbe des Gesichtes und die hellblonden starken Haare, die sich unter einem einfachen, hellblauen Netze verbargen, vollkommen paßten.

Das Mädchen hatte alle Anwesenden mit seinen großen lebhaften Augen der Reihe nach betrachtet, wobei es am längsten bei der schwarzgekleideten Frau verharrte; dann that es einen Schritt vor gegen den Vater, der sich etwas zu ihm herabgebeugt hatte, und legte seine kleine runde Hand in dessen lange und dürre Finger.

„Du weißt, daß ich Dir versprochen," sagte der Baron, „im Falle Du nämlich sehr gut sein würdest, Dir eine recht angenehme und freundliche Begleiterin zu geben. Das ist nun diese Dame da. Und denke Dir nur, Isabella, sie bringt zwei kleine Kinder zu Gespielen für Dich mit, ein Mädchen fast so alt wie Du, und einen Knaben, der etwas jünger ist."

Das Kind blickte Madame Nicolai, welche ihm freundlich zunickte, mit großen Augen an, worauf der Freiherr mit seinem sonderbaren Lächeln und so leise murmelnd fortfuhr, daß es außer seiner Tochter fast Niemand verstand:

„Daß die da schwarz gekleidet ist, Isabella, daran mußt Du Dich nicht stoßen; Du weißt wohl, sie hat gedacht, in

dies düstere Haus durfte man nur schwarz gekleidet kommen. — Wie ist mir doch?“ fuhr er auf einmal mit lauter Stimme fort, nachdem er sich hoch empor gerichtet. „Ist der da drunten, der in Ketten und Banden in meinem Verliese sitzt, auch schwarz gekleidet, wie es sich gehört für einen armen Sünder, der vor seinen Richter und zum Tode geführt wird?“

Das kleine Mädchen war bei diesen Worten erschrocken zurückgefahren, und da sie, Gebhard und Herrn Kohler anblickend, nur ängstliche Gesichter sah, in den Augen der schwarzgekleideten Frau aber einen Blick voll Herzlichkeit und Liebe, so eilte sie auf diese zu, verbarg den Kopf an deren Brust und sagte:

„Du bist gut und lieb, bei Dir will ich bleiben.“

Der Freiherr, welcher seine Frage von so eben vergessen zu haben schien, lächelte beinahe behaglich, und nickte dann so steif mit dem Kopfe, daß einem unwillkürlich die Worte des armen Herrn Weller einfielen: „Herr von Molitor bewege seinen Kopf so sonderbar auf und ab, als ziehe hinten Jemand an einer Schnur.“ Dann sprach er:

„Isabella, komm hieher, ich will Dir noch etwas sagen.“

Das Kind schüttelte mit dem Kopfe und blickte Madame Nicolai fragend an.

„Geh' zu Deinem Vater,“ sagte diese mit ernstem Tone, „ich bin ja auch da.“

Darauf that die Kleine einen Schritt auf den Freiherrn zu, der sich abermals auf sie herabbeugte und wieder flüsternd sagte:

„Daß sie schwarz gekleidet ist, muß Dir nicht Angst machen; das ist nur für diese verfluchte Stadt; sobald wir draußen sind auf unserem Schlosse, da trägt sie grüne und rothe, gelbe und weiße Kleider, ganz wie es Dir beliebt. — Aber sage vorderhand Niemand etwas davon,“ setzte er in ern-

ſtem Tone und mit aufgehobenem Zeigefinger hinzu, „auch ihr ſelbſt nicht, das iſt bis jetzt noch ein tiefes Geheimniß. — Nun geh!“

Das Kind flog zu Madame Nicolai zurück, und der Baron von Molitor, der ſich wieder ſtolz erhoben hatte, trat an den Tiſch, ergriff ſeine Keule und ſprach mit murrendem und grollendem Tone:

„Man bringe mir jetzt den Delinquenten.“

Gebhard verſchwand in der Thüre, durch welche er vorhin die Beiden hereingeführt hatte, und die im Zimmer Zurückbleibenden beobachteten ein tiefes Schweigen. Madame Nicolai, während ſie das kleine, hübſche Mädchen an ſich zog, ihre Wangen ſtreichelte, ihr Haar mit der Hand glättete und ſie auf die ſchöne, freie Stirne küßte; Herr Kohler dagegen, indem er Alles anwandte, um durch angelegentliches Betrachten der Wände, des Fußbodens, der Zimmerdecke, der Vorhänge und anderer Sachen den Blicken des Freiherrn zu entgehen, die ſich um ſo auffallender und mißtrauiſcher auf ſeinem Geſichte concentrirten, je mehr ſich die Augen des ehemaligen Malers bemühten, unruhig von einem Gegenſtand zum andern zu irren. Dabei war es dem Letzteren durchaus nicht behaglich zu Muthe; er hatte ſo eben hier ſo viel Sonderbares und Unerklärliches erfahren, daß ihm mit einem Male die Worte Victors einfielen und er unter den wilden, forſchenden Blicken des Baron Molitor nun auf einmal fühlte, wie ihm ein leichter Schweiß auf die Stirne trat.

Da erklang im Vorzimmer Kettengeraſſel, wirkliches unheimliches Kettengeraſſel, das näher und näher kam, jetzt dicht vor der Thüre ſich hören ließ und gleich darauf im Zimmer ſelbſt; denn der Delinquent, welchen der Freiherr von Molitor richten wollte, war eingetreten.

Herr Kohler, der ihn anblickte und der in dem recht

jammervoll Auftretenden seinen Freund, den Herrn Weller, erkannte, mußte alle Kraft aufbieten, um einen lauten Aufschrei, der ihm beinahe entfahren wäre, unter einem sehr künstlichen Husten zu verbergen.

Ja, es war Herr Weller, derselbe Herr Weller, der als ein so ruhiger und solider Geschäftsmann bekannt war, den er, Kohler nämlich, heute Morgen im zierlichsten Anzuge zu Herrn Victor Barring geführt, und der nun hier vor ihm stand, die Hände mit einer Kette gefesselt, zerzaust, bleich und niedergeschlagen ausschauend und — o Gott! — hinten mit klaffenden, aufgerissenen Kleidungsstücken; man sah einen halben Rockschoß, man erblickte eine Oeffnung im Beinkleid — man — — nein, das war gar zu fürchterlich!

Glücklicher Weise hatte sich der arme Gefangene nicht gegen Herrn Kohler gewendet, so daß ein Erkennen für den Augenblick wenigstens verhindert war. Auch trat ihm der Freiherr, seine Keule in der Hand, jetzt einen Schritt näher und sagte plötzlich mit sehr lauter Stimme:

„Ich kenne ihn wieder; es ist derselbe Spion und Frevler, der vor einiger Zeit meine Keller miethen wollte. Ah! damals dachte er, auf eine leichte Art von unten herauf in mein Haus zu dringen und mir mein einziges Kind und meine Schätze zu stehlen. Da ihm das aber nicht gelang, so verwandelte sich der Kellerwurm in einen offenbaren Einbrecher und Räuber; er ist aber von der Gerechtigkeit ereilt worden und soll nun, wie es sich gebührt, von uns, dem Freiherrn von Molitor, gerichtet werden. — Hat er aber etwas Triftiges zu seiner Entschuldigung vorzubringen, so soll er es sagen," fuhr der seltsame Richter fort, indem er auf verdächtige Art seine Keule schwang.

Die schwarzgekleidete Frau hatte mit großer Spannung diese Scene mit angesehen, sie hatte das kleine Mädchen

an ihre Seite genommen, und wenn man bemerkte, wie jetzt sie ihren rechten Arm auf die Lehne des Sessels stützte, so konnte man aus dieser Bewegung wohl errathen, daß sie im Begriffe sei, im nächsten Moment aufzuspringen. Auch hing ihr dunkles Auge aufmerksam an den Zügen des Freiherrn, der aber ihren Blick zu vermeiden schien und ihr wie absichtlich den Rücken zuwandte.

Herr Weller, der seine Geistesgegenwart, sowie das, was er von Muth besaß, wieder gefunden zu haben schien, zuckte mit den Achseln und antwortete: Er sei allerdings in der Lage, sich über das, was er gethan, nicht genügend verantworten zu können; er habe den schönen, schattigen Garten vor sich gesehen und habe der Versuchung nicht widerstehen können, einzudringen. Wenn das strafbar sei, so möge man ihn bei den betreffenden Behörden dafür belangen, er protestire aber gegen die schändliche Behandlung, die ihm zu Theil geworden sei und wolle sich dafür sein Recht schon verschaffen.

Der Freiherr hatte ihn ruhig ausreden lassen, dann aber nahm sein Gesicht einen recht bösen Ausdruck an, und er sagte, indem er sich an Gebhard wandte:

„Das ist ein recht gefährlicher Kellerwurm; aber ihm soll widerfahren, was er verdient. — So ist mein Urtheilsspruch — und so soll er vollzogen werden. Da er Begierde nach meinen Kellern trug, so führe man ihn nach dem tiefsten Theil derselben, wo weder Mond noch Sonne hinscheint, dort schließe man ihn fest und lasse ihn langsam verschmachten. So will es das Recht, und so soll es geschehen."

Herr Weller wußte nicht, wie ihm geschah; er war doch heute Morgen noch Bürger eines wohlgeordneten Staates gewesen, der seine Grund- und Klassen-, Einkommen- und Häusersteuer, und wie sie sonst noch heißen mögen, bezahlte, der ein Recht hatte auf den Schutz der Gesetze, und jetzt sah

er ſich auf einmal hier als ein erbärmliches, gefeſſeltes Weſen, auf dem Wege, nach der ſchrecklichſten Willkür des Fauſtrechts gerichtet zu werden. — War denn das möglich? War ihm alles das heute Morgen wirklich paſſirt oder träumte er blos? — Von der That, die er hatte begehen wollen, von dem ſchattigen Garten, von der Steinfigur mit dem Finger auf dem Munde, von dem ſchön geformten Marmorbilde — oh! oh! von den beiden Hunden — entſetzlich! Nein, ihm träumte nicht, denn wie er die Hände bewegte, klirrten ſeine Ketten. — Aber angſtvoll fragend blickte er im Kreiſe der Anweſenden umher und ſtieß einen lauten Ruf des Erſtaunens aus, denn er hatte Herrn Kohler erkannt, der faſt zuſammenſank bei dem wilden Blicke, den in dieſem Moment der Freiherr von Molitor auf ihn ſchleuderte.

Wer weiß, was dieſem Blicke gefolgt wäre, — doch öffnete ſich nun plötzlich und haſtig die Thüre, und der Bediente, den wir vorhin im Garten geſehen, trat eilig in das Cabinet, ging raſch auf ſeinen Herrn zu und ſagte ihm einige Worte, welche dieſer mit einem ſehr böſen Lächeln beantwortete. Dann nickte er ein paarmal auf die früher erwähnte, ſeltſame Art mit dem Kopfe, faßte ſeine gewichtige Keule feſter und ſprach mit zuſammengebiſſenen Lippen, indem er dicht vor das arme, gefeſſelte Schlachtopfer hintrat:

„Da drunten ſind welche, ſo meldet man mir eben, die ſich von der Polizei nennen und Deine Auslieferung verlangen, Kellerwurm. Aber die Freiherren von Molitor haben nie Gefangene ausgeliefert, es ſei denn nach freiem Willen oder der Gewalt weichend. Da aber Beides hier nicht vorhanden iſt, und der Frevel eines Einbruchs in mein Gebiet nicht hart und plötzlich genug geſtraft werden kann, ſo wollen wir unſern Urtheilsſpruch dahin abändern, daß wir ſelbſt und energiſch die Beſtrafung dieſes Schuldigen übernehmen."

Er erhob seine zackige Meute mit raschem Schwunge, so daß der arme Weller den Versuch machte, entsetzt zurückzuweichen, Herr Kohler laut und verzweifelnd aufschrie und die Thür suchte, Gebhard aber seinem Herrn in den Arm fallen wollte, worin ihm jedoch schon die entschlossene Frau zuvorgekommen, die rasch von ihrem Sitze aufgefahren war und so gewaltig die Meute ergriffen hatte, daß die lange Gestalt des Freiherrn wankte und er, um nicht aus dem Gleichgewicht zu kommen, einen Schritt zurücktreten mußte.

Auf den Zügen Gebhards zeigte sich eine ängstliche Erwartung dessen, was folgen würde; er erhob beide Hände und trat einen Schritt näher. Einen Augenblick zogen sich die Mienen des Freiherrn in gewaltiger Wuth zusammen, wobei seine Lippen zitterten, seine weißen Haare ordentlich emporsträubten und seine Augen wilde Blicke auf die Frau warfen, die es gewagt, ihn zu berühren. Als er aber in deren ruhiges, kaltes, entschlossenes Gesicht schaute, als er sah, daß sie sich erkühnte, jetzt noch eine wegwerfende Handbewegung zu machen, und als er seine kleine Tochter bemerkte, die sich dicht an die fremde Frau drängte, da hörte man statt des gefürchteten Wuthausbruches ein heiseres Lachen; er ließ die Hand mit der Meute niedersinken und sagte nach einer längeren Pause, während welcher er abwechselnd Herrn Weller und Herrn Kohler angeschaut:

„So übergebt sie denn der Polizei, aber Beide, denn Der verdient es ebensowohl wie Jener; man sieht sein schlechtes Gewissen an seinen unruhigen Blicken."

Er richtete sich hoch empor, schaute ein Paar Sekunden nicht ohne Würde auf die Anwesenden und sprach sodann:

„Thut nach meinem Befehl — nach dem Befehle des Freiherrn von Molitor."

Damit wandte er sich um und trat hinter den schweren Vorhang zurück.

Gebhard eilte auf die schwarzgekleidete Frau zu und sagte mit zusammengefalteten Händen:

„Sie hat uns der liebe Gott gesandt; wenn Sie da bleiben, wird Manches, vielleicht Alles besser werden."

So viel Entsetzliches, wie heute Morgen über den armen Weller hereingebrochen war, hatte ihn doch am Ende erschöpft. Er hielt sich mit der einen Hand an dem Drücker der Thüre, vor welcher er stand, und faßte mit der andern Herrn Kohler am Arm, der aber einen raschen Schritt vortrat gegen seine schöne Wittwe und ihr in schmerzlichem Tone sagte:

„Und bei solch' einem Verruckten wollen Sie bleiben? — O Gott im Himmel! — Und dazu soll ich die Hand geboten haben? — O nein — sagen Sie nein, erlösen Sie mich von meiner grenzenlosen Angst um Ihr theures Leben."

Statt zu antworten, blickte Madame Nicolai auf das kleine Mädchen an ihrer Seite, das sie mit seinem offenen, freundlichen und lieben Gesichtchen so bittend, ja flehend ansah, beugte sich rasch zu der Kleinen hinab, um sie auf die Lippen zu küssen, und sprach dann zu ihrem Begleiter:

„Ich danke recht sehr für Ihr Mitgefühl; wollen Sie aber diesen Dank doppelt verdienen, so eilen Sie nach dem Hause des Herrn Duvallet und lassen meine Kinder und meine Sachen hieher bringen. — Ich bleibe."

Herr Kohler fühlte sein tief bewegtes Herz heftiger schlagen; er befreite sich von Herrn Weller, faßte die Hand der schönen Wittwe und wollte sie an seine Lippen führen, was diese aber verhinderte. Dann sagte er mit etwas schluchzender Stimme:

„Ich darf mich aber von Zeit zu Zeit nach Ihnen erkundigen?"

Worauf die Dame mit dem Kopfe nickte und dem vergnügt voranschreitenden Gebhard folgte, welcher die künftige

Erzieherin der kleinen Fräulein von Molitor nach den für sie bestimmten Gemächern führte.

Auch die beiden Andern verließen das Cabinet, und vor der Thüre fanden sie den alten brummigen Bedienten aus dem Garten, der Herrn Weller die Ketten abnahm und dabei Einiges murmelte, was aber durchaus nicht wie eine Entschuldigung oder auch nur im geringsten versöhnlich klang. Herr Weller war dagegen ganz anders gestimmt; mit der günstigen Wendung der schlimmen Sache sehr zufrieden, hätte er die ganze Welt umarmen können, besorgte dies indessen nur in der Person des Herrn Kohler; dann fuhr er an seine Brusttasche, wo er das Täschchen verwahrt hatte, dachte dabei an Friederike Federbach und konnte sich selbst sagen, er habe eine famose That gewollt, und es sei nicht seine Schuld, daß er sie nicht bis zu einem glücklichen Ende habe führen können.

Drunten im Hause war allerdings die Polizei, von Victor Barring hergeschickt, die sich indessen vor der Hand damit begnügte, Herrn Weller in Empfang zu nehmen, das heißt in ganz freundschaftlicher Weise, ihn nach dem Fiaker zu begleiten, der noch immer an der Straßenecke hielt, und ihn mit Herrn Kohler, welcher sich sehr erschöpft fühlte, dann seinem ferneren Schicksale zu überlassen.

Wenn auch einige Neugierige näher zu dem Wagen getreten waren, als die Polizei zwei so bekannte Persönlichkeiten, wie die Herren Kohler und Weller, dorthin begleitete, so lagen doch im Allgemeinen die Straßen der Stadt im gegenwärtigen Augenblicke ziemlich öde und leer, denn es war an einem so heißen Tage wie der heutige für Menschen und Thiere die Stunde des Mittagessens oder des Ausruhens — ein Uhr nach Mittag.

Die zweite Stunde.

ictor Parring war durch seinen Diener aufgesucht worden, und dieser hatte mühsam Worte gefunden, all' das Schreckliche zu berichten, was sich in dem Zimmer seines Herrn begeben: von dem Selbstmordversuch des kleinen dicken Mannes, der mit zuverlässiger Miene gekommen war und um Einlaß gebeten hatte, dann wie derselbe zum Fenster hinaus in den anstoßenden Garten verschwunden sei. Und das Alles hatte er mit Zusätzen

erzählt, die darauf berechnet waren, der Zuhörer solle noch weit mehr Entsetzliches glauben, was er aus Schonung mit Leidig verschwiege.

Der junge Münster war darauf rasch nach Hause geeilt, hatte die Sache fast so gefunden, wie ihm sein Diener gesagt, und da ihm der Zusammenhang augenblicklich klar wurde, so hätte er lachen können, wenn ihm der düstere Garten da unten mit seinen unheimlichen Bewohnern nicht Stoff zu sehr ernstem Nachdenken gegeben hätte. Da Victor den Polizeibeamten noch in seiner Wohnung fand, so klärte er ihm die Sache auf so viel als nothwendig war, und vermittelte auch in der Geschwindigkeit bei einem höheren Beamten, den er von der ganzen Sachlage in Kenntniß setzte, das Einschreiten im Hause des Freiherrn von Molitor.

Daß Herr Weller den jungen Münster in seiner, Weller's, Wohnung traf, als er von seinem abenteuerlichen Zuge heimkehrte, versteht sich von selbst. Der kleine Kaufmann erzählte so anschaulich wie möglich, was ihm begegnet, wies auch seine negativen und positiven Trophäen auf, den schlenden Radschuh mit sammt einem Theile des Beinkleides und was sich darunter befindet, sowie auch das Federbüchschen, welches er Barring feierlich mit der Bitte übergab, es der Mutter des kleinen Knaben zuzustellen und dabei, wenn es möglich sei, seinen, Weller's, Namen zu nennen.

In der Erzählung der überstandenen Gefahren verweilte er mit besonderer Vorliebe bei dem letzten, wenn gleich für ihn schrecklichsten Moment, wo der lange, dürre Freiherr, der mehr einem Gespenst als einem Menschen ähnlich gesehen, die Keule gegen ihn erhoben, und wo er, Weller nämlich, an dem irren Blick desselben gesehen, daß er es mit Jemand zu thun habe, der wenigstens momentan an Geistesstörung leide. — „Was ich Ihnen damals sagte,"

fuhr er gegen Victor in überzeugendem Tone fort: „glauben Sie mir, unsereins, der mit so vielen Leuten umgeht, lernt die Menschen kennen. Und die Grobheiten, die ich anhören mußte, während ich seine Keller miethen wollte, die wurden mir nur an den Kopf geworfen, weil er auch damals von einem periodischen Wahnsinn befallen war."

Auf Victor machte diese Erzählung des kleinen Kaufmanns einen seltsamen Eindruck. Wenn dem wirklich so war, wenn der Freiherr von Molitor sich zuweilen in einem Zustande befand, wie der eben geschilderte, wußte die Baronin davon, hatte sie — der Gedanke war schrecklich — eine Mitschuld an diesem Wahnsinn, oder war sie unschuldig und dann ein doppelt beklagenswerthes, unglückliches Weib? —

Herr Weller war in's Nebenzimmer gegangen, um sich umzukleiden, konnte sich aber nicht enthalten, in sehr mangelhafter Toilette an die Thüre zu kommen, um mit Herrn Kohler einen warmen, dankbaren Händedruck zu wechseln, da dieser sagte:

„Lieber Freund, ich habe mit Euren Geschichten da schon so viel Zeit verloren, daß es eine wahre Sünde ist. Wißt Ihr wohl, daß ich mir eine Gewissenssache daraus mache, heute Morgen noch gar nicht auf dem Bahnhofe gewesen zu sein? — Und bei Gott im Himmel! ich habe nicht gekonnt. — O diese Wittwe!" seufzte er: „Sie haben gut lachen, Weller, Sie begreifen freilich nicht, wie mein Herz für das allgemeine Wohl schlägt, Sie sind ein so arober Egoist, daß ich für Sie deutlich genug hinzusetzen muß: ich werde nach dem Dreiuhr-Zug zu Federbach's gehen, um Sie von meiner allgemeinen Menschenliebe zu überzeugen."

Dies war die Stelle von Herrn Kohlers Rede, bei welcher, wie wir vorhin angedeutet, Herr Weller aus dem

Nebenzimmer hervor kam, um seinem Freunde warm und erkenntlich die Hand zu drücken.

Victor Barring hatte schon ein paar Augenblicke früher die Wohnung des Herrn Weller verlassen und schritt ganz langsam durch die stillen, heißen Straßen; nur hie und da, wenn er aus dem grellen Sonnenlichte plötzlich in den Schatten eines Hauses trat, fuhr er aus seinen Träumereien auf, ja er blieb alsdann stehen und dachte lebhaft an den tiefen Schatten auf der Treppe des Duvallet'schen Hauses, von wo er so hoffnungslos — ja, das war der richtige Ausdruck — Alice in dem hellen, glänzenden Schein erschaut, der auf ihrer weißen Stirne so wunderbar reflektirte und dann wieder so mild und wohlthuend gedämpft wurde durch die Umgebung von Blättern und Blumen.

Alles das lag hinter ihm, weit, weit hinter ihm; ihre offene, reine Stirn, ihr liebes, klares, treues Auge, Blumen und Blüten — weit hinter ihm und trat bei jedem Gedanken noch weiter und weiter zurück.

Vor ihm lag dagegen eine heiße, staubige Straße, die er gehen mußte, und nicht einmal der Gedanke an den kleinen, schattigen Garten am Ende derselben — er sah schon die Bäume desselben über die gelbe Mauer herübernicken — nicht die Erinnerung an einen Ruheplatz unter flüsternden Bäumen vor einem kleinen, plätschernden Brunnen, ja nicht das Bild der schönen Herrin dieser Räume, die er dort finden würde, die ihn freudig begrüßen werde, die seiner Ankunft sehnsüchtig entgegensah, — einer reizenden, eleganten Frau, umgeben mit allem Comfort des Lebens, und die es obendrein wie keine verstand, diesen Comfort für sich in Anspruch zu nehmen und Andere damit zu blenden — alles das konnte ihn nicht vergessen machen jene einfache kleine Terrasse mit ihren bescheidenen Sträuchern und Blumen, einfach im Vergleiche mit dem blendenden Zelte dort,

das in den kleinen, aber wunderbar angelegten Garten hinabführte, und zu deſſen Ausſchmückung die fernſten Länder, die tropiſchen Urwälder ihre phantaſtiſch gebauten Gewächſe, ihre duftenden, ſchillernden Blüten geſandt hatten. Alles das konnte ſeine Gedanken nicht abwenden von jenem bleichen, rührenden Geſichte, welches er dort einen Augenblick geſehen.

Und je mehr er ſich dem Garten näherte, um ſo langſamer ging er; er ſchaute in die Läden, er betrachtete die Häuſer, die er hundertmal geſehen, er fürchtete ſich ordentlich, in jenen Zauberkreis zu treten, wo es einer bis jetzt unwiderſtehlichen Gewalt gelungen war, geheimnißvolle Fäden um ſein Herz zu ziehen, Fäden, die, wenn ſie ihn auch nicht gänzlich feſſelten, ihn doch momentan betäubten und jedes Widerſtandes unfähig machten.

Da gedachte er mit einem Male des Talismans, den er bei ſich trug, jenes kleinen Täſchchens, das ihm Herr Weller gegeben, und als er haſtig gefühlt, daß es auf ſeiner Bruſt ruhe, athmete er leichter auf.

Victor Barring war ſo bekannt im Hauſe der Baronin Molitor, daß der Portier, welcher im Schatten deſſelben auf ſeinem Stuhle ſaß und mit Leſen beſchäftigt war, freundlich lächelnd mit dem Kopf nickte, als der junge Muſiker nach der Herrin gefragt, und dann, etwas mühſam aufſtehend, hinzuſetzte: „Im Garten".

Victor hatte das erwartet; er wußte, die Baronin liebte das Licht und hielt es nicht lange aus in den Räumen ihrer Zimmer, deren Fenſter jetzt alle dicht verhängt waren, um jeden Sonnenſtrahl auszuſchließen. Es war hier faſt ganz dunkel, und um ſo blendender drang dem nun näher Kommenden die Glanzmaſſe in die Augen, welche um das gelb und weiß geſtreifte Zelt ausgebreitet lag und in zahlreichen blitzenden Lichtern ſpielend einzudringen verſuchte, hie und

da einen goldenen Streifen oder ſchillernden Punkt auf den Boden warf und ſich dort behaglich auf den für uns fremden, dem Sonnenlichte aber ſo bekannten Blättern wiegte, Blätter und Blüten mit einem glühenden Dufte überziehend.

Auf den Treppen, die von dem Zelte abwärts in den Garten führten, blieb Victor einen Augenblick ſtehen und ſchaute auf den kleinen ſchattigen Platz hinab. Nicht als ob er in Unaewißheit geweſen wäre, wo er die Baronin ſuchen ſolle — nein, er dachte an geſtern Nacht und an den heutigen Tag, an trügeriſches Mondſcheinlicht und hellen Sonnenglanz. — Dann ſtieg er leicht ſeufzend die Treppen vollends hinab, umging den plätſchernden Springbrunnen und trat hinter demſelben in ein ſchattiges Rondell. Die Wände deſſelben waren von Tuja und dicht ſtehenden duftigen Fichten gebildet, während eine Linde, die in der Mitte ſtand, ihre Zweige nach allen Richtungen hin ſchützend darüber ausbreitete und ſo eine förmliche Laube bildete.

Hier war die Baronin, ſie ſaß in einem Schaukelſtuhle neben einem niederen orientaliſchen Tiſchchen, auf welchem einige Bücher lagen. Doch ſchien ſie jetzt gerade nicht geleſen zu haben; ſie hatte ſich in ihrem Stuhle ſtark zurückgelehnt und ihr Taſchentuch über die Stirne ausgebreitet. Sie träumte oder ſchlief.

Wohl das Erſtere, das Letzte nicht, denn bei dem Knirſchen der Fußtritte auf dem Sande vor der Laube ſchüttelte ſie leicht ihren Kopf, ſo daß das Taſchentuch herabfiel. Die Baronin war ſchön, wie immer — reizend, unwiderſtehlich, wenn das in ihrer Abſicht lag. Ihre Wangen waren leicht gerötet, als ſei ſie wirklich eben erſt aus einem leichten Schlummer erwacht, und ebenſo blickten ihre ſchönen Augen mit dem gefährlichen Ausdrucke jener Schläfrigkeit unter den herabfallenden Augenlidern hervor. Das reiche blonde Haar

war einfach, aber seinen Reichthum nur um so mehr zeigend, um ihren Kopf herumschlungen, und der einzige Schmuck desselben bestand in einer kleinen, eben geöffneten Granatblute, die so leicht und willkürlich zwischen den Flechten saß, daß man hätte glauben können, sie sei nur so darauf hingefallen. Die Toilette der schönen Frau war so einfach wie möglich: weiß, mit einfachen weißen Verzierungen, weißen Knopfen und hie und da einer weißen Schleife.

„Es ist recht gut," sagte sie zu dem Herantretenden, indem sie mit einer anmuthigen Bewegung in ihrem Stuhl sich etwas erhob, „daß Sie mich hier im Freien aufsuchen, wo es mir unmöglich ist, mit Ihnen so laut und heftig zu sprechen, das heißt, mit andern Worten, zu zanken, wie Sie es doch verdient. Nehmen Sie mir es nicht übel, Victor," setzte sie mit weicher Stimme hinzu, „daß ich Ihnen sage, es ist von Ihnen nicht recht, sich so wenig um mich zu bekümmern, so lange Zeit vergehen zu lassen, ehe Sie nach mir sehen, sich nach meinem Befinden erkundigen".

Der junge Mann blickte sie erstaunt und überrascht an.

„Ja, ja," fuhr sie fort, indem sie ihr Gesicht erhob und aufwärts blickte, wo sich zwischen den Blattern der Linde hie und da ein kleines Fleckchen blauer Himmel sehen ließ, „hätte ich doch in all der Zeit gestorben sein können und begraben — wenigstens verreist, und Sie wären vor eine verschlossene Wohnung gekommen, wo der Portier Ihnen wohlverdienter Maßen und adelzudend geantwortet hätte: Wohin? Das kann ich nicht sagen. — Ja, wohin? wohin? wer das wüßte!" setzte sie schwärmerisch hinzu.

„Aber gnädige Frau," sagte Victor eigenthümlich berührt, „hatte ich nicht das große Glück, Sie gestern noch zu sehen."

„Gestern?" rief die Baronin im Tone der wahrsten

Ueberraſchung. — „Ah, Victor! Herr von Barring wollte ich ſagen, — die Entſchuldigung kann ich bei Ihnen nicht gelten laſſen. Geſtern," fuhr ſie nach einer Pauſe lachend fort, „wo war ich geſtern?"

„Abends dort im Salon."

„Gewiß nicht."

„Gnädige Frau!"

„Gewiß nicht, Herr von Barring, geſtern nicht und vorgeſtern nicht, was weiß ich? wie lange nicht. Gewiß nicht, glauben Sie mir, wenn ich Ihnen die Verſicherung gebe." Das ſagte ſie in ſo beſtimmtem Tone und richtete ſich in ihrem Schaukelſtuhle mit einem ſo ernſten Geſichtsausdruck in die Höhe, daß der Muſiker nichts anderes thun konnte, als ſich ſchweigend vor ihr verneigen.

Nach einer Pauſe aber ſprach er, nicht ohne die Idee von einem Lächeln auf ſeinen Lippen:

„Sie werden mir jedoch zugeben, gnädige Frau, daß ich Sie einmal und zum letzten Male geſehen haben muß. Aber Sie haben Recht, es iſt ſchon ſehr lange her."

„Nicht wahr?" rief ſie in freudigem Tone. „Gott ſei Dank! daß Ihnen Ihr vortreffliches Gedächtniß wieder kommt. Ich ſehe, Victor, man kann ſich auf Sie verlaſſen."

Sie ließ den Kopf auf ihren vollen weißen Arm ſinken, den ſie auf die Lehne des Schaukelſtuhles gelegt hatte, und war unbeſchreiblich ſchön in dieſem Momente. Ihre Augenlider ſanken wieder ſchläfriger herab und ihre friſchen Lippen hatten ſich mehr geöffnet, ſo daß abermals die weißen Zähne durchſchimmerten. Dabei aber fuhr aus ihren Augenwinkeln ein raſcher Blick auf Victor, ein Blick, nur das kleinſte Theilchen einer Sekunde lang, aber ſprechend, verrathend, verheißend. Auch hätte man darauf ſchwören ſollen, ein leichtes Lächeln ſpiele um ihren ſchönen Mund.

Victor fühlte ſein Herz heftiger ſchlagen, ſein Blut wallte auf, er athmete mühſam, er warf einen raſchen Blick rings um ſich her.

Da ſah er aus dem Dunkel der Laube, in welcher ſich die Beiden befanden, durch eine kleine, von Blättern umſpielte Oeffnung in die Sonnenglut des Gartens hinaus, auf hellbeſtrahlte Sträucher, Blumen und Blüten, und es trat mit einem Male auf's Lebhafteſte ihr Bild vor ſeine Seele; es war ihm, als ſchwebe ſie vorüber, als blicke ſie ihn wehmüthig lächelnd an aus den guten treuen Augen; er fühlte ſich plötzlich wieder gefaßt und ſtark und vermochte es, ſich nach ein Paar Sekunden der ſchönen Frau gegenüber niederzulaſſen und ihr mit ruhigem Lächeln zu ſagen:

„Wenn ich mich lange nicht vor Ihnen habe ſehen laſſen, gnädige Frau, ſo tragen Sie ſelbſt die Schuld davon. Als ich das letzte Mal — allerdings es muß ſchon ziemlich lange her ſein — das Glück hatte Sie zu ſprechen, gaben Sie mir Aufträge, und Sie wiſſen wohl, daß ſich in den alten biedern Zeiten ein Ritter oder Knappe vor der Dame, die ihn mit Aufträgen beehrte, nicht eher durfte ſehen laſſen, als bis er dieſe erfüllt hatte, oder in ſehr ſchwierigen Fällen die Erfüllung wenigſtens zu hoffen war."

Frau von Molitor hob bei dieſen Worten ihren Kopf etwas in die Höhe, ihre Lippen ſchloſſen ſich plötzlich und ihre Züge verriethen große Aufmerkſamkeit.

„Ja, ja!" rief ſie erwartungsvoll.

„Wenn ich mich auch," fuhr Victor abſichtlich etwas gedehnt fort, „nicht als Knappe oder Ritter betrachten kann, ich, ein armer Muſiker, ſo habe ich doch vielleicht das Recht, mich durch die Theilnahme der ſchönen Dame, die mir befohlen, als ein klein wenig geadelt zu betrachten."

„Gewiß, Victor, gewiß!" rief dieſe aus und ihr Auge blitzte ungeduldig, wobei ſie ihren Stuhl mit einer heftigen

Bewegung gerade ſtellte und dann hoch aufgerichtet ihrem vis à vis aufmerkſam in die Augen blickte.

„Was der arme Knappe zu berichten weiß,“ fuhr Victor fort, „iſt freilich wenig für die lange Zeit, die ihm zur Ausführung ſeiner Befehle blieb.“

„Spotten Sie nicht, Victor, das iſt grauſam!“ rief die ſchöne Frau ungeduldig. „Ich bitte Sie! haben Sie etwas erfahren? Sehen Sie irgend einen Weg, um zu unſerem Ziele zu gelangen?“

„Ich habe Einiges erfahren,“ erwiederte ruhig der junge Mann, „und für hoffnungsreiche Augen öffnet ſich vielleicht auch eine Ausſicht. Aber herzlichſt bitte ich Sie, gnädige Frau,“ ſetzte er raſcher hinzu, als er ihre große Spannung bemerkte, „hoffen Sie nicht zu viel, hören Sie mich ruhig an.“

„Ja, ja, das will ich,“ verſetzte die Frau mit etwas unſicherer Stimme, ſchien ſich aber dadurch ein Anſehen der Ruhe geben zu wollen, daß ſie ihren Kopf in die Hand ſtützte und den Arm auf der Lehne des Stuhls ruhen ließ.

„Ich erfuhr,“ ſagte Victor, „daß der Freiherr von Molitor in dieſem Augenblicke in der Stadt iſt.“

„Mit ihr?“ fragte raſch die Baronin, „mit meiner Tochter? Er muß erſt geſtern gekommen ſein.“

„Wohl möglich; aber iſt er da mit der kleinen Baronin.“

„Weiter! weiter!“

„Er ſucht eine Erzieherin für dieſelbe, da er mit der andern unzufrieden war und ſie entlaſſen zu müſſen glaubte.“

„Unzufrieden war!“ fuhr die Baronin auf, „weil das arme Geſchöpf eine menſchliche Regung fühlte und es nicht begreifen wollte, daß man einer Mutter verbieten könne, ihr Kind zu ſehen, ihr eigenes kleines Kind — ihr einziges

Kind. — Doch ich will ruhig bleiben," fuhr sie nach einer Pause fort, während sie ihr Taschentuch einen Augenblick an Stirn und Mund drückte, „Ihnen ruhig zuhören — fahren Sie fort, Victor."

„So erlauben Sie mir vorher eine Frage."

„So viele Sie wollen!"

„Hat Ihnen die entlassene Erzieherin nichts über eigenthümliche Verhältnisse im Hause des Freiherrn, oder, wenn Sie wollen, über Eigenthümlichkeiten desselben berichtet? — — Seien Sie aufrichtig gegen Ihren Verbündeten. Glauben Sie mir, es ist das nothwendig."

Die Baronin hatte einen Moment ihre Lippen fest auf einander gepreßt, auch den Kopf erhoben und beide Hände auf die Lehne ihres Sessels gestützt. Es hatte den Anschein, als wolle sie aufstehen; dabei blickte sie den jungen Mann starr an. Auch öffnete sie schon ihre Lippen, um seine Fragen zu beantworten, da flog plötzlich ein schmerzliches Lächeln über dieselben und sie versetzte:

„Was kann sie mir sagen, was kann mir überhaupt Jemand über die Eigenthümlichkeiten dieses unglückseligen Hauses sagen, was ich nicht schon längst gewußt?"

„Was Sie nicht schon längst gewußt?" fragte Victor erschrocken. — „Alles, gnädige Frau?"

„— — Alles," gab sie zur Antwort, wobei sie mit einem tiefen Seufzer gen Himmel blickte.

„Ah! das ist entsetzlich."

„Ja, es ist entsetzlich — es ist mehr als das; es ist schlimmer als Worte auszudrücken vermögen."

„Und Sie wußten das Alles?" fragte Victor nach einer Pause. „Warum — verzeihen Sie mir die Fragen — warum, als Sie mich gestern — neulich wollte ich sagen — zu Ihrem Vertrauten machten, warum erwähnten Sie nichts von diesem Zustande des Freiherrn?"

„Weil ich beſchloſſen hatte," entgegnete ſie mit Stolz, „dieſen Zuſtand vor der Welt nie zuzugeben, weil ich lieber Alles ertragen wollte, alles Unrecht auf mich nehmen, als eingeſtehen, daß die Schweſter meines Vaters, meine leibliche Tante — mich, damals ein junges, ſchönes Mädchen, unabhängig, reich, glänzend, würdig der erſten Partie des Landes, an — einen Mann verhandelt, der damals ſchon an periodiſchem Wahnſinn litt."

Dieſe letzten Worte ſtieß ſie laut und heftig hervor, worauf ſie ihr Geſicht ein Paar Sekunden lang in den Händen verbarg und dann fortfuhr:

„Ob ſie jenen Zuſtand wirklich gekannt, das vermag Gott allein zu entſcheiden, ſie gab mir freilich die heiligſten Verſicherungen, im guten Glauben für mein Glück gehandelt zu haben. — Warum ich Ihnen, Victor, einem treuen, lieben Freunde, ebenfalls ein Geheimniß aus dem Zuſtande meines Gatten machte, in kurz geſagt und entſcheiden Sie alsdann ſelbſt, ob ich zu tadeln bin, daß ich Ihnen nicht Alles mittheilte. Ich ſah voraus, daß Sie mir bei vollkommener Kenntniß aller Verhältniſſe zu Schritten rathen müßten, um meine Tochter wieder zu erlangen, die zu thun mir aus den oben angeführten Gründen unmöglich war. Nennen Sie es Schwäche, wenn Sie wollen, ich will Ihnen nicht Unrecht geben, ja ich will Ihnen obendrein geſtehen, daß ich im Stande bin, dem Unglücke aufrechten Hauptes zu begegnen, daß ich aber dem Spotte, der nicht ausbleiben würde, und einem gewiſſen mitleidigen Lächeln unmächtig erliegen würde."

Bei den letzten Worten, die ſie ſprach, war ſie heftig aufgeſprungen, hatte ein paarmal das Rondel durchſchritten und lehnte ſich dann an den Stamm einer Tuja, um ſinnend in den glänzend beleuchteten Garten hinauszublicken.

Es war eine prachtvolle Erſcheinung, dieſe Frau, namentlich jetzt, bewegt, aufgeregt, wie ſie ſich nun heftig umwandte, auf Victor zuſchritt und ihre Hand auf ſeine Schulter legte, als ſie fortfuhr:

„Und glauben Sie denn, daß ich einem vernünftigen Manne gewichen wäre — nur ein Haar breit gewichen wäre? — daß ich ſein Haus verlaſſen hätte, ohne mein Kind mit mir zu nehmen? — O nie! — nie! — nie! — Wenn Sie das wirklich von mir gedacht hätten, Victor, ſo müßten Sie einen eigenthümlichen Begriff von mir haben. — Und doch vielleicht. — — Ah!“ rief ſie wie einen Ausruf tiefen Schmerzes zwiſchen den zuſammengepreßten Lippen hervor.

Einen Augenblick blieb ſie ſo ſtehen, ſtarr vor ſich hinaus wie in weite Fernen ſchauend, dann fuhr ſie plötzlich zuſammen, faßte mit den Fingern ihr Haar und ließ ihre Hand leicht über Stirne und Geſicht herabgleiten.

„Denken Sie ſich nun,“ ſagte ſie nach einer Pauſe, nachdem ſie einen tiefen Athemzug gethan, „was ich in dieſer entſetzlichen Ehe gelitten. Stellen Sie ſich meine Lage vor, als ich dieſen Zuſtand meines Gatten zum erſten Mal entdeckte, verſtand. Dabei muß ich allerdings geſtehen, daß dieſer Zuſtand anfänglich faſt unmerklich in leichten Symptomen auftrat; ja daß bis zu dieſem erſten deutlichen Auftreten eine lange Zeit vergangen war. Bald aber wiederholten ſich dieſe Anfälle häufiger, heftiger. Was ſollte ich thun? Meine Tante, zu der ich flüchtete, und bei der ſich auch eine Schweſter meines Gatten zur Berathung einfand, beſchwor mich, im Verein mit dieſer, des Namens der beiden Familien wegen zu ſchweigen und zu dulden!“

„Arme Frau!“ ſprach Victor leiſe vor ſich hin.

„Ich duldete alſo und ſchwieg,“ fuhr die Baronin fort, und während ſie ſo redete, hatte ſie langſam ihre Hände

gefaltet und blickte mit einem unaussprechlich rührenden Ausdruck gen Himmel. „Ich duldete meines Kindes wegen, das ich überwachte Tag und Nacht, und gegen das er selbst im Zustande seines eigenthümlichen Wahnsinnes von einer fast rührenden Zärtlichkeit war. — Endlich," sprach sie nach einer kleinen Pause, „war ich gezwungen, das Haus zu verlassen. Nicht als ob ich gegenüber den Ausbrüchen seiner Wuth für mein Leben gefürchtet hätte — gewiß nicht, Victor; aber ich war gezwungen, mein Kind zu verlassen, meine kleine Isabella, um sie dem eigenen Vater gegenüber nicht in die schrecklichste Gefahr zu bringen. Er fing schon an, das Kind minder zu lieben, weil er mich, dessen Mutter, haßte, glühend haßte, unversöhnlich haßte. —

„Mit welchen Gefühlen ich das Schloß verließ, ich vermag nicht, Ihnen das zu schildern. Sie vermögen nicht, mich zu verstehen. Freilich gewährte es mir einen kleinen Trost, daß die Frauen meiner Tochter, daß seine alten Diener mir in feierlichen Schwüren die Versicherung gaben, über die Wohlfahrt des Kindes wachen zu wollen und mir es anzuzeigen, sowie sich in seinem Benehmen gegen dasselbe etwas ändern würde. Dann hielten sie auch getreulich Wort, während sie andern Theils, um seine Wuth nicht zu Ausbrüchen zu veranlassen, die Orte, wo er sich mit meiner Tochter befindet, mit einer ängstlichen Sorgfalt zu hüten sich verpflichtet glaubten.

„Und nun," sagte die Baronin nach einem augenblicklichen Stillschweigen, „wissen Sie Alles, Victor, und nun, nachdem ich durch Hervorrufen der ganzen schrecklichen Vergangenheit mein Herz in seiner tiefsten Tiefe aufgeregt, sagen Sie mir etwas Freundliches, wenn Ihnen das möglich ist."

Sie hatte ihm ihre Hand gelassen, die er ergriffen und nun lange an seine Lippen drückte. Dann entzog sie ihm

dieſelbe ſanft, nicht ohne daß er einen herzlichen Druck ihrer weichen Finger empfunden, worauf ſie ſich auf ihren Stuhl niederließ und das Geſicht in beide Hände verbarg.

„Was ich Ihnen jetzt noch ſagen kann," ſprach der junge Mann, „wird Ihnen wenig genug erſcheinen und iſt doch wieder etwas." — Er hatte bei dieſen Worten das Täſchchen hervorgezogen, und als er ſich darauf der Baronin näherte, blickte dieſelbe empor und griff haſtig darnach.

„Ja, ja," rief ſie aus, unter Thränen lächelnd, „das iſt von ihr! O ich kenne es wohl, Sie müſſen wiſſen, Victor — Lieber Gott!" unterbrach ſie ſich ſelbſt, „mir fällt immer etwas ein, was ich Ihnen ſchon hätte mittheilen ſollen. Durch Verfügungen aller Art — wenn Sie das Wort für richtig finden — gelingt es mir nämlich, alle kleinen Bedürfniſſe für mein Kind durch meine Hände gehen zu laſſen. Ich beſorge die Garderobe meiner Iſabella, ihre Bücher, ihre Spielſachen — Alles, Alles, was ſie braucht. Und mit welcher Luſt ich das thue, davon können Sie ſich mit Ihrem fühlenden Herzen vielleicht einen kleinen Begriff machen, aber nur einen ganz kleinen Begriff. O wenn Sie es ſehen könnten — und Sie ſollen es einmal ſehen," ſagte ſie treuherzig, „wie ich all die lieben Sachen, die ja künftig ihr angehören ſollen, ſo lange wie möglich in meiner Umgebung behalte, wie ich ihre kleine Garderobe betrachte, ja ſie oft eigenhändig ergänze, bald hierhin, bald dorthin bringe, aber immer dicht in meiner Nähe behalte, wie ich mit ihren Spielſachen ſpiele, wie ich dabei zuweilen an denſelben muthwillig etwas zerbreche, wie ich ihre Bücher durchleſe und hie und da ein Paar Blätter umbiege! Und es iſt mir dann, als hörte ich ſie mit ihrer lieben Stimme fragen: wer hat das gethan? — — O vielleicht ahnt ſie die Hand ihrer Mutter, die

ſie ſo innig liebt! — Andere Zeichen als dieſe darf ich ja meinem Kinde nicht zukommen laſſen; ſie könnten mich verrathen und dann würde mir ja auch die grenzenloſe Freude, daß all die kleinen Sachen, die ſie benützt, zuerſt durch meine Hände gegangen ſind, auf immer abgeſchnitten — durch ihn. Denn er iſt entſetzlich mißtrauiſch und argwöhniſch.

„— — Ja, dies Täſchchen kenne ich, laßt uns ſehen, was es enthält!“ — Damit öffnete ſie eilig das Schloß und nahm Alles, was die kleine Ledertaſche enthielt, heraus. — „Ein kleines Tuch,“ ſagte ſie während dem, „von ihr, hier in das A — Ich habe es ſelbſt geſtickt. — Ein Paar Blumen, die ſie gepflückt, einige Steinchen, womit ſie geſpielt, und hier ein Buch, in das ſie geſchrieben. — O das ſind werthvolle, koſtbare Geſchenke, die Sie mir da gebracht. Wie dank ich Ihnen dafür, Victor! — — Und Sie müſſen ſehen, wie ſie ſchon artig und hübſch ſchreibt. Sehen Sie hier ihren Namen: Iſabella Molitor-Klippenberg. Ja, dort hat ſie es geſchrieben. — Nun, ich muß alles das ruhig anſchauen und während ich das thue, erzählen Sie mir, wie dieſes Täſchchen in Ihren Beſitz gekommen iſt.“

Das der vollen Wahrheit gemäß zu erzählen, ward dem jungen Manne unmöglich, die Baronin war nicht im Stande, etwas von der That des ſonſt ſo braven Herrn Weller zu begreifen, und ſie hätte ihn, Victor nämlich, jedenfalls für indiscret halten müſſen, was ja keineswegs der Fall war. Auch ſchien ihm der Verſuch des kleinen Kaufmannes ſelbſt unter dem vorgehabten Zweck hier der Mutter des kleinen Mädchens gegenüber unweſentlich, weshalb er über die That des Herrn Weller leicht hinweg ging und von ihm als einem Bekannten ſprach, der zufälliger Weiſe in den Garten des Freiherrn von Molitor gekommen, dort das

Täschchen am Boden liegend gefunden, der es vergessen abzugeben, und dann ihn, Victor, gebeten, es der kleinen Besitzerin wieder zuzustellen. „Was aber von Wichtigkeit ist," fuhr Victor fort, nachdem er das eben Angedeutete der Baronin erzählt, die so vertieft war in ihrem Spiele mit dem kleinen Tuche, dem Schreibheft, den Blumen und Steinchen, daß sie etwas unaufmerksam schien, „konnte wohl das sein, daß ich jene Frau, welche jetzt als Erzieherin der Kleinen eingetreten ist, nämlich genau kenne."

„Das ist allerdings sehr wichtig," entgegnete die Baronin jetzt mit großer Aufmerksamkeit, indem sie die Hände in ihrem Schooß ruhen ließ. „Und wer ist das? Bitte, Victor, sagen Sie mir etwas Näheres über diese Frau. Können wir uns auf sie verlassen? wird sie uns — in einem Falle — zu Diensten sein?"

„Das hoffe ich zuversichtlich."

„Nun, wer ist das?"

„Das ich einfach gesagt," erwiederte Victor, „doch —"

„Doch," wiederholte die Baronin, „scheint es Ihnen fast schwer zu werden, ihren Namen auszusprechen."

„Schwer allerdings, weil ich bei Nennung desselben im Voraus Ihrer Verwunderung gewiß bin."

„Sie machen mich in der That neugierig."

„Das ist gewiß nicht meine Absicht. — Sie, welche dem Baron Molitor in der Eigenschaft als Erzieherin, Begleiterin seiner Tochter vorgestellt wurde, ist die Frau meines Freundes Stifter."

„Des Malers Stifter!" rief die Baronin mit Verwunderung; „das überrascht mich allerdings, obgleich mich diese Fügung freudig erschreckt hat. Davon ließe sich freilich ungeheuer viel hoffen. — Aber wie kam das? — sie hat Kinder?" —

„Allerdings hat sie Kinder; doch scheint der Freiherr

eingewilligt und ihr die Erlaubniß gegeben zu haben, auch diese mit nach Klippenberg zu nehmen."

„Eigenthümlich, entweder er scheint weicher geworden zu sein, oder diese Frau übt eine unbegreifliche Herrschaft über ihn aus."

„Er sah sie nie bis zu der Stunde, wo er ihr die Stelle gab und auch die Erlaubniß, ihre Kinder mitnehmen zu dürfen."

„Das ist möglich," sagte die Baronin nach einem augenblicklichen Nachdenken. „Zur Ausübung einer solchen Herrschaft über einen Charakter, wie der des Barons, ist ein einziger Moment genügend, ein Blick, ein Ausdruck desselben, das fakt zuweilen wie mit Zaubergewalt. — Ist die Frau von heiterer Gemüthsart?"

„Das kann man nicht sagen, man könnte sie eher ernst, verschlossen nennen."

„Sie hat ein dunkles Auge?"

„Außerordentlich dunkel, fast schwarz, mit einem Ausdruck der Strenge und Festigkeit."

„O es ist schon so," sprach Frau von Molitor, indem sie die gefalteten Hände erhob. „Sie wird ihm fest und entschlossen entgegen getreten sein, was ich nie vermocht; sie hat eine Herrschaft über ihn erlangt — o, wenn sie dieselbe nur zu unserem Besten anwenden wird! — Aber sehen Sie, Victor," fuhr die Baronin nach einer Pause mit einem trüben Lächeln fort, „welch' grasser Egoismus mich bewegt. So sind wir aber einmal. — Da denke ich nur an mich, aber nicht an den armen Stifter. — Sagen Sie mir um Gotteswillen, Victor, welches Motiv konnte denn die Frau bewegen, eine Stelle als Erzieherin anzunehmen, ihn zu verlassen? Sie sagten mir doch früher einmal, sie befänden sich in ganz guten Vermögensverhältnissen. Also von der Seite fehle ja keinen Grund."

Der junge Musiker sah der schönen Frau eine Zeitlang in's Gesicht, ohne zu antworten. Er hätte lächeln können, doch lag ihm das Gefühl einer tiefen Trauer näher. — „Warum sie ihn verlassen?“ sagte er, „oh! gnädige Frau, sie behauptet, er habe sie zuerst verlassen.“ — —

„— — Ah, ich verstehe.“

Die Baronin packte langsam die kleinen Sachen auf ihrem Schooße wieder in das Täschchen zusammen, wobei sie begreiflicher Weise ihre Blicke darauf wenden mußte. Doch sah man sie ein paarmal mit dem Kopfe nicken und dann sprach sie mehr zu sich selber und ihren Gedanken folgend, als um diesen einen Ausdruck zu geben. — „Arme Frau!“ Auch fuhr sie ein klein wenig zusammen, als Victor dieses Wort wiederholte und hinzusetzte:

„Ja, Camilla, diese Frau hat unsäglich gelitten; Sie müssen wissen, sie lebt in Kreisen, wo man manches weit Unschuldigere schon als einen Fehltritt, ein Verbrechen betrachtet, was auf der andern Seite unserer Gesellschaft als zur feinen Lebensart, zum guten Ton gehörig, nicht weiter beachtet wird, ohne Folgen bleibt.“

Die Baronin hatte längere Zeit geschwiegen, ja sie hatte ihren Kopf tief herabgesenkt und ihre Stirne in beide Hände gelegt. Als sie ihr Gesicht wieder erhob, blickte sie scheu auf Victor und sagte kopfschüttelnd:

„Wir hatten uns nicht freuen sollen; unsere Hoffnungen waren voreilig. Ich glaube jetzt die Lage der Dinge von der richtigen Seite zu sehen. Jene Frau muß die Kreise hassen, in denen sich ihr Mann bewegt, wo sie ihn verloren; sie haßt — und mit vollem Recht — die Gräfin Follange; — sie haßt — auch mich. — O Victor,“ setzte sie mit schmerzlich bewegter Stimme hinzu, „diese Ideenverbindung ist schrecklich für mich, und doch wahr. — Schütteln Sie nicht Ihre Hand gegen mich.“

„Dazu habe ich ein Recht!“ rief der junge Mann leidenſchaftlich. „O Camilla, Sie dürfen ſich und die Gräfin Zollange nicht in Einem Augenblicke nennen!“

„Das iſt eine ſehr elegante Frau,“ erwiederte die Baronin in beinahe hartem Tone. „Sie und Frau von Molitor — ſo ſagt die Welt — geben in ihren Kreiſen den Ton an. Und was es heißt, in dieſen Kreiſen Tonangeberin zu ſein, das wiſſen Sie ebenſogut wie ich, Victor. — Pah!“ fuhr das ſchöne Weib fort, indem ſie trotzig und verächtlich ihre Oberlippe aufwarf, „zwei elegante, zwei galante Frauen!“

„O Camilla! Wie reizend Sie in Ihrem Zorn erſcheinen,“ ſagte Victor ſtotternd, indem er ſich verneigte, um ſeine Hand auf die ihrige zu legen, die ſie aber ſanft zurückzog.

„Sie erinnern mich daran, wie Unrecht ich hatte,“ ſprach Frau von Molitor. „Ich danke Ihnen dafür. Laſſen Sie mich meinen Satz vollenden. Jene Frau muß den Kreis haſſen, in dem ihr Alles genommen wurde, was ſie beſaß. Selbſtverſtändlich haßt ſie die Gräfin, haßt ſie mich. Sie weiß, was ſie mir in ihrer neuen Stellung Gutes erzeigen, was ſie mir Schlimmes zufügen kann. Und ſie wird das Letztere thun. Sie hält mich ja doch, wenn auch im weiten Begriff, für eine Mitſchuldige der Gräfin; ſie hat ſich ſelbſt den Augen ihres Mannes entzogen, ſie hat ihren Kindern den Vater genommen. — Gut denn, Auge um Auge, ein Blutstropfen für den andern, ſie wird mein Kind von mir abwenden. — Ah! das iſt ſchrecklich!“

Die Baronin preßte in wildem Schmerz ihre beiden Hände vor das Geſicht.

Victor war aufgeſprungen, er ergriff ihre Hände und verſuchte es, ſie ſanft zu entfernen.

„Aber Camilla!“ ſagte er, „beruhigen Sie ſich. Wie

kann man so exaltirt sein, wie kann Ihr ruhiges, reiches Gemüth so plötzlich von all' den finsteren Gedanken überwältigt werden! Sie rechnen falsch, Camilla, bei Gott! Sie rechnen falsch. Ich versichere Sie, ich schwöre es Ihnen zu! „Ich kenne jene Frau, ich habe ihr Wort, für uns zu handeln. Ich sage: für uns, denn sie rechnet mich auch in jenen Kreis. Sie weiß allerdings," fügte er mit leiserer Stimme hinzu, indem er sich auf die schöne Frau herabbeugte, „daß Sie mir theuer sind; aber sie weiß auch, wie ich, der Freund ihres Mannes, über jenes Verhältniß gesprochen. Jene Frau verdankt mir Manches, sie wird dafür erkenntlich sein, Camilla."

Langsam hatte er die Hände von ihren Augen entfernt, eine entzog sie ihm sanft, ihre Rechte aber ließ sie in der seinigen ruhen.

„Sie will erkenntlich sein," sagte die Baronin, indem sie ihren Kopf gegen Victor erhob; „sie will für uns handeln — aber was erwartet sie dafür? Worauf hofft sie?"

„Allerdings hofft sie auf etwas, Camilla," erwiederte der junge Mann.

„Und sind wir im Stande, zu Erfüllung ihrer Hoffnungen beizutragen? — Verzeihen Sie der Wichtigkeit des Gegenstandes halber meine eilige Frage."

„Vielleicht können wir etwas dazu beitragen, vielleicht erfüllen auch die Verhältnisse allein ihre Hoffnungen. Meinem Zureden ist es gelungen, von ihr die Versicherung zu erhalten, daß sie zu ihrem Manne zurückkehren werde, sobald jenes unselige Verhältniß zur Gräfin Follange gelöst ist. Dazu müssen wir das Unsrige beitragen, Camilla."

Die schöne Frau blickte erschrocken in die Höhe. — „Um Gotteswillen, Victor," sagte sie, „die Gräfin kenne ich; da würde jedes Hineinmischen von unserer Seite die entgegengesetzte Wirkung haben. O mein lieber Freund,

bei der Frau kann man nicht vorsichtig genug zu Werke gehen. Geben Sie ihr eine Ahnung davon, mir oder Ihnen oder sonst Jemand sei etwas daran gelegen, daß sich jenes traurige Verhältniß löse, so wird sie es um so fester zu knüpfen suchen. Oh! Sie kennen diese Zollange nicht! — Ein merkwürdiger Geist des Widerspruchs; ich bin fest überzeugt, Victor, sie führt ihre Eroberung, die ihr einige Mühe gekostet, nur noch mit sich, weil sie gerade noch keine Lust hat, sie fahren zu lassen; ihre Theilnahme schwindet gänzlich dahin, weil sie sich sicher im Besitze glaubt. Werfen Sie aber das kleinste Hinderniß in den Weg oder lassen Sie ihn den geringsten Versuch machen, seine Ketten zu brechen, so wird sie ihn mit neuen, festeren Banden umschlingen."

„Aber wenn er vor sie hinträte, wenn er ihr sein ganzes Verhältniß klar darlegte, wenn er ihr sagte: ich liebe Dich, Du weißt es, und ebenso weiß ich, daß auch Du mich geliebt; aber sieh' die Verhältnisse an, wie sie sich gestaltet. Ich muß mich von Dir trennen; ich kann Dir wohl mein Leben opfern, aber nicht das Wohl, nicht die Zukunft armer Wesen, deren Beschützer ich sein sollte, deren Verderber ich aber bin. Sei deßhalb barmherzig und löse die Bande, welche mich an Dich halten; Du kannst es, wenn Du willst. Liebe mich nicht mehr, wolle mich nicht mehr lieben — laß mich frei."

Victor hatte diese Worte mit wachsender Leidenschaftlichkeit gesprochen, wahr, hinreißend, überzeugend; denn während er sprach, hatten sich unwillkürlich in seiner Seele die Figuren verschoben, um welche es sich anfänglich gehandelt: nicht mehr sollte sein Freund so zur Gräfin Zollange reden, Victor Barring sprach so zu dem schönen, verführerischen Weibe, neben dem er stand, und während er so sprach, blickte er wieder aus dem Dunkel der Laube in das glühende Sonnenlicht hinaus, und zwischen Ranken

und Blättern, zwischen Blumen und Blüten, eingehüllt von dem glänzenden Lichte, sah er abermals ihr bleiches Gesicht, ihre klaren, treuen Augen.

Hatte die Baronin vielleicht eine Ahnung von dem, was in seinem Herzen vorging? — Möglich, der Blick, mit dem sie ihn betrachtete, war eigenthümlich umflort; es spielte ein Zug von leichter Trauer um ihren schönen Mund. Doch blieb sie heiter bei der Situation, und als er geendet, sagte sie:

„Ein solches Wort, eine solche Rede an die Gräfin würde das Gegentheil bewirken. O glauben Sie mir, Victor, sie würde entzückt darüber sein, ihren Kampf aufs Neue beginnen zu müssen, und sie würde ihn nicht nur beginnen, sondern auch siegreich beendigen, darauf können Sie sich verlassen. — — Doch halt!" rief sie nach einem kurzen Nachdenken, „das ist ein Schimmer der Hoffnung. Mir fällt ein Wort ein, das mir gestern Abend Fontana zugeflüstert hat. Die Gräfin war eine Zeit lang unter dem Zelte und machte ihre Zeichen gegen den jungen Fürsten D. — Ah! Sie haben das nicht bemerkt, Sie waren zu beschäftigt."

„Ja, Camilla," gab Victor mit einem innigen Blicke auf die schöne Frau zur Antwort.

„Nein, nein," sprach diese lächelnd, — „so nicht; Sie waren zerstreut. Aber unterbrechen Sie mich nicht bestandig. Daß der Fürst schon lange auf allen ihren Wegen zu finden ist, werden auch Sie schon bemerkt haben, und wenn Sie, wie gesagt, gestern Abend nicht so zerstreut gewesen wären, so müßten Sie bemerkt haben, wie sein Auge flammte, wie erregt er war, wie er Minuten lang keinen zusammenhängenden Satz mehr hervorbrachte, als sie darauf mit ihrer nonchalanten Art in dem Garten verschwunden war. — O sie kennt ihr Terrain."

„Ja, ja!“ rief Victor eifrig, und dabei beugte er sich schnell herab, um mit seinen Lippen verstohlen ihr kühles, duftiges Haar zu berühren, ehe er fortfuhr: „Wie sind die Herzen der Menschen, die Charaktere doch so verschieden! Hier in Ihrem Herzen so viel Tiefe, Wärme, so viel Edelmuth und wahre Liebe, dort eine wilde, dämonische Macht, an sich ziehend, was in ihre Nähe kommt, mit entsetzlichem Erfolge, um es in ihrem Netze elend zu Grunde gehen zu lassen, oder wegzuwerfen, wenn es ihr nicht mehr reizend erscheint — Tag und Nacht! Ich weiß nicht,“ sprach er weiter, indem er sich abermals herabbeugte, „auch ehe ich Sie gesehen, Camilla, hat mich jener blitzende Stern, wie er prächtig bald sichtbar ist, bald sich hinter undurchdringlichen Wolken verbirgt, abgestoßen; — ich,“ setzte er wie berauscht von der Nähe der wunderbaren Frau mit unendlich weicher Stimme hinzu, „ich habe immer den Tag geliebt, den sonnigen, heiteren, warmen Tag, der die Blumen unter seinen Küssen erblühen läßt, der Gold und Blüten streut auf alle Meisterwerke der Schöpfung, — wie eben hier.“ Er näherte sein Gesicht abermals ihrem blonden Haar, auf dem jetzt durch das Laub hindurch ein Paar lichte Sonnenblicke glänzten, er drückte seine Lippen so hastig auf dasselbe, daß sie zusammenschauerte, und dann wagte er es, seinen Mund ein Paar lange Augenblicke dort ruhen zu lassen, wie in fieberhafter Erregung einathmend den unaussprechlich süßen Duft dieses Haares.

Sie aber hatte rasch ihren Arm erhoben und ihre Hand auf sein Haupt gelegt. Er empfand einen leichten Druck, der ihn fast betäubte, dann aber legte sie ihre warme Hand auf seine Stirne und er fühlte, wie sie sich langsam von ihm entfernte.

„Halt, Victor!“ sagte sie lächelnd, nachdem sie einen tiefen Athemzug gethan, „ich muß mich in Ihren Augen

so schlimm darstellen wie ich bin. Sie appellirten vorhin an mein Herz; Sie meinten, in einem Falle wie der oben angegebene würde auch ich Jemand, den ich geliebt, mit einem einzigen Worte frei lassen, indem ich ihm sagte: Gehe hin, ich halte Dich nicht mehr." — Sie schüttelte lächelnd den Kopf. „Ich fürchte, ich würde das nicht thun," setzte sie hinzu.

„In dem angegebenen Falle, wo es sich um das Wohl und Wehe zweier Menschen handelt, gewiß!" entgegnete Victor rasch.

„In einen Fall wie der, von dem wir sprachen, würde ich nicht kommen," sprach die Baronin; „Sie trauen mir das zu, Victor. Aber wenn — so muß ich Ihnen wiederholen, ich glaube nicht, daß ich so leicht dazu gebracht würde, das: Ziehe hin! auszusprechen."

„Und doch, Camilla!" sagte der junge Mann dringender, „Sie würden es gewiß thun; Sie würden auf solche Art eine Fessel lösen, die bis dahin ein süßes Band gewesen, dann aber entsetzlich schwer werden müßte. — Was konnte es auch die Gräfin nützen, ihn festzuhalten? — Ihre Liebe ist doch nur eine auflackernde Flamme, die ebenso schnell in sich zusammensinkt wie sie emporgestiegen ist."

„Die ihre, ja," sprach die schöne Frau, „aber die meinige, Victor," setzte sie mit sehr weicher Stimme hinzu, „ist etwas ganz Anderes; sie lodert nicht in flackernder Flamme empor, um Ihren Vergleich zu gebrauchen, aber sie würde sich auch in glühende Tropfen verwandeln und in das Herz dessen fallen, der diese Liebe verrathen würde."

„Hier ist ja von keinem Verrath die Rede, Camilla," entgegnete Victor, „nur einfach von der Lösung eines Verhältnisses, das, für Beide drückend, zum Wohle armer, unschuldiger Wesen doch nun einmal gelöst werden muß."

Sie wandte ihren Kopf rasch herum und schaute ihn

lange und forschend an, mit einem Blicke, den er kaum ertragen konnte und der ein kleines, verlegenes Lächeln auf seinen Zügen hervorrief. „Also hast Du, mein Freund," sagte sie in so sanftem Tone, daß ihre Worte unfehlbar zu Herzen dringen mußten, „schon an die Lösung solcher Verhältnisse gedacht? — Zucke nicht mit Deinem Auge, Victor, gib mir keine unwahre Antwort. Deine warme Fürsprache für den Freund hat mich in Dein Inneres sehen lassen, und ich habe dort etwas erblickt, dessen Du Dir, gebe es Gott! wohl selbst unbewußt warst. Auch in Deinem Herzen hat sich, vielleicht erst ganz leise, leise, der Gedanke geregt, Rosenketten, wie Du es nanntest, könnten einstens zu Fesseln werden. — Ja, und in dem Falle sind das entsetzliche Fesseln," sprach sie, und dabei flammte ihr Auge auf. „Ich habe das Letztere erfahren, ich! — ich! obgleich sanftere Bande für mich so gut wie gar nicht bestanden." — Sie preßte ihre Lippen fest aufeinander und berührte ihr Gesicht leicht mit dem Taschentuche.

„Aber Camilla!"

„Laß mich ausreden, Victor; ich will Dir nur zeigen, daß Du Dich in mir nicht getäuscht; vorhin war ich unwahr, als ich Dir sagte, ich würde handeln wie die Gräfin Zollange. — O nein," setzte sie mit einem trüben Lächeln hinzu, „mein Benehmen wäre ein ganz anderes; bei mir braucht es auch keiner Bitte, keiner Ueberredung; — mir genügt ein Wort, ein Blick. Du hast es vorhin gesehen, Victor; — bei mir bedurfte es nur der leisesten Anspielung, und von da mußten sich unsere Wege trennen."

Der junge Mann hatte mit Schrecken gesehen, wie es auf ihrem schönen, ruhigen Gesichte schmerzlich aufzuckte, wie sie während ihres Sprechens zuweilen die Lippen fest auf einander drückte, wie sich ihr Auge langsam umflorte. Er fühlte sich von diesem Anblick überwältigt, er sank in

ihren Füßen nieder und ergriff ihre Hände, die er mit wilden Küſſen bedeckte.

„Camilla!“ rief er alsdann leidenſchaftlich, „ja ich will ehrlich gegen Dich ſein, wie ich es immer geweſen. Du haſt richtig in meinem Herzen, in meinem Auge geleſen, Du haſt richtig etwas Fremdes geahnt, was im Begriffe war, ſich zwiſchen Dich und mich zu ſchieben; Du ſahſt das Bild eines Mädchens —“

„Das Du liebſt, Victor.“

„Bei Gott! noch nicht“ — entgegnete er und hob dabei die Hand in die Höhe; „aber es könnte ſo kommen,“ ſetzte er leiſer hinzu, „denn dieſes Mädchen — o Camilla, wenn Du ſie ſehen könnteſt, Du müßteſt ſie liebgewinnen.“

„Ich werde ſie ſehen,“ ſprach die Baronin zu ſich ſelber.

„Dieſes Mädchen liebt mich mit aller Kraft und Glut der erſten Jugendliebe — ſie hat mich wenigſtens ſo geliebt bis vor ganz Kurzem, bis ſie —“ Er neigte ſein Geſicht auf ihre Hand und fuhr flüſternd fort: „bis ſie erfahren, daß ich zu Deinen Füßen liege, daß ich Dein ſei.“

„So hat ſie um mich gelitten?“ ſagte die ſchöne Frau, und ihre Augen, welche ſie eine Sekunde in die Höhe richtete, ſtrahlten in einem unbeſchreiblichen Glanze. — „So habe ich ihren Frieden geſtört? — So hat ſie ſich von Dir abgewandt, mein armer Freund? — — Doch beruhige Dich, Victor,“ fuhr ſie nach einer längeren Pauſe fort, während welcher ſie ſich zu ihm hinabgebeugt hatte und ihre Hand einen Augenblick auf ſein Haupt gelegt. „Beruhige Dich, das wird vorübergehen, ſie wird ihr Köpfchen erheben wie die Blume, die das ihrige niederſinken ließ vor der Wucht eines raſch vorüberziehenden Unwetters. — Stehe auf, Victor, dorthin ſtehe vor mich,“ fuhr ſie in lauterem Tone fort.

Und als er ſich darauf langſam in die Höhe richtete

und vor ihr stehen blieb, erhob auch sie sich von ihrem Stuhle, nahm seine Hände in die ihrigen und sprach wieder:

„Als wir uns vor längerer Zeit zum letzten Mal sahen, da versprachen Sie mir Ihre Hülfe, und ich hoffe, Sie werden Ihr Wort halten. Was Banden und Ketten anbelangt" — das sagte sie mit einem leichten, etwas traurigen Lächeln — „so muß ich Sie wohl Ihres Bannes entlassen, aber nicht eher, bis ich sie gesehen und bis ich entschieden, ob ich, ohne mir etwas zu vergeben, zurücktreten kann. Für heute aber leben Sie wohl, Victor! Für Ihren Bericht danke ich Ihnen herzlich; trachten Sie darnach, mich in diesem Punkte auch ferner zu verpflichten."

„Und so schicken Sie mich fort?" fragte der junge Mann mit einem Gefühl des Unmuthes, über das er sich selbst nicht vollkommen Rechenschaft geben konnte, „nachdem Sie Scherz und Ernst, liebe Worte und bittere Bemerkungen durcheinander gemischt?"

„So schicke ich Sie fort," gab die Baronin zur Antwort, „weil es jetzt so sein muß, Victor. — Was sehen Sie mich grollend an? Habe ich Ihnen verboten, wieder zu kommen?"

Victor fühlte einen sanften Druck ihrer Hand, dann wandte sie sich rasch um und ging mit einer leichten Neigung des Hauptes an ihm vorüber, und als er der prachtvollen Gestalt nachblickte, wie sie jetzt in den grell beleuchteten Sonnen- und Zauberkreis trat, in welchem er vorhin ein anderes Bild zu sehen geglaubt, da biß er die Zähne zornig auf einander und murmelte:

„Der Druck ihrer Hand und die stolze Neigung ihres Kopfes! — Welcher Widerspruch! Ah! verflucht!" Er legte einen Augenblick seine Hand heftig an die Stirne. „Mit welchen Entschlüssen kam ich her?" fuhr er ingrimmig fort,

„und wohin hat sie mich mit ihren einfachen Worten wieder gebracht! — Gäbe ich nicht einen Theil meines Lebens darum, wenn ich ihr folgen dürfte! Ah! verflucht!“

Eine Zeit lang starrte er noch in die grünen Büsche, da es ihm immer war, als sähe er dort ihr weißes Kleid schimmern; dann wandte auch er sich seufzend zum Fortgehen, indem er zu sich selber sprach:

„Armer Stifter! Mögen Deine Ketten besser und gründlicher reißen als die meinigen!“

Er eilte so rasch die Treppen hinauf in das helle Zelt und von diesem in die dunkleren Zimmer des Hauses, und war dabei so in Gedanken vertieft, daß er fast einen kleinen Herrn umgerannt hätte, der ihm an einer Thür entgegentrat, wenn ihn dieser nicht noch zu rechter Zeit am Aermel ergriffen und ihm zugerufen hätte:

„Bei San Jago! Herr von Barring, ich glaube, es brennt hinter Ihnen. Wo wollen Sie so eilig hin?“

„Ich? — ich —“ versetzte Victor, indem er sich zu einem Lächeln zwang, „ich habe eigentlich keine Eile, ich wollte nur der Hitze entgehen, die dort unter dem Zelte herrscht. Deßhalb war mein Schritt etwas rascher als gewöhnlich.“

„Ja, ja, und deßhalb warfen Sie mich fast zu Boden,“ gab der Marquis Fontana lachend zur Antwort. „Nun gleichviel, ich verzeihe Ihnen das anderer guter Eigenschaften willen. Wenn Sie aber jetzt eine Viertelstunde Zeit für mich haben, ist mir's recht. Sie verlangten heute Nacht einen Dienst von mir —“

Victor sah den Marquis zweifelhaft an.

„Nun ja, bei der Gräfin Follange à cause eines Freundes von Ihnen.“

„Richtig, Herr Marquis! O ich bitte tausendmal um Verzeihung; ich bin heute etwas mehr zerstreut, als selbst

ein Muſiker das Recht hat es zu ſein. Deßhalb Verzeihung!"

„Zugeſtanden, weil ich Sie leiden mag. Aber kommen Sie jetzt eine Viertelſtunde mit; in der ſchattigen Allee, wo es zu mir hinausgeht, läßt ſich ganz prächtig plaudern. Sie wünſchen Ihren Freund aus den Händen jenes ſchönen Dämons zu erlöſen?" fuhr der Marquis fort, während Beide durch das Haus auf die Straße gingen. „Ich glaube, der Zufall hilft Ihnen dazu. — Sie ſagte ihm dort im Garten doch nur ein Paar flüchtige Worte und ließ ihn ſtehen."

„So iſt es," entgegnete Victor.

„So, Sie wiſſen das ſchon? — Nun auch gut. Aber erinnern Sie ſich, daß ich Ihnen geſtern Abend ſagte: Ohne Abſicht komme die Gräfin ſo ſpät nicht hieher. Die Abſicht glänzt mir jetzt ſo klar wie das Sonnenlicht oder wie der Brand eines Hauſes, wenn Sie wollen. Sie hat ihre Netze wieder ausgeworfen."

Victor nickte mit dem Kopfe.

„Vor der Hand ein Netz, deſſen Maſchen die Eiferſucht feſt zuſammenziehen ſoll. — Verſtehen Sie mich?"

„Ich glaube ſo, Herr Marquis."

„Nun gut, jetzt kommt es darauf an, was Ihr Freund für ein Charakter iſt, ob er Stärke genug hat, ſich von dieſer entſetzlichen Frau loszureißen. Sie wird ihn nicht mehr halten, darauf können wir uns verlaſſen."

„Das gebe Gott!" ſagte der junge Muſiker.

„Aber hier iſt unſere ſchattige Allee," ſprach der kleine Marquis.

„Kommen Sie mit mir, plaudern wir noch ein wenig. Sie können doch unmöglich jetzt etwas vorhaben. Um dieſe Stunde — zwei Uhr Nachmittags."

Die dritte Stunde.

Vielleicht erinnert ſich der geneigte Leſer, namentlich bei dem Orte, an dem wir uns in der vorhergehenden Stunde befanden, daß der Marquis Fontana eine kleine, unbedeutende Familienſcene im Hauſe des Grafen Follange vorausgeſetzt, und wir müſſen geſtehen, daß er ſich darin nicht ganz getäuſcht. Was den Grafen anbelangt, ſo hatte er ſchon oft hiezu den Anlauf genommen,

hatte aber trotz dieses Anlaufes nie einen bedeutenden Schritt vorwärts thun können. Die Gräfin hatte eine so entschlossene Art, trat ihm mit einer solch' furchtbaren Sicherheit entgegen, daß er selbst mit dem besten Vorsatze und bei der vollen Berechtigung, einen häuslichen Sturm zu erregen, sich doch meistens achselzuckend hatte zurückziehen müssen, entweder weil er in der vorgehabten Angelegenheit nicht zu Wort hatte kommen können, oder weil sie ihn vollständig verwirrt hatte — und das war bei dem Herrn Grafen nicht gerade schwer — indem sie bei Vorwürfen der ernstesten Art mit einer Entschlossenheit, die fast an's Unglaubliche grenzte, ihm zur Antwort gab: „Und wenn auch' was weiter?"

Mochte es nun sein, daß scharfe Zungen, wie es deren in der Welt in allen Kreisen der Gesellschaft genug gibt, in letzterer Zeit etwas laut vor den Ohren des Grafen gezischelt, oder hatte er es wirklich ein wenig zu stark gefunden, daß seine Gemahlin gestern Abend so ohne alle Rücksicht auf ihn gehandelt, so plötzlich aus dem Cirkel verschwunden war, wo er sich doch befand und wo er sich und sie auf's Höchste compromittirt, da er — und das war ihm doch durchaus nicht übel zu nehmen — mehrere Male nach seiner Gattin gefragt hatte — genug, er beschloß ihr eine Scene zu machen.

Ob er, wie der Marquis Fontana vorausgesetzt, wirklich eine ganze Stange cire à Moustache zum Arrangement seines Schnurrbartes gebraucht, könnte allein sein Kammerdiener der Wahrheit gemäß angeben; daß aber dieser Schnurrbart sich drohend genug emporbäumte, als sich der Graf Follange nach den Zimmern seiner Gemahlin begab, können wir als wichtig zur Bezeichnung seiner Gemüthsstimmung nicht verschweigen.

Das Kammermädchen der Gräfin saß im Vorzimmer,

beinahe unſichtbar gemacht durch eine Wolke von Seide und Spitzen, und ſchien in dieſer Maſſe von Stoff emſig nach einem verborgenen Fehler zu ſuchen.

„Meine Frau iſt auf ihren Zimmern?“

„Ich glaube ſo, gnädiger Herr,“ tönte es hinter dem Kleiderhaufen hervor, „aber ſo außerordentlich beſchäftigt, daß die Frau Gräfin ausdrücklich befohlen, Niemand in ihr Appartement zu laſſen.“

„Pah! Niemand? Natürlich Niemand Fremdes. — Sie iſt alſo zu Hauſe?“

Der Graf machte dabei ein Paar raſche Schritte gegen die Thüre des Appartements ſeiner Gemahlin.

Jetzt wogte und wallte es heftig in dem Haufen von Seide und Spitzen; dieſer kleine Berg öffnete ſich, und das erſchrockene Geſicht des Kammermädchens blickte daraus hervor. Sie hätte ſich gern dem Grafen in den Weg geworfen, doch ſiegte ihre Furcht, bei einem raſchen Schritte, der hiezu nöthig war, ihre Stoffe noch mehr zu verwirren oder gar zu zerreißen, weßhalb ſie erſchroken ihre Hände emporſtreckte und mit lauter Stimme ſagte: „Allerdings iſt die gnädige Gräfin zu Haus, aber entſchieden bei der Toilette.“

„Und dabei fehlſt Du?“ fragte Graf Follange mit einem ſo ſonderbaren Lächeln, wie man es bis jetzt noch nie an ihm bemerkt. Die Spitzen ſeines Schnurrbartes neigten ſich förmlich gegen die Naſe.

„Ich fehle allerdings dabei, gnädiger Herr,“ erwiederte das Kammermädchen, das ſeine Geiſtesgegenwart vollkommen wieder erlangt hatte, „weil ich hier dringend beſchäftigt bin. Auch iſt die Frau Gräfin“ — dies ſagte ſie mit ſehr ſcharfer Betonung — „bei dem Theil der Toilette, wo ſelbſt ich für einen Augenblick entbehrlich bin — ich warte hier bis man mich ruft.“

Dieſes „ich“ war ſo außerordentlich deutlich betont,

daß der Graf unmöglich anders konnte als zur Antwort geben:

„Nun, in dem Falle werde ich auch einen Augenblick warten, bis die Toilette so weit sein wird, daß Dich die Klingel hineinruft. Dann gehen wir mit einander."

Das Kammermädchen lächelte sehr auffallend auf eine unbeschreibliche Art, wobei sie ihren Herrn und Gebieter mit einem leichten Achselzucken betrachtete. Dieses Lächeln aber war in die Worte zu übersetzen: So ist es denn möglich, daß es einen Mann auf der ganzen weiten Welt und noch darüber hinaus gibt, der sich einbilden kann, er habe in der That das Recht, zu gleicher Zeit mit dem Kammermädchen seiner Frau und ohne vorherige Meldung in jenes Heiligthum einzutreten, wo der complicirte Cultus der Mysterien einer Toilette ausgeübt wird!

Nach diesem Lächeln, dem aber auch wie ein bitterer Nachgeschmack ein entschieden verächtlicher Gesichtsausdruck folgte, hatte das Kammermädchen sich langsam aus dem Spitzenhaufen herausgewickelt, zog alsdann die Taille ihres Kleides etwas herunter — Kammermädchen pflegen dies in gewissen Fällen nicht zu versäumen — dann strich sie leicht über ihr Haar, und sagte in einem Tone, der so entschieden klang, daß man dagegen die Haltung des Herrn Grafen Follange mit sammt seinem drohend emporstehenden Schnurrbarte hätte schlaff nennen können:

„Ich werde der Frau Gräfin die Meldung machen, daß der gnädige Herr so eben im Begriff sind, in ihr Cabinet zu kommen."

Der Graf besann sich einen Augenblick, und als er bemerkte, wie entschlossen sich die Zofe vor der Thüre ihrer Gebieterin aufgepflanzt hatte und daß sie ihm ordentlich herausfordernde Blicke zuwarf, da besann er sich, daß es jetzt entschieden sein Ansehen untergraben heiße, wenn er

ſo im Vorzimmer ſeiner Gemahlin warte. Er machte deshalb auch nach kurzer Ueberlegung ein Paar gemeſſene Schritte gegen die Thüre, — zu welcher er hereingekommen, und ſprach im Weggehen in ſehr drohendem Tone:

„So ſage meiner Frau, ich wünſche ſie gleich zu ſprechen.“

Nachdem er hierauf das Vorzimmer verlaſſen, wiegte das Kammermädchen ihren Kopf auf und nieder, indem ſie ihm nachſah und dann zu ſich ſelber ſprach:

„Ja, wenn man Glück hat; da wäre nun bei mancher Andern Alles verloren geweſen, namentlich bei einer, wo ich nicht im Vorzimmer geweſen.“

Im Gefühl dieſes Werthes, vielleicht auch anderer Urſachen halber, öffnete ſie ſehr entſchieden und mit vielem Geräuſch die Thüre, welche in die Zimmer der Gräfin führte, wartete aber alsdann in einem kleinen Gemache, bis von der andern Seite die Gräfin Jollange haſtig hereintrat und die Botſchaft ihrer Kammerfrau in Empfang nahm, welche ihr dieſe mit wenigen, aber ausdrucksvollen Worten zuflüſterte.

Die Gräfin biß ſich auf die Lippen, ſchüttelte heftig mit dem Kopfe und gab dann zur Antwort:

„In zehn Minuten melde dem Grafen, ich ſei bereit, ihn zu ſehen. Sage ihm auch dazu, Du habeſt Dich geirrt, er hätte ohne Weiteres eintreten können; ich ſei nicht bei der Toilette geweſen. Es ſei, wie er wohl wiſſe, die Zeit meiner Zeichenſtunde, in der ich mich nicht gerne ſtören laſſe. Ganz in ſeinem Belieben ſtände es aber, wenn er doch kommen wolle.“

„Ich habe die Toilette ſo wichtig dargeſtellt,“ ſagte das Kammermädchen mit einem ſchlauen Blick, „daß ich dieſelbe jetzt kaum noch durch die Zeichenſtunde werde verdrängen können.“

„So mach' was Du willſt, — aber geh'. — In zehn Minuten!"

Die Zofe trat in das Vorzimmer hinaus, wobei ſie ſorgfältig die Thüre hinter ſich zuzog; die Gräfin Follange ging in ihr Arbeitszimmer zurück, welches ſie ſo eben verlaſſen.

Sie war ſehr aufgeregt; gewöhnlich ſchon von einer außerordentlichen Lebendigkeit, ſchien jetzt jede Muskel ihres Körpers zu beben, ihr Gang war haſtig und unſtät, und wenn ſie eine Hand erhob oder ihren Kopf aufrichtete, ſo nahmen ſich alle dieſe ſonſt bei ihr, wenn auch raſchen, ſo doch graziöſen Bewegungen jetzt wie lauter Zuckungen aus. Dabei biß ſie die Lippen feſt auf einander; dabei athmete ſie ſchwer; dabei waren ihre Wangen geröthet; dabei blitzte ihr ſchwarzes, glänzendes Auge, nicht in Freude oder Luſt, vielmehr in Zorn und Haß; ſie machte einen raſchen Gang durch das Zimmer, wobei ſie ein Taſchentuch in ihren Händen nicht nur krampfhaft zuſammendrehte, ſondern auch kleine Stücke davon abriß, die rechts und links auf den Teppich flogen. Dann blieb ſie plötzlich in der Mitte des Gemachs ſtehen und wandte ſich in entſchloſſener Haltung gegen einen Mann, der dort an einen Tiſch gelehnt ſtand, der die Arme düſter über die Bruſt verſchränkt hatte, — gegen einen uns wohl bekannten Mann, der ſehr bleich ausſah, der ſie mit glühenden Blicken betrachtete und der ſo jeder ihrer Bewegungen folgte.

„Das iſt eine Drohung!" rief ſie leidenſchaftlich aus, „eine furchtbare Drohung, der ich mit aller Kraft begegnen muß und — werde." Nachdem ſie das letzte Wort ſcharf herausgeſtoßen, war es gerade, als hörte man ihre Zähne knirſchen.

„A — a — h! das iſt alſo eine Drohung?" ſagte der Mann mit einer faſt klangloſen Stimme. „Was wir Beide

oft gewünscht, was wir uns in anderen Augenblicken schön und herrlich ausgemalt: ungetrennt bei einander sein zu können — das ist jetzt eine Drohung!"

„In unseren Verhältnissen ja — ja — ja."

Er that einen sehr tiefen Athemzug, dann strich er mit der Hand über seine feuchte Stirn und sprach:

„O wer mir das vor Wochen, vor Monaten gesagt hätte!"

Sie zuckte heftig mit den Achseln, indem sie ihren aufgeregten Spaziergang durch das Zimmer fortsetzte. — „Wer hat die Verpflichtung, uns so etwas zu sagen?" warf sie hin. — „Niemand! — So was sagt man sich selbst."

„Das ist allerdings richtig," entgegnete er mit einer merkwürdigen Ruhe, „darum muß man aber gleich schon beim Anfang an das Ende denken und das kann nicht sein."

„Nichts währt ewig," sagte die Gräfin. „Aber wir wechseln da Worte," fuhr sie fort und dabei trat sie heftig mit dem Fuß auf den Boden, „wir wechseln Ansichten, als hätten wir Stunden vor uns, während uns doch eine Sekunde kostbar ist. Der Graf wird sogleich hier sein. Er ließ so eben fragen, ob ich zu Haus sei."

„Er soll kommen."

„Allerdings wird er kommen; aber wird er nicht unsere Aufregung sehen und seine Gedanken darüber haben?"

„Er hat schon oft einem Theil unserer Zeichenstunde beigewohnt, ohne sich viel um Aufregungen zu bekümmern."

Die Gräfin war in der Nähe eines Fensters stehen geblieben, sie hatte einen Augenblick hinausgeschaut und ihre zusammengeballte Hand fest gegen die Stirn gedrückt. Als sie nun dieselbe langsam wieder herabsinken ließ, blitzte es eigenthümlich in ihrem Auge auf und man sah einen lauernden, fast lächelnden Zug um ihre Mundwinkel.

„Das war damals," sagte sie mühsam Athem holend,

„vor Kurzem noch, die vergangene Woche meinetwegen. Aber seit der Zeit hat sich Vieles verändert."

Die Ruhe, mit welcher der Maler am Kamin stand, war offenbar eine erkünstelte, oder er zwang sich wenigstens mit aller Kraft ruhig zu scheinen; denn zuweilen, wenn er einen Blick zu ihr hinüberwarf, sah man in diesem Blicke seine ganze Leidenschaft auflodern. Dabei bemerkte man auch wohl, wie seine Finger zuckten und wie er die Nägel derselben fest in seine Aermel vergrub, wie er sich gewaltsam zurücklehnte, um nicht zu ihr hinzustürzen, während er in kurz abgestoßenen, aber tiefen Athemzügen an seiner Unterlippe nagte.

„Ja, ja," sprach er jetzt mit dumpfer Stimme, „es hat sich in Kurzem Vieles geändert; hier bei Dir, Clarissa, in unserem Verhältnisse, vor Allem bei mir. — Ah!" fuhr er nach einem augenblicklichen Stillschweigen fort, während dem er sie finster betrachtet, „ich würde Dir gern noch einmal auseinandersetzen, wie gräßlich ich in der vergangenen Nacht gelitten, nachdem die Frau Gräfin mich bis zwei Uhr Nachts hatte warten lassen und dann gnädig verabschiedete. O ich möchte noch einmal erzählen, ausmalen mit allen Qualen der Verzweiflung jenen Moment, als ich in mein Haus trat." —

Sie zuckte leicht mit den Achseln.

„Ja, Madame, ich hatte bis dahin ein Haus oder wenn Sie wollen, eine Wohnstätte, eine Heimat. Jetzt habe ich alles das nicht mehr, ich bin frei wie die Wolke in der Luft, frei wie der Vogel auf dem Zweig — meine Verhältnisse," setzte er mit bitterer Ironie lächelnd hinzu, „haben sich so geordnet, wie wir Beide es ja oft gewünscht. — Entsetzlich! Jetzt ordnen Sie auch die Ihrigen."

Er knirschte laut und heftig mit den Zähnen.

„Ja, Clarissa," preßte er gewaltsam hervor, „es muß

und ſoll ſo ſein. Ordne Deine Verhältniſſe und halte, was Du mir verſprochen. Glaube nicht, mich leichthin wie geſtern Nacht abfertigen zu können — Du haſt es mit einem halb Wahnſinnigen zu thun. — Und wenn Du mich ſo anſiehſt," ſagte er nach einer Pauſe, während welcher er ſie mit einem wilden Blicke betrachtet, „ſo ſiehſt Du Dein Werk vor Dir, ſo ſiehſt Du, was Du aus mir gemacht. — O Clariſſa," rief er nun mit einem Male leidenſchaftlich, aber mit weicher Stimme, indem er ſeine bisherige Stellung verließ, ihr entgegeneilte und zu ihren Füßen niederſank, „o Clariſſa, obgleich ich fühle, wie namenlos elend Du mich gemacht, ſo kann ich doch nicht von Dir laſſen; — obgleich ich fühle, daß Du ein böſer Geiſt biſt, der mich immer tiefer mit ſich hinabreißt, der mich endlich in troſtloſer Oede allein laſſen wird, ſo kann ich mich doch nicht von Dir losreißen. Und," ſetzte er dringend hinzu, nachdem er ihre Hand ergriffen und ſie mit heißen Küſſen bedeckt, „auch Du willſt Dich ja nicht von mir losreißen. O gewiß nicht, Clariſſa. Du haſt mit mir wieder einmal geſpielt, wie Du ſchon einmal ſcherzhaft verſucht. — Nicht wahr, auch jetzt wieder?"

Er hatte ſanft ihren Arm ergriffen, und während er ſich langſam aufrichtete, legte er ſeine Hand auf ihren Kopf, um dieſen herum zu wenden, denn ſie blickte trotzig von ihm weg. — „O Clariſſa," fuhr er nach einer Pauſe fort, „was mich ſo unendlich zu Dir hinzieht — ich weiß es nicht; könnte ich an Märchen glauben, ſo würde ich ſagen, Du habeſt mir einen Zaubertrank gegeben. Denn," ſetzte er mit zitternder Stimme hinzu, „ich will es Dir nur geſtehen, ich habe auch Augenblicke, wo ich Dich haſſe, glühend haſſe, tödtlich haſſe, wo ich fühle, daß das Band, welches mich an Dich feſſelt, nur loſe in der Luft flattert, ſo daß jeder Hauch es zerreißen könnte. — Soll ich Dich wirklich

verlaſſen, Clariſſa, auf immer verlaſſen? — Nein, nein, Du willſt das ſelbſt nicht, denn Du ſchweigſt. O Du ſeltenes, wildes, glühendes Weib! Du haſt wieder einmal Deine Laune an mir ausgeübt. — So gib mir nur eine Antwort, ſo ſprich wenigſtens zu mir!"

Der Maler hatte ſie endlich vermocht, ihm ihr Geſicht zuzuwenden; ja, man hätte glauben können, es leuchte in ihren Augen ein milder, verſöhnlicher Strahl. Doch nur einen kleinen Moment, dann hob ſie ihren Kopf wieder trotzig in die Höhe, verſuchte es, ihre Hand aus der ſeinigen loszumachen und ſagte in kaltem Tone:

„Habe ich nicht genug geſprochen? Habe ich nicht ſeit einer halben Stunde alle Gründe der Vernunft erſchöpft? Iſt es möglich, Ihnen etwas begreiflich zu machen?"

„Und was will man mir begreiflich machen?"

„Daß — o mein Gott! daß — daß es Verhältniſſe gibt, die nicht dauern können, die ſich löſen ſollen, die ſich löſen müſſen. — Doch ich rede da in den Wind," ſagte ſie ängſtlich, fuhr aber gleich darauf heftig fort: „Und das kann mich zur Verzweiflung bringen. Ich rede, und Minute um Minute eilt dahin, die Zeit vergeht, ich ſagte Ihnen ſchon einmal, daß ich im nächſten Augenblicke den Grafen erwarte."

„Pah! den Grafen," gab der Maler mit einer verächtlichen Miene zur Antwort. „Iſt es das erſte Mal, daß Sie ihn während unſerer Zeichenſtunde erwarten?"

„Das nicht, mein Herr," entgegnete ſie in eiſigkaltem Tone; „aber damals war es mir gleichgültig, ob er kam oder wegblieb. — Das iſt es mir heute nicht mehr."

Bei aller Geiſtesgegenwart und der Gabe, ſich in den ſchwierigſten Lagen ſogleich wieder faſſen zu können, war die Gräfin doch nicht im Stande, dem Manne ihr gegenüber in dieſem Moment in das Auge zu ſehen, ſondern

ſie ſchaute wie erwartungsvoll nach der Thüre. Bei den Worten aber, die ſie eben geſprochen, war er ſichtlich zurückgefahren; die flammende Röthe auf ſeinem Geſichte wich augenblicklich einer tiefen Bläſſe und er ließ ihre Hand los, die ſie haſtig an ſich zog.

„Was war das?“ ſagte er nach einer Pauſe. „Was ſollte das heißen? — O nein,“ fuhr er mit einem ſeltſamen Lächeln fort, „ſo kann das nicht gemeint ſein. Der Gegenſtand Ihres Haſſes, Ihrer wohlverdienten Verachtung, die Zielſcheibe Ihrer beſtändigen Spöttereien, der Graf Follange —“

„Mein Gemahl,“ gab ſie ſtolz zur Antwort, mit einer Würde im Geſichte, die einer beſſeren Veranlaſſung werth geweſen wäre. — „Er hat doch wohl das Recht, in meinem Zimmer zu erſcheinen, wenn es ihm gut dünkt?“

Der Maler legte ſeine Hand an die Stirn, wie man wohl thut, wenn man ſich klar machen will, ob eine Sache, von der es Einem iſt, als habe man darüber geträumt, wirklich exiſtire. — „Ah! Frau Gräfin,“ ſagte er alsdann, „Sie ſcherzen eigenthümlich.“

„Weit entfernt davon, zu ſcherzen,“ entgegnete ſie mit einem ſehr gut geheuchelten Erſtaunen. „Und da ich Ihnen beſtimmt wiederholen muß, daß es mir Ernſt iſt mit dem, was ich ſagte, ſo muß ich Sie dringend erſuchen, unſere Unterredung unterbrechen und mich verlaſſen zu wollen.“

Er konnte ſich hierauf nicht enthalten, laut und wild aufzulachen. — „Sie erwarten den Grafen, Ihren Gemahl hier? — Erlauben Sie mir, daran zu zweifeln, erlauben Sie mir, Ihnen zu ſagen, daß dem nicht ſo iſt. — Gewiß, das kann nicht ſein, Clariſſa. Nein, nein, das iſt unmöglich — — Ja,“ ſetzte er mit ſtarrem Blicke hinzu, „wenn es ſo wäre — das könnte mir das Scheiden erleichtern.“

Die Gräfin machte eine Bewegung der Ungeduld, worauf

ſie aber mit einem Male in ein tiefes Nachdenken verfiel. Nach einigen Sekunden aber fuhr ſie empor und ſagte:

„Gut denn, ich will Sie überzeugen. Sie verweigerten mir vorhin den kleinen Schlüſſel, den Sie haben und welcher die Thüre öffnet, die dort aus meinem Cabinete auf die kleine Treppe führt.“

Der Maler fuhr mit der Hand an die Bruſt und ließ dort mit einem entſchloſſenen Geſichtsausdrucke die Finger einen Augenblick zuſammengeballt ruhen. Seine Bewegung entlockte ihr ein trauriges Lächeln, das aber wie ein Blitz entſchwand, und dem ein leichter Seufzer folgte.

„Behalten Sie denn dieſen Schlüſſel — heute noch,“ ſagte ſie. „Treten Sie in das Cabinet, damit Sie ſich überzeugen, wer im nächſten Augenblick in mein Zimmer kommt!“

„Clariſſa!“

„Ich hoffe, daß Sie den Muth haben, denn es gehört allerdings einiger Muth dazu, unter gewiſſen Verhältniſſen von einem andern Manne nur durch eine Thür getrennt zu ſein.“

„Den Muth, den Sie hoffentlich meinen, habe ich,“ gab er ihr mit zitternden Lippen und flammendem Auge zur Antwort. „Ob aber ein anderer Muth mich nicht im entſcheidenden Moment verließe — aber nein, nein, Clariſſa! Sie halten mich nur zum Beſten, Sie machen ſich ein grauſames Vergnügen daraus, ſich in meinen Augen zu verdächtigen.“

„Wenn ich mit dem Grafen hier allein in meinem Zimmer bleibe —“

Er wehrte heftig mit der Hand von ſich ab; man ſah ihm an, daß er ſich in einer fieberhaften Aufregung befand.

„So ſei es denn!“ rief er; „ich will Alles thun, was Sie verlangen.“

„Und mir auch morgen jenen Schlüssel zurückschicken?"

„Auch das, wenn — es mir möglich ist."

„Noch eins!" sprach die Gräfin, als er schon im Begriffe war, nach einer Verbeugung in das Cabinet zu treten. „Ich habe immer Ihren Worten geglaubt und bin auch jetzt überzeugt, daß Sie ein Versprechen, welches Sie mir geben werden, unverbrüchlich halten."

„Gewiß, wenn ich dieses Versprechen einmal gegeben."

„Und Sie werden es mir geben; Sie werden mir versprechen," sagte sie, nachdem sie einen raschen Blick auf die Uhr über dem Kamin geworfen, „das Cabinet durch die kleine Thüre geräuschlos zu verlassen, sowie Sie hier aus diesem Zimmer, dort von jener Pendule die dritte Stunde schlagen hören. — Sie sehen, ich verlange nicht viel."

„Nach Umständen sogar wenig. — Wenn aber —"

„Hier gilt kein Wenn und kein Aber — nur Eile!" fuhr sie hastig fort, „die Zeit drängt. Sie geben mir Ihr Ehrenwort, das Cabinet um die dritte Stunde geräuschlos zu verlassen. — Nun?"

„Gut, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort."

„Sie schwören mir zu, Ihr Versprechen zu halten?"

„Mein Ehrenwort genügt."

„So leben Sie wohl!"

Er blieb noch einen Moment stehen, sie mit einem traurigen Blicke betrachtend, und sie mußte diesen Blick fühlen, ohne daß sie ihn anschaute, denn sie reichte ihm ihre Hand, auf die er noch einmal wild und innig seine Lippen drückte und dann in das Cabinet eilte.

Noch ein Paar Sekunden lang blieb die Gräfin Clarissa von Follange auf demselben Flecke stehen, scheinbar ohne alle Erregung; dann aber schien es sie eigenthümlich zu durchschauern, ein leichtes Zucken überflog ihren Körper, worauf

sie tief aufseufzte, dann aber ihren Kopf rasch empor warf und nach dem Vorzimmer eilte, wo sie dem Kammermädchen eine Frage stellte.

Diese gab zur Antwort: „Gewiß, Frau Gräfin, ich habe gemeldet, wie Sie befohlen; der Herr Graf werden gleich erscheinen."

„So komm' Du vorher einen Augenblick herein."

Das Kammermädchen gehorchte alsbald, und als es den Salon betreten und einen aufmerksamen Blick um sich her geworfen, bückte es sich nieder, um die Stückchen von dem zerrissenen Taschentuch aufzuheben, die auf dem Boden zerstreut lagen.

„Gut," sprach die Gräfin; „thu' das nachher. Sieh geschwind hieher."

Sie hatte sich auf einen kleinen Stuhl niedergelassen, und die Kammerjungfer legte die Hand an die Frisur ihrer Dame, fand aber, daß daran nicht viel zu corrigiren sei.

In diesem Augenblick hörte man Schritte im Vorzimmer, die Thüre wurde mit ziemlichem Geräusche geöffnet, und der Graf Alfons von Follange trat mit demselben drohend emporgerichteten Schnurrbart, den wir schon vorhin an ihm bewundert, in den Salon seiner Gemahlin.

Der Graf, eine lange, ziemlich dürre Gestalt, hatte wenig von dem an sich, was man im gewöhnlichen Leben ein aristokratisches Aeußere zu nennen beliebt, und doch, wie der vorliegende Fall beweist, ausschließlich zu nennen nicht das Recht hat; denn Aristokrat war der Graf Follange, einer Familie von so viel Ahnen angehörig, daß sich diese in's graueste Alterthum verloren und dort erst zweifelhaft wurden. Denn zwei wurdige Männer, ein Grobschmied, der bei ausbrechendem Kriege zuerst sein Schwert geschmiedet, dann es aber tapfer geschwungen, sowie ein kühner Räuber,

der klein anfing und groß endigte, hatten beide sehr gegründete Ansprüche, die Wurzel des später so blühenden Stammbaums der Follange gewesen zu sein.

Vom damaligen kühnen Räuber war im Aeußern des jetzigen Herrn der reichen Besitzungen der Follange nicht viel zu entdecken; doch hatte der Grobschmied einige Spuren hinterlassen. Der Graf hatte etwas in seiner Figur, was man bei einem bürgerlichen Manne „ungeschlacht" genannt hätte; seine Bewegungen waren sehr linkisch und erschienen um so eckiger, da er mit Armen und Füßen gern auffallende Curven beschrieb, und da obendrein diese Arme und Beine mit sehr großen und plumpen Händen und Füßen versehen waren. Wenn er zufällig neben seiner kleinen zierlichen und höchst eleganten Frau stand oder ging, so erschien er wie ein Riese, der sich ein wunderschönes, niedliches Feenkind zum Spielzeug erkoren. Was seinen Verstand anbelangt, so sagten seine Feinde — und er hatte deren ebenfalls wie jeder andere Christenmensch — die Pflege des Schnurrbartes nehme dem Grafen Alfons von Follange zu viel Zeit weg, um daran denken zu können, seine Geisteskräfte vor der Mitwelt glänzen zu lassen, und wegen dieses betrübten Umstandes haben dieselben auch noch niemals geglänzt.

Das Kammermädchen hatte gerade mit einer classischen Ruhe nicht nur die Stücke des Taschentuchs zusammengelesen, sondern auch, ohne irgend eine übereilte Bewegung, einen Handschuh aufgehoben, der zufällig neben dem Kamine lag, als der Graf eintrat, seine Frau mit einem steifen Kopfnicken begrüßte, nachdem er sie einen Moment mit finster zusammengezogenen Augenbrauen betrachtet, worauf er dem Kammermädchen einen sehr verständlichen Wink gab, sich zu entfernen.

Diese näherte sich aber der Gräfin mit der Frage,

ob ihre unmittelbare Gebieterin nichts mehr zu befehlen habe.

„Gib mir ein anderes Taſchentuch," ſagte dieſe mit großer Ruhe.

Die Roſe wandte ſich nach dem Cabinet; doch fuhr die Gräfin fort: „Nicht von dort; Du kannſt eins aus meiner Garderobe draußen nehmen."

Dieſer Befehl wurde alsbald erfüllt, worauf der Graf mit ſeiner Gemahlin allein blieb.

Letztere ſaß auf einem kleinen Seſſel in der Nähe des Fenſters und blickte an den ſchmalen Streifen blauen Himmels hinauf, der zwiſchen den zuſammengefallenen Vorhängen ſichtbar blieb. Der Graf hatte ſeine großen knochigen Hände auf dem Rücken zuſammengelegt, ging mit weiten Schritten auf und ab, wobei er nicht unterließ, im Vorüberſpazieren ſeine Gemahlin mit finſterem Blicke ſo lange anzuſchauen, als ihm dies möglich war, ohne ſeinen Hals gar zu ſehr zu verdrehen.

„Madame!" ſagte er endlich mehr in einem Tone des Ausrufes, als in dem einer beginnenden Anrede. Er wußte von früheren Veranlaſſungen her, daß ſie darauf entweder heftig oder lachend antworten würde: „Der Herr Graf befehlen?" und in ſolchen Fällen hatte er dieſes „Madame!" mehrere Male wiederholt, wie um ſich ſelbſt Muth zu machen oder einen gehörigen Anlauf zu nehmen, über die Hinderniſſe ihrer ſehr herausfordernden Augen oder über jenes verächtliche Achſelzucken, das ihn leicht aus der Faſſung brachte, kühn hinwegzuſetzen.

Heute aber ließ die Gräfin auffallender Weiſe keinen Laut hören.

„Madame!" wiederholte er kühner, indem er ſogar eine halbe Sekunde auf ſeinem Gange durch's Zimmer anhielt, als er in ihre Nähe gekommen war.

Die Gräfin hatte ihren Kopf in die Hand gelegt und ſchien in den Anblick des ſichtbar gebliebenen blauen Himmelsſtreifens ganz vertieft zu ſein.

„Madame!“ ſagte der Graf ſolange jetzt zum dritten Male, während er jetzt wirklich vor ſeiner Gemahlin ſtehen blieb, und nachdem er eine Minute auf irgend eine Erwiederung ihrerſeits gewartet, fuhr er fort: „Das von geſtern Abend, Madame, überſteigt doch wirklich alle Begriffe! Sie verweigern es, in meiner Begleitung, in der für Sie allein paſſenden, eine Geſellſchaft zu beſuchen; Sie haben Migräne, ſagen Sie, und bleiben auf Ihrem Zimmer. Ich erzähle das Jedermann, der nach Ihnen fragt, ich nehme einiges Bedauern für Sie in Empfang, ich mache Ihr Leiden noch ſchlimmer, als es mir ſelbſt vorkam; es war das ein ergiebiger Stoff für verſchiedene Unterhaltungen — und was geſchieht? — Auf einmal — ich traue meinen Augen kaum — fallen Sie wie eine Bombe mitten in den Salon der Frau von Molitor hinein. Heißt das nicht einen Mann und ſich ſelbſt compromittiren?“

Die Gräfin hatte langſam ihr Haupt herumgewandt. „Darauf würde ich Ihnen entgegnen,“ ſagte ſie mit ſolch' ruhiger Stimme, daß der Graf ordentlich davon frappirt war, „es ſei in meinem Betragen allerdings etwas Auffallendes geweſen — ja, das würde ich zugeſtehen, wenn Ihr Vergleich von vorhin, mein Erſcheinen in dem Salon betreffend, nicht ſo ganz und gar unpaſſend geweſen wäre. — Ich wäre eingefallen wie eine Bombe! — Ah, Herr Graf, das kann nicht Ihr Ernſt ſein! Hätten Sie geſagt: ich wäre in die Geſellſchaftszimmer geſchwebt ungefähr wie eine Blüte, die der Nachtwind hereinweht, ſo würde ich Ihnen vielleicht Recht gegeben haben.“

„A—ah, Madame!“ erwiederte der Graf im Tone großer Verwunderung, „Sie ſpotten, ſtatt ſich zu rechtfertigen.“

„Ich ſpotte nicht," verſetzte ſie mit dem weichen, melodiſchen Ton ihrer Stimme, den ſie ſo vortrefflich anzunehmen verſtand, wenn das in ihrer Abſicht lag. „Sagen Sie mir, worin ich gefehlt, und ich werde mich zu rechtfertigen ſuchen. Aber mit Vergleichungen, die ſo unpaſſend ſind, ſollten Sie mich nicht zu kränken ſuchen."

Der Graf Zollange wußte eigentlich gar nicht wie ihm geſchah, denn in einem ſolchen Tone hatte die Gräfin, ſeine Gemahlin, noch nie mit ihm geſprochen, entſchieden noch nie, ſelbſt nicht in jener Zeit, welche man ihrer Süßigkeit halber: „Honigmonat" oder „Flitterwochen" zu nennen pflegt.

„Iſt denn überhaupt etwas ſo Beſonderes dabei, daß ein heftiges Kopfweh, welches mich vor Mitternacht plagt, nach Mitternacht anfängt, und daß ich es alsdann unerträglich finde, ſo allein in meinem Zimmer zu ſein? — Ja, ſo allein, Herr Graf! Kann man es mir verdenken, daß ich mich anziehen laſſe, um noch einige Stunden einer langen Nacht hinwegzuplaudern? — O," ſagte ſie kopfſchüttelnd nach einem tiefen Seufzer, „man kann uns das Leben wirklich unerträglich machen!"

Bei dieſen letzten Worten hatte ſie ſich raſch erhoben und ſich ſo an das Fenſter gelehnt, daß ihr Kopf auf den Armen ruhte, daß ihr Geſicht, ihre glänzenden Augen, ihre blendend weißen Zähne, ihre friſchen, feuchten Lippen ſcharf von dem einfallenden Lichte erhellt wurden, und daß ſich ihre feine, aber dabei doch ſo volle und elegante Figur in wahrhaft maleriſchen Umriſſen auf dem dunklen Vorhange abhob.

Der Ausdruck des Zorns auf dem Angeſichte des Grafen ſchwand ſichtlich dahin, ja ſeine Augen erſchienen faſt freundlich und ſein ganzes Geſicht würde etwas Wohlwollendes angenommen haben, wenn das bei den ſo entſetz-

lich drohend hinaufgedrehten Schnurrbartſpitzen möglich geweſen wäre. Das mochte auch der Beſitzer derſelben fühlen; denn als er mit ſeiner breiten Hand von der Stirne abwärts über ſein Geſicht fuhr, verſchonte er ſelbſt dieſe Schnurrbartſpitzen nicht, und nöthigte ſie, offenbar nicht ohne Abſicht, zu einer demüthigeren und verſöhnlicheren Haltung.

„Gut," ſagte er alsdann, nachdem er die Gräfin mit einem langen Blicke betrachtet und während er einen etwas haſtigeren Athemzug als gewöhnlich that. „Zugeſtanden alſo, daß mein Ausdruck von vorhin nicht ganz paſſend war, und daß ich am Ende auch begreifen kann, wie ein Kopfweh nach Mitternacht zu vergehen im Stande iſt, ſo war es doch höchſt auffallend, daß Sie ebenſo plötzlich, wie Sie gekommen, nach kurzem Aufenthalt wieder verſchwanden."

„O ich fühlte, daß mein Kopfweh wieder zunahm," ſagte ſie mit weicher Stimme.

„Auch das iſt möglich; aber dagegen werden Sie mir nicht läugnen, Frau Gräfin, daß es in dieſem Falle unbedingt paſſender geweſen wäre, wenn Sie Ihren Gemahl — mich nämlich, Madame, — ich heiße doch ſo vor der Welt —"

Man hörte die Gräfin einen Seufzer ausſtoßen und ſah, daß ſie tief Athem holte.

„Vor der Welt, ja, Madame," ſprach der Graf weiter, nachdem er einen Augenblick geſchwiegen, da ihm nicht die geringſte Bewegung ſeiner Gemahlin entgangen war und er geglaubt hatte, ſie würde ihm eine Antwort geben. — „Wenn Sie mich alſo erſucht hätten, Sie nach Hauſe zu begleiten; ſtatt deſſen aber rauſchten Sie bei mir vorüber, verbargen Ihr Geſicht hinter einem der koloſſalſten und lächerlichſten Blumenſträuße, die ich je in meinem Leben

geſehen, und thaten ſo, als ſei ich gar nicht vorhanden. Ein ſolches Betragen ſollte mich eigentlich nicht mehr befremden, aber, Frau Gräfin, man wird am Ende jedes Dinges überdrüſſig; ſelbſt das weiteſte Maß läuft bekannter Weiſe endlich über, und ich muß Ihnen geſtehen, daß ich nicht länger mehr Luſt habe, eine ſolche Aufführung zu dulden."

Nach Beendigung dieſer Rede, die er wirklich in der eben angegebenen Faſſung vorgetragen, legte der Graf ſeine Hände abermals auf dem Rücken zuſammen und ſchritt dann im Zimmer auf und ab. Auch ſchielte er wieder nach der Gräfin hinüber, diesmal jedoch nicht mit gleicher Gereiztheit wie vorhin; es war vielmehr in ſeinen Zügen etwas Erwartungsvolles zu leſen, und nicht ohne Urſache, denn er konnte wohl begierig ſein, die Antwort ſeiner Frau auf eine Rede zu hören, wie ſie nie eine aus ſeinem Munde vernommen.

Zu ſeiner größten Ueberraſchung war dieſe Antwort ſo ganz anders, als er erwartet. Sie verließ ihre Stellung am Fenſter, ſie ſtritt langſam auf einen niedrigen Divan, der ſich nicht weit davon befand, ſie lehnte ſich zurück in die Kiſſen dieſes Divans und ſagte alsdann, während ſie die Gürtelquaſten ihres Kleides langſam durch die Finger gleiten ließ:

„Ihre Worte ſind hart, aber ich muß leider geſtehen, daß etwas Wahres in Ihren Vorwürfen liegt. Glauben Sie aber nicht, daß eine Vertheidigung mir allzu ſchwer wird. Es iſt wahr — um Ihren Ausdruck zu wiederholen — ich rauſchte bei Ihnen vorüber mit meinem koloſſalen Blumenſtrauße; es iſt ebenfalls wahr, ich hielt dieſen höchſt lächerlichen Blumenſtrauß ſo, daß Sie mein Geſicht nicht ſehen und daß ich unter dem Schutze deſſelben ſtumm vorbeigehen konnte: — aber ich, Herr Graf, hatte Ihr Ge-

ſicht deutlich genug erſchaut; ich bemerkte wohl die finſteren Blicke, die Sie auf mich warfen; ich ſah ganz gut, wie Sie Ihre Lippen zuſammenpreßten, und mir entging auch die Bewegung Ihrer Hand nicht," ſetzte ſie mit einem Anflug von Humor hinzu, „mit der Sie die Spitzen Ihres Schnurrbartes ſo hoch wie möglich aufrichteten — ein untrügliches Zeichen von Ungewitter und Sturm. — Was nun mein Verſchwinden anlangt, ſo iſt es ſo harmlos und unſchuldig, wie in der Welt was ſein kann; das ſchwöre ich Ihnen, darauf könnte ich einen körperlichen Eid ablegen. Ich hatte meinen Kräften zu viel zugemuthet; wie ich Ihnen vorhin ſagte, ich fühlte mein Kopfweh zurückkehren, deshalb trat ich aus dem hellen Zelte, wo mir die Lichter weh thaten, in den dunkeln Garten, athmete dort eine ganz kurze Zeit die köſtliche Nachtluft ein und fuhr alsdann nach Hauſe. — Das ſind meine Abenteuer der geſtrigen Nacht," ſprach die Gräfin mit einem kleinen ironiſchen Lächeln. „Nicht mehr und nicht weniger." — Sie hob betheuernd ihre Hand empor.

Die Ruhe, ja die Herzlichkeit, mit der die Gräfin das Vorhergehende geſprochen, hatten offenbar das Gemüth ihres Gemahls erweicht; ja, als ſie vorhin ſeines Schnurrbartes erwähnte, flog nicht nur einen Augenblick ein freundlicher Strahl über ſeine bis dahin noch ſo finſteren Züge, ſondern er bemühte ſich auch, mit einem Drucke ſeiner Finger den ſchon einmal gedemüthigten Spitzen eine wahrhaft unterwürfige Stellung beizubringen. Dann verließ er die Mitte des Zimmers, nicht direct gegen ſeine Gemahlin ſchreitend, ſondern wie er früher auf ſeinem Spaziergange eine vollkommen gerade Linie beſchrieben hatte, ſo machte er jetzt einen leichten Bogen, der ihn nach zweimaligem Gange durch's Zimmer in die Nähe ſeiner Gemahlin brachte, wo er ſtehen blieb.

Er hüstete leicht vor sich hin, er steckte die rechte Hand unter den Rock, während er mit den Fingerspitzen der linken die Rückwand des Divans berührte, auf dem die Gräfin saß.

„Ihre Rede," sagte er alsdann, „hat mich merkwürdig beruhigt: der Inhalt derselben, mehr noch aber der Ton, in welchem Sie zu mir gesprochen. Dieser ist von der Art, mit der Sie somit auf meine oft so gerechten Klagen antworteten, sehr verschieden, außerordentlich verschieden, — ich möchte fast sagen, auf eine versöhnliche Weise verschieden."

„Das war auch meine Absicht," erwiederte Clarissa von Rollange und hob ihren Kopf in die Höhe, um einen nicht unfreundlichen Blick auf ihren Gemahl zu werfen. Sie that das mit einer Art, lächelnd die Augen zu öffnen und zu schließen, so reizend, so pikant, die nur ihr eigen war, daß sie in Jedem das unwiderstehliche Verlangen erregte, noch einen solchen Moment des Auf- und Niederschlagens der Augen zu erhaschen. Es war in Wahrheit gefährlich, der Zielpunkt eines solchen Blickes zu sein.

Der Graf fuhr mit der Hand über das Gesicht, dann sagte er nach einer längeren Pause, während welcher seine Gattin dreimal ihr dunkles Auge auf ihn gerichtet und sogar ein klein wenig dabei gelächelt hatte:

„O — Clarissa, wenn es wirklich in Ihrer Absicht läge, Ihr zuweilen eigenthümliches Betragen ein wenig zu ändern, namentlich aber meine oft gerechten Bemerkungen mit einer Sanftmuth, — einer Liebenswürdigkeit wie heute hinzunehmen, so könnte Manches noch anders, besser werden."

Sie hatte sich eine Zeitlang nachdenkend in ihre Divanecke geschmiegt: sie unterstützte den Kopf leicht mit der Hand: sie erschien so sorglos, so ruhig, so milde und versöhnlich, und doch wogten und kämpften in ihrem Innern

die verschiedensten Leidenschaften mit einander. Trotz ihres Gleichmuthes, trotz ihrer unglaublichen Selbstbeherrschung wagte sie es doch kaum, einen flüchtigen Blick nach der Thüre jenes Cabinetes zu werfen. Sie spielte ein gefährliches, gewagtes Spiel; es konnte gelingen, ihre Berechnung konnte richtig sein, sie von Jemanden befreien, der ihr anfing lästig zu werden; ihre Combinationen konnten aber auch entsetzlich fehlschlagen, sie mußte jeden Moment befürchten, ihn an der Thüre des Cabinets erscheinen zu sehen, sie mit sich in's Verderben reißend. Sie gab einem Kranken ein heilsames Gift zur Genesung, wohl mit Vorbedacht; aber konnte sie sich nicht in der Kräfte, hier in der Seelenstärke desselben getäuscht haben? —

Während ihr Herz fieberhaft schlug, hielt sie auf ihrem Gesichte gewaltsam den Ausdruck einer sorglosen Ruhe fest. Um das Zittern ihrer Hand zu verbergen, spielte sie unaufhörlich mit den Quasten ihres Kleides.

Jetzt wandte sie ein wenig den Kopf, um auf die Uhr zu blicken, die ihr gegenüber auf dem Kamine stand. — Der Zeiger hatte kaum noch eine Viertelstunde bis drei Uhr.

„Ja, Clarissa," fuhr der Graf fort, „ich will Ihnen gestehen, daß die Unterredung, die wir eben hatten, im Stande ist, mich auf's Versöhnlichste zu stimmen, daß der Ausdruck der Sanftmuth, der Freundlichkeit, den ich jetzt in Ihren Augen lese, mich glücklich machen kann, — daß es wahrhaftig nur an Ihnen liegt, wenn unser Leben sich für die Zukunft besser, angenehmer, ja ich möchte fast sagen, glücklicher gestalten wird. Gewiß, Clarissa, heiterer, besser, glücklicher."

Sie legte ihren Kopf noch weiter in die Kissen zurück, so daß sie ihm nun von unten herauf in die Augen schaute, und ein freundliches Lächeln spielte um ihre Lippen, als sie erwiederte:

„Und warum ſoll ich das nicht wollen? — Gewiß, Alfons, auch ich habe dieſes unangenehme Leben ſatt; auch ich verabſcheue dieſe ewigen Scenen, dieſe immerwährenden Auftritte, die uns Tag um Tag verbittern, die uns — warum ſoll ich es läugnen? — zum Gerede der Geſellſchaft machen und derſelben Veranlaſſung geben, durch eingeſtreute bittere und hämiſche Worte die Kluft zu vergrößern, die uns leider bisher getrennt."

„Und wir könnten ja glücklich und zufrieden ſein," ſagte er dringend, indem er ſich ein klein wenig auf ſeine Gemahlin herabbeugte. — „Du biſt ſo vernünftig, ſo gut, wenn Du willſt, ſo liebenswürdig — wie ſchön. Gewiß, Clariſſa, nur Deine Launen, Deine eigenthümlichen Launen waren Schuld daran, wenn es zwiſchen uns nie zu einem Verſtändniß kam, wie es eigentlich hätte ſein ſollen. Du wirſt ſehen, daß bei einer Aenderung dieſes ſo unangenehmen Verhältniſſes auch für Dich Manches anders werden wird. Ich bin ja kein Tyrann, ich laſſe Dir gewiß ſo gern Deine kleine Freiheiten, — aber Clariſſa, meine liebenswürdige Clariſſa" —

Sie lächelte eigenthümlich, wobei ſie ihre Augen faſt geſchloſſen hielt. — — Niemand hätte dieſem Lächeln anſehen, wie mühſam, unter welchem Seelenkampf es hervorgebracht war; Niemand hätte bemerken können, wie unter den ſcheinbar ſorglos geſchloſſenen Augen ihr Blick unruhig hervordrang, ſich bald gegen die Thüre des Cabinets wandte, bald das Zifferblatt der Uhr überflog.

Die Gräfin hatte ihre beiden Hände wie ſcherzhaft erhoben und gegen ſeine Bruſt gedrückt, als wollte ſie ihn neckend zurückdrängen; aber der Graf Hollange, welcher der Stärkere war, faßte leicht ihre feinen Hände und hielt ſie ſanft nieder, während er auf den Rand des Divans niederkniete und ſich tiefer auf ſie herabbeugte.

— — Da hob die Uhr über dem Kamine aus und ſchlug drei Mal hell klingend an.

Die Gräfin that einen ſo tiefen Athemzug, daß man hätte glauben können, ihr müſſe die Bruſt zerſpringen. Sie fühlte, wie ein kalter Schweiß ihr auf die Stirne trat; denn kaum hatte die Uhr geſchlagen, ſo vernahm man ein Geräuſch aus dem Cabinete. Niemand konnte es überhören, der Graf hob ſich raſch empor und horchte. —

— „Was war das?“

Clariſſa von Tollange mußte in dieſem entſcheidenden Augenblicke alle Kraft ihres Geiſtes und Körpers zuſammen nehmen, um eine Faſſung zu zeigen, die ſie nicht hatte. Sie that das — es gelang ihr vollkommen. Sie warf ſich leicht in die Kiſſen des Divans zurück, ſie lächelte, und anſtatt, daß ſie wie bisher den Gemahl zurückgedrängt hätte, legte ſie jetzt ihre Hand auf ſeinen Arm, um ihn ſanft näher zu ziehen.

„Was wird es geweſen ſein!“ ſagte ſie mit weicher, ſchmeichelnder Stimme. „Gewiß nichts der Mühe werth zu einer Störung. — Oder glaubſt Du, mein Freund, es könnte etwas Anderes ſein?“ fuhr ſie nach einer Pauſe fort, als ſie ſah, wie der Graf ſeine Augen forſchend auf die Cabinetsthüre gerichtet hielt.

Ihr Herz ſchlug ſchneller, ſie nahm alle ihre Kraft zuſammen.

„Gut denn,“ ſagte ſie in nachläſſigem Tone, „gut denn, ſo ſehe nach — mißtrauiſcher Mann. Ja, ja, es iſt mir lieb, wenn Du nachſiehſt; Du wirſt finden, daß Du einen Luftzug im Verdacht gehabt haſt, einen armen Luftzug, der mit einem Vorhange geſpielt.“

„Nein, nein,“ verſetzte der Graf, „es war ſo, als wenn eine Thüre zufiele.“

„Das iſt auch ſehr leicht möglich,“ bemerkte die Gräfin;

„vielleicht hat Erneſtine die Thür zur kleinen Treppe auf-ſtehen laſſen, und die iſt nun bei dem erwähnten Luftzuge in's Schloß gefallen. — Weiter nichts. Aber geh, geh, Du langweilſt mich."

Dabei lehnte ſie ſich ganz in die Kiſſen zurück und ihre Augenlider ſchienen zufallen zu wollen. — „Aber weißt Du was, Alfons," ſprach ſie in ſchläfrigem Tone, „thu' mir den Gefallen und ſieh im Cabinete nach, damit wir beruhigt ſein können."

„Ja, ja, das will ich," erwiederte er in gleichgültigem Tone: „ſo ein Geräuſch nebenan genirt."

Darauf ſchritt der Graf gegen die Thüre des Cabinets, öffnete dieſelbe und trat in das kleine Gemach.

In dieſem Augenblick konnte die Gräfin trotz ihrer Macht über ſich ſelbſt nicht in ihrer gleichgültigen Lage verbleiben. Sie hob ſich raſch empor, ſie horchte in ängſtlicher Erwartung. — Jetzt — dachte ſie — müſſe der Ton aufſchreiender, ſtreitender Stimmen ihr ſagen, daß für ſie Alles — Alles verloren ſei. — Jetzt — doch nein, es blieb ruhig in dem Cabinet. Ein Paar Sekunden darauf trat der Graf wieder heraus; er hielt einen kleinen Schlüſſel in der Hand.

Die Gräfin that, als habe ſie ſich langſam aufgerichtet. — „Nun?" fragte ſie.

„Es wird ſo ſein, wie Du geſagt, Clariſſa: die kleine Thüre, welche nach der Treppe führt, ſtand wahrſcheinlich offen, ſie fiel bei einem Luftzug in's Schloß und ſchnellte den Schlüſſel auf den Boden." Er hielt ihr denſelben entgegen und ſetzte alsdann mit leiſer Stimme hinzu: „Und ſoll ich ihn noch nicht mein nennen dürfen, Clariſſa?"

Worauf ſie haſtig entgegnete:

„Doch, doch — in kurzer Zeit."

„Sicher ſind wir wenigſtens — Clariſſa, daß nun Nie-

mand mehr in unſerer Nähe iſt," ſprach der Graf und legte alsdann den kleinen Schlüſſel ſorgfältig in ihren Schooß nieder. Dort blieb derſelbe ein Paar Augenblicke; ſie ſchien ihn nicht anrühren zu wollen und doch wandte ſie ihre Augen nicht von ihm ab. Dann bedeckte ſie dieſe mit der rechten Hand und ſprach zu ſich ſelber: „So iſt er alſo fort, wie er verſprochen, wohl auf Nimmerwiederſehen, — und er ging, wie er mir gelobt, genau um die dritte Stunde. — — O ich bin entſetzlich elend!"

Die vierte Stunde.

Der Marquis und Victor Barring waren in der kleinen ſchattigen Allee hinter dem Hauſe der Frau von Molitor eine Weile auf und ab ſpaziert, und Erſterer hatte viel und mit großer Freimuthigkeit über die Verhältniſſe der Baronin geſprochen. Er war als ihr enthuſiaſtiſcher Verehrer wohl bekannt, trotzdem aber trug Alles, was er ſagte, ſo ſehr den Stempel der Wahrheit, daß der junge

Muſiker, der ja auch ſo ziemlich in die Verhältniſſe des Hauſes eingeweiht worden war, ihm vollkommen beipflichten mußte.

„Sie iſt ein ſeltenes Weib,“ hatte der Marquis geſagt, „untadelhaft ſchön, ihr Aeußeres wie ihr Inneres — Körper und Seele. Darauf will ich die Hand in's Feuer legen. Wohl Niemand wie ich weiß, was ſie in ihrem traurigen Eheſtande gelitten. Bei San Jago! es iſt das keine Kleinigkeit, einen Mann zu haben, den man nicht liebt, — und geliebt hat ſie ihn nie, ſie iſt ſträflich überredet, überliſtet, gezwungen worden, — und nun nach kurzer Zeit zu finden, daß dieſer Mann verrückt iſt, dann gezwungen zu ſein, ihr Haus zu verlaſſen, ihr einziges Kind, um eben dieſes Kind vor Unannehmlichkeiten aller Art, ja vor Mißhandlungen zu bewahren. Soviel wir gehört haben,“ hatte der Marquis weiter geſagt, „ſoll der Freiherr etwas milder geſtimmt ſein, ſeine krankhaften Anfälle ſchwächer erſcheinen, wohl länger dauern, er aber milder und verſöhnlicher ſein. Wir wiſſen, daß ſein alter Kammerdiener, der uns ſehr ergeben iſt, ihm neulich einmal den Namen der Baronin genannt hat. Er habe darauf lange vor ſich hingeſtarrt und man hätte ſehen können — ſo ſagte mir der Kammerdiener — wie er ſich bemüht, einen Gedanken zuſammen zu bringen und dann habe er plötzlich geſagt: ‚Ja, ja, wenn ſie nicht geſtorben wäre!‘ Schon hätte er — der Kammerdiener nämlich — ihm ſagen wollen, die Baronin lebe und ſei vollkommen wohl, da hätte ihn der Freiherr am Arm genommen und in großer Erregung zu ihm geſagt: ‚Ja, ſie iſt todt, und wenn ſie mir plötzlich erſchiene, ſo müßte ich raſend werden vor Entſetzen.‘

„Ich weiß,“ hatte der Marquis fortgefahren, „daß Sie Alles für die Baronin thun werden. Seien Sie klug

und verſtändig: vor Allem darf nichts Auffallendes geſchehen; man muß durch die Umgebung auf den Freiherrn einwirken, daß er anfängt, freundlich an ſeine Gemahlin zu denken, und ihn dann nach und nach zu überzeugen ſuchen, daß ſie lebe. — Ich für meine Perſon zweifle nicht daran, daß ſich eine Art von Ausſöhnung herſtellen läßt, was dann immerhin beſſer iſt, als zu extremen Mitteln zu greifen."

„Und in welcher Art," hatte darauf Victor gefragt, „könnte eine ſolche Ausſöhnung wohl zu Stande kommen?"

„Ei, in welcher Art?" gab der Marquis dann etwas erſtaunt zur Antwort, „auf die einfachſte und natürlichſte Art. Glauben Sie mir, dieſe ſeltene Frau würde ſich mit ihm auf's Neue vereinigen, um ihr Kind wieder zu haben, und würde ihn dabei pflegen bis an ihr ſeliges Ende."

Victor ſchämte ſich faſt, daß er ſich eingeſtehen mußte, die Worte des Marquis berührten ihn ſchmerzlich, ja er glaubte, der Gedanke, den dieſer ſo eben ausgeſprochen, müſſe aller Wahrſcheinlichkeit entbehren; konnte er doch leider im gegenwärtigen Augenblicke dieſen eigennützigen Wunſch nicht unterdrücken. Er war auch hierauf nicht zu einer weiteren Unterhaltung aufgelegt, und da jetzt den beiden Spaziergängern die Villa des Marquis zwiſchen den Bäumen ſichtbar wurde, ſo verabſchiedete ſich Victor von denſelben und ging in die Stadt zurück. Dort warf er ſich in den erſten Fiaker, der ihm begegnete, und fuhr nach dem Hauſe des Commerzienraths.

Herr Duvallet war in ſeinem Comptoir und allein, wie der Buchhalter mit einem ſeltſam freudig erregten Geſicht ſagte.

Victor klopfte an und auf das laute: Herein! ſeines Oheims trat er in das Gemach. Der Commerzienrath hatte eine Menge Papiere vor ſich liegen, die er durchge-

ſehen hatte, und welche er nun von einander ſchied und in ſtarke Ledermappen ſortirte, die vor ihm auf dem Pulte lagen. Er blickte Victor nicht unfreundlich an, wie dieſer wohl gefürchtet hatte; er nickte ihm vielmehr wohlwollend zu und ſagte, indem er in ſeiner Beſchäftigung fortfuhr:

„Du wirſt mich entſchuldigen, wenn ich mich nicht ſtören laſſe. Sprich nur immerhin, trotzdem ich hier wegräume, kann ich Dir doch meine ganze Aufmerkſamkeit zuwenden.“

Nun war das gerade keine angenehme Aufforderung für den jungen Mann und hatte er nicht Luſt, das Geſpräch mit dem Commerzienrathe durch eine Anſpielung auf einen Vorfall zu eröffnen, der ihm ſo ſchmerzlich war. Er trat deßhalb an's Fenſter und ſprach erſt nach einer kleinen Pauſe:

„Ich komme eigentlich, Onkel, weil Sie mir heute Morgen ſagten, Sie wollten mich ſprechen.“

„Ja ſo! nach der unangenehmen Geſchichte.“

Victor nickte ſtumm mit dem Kopfe.

„Es iſt doch ein wahres Wort,“ ſagte hierauf Herr Duvallet, indem er eine kleine Weile ſeine Arbeit ruhen ließ und ſeine Hände auf die Papierhaufen legte, — „der Menſch denkt und Gott lenkt. Du wirſt mich nicht für ſo kurzſichtig halten, Victor — oder für ſo blind, — ich ſpreche jetzt ohne Rückhalt, wie es ſich für Männer geziemt — daß ich nicht ſchon länger bemerkt hätte, welches Intereſſe meine Alice für Dein Kommen und Gehen an den Tag legte. — Intereſſe, verſtehe mich wohl; daß in ihrem unbefangenen Herzen ſo ſchnell ein anderes Gefühl Platz greifen würde, das hatte ich in der That nicht erwartet.“

„Laß mich ausreden, Victor,“ fuhr Herr Duvallet fort, als er ſah, wie ſich ſein Neffe mit einer heftigen Bewegung gegen ihn wandte und ihm antworten wollte. „Ich kann

mir denken, was Du erwiedern willst, und ich glaube, daß ich ganz dasselbe sagen wollte, daß Du nämlich durch Dein Betragen nicht jenes Gefühl hervorgerufen, daß Du nicht Schuld daran seiest. Es wäre ein großes Unrecht, das zu läugnen, und daß ich ganz dieser Ansicht bin, siehst Du aus der offenen Art und Weise, mit der ich Dir davon rede. — Noch mehr: ich will Dir sogar gestehen, daß es mich — wie soll ich sagen? — gerade nicht unangenehm berührt hätte, wenn eure Neigungen zusammengetroffen wären."

Er schob den einen Haufen Papiere, den er vor sich liegen hatte, in die größte der Ledermappen, schloß dieselbe mit einem kleinen Schlüssel und sprach dann, indem er seine hellen, klaren Augen fest auf den jungen Musiker richtete:

„Weißt Du, Victor, ich kann das Dir gegenüber wohl aussprechen, Du kennst meine gute Alice."

„O ja, ich kenne sie," versetzte der junge Mann mit einem schmerzlichen Klang der Stimme. „Es gibt wohl kein zweites Herz, kein besseres und tieferes Gemüth als das ihrige."

„Ja, ja," sagte der Commerzienrath in fast gleichgültigem Tone. „Das muß man sich eingestehen. Und daß sie dabei vortrefflich erzogen ist, das wird Jeder mit vollem Rechte sagen, der sie näher kennen lernte. Doch, um wieder auf meine Aeußerung von vorhin zu kommen, Dich und Alice betreffend, wenn sich nämlich eure Neigungen gefunden hätten, so würde mir Niemand selbstsüchtige Absichten unterlegt haben. Denn wenn Du, Victor, auch ein kleines Vermögen besitzest, so ist doch Deine Zukunft bei dem Stande, den Du Dir nun einmal erwählt, nicht so, daß ich — Du mußt mich recht verstehen! — es gerade für ein großes Glück oder für eine besondere Nothwendigkeit gehal-

ten hätte, eure Vereinigung zu wünschen. — Alice," fuhr er fort und hob den Kopf ein klein wenig in die Höhe, „die einzige Tochter des Commerzienrathes Duvallet, der letzte Nachkomme der großen und vornehmen Familie der Duvallet's — ich kann das mit Stolz sagen, gültige Papiere sprechen darüber;" er schlug mit der Hand leicht auf die Ledermappe — „Alice Duvallet ist, wollte ich sagen, wohl eine der reichsten Erbinnen des Landes. — Also — doch ich will das nicht weiter ausführen. Du bist klug genug, Victor," sprach er nach einem kurzen Stillschweigen mit einem launigen Lächeln, „um Dich nicht dadurch hinter's Licht führen zu lassen, daß ich lange Jahre im zweiten Stock dieses Hauses ein kleines, bescheiden möblirtes Appartement bewohnt. Ich that das in einem gewiß nicht unrichtigen Gefühl und auch gemäß einem Versprechen, das ich meinem Vater, dem in Gott ruhenden Herrn Duvallet, gegeben und welches darin bestand, so lange als ein bescheidener Handelsmann zu leben, bis ich Glücksgüter genug erworben hätte, um auftreten zu können mit einem dem Namen der Familie Duvallet zustehenden und wohl berechtigten Glanze."

Er schloß die zweite Ledermappe und schob sie leicht vor sich hin.

„Dieser Augenblick ist nun gekommen, Victor; ich hätte ihn vielleicht noch eine Zeitlang hinaus geschoben, aber der Gemüthszustand Alicen's verlangt, daß ich sie in andere Umgebung bringe. Und so ist denn die Firma: François Duvallet mit ihren Activen und Passiven am heutigen Tage an meinen ersten Buchhalter übergegangen. Daß ich Dich nicht in das Geschäft hinein zog, darin wirst Du eine Zartheit erkennen, die Du mit Deinem feinen Gefühl zu würdigen verstehst, und um Dich von einer Fessel zu befreien, die Dir peinlich sein muß, habe ich hier" — er reichte

seinem Neffen ein Papier — „die von Deinem seligen Vater für nothwendig erachtete und vorgeschriebene Einwilligung zu Deinem gänzlichen Ausscheiden aus dem Kaufmannsstande gegeben. — Dich, mein lieber Victor," — hier klang die sonst so feste Stimme des Commerzienrathes etwas bewegt — „Dich treibt es in andere Kreise, Dir schweben Ideale vor, die nicht mit Strazza und Hauptbuch zu vereinigen sind. Du mußt in das Leben hinaus, Dich der Kunst, die Du nun einmal für Dich erkoren, ganz widmen. Dein Vermögen reicht dazu aus, und wenn nicht," — jetzt klang seine Stimme gerührt — „wirst Du nicht vergessen, Victor, daß Du immer, wenigstens in einer Beziehung, als der mit Alice gleichberechtigte Sohn des Hauses betrachtet wirst." Victor machte eine heftige, abwehrende Bewegung mit der Hand. „Meine Gründe hierzu sind," fuhr der Commerzienrath ruhig fort, „weil ich Dich gern habe und weil Du der Nachkomme eines Hauses bist, dem es die Familie Duvallet verdankt, daß sie wieder zu Glanz und Ehre kam."

Nachdem er so gesprochen, trat der Commerzienrath an das Fenster, faßte die Hand des jungen Mannes und wandte diesen sanft gegen sich, um ihm in das Auge sehen zu können.

„Victor," sagte er alsdann in feierlichem Tone, „Du bist alt und verständig genug, um Deinen eigenen Weg zu gehen. Aber laß diesen Weg so sein, daß auch wir uns über denselben freuen können. Es ist ein altes, wahres Sprichwort: Jugend hat nicht Tugend, und wenn auch letztere einmal im Drange der Leidenschaft ein wenig vernachlässigt wird, wenn auch hoffentlich nicht ganz verlassen, so ist doch etwas Anderes, für was die Jugend schwärmen soll — die Ehre. Und wenn sie das thut, so wird die Tugend nach und nach auch wieder in ihre Rechte eintreten.

Du hast einen guten Namen, auf den Deine Eltern und Ureltern stolz waren — sei Du es auch und bewahre ihn so unbefleckt, wie sie ihn Dir hinterlassen. — Barring, ein braver Name!“ setzte er wie in tiefen Gedanken hinzu, „ich hatte ihn gern, diesen Namen. — Doch das ist nun vorüber,“ sprach er mit der alten Heiterkeit. „So laß uns denn für eine Zeitlang scheiden, Victor. Du weißt, ich überlege lange und genau, aber wenn ich einmal überlegt, so handle ich rasch. — Wir reisen morgen. — Wohin? das kannst Du in einiger Zeit auf dem Comptoir erfahren.“

Victor hatte wie betäubt an dem Fenster gestanden; er hatte wohl alle Worte gehört, welche sein Onkel zu ihm gesprochen, aber sie waren, sich in eigenthümliche Bilder verwandelnd, wie in dichtem Nebel vor ihm vorübergezogen. Er sah weite Fernen vor sich mit grauem unsicherem Hintergrunde, in dem nach und nach Alles verschwand, an was sein Herz gehangen, was er geliebt. — Er sah sich wie auf einer oden Haide, ein kalter Luftzug wehte ihn an und ließ ihn bis in sein tiefstes Innere erschauern.

— „Und Alice?“ rief er plötzlich schmerzlich aus. „Auch sie geht fort? — Und ich soll sie nicht wieder sehen?“

„Später,“ sagte Herr Duvallet, „gewiß, Victor, später.“ Er legte ihm sanft die Hand auf die Schulter. „Laß ihr aber heute ihre Ruhe, nehme nicht Abschied von ihr. Es ist das ein eigenthümliches Mädchen,“ setzte er traurig lächelnd hinzu; „sie hat mich gebeten, Dir in ihrem Namen ein freundliches Adieu zu sagen. — Ja, richtig, sie hat mir noch etwas für Dich gegeben, das närrische Kind.“ — Er trat an den Tisch zurück und überreichte dann Victor einen kleinen Zweig Orangenblüten, wobei er sagte: „Nimm es nur, das Kind hat es gewiß gut gemeint.“

Victor kannte dieſen Zweig, er hatte ihn in ihrer Hand geſehen, als ſie vor Stunden droben ſaß, ſie auf ihrer lichterfüllten Terraſſe, er in tiefem Dunkel ſtehend. — O dieſes Dunkel nahm zu auf eine erſchreckende Weiſe!

„Und es iſt Ihnen lieber, wenn ich keinen Abſchied von ihr nehme?“ ſagte er nach einer langen Pauſe.

„Ich halte das wirklich im Moment für beſſer, Victor,“ erwiederte Herr Duvallet. „Die Zeit ändert Alles.“

„Ja, Alles — Alles.“

„Nach einiger Zeit beſuchſt Du uns, ich hoffe ſehr darauf, und da werden wir nach wie vor freundſchaftlich mit einander leben können. Jetzt aber laß mich, ich habe heute noch mancherlei zu ordnen. — Adieu, Victor.“

„Adieu, mein Onkel.“

„Laß bald von Dir hören.“

„O gewiß. — Grüßen Sie mir Alice auf's Herzlichſte. Auch an ſie werde ich nächſtens ein Paar Zeilen ſchreiben.“

„Aber verſtändig.“

„Gewiß.“

Noch einen Augenblick ruhten die Hände Beider in einander, während der Commerzienrath ſeinen Neffen leicht auf die Wange küßte, worauf er ſich aber ſehr raſch abwandte und nach einem Kopfnicken ſeine ganze Aufmerkſamkeit den beiden Ledermappen zuzuwenden ſchien. — Schien, ſagen wir, denn kaum hatte Victor das Gemach verlaſſen, ſo ſah er demſelben mit einem ſchimmernden Blicke nach und ſagte mit eigenthümlich klingender Stimme:

„Es iſt doch traurig, daß es ſo hat kommen müſſen. — Nun, Gott wird wiſſen, daß es ſich ſo beſſer für uns ſchickt.“

Der junge Mann war durch das große Comptoir gegangen, er hatte dort dem erſten Buchhalter freundlich zugenickt, als wolle er ihm auf dieſe Art ſeine Gratulation

machen, was derſelbe auch nicht anders aufnahm, denn er beugte ſich ſo tief auf ſeinen Pult herab, daß ſeine Stirne beinahe das Circular berührte, worin er den Geſchäftsfreunden anzeigte, daß er künftig nicht mehr zeichnen werde: Per Procura: François **Duvallet.**

Draußen blieb Victor einen Moment ſtehen, machte einen Schritt gegen die Hausthüre, wandte dann aber plötzlich um und trat in ein kleines Gemach, welches ſich neben der Treppe befand, da er von dort die Stimme der Commerzienräthin gehört hatte.

Hier ſtand denn auch die würdige Dame zwiſchen zwei koloſſalen Haufen aufeinander geſchichteter Leinwand, umgeben von vier weiblichen Dienſtboten, denen ſie Befehle ertheilte, doch nicht mit ihrer gewöhnlichen Klarheit und Schärfe.

„Ah, Victor," rief ſie aus, „was ſind das für Geſchichten in dem Hauſe!"

„Nun, Tante, ich denke, ſo unangenehme gerade nicht, Sie reiſen und das iſt ſchon lange Ihr ſehnlicher Wunſch geweſen."

„Ja, allerdings, — aber ſo ſchnell, wie das gekommen iſt! Das iſt's, was mich zur Verzweiflung bringt. Hätte man das ruhig vorher ein halbes Jahr überlegen können und dann —"

„Ein anderes halbes Jahr behaglich einpacken," ſagte Victor; „ja, allerdings, liebe Tante, wer ſich in der Welt Alles ſo zurecht legen könnte!"

„Du haſt gut reden; Dein Bedienter packt Dir Deinen einzigen kleinen Koffer mit ſechs Hemden und einem halben Dutzend Schnupftücher —"

„Ja, ja, ſo was."

„Trägt ihn auf die Eiſenbahn, und Du biſt fertig. Aber wir — Du ſiehſt hier die geplagteſte Frau der gan-

ges. Welt. Alice unwohl — Apropos, Victor!" sprach die gute Frau auf einmal, indem sich statt des Ausdrucks der Aufregung auf ihrem Gesichte der eines leichten Kummers zeigte, „Du hättest das vermeiden sollen, was wir da so unerwartet gehört. Ich habe mir oft so was gedacht, aber es doch nicht recht glauben wollen."

„Lassen Sie es für heute gut sein, liebe Tante: es ist wahrhaftig nicht halb so schlimm."

„Sieh, das hab' ich auch gesagt, Victor," entgegnete die Commerzienräthin treuherzig; „aber es kam mir gleich so vor heute Morgen, als der Kobler die schwarze Frau brachte, daß das nichts Gutes zu bedeuten habe."

„Die schwarze Frau hat keine Schuld daran."

„Das will ich Dir zugeben; aber wenn man Morgens früh Jemand so plötzlich im Traueranzuge sieht, das bedeutet nie etwas Gutes. Und ist die Vorbedeutung hier nicht eingetroffen? Alice krank, wir sollen reisen von heute auf morgen, und deßhalb das Haus in einer Confusion, wie ich noch nie was erlebt. Und eigentlich, Victor, bist Du an Allem Schuld, — ja positiv an Allem."

„O liebe Tante, lassen wir das heute gut sein."

„Nein, Victor, 's ist in der That unrecht von Dir: Du weißt, wie lieb wir Dich Alle gehabt haben. Und nun solche Geschichten! ich kann Dir sagen, es hat Deinen Onkel sehr angegriffen. — Und die arme Alice. Dabei will ich es der schwarzen Frau wahrhaftig nicht verzeihen, daß sie so herausgeplatzt ist; das war im höchsten Grade unpassend. — Aber nicht wahr, Victor, es war Uebertreibung, was sie gesagt? — Doch da stehe ich und plaudere mit Dir und habe alle Hände voll zu thun, und wenn ich Dich auch fortschicken muß, so würde ich doch lieber mit Dir noch eine halbe Stunde fortplaudern. Ich hätte noch so viel auf dem Herzen, Victor."

„Ich auch, Tante."

Auf dem wohlwollenden Geſichte der guten Frau zuckte es wehmüthig, als ſie nun ihrem Neffen in das Auge blickte, in das Auge, welches, wie ſie ſagte, dem ihrer eigenen ſeligen Mutter, der Großtante Victor's, ſo ähnlich ſah. Ihr eigenes Auge füllte ſich dabei mit Thränen, und nachdem ſie ein paarmal ſehr raſch nach einander geathmet, konnte ſie ſich nicht enthalten, ihren Kopf an ſeine Schulter zu lehnen und bitterlich zu weinen.

„Liebe Tante," bat der junge Mann, „beruhigen Sie ſich; Sie werden finden, bald ſehen wir uns heiter und fröhlich wieder."

„Ja, — ja, das glaube ich auch," entgegnete Madame Duvallet, „Du kannſt Dir jedoch denken, wie furchtbar aufgeregt meine Nerven ſind. Aber nicht wahr, Victor," ſagte ſie nun und ſah ihn groß an, „Du biſt nicht ſo ſchlimm, wie die ſchwarze Frau behauptet? Ich ſage Dir, das hat die arme Alice entſetzlich angegriffen. — Sie iſt freilich ein dummes Ding, aber was kann ſie dafür? ſie hat einmal ein weiches Herz, ganz das Herz einer Barring, dabei aber viel von dem unbeugſamen Kopfe ihres Vaters. — Nun, Gott gebe das Beſte! Hinausgehen darfſt Du jetzt nicht, Duvallet hat es verboten; aber ich werde Dir bald Nachricht von uns geben. Ich würde Dir gerne ſagen, wohin wir gehen," ſetzte ſie hinzu, indem ſie um ſich blickte, „aber er hat es ſtrengſtens unterſagt. Weißt Du, Victor, droben das Bild über dem Flügel, das alte Schloß, geh' morgen hinauf, wenn wir fort ſind, und ſieh' es Dir genau an, — doch da komme ich wieder in's Plaudern hinein und habe doch ſo entſetzlich viel zu thun. — Nun, ſo geh' denn mit Gott, lieber Victor, und denke freundlich an uns."

„Und ihr ebenſo an mich. Nicht wahr, liebe Tante? — Auch die gute Alice."

„Mehr als Du verdienst. Wenn ich nur nicht bei all' Deinen Untugenden eine so große Schwäche für Dich hätte! Aber Du verdienst sie wahrhaftig nicht."

„Ich bin gewiß nicht so schlimm, liebe Tante, als man Ihnen gesagt. Sehen Sie mich zum Abschied noch einmal freundlich an."

„Geh, geh!" rief die Commerzienräthin aus, und auf ihrem guten Gesichte zuckte es wie die Anfänge eines Lächelns. „Geh, geh nur; ich habe wahrhaftig keine Ursache, fröhlich zu sein. Adieu, Victor, ich will Alice von Dir grüßen."

Der junge Mann küßte ihr herzlich die Hand, worauf sie hinter den großen Haufen Wäsche eilte, sich abwandte und ihre Schürze hastig an die Augen drückte.

Victor verließ das Gemach und gleich darauf das Haus. Er schritt träumend durch die Straßen, er seufzte zuweilen tief auf; er dachte an seine Vergangenheit, an seine Zukunft, aber weder die eine noch die andere konnte er sich in recht klaren Bildern vergegenwärtigen. Er mochte auch wohl nicht; er befand sich in jenem Zustande, wo uns ein verworrenes Bild unserer Verhältnisse lieber ist als eine klare Einsicht in dieselben. Können wir uns doch aus dem ersteren allerlei angenehme, schöne Träume entstehen lassen, während uns die andere ein so kaltes, frostiges, trostloses Bild zeigt.

Die fünfte Stunde.

In Kurzem hatte der junge Mann ſeine Wohnung erreicht, er ſtieg in tiefe Gedanken verſunken die Treppen hinauf, ſein Diener ſagte ihm etwas, das er überhörte, obgleich er demſelben voll in das Geſicht ſchaute. Er trat in ſein Zimmer, in dasjenige, wo ſein Flügel ſtand, wo auch Herr Weller vor einiger Zeit geweſen, wo das Fenſter noch immer offen war, obgleich man den verhängnißvollen Strick entfernt hatte.

Victor warf seinen Hut auf einen Divan, der sich an der Thüre befand; er trat einen Augenblick an jenes Fenster und blickte mit verschränkten Armen in den Garten hinab. Dieser lag still, ruhig und geheimnißvoll da, wie immer, und doch nicht so ganz ruhig. Im nächsten Augenblicke war es ihm, als vernähme er eine helle Kinderstimme — ja, und er hatte sich nicht getäuscht. Dort an dem Bassin mit dem Springbrunnen lachte es laut und jubelnd, und als er sich vorbeugte und schärfer hinblickte, glaubte er etwas Helles durch die Büsche schlüpfen zu sehen, er vernahm jetzt auch deutlich lachende Kinderstimmen und bemerkte gleich darauf eine schwarze Gestalt, die aber nur eine Sekunde sichtbar war und die zwischen dem leuchtenden Grün bei dem im hellen Sonnenlichte glitzernden Wasserstrahle völlig gespensterhaft erschien.

Der Musiker wandte sich von dem Fenster ab und erschrak fast, als er in sein Zimmer hinein blickte, denn jetzt erst bemerkte er, daß Jemand bewegungslos auf dem Sopha saß, Jemand, der sich auch jetzt noch nicht bewegte, Jemand, der Hände und Arme auf seinen Knieen ruhen ließ, dessen Oberkörper vorn übergebeugt war und dessen Kopf tief herab hing.

Einen Moment betrachtete Victor die regungslose Gestalt mit einem gemischten Gefühl des Schreckens und des Erstaunens; dann als er sie erkannte, trat er ihr langsam näher, legte seine Hand auf die Schulter des Mannes, der dort saß, und sagte:

„— Ah! Du bist es?"

„Ja, ich bin es," gab dieser zur Antwort, ohne indessen dabei seine Stellung zu verändern; nur nickte er mit dem Kopfe und man vernahm gleich darauf einen tiefen Seufzer, der aus seiner Brust hervorstieg. — „Ja, ich bin's."

„So?"

„Ja, ich bin's.“

Victor machte einen Gang durch das Zimmer, und als er auf demſelben wieder in die Nähe ſeines Freundes kam, blieb er vor ihm ſtehen, was dieſen bewog, langſam ſeinen Kopf zu erheben.

Hatte das Geſicht des Malers ſchon heute Morgen bleich und verſtört ausgeſehen, ſo bot daſſelbe jetzt einen beinahe erſchreckenden Anblick dar; man hätte ſagen können, ſeine Züge haben im Laufe des Tages um zehn Jahre gealtert; ſeine Wangen waren eingefallen, ſein ſonſt ſo lebhaftes Auge erloſchen, und um ſeine Lippen zuckte es häufig und unheimlich. Dazu hing ſein Haar wirr um den Kopf, und ſein ſonſt ſo wohl gepflegter Bart war zerzaust und unordentlich. Er ſah ſeinen Freund mit einem troſtloſen Blicke an, worauf er abermals den Kopf niederſinken laſſen wollte. Doch rief ihm Victor ein lautes Halt! entgegen.

„Ich will Dir was ſagen, Ferdinand,“ ſagte er nach einer Pauſe in entſchloſſenem Tone, „Du nimmſt heute ſchon zum zweiten Male Deine Zuflucht zu mir, was mich als Beweis Deines Vertrauens freut; Dir iſt draußen Schreckliches begegnet, wiederholt Schreckliches, was man Deinem Aeußern anſehen kann, ohne gerade ein Hexenmeiſter zu ſein. Ich finde Dich in meiner Wohnung, hier in eine Ecke verkrochen, zuſammengeſunken, mit einem Geſichtsausdrucke, der mich auf die Vermuthung bringen muß, Du ſeiſt auf dem Wege, ein Verzweifelnder oder ein Narr zu werden. — So Schlimmes aber auch geſchehen iſt und geſchehen ſein mag, ſo iſt es, weiß Gott im Himmel, nicht nothwendig, ein ſolches Ziel zu erreichen. Und um das zu vermeiden, laß Dein entſetzliches Hinbrüten, ſprich zu mir, nimm meinen guten Rath, wenn ich Dir einen zu geben vermag, und laß uns hoffend in die Zukunft ſchauen.

Die Welt iſt groß, und auch wir werden noch einmal froh werden können."

Der Maler ſchüttelte mit dem Kopfe, dann hob er dieſen empor, ſtrich mit der Hand die wirren Haare aus der Stirne, und ſagte:

„Froh werden? Warum das? Das iſt ja auch gar nicht nothwendig. — Ah! Victor," rief er mit gewaltig ausbrechendem Schmerze, mit einem ſchneidenden Ton des Wehes, „ich habe vorhin Entſetzliches ausgeſtanden, Schlimmeres als geſtern Abend, als heute Morgen, wirklich das Furchtbarſte, trotz der Schläge, die mich heute ſchon betroffen."

„Ja, ja, Du haſt Dich in ihr getäuſcht," erwiederte der Andere, nachdem er eine Zeit lang nachdenkend vor ſich hingeblickt, und ſich für ſeinen Freund erleichtert fühlte, denn die gefürchtete Kataſtrophe ſchien den Ausbrüchen dieſes tiefen Leidens nach glücklich vorübergegangen zu ſein; „es wurde ihr leicht, Dich ziehen zu laſſen, armer Freund, leichter als Du erwartet."

„So iſt es," ſagte der Maler mit dumpfer Stimme. „Und ich war ſchon erſetzt, ehe ſie mich verabſchiedet."

„Ich glaube, daß ich Dir heute Morgen ſo etwas Aehnliches ſagte, Ferdinand," entgegnete Victor.

„Ich kann mich nicht erinnern. — Aber dieſer Erſatz — und doch kein Erſatz! das iſt's gerade, was mich toll machen könnte."

„Man ſagt, ſie habe in der letzten Zeit mit dem Fürſten T. verkehrt."

Der Maler hatte abermals den Kopf in die Hand geſtützt und wühlte mit den Fingern in ſeinem Haar, wobei er mit finſteren Blicken vor ſich niederſtarrte.

„Bah!" ſagte er alsdann nach einer Pauſe, „der junge Fürſt iſt ein intereſſanter Mann, ein ſchöner Mann, und

ein ſolches Verhältniß, das ſie angeknüpft, würde mir das Scheiden erleichtert haben."

„Ja," warf Victor dazwiſchen, „aber ohne Dich vollſtändig zu heilen. Mag da vorgefallen ſein was will, je ſchrecklicher, je beſſer. Die Zerſtörung Deines ganzen Weſens könnte mir ein Bürge dafür ſein, daß Du den vergifteten Pfeil vollſtändig aus Deinem Herzen geriſſen."

„Ja — a — a," gab der Maler mit einem ſchweren Athemzuge zur Antwort. Dann richtete er ſich auf einmal raſch in die Höhe und verſchränkte haſtig ſeine Arme, indem er ſich raſch in die Kiſſen des Sophas zurücklehnte. — „Nenne mir," rief er alsdann aus, „unter den Leuten, die zu jenem Kreiſe, den wir leider tangirt, dieſer ſogenannten Geſellſchaft gehören, die langweiligſte, gewöhnlichſte, geiſtesärmſte, hölzernſte Creatur, — einen Menſchen, der, wenn er ſich in unſerem Stande befände, von der ganzen Welt unter die Füße getreten würde, der dort aber etwas gilt, eine Stellung hat, weil er mit ſeinem hochadeligen Wappen ſeine grenzenloſe Dummheit, ſeine unausſtehliche Arroganz verdeckt."

„Halt ein! halt ein!" rief Victor. „Du treibſt zu pünktlich Dein Handwerk, Du malſt ein Portrait, das nicht zu verkennen ſein würde, wenn die Aehnlichkeit möglich wäre. Du ſprichſt ja vom Manne der Frau."

„Von dem ſpreche ich auch."

„Unmöglich, — eine Ausſöhnung?"

Der Maler nickte mit dem Kopfe.

„Eine Ausſöhnung mit ihm, den ſie, wie ſie ſich nie ſcheute, auszuſprechen, mehr als Alles haßt, verachtet — von dem ſie förmlich gekauft wurde. — Das ſind ihre eigenen Ausdrücke. Von dem — von dem — es läßt ſich kein Jota davon wegläugnen."

„Eine Comödie!“ rief Victor im Tone des höchſten Erſtaunens, „gewiß, eine Comödie.“

Der Andere knirſchte mit den Zähnen laut und vernehmlich; dann ſagte er ſehr langſam und ausdrucksvoll:

„Ja, ein Schauſpiel, bei dem ſich das Haar emporſträubte, bei dem ein Zuſchauer, der an dieſem entſetzlichen Weibe gehangen, hätte wahnſinnig werden können.“

„Ah!“ ſprach Victor beſorgt und doch ängſtlich, aber in angenommenem, gleichgültigem Tone. „Wer war da Zuſchauer?“

„Ich! ich!“ rief der Maler, indem er emporſprang, — „ich! Fluch des entſetzlichen Augenblicks! Fluch über meine Schwäche! Fluch über Alles, was ich gethan, ja über mich ſelber!“

Er eilte raſch durch das Zimmer, und indem er die rechte Hand heftig vor die Stirne preßte, ſchüttelte er mit dem Kopfe, als wolle er Bilder gewaltſam zerſtören, die in ſeinem Gehirne aufſtiegen. — „Und doch,“ ſagte er dann, indem er mit einem Male vor Victor ſtehen blieb, „dringt zuweilen ein, wenn auch nur ſchwacher Klang der Beruhigung durch die wilden Stimmen der Verzweiflung, die mein Herz verhöhnen und zerreißen, — und doch in mir oft, als ſchöben ſich die finſteren, drohenden Wolken, die bis jetzt meinen Himmel bildeten, und die nur zuweilen von einem zuckenden Blitzſtrahl zerriſſen wurden, der mir ihr Bild im verheerenden Feuer zeigt, langſam auseinander, und als zeige ſich hie und da tröſtend eine lichtere Stelle, wie eine Verheißung auf ein kleines Stückchen blauen Himmels, das noch einmal über mir ſtrahlen ſoll. Iſt mir doch zu Muthe, wie einem, der in Fieberträumen befangen war, oder der in den Feſſeln des Wahnſinns lag, und auf den nun mit einem Male ein Strahl ſcharfen, ſchmerzenden Lichtes, ein Vorbote der Geneſung, oder der wiederkehrenden Vernunft glänzt.“

„Und es ist so, Ferdinand," sagte der Musiker mit bewegter Stimme, wobei er seinem Freunde näher trat und dessen Hand ergriff. „Wenn auch Dein Schmerz tief und gewaltig war, so hat er doch dafür Dein ganzes Wesen heilsam erschüttert und wird es klären, wie auch ein schweres Gewitter die Luft bewegt und reinigt. Danke Deinem gütigen Geschick, daß sich Deine finsteren Wolken zu verziehen scheinen, daß Dich kein verzehrender Blitzstrahl traf, so Deine Rückkehr verhindernd."

Der Andere seufzte tief auf, er hielt seine Augen mit der Hand bedeckt, und sprach, ohne seinen Freund anzuschauen:

„Und kommt diese Rückkehr nicht viel zu spät? hat mich nicht schon ein vernichtender Blitzstrahl getroffen? Stehe ich nicht da wie ein Abgebrannter, dem von einem wohnlichen, freundlichen Hause, dem von einer blühenden Familie, von einer armen, bekümmerten, unglücklichen Frau, von lieben, lieben Kindern nichts übrig geblieben ist, als die schreckliche Erinnerung an das tiefe Leid, das er ihnen zugefügt? — O Victor, ich fühle mich entsetzlich elend. Sie, die mir angehörten, die mein waren, sind von mir gewichen, und da ich nun aus dem Zauberbanne jener schrecklich schönen Frau getreten bin, so durchschauert es mich unheimlich, ich fühle mich wie schwebend zwischen Himmel und Erde, ich bin so namenlos elend und verlassen! Es ist Alles, Alles verloren!"

„Glaube das nicht," gab ihm Victor mit dem herzlichsten Tone zur Antwort, „suche festen Fuß zu fassen, es wird Dir nicht an einem sicheren Grunde fehlen. Erlange Dein Gleichgewicht wieder, indem Du Dich hütest, rückwärts zu schauen, wo noch um die Zacken malerisch geformter Berge mit ihren verführerischen Thälern, mit ihrer lockenden Einsamkeit das abziehende Gewitter schwebt, immer noch prächtig anzusehen mit seinen wilden Wolken-

maßen, mit seinen leuchtenden Augen, die Dich glücklicher Weise nur gestreift, nicht niedergeschmettert; laß Dir den dumpf rollenden Donner eine Warnung sein für die Zukunft; laß hinter Dir jene schrecklich schöne Nacht, blicke hinaus in den vollen, glänzenden Tag; — blicke forschend hinaus. Wenn auch jetzt noch Nebel die Aussicht verhüllen, glaube mir, wenn Du muthig vorwärts strebst, so werden diese Nebel allmälig schwinden, schöne Fluren werden sich vor unserem Blicke enthüllen, eine lachende Gegend mit friedlichen, kleinen Dörfern, mit schattigen Wäldern, wo an stillen Seen, an murmelndem Wasser gewaltige Schlösser liegen, an deren verschlossenem Thor wir anklopfen werden, wir, zwei müde Wanderer, und wo wir am Ende wieder finden, was wir sehnsuchtsvoll suchen."

„Verstehe ich Dich recht?" — Glaubst Du wirklich, daß für mich ein Wiederfinden möglich ist?"

„Gewiß, Ferdinand. — Dein Suchen wird nicht vergeblich sein."

„Du betont das: Dein so eigenthümlich und scharf, — doch natürlich! Was hattest Du auch in der Ferne zu suchen, da Du bereits Alles in der Nähe gefunden, was Dein Herz begehrt."

„Hätte finden können," entgegnete der junge Musiker traurig. „Ja, Du hast Recht: ich hatte nur mein Herz, das oft mahnend geklopft, sprechen lassen sollen. Aber ich achtete nicht der wunderbaren Rosenknospe, die sich so lieblich duftend neben mir entfaltete — es ging mir wie Dir, ich umflatterte ein glänzendes Licht, das mich versengen mußte, so wie ich es erreicht. Ich bin mit Dir im gleichen Falle."

„Du?" erwiederte der Andere ungläubig lächelnd, „Du, frei und unabhängig?"

„Das hatte ich auch von mir geglaubt, und habe ein

Band, das mich fest fesseln konnte, dann erst bemerkt, als ich es gewaltsam zerrissen. — Und es ist zerrissen, ich bin frei, heimatlos wie Du, und bereit mit Dir in die Welt hinaus zu ziehen. Nicht bildlich gesprochen, sondern es ist ernstlich gemeint," fuhr er bestimmt fort, als er sah, wie ihn sein Freund ungläubig betrachtete. „Weißt Du noch, Ferdinand, wie wir vor Jahren einmal, ein Paar frische, muthige Knaben, allerdings mit Bewilligung der Eltern, die Mauern der Stadt hinter uns ließen, um gleich zwei irrenden Rittern — das wollten wir sein — auf Abenteuer auszuziehen? Erinnerst Du Dich noch jener glücklichen, zufriedenen Tage?"

„Ob ich mich ihrer erinnere," erwiederte der Maler träumerisch. „Wie wir dahin zogen durch Feld und Wald, Abenteuer suchend und findend."

„Nun denn," sagte Victor in entschlossenem Tone, „wir wollen jene Zeit wiederholen, wir wollen [illegible] und lassen die Erinnerung an eine trübe Vergangenheit. Wir wollen suchen — vielleicht finden."

Der Maler betrachtete forschend seinen Freund, dann versetzte er mit leuchtendem Blicke:

„Ja, laß uns ein neues Leben beginnen; ich folge Deiner Leitung, Victor. Du weißt von dem, was mir heilsam ist, was mir allein wieder zum Glücke verhelfen kann, mehr als Du mir im gegenwärtigen Augenblicke sagen willst. Davon bin ich überzeugt und deßhalb folge ich Dir. — Du wirst mich zum Wiederfinden führen — gib mir eine schwache Hoffnung.

Der Musiker war gegen das Fenster geschritten und blickte abermals in den Garten hinab; seine Augen suchten jene Stelle, wo er vorhin geglaubt hatte eine schwarze Gestalt zu sehen. Doch jetzt bemerkte er sie nicht mehr, wohl aber war es ihm, als höre er entfernt den Klang der fröhlich lachenden Kinderstimmen. Sein Freund war

neben ihn getreten und hatte seine Frage dringend wiederholt, worauf Victor nach einer Pause zur Antwort gab: „Wenn es Dir gelingt, die finstere Vergangenheit nach und nach, aber vollständig, aus Deiner Erinnerung auszulöschen, so glaube ich wohl, daß ich Dir einige Hoffnung zu geben vermag."

Der Maler hatte sich neben seinen Freund an die Einrahmung des Fensters gelehnt, sein Auge vertiefte sich ebenfalls in das Grün der Bäume und Büsche da unten, und er sagte, bewegt von einem schmerzlich süßen Gefühl, von einem Gefühl, das ihn erfaßte, wenn er Monate überspringend an vergangene Tage dachte:

„Ja, ja, ich fühle es, der Schlag, der mich vorhin getroffen, hat mich wohlthätig heilsam erschüttert. Du weißt wohl, wie man von jenen Verzauberten erzählt, welche der Klang des ersten Glockentones nach Mitternacht auf einmal von ihren Zauberbanden erlöst. So ist mir jetzt zu Muthe," fuhr er tief aufathmend fort: „führe mich, Victor, Du thust ein unaussprechlich gutes Werk. O wie ich jetzt plötzlich so lieb und deutlich die Züge meiner Kinder vor mir zu sehen glaube! o wie ich ihre frischen Stimmen zu hören meine!"

Victor, der in den Garten hinausschaute, hörte wiederholt das herzliche Lachen von vorhin. Der Andere vernahm nichts davon, denn er wandte sich gerade in das Zimmer hinein, faltete seine Hände und sprach zu sich selber in herzlichem, bittendem, beschwörendem Tone:

„Mein armes Weib — Therese, meine Therese!"

O wenn er diesen Namen doch laut hinaus gerufen hätte, laut — sehr laut!

— — — — — —

Herr Kohler hatte seinen Freund verlassen, wie der geneigte Leser bereits weiß, in dem großen Augenblick, als dieser sein

zerfetztes Beinkleid mit einem andern vertauschte. Dann war er glühend in seiner allbekannten Menschenliebe zu Stadtrath Scheidel's geeilt, wo er gerade zum Nachmittags-Kaffee kam, nicht zu einem ostensiblen Kaffee, wo das feine Damastgedeck und die vergoldete Kanne aufgesetzt wurden, wo Körbe voll Backwerk zum Genuß einluden, wo Mutter und Tochter in ihrem großen Putze so unbefangen da saßen, als gingen sie mit demselben zu Bette und stünden ebenso bekleidet wieder auf — nein, es war der Familien-Kaffee, wo eine alte zerbrochene Kaffeekanne eine aufgewärmte braune, ziemlich geschmacklose Brühe enthielt, wo bläuliche Milch in einem irdenen Topfe aufgetragen wurde, wo das gewöhnliche Haus-brod ohne besondere Unterlage auf dem Tische lag und wobei sich Madame Scheidel und Friederike Federbach befanden, beide noch sehr mangelhaft frisirt, da noch keine Veranlassung gewesen war, sich festlicher und sorgfältiger zu kleiden, und da die Hitze, namentlich jetzt in den Nachmittagsstunden, so niederdrückend erschien, daß man, wie die Stadträthin sagte, lieber gar nicht hätte angezogen sein mögen. Die Läden der Fenster waren bis auf kleine Spalten geschlossen; durch diese Spalten aber drang das Sonnenlicht herein, bildete lange glänzende Streifen, in denen sich die zahlreichen Fliegen gütlich thaten und in deren Schein, wenigstens im Scheine von einer derselben, Friederike Federbach saß, deren poetischem Gemüthe die Dunkelheit zuwider war, und die es nicht ertragen konnte, wenn sie nicht von einem Schimmer des göttlichen Lichtes berührt wurde.

Der Stadtrath hatte seine Pfeife geraucht und war dann seinen Geschäften nachgegangen, so daß nun die beiden Damen allein blieben, denn der junge Eduard pflegte zu dem aufgewärmten Nachmittagsgetränke nicht zu erscheinen und nahm seinen Kaffee mit Alters- und Standesgenossen im Kaffeehause.

Hier nun erschien Herr Mohler, schwitzend vor Aufregung und Geschäftseifer, denn es sei ferne von uns, diesen geplagten Mann verdächtigen zu wollen, indem wir sagten: er sei auf geradem und directem Wege hieher gekommen. — O nein, er hatte sich unter Wegs über Nachmittagsbesuche von ein Paar Schulen zu unterrichten, mußte unter Anderem auch ungebührlich lange an einer Straßenecke warten, wo die Omnibusse der größeren Gasthöfe von der Eisenbahn heimkehrend vorüber kamen, um so durch die Menge und Form des Gepäcks auf die Zahl, Verhältnisse und Nationalität der verschiedenen Reisenden schließen zu können. Dann hatte er auch noch höchst nothwendiger Weise ein großes Bauwesen zu inspiciren gehabt, wo das Gesimse aus mächtigen Quadern bestand und wo er es für unverantwortlich gehalten hätte, sich nicht täglich an Ort und Stelle zu erkundigen, ob das Hinaufwinden der Steine gut von Statten gegangen, und ob nicht irgendwo ein kleines Malheur geschehen sei.

Daß Herr Mohler nach allem diesem Rennen und Laufen und bei einer Hitze von 22 Grad Reaumur sehr echauffirt bei der Stadträthin ankam, bedarf kaum der Erwähnung. Da er hier auch sehr bekannt und wohl gelitten war, so konnte er sich schon erlauben, sich in einen Stuhl niederfallen zu lassen, um sich mit seinem Schnupftuche Kühlung zuzufächeln, ehe er sich nach dem Befinden der beiden Damen erkundigte.

Dies geschah aber natürlicher Weise dennoch und da erfuhr er, daß sich Madame Scheidel „so, so" befinde, wogegen ihm Friederike Federbach einen lang gezogenen Seufzer zur Antwort gab, den er sich selbst übersetzen mochte.

Es sei nun ferne von uns, den geneigten Leser, dem wir schon manche schöne Stunde geraubt, noch damit langweilen zu wollen, daß wir ihm ausführlich erzählen, auf

welche wirklich taktvolle und geschickte Art Herr Kohler über das Abenteuer seines Freundes Weller berichtete, wie er die That desselben als eine wirklich famose That darstellte, deren Beweggründe die gleichen waren, wie die der alten biderben Ritter: allgemeine Menschenliebe und der Wunsch, ihrer Dame zu gefallen, Drachen zu bekämpfen und zu erkämpfen. —

Mochte nun die klare und ungeschminkte Rede des ehemaligen Maklers auf das Herz der ältlichen Jungfrau ihm gegenüber wirklich einen Eindruck gemacht haben, oder mochte dieselbe von der Mutter Wort erschüttert sein, ein Wort, das, durch irgend eine Veranlassung hervorgerufen, vor dem Kaffee ausgesprochen wurde und die Tochter mit dem Prädikate einer unerhörten Gans belegte, da sie so blind sei und nicht einsehen wolle, wie in der jetzigen männerarmen Zeit — genau der Ausdruck der Stadträthin — Herr Weller für eine ausgezeichnete Partie gelten müsse, — genug, sie blickte zur Fensterspalte hinauf an den blauen Himmel, wobei ihre Augen vergnüglich zwinkerten, sie seufzte wieder, aber in einer ganz anderen Tonart; sie nannte Herrn Weller einen vortrefflichen Herrn Weller; sie erlaubte sich endlich die schüchterne Frage, ob Herr Kohler wohl überzeugt sei, daß sein Freund, als er sich in jene ungeheure Gefahr gewagt, wohl ihr Bild in seinem Herzen getragen habe. Was Herr Kohler darauf zur Antwort gab, können wir uns denken, und auch, daß hierauf die ganze Sache, welche als eine Art Freiwerberei betrachtet werden konnte, ihren gehörigen und glücklichen Fortgang nahm. Wir entnehmen dies auch aus einer schließlichen Aeußerung der Stadträthin, als Herr Kohler schon fortgegangen war, die sie ihrer Tochter gegenüber that und die ungefähr lautete: daß es ein wahrer Segen sei, wenn der Mensch nur endlich einmal anfange vernünftig zu werden.

Wäre unsere neue unbedeutende, obgleich sehr wahre Geschichte ein altes bedeutendes aber unwahres griechisches Heldengedicht, so würden wir jetzt zu berichten haben, daß sich nun auf des Olympos Höhen, wo die Götter in ewiger Klarheit thronen, der boshafte Amor vor Lachen seinen kleinen Bauch hielt, während Hymen mit seinem sehr verdrießlichen Gesichte den Rest einer alten, schon oft gebrauchten Hochzeitsfackel anzündete.

Herr Mohler aber eilte von dannen, erhoben, beseligt durch das Bewußtsein, ein gutes Werk gethan zu haben, und begab sich, einigermaßen vor Hitze keuchend, nach seiner Wohnung.

Die sechste Stunde.

In den Zimmern des Herrn Kohler war es so ruhig und still, so schattig und kühl, daß sich der vielgeplagte Bewohner derselben seufzend darin umschaute. Wie stand dort in der Ecke der große lederne Lehnsessel so einladend und seine weichen Arme weit geöffnet, als wolle er sagen: ei so komm' doch! Wie lockte in demselben so verführerisch anzusehen die lange, schon gestopfte Pfeife, die gewöhnlich Abends noch geraucht

wurde, ehe sich Herr Kohler, ermüdet von des Tages Last und Hitze, zu Bette begab.

Welch' eine Wonne, jetzt ausnahmsweise hier einmal zu schwelgen in süßer Ruhe und Tabaksduft, in dem kühlen behaglichen Winkel, sich doppelt glücklich fühlend in dem Gedanken an die brennende Sonne draußen auf dem glühenden Pflaster.

Doch nein, Herr Kohler konnte sich diese Ruhe nicht gönnen, am allerwenigsten im gegenwärtigen Augenblicke. Wir müssen gestehen, daß er einen fast schmerzlichen Blick auf die Uhr warf: doch wurde, als er dort den Zeiger zwischen fünf und sechs bemerkte, das Bewußtsein seiner Pflichten so mächtig in ihm rege, daß er fast mit Verachtung auf Lehnsessel und Pfeife blickte. Er änderte etwas sehr Nothwendiges an seiner Kleidung; dann ließ er stolz in dem Gefühle, eine kleine Schwäche überwunden zu haben, die ihn angewandelt, seine freundlichen, schattigen Zimmer hinter sich und betrat frohen Muthes abermals die brennend heißen Straßen.

Hätte der ehemalige Maller einmal beim Vormittagsschnellzug an der Eisenbahn gefehlt, es würde ihm das ein bitteres Gefühl verursacht haben, aber er hätte sich am Ende diese Nachlässigkeit verziehen. Würde er eine der Hauptschulen zur Zeit des Anfangs des Unterrichtes nicht mit seiner Gegenwart beglückt haben, — ein nur halbwegs triftiger Abhaltungsgrund hätte ihn beruhigt. Wäre die Wachparade auch einmal ohne ihn nach dem Schlosse marschirt, er hätte sich daraus am allerwenigsten etwas gemacht, denn hier war Pflicht und Vergnügen gemischt, und wenn er sich das Letztere entzog, so konnte er es vor sich selbst verantworten, daß der Ersteren nicht vollkommen Genüge geschehen.

Aber die fünfte Stunde war die wichtigste für Herrn

Kohler's vielseitige Thätigkeit. Da gingen draußen auf der Eisenbahn drei Schnellzüge mit oder als Anschluß an durchgehende Hauptzüge nach allen Richtungen ab, weßhalb natürlicher Weise um diese Zeit auch ebensoviele Züge ankamen.

Welch' ein Feld für Herrn Kohler's Geschäftigkeit! Wie thätig konnte er nicht dabei sein, wie nützlich sich der Menschheit erweisen. Wenn man ihn da stehen sah, bei Ankunft irgend eines Hauptzuges — er hatte sich durch seine unermüdliche Ausdauer stillschweigend das Recht erworben, vor allen Wartenden den inneren Bahnhof zu betreten — wenn er wie gesagt so dastand, häufig mit dem Hut in der Hand, freundlich lächelnd, aufmerksam all die Gesichter betrachtend, die sich an die Wagenfenster drängten, um den harrenden Verwandten sogleich begrüßen zu können, ihm herzlich zuzunicken, so war Herr Kohler, der nie einen solchen Gruß unerwiedert ließ, schon oft für den unbekannten Vetter Müller oder Onkel Fischer gehalten worden, der dastand, die angekommenen, sehnsüchtig erwarteten Verwandten in Empfang zu nehmen.

Auch wenn sich ein solcher Irrthum aufklärte, wenn Herr Kohler ein Paar heranstürzenden jungen Damen recht bedauernd aber auf's Liebreichste versicherte, er sei nicht der Vetter Müller oder Onkel Fischer, so konnte ihm doch Niemand gram sein, selbst nicht im Gefühle getäuschter Erwartung; denn er wußte sich so verbindlich den näher bezeichnenden Vornamen von Müller oder Fischer auszubitten, er wußte dann regelmäßig so genau Bescheid, daß er den neugierig Fragenden nicht nur Straße und Hausnummer angeben konnte, sondern auch gewöhnlich mit den Verhältnissen des Hauses so bekannt war, um ihnen sagen zu können, ob Tante Rickele angekommen sei oder Vetter Joseph schon abgereist.

Den reisenden Engländern ging Herr Kohler hartnäckig aus dem Wege. Zuerst hatte er auch die Angehörigen dieser Nation mit seiner allgewaltigen Liebe umfaßt, bei ihnen aber barsches, abstoßendes Wesen gefunden und sogar schon ausgesprochene Grobheiten dafür in Empfang genommen; ja es war ihm begegnet, daß ihm ein langes, dürres Exemplar dieser Insulaner stillschweigend seinen Nachtsack übergeben, um ihn zu halten, während er seinen Gepäckcoupon hervorsuchte.

Im Allgemeinen liebte es Herr Kohler, sich auf dem Gepäckbureau nützlich zu machen. Wie oft hatte er hier schon Differenzen zwischen Passagieren und Beamten geschlichtet, wie oft schon den Bahnhof-Inspector vermocht, nach irgend einem verloren gegangenen Koffer zurück telegraphiren zu lassen!

So sah man ihn in der Einsteighalle hin- und hereilen, emsiger und gewissenhafter als die Beamten selbst nach noch leeren Plätzen in den Coupé's spähend oder nach einer nicht sorgfältig geschlossenen Thüre. Diese aber, denen er schon häufig genützt, betrachteten ihn fast wie Ihresgleichen und freuten sich über die Gewissenhaftigkeit, mit der er einen vollen Wagen durch einen weiteren Passagier überfüllte. Die Letztern dagegen hielten ihn in seinem immer höchst anständigen Anzuge für einen höheren Eisenbahnbediensteten in Civil und vertrauten ihm häufig ihre kleineren oder größeren Klagen, worauf Herr Kohler mit Daumen und Zeigefinger der rechten Hand die Stange seiner Brille anfaßte, die blauen Gläser näher an die Augen schob und mit sehr würdigem Gesichtsausdruck sagte: Im Augenblicke lasse sich in diesen leider vielleicht gerechten Klagen keine Abhilfe treffen, man werde aber die Sache bestens vormerken, man werde ihr auf die Spur zu kommen suchen und man werde gewiß eine Abänderung treffen, daß man zufrieden

sein könne. Darauf verbeugte man sich höflich vor einander, Herr Kohler spitzte süß lächelnd seinen Mund und der Passagier versicherte seinen Mitreisenden, er habe da einmal einen sehr höflichen Eisenbahnbeamten getroffen.

Für die Freunde des Herrn Kohler, welche reisten oder ankamen, war die Anwesenheit desselben hier auf dem Bahnhofe von dem allergrößten Nutzen, ja man verließ sich förmlich auf ihn und konnte seinen Bekannten zum Beispiel bei der Abfahrt sagen: „Nun ja, ich will mir's noch überlegen und lasse Dir durch Kohler eine Antwort sagen," oder: „ich schreibe im Wartesaal zwei Zeilen, Kohler wird sie Dir bringen." Und das that denn auch Kohler mit einer Pünktlichkeit, mit einer Gewissenhaftigkeit, die rührend war; er übernahm Briefe, Aufträge und Grüße an Verwandte und Bekannte, er berichtete den ankommenden Freunden über den Stand ihrer Familienangelegenheiten, er rief die Droschke Numero Vier oder Sechs, die noch keine Ladung hatte, er besorgte das Gepäck, wenn der Ankommende eilig noch Jemanden sprechen wollte oder sonst ein dringendes Bedürfniß hatte, — Kohler war bald hier, bald da, man sah Kohler vorn und hinten am Zuge; Kohler schien sich vervielfältigen zu können, und wenn Kohler hier einem Abreisenden warm die Hand gedrückt, so reichte er einem Ankommenden fast im gleichen Augenblick seine Rechte und hatte dabei noch Zeit übrig, einen Gepäckträger zurecht zu weisen, der die Unverschämtheit hatte, von einem Fremden einen Gulden zu verlangen, wo er nur dreißig Kreuzer ansprechen konnte.

Mit einem Worte: Kohler war überall.

So erblicken wir ihn denn auch an dem heutigen denkwürdigen Tage draußen auf der Eisenbahn, bemerken wie er zuerst durch die Wartesäle geht, um zu sehen, ob dort Alles in Ordnung ist, ob die Fenster nach Vorschrift ge-

öffnet sind, ob sich in den Karaffen auf den Tischen frisches Wasser befindet. Einen Augenblick bleibt er in Gedanken versunken an der Eingangsthüre stehen, schaut hinter dieselbe und malt sich in seiner Phantasie den Platz aus, wie er heute Morgen beim Frühzug gewesen. Dort hatte sie gesessen, die schwarzgekleidete Wittwe mit ihrem ernsten, schönen Gesichte, hier hatte sie mit ihm gesprochen, von hier hatte er sie weggeführt, an die Droschke Numero sechzehn — o Gott! hier hatte er leider viel zu tief in ihr dunkles Auge gesehen. Wie stimmte ihn diese Erinnerung fast wehmüthig, wenn er an die Scenen im Molitor'schen Hause dachte. Welche Wahrheit liegt doch in dem alten Sprüchworte: die Stunden folgen einander, aber sie gleichen sich nicht. Er wendet sich seufzend ab und dann sehen wir ihn an das große Buffet treten, wo der dienstthuende Kellner seinen scharfen Blick fürchtet und allzu alte Butterbrode und allzu bestaubte Stücke Kuchen, die von vergangener Woche übrig geblieben sind, eilfertig auf die Seite schiebt. Auf allenfallsige Schreibfehler in der Speisekarte, das heißt, wenn irgend eine Portion Braten plötzlich um so und so viel höher notirt erscheint, deutet Herr Kohler stillschweigend mit dem Finger, und der Kellner beeilt sich in den meisten Fällen, die Zahl zu ändern, um nicht eine kräftige Rüge von der Eisenbahnverwaltung zu erhalten.

Hat sich nun nebenbei der ehemalige Makler unter den Passagieren umgeschaut, ob sich nicht unter denselben eine verlassene Wittwe oder hilfsbedürftige Jungfrau befinde, deren beredter Blick ihm deutlich sagt, eine Ansprache mit Hilfeleistung verbunden werde sehr erwünscht sein, — hat er stillschweigend einen Passagier, der mit der brennenden Cigarre in den Wartesaal zweiter Classe tritt, auf das Plakat an der Wand aufmerksam gemacht, das uns in drei Sprachen sagt: Hier darf nicht geraucht werden, hat er

nebenbei noch einige Kinder, die gar zu viel Lärmen machen, mit einem sehr ernsten Gesicht zur Ruhe verwiesen — hat er alles das gethan, so begibt er sich nach der Einsteighalle, deren Thüre ihm der Portier ohne Weiteres aufschließt.

Hier schüttelt Herr Kohler dem Bahnhof-Inspector die Hand, nickt ein Paar andern Beamten freundlich zu, klopft an das Fenster der Telegraphisten und grüßt diese, wenn sie von ihrer Arbeit aufsehen, wohlwollend aber discret, und dann erst findet er Zeit, auszuschauen, ob an der großen Stange am Eingange des Bahnhofes der rothe Ballon noch nicht aufgezogen sei, welcher anzeigt, daß sich der Zug nahe.

Jetzt klettert dieser rothe Ballon langsam in die Höhe — noch eine kleine Weile und man sieht, wie bei den Gipfeln der grünen Gebüsche, welche die Bahn dem Auge verdecken, dort bei dem Thaleinschnitt weißer Dampf stoßweise aufsteigt. Jetzt pfeift die Locomotive, an den Fensterscheiben der Wartesäle erblickt man viele ängstliche erwartungsvolle Gesichter, und als die Thüren endlich geöffnet werden, strömt Alles mit solcher Hast heraus, daß selbst Kohler, der doch ziemlich fest auf seinen Beinen steht, schon oft in Gefahr gekommen ist, mit fortgerissen zu werden.

Der Zug, der eben ankam, hat hier einen Aufenthalt von einer halben Stunde. Es werden Wagen angehängt, noch ein Coupé erster Classe, ferner ein Lastwagen, auf welchem eine herrschaftliche Equipage steht. Es ist dies eine große vierssitzige Reisekalesche mit einem adeligen Wappen. Während dieselbe auf ihrem Untergestell angestoßen wird, ist ein Bedienter beschäftigt, die zahlreichen Koffer aller Art nachzusehen, ob sie an dem Wagen gehörig befestigt sind.

Wer kann der Besitzer dieser Kalesche sein? Herr Kohler betrachtet das Wappen genau, ohne sich aber der Familie, der es angehört, erinnern zu können, weshalb er beschließt,

dieſen Theil des Zuges, namentlich aber das neu hinzugekommene Coupé erſter Claſſe, zu welchem der herrſchaftliche Wagen zu gehören ſcheint, nicht aus den Augen zu verlieren.

Inzwiſchen bietet der Bahnhof das geräuſchvolle Bild, das der geneigte Leſer gewiß ſchon oft geſehen, — eine halbe Stunde Aufenthalt, die aber meiſtens wegen zu ſpäten Ankommens zu einer Viertelſtunde verkürzt wird, in welcher aber alsdann ſchon wieder nach ruhig abgelaufenen fünf Minuten die lärmende Glocke das erſte Zeichen zum Einſteigen gibt, wornach uns vor Aufregung und Angſt jeder Biſſen im Munde aufquillt, und ehe wir noch mit der Hälfte der vor uns ſtehenden Portion fertig ſind, gellt uns ſchon drohend das zweite Zeichen in die Ohren.

Dies iſt der Moment der allergrößten Confuſion auf dem Bahnhofe. Paſſagiere, alle Hände voll, laufend, gesticulirend, rufend, Beamte mit dem gewiſſen, unausſtehlichen Achſelzucken, wenn ſie gefragt werden, große Karren voll gewichtiger Bagageſtücke, drehnend auf dem Pflaſter, — Alles durcheinander, dazwiſchen zuweilen ein Pfiff der Locomotive, welche die Kraft ihrer Lunge probiren zu wollen ſcheint, — das Rufen und Winken der Paſſagiere, der Lärm der Glocke, welche das dritte Zeichen mit verdoppelter Kraft gibt, das Schreien der Conducteure, die zum Einſteigen drängen, — Alles das bildet ein ſolch' tolles Chaos, daß man mit zugehaltenen Ohren davon laufen möchte.

Nicht ſo Herr Mohler. Wie das Getöſe der Schlacht dem Feldherrn angenehm iſt und ſeine Bruſt erweitert, ebenſo wohlthuend wirkt dieſer entſetzliche Spektakel auf die Nerven des Malers. Ja, er fühlte ſich in ſolchen Augenblicken ſo erhoben, daß er ruhig, faſt theilnahmlos in dieſem Strudel ſtand, daß er, wenn all' ſeine Geſchäfte pünkt-

lich beſorgt waren, hier zurückblieb, ein Fels im Meere, an dem die wogende Flut unaufhörlich vorüber gepeitſcht wird.

So ſtand er an dem oben erwähnten Coupé erſter Claſſe und lächelte ſtill vergnügt in ſich hinein, wenn er in das Treiben vor ſich blickte. — Im nächſten Augenblicke aber lächelte er nicht mehr, denn er fühlte ſich ziemlich unſanft an die Schulter geſtoßen, und als er ſich raſch umwandte, ſah er in das mürriſche Geſicht des ihm wohlbekannten Bedienten aus dem Molitor'ſchen Hauſe, der ihn, wahrſcheinlich boshafter Weiſe, mit einem gewaltigen Koffer geſtreift hatte, welchen derſelbe nun, ohne um Entſchuldigung zu bitten, in das Coupé ſchob.

Dem guten Kohler gab es, wie man ſo zu ſagen pflegt, einen Stich in's Herz, als er dieſen Bedienten ſah, das Coupé erſter Claſſe und die Reiſekatſche, deren Wappen er nun ſofort erkannte. „Ach!“ ſeufzte er in ſich hinein, „ſchon heute verläßt dieſer gräßliche Tyrann mit ſeiner Beute die Stadt, um ſich auf ſein Räubernest zurückzuziehen. — Und bin ich nicht ſelbſt die Urſache, daß er die liebenswürdige Wittwe, die mein Herz gerührt, mit ſich fort nimmt? — Was nützt es mich, daß ich mir wohl denken kann, er gehe auf ſein Schloß Klippenberg? Das wird er noch feſter umſchanzt und verwahrt haben, als hier Haus und Garten. Und nebenbei fühle ich auch gar keinen Beruf in mir, Weller's That nachzuahmen und mich lächerlich zu machen. — O trauriges Verhängniß!“

„Kohler!“ riefen ein Paar Bekannte, die auf dem Tritte eines Eiſenbahnwagens ſtanden und anſcheinlich noch einen Auftrag zu geben hatten. „He! Kohler!“ — Aber Kohler wollte nicht hören — nein, er hörte in der That nicht; ſeine Blicke hingen mit ſchmerzlicher Luſt an dem Wartesſaal erſter Claſſe, der jetzt von dem Portier geöffnet

wurde. Heraus traten drei schöne Kinder, die sich bei den Händen gefaßt hielten. O er kannte sie ganz genau alle drei, es verursachte der Anblick dieser blühenden Gesichter ihm ein eigenthümliches Gefühl. Aber jetzt fühlte er sein Herz sich schmerzlich zusammenziehen, als nun sie hinter den Kindern zum Vorschein kam, sie in schwarzem Anzug, den Schleier zurückgeschlagen, schöner noch als heute Morgen, denn die tiefe, trostlose Trauer war von ihrem Gesichte gewichen; in ihrem vordem so ernsten Auge glänzte es fast freudig wie der Schimmer einer Hoffnung.

Sollte —? — O nein, so eitel war Herr Kohler nicht. — Und doch, sollte sie ihn vielleicht gesehen haben! — Nein, nein, vergebliche Hoffnung! — Bis dahin noch nicht; aber jetzt erblickte sie ihn, und der Ausdruck ihres Gesichtes änderte sich nicht, das heißt, man sah in demselben nicht das Geringste von größerer oder freudiger Erregung. Aber sie blickte ihn mit Wohlwollen an, und als sie näher gegen ihn kam und die kleine Baronin in den Wagen hob, — Herr Kohler hatte tief gerührt das andere Mädchen genommen, während der murrische Laki den kleinen Buben auf seinen Arm nahm — sprach sie leise zu ihm:

„Nochmals danke ich Ihnen herzlich für Ihre Dienste und werde sie nicht vergessen."

Ihr Kleid hatte ihn gestreift, als sie in den Wagen stieg; dann hatte sie auch gesagt: „ich werde Sie nicht vergessen." — Hatte sie das: sie auf die Dienste bezogen, die sie nicht vergessen wolle, oder hatte sie damit seine Person — Kohlers Person nämlich — gemeint? O gewiß das Letztere, denn noch einmal nickte sie ihm freundlich zu, ehe sie an der andern Seite des Coupe's Platz nahm.

Der ehemalige Makler hätte sich jetzt zurückgezogen, um in keine Berührung mit dem Freiherrn von Molitor zu

kommen, der nun, von seinem Kammerdiener begleitet, aus dem Wartesaal kam. Aber die scharfen stechenden Augen des langen Mannes hatten ihn schon erfaßt und hielten ihn zauberhaft fest, wie der Blick der Schlange das kleine unschuldige Vögelein.

Wie konnte dieser Mann so höhnisch und häßlich lächeln! Wie funkelten seine Augen so unheimlich! Jetzt legte er die dürre Rechte auf die Schulter seines Kammerdieners und murmelte durch die fest auf einander liegenden Zähne; aber er murmelte so laut, daß Herrn Kohler kein Wort entging, wobei der Baron auch nicht eine Sekunde seine unheimlichen Blicke von dem Mailer abwandte:

„Es ist gut, Gebhard, daß Ihr mir den da zum Mitnehmen eingefangen habt. Laßt ihn aber ja nichts merken; es ist das ein gefährliches Subject, dessen man sich sicher entledigen muß. — Einen guten, schweren Stein an seinen Hals, und dann in den See hinter dem Schlosse mit ihm. — Plumps!“ — Dann lächelte er freundlich gegen den Kammerdiener, schloß bedeutungsvoll seine Augen und sagte noch: „Nur keinen Argwohn erregt,“ worauf er grinsend an den Wagen und zu Herrn Kohler trat, ihm mit einigen Worten seine Freude zu erkennen gab, daß er so pünktlich Wort gehalten, und ihn höflich ersuchte, gefälligst einsteigen zu wollen.

Herr Kohler war jedoch, wie aus Ehrfurcht, einen großen Schritt zurückgetreten, in Wahrheit aber, um aus dem Bereiche dieses mörderisch gesinnten Wahnsinnigen zu kommen. Es schauderte ihn, wenn er daran dachte, in welcher Lebensgefahr er hätte gewesen sein können, wenn ihm der lange Freiherr unbemerkt nahe getreten wäre, ihn vielleicht gepackt hätte, erwürgt oder unter die Räder der Wagen geworfen, während sich der Zug gerade in Bewegung gesetzt.

Seine Weigerung einzusteigen schien auf den Baron indessen keine große Wirkung hervorzubringen; es begnügte sich dieser, laut aufzulachen und in das Coupé zu steigen.

In wirklich unaussprechlicher Angst betrachtete Herr Kohler alle Bewegungen des Wahnsinnigen; er fürchtete irgend etwas Schreckliches, was vielleicht der schönen Wittwe geschehen könne, und fühlte sich ein wenig beruhigt, als er bemerkte, daß Herr von Molitor dieselbe ehrfurchtsvoll grüßte und sich dann in einer andern Ecke des Wagens niederließ.

Die Zeit zur Abfahrt war da, das letzte Zeichen gegeben, die Conducteure schwangen sich auf die Tritte ihrer Wagen, die Locomotive pfiff und brauste, und Herr Kohler trat zurück an die Thüre des Wartesaals zweiter Classe, wo er plötzlich eine bekannte Stimme hörte, die laut ausrief: „Zu spät!"

„Ja, zu spät!" antwortete eine andere Stimme; „ich weiß nicht, mir ist das sehr unangenehm; ich hätte was darum gegeben, gerade mit diesem Zuge zu fahren."

„Bah! es ist der einzige nicht, der nach dieser Richtung geht. — Lesen wir den gedruckten Fahrtenplan. — Doch nein." —

Herr Kohler hatte sich rasch umgewandt.

„Wozu," setzte der Sprecher heiter hinzu, „einen gedruckten Fahrtenplan, da wir hier einen besseren lebenden vor uns haben?"

„Ah! Herr Victor! — Sie wollen verreisen und haben den Zug verfehlt? Und Herr Stifter ebenfalls?"

„Wie Sie sehen, lieber Freund. Doch werden Sie uns wahrscheinlich die beruhigende Versicherung geben können, daß in kurzer Zeit ein anderer Zug abgeht."

„Und wohin, Herr Barring?"

„Nun in der gleichen Richtung wie dieser, nach T., nach S., nach B., wie Sie wollen."

„So haben Sie keinen besonderen Reisezweck?"

„Ja und nein," entgegnete der junge Mann achselzuckend. „Zuerst wollen wir eine gute Entfernung zwischen uns und die Stadt bringen und dann auf irgend einer Station sehen, wohin wir unsere Schritte lenken."

„Sie sind glücklich," sagte der ehemalige Makler, indem er seinen Kopf auf und ab wiegte, „ein freier Mann, durch nichts gebunden. Gefällt es Ihnen einmal plötzlich nicht mehr hier, so packen Sie Ihren Koffer, kaufen sich ein Fahrbillet und —"

„Verfehlen den Zug wie so eben," unterbrach Victor die Rede des Herrn Kohler.

„Das sind Kleinigkeiten," fuhr dieser fort. „Wie ich Ihnen schon sagte, haben Sie in zehn Minuten einen andern. Aber so frei zu sein, so unabhängig! das ist ein beneidenswerthes Loos!" setzte Herr Kohler mit einem tiefen Seufzer hinzu, wobei er dem enteilenden Zuge sehnsüchtig nachblickte.

„Obgleich ich zum Scherzen nicht recht aufgelegt bin," erwiederte Victor, „so könnte mich doch Ihre Bemerkung, Ihr tiefer Seufzer, der mir nicht entgangen ist, lachen machen. — Wer ist freier, wer ist unabhängiger als Sie?"

„Als ich?" sprach der Makler im Tone höchster Verwunderung. Und während er das sagte und dazu den Kopf schüttelte, mußte er sich eingestehen, daß er an die Möglichkeit der Freiheit für sich in seinen kühnsten Träumen noch nicht gedacht. Eine solche Möglichkeit war ja auch gar nicht denkbar; denn jetzt, wo zum ersten Male dieser Gedanke angeregt wurde, sah er blitzähnlich eine solche Kette der traurigsten Verwickelungen vor sich, die nothwendig erfolgen mußten, wenn er sich wirklich einmal einer

solchen Freiheit bedienen wollte, daß es ihm ordentlich schwindelig wurde. Seine Obliegenheiten waren so riesengroß, daß er sich begnügte, mit einem Lächeln der Befriedigung zu sagen:

„Lieber Herr Victor, scheinbar ohne Geschäfte kann ich Ihnen doch die Versicherung geben, daß ich mit den wichtigsten aller Art so überhäuft bin, daß für mich an keine Erholung zu denken ist. — Aber geben Sie mir Ihre Billete," setzte er gutmüthig hinzu, „ich will sie Ihnen für den nächsten Zug umstempeln lassen."

Victor nahm dies Anerbieten dankbar an und begab sich zu seinem Freunde, der an's Ende der Einsteighalle gegangen war, dort an einem Pfeiler lehnte und augenscheinlich mit trüben Gedanken beschäftigt dem fortdampfenden Zuge nachschaute. Die Wagenreihe selbst war nicht mehr zu erblicken, nur zwischen den ziemlich fernen Auslaufern der Bergkette, die mit ihrem Hebenzuge den Horizont abschloß, stiegen leichte weiße Dampfwolken auf; dort lagerte auch noch ein Streifen türkisgrauen Rauches, und jetzt vernahm das Ohr, wenn auch schwach und gedämpft, den Pfiff der Locomotive, welcher anzeigte, daß der Convoi so eben in einen Tunnel eingefahren war.

„Ich weiß nicht," sagte der Maler, „was ich darum gegeben hätte, wenn wir gerade mit diesem Zuge hätten fahren können. Ich kann die Blicke von den letzten langsam vergehenden Spuren desselben dem leichten Rauche dort nicht abwenden, und in meinem Herzen drängt es mich, ein stummes Lebewohl um das andere nachzusenden."

„Ich finde das begreiflich," versetzte Victor; „Deine Seele beschäftigt sich mit der Entflohenen, und daß Du gerade bei einem fortteilenden Eisenbahnzuge an sie denkst, ist natürlich. Möglich auch, daß sie diesen Weg gemacht hat oder ihn noch macht, hoffentlich sogar; denn auch wir ziehen ja nach dieser Richtung."

„Herzlich danke ich Dir, — o wenn ich mich Dir nur früher rückhaltlos anvertraut hätte! wenn ich Deinem wohlgemeinten Rath gefolgt wäre! Wie Manches würde anders gekommen sein!"

„Wer weiß aber, ob besser: ihr hättet vielleicht in einer schwülen, unheimlichen Luft fortgelebt, so ihrer Meinung nach duldend, Du still vergleichend, ohne daß sich im Ganzen viel geändert hätte. Ich versichere Dich, ein solches Ungewitter ist oft sehr heilsam, es reinigt die Luft, klärt den Horizont, verjagt die giftigen Nebel und schenkt uns heitere Tage. Laß uns darauf vertrauen."

In diesem Augenblick brachte Herr Kohler die ungestempelten Billets und ermahnte die Freunde, näher zu den Wartesälen zu gehen, um den Zug, der eben von den Passagieren bestiegen wurde, nicht abermals zu versäumen.

Die Beiden befolgten seinen Rath, und der ehemalige Makler war ordentlich erstaunt, mit keinen Aufträgen belastet zu werden; ja, er konnte das so wenig begreifen, daß er ein paarmal im Begriffe war, den Namen seines Freundes, des Herrn Duvallet, zu nennen und andeutend zu sagen: er, Kohler, werde nicht ermangeln, der Familie von der Abfahrt Victor's zu berichten. Doch schwieg er, da es ihm zu eigenthümlich vorkam, daß Victor nicht aus freiem Antrieb von seinen Verwandten sprach. Discretion war eine Haupttugend im Charakter des Herrn Kohler, und in diesem Punkte fühlte er mit einer rührenden Feinheit.

So ward denn in kurzer Zeit auch für diesen langsamen Zug, der dem Schnellzuge folgte, das dritte Zeichen gegeben. Die beiden Freunde waren eingestiegen, und Herr Kohler, vertraut mit jeder Bewegung des Waggons, stand Abschied nehmend auf dem Tritt, um Victor und dem Andern seine Hand zu reichen.

„Geben Sie Acht," sagte ihm der Erstere noch, der die

Bahnhofbeschäftigungen des ehemaligen Maklers kannte, „Sie werden in den nächsten Tagen so vielen Bekannten hier Lebewohl zu sagen haben, daß Sie es am Ende auch nächtig nachzieht und wir uns drüben, das heißt jenseits der Berge, wieder finden. — Also, auf baldiges Wiedersehen!"

Herr Kohler schüttelte ungläubig sein Haupt, und darauf setzte sich der Zug in Bewegung. Er begleitete denselben mit langsamen Schritten bis an's Ende der großen Halle, dann wandte er um, legte die Hände auf dem Rücken zusammen, und aus dem ungläubigen Kopfschütteln ging er in tiefes Nachdenken über. — „Wenn dem wirklich so wäre," dachte er bei sich selbst, „wie unser Freund da gesagt, daß es auf einmal aller Welt, das heißt allen Bekannten, einfiele, die Stadt zu verlassen und ich, Jedem mein Lebewohl sagend, am Ende ohne Freunde allein hier zurückbliebe! Es läge darin etwas vom ewigen Juden, und zuletzt wäre doch ein solcher Zustand geeignet, auch in mir eine Sehnsucht nach jenen blauen Bergen zu erwecken, wo ja auch sie zu finden ist."

Bei diesen Worten drehte er abermals um und trat an dieselbe Stelle, wo so eben noch der Maler gestanden. Auch sah er das Gleiche, was dieser gesehen; ja um eine Aehnlichkeit in Beider Zustand anzudeuten, so empfand auch er ein kleines Verlangen, mit auf dem davon eilenden Zuge zu sein, eine Lust, zu erfahren, was es denn eigentlich weit, weit hinter jenen blauen Bergen gebe. Dabei müssen wir gestehen, daß Herr Kohler noch keine großen Reisen gemacht hatte, ja eigentlich noch nie gereist war; denn sein Besuchen der benachbarten Städte — eine lebendige Musterkarte — konnte man füglich nicht reisen nennen, behaglich reisen, so zu seinem Vergnügen reisen. Darin müsse doch etwas Entzückendes liegen, sprach der ehemalige Makler zu

sich selber, anzuhalten, wo es Einem beliebe, die schöne Natur zu bewundern, Merkwürdigkeiten zu besehen, statt den ganzen Tag wiederholen zu müssen, daß die nächste Seidenernte gar keine Hoffnungen errege, und daß gute Waare in kurzer Zeit außerordentlich steigen müsse.

Warum konnte aber Herr Kohler nicht ebenfalls dort hinaus eilen? — Er lächelte über seine eigene Frage, und es war ihm fast ein Trost, sich den Zustand der Stadt zu vergegenwärtigen, wenn er, Kohler, einmal nicht mehr da wäre, wenn die Schulen insoweit verwaist wären, daß Niemand mehr vor der Thüre derselben erschiene, um einigermaßen auf den pünktlichen Besuch zu achten und darauf zu sehen, daß die kleinen unartigen Lümmel beim Ausgange nicht gar zu viel Spektakel machten; wenn die Steinversetzer an den großen öffentlichen Bauten nicht mehr zur Vorsicht angetrieben würden, indem sie wüßten, daß nicht noch ein Paar Augen außer denen des Baumeisters da seien, die genau Achtung gäben auf jede Umdrehung der Hebemaschine; wenn die Militärkapellmeister vergeblich jene behäbige Gestalt suchen würden, die, mit fest angezogenem Stocke oder Regenschirm taktmäßig marschirend, jeden Mittag in der Nähe der großen Trommel zu sehen war. — Herr Kohler war fest überzeugt, daß die ganze Musikbande völlig außer Takt kommen müsse, und daß man endlich aufhören würde zu spielen aus Schmerz über seine Abwesenheit und aus Furcht, sich gründlich zu blamiren.

Und erst die Eisenbahn! Daran mochte Herr Kohler fast gar nicht denken, und wenn er diesen Gedanken doch wagte, so erregte er bei ihm ein mitleidiges Lächeln, indem er bedachte, wie hier Alles drunter und drüber gehen würde. Dabei können wir nicht läugnen, daß es ihm gewissermaßen ein wohlthuendes Gefühl war, sich den Schmerz der sämmtlichen Beamten, vom Bahnhof-Inspektor

bis zum letzten Wagenschmierer, zu vergegenwärtigen. — „Kohler hat sich schon seit drei Tagen nicht sehen lassen, was ist da um Gotteswillen zu machen?“ — Dann die Verwunderung, den Schmerz der Passagiere! — „Wo ist Herr Kohler? — Um Gotteswillen! hat denn Niemand den Herrn Kohler gesehen? — Kohler! Kohler!“ — Bleiche verstörte Gesichter. — „Kohler! Kohler!“

Keine befriedigende Auskunft; nur das Echo von dem alten Wagenschuppen gegenüber würde melancholisch antworten: „Kohler! — Kohler.“ — Und dieser Gedanke erhob und stärkte ihn in seinen schwierigen Berufspflichten; so wie er heute um die sechste Stunde auf dem Bahnhofe war, so sah man ihn den folgenden Tag um die gleiche Stunde wieder.

Wie erstaunte aber Herr Kohler, als er, den Schnellzug inspicirend, seinen Freund den Herrn Commerzienrath Duvallet fand, ebenso Madame Duvallet und Alice, ja die ganze befreundete Familie mit einiger Dienerschaft, die sich zur Abreise anschickte. Der ehemalige Makler traute seinen Augen fast nicht und konnte den Mund vor Verwunderung kaum schließen, als ihm nun der Commerzienrath herzlich die Hand schüttelte und um Verzeihung bat, daß er ihm im Drang der Geschäfte die so plötzlich projectirte Reise nicht noch eigens persönlich habe anzeigen können. Das Circular des Hauses werde er aber erhalten haben. — Aber Herr Kohler hatte nichts erhalten, Herr Kohler war wie aus den Wolken gefallen.

„Ein Circular des Hauses?“

„Nun ja, die längst beschlossene Uebertragung des Geschäfts an meinen ersten Buchhalter.“

„So werdet ihr also lange ausbleiben?“ stammelte Herr Kohler in höchster Ueberraschung.

„Voraussichtlich ja; jetzt erinnere ich mich, dem Circu-

lar ein Paar Worte angefügt zu haben, eine dringende Einladung, uns baldigst auf längere Zeit zu besuchen. Wir bleiben kurze Zeit in S. und gehen dann auf das Gut, in der Nähe der Stadt, welches ich, wie Du weißt, schon vor längerer Zeit angekauft."

Auf dem Gesichte des Herrn Kohler zeigte sich dasselbe Lächeln wie gestern, als Victor ihn zum Nachkommen ermuntert.

„Sie müssen kommen," sagte dringend die Commerzienräthin; „Sie versprechen mir das, lieber Kohler!" Dabei reichte sie ihm ihre Hand.

Das Lächeln des Herrn Kohler war fast ein verlegenes zu nennen.

Alice, die daneben stand, sprach nichts, sie sah etwas bleich aus, und ihre Blicke irrten suchend unter der Menge der Passagiere umher; auch sie reichte Herrn Kohler die Hand.

„Grüßen Sie Victor herzlich von mir," sagte der Commerzienrath, indem er einstieg.

„Auch von mir," fügte Madame Duvallet bei.

Und jetzt blickte das junge Mädchen tief in die Augen des Herrn Kohler, und bat mit leiser Stimme:

„Auch recht, recht sehr von mir."

Der ehemalige Makler war so voll von Verwunderung — es war fast mehr ein Gefühl der Betäubung — daß er bei diesen freundlichen Grüßen zu sagen vergaß, Victor sei gestern schon abgereist: auch hatte er nicht mehr die Zeit dazu, denn die Locomotive pfiff und der Zug setzte sich gleich darauf in Bewegung. Abermals schritt er nun nebenher, der befreundeten Familie noch mit der Hand zuwinkend.

Der Commerzienrath blickte noch einmal sehr ernst auf die Stadt, Madame Duvallet seufzte, und Alice allein

ſchaute den Freund des Hauſes innig und herzlich an, und bewegte dabei die Lippen, als wolle ſie ihm noch etwas ſagen.

Dann verſchwanden Alle, die lieben, bekannten Geſichter wie die Köpfe der andern Paſſagiere, ſämmtliche Coupé's erſter, zweiter und dritter Claſſe, darauf die ſchweren Packwagen mit dem letzten Conducteur hinten auf, und wieder lehnte Herr Kohler an dem bewußten Pfeiler, und wieder blickte er in die Gegend hinaus, bis die Wagenreihe verſchwunden war, bis man in der Entfernung nur noch hie und da weißen Dampf aufſteigen ſah und eine dunkle Rauchſchichte bemerkte, und bis man ſchwach und ſchwächer den Pfiff der Locomotive hörte, als der Zug in den Tunnel hinein bog. Dahinter erſtreckten ſich weite, lachende Ebenen, da lagen Dörfer bei prachtvollen Schlöſſern, und im Parke eines derſelben wandelte ja auch ſie, vielleicht an ihn denkend.

Darauf verſchwand wieder ein Tag, und um die ſechste Stunde ſah man Herrn Kohler wieder auf dem Bahnhof. Auch lehnte er wiederholt an dem bewußten Pfeiler und hatte ſeine eigenen, nicht gerade ſehr heiteren Gedanken, als er den Eilzug verſchwinden ſah, dort hin, wo auch ſie weilte.

Und ſo verging Tag um Tag, es reihte ſich eine Woche an die andere, das ſchöne, außergewöhnlich heiße Frühjahr neigte ſich ſeinem Ende zu und verſprach in der Beſtändigkeit des klaren Wetters einen prachtvollen Sommer.

Um die ſechste Stunde war Herr Kohler auf ſeinem Poſten. Die Paſſagiere, die ankamen, waren bepackt mit prachtvollen Blumen und den erſten reifen Früchten; auch ſah man ſchon Schaaren von jungen Leuten zurückkehren aus den Sommerferien, die kamen vom Gebirge her, Sträuße von Alpenroſen und Edelweiß auf ihren Hüten, lange

Stäbe in den Händen, deren Spitzen gewöhnlich mit Gemshörnern beſetzt waren. Sie grüßten den bekannten Herrn Kohler und Herr Kohler grüßte ſie wieder.

Denn um die ſechste Stunde war er auf ſeinem Poſten.

Und dieſer ſechsten Stunden waren ſo nach und nach eine Menge vorübergegangen. Eigenthümlicher Weiſe hatte es dem ehemaligen Makler geſchienen, als verlaſſen alle ſeine Freunde und Bekannten die Stadt, und als kehre Niemand von denſelben zurück. Er kam ſich jetzt wahrhaftig oft ſo vor wie der ewige Jude, der allein zurückbleiben müſſe, und in ſeinen Träumereien ſpiegelte ſich dieſer fürchterliche Gedanke oftmals in den wildeſten und phantaſtiſchſten Bildern wieder. Da ſah er ſich auf dem Bahnhofe ſtehen, gelähmt wie man es im Traume zu ſein pflegt, wenn man etwas Schrecklichem nicht entfliehen kann, und da mußte er zuſchauen, wie Alles jubelnd in die Weite zog, Alles was ihm lieb und theuer war — nur er allein mußte zurückbleiben. Da ſauste die ſämmtliche Schuljugend auf Eiſenbahnwagen bei ihm vorüber; die Kleinen machten lange Naſen und lachten ihn aus, wenn er ihnen nachſchaute — entſetzlich! — da wurde er faſt umgeworfen von gewaltigen Gebäuden, die auf Walzen daherzogen, auch dem Schienenwege folgend, und ihnen nach hüpften die Muſikbanden ſämmtlicher Regimenter, die luſtigſten Weiſen wie ihm zum Hohn ſpielend. Und nicht nur alle Bekannten ſah er in dieſen Traumgeſichtern bei ſich vorüberziehen, auch ſeine ehemaligen Geſchäftsfreunde mit ihren Commis und Lehrlingen, und Weibern und Kindern, Dienſtboten beiderlei Geſchlechts und deren Freunde, abermals mit den ganzen Haushaltungen, — ein zweiter Auszug der Kinder Iraels; aber hier blieb kein Pharao zurück — Alles, Alles zog davon außer ihm. Zuletzt ſprangen auf

dem Bahnhofe die Thore der Schuppen auf, die vorräthigen Locomotiven rollten daher, an sie hängte sich Alles, was sich an Packwagen dort befand, und dann — o Graus! stürzten sämmtliche Gebäulichkeiten zusammen, aber Steine und Holzwerk — kurz Alles, Alles — fiel in zauberhafter Weise gerade auf die Packwagen und fuhr mit diesen unter lautem Halloh davon. — Er blieb allein zurück, und wenn er bald darauf aus diesem furchterlichen Traume in Schweiß gebadet erwachte, so war ihm doch noch eine unangenehme Empfindung zurückgeblieben.

Trotzdem war er um die sechste Stunde auf dem Bahnhofe zu finden.

Und als wollte der Traum wahr werden, so sah er eines Tages mehrere Schulen zu einer kleinen Gebirgsexcursion ausziehen, und das Militär in langen Eisenbahnzügen mit klingendem Spiel, freilich nur zu den Manövern, davon dampfen. Aber wer konnte wissen, ob das nicht schon der Anfang jenes Spuckes war.

Dabei schien es immer, als ob der ganze Zug mit Leuten besetzt sei, die Herr Kobler kannte, denn wohin er sich zufällig wandte, fast überall nickte ihm irgend ein Gesicht freundlich zu. Früher hatte ihn das gefreut, jetzt fing es ihm an schmerzlich zu werden; früher war er so bereit gewesen, allen Abreisenden seine kleinen Gefälligkeiten zu erzeigen, jetzt dachte er nur immer: auch wieder Einer, der die Stadt und mich verläßt! Er machte es den Leuten fast zum Vorwurf, daß sie Erholungsreisen machten oder in die Bäder gingen. Hatte er doch selbst vor ein Paar Tagen trübe geträumt, als ihm eine Frau, die er hoch verehrte, die Baronin Molitor, ihre kleine Hand reichte und mit freundlichen Worten Abschied von ihm nahm. Hatte sie auch gleich zu ihm gesagt: „Auf baldiges Wiedersehen!“ so wußte er doch, daß das nur eine Redensart war.

Und wie glücklich und zufrieden hatte diese Dame aus ihren schönen Augen geblickt: — auffallend heiter und glücklich, was bei ihr früher nicht immer der Fall gewesen war; auch hatte sie dabei eine so liebenswürdige Ungeduld gezeigt: sie konnte es nicht erwarten, bis sich endlich der Zug in Bewegung setzte. Alsdann grüßte sie noch einmal flüchtig Herrn Robier und warf sich darauf fest in ihre Wagenecke, um ihren augenscheinlich nicht unangenehmen Gedanken nachzuhängen.

Eine andere Begegnung hier auf dem Bahnhofe war dem ehemaligen Makler in seinem damaligen trüben Gemüthszustande schon sympathischer gewesen. Er wurde eines Tages von dem Portier ersucht, in den Wartesaal erster Classe zu kommen. Als er dort eintrat, bemerkte er eine schwarz gekleidete Dame, die hastig auf und ab schritt. Schon klopfte sein Herz in freudiger Erregung, doch sagte ihm seine Vernunft, sie, die sich in weiter Ferne befinde, könne es ja doch nicht sein. Und das bestätigte ihm auch gleich darauf sein Auge, denn als die Dame sich rasch umwandte und auf ihn zutrat, sah er die Gräfin Follange vor sich, die, ihn eilig grüßend, einen scheuen Blick hinter sich an die Glasthüre warf und ihm dann ein Briefchen übergab, das sie aus dem Pulten zog und das sie ihn rasch zu verstecken bat.

„Es ist an einen Ihrer Bekannten," sagte sie dringend: „Sie werden einer Dame, die Ihnen dafür ihren herzlichen Dank sagt, den Dienst nicht versagen, dies Schreiben so schnell wie möglich zu besorgen. — Sie sehen mich überrascht an, Sie werden finden, daß auf der Adresse der Ort fehlt, wo er sich aufhält. Sie wissen ihn: meine Kammerfrau brachte mich auf den glücklichen Gedanken, Ihnen, den ich hier finden würde, zu vertrauen."

Darauf legte sie ihre beiden Hände leicht zusammen,

hob sich etwas in die Höhe und fuhr fort, während sie aus ihren reizenden dunkeln Augen einen gefährlichen Blick auf Herrn Mohler sandte, und während ihr Gesicht durch einen leichten Anflug von Angst noch verschönert wurde: „Herzlich bitte ich Sie. — Doch still, man kommt."

Und man kam wirklich, nachdem Herr Mohler sich entfernt hatte. Es war ein langer, hagerer Mann mit stark aufgedrehtem Schnurrbart, der mit der Gräfin so vertraut that, wie es einem Ehemann zukommt, woran sie aber kein so außerordentliches Wohlgefallen zu finden schien, denn sie wandte sich kurz ab, warf ihren Kopf empor, und um ihren feinen Mund spielte ein verächtlicher Zug, der sich erst draußen auf dem Trottoir wieder in ein freundliches Lächeln verwandelte, als sie dort Herrn Mohler erblickte, welcher sich ehrerbietigst verneigte. Als sie einstieg, grüßte sie, ohne daß es Jemand außer diesem gesehen hätte, noch einmal ihren neuen Vertrauten, wobei sie ihre wunderbaren Augen so gefährlich schloß und wieder öffnete, daß Herr Mohler, trotz seiner treuen Anhänglichkeit an die schöne entschwundene Witwe, diesen Blick lange nicht vergessen konnte.

Der Brief trug die Aufschrift: An Monsieur Ferdinand Stifter durch Vermittlung des Herrn Victor von Parring.

„Diese Schelme!" konnte sich der ehemalige Maler nicht enthalten zu sagen, wobei er nicht ohne etwas Neid dem davondampfenden Zuge nachblickte. — — — —

Und welche Menge von näheren Bekannten immer mit diesem elenden Eisenbahnzuge auf Reisen ging! Selbst genaue Freunde. So Herr Weller, der eines Tages anfuhr, als Mohler eben in das Bahnhofgebäude trat; Herr Weller kam in seiner gewöhnlichen Droschke, Herr Weller

saß in einem großen vierſitzigen Stadtwagen, auf dem ſich vorn ein Kutſcher, hinten ein Bedienter befand, beide in ſchwarzen, ſaubern Anzügen, mit etwas gerötheten Naſen, dafür aber mit ſehr bleichen und weißen baumwollenen Handſchuhen.

Herr Kohler grüßte mit einem wehmüthigen Gefühl den kleinen Kaufmann, der behende aus dem Wagen ſprang, dann mit freudeſtrahlendem Geſichte hinein griff und ſeine nunmehrige Gattin, die ehemalige Friederike Federbach, zum Vorſchein brachte. Sie nahm ſich gut aus mit dem gewiſſen würdigen und doch vielſagenden wohlgefälligen Zug um den Mund, den alte Jungfern anzunehmen pflegen, wenn ein gütiges Geſchick ſie noch zu jungen Frauen gemacht hat. Sie reichte dem Hausfreunde die Hand, während der galante Schwiegerſohn ſich bemühte, auch die Stadträthin, Mutter Scheidel, aus der Hochzeitskutſche zu befreien.

Der junge Eduard ſtieg allein heraus und meinte mit verdrießlichem Geſicht: jetzt endlich werde es ihm doch einmal erlaubt ſein, eine vernünftige Cigarre zu rauchen.

„Ich ſage Ihnen," wandte er ſich an Kohler, „was das heute für eine langweilige Wirthſchaft war, davon haben Sie, Gott ſei Dank! keine Idee. Wie freue ich mich, daß dieſe Geſchichte vorüber iſt!"

Und Alle ſchienen ſich ſehr darüber zu freuen. Herr Weller, daß er durch ſeine heroiſche That eine Braut errungen, die ehemalige Friederike Federbach, daß ſie Madame Weller geworden, und Mutter Scheidel, daß ſie nicht mehr die ihr unverſtändlichen lamentablen Phantaſien ihrer alt gewordenen Tochter anhören mußte.

Und Vater Scheidel? — Er raſſelte ſo eben heran mit einer Droſchke, welche das Gepäck der Neuvermählten und

des Sohnes Eduard trug. Denn dieser Letztere, welcher eine Stelle in einem Handlungshause in P. erhalten hatte, begleitete das junge Paar bis nach S., wo ihre Wege sich trennten.

Madame Weller freute sich aber durchaus nicht über diese Begleitung. Der junge Eduard hatte etwas so unendlich Schlankhaftes und zeigte so gern seine rüden Manieren. Hatte er doch schon beim hochzeitlichen Mahl Cigarren rauchen wollen, und hatte er doch schon während der Fahrt bisher mehrmals zu pfeifen angefangen und zwar die Melodie des Liedes:

Heinrich schlief bei seiner Neuvermählten.

Es war in diesem jungen Menschen keine Spur von Zartgefühl und guter Erziehung zu finden.

„Den werden sie schon noch hobeln," hatte Vater Scheidel gesagt. Und dieser Mann sah prophetisch in die Zukunft.

Aber die Zeit verrann, die unvermeidlichen drei Zeichen wurden gegeben, Weller und Mohler drückten einander noch einmal zärtlich die Hände, während Madame Weller schon eingestiegen war, und Eduard einen Streit anfing mit einem ungeschliffenen Gesellen Seinesgleichen, der seinen Nachtsack nicht von der Bank entfernen wollte.

Und abermals setzte sich der Zug in Bewegung, und abermals blieb Herr Mohler allein — wohl um die sechste Stunde.

Und wieder eine sechste Stunde kam, und wieder und wieder eine, und es war dem ehemaligen Makler, als sähe er nur lachende, vergnügte Gesichter hinwegziehen, so ihre Freude ausdrückend, daß es ihnen endlich gelungen sei, den Mauern dieser Stadt zu entfliehen.

Er aber kehrte immer wieder dahin zurück.

Da ſagte ihm eines Tages ein Freund, der ebenfalls hinaus zog in die weite, herrliche Natur:

„Aber Kohler, wenn ich Deine Zeit hätte und Dein Geld, wie wollte ich Sommer um Sommer in der dumpfigen Stadt bleiben. Alles macht ſich eine Erholung; die Schulen ſind geſchloſſen, ſogar das Militär manövrirt draußen im Freien — wahrhaftig, wer nicht muß, der bleibt gewiß nicht hier."

Aber mußte er nicht bleiben; konnten die großen Bauweſen der Stadt ruhig ihre Arbeiten fortſetzen, wenn er ſie nicht zuweilen inſpicirte? Mußte nicht auf der Eiſenbahn die greulichſte Verwirrung eintreten, wenn ſein Auge nicht mehr wachte? — Und doch, und doch! Es war ein fremder Geiſt in ſein Herz geſchlichen, ein ſpottender Geſelle, der ihn höhnte und auslachte, wenn er ſo in der Hitze des Nachmittags zum Bahnhofe ſchlich, wenn er bekümmert dem Eilzuge nachſchaute, bis derſelbe zwiſchen den grauen Bergen verſchwand. — „Biſt Du nicht ein Narr," ſagte dieſer böſe Geiſt zu ihm, „daß Du hier zurückbleibſt, während es Dir doch das größte Vergnügen machen würde, ein Stückchen Welt zu ſehen, etwas friſche Luft einzuathmen!" Selbſt in ſeinen Träumen erſchien ihm dieſer Kobold, und er ſah ſich davon fliegen, hinaus, hinaus, die Reiſemütze auf dem Kopfe, einen Rucksack in der Hand, auf einem Extrazuge — es war ein ungeheures Vergnügen.

So nach und nach murbe gemacht, ſuchte Herr Kohler ſchüchtern und verſtohlen einen Koffer hervor, den er ſich einſtens angeſchafft. Bei angezündeten Lichtern und verſchloſſenen Fenſterladen packte er ihn heimlicher Weiſe, und als er ihn zugeſchnallt und darauf geſchrieben: „Paſſagiergut für Chriſtian Kohler", floh er davon, als habe er etwas Entſetzliches begangen. Doch gewöhnte er ſich in kurzer Zeit ſo ſehr an den Anblick dieſes Koffers, daß er es bald

über ſich vermochte, einen kleinen Handreiſeſack zu kaufen und ſich eine Paſskarte geben zu laſſen. Dabei hatte er beſchloſſen, morgen zu reiſen, morgen die Stadt zu verlaſſen, die ihm nach dem Weggang ſo vieler Freunde und Bekannten öde und leer vorkam. Wohl lächelte er ungläubig in ſich hinein, wenn er bedachte, daß er, der bis jetzt nur dazu da geweſen, andere Leute bis an den Wagen zu begleiten, um dort, von ihnen Abſchied nehmend, zurückzubleiben, jetzt ſelbſt reiſen wolle. — Es mußte doch nothwendiger Weiſe Jemand da ſein, der ſeine Stelle einnahm, und dieſer Jemand mußte vorkommenden Falles wieder einen Stellvertreter haben, und ſo fort, und ſo fort. Doch war dies ein Gedanke, der ihn völlig ſchwindelig machte, mit dem er nicht zu Ende kam, und den er nicht anders zerreißen konnte, als durch einen muthigen Sprung in den Eiſenbahnwagen.

So beſchloß er und ſo führte er es aus. Er bat einen Bekannten, ihm ein Billet zu kaufen auf den Sechsuhrzug. Wohin? das war ihm gleichgültig. Darauf ſchlich er ſich mit ſeinem Nachtſacke und ſeinem Reiſeſack ſcheu in den Wartesaal, den er ſonſt im ſtolzen Bewußtſein ſeiner wichtigen Lebensaufgabe betreten hatte. Er trat hinter die Thür, theils um ſich dort vor Aller Augen zu verbergen, theils aber auch, um noch einmal, zum letzten Male an jenem Orte zu ſchwelgen, wo er ſie geſehen, der er ſein Herz zugewandt, die ihm entſchwunden und von der er nichts mehr gehört hatte.

Da, auf demſelben Stuhle, wo ſie geſeſſen, die ſchöne Wittwe, wartete er geduldig, bis das dritte und letzte Zeichen erſcholl. Dann ſtürzte er vor, ohne rechts und links zu ſchauen, bei der Dame du Comptoir und den Kellnern vorbei, von denen er überzeugt war, Erſtere würde in Ohnmacht fallen, wenn ſie ihn im Reiſeanzuge erblickte, die Andern aber verzweiflungsvoll aufſchreien, — hinaus auf

das Trottoir, um ungesehen von den Wagenschmierern, den Packern, den übrigen Beamten bis hinauf zum Bahnhof-Inspector in eine stille Wagenecke zu gelangen. Mußte er nicht fürchten, bei dem entsetzlichen Rufe: „Kohler reist fort! Kohler verläßt uns!“ werden allerlei der furchtbarsten Unglücke geschehen! einige Schmierer werden zwischen die Räder stürzen, ein Paar Packer sich zerquetschen lassen, und der Bahnhof-Inspector, statt den Zug fortfahren zu lassen, werde ein schreckliches: „Halt!“ rufen.

Aber Gott sei Dank! es geschah nichts von allem dem, Kohler hatte seine Wagenecke glücklich erreicht. Wohl saß er zitternd da, erwartend, daß jetzt plötzlich irgend eine fabelhafte Confusion eintreten müsse, weil er nicht mehr da sei, seine leitende Hand fehle — aber es passirte nichts dergleichen. Die Locomotive pfiff wie gewöhnlich, der Zug setzte sich in Bewegung wie immer, die Passagiere hatten ihre Plätze gefunden wie täglich. „Die Geschäftsmaschine,“ so tröstete sich Herr Kohler, „läuft ihren alten, geregelten Gang; Gott gebe, daß nichts Ungewöhnliches eintritt!“ — Da kamen sie an dem Pfeiler vorbei, an welchem er so oft gelehnt, und an die Ferne und sie gedacht. Dann schienen sich die Bahnhofgebäude still und geräuschlos zurückzuziehen. Herr Kohler schaute rückwärts: er hatte immer ein unbestimmtes banges Gefühl, es müsse bei seiner Abreise irgend etwas außerordentlich Ungeheures geschehen, die Locomotive vor Schmerz zurückdampfen, die Glocke da drinnen einen gellenden Weheruf ertönen lassen, da sich der Bahnhof-Inspector in seiner Verzweiflung über Kohler's Abreise dort aufgehängt; — die große Einsteighalle würde einstürzen oder so etwas Aehnliches.

Doch geschah, wie bemerkt, nichts von dem Gefürchteten; Alles blieb in gewohnter, ruhiger Ordnung. Die Bahnhofgebäude schwanden immer mehr, der Zug dampfte dem

Thaleinschnitt zu, begleitet von seinem Schlagschatten, der auf den Unebenheiten des Terrains allerlei hüpfende Bewegungen machte; die Passagiere richteten sich behaglich ein, und Herr Kohler, von seltsamen Gedanken bewegt, zog seine Reisemütze tiefer über die Augen.

— Wohl um die sechste Stunde.

Die siebente Stunde.

orin die Annehmlichkeiten eines sommerlichen Landaufenthaltes bestehen, erfahrt man erst recht, wenn man aus dem betäubenden Getreibe staubiger Straßen, aus dunstiger Zimmerluft, wie sie selbst bei sorgfältigster Ventilation eine Stadt nicht anders zu bieten vermag, auf einmal wie mit einem Zauberschlage in den Duft des frischen Wiesengrases unter schattigen Zweigen am murmelnd dahin fließen-

den Bade versetzt wird. Dabei ist es aber auch nothwendig, daß man alle Sorgen hinter sich lassen kann und so das offene Herz empfänglich machen für das Schöne, was uns draußen im Freien jeder Lufthauch bringt, was uns vom Zweige jedes Baumes, ja von der Spitze jedes Grashalms entgegen nickt, was uns das Wasser flüstert, was uns der Vogel in der Luft singt, was uns die ruhig dahinziehende Wolke berichtet, was uns jeder Sonnenstrahl erzählen will, wenn er uns freundlich zublinzelt.

Ja! wenn man sich so recht an's Herz der Natur wirft, so muß man fühlen, wie sich jeder herbe Schmerz, Haß und Zorn ohnedies, nach und nach auflösen in eine wehmuthige Trauer, die endlich auch einem stillen, nachdenklichen Behagen Platz macht. Welche Zauberkraft liegt im Dufte des frischen Grases! Wie führt er uns hinweg in einem raschen Sprunge über die längst entschwundenen Jahre nach den Tagen der Kindheit, wo wir auch so im hohen Gras lagen, an den Himmel hinauf blickten, dem Gesang der Vögel lauschten und uns unbeschreiblich glücklich fühlten.

Dieses stille Glück kann man sich, wie schon gesagt, wieder herbeizaubern, selbst mit einem betrübten und traurigen Herzen, wenn man sich mit dem Rücken in's Gras legt — es ist das ein Hausmittel, kräftig und wohlthuend wie alle diese. Aber man muß sich eine Stelle im Grase auswählen, wo dieses recht hoch und dicht steht, wo die Halme um uns wachsen, wenn wir so mit dem Kopf am Boden liegen, wie große Bäume einer fremden Zone. Etwas Phantasie gehört allerdings dazu; damit begabt sieht man aber so wunderliche Gebilde, daß sich selbst die finstersten Gedanken allmälig in Staunen auflösen über die Pracht dessen, was der liebe Gott in einem solchen Grashalde geschaffen. Was sind dagegen alle Palmen, Bana-

nen, Schlinggewächse, Orchidäen, und wie diese wunderlichen Pflanzen der Tropen alle heißen mögen? Was ist das schönste Exemplar derselben, wenn man einen kräftigen Grashalm von unten herauf betrachtet und staunend sieht, wie unendlich schön seine sich herabbiegenden Zweige geformt sind, wie da harmonisch eins nach dem andern hervorwächst, welche Mannigfaltigkeit in Blättern, Blüten und Samen herrscht. Und dazwischen das üppige Moos in den abenteuerlichsten Formen, schwer und massig wie Cactuspflanzungen, und doch dabei wieder unendlich zierlicher und feiner. Wir betrachten es mit Bewunderung und Staunen, und wenn wir weiter blicken, erschrecken wir fast über die riesenhaften Dimensionen der röthlichen Kleeblumen, die mit ihrem runden Haupte so schwer hin und her wiegen zwischen den schlanken Gräserpalmen. Aber da ist wieder etwas anderes, was in unserem Auge ihre Wucht mildert: zierliches Mauseohr und kletternde Wicken.

In einem solchen Gras- und Kräuterwalde lag ein Mann auf dem Rücken, gerade wie wir es oben beschrieben; um ihn sproßten die Pflanzen mit einer wahrhaft tropischen Ueppigkeit; das Gras war so hoch, daß, wenn er den Arm ausstreckte, seine Finger nicht über dasselbe emporragten. Wenn er gerade emporblickte, so sah er durch die Spitzen der Pflanzen nur den tiefblauen, klaren Himmel schimmern, und bemerkte, mit welch' prachtvollem Effekt die Streiflichter der sinkenden Sonne all' die Gipfel dieses Graswaldes vergoldete.

„Wer die gehörige Phantasie hätte," sprach er, „sollte Wanderungen einer Heuschrecke oder eines Käfers in ihren heimatlichen Urwäldern beschreiben. Es wäre dies das dankbarste Feld für das poetische Gemüth eines Touristen, und auch an Abenteuern würde es ihm nicht fehlen. So sah ich vorhin zum Beispiel dem grimmigen Kampfe einer Schlange

mit einem Panzerthiere zu, hier Käfer und Regenwurm. Man kann nichts Groteskeres ſchauen, als die Windungen des Wurms und die wilden Angriffe ſeines grimmigen, grün und goldſchimmernden, ſchwergeharniſchten Feindes. — Schade, daß ich das nicht beſchreiben kann. — In Muſik ſetzen läßt es ſich unmöglich. — Meine Kunſt iſt ſchön," ſetzte er ſeufzend hinzu, „aber in zu enge Grenzen gebannt."

„Du biſt undankbar," hörte man eine andere Stimme antworten; und um in unſerem Urwaldvergleich fortzufahren, klang ſie gerade wie von einem benachbarten Gebirge herab. Und doch war der, welcher ſo ſprach, nur wenige Schritte entfernt; er ſaß auf einem umgehauenen Baumſtamme, hielt auf ſeinen Knieen eine Mappe und zeichnete. „Allerdings iſt Deine Kunſt beſchränkt, aber wo ſie einmal wirken kann, da ſind ihre Wirkungen groß und gewaltig. Ein Buch, das Du geleſen, bewegt Dich für Augenblicke; der Eindruck eines Bildes, das Du geſehen, ſchwindet meiſtens ſchon in der nächſten Sekunde, aber ein Lied, das Dir zu Herzen gegangen, tönt Jahre lang nicht nur in Dir ſelbſt fort, ſondern verbreitet ſich auch mit gewaltiger Schnelligkeit in faſt tauſend und aber tauſend Herzen."

Aus dem Graſe tönte ein tiefer Seufzer empor.

„Bücher," fuhr der Sprecher fort, „ſperrt man, meinetwegen zierlich eingebunden, in ein verglaſtes Gefängniß, Bilder hängt man an die Wand, Zeichnungen kommen in die Mappe, aber ein Lied bewahrt man im Herzen, und mag man traurig oder fröhlich geſtimmt ſein: unwillkürlich tritt es auf die Lippen und erinnert an den, der es gemacht."

„Ich will Dir zugeben," ſagte der im Graſe, „daß daran etwas Wahres iſt. Aber kann ich mit einer Unmaſſe von Tönen das erreichen, was Du mit wenig Strichen

kannſt? — ein Bild vor mich hinzaubern, es meinem Auge vergegenwärtigen? — Nein, nein," ſprach er nach einer Pauſe, während welcher er ſich emporgerichtet und aufrecht hingeſetzt, „Deine Kunſt iſt mächtiger als die meinige."

„Meinetwegen, ſo will ich Dein Lied ſingen und Du ſollſt Dich an meinen Zeichnungen erfreuen."

„Wie ich ſchon ſo oft ſchmerzlich gethan," ſeufzte der Muſiker.

„Vereinigung macht ſtark und glücklich, lieber Victor," erwiederte der Maler. „Ich habe das erſt recht gefühlt in der Zeit, ſeit welcher wir hier zuſammenleben. Wie ſchwach, wie traurig war mein Gemüth, als wir zum erſten Mal die Thurmſpitze jenes freundlichen Kirchleins ſahen; wie geſtärkt fühle ich mich jetzt, und wenn auch nicht vollkommen glücklich, ſo doch mit einer gewiſſen Beruhigung in die Zukunft blickend."

„Das macht die Hoffnung, die Dir lächelt; — ich habe keine mehr."

Der Maler warf einen Blick über das Papier nach ſeinem Freunde hin, dann gab er zur Antwort:

„Du haſt keine mehr, weil Du ſie leider mit aller Gewalt aus Deinem Herzen verbannt haſt. Ich hätte Dich bei Gott nicht für ſo eigenſinnig gehalten, Victor. Für mich, — was meine Zukunft, mein Wohl anbelangt, ziehſt Du Erkundigungen ein, gibſt Dir alle mögliche Mühe, ſchreibſt Briefe, läſſeſt Dir welche ſchreiben, und biſt glücklich, mir ein Wort des Troſtes ſagen zu können. Für Dich ſelbſt aber thuſt Du keinen Schritt. Haſt Du Dich ein einziges Mal nach der Stadt gewendet, um die Adreſſe Deiner Verwandten zu erhalten? — Nein, Du willſt nicht, ſagſt Du. Haſt Du nur wenigſtens dort fragen laſſen, ob nicht, wie ich feſt überzeugt bin, eine Menge Briefe für Dich bereit liegen? — Du willſt keine Briefe, iſt Deine Antwort, o ich

habe ſie oft genug gehört, und kann Dir darauf nicht oft genug wiederholen, daß ich das ſehr unrecht von Dir finde."

„Darüber habe ich meine eigenen Anſichten," entgegnete finſter der Muſiker, „und gewiß die richtigen. Was ich nach dem, was vorgefallen, aus jenem Hauſe erfahren kann, das erfahre ich in einem Jahre eben ſo gut wie heute. — Das Andere iſt entzwei geriſſen und können es Briefe und Botſchaften nicht wieder vereinigen. — Im Uebrigen," ſetzte er nach einer längeren Pauſe hinzu, „haſt Du mir ſchon öfter verſprochen, dieſe Angelegenheit nicht zu berühren, und brichſt Dein Verſprechen, ſo oft Du eine Gelegenheit dazu findeſt. Die Stadt mit ihren finſteren Straßen liegt hinter uns; laß alle Erinnerungen an ſie im Frieden ruhen; blick' vorwärts, dort hinaus. Haſt Du was Wunderbareres, ja ich möchte ſagen Rührenderes geſehen, als dieſen ſonnenglänzten Abend, die prachtvolle Landſchaft, die ſich unſeren Augen darbietet? Zieht es Dich nicht ordentlich empor, daß Du mit dem leiſen Hauche der Luft, der mein Geſicht kühlt, dahin ſchweben möchteſt über Berg und Thal, mit der Sonne fliegen, die Dir immer Neues, immer Schöneres zeigen wird?"

„Ja, wir ſind hier oben wie auf einem Throne," ſagte der Maler; „man kann ſich keinen reizenderen Platz auswählen, als dieſe kleine Hochebene mit der unendlichen Ausſicht ringsumher. Wie viele Stunden bin ich ſchon hier geſeſſen, nach wie vielen Richtungen hinaus habe ich ſchon Skizzen aufgenommen! Eine große Mappe voll, zu Bildern ausreichend für ein ganzes Leben."

„Wer wollte aber immer die langweilige Natur malen!" verſetzte Victor mit einem leichten ironiſchen Lächeln. „Ich bin jetzt überzeugt, Ferdinand, es zieht Dich oft nach anderen Gegenſtänden, nach Sammet und Seide, nach flatternden Spitzen und ſchönen Augen."

Der Maler zuckte mit den Achseln, ehe er zur Antwort gab:

„Gott sei Dank, ich bin so geheilt, so gänzlich erwacht aus jenen finstern und wilden Träumen, daß ich an sie zurückdenke mit demselben unbehaglichen Gefühl, ja einer Art von Schauder, mit dem wir einer ewig langen Nacht gedenken, in welcher wir uns in schweren Träumen ruhelos umhergewälzt. Was ist jenes glühende Gold gegen die weiche balsamische Luft, die aus dem Thale zu uns heraufdringt, die wir begierig einathmen? — Glaube mir, Victor, ich habe nur noch einen Wunsch, und wenn der erreicht ist, so werde ich ganz glücklich sein, hier glücklich sein, am Herzen der Natur, und mich — bei Gott! nie mehr zurücksehnen nach dem Funkeln der Brillanten und Augen, nach dem trügerischen Glanze der Lustre."

„Du sprichst meine Gedanken aus, Ferdinand," bemerkte der Musiker. „Wie in so kurzer Zeit eine gänzliche Umwandlung eigentlich möglich ist — ich begreife es nicht recht und fühle doch, daß es so ist. Aber ich bin unglücklicher als Du: Du hast einen Wunsch, Dir schwebt etwas Erreichbares vor — mir nicht; Du hast einen Lebenszweck, — ich nicht. Verzeihe mir," rief er schmerzlich aus, „daß ich noch einmal schonungslos der Vergangenheit gedenke, aber Du selbst hast das Gespräch darauf gebracht. Hätte ich sie verrathen und betrogen, sie könnte, sie würde mir verzeihen; — ich aber vergalt ihre innige, glühende Liebe, ihre erste Liebe gewissermaßen mit Hohn und Geringschätzung. Das hat uns auseinander gerissen — für immer. — O ich Thor! ich lächerlicher Thor, der ich den Diamant, welcher nur vor die Füße gelegt wurde, nicht beachtete, weil seine Einfassung unscheinbar, und der ich mich dagegen an falschen Edelsteinen erfreute, weil sie glänzend umgeben waren. — Doch nein, nein, dieser Vergleich paßt nicht — die

Andere war auch kein falſcher Edelſtein. O wäre ſie das geweſen, ich könnte viel eher Ruhe finden. — Doch fort, fort mit dieſen Gedanken! Iſt es doch gerade, als wollten die Geiſter der Vergangenheit emportauchen mit jenen Abendnebeln dort im Thal, die ſich hie und da in leichten grauen Schleiern zeigen.

„Sieh' Dich um, Ferdinand," ſprach der Muſiker weiter, „iſt es nicht unnennbar ſchön hier oben, am Vordergrunde angefangen, den Abhang hinab über die Wieſen hinweg, dort an den Gebüſchen vorüber, die zuerſt vereinzelt, dann in Maſſen ſtehen als Vorpoſten des dunkeln Waldes, der dort im Thal beginnt, ſich dann breit über die Höhen legt, dieſelben mit einem weiten, grünen Mantel bedeckend, — einem Mantel mit einer prachtvollen Agraffe: dem Schloſſe dort drüben, von deſſen Thurm die ſtolze Fahne flattert." — Er ſtand mit verſchränkten Armen da und blickte in die Gegend hinaus. — „Früher hätte ich gefragt," ſprach er dann, „wem gehört das? wer wohnt dort? — Jetzt aber will ich es nicht wiſſen und vermeide jede Frage, die mir mit einem Namen beantwortet werden könnte. Ein Name würde meine Phantaſie in gewiſſe Feſſeln drängen; ſo kann ich ſie frei walten laſſen und kann jene ſtolzen Räume mit Geſtalten bevölkern, wie ich ſie im Herzen trage."

Viktor ſagte das mit einem leichten Seufzer, und wie um trübe Gedanken gewaltſam zu zerſtreuen, wandte er ſich plötzlich ein wenig um, und fuhr im früheren Tone fort: „Und da und dort, Ferdinand, — ſieh' das wunderbare Leuchten des Waſſers, hier eine ſpiegelnde Fläche, dort in langer Linie eigenſinnig verſchlungene Silberfäden. Und hinter uns das kleine Dörfchen, unſere Heimat."

„Ja, ja," beſtätigte der Maler, der dorthin gewendet ſaß, „mit ſeinem alterthümlichen Kirchthurme. Ich ſage

Dir, das gibt eine ſchöne Skizze. Doch muß ich für heute endigen; die kleine Glocke wird uns bald an unſere Pflicht mahnen."

„Du haſt doch heute Abend nichts mehr zu thun?"

„In der Schule nicht," entgegnete Schilder, indem er das Blatt Papier, auf dem er gezeichnet, weit von ſich abhielt und dann noch einige Striche machte. „Aber muß ich dem alten Manne nicht in ſeinen Wirthſchafts-Angelegenheiten helfen? — Du, Victor," meinte er lachend nach einer Pauſe, „wer uns von den früheren Bekannten ſo ſehen könnte! Dich — kleinen Bauernbuben und Mädchen einen Canon oder Choral einſtudirend, mich die gleichen Schüler Striche machen lehrend und in meinen Freiſtunden thätig in der Wirthſchaft eingreifend."

„Mißfällt Dir dies Leben?"

„Mir ganz und gar nicht, wenigſtens für jetzt nicht. Ob ich mich für alle Zeiten damit begnügen könnte, das wage ich heute nicht zu entſcheiden. Es iſt mir, wie wenn man nach einer langen und ſchweren Krankheit zur völligen Heilung auf Milch und Waſſerſuppe geſetzt wird. — Und ich fühle, daß das vortrefflich anſchlägt."

„Ich," ſagte Victor aus tiefem Nachſinnen heraus, „glaube, was mich anbelangt, mein Leben hier beſchließen zu können."

Der Andere konnte ſich eines Lächelns nicht enthalten. „In Dir," ſprach er, „ſteckt noch das Gefühl der Krankheit; für Dich muß erſt noch der rechte Arzt, der richtige Trank gefunden werden. Aber," fuhr er heiterer fort, „eines mußt Du mir verſprechen, Victor: wenn wir Beide einmal wieder recht glücklich werden ſollten, daß wir dann hieher zurückkehren auf dieſen Platz, wo wir damals mühſelig und beladen ausgeruht, daß wir ihn beſuchen, um ihm zu danken für Alles, was er mit ſeiner prachtvollen Umgebung an unſerem Gemüthe gethan."

„Gewiß, gewiß," verſetzte Victor, aus ſeinen Träumen auffahrend; „ich werde mit Dir gehen, wenn Du wieder glücklich geworden biſt."

Der Maler packte ſeine Geräthſchaften zuſammen.

„Wie ich mich jenes Abends ſo deutlich erinnere!" ſprach der Muſiker. „Hier ruhten wir aus, dort auf dem Steine ſaß der Knabe, der unſere Rucktäcke trug." —

„Und der uns an der kleinen Eiſenbahnſtation ſo ſcharf betrachtet hatte und uns gleich geſagt, der Weg zum Dorfe führe über die Wieſe rechts."

„Ja, der ſich uns dann zum Führer anbot und unterwegs ſagte: Einer von uns ſei ſchon lange erwartet worden."

„Vom alten Schulmeiſter, der ſich einen Gehülfen verſchrieben, welcher nicht kommen wolle."

„Du warſt der Erſte," ſagte Victor, „welcher das als einen Fingerzeig des Schickſals anſah, und ſo beſchloſſen wir denn, die Rolle zweier Schullehrergehülfen zu ſpielen."

„Und in unſeren Forderungen ſo mäßig zu ſein, daß man uns annehmen müſſe."

„Der alte Mann hatte aber doch einiges Mißtrauen, als er uns bei Licht beſah, und erſt als wir ihm der Wahrheit gemäß berichtet, ich habe mich hauptſächlich auf Muſik verlegt, Du auf das Zeichnen, und als wir ihm Proben von unſerer Geſchicklichkeit ablegten —"

„Ließ er ſich herbei, uns die Handhabung ſeines Scepters anzuvertrauen," ergänzte launig der Maler die Rede ſeines Freundes, ſagte dann aber plötzlich in anderem Tone, während er in das Thal vor ihnen hinabſchaute: „Sieh', dort reiten ſie wieder, die ich ſchon oft geſehen, wenn ich hier oben ſaß. Ich habe ſie neulich einmal auf's Papier ſkizzirt — eine hübſche Cavalcade. Gewiß die Herrſchaft vom Schloſſe drüben."

„Mir gleichgültig," verſetzte Victor.

„Es ſind zwei Damen dabei," fuhr der Maler fort, nachdem er die Hand vor die Augen gelegt, um dieſe vor den ſchräg fallenden Sonnenſtrahlen zu ſchützen. — „Elegante Geſtalten, wie es ſcheint. Doch blendet ſo ein Reitkleid, überhaupt die Geſtalt einer Dame im Sattel außerordentlich; da ſieht faſt jede ſchön und elegant aus. — Hinten galoppiren zwei Bediente. — Ja, ja, ſie werden vom Schloſſe da drüben ſein."

Darauf gingen die beiden Freunde ihres Weges und hatten bald die erſten Häuſer des Dorfes erreicht, worauf ſie durch die Hauptſtraße deſſelben ſchritten, nicht ohne von allen Seiten freundliche Grüße zu erhalten und Beweiſe herzlicher Aufmerkſamkeit. Wo einer der Bauern ſeine Pfeife rauchend im Fenſter lag — und heute als an einem Feiertage ſah man viele ſo ausruhend — da nahm er die Mütze ab und nickte grüßend; vorbeieilende Weiber ſagten ein freundliches Wort, und die kleinen Kinder unterbrachen ihre Spiele, um herbei zu kommen und den Beiden ihre Händchen zu reichen.

Dort am Ende der Straße lag die Schule mit der Wohnung des Lehrers, kein neues oder ſtattliches Gebäude, aber von ihrem Gründer oder Erbauer in ihrer Lage ſo wunderbar gewählt, wie man ſich nur etwas ausdenken konnte.

Der Hügel, an welchen das Dörfchen ſo geſchmiegt lag, daß ſeine oberen Häuſer auf die Höhe reichten, zeigte die Ruine eines alten Schloſſes, und obgleich von demſelben nichts mehr übrig war als ein alter Thurm und eine von ſtarken Mauern getragene oder umgebene Terraſſe oder Plattform, ſo war der Thurm und die einſt zahlreich vorhandenen Steinhaufen zur Erbauung des Schulhauſes benutzt worden. Neben und in dieſem Thurm waren Schule

und Wohnung des Lehrers, und die Terraſſe, deren Theil zunächſt den Gebäulichkeiten eine weite Laube von Weinreben zeigte, war ein herrlicher Spiel- und Tummelplatz der Jugend. Und welche Ausſicht hatte man von hier! — Weit, weit über das ſchöne Thal mit ſeinem Fluſſe, ſeinen Dörfern, Kirchen und Landhäuſern, nach den blauen, zackigen Bergen hin, die ſich von hier aus in einer ſchönen maleriſchen Linie zeigten. Während man von dem Hügel, wo wir die beiden Freunde gefunden, die Landſchaft in großartiger Stille ſah, den weiten Wald, ruhige Waſſerflächen, das dahinſchleichende Flüßchen, überhangen, oft verdeckt von Buſchwerk, an ſeinen Ufern vielleicht einen leeren Nachen, der die Einſamkeit noch vermehrte, erblickte man hier von der Terraſſe des Schulhauſes den regen Verkehr des öffentlichen Lebens. Dort bemerkte man die große Heerſtraße mit ihrer ſtets wechſelnden Staffage: Schiffe zogen den Fluß hinab, von den ruhenden Hirtenbuben ſorgfam betrachtet, während ſich drüben die Heerde mit allen Zeichen der Angſt vor der dampfenden Locomotive entfernte, die aus einem Tunnel hervorkommend eiligen Laufes in Kurzem wieder hinter der Hügelreihe verſchwand.

Der Schullehrer, ein ſchon ſehr alter Mann, ſaß unter der Laube vor dem Hauſe in einem grob geſchnitzten aber bequemen Stuhle, behaglich ausruhend, was jetzt, ſeit er die beiden wackeren Gehülfen erhalten, ſeine Hauptbeſchäftigung war. Auf dem Schooße hatte er ein rothcarrirtes Sacktuch ausgebreitet, und die linke Hand, die auf dem Knie ruhte, hielt eine mächtige Schnupftabaksdoſe, von deren Inhalt er einen ſo häufigen und verſchwenderiſchen Gebrauch machte, daß er ſich anderntheils wieder zu einiger Oekonomie genöthigt ſah, welche darin beſtand, daß er den freigebig umhergeſtreuten Tabak in dem rothcarrirten Taſchentuch zuſammenſchüttelte.

Wer die beiden Schulfen des alten Schullehrers früher nicht sehr genau gekannt, konnte sie jetzt in der überaus einfachen Kleidung kaum wieder erkennen. Um jeden Verdacht zu beseitigen, paßte ihr Anzug von den groben Reiseschuhen an bis zu der leichten Mütze auf dem Kopfe vortrefflich zu ihrem Amte; dabei wollen wir aber eingestehen, daß Beide der kurze, einfache graue Rock sehr gut kleidete, und daß das locker um den Hemdkragen geschlungene schwarze Tuch ebenso gut aussah wie früher die beigemachte Halsbinde.

Der alte Schulmeister war ein Original, ähnlich jenem seiner Collegen, der seinen Landesherrn in der Schule herablassend grüßte und nachher demüthig um Verzeihung bat, bemerkend, daß er sich die Achtung seiner Schüler nur so erhalten könne, indem diese glaubten, es gäbe Niemanden in der Welt, der höher stehe als er, der Schulmeister. Auch diesem hier war sein Stock ein förmliches Scepter, indem er nicht nur die widerspenstigen Bauernbuben in Ordnung hielt, sondern auch das ganze Dorf regierte. Den Einfluß des alten Mannes erkannte der Schultheiß und Gemeindevorsteher gebührend an, und auf dies Ansehen war der junge Pfarrer eifersüchtig. Waren doch schon ein Paar Generationen neben ihm emporgewachsen, seit er in der alten Schloßruine residirte; gab es doch im Dorf schon gesetzte Männer genug, die sich noch ganz genau erinnerten, von ihm mit dem spanischen Röhrchen bearbeitet worden zu sein. Dabei hatte er sich von jeher theilnehmend bewiesen gegen die kleinen Leiden seiner Untergebenen und Pflegebefohlenen, und war so nach und nach, wie wir auch schon oben angedeutet, zu einem allgemeinen Rathgeber und Schiedsrichter geworden, bei dessen Ausspruch an keine Appellation mehr zu denken war. Er war verheirathet gewesen, hatte auch Kinder gehabt, doch waren diese wie

auch sein Weib vor ihm gestorben, und so war er denn, wie er sich oft halb im Scherze, aber doch mit einem traurigen Gefühl auszudrücken pflegte, wieder ebenso gestellt wie dazumal vor langen Jahren, wo er zum ersten Mal hier auf der Terrasse stand und voll kühner Pläne und hochfliegender Hoffnungen den Untergang der Sonne betrachtete.

Auch jetzt neigte sie sich wieder dort an dem steilen Rande des Waldsaumes hinab, das ganze Thal mit einem röthlich violetten Schimmer erfüllend, und die Spitzen des dunklen Tannenwaldes drüben so beleuchtend, daß es aussah, als sei Goldstaub oben auf die fast schwarzen Nadeln gestreut worden.

Die Terrasse, an deren Ende der alte Schulmeister saß, wurde jetzt nach und nach belebt, nicht von den Schulkindern, — diese benützten ihren Feiertag in Wald und Flur und kehrten erst mit der sinkenden Nacht heim — am heutigen Abend fanden sich vielmehr die erwachsenen Burschen und Mädchen ein, um, wie früher unter der Leitung des Schullehrers, jetzt unter der des neuen Schülers, Lieder und leichte Chöre zu singen; denn seit dieser da war, hatte er mit Freuden die Führung dieses ländlichen Gesangvereins übernommen, und es war ihm eine der liebsten Beschäftigungen, die frischen, kräftigen Stimmen, so gut es gehen mochte, zu einem harmonischen Ganzen zu verschmelzen, und er gab sich alle Mühe, sie zu etwas Tüchtigem heranzubilden. Auch die gelehrigen Schüler fühlten bald, daß sie jetzt von einem ganz anderen Geiste geleitet wurden, und gaben sich deshalb alle Mühe, welche denn auch in kurzer Zeit von einem hübschen Resultate gekrönt wurde.

Während sich so Victor am späten Abende noch mit seiner Kunst beschäftigte, hatte Ferdinand um diese Zeit mit dem praktischen Leben zu thun, sah in den angrenzenden

Feldern nach, unterſuchte auch wohl die Ställe, Keller und Küche; da er aber Alles mit dem Auge des Künſtlers betrachtete, ſo erzählte er ſpäter ſeinem Freunde von allerlei wunderbaren Farbentönen auf der Erde und in der Luft, und von den effektvollſten und ſeltenſten Miſchungen bei verſchwindender Sonne und anbrechender Dämmerung.

Auch jetzt ging er ſo ſeinen Beſchäftigungen nach, während Victor ſeine Schüler in einem großen Kreiſe aufſtellte, in deſſen Mitte er ſtand und nach ein Paar einfachen Worten, mit welchen er zur Aufmerkſamkeit ermahnte, mit dem Geſange beginnen ließ.

Wie klang das ſo friſch und froh, ſo volltönig und warm von der Höhe der Terraſſe in das Thal hinab bei der Ruhe der abendlichen Landſchaft, unter dem reinen ungetrübten Himmel, der ſich über dieſelbe ſpannte —

So klar und feierlich,
So ganz, als wollt' er einen ſich.

Wenn auch zuweilen von weit her eine Glocke klang in den Chor der Stimmen hinein, ſo ſtörte das nicht, es war vielmehr wie eine Beifallsbezeugung, es tönte wie ein Gruß, und wenn alsdann das Geläute aufhörte, ſo blickten ſich die Zuhörer, die ſich am Fuße der Terraſſe eingefunden, um, als vermißten ſie etwas. Es paßte das hier Alles ſo wunderbar zuſammen: der ſchöne, ruhige Abend, die weichen Menſchenſtimmen, der Klang der fernen Glocke.

Das empfanden die einfachen Herzen der ländlichen Zuhörer; wie aber ergriff erſt dies alles das ſo empfängliche und poetiſche Gemüth des jungen Künſtlers; jetzt doppelt zugänglich für dieſe äußeren Eindrücke, da die Trauer, welche ſein Herz erfüllte, ihn ſo geeignet machte, in ſich aufzunehmen alle verwandten Töne, wie ſie ein ernſtes Lied, am Abend geſungen, ſo bereitwillig ſpendet.

Jetzt schwiegen die Sänger, und der alte Schulmeister trat unter sie, ihnen, vor Allem aber dem Gehülfen, aus vollem Herzen Lob spendend. Victor ging alsdann für einige Augenblicke an den Rand der Terrasse und blickte in die Landschaft hinaus, die jetzt in der That in wunderbarem Glanze vor ihm lag, ein Bild der seligsten Ruhe, des vollkommensten Friedens, welches gerade durch den Gegensatz mit seinem Herzen dieses bewegte und heftiger schlagen ließ. Er dachte innig, wie lange nicht, an vergangene Tage; Alicens Bild trat mit einer Lebendigkeit vor seine Seele, die ihn erschreckte und eine gewaltsame Anstrengung machen ließ, es zurückzukämpfen. Aber er unterlag in diesem Kampfe: ein tiefer Athemzug bewegte seine Brust, seine Lippen zuckten und sein Auge verschloß sich ein Paar Sekunden lang vor dem mächtig eindringenden Flimmern der untergehenden Sonne.

Da riß ihn ein schon lange nicht mehr gehörter Ton aus seinen Träumereien — der Hufschlag galoppirender Pferde auf dem alten Plattenweg am Fuß der Terrasse. Victor blickte hinab, doch sah er an der Mauerecke nur noch etwas flattern wie ein Stück blauen Schleiers und etwas vom Reitkleid einer Dame — wahrscheinlich die Cavalcade, von welcher der Maler früher gesprochen. Ja, so mußte es sein, denn dort erschienen auch die beiden Reitknechte, deren Ferdinand erwähnt. Einer derselben, ohne Zweifel einem Rufe der Herrschaft Folge leistend, ließ nun plötzlich sein Pferd ausgreifen, verschwand dann ebenfalls an der Ecke der alten Terrassenmauer, erschien aber in Kurzem selbst auf der Plattform vor dem erstaunten und ihm eilig Platz machenden Sängerchor. Dieser hatte seinen Kreis geöffnet und so befand sich der Bediente vor dem alten Schulmeister, den er, höflich grüßend, von dem Wunsche seiner Herrschaft in Kenntniß setzte, hier oben eines der

schönen Lieder hören zu dürfen, die sie vorhin drunten im Thale vernommen hätte.

Der alte Mann fühlte sich durch dies Verlangen geschmeichelt, sagte dies auch in ein Paar Worten dem Reitknecht, der alsdann sein Pferd umwandte und die Terrasse verließ. — „Seht ihr, Kinder," sprach darauf der Schulmeister lustig, „wie gut es ist, wenn man sich Mühe gibt, etwas Ordentliches zu lernen. Nun wollen die, welche unstreitig schon sehr viel Schönes gehört haben, euch in der Nähe hören. — Stellt euch, Kinder, kommt! kommt! — Singen wir das Lied von so eben noch einmal. Was meinen Sie?" rief er Victor zu. „Ah, Sie haben wohl nicht verstanden, was der Bediente gesagt?"

Victor hatte es nur zu gut verstanden, aber es hatte ihm dies Verlangen — er wußte selbst nicht weßhalb — ein unangenehmes Gefühl erregt. Hatte er doch nie in seinen Lehrstunden daran gedacht, seine Schüler vor fremden Leuten singen zu lassen, und so lieb es ihm auch gewesen, wenn er durch den herzlichen Beifall der Nachbarn, überhaupt der Bewohner des Dorfes, belohnt wurde, so konnte er sich und seine Schüler doch durch ein gnädiges, herablassendes Wort der Anerkennung nicht geehrt fühlen.

Aber hier war nicht viel zu überlegen, hier gab es keine Wahl. Victor in der nun einmal angenommenen Stellung mußte sich dem Wunsche des alten Mannes fügen und sagte näher kommend: „Wenn denn einmal vor den fremden Leuten gesungen sein soll, so wäre das Lied von vorhin das beste." Zu gleicher Zeit aber bat er leise den Schulmeister, selbst die Stelle des Dirigenten einzunehmen, was auf alle Fälle den Herrschaften gegenüber passender erscheine.

Der Schulmeister, der sich geschmeichelt fühlte, machte

auch durchaus keine Schwierigkeiten, ließ den Kreis formiren, und bat nur noch Victor, den Ton anzugeben, was dieser auch that, und sich alsdann hinter einen Pfeiler zurückzog, der von dem alten Schlosse noch stehen geblieben war und jetzt als Hauptstütze der großen Weinlaube diente.

Schon sprengte auch die glänzende Schaar der Reiter auf die Terrasse. Es waren zwei Herren und zwei Damen, sowie die beiden früher erwähnten Reitknechte. Einer der letzteren sprang, eben angekommen, rasch von seinem Pferde, warf den Zügel desselben dem Kameraden zu und stellte sich neben das Pferd einer der Damen, welches augenscheinlich ein unruhiges Thier war. Es hatte in einer weiten Levade auf die Plattform gesetzt und trat auch jetzt unruhig hin und her, dabei öfters heftig den Kopf in die Höhe werfend, als wolle es den Versuch machen, sich zu bäumen.

Victor hatte, für einen Augenblick seine Umgebung vergessend, mit Interesse der Reiterin zugesehen, die von der heftigen Bewegung ihres Pferdes nicht im mindesten alterirt schien, nicht eine Sekunde lang in ihrem eleganten Sitze wankte, die Zügel und Reitpeitsche so graziös hielt, wie er nie was gesehen, und die der Neigung ihres Kopfes nach — ihr Gesicht konnte er nicht erblicken — augenscheinlich bei dem tollen Sprunge des Pferdes gegen ihren Begleiter gelächelt hatte, welcher sich beeilte, an ihre Seite zu kommen.

Dieser Begleiter war ein junger, hübscher Mann, der ebenfalls sein Pferd zu führen verstand, eine elegante Gestalt, einfach aber vornehm gekleidet, von ruhigen, einnehmenden Gesichtszügen.

„Ich mache Ihnen mein Compliment," sagte er zu der schlanken Reiterin, indem er sich vor ihr verneigte; „Peddah

kann unartig sein. Ich bewundere Sie, daß Sie nach so kurzer Zeit schon die Herrschaft über sie gewonnen haben."

Der andere Herr, ein schon ältlicher Mann — er hatte weißes Haar und ein etwas röthliches Gesicht — hielt sich von den beiden Ersterwähnten in so ehrerbietiger Entfernung, daß man sah, er bilde nur eine Begleitung derselben. Das Gleiche konnte man ebenfalls von der andern Dame vermuthen, denn diese, welche ein äußerst ruhiges Thier zu reiten schien, hatte dasselbe außerhalb der Plattform umgewandt, den Zügel in die rechte Hand genommen, dann die Linke auf das Mauerwerk gelegt und schien in die Gegend hinabzublicken.

Victor hatte im ersten Augenblicke auf alles das Achtung gegeben, dann aber beschäftigte ihn ausschließlich die erste Dame, und sein Blick folgte mit angestrengter Aufmerksamkeit jeder noch so kleinen Bewegung, die sie machte, wenn sie auf ihrem Sattel ein wenig hin- und herrückte, wenn die Finger ihrer linken Hand mit dem Zügel spielten oder wenn sie, wie sie jetzt that, ihre Rechte erhob, wahrscheinlich um an ihr Haar zu fassen.

Der junge Mann athmete tief und schwer. Sah er diese elegante, schlanke Gestalt von so wunderbaren Formen, wie solche das knapp anliegende Reitkleid deutlich zeigte, zum ersten Mal, oder war er früher schon in ihre Nähe gekommen? Bald glaubte er das Letztere, wenn er irgend eine Bewegung beobachtete, ein Wenden der Schultern, ein Aufheben des Kopfes, das ihm bekannt vorkam. Gleich darauf aber verlachte er wieder diesen Gedanken, wenn er ihre ganze, sichere Haltung überblickte, wenn er darin die vortreffliche Reiterin erkennen mußte, die vornehme Dame, des Befehlens und Gehorchens gewöhnt, — das Erstere für sich, das Andere für ihre Umgebung, selbst wenn diese aus elegan-

ten Cavalieren beſtand, wie der war, welcher an ihrer Seite hielt, — wenn er ihr ſchönes Pferd betrachtete mit dem einfachen und doch ſo reichen Sattelzeug, ihr Reitkleid nach dem neueſten Schnitt, den feinen, grauen Caſtorhut mit blauem Schleier — kurz in Allem eine Dame erkannte, die ſich mit Sicherheit in den Kreiſen der ſogenannten groſſen Welt bewegt.

Und doch! und doch!

Der Geſang unter der Leitung des Schulmeiſters hatte begonnen, und da ſich die ländlichen Sänger Mühe gaben, ſo ging der Chor ſchöner als je. — Und inniger als je ergriffen die einfachen Worte Victor's Herz, das heftiger ſchlug, ſo oft ſein Blick auf der Geſtalt der fremden Dame ruhte, von der er nicht im Stande war ein Auge abzuwenden.

Dieſe ſchien aufmerkſam den Tönen zu lauſchen, ſie hatte ihr Haupt etwas herabgeſenkt, ſie machte eine Bewegung, als wolle ſie die rechte Hand auf ihre Bruſt legen. Jetzt hob ſich ihr Hut ein wenig, ſie ſchien aus tiefen Gedanken erwachend ihre Umgebung zu betrachten, ſie wandte ihr Geſicht mehr und mehr nach dem Pfeiler, hinter welchem Victor ſtand, und mehr und mehr preßte ſich ſein Herz zuſammen, mehr und mehr ſtockte ihm der Athem in der Bruſt.

Alice!

Ja, ſie war es, nicht mehr wie vor wenig Wochen, ein ängſtliches, ſchüchternes Kind, dem man es anſah, daß ein Blick, ein Wort hinreichend waren, es in ſich zuſammenſchauern zu machen, nicht mehr dieſelbe Alice, wie er ſie geſehen in ihrem einfachen, weiſſen Kleidchen, an ſeiner Seite ſitzend, träumeriſch auf die Tauben blickend, aus denen er damals ſo reiche Tonmaſſen hervorgelockt — nein, nein, eine andere Alice, keine gänzlich verſchloſſene Blüte mehr,

ſondern eine ſchwellende Knoſpe, die nur auf Sonnenſchein und Regen wartet, um ſich prächtig zu entfalten.

Aber nein, das war eine Täuſchung — es mußte ein Traum ſein. Er legte die Hand an ſeine brennende Stirne. Im nächſten Augenblicke mußte er erwachen; war er nicht eingeſchlafen, mit ihrem Bilde beſchäftigt, waren es nicht Gebilde eines neckenden Traumes, daß er ſie verloren, daß er die Stadt verlaſſen, daß er mit dem Freunde hieher gekommen auf dies einſame Dorf, und daß ſie — ſie nun mit einem Male vor ihn trat, ſo unverkennbar, ſo lebendig und doch wieder ſo kalt abgegrenzt mit ihrer dunkeln Geſtalt auf dem glühend beſtrahlten Abendhimmel, der ſich vor ſeinen Blicken ausſpannte? —

Und doch, — nein, nein! es war kein Traum. Er drückte ſeinen Kopf eine Sekunde lang an den Pfeiler, er fühlte die Kälte des Steins, dann öffnete er ſeine Augen wieder. — Das Bild vor ihm war geblieben, es hatte ſich nur ein wenig geändert. — — Der Geſang war verſtummt, der Schullehrer nahm die freundlichen Worte der Herrſchaft in Empfang. Darauf verbeugte er ſich und ſprach etwas, aber was er ſprach, verſtand Victor nicht, er lebte nur in ihrem Anblick; alles Uebrige war für ihn jetzt ein wirres Gemiſch von Tönen und Farben. — Und doch war ihm nicht alles Uebrige gleichgültig. Mit einem Male trat das Bild des jungen Mannes, der neben ihr hielt, ſcharf aus allen Uebrigen hervor; er ſah, wie ſich derſelbe lächelnd und angelegentlichſt ſprechend zu ihr hinüberbeugte; er bemerkte die freundliche und verbindliche Neigung ihres Hauptes gegen ihn; er mußte es ſehen, wie die Rechte deſſelben die Zügel ihres Pferdes zu ordnen ſchien und dabei ihre Hand berührte. — Das Blut ſtrömte gewaltſam durch ſeine Adern — er mußte — —

Unter all' dieſen ihn ſo heftig beſtürmenden Gedanken,

die ihn sich selbst vergessen ließen, hatte sich Victor einen Schritt von der schützenden Saule entfernt und sah, wie sich plötzlich aller Augen nach ihm richteten; doch geschah dies nicht in Folge seines Hervortretens. — Der alte Schulmeister, doch zu bescheiden und zu uneigennützig, um die gespendeten Lobsprüche für sich allein zu behalten, hatte seinen jungen Schulen als den bezeichnet, dessen Bemühungen man zum größten Theil den schönen Gesang zu verdanken habe. Dem hatten die jungen Sänger kopfnickend, bereitwillig und gern beigepflichtet und sich rasch und auffallend nach ihrem Lehrer, den sie Alle wohl leiden mochten, umgewandt.

Da stand denn der gute Musiker — mit welchen Gefühlen läßt sich schwer beschreiben. Vor ihm rechts und links war Alles auf die Seite gewichen und ließ ihm freie Bahn bis vor die Pferde des jungen Herrn und der schönen Dame — er mußte vortreten, und nach einem kurzen, wenn gleich schweren Kampfe mit sich selbst, trat er auch vor, äußerlich ruhig und gefaßt, den Kopf erhoben, schon von Weitem Alice anschauend, aber ehrfurchtsvoll, ohne durch ein Zucken seiner Mienen zu verrathen, daß er sie schon gesehen, wie genau er sie kenne.

Und war sie es denn in der That? war es Alice, die ihn scheinbar so ruhig und unbefangen anschaute, — sie, der jede Verstellung bis jetzt fremd gewesen? — Nicht einmal ihre Augen senkten sich, seinen Blick vermeidend. Die Gefühle ihres Herzens, wenn sich solche noch für ihn regten, zeigten sich vielleicht allein in einer leichten Röthe, die plötzlich ihre schönen Züge überflog. — Doch nein, es war gewiß nur der Widerschein der glühenden Abendröthe, welche sich dort am Himmel zu zeigen begann.

So trat er denn vor, gefaßt und ruhig, und ebenso ließ sich auch der junge Schulze von dem alten Schullehrer

den Fremden vorstellen. Der Herr griff leicht an seinen Hut und sagte ihm ein Paar lobende Worte; vielleicht hätte auch die schöne Dame mit ihm gesprochen, doch schien der Reitknecht, der bei ihrem Pferde stand, auf dasselbe nicht gehörig Acht gegeben zu haben — genug, es bäumte sich auf einmal hoch empor und warf sich alsdann in einer Viertelswendung auf den Hinterfüßen herum. Doch machte das edle Thier diese Bewegung so leicht und schön, und dabei saß die schlanke Reiterin so sicher und elegant im Sattel, daß man hätte glauben können, das Pferd habe sich nicht ohne ihren Willen gewandt. Es beruhigte sich augenblicklich wieder. Der junge Herr nahm grüßend seinen Hut ab, die Dame neigte freundlich ihren Kopf und dann verließen Beide die Terrasse im langsamsten Schritte ihrer Pferde auf dem alten Pflasterwege, den sie herauf gekommen und der in das Thal hinabführte.

Victor war wie betäubt stehen geblieben; er konnte alles das, was er in diesem für ihn so furchtbaren Augenblicke erlebt, noch nicht recht fassen. Er wollte in's Haus zurückgehen, Ferdinand aufsuchen, in der nächsten Sekunde aber zog es ihn mächtig auf die Terrasse hinaus, über deren Rand Alle hinabschauten, dem davonziehenden Reiterzuge nach. Auf der andern Seite der Plattform war Niemand, dorthin eilte nun Victor, lehnte sich an ein stehen gebliebenes Stück der zertrümmerten Mauer und blickte nun ebenfalls den Reitern nach. So langsam wie möglich gingen ihre Pferde den Berg hinab, voraus die beiden jungen Leute, dann folgte die Dame, die außerhalb der Plattform geblieben war, und der alte Herr mit dem weißen Haar. Die Beiden schienen angelegentlich mit einander zu sprechen, namentlich jetzt bei einer Biegung des Weges, wo die Dame, die ihren Schleier herabgelassen hatte, sich ganz zu dem alten Herrn hinüberbeugte. — Da neben dieser Biegung sah der junge

Muſiker ſeinen Freund ſtehen, der in das Thal hinabgeſtiegen war, um nach einem Heuwagen zu ſehen, welcher noch vor Abend hinaufgeführt werden ſollte; da ſtand Ferdinand, er hatte des warmen Abends wegen ſeine Jacke ausgezogen, ſie über die Schulter gehängt, und nahm nun ſeinen Hut ab, um als höflicher Mann die vorbeireitende Herrſchaft ehrerbietig zu grüßen. Dann blickte er derſelben nach und legte die Hand über ſeine Augen, wie er zu thun pflegte, wenn er etwas ſehr genau ſehen wollte, ſchüttelte leicht mit dem Kopfe und ſetzte, wie es ſchien, zögernd ſeinen Weg den Berg hinan fort, nicht ohne einige Male ſtehen zu bleiben und zurückzuſchauen, ſo lange ihm die Reitenden ſichtbar blieben.

Victor, der ſich über das Geländer der Terraſſe gelehnt hatte, behielt ſie noch länger im Auge. Er ſah ſie unten längs dem Fuße der Mauer ziehen, halb verdeckt durch überhängende Sträucher und dann deutlicher wieder zum Vorſchein kommen, als ſie etwas rechts bogen und den nächſtliegenden Hügel hinanritten, immer im langſamſten Schritt der Pferde. — Wie ihr Begleiter ſich ſo nahe bei Alicen hielt! Der junge Muſiker biß feſt die Zähne über einander und ſeine Bruſt hob ſich mühſam. Auch machte ſich jener Zudringliche mit ſeiner Hand immer etwas an ihrem Zügel zu ſchaffen; wie es ſchien, neigte er auch ſeinen Kopf angelegentlichſt gegen ſie. Alice ſchien nachdenkend zu ſein — o gewiß nur des ſchönen Abends wegen; ſie nutzte ihre linke Hand auf den Sattelknopf, ſie blickte links hinüber, wohl nur in die Gegend, nicht hinauf nach der alten Terraſſe, wo Jemand ſtand, der mit ſeinen Fingern krampfhaft das zerbröckelte Mauerwerk umfaßte, der ſich auf die morſchen Steine geſchwungen hatte, der ſeine ſtarren Blicke auf einen einzigen Punkt, ihr Geſicht, richtete, der ſich ängſtlich aber vergebens abmühte,

zu entdecken, ob ſie nur in die Gegend ſchaue, nur in die Gegend.

Vergebliches Bemühen! Die Reitenden zogen von dannen: jetzt hob ſich das Pferd Alicen's zu einer leichten Courbette und galoppirte darauf den Hügel hinan.

„Dahin! dahin!“ ſeufzte Victor. „Verloren für immer! Und bei dem tiefen und gerechten Schmerz, der mein Herz erfüllt, habe ich nicht einmal das Recht zu klagen. — Zu klagen? — und worüber? — Daß ſie dort hinzieht, begleitet von jungen Leuten, die ihren Werth anerkennen, die ſie verehren, begleitet von Jemanden, der ſie ohne allen Zweifel liebt, und der ihr das gewiß ſo oft als nur möglich deutlich zu erkennen gibt. — Oder ſoll ich mich darüber beſchweren, daß ſie mich hier nicht gekannt, nicht kennen wollte? — Ich hatte das früher nicht für möglich gehalten,“ ſetzte er mit einem ſchmerzlichen Seufzer hinzu; „aber die Zeiten ändern ſich. Sie hatte Recht, ſie ehrte mein Incognito.“ — Es war ihm, als müßte er wild auflachen, — aber nein, er biß ſich lieber dafür auf die Lippen, daß ſie bluteten. — „Dahin! dahin!“ — Der Reiterzug hatte die Spitze des Hügels erreicht, — o er ſah ſie ſo deutlich, ihre ganze Figur, — ſie erhob die Hand mit der Reitpeitſche und zeigte vor ſich hin. Jetzt wandte ſie ihr Pferd — — es war ihm, als müſſe er den Himmel anflehen um eine Zauberkraft, um die Macht, ſie zu halten, ſie zurückzuführen, wo er ihr dann reuig zu Füßen ſinken wolle, ihre Hände mit unzähligen, glühenden Küſſen bedecken und zu ihr ſprechen: „Verlaß mich nicht, Alice, ich weiß ja jetzt erſt, wie ich Dich liebe, ich fühle, daß ich ohne Dich nicht leben kann. — O Alice! Alice!“

Victor hatte in gewaltiger Erregung die Arme ausgeſtreckt, als Alice eben im Begriffe war, hinter dem Hügel zu verſchwinden. Doch hielt ſie noch einen Augenblick ihr

Pferd an, nur ein Paar Sekunden, dann hob ſie die Hand empor, gewiß um etwas deutlich zu bezeichnen, was ſie ihrem Begleiter zeigte, worauf Alle hinter der Anhöhe verſchwanden.

Als ſie nun abermals druben im Thal zum Vorſchein kamen, im vollen Laufe ihrer Pferde, luſtig im letzten Strahl der ſinkenden Sonne dahin galoppirend, waren es für ihn, der noch immer nachblickte, fremde, unbekannte Menſchen, eine andere Alice; denn die, welche er gekannt, nicht die einzige Tochter des reichen Duvallet, der nun ſein Schloß bezogen, ſondern die Alice, welche im einfachen, weißen Hauskleide ſo oft neben ihm geſeſſen, ſo oft ſeinen muſikaliſchen Phantaſieen gelauſcht, — ſie näherte ſich ihm jetzt in ſeinen Gedanken wieder, als er da ſaß, das Geſicht in beide Hände gedrückt, freundlich und tröſtlich erſchien ſie ihm, und wollte mit ihm plaudern wie ehemals. Aber ſcheu wich ſie zurück, die Augen traten ihr voll Thränen als ſie in ſein kummervolles Geſicht blickte.

Der Maler trat auf die Terraſſe und ſtörte den Freund auf aus ſeinen Träumereien. „Wer war denn das eigentlich?“ fragte er und ſprang auf die Mauer, um in das Thal hinabzublicken. „Ein Paar ſchöne Geſtalten, die beiden Frauen. — Ich weiß nicht — bah!“ unterbrach er ſich nach einer Pauſe, „wie kann man denn ſo lächerlich ſein! Ehemals fand ich in jedem ſchönen Auge, in jeder ſchlanken Geſtalt eine Aehnlichkeit mit ihr, — damals in der ſchönen Zeit vor meinem wilden Traume. — Aber Du,“ wandte er ſich an ſeinen Freund, „wie kommt es, daß Deine Geſangſchule ſchon zu Ende iſt? Wahrſcheinlich haben ſie ſich vor den Fremden producirt, und ſind dann, berauſcht von dem Lobe, das ihnen zu Theil geworden, davongelaufen.“

„Ja, ja, ſo iſt es,“ gab der Andere einſylbig zur

Antwort. „Auch iſt ja meine Zeit für heute Abend vorüber.“

„Schon ſo ſpät?“

Statt Victor, der wieder in tiefes Nachdenken verſunken war, übernahm es eine kurze Weile nachher die Uhr der alten Dorfkirche, eine Antwort zu geben, denn ſie zeigte in tiefen Klängen, welche langſam und feierlich in das Thal hinab tönten, die ſiebente Abendſtunde an.

Die achte Stunde.

Erst nach und nach und nur langsam hatte sich Herr Kohler an den Gedanken gewöhnen können, daß er nun wirklich auf Reisen sei und also die Stadt verlassen habe. — Ja, die Stadt, aus deren Umkreis er seit einer Reihe von Jahren keinen Fuß mehr gesetzt, und die verlassen zu haben ihm auch jetzt noch wie ein Traum vorkam. Zuweilen wollte er alles Ernstes auf irgend einer beliebigen Station aussteigen, um mit dem nächsten Zuge zurückzukehren. Er sah alsdann im

Geiste auf's Neue wieder all' die grenzenlosen Konfusionen vor sich, welche seine Abwesenheit verursachen mußte: den gestörten Eisenbahnverkehr, verzweifelnde Schulkinder, falsch blasende Militär-Musikanten, selbstmordversuchende Maurer und Steinhauer. Diese Gedanken, die sich oft in seinem Kopfe auf schreckliche Weise anhäuften, ließen ihn blaß aussehen und trieben ihm obendrein einen leichten Schweiß auf die Stirne, so daß ein ihm gegenüber sitzender freundlicher, ältlicher Herr ihn theilnehmend fragte, ob er sich vielleicht nicht ganz wohl befände, und sich bei dieser Erkundigung als den Arzt eines von der Eisenbahn seitwärts liegenden Städtchens zu erkennen gab, der seine gewöhnlichen Besuche in der Umgegend machte.

Herr Kohler dankte auf's Beste, versicherte, er befinde sich im Ganzen vollkommen wohl, obgleich ihn das Fahren zuweilen etwas angreife: doch sei das vorübergehend, und jetzt, wo die pfeifende Locomotive anzeige, daß der Zug nächstens an der Station halten werde, fühle er sich schon bedeutend erleichtert.

Dies war auch wirklich der Fall, hing aber mit dem Getriebe auf dem Bahnhofe selbst zusammen, indem das Läuten der Glocke, welches die Ankunft des Zuges anzeigte, ungefähr denselben Eindruck auf Herrn Kohler machte, wie die Trompete auf das Gemüth des ehemaligen Cavalleriepferdes. Er spitzte förmlich die Ohren bei dem gewohnten Klang: er konnte unmöglich in dem Wagen sitzen bleiben, er mußte aussteigen, wenigstens auf dem Trottoir umhergehen, um so von fern her die Funktionen der Bahnbeamten zu überwachen. Ach, er sah nur zu deutlich, wie der Dienst an all' diesen kleinen Zwischenorten durchaus nicht mit jener Correctheit gehandhabt wurde, wie früher in der Residenz unter seiner Leitung.

Ja, früher — aber jetzt! — Doch fort, fort mit diesen

Gedanken! — Er mußte sie gewaltsam verdrängen und rief dazu das Bild der schönen, ernsten Wittwe sich in's Gedächtniß zurück, die ja auch über diese Schienen gerollt, dieselbe Landschaft betrachtet, die vielleicht an ihn denkend — zu dem gleichen Fenster hinausgeschaut, am Ende sogar auf demselben Kissen gesessen. — Doch nein, Letzteres war unmöglich, denn sie hatte sich ja in der ersten Classe befunden. Er freute sich, daß es so war — das Gegentheil hätte vielleicht sein Gemüth beunruhigt.

Und so fuhr er in der angenehmen warmen Abendluft rasch auf den glatten Schienen dahin, an Felswänden, Bäumen und Sträuchern vorüber, jetzt mitten durch belebte Dörfer hindurch, die sich vor Erstaunen und Schrecken im Kreise zu drehen schienen oder deren Häuser sich tief niederduckten vor dem heranbrausenden Ungeheuer. Dann ging es donnernd über Brücken hinweg, eine Zeitlang am Ufer eines Flusses vorüber, den bewimpelte Schiffe so langsam und gemächlich hinabglitten, sich spiegelnd in der hell glänzenden Flut — ein Bild der alten, behaglichen Zeit, während uns die neue, höllische Kraft brausend und zischend über glattes Eisen hinweg schleift, jetzt über thurmhohe Viaducte, dann durch riesenhafte Terrain-Einschnitte, endlich gar mit unheimlichem, wie Hohn klingendem, gellendem Pfeifen in die Erde hinein reißt.

Ein eigentliches Ziel hatte sich der ehemalige Makler bei seiner Reise nicht vorgesteckt, wie wir wissen, und da er sich vollkommen dem Zufall überlassen wollte, so hatte er dem Cassier in der Residenz ein Geldstück hingelegt und dazu etwas geflüstert, worauf der Eisenbahnbeamte den Namen einer Station dicht an der nicht fernen Grenze genannt, der alsdann von Herrn Kohler mit einem Kopfnicken bekräftigt wurde.

So war er denn eine gute Stunde und darüber ge-

fahren, als der Zug hielt und er den Namen der Station rufen hörte, welche ihm das Schicksal zum heutigen Endziel seiner Tour bestimmte. Er verabschiedete sich von dem gegenübersitzenden Arzte, der, wie er sagte, noch eine Station weiter fuhr, morgen aber hieher zurückkehren werde, grüßte auch als höflicher Mann die andern im Wagen Sitzenden und betrat dann das Trottoir. Da es eine kleine, unbedeutende Station war, so machte auch der Zug durchaus nicht viel Umstände mit ihr, hielt nur einige Sekunden, die Locomotive räusperte sich alsdann wie unwillig und rollte hierauf eilig weiter, murrend und grollend, als wollte sie sagen: lohnt sich auch wohl der Mühe, — so ein erbärmliches Nest fh — ch — fhch. Da zu halten — fhch! fhch! und für einen einzigen erbärmlichen Passagier — fhch! fhch! — fhch! fhch! Dann pfiff sie noch zu guter Letzt höhnisch, ehe sie drüben in dem Einschnitte verschwand.

Herr Kohler stand da, einsam und allein, umgeben von Koffer, Hutschachtel und Nachtsack, die sich wie ängstlich zusammendrängten, und kam sich vor wie ein anderer Robinson, der auf ein für ihn gänzlich unbekanntes Eiland geschleudert worden ist.

Der Bahnhof hier war noch sehr provisorisch, — eine einfache Bretterhütte, die Gegend umher ihm vollkommen fremd, und was er von lebenden Wesen sah, beschränkte sich — der Bahnhof-Beamte hatte sich schon längst zurückgezogen — auf einen schielenden Packknecht, der gar nicht that, als sei überhaupt ein Passagier angekommen, und dessen Augen überall hinzublicken schienen, nur nicht nach Herrn Kohler.

„He da, guter Freund!“ rief dieser endlich, „könnt Ihr meinen Koffer besorgen? Ich wollte nach —“

„Aha! nach Klippenthal!“ entgegnete der Packknecht,

indem er näher kam, statt aber auf seinen Weg oder Herrn Kobler zu sehen, die Giebelspitze des gegenüberstehenden Schuppens zu betrachten schien. „Wenn aber der Herr," fuhr er fort, „im Städtchen selbst keine Geschäfte hat, und es ihm nur um die schöne Gegend zu thun ist, so würde ich ihm hier nahbei den neuen Gasthof ‚zur bunten Katze' empfehlen — eine brave Wirthschaft, obgleich sie nur von einer Wittfrau gehalten wird."

Da diese Bezeichnung der Eigenthümerin des Gasthofes zur „bunten Katze" dem Reisenden nicht gerade unangenehm klang, er auch, wie wir wissen, in dem Städtchen durchaus keine Geschäfte hatte, so folgte er dem voranschreitenden Packknecht, und wurde von diesem in ein freundliches und hübsches Haus geführt, wo ihm das beste Zimmer eingerichtet wurde, ein grosses, fein elegant meblirtes Gemach mit Balkon, von welchem man eine herrliche Aussicht in die wirklich schöne Gegend genoß.

Es war eines jener malerischen Thäler, die bisher unbeachtet zur Seite der Heerstraße gelegen, das nun aber mit einem Male durch die eigensinnig gerade durchfahrende Eisenbahn dem Blick des Beschauers geöffnet wurde. Von den Hügeln auf einer Seite erstreckten sich dichte Waldungen bis beinahe zur Bahnlinie, während die Anhöhen auf der anderen Seite Feldculturen zeigten und nur hie und da Gebüsche und Baumgruppen. Dort durch einen natürlichen Einschnitt blickte man in die Ferne und sah ein weites Thal, hie und da Dörfer und Kirchthürme. Aus dem Walde links kam ein munteres Wasser hervor, das den Schienen eine Zeitlang folgte, dann unter denselben durchfloß, rückwärts in den grünen Wiesen noch hie und da hervorleuchtete und sich dann zwischen den Hügeln verlor.

Herr Kobler fühlte sich recht behaglich und angenehm bei der bunten Katze und Wittwe. Letztere schien in ge-

wiſſer Beziehung keine friſche Wittwe mehr zu ſein, denn ſie trug kein ſchwarzes Gewand, vielmehr ein helles, knapp anſchließendes Kleid, das ihre vollen, rundlichen Formen außerordentlich gut erkennen ließ. Sonſt aber hätte man die Wittwe der „bunten Katze“ gewiß eine friſche Wittwe nennen können; ſie mochte vielleicht dreißig Jahre alt ſein, hatte ſehr muntere, lebhafte Augen, ein Paar Grübchen in den Wangen, wenn ſie lachte, und zeigte alsdann auch eine Reihe ganz vortrefflicher weißer Zähne.

Für ihren neuen Gaſt ſchien ſie von größtmöglichſter Sorgfalt; ſie hatte ihn ſelbſt in ſein Zimmer geführt, wobei ſie ihre Anſicht ausſprach, ſie müſſe Herrn Kohler ſchon irgendwo geſehen haben, was dieſem indeſſen nicht glaublich erſchien, — ſie präſentirte ihm die wirklich geſchmackvolle Einrichtung des Zimmers, ſie zeigte ihm ſein breites Bett, ſie öffnete die Thüren des Balkons, und während ſie dort hinaus trat und ſich über das Gitter lehnte, machte ſie ihn bald auf dies bald auf das in der Umgegend aufmerkſam.

Sie hatte etwas Einſchmeichelndes an ſich, dieſe Wittwe, und trotz ihrer vollen Formen doch wieder etwas Zierliches und Bewegliches, und wenn Herr Kohler, der nicht ohne Poeſie war, ſo über ihre Schulter hinweg auf das Schildzeichen des Gaſthofes, das bunte Kätzchen blickte, welches ſo gemüthlich an einer ſeiner Vorderpfoten leckte, ſo fand er einige Aehnlichkeit zwiſchen dieſem und ſeiner Wirthin, ſo daß er lächelnd annahm, die Wittwe habe nicht ohne Beziehung den Namen ihres Gaſthauſes gewählt.

Nicht lange übrigens hielt es den Reiſenden in ſeinem Zimmer; der ſchöne Abend lockte ihn in's Freie, und die Wittwe der „bunten Katze“ gab ihm höchſt freundlich die gründlichſten Anleitungen zu einem angenehmen Spaziergange. — „Sie gehen dort dem Waldſaume entlang,“ ſprach ſie, „bis wo der Bach eine Krümmung macht; da

finden Sie einen Fußweg, der Sie den Wald aufwärts auf einen breiten Weg führt, dem Sie nach rechts folgen, dann kommen Sie in's Freie und sehen links das alte Schloß, rechts das neue Schloß vor sich — ein sehr hübscher Anblick, und haben Sie die Wahl, nach welchem von beiden Sie Ihre Schritte lenken wollen. Die Parkanlagen Beider sind zugänglich, auch die des alten Schlosses wieder — die bis vor Kurzem noch so zugesperrt waren, daß kein Hase hinein konnte, ohne vorher untersucht zu werden. Sowie Sie aus dem Walde treten, kommen Sie an die Grenze des Landes, brauchen sich aber durchaus nicht zu geniren, dieselbe zu übertreten, da uns hier in jeder Richtung der freieste Verkehr gestattet ist."

Sie knixte recht freundlich lächelnd, die Wirthin der „bunten Katze", und sagte, sie würde sich selbst das Vergnügen gemacht haben, ihrem Gaste den Weg zu zeigen, doch müsse er sie für heute bestens entschuldigen. „Morgen oder übermorgen," setzte sie hinzu, und dabei leuchtete ihr Auge, zwei Grübchen wurden sichtbar, und die weißen Zähne zeigten sich, „da stehe ich ganz zu Beichl".

Herr Kobler verabschiedete sich und schritt nachdenkend weiter. — „Wie ist doch Alles in der Welt so verschieden von einander!" dachte er; „wie wenig gleichen sich die Menschen; selbst die Wittwen haben oft so gar keine Aehnlichkeit mit einander." — Er dachte an Jene mit den ernsten, fast kummervollen Zügen, mit dem großen, ruhigen und dunklen Auge, so still in ihrem Wesen, so gemessen in allen Bewegungen. Darauf bewegte sich die Andere wieder in seinen Gedanken vorüber, so freundlich und zuthunlich, so schmeichelhaft und gefährlich. — Zu gefährlich, so daß Herr Kobler der schwarzen Ernsten vor der lustigen Bunten in seinem Innern unbedingt den Vorzug gab. Letztere hatte ihn in diesem Augenblick geblendet, Jene aber

hob ſich im nächſten wieder ſtolz und ernſt in der Erinnerung empor, vielleicht unerreichbar, dafür aber um ſo begehrenswerther.

Wie ihm übrigens die Wirthin geſagt, ſo fand er den ſchmalen Fußpfad, der an dem murmelnden Bergwaſſer hinaufführte, anfänglich durch dichtes Gebüſch, das überhängend einen förmlichen Laubgang bildete, dann aber lichter wurde, als der Spaziergänger auf den breiten Fahrweg kam. Hier ſtanden freilich mächtige Eichen und Buchen, aber das Unterholz fing an dünne und durchſichtig zu werden, und nachdem Herr Kohler dem breiten Wege ein Paar hundert Schritte gefolgt war, trat er aus dem Walde hervor und blieb überraſcht ſtehen vor der ſchönen Ausſicht, die ſich ſeinem Blicke zeigte. Unter dem letzten der Bäume, einer alten Linde, die ihre Zweige wie ein Schattendach ausſtreckte, befand ſich eine Steinbank, auf die ſich der Spaziergänger niederließ. Wie ihm die Wirthin geſagt, ſo ſah er an den hier aufgerichteten Wappen der beiden Länder, daß er ſich an der Grenze befand.

Zu ſeiner Linken ſetzte ſich der Wald fort, indem er in einen weiten Bogen zurücktrat, an deſſen Ende aus Bäumen und Buſchwerk die Zinnen des alten Schloſſes emporragten, von dem die Wirthin geſagt. Die Lage dieſer Bauwerke, ſowie ſie ſelbſt in ihren ſchweren Formen, hatten etwas Majeſtätiſches, Imponirendes. Ueber einem langen, ſtattlichen Gebäude, deſſen Fries eine reiche Krönung hatte und an dem man eine Reihe mächtiger Fenſter erblickte, erhob ſich ein einzelner Thurm, hoch oben mit zierlichen Schießſcharten umgeben, auf welchem an hohem Flaggenſtocke eine Fahne in Weiß und Blau flatterte, — die Farben des Beſitzers, ein Zeichen, daß derſelbe anweſend ſei. Sonſt ſah man nicht viel von dem Schloſſe wegen der dichten Maſſe von Bäumen, die es umgaben, und obgleich die Ge-

bäude auf einem Hügel zu liegen schienen, so reichten doch die Kronen dieser uralten Bäume so hoch hinauf, daß man nur durch ihre Spitzen das eben Angegebene erblickte.

Zur Rechten des Herrn Kohler lag das, was ihm von der Wirthin als das neue Schloß bezeichnet worden war, weiter von ihm entfernt als das andere. Es befand sich ebenfalls auf der Spitze eines Hügels und zeigte auf der Rückseite dichten Wald, — ein dunkler Hintergrund, auf dem sich das helle, stattliche Schloß deutlich und freundlich abhob. Herr Kohler blickte lange und forschend hin, und es war ihm, als habe er die Form dieses Gebäudes schon einmal gesehen. Wo? konnte er sich aber augenblicklich nicht erinnern. Hieher war er nie gekommen, denn wenn er auch schon von der Stadt aus diese Richtung besucht, so hatte er doch damals die große Heerstraße bereist, war überhaupt früher nie über die Grenze des Landes gegangen. Und doch, je mehr er hinschaute, um so bekannter erschien ihm das Gebäude. Auf der Vorderseite desselben sah man eine weite Graspartie mit einzelnen Baumgruppen besetzt sowie mit Blumenpartieen, die sich bis unter die Treppen des Schlosses zu ziehen schienen. Diese Grasflächen reichten hinab bis zum Fuß des Hügels, wo derselbe von einem breiten Waldstreifen eingefaßt war. Da wo dieser endigte, im Thale drunten, nach der Richtung zu, in der sich die Eisenbahn befand, sah man auch das Bergwasser wieder, was um den Hügel herum strömte und unter einer mächtigen Brücke hinweg eilte, die, aus starken Quadern gebaut, die graue Farbe des Alters zeigte. An ihrem Ende, am Saum des oben erwähnten Waldstreifens, erhob sich ein reich, kühn und elegant construirter Thorbogen, wahrscheinlich den Eingang zum Schlosse auf dem Hügel bildend.

Nachdem Herr Kohler sich so die Einzelnheiten der beiden Schlösser eine Zeit lang genau betrachtet, entschloß er

ſich, ſeinen Spaziergang weiter fortzuſetzen, und da es ihm eigentlich gleichgültig war, wohin er ſeine Schritte richtete, ſo wollte er den Verſuch machen, den Park des ihm zunächſt gelegenen alten Schloſſes anzuſehen. Hatte ihm die freundliche Wirthin doch geſagt, derſelbe ſei ſeit Kurzem ebenfalls zugänglich.

Der breite Pfad, welcher an der Stelle, wo der Spaziergänger geruht, aus dem Walde trat, führte von hier aus über einen flachen Hügel ziemlich gerade nach der dichten Waldpartie, welche das alte Schloß verdeckte. Herr Kohler folgte ihm, und ſobald er auf die Höhe des ebenerwähnten flachen Hügels gelangt war, ſah er, daß ſein Weg gerade auf ein mächtiges Thor zuführte, das ihm bis jetzt nicht ſichtbar geweſen war. Er näherte ſich langſamen Schrittes und nahm ſich dabei Zeit, ſeine Umgebung in's Auge zu faſſen. Rechts und links an das Thor ſchloſſen ſich mächtige Mauern, denen man ihr hohes Alter anſah, lange Strecken waren mit uralten Epheuſtämmen bekleidet; dort ſenkten ſich über den Rand Schlinggewächſe herab, und in der Nähe des Thores war aus einer Spalte ſogar ein Baum aufgewachſen, deſſen knorrige Wurzeln und ziemlicher Umfang am beſten für die lange Zeit ſprachen, die verfloſſen war, ſeit ihn ein Windſtoß oder der Schnabel eines Vogels als Samenkorn dorthin gepflanzt.

Die ſchweren Eiſengitter des Thores ſtanden offen, — ſie waren nicht nur zweifelhaft geöffnet, nein, völlig, weit, wie zum Eintritt ladend.

Herr Kohler ſchritt über eine kleine Brücke, unter welcher ſich ebenfalls ein murmelndes Waſſer hinzog, und trat, nachdem er vergeblich die Felder eines im Thorbogen befindlichen halb verwitterten Wappenſchildes zu enträthſeln verſucht, in den Park, der hier, was den Wuchs der ſtärkſten Bäume ſowie die Dichtigkeit der Gruppen anbelangte,

völlig einem Walddickicht ähnlich sah. Nur dem Wege, der sich hindurch schlängelte, sah man an, daß hier schaffende Hände walten; denn er war sorgfältig geebnet, rechts und links mit kleinen Abzuggräben versehen; kein Grashalm wuchs auf demselben, und eine feine Sandschicht breitete sich gleichförmig über ihn aus.

Der Spaziergänger fühlte sich recht behaglich in dieser stillen Einsamkeit. Wie ruhig und friedlich war es hier, wie angenehm schattig und kühl! Und wie wunderbar färbte die schon tief stehende Sonne Baum und Strauch! Wie leuchteten die Stämme unter ihren glühenden Strahlen, wie freigebig streute sie Gold zwischen den zitternden Blättern; wie zauberte sie lodernde Wunderblumen dahin, funkelnde Smaragde, wo ohne ihren Kuß nichts zu sehen gewesen wäre als Blätter und einfache Blüten an hohen Stielen, wie sie im Walde emporwachsen.

Herr Kohler war nicht unempfänglich für die Schönheiten der Natur, für die Wunder eines klaren Sommerabends, und genoß diesen um so mehr, als er sich nicht erinnerte, seit langer Zeit etwas Aehnliches erlebt zu haben. Wenn er jetzt so an die Stadt dachte, an die mit Staub durchdrungene Atmosphäre, an das brennende Pflaster, an die langweiligen Häuserreihen, so holte er tiefer Athem und schlürfte mit Vergnügen die würzige Waldluft. Auch die Stille, welche ihn umgab, that ihm so wohl, und selbst das Läuten der Eisenbahnglocke, das Pfeifen der Locomotive und der freundliche Ruf der Conducteure: „fertig! fort!" klang in seiner Erinnerung nicht mehr so angenehm wie früher, und er mußte sich gestehen, daß es doch möglich sei, alles das zu vergessen, namentlich, dachte er, — momentan düster gestimmt, — bei diesem undankbaren Menschengeschlechte, das langjährige Sorgfalt und Mühe durch augenblickliches Vergessen belohnt. — „Ja, auch ich werde ver-

geſſen ſein, morgen, vielleicht bin ich es heute ſchon, und wer weiß, ob ſich in wenigen Tagen noch ein einziges von all' den Schulkindern, die ich ſo oft beaufſichtigt und freundlichſt ermahnt, meiner erinnert!"

Bei dieſem Gedanken lächelte Herr Kohler recht ſchmerzlich, doch ſchritt er achſelzuckend weiter. Der Abend war zu ſchön, das Gefühl des Friedens in der Landſchaft zu überwältigend, um eine Verſtimmung lange andauern zu laſſen. So erheiterte ſich auch bald wieder die Stirne unſeres Freundes, ſeine Lippen ſpitzten ſich und es dauerte nicht lange, ſo pfiff er gemüthlich die Melodie des ſchönen Liedes:

O wie wohl iſt mir am Abend,
Wenn zur Ruh' die Glocken läuten.

Ja, er ließ ſich ſogar behaglich nieder, als ſich ihm eine Bank am Wege präſentirte, und nahm dann auf ein Paar Momente ſeine blaue Brille ab, um das Grün der Blätter beſſer auf ſeine Augen einwirken zu laſſen. — Doch nur auf ein Paar Sekunden entwaffnete er ſo ſeine Augen; hörte er doch plötzlich, wenn auch entferntes, doch herzliches Lachen munterer Kinderſtimmen und lautes Halloh, wie man es in den Wald hinein ſchreit, um das lauernde Echo zu necken.

„Halloh! — Halloh!" erklangen die friſchen Stimmen, und „Halloh!" tönte es leiſe aus dem Walde zurück.

Herr Kohler hatte ſich wieder mit ſeiner Brille bewaffnet, drückte die Gläſer feſt gegen ſeine Augen, worauf er ſich von der Bank erhob und abermals vorwärts ſchritt. Es erſchien ihm nicht paſſend, hier in fremdem Eigenthum vielleicht ſorglos ausruhend angetroffen zu werden; es dünkte ihm ſchicklicher, ſich dem Beſitzer mit freundlicher Miene zu nähern, dann ſeinen Hut abzuziehen und zu ſprechen: „Ich heiße Kohler, und die offen ſtehende Thür

des schönen Parkes bewog mich einzutreten. Bitte tausendmal um Entschuldigung und gütige Nachsicht."

So denkend folgte er dem Wege, der sich jetzt langsam aufwärts zog, wobei der Spaziergänger sah, daß sich der Wald vor ihm mit jedem Schritt mehr und mehr lichtete. Jetzt wand sich der Pfad um einen mächtigen Felsblock herum, der auf seiner rechten Seite lag, und zwischen dessen Spalten ein klares Wasser hervorsprudelte, das in eine natürliche Mulde strömte, über deren Rand es herabfloß und dann wieder im Boden verschwand, — ein artiger Anblick, der den ehemaligen Maler um so mehr erquickte, als er von dem frischen Wasser trank und sich gestehen mußte, seit langer Zeit nichts Erfrischenderes genossen zu haben.

Seinen Weg wieder aufnehmend, ging er noch etwa fünfzig Schritte weiter, beständig und zuletzt ziemlich steil aufsteigend, und blieb dann plötzlich stehen, erstaunt, angenehm überrascht durch den Anblick, der sich seinen Augen darbot. Das Walddickicht hörte hier mit einem Male auf, und zwar wie abgeschlossen durch einen gewaltigen grünen Bogen, den zwei mächtige Eichen, welche rechts und links am Wege standen, bildeten. Diesseits des Bogens bemerkte man das Licht der Sonne kaum, da es gedämpft und gebrochen ward durch die dichten Laubmassen; jenseits aber strahlte es voll und glänzend über die Lichtung hin, vergoldete die Mauern des Schlosses, spiegelte sich lustig in den Fensterscheiben desselben, und zeigte dem erstaunten Herrn Mobler eine Dame, die, obgleich selbst im Schatten sitzend, von ihm auf's Deutlichste gesehen werden mußte, da sie sich mitten in der Lichtung befand. Sie hatte Blumen und Blätter auf ihrem Schooße und schien einen Kranz oder einen Strauß daraus zu winden.

Jetzt hörte auch der Spaziergänger wieder das lustige Lachen der Kinderstimmen näher und näher kommen, und sah

zwei kleine zierliche Mädchen, von einem jüngern Knaben etwas schwerfällig gefolgt, drüben aus dem Gebüsche hervorspringen. Sie trugen in den Händen Waldblumen und kleine Zweige, welche sie der Dame in den Schooß legten, um dann unter lautem Halloh wieder davon zu springen.

Und diese Dame! Das Erstaunen des ehemaligen Maklers wuchs, je länger er sie betrachtete. Diese Haltung, — dieser Wuchs — wäre sie schwarz gekleidet gewesen, er hätte keinen Augenblick gezweifelt, daß sie es sei, die schöne, ernste Wittwe, der er damals auf dem Bahnhofe jenen kleinen Dienst geleistet, und deren Bild sich jetzt wieder durch Waldeinsamkeit, durch malerische Schatten, durch glänzende Sonnenlichter, durch bunte Farben und Gott mochte wissen durch was sonst Alles noch mächtig empor arbeitete und immer klarer vor sein inneres Auge trat. Und je mehr dies geschah, um so ähnlicher wurde es auch der Gestalt jener Dame, die dort oben saß mit ihren Blumen beschäftigt. Jetzt bückte sie sich herab, um etwas Gras vom Boden aufzulesen. Dadurch kam ihr Kopf in den Sonnenschein, und da sie auch zu gleicher Zeit ihr Gesicht etwas gegen Herrn Kohler wandte, so erkannte dieser — ja, da konnte kein Zweifel sein — die schöne Wittwe vom Bahnhofe.

Es würde der Wahrhaftigkeit unserer Geschichte schaden, wenn wir nicht gestehen wollten, daß Herr Kohler, nachdem sein erstes Staunen, seine grenzenlose Ueberraschung sich etwas gemildert hatte, mit einigen sehr anstrengenden Sätzen aufwärts sprang, daß die Dame, von dem Geräusch erschreckt, aufblickte und eine Bewegung machte, als wolle sie fliehen, sich aber durch Herrn Kohler dadurch beschwichtigen ließ, daß er plötzlich stehen blieb und heftig athmend seine Arme über die Brust kreuzte, wie er es in der Oper, namentlich aber im Ballet von Sclaven gesehen hatte, die schon aus

der Ferne ihre völlige Unterwürfigkeit der Gebieterin anzuzeigen beflissen sind.

Zugleich schien auch die Dame ihren Beschützer vom Wartesaal wieder erkannt zu haben, denn sie lächelte ein klein wenig, ließ sich wieder ruhig auf ihren Sitz nieder, den sie schon halb und halb verlassen, ja sie winkte freundlich mit der Hand.

Daß Herr Kohler schnell näher trat, versteht sich von selbst, ebenso daß er von dem raschen, unbedachtsamen Aufwärtssteigen bei seiner Corpulenz noch so außer Athem war, daß er nur unzusammenhängende Worte hervorbringen konnte, als: Vergnügen, — Ueberraschung — unverhofft — herrlicher Spaziergang — mit schönstem Ziel.

In diesem Augenblicke näherten sich auch die Kinder wieder, und der Knabe und das Mädchen der Madame Nicolai erkannten augenblicklich den freundlichen Herrn, der sich ihrer damals so liebreich angenommen hatte und ihnen sogar das Vergnügen einer Fahrt im Wagen verschafft. Das andere Mädchen, Blumen und Blätter in beiden Händen haltend, blieb ein Paar Schritte entfernt stehen, — wie konnte sie sich auch des Fremden erinnern, den sie nur einmal und zwar unter sehr seltsamen Umständen gesehen. Mußte doch selbst Herr Kohler genau nachsinnen, ehe es ihm klar wurde, wann und wo er dies liebliche Gesichtchen bemerkt, diese leuchtenden Augen, die ihn damals wie jetzt erstaunt und fragend angeblickt.

Und als sich der ehemalige Maler nun darauf besonnen und sich klar gemacht, daß er die kleine Baronin Molitor vor sich habe, da fühlte er, wie sich sein Gesicht unwillkürlich verlängerte, wie trotz des warmen Abends ein gelinder Frost seinen Rücken überflog, da erinnerte er sich des schrecklichen Augenblicks bei dem Freiherrn von Molitor und ihm fiel mit einer unangenehmen Lebhaftigkeit ein, was

man ſich Alles davon erzählt, wie der edle Baron Leute zu empfangen und zu mißhandeln pflege, die ſein Eigenthum betreten. Er blickte ſogar ſchüchtern rückwärts nach der Richtung, wo er das Thor vermuthete, von dem er aber überzeugt war, daß es ſeine ſchweren Eiſengitter langſam und geräuſchlos geſchloſſen, nachdem er ſo leichtſinniger Weiſe den gefährlichen Park betreten.

O Wittwen! Wittwen!

„Ich muß wirklich recht ſehr um Verzeihung bitten,“ ſprach Herr Kobler, nachdem er eine ziemlich lange Pauſe zum kräftigen Athemholen benützt, „hier eingedrungen zu ſein, hier — wo — wenn — ſich Fräulein von Molitor befindet — auch der Herr Baron nicht ferne ſein wird und wahrſcheinlich ſehr unangenehm vermerken die Freiheit, die ich unwiſſend mir genommen.“

Der ehemalige Makler ſah ſchon im Geiſte in der nächſten Sekunde einige handfeſte Kerle aus den Gebüſchen hervorſpringen, ihn faſſen, in die tiefſten Keller ſchleppen und anketten vielleicht an der Seite jener unglücklichen, wahrſcheinlich vor Hunger und Durſt wahnſinnig gewordenen Gouvernante, die ſich unbedingt an ihm vergreifen würde. — Wie eine ſüße Muſik klang es deßhalb in ſeine Ohren, als ihm die ſchöne Wittwe ſagte:

„Seien Sie unbeſorgt, Herr Kobler, hier hat ſich Manches und auch auf erfreuliche Art geändert. Dieſer Park iſt nicht mehr verſchloſſen wie früher, man beläſtigt gewiß keinen fremden Spaziergänger, und wird ſich ſogar freuen, Sie wiederzuſehen, da Sie ja ſchon mehrere Male mit dem Herrn Baron zu thun hatten, alſo ein Bekannter des Hauſes ſind. Nehmen Sie Platz, ruhen Sie aus und erzählen Sie mir, woher Sie ſo unvermuthet kommen, was Sie hieher geführt.“

Als ſie ſagte, er ſei ein Bekannter des Hauſes, hatte

ſie ihn ſanft angeblickt, und ihrer Aufforderung, Platz zu nehmen, konnte er nur dadurch entſprechen, daß er ſich zu ihren Füßen auf dem weichen Mooſe niederließ. Er that das denn auch ſo maleriſch, als es ihm möglich war, wobei er ſeinen rechten Arm auf den Baumſtamm legte, auf dem ſie ſaß. So konnte er von unten herauf in ihre Augen blicken, was in gewiſſen Fällen äußerſt vortheilhaft iſt, und dann berichtete er, wie ihn ein gewiſſes Etwas von der Stadt weggetrieben, wie ihn dieſes Etwas in die Ferne gezogen, wie er drunten in der „bunten Katze" abgeſtiegen, wie es ihn dort nicht habe ruhen laſſen, ſondern hieher gedrängt, wie man dem Zuge ſeines Herzens nie widerſtehen könne, und wie ihn dieſer glücklich geführt an den ſchönſten Platz zu ihren Füßen.

Sie hatte ihm aufmerkſam zugehört, ſie hatte ſogar während ſeiner Erzählung kopfſchüttelnd gelächelt, und hatte, was ihm ein ſehr günſtiges Zeichen ſchien, die Kinder abermals in das Parkdickicht geſchickt, um noch mehr Grün und noch mehr Blumen zu holen. Sie ſchien ihm auf eine angenehme Art antworten zu wollen; ja ihre Lippen öffneten ſich ſchon, da vernahm er plötzlich über ſeinem Haupte eine Stimme, die in ſcharfem, wenn auch nicht unfreundlichem Tone ſagte:

„So hat er ſich endlich eingefunden? — Das iſt er alſo, Frau Thereſe?"

Die Dame blickte ſchnell in die Höhe, worauf ſie lachend mit dem Kopfe ſchüttelte, und der erſchrockene Kohler, der mit einem Satze auf ſeinen Beinen war, ſah den Freiherrn von Molitor vor ſich ſtehen, um deſſen Mund ein ſeltſames Lächeln ſpielte.

Sie ſchüttelte mit dem Kopf. „Frau Thereſe," fuhr dieſer nach einer kleinen Pauſe fort, „nun, ich konnte mir faſt ſelbſt denken, daß Dieſer es nicht iſt. Aber doch

ein bekanntes Geſicht — ja, ich glaube mich zu erinnern. Wir ſahen uns vor einiger Zeit in der Stadt, denke ich. Und jetzt," ſprach er, nachdem er mit ſeinem dürren Zeigefinger Herrn Kobler faſt berührt, „iſt er wohl gekommen, Ihnen gute Nachrichten zu bringen. Seien Sie nicht eigenſinnig," ſagte er leiſer; „denken Sie daran, wie oft Sie mich zum Frieden ermahnt, wie ich Ihnen glaubte, wie ich Ihnen gefolgt bin und wie ich mich jetzt wohl und glücklich dabei befinde. — Ah' Sie ſind ein Kind, Frau Thereſe! Ich muß mich Ihrer annehmen." Er hob hierauf den Kopf etwas ſtolz in die Höhe und ſprach weiter, indem er ſich direct an Herrn Kobler wandte: „Sagen Sie ihm, er ſoll nur kommen, es ſei Alles hier vergeben und vergeſſen. Uebrigens heiße ich Sie willkommen auf Klippenberg."

Der ehemalige Maler, welchem bei dem ſo unerwarteten Anblick des Freiherrn unwillkürlich wieder allerlei Schauerliches eingefallen: Burgverließe, gefeſſelte Gouvernanten, Keulen, grimmige Fangbunde und zerriſſene Hoſen, zeigte ein einigermaßen einfältiges Lachen, als der Freiherr von Dingen ſprach, die ihm völlig unverſtändlich waren.

„Nun?" fuhr Jener etwas ungeduldig fort, „kamen Sie nicht, um Frieden zu ſtiften? — Ich hoffe ſehr."

Herr Kobler, der wohl wußte, daß man in ähnlichen Fällen am beſten thue, Allem ſehr bereitwillig beizuſtimmen, beeilte ſich dies mit einem außerordentlich freundlichen Lächeln zu thun, ja, er grinſte förmlich vor Vergnügen, als er zur Antwort gab:

„Allerdings bin ich hieher gekommen, um Frieden zu ſtiften. O Frieden ſtiften iſt ein ſchönes Werk? — Aber —"

Die Dame wollte etwas bemerken, doch legte ihr der Freiherr ſanft ſeine Hand auf die Schulter und ſagte: „Ruhig, Frau Thereſe, Sie haben mir feierlich gelobt, mich

Ihre Sache ordnen zu laſſen. Wiſſen Sie, damals, als Klippenberg auf allen Seiten geöffnet wurde, als ich, weil Sie es ſo wollten, ſelbſt zur Eiſenbahn fuhr, — ah! — ja — ah!“ ſetzte er mit einem eigenthümlich gedehnten Tone hinzu, „damals — und Sie — hatten Recht, und jetzt berufe ich mich auf Ihr Verſprechen, ihn“ — darauf wandte er ſich gegen Herrn Kohler — „zu holen, ihn — den Mann dieſer ſo braven und guten Frau.“

„Trauriger Wahnſinn!“ dachte der Makler, „wie dies Wort die arme Wittwe verletzen muß!“

Verletzt ſah dieſe nun gerade nicht aus, obgleich ſich eine tiefe Röthe auf ihrem Geſichte zeigte, auch ſenkte ſie einen Moment ihre Blicke zu Boden, um gleich darauf ihren Freund vom Bahnhofe voll und feſt anzuſchauen, worauf ſie ſagte:

„Ja, laſſen wir alles vergangene Traurige vergeſſen ſein. — Vergeſſen auch Sie,“ ſetzte ſie mit einem leichten Lächeln und einer Verbeugung gegen Herrn Kohler hinzu, „daß es eine Wittwe war, der Sie Ihre freundlichen Dienſte leiſteten.“

„So wären Sie keine Wittwe?“ fragte dieſer mit einem etwas herabgeſtimmten Tone und einem komiſchen Hängenlaſſen ſeiner Unterlippe. „A — a — ah! — Trau' der Teufel dieſen Weibern!“ ſetzte er in Gedanken hinzu. „Wer weiß, wenn ich zur ‚bunten Katze‘ zurückkehre“ — ſeine Ideen beſchäftigten ſich ſogleich mit dem freundlichen Wirthshauſe — „ob ſich mir nicht da auch irgend ein vierſchrötiger Bengel als Gemahl der runden Wittwe präſentirt. O Welt voll Trug und Schein!“

„Es ſcheint Ihnen in der That nicht angenehm zu ſein, daß ich meinen Wittwenſchleier abgelegt,“ nahm die Dame das Wort, als ſie bemerkte, wie ſich die Züge des ehemaligen Maklers finſter überzogen hatten. „Zürnen Sie mir

aber deßhalb nicht," fuhr sie bittend fort, „und wenn Sie sich als Freund beweisen wollen, so —"

„Eilen Sie nach Klippenberg," unterbrach sie der Freiherr, „begeben sich dort zum Schullehrer des Ortes, Sie werden da Herrn Stifter finden, sagen Sie ihm, was sich hier begeben und bringen ihn hieher."

Bei dem Namen „Stifter" erinnerte sich Herr Kohler der Adresse eines Briefes, der ihm von jener fremden schönen Dame auf der Eisenbahn mit der Bitte übergeben worden war, ihn durch Vermittlung Victors an seine Adresse gelangen zu lassen. — Er beugte sich tief herab, was aus der Pantomime in's Genießbare übersetzt so viel sagen wollte, als: Fordere, befiehl, ich folge — der Sclave harrt auf seiner Herrin Wink.

Darauf nahm der Freiherr von Molitor eine kleine silberne Pfeife aus der Rocktasche, pfiff zweimal laut schallend gegen das Haus, worauf sich von dorther ein Reitknecht in vollem Trabe näherte und schon von Weitem seinen lakirten Hut abzog, um in gehöriger Verfassung die Befehle des gestrengen Herrn entgegen zu nehmen.

„Es ist nach Klippenberg eine halbe Stunde," sagte dieser nachdenkend, „kürzer noch, wenn man scharf reitet. Sind Sie Reiter?" wandte er sich plötzlich an Herrn Kohler, der ordentlich zusammenschrak und diese Frage so eifrig verneinte, daß sich ein kurzes Lächeln wie unwillkürlich auf den Zügen des Barons zeigte. — „So laß' denn hurtig einen leichten Jagdwagen einspannen und fahre diesen Herrn nach Klippenberg. — Kommen Sie, Herr —"

„Kohler," sagte der ehemalige Maler mit einer verbindlichen Verbeugung. Dann warf er einen Blick auf die gewesene Wittwe, einen vielsagenden Blick, und nach einem tiefen Seufzer beeilte er sich, dem Freiherrn von Molitor nachzukommen, der mit großen Schritten über die Wiese

gegen das Schloß ging. Der Jagdwagen war zum Erstaunen schnell eingespannt; Herr Kohler mußte die Pünktlichkeit des Dienstes hier bewundern. — Er ließ sich auf dem weichen Sitze nieder und zog ehrfurchtsvoll seinen Hut vor dem Besitzer des Schlosses, der zum Kutscher sagte:

„Dieser Herr wird sich nicht lange in Klippenberg aufhalten und dann mit einem andern Herrn hieher zurückkehren. In einer Stunde kannst Du wieder hier sein, merke Dir das. Es ist jetzt acht Uhr."

Die neunte Stunde.

Wie lange Victor auf der alten Terraſſenmauer geſeſſen, nachdem der Reiterzug drüben verſchwunden war, das wußte er nicht; er ſaß da und träumte, ſprang auch zuweilen in die Höhe, ſchritt auf der Plattform umher, lehnte auch wohl an dem Mauerreſte und blickte in die Gegend hinaus, deren Färbung ſich langſam aber ſichtlich veränderte und die, wie man aus Allem ſah, ſich anſchickte, nächtliche Ruhe und Frieden behaglich über ſich ergehen zu laſſen.

Ruhe und Frieden! Wenn ſie doch auch zu Theil würden bei bewegtem Gemüthe, wenn ſich der Abend niederſenkt! Wenn aber das geräuſchvolle Treiben des Tages vielleicht im Stande iſt, trübe Gedanken zu übertönen, ſo treten dieſe doch wieder in ihr volles Recht bei der Stille des Abends. Da blicken wir in ſchmerzlicher Sehnſucht hinaus in die Ferne und denken lebhafter an das, was wir verloren. Wird es auch in dieſem Augenblicke nicht mehr umhergetrieben von dem Strudel des Tages, ruht es doch vielleicht jetzt, an die kalte Mauer gelehnt oder an den Stamm eines Baumes, und ſchaut herzlich denkend hieher, mit den Augen des Geiſtes weite, weite Strecken durchfliegend.

Ja, die Ruhe des Abends berührt uns ſchmerzlich, wenn wir einen Verluſt zu beklagen haben. Das Einſchlummern der Natur, das Größerwerden der Schatten, das Verſchwinden des Lichtes und jener rothen, warmen, duftigen Färbung, die langſam in Violett, dann aber plötzlich in kaltes Grau übergeht, macht uns erſchauern und erinnert uns an das Ende aller glückſeligen Tage, die mir verlebt, an jene Stunde, wo auch der Glanz unſeres Lebens verblichen, wo ein trübes, kaltes Grau unſere Zukunft umſchleiert.

Der junge Munker blickte unter ſolchen Gedanken in das Thal hinab und ſah mit ſchmerzlicher Freude, wie dort ein Lichtſtreifen um den andern verſchwand, ſich auflöste in Abendluft oder in Nebel unterzugehen ſchien, wie ſich aller Glanz, der übrig geblieben war vom ſcheidenden Tage, langſam und doch deutlich ſichtbar die Bergwände hinauf zog, unaufhaltſam gejagt von dem dichten Schatten der Nacht, die Schluchten und Thäler ſchon finſter und trotzig erfüllten, als noch droben die Spitzen der Berge vom letzten Strahl der ſcheidenden Sonne übergoſſen waren.

Und wie ſich drunten die Wohnungen der Menſchen ſo ſehr beeilten, die Herrſchaft der Nacht anzuerkennen!

Wie aus zahllosen Schornſteinen der blaue Dampf empor-wirbelte, ſo die Abendnebel verdichtend! Wie zwiſchen dieſen hindurch nun hier ein Licht aufblitzte, dann dort ein anderes, drüben wieder eins, immer neue, gerade als wollte die Erde mit dem Himmel wetteifern, auf deſſen dunkelgewordener Fläche nun ebenfalls leuchtende Punkte erſchienen, zuerſt nur einzeln hie und dort, dann mehrere, ganze gewaltige Gruppen, mit dem Blicke nicht mehr zu umfaſſen.

Aber die Sterne leuchteten am heutigen Abend matt und unbeſtimmt, denn der Mond erſchien beinahe voll am Himmel. Schon vor einbrechender Dämmerung hatte man ihn geſehen in Geſtalt eines weißen, runden Flores, der an Dichtigkeit und Glanz zunahm, wie das Licht der Sonne ſchwächer wurde, und jetzt hell und klar am Himmel leuchtete, über Alles da unten auf der weiten Erde, über Glückliche wie über Traurige ſeinen milden köſtlichen Schein ausgießend.

Ja, das Licht des Mondes hat etwas Tröſtliches, und wenn wir mit gefalteten Händen in die Dämmerung hinaus ſchauen, fühlen wir alle glücklichen Träume enttäuſcht zu uns zurückkehren und ſich, wie Schutz ſuchend, um unſere ſchmerzlich bewegte Bruſt lagern; wenn wir im Tone tiefſten Kummers einen Namen ausrufen möchten, fragend, warum das Weſen, das dieſen Namen trägt und das uns glücklich machte, uns entriſſen wurde; wenn wir finſter dahin brüten, machtlos gegen unſere wilden Gedanken, die zugleich mit den Schatten der Nacht rings um uns empor ſteigen, uns umlagern, uns zu bedecken drohen — da iſt es mit einem Male, als hörten wir den bekannten Ton einer lieben Stimme, als vernähmen wir in der Einſamkeit einer Wildniß plötzlich den weichen, zitternden Klang eines Waldhorns, wenn drüben zwiſchen den ſchwarzen Tannen des Waldes der erſte Mondſtrahl in unſer Auge dringt.

Athmen wir doch freier und freudiger, immer freier, fast glücklich, je höher die leuchtende Scheibe emporsteigt — es ist die ewige, herrliche Versöhnung nach durchlebter finsterer Nacht. O wir klammern uns fest an das glänzende Gestirn; wir fühlen uns von ihm emporgetragen, erhoben über das kleinliche Getreide, das wir tief unter uns lassen, — vereinigt endlich wieder mit den Wesen, die wir lieben, deren Gedanken ja auch aus weiter Ferne vom Monde empor getragen werden und dort oben am klaren Himmelsgewölbe sich mit unsern Wünschen und Hoffnungen selig vereinigen. —

Jetzt hörte Victor das Rollen eines Wagens, das in der Stille der Nacht von fernher an sein Ohr drang. Er achtete nicht darauf, nicht einmal als das Geräusch näher und näher kam, ja nicht einmal, als er es jetzt unten an der Terrassenmauer vernahm und gleich darauf die Hufe der Pferde und das Knarren der Räder auf dem Pflasterwege, der zum Hause des Schullehrers führte.

Ferdinand Stiller hatte sich längere Zeit damit unterhalten, auf der Terrasse hin- und herschreitend sich in seine Gedanken zu vertiefen, denn eine Unterhaltung mit seinem Freunde, mit dem er mehrmals versuchte, ein Gespräch anzuknüpfen, wollte ihm nicht gelingen. Victor gab nicht unfreundliche, aber kurze Antworten; er vermochte es nicht, am heutigen Abend auf die Ideen Ferdinands einzugehen, die ausnahmsweise besonders freudiger Natur waren und gute Hoffnungen für die Zukunft aussprachen, von denen Victor nicht das Geringste in seinem Herzen fühlte. So blieb denn auch der Maler für sich allein, ging auf und ab, genoß den schönen Abend nicht ohne hie und da den Versuch zu erneuern, seinen Freund zum Sprechen zu bewegen, obwohl immer vergeblich.

Da vernahm auch er das Rollen des Wagens, und

als es näher und näher kam, als er hörte, wie die Pferde auf dem steilen Pflasterwege schnaubten, da trat er an den Eingang der Terrasse und sah einen Jagdwagen halten, aus dem ein ihm unbekannter Herr langsam herauskletterte.

Dieser unbekannte Herr lupfte seinen Hut, machte dem ihm Entgegentretenden eine Verbeugung und sagte: „Ein wundervoller Abend, dieser Abend da! So außerordentlich angenehm zum Fahren; nur muß es bei schlechter Straße nicht so schnell gehen, wie bei uns eben jetzt. Mir sind meine Beine einigermaßen steif geworden. — Sie entschuldigen.“ Darauf fing der unbekannte Herr an, einige heftige Kniegelenkbewegungen zu machen, nach deren Beendigung er fortfuhr: „Sie erlauben mir eine Frage: habe ich vielleicht die Ehre, den Herrn Schullehrer des Ortes vor mir zu sehen?“

„Das nicht, ich bin aber ein Gehülfe desselben,“ lautete die Antwort.

„Hm, hm!“ machte Herr Kohler und überlegte einen Augenblick, ob er nach Stifter fragen solle. Da er sich aber der angenehmen Hoffnung hingab, daß sein guter Freund Victor, der ja mit dem Maler zusammengereist war, ebenfalls hier sein müsse, so nannte er, obwohl etwas zögernd, dessen Namen, wobei er den Wunsch ausdrückte, denselben, wenn es möglich sei, sogleich zu sprechen.

Wir müssen gestehen, daß die Anhänglichkeit des ehemaligen Mahlers an seinen jungen Freund, den Musiker, so groß war, daß er eine große Erregung in sich verspürte, ja ein freudiges Herzklopfen, als ihn der Gehülfe des Schullehrers bat, ihm zu folgen.

Beide schritten nun eilig über die Terrasse, und als Herr Kohler die Gestalt Victors erblickte, der noch immer nachdenkend auf der Mauer saß — er erkannte ihn im hellen Mondlichte sogleich — sprang er auf ihn zu, faßte

den höchlich Ueberraschten bei den Schultern, schüttelte ihn etwas Weniges, aber sehr kräftig, und rief laut und fröhlich:

„Was sind das für Geschichten, mein theurer Victor! Ist das nicht ein ungeheures Glück zu nennen! — Für mich nämlich — natürlicher Weise nur für mich. — Fahre ich da auf's Gerathewohl in die Welt hinaus, lasse so viel Wichtiges dahinten, werde auf einer vortrefflichen Station bei der ‚bunten Kuh' abgesetzt, finde da eine außerordentlich charmante Wirthin, mache mit ihr einen Spaziergang — nein, nein!" unterbrach er sich selbst, nachdem er Athem geschöpft — „nicht mit ihr, sondern nur nach ihrer Anleitung, gerade in den Park des furchterlichen Freiherrn hinein, finde die schwarzgekleidete Wittwe wieder, die aber nicht mehr schwarz gekleidet ist, auch keine Wittwe mehr, werde in einen Jagdwagen gepackt und hieher spedirt, um Sie — nein, den Mann jener Wittwe zurück zu bringen. — Sutter, ja Stifter heißt er. Auch habe ich einen Brief an ihn. Doch das muß ich Ihnen Alles ausführlich erzählen." Hier schöpfte Herr Kohler abermals tief Athem, dann schlug er seine Hände zusammen und rief aus: „Gerechter Gott! was das alles für Streiche sind!"

Der junge Musiker, der sich überrascht erhoben hatte und dabei vergebens versucht, den Redestrom seines guten Bekannten zu unterbrechen, mußte diesem seine beiden Hände lassen, die derselbe ergriffen und zuweilen herzlich schüttelte, und er kam auch nicht einmal zu einer Antwort, als Herr Kohler nun endlich schwieg, denn der Gehülfe des Schullehrers, welcher bescheidener Weise ein Paar Schritte zurückgetreten war, näherte sich nun mit einem Male und sagte mit bewegter Stimme:

„Sie nannten so eben meinen Namen: darf ich bitten, mir zu sagen, in welchem Zusammenhang derselbe oder

vielmehr ich mit einem Briefe ſehe, deſſen Sie ebenfalls erwähnten — einem Briefe, der mich, wenn ich nicht irre, zurückrufen ſoll?"

„Aha! Alſo Ihren Namen habe ich genannt!" verſetzte luſtig Herr Kobler, wobei er ſein Geſicht dem Frager zuwandte, was einen eigenthümlichen Effect gab, da die blauen Brillengläſer im Schein des Mondes ſeinen ſonſt ſo harmloſen Augen einen katzenartigen Schimmer verliehen. — „Alſo Ihren Namen? richtig! Herr Stiller! richtig! — Allerdings ſoll ich Sie zurückrufen; man erwartet Sie mit Sehnſucht. Und der Brief" — hier ließ er Victors beide Hände los und fuhr mit der Rechten nach der Bruſttaſche — „ja, wo haben wir dieſen Brief? — richtig, da iſt er, hier!" Er händigte dem Gehülfen des Schullehrers das Schreiben der Gräfin Follange ein, und da er glaubte, ſeinen Auftrag auf's Allerbeſte erfüllt zu haben, ließ er den Maler ohne Weiteres gehen, der nach dem Hauſe eilte, um die empfangenen Zeilen zu leſen.

Herr Kobler ſetzte ſich nun auf die alte Mauer neben Victor, wandte den Kopf nach der vom Mond ſo wunderbar klar beglänzten Ebene und that ein Paar tiefe Athemzüge, wobei er ſich mit der Hand Luft zufächelte, um, wie er ſagte, den würzigen Duft des Abends einzuziehen. Er fühlte ſich ganz poetiſch geſtimmt, und man konnte ihm das nach den ſich überſtürzenden Ereigniſſen, von denen er heute Zeuge geweſen war, nicht übel nehmen.

Dieſe Ereigniſſe in möglichſter Kürze und ſo klar wie möglich Victor vorzutragen, bemühte ſich der ehemalige Maler vergeblich; es kam da alles bunt durcheinander, er erzählte ſo vielerlei von ſchwarzen Katzen und bunten Wittiben, daß der junge Muſiker häufig Herrn Kohlers Redeſtrom unterbrechen und ihm mancherlei Querfragen ſtellen mußte, ehe er mit ihm, und gewiß auch zu Victors

höchstem Erstaunen, in den Park des Freiherrn von Moltor gedrungen war und dort zu den Füßen der vermeintlichen Wittwe so grausam enttäuscht wurde.

„Dafür aber," sagte Herr Kohler in elegischem Tone, „bleibt mir wenigstens das Bewußtsein, an einer guten That, an der Vereinigung zweier Wesen, die sich lieben, mitgewirkt zu haben." Worauf ihm Victor entgegnete:

„Gewiß, lieber Kohler, und über diese Wiedervereinigung, die eine dauernde sein wird, werden sich die Engel im Himmel freuen und Ihnen ein gutes Haben in Ihr Conto des himmlischen Hauptbuchs schreiben."

„Amen!" sagte Herr Kohler, den seine Erzählung selbst gerührt hatte und der es als eine besondere Fügung des Schicksals anzusehen begann, daß er die Stadt verlassen und so der Schutzengel der beiden Leute geworden war.

„Aber eins sagen Sie mir noch, Kohler," forschte dringend der Andere, „man sagt, der Freiherr solle sich besser befinden."

„Mir erschien er in der That von außerordentlicher Gesundheit: sein Wesen war rasch und entschlossen wie immer, doch glänzten seine Augen nicht mehr so unheimlich, und unter uns gesagt, er sprach wie jeder andere vernünftige Mensch, sehr gescheidt — namentlich zu der Frau Stifter, die, wie ich auch schon früher hörte, eine große Gewalt über ihn ausüben soll."

„Ja, ja," erwiederte Victor zerstreut, dann setzte er leiser hinzu: „Sie soll auch hauptsächlich die Schuld daran sein, daß eine Wiedervereinigung stattgefunden zwischen dem Baron und seiner Frau."

„Pah!" machte Herr Kohler erstaunt, „so wäre die Baronin auf Klippenberg?"

„Es muß so sein. — — — Doch jener Brief?" fragte Victor nach einer kleinen Pause plötzlich, um das

Geſprächsthema zu ändern: „ſchrieb ſie ihn ſo lange Sie drüben waren oder —"

„Ich bin grauſam getäuſcht," vernahmen die Beiden den Maler, der leiſe aus dem Hauſe gekommen und neben ſie getreten war. „Ich Thor, der ich glauben konnte, Feſſeln, die wir uns ſelbſt angelegt, ſeien auch durch unſeren eigenen Willen nur ſo leicht wieder abzuſchütteln! Nein, nein, das hält uns feſt, feſt — unerbittlich feſt."

„Was haſt denn Du? Wie ſoll ich Deine Worte verſtehen?"

„Hatteſt Du nicht auch geglaubt, es ſei Thereſe, die mir endlich das lang erwartete Zeichen zukommen laſſe, die mich zur Rückkehr auffordere, indem ſie mich ihren Aufenthaltsort wiſſen ließ?"

„Nun ja, es iſt auch ſo."

„Es iſt eine Täuſchung; ich las den Brief, den mir dieſer Herr überbrachte. O Victor, er kommt von ihr!"

„Von Thereſe?"

„Nein, von der Gräfin. Sie hat die Stadt verlaſſen, zwiſchen ihren Zeilen lieſt man, daß dies unfreiwillig geſchehen; ſie mußte dem Grafen auf ſeine Güter folgen, ſie hofft von dort erlöst zu werden, rechnet auf mich und beſchwört mich, zu ihr zurückzukehren. Iſt es nicht entſetzlich, ſo getäuſcht zu werden?"

„Allerdings, aber es iſt ein Glück, wenn Dir die Täuſchung wirklich entſetzlich vorkommt. Auch ich bin überraſcht, fühle aber ſogleich, daß hier ein Mißverſtändniß zu Grunde liegt. Dieſer Herr — unſer vortrefflicher Freund Kohler — iſt gewiß nicht von der Frau Gräfin Follange abgeſchickt; darauf kannſt Du Dich verlaſſen. Laß mich nur eine Frage an ihn thun. — Wo erhielten Sie den Brief, den Sie eben übergaben?"

„Von einer ſchönen Dame im Warteſaal des Bahnhofs der Reſidenz."

„Und wo fanden Sie Ihre ſchöne Wittwe?“

„In der bunten Katze,“ erwiederte Herr Kohler etwas gedankenlos, verbeſſerte aber dieſen Fehler gleich darauf haſtig, indem er hinzuſetzte: „Verzeihen Sie meine Zerſtreutheit; die ſchöne Wittwe, die Sie meinen, die eigentlich keine Wittwe iſt, fand ich im Park des Freiherrn von Molitor ſammt ihren beiden Kindern.“

„Mit ihren beiden Kindern!“ ſagte eine tiefe Stimme in bebendem Ton.

„Und ſie und der Freiherr beauftragten mich, ſchleunigſt hieher zu fahren, den Herrn Stifter aufzupacken und nach Klippenberg zu bringen. Darin beſteht meine eigentliche Commiſſion, meine diplomatiſche Sendung könnte man ſagen, die ich auch erfüllen werde. — Was den Brief anbelangt,“ ſetzte er in gutmüthigem Tone hinzu, „ſo ſchwor ich, ihn abzugeben, und ein Schwur iſt heilig, ſagt ſogar der verrückte Herzog von Ferrara in der Oper.“

Der Maler hatte ſich Herrn Kohler genähert, legte ihm eine Hand auf die Schulter und ſagte in leiſem, aber bewegtem Tone:

„Gott weiß, wie ich Ihnen danke, Herr Kohler! Aber laſſen Sie uns keine Minute zögern. — O wie ich mich mit einem Male ſo unausſprechlich glücklich fühle! — Kommen Sie, ich eile meinen Hut zu holen und bin im Augenblicke zurück.“

Er wollte davon eilen, blieb aber plötzlich ſtehen und ſprach zu ſeinem Freunde: „Und Du, Victor? — Du kommſt doch natürlich auch mit? Was wollteſt Du allein hier!“

„Das kann ich Dir allerdings nicht ſagen,“ erwiederte der junge Muſiker in ſehr ruhigem Tone. „Darum werde ich Dir aber doch nicht folgen. Man hat Dich gerufen; man wartet Deiner Rückkehr mit offenen Armen; — wer

bekümmert sich um mich? — Vielleicht," setzte er mehr zu sich selber als zu den Andern sprechend hinzu, „sagt man heute Abend beim Souper: da drüben habe ich Jemand gesehen, der sah dem — nun, wie heißt er gleich? — richtig, dem Victor außerordentlich ähnlich. — So?" — Dann rollt die Conversation eine andere Woge über mich und meinen Namen; ich verschwinde spurlos, und man erinnert sich vielleicht dann wieder meiner, wenn ich später einmal mit stolzer Flagge in irgend einen Hafen einlaufe oder von den empörten, trügerischen Wellen des Lebens an's Ufer geworfen werde, — ein zu Grunde gegangener Schiffbrüchiger. — Aber Du," sprach er in dringendem Tone zu seinem Freunde, „eile Dich, fasse das Glück, wenn es Dir lächelt; es ist nicht lange bereit, sich umarmen zu lassen."

„So kehre ich morgen zurück," sagte der Maler und eilte in's Haus.

Herr Kohler hatte sich erhoben und beugte sich zu Victor hinüber, wobei er sprach: „Und ich, mein lieber Victor, werde morgen meine Entdeckungsreisen wieder beginnen; ich bin überzeugt, auch für Sie eine stille, glückselige Insel zu finden." —

„Ja, ja, wo alle Plätze bereits besetzt sind!" rief Victor in bitterem Tone; „überlassen Sie mich meinem Schicksal, lieber Freund; bringen Sie Stifter nach Klippenberg und lassen sich morgen bei mir sehen; dann wollen wir von vergangenen Zeiten plaudern, — lustig und heiter," setzte er mit Anstrengung hinzu. — — — —

Nach einer kleinen Weile vernahm man, wie der Wagen langsam den Berg hinabfuhr; man hörte die Eisen der Pferde auf dem schlechten Pflaster klappern, die Räder zuweilen an einzelnen Steinen schrammen, worauf dann die Achsen und das ganze leichte Gebäude des Wagens krachten.

Victor horchte aufmerksam hin, und es war ihm zu Muthe, als müsse er, so oft es eine Sekunde still war, den Namen seines Freundes rufen, ihn bitten anzuhalten, und als treibe ihn eine unerklärliche Gewalt, dem Wagen nachzueilen.

Und doch konnte er nicht von der Stelle. Wohin sollte er auch? — Wenn auch seine Phantasie jenem glänzenden, eleganten Reiterzuge folgte, und wenn er sie, begleitet von den Dienern in glänzender Livree, über die verschlungenen Wege eines Parkes sprengen sah, dann vor einem prachtvollen Landhause halten, einem Landhause, passend zu den kostbaren Pferden, ihrer einfachen und doch so reichen Beschirrung, passend zu der schönen, schlanken Herrin — wenn sich alsdann das Innere des Schlosses vor ihm aufthat, geschmackvolle Räume, glänzend erhellt, — wenn er sich im Geiste dort eintreten sah, so überlief es ihn kalt und unheimlich, indem er sich die Blicke des Erstaunens und einer ganz begreiflichen Verwunderung vorstellte, mit denen er empfangen werden würde.

Der Wagen rollte jetzt am Fuß der Terrassenmauer, doch hörte man immer noch an dem Klappern der Hufeisen, daß die Pferde im Schritt gingen. Der Weg da unten war gar zu schlecht und ausgefahren.

Freilich beschäftigte wohl im nächsten Augenblicke ein anderes Bild Victors Träume; er sah jetzt die schlanke Figur der schönen Reiterin vor sich, dort stand sie an einem Fenster ihres Landhauses und blickte zu demselben Mond empor, der auch sein mildes Licht über ihn auf der hier einsamen Terrasse ausgoß. Sie schien einem Geräusche von Tritten zu lauschen, die näher kamen; und dann war er es selbst, der aus dem dunkeln Gebüsche trat und unter einem Ausruf der Freude von ihr erkannt wurde, so wie er in das helle Mondenlicht trat.

Soweit gekommen, zerriß plötzlich der Faden seiner Phantasie wieder und es war ihm, als klinge ein leises, höhnisches Lachen in seine Ohren. Doch hatte er sich auch darin getäuscht: was er vernahm, war das nun gleichförmige und rasche Rollen der Räder auf dem Kiese des Feldweges, den Pferde und Wagen jetzt erreicht, und auf dem erstere lustig davoneilten.

Er sah auch jetzt auf derselben Straße, auf dem sie vor Kurzem dahingeritten, den Wagen wieder. Rasch eilte dieser die Höhe hinan, jetzt war er oben; man bemerkte ihn noch einmal, sich dunkel von dem hellen Nachthimmel abhebend, Victor glaubte sogar die Gestalten der beiden Freunde sehen zu können, — noch eine Sekunde, und er war verschwunden, spurlos in der Nacht verschwunden.

Victor athmete tief auf und ihn überkam ein entsetzliches Gefühl des Alleinseins; er war so ganz verlassen, so ganz allein; es schauerte ihn ordentlich vor der tiefen Stille der Nacht, die rings umher in ihr Recht getreten war, — einer Stille beinahe so tief, daß sie das leiseste Flüstern eines leichten Luftzuges über die Gräser der Wiesen, durch das Laub der Bäume vernehmen ließ.

Und was nützte ihn in seiner Einsamkeit die unzählige, glänzende Bevölkerung des Himmels, die Sterne, welche so gleichmüthig, in ihrer heiteren Ruhe fast verletzend auf ihn herabblickten? — Der Mond, mit dem er vielleicht hätte Gedanken austauschen können über vergangene Tage, ihm erzählen von den vielen, vielen Augenblicken, wo Victor es nicht beachtet, wenn ihr Auge, unter jenem sanften Strahle glänzend, so ausdrucksvoll auf seinen, auf Victors geruht, — selbst der Mond hatte ihn verlassen und erfreute dort einen langen, phantastisch zerrissenen Wolkenschleier mit seiner anscheinend so unmittelbaren Gegenwart, so daß der Wolkenschleier vor Entzücken hell aufleuchtete.

Es war um ihn her so nächtig, so trostlos dunkel wie in seinem Innern, und er senkte seinen Kopf in beide Hände, um mit aller Kraft des Geistes freundlichere Bilder der Vergangenheit vor seinem innern Auge erstehen zu lassen, was ihm auch gelang; und nach und nach wie aus wallenden Nebeln, Anfangs schwach und undeutlich, dann aber hell und klar, trat Alicens Bild vor seine Seele und blickte ihn aus ihren lieben Augen wie damals so treu und innig an, auch sprach sie mit ihm, nachdem sie ihn lange so gut, so lieb betrachtet, und dadurch den finstern Bann gelöst, der sein Herz umflossen; aber sie sprach nicht mit Worten, nur durch ihre klugen, seelenvollen Blicke: „Kennst Du mich so wenig, Victor," sagte sie, „daß Du glauben konntest, ich hätte Dich, an dem meine ganze Seele hängt, vergessen? ich könnte Dich verlassen, ohne Dich nicht geistig zu umschweben, ohne nicht in meinen Gedanken bei Dir zu sein, ohne nicht zu Dir zurückzukehren, um Dir zu sagen, daß ich es nicht ertragen kann, Dich nicht zu sehen, Deine Stimme nicht zu hören?" — Das und tausendmal mehr las er in ihrem klaren Auge, ohne eine Sylbe zu vernehmen, und er, dem es noch vor wenigen Sekunden geschienen, als gäbe es für ihn keine glückliche Zukunft mehr, fühlte sich auf einmal wieder von einer seligen Hoffnung erfüllt. — Und so wahr, so deutlich, so lebhaft sah er sie vor sich, daß er, schwer aufathmend, ihren leichten, elastischen Tritt zu vernehmen glaubte, mit dem sie ihm früher so oft genaht, daß er ihre Nähe zu empfinden wähnte, ja, so lebhaft, daß es ihn plötzlich durchschauerte, denn es war ihm, als lege sie, sanft wie sie oft gethan, ihre Hand auf seine Schulter. — — — — War es möglich, das mit einer noch so aufgeregten Phantasie so wahr zu fühlen, oder war er eingeschlummert, und es träumte ihm, er fühle, wie sie an seiner Seite stehe, daß sie ihm die Hand wirklich auf

die Schulter lege, daß sie weich und innig seinen Namen ausspreche: „Victor, ich bin's."

Da richtete er sich langsam in die Höhe, er ließ die Hände von seinem Gesichte herabgleiten, er blickte auf, und noch erfüllt von dem, was er so eben gedacht, noch selig gestimmt von ihrem lieben, guten Blicke, schrak er nicht zusammen, wie dies sonst wohl geschehen wäre, als er nun wirklich das geliebte Mädchen neben sich stehen sah, als er nun deutlich ihre Hand auf seiner Schulter ruhen fühlte, als er ihre unvergeßlichen Augen erkannte, und als sie nun in Wirklichkeit so zu ihm sprach, wie er so eben geträumt. —

Doch fühlte er sich so bewegt, so ergriffen, daß er nicht im Stande war, eine Sylbe zu antworten; auch klang ihm ihre Stimme so neu, so süß, ach so entzückend, als sie nun fortfuhr:

„Nachdem ich Dich heute Abend hier gesehen, Victor, und Deine Stellung achtend, Dich nicht erkennen durfte, was mir tiefen Schmerz verursacht, mußte ich noch einmal zu Dir zurückkehren. Nichts auf der Welt hätte mich zurückgehalten; doch bin ich nicht heimlich zu Dir gegangen; mein Vater weiß es und er hat mich auch mit keinem Worte davon abgehalten, vielmehr hat er mir theilnehmend von Deiner jetzigen Lage erzählt, und das trieb mich doppelt an, zu Dir zu eilen, um Dir zu sagen, daß — daß — o Victor!" unterbrach sie sich mit einem schmerzlichen Beben der Stimme, „es ist nicht Recht von Dir, daß Du uns gar keine Nachricht gegeben."

Der junge Mann hatte ihre Hand sanft von seiner Schulter genommen und hielt sie zwischen den seinigen. — „O mache mir keine Vorwürfe, Alice!" bat er innig; „ich habe genug unter einem eigenthümlichen Schicksale gelitten, das mich zwang, euer Haus zu meiden, das mir grausam verbot, Dich wieder zu sehen, und gerade in einem Augen-

blick, wo Deine neuen Verhältniſſe eine Annäherung meinerſeits unmöglich machten."

„Recht, Victor," ſagte ſie mit ganz, ganz leiſer Stimme. „Und deßhalb, mein lieber Freund, wußte ich ja auch im Voraus, daß Du Dich wieder nähern würdeſt, und deßhalb kam ich ja zu Dir, Victor. Konnte ich Dir beſſer beweiſen, wie ſehr ich mich darnach gesehnt, Dich wieder zu ſehen?"

„Und Dein Vater, Alice?"

„O er gab mir Recht, Victor; er ſagte, da ſich ſo Vieles geändert, wolle er es mir nicht verbieten, daß ich zu Dir gehe, um mit Dir freundlich zu ſprechen. Einem Unglücklichen, meinte er, müſſe man bereitwilligſt Troſt bringen — und Hülfe," ſetzte das Mädchen leiſe hinzu.

„Und er nannte mich einen Unglücklichen?"

„Ja, Victor, — aber Du mußt ihm das nicht übel nehmen; Du kennſt ja ſeine Anſichten von geſellſchaftlicher Stellung. — — Bin Du denn wirklich ſo unglücklich?" fragte ſie nach einer Pauſe, während welcher es ihm Vergnügen zu machen ſchien, in der Dämmerung, welche Beide umgab, ihre lieben Züge zu ſtudiren. — „Bin Du es wirklich, Victor?" wiederholte ſie darauf.

„Ja, Alice," ſagte er nach einem tiefen Athemzuge, „ich war es, — o ſehr, ſehr unglücklich! Und ich bin es erſt vor Kurzem geworden, vor ein Paar Stunden oder ſo etwas, als eine ſtolze, elegante Reiterin dieſe Terraſſe verließ, mit einem vornehmen Gruße den armen Schullehrergehülfen begnadigend."

„Ja, ja, Victor," gab Alice eifrig zur Antwort, „das war, weil Du es ſo wollteſt und ich Deine Stellung, Deinen Willen achtete. Hätte ich denn," ſetzte ſie mit einer rührenden, kindlichen Leidenſchaft hinzu, „ausrufen ſollen, ich bin's ja, Victor, ich — ich Alice! — wie ich ſo gerne gethan hätte?" —

„Wie Du so gerne gethan hättest? — gewiß Alice?“ unterbrach sie der junge Mann entzückt.

„Gewiß; sahst Du denn nicht, daß ich mein Pferd absichtlich einen Sprung machen ließ, um meine Verlegenheit zu verbergen?“

„Ach ja!“ erwiederte er mit einem Seufzer, worauf er zerstreut fortfuhr: „Du bist in der kurzen Zeit eine vortreffliche Reiterin geworden, Alice, eine vollendete vornehme Dame. — Ja, wenn man so ausgezeichnete Lehrmeister hat,“ setzte er nicht ohne Bitterkeit hinzu. — „Der arme Schullehrergehülfe hat das schmerzlich empfunden, als er vorhin vor Deinem bäumenden Pferde stand und Dir alsdann nachblickte, wie Du im glänzenden Gefolge dahin zogst.“

„Hast Du mir wirklich nachgeblickt, Victor?“ rief sie in heiterem Tone. — „Ich sah Dich wohl hier oben sitzen. — Da mußt Du auch bemerkt haben, wie ich Dir von der Höhe drüben herüber winkte; ich konnte nicht mehr an mich halten,“ plauderte Alice mit einer reizenden Natürlichkeit weiter. Es war recht auffallend und mein Begleiter fragte mich auch darüber aus.“

„So, Dein Begleiter? — wer war denn das?“

„O, ein benachbarter Gutsbesitzer,“ entgegnete sie in gleichgültigem Tone, „der zuweilen zu meinem Vater kommt, sehr höflich und ergeben ist und gerne mit mir ausreitet.“

„Das glaube ich wohl,“ sprach der junge Musiker mit dumpfem Tone, — worauf er nach einer ziemlich langen Pause fortfuhr: „Und nun, Alice?“

— „Und nun, Victor?“ wiederholte sie schüchtern seine Frage.

Es lag etwas Fremdes, etwas Störendes zwischen diesen beiden jungen Herzen, die sich, wenngleich unbewußt,

schon seit längerer Zeit in inniger Liebe angehörten; es wehte ein erkältender Hauch zwischen ihnen hindurch; sie waren bei einem Moment angekommen, der entscheidend für ihre Zukunft wirken mußte, der im Leben der meisten Menschen einmal eintritt, der Herzen zusammenführt, oder sie auf immer scheidet.

Den Beiden hier, die es nicht wagten, sich ihre innige Liebe zu gestehen, ja die fast bereit waren, im nächsten Augenblicke mit einem kalten Händedruck zu scheiden, kam ein alter guter Freund zu Hülfe, ein lieber und treuer Freund, zu dem wir schon so oft sehnend emporgeblickt, der uns auch nie ohne irgend einen tröstlichen Gedanken läßt — der leuchtende Mond nämlich, der jetzt zur rechten Zeit hinter seinem Wolkenschleier hervorglitt, wohl sein volles glänzendes Licht über Berg und Thal ausgoß, aber ganz insbesondere die Beiden auf der Terrasse mit lächelndem Munde zu fragen schien: „Aber, Kinder, wie kann man so thöricht sein!“

Und Beide blickten zu dem alten, guten Freunde empor, Beide hatten denselben Gedanken, dann schaute Eins in des Andern Auge mit jener Innigkeit, die so unwiderstehlich anzieht und wieder zusammenbindet, was sich lösen wollte.

„Alice, meine Alice!“

Ein gleiches Wort sprachst Du gewiß auch schon aus, freundlicher Leser, und Dich durchzuckte das Gefühl der seligsten Wonne, als Du im gleichen zitternden Tone der Stimme eine Antwort erhieltest.

„O Victor!“

Darauf fand der nächste Augenblick die Beiden neben einander auf der alten Mauer sitzen. Victor hatte seinen Arm um ihren schlanken Leib gelegt, Alice lehnte ihren Kopf auf seine Schulter, und zuweilen schauerte sie zusammen, aber nur leicht und vorübergehend; denn er erzählte ihr

mit den Worten herzlicher Liebe, wie er hiehergekommen, was er gethan und gedacht, was er gefühlt und gelitten, und wiederholte ihr, wie namenlos unglücklich er vor wenigen Stunden gewesen.

Und als er geendet, legte sie ihre Hand an sein Haar und sagte ihm, wie der Vater schon längst gewußt, daß er, Victor, hier im Dorfe sei; wie er ihr davon in ganz gleichgültigem Tone gesprochen, wie sie darauf gefühlt habe, daß sie glühend roth werde und wie sie, um ihre hervorstürzenden Thränen zu verbergen, in den Garten geeilt sei. Da habe ihre Mutter sie gefunden und auf freundliche Art getröstet. — „Heute nun," sprach sie weiter, „als ich heimkehrte, begegnete ich meinem Vater, der, wie er immer thut, mir entgegengekommen war; ich erzählte ihm, daß ich Dich gesehen, vielleicht etwas hastig und aufgeregt, denn ich sah meinen Begleiter lächeln, und der Vater sagte ebenfalls lachend: ‚ich sei ein närrisches Mädchen und mir sei nicht zu helfen.' — Aber er schien nicht böse, und deßhalb wagte ich es, ihn dringend nach Dir zu fragen und da erfuhr ich denn die ganze für Dich so traurige Wahrheit."

„Und welche traurige Wahrheit, mein liebes Herz?" fragte Victor erstaunt.

„Nun, daß Du Dein Vermögen verloren und so arm geworden seiest, daß Du hier im Dorfe die Stelle eines Schullehrergehilfen haben annehmen müssen."

Victor schüttelte lächelnd mit dem Kopfe, doch unterbrach er sie nicht; sie sprach so lieb, so erregt.

„Als ich das hörte, konnte ich mich nicht mehr halten und sagte zu meinem Vater, es möge nun Alles sein, wie es wolle, Du seiest einmal mein Verwandter, und ich wolle nicht leiden, daß Du so hier im Dorfe seiest. Er zuckte die Achseln und versetzte: ‚Gut, wenn Du das nicht willst, Alice, so laß Dich zu Victor begleiten, um ihn daran

zu erinnern, daß ich ihm versprochen, er werde mir später zu jeder Zeit willkommen sein.' — Darauf wandte ich mein Pferd um, nahm einen der Leute mit mir, und als ich davon galoppirte, glaube ich noch gehört zu haben, daß mein Vater und der Andere lustig hinter mir drein lachten. Das hat mich aber gar nicht bekümmert," setzte sie mit komischem Ernste hinzu. — „Und nun bin ich hier, Victor, und Du sollst nun sogleich mit mir hinüber reiten. — O ich hatte mich auf dem Wege hieher so gefreut, es ist so schön bei uns drüben."

Victor hatte aufmerksam ihrer Erzählung zugelauscht; er hatte wohl begriffen, warum Alicen's Vater, der das treue, liebende Herz seiner Tochter kannte, ihr eine kleine Unwahrheit gesagt, er fühlte sich doppelt glücklich, er hob leicht das Gesicht des schönen Mädchens empor, er küßte sie auf ihr volles blondes Haar, auf ihre Stirn, auf ihre lieben Augen.

Sie athmete tief und wohlig und hauchte mit gepreßter Stimme: „Daran dachte ich nicht, Victor — Gott ist mein Zeuge. Ich wollte Dich nur täglich wieder sehen, ich wollte mit Dir plaudern, mit Dir lachen, mich mit Dir zanken."

„Alles das, alles das, meine süße Alice; ich weiß wohl, daß Du so dachtest. — Aber," fuhr Victor entzückt fort, indem er ihre beiden Hände ergriff und sie innig an seine Lippen führte, „bist Du unzufrieden darüber, daß es jetzt so gekommen ist, und willst Du nicht, daß ich es Deinem Vater und Deiner Mutter glücklich und reuig sage?"

Statt aller Antwort neigte sie sich rasch gegen ihn; ihre Lippen fanden sich zum ersten Male, worüber droben am Himmel der Mond so wohlgefällig lächelte, daß sich etwas davon in seine Strahlen mischte und diese sich in einem Gefühle des Wohlbehagens rings um das glückliche

liebende Paar ausbreiteten, ſo daß ſelbſt die alte verfallene Terraſſe ein freundliches Anſehen gewann.

Und wieder ſchlug die Uhr der Dorfkirche. — Diesmal aber that ſie neun Schläge. O mit welchen anderen, mit welch' ſeligen Gefühlen lauſchte jetzt Victor den tiefen Klängen, welche die neunte Stunde anzeigten.

Die zehnte Stunde.

ie Beiden hatten ſich Arm in Arm erhoben und Alice ſagte: „O wie ich mich darauf freue, Victor, wenn die Mutter Dich wieder ſieht! Auch der Vater — gewiß er meint es ſo gut mit Dir. — Und das Glück, das mich erfüllt, wenn ich Dir morgen früh das Haus und den Park zeigen kann, und wenn

wir dann hinaus in den Wald fahren, kann ich gar nicht auch nur annähernd ausdrücken."

„Gute Alice! und ich will mich freuen wie ein Kind."

„Jetzt wollen wir aber nach Hause, Victor. Sage Deinem alten Schullehrer gute Nacht — auf Nimmerwiedersehen!" setzte sie mit Laune hinzu. — „Doch nein, Victor, ich scherzte nur, das weißt Du wohl; morgen gehen wir zusammen herüber und lesen, wie es gut und recht ist, Deine Verbindlichkeiten. — Nicht wahr, mein Freund?"

Statt aller Antwort küßte ihr Victor die Hand, dann eilte er in's Haus. Alice trat an den Eingang der Terrasse, blickte in die Straße des Dorfes und schlug drei Mal ihre Hände zusammen. Gleich darauf hörte man ein leises Geräusch und vernahm alsdann das Klappern der Hufeisen auf dem Pflaster. Das vorsichtige Mädchen, welches Victor überraschen wollte, war einen andern Weg zurückgeritten und hatte die Pferde in dem tiefen Schatten der Kirche stehen lassen, woher es denn auch kam, daß sie sich mit ihrem leichten, elastischen Schritt ungehört der Terrassenmauer nähern konnte.

Dem Bedienten, der die Pferde führte, sagte sie einige Worte, worauf dieser kopfnickend den Hut lüpfte und zur Antwort gab: „Ich thue das sehr gern, gnädiges Fräulein. Auch ist der Zukunft gar nicht so weit. Ich gehe durch's Dorf zurück, vor demselben über den Hügel, bei der bunten Katze und Eisenbahnstation vorüber, und bin vielleicht noch vor dem gnädigen Fräulein zu Hause."

Victor war zurückgekommen und half Alice in den Sattel. Dann schwang er sich auf das Pferd des Dieners, und Beide ritten schweigend den steilen Berg hinab. Victor horchte auf das Klirren der Hufeisen auf dem Pflaster, und er versetzte sich in jenen Augenblick zurück, wo er droben auf der alten Mauer sitzend denselben Ton gehört, so

allein, so unglücklich, während er jetzt so überglücklich, so selig war.

Auch das junge Mädchen dachte Aehnliches, denn als sie ihn darauf mit ihren leuchtenden Augen anblickte, sagten Beide wie aus Einem Munde:

„Wie eine kleine Spanne Zeit so viel ändern kann!"

Und das Gleiche dachten Beide wieder, als sie sanft die Höhe hinan galoppirten, das eine der Pferde so dicht neben dem andern, daß Victor Alicen's Hand ergreifen konnte, daß er, sich zu ihr hinüberbeugend, es fühlte, wie ihr Haar, vom scharfen Ritte etwas gelöst, um seine heißen Wangen spielte; daß er den süßen Hauch ihres Mundes spürte, als sie sich lebhafter athmend auch etwas zu ihm hinüber neigte.

Und rings um das einsame glückliche Paar glänzte das Mondlicht auf Thal und Hügel, überzog Alles mit seinem phantastischen Scheine, jede Unebenheit angenehm ausgleichend, Busch und Wald mit flimmerndem Duft überziehend und dadurch überall eine weiche, träumerische Stimmung hervorbringend. Schweigend ritten sie dahin, Hügel auf, Hügel ab, ohne mit Worten viel zu sprechen, desto mehr aber mit ihren Blicken, die Keines von dem Andern abwandte.

So waren sie angelangt auf der letzten Anhöhe, wo es hinabging in das Thal, in welchem das kleine Bergwasser floß, von dem wir früher Veranlassung nahmen zu erzählen und neben welchem sich das Geleise der Eisenbahn hinzog.

Hier hielten Beide einige Augenblicke und schauten hinab, denn drunten eilte gerade ein Zug vorüber, voran die funkelnde Locomotive, so falsch nach beiden Seiten hinausschielend mit ihrem weißen und rothen Auge; hoch über den schwarzen Schornstein den hellbestrahlten Dampf wie das Panier irgend einer bösen Gaunerschaft schwingend,

und hinter ſich dreinreißend die vielgliederige Wagenſchlange wie glänzend geflecht durch den Schein der erleuchteten Fenſter — ein unheimliches Bild ging es durch ihre ſtillen Träume.

Alice hatte ſich auf den Hals ihres Pferdes niedergebeugt, und als nach einigen Augenblicken das Rauſchen und Sauſen ſchwächer geworden war, fragte ſie ſchüchtern aufblickend:

„Iſt es vorüber? — Du wirſt mich auslachen, Victor, wenn ich Dir ſage, daß ich, die ich doch ſonſt nicht ängſtlich bin, ſo einen vorüberraſenden Zug nicht ohne ein geheimes Grauen anſehen kann. Wenn ich ſelber mitfahre, weiß ich nichts davon."

„Und ich," gab Victor zur Antwort, „denke bei dieſem Anblicke immer an die vielerlei Gefühle, an die ſo verſchiedenen heiteren und traurigen Gedanken, mit denen ſich jeder der Mitfahrenden beſchäftigt. Als ich zum Beiſpiel neulich hierher fuhr, da dachte ich nur an ein wunderbares Mädchen, das ich zuletzt auf einer Terraſſe ſitzen ſah, umſpielt von Sonnenglanz — eine weiße Roſenknoſpe zwiſchen andern Blüthen. — Kennſt Du die weiße Roſenknoſpe, meine Alice?"

Sie legte ihm ihre Hand auf den Arm und ſtatt ſeine Frage zu beantworten, ſagte ſie:

„Meine Gedanken bei der Fahrt hieher will ich Dir ſpäter einmal mittheilen; ſie waren recht trübe, und jeden Augenblick entſtrömten mir Thränen. Ich durfte ſie aber meinen Vater nicht ſehen laſſen, denn er machte ein gar ernſthaftes Geſicht und hatte ſich ſchon einmal mißbilligend darüber ausgeſprochen. — Aber jetzt —"

„Weinſt Du nicht mehr, meine Alice."

„Und Du ſollſt keine blaſſe Roſenknoſpe mehr ſehen."

„Und alles Ungewitter," ſagte Victor, „was uns be-

drohte, ſoll, ſo wollen wir zu Gott hoffen, mit dem funken ſprühenden Zuge davongeeilt ſein."

„Amen!" ſprach Alice mit leiſer Stimme, dann athmete ſie tief auf und ſagte nach einer Pauſe: „Weißt Du was, Victor, wenn es Dir recht iſt, ſo gehen wir von hier zu Fuß nach Hauſe. Die letzte Strecke bergauf, bergab, iſt zum Reiten doch nicht angenehm. Meinſt Du nicht?"

„Ein vortrefflicher Vorſchlag," antwortete der junge Mann. Er ſchwang ſich leicht aus dem Sattel und fing alsdann Alice in ſeinen Armen auf, worauf er ſie langſam zur Erde niedergleiten ließ.

Sie legte ihren Arm in den ſeinigen, Victor nahm die Zügel der Pferde, welche langſam folgten, als die beiden jungen Leute den Berg hinabgingen.

Unten überſchritten ſie die Bahnlinie, dann führte ſie ihr Weg noch eine Strecke bei dem ſchäumenden Bache vorbei, und darauf gelangten ſie auf dieſelbe breite Straße, welche Herr Kohler, vielleicht eine halbe Stunde entfernt, weiter oben verlaſſen hatte, um nach dem alten Schloſſe zu gehen.

Alice und Victor gingen ſehr langſam; ſie hatten ſich ſo viel zu erzählen, ſie mußten ſo oft ſtehen bleiben, um in die mondbeglänzte Gegend zu blicken oder hinauf an den klaren Himmel.

Und doch näherten ſie ſich endlich der alten Brücke, unter welcher der Bach dahinfloß, jener Brücke, an deren anderer Seite ſich ein kühn und elegant conſtruirter Thorbogen erhob, — der Brücke, bei deren Anblick Victor überraſcht ſtehen blieb und ausrief: „O Alice! Das iſt das Original jenes Bildes, welches in der Stadt über dem Flügel hing, weißt Du, welches wir hundertmal betrachteten."

„Und bei deſſen Anblick wir unſerer kindiſchen Phan-

taſie den Lauf ließen," verſetzte das junge Mädchen. „Ich wähnte hinter dem alten Thorbogen die gute Fee zu finden, die mir von ihren köſtlichen Geſchenken mittheilen würde. Du wollteſt — ein kühner Ritter — die kleine Prinzeſſin befreien, die dort von dem Rieſen gefangen gehalten werde, die Du alsdann zu Deiner Gemahlin machen wollteſt und Dich zum König. — O ihr lieben Träume der Jugend!" ſetzte ſie mit weicher Stimme hinzu.

„Träume, die zur Wahrheit werden: Du biſt meine Prinzeſſin, Du machſt mich zu einem glücklichen König. O wenn ſich nur noch ein Rieſe fände, mit dem ich vorher kämpfen und Dich verdienen dürfte!"

Sie waren wieder einmal ſtehen geblieben und Alice ſchaute den lieben Freund an, während ſie ihre beiden Hände auf ſeinen Arm drückte. — Hinter ihnen ſchüttelte ſich eines der Pferde, daß das Zaumzeug klang und klirrte, riß ſie ſolchergeſtalt aus ihren Träumereien und ließ ſie in den Park eintreten.

Geneigter Leſer, wenn wir ſagen, daß es kurze und lange Stunden gibt, ſo wirſt Du uns trotz des Widerſpruchs, der ſcheinbar in dieſen Worten liegt, beipflichten. Es gibt deren von ſehr verſchiedener Länge, wenn wir ſie mit dem Maße unſerer verſchiedenen Wünſche und Hoffnungen meſſen. Wie oft ſagen wir: die Stunde hat eine Ewigkeit gedauert! und ein anderes Mal wieder: wie geſchwind iſt dieſe Stunde entflohen! — Hier hatten wir nun eine von denen, die mit unbegreiflicher Schnelligkeit vorüberrauſchen. Du, geneigter Leſer, oder Du, verehrte Leſerin, haſt gewiß ſchon ähnliche erlebt oder wirſt ſie noch erleben und es alsdann begreiflich finden, warum nicht nur Alice und Victor, ſondern wie wir hoffen wollen auch Dir ſelbſt ſo raſch vorüberflog — dieſe zehnte Stunde.

Die eilfte Stunde.

Je mehr sich Herr Mohler auf dem Jagdwagen, an der Seite des Malers wendend, dem Parke des Freiherrn von Molitor näherte, um so höher stieg die Bewegung seines Herzens und verwandelte sich dieselbe in fromme Rührung, wenn er bedachte, daß der Himmel ihn zum unmittelbaren Werkzeug auserkoren, zwei Herzen, die sich getrennt, wieder vereinigen zu helfen, um das

Glück von ein Paar Mitmenschen wieder herzustellen. — Während er so dachte, blickte er links hinüber, wo, wie ihm der Kutscher sagte, die Eisenbahnstation lag, und wo sich auch — das setzte sein Herz hinzu — das Wirthshaus zur „bunten Katze" befand. Aber es war eigenthümlich, daß der Gedanke an die freundliche, runde Wirthin seine Rührung noch erhöhte. Ja, das ging so weit, daß, wenn er sich verschiedene, mögliche Vereinigungen ausdachte, seine Lippen ordentlich zitterten und sich jener komisch melancholische Zug um den Mund zeigte, der einem Thränengeträufel voranzugehen pflegt. Um aber seinen Nachbar von diesem Seelenzustande nichts merken zu lassen, spitzte der ehemalige Maler seine zitternden Lippen fast gewaltsam, und da er gerade in die hellbestrahlte Landschaft hinaus sah, so pfiff er vor sich hin:

Unter Mond, du gehst so stille
Durch die Abendwolken hin.

So fuhren sie dahin, und wenn auch die raschen Pferde im scharfen Trabe vorwärts gingen, so däuchte es doch dem Maler, als wollte sich der Waldsaum dort drüben, wo der Park des alten Schlosses anfing, durchaus nicht nähern. Und doch stiegen die dunklen Baummassen, die im zweifelhaften Mondlichte anfänglich wie niedere Sträucher aussahen, immer höher und höher auf. Dort sah Herr Kohler auch schon den breiten Weg, auf dem er nach ihrer Anordnung gewandelt; da waren auch die beiden Grenzpfähle — noch schärfer trabten die Pferde vorwärts, und jetzt erschien auch das Gitterthor am Eingang des Parkes, von hinten röthlich angestrahlt durch die Glut der Flamme einer Pechpfanne, deren Schein den Kutscher auf dem verschlungenen und finstern Pfade zurecht wies.

Wie erfreute sich das Auge des Malers an dieser phan

taſtiſchen Beleuchtung! Wie beobachtete er die wilden, glühenden Lichter, da einen wehenden Glutmantel um den uralten Stamm eines Baumes werfend, hier jedes Steinchen des Bodens hell beſtrahlend, dort in unzähligen Lichtern und Funken zwiſchen dichtem Laubwerk hervorbrechend.

Während ſie ſo aufwärts fuhren, erzählte Herr Kohler mit leiſer Stimme die Einzelnheiten ſeines nachmittäglichen Spazierganges und illuſtrirte dieſe Erzählung, indem er die verſchiedenen Stellen zeigte, wo er ſich niedergeſetzt, wo er von dem Halloh des Echos aufgeſchreckt worden, — wo er das fröhliche Lachen der Kinderſtimmen vernommen. —

Ah! der Kinderſtimmen!

Wo er den klaren Brunnen betrachtet, — ja dort war es — und das herabfließende Waſſer ſchimmerte röthlich im Glanze einer neuen Pechpfanne, deren Flammen an der Biegung des Weges loderten. — Von hier aus hatte er auch ſie geſehen.

Ja ſie, — ſie.

Daß der Maler ein aufmerkſamer Zuhörer geweſen, können wir nicht behaupten, finden es aber auch begreiflich; nur zuweilen war er mit ſeinen Gedanken bei den Worten ſeines Nachbars; dann aber blickte er ungeduldig auf die Pferde, die den ſteilen Weg hier langſamer hinauf gingen. — Wie gern wäre er dem Wagen entſprungen und vorausgeeilt, ſie zu ſuchen! Aber er war wie in einen Zauberkreis getreten, den er nach ſtrenger Vorſchrift durchwandern mußte, und Alles in demſelben war ſo eigenthümlich, ſo ſonderbar, ſo ehrfurchtgebietend. — Zuerſt die raſche, nächtliche Fahrt durch die klare, mondbeſchienene Gegend, jetzt der Contraſt des finſteren Parkes in der Beleuchtung der grellodernden Flammen; droben das alte, impoſante Schloß, welches nun mit hellen Fenſtern hervortrat und ſich ſchwarz auf dem glänzenden Nachthimmel abzeichnete.

Noch einmal zogen die Pferde scharf an: die Räder, welche bis jetzt dumpf gerollt, knirschten auf einem Kieswege, dann hielt der Wagen vor einem erleuchteten Portal, an welchem zwei Diener die Aussteigenden ehrfurchtsvoll begrüßten, worauf einer derselben Herrn Kohler meldete, daß ihn der Freiherr von Molitor erwarte, und der andere Herrn Stifter bat, ihm zu folgen.

Der ehemalige Maler konnte es nicht unterlassen, ehe sie von einander schieden, seinem Gefährten gerührt die Hand zu drücken.

Der Lakei schritt dem Maler voran durch ein Vestibul, dann durch einen hellerleuchteten Gang, sowie eine kleine, gewundene Treppe hinan von äußerst eleganter und zierlicher Construction, deren Stufen mit Teppichen bedeckt waren. Im ersten Stock angekommen ging der Bediente über einen ziemlich großen Ruheplatz, öffnete eine breite Flügelthür und ersuchte Herrn Stifter mit einer Verbeugung einzutreten.

Dieser folgte dem Winke und befand sich im nächsten Augenblick in einem Vorzimmer, worauf er hörte, daß sich die Thüre hinter ihm schloß.

Der Maler blieb erstaunt stehen und blickte ein Paar Sekunden lang forschend in dem leeren Zimmer umher, er hatte sich seinen Empfang hier auf dem Schlosse des Freiherrn etwas anders vorgestellt, — angenehmer wohl gerade nicht — und doch anders. Hatte er doch geglaubt, Therese sogleich zu sehen, was ihm lieb gewesen wäre, um die erste, vielleicht etwas trübe Unterredung, so rasch wie möglich mit einem freundlichen Wort, mit einem herzlichen Händedruck zu beendigen. Andererseits dagegen verursachte es ihm ein wohlthuendes Gefühl, daß man ihn auf so vornehm ruhige Art, ohne alles Aufsehen empfangen und hier sich selbst überlassen. — Hilf dir weiter.

Das leere, einfach möblirte Zimmer, die tiefe Stille, die ringsum herrſchte, die Abgeſchloſſenheit von der Außenwelt, die durch nichts geſtört wurde, — denn die Fenſtervorhänge waren zugezogen und man ſah nichts von der mondbeglänzten Gegend, — alles das gewährte ihm Zeit genug, ſich vollkommen zu ſammeln und dem in der That nicht angenehmen Augenblick, der ihm bevorſtand, entgegen zu gehen. Gewiſſermaßen bangte ihm davor, ſo ſehr er ſich auch andererſeits freute, Thereſe wieder zu ſehen, und ob er gleich überzeugt war, daß auch ſie freundlich geſinnt ſei. — War ſie aber Herrin eines Wortes, einer Miene? — wollte ſie es ſein? Wollte ſie ihn in der Abſicht empfangen, Alles zu vermeiden, was einen peinlichen Eindruck würde hervorrufen können? — würde ſie das ohne ein Wort des Vorwurfs thun? — In dieſem Falle müßte ſie ſich ſehr geändert haben. Das beunruhigte ihn; nicht als ob er gefürchtet hätte, daß ein vorwurfsvolles Wort ihrerſeits vielleicht ein bitteres von ſeiner Seite nach ſich ziehen werde — nein, er hatte ſich gelobt, Allem aufzubieten, damit dieſe erſte Unterredung, wenigſtens ſoweit es an ihm liege, einen wohlthuenden Eindruck hinterlaſſe. — O wenn ſie auch ſo dachte! — Aber wie oft ſchon war er mit ähnlichen Geſinnungen vor ſie hingetreten, mit offenem, verſöhnlichem Gemüth, in der Hoffnung, ein ehrliches Wort, gerade ausgeſprochen, zu hören, — ſogar ein Wort des Vorwurfs, aber in herzlichem, gewinnendem Tone. Er hätte das Bitterſte der Art ertragen, aber nicht in jener kalten, höhniſchen Weiſe, mit jenem finſtern, unheimlichen Blick, der ihn zurückſchreckte, ſo oft er ihm entgegenblitzte.

Doch warum ſich durch ſolche Gedanken aufregen! wozu neue Schatten in die heitere, freudig erregte Stimmung bringen, in der er ſich befand, mit welcher er dem nächſten Augenblick entgegenſah!

Die Thüre des Nebenzimmers war nur angelehnt; er öffnete sie und trat in ein ebenso großes Gemach wie das war, aus welchem er soeben gekommen. Die Einrichtung aber war hier eine so ganz andere, eine so außergewöhnliche, daß er im höchsten Erstaunen auf der Thürschwelle stehen blieb. Er war in das Atelier eines Malers getreten, aber in ein Atelier, wie es seine erregteste Phantasie entworfen, wie er sich wohl zu Zeiten ausgemalt, daß ein solches zu besitzen ihn glücklich machen würde. Wohin er seine staunenden Blicke sandte — überall sah er jene malerische Unordnung, welche die Gedanken erfrischt, welche neue Ideen entstehen läßt. Wo sollte er anfangen, um Alles genau zu betrachten? — Dort an dem hohen, breiten, jetzt ebenfalls verhängten Fenster, neben dem eine kolossale Staffelei stand, auf derselben ein großer Rahmen mit so einladend weißer Leinwand, daß ihn ein Gelüste anwandelte, den Hut auf die Seite zu werfen und irgend eine Figur zu ebauchiren? — Wenn es nur nicht Nacht gewesen wäre! — Neben der Staffelei war auch der Malkasten zu sehen mit Stock und Palette. Nun aber erst die andern Umgebungen! Das Möbel von dunklem, geschnitztem Eichenholz, mit Leder bezogen, so wohlgefällig, so lieb, gediegen und doch nicht die Harmonie störend; dazu hie und da shawlartigen Teppichvorlagen, hin und wieder am Boden auch ein Bärenfell. — Die Wände ein dunkles Braunroth mit einigen gewiß guten Bildern; in den Ecken ein Paar Statuen mit Blumen umgeben; — dort aber eine ganze Seite des Zimmers, eine vollständige reiche Sammlung der malerischsten und phantastischsten Waffen, zierlich und geschmackvoll geordnet, glänzend in Gold, Silber und Stahl, durchwoben mit Schnüren und Quasten in allen Farben, hoch überragt von ein Paar ächten, verblichenen Standarten, und diese wie es schien rechts und links

bewacht von einer Ritterfigur, in ihr kostbar eingelegtes Eisenkleid gehüllt, mit geschlossenem Visir und heraldisch ächtem Helmzeichen.

So war im Allgemeinen die Einrichtung dieses Gemaches, welches erhellt wurde von drei Lampen mit matt weißen Kugeln, die in der Mitte des Zimmers zierlich vereinigt an einer starken broncenen Kette herabhingen. Der Maler hatte alles das mit immer größerem Erstaunen betrachtet und konnte dabei nicht fertig werden, auf die vielfachen einzelnen Gegenstände: Vasen, seltsame Krüge, musikalische Instrumente, schwere Stoffe, welche hier auf den Tischen lagen oder an Sesseln und Sopha's lehnten, einen raschen Blick zu werfen. — Er wußte nicht, was er davon denken sollte, er schien einer verzauberten Welt nahe zu sein und das um so mehr, als rings um ihn her eine Stille herrschte, die beinahe etwas Beängstigendes hatte.

Noch einmal hielt er beim Durchschreiten des Gemachs eine flüchtige Rundschau auf alle die Gegenstände seiner Sehnsucht, die hier aufgestellt, angehäuft waren, dann trieb es ihn vorwärts, der andern Thüre zu, hinter welcher er endlich eine Lösung so vieler Räthsel zu finden hoffte.

Und doch fand er sie auch hier noch nicht sogleich; denn er kam in ein kleines, schwach erhelltes Gemach, dessen andere Thür aber nur angelehnt war und welcher er sich nun mit klopfendem Herzen näherte.

Er öffnete diese Thüre, er trat in ein einfach aber elegant möblirtes Wohnzimmer, dessen ganze Einrichtung etwas außerordentlich Behagliches und Anmuthiges hatte, wie er mit einem einzigen Blicke sah. Nur mit einem einzigen Blicke, denn alsdann blieben seine Augen gleich auf einem kleinen Fauteuil haften, in welchem sie ruhte, die er gesucht, die er nun wieder gefunden — ein Wiederfinden, dem er mit begreiflicher Aufregung und Spannung entge-

gen gesehen. Daß Therese ruhig da saß in dem kleinen Fauteuil, mit einem Buche in der Hand, daß sie bei seinem Eintritt freundlich aufblickte, ihm heiter zulächelte, das erschien ihm so außergewöhnlich, so befremdlich, daß ihm im ersten Moment der Gedanke kam, er träume vielleicht seit ein Paar Stunden einen schönen Traum, aus dem er nächstens erwachen werde in dem kleinen Schulmeisterhause zu Klippenberg.

Und doch — es konnte kein Traum sein; es war ihre Stimme, welche herzlich zu ihm sprach: „Guten Abend, Ferdinand! Bist Du da?" — Ja es war ihre Stimme, wie sie in guten, lieben Augenblicken geklungen. Ach! er hatte diesen Ton beinahe vergessen, — und ihre ganze Erscheinung. Hatte es nicht etwas Fremdartiges — aber etwas so angenehm und lieb Fremdartiges, die wohnliche Einrichtung des Zimmers, Thereſens wenn gleich einfacher, so doch fast eleganter Anzug, dazu ein Buch in ihrer Hand, Herzlichkeit in ihren glänzenden Augen, Heiterkeit auf ihrer schönen Stirne, die er so oft finster zusammengezogen gesehen, wenn er nach Hause kam und sie fand, trotz seiner Bitten und trotz seiner Versicherung, daß eine solche Sparsamkeit keine Sparsamkeit sei und ihren Verhältnissen nicht angemessen, sitzend bei einem herabgebrannten Lichtstümpchen, nähend, als gälte es einen Tagelohn zu verdienen, ihn und seinen „guten Abend" alsdann kaum beachtend, oder vielleicht, was noch schlimmer war, ihre Näharbeit bei Seite werfend, um mit erhobenem Kopfe und einem sehr kalten Gruß in das Nebenzimmer zu eilen.

War es denn in der That dieselbe Frau, die sich jetzt mit strahlendem Angesichte erhob, ihm schnell entgegen trat, seine beiden Hände ergriff, dann in seine Arme sank und seinen herzlichen Kuß ebenso innig erwiederte! — Ja, sie

war dieſelbe, und doch eine ſo andere, daß es ihm vor Glück und Freude ſchwindelte.

Wie athmete Ferdinand ſo ſelig auf, ſo von einem ſchweren Druck befreit, wie Jemand, der aus einer dumpfigen Tiefe plötzlich in ein reine, klare Luft emporſteigt, die er nach überſtandenen traurigen Stunden jetzt in vollen gierigen Zügen einſaugt.

„Und die Kinder?“ fragte er nach einer ſeligen Pauſe.

„Sie ſchlafen ſchon,“ gab Thereſe zur Antwort, „und nach dem Umherſpringen in der friſchen Luft hier außen ſo feſt, daß ſie uns nicht hören werden, wenn wir an ihre Bettchen treten. Komm' nur.“

Und damit gingen ſie Arm in Arm in ein anſtoßendes Schlafzimmer, wo die beiden Kinder ruhten. Dieſe lagen da, wie wir ſie ſchon einmal geſehen, — dort der geſund ausſehende prachtige Bube, auch diesmal der Wärme wegen ſehr wenig Gebrauch von ſeinem unentbehrlichſten Kleidungsſtucke machend, mit feuchtem, lockigem Haar, mit regelmäßigen Athemzügen, die anzeigten, wie tief und feſt er ſchlummere, während dagegen wieder die Augenlider ſo leicht über ſeinen Augen lagen, daß man hätte glauben können, das Summen einer Fliege müſſe ihn erwecken; — hier das ältere Mädchen, ſchon beſſer verhüllt, die Hand unter das Haupt gelegt und im Schlafe lächelnd.

Wie hätte ſich da der Vater enthalten können, die beiden Kinder auf ihren friſchen, blühenden Mund zu küſſen, worauf Bertha einen tiefen Athemzug that, der kleine Ferdinand aber ſich herum warf, jedoch nicht erwachte, trotzdem er mit ſeinem Kopfe an die lange Naſe des unvermeidlichen Hampelmanns ſtieß, der auch diesmal wieder ſein Lager theilte.

Die beiden Eltern waren wieder mit leiſen Schritten in das Wohnzimmer zurückgegangen und Thereſe ſagte:

„Du haſt Dein Atelier geſehen?“

Worauf ihr Gatte erſtaunt und mit einiger Verwirrung zur Antwort gab:

„So? — mein Atelier? — Gewiß! gewiß! — Aber ich bitte Dich, Thereſe, ſage mir —“

„Das wirſt Du Alles ſeiner Zeit erfahren,“ unterbrach ſie ihn lächelnd; „vorderhand handelt es ſich um zwei lebensgroße Portraits des Barons von Molitor und ſeiner lieben und vortrefflichen Gemahlin, die Du hier malen ſollſt und wozu Dein Atelier, wie Du geſehen, bereits eingerichtet iſt. Dann ſpäter, wenn wir nach der Stadt zurückkehren“ —

„O davon ſprich nicht, Thereſe,“ entgegnete er eifrig, und küßte ſie herzlich auf ihr duftendes Haar. „Warum der Dunkelheit erwähnen, wenn man im Licht wandelt! — O es wird hier — bei Dir unbeſchreiblich ſchön ſein.“

„Gewiß, Ferdinand?“ ſagte ſie mit fragendem Ton, und dieſer fragende Ton war das Einzige, was wie ein Anklang an vergangene traurige Zeiten erſchien.

„Gewiß, Thereſe,“ erwiederte er, wobei er die Hand auf ſeine Bruſt legte, und wobei ſeine Blicke ſo wahr und ehrlich ſtrahlten, daß ſie mit ſchwimmenden Augen beglückt an ſeine Bruſt ſank.

Ein leichtes Klopfen an der Thüre ging dem Eintritt eines Dieners des Hauſes voraus, welcher die Baronin anmeldete, die demſelben auf dem Fuße folgte. Daß die vollendete Weltdame den Maler gerade ſo empfing, als habe er ſie geſtern in der Stadt unter den gleichen Verhältniſſen verlaſſen, verſteht ſich von ſelbſt; die ſchöne Frau ſah heiter, zufrieden, nicht unglücklich aus, ja ſie verſicherte mit ſtrahlendem Auge, daß ſie ſich glücklich fühle hier auf dem Lande, im Beſitze ihrer kleinen, geliebten Tochter. „Wir Alle,“ ſetzte ſie nicht ohne Beziehung, aber in ihrem leich-

ten, gefälligen Tone hinzu, „wir Alle, die wir hier und drüben wohnen, haben das Recht und werden die Kraft haben, in angemeſſener Heiterkeit und gegenſeitigem, freundſchaftlichem Verkehr die Zeit unſeres Aufenthaltes hier zu verleben. Es hat ſich ja auch Alles ſo wunderbar glücklich geſtaltet, daß es Unrecht wäre, wollten wir vergangener Tage anders gedenken, als mit dem Gefühle des Dankes, gegen ein gütiges Geſchick, das Alles zum Beſten gelenkt. — Nach dieſen, wenn Sie wollen feierlichen Worten," ſetzte ſie launig hinzu, „kann ich Ihnen nur ſagen, daß man Ihnen für jetzt noch keine Ruhe gönnen wird. Der gute Duvallet hat unſern Beſuch verlangt und die Wagen ſind eingeſpannt, um hinüber zu fahren. Heute Abend müſſen wir ihm ſchon den Gefallen thun. Kommen Sie alſo."

„Und meine Toilette!" fragte Thereſe.

„Vortrefflich," erwiederte die Baronin, „es iſt ein Familienfeſt."

„Aber die meine!" ſagte der Maler, indem er auf ſeinen Rock von allerdings etwas ſeltſamem Schnitte blickte.

„Wird ſo paſſend ſein zu andern, die Sie dort finden ſollen, daß es eine Sünde wäre, etwas daran zu ändern," lachte die ſchöne Dame, worauf ſie mit freundlichem Gruß zur Thüre hinaus rauſchte.

Nachdem es hierauf die Frau des Malers nicht unterlaſſen hatte, noch ſo viel an ihrem Anzuge zu verbeſſern, als in der Geſchwindigkeit möglich war, und nachdem ſie einen leichten Shawl und Hut genommen, verließen Beide ihre Wohnung, dabei die Kinder unter der Obhut der alten Magd laſſend, die ebenfalls aus der Stadt herüber gekommen war, und jetzt erſchien, um ihren Herrn freundlich zu begrüßen.

Auf einer andern breiten Treppe ſtiegen ſie alsdann

zum Vestibul hinab, wo der eben davon rollende Wagen des Freiherrn von Molitor, in dem sich auch die Baronin befand, dem kleinen Coupé Platz machte, das nun vorfuhr, um sie aufzunehmen.

Mit einem außerordentlich angenehmen und behaglichen Gefühl schmiegte sich Ferdinand in die Kissen des Wagens, und während er abermals denselben Weg durch den Park fuhr, bei den lodernden Pechpfannen vorbei, sprach er seiner Frau herzlich und liebevoll von den Empfindungen, die ihn bestürmt, als er vor Kurzem dieselbe phantastische Beleuchtung gesehen. „Mir erscheint das Ganze wie ein schöner Traum," sagte er, „und da mir alles das schon jetzt, eingehüllt in nächtliches Dunkel, so reizend und schön vorkommt, wie muß es erst morgen beim Licht des Tages sein, eine angenehme Arbeit vor mir, die ich in der herrlichsten Umgebung mit Lust und Liebe sogleich beginnen werde."

„Und wie vergnügt die Kinder sind!" sagte Therese, während sie ihre Hand auf seinen Arm legte. „Du wirst Dich freuen, lieber Ferdinand, zu sehen, wie gut ihnen die vortreffliche Landluft bekommt und wie brav sie bei dem Hauslehrer lernen." —

„Und dieses ganze Leben im Schlosse," fragte der Maler zögernd, „gefällt Dir also wirklich, meine gute Therese? Du fühlst jetzt, daß von allen den an sich unbedeutenden Aeußerlichkeiten doch welche nothwendig sind, unser Leben auszuschmücken?"

„Ja, bei einer Phantasie wie die Deinige."

„Gott sei gedankt dafür, mein gutes Weib!" rief er entzückt aus, „Du sollst erfahren, —"

„Siehst Du dort auf der Anhöhe," unterbrach sie ihn mit lauter Stimme, „die erleuchteten Fenster? Das ist das neue Schloß, das Haus des Herrn Duvallet."

Er küßte ihr freundlich und dankbar die Hand, welche sie in der seinigen ruhen ließ, worauf Therese fortfuhr:

„Früher stand dort ein ruinenhaftes Gebäude, welches vor langen langen Jahren von einem aus der Familie Duvallet erbaut worden. Nachdem aber diese Familie während der Revolution verarmte und die wenigen Ueberlebenden derselben auswandern mußten, ging es in andere Hände über, und erst der Commerzienrath kaufte das ganze Terrain wieder zusammen und ließ das neue Schloß erbauen, wie es jetzt dasteht. Es wird Dir gefallen, Ferdinand, obgleich es eine ganz andere, neuere, ja man könnte sagen freundlichere Einrichtung hat als der Landsitz des Freiherrn von Molitor. — Gleich sind wir da: jetzt senkt sich schon der Weg, dann erreichen wir eine Brücke mit einem alten Thorbogen, der von der frühern Zeit noch übrig geblieben ist und hinter welchem sogleich der Park anfängt."

So war es denn auch; noch einige Minuten und die Hufe der Pferde klirrten auf dem Pflaster, womit die alte Brücke belegt war. Aber nur wenig Augenblicke, dann hörte man den Wagen dumpf unter dem breiten Thorbogen rollen, worauf die Räder so sanft über weichen Sandboden dahin glitten, daß sich der Wagen auf seinen Federn ordentlich angenehm schaukelte. Schon die Anlage hier zeigte, wie auch Madame Stifter vorhin gesagt, daß das neue Schloß in einem ganz andern Style angelegt sei als die nachbarliche Besitzung. Hier waren es breite Wege, wohl auf beiden Seiten mit Gebüsch besetzt, doch keine düsteren Laubgänge bildend, welche den Wagen aufnahmen, und sanft, fast unmerklich aufwärts führten. Obgleich das Mondlicht ziemlich hell eindrang, so war doch auch hier für Beleuchtung gesorgt, aber statt des lodernden Pechs in alten Eisenpfannen sah man auf schlanken Kandelabern zierliche, hellstrahlende Gaslaternen. Mehrmal wand sich der Weg

in Zickzack die Anhöhe hinan, und je näher man dem Schlosse kam, desto deutlicher erblickte man die blitzenden Lichter desselben. Jetzt ließ der Wagen die Bäume hinter sich und fuhr im Bogen um einen weiten mit Blumenbeeten bedeckten Grasplatz, die in zierlicher Anordnung einen Springbrunnen umgaben, dessen Wasser in einem hohen, breiten Strahle rauschend und spritzend in die Luft flog — eine wunderbare Lichtbildung darstellend, wenn man auf Augenblicke durch die feine Wassergarbe die Lichter im Schlosse oder die helle Mondscheibe durchleuchten sah.

Der Wagen hielt vor einer breiten Treppe, die auf eine durch herabhängende Lampen hellerleuchtete Veranda führte. — Da war auch schon Herr Duvallet selbst, welcher den beiden Ankommenden aus dem Wagen steigen half und sie unter Bezeugung herzlicher Freude die Treppen hinaufführte. Oben wurden sie von der Commerzienräthin empfangen, in deren an sich schon beständig heiterem Gesichte es heute Abend so vergnüglich zuckte, daß Jeder, der sie anschaute, unwillkürlich mitlachen mußte. — Da erschien auch Herr Kohler, macktig gerührt; man hörte das an der Art, wie er sich räusperte, und sah es an seinen Bemühungen, seine Brille, deren blaue Gläser so seltsam im Mondlicht funkelten, fest an die Augen zu drücken. Er ergriff beide Hände des Malers, schüttelte sie herzlich und sagte:

„Ist das nicht ein prächtiger Abend, so ein Abend wie aus einem Märchen, wo die wunderthätige Fee ihren Zauberstab mit aller Macht gebraucht! O ich bin so glückselig, — beinahe gar nichts mehr fehlt." Bei diesen letzten Worten blickte er in die mondbeglänzte Gegend hinaus, aber nach der Richtung hin, wo sich die „bunte Katze" befand.

Der Maler hatte sich unterdessen von den Händen des Herrn Kohler losgemacht und war mit dem lauten Ausrufe: „Victor! Du bist es!“ auf seinen Freund zugeeilt, der aus dem Schatten des Hauses trat, um die Angekommenen ebenfalls zu begrüßen.

„Jetzt aber in's Haus!“ sprach Herr Duvallet mit einer Lustigkeit in Ton und Haltung, wie man sie nicht an ihm gewohnt war. „Wie kann ich,“ setzte er lächelnd hinzu, „für mein Souper einstehen, wenn es um eine Stunde verspätet aus der Hand des Künstlers kommt.“

Damit eilte er voran bis zur Hausthüre, wo er mit komischer Lebendigkeit seine Gäste nöthigte, einzutreten. Nur vor Alice, die sich neben Victor gestellt hatte, ihre linke Hand auf dessen Schulter legte und träumend in die klare Nacht hinaus blickte, schlüpfte er, ungeduldig geworden, in's Haus, wobei er sogar die Baronin Molitor hinter sich zurückließ, die an der Ballustrade der Veranda stand und nun zu den beiden jungen Leuten trat. Das junge Mädchen veränderte seine Stellung nicht, nur reichte sie die Rechte der Herantretenden, während sie den Kopf erhob und die schöne Frau mit einem innigen Blick der Zuneigung betrachtete.

„Alice,“ sagte diese, „meine gute, süße Alice! Gott, der mein Herz sieht, weiß, wie ich mich über den heutigen Abend freue. Und wie will ich zum Himmel flehen, daß die Folgen desselben für Dich segensvoll sind.“ — Sie berührte mit ihren Lippen die reine Stirne des schönen Mädchens, wobei sie mit so leiser Stimme sprach, daß es Alicen war, als habe sie selbst diesen Gedanken: „Du hast meinethalb gelitten, ich will es Dir vergelten, so wahr mir Gott helfe!“

Damit ging sie rasch in's Haus, wohin ihr die beiden jungen Leute folgten.

Wie war aber die Einrichtung dieses Hauses so verschieden von der der Zimmer, welche der Commerzienrath in der Stadt bewohnt! Wie zeugte schon die Disposition der Gemächer von Eleganz und feinem Geschmack. So der große, in seiner Einfachheit so vornehme Speisesaal, welcher durch ein Vorzimmer, das nach dem Treppenhaus und der Küche führte, mit der oben erwähnten Veranda durch weite Flügelthüren in Verbindung stand. Wie passend war dazu das gediegene Ameublement im neuesten Geschmack, das reich verzierte Buffet, die geschnitzten Stuhle, die Tafel selbst, beladen mit Silber und Krystall, in dessen schweren, eleganten Formen sich die zahlreichen Lichter wiederspiegelten.

Wir müssen dabei gestehen, daß sich der Commerzienrath an dem Erstaunen Victor's förmlich weidete und daß Madame Duvallet sich die größte Mühe gab, ihr Lachen zu mäßigen, es wenigstens scheinbar auf ganz unbedeutende Dinge zu übertragen. So zum Beispiel auf den freilich etwas sehr bescheidenen Anzug ihres Neffen oder auf die Frisur des Herrn Mohler, die, wie sie versicherte, am heutigen Abend doch ein wenig gar zu herausfordernd in die Höhe starrte.

Endlich nahm man Platz an dem Tisch in einer bunten Reihe; so saß der Freiherr von Molitor neben der Commerzienräthin und der Frau Therese, was ihm ganz besonders zu behagen schien. Ueberhaupt hatte sein Gesicht einen ganz andern Ausdruck angenommen; der seltsam stechende Blick seiner Augen erschien auffallend gemildert; auch hielt er die Zähne nicht mehr fest übereinander gepreßt, vielmehr öffnete er den Mund wie andere Menschen, wenn er sprach. Und das, was er sprach, klang jetzt ganz anders als die Reden, welche man noch vor wenigen Monaten von ihm vernommen. Wenn auch Jemand, der in

die Verhältniſſe uneingeweiht war, in den Ausdrücken des Freiherrn von Molitor unbedingt noch manch' Seltſames finden mußte, ſo kamen doch jetzt die finſteren Anſichten, mit denen er früher ſeine Umgebung geplagt, höchſtens noch als ſeltſame Erzählungen zum Vorſchein, in denen es allerdings von Verließen, Ketten, Wachen, Keulen und Spießen wimmelte. Doch brauchte es nur eines feſten Blickes der Frau Thereſe, welche, wie wir bereits wiſſen, vom erſten Augenblicke an eine eigenthümliche Macht über ihn ausgeübt, oder auch eines freundlichen Wortes der Baronin, um ihn plötzlich abbrechen zu machen, was er dann meiſtens mit den Worten that: „So beſagt das letzte Capitel der Rittergeſchichte, wie ſie uns die Chronik aufbewahrt."

Nachdem wir nun die Perſonen unſerer wahrhaftigen Geſchichte, für welche der geneigte Leſer ſich vielleicht intereſſirt, bei einem vortrefflichen Souper vereinigt ſehen, in einer Stimmung, deren Behaglichkeit uns wohl Bürge ſein kann für künftige glückliche und gute Tage, die denn auch nicht ausgeblieben, ſo wollen wir nur noch hinzufügen, daß der Commerzienrath gegen eine Verbindung Victors mit Alicen unter bewandten Umſtänden nicht viel einzuwenden hatte, wogegen er aber das vernünftige Verlangen ſtellte, der junge Muſiker ſolle vorerſt noch ein Jahr in der Hauptſtadt des Landes, der großen Weltſtadt, wohin auch er ſpäter ſich zu begeben gedächte, ſeiner Kunſt leben, um den Namen Barring in einem guten Klange bekannt zu machen.

Verſchiedene Tiſchreden, bei denen ſich namentlich Herr Stobler mit einem Aufwande von gerührter und rührender Beredſamkeit auszeichnete, glauben wir übergehen zu dürfen und wollen nur noch hinzufügen, daß, als endlich die Stühle gerückt wurden und Alle ſich auf die Veranda be-

gaben, um noch eine Weile die köſtliche Nachtluft zu genießen, fernher durch die Stille der Nacht die tiefen, uns wohlbekannten Klänge der Torjuhr herüberſchallten, welche die eilfte Stunde anzeigten.

Die zwölfte Stunde.

er Duvallet, in allen Theilen ein vortrefflicher und aufmerksamer Wirth, unterließ, in Anbetracht des ihm be-

kannten, aufregenden und ermüdenden Tagewerks der meisten seiner Gäste, alle freundschaftlichen Einwendungen, als der Freiherr von Moliter bald darauf nach seinem Wagen verlangte. Und so sah man denn in kurzer Zeit die beiden Equipagen mit dem zitternden Schein ihrer Laternen durch den Park davon fahren, ja man hörte die Räder bald nachher auf der Brücke drunten rollen, und dann erblickte man drüben wieder einzelne leuchtende Punkte, die sich hüpfend zu entfernen schienen, Irrlichtern gleich.

Victor stand mit Alicen am Eingange der Veranda und schaute dem verschwindenden Wagen nach. „Wenn wir dann zurückkommen," sagte das junge Mädchen nach einer Pause, wobei sie ihren Kopf auf Victors Schulter lehnte, „so werden wir alsdann hier bleiben. O es ist da reizend! Du wirst sehen, welch' stilles und glückliches Leben man hier führen kann."

„Und wie ich mich darauf freue, meine süße Alice! Ich finde es eigentlich recht traurig, noch einmal in die Welt hinaus zu müssen. — Nicht so, mein Herz?"

„Ja — a," erwiederte sie stockend; „aber der Vater meint, es müsse so sein, und er hat gewiß Recht."

„Wohl hat er in gewisser Beziehung Recht; und was mich allein vollständig zu trösten vermag, ist der Gedanke an den Augenblick, wo wir hier wieder einkehren werden."

„Wird es gewiß ein solch' schöner Augenblick sein?"

„Gewiß, Alice," versetzte der junge Mann aus vollem Herzen.

Und als sie hierauf ihren Kopf erhob, um in seine Augen zu schauen, und seinen Blicken folgte, die an dem klaren Nachthimmel hafteten, sahen beide dort oben zu gleicher Zeit einen Stern herabschießen — das untrüglichste Zeichen, daß das, was sie so eben gedacht, in Erfüllung gehen werde.

Und es ging auf's Allerſchönſte und auf's Allerbeſte in Erfüllung.

Daß Herr Duvallet ſowie auch die Commerzienräthin ihrem langjährigen Freunde und Bekannten, Herrn Kohler, eines von den vielen Gaſtzimmern des Landhauſes für die Nacht anboten, verſteht ſich von ſelbſt. Doch müſſen wir zu gleicher Zeit geſtehen, daß der ehemalige Makler dieſes freundſchaftliche Anerbieten mit einer Hartnäckigkeit ausſchlug, die unerklärlich geweſen wäre, wenn — wenn — ſo ſagte wenigſtens Herr Duvallet lachend, er nicht feſt überzeugt wäre, Herr Kohler habe in der „bunten Katze", von der er unvorſichtiger Weiſe etwas zu häufig geſprochen, der hubſchen runden Wirthin allzutief in ihre gefährlichen Augen geſehen.

Vergeblich zog der ehemalige Makler ſeine Achſeln ſo hoch empor, als ihm dies möglich war, und wollte ſich mit der unſchuldigſten Miene von der Welt das Anſehen geben, als habe er die Wirthin der „bunten Katze" durchaus nicht beachtet, ſondern nur einen Hausknecht geſehen, der ihm ſeine Sachen auf's Zimmer beſorgt. — Der Commerzienrath drohte ihm mit komiſchem Ernſte, indem er ſeinen Zeigefinger erhob, und ſagte:

„Kohler! Kohler! nehme Er ſich vor den Wittwen in Acht! abſonderlich vor der da drunten. Er iſt noch immer ein recht präſentabler Mann, Kohler, hat auch ganz den Anſchein, wie ein Mann von gutem Vermögen, der Er denn auch iſt, und nach ſolch' einem wirft die da drunten ihre Angeln aus. — Es ſollte mir wahrhaftig leid ſein, Ihn einmal noch als gebeugten Kreuzträger zu ſehen. Wie geſagt, nehm' Er ſich in Acht!"

Kohler machte dabei ein Geſicht wie Jemand, der ſich zu einem Spaziergang mit der Geliebten anſchickt und dem man beim heiterſten Himmel ein Donnerwetter prophezeit.

Er lächelte ungläubig, und mit der bekannten, selbstzufriedenen Miene sprach er: „Ich meine bewiesen zu haben, daß ich es verstehe, wie man mit Wittwen umgehen muß. Ja, ja, mein lieber Duvallet, wer den alten Kohler auf seinem Neste einfangen will, der muß früh aufstehen."

Darnach suchte Herr Kohler seinen Hut, und da er ziemlich erheitert war, so nahm er von Alice und Victor Abschied, indem er ihnen noch eine große Rede hielt, und zwar eine Rede, welche Vater Duvallet gewaltsam endigen zu müssen glaubte, und dies auf die angenehmste Weise von der Welt that, indem er nämlich seinem Freunde eine vorzügliche Cigarre in den Mund steckte. Hierauf ließ es sich der vortreffliche Hauswirth nicht nehmen, seinen scheidenden Gast bis zur Grenze des Parks, der Brücke am Fuße des Hügels, zu begleiten, wozu sich auch Madame Duvallet anschloß und dabei so außerordentlich zum Lachen aufgelegt schien, daß sie und der alte Hausfreund auf ihrem Wege mehrmals stehen blieben, um ein herzliches Gelächter gründlich austoben zu lassen. Selbst der sonst so ernsthafte Commerzienrath fühlte sich heute Abend so freudig erregt, daß er unwillkürlich mitschmunzeln mußte und seine Ermahnungen zur Ruhe und zu gesetztem Betragen blos in den Worten bestanden: „Frau, Frau! bei Deinem Lachen bin ich nur froh, daß uns Niemand Fremdes hört."

Und so war es ja auch; rings umher herrschte tiefe Stille, man vernahm höchstens einmal in einer Pause das Rauschen eines leichten Nachtwindes zwischen den schlummernden Blättern und das verstohlene Murmeln des Wassers unter der alten Brücke.

Hier trennte sich Herr Kohler von seinen freundlichen Wirthen, nachdem ihm der Commerzienrath den Weg bezeichnet, um zu den beiden Grenzpfählen zu gelangen, denn

von da an wußte der scheidende Freund schon weiter zu finden.

Jetzt schwingen wir den Hut,
Der Wein, der Wein war gut,

sang er, wie er auch damals in der Stadt beim Abschiednehmen gethan, wobei sich Madame Duvallet nicht enthalten konnte, ihm ein helles Lachen nachzuschicken, denn die Stimme des Sängers klang etwas heiser; auch sang er ziemlich falsch, und dabei sah es so äußerst komisch aus, wie er mit geschwungenem Hut davon hüpfte, neben ihm sein langgestreckter, ebenfalls mithüpfender Schatten.

„Gute Nacht, Kohler!"

„Gute Nacht, Duvalle — e — e — t!"

Bald waren die Grenzpfähle erreicht, und der nächtliche Wanderer konnte sich nicht enthalten, einen Augenblick auf die Bank niederzusitzen, um noch einmal zurückzuschauen nach den beiden Landhäusern, wo er die Freunde gelassen. Dort, wo das alte Schloß lag, schimmerte ein einsames, mattes Licht; vom neuen aber sah man noch deutlich die erhellte Veranda und vom Mondlichte angestrahlt das Gebäude selbst.

„Das war ein merkwürdiger Tag," sprach Herr Kohler zu sich selber, indem er seinen Hut aufsetzte, den er bis jetzt in der Hand getragen. „Wie sich aber Alles da bei den braven Leuten so prächtig gefügt hat! Man könnte glauben, es wäre ein Roman, wenn wir nicht selbst Alles das miterlebt hätten. — Nun, der Himmel möge ihnen auch für die Zukunft seinen Segen geben, möge sie so glücklich machen, wie sie es verdienen, und füge es dabei auf's Schönste, daß sie ihres treuen Freundes, dieses guten, rechtschaffenen Kohler's, immer mit herzlicher Liebe gedenken mögen."

So beschäftigte sich Herr Kohler eine kleine Weile mit

der Vergangenheit, sowie mit dem ferneren Geschick seiner Freunde, in welches er wohl das seinige ein wenig mit verflocht, um dann aber im Weiterschreiten ganz zu der eigenen Zukunft überzugehen. Die Gedanken hieran führten ihm begreiflicher Weise das Bild der „bunten Katze" vor Augen, und der Schuld dieses vortrefflichen Wirthshauses floß so mit der runden Wirthin zusammen, daß es ihm oft war, als sähe er bald die „bunte Katze", seinem Pfade in zierlichen Courbetten folgend, dann wieder, als leuchteten die munteren Augen der runden Wirthin selbst aus den dunkeln Gebüschen am Wege hervor.

„Dieser alte Duvallet," fuhr er in seinem Selbstgespräche fort, „hat gut reden mit seinen Warnungen. Hat er doch keinen Begriff davon, daß einem andern ehrlichen Menschen das beständige Alleinleben auch nachgerade langweilig werden kann. — Dieser Commerzienrath scheint es freilich vergessen zu haben, daß auch er einst der Liebe Seligkeiten empfunden. — Mich zu warnen, indem er diese harmlose Wittwe verdächtigt! Ja, wenn ich meine Augen auf irgend so ein junges, naseweises Ding geworfen hätte, da hätte er ein Recht mit seinen sogenannten freundschaftlichen Vorstellungen. Aber diese Wittwe, eine gesetzte und doch höchst angenehme Person — wahrhaftig, wenn ich mir das recht überlege, so sind doch diese Leute rechte Egoisten und keiner wahren Freundschaft fähig. — Oder ist es ihnen vielleicht unangenehm, wenn sie in ihren sogenannten Schlössern Anstands halber doch noch an ihren Freund, den kleinen Kohler, denken müssen, der freilich nicht stolz und vornehm auf der Höhe wohnt, sondern tief im Thale, im Hause zur „bunten Katze". — O daß diese arme Welt so wenig Reelles hat!" seufzte der ehemalige Makler, dann aber blieb er plötzlich erstaunt stehen, denn indem er zufällig neben sich hinabblickte, sah er unten in der Tiefe

einen seltsam roth leuchtenden Punkt. Im nächsten Augenblick aber mußte er lachen über seine eigenen Phantasieen von Gott weiß welcher fabelhaften Erscheinung, die dem leuchtenden Punkt zu Grunde liege, denn es fiel ihm glücklicher Weise ein, daß sich dort ja die Eisenbahn befinde, und daß das, was er sah, das Licht eines Weichenwärters sein müsse.

So war es auch. Nachdem er ein paar hundert Schritte gemacht, sah er vor sich die Eisenbahnstation hell erleuchtet und gegenüber derselben das Ziel seines heutigen Spazierganges, die „bunte Kaze".

Jetzt stieg er den Weg abwärts, den er heute Nachmittag in entgegengesetzter Richtung gewandelt, kam wieder an den rauschenden Waldbach, und sah nun auch, daß das rothe Licht die Eisenschienen erhellte und sich neben einem Bahnwärter befand, der ihm zurief: „Wenn Sie noch mit dem Courierzug fort wollen, so müssen Sie sich eilen, auf den Bahnhof zu kommen."

Diese Voraussetzung traf nun nicht zu, doch machte das Wort: „Courierzug" die Schritte des Herrn Kobler beschleunigen. Sollte er das für ihn so große Vergnügen, die Passagiere aus- und einsteigen zu sehen, namentlich bei so malerischer nächtlicher Beleuchtung, versäumen? — Gewiß nicht, er wäre dies nie im Stande gewesen, namentlich aber am heutigen Abend nicht, wo sein Herz von sanften Gefühlen erwärmt war.

Bald hatte er den Bahnhof erreicht, und da er, wie der geneigte Leser weiß, in diesen Lokalitäten sehr zu Hause war, so gelangte er in kurzer Zeit, natürlich mit Vermeidung des geschlossenen Wartesaals, auf die andere Seite des Stationsgebäudes, und wollte eben an die Schienen treten, um nach dem erwarteten Courierzuge auszuspähen, als er dicht am Hause eine lachende Stimme vernahm, die

ihm bekannt vorkam, und deren Klang ihn rasch in den Schatten des Gebäudes zurücktreten ließ.

Herr Kohler, der von Natur nicht neugierig war, fühlte hier plötzlich die Lust, den Grund jenes lauten Lachens zu erfahren. Und er brauchte sein Gehör nicht zu sehr anzustrengen, um zu vernehmen, daß zwei weibliche Stimmen hier in einer für ihn nicht uninteressanten Unterredung begriffen waren. Das Lachen der bekannten Stimme hatte aufgehört, dann sagte eine andere ihm unbekannte:

„Ich kann Sie versichern, Frau Wirthin, ich sah Sie heute Nachmittag mit dem fremden Herrn auf dem Balkon stehen, und dachte mir gleich: was das für ein Paar wäre! — Hat er gute Koffer bei sich?" —

„O ja, gut und recht schwer. Aber laß' Sie Ihre Reden, Frau Steffen. Ich kann Sie versichern, der paßte kaum für mich."

„Freilich nicht mehr jung, aber das hat nichts zu sagen, der Selige war noch älter."

„Ich sage Ihr, der paßt nicht für mich, das scheint so ein Herumtreiber zu sein; es ist eilf Uhr vorüber, und er ist noch nicht einmal zu Haus."

„Und da hätten Sie noch Angst," sagte Frau Steffen lachend, „wenn Sie den scharf in Zucht nehmen? — O, Frau, darüber muß ich lachen."

„Meint Ihr?"

„Ja, ja," fuhr die Andere vergnügter fort; „es wäre eine Freude zu sehen, wie Sie den zurecht brächten. — Kenne ich doch Ihre Hand."

Und nun lachten die beiden Weiber so laut und mit so außerordentlichem Behagen, daß dem Horcher die Haut schauderte. Fast hätte er sein Hiersein verrathen, ja er war schon im Begriffe, mit einem sehr freundlichen: „Guten Abend!" hervorzutreten, — da brauste der Courierzug

pfeifend und ſchnaubend um die nächſte Biegung der Bahn hervor, die Glocke des Bahnhofs fing an zu lärmen, die Thüren der Warteſäle wurden geöffnet, und auf dem Trottoir erſchienen die Reiſenden, welche den raſchen Zug benutzen wollten, um noch in kurzer Zeit in die Stadt zu gelangen. Und als Herr Kohler nun um die Hausecke herumtrat, ſah er, daß die Wirthin zur bunten Katze verſchwunden war. Daß er ihrem Geſpräche zugelauſcht, kam ihm beinahe wie ein Traum vor, und doch fühlte er faſt ſchmerzlich in ſeinem Herzen, daß es Wahrheit geweſen, — eine bittere Wahrheit. Doch blickte er dankbar zu den Sternen empor, daß ſie an ſein Ohr gedrungen.

Der ehemalige Makler ſchien aber am heutigen Abend durch den Klang bekannter Stimmen überraſcht werden zu ſollen. Denn jetzt riß ihn eine aus ſeinen Träumereien, die in ziemlich unangenehmem und kreiſchendem Tone ausrief:

„Aber Waſſer wird doch hier zu bekommen ſein! Man muß ſich nur Mühe geben wollen und nicht zu lahm ſein.“

Und nun ſah er den, der nicht zu lahm ſein ſollte, wie ein geſcheuchtes Reh dem Stationsgebäude zuhüpfen, und er erkannte den kleinen Mann mit den kurzen Beinen und dem behäbigen Körperumfange. — „Weller! was Teufel! wo kommen Sie her?“

„Ach, Kohler, Gott ſei Dank! daß ich Sie finde. Die Frau will Waſſer haben, und ich, der ich die Bahnhöfe ſo ſchlecht kenne, weiß hier keines zu finden. Helfen Sie mir, Kohler.“

„Weller! mit wem ſprichſt Du?“ rief die kreiſchende Stimme aus einem offenen Fenſter des Waggons.

„Mein Gott! mit unſerem guten Kohler, er iſt erfreut, Dich zu ſehen.“

„Haſt Du Waſſer?“

„Nein, noch nicht," erwiederte Herr Weller ziemlich laut, indem er zusammenschrak, dann setzte er leiser hinzu: „Ich bitte Sie, lieber Freund, gehen Sie einen Augenblick in den Waggon, der Zug hält ja gewiß noch einige Zeit, und sagen Sie ihr, man könne hier unmöglich Wasser bekommen. Ihnen glaubt sie, von mir sagt sie immer," sprach er seufzend, „es sei böser Wille und ich wolle ihr auch nicht das Geringste zu Gefallen thun. Ja, von mir sagt sie das, Kohler, von mir, der doch so viel für sie gethan."

„So, so," gab der ehemalige Kaffer zur Antwort. Um aber seinem Freunde gefällig zu sein, wie er es immer war, trat er auf den Wagen zu, aus dem die kreischende Stimme sich hatte vernehmen lassen. — Ja, da saß sie, Madame Weller, geborene Friederike Federbach, und als er, der alte Bekannte, näher trat, that sie als ob sie sich freue, ihn wiederzusehen, und bat ihn, einen Augenblick hereinzukommen. Der Conducteur an der Treppe des Waggons sprach von ein Paar Minuten, die der Zug noch halten würde, und so glaubte es denn Herr Kohler wagen zu können, der jungen Neuvermählten einen flüchtigen Gruß zu sagen.

Als er sich ihr gegenüber gesetzt und etwas Poetisches gesagt von den flüchtig dahingeschwebten, süßen Wonnen der Flitterwochen, antwortete sie mit einem unterdrückten Seufzer, und meinte, es sei eigentlich Unrecht, ein zartes Gemüth, wie das ihre, in den Trang und Sturm rauher Wirklichkeit hineinzureißen. Dabei war ihre Stimme nicht mehr so kreischend wie vorhin, als sie nach ihm rief, der ihres Lebens Schirm und Hort war, vielmehr hatte sie wieder jenen schmachtend weinerlichen Ton angenommen, mit dem sie in ihren poetischen Stunden damals im väterlichen Hause zu sagen pflegte: wünschen Sie noch etwas Kaffee? was aber der Stimmung eben dieses Tones nach ebenso gut hätte heißen können: wann werde ich ausge-

sollen haben? — Sie hatte ihren Arm auf das Fenster des Waggons gestützt und blickte nach dem Monde, der am heutigen Abend schon so Vieles hatte mit ansehen müssen, und der auch jetzt nicht einmal sein Gesicht verzog, als sich Madame Weller wahrscheinlich mit der Frage an ihn wandte: warum sie denn eigentlich geboren sei?

Wasser brachte ihr Ungeheuer von Mann immer noch keines, und wie er ihre Seele verschmachten ließ, so war es ihr auch gewiß, daß er den Versuch machen werde, ihren Körper verdursten zu lassen. Sie war fest davon überzeugt, wenn sich drüben bei dem Bahnhofgebäude ein ganzes Tausend Brunnen, jeder mit vierzig Fuß Wasserhöhe befände, Herr Weller würde sie alle ausschütten, wenn ihm das möglich wäre, ehe er nur einen Tropfen zu ihrer Erquickung herbei brächte.

Das dachte die gewesene Friederike Federbach, und Aehnliches sprach sie aus, freilich nicht wie wir in gemeiner Prosa, sondern in Citate berühmter Dichter gekleidet und dabei wurde ihre Stimmung so elegisch, daß sie, als nun die Stationsglocke das erste Signal gab, förmliche Grabgedanken hatte und mit starr aufwärts gerichteten Augen sprach:

„Schwermuthvoll und traurig ernsthaft Geläute
Vom bemoosten Kirchenthurm herab."

Der ehemalige Makler wäre so ganz dieser elegischen Stimmung der alten Neuvermählten und dem Waggon entflohen, denn er wußte, daß mit einem Courierzuge nicht zu spaßen ist. Aber Madame Weller hielt ihn fest, theils mit Worten, theils aber auch mit Anwendung wirklicher Gewalt, denn wenn der wie auf Kohlen sitzende Kohler einleitende Abschied-worte sprach, wie unter Anderem: Wenn ich also in nächster Zeit — oder: beim flüchtigen Aufenthalt auf einer Eisenbahnstation ist es unmöglich — oder: ausgeruht von den Beschwerden einer Reise bin ich über-

zeugt — vielleicht auch: die Zeit drängt, aber bei meiner Rückkehr — so ging sie auch zu Thatlichkeiten über, indem sie ihre Hand auf seinen Arm legte, und vielleicht erwiederte: Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder — oder auch:

Ich habe die Jugend verträumt.

Dergleichen nun unter gewöhnlichen Verhältnissen anhören zu müssen ist schon sehr langweilig; wenn man aber Aehnliches genießen soll, untermischt mit Klagen über mangelndes Wasser bei brennendem Durste und gespickt mit allerlei sonstigen Scenerien, nachdem eine unerbittliche Eisenbahnglocke schon lange zum zweiten Mal geläutet hat, so ist dies eine peinliche, ja schweißtreibende Situation, namentlich an einem warmen Sommerabend wie der heutige.

Vergeblich hoffte Herr Mehler, daß der Conducteur eintreten würde und sich mit fragendem Blicke umschauen, vergeblich spähte er sogar nach der Wirthin zur „bunten Katze", und obgleich er sie zu hassen begann, so wäre ihm doch ihr Anblick im jetzigen Momente sehr erwünscht gewesen; er hätte ausgerufen: hier bin ich, retten Sie mich! und sie, deren Hand bekannt war — daran dachte er schaudernd — wäre mit der dünnen Friederike Federbach fertig geworden und hätte ihr die gute Beute nicht gelassen.

Jetzt kam Herr Weiler athemlos vom Stationsgebäude her; er trug etwas in seiner Hand, und seine Gemahlin, die gierig hinausschaute, fing schon an, die Lippen abzulecken. Da — so kann ein hartes, unerbittliches Schicksal oft mit den süßesten Gefühlen der Menschen auf tückische Art spielen — traf kurz vor dem Waggon ein ebenso wohlgenährter Reisender, wie Herr Weiler war, in ebenso hastigem Laufe mit diesem zusammen; der Zusammenstoß war furchtbar, und in der nächsten Sekunde hörte man ein Glas auf dem Boden klirren. — Die einstige Friederike Feder-

bach sank mit einem leichten Aufschrei in die Kissen ihres Sitzes zurück, wobei sie wie ohnmächtig that und dabei ihre rechte Hand krampfhaft an Herrn Mohler's Rockkragen legte, der gerade im Begriff war, diesen passenden Moment zum Entfliehen zu benutzen.

„Steigen Sie ein! steigen Sie ein!" rief draußen der Conducteur. Und das galt offenbar dem Herrn Weller, der nun in sehr gebeugter Haltung unter der Thüre des Wagens erschien.

„Fertig! — fort!"

„Um Gottes willen, Madame! ich gehöre ja nicht auf den Zug. — ich — ich — — Zu spät!" rief Herr Mohler; denn zu dem Fenster hinausblickend sah er, wie sich scheinbar das Stationsgebäude rechts, der Gasthof zur „bunten Kuhe" links langsam zurückschoben, — langsam aber unaufhaltlich. Auch hörte er, wie jetzt die Eisenbahnglocke das dritte Zeichen gab. — Zu spät nach dem Reglement. — viel zu spät. — Und: „Zu spät!" rief auch der Conducteur, an den sich Herr Mohler mit einer dringenden Aufforderung zum Anhalten wandte.

„Vom Anhalten eines Courierzuges kann unter gar keinen Verhältnissen die Rede sein," meinte der Beamte. „Wir halten aber noch einmal, ehe wir zur Residenz kommen, und zwar in Mutbach. Wenn Sie dort ausgesetzt zu sein wünschen" —

Der ehemalige Makler hätte die Nennung dieses an sich ganz unschuldigen Ortes in seiner Aufregung fast für eine Beleidigung genommen, doch begnügte er sich, hastig die Achseln zu zucken und dem Herrn Weller in einem nicht freundschaftlichen Tone zu sagen: „Das habe ich Ihnen zu verdanken." Es war dies eigentlich hart von Mohler, denn der arme Weller befand sich so in keiner beneidenswerthen Lage. Seine Gattin, nachdem sie aus ihrer schein-

baren Ohnmacht erwacht, hatte ihm einen niederschmetternden Blick zugeworfen und that dann, als sei er durchaus nicht mehr in der Welt. Sie hüllte sich in das Bewußtsein ihres Elends, verbrämt mit Poesie, und sprach zum armen, geduldigen Mond so viele unsinnige Worte hinauf, daß dieser gern früher untergegangen wäre, wenn er nur gekonnt hätte.

So riß denn das Schicksal den Herrn Kohler hinweg von der „bunten Katze", von der runden Wittwe, hinweg aus dem Kreise seiner Freunde. Und wenn ihm auch alles das anfänglich wie ein schreiendes Unrecht, ihm vom Schicksal zugefügt, wenn ihm auch in seinen Träumereien das Rollen der Räder, das Sausen der Locomotive, das Rasseln des ganzen Zuges wie ein höllisches Hohngelächter erschien, so dauerte es doch nicht gar zu lange, und die gleichförmige Bewegung der Wagen ebnete langsam die stürmische Flut seiner Gedanken. Nur zuweilen, wenn die Locomotive einen gellenden Pfiff ausstieß, oder wenn der Zug rasselnd und dröhnend durch einen Tunnel flog, oder krachend und polternd über eine Brücke hinweg, da wallte es wieder heftig in ihm auf, und das gellende Pfeifen, das Rasseln, Dröhnen, Krachen und Poltern schien ihm hohnlachend erzählen zu wollen von dem süßen Aufenthalt in der „bunten Katze", von der angenehmen runden Wirthin, die ihm ja mit ihren lebhaften Augen nur beziehungsweise gefährlich werden konnte, und die ihm unschädlich war, wenn er sich nur vor ihrer Hand in Acht nahm. Und das Schicksal hatte ihn vor dieser Hand gewarnt — gewarnt — gewarnt. — Wie gut war es dagegen für seinen Gemüthszustand, daß seine weiche, träumerische Stimmung sogleich wieder die Oberhand gewann, sobald Brücke und Tunnel wieder hinter ihnen zurückblieben und sie auf gerader Bahn durch die vom Mond beschienene Ebene sanft dahinflogen.

Da klang das Rollen der Räder so eigenthümlich, so in einem bestimmten Takte, so ganz im Rythmus eines bekannten Liedes, daß es war, als tönten aus diesem so regelmäßig sich wiederholenden Murren und Rauschen auch die Worte jenes Liedes hervor, und er vernahm sie so außerordentlich deutlich, wenn es auch gurgelnde Stimmen waren, die aus ihm unsichtbaren Nebeln zuflüsterten:

Schlaf, Nebler'chen, schlaf,
Deine Mutter hütet die Schaf,
Dein Vater hütet die Lämmelein,
Schlaf mein liebes Nebler'chen ein,
Schlaf, Nebler'chen, schlaf!

— — Dabei hatte sich Herr Weller an seine Seite gesetzt und erzählte ihm in murmelndem Tone von der Liebe Leid und Lust, wie das Erstere wohl in diesem armen Leben überwiegend sei, und wie so Manches beim näheren Untersuchen anders erscheine als beim ersten flüchtigen Betrachten.

Schlaf, Nebler'chen, schlaf.

Wie schon Paulus gesagt: daß Heirathen gut sei, aber nicht Heirathen besser, und daß, wer bis zu einem gewissen Alter gewartet, auch sich künftig enthalten solle, an der Hand einer Gattin das Leben zu durchschreiten, denn man könne nicht immer genau voraus wissen, wie der Gemüthszustand dieser Gattin sei.

Deine Mutter hütet die Schaf.

Wie sich aber jeder Christenmensch unter gewissen Bedingungen vor allen Jungfern und Wittwen in Acht nehmen solle.

Die hüten keine Lämmelein.

Wie es eigentlich unbegreiflich wäre, daß so Mancher der Zerstörer seiner eigenen Ruhe werde: denn sich einmal in die Pflege gegeben irgend einem Gemüthe, wie Unzählige das irdische Dasein verschönern, — so liebevoll, so aufmerksam, so heiter, so froh, so verträglich, so zu keinem

Mißtrauen geneigt, so ruhig, so versöhnend, — sei ein harter Riegel vorgeschoben zu dem süßen

Schlaf mein liebes Kohler'chen ein.

Wie — ferner vergebliches Zurückbleiben — Thaten gethan — zur Erringung — all' des Glückes — aber die schwersten Thaten — mit unglaublicher Freude thun wollen — wenn — — wenn — jene Erringung — o wenn wenn — wenn —

Schlaf, Kohlerchen, schlaf

Und damit war Herr Kohler wirklich eingeschlummert und ihm träumte ein furchtbarer Traum. Er sei auf einmal der Selige geworden der „bunten Katze" und sie versuchte an ihm ihr sanftes, krallenbewachsenes Pfötchen. „So, Kohler'chen, Du willst schlafen? So, mein Schatz, Du willst ausgehen, wenn es Dir beliebt? — Ei, mein Engel, und nach Haus kommen, wenn es Dir gut dünkt? — so, Du hast noch immer nicht verlernt, Dich unter den Töchtern des Landes umzuschauen? — Du willst heiter sein, da es mir einfällt zu trauern, und versuchst zu lachen, wenn ich Kopfweh habe? — Ja, Kohler, Du hast's gewollt, Du zarte Blüte! Hahaha! Kohler! Rüttele Du nur an Deiner Kette. Der bunten Katze bist Du verfallen mit Leib und Seele!" — O es war ein entsetzlicher Traum, und dazwischen hörte er höhnisches Lachen, höllisches Gejohle, und dann war ihm plötzlich zu Muthe, als würde er von der ganzen Welt ausgepfiffen.

— — Und es pfiff wirklich so laut und gellend, daß der ehemalige Makler darob erwachte, — — — — aber freudig, mit einem entzückenden Gefühle. Dort vor sich sah er im Mondschein glänzen die bekannten Thürme der Stadt, und nun gleich darauf hier bei dem Fenster vorübergleiten Häuser, Mauern, ja einzelne Bäume, die er so

oft geschaut. Er war nicht der bunten Katze verfallen, sein Schauder war Täuschung gewesen, dagegen entsetzliche Wahrheit ein tiefer Seufzer seines Nachbars Weiler. Als nun der Zug anhielt, wie froh erhob er sich von seinem Sitze, während der Andere zu ihr hinsichtlich, die ihm noch immer keines Blickes würdigte. Wie trat Herr Mohler nach einem flüchtigen Gruße so munter in die klare Nachtluft hinaus. Ja, da lag er vor ihm, der so wohlbekannte, heimlich traute Bahnhof! Wie schienen ihm so freundlich zu begrüßen die grünen und rothen Augen der verschiedenen Weichen, die weißen flackernden Lichter der Gaslampen! Wie war es, als sagten ihm Willkommen die erleuchteten Fenster der verschiedenen Bureaus und der Restauration, ja sogar die geöffneten Thore der Locomotivschuppen! — Und erst die lebenden Wesen! Das Bahnhofpersonal vom Inspector bis zu den Gepäckträgern hinab, winkten sie ihm nicht Alle zu so herzlich, so freudig, als sei er nach einer jahrelangen Abwesenheit zurückgekehrt! — Gewiß, Mohler fühlte sein Herz von einem unnennbaren Gefühl geschwellt, als er sich wieder hier sah mitten im Kreise aller Getreuen. — Und jetzt blickte er rasch in die Höhe, denn es war ihm, als rufe eine bekannte Freundesstimme, da er nun den unverwechselbaren Klang der Eisenbahnuhr hörte, welche die zweite Stunde schlug.

Ja, die zweite Stunde.

Darauf ging Herr Mohler nach Hause, ohne den neuen Nachtsack, ohne den neuen Koffer; — das alles war in der „bunten Katze" geblieben, aber wenn auch seine Hände leer waren, so war sein Herz um so voller, bewegt von einem freudigen Gefühl, wenn er an das Glück seiner Freunde dachte, als die Bilder der verflossenen Stunden in bunter Reihe wieder vor sein inneres Auge traten.

Und wenn nun der geneigte Leser auch mit einem freundlichen Gedanken der vierundzwanzig Stunden unseres Buches gedenkt, so wünscht ihm der ergebene Verfasser aus dankbarem Herzen für diesmal eine gute Nacht, jetzt — in der zwölften Stunde.